THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
053
SU
v.25

NOTICE: **Return or renew all Library Materials! The *Minimum* Fee for each Lost Book is $50.00.**

The person charging this material is responsible for its return to the library from which it was withdrawn on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University. To renew call Telephone Center, 333-8400

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

DEC 01 1990

NOV 18 1990

L161—O-1096

Süddeutsche Monatshefte

Unter Mitwirkung von

Josef Hofmiller, Karl Alexander von Müller,
Hans Pfitzner

herausgegeben von

Paul Nikolaus Cossmann

Fünfundzwanzigster Jahrgang
Oktober 1927 bis September 1928

Süddeutsche Monatshefte G.m.b.H., München
Alle Rechte vorbehalten

Digitized by the Internet Archive
in 2025 with funding from
University of Illinois Urbana-Champaign

https://archive.org/details/suddeutschemonat2519unse

533
Su
v. 25

Seite

Oktober 1927

Okkultismus und Spiritismus

Zum 25. Jahrgang 1
Hans Driesch, Tatsachen und Theorien der Parapsychologie 3
Richard Baerwald, Leitgedanken und Leitgefühle des modernen Okkultismus 9
Rudolf Tischner, Die parapsychischen Erscheinungen 16
Rudolf Lambert, Warum ich an die physikalischen Erscheinungen des Mediumismus glaube 24
Carl Graf von Klinckowstroem, Warum ich an den physikalischen Erscheinungen des Mediumismus zweifle. . 29
Arthur Hübscher, Okkultismus und Dichtung 38

Georg Anschütz, Über Entstehung und Bedeutung der Farbe-Ton-Forschung 45

Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode, Die Rheinlandpolitik Kaiser Napoleons III. 48
Ernst Drahn, Die russische Sozialdemokratie 49
Politische Neuerscheinungen. 51
Aus andern Blättern 52

Adalbert Wahl, Französische Gesandtschaftsberichte aus der Bismarckzeit . 53
Über Königin Luise 53
Zum 70. Geburtstag Aloys Schultes. . 54
Walter Schenk, Eine Regimentsgeschichte 54
Georg Karo, Volkskunst in Europa . 54
Gedanken. 56

Der Deutsche Erzähler
Wilhelm Schäfer, Maria Enderlins Heilung 57
Josef Magnus Wehner, Die Hochzeitskuh, Roman (I) 65
Josef Hofmiller, Deutsche Lesebücher 79

Seite

November 1927

Massenwahn

Kurt Baschwitz, Vorwort der Schriftleitung 81
Massenwahn. Von Kurt Baschwitz
1. Hexenverfolgungen und Deutschenhaß 83
2. Der Propaganda-Aberglaube . . . 85
3. Massenwahn-Lehre und Psychoanalyse 89
4. Völkerhaß und Klassenhaß 96
5. Kehrbilder des Massenwahns . . . 99
6. Spiegelgedanken und Grundsatz vom zweierlei Maß 103
7. Die Beherrschung des Massenwahns 105
8. Möglichkeiten der Propaganda . . 107
9. Hetzer- und Verbrecherherrschaft . 110

Fritz Lenz, Max v. Gruber, 6. Juli 1853 bis 16. Sept. 1927. Wer er war und wie er war. 116

Auguste Schorn, Görres in Straßburg 121
Der neue Tirpitz 122
Anton Graf zu Stolberg-Wernigerode . 122
Wahrhold Drascher, Politische Neuerscheinungen 123
Aus Zeitschriften 124

Adolf Dirr, Vom wunderbaren Schicksal eines gestohlenen Markknochens . . 125
Ernst Drahn, Eine Geschichte Alt-Rußlands. 126
Gedanken. 127

Der Deutsche Erzähler
Will-Erich Peuckert, Dr. Faust auf der schwarzen Schule 129
Henrick Pontoppidan, Der Knochenmann 134
Josef Magnus Wehner, Die Hochzeitskuh, Roman (II) 140
Josef Hofmiller, Neue Kunstbücher . 151

686916

Seite

Dezember 1927

Geburtenrückgang

Oswald Spengler, Zur Einführung. 153
Richard Korherr, Geburtenrückgang
1. Übervölkerung und Malthusianismus 155
2. Die Vergangenheit spricht 156
3. Geburtenrückgang und Zivilisation 163
4. Weltstadt und Unfruchtbarkeit . . 168
5. Der Sieg der Weltstadt über das Bauerntum 174
6. Der Niedergang der weißen Rasse 179
7. Die fremden Rassen. 183
8. Kampf dem Geburtenrückgang . . 187

Richard Willstätter, Über die Aufgaben der Chemie. Vortrag gehalten vor der Hauptversammlung der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft in Stuttgart am 13. November 1927 191

Erich Brock, Französische Kolonialverwaltung 196
Fritz Hasinger, Die Herrschaft der Minderwertigen. 199

Alfred Freiherr von Mensi-Klarbach, Indische Fahrten 201
Die ewig grünende Tanne 202
Ein Weihnachtskatalog 202
Hulda Eggart, Gedanken 202

Der Deutsche Erzähler

Hans Friedrich Blunck, Wächter Rühmann 203
Adolf Dirr, Das Herz der Armen Irma. Einer ungarischen Legende nacherzählt 205
Josef Magnus Wehner, Die Hochzeitskuh, Roman (III) 207
Über den Umgang mit Büchern . . . 218
Jugend- und Tierbücher 218
Josef Hofmiller, Weihnachtsbücherschau. 220
Fritz Behn, Meine Erfahrungen als Diktator 228

Januar 1928

Gegen den Einheitsstaat!

Verstädterung. Vorwort der Schriftleitung 233
Friedrich Lent, Der Föderalismus im Reichsganzen 235
Georg Heim, Zentralismus und Föderalismus 241

Seite

Bismarck über den Einheitsstaat . . . 242
Der Standpunkt der süddeutschen Staatsoberhäupter:
Adam Remmele, Badischer Staatspräsident;
Heinrich Held, Bayerischer Ministerpräsident;
Wilhelm Bazille, Württembergischer Staatspräsident 243
Hans Schmelzle, Gedanken über Föderalismus 247
Goethe zu Eckermann am 23. Oktober 1828. 247
Ottmar Rutz, Einige Tatsachen . . . 248
Gustav Otto Müller, Die Fragen des Beamtentums. 250
Wilhelm A. Burchard, Hamburg und der heutige Föderalismus 255
Erwein Frhr. v. Aretin, Gefährdete Außenpolitik 257
Edgar Jung, Die föderalistische Staatsidee und ihre außenpolitische Bedeutung 259
Fritz Büchner, Die Bedeutung des Föderalismus für Europa 263
Heinrich Mataja, Föderalismus und Anschluß 266
Richard Steidle, Was wäre aus Österreich nach dem 15. Juli ohne die Länder geworden? 267
Otto Frhr. v. Taube, Gedanken eines Auslanddeutschen 269
Ludolph Brauer, Reichsform und Hochschulen 273
Arthur Hübscher, Geistesgeschichtliche Betrachtungen 274
Hermann W. v. Waltershausen, Zentralisierung und Dezentralisierung der geistigen Kultur 276
Vergleiche. Nachwort der S. M. . . . 279

Arthur Hübscher, Von einer Balkanreise 285
Josef Hofmiller, Alfred Huggenberger 289
Der Dichter von „Volk ohne Raum" Göttinger Ehrendoktor 290
Unsere italienische Literaturgeschichte . . 290
Ein Verlagsalmanach 290
Gedanken. 290

Der Deutsche Erzähler

Josef Magnus Wehner, Die Hochzeitskuh, Roman (IV) 291
Unveröffentlichte Briefe von Albin Egger-Lienz. Zu seinem 60. Geburtstag am 29. Januar 1928. Mitgeteilt von Josef Soyka, Wien 299

Seite

Josef Hofmiller, Neuerscheinungen . 302
Hulda Eggart, Das Krankheitsbild Annette von Droste-Hülshoffs (I) . . 305

Februar 1928

Karl Marx als Schrittmacher des Kapitalismus

August Winnig. Zur Einführung . . 313
Ottokar Lorenz, Karl Marx als Schrittmacher des Kapitalismus 314
Einleitung 314
Die theoretischen Grundlagen der Marxschen Politik 316
Die praktische Politik von Marx und Engels 318
1. Kampf des Kapitals gegen den alten Staat (Preußen 1848) . . 318
2. Kampf des Kapitals gegen den Grundbesitz (Freihandel oder Schutzzoll) 321
3. Kampf des Kapitals gegen den Mittelstand 322
4. Kampf des Kapitals gegen die Arbeiter (Sozialpolitik) 323
5. Proletarische Revolution 324
Zur Kritik der Marxschen Entwicklungslehre 326
Zur Beurteilung der Marxschen Politik 329

Wahrhold Drascher, Probleme des Auslanddeutschtums 1927 333
Adalbert Wahl, Sozialdemokratie und nationale Einheitsfront im Weltkrieg 339
Georg Karo, Die Denkwürdigkeiten des Botschafters General von Schweinitz 341
Harold Picton, Geburtenrückgang . . 348
Wahrhold Drascher, Geburtenrückgang in Südamerika 353
Die Erinnerungen des Prinzen Max von Baden 354

Adolf Dresler, Bayern und der Südosten 553
Julius Baum, Schwäbische Heimatpflege 356
Ein Klassiker der Ferne 359
Manfred Hausmann 360
Was mich das Leben gelehrt 360
Gedanke 360

Der Deutsche Erzähler

Manfred Hausmann, Der Spaziergang in die Wolken 136

Seite

Josef Magnus Wehner, Die Hochzeitskuh, Roman (V) 367
Josef Hofmiller, Neue Romane . . 385
Josef Hofmiller, Neuerscheinungen . 386
Richard Hendschel, Erklärung. . . . 387
Hulda Eggart, Das Krankheitsbild Annette von Droste-Hülshoffs (II). . 389

März 1928

Rassenhygiene

Rassenhygiene, Vorwort der Schriftleitung 401
Alfred Ploetz, Ziele und Aufgaben der Rassenhygiene 402
Jakob Seiler, Darwinsche Auslesetheorie und moderne Genetik . . . 405
Johannes Lange, Entartung 409
Otmar Frhr. von Verschuer, Wege der Forschung. 412
Karl Valentin Müller, Lebensraum und Geburtenregelung 415
Joseph Mayer, Eheberatung als Mittel der Auslese 419
Wilhelm Hartnacke, Schulfragen im Licht der Rassenhygiene 422
Oda Lerda-Olberg, Die Rassenhygiene und die Frau 426
Hermann Muckermann, Eugenik und Katholizismus. 429
Bernhard Bavink, Rassenhygiene und protestantische Ethik 433
Fritz Lenz, Soziale Notwendigkeiten der Rassenhygiene 436
Fritz Lenz, Literatur zur Rassenhygiene 441

Arthur Hübscher, Das Spektrum Europas 443
Richard Korherr, Geburtenrückgang . 447
Josef Hofmiller, Der Vormarsch des Englischen 449
Hans Herzfeld, Briefe und Schriften Friedrichs des Großen 453
Gedanken. 454

Der Deutsche Erzähler

Josef Magnus Wehner, Die Hochzeitskuh, Roman (VI) 455
Josef Magnus Wehner, Kriegsromane 469
Josef Hofmiller, Neuerscheinungen . 472

Seite

April 1928

Deutschland und Frankreich

Eduard Meyer, Zur Einführung . . 473
Edouard Dujardin, Geistige Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Frankreich 475
Einleitung 475
Das Irrationale und das Rationale . 477
Die großen Zyklen 484
Die Krisis 486
Die Drohungen 496
Der Kreuzzug für den Geist 500
Nachschrift der Schriftleitung 504

Ernst Drahn, Neues von Anarchismus, Kommunismus und Sozialismus . . 505
Amerikanische Bücher 511
Die Revolution der modernen Jugend. 512

Freie Bahn dem Tüchtigen! 513
Paul Rohrbach, Ein Leben im baltischen Kampf 513
Adolf Dirr, Wie der Wein in die Welt kam 514
Pieter Molenbroek, Der Kampf um den Rhein 516
Anklage und Widerlegung 516
Gedanken. 516

Der Deutsche Erzähler

Joachim von der Goltz, Die schweinerne Wendelgard. 517
Josef Magnus Wehner, Die Hochzeitskuh, Roman (VII u. Schluß) . . 523
Sebastian Röckl, Von der Pfordten und Richard Wagner. 536
Josef Hofmiller, Neuerscheinungen . 541

Mai 1928

Moderne Medizin

Hermann Kerschensteiner, Moderne Medizin 545
Fritz Salzer, Die Seelennot der Medizin 549
Wolfgang Veil, Fortschritte der inneren Medizin 557
Karl Kißkalt, Moderne Hygiene . . . 564
Max Isserlin, Medizinische Psychologie 566
Gottfried Ewald, Persönlichkeits- und Konstitutionsprobleme 574
Oswald Bumke, Moderne Psychiatrie 579
Karl Birnbaum, Die psychologische Wendung in der modernen Medizin 582

Seite

Gustav Wolff, Vitalismus und Medizin 588
Fritz Lenz, Vitalismus oder Mechanismus? 593
Hans Wapler, Wesen und Ziel der wissenschaftlichen Homöopathie 596
Georg Klemperer, Die Homöopathie in der modernen Medizin 600
Wilhelm His, Biochemie 603
Josef Hofmiller, Aberglaube an die Ärzte und an die Heilmittel 607
Hans Winkler, Die Ausbildung des Mediziners in den Naturwissenschaften 609
Ludolph Brauer, Die Ausbildung des Mediziners 611

Galerien und Bilder. 615
Heinrich Wieleitner, Das Experiment 615
Arthur Hübscher, Ernst Wiechert. Geleitwort zur neuen Erzählung des deutschen Erzählers 617
Gedanken. 618

Der Deutsche Erzähler

Hans Friedrich Blunck, Schöne Pfingsten. 619
Ernst Wiechert, Geschichte eines Knaben, Novelle (I) 621
Josef Hofmiller, Neuerscheinungen . 626
Fritz Behn, Erklärung 626

Juni 1928

Krisis der Religion?

Rudolf F. Merkel, Religiöse Krisen im Abendland 627
Edgar Jung, Die Agonie des Christentums. 631
Erhard Schlund O. F. M., Krisis im Katholizismus? 633
Emil Brunner, Die Krisis im Protestantismus 638
Robert Steidle, Die Krisis in der katholischen Jugendbewegung 642
Erich Stange, Religiöse Wandlungen der Bünde evangelischer Jugend . . 646
Felix Weltsch, Die religiöse Krisis im Judentum 649
Hinrich Knittermeyer, Religiöse Krisis und Ethik der Gegenwart 653
Theodor Odenwald, Der religiöse Sinn der heutigen Philosophie 658
Hermann Bahr, Die religiöse Krisis und die Literatur der Gegenwart 661
Ernst Drahn, Moderne Freidenkerbewegung 663

Seite

Emil Wolff, Der Gebetbuchkrieg in England 667
Edward Greenly, Religiöse ohne Konfession in England 671
Adolf Keller, Aktivismus und Fundamentalismus in Amerika 673
Psychoanalyse der Religion 676

Hans Herzfeld, Revolution von oben — Umsturz von unten 683
Gedanken. 684

Der Deutsche Erzähler
Ernst Wiechert, Geschichte eines Knaben, Novelle (II) 685
Arthur Hübscher, Offener Brief an Thomas Mann 697
Josef Hofmiller, Neuerscheinungen . 706

Juli 1928

Die neue Wohnung

Alice Freifrau v. Pechmann, Das neue Heim und die Frau 707
Maria Jecker, Vernunft im Hause . . 712
Else Pelz-Langenscheidt, Hausfrau und Architekt 716
Hanna Löv, Der neue Wohnungsbau 720
Ottilie Dorner, Moderne Kleinwohnungen und ihre Folgen 724
Hanna Kronberger-Frentzen, Bürgerliche Wohnkultur seit 1870 726
Julie Meinel, Vernunft in der Küche 729
Erna Meyer, Hausfrau und Maschine 732
Lotte Stoehr, Amerikanische Lösungen 734
Lotte Willich, Wohnungspflege und Volksgesundheit 736
Ruth Schaumann, Stufen aus der Stube. Ein Gespräch 739

Der Lehrstuhl für bayerische Geschichte 743
Die deutschen Dichter der abgetretenen Gebiete 743
Gedanken. 744

Der Deutsche Erzähler
Isolde Kurz, Passionsblume 745
Ernst Wiechert, Geschichte eines Knaben, Novelle (III u. Schluß) 760
Um Thomas Manns „Betrachtungen". Ein Briefwechsel zwischen Thomas Mann und Arthur Hübscher 769
Josef Hofmiller, Städte und Bauten 772
Neuerscheinungen 774

Seite

August 1928

Der Potsdamer Kronrat

Kurt Jagow, Der Potsdamer Kronrat. Geschichte und Legende:

I. Der geschichtliche Hergang
1. Die Pläne der Donaumonarchie nach dem Morde von Serajewo 775
2. Die deutsche Einstellung nach Serajewo 778
3. Der 5. Juli 1914 in Potsdam und Berlin 780
4. Der 6. Juli in Potsdam, Berlin und Kiel 785

II. Die Legende
1. Erzählungen in Berlin 790
2. Gerüchte am Bosporus 793
3. Die ersten Veröffentlichungen . 803
4. Die Denkschrift des Fürsten Lichnowsky 804
5. Das Werk der Unabhängigen Sozialdemokraten 805
6. Die Times-Veröffentlichung . . 807
7. Die Auswirkung des Times-Artikels 809
8. Nachspiel im Reichstag 814
9. Die Kronzeugen der Legende . 818
10. Die Rolle der Legende im Kampf um den Frieden 822
11. Kautskys dokumentarischer „Beweis" und seine Widerlegung . 823

Nicolas Japikse, Der Wegweiser durch die deutsche Aktenpublikation 825
Graf Benckendorffs diplomatischer Schriftwechsel 829
Aus Zeitschriften 830

Ida Boy-Ed 831
Qu'est-ce que c'est? 831
Griebens „Italien" 831
Ernst von Eisenhart Rothe, Hellpachs politische Prognose 831
Gedanken. 832

Der Deutsche Erzähler
Manfred Hausmann, Die Windmühle 833
Ein Racheakt? Unser Briefwechsel mit Thomas Mann 838
Josef Hofmiller, „Junge Deutsche" . 844
Josef Hofmiller, Denkwürdigkeiten, Briefe, Biographien 845

Seite

September 1928

Mensch und Tier

John Galsworthy, Mensch und Tier 847
Erich Rohr O.F.M., Der hl. Franziskus und die Tiere 851
Cölestin Loeckher O.F.M., Schöpfer und Geschöpf 855
Gabriele Maria Allegra O.F.M., Die Natur Italiens im Empfinden des hl. Franziskus 857
Bernardo Aperribay O.F.M. Franziskanische Tierliebe in Spanien . . 859
Manfred Kyber, Tierschutz als Kulturforderung 860
Henry S. Salt, Der erweiterte Gesichtskreis 864
Edward George Fairholme, Der Tierschutz in England 866
Hermann Dechent, Die sittliche Bedeutung des Tierschutzes 868
Kurt Kornicker, Die Lage der Tiere in Italien 870
Hans Mahner-Mons, Verbrechen gegen Tiere 871
Elisabeth Gräfin von Montgelas, Frau und Tier 874
Max Müller, Tierrecht und Recht der Tiere 878
Joseph Bernhart, Heilige und Tiere 881
Josef Magnus Wehner, Ein tragisches Kompromiß 888

Seite

Waldemar Bonsels, Vom Wesen des Tieres 890
Ernst Wiechert, Der siebente Tag . . 893
Josef Hofmiller, Das Tier in der Dichtung 895
Hans Frhr. von Wolzogen, Gemeun und Tier 899
Bernard Shaw, Töten als Sport . . 901
Friedrich Hebbel, Auf das Tier . . 910
Edgar Dacqué, Urgeschichtliche Zusammenhänge zwischen Mensch und Tier 911
Georg Grimm, Das Tier im Kulturkreis des Buddhismus 913
Ernst Curjel, Das Tier in Japan . . 917
Die Tiere im christlichen Staat 919

Georg Heim, Die wirklich Großen . . 925
Karl Haushofer, Albrecht Penck, seine Ausland-, Grenzschutz- und Volkstums-Arbeit 926
August Winnig 928
Gedanken 928

Der deutsche Erzähler

Henrik Pontoppidan, Strandräuber 929
Fritz Behn, Drei Briefe von Carl Peters 937
Neue Verdeutschungen von russischer Lyrik 940
Josef Hofmiller, Weltgeist-Bücher 945
Josef Hofmiller, Neuerscheinungen . 945

053
SU
v.25

Zum 25. Jahrgang

Unbekannte Tatsachen werden am ehesten geglaubt, wenn sie mit einer falschen Theorie verbunden sind. Die siebziger und achtziger Jahre nahmen den Darwinismus, der den Vorteil der falschen Theorie hatte, in Deutschland auf, während sie sich ablehnend verhielten gegen den ohne solche Deckung auftretenden Hypnotismus, der ja schon viel früher als Mesmerismus bekannt gewesen war. Ein bekannter Gelehrter soll damals gesagt haben: Ich werde diese Dinge nicht glauben, bevor ich sie nicht gesehen habe, und ich werde sie nicht sehen, weil ich mir solche Sachen grundsätzlich nicht anschaue. Erst etwa zwanzig Jahre später erfolgte die Eindeutschung dieser Erscheinungen durch Fremdworte. Man streift seinen Kinderglauben leichter ab als seinen Universitätsglauben.

Erst recht abgelehnt wurde damals bei uns die vielfach mit den hypnotischen Erscheinungen in Verbindung stehende unmittelbare Gedankenübertragung. Sensible Menschen scheinen zu allen Zeiten und in allen Völkern ein Gefühl für ihnen irgendwie verbundene andere Menschen auch in die Ferne und auch in die Zukunft gehabt zu haben. Nicht im Kopf, sondern im Leib tritt ein merkwürdiges Brennen auf, das man vielfach mit dem Sonnengeflecht in Verbindung gebracht hat. In der christlichen und in der indischen Religionsgeschichte ist wohl kein religiös Erleuchteter bekannt, der die Gabe des gefühlsmäßigen Erfassens von anderen Seelen ohne normale Mitteilung nicht gehabt hätte. Das Gleiche kann man von der Kunstgeschichte sagen (vgl. den Aufsatz von Arthur Hübscher in diesem Heft). Die physikalische Erklärung solcher Erscheinungen krankt u. a. daran, daß das, was übertragen wird, nur in selteneren Fällen optische, akustische oder sonstige sinnliche Eindrücke sind, in den meisten ein Gefühl besonderer Art; auch nicht im Objekt liegen kann, weil es die Einstellung des Subjekts zu einem ihm unbekannten Vorgang gefühlsmäßig ausdrückt. Das eine Mal ist das, was wahrgenommen wird, ein Erlebnis der innerlich verbundenen Person, das andere Mal diese Person selbst (vgl. die Beispiele in diesem Heft, S. 16 u. 17). Was die Telepathie, falls sie nicht ein physikalisches Phänomen ist, und das Hell- und Fernsehen weltanschaulich so wichtig macht, ist die Beziehung zur Unsterblichkeit. Wenn Raum und Zeit bei ihnen keine Rolle spielt, so sind sie immateriell oder unsere Vorstellung von Materie ist unvollständig. Unser einmal im Grab verwesender Körper erscheint nicht mehr unauflöslich mit unserem inneren Leben verbunden.

Weitergehend hatten sich einige Forscher, die sich auf andern Gebieten Weltruf erworben hatten, in den siebziger und achtziger Jahren mit dem eigentlichen Spiritismus befaßt. In England Crookes und Wallace, in Deutschland Zöllner und in wesentlich geringerem Umfang der alte Fechner und Wilh. Weber. Diese Beschäftigung wurde bei uns bis Ende der achtziger Jahre als eine Marotte sonst bedeutender Männer betrachtet. Jeder, der sich auch nur mit den Grenzgebieten befaßte — Forscher wie Moll und Dessoir, die jetzt zu den größten Zweiflern gezählt werden — war wissenschaftlich verdächtig.

Einen Wendepunkt in der Einstellung der deutschen wissenschaftlichen Welt bedeutete 1890 das Erscheinen der großen Psychologie des Amerikaners William James. James, der in Deutschland am höchsten geschätzte ausländische Psycholog, behandelte Hypnotismus und Telepathie als feststehende Tatsachen und hatte die grandiose Unbefangenheit, von den Erscheinungen der in den folgenden Blättern oft erwähnten Mrs. Piper, denen er selbst angewohnt hatte, zu sagen, die spiritistische Erklärung scheine hier im ganzen naheliegend. Es waren vor James ausländische Arbeiten zu uns gekommen, die der Person ihrer Verfasser wegen ernst genommen wurden. Vor allem aus England die Phantasms of the Living, deren Herausgeber Gurney, Myers, Podmore als ernste Forscher anerkannt waren. Aus Frankreich brachte die Revue de l'Hypnotisme Fälle von Spaltung der Persönlichkeit, die mit dem bisherigen wissenschaftlichen Weltbild nicht übereinstimmten.

Es zeigte sich hier der Tatsachen-Sinn der Angelsachsen. Ihnen war die Fülle des

Geschehens die Hauptsache, auch wenn es nur ungefähr erfaßt wurde, während in Deutschland das leidenschaftliche Streben dahin ging, seelische und seelisch-körperliche Erscheinungen, und seien es die scheinbar unbedeutendsten, mit der gleichen Exaktheit zu erfassen wie die körperlichen; am anderen Ende standen bei uns festgefügte, unerschütterliche Theorien, die durch die Laboratoriumsarbeit wenig berührt wurden. Während die Angelsachsen sich mehr zwischen den beiden Extremen bewegten, nicht so exakt im Kleinen, nicht so unbeweglich im Großen. Sie suchten von den Experimenten aus ihre Weltanschauung zu gestalten, die der Deutsche zu ihnen fertig mitbrachte. So kam James zu der unten (S. 7) von Driesch erwähnten Auffassung vom Weltwissen, die sich übrigens mit der von Thomas von Aquin bekämpften Lehre des Arabers Averroes von einem dem Menschengeschlecht gemeinsamen universellen Verstand berührt.

Allerdings hat die Behandlung dieses Gebiets besondere methodische Schwierigkeiten, die in den nachfolgenden Aufsätzen mehrfach zur Sprache kommen. So wie viele Ärzte Krankheiten in der eigenen Familie nicht gerne selbst behandeln, sind überhaupt Angelegenheiten, in die man selbst verflochten ist, im allgemeinen wenig geeignet zur wissenschaftlichen Behandlung. Auf sie ist man aber in der Psychologie sehr angewiesen, und in einem besonderen Sinn trifft das auch auf das ganze telepathische Gebiet zu: Die berichteten Tatsachen dieses und der angrenzenden Gebiete berühren überwiegend das intime Leben, z. T. die tiefsten Erschütterungen eines ganzen Menschenlebens, also diejenigen, die der Künstler darstellt, der Erkennende aber am wenigsten geeignet und geneigt ist wissenschaftlich zu behandeln. Wir sind unbefangen genug, um Lichtenbergs Bemerkung (in dem Brief an F. F. Wolff vom 20. Oktober 1783), daß man von solchen Dingen desto mehr abgekommen sei, je mehr sich die Zeiten aufklären, als richtig anzuerkennen. Nur bilden wir uns ein, noch unbefangener als er zu sein, wenn wir für möglich halten, daß solche Dinge sich auch weniger ereignen, je mehr sich die Zeiten aufklären, und daß in einem einzigen Kloster des Mittelalters sich vielleicht mehr davon ereignet hat als in allen Börsen, Fabriken, volkswirtschaftlichen Seminaren und Zeitungsredaktionen des industriellen Zeitalters.

Es ist verständlich, daß bei dem systematischen Trieb des Deutschen durch die Entdeckung der unsichtbaren Strahlen die Einstellung zu den sog. okkulten Dingen sich änderte. Für viele ist ja die Voraussetzung zur Anerkennung von behaupteten Tatsachen die, daß sie glauben, die Erklärung in der Tasche zu haben.

Zudem läuft eine größere Leichtigkeit in der Anerkennung von Neuem der politischen Entwicklung parallel. So schwer früher eine zur bisherigen Vorstellung von Wissenschaft nicht passende Behauptung aufgenommen wurde, so leicht jetzt. Die früher auf Tradition gegründeten deutschen Universitäten, die dazu neigten, jeden als unwissenschaftlich abzulehnen, der in der Medizin zu Wasser und Vegetarismus, in der Politik zum Sozialismus, in der Literatur und Kunst zur Moderne, in der Biologie zum Vitalismus, in der Psychologie zum Unbewußten sich bekannte, haben ihre Art in großem Umfang geändert. Nun schlägt der Pendel der Geschichte wieder einmal nach der entgegengesetzten Seite aus. Man ist rückständig, wenn man weiß, wie viel Ehrfurcht vor der Natur in jener übertriebenen Zurückhaltung gegenüber allem Neuen gesteckt hat.

Eine gute Gelegenheit für die S. M., sich wie stets zwischen zwei Stühle zu setzen, die zu Beginn des 25. Jahrgangs nicht versäumt werden durfte, indem wir Anhänger und Gegner zu Wort kommen lassen. Es ist in Deutschland üblich, die Leser als Kinder zu behandeln, denen man nichts vorlegen darf, was sie zu Zweifeln an der Allwissenheit ihrer redaktionellen Eltern führen könnte. Wir haben sie, ohne unsere eigene Überzeugung zu verbergen, als Erwachsene behandelt, denen man vorlegt, was Sachkenner, welcher Richtung auch immer sie sein mögen, zu sagen haben. Es gibt neben den vielen, die lesen um bestätigt zu bekommen, was sie schon vorher gewußt haben, doch auch viele, die lesen, um über das Gelesene nachzudenken. Ihnen gilt zum Beginn des 25. Jahrgangs unser Gruß

Tatsachen und Theorien der Parapsychologie

Von Hans Driesch in Leipzig

Die neue Wissenschaft, welche man in Deutschland jetzt Parapsychologie, d. h. „neben" der sozusagen offiziellen Lehre einherlaufende Psychologie, zu nennen pflegt, hat, so seltsam es dem Kundigen erscheinen muß, noch immer den Widerstand gewisser Kreise von Forschern gegen sich. Es ist passend, die Betrachtung der Parapsychologie mit der Zergliederung dieser Widerstände zu beginnen. Es läßt sich leicht zeigen, daß sie grundlos sind, und durch solchen Nachweis wird dem, der noch nicht in ihrem Bann ist, das größte Hindernis für ein unbefangenes Verhältnis zur Parapsychologie aus dem Wege geschafft.

Dogmatische, d. h. grundlos geglaubte, Lehrsätze sind es, die, oft wohl nicht klar bewußt, bei manchen immer noch das Denken über die Wirklichkeit beherrschen. Das bedeutsamste dieser Dogmen ist der Satz, daß alles Geschehen in der Natur von der mechanischen Art, im allgemeinsten Sinne des Wortes „mechanisch", sein müsse, daß der Begriff der sogenannten Kausalität ohne weiteres den Begriff des mechanischen, d. h. des von Teil zu Teil gehenden, Geschehens einschließe. Eine nicht einmal sehr schwierige logische Untersuchung, die ich an anderer Stelle durchgeführt habe[1]), zeigt aber zwingend, daß das nicht der Fall ist. Der Möglichkeit nach ist mechanische Kausalität nur eine neben sogar drei anderen kausalen Grundformen, von denen freilich nur noch eine, die „ganzmachende", teleologische oder vitalistische, verwirklicht ist. Es „muß" also nicht alles mechanisch zugehen in der Welt. Wäre das der Fall, so stünde es freilich um Telepathie, um Hellsehen, um Materialisationen bedenklich.

Es „muß" nicht alles mechanisch zugehen, und es geht nun auch schon im Bereiche des gut Bekannten, also ganz abgesehen von den sogenannten okkulten Dingen, durchaus nicht alles mechanisch zu; dort nämlich geht es nicht so zu, wo das, was wir Lebendiges nennen, in Frage steht. Der sogenannte Vitalismus, besser: die Lehre von der Eigengesetzlichkeit des Lebendigen, ist sachlich wohl begründet. Ich habe vor langen Jahren einmal über diese Lehre in dieser Zeitschrift berichtet[2]).

Durch die bis jetzt gewonnenen Einsichten sind zwei Hindernisse für die Zulassung des Parapsychologischen schon hinweggeräumt. Wir wissen jetzt erstens, daß nicht alles Naturgeschehen logisch von der mechanischen Art zu sein braucht, und zweitens, daß es oft, nämlich im Reiche des Organischen, tatsächlich nicht von dieser Art ist.

Ein drittes Hindernis für das Neue war der sogenannte psycho-physische Parallelismus. Diese Lehre sollte den Mut haben, sich klar zu geben als das, was sie ist. Sie ist aber ein ausgesprochener psycho-mechanischer Parallelismus, kein psycho-physischer im unbestimmten Sinne des Wortes, denn sie läßt das Gehirn eine echt mechanische Maschinerie sein, zu deren Kräftespiel das bewußte Erleben „parallel" laufen soll. Es soll dieses Erleben, kurz gesagt, die Mechanik des Gehirns „von der anderen Seite gesehen" sein. Nun ist diese Form einer Parallelismustheorie, wie ich gezeigt habe[3]), ganz und gar unmöglich: Erstens ist es schlechthin absurd, geometrisch-mechanische Konstellationen von Materie „dasselbe" (von der „anderen Seite") wie bewußten Sinn, bewußte Bedeutung usw. sein zu lassen. Zweitens läßt sich zeigen, daß das physiologische Getriebe im Hirn gar kein rein mechanisches Getriebe ist. Drittens versagt die Parallelisierung, weil das, was ich den Grad der Mannigfaltigkeit des Seelischen, im Sinne des Bewußten und des Materiellen, im Sinne des Mechanismus (im weitesten, nicht nur Newtonischen Wortsinne), nenne, auf beiden Seiten ganz verschieden ist. Von einem allgemeinen

[1]) Ordnungslehre, 2. Aufl., 1923, S. 197 ff. [2]) Im ersten Heft des ersten Jahrgangs. [3]) Philos. d. Organischen, 2. Aufl. 1921, S. 330 ff. und Leib und Seele, 3. Aufl. 1923.

psycho-„physischen" Parallelismus ließe sich reden, indem das bewußte Erleben in „Paral lelität" zum Gebahren der „un"bewußten vital-seelischen Entelechie gesetzt wird; abe das ist eben nicht das, was die übliche Lehre vom Parallelismus will.

Weggeschafft ist also der Mechanismus des Weltbildes in allen seinen Formen und dami das größte Hindernis für ein unbefangenes Verhalten zur Parapsychologie.

Gelehrt wird von uns schon für das Bereich des sogenannten „Normalen" di grundsätzliche Zweiheit von Materiellem und Seelisch-Vitalem. Beide stehen in ursäch lichen Beziehungen zueinander, sind aber nicht „dasselbe".

Hier nun setzt das neue parapsychologische Wissen ein. Seiner physischen Seite nac bedeutet es, wie wir sehen werden, eine Erweiterung des Vitalismus, seiner mentale nach etwas noch viel tiefer Greifendes, nämlich eine Erweiterung der Lehre vom Wisse und damit der gesamten Philosophie.

Aber die Parapsychologie ist eine Tatsachenwissenschaft, keine aprioristische Lehr wie die Geometrie; und da erhebt sich denn zunächst die Frage: Handelt es sich hier über haupt um „Tatsachen"?

Daß es auf parapsychologischem Boden eine Fülle von Täuschungs-, ja Betrugs möglichkeiten gibt — wobei Betrug nicht immer bewußter Betrug zu sein braucht — gibt jeder zu; auf physischem Boden sind diese Möglichkeiten zahlreicher als auf mentalem Denn bewußte Verabredung oder unerlaubter Kenntniserwerb eines sogenannten Medium ist leicht auszuschließen, und z. B. von den sehr gewissenhaften britischen Forschern geradez durch Überwachung der Medien durch Detektivs ausgeschlossen worden. Auf physischen Boden ist die meist durch das Medium vorgeschriebene Dunkelheit eine bedenkliche Sache denn nicht immer wird hier, wie bei Schrenck-Notzing, bei leidlichem oder sogar guten Rotlicht gearbeitet. Ich habe an anderer Stelle[1]) den Vorschlag gemacht, die Medien nach Coué scher Art, suggestiv dahin zu beeinflussen, daß sie ihre Phänomene auch in Licht, zum mindesten im Rotlicht, produzieren zu können überzeugt werden, und de Versuch sollte jedenfalls gemacht werden.

Bei Schrencks Arbeiten mit Willy Schneider ist die Kontrolle heute gut: man sieh das dicht mit Leuchtnadeln besteckte Medium dauernd, und die Phänomene geschehe etwa 1½ m hinter seinem Rücken; sie geschahen zum Teil in einer Entfernung von nu etwa 30 cm vor meinen Augen. Wo die Kontrolle schlecht ist, wie z. B. in den „Margery" Untersuchungen, denen ich beiwohnte, hält kaum einer so sehr mit seinem Urteil zurü wie ich selbst[2]), freilich gerechterweise auch nach der negativen Seite hin.

Ich erkläre offen, daß ich von der Tatsächlichkeit der Gedankenübertragung, der Telekines und der Materialisation überzeugt bin, ja auch von dem, was die Franzosen Metagnomi (Hellsehen) nennen, und was noch über die übliche Gedankenübertragung hinausgeh Ich bin überzeugt worden einmal durch persönliche Erfahrungen, gesammelt in Münche (Willy), in London (Mrs. Leonard) und in Paris (Pascal Forthuny), zum anderen durc gründliche Kenntnisnahme der gesamten guten Literatur aller Länder.

Natürlich muß man die Literatur überhaupt kennen, soll man sie beurteilen, und hic liegen bekanntlich (übrigens in allen Ländern) die Dinge immer noch so, daß viele vo den „offiziellen" Gelehrten sich verhalten wie jener Kardinal, der sich weigerte durc Galileis Fernrohr zu sehen um nicht in seiner Weltanschauung gestört zu werden. Da Trägheitsprinzip gilt eben nicht nur im Reiche der Mechanik, sondern auch im geistige Leben. Es ist ja so unbequem umlernen zu müssen, die gute alte „Seele" wieder auf de Thron zu setzen. Aber die Wahrheit hat sich noch immer durchgesetzt, und wir können warter

Ich sage jetzt zunächst einiges über die verschiedenen Zweige parapsychologische Forschung und über die Möglichkeit, ihre Ergebnisse an die Ergebnisse bekannter Wisser

[1]) The Journal of the Americ. Soc. for Psychical Research XXI, 1927, S. 66 f. (Dasselb deutsch in Zeitschr. f. Parapsych. 1927, S. 478 ff.). [2]) Zeitschr. f. Parapsych. II. 1927, S. 33

schaften irgendwie anzuknüpfen. Es wäre natürlich sehr erfreulich, wenn das gelänge; es würde auch der Aufnahme der Parapsychologie durch die Laien, nachdem die allergröbsten Hindernisse als beseitigt vorausgesetzt sind, den Weg bereiten. Daß wir hier aber von verschiedenen Zweigen der Parapsychologie gesprochen haben, hat insofern seine Berechtigung, als zunächst ganz verschiedene Phänomengruppen vorliegen, mögen sie sich auch vielleicht am Ende theoretisch vereinigen lassen.

Wir gehen zunächst an die große Hauptgruppe der physischen Phänomene und unterscheiden Fernbewegungen (Telekinesen einschließlich der Levitationen), d. h. Bewegungen von materiellen Gegenständen ohne Leibesberührung, und Materialisationen, d. h. Gestaltungen ohne Verwendung der Gliedmaßen. Dazu kämen Durchdringungen der Materie, „Apporte" — (notwendigerweise mit der De- und Rematerialisation eines materiellen Gegenstandes verbunden!) — falls wir sie als Tatsachen annehmen. Ich bewahre hier noch einstweilen eine zögernde Haltung und gehe an dieser Stelle überhaupt nicht auf diese problematischen Dinge ein, selbstverständlich ohne ihre Möglichkeit dogmatisch zu leugnen.

Wenn wir nur solche Materialisationen als gesichert annehmen, welche in sichtbarlichem Zusammenhang mit dem Leibe einer parapsychologischen Person entstehen, wenn wir also echte isolierte „Phantome" einstweilen in dubio lassen, und wenn wir weiter alle Telekinesen als durch abnorme Organe irgendwelcher Art, etwa starre Fäden, vom Leibe eines Mediums aus besorgt ansehen, so kommt große Einheitlichkeit in diese erste große Gruppe der Paraphänomene: das Medium ist imstande, im Anschluß an seinen normalen Leib fremde Materie zu ordnen, oder auch erst aus seinem Leibe herauszusenden und dann zu ordnen, und zwar entweder zu ziehenden oder stoßenden Apparaten oder zu geformten Gebilden, wie etwa einer Hand.

Diese Tatsachengruppe stößt beim Laien in der Parapsychologie auf den größten Widerstand, auf einen viel größeren als die Gruppe des Paramentalen, ist aber theoretisch nichtsdestoweniger leichter mit Bekanntem zu verknüpfen als diese. Es würde sich um eine Art von Übervitalismus handeln, verbunden mit Suggestionseffekten. Daß schon im normalen organischen Leben ein immaterielles Agens Materie in der „Assimilation" heranzieht und dann zu Formen ordnet, lehrt bereits der normale Vitalismus. Die Lehre von der Suggestion und Autosuggestion hat uns anderseits gezeigt, daß physiologische Vorgänge, wie Blutungen, Wundheilungen u. a., psychisch beeinflußt werden können: die feste Überzeugung, daß hier etwas eintreten wird — (nicht der „Wille", daß es eintreten „möge") — bedingt dessen Verwirklichung. Verbinden wir beides, so haben wir eine suggestive Wirkung der gläubigen Einbildungskraft auf die Entstehung von Formgebilden, freilich nicht im oder am Leibe, wohl aber in Verbindung mit ihm. Wird uns doch immer wieder gesagt, daß das Medium eine Berührung seiner Paragebilde geradezu empfinde; sie gehören zu ihm.

Leibesferne Phantome, wenn wir sie annehmen, würden natürlich auf diese Weise unerklärbar sein; Apporte usw. ebenfalls.

Die mentale Tatsachengruppe der Parapsychologie müssen wir zu Beginn jedenfalls dreifach gliedern, freilich mit der Hoffnung späterer Wiedervereinigung der Sondergruppen unter höherem Gesichtspunkt. Zunächst behalten wir auch die einmal eingebürgerten Namen bei: Telepathie und Gedankenlesen bedeuten die Kenntnisnahme des Wissensinhaltes eines anderen Subjekts ohne die normale Vermittlung dieser Kenntnisnahme durch das „Hören" oder „Sehen"; beim Hellsehen handelt es sich um die nicht sinnesmäßige Erfassung sachlicher Umstände, bei der Prophetie um ein Wissen des Künftigen ohne rationale Berechnung. Alle drei Phänomene können „psychometrisch" — ein sehr schlechtes, aber einmal übliches Wort — vermittelt sein, d. h. ein Gegenstand, der einem Menschen gehörte, vermittelt dem Medium ein Wissen um dessen vergangene, gegenwärtige oder künftige Lebensumstände.

Wir machen zunächst die Voraussetzung, daß es sich hier, soweit nicht, beim Hellsehen, bloß ein Wissen um Lebloses in Frage steht, stets um den Erwerb des Wissensinhaltes oder des Schicksals eines lebenden Menschen durch das Medium handle. Das Wort „Gedankenlesen" zumal, sei das gemeinte Phänomen mit Psychometrie verknüpft oder nicht, soll also stets das „Lesen" in einer lebendigen Seele bedeuten. Nicht freilich nur das Lesen in deren eigentlichem Bewußtsein; denn es gibt allzuviel Fälle, in denen im Unterbewußten „gelesen" wird, d. h. in denen das Medium Dinge erfährt, an die das in Rede stehende Subjekt „in diesem Augenblicke nicht denkt" oder die es „vergessen" hat.

„Animistisch" nennt man das hier geschilderte theoretische Vorgehen. Die lebende „Anima" steht in Frage. Es handelt sich, und das eben ist das Paranormale, um unmittelbare Wirkung zwischen Seele und Seele ohne Leibesvermittlung. Es gibt zwar Forscher, die hier mit den heute so beliebten „Strahlen" als materiellem Vermittler kommen. Aber die Unmöglichkeit dieser Hypothese ist sowohl von Tischner wie von mir selbst[1]) erschöpfend dargetan worden.

Daß animistische Gedankenübertragung, spontan oder beabsichtigt, existiert, ist zweifellos. Es gibt geradezu Experimentaluntersuchungen darüber mit gutem Ergebnis. Mit dem „Wie?" ist es freilich eine andere Sache. Eigentlich verstehen tun wir das Phänomen nicht, viel weniger als die physische Tatsachengruppe, die wir wenigstens an Bekanntes anschließen konnten. Daß irgendwie alle Seelen in einer Überseele verbunden seien, müssen wir wohl in einer recht unbestimmten Form annehmen. Das sagt wenig, und das einzig Bedeutsame dabei ist, daß schon hier der Gedanke einer überseelischen Verbundenheit in irgendeiner Form auftreten muß, will man nicht etwa ganz im Dunklen bleiben und einfach die Tatsachen hinnehmen.

Es sind nun aber nicht alle Fälle der Gedankenübertragung von der Art, daß in deutlicher Weise eine lebende Seele aus einer anderen lebenden Seele etwas herauszuholen scheint. Von den besten britischen Medien sind Fälle von Gedankenübertragung bekannt, welche nur unter der Voraussetzung überhaupt noch unter das übliche Schema fallen, daß man annimmt, es hole das Medium sich sein Wissen aus mehreren Seelen, das eine von dieser, das andere von jener. Dabei aber zeigt es eine ganz bestimmte Art der Auswahl. Das Medium gibt hier nämlich, was wir vorausschicken müssen, in seinem schlafartigen Zustande an, daß ein Verstorbener sich in ihm äußere, und die Auswahl, welche es gedankenlesend vornimmt, erfolgt nun stets so, daß nur solche Wissensinhalte zur Äußerung gebracht werden, welche einmal zum Wissensbereiche eben dieses Verstorbenen gehörten, wobei — auf dem Boden der animistischen Hypothese — das Eine aus diesem, das Andere aus jenem Sitzungsteilnehmer heraus bezogen sein würde. Das Verhalten des gedankenlesenden Mediums wäre also auswählend, personifizierend und in seinen übernormalen Fähigkeiten beschränkt, indem es eben nur um solche (bewußte oder unterbewußte) Wissensstücke anderer weiß, welche sich auf einen bestimmten Verstorbenen beziehen.

Ist das noch animistisches „Gedankenlesen" eigentlichen Sinnes?

Vertagen wir die Beantwortung dieser Frage, um zunächst gewisse andere Schwierigkeiten, welche für das übliche Schema der Gedankenübertragung bestehen, zu nennen.

Da ist zunächst die Psychometrie: die paranormalen Kräfte des Mediums werden geweckt durch Berührung eines materiellen Gegenstandes, welcher irgendeinem Menschen einst gehörte, und es sagt dann über das Leben eben dieses Menschen Richtiges aus.

Hier erhebt sich nun zunächst die große Frage, was an dem Gegenstande das eigentlich sei, was ihn zu einer so seltsamen Auslösungswirkung befähige. Ich habe diese Frage anderenorts[2]) erörtert und übergehe sie hier, da sie zurzeit gänzlich unbeantwortbar ist.

[1]) Proceedings Soc. Psych. Res. XXXVI, 1926, p. 179. [2]) Vortrag gehalten auf dem parapsy. „Symposium" in Worcester, Mass. Siehe „The Case for and against Psychical Relief", 1927, S. 168 ff. Auch deutsch in Zeitschr. f. Parapsych. 1927 (im Druck).

Was uns hier allein angehen soll, ist der Sachverhalt, daß das psychometrische Medium in allerhöchstem Maße jene schon geschilderte auswählende und personifizierende Tätigkeit seiner zugleich in bestimmter Weise beschränkten Fähigkeiten zum Ausdruck bringt, und zwar mit Rücksicht auf Verstorbene ebensogut wie auf Lebende — ja auf Verstorbene, von deren Schicksal jedenfalls kein Anwesender etwas weiß, so daß also Auswahl unter den Wissensinhalten mehrerer Anwesender jedenfalls nicht in Frage kommt.

Und nun endlich die Prophetie, psychometrisch vermittelt oder nicht. An der Tatsächlichkeit kann nicht mehr gezweifelt werden; mir selbst sind zwei sehr gute Fälle von hochstehenden glaubwürdigen Personen mitgeteilt worden. Hier ist es natürlich mit der Theorie der „Gedanken"übertragung zwischen Lebenden aus.

Wenn man, wie üblich, unter Animismus die Lehre versteht, daß die mentalen parapsychischen Phänomene sich durch die Annahme einer Wirkung von lebender Seele auf lebende Seele verstehen ließen, so sind wir, wie man wohl bemerkt haben wird, im Laufe unserer Darlegungen vom Animismus im eigentlichen Sinne bereits erheblich abgerückt. Nur die Tatsachen, welche wir an erster Stelle nannten, also das Experimentelle und gewisse Fälle spontaner Telepathie, fielen in Klarheit unter diesen Begriff, und ich bitte nun zu beachten, daß wir selbst angesichts dieser einfachen Dinge bereits sagten, „schon hier" stelle sich der Gedanke einer „überseelischen Verbundenheit" in irgendeiner Form ein.

Daß dieser Gedanke sich angesichts der zusammengesetzteren Erscheinungen, wie wir sie jetzt geschildert haben, in viel größerer Stärke einstellt, wird keinem zweifelhaft geblieben sein, und die große Frage ist nun die, was wir mit jenem Gedanken anfangen sollen.

Man sieht wohl, daß wir hier vor dem Problem des Spiritismus stehen, wenn wir dieses Wort zunächst in sehr weitem Sinne, nämlich als Lehre von der Unvernichtbarkeit des Seelisch-Geistigen überhaupt nehmen.

Schon William James hat dem Spiritismus in dieser unbestimmten Form zugeneigt. Er nahm ein Weltgedächtnis als eine Art von metaphysischem Stapelort an, in welchem alles je von einer persönlichen lebenden Seele Gewußte sollte aufbewahrt werden. Das Medium sollte, in den zusammengesetzteren Fällen sogenannter Gedankenübertragung, in diesem Weltgedächtnis „lesen", ja in ihm sollten sich Quasi-Persönlichkeiten gestalten können, welche zwar nicht durchaus identisch sein sollten mit Personen, die in ihrer besonderen Bestimmtheit früher auf Erden sich betätigten. Auch Oesterreich und der Italiener Mackenzie neigen solcher Lehre zu.

Am tiefsten hat sie E. Osty neuerdings in seinem grundlegenden Werke „La connaissance supranormale[1])" zu erhärten versucht, einer der besten Schriften, welche unsere Literatur besitzt. Osty unterscheidet die einfache echt animistische Gedankenübertragung von dem, was er, nach Boirac, Metagnomie — (wir würden im Anschluß an unsere „Para"psychologie wohl Paragnomie sagen) — nennt:

Für jede irdische Seele gibt es einen „transzendentalen Plan", der ihr Wesen ausmacht, ihre Schicksalsgesamtheit, und der auch alle scheinbaren Zufälligkeiten ihres Lebens in fester Bestimmtheit umschließt. An die Monade von Leibniz wird man hier erinnert: auch sie lebt ja ihr ganzes Leben, einschließlich aller sogenannten Zufälligkeiten, aus sich, aus ihrem Wesen, heraus. Der „Metagnom" soll nun die Fähigkeit haben, an gewissen Personen diesen transzendentalen Plan ihrer Seele unmittelbar zu erfassen. Psychometrie soll dazu, in noch unbekannter Weise, helfen, oder auch echt animistisches Gedankenlesen, das aber von der eigentlichen, viel tiefer im Metaphysischen wurzelnden Metagnomie scharf zu scheiden ist. Denn der Metagnom erfaßt den ganzen „Plan" der fremden Seele einschließlich alles Vergangenen und Zukünftigen. Ja, er erfaßt den „Plan" der noch nicht Geborenen und der Toten. Und wichtig ist besonders, daß ein psychometrisches Objekt dem Metagnomen auch solche Besonderheiten des Lebens einer

[1]) Paris, Alcan, mehrere Auflagen.

Seele enthüllt, welche aus einer Zeit stammen, in welcher das Objekt noch gar nicht im Besitze der Person war, deren Lebensschicksale hier aufgedeckt werden; so ist das Objekt also nur auslösender Vermittler.

„Der noch nicht Geborenen und der Toten", sagten wir. Alle „Pläne" sind nämlich nach Osty Bestandteile des „kollektiven Bewußtseins", das keine Zeit kennt, und sind in ihm ebenso unvernichtbar wie es selbst. Der Metagnom „liest" Gedanken, gewiß, aber er liest eben nicht nur echt animistisch in der persönlichen lebenden Seele, sondern er kann auch, selbst ein Bestandteil des kollektiven unvernichtbaren zeitfreien Bewußtseins, in diesem unmittelbar „lesen".

Das ist noch kein „Spiritismus" üblichen Sinnes, aber die Lehre vom Kollektivbewußtsein, dessen Gedanken die einzelnen „Pläne" wären, macht den Weg zu ihm frei, wenn auch Osty selbst sich ihm gegenüber zögernd, ja, an einzelnen Stellen, ablehnend verhält.

Was nun sollen wir zum echten eigentlichen Spiritismus sagen, zu der Hypothese also, die logisch durchaus einwandfrei ist, daß, in überpersönlicher Verbundenheit, die einzelnen personalen Seelen den Tod als dieselben überdauern und, was doch wohl dazugehört, auch vor der „Geburt" als dieselben da waren? Ich gestehe, daß ich, je mehr ich mich mit dem Gegenstande gedanklich beschäftige, um so mehr für diese Hypothese gewonnen werde, und vielen anderen Parapsychologen, ich nenne nur Pagenstecher in Mexiko, Walter Prince, Mc Dougall, Schiller, ist es ebenso ergangen[1]), von den vielen gläubigen Spiritisten ganz abgesehen. Die auswählende, personifizierende und dabei auf den Wissensinhalt einer vordem lebenden Seele beschränkte Tätigkeit der Medien ist es, die die Hypothese des echten eigentlichen Spiritismus in der Tat nahelegt. Mit Ostys Gedanken des „transzendentalen Planes" ließe sie sich sehr wohl vereinigen. Auf ihrem Boden würde nun aber der Unterschied zwischen „Animismus" und „Spiritismus" unerheblich werden; denn um ein „Lesen" in fremder Seele, um ein Herausholen von Wissensinhalten aus fremder Seele würde es sich in beiden Fällen handeln, nur daß diese das eine Mal leibgebunden, das andere Mal leibungebunden wäre. Und der echte „Metagnom" wüßte eben nicht nur um das sozusagen Seelisch-Aktuelle, sondern auch um Ostys „Plan".

Für eigentlich „bewiesen" anderseits halte ich den echten Spiritismus noch nicht. Im Empirischen kann man ja, im mathematisch-logischen Sinne des Wortes, überhaupt nicht „beweisen"; man kann immer nur wahrscheinlich machen, gelegentlich freilich bis zu einem Wahrscheinlichkeitsgrade, der dem 1:1 nahe kommt. Auch das ist hier heute wohl noch nicht möglich.

Wer den echten Spiritismus annimmt, für den gibt es natürlich kaum Grenzen des Möglichen; für den sind auch Apporte und echte, mit einem Lebenden nicht in Zusammenhang stehende Phantome „verständlich". Denn was sollte ein Geist nicht vermögen? Wir wissen ja über ihn als solchen nichts.

Hier gerade liegen nun freilich große Gefahren für die schweifende Phantasie, diese Feindin der Wissenschaft, wenn sie für mehr gehalten wird als für bloß „schweifend" und dadurch allerdings vielleicht zu echten Forschungen anregend — alle großen Entdeckungen sind letzthin schweifender, aber dann gezügelter Phantasie entsprungen.

Bewahren wir uns die Offenheit des Blicks — aber bewahren wir uns auch Nüchternheit. Denn es soll sich ja doch nicht um Glauben, sondern um Wissenschaft handeln. Eine grundlegend neue wissenschaftliche Lehre muß man sich, soll sie wissenschaftlich etwas wert sein, geradezu abringen lassen. Je schwerer die Geburt war, um so kräftiger ist nachher das Kind.

Übrigens bliebe selbst auf echt spiritistischem Boden jene Crux der heutigen Parapsychologie, die sogenannte Psychometrie, noch immer ein Rätsel. Wie setzt denn ein

[1]) Das kam klar auf dem auf S. 6 Anm. 2 genannten „Symposium" zum Ausdruck.

materielles Objekt den Metagnomen zu einer, lebenden oder verstorbenen, Seelenperson in Beziehung? —

Daß eine wohlbegründete Parapsychologie einen Einfluß auf die Weltanschauung haben wird wie keine neue wissenschaftliche Lehre je zuvor, ist außer Frage. Denn hier geht es aufs Tiefste: auf das Wesen des Menschen, ja alles Lebendigen. Die Einheit alles Geistigen wird nicht nur hypothetisch erschlossen auf Grund von Indizien, wie etwa das Dasein des sittlichen Bewußtseins eines ist, sondern sie wird uns ganz augenfällig geradezu vorgestellt. Und dieses Wissen um die Einheit alles Geistigen wird, so hoffen und glauben wir, die Menschheit auch endlich auf eine ihrem Wesen und ihrer Würde als geistiges Wesen angemessene sittliche Höhe führen.

Gewiß, es handelt sich hier letzthin um Metaphysisches, und alle Metaphysik kann nur hypothetisch sein; der Solipsismus ist in voller logischer Strenge nicht zu widerlegen. Aber eine auf Parapsychologie gegründete Metaphysik hat denselben Rang wie jede Art der Metaphysik — und wer wäre denn praktisch nicht in irgendeiner Form Metaphysiker? Wenn man sich einmal zur Metaphysik entschließt, so hat alles Empirische seine metaphysische Bedeutung, so ist alles Empirische Hinweis auf Seiten oder Züge des Wirklichen[1]). Gewiß, unmittelbar zugänglich sind uns nur „Erscheinungen" — (abgesehen von dem eigenen „Wissen", in welchem ein Teil des Wirklichen sich so erfaßt, wie er ist). Aber ebenso wie das unter der Form „Materie" Erscheinende metaphysisch etwas andeutet oder bedeutet, so tut das auch alles, was uns die Parapsychologie erscheinungshaft an Beziehungen offenbart. Diese Beziehungen aber sind hier geistige Beziehungen; und sie weisen im Letzten hin auf den Einen wirklichen Geist.

Leitgedanken und Leitgefühle des modernen Okkultismus

Von Richard Baerwald in Berlin-Halensee

Die Frage „Woher in dieser hyperkritischen und wissenschaftsreifen Zeit die große okkultistische Bewegung?" gehört zu den lehrreichsten, fruchtbarsten Fragestellungen für den Kulturhistoriker der Gegenwart. Man hat auf verschiedene Momente hingewiesen, die an der paradoxen Erscheinung mitbeteiligt sein werden: Auf die unerbittliche Selbstkritik unserer Epoche, die sich den nicht wegzuleugnenden metapsychischen Phänomenen gegenüber nicht mehr, wie die Aufklärungszeit, mit billigen Redensarten abspeisen läßt; auf die modernen Verkehrsmittel, die zur Folge haben, daß, wenn hinten auf dem Dorfe ein Spukfall vorkommt, übermorgen schon eine parapsychologische Kommission zur Stelle ist; auf den modernen Individualismus, der auf das eherne Zeitalter der Maschine und mechanischen Naturerklärung feindselig reagiert, so daß der Mensch nicht mehr Rädchen im großen Getriebe sein, sondern seinen eigenen Schutzgeist und sein spezielles Vertragsverhältnis mit dem Weltgeist haben, nicht mehr in der gläsernen Durchsichtigkeit der Naturwissenschaft leben will, in welcher der Sachverständige unsere Weltanschauung kommandiert, sondern in stimmungs- und ahnungsvollen Dämmerungen, in denen jede Seele sich ihr eigenes Heim baut.

Gerade dieser letztgenannte Punkt führt uns wohl zur Hauptursache der „okkultistischen Welle". In der rationalistisch-materialistischen Mitte des 19. Jahrhunderts bildete der klare, scharf-logische Kopf und der positive Tatsachenmensch das Ideal menschlicher Vollkommenheit. Selbst die Kunst war sachlich, objektiv, logisch gerichtet, Gedanken- und

[1]) Vgl. meine „Wirklichkeitslehre", 2. Aufl. 1922.

Problemdichtung, pointierter Dialog beherrschte die Dichtung (Wilbrandt, Spielhagen, Lorm, Hamerling usw.). Am Jahrhundertende erlitt diese Entwicklung einen plötzlichen Knick, eine ausgesprochene Rückwendung ins Dämmerhafte, Stimmungsmäßige erfolgte. Liszt raubte der Musik die klare Architektonik der Melodie, in der Lyrik entstand eine Dichtung mit gewollter Unverständlichkeit (Stefan George), in der Dramatik eine in gedämpften Tönen und verschwimmenden Formen redende Neuromantik (Maeterlinck, Hauptmann), in der Malerei ein alle klaren Konturen in Stimmung auflösender Impressionismus, ein ganz in Subjektivität versinkender Expressionismus. Die Wissenschaft wurde von diesem Zwange mitgerissen. Der klare Verstand wurde entthront, der Irrationalismus erklärte ihn für impotent und unfähig zum Erkennen des Wesens der Welt, der Intuitionismus erhob Ahnung, Gefühl, Instinkt zum eigentlichen Erkenntnismittel. Und nun erkennt man sofort: in dieses mystische Kulturmilieu gehörte der Okkultismus als wesensverwandt hinein. Schon die alte Romantik von 1800 hatte ihre okkultistische Nebenströmung in den deutschen „Pneumatologen" gehabt, deren bekanntester Justinus Kerner wurde. In noch viel höherem Maße ließ die Neuromantik den Weizen derjenigen erblühen, die auf die „vielen Dinge zwischen Erde und Himmel" und die mangelhafte Traumbegabung unserer Schulweisheit spekulieren. So entstand die „Metapsychik", eine Wissenschaft, die, wenn sie auch nicht auf kausale Erklärungen verzichtet, sich doch ihre Begründungen aus einer metaphysischen Hinterwelt herholt, so die Gruppe jener halb wissenschaftsfeindlichen Okkultisten wie Keyserling oder Scholz, die systematisch und experimentell arbeitenden Verstand und geheimnisvolle okkulte Phänomene überhaupt für inkommensurable Dinge erklärt.

Gefühle und Leidenschaften sind primäre, Verstand und Gedanken meist nur sekundäre Lenker menschlicher Entwicklungen. Darum scheint mir, daß die soeben geschilderte neueuropäische Gefühlsverschiebung als grundlegende Wurzel des modernen Okkultismus anzusprechen ist. Aber sie ist verborgener als die mit ihr in Zusammenhang stehende Weltanschauungsverschiebung, auf deren Einfluß man beim Lesen metapsychischer Literatur beständig hingewiesen wird. Der Rationalismus, Materialismus, Mechanismus des 19. Jahrhunderts war vielleicht die kulturell erfolgreichste Epoche der Geistesgeschichte gewesen, aber wie alle siegreichen Strömungen war er hochmütig und einseitig geworden und neigte zu forschem Aburteilen und Ableugnen dessen, was ihm nicht in den Kram paßte, neigte dazu, dort, wo er nur ein Programm aufstellen und Zukunftsperspektiven bieten konnte, sich schon am Ziele zu glauben. Diese Überspannung ergab den gewaltigen Rückstoß zur Metaphysik und zum Spiritualismus, der gewissermaßen die sichtbare Außenseite der geheimen, neuromantischen Gefühlsverschiebung darstellt. Und eben dieser Rückstoß leitet auf zahlreichen Wegen, von denen hier nur einige herausgehoben werden können, zum Okkultismus hinüber. Der Positivismus hatte der Forschung nicht nur die Metaphysik, sondern im Grunde auch die einheitliche Weltanschauung verbieten, er hatte sie auf die unmittelbar aus der Erfahrung gewonnenen Erkenntniskrümel beschränken wollen. Damit hatte er sich am Hauptmotiv des Erkenntnistriebes vergriffen; man kann nicht an den höchsten Fragen wie Gott, Seele, Kosmos, Willensfreiheit mit einem bequemen „Ignorabimus" („wir können nichts darüber wissen") hinweggleiten, wenn an diesen Dingen doch unser leidenschaftlichstes Interesse haftet. Ergebnis: Ein revolutionärer Rückfall in die Metaphysik, der die mühsam in Jahrhunderten errichteten Grundlagen der Erfahrungsphilosophie wegzuschwemmen droht. Lernt man aber einmal mit übersinnlichen Wesenheiten wie Gott, Seele, Erkennen frei von Raum und Zeit auf Du und Du verkehren, wie sollte man dann, wenn man auf okkulte Erscheinungen stößt, die sich schwer auf Naturkausalität zurückführen lassen, nicht auf jene übersinnlichen Wesenheiten zurückgreifen und z.B. sagen: „Prophezeien beruht auf Wiedervereinigung bevorzugter Individuen mit dem allwissenden Allgeist und bildet ein Erkennen ohne Bindung durch Raum und Zeit." Solche Ableitungen haben den Vorzug, unwiderleglich zu sein, denn wo wir keine Wahrnehmungen und Erfahrungen gewinnen können, im Bereiche des Übersinnlichen nämlich, entfällt auch die

Möglichkeit des Einspruchs, und wer gegen die Benutzung übersinnlicher Beweisgründe protestiert, dem fliegt das Schimpfwort „Positivist" an den Kopf; gegen Schimpfen aber gibt es erst recht keine Widerlegung. Der Materialismus hatte nicht nur die monistische Lehre übernommen, daß Seele gleich Gehirnvorgang sei, er hatte sie noch übertrieben, indem er behauptete, die seelische Seite sei bloß ein nebensächlicher, einflußloser Reflex des materiellen Vorgangs. Dieser dünkelhafte Materialismus wurde durch die Hypnose-, Suggestions- und Hysterieforschung gründlich ad absurdum geführt. Man erkannte, daß Gedanken krank und gesund machen, nicht nur die körperlichen Prozesse, sondern auch die Körperform verändern, z. B. blutende Wunden hervorrufen konnten. Die Psychoanalyse mit ihrer Lehre, daß zahlreiche Krankheiten auf verdrängten Gefühls- und Vorstellungskomplexen beruhen, trug die Theorie von der Einflußlosigkeit des Seelischen vollends zu Grabe. Darin lag schon ein Rückstoß zum Spiritualismus, ein Anlaß zur Verehrung des geheimnisvoll Seelischen, das sich durch kein Mikroskop betrachten läßt. Mit dem Materialismus war aber die mechanische Naturauffassung eng verbündet, die an die ausnahmslose Geltung der blinden Kausalität glaubt und deren Durchkreuzung durch willkürlich wirkende seelische Mächte, durch Götter oder Dämonen oder Lebenskräfte leugnet. Die Blüte der Naturwissenschaften im 19. Jahrhundert hatte dem Mechanismus mächtig Vorschub geleistet. Die Lebenskraft, dieses Lieblingskind schon der älteren Romantik, wurde hinausgetrieben, man hoffte, sämtliche physiologischen Vorgänge auf die Maschinerie physikalischer und chemischer Kräfte zurückführen zu können. Auf dem Gebiete der Biologie drängte der Darwinismus in die gleiche Richtung und zeigte, daß bis zu einem gewissen Grade die Höherentwicklung und Differenzierung der Arten, so sinnvoll sie aussieht, nicht das Werk planmäßiger, zielbewußter, weltlenkender Gedanken, sondern blinder, ihr Ziel nicht kennender Vorgänge, z. B. des Kampfes ums Dasein, sei. Dieser Siegeszug des Mechanismus stieß aber auf Hemmungen. Man gewann neue Beispiele für die erstaunliche Anpassungsfähigkeit und Planmäßigkeit der Lebensprozesse. Wenn ein Baum, mit der Krone in den Boden gesteckt, die Zweige in Wurzeln und die Wurzeln in Zweige verwandelte und so fröhlich weiter gedieh, wenn, wie im Driesch'schen Seeigelversuch, eine herausgeschnittene Zellengruppe des Eis das ganze Tier ergab, so daß dessen Formidee vom Stoffe unabhängig zu sein schien, so kollidierten diese Leistungen der Zielstrebigkeit mit den primitiven Erklärungsmöglichkeiten, über die eine mechanische Naturerklärung bisher verfügte. Man griff im Neovitalismus wieder zur Lebenskraft, zur aristotelischen zielstrebigen, formbildenden Kraft zurück. Das aber bedeutete einen vollständigen Zusammenbruch der Weltanschauung des 19. Jahrhunderts. Denkende und wollende Formkräfte, die, ohne daß sich ein Gehirn oder Nerven oder sonst ein materieller Vermittlungsapparat auffinden ließ, den Stoff gestalteten, konnten nicht mehr mit Gehirnbewegung identisch sein. Der Geist mußte hiernach eine besondere, von der Materie unterschiedene Substanz sein. Und er mußte mit der Materie in Wechselwirkung stehen. Man kehrte also sowohl dem Monismus wie dem psychophysischen Parallelismus den Rücken, man sollte in der philosophiegeschichtlichen Gedankenentwicklung bis hinter Descartes und Spinoza zurück. Gab es geistige Mächte, die über der Materie schwebten und sie regierten, dann war wieder Raum für Dämonen, für umherwandelnde Seelen Verstorbener, für den von Spinoza und Goethe verpönten „Gott, der nur von außen stößt" und die Naturkausalität durch Wunder unterbricht. Eine gerade, schwer ausweichbare Straße führt vom Neovitalismus zum Okkultismus und selbst zum Spiritismus. Der Neovitalismus „ziert sich noch ein bischen", wie die Lise im Volkslied, sich mit Mittelalter, Paracelsus und Swedenborg auszusöhnen, aber er hat „das Köpfchen doch schon halb umgedreht" und findet, daß der Spiritismus für viele okkulte Erscheinungen die plausibelste und einfachste Erklärung bietet. Man wartet gespannt, wie es weiter geht: Wird der Neovitalismus den Spiritismus hoffähig machen oder selbst von ihm kompromittiert werden, wie weiland der tierische Magnetismus durch seine zu enge Verbindung mit Telepathie und Hellsehen?

Diese ganze Darlegung beweist, wie tief der Okkultismus im Gefühl und in der Gedankenwelt unserer Zeit wurzelt. Wer ihn für eine vorübergehende Modetorheit, für die Ausgeburt einer exzentrischen oder durch schreckliche Erlebnisse aus dem Gleichgewicht geratenen Zeit hält, bekundet einen bedenklichen Mangel an Augenmaß für geschichtliche Entwicklungen.

Wenn ich im folgenden die weltanschauliche Grundlage spezieller metapsychischer Problemgebiete andeute, so beschränke ich mich, da Vollständigkeit in diesem engen Rahmen doch nicht erstrebt werden kann, auf bestimmte besonders der Kontroverse und dem Mißverständnis ausgesetzte Einzelpunkte. Das Ziel einer Klärung der Ideen wird so am sichersten erreicht werden.

Man teilt die metapsychischen Phänomene in zwei Gruppen: parapsychische und paraphysische. Erstere haben es, wie der Name zeigt, mit rein gedanklichen Vorgängen zu tun. Den Kern der parapsychischen Erscheinungen bildet die Telepathie, die Gedankenübertragung ohne sinnliche Vermittlung von einem Kopf in den anderen. Die Okkultisten erklären die Telepathie durch das unmittelbare Kommunizieren der von der Anschauungsform des Raumes befreiten Seelen; die naturwissenschaftlich eingestellten Anhänger der Telepathie erklären sie durch die sog. physikalische Hypothese; ähnlich wie ein gleich abgestimmtes Weinglas mit einer gestrichenen Violinseite mitklingt, sollen nach ihnen mit den Gehirnvorgängen eines Kopfes die gleich abgestimmten Zellengruppen eines andern Gehirns mitklingen, wobei dann, da analoge Ganglienprozesse von analogen seelischen Prozessen begleitet werden, eben wegen der gleichen Abstimmung im Kopfe des Empfängers sich derselbe Gedanke bildet, der vom Kopfe des Senders seinen Ausgang genommen hat. Annähernd derselbe Gedanke, wollen wir vorsichtiger sagen, denn wie eine durch sinnlichen Reiz geweckte Farbenempfindung sich in zwei Individuen mit ganz verschiedenen Assoziationen umgibt, so wird auch ein Gedanke, von einer Seele in eine andere übertragen, in dieser leicht eine ganz abweichende Begleitmusik erhalten. Der telepathische Sender hat etwa, cellospielend, ein musikalisches Erlebnis, der Empfänger sieht ihn als cellospielende sichtbare Figur. Unmöglich, aus diesen selbstverständlichen Verarbeitungsdifferenzen einen Gegenbeweis gegen die physikalische Telepathieerklärung herzuleiten!

Natürliche Deutungen haben selbstverständlich vor metaphysischen den Vorzug. So bleibt die physikalische Hypothese der Telepathie konkurrenzlos, falls sie den Tatsachen gerecht wird. Und tut sie es, so fügt sich die durch tausendfache, mannigfaltige Erfahrung bestätigte Telepathie reibungslos in unser naturwissenschaftliches Weltbild und hört damit auf, okkult zu sein, ähnlich wie die Hypnose aufhörte, als parapsychisches Phänomen zu gelten, sobald sie einer natürlichen Ableitung zugänglich wurde.

Nun ist es interessant zu sehen, wie logisch sich die physikalische Hypothese seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts entwickelt und die Einwürfe der Zweifler einen nach dem andern auf den Sand gesetzt hat. Zunächst stützte sie sich nur auf das Analogon der oben erwähnten akustischen Resonanz. Aber diese war eine schwache Stütze, denn sie wirkt nur auf kleine Entfernungen, nicht, wie Telepathie, von einem Erdteil zum anderen. Die Entdeckung der erdumkreisenden elektrischen Wellen, die Erfindung drahtloser Telegraphie und Telephonie widerlegte diesen Einwand. Nun sagte man: Die elektrischen Wellen kennen wir, Gedankenwellen sind aber eine ganz haltlose Vermutung. Sie blieb aber nicht lange haltlos, denn die Physiker erkannten, daß es keine materielle Veränderung ohne elektrische Umsetzungen gibt, und besonders das Vorhandensein von Emanationen der Gehirnvorgänge wurde durch allmählich sich verbessernde Experimente immer wahrscheinlicher. Aber, sagte man, wenn der Nauener Turm nach Amerika funkt, so braucht er gewaltige Maschinen und Energiequanten. Wie sollten die minimalen Ausstrahlungen minimaler Ganglienprozesse diese Wirkungen nachahmen? Noch dazu angesichts der Tatsache, daß telepathische Sendungen meist von Sterbenden, Träumenden, Ohnmächtigen, Hypnotisierten ausgehen, deren Gehirnvorgänge besonders schwach sein müssen. Da kam Cazzamalli und machte es durch seine Versuche sehr wahrscheinlich, daß 1. die genannten Zustände vorherrschenden

Unterbewußtseins eine spezielle Art von ausgesendeten Wellen erzeugen, die sich in den aufgestellten Detektoren immer nur dann durch besondere Geräusche ankündigten, wenn ein Anwesender in einen der genannten Zustände verfiel. 2. Daß nur Detektoren für kurze Wellenlängen auf diese Strahlungen hin anschlugen. Sie mußten also kurzwellig sein, und kurze Wellenlängen, die bisher in der Technik noch wenig Verwendung gefunden hatten, kommen mit sehr geringen Energiequanten aus. Cazzamalli selbst allerdings, durch taktische Erwägungen gehemmt, hat über die Frage, ob er seine Wellen für das Agens der Telepathie halte, sehr verklausulierte und widersprechende Erklärungen abgegeben. Das hindert aber nicht, daß die gefundenen Tatsachen genau die noch vorhandene Lücke füllen. Es gibt noch Streit über die Ausdeutung seiner Befunde, aber im Wesentlichen, nachdem Cazzamalli selbst einige Einwände in seiner letzten Veröffentlichung in der „Revue Métapsychique" und der „Zeitschrift für Parapsychologie" widerlegt hat, nur noch über die Frage, ob es sich um elektro-magnetische oder Radiowellen handle. Nachdem somit die physikalische Erklärung Stein auf Stein bis zum Dachfirst geschichtet ist, wo bleibt noch das Loch, in das der Liebhaber wunderbarer Deutungen sich vor ihr flüchten könnte?

Ja, ein Loch scheint noch da zu sein, aber das ist eine tückische Falle. Der Okkultist sagt: Was geht uns die Übertragung materieller Hirnprozesse an? Damit werden doch nicht zugleich Gedanken übertragen. Geistiges ist eine Welt für sich, und nur der überwundene materialistisch-monistische Standpunkt vermengte es mit dem Stofflichen.

Um diesem Einwand zu begegnen, bedarf es keiner neuen Entdeckungen, sondern nur einer Klärung alter philosophischer Begriffe. Die Tatsache, daß geistige Vorgänge immer oder meist mit entsprechenden Gehirnvorgängen Hand in Hand gehen, ist keine Philosophie und hängt von keinem besonderen Standpunkt ab, sondern es ist ein nur selten bestrittener Befund der Einzelwissenschaft, der verbündeten Psychologie und Hirnphysiologie, von dem die verschiedenen philosophischen Theorien ihren Ausgang nehmen. Man streitet sich wohl nicht darüber, daß, wenn eine Luftschwingung durch Ohr und Nervus acusticus hindurch einen Ganglienprozeß im Schläfenhirn auslöst, eine parallel gehende Tonempfindung mitproduziert wird. Wie sollte man sich das Entstehen der Sinnesempfindungen auch anders vorstellen? Es ist fast allgemeine Annahme, daß, wenn jene Tonempfindung eine Reihe von Assoziationen A, B, C auslöst, in den zugeordneten Zellengruppen a, b, c gleichzeitig ein materieller Prozeß stattfindet. Dieser faktische Parallelismus ist gemeinsame Grundlage und darf mit dem vielumstrittenen psychophysischen Parallelismus nicht vermengt werden, der uns sogleich beschäftigen wird.

Streit der Philosophien dagegen besteht über die Deutung jenes Hand-in-Hand-Gehens seelischer und materieller Vorgänge. Der Dualist nimmt an, das, was da parallel geht, seien zwei verschiedene Geschehnisse. Der Vertreter der dualistischen Wechselwirkungslehre fügt hinzu, diese beiden Geschehnisse bedingten sich gegenseitig kausal, bald reiße die geistige Reihe die physische nach sich, bald umgekehrt, so komme der faktische Parallelismus zustande. Die philosophische Theorie des psychophysischen Parallelismus leugnet solche kausale Verkettung der beiden Reihen. Der Monist sagt: Kein Wunder, daß die beiden Reihen trotz fehlender Wechselwirkung parallel gehen, denn sie sind nur zwei Bilder, zwei Erscheinungsweisen, zwei Seiten derselben Vorgangsreihe, denn Seele ist nur Gehirnbewegung, gesehen durch ein anderes Erkenntnisorgan (Selbstwahrnehmung). Der Spiritualist hält von diesen beiden Erscheinungsweisen die seelische, der Materialist die körperliche für die eigentliche. Aber diese Theorien sind nur verschiedene Erklärungen des Parallelgehens, keine von ihnen versucht dieses in Zweifel zu ziehen.

Und nun scheint es mir doch unzweifelhaft, daß zur Anerkennung der physikalischen Telepathiehypothese nichts weiter nötig ist als die Zustimmung zu dem von allen Philosophien vorausgesetzten Parallelgehen von Seele und Hirnprozeß. So gut wie mit der Anregung eines Ganglienprozesses im Schläfenhirn eine Tonempfindung aufwacht, ebenso gut muß mit einem durch physikalische Wellen aus einem Kopf in den anderen

übertragenen Hirnvorgang der entsprechende Gedanke mit erstehen (gleichviel ob man dies durch Wechselwirkung, psychophysischen Parallelismus oder Identität erklärt, gleichviel ob man Dualist oder Monist ist). Diese beiden Arten der Vorstellungsanregung sind fast identisch, und wer Mitauslösung von Gedanken bei telepathisch übertragenen Hirnprozessen für plumpen Materialismus oder veralteten Monismus erklärt, muß mit denselben Schmeichelworten auch den bedenken, der da sagt, die Wahrnehmung einer Rose entstehe durch Einwirkung der wirklichen Rose auf das Gehirn. Wer die physikalische Hypothese der Telepathie als materialistisch bezeichnet, beweist, daß ihm entweder der philosophische Begriff des Materialismus nicht klar ist, oder daß er sich in einen fanatischen Spiritualismus hineingeredet hat, daß er schon die Erwähnung des selbstverständlichen Hand-in-Hand-Gehens von Leib und Seele ablehnt.

Die zweite hauptsächliche parapsychische Problemgruppe betrifft das „Hellsehen", ein übernormales Erkennen von Verborgenem, räumlich Fernem, zeitlich Vergangenem oder Zukünftigem ohne jede Vermittlung der Sinne, ohne Schlußfolgerung oder telepathische Übernahme aus einem anderen Bewußtsein. Kürzer gesagt, ein Erkennen unter Ausschaltung aller natürlichen Erkenntnismittel, ein Wunder, das sich nur metaphysisch erklären ließe, etwa wiederum durch Teilnahme an Gottes Allwissenheit oder Emanzipation des Vorstellens von Raum und Zeit. Offenbar läßt sich also Hellsehen nicht, wie Telepathie, in unser naturwissenschaftliches Weltbild einordnen. Daher darf die Diagnose: Hellsehen nur gestellt werden, wo wirklich alle anderen Erkenntnisquellen verriegelt, wo namentlich sinnliche Wahrnehmung unmöglich ist. Es ist aber so gut wie unmöglich, in dieser Beziehung das Wort unmöglich zu gebrauchen. Unser Wachbewußtsein zwar besitzt eine experimentell meßbare Reizschwelle, unter der gelegene minimale Reize nicht mehr perzipiert werden. Aber unser Unterbewußtsein, wie es in der Hypnose, im Trance, in der Hysterie zutage tritt, unterschreitet die Reizschwelle des wachen Seelenlebens oft bei weitem, und es ist vorläufig durchaus keine Grenze festzustellen, bis zu der in solchen Fällen die Wahrnehmung sich verfeinern kann, denn je tiefere Schichten des Unterbewußtseins gehoben werden, desto weiter scheint sich diese Grenze auszudehnen. So konnten bei manchen außerordentlich sensitiven Medien Sinnesleistungen festgestellt werden, die früher für unglaublich gehalten wurden. Chowrin hat auf dem Wege der üblichen Erkundung der Reizschwelle bei seinem Medium eine Verfeinerung des Sehens und Tastens festgestellt, die es ohne weiteres befähigte, den Inhalt mehrfach verschlossener Briefe zu erkennen. Es ist nicht einzusehen, warum hiernach ein Medium nicht auch imstande sein sollte, den Inhalt eines hölzernen Kastens oder einer Bleiröhre wahrzunehmen, da es ganz sicher physikalische Strahlen gibt, die auch solche dichten Medien durchdringen. Die bisherigen noch lückenhaften Versuche legen es auch nahe, daß dem Unterbewußtsein nicht bloß die üblichen Sinnesfunktionen des Wachbewußtseins zu Gebote stehen, sondern daß es auch von andersartigen Reizen beeinflußt wird. So konnte bei sicherem Ausschluß der Augen farbiges Licht, auch ohne Berührung des gefärbten Gegenstandes, mit den Händen erkannt werden, und nach neuesten Experimenten scheint die Haut sogar auch Gerüche unterscheiden zu können. Wie soll bei solcher Sachlage ein Experimentator noch eine Versuchsanordnung finden können, die ihn zu dem Urteil berechtigt: Hier ist jede Möglichkeit sinnlicher Wahrnehmung ausgeschlossen, dies kann nur Hellsehen sein! Bei unmeßbar weiten Grenzen einer Möglichkeit gibt es keine Feststellung per exclusionem. Man könnte einwenden, das Hineinblicken in einen eisernen Kasten sei ebenso wunderbar wie Hellsehen. Das leugne ich nicht, sicher wird uns die parapsychische Forschung viel Wunderbares zeigen und eine große Ausdehnung unserer Erkenntnis bringen, gleichviel ob man in der Ausdeutung ihrer Ergebnisse mit ihr einig ist. Darum ist sie auf jeden Fall verdienstvoll und darf nicht verspottet werden, wie dies früher geschah. Aber es ist auch nicht verboten, Erstaunliches anzunehmen, sondern verboten ist nur, sich frei aus den eigenen Fingern gesogene, durch keine Erfahrung zu belegende Erklärungsgründe aus einer metaphysischen

Welt hervorzuholen, wenn man diesseitige Ursachen geltend machen kann, sei ihre Erfahrungsgrundlage auch noch lückenhaft.

Die paraphysischen Sitzungen haben es mit Geistererscheinungen, Materialisationen, Telekinesen (Fernbewegungen ohne Berührung) zu tun. Ehe man sich nun über die weltanschaulichen Folgerungen dieser Phänomene den Kopf zerbricht, müßte doch wohl die Tatsachenfrage soweit geklärt sein, daß man erkennt, die Überlegung lohne sich. Nach den bisherigen, sehr umfangreichen paraphysischen Untersuchungen aber muß man annehmen, daß sich durch derartige Experimente mit Medien nichts geklärt hat und sich niemals etwas klären wird. Die ganzen physikalischen Darbietungen der Medien stecken voll von Betrug und Taschenspielerei. Menschliche Beobachtung ist schon außerstande, unter guten Bedingungen mit einem geschickten Taschenspieler Schritt zu halten, geschweige denn bei schlechtem Licht oder unter den sonstigen erschwerenden Bedingungen, welche die Medien von ihren Untersuchern fordern. Der ganze Beweis der Okkultisten ruht auf dem Vertrauen auf ihre lückenlose Kontrolle. Es soll aber noch die Kontrolle gefunden werden, die nicht einem ingeniösen Trickkünstler ein Loch zum Durchschlüpfen geboten hätte. Daß die Phantasie der Experimentatoren oder ihrer Leser dieses Loch nicht sehen kann und dadurch die Leistung des Mediums den Eindruck eines erschütternden Wunders macht, beweist gar nichts für die Echtheit, denn wie immer erneute, mit den simpelsten Mitteln veranlaßte Reinfälle bewiesen haben, ist unsere Phantasie auf diesem Gebiete von kindlichster Unbeholfenheit. Das Urteil „hier war Betrug vollständig ausgeschlossen", selbst von dem größten Fachmann ausgesprochen, ist nicht einen Pfifferling wert. Wenden die Okkultisten ein, der Betrug der im Trance befindlichen Medien sei vielfach unwillkürlich, so daß die gleichen Medien auch echte Phänomene zeigen könnten, so widerlegen sie zwar den Negativisten, der den ganzen physikalischen Mediumismus als Schwindel nachweisen will, nicht aber den Agnostiker, der behauptet, daß auf diesem Gebiete gesicherte Erkenntnis nicht zu gewinnen ist.

Am besten wird diese Ergebnislosigkeit nicht durch Reflexionen und Schlußfolgerungen bewiesen, sondern durch die uns vorliegende Geschichte der Forschung. Der krasseste Fall ist gerade in diesem Sommer in Erscheinung getreten. Willy und Rudi Schneider waren bisher die berühmtesten aller physikalischen Medien, sie waren angeblich nie entlarvt worden, die Kontrolle, der man sie unterwarf, gilt als die mustergiltigste bisher erreichte, eine große Zahl maßgebender Gelehrter hat den Sitzungen mit ihnen beigewohnt und ist überzeugt worden. Und nun erscheint im Aprilheft der Londoner Zeitschrift „Psyche" (Kegan Paul, Trench, Trübner u. Co.), ein Bericht von Warren Jay Vinton über die Versuche, die er im Bunde mit anderen Beobachtern im Hause Schneider in Braunau veranstaltet hat, ein Bericht, der so niederschmetternd ist, daß er es unmöglich macht, die Brüder Schneider überhaupt noch für echte Medien zu halten und zu glauben, daß sie jemals wirklich in Trance gewesen seien. Nach diesem Bericht schlich sich ein Helfershelfer im Dunkeln in das Kabinett. Er mußte, ohne anzustoßen oder Geräusch zu machen, im Stockdustern über Sofalehnen oder Bufettsimse hinwegturnen oder zwischen den zusammensitzenden Teilnehmern durchschleichen. War das schwierig, so forderte das Medium zur Verengerung des Kreises auf. Kam der Komplize an seinen (des Mediums) Stuhl, so kippte dieses ihn vornüber, um ihn hinten durchzulassen, kam der Untersucher, so kippte es ihn wieder zurück, um ihn von der gefährlichen Ecke fernzuhalten. Dergleichen erfordert ein bis ins Kleinste eingeübtes, wochenlang durchgeprobtes Zusammenspiel aller Beteiligten. Sollte Willy Schneider im Dämmerzustand, in schwerer Benommenheit an einer solchen Intrige mitgewirkt haben? Unsinn! War er aber in Braunau kein echtes Medium, dann war er es bei Schrenck-Notzing auch nicht, und alle dort geübten Kontrollen waren durchlässig.

Trotzdem liegt gewiß kein Anlaß vor, die Männer, die sich so selbstlos mit dem Durchstoßen dieser Sackgasse abgemüht haben, zu tadeln. Es ist auch ein wertvolles Ergebnis, wenn man gezeigt hat, daß man von einer bestimmten Seite her den Nordpol nicht erreichen kann.

Die parapsychischen Erscheinungen

Von Rudolf Tischner in München

Ein bekannter philosophischer Grundsatz besagt, daß nichts im Verstande ist, was nicht vorher in den Sinnen war. Dieser Satz behauptet also, daß unser gesamtes Wissen, alle Inhalte unserer Seele durch die Pforten unserer Sinne gegangen sind. Insbesondere liegt in dem Satze einbeschlossen, daß wir von den seelischen Vorgängen in unserm Mitmenschen nur das wissen, was er durch Schreiben, Sprechen, sowie durch absichtliche oder unabsichtliche andere sinnliche Zeichen und Gebärden uns mitgeteilt hat; eine außersinnliche, unmittelbare Verbindung der Seelen besteht danach nicht.

Diese Meinung ist aber auch eine fast selbstverständliche Voraussetzung unseres Lebens, und man male sich einmal kurz aus, wie anders das Leben wäre, falls der Grundsatz nicht zu Recht bestände, wenn ich um das Seelenleben, die Gedanken meines Mitmenschen wüßte, ohne daß irgendwelche sinnlichen Zeichen sie mir übermittelt hätten. Kein Geheimnis wäre in den Tiefen der Brust sicher davor, von einem andern erspäht und ans Tageslicht gezogen zu werden. Der Schüler würde seine Antworten anstatt aus selbst erarbeitetem Wissen einfach aus der Seele des Lehrers beziehen. Jeder Mensch würde sofort immer wissen, wie man über ihn denkt; ein beabsichtigtes Verbrechen wäre schon bekannt, ehe es ausgeführt ist, und ein Feldzugsplan würde die Gegenmaßnahmen des Feindes veranlassen, ehe er in die Tat umgesetzt ist. Eine derartige Welt würde sich in vieler Beziehung grundstürzend von der unsrigen unterscheiden.

Nun aber kommt der Okkultismus, den man auch Parapsychologie oder wohl besser Metapsychik nennt, und behauptet, eine solche Welt würde keineswegs etwas unerhört Neues sein, im Prinzip und keimhaft sei vielmehr etwas Derartiges auf Erden vorhanden. Eine Behauptung, die geeignet ist, Widerspruch zu erregen. Es ist verständlich, daß man einer Wissenschaft, die dergleichen behauptet, bis auf den heutigen Tag, ja gerade heutzutage sehr skeptisch gegenübersteht.

Nun werden allerdings aus allen Zeiten und Völkern Geschehnisse berichtet, die ein solches nicht durch die Sinne vermitteltes Wissen nahelegen oder zu beweisen scheinen. Andere Zeiten haben es auch nicht wie die durch die Naturwissenschaft mit ihrem mechanischen Denken beherrschte Gegenwart als dem sonstigen Wissen widersprechend empfunden.

Um eine derartige übersinnliche Erkenntnis zuzugeben, genügt natürlich nicht eine Anzahl mehr oder weniger unkontrollierbarer Geschichten, wie sie an einem Teeabend erzählt werden, dazu bedarf es der Mitteilung von Fällen, die von Wissenschaftlern methodisch auf zuverlässige Berichterstattung geprüft sind. Besonders die englische „Gesellschaft für psychische Forschung" hat Hunderte von derartigen Begebnissen nachgeprüft, indem sie tunlichst alle darüber vernahm, die daran beteiligt waren[1]). Einige Geschehnisse mögen nun zuerst ohne weitere Erörterung erzählt werden, um ein Bild davon zu geben, welcher Art diese Berichte zu sein pflegen.

Eine Frau Story sieht im Halbschlaf, daß ihr Zwillingsbruder vom Zuge überfahren wird. Sie nimmt dabei neben andern Einzelheiten des Vorgangs zwei ihr bekannte Personen wahr, von denen sich herausstellt, daß sie sich wirklich in dem Zuge befanden. Es wird betont, daß die Frau nichts davon wissen konnte.

Eines Morgens sieht eine Frau Paquet, während sie in der Küche steht, ihren Bruder, der in einer anderen Stadt wohnt, vornüber ins Wasser fallen, indem er von einem Tau erfaßt über das Bollwerk stürzt; sie hatte gleich das Gefühl, daß ihr Bruder ertrunken sei. Als ihr Mann nach Er-

[1]) Vgl. auch Dr. med. Heinrich Bock (der bekannte Herzspezialist), Einiges über Fernsehen und Voraussehen, Maiheft 1913 der S. M; Peter Jerusalem, Zu dem Aufsatz von H. Bock, Juniheft 1913

alt der Nachricht, um sie zu schonen, sagte, ihr Bruder sei krank im Hospital, entgegnete sie sofort: Er ist ertrunken", und beschrieb die Szene genau; sie gab z. B. an, daß er ohne Hut war, und daß ie Hosen umgeschlagen gewesen seien, so daß man die weißleinene Innenseite sehen konnte. Nachträglich wurde in der Tat bestätigt, daß er ein paar Tage vorher sich eine Hose gekauft atte, die er umgeschlagen hatte, weil sie zu lang war.

Eine Frau Brussilow in Petersburg berichtet, daß sie, mit ihren Angehörigen im Wohnzimmer tzend, bei zufälligem Aufblicken im Nebenzimmer zwischen neun und zehn Uhr abends eine große chattenartige Gestalt sah, die einem Herrn glich, der früher lange diese Wohnung inne gehabt atte. Vor dem Schlafengehen teilte sie das Gesicht ihrer Mutter mit und am nächsten Morgen uch ihrem Manne, der sie wegen ihrer Befürchtungen auslachte. Soweit man wußte, war der amals in einer andern Stadt lebende Herr völlig gesund; den übernächsten Tag las man die Nachricht, daß er an dem betreffenden Abend um neun Uhr gestorben sei.

Der bekannte französische Physiologe Richet berichtet folgendes Erlebnis:

Richet saß an einem Winterabend arbeitend in seiner Bücherei; seine Frau war mit der Tochter n die Oper gegangen. Plötzlich gegen 10½ Uhr bildete er sich ein, daß es in der Oper brenne. Seine Überzeugung war so stark, daß er auf einen Zettel „Feuer, Feuer" schrieb und nach einigen Minuten noch „Att." (= Attention). Als seine Angehörigen zurückkamen, fragte er sie, ob es gerannt hätte. Seine Frau erzählte ihm, in einer Pause wäre plötzlich Rauch aus dem Orchester ufgestiegen, es gab Lärm, und sie sei aus der Loge gegangen, um zu erkunden, was los sei, ihrer Tochter dabei sagend, wenn sie nicht wiederkäme, solle sie ohne weiteres das Theater verlassen. Sie habe große Angst gehabt, da man sie aber beruhigt habe, sei sie nicht gegangen, und die Vorstellung habe ihren Fortgang genommen. Richet erzählt nun weiter, daß zu der gleichen Zeit, als er den Eindruck des Brandes im Theater gehabt habe, seine neben ihm wohnende Schwester von dem Gedanken ergriffen worden sei, es brenne bei ihm, sie hatte die Absicht, die Tür zu öffnen, wurde aber durch das Gefühl, ihre Furcht sei nur eingebildet, davon abgehalten, das zu tun.

Damit haben wir einige Beispiele derartiger Nachrichten kennengelernt. Wir sehen, sie reten im Halbschlaf auf, aber auch im Wachen; sie bestehen in einigen Fällen nur in einem nbestimmten Angstgefühl und sind in andern von einer halluzinationsartigen Deutlichkeit, die kleine Nebenumstände deutlich sehen läßt, in wieder andern sieht der Betreffende eine blasse, schattenartige Gestalt. Diese Nachrichten pflegt man auf „Gedankenübertragung" oder „Telepathie" zurückzuführen, womit gesagt sein soll, daß auf irgendwelchen nicht durch die Sinne gehenden Wegen Vorstellungen eines Menschen auf einen andern übergehen.

Ehe man dergleichen Berichte als das nehmen kann, als was sie genommen werden wollen, als seelische Fernwirkung, sind noch einige Vorfragen zu erörtern. Man könnte agen und hat es gesagt, daß dergleichen immer auf Zufall, falscher Berichterstattung und ähnliche natürliche Ursachen zurückzuführen sei. Was den Zufall betrifft, so ist er gewiß n weitem Maße zu berücksichtigen. Bekanntlich gibt es viele Menschen, die immer „Ahnungen" haben; da ist es denn wohl möglich, daß der Zufall einmal ein solches Zusammentreffen von Vision und Wirklichkeit zustande bringt, zumal wenn man sich in der Tat um einen kranken Angehörigen sorgt, während die andern nicht eingetroffenen Ahnungen n das Meer der Vergessenheit hinabsinken. Falls aber ein nüchterner Mensch ausdrücklich betont, die wahrkündende Halluzination sei überhaupt die einzige Halluzination seines Lebens gewesen, dann ist ein solches Erlebnis doch anders zu werten, zumal wenn man bedenkt, welche geringfügigen Einzelheiten in manchen Fällen berichtet werden.

Ein schwerer wiegender Einwand ist der der ungenauen Berichterstattung. Jeder, der die Unzuverlässigkeit unseres Gedächtnisses kennt mit seiner Neigung die verschiedenen Erlebnisse miteinander in Beziehung zu setzen, wird ihn zu würdigen wissen. Wer den Dingen genau nachgeht, wird Fälle kennen, in denen die Neigung der Menschen, Wunderbares erleben zu wollen, ihr Spiel treibt und Erinnerungsanpassungen und -fälschungen veranlaßt. Hat z. B. jemand von einem andern Menschen geträumt, und erfährt er dann einige Tage später, daß diesem vor kurzem etwas Bemerkenswertes zugestoßen ist, dann setzt schon die mythenbildende Phantasie ein. Ohne der Sache auf den Grund zu gehen, nimmt man auf den einfachen Eindruck hin an, daß beide Ereignisse zu derselben Zeit vor-

gefallen sind, während in Wirklichkeit vielleicht ein oder zwei Tage dazwischen liegen. Da nun die Erinnerung an unsere Träume meist etwas Nebelhaftes an sich hat, so sind noch viel weitergehende Anpassungen möglich. Vielleicht erinnert man sich nur ganz vage eines Traumes von einem Bekannten, falls man dann von einem Unglücksfall eines Freundes hört, legt man sich die Frage vor, ob es nicht vielleicht dieser Freund gewesen sei; wenn man die Geschichte ein zweites Mal erzählt, ist's schon wahrscheinlich der betreffende gewesen und beim vierten Male ist man überzeugt, daß man den Unglücksfall gerade dieses Freundes bis in alle Einzelheiten erlebt hat.

Dergleichen kommt gewiß vor, aber man kann damit nicht alle Berichte entwerten. Zahlreiche Berichterstatter betonen, sie hätten ihrer Umgebung davon Mitteilung gemacht, daß sie von einer bestimmten Persönlichkeit geträumt haben, es wird auch von Handlungen berichtet, die der Empfänger der Botschaft, noch ehe er Nachricht von dem Unglücksfall erhalten, unternahm, wodurch in der Außenwelt die Tatsächlichkeit der Botschaft festgelegt wurde. Die besten Fälle sind ohne Zweifel diejenigen, in denen der Empfänger und gegebenenfalls auch der andere voneinander unabhängige Berichte schriftlich niederlegen und sich von ihrer Umgebung vor Eintreffen der Nachricht es bestätigen lassen.

Die Berichte der englischen Gesellschaft und zahlreiche andere nehmen auf die verschiedenen Fehlermöglichkeiten weitreichend Rücksicht, so daß man das im Laufe der Jahre gesammelte und kritisch gesichtete Material nicht gering bewerten darf. Man wird vielleicht nicht sagen können, daß diese spontanen Ereignisse die Wirklichkeit der Gedankenübertragung, der Telepathie beweisen, aber sie sind in ihrer Gesamtheit doch ein starker Hinweis dafür, daß es dergleichen gibt. Von einem wissenschaftlichen Beweis wird man mehr verlangen; man wird fordern, daß sich in sorgfältig angestellten Experimenten eine außersinnliche Gedankenübertragung nachweisen läßt. Solche Versuche sind in den letzten fünfzig Jahren vielfach mit Erfolg angestellt worden. Aber es waren Schwierigkeiten genug zu überwinden, denn auch die dafür Begabten, die sog. Medien, versagen häufig, wenn man sie in die kalte Atmosphäre einer wissenschaftlichen Untersuchung versetzt. Derartige Fähigkeiten sind irgendwie an das Unterbewußtsein gebunden, dieses steht aber nicht in der Art des Oberbewußtseins unter der Herrschaft des Willens. Wie ein Dichter nicht auf Befehl künstlerisch wertvolle Gedichte machen kann, sondern sie nach Gunst und Stimmung als ein Geschenk des Augenblicks aus unterbewußten Tiefen emporsteigen, so sind auch die Gaben der Medien nicht immer nach Wunsch verfügbar. Wie geniale Dichter selten sind, so auch bedeutende Medien; trotz ihrer Seltenheit ist aber im Lauf der Jahre doch schon wertvolles Material angehäuft worden.

Ich bringe zuerst einen selbsterlebten Versuch, den ich gemeinsam mit Dr. v. Wasielewski bei einem Frl. v. B. anstellen konnte. Die Dame saß in wachem Zustande hinter einer spanischen Wand, so daß Dr. v. Wasielewski ihr unsichtbar war, während sie von mir beobachtet wurde. Wasielewski betrachtete eine Schere und stellte sie sich intensiv vor. Frl. v. B. sagte nun: „Ein kleiner, runder, schmaler Gegenstand. So wie gedreht, ähnlich wie ein Korkzieher, vielleicht ein Messer, oder so etwas, ist es ein Geldstück? (W. sagt „nein"), jetzt wird es rund und glänzend. Es spiegelt immer so, jetzt wird es wie ein Ring, es ist wieder aus Metall, wie Glas oder Metall spiegelnd, rund und doch lang gezogen, wie wenn es eine Schere wäre, unten sind zwei runde Dinger, und dann zieht es sich in die Länge. Es muß eine Schere sein, es ist eine Schere." (Gekürzt.)

Bei einem andern Versuch saß Frl. v. B. im übernächsten Zimmer, die Türen standen offen, aber ein Sehen des Gegenstandes war ausgeschlossen. Wasielewski betrachtete einen jungen, noch geschlossenen Champignon. Sie sagte: „Etwas Kleines, und zwar halten Sie es, ich sehe deutlich Ihre Hand. Es ist länglich, aber an einem Ende dicker. Etwas Rundes, Helles, aber als ob da ein Stiel dran wäre. Eine weiße Kugel mit einem Stiel, es ist ein Champignon."

Diese Versuche zeigen, mit welch großer Deutlichkeit Frl. v. B. anschauliche Bilder der entsprechenden Gegenstände sieht; es gibt jedoch auch Versuche, in denen Zahlen und Worte mit keinen oder nur geringen anschaulichen Bestandteilen übertragen wurden, doch mögen die gebrachten Beispiele als Proben genügen.

Es fällt nun auf, daß diese telepathischen Versuche fast nur in der Nähe geglückt sind, aus größerer Entfernung gelangen sie meist nicht. Man könnte infolgedessen gegen diese Versuche mißtrauisch sein und meinen, daß doch irgendwelche Fehlerquellen, in erster Linie unwillkürliche Zeichen des Gebers, in Betracht kämen. In der Tat hat man sich in den Kreisen der Skeptiker vielfach auf Versuche der dänischen Forscher Hansen und Lehmann berufen, die das unwillkürliche Flüstern des Gebers für die richtigen Angaben des Empfängers verantwortlich machten. Man nahm diese Behauptung ohne jede experimentelle Nachprüfung als erwiesen an und hielt damit lange Zeit die Telepathie für erledigt. Neue Versuche von Krall zeigten aber, daß man diese Fehlerquelle bedeutend überschätzt hat; wenn man sie kennt, ist sie unschwer zu vermeiden. Besonders bei einer Versuchsperson, die sich nicht in Hypnose befindet, ist es recht unwahrscheinlich, daß sie ein Flüstern hören sollte, von dem die andern Anwesenden nichts merken.

Eine andere Erklärung dieses Unterschiedes zwischen den spontanen Fällen und den Versuchen wird wohl den Tatsachen besser gerecht. Wie wir hörten, sind die metapsychischen Fähigkeiten im wesentlichen eine Eigenschaft des Unterbewußtseins. Es ist dann verständlich, daß die gewollte und bewußte Übertragung, wie sie die Experimente anstreben, leichter versagt und auch nicht die große Reichweite hat, wie die Fälle, in denen Gefahr und Todesangst den ganzen Menschen durchdringen und infolgedessen auch das Unterbewußtsein ins Spiel tritt.

Mit der einzigen Ausnahme von Moll und seiner kleinen Gefolgschaft sind alle, die das Gebiet wirklich kennen, der Meinung, daß ernsthafte Einwände gegen die Existenz einer außersinnlichen Gedankenübertragung nicht geltend gemacht werden können und man sie unter die wissenschaftlich bewiesenen Tatsachen rechnen muß. Damit ist die erste Etappe in der Anerkennung der Metapsychik erreicht; es ist zu erwarten, daß auch der Widerstand der Nichtfachleute allmählich erlahmen wird.

Die seelische Verbundenheit, die wir in der Einleitung erwähnten, besteht also wirklich. Die angedeuteten Folgen werden aber trotzdem nicht eintreten, weder im Guten noch im Bösen, dafür ist die Gabe zu selten und unzuverlässig.

Nun gibt es aber noch eine andere Art des übersinnlich vermittelten Wissens: das Hellsehen. Der Hellseher weiß um Dinge, die den Sinnen entzogen sind, ohne daß ihm dies Wissen von einem andern Menschen übermittelt worden ist. Ich bringe zur Veranschaulichung zuerst wieder einige Versuche.

Gemeinsam mit Wasielewski stellte ich bei Frl. v. B. folgenden Versuch an. Ich zog aus einer größeren Anzahl von beschriebenen Postkarten, ohne hinzusehen, eine aus dem Päckchen heraus, umwickelte sie mit schwarzem, photographischem Papier und siegelte sie fünffach lichtdicht in einem gefütterten dicken Umschlag von Leinenpapier ein. Da ich damals Frl. v. B. erst wenig kannte, ließ ich sie in dem Zimmer allein, beobachtete sie aber in den folgenden Minuten durch den Türspalt, wobei nichts Auffälliges zu bemerken war. Frl. v. B. lag ruhig auf dem Sofa, hatte Papier und Bleistift in der Hand, während sie zeitweise den Umschlag an die Stirn hielt. Nach etwa fünf Minuten ging ich zu ihr, nahm ihr den Umschlag sowie das von ihr beschriebene Papier ab; es ergab sich, daß sie eine Anzahl Worte des Textes richtig gelesen und nachgeschrieben hatte, z. T. mit Eigenheiten der Schrift. Die Abbildung der Ansichtspostkarte hatte sie mit den fünf Worten „schlichtes Haus zwischen hohen Bäumen" ausgezeichnet beschrieben. (S. die Abbildungen in meinen Büchern „Über Telepathie und Hellsehen", München, 2. Aufl. 1921 und „Einführung in den Okkultismus und Spiritismus", München, 1923.)

Nun kommen wir zu der rätselhaften „Psychometrie" (oder Psychoskopie). Unter diesem recht unglücklichen Namen versteht man die Fähigkeit gewisser Medien, an Hand eines ihnen gegebenen meist verpackten Gegenstandes Angaben über das „Schicksal" des Gegenstandes und seines Besitzers zu machen.

Bei einem gebildeten Herren machte ich unter anderen zahlreichen Versuchen der Art auch folgenden: Dr. v. Hattingberg hatte auf meinen Vorschlag hin eine Anzahl Gegenstände seiner Frau gegeben, aus denen sie einige auswählen und in je eine Schachtel verpacken sollte, die noch in Papier

eingewickelt und kreuzweise verschnürt wurde. In der Sitzung wählte ich dann eine Schachtel aus den mitgebrachten aus und gab sie dem Herrn. Er machte dann bei einer folgende (etwas gekürzte) Angaben: „Ich sehe eine junge Dame einen großen Tisch decken, feine Eisservietten auf den Tisch legen. Ich sehe Gäste hereinkommen, eine Gesellschaft, ein großer ovaler Tisch, da werden Bretter in die Mitte geschoben, sehr fein gedeckt mit Damast, Blumen und Aufsätzen. Entweder Verlobung oder Hochzeit, es ist mir nicht hochzeitlich genug. Die Braut in Weiß." Die Eröffnung ergab eine Denkmünze mit eingraviertem Datum, die Dr. v. H. von seiner Braut zur Verlobung erhalten hatte.

Ein Bekannter, der im Engadin wohnte, hatte zu diesen Versuchen ein versiegeltes Päckchen geschickt, dessen Inhalt niemandem in Deutschland bekannt war, der Herr kannte das Medium nicht. Die eingewickelte Schachtel wurde dem Medium gegeben, das folgendes mitteilte: „Gegenstand aus fremdem Land, Kälte, kulturlos, Waffe, kein Erbstück, ein Fund, nicht in Deutschland gemacht, in fremdem Land gefunden, Steinzeit, mit Schiff übers Meer gekommen" (gekürzt). Der Inhalt der Schachtel war ein Steinzeitbeil, das in Südengland gefunden worden war.

Bei diesen Versuchen war niemand anwesend, der um den Inhalt, den die Umhüllung barg, wußte, bei einigen wie dem Brief, den ich Frl. v. B. gab, wußte überhaupt niemand, was darin enthalten war, denn ich hatte ganz nach links oben sehend, die Karte in Hüfthöhe dicht am Körper aus dem Päckchen herausgezogen, in das Papier eingewickelt und in den Umschlag gesteckt. Auch im Falle der Denkmünze wußte niemand, was gerade in diesem Päckchen enthalten war. Diese Versuche waren also der gewöhnlichen Auffassung nach streng unwissentlich, während bei den andern ein dem Medium unbekannter Mensch, der u. U. weit entfernt wohnte, den Inhalt kannte. Man wird also Telepathie ausschließen wollen, da ja niemand den Inhalt des bestimmten Paketes kannte. Es scheint demnach nur übrig zu bleiben, die Tatsache des Hellsehens zu bejahen. Das Hellsehen mag uns noch so rätselhaft vorkommen, das darf uns nicht hindern, seine Existenz zuzugeben, wenn exakte Versuche es beweisen. Was die „Psychometrie" angeht, so ist gerade dies Gebiet noch völlig dunkel. Geht von dem Gegenstand wirklich ein Einfluß aus, — man hat von einem „psychischen Belag" gesprochen —, oder ist er nur der Konzentrationspunkt? Dabei scheinen die Angaben, die das Medium macht, vielfach auch rein telepathischer oder z. T. telepathischer, z. T. hellseherischer Natur zu sein.

Nun darf aber nicht verschwiegen werden, daß gegen diese Deutung derartiger Versuche Einspruch erhoben ist. Baerwald ist bemüht zu zeigen, daß das sog. Hellsehen auf Telepathie und Hyperästhesie (Überempfindlichkeit der Sinne) zurückzuführen ist. Um seine Darlegungen richtig einzuschätzen, sei von vornherein gesagt, daß Baerwald weltanschaulich stark gebunden ist, gerade er läßt mehr als viele andere Forscher seine theoretischen Anschauungen Einfluß auf die Beurteilung der Versuche haben. Er sagt einmal, daß „echtes Hellsehen nicht existieren kann" (von Baerwald gesperrt). Es ist also zu erwarten, daß Baerwald alles daransetzen wird, aus den seiner Anschauung nach „möglichen" Erklärungsprinzipien herauszuholen, was irgendwie herauszuholen ist. Und in dieser Erwartung wird man denn auch nicht betrogen.

Um Baerwalds Gedankengang kennenzulernen, wollen wir den Versuch mit der Postkarte erörtern. Er meint, daß ich doch wohl mit der Peripherie der Netzhaut die Karte gesehen hätte, das überempfindliche Unterbewußtsein hätte also davon Kenntnis nehmen können, welche Karte die gezogene gewesen sei. Das ist nun eine reine Behauptung von jemand, der nicht bei dem Versuche dabeigewesen ist, gegenüber dem, der den Versuch angestellt hat. Ich weiß bestimmt, daß die Postkarte überhaupt nicht in mein Gesichtsfeld geraten ist; ich habe das um so eher vermieden, als ich als Augenarzt genau weiß, wie ein bewegtes helles Stück Papier von der Peripherie der Netzhaut, soweit sie überhaupt Sinnesnervenendigungen hat, sofort wahrgenommen wird und daß man auf einen solchen peripheren Reiz leicht unwillkürlich sofort sein Auge richtet. Baerwald scheint nun selbst zu fühlen, daß das kein durchschlagender Grund ist, und sendet deshalb noch einen anderen Kanonenschuß hinterher, indem er meint, daß das Tastgefühl des Mediums die Hauptrolle gespielt habe. Das würde also besagen, daß das Medium mit den Händen durch die

Umhüllungen die ziemlich feine Tintenschrift und den Lichtdruck getastet habe. Das erscheint mir doch recht unwahrscheinlich, besonders wenn man bedenkt, daß das schwarze Papier, in das photographische Platten eingewickelt werden, ziemlich grob und dick ist; auf der einen Seite griffen die Papiere ein gutes Stück übereinander und außerdem waren die überragenden Enden in ziemlicher Breite umgeschlagen, so daß die Karte auf einer Seite zum großen Teil von mehrfachen Papierlagen bedeckt war. Nimmt man noch dazu, daß der Umschlag eine ziemlich starke Leinenriefelung, also nicht unbedeutende Höhenunterschiede aufwies, so scheint Baerwalds Ansicht unwahrscheinlich, wenn nicht unmöglich.

In anderen Fällen zieht er hauptsächlich die Telepathie heran. Wenn z. B. jemand einige Papierzettel beschrieben hat und je einen in einen Umschlag steckt und dann einem Forscher übergibt, dessen Medium dann den Inhalt eines der Briefe liest, dann ist der Vorgang nach Baerwalds Meinung folgender: Wenn auch der Verpacker der Briefe oberbewußt nicht weiß, in welchem Umschlag der jeweilige Brief sich befindet, so unterscheide er doch unterbewußt an kleinsten Verschiedenheiten die einzelnen Umschläge. Dieses sein unterbewußtes Wissen überträgt er dann telepathisch auf den Forscher, dem er die Briefe übergibt, oder er verrät es durch unterbewußtes Flüstern, das der zweite oberbewußt nicht hört, aber doch in sein Unterbewußtsein aufnimmt. Dieser zweite überträgt dann seine Kenntnis in gleicher Weise auf das Medium. — Wenn in einem Geldschrank ein Brief läge, dessen Inhalt niemand kennt, so würde, wenn ein Medium ihn liest, Baerwald auch diese Leistung lieber auf Überempfindlichkeit des Gesichtssinnes, also auf Lichtstrahlen, die die dicke Wand des Geldschrankes durchdrungen haben, als auf Hellsehen zurückführen.

Gewiß ist Baerwalds Theorie von einer bestechenden Folgerichtigkeit und Klarheit. Auch den dem Hellsehen bejahend gegenüberstehenden Forschern würde ein Stein vom Herzen fallen, wenn das ganz unerklärliche Hellsehen dadurch auf Hyperästhesie und Telepathie zurückgeführt werden könnte. Aber dieser Vorteil wiegt doch zu wenig gegenüber der unleugbaren Tatsache, daß Baerwald gewissermaßen eine neue Physiologie und Physik fordert. Lichtstrahlen, die durch Geldschränke gehen, kennen wir nun einmal nicht, schon eine dünne Pappschachtel und etwas schwarzes Papier genügt, um lichtempfindliche Platten lange Zeit gegen Lichtstrahlen zu schützen, und eine derartige Überempfindlichkeit der Sinne, wie seine Theorie sie fordert, ist uns auch nicht bekannt.

Ich meine, ehe man eine solch weitreichende Theorie aufstellt, die soviel zurzeit unbewiesene Voraussetzungen machen muß, nehmen wir lieber eine seelische Fähigkeit eigener und seltsamer Art an und verzichten vorerst auf die Erklärung.

Damit werden jedoch Baerwalds Darlegungen keineswegs wertlos, für die Methodik der Versuche sind sie z. T. wegweisend. Wenn seine Einwendungen auch z. T. nur entfernte Möglichkeiten darstellen, wird man gut tun, sie bei neuen Versuchen tunlichst zu berücksichtigen. Denn es ist zuzugeben, daß die bisherigen Versuche vielfach gewisse Fehlerquellen zu wenig berücksichtigen, so daß Versuche, die anscheinend das Hellsehen beweisen, auf Telepathie und Hyperästhesie beruhen mögen. Anderseits weist aber, abgesehen von streng unwissentlichen Versuchen, auch sonst noch manches darauf hin, daß es zwei verschiedene außersinnliche Erkenntnisarten gibt. So z. B. wird berichtet, daß einem Medium Telepathieversuche nur mit gewissen Menschen gelangen, dagegen mit andern nicht, während es bei Hellsehversuchen gleichgültig war, wer sie anstellte. Die telepathischen Versuche strengen den Geber an, während bei Hellsehversuchen nichts davon zu merken ist.

Noch eine andere Gruppe von Erscheinungen spricht dafür, daß es ein selbständiges Hellsehen gibt. Die zeitliche Vorschau, die Prophezeiung. Nicht leichten Herzens habe ich mich dazu entschlossen, dies Gebiet anzuerkennen, man wäre, wenn man sich nach seinen Gefühlen richten wollte, froh, falls man diese ganz unerklärliche Fähigkeit streichen könnte. Das scheint mir aber nicht der Fall zu sein. Was man auch immer dem Zufall, der Suggestion und andern Fehlerquellen zubilligen mag, mir scheint ein nicht unerheblicher Rest zu bleiben, der gegen diese Einwendungen gefeit ist. Gerade auf diesem Gebiete

wäre es nötig, um überzeugend zu wirken, eine große Anzahl von Fällen anzuführen, andernfalls liegt immer noch der Einwand des Zufalls usw. nahe. Das berücksichtige man also bei den wenigen Fällen, die ich abgekürzt berichte.

Eine Herzogin von Hamilton hatte die Vision, daß Lord L., den sie nur vom Sehen kannte, anscheinend leblos auf einem Lehnstuhl säße, ein Mann mit rotem Bart stand an seiner Seite. Neben ihm war eine Badewanne mit einer roten Lampe darüber. Dies teilte sie dem den Lord L. behandelnden Arzt Dr. Cooper mit. 14 Tage später erlitt Lord L. einen Schlaganfall und der herbeigerufene Dr. Cooper sah diese Szene: Lord L. fast leblos, eine Badewanne mit roter Lampe, und einen Krankenwärter mit rotem Bart. Dr. C. hatte keinen Einfluß auf diese Szene, indem er etwa den Krankenwärter mit rotem Bart ausgesucht oder den Lord neben die Badewanne gesetzt hatte. Die Vorhersage fiel ihm erst ein, als er die Erfüllung sah.

Ein Student in Lyon wurde während der Arbeit plötzlich gegen 11 Uhr durch den Satz abgelenkt „M. Casimir Perier ist mit 451 Stimmen zum Präsidenten der Republik gewählt". Er erzählte drei Bekannten von dieser Vorahnung, nach mehreren Stunden kam dann die telegraphische Mitteilung, daß die Nachricht völlig richtig war. Periers Wahl war durchaus unwahrscheinlich.

Ein Dr. Tardieu erzählte Richet folgendes. Im Jahre 1868 blieb mein Freund Sonrel im Luxembourggarten plötzlich wie verzückt stehen und sagte: „Ich sehe dich in Uniform, ein Képi und in diesem Képi zählst du Geld im Zuge. Wohin fährst du? nach Hirson, nach Sedan? O, mein armes Vaterland. Aber ich sehe mich selbst in Uniform als höherer Offizier. Ich werde tödlich getroffen, ich sterbe in drei Tagen, aber du bist da, du kommst noch rechtzeitig, um mich vor meinem Tode zu sehen, um für meine Kinder zu sorgen. Warte! Jahre vergehen. Ein großer Krieg. Viel Blut. Welche Metzeleien. O Frankreich, O Vaterland, jetzt bist du gerettet. Du stehst am Rhein. O Frankreich, du bist wieder die Königin der Erde." Diese Voraussagen trafen fast ganz ein.

Wenn man die Gesamtheit der Berichte erwägt, wird man bei objektiver Einstellung und ohne gleich darauf hinzuschielen, ob dgl. nun schon erklärlich ist oder nicht, dazu kommen, die zeitliche Vorschau zu bejahen.

Aber auch hier hat besonders Baerwald neben den altbekannten Einwänden des Zufalls und falschen Berichtes versucht, durch Überdehnung eines andern schon früher angewendeten Erklärungsprinzips, die zeitliche Vorschau wegzuerklären. Es kann nur angedeutet werden, daß sein Haupterklärungsprinzip darin besteht, daß, falls irgend jemand ein Unglück oder auch eine sonstige Tat von einem Menschen träumt, er diese Tat durch telepathischen Fernzwang dem andern überträgt, und dieser dann unterbewußt in das Geschehnis hineingedrängt wird. Auf eine ganze Reihe von Fällen ist diese Erklärung gar nicht anwendbar.

Es obliegt uns nun noch zu der Frage des Spiritismus Stellung zu nehmen. Dabei muß betont werden, daß die Tatsachen an sich jenseits des Gegensatzes „Animismus oder Spiritismus?" stehen. Erst die Erklärung, die Deutung läßt diese Frage aufsteigen. Man höre deshalb endlich auf, ohne weiteres alle diese Tatsachen spiritistisch zu nennen, als ob dies die einzige Erklärungsmöglichkeit wäre.

Sehen wir in aller Kürze zu, worauf sich die spiritistische Ansicht stützt. Von vornherein sei betont, daß man den heutigen, von bedeutenden Wissenschaftlern vertretenen Spiritismus nicht mit dem dogmatischen Spiritismus früherer Zeiten, der vielfach noch heute in manchen Volkskreisen verbreitet ist, verwechseln darf. Während dieser die durch Tischrücken, automatisches Schreiben u. dgl. mitgeteilte Behauptung, es sei dieser oder jener Geist anwesend, fast unbesehen gläubig hinnimmt, stellt der wissenschaftliche Spiritismus ganz andere Anforderungen.

Das berühmteste Medium der Art ist wohl Frau Piper in Boston. Sie pflegt in den Sitzungen in Trance zu fallen und dann sprechend oder schreibend Mitteilungen zu machen, die behaupten, von irgendwelchen Verwandten oder Freunden eines der Fr. Piper ganz unbekannten Anwesenden zu kommen. In guten Sitzungen macht es wirklich den Eindruck, als ob ein Verstorbener zu den Sitzern spräche; er teilt Dinge mit, die kein Anwesender weiß, die sich aber nachträglich durch Nachfragen bei andern Verwandten bestätigen lassen. Vielfach werden Tatsachen angegeben, die die Anwesenden bestreiten, die sich dann aber

doch als richtig herausstellen. Die betreffende Persönlichkeit pflegt aber auch abgesehen vom Inhalt ihre Rolle so durchzuführen, als ob sie wirklich der Verstorbene sei, der sie zu sein behauptet. Seine nächsten Verwandten nennt er mit Vornamen, die des anwesenden Freundes mit Nachnamen, wie er es auch zu Lebzeiten getan hätte, während man es eigentlich gerade umgekehrt erwarten sollte, wenn alles das aus dem Sitzer stammte. Die Redensarten und Redeweise ja die Handbewegungen, die Fr. Piper macht, werden uns als vielfach sehr kennzeichnend für die betreffende Persönlichkeit geschildert.

In andern Fällen werden von Frau Piper und auch von anderen Medien Dinge mitgeteilt, die dem Fachgebiet desjenigen angehören, der angeblich durch das Medium spricht; so spricht etwa ein verstorbener klassischer Philologe über griechische Sagen, die dem Laien nicht bekannt zu sein pflegen und sich nur in Büchern finden, die der Fachgelehrte zu haben pflegt. Es ist wirklich so, als ob ein verstorbener Gelehrter seine Identität dadurch nachweisen will, daß er aus seinem Fachwissen Mitteilungen macht.

Daß bei allen diesen Angaben der Medien Betrug eine größere Rolle spielt, ist unwahrscheinlich; Fr. Piper hat man z. B. durch Detektive verfolgen lassen und hat ihren Briefwechsel überwacht, um zu sehen, ob sie die Kunde etwa auf normalem Wege sich verschafft, — man hat nichts Verdächtiges gefunden. Vielfach sind die Mitteilungen allerdings in einem etwas dunkeln und anspielungsreichen Stile geschrieben, und man hat wohl mitunter mehr hineingeheimnist, als drin steckt, und auch der Zufall sowie glückliches Raten mag eine Rolle spielen. Aber damit ist doch längst nicht alles geklärt, es spricht alles dafür, daß noch andere Quellen das Wissen der Medien speisen. Grundsätzlich ist es möglich, diesen Anteil durch Telepathie und Hellsehen zu erklären, wenn man beiden die denkbar weiteste Ausdehnung zubilligt, aber ob tatsächlich das Hellsehen und die Telepathie das leisten können, was man ihnen zumuten müßte, ist bisher nicht erwiesen. Die eine Angabe müßte das Medium einem Anwesenden entnehmen, eine andere einem weit entfernt wohnenden Menschen, eine dritte einem Buch. Sodann hat man auf Fälle aufmerksam gemacht, in denen der Verstorbene auf eine nicht ganz eindeutige Frage eine Antwort gibt, die der Fragende für einen Irrtum hält, da er eine ganz andere Antwort erwartete, bis sich dann im Hin- und Hersprechen das Mißverständnis aufklärt und es sich zeigt, daß die Antwort vom Standpunkt des Verstorbenen aus richtig war. Das Ganze verläuft in guten Sitzungen so, als wenn sich zwei Menschen durch den Fernsprecher unterhalten.

So wird man wohl sagen müssen, daß die spiritistische Hypothese in berechtigtem Wettbewerb mit den andern Erklärungsversuchen steht, daß sie aber anderseits nicht als bewiesen gelten kann, wie ja auch Driesch betont. Es wird mehr Sache eines persönlichen, z.T. gefühlsmäßig bedingten Entschlusses sein, wenn man sich ihr zuneigt, ein Entschluß, den man, wenn er nicht voreilig und leichtfertig erfolgt, achten soll und nicht, wozu man vielfach neigt, lächerlich machen darf. Wer das tut, zeigt nur, daß er das Gewicht der Gründe zugunsten des Spiritismus nicht kennt. Was mich persönlich betrifft, so neige ich nicht dazu, diese Tatsachen spiritistisch zu deuten. Mir scheint, wir kennen die Möglichkeiten des Unterbewußtseins noch zu wenig und wie frühere Forscher, wie Aksakow, sich weigerten dem Unterbewußtsein Eigenschaften zuzuerkennen, die heutzutage allgemein anerkannt sind, so könnte es auch hier liegen. Mir scheint es besser noch abzuwarten, bis wir den Ozean des Unterbewußtseins in seinen Tiefen besser ausgemessen haben.

So läßt uns die Metapsychik dieses in gewissem Sinne größte und tiefste Problem der Menschheit ungelöst; aber eine Wissenschaft, die diese Frage auch nur zu stellen und zu behandeln gestattet, darf auf Beachtung der weitesten Kreise Anspruch erheben. Ein nicht geringer Reiz der metapsychischen Forschung unserer Tage besteht darin, daß die Frage nach dem Fortleben in das erregende und anreizende Stadium des wissenschaftlichen zweifelnden Abwägens getreten ist.

Warum ich an die physikalischen Erscheinungen des Mediumismus glaube

Von Rudolf Lambert in Stuttgart

Während etliche seelische mediumistische Phänomene heute allgemeine Anerkennung finden, werden die physikalischen heiß umstritten, da bei ihnen ihrer Natur nach mehr Betrug möglich ist als bei den seelischen Phänomenen, und die häufige Dunkelheit Betrügereien der Medien und etwaiger Helfershelfer begünstigt. Physikalische Phänomene im Dunkeln sind deshalb selbst bei bester Kontrolle des Mediums nur beweiskräftig, wenn sie an verschiedenen Orten unter Teilnahme wechselnder vertrauenswürdiger Personen erfolgen. Ein besonderes Hemmnis unserer Forschungen sind die Schwankungen der Kräfte desselben Mediums, die es späteren Untersuchern oft unmöglich machen, die Angaben ihrer Vorgänger nachzuprüfen. So bot Eusapia Palladino 1908 unter bester Kontrolle englischer Taschenspieler ausgezeichnete Phänomene, während 1910 eine 2. Kommission unter dem gleichen Vorsitzenden nichts Ernstes beobachtete. Am leichtesten käme man zu sicheren Ergebnissen, wenn eine längere Reihe von physikalischen Phänomenen bei gutem Licht und strenger Kontrolle erfolgte; hier sind Betrügereien des Mediums oder eines Helfers kaum möglich und die Wahrscheinlichkeit echter Phänomene wird sehr groß.

Das einzige Medium, das diese Bedingung häufig erfüllte, ist Eusapia Palladino (1854 bis 1918), obschon sie oft im Dunkeln ihre Hände geschickt befreite und damit Berührungs- und Fernbewegungsphänomene vortäuschte. Wer sich für diesen Betrug der hysterischen Eusapia interessiert, studiere Dr. Rosenbuschs nur darauf gerichtete Arbeit („Der physikalische Mediumismus" 1925); wer verstehen möchte, warum trotzdem alle Gelehrten und Taschenspieler, die gute Sitzungen Eusapias mitmachten, mindestens einige ihrer Phänomene für echt halten, muß die Monographie studieren, die ich Eusapias in gutem Licht erfolgten Phänomenen widmete („Die physikalischen Phänomene der großen Medien", 1926). Wir finden hier viele unter ähnlichen Bedingungen erfolgende Experimente, die Betrug auszuschließen scheinen und bisher von keinem Taschenspieler unter denselben Bedingungen nachgemacht wurden. Da Eusapia von zahlreichen Kommissionen von Gelehrten aller Länder in den verschiedensten Örtlichkeiten geprüft wurde, kommen weder Helfershelfer noch vorbereitete Räume zur Erklärung in Betracht. Ich behandle vorwiegend Eusapia, da es besser ist, die Leistungen *eines* Mediums gründlicher zu kennen, als über mehrere Medien oberflächlich unterrichtet zu werden.

Ich bespreche zunächst einige von Eusapias Fernbewegungen (Telekinesen), die (1905 bis 1908) im Pariser Institut Général Psychologique von Gelehrten wie Curie, D'Arsonval, Courtier, sowie 1908 von englischen Taschenspielern in Neapel beobachtet wurden.

Professor Courtier, Direktor des Laboratoriums für Sinnesphysiologie an der Sorbonne, verfaßte den Bericht über Eusapias Pariser Sitzungen. Wir erfahren, daß die Erhebungen des Sitzungstisches, an dem Eusapia mit den Gelehrten saß, zuweilen bei einer Beleuchtung erfolgten, die zu lesen gestattete, sowie bei Kontrolle über und unter dem Tisch. Gewisse Erhebungen dauerten bis zu 52 Sekunden, so daß man Zeit hatte, die Kontrolle gründlich nachzuprüfen. Am Ende mancher Sitzungen, während jedermann stand und Eusapias Hände und Füße streng kontrolliert wurden, erfolgten Tischerhebungen bis zu 1 m Höhe. Alle diese Erhebungen wurden graphisch registriert, so daß sie sich nicht auf Halluzinationen zurückführen lassen. Die englischen Taschenspieler von 1908 betonen ebenfalls, daß die Tischerhebungen in einem Licht eintraten, das kleinen Druck zu lesen erlaubte; der Tisch erhob sich bis zu 60 cm Höhe; hierbei hielten die Taschenspieler oft Eusapias Hände in ein oder 2 Fuß Entfernung vom Tisch: durch keine Vorsichtsmaßregel konnten sie die Er-

ebungen verhindern; Eusapias Füße und Knie blieben ruhig. Mehrfach war sie ganz om Tisch isoliert. Über ihre erste Sitzung sagen die Taschenspieler: „Es war nicht, als partete Eusapia auf einen Moment der Unaufmerksamkeit unsererseits, um Phänomene ervorzubringen, diese erfolgten trotz unserer stärksten Anstrengungen, sie zu verhindern. Wir können nicht glauben, daß 2 Stunden lang zwei energische, mit allen Tricks vertraute Männer, die sich mit Armen und Beinen an Eusapia anklammerten, durch bloße Verauschungen von Händen oder Füßen, nach denen sie fortgesetzt Ausschau hielten, getäuscht werden konnten." Dabei ist zu beachten, daß in jeder dieser Sitzungen durchschnittlich ber 40 Phänomene erfolgten.

Noch überzeugendere Telekinesen betrafen nach Courtier ein etwa 1 m von Eusapia ntferntes Tischchen. Dieses ging je nach Eusapias Gebärden vor oder zurück, obwohl an oft einen Arm dazwischen schob. Ich zitiere 2 Beobachtungen dieser Art. Einmal and man Eusapias Füße an die Füße ihres Stuhles und ihre Handgelenke an die der Kontrollpersonen (Curie und Feilding). Courtier, 1 m hinter Curie sitzend, sah deutlich as 50 cm von Eusapia entfernte Tischchen sich erheben und bemerkte keine es haltende and. Es hob sich bis in Höhe von Curies Schultern, drehte sich in der Luft und legte sich or Eusapia auf den Sitzungstisch. Weder Curie, Feilding, Yourievitch noch Courtier, nter deren Augen dies in einem Licht erfolgte, das genügte, die Phasen des Geschehnisses u analysieren, bemerkten eine verdächtige Bewegung Eusapias, deren Füße und Handelenke gebunden blieben. In einem anderen Fall kontrollierte Courtier links, Yourieitch rechts von Eusapia; sie bemerkten Bewegungen des 1 m von Eusapia auf Courtiers Seite stehenden Tischchens. Courtier stand auf, ergriff die Kerze, beugte sich zu dem Tischhen nieder, das nun zwischen Courtier und Eusapia stand; da erhob es sich 35 cm, während Courtier Eusapias Füße mit der Kerze beleuchtete und Yourievitch Eusapias rechte Seite ontrollierend, den Zwischenraum zwischen ihr und dem Tischchen gut beobachten konnte. s bestand keine sichtbare Berührung zwischen diesem und Eusapia.

Die englischen Taschenspieler sprechen von Bewegungen eines kleinen Stuhls, 90 cm on Eusapia. Er hüpfte an Ort und Stelle oder ging auf Eusapia zu, bzw. entfernte sich on ihr nach Gebärden ihrer Hand. Auch hier wurde nach Fäden gefahndet; die Bewegungen erfolgten mehrfach in gutem Licht.

Die vielen derartigen Beobachtungen zahlreicher Experimentatoren — ich habe das Material in 24 Seiten meiner Eusapia-Monographie zusammengestellt — machen die Echtheit dieser Erscheinungen sehr wahrscheinlich. Da behauptet wurde, Courtier sei von er Echtheit der zitierten Phänomene nicht überzeugt, teile ich folgende Stellen eines on Courtier an mich gerichteten Briefes mit, den ich in der Zeitschrift für Parapsychologie eröffentlichen werde: „Nach meiner persönlichen Überzeugung waren gewisse Phänomene Eusapias echt, besonders die auf S. 540—544 meines Berichts erwähnten (d. h. die Erebungen des Sitzungstisches und die Bewegungen der Tischchen). Ich war ihr aufmerksamer, ruhiger Zeuge, und was ich von den Begleitumständen feststellte, genügt mir, hre Echtheit zu behaupten.... Die Zweifler hätten Unrecht, hier Betrug anzunehmen, a ihre Annahme durch keine Beobachtung, ja durch nichts Positives begründet wäre und n Widerspruch stünde zu gegenteiligen positiven Beobachtungen und Erwägungen."

Ein seltsames Phänomen Eusapias waren die Bewegungen des Vorhangs, der hinter ihrem Rücken das mediale Kabinett von ihr und ihren Untersuchern abtrennte. Diese Bewegungen sind eigentlich Telekinesen, doch stehen sie in engen Beziehungen zu Eusapias Materialisationen und bilden einen Übergang zu diesen. In den Sitzungen der nglischen Taschenspieler reichte das Licht während dieser Vorhangbewegungen stets aus, ede Bewegung Eusapias vom entferntesten Tischende aus deutlich sichtbar zu machen. Meist streckte sie eine gehaltene Hand gegen den Vorhang aus, der sich aus mindestens 0 cm Entfernung gegen diese Hand aufblähte. Außerdem traten oft spontane Vorhangs-

bewegungen ein, wobei häufig das untere Vorhangsende den entferntesten Teil des Sitzungstisches erreichte; dies geschah, obwohl Eusapia ganz sichtbar und regungslos war.

Die Vorhänge scheinen in solchen Fällen häufig von Händen vorgetrieben zu werden. Eine Weiterentwicklung dieses Phänomens war es, wenn die Taschenspieler von durch den Vorhang verdeckten materiellen Händen, deren Nägel man fühlte, berührt wurden, während sie sicher waren, daß Eusapias Hände auf dem vor ihr stehenden Tisch gehalten wurden. Gelegentlich kamen die materialisierten Hände durch den Vorhangspalt heraus; bald waren sie weiß, bald fleischfarben. Ich gebe Beispiele aus dem Bericht. Feilding tritt an den Vorhang und erhebt seine Linke 75 cm über Eusapias Kopf. Gleich darauf wird diese Hand mehrfach wie von einer Hand berührt, deren Finger und Nägel er fühlt. Eusapias Hände und Beine sind gut kontrolliert, die Köpfe aller Teilnehmer deutlich sichtbar. Unter denselben Bedingungen werden gleichzeitig Feildings erhobene Hand und Baggallys 90 cm von dieser entfernte Schulter berührt. In einer anderen Sitzung bestieg Baggally den Tisch. Seine Hand wurde mehrfach durch den Vorhang berührt (90 cm über Eusapias Kopf), während Eusapias gehaltene Hände sichtbar auf dem Tisch lagen. In derselben Sitzung wurde Baggally fortgesetzt von einer Hand durch den Vorhang berührt, während er für alle sichtbar beide Daumen Eusapias in seiner Rechten hielt und die Fußkontrolle nachprüfte. Öfters erschien eine Hand aus dem Vorhangspalt über Eusapias Kopf, während Eusapias Hände kräftig gehalten wurden; auch erschienen kopfartige Formen, während die gleichzeitige Kontrolle die Möglichkeit auszuschließen schien, daß Eusapia zu ihrer Vortäuschung ihren Arm befreit hätte. Wie undenkbar es ist, daß die Taschenspieler sich bei den 470 in 11 Sitzungen oft bei gutem Licht beobachteten Erscheinungen stets täuschen ließen, zeigt folgende Bemerkung Feildings über die 6. Sitzung:

„Es wäre ein interessantes Problem für einen Fabrikanten von Taschenspielermaschinen, einen Apparat zu erfinden, geeignet, abwechselnd ein flaches Gesicht im Profil, ein viereckiges Gesicht auf einem langen Nacken, sodann ein Gesicht auf einem 2 Fuß langen, mit Warzen bedeckten Körper hervorzubringen; dann eine weiße Hand mit beweglichen Fingern, eine gelbe Hand und eine unsichtbare Hand, all dies zum Gebrauch außerhalb des Vorhangs. Zum Gebrauch innerhalb desselben eine Hand mit Daumen und Fingern mit Nägeln; die Hand muß fähig sein, weit über Eusapias Kopf zu greifen, die Beobachter zu streicheln, zu zwicken, am Haar zu zerren und Baggally so kräftig am Rock zu fassen, um ihn fast ins Kabinett zu ziehen. Unser Fabrikant müßte den Apparat so konstruieren, daß ihn eine beleibte Dame (in enganliegendem, glattem Kleid), die außerhalb des Vorhangs sitzt und sichtbar an Händen und Füßen gehalten wird, benützen kann, ohne daß zwei Taschenspieler ihn bemerken, die sich an die Dame klammern und nach dem Apparat Ausschau halten. Der Apparat muß so klein sein, daß ihn die Dame verbergen kann, während sie nachher nur mit Korsett und kurzem Flanellunterrock bekleidet durchsucht wird."

Carrington schreibt, daß er sich mehrfach von seiner Kontrolle überzeugte und zugleich die Kontrolle seines Kollegen nachprüfte. Dann streckte er seine nicht an der Kontrolle beteiligte Hand gegen den Vorhang und sagte: „Wenn ich jetzt berührt werde, will ich das Phänomen als bewiesen betrachten." Öfters wurde er dann wie von Händen berührt, was ihn zwang, die Erscheinungen anzuerkennen.

Die Materialisationen hinter dem Kabinettvorhang werden gelegentlich zu ganzen Gestalten. Professor Morselli berichtet über einen Fall, in dem er im Schein einer hellen Rotlampe stets Eusapias Gesicht, Hände und Brust sah, von der sich ein weißes Tuch abhob; ihre Hände wurden kräftig von Frau Celesias Linker und Morsellis Rechter gehalten. Eusapias rechtes Bein lag auf Frau Celesias Knieen, der Fuß berührte die nächste Person in der Kette; das linke Bein lag auf Morsellis Schenkeln, den Fuß hielt sein Nachbar. Auf Eusapias Kopf legte Paolo Celesia eine Hand. Da fühlte Morselli, wie sich ihm von der anderen Vorhangseite etwas, wie der unvollständige Körper einer lebenden Person näherte, die Morselli berührte, seinen Arm ergriff, Morselli an sich zog und schüttelte. Sein Stuhl drehte sich hin und her, sein Rücken und Kopf wurden fast ins Kabinett gezerrt,

vo sein Nacken bedrohlich betastet wurde. Diese Gestalten — keine Helfershelfer, da Eusapia in den Räumen der Untersucher experimentierte — können sichtbar werden, wenn sie teilweise aus dem Vorhang heraustreten oder jemand hinter den Vorhang blickt; benso oft aber bleiben erstaunlicherweise die berührenden Körper selbst bei Licht unsichtbar. Die Taschenspieler sagen, daß sie häufig an Kopf oder Oberkörper berührt wurden, ohne daß sie das berührende Etwas sahen, obschon sie in jene Richtung blickten und Eusapias Kopf und Hände deutlich sichtbar waren. Diese Unsichtbarkeit bei Licht kann sogar ganze Phantome betreffen, wie folgender Bericht Morsellis zeigt. Das Licht wurde verstärkt. Alle sehen die Vorhänge zu beiden Seiten Eusapias anschwellen und gegen die Kontrollpersonen Porro und Morselli vorgehen. In den Vorhängen bilden sich sichtbar die Wölbungen zweier Körper, mit Köpfen und Armen, die sich gegen die Gelehrten bewegten, sie berührten und sich berühren ließen. Morselli hatte alle Berührungs-, Muskel- und Gesichtsempfindungen, die einer verborgenen erwachsenen Person entsprachen, Porro empfand eine kleine Person; die Augen der anderen bestätigten diese Empfindungen. Aber hinter dem Stoff war niemand. „Zwischen den Vorhängen entstand ein Spalt, durch den wir ins Kabinett blickten: es war leer."

Seit Eusapia trat kein Medium von solcher Kraft mehr auf; trotzdem wurden viele weitere Beweise für die Realität von Telekinese und Materialisation geliefert. Während an den Experimenten mit Eusapia (von Schrenck-Notzing abgesehen) fast nur ausländische Gelehrte teilnahmen, traten später unter Schrenck-Notzings Führung deutsche Gelehrte in den Vordergrund. Schrenck-Notzings Untersuchungen mit Frl. Tomczyk 1913-14 betrafen telekinetische Phänomene (Physikalische Phänomene des Mediumismus, München 1920); die mit Eva C. Materialisationen, die mit den Brüdern Schneider, die viele deutsche Hochschullehrer überzeugten, sowohl Telekinesen als Materialisationen. Frl. Tomczyks Telekinesen erstreckten sich auf leichtere Gegenstände (Scheren, Magnete, Schachteln), die sie zwischen ihren Händen zum Schweben brachte; selbst der skeptische und taschenspielerisch erfahrene Dingwall hält es für unmöglich, daß alle diese Telekinesen, wie die Zweifler glauben, bewerkstelligt wurden, durch unbemerkte Anbringung von Fäden an den betreffenden Gegenständen; es scheint ihm undenkbar, daß die verschiedensten Beobachter bei Licht stets die Bewegungen übersahen, die Frl. Tomczyk machen mußte, um vor ihr liegende Gegenstände in den verzwicktesten Lagen (ein Magnet schwebt mit den Polen nach oben) mit Fäden zum Schweben zu bringen. Auch die von Prof. Crawford Belfast) bei Kathleen Goligher beobachteten Telekinesen bei gutem Licht scheinen nicht auf Betrug zurückführbar[1]), wogegen ich die von ihm berichteten Materialisationen wegen der ungenügenden Kontrollbedingungen skeptisch beurteile.

Ein großes Verdienst hat sich Schrenck-Notzing durch seine von Richet, Courtier, Boirac u. a. bestätigten Materialisations-Experimente mit Eva C. erworben (1909—1914). Diese Versuche werden stark umstritten, doch kann ich — so bereit ich stets bin, mein Urteil zu überprüfen — nicht umhin, sie als echt anzusprechen. Evas Sitzungen sind dadurch bemerkenswert, daß häufig die Verwandlungen des nach okkultistischer Theorie aus dem Medium austretenden amorphen Teleplasmas in organisierte Formen vor den Augen der Beobachter erfolgten. Ich zitiere eine Beobachtung Richets. Ein weißer Fleck auf dem Boden wächst rasch. Die Masse sendet (bei ziemlich gutem Licht) bewegliche Fortsätze nach allen Richtungen aus. Die Masse gewinnt das Aussehen einer grauen Hand mit unbestimmten Umrissen; diese hebt und senkt sich; Evas von Richet festgehaltene Hände sind unbeweglich. Richet betrachtet die Hand aus nächster Nähe; drückt er einen Finger, so hat er den Eindruck eines mit Haut bedeckten Knochens. Die Hand bewegt sich auf Richets Knie und erhebt sich selbständig, gestützt auf den Stiel, der sie mit dem Boden verbindet.

[1]) Schrenck-Notzing „Physikalische Phänomene des Mediumismus" und Österreich in „Die physikalischen Phänomene der großen Medien" S. 125—135.

Dann fällt sie zu Boden, erhebt sich wieder, neigt sich, nähert sich Richet und legt sich auf sein Knie, wo sie auf Wunsch Bewegungen macht; mit dem Boden ist sie durch einen weißen Streifen verbunden. Wieder fällt sie zu Boden, erhebt sich erneut und verschwindet plötzlich wie Eva aufsteht. Diese und ähnliche Beobachtungen, die in Schrenck-Notzings Werk „Materialisationsphänomene" (1923) wiedergegeben sind, scheinen Betrug auszuschließen. An den Leugnern der physikalischen Phänomene ist es, zu zeigen, daß sie unter denselben Bedingungen betrügerisch hervorzubringen sind.

Ich betrachte noch die Experimente mit den Brüdern Schneider, deren Leitung im wesentlichen in Schrenck-Notzings Hand lag, der die Gutachten zahlreicher Gelehrter darüber in dem Werk „Experimente der Fernbewegung" (1924) veröffentlichte. Da die Sitzungen mit Willi bei Schrenck-Notzing, bei anderen Münchener Privatpersonen, in der Münchener Universität, in Wien bei Dr. Holub und anderen, in London im Laboratorium der Society for Psychical Research mit immer wechselnden Teilnehmern stattfanden, ist die Helfershelfer-Theorie zur Erklärung abzulehnen, selbst wenn Herr Vinton, der im April 1927 in der englischen Zeitschrift „Psyche" über 10 Sitzungen berichtete, die er in Braunau im Hause Schneider mitmachte, recht haben sollte, daß hier Helfershelfer mitwirkten. Sitzungen im Hause von Medien bei schlechtem Licht und bei Beteiligung ihrer Familie können nie beweisend sein, da man die Ehrlichkeit der am Erfolg der Sitzungen interessierten Personen beweisen müßte, was unmöglich ist. Wir stützen uns wie bisher auf Experimente, die in dem Medium fremden Räumen stattfanden. In der Münchener Universität war am 9. September 1922, der Zirkel außer Willi selbst durch einen 1½ m hohen (am Zirkelende an der Wand befestigten) Gazeschirm vom Kabinett und dem Wirkungsfeld der telekinetischen Kraft abgetrennt. Professor Becher hielt Willis Hände und umklammerte seine Beine. Auf einen 110 cm von Willi entfernten Hocker, zwischen Gazeschirm und Kabinettvorhang wurde von Dr. Huber, der allein das abgeschlossene Versuchsfeld betreten durfte, ein mit Leuchtstreifen versehener Papierkorb gestellt; plötzlich flog er zu Boden; von Dr. Huber wieder aufgestellt, fiel er erneut herunter, wurde wieder in Stellung gebracht und langsam in einer Kurve etwa 2 m hoch emporgehoben. Mehrmals schien er schwebend auf- und niederzusteigen (etwa 7 Sekunden lang), um sich dann langsam niederzulassen. Der helle Leuchtstreifen erlaubte, alles gut zu verfolgen. Diese und viele ähnliche in Schrenck-Notzings Werk von zahlreichen Beobachtern berichteten Bewegungsvorgänge lassen sich durch einen Betrug des Mediums nur erklären, wenn die Kontrollpersonen so ahnungslos waren, weitausholende Bewegungen Willis, wie sie nötig gewesen wären, um einen Papierkorb 2 m zu heben, zu übersehen, obwohl sie seine Hände und Beine umklammerten. Auch in London, wo der Amateurtaschenspieler Dingwall die Sitzungen leitete, erfolgten Bewegungen von Gegenständen, während Willis Hände und Füße von 2 Personen kontrolliert waren. Um einen 60—90 cm von ihm entfernten Gegenstand betrügerisch zu heben, müßte Willi, nach Dingwalls Meinung, in seinem Mund einen verlängerbaren Apparat halten, damit z. B. einen flachen, auf dem Tisch liegenden Gegenstand unterstützen und von unten heben, ohne daß dies sein Atmen und Sprechen störte; hernach müßte er den Apparat in unerklärlicher Weise zurückziehen und wieder im Mund verbergen. Dingwall glaubt nicht an die Existenz eines solchen Apparates und hält daher bis zum Beweis des Gegenteils die Erscheinungen für echt. In einer Sitzung wurden Gegenstände in einem Gazekäfig links von Willi bewegt, der Käfig hatte nur eine Öffnung in einer Seitenwand, die Willis Rücken parallel lief (etwa mit dessen Verlängerung zusammenfallend). Hier hätte Willi unbemerkt einen Fuß oder den Kopf nach hinten und sehr weit zur Seite werfen müssen, um damit in den Käfig einzudringen; auch diese Annahme scheint absurd. Der von einem Taschenspielerklub abgesandte Sachverständige Dexter hält unter den obwaltenden Bedingungen einen Betrug ebenfalls für ausgeschlossen. Er erwähnt besonders die zarten Bewegungen eines Leuchtrings, der wie eine Schneeflocke in der Luft schwebte. Selbst bei größtem Vorneigen des Oberkörpers war

Willi mindestens 57 cm von den Gegenständen entfernt; Dexter kann daher keinen Apparat ersinnen, mit dem Willi unter Kontrolle die Phänomene hervorrufen konnte. Die Materialisation von Händen durch Willi scheint gleichfalls festzustehen, obschon die meisten Veröffentlichungen Telekinesen betreffen. Ich hatte Gelegenheit, die Sitzungsberichte des Irrenarztes Dr. Holub zu studieren, der Willi in zahlreichen Sitzungen in seiner Wiener Wohnung beobachtet hat; wenn Holub und seine Mitarbeiter nicht von pathologischer Beobachtungsunfähigkeit waren, beweisen seine Berichte, zusammen mit Schrenck-Notzings Beobachtungen, die Realität der Materialisationen bei Willi; es ist ein Jammer, daß Holub starb, ehe seine Manuskripte druckfertig waren. Auch bei Rudi, Willis jüngerem Bruder, kann nach den übereinstimmenden Gutachten Schrenck-Notzings und seiner Mitarbeiter, der Wiener Gelehrten, sowie anderer Beobachter in Prag[1]) und Zürich kaum an der Echtheit mancher Telekinesen und Materialisationen gezweifelt werden; leider sind die Kräfte der Brüder Schneider starken Schwankungen unterworfen, vielleicht sind sie heute sogar im Schwinden, denn unter 10 Sitzungen mit Rudi vom 12. bis 24. August 1927 in meinem Hause waren 4 negativ, 6 boten zwar Bewegungen des Kabinettvorhanges und eine sogar stärkere Bewegungen von Gegenständen, doch waren die Umstände nie derart, daß wir mit Gewißheit die Geschehnisse für okkult hätten ansprechen können. In einigen unserer negativen Sitzungen war die Kontrolle strenger als sonst bei den Brüdern Schneider, indem auch der Kopf kontrolliert wurde; doch sind die meisten der von unseren Vorgängern berichteten guten Phänomene Rudis, wie z. B. das Erscheinen von Händen und ausgedehnte Fernbewegungen nicht mit dem Kopf allein ausführbar; unsere Vorgänger hätten mit geistiger Blindheit geschlagen sein müssen, wenn ihnen Rudi die schönsten Phänomene betrügerisch vorgemacht hätte, während wir sogar im Dunkeln ohne große Mühe seine hypothetischen Betrügereien weithin verhindern konnten. So bestätigen die Experimente mit Frl. Tomczyk, Frl. Goligher, Eva C. und den Brüdern Schneider die Experimente mit Eusapia; es besteht daher auch für die Realität der physikalischen Phänomene des Mediumismus eine beträchtliche Wahrscheinlichkeit; es ist ein dringendes Erfordernis, diesen Dingen, die unsere Kenntnisse über die menschliche Natur in ungeahnter Weise erweitern würden, mit größtem Ernste und vorurteilslos nachzugehen.

Warum ich an den physikalischen Erscheinungen des Mediumismus zweifle

Von Graf Carl v. Klinckowstroem in München

Die Okkultisten haben mannigfache Gründe, mit denen sie die Zweifel ihrer Gegner erklären oder bekämpfen. Insbesondere werfen sie ihnen gern Unkenntnis des „Beweismaterials", Voreingenommenheit und weltanschauliche Gebundenheit vor, wenn sie nicht zu noch stärkeren Vorwürfen, wie unsachliche Motive, Unehrlichkeit, bewußte Falschmünzerei usw. greifen. Skeptisches Verhalten kann nun in der Tat auf sehr verschiedene Ursachen zurückgehen, und dazu gehören unter Umständen manche von den Okkultisten geltend gemachte. Es kann aber auch berechtigten Überlegungen und Gründen entspringen. Es gibt einen ernsten und einen spielerischen Skeptiker, die K. O. Erdmann in seinem ausgezeichneten Buch „Die Kunst recht zu behalten" (Leipzig 1925) kennzeichnet:

[1]) Vgl. Prof. Fischers Aufsatz in der Zeitschrift für Parapsychologie, September 1926.

„Der erste liebt trotz aller Zweifel die Wahrheit und die Wissenschaft; er glaubt an ihren Wert, wenn er auch an der Möglichkeit letzter und wichtigster Erkenntnisse verzweifelt. Er weiß aus Erfahrung, was es heißt, mit den Problemen ringen, unter den Problemen leiden ... Der andere dagegen ist gleichgültig gegen die Wahrheit, er nimmt sie nicht allzu ernst. Sein Agnostizismus beruht auf Oberflächlichkeit und Denkschwäche; und im Grunde fühlt er sich in seiner Unwissenheit ganz wohl."

Ich rechne mich nicht zu dieser zweiten Sorte von Skeptikern und möchte daher im folgenden meinen Standpunkt begründen. Die Gründe, die mich gegenüber den physikalisch-mediumistischen Erscheinungen zu einem ablehnenden Verhalten bestimmen, sind dreifacher Natur: es sind 1. historisch-kritische Gründe; 2. Gründe der Methodik und der beobachtungspsychologischen Grundsätze, die mir die angebotenen Beweise nicht zwingend erscheinen lassen; 3. Gründe psychologischer Natur, die den Geist der okkultistischen Forscher betreffen[1]).

Die heutige Metapsychik oder Parapsychologie, die Anerkennung als eine neue Wissenschaft beansprucht, ist unmittelbar aus der spiritistischen Bewegung erwachsen, deren Geburtsjahr das Jahr 1848 ist. Damals traten zu Hydesville in Amerika die Schwestern Fox als die ersten sog. Medien auf; unmittelbar darauf setzte die Tischrückepidemie ein, und bald gab es in Amerika zahllose „Medien", die den Verkehr mit der Geisterwelt vermittelten. Wie vieles andere ist auch die Bezeichnung Medium (Vermittler) als Träger der mediumistischen Kräfte bis heute beibehalten worden. Die Schwestern Fox waren auch die ersten, die ganze Geistergestalten produzierten (1861), freilich nur im Dunkeln. Später haben sie ihren Schwindel eingestanden. Damit kommen wir zugleich zu den Bedingungen, an die von jeher das Auftreten dieser merkwürdigen Erscheinungen geknüpft war und die bis heute ihre Geltung bewahrt haben: Bedingungen, die offensichtlich solche der Medien und nicht solche der Erscheinungen sind. Denn sie dienen ausnahmslos der Erschwerung der Beobachtung sowie der Sicherung des Mediums gegen entlarvenden Zugriff: Dunkelheit, Lärm durch Musikautomaten oder Gesang und Gespräch, die Händekette aller Anwesenden usw. Damit wurden in raffinierter Weise alle Sinne, die dem Beobachter für seine Wahrnehmung der Vorgänge zu Gebote stehen, so gut wie ausgeschaltet. Ferner wurden gefährlich erscheinende Ungläubige, deren „negatives Fluidum" hemmend wirkt, von derartigen Sitzungen ausgeschlossen oder durch geeignete Placierung kaltgestellt, und jeder Teilnehmer mußte sich — ehedem wie heutzutage — vorher verpflichten, nicht zuzugreifen oder unvermutet Licht zu machen, weil dadurch das Medium gesundheitlich schwer geschädigt würde. Gelegentlich war die eine oder die andere dieser Bedingungen zur Erzeugung bestimmter Erscheinungen nicht erforderlich, z. B. wenn die betreffenden Erscheinungen auch bei Tageslicht vorgeführt werden können, ohne daß der Beobachter den modus operandi durchschaut. Das war z. B. bei Slade der Fall, dessen Tafelschriftkunststücke das Licht ebensowenig zu scheuen brauchten wie die Vorführungen von Taschenspielern, die einem auch rätselhaft bleiben. Oder das Medium war seiner gläubigen Gemeinde so sicher, daß es das Arbeiten bei guter Beleuchtung wagen konnte, wie Florence Cook bei Crookes, gelegentlich auch Eusapia Palladino und Eva C. Aber das waren seltene Ausnahmen.

Allein diese Sicherheitsmaßnahmen haben nicht gehindert, daß im Laufe der Zeit so gut wie alle großen Medien in flagranti beim Betrügen ertappt wurden, und die Geschichte des Spiritismus ist tatsächlich eine Kette von Entlarvungen. An die 100 Entlarvungen berühmter Medien habe ich notieren können. Außerdem besitzen wir mehrere lehrreiche Bekenntnisschriften von Medien, in denen die z. T. sehr raffinierten Betrugsmethoden aufgedeckt werden. Namentlich bietet eine solche Schrift, welche die Praktiken von A. Firman enthüllt (1882), eine sehr rationalistische Begründung für die erwähnten

[1]) Ich nenne hier, um im folgenden möglichst Literaturnachweise zu sparen, in erster Linie: „Der Physikalische Mediumismus" (v. Gulat-Wellenburg, Klinckowstroem, H. Rosenbusch), Berlin (Ullstein) 1925. — „Zeitschrift für kritischen Okkultismus", Stuttgart (Enke), seit 1925.

Bedingungen, die noch heute fast unverändert in mediumistischen Sitzungen üblich sind. Ein anderes derartiges Buch, das 1891 in Amerika erschien und 1922 durch einen englischen Neudruck wieder zugänglich gemacht worden ist, wurde von den Spiritisten sofort nach Erscheinen aufgekauft und vernichtet. Sie wollten in ihren Illusionen nicht gestört werden, und bei jeder Entlarvung noch richtete sich ihre Wut nicht gegen das betrügerische Medium, sondern gegen den rohen Entlarver. Noch heute bieten die Okkultisten in solchen Fällen ihren ganzen Scharfsinn auf, um den Wert solcher Entlarvungen wegzudeuten.

Diese kurzen Bemerkungen mögen genügen, um zu zeigen, aus welchem verdächtigen Boden der moderne Okkultismus erwachsen ist, so weit es sich um die paraphysischen Erscheinungen handelt. Allerdings bekennen sich die heutigen Metapsychiker im allgemeinen nicht mehr zum Spiritismus, wenigstens nicht offiziell; auch haben sie es gelernt, sich gegen den gröbsten Schwindel zu sichern. Dafür sind jedoch die Erscheinungen, verglichen mit denen aus der Glanzzeit des Spiritismus, sehr viel dürftiger geworden. Vollmaterialisationen gibt es heute nicht mehr. Die metapsychischen Forscher sind schon vollauf zufrieden, wenn sie das Erscheinen einer mystischen Hand oder Fernbewegungen von Gegenständen (telekinetische Phänomene) bei schwachem Rotlicht beobachten können. Das heißt: mit zunehmender Schärfe der Kontrolle nehmen die Erscheinungen im gleichen Verhältnis ab. Die Frage ist nur, ob bei einer Kontrolle, die jeden Schwindel mit absoluter Sicherheit ausschließt, überhaupt noch Erscheinungen auftreten. Bisher scheint es nicht so. Es ist nicht ganz leicht, alle Löcher zu verstopfen. Der okkultistische Forscher hat hier einen schweren Kampf gegen die als naturnotwendig erachteten „Bedingungen" zu kämpfen, denen er sich schließlich immer wieder fügen muß, wenn er überhaupt Erscheinungen erleben will. Er vergißt dann gar zu leicht, daß diese Erscheinungen immer mit einer Lockerung der Kontrolle erkauft werden. Solange nicht vollständig mit dem überlieferten Schema der spiritistischen Sitzungen gebrochen werden kann, wird der entscheidende wissenschaftsgültige Beweis für das Vorkommen echter paraphysischer Phänomene kaum erbracht werden können.

Das führt uns zur Methodik und zu den beobachtungspsychologischen Schwierigkeiten beim Studium der mediumistischen Phänomene. Das in der ersten Fußnote zitierte Werk „Der physikalische Mediumismus" hatte sich die Aufgabe gestellt, die Methodik bei mediumistischen Untersuchungen auf ihre beobachtungspsychologische Sicherheit zu prüfen, und zwar gemessen an den bestbezeugten und ausführlichst geschilderten Untersuchungsreihen. Nahezu überall konnte gezeigt werden, daß der Nachweis für die Existenz echter Erscheinungen bisher nicht als erbracht angesehen werden kann. Der Einwand, daß die Verfasser des genannten Werkes mangels hinreichender praktischer Erfahrung nicht über diese Dinge urteilen könnten, trifft m. E. nicht zu, denn unsere kritische Analyse betraf die aus den Berichten und Protokollen ableitbare Methodik und deren Lücken, und diese Methodik kann keine okkultistische Spezialmethodik sein — wie etwa nur der Fachmann über die Methoden des Chemikers zu urteilen vermag —, sondern eine auf Anwendung von Sinneswahrnehmungen beruhende Methodik, die einer beobachtungswissenschaftlichen, d. h. naturwissenschaftlich legitimierten Kritik untersteht. Mit dieser Kritik ist nicht gesagt, daß es mediumistische Erscheinungen nicht geben könne. Deren Möglichkeit wurde sogar ohne weiteres zugestanden. Sogar die unkritischsten Spiritisten der 70er oder 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts mögen echte Phänomene erlebt haben. Nur läßt es sich nicht beweisen, und mit derartigen Berichten ist wissenschaftlich nichts anzufangen. Wir dürfen erst dann okkulte Ursachen in Erwägung ziehen, wenn jede andere bekannte Ursache als mit Sicherheit ausgeschlossen gelten muß. Die übliche Ansicht der Okkultisten, ein Phänomen sei dann echt, wenn man den Trick nicht durchschaut, ist ein Denkfehler.

Nun fanden sich in den alten Berichten der Spiritisten, so naiv sie auch sein mögen, allerhand Phänomene beschrieben, deren Entstehungsweise auf natürlichem Wege undurchsichtig blieb. Das veranlaßte mehrere hervorragende Mitglieder der 1882 begründeten

englischen Society for Psychical Research, namentlich R. Hodgson, H. C. Lewis und das Ehepaar Sidgwick, die damals berühmtesten Medien, über die erstaunliche Berichte vorlagen, zu prüfen. Ausnahmslos konnten diese guten Beobachter bald den Betrug durchschauen. Das führte sie zu der Überzeugung, daß bei den Sitzungen der Spiritisten eine Reihe von Fehlerquellen zusammenwirken mußte, um zu Berichten über unerklärliche Erscheinungen zu führen. Hodgson erkannte, daß die Berichte gläubiger Spiritisten wertlos sind. Zu ihrer Verfälschung wirken zusammen: Unkenntnis der angewandten Trickmethoden des Mediums, mangelhafte Beobachtung, Beobachtungslücken und Erinnerungstäuschungen. Dazu kommen noch falsche Deutung des Gesehenen und die Erinnerungsadaption. Hodgson unternahm nun, um diese Erkenntnis experimentell nachzuprüfen, im Jahre 1886, gemeinsam mit einem glänzenden Amateurtaschenspieler, S. J. Davey, jene berühmt gewordene Reihe von Sitzungen, die darauf abzielte, festzustellen, inwieweit die Beobachtungsfähigkeit zahlreicher eingeladener Teilnehmer dazu ausreichen würde, die von Davey gebotenen pseudomediumistischen Erscheinungen, die in allen Einzelheiten vorher festgelegt wurden, zu durchschauen. Es wurden durchweg intelligente und gebildete Leute eingeladen, auf deren Zeugenaussagen von vornherein Wert gelegt werden durfte. Diese Personen, die in den meisten Fällen nicht wußten, daß es sich nicht um echte Produktionen handelte, mußten ihre Berichte möglichst unmittelbar nach der jeweiligen Sitzung niederschreiben. Die Sitzungen fanden mit einer Ausnahme (Materialisationsphänomene) bei hellem Lichte statt. Es handelte sich dabei vorwiegend um Tafelschrifterperimente, wie sie damals Slade, Eglinton und andere Medien produzierten. Das Ergebnis entsprach durchaus den Erwartungen Hodgsons: keiner der Zeugen vermochte Daveys Tricks zu durchschauen; die Berichte ließen Vorgänge von entscheidender Bedeutung unberücksichtigt, wichen vielfach in den wichtigsten Punkten voneinander ab und bezeugten völlig unerklärliche Dinge, genau wie die üblichen der Spiritisten. Sie boten ein höchst lehrreiches Material zur Aussagepsychologie. Aber in einer Hinsicht verfehlten sie ihren Zweck: die Spiritisten selbst haben daraus keine Lehre gezogen.

Eine Weiterführung derartiger Untersuchungen mit den Mitteln der modernen experimentellen Psychologie verdanken wir dem Berliner Psychologen R. W. Schulte. Einmal hat er eine Anzahl von Versuchspersonen in bezug auf ihre optische, akustische und taktile Wahrnehmungsfähigkeit, besonders bei langer Konzentration, im dunklen Raum oder bei Rotlicht gesondert geprüft. In einer zweiten Reihe der Versuche wurde von den Versuchspersonen die der Wirklichkeit besonders stark entsprechende komplexe Verteilung der Aufmerksamkeit auf verschiedene Gebiete verlangt. Außerdem wurden von jeder Versuchsperson nach den einzelnen Sitzungen genaue selbständige Protokolle über die Vorgänge verfaßt. Diese wichen, entsprechend den Erfahrungen von Hodgson und Davey, erheblich voneinander ab und waren im ganzen sehr unvollständig und unzuverlässig. Auch hier spielten Beobachtungstäuschungen und falsche Deutungen die ausschlaggebende Rolle.

Aus derartigen Erfahrungen geht hervor, daß auch auf Protokolle oder Berichte, die mit Sicherheit übernormale Phänomene zu bezeugen scheinen, kein Verlaß ist. Wir wollen das noch kurz an zwei Beispielen erläutern. Im Falle des Mediums Eva C., mit dem G. Geley jahrelang experimentiert hat, behauptet dieser, Eva C. habe nicht schwindeln können, denn ihre Hände seien stets kontrolliert gewesen. „Ich wiederhole", sagt Geley an einer Stelle, „daß ihre Hände ständig außerhalb der Vorhänge in Sicht und gehalten waren". Zufällig läßt sich diese Behauptung Geleys an der Hand der Blitzlichtphotographien nachprüfen, die während der Sitzungen gemacht wurden. Und da zeigt sich, daß von vier Photographien, die beide Hände zeigen, nur auf einer die eine Hand gehalten ist. Der kritisch denkende englische Okkultist E. J. Dingwall knüpft an diese Feststellung in einer Besprechung des eingangs erwähnten Werkes das Zugeständnis, es könne nicht als unvernünftig angesehen werden, daß ernste Kritiker den Berichten der Untersucher den Glauben versagen, wenn schon in einer so grundlegenden Einzelheit die Prominenten der meta

schischen Bewegung falsche Darstellungen geben. In ähnlicher Weise wurde die Photographie zum Verräter des Tricks der berühmten Eusapia Palladino in einem Fall der Tischlevation, die Morselli für die vollkommenste erklärte, die er je gesehen habe. Tatsächlich war Eusapia an allen vier Extremitäten kontrolliert. Die photographische Aufnahme aber zeigt deutlich, daß Eusapia bei der Tischerhebung trotzdem ihren berühmten (heute bekannten) Trick angewendet hat („Zeitschrift f. krit. Okk." II, 1927, Heft 3, S. 229 und Tafel I).

„Es ist leicht", sagt einmal der amerikanische Psychologe William Mc Dougall[1]), der dem Okkultismus keineswegs ablehnend gegenübersteht, „ausführliche Berichte über Sitzungen mit Medien zu schreiben, die keine falschen Behauptungen enthalten und den Durchschnittsleser zu der Erklärung veranlassen: entweder ist dies echter Mediumismus, oder der Berichterstatter ist ein Lügner bzw. ganz inkompetent. Allein ein solcher Bericht kann infolge Auslassung wichtiger Einzelheiten, die entweder unbeobachtet geblieben oder nicht protokolliert sind, einen gänzlich falschen Eindruck erwecken". Er gibt dazu ein Beispiel aus eigener Erfahrung mit dem Bostoner Medium Margery: dreimal konnte er in einer Dunkelsitzung die Erhebung einer auf dem Tisch liegenden Leuchtscheibe beobachten, und zwar bei zuverlässiger Hand- und Fußkontrolle. Zuerst war er sehr überrascht, aber beim dritten Mal vermochte er festzustellen, daß der Kopf des Mediums sich aus der Kontrolle befreit hatte, und daß die „Levitation" mit dem Munde geschah. Mc Dougall gab von dieser seiner Beobachtung zunächst keine Kenntnis. So berichtet denn das Protokoll von einem unerklärlichen Phänomen und beweist dennoch nichts. Hätte Mc Dougall seine Beobachtung nicht machen können, so wäre der Fall auch ungeklärt geblieben. Und dies kann man wohl als typisch bezeichnen. Wer will zu behaupten wagen, in solchen ungeklärt gebliebenen Fällen habe es sich um echte Phänomene gehandelt? Das beste Beweismaterial der Okkultisten muß an solchen Erfahrungen zerschellen.

Mc Dougall erörtert im Anschluß daran die drei Möglichkeiten methodischen Vorgehens, die dem Untersucher physikalisch-mediumistischer Erscheinungen offen stehen. Die eine ist der Versuch der Entlarvung bei sich bietender Gelegenheit. Die zweite ist die, die Kontrollvorkehrungen so zu treffen, daß jeder Betrug ausgeschlossen erscheint. Das ist eine leichte Aufgabe, auch wird es sich nicht durchführen lassen bei den Bedingungen, an denen die Medien wohlweislich festhalten. Gelingt es aber, so bleiben die Erscheinungen aus. Die dritte Methode ist die, die vom Medium angebotenen Versuchsbedingungen anzunehmen in der Hoffnung, daß man, wenn wirklich echte Phänomene vorkommen, die Überzeugung von ihrer Echtheit wird gewinnen können; und daß man, wenn Tricks zur Anwendung gelangen, bei wiederholten Gelegenheiten und bei scharfer Beobachtung diese oder wenigstens etwas vom modus operandi werde entdecken können. Diese Methode bietet nun wiederum mehrere Möglichkeiten. Mc Dougall empfiehlt, bei dieser Methode auf alles zu achten, was innerhalb und außerhalb des Sitzungsraumes vorgeht. Dann alle so gewonnenen und protokollarisch fixierten Beobachtungen miteinander zu vergleichen, schließlich derjenigen, die auf den ersten Blick geringe Bedeutung zu haben scheinen. Auf diese Weise sammle man im Laufe mehrerer Sitzungen eine Menge Beobachtungsmaterial; jede einzelne Beobachtung ziehe man in Betracht; man wäge die Möglichkeiten gegeneinander ab und suche allmählich zu sicheren Schlüssen zu gelangen. Hat man bei Anwendung dieses Verfahrens keinerlei Verdachtsmomente wahrnehmen können, so mag man sich mit Recht auf der Spur übernormaler Tatsachen fühlen. Wenn jedoch die gesammelten Erfahrungen auf Betrug weisen, so soll man die Versuche geduldig so lange fortsetzen, bis man für eine Reihe von Erscheinungen die gleiche Sicherheit der tricksmäßigen Erzeugung gewonnen hat. Für alle Erscheinungen wird das unter den gegebenen Verhältnissen meist unmöglich sein.

[1]) „Psyche", London, 1926, Oktober.

Dieses von Mc. Dougall empfohlene Verfahren stimmt im wesentlichen mit der (von den Okkultisten als „Falle" gebrandmarkten) Methode überein, die Rosenbusch, O. Diehl (Amateurtaschenspieler), Pfenninger und ich, bei der Prüfung des Mediums Eleonora Zugun im Februar 1927 in München angewendet haben. Eleonora Zugun erregte großes Aufsehen unter den Okkultisten, weil sie bei heller Beleuchtung rätselhafte Kratz-, Biß- und Benetzungsphänomene an Händen, Armen, Kopf und Hals zeigte, die anscheinend blitzartig entstanden und in monatelangen Untersuchungen von Wiener Okkultisten sowie dem amerikanischen Okkultisten H. Price (London) als echt bezeugt worden waren. Auch wir standen zunächst vor einem Rätsel, bis zuerst Diehl den Trick durchschaute. Ich muß gestehen, daß auch ich, obwohl ich genau aufzupassen glaubte, in den ersten beiden Münchener Sitzungen mit Eleonora den modus operandi nicht zu entdecken vermochte. Nach unserem in der dritten Sitzung am 9. Februar 1927 angewendeten Untersuchungsverfahren, das darauf hinauslief, die ungehemmt ablaufenden Erscheinungen mit verteilten Rollen auf das genaueste zu überwachen und in gesondert geführten Protokollen auch jede unscheinbare, dem Anschein nach ganz harmlose Bewegung des Mädchens (Spielen mit dem Taschentuch, Kämmen des Haares usw.) mit Minutenangabe zu notieren, konnte das Tricksystem klargelegt werden, ohne daß das Medium selbst oder seine Begleiterin es bemerkt hätten. Das Mädchen verstand es ausgezeichnet, den Augenblick der Erzeugung des Phänomens (durch Kratzen, Beißen oder Bespeicheln), der dem des Vorzeigens jeweils um 1—2 Minuten voranging, zu verbergen. Im Grunde lief der Trick auf einen uralten Taschenspielerkniff hinaus: Überraschung mit gleichzeitiger Zerstreuung oder Ablenkung der Aufmerksamkeit von den entscheidenden Bewegungen.

Wie hätte man dafür eine natürliche Erklärung finden können, wenn in unserem Protokoll der folgende Abschnitt zu lesen gewesen wäre, der noch dazu in allen Einzelheiten zutreffend gewesen wäre: „Das Medium saß ganz nahe zwischen zwei Beobachtern und hielt ihre beiden Arme ständig hinter deren Rücken. Nach 10 Minuten zuckt es zusammen und weist seine linke Hand mit einem großen Speichelfleck vor. Es ist mit aller Sicherheit festgestellt, daß die Hand vorher trocken war und während der ganzen Situation die Arme nicht einen Augenblick die beschriebene Lage verlassen haben." Und wie leicht hätte das darin stehen können, denn nur durch einen Zufall bzw. durch die Aufmerksamkeit des Herrn Diehl in einer Sitzungspause konnte festgestellt und verfolgt werden, in welch raffinierter Weise das 14jährige Bauernmädchen die Situation auszunutzen und ein verblüffendes Phänomen vorzubereiten verstand. Eleonora sollte ein Benetzungsphänomen unter betrugausschließender Kontrolle zeigen, nämlich an einer der hinter die Rücken ihrer Nachbarn gelegten Hände. Es kam aber nicht zu der geplanten Ausführung, obwohl wir eine halbe Stunde darauf warteten, weil ihre Vorbereitungen dazu, wie gesagt, nicht unbemerkt geblieben waren. In einem ihr günstig erscheinenden Moment einer Unterbrechung der Sitzung brachte Eleonora ein Speicheldepot unter dem Rande eines Schemels an, auf welchem ihr linker Nachbar (Rosenbusch) saß. Diehl hatte das beobachtet und mir sogleich davon unbemerkt Mitteilung gemacht. Er untersuchte unauffällig — es war immer noch Sitzungspause — den Schemel, überzeugte sich von der Anwesenheit des Speichels an der vermuteten Stelle, und drehte den Schemel dabei unabsichtlich um etwa 90 Grad so daß später, bei Fortsetzung der Sitzung, Eleonora mit ihrer linken Hand, die hinter Rosenbuschs Rücken lag, das Speicheldepot nicht mehr erreichen konnte.

Wir wollen damit die Beispiele abschließen, die uns erkennen lassen, daß eine Erscheinung welche nach dem Bericht völlig unerklärlich erscheint, trotzdem noch nicht echt zu sein braucht Wir wissen ferner, daß Medien wie Laszlo oder Kraus trotz offenbar strengster Kontrolle zu schwindeln verstanden, was nach dem Geständnis auch von den Okkultisten zugestanden wurde. Wir haben aus den Versuchen Schultes gelernt, wie leicht in dem gegebenen Milieu die Sitzungsteilnehmer Sinnes- und Urteilstäuschungen unterliegen, wie leicht unter der Einfluß von Schreckreizen, interessanten Fragen, Wahrnehmungen usw. unwillkürlich

von den Kontrollpersonen die Hand und- Fußkontrolle gelöst wurde und diese nachher auf Befragen mit aller Bestimmtheit versicherten, die Kette geschlossen gehalten zu haben; und daß es dem Versuchsleiter (Schulte), sobald er einmal den Trick heraus hatte, stets mit Leichtigkeit gelang, nach Belieben sich aus der Kontrolle zu befreien. Daher muß man sagen, daß auch die verhältnismäßig besten mediumistischen Versuche, die von Schrenck-Notzing mit Willi Schneider, soweit bisher bekannt geworden, noch nicht jene Sicherheit bieten, die erforderlich ist, um die berichteten Tatsachen als echte Phänomene hinnehmen zu können, zumal die zuverlässigste objektive Kontrolle, nämlich die durch das photographische Auge, die bei den telekinetischen Phänomenen dieses Mediums besonders wichtig und aufschlußreich wäre, von Willi nicht zugelassen wird. Ein solcher Zweifel gewinnt an Berechtigung seit der Aufdeckung des im Braunauer Schneider-Zirkel angewendeten Tricksystems durch Warren Jay Vinton[1]).

Was einem schließlich bei historisch-kritischer Betrachtung der physikalisch-mediumistischen Phänomene auffällt, ist — abgesehen von ihrem läppischen Charakter — ihre Regellosigkeit. Wenn es sich hier um Naturerscheinungen handelte, dann müßte sich doch darin mindestens das Schema einer bestimmten, sich gleichbleibenden Gesetzlichkeit abzeichnen. Etwas Derartiges läßt sich aber höchstens aus den erwähnten Bedingungen, an welche das Auftreten von Phänomenen gebunden erscheint, ableiten, nicht aus den Phänomenen selbst. Und diese vom Standpunkt des betrügerischen Mediums aus sehr zweckmäßig erscheinenden Bedingungen hat R. Baerwald[2]) einmal auf die Formel N. = Schw. gebracht: Natur = Schwindel, womit er zum Ausdruck bringen wollte, daß die Phänomene sich genau so verhalten, als ob ein Taschenspieler sie erzeugte. Wie der Magiker arbeitet ein Medium offenbar mit verschiedenen Mitteln zur Erzeugung der gleichen Phänomene. So ist z. B. auffallenderweise das proteusartige „Teleplasma" erst eine neuere Erfindung des Mediums Eva C. — die ersten 60 Jahre des Spiritismus kannten derartiges nicht. Ferner zeigte das englische Medium Kathleen Goligher oft das Phänomen der Tischelevation, das nach der absurden Theorie ihres Beobachters Crawford durch „teleplastische Stangen" zuwegegebracht wurde. Eusapia Palladino, zu deren Spezialitäten auch dieses Phänomen gehörte, wußte noch nichts von der Theorie einer unsichtbaren Verbindung zwischen Medium und dem levitierten Tisch. Infolgedessen konnte man bei ihr ruhig zwischen Tisch und Medium durchgreifen. Dadurch wurde sie in der Ausführung ihres Tricks nicht gestört. Hingegen duldete sie nicht, daß man bei ihren Sitzungen in die Vorhänge des unmittelbar hinter ihrem Stuhl befindlichen Kabinetts hineingriff. Sie schrie dann laut auf, angeblich vor Schmerz über die Verletzung des „Fluidums". Als aber der Amerikaner Stanley Krebs mit schwarzverhüllter Hand ein dutzendmal im Kabinett herumfuhr, merkte sie nichts, weil sie im Dunkeln die Hand nicht sah.

Endlich sind es Gründe psychologischer Natur — den Geist und die psychische Einstellung der okkultistischen Forscher betreffend — die mich veranlassen, den Berichten und Theorien der Okkultisten mit Zurückhaltung zu begegnen. Ich habe dieses Kapitel in einem besonderen Aufsatz „Der okkultistische Komplex" in der Zeitschrift „Psychologie und Medizin" zusammenfassend behandelt und muß hinsichtlich der Einzelheiten darauf verweisen. Nach der ganzen Art, wie die Okkultisten zu berichten, zu theoretisieren und in polemischen Auslassungen zu argumentieren pflegen, ist auf eine starke gefühlsmäßige Bindung an den okkultistischen Komplex zu schließen. Das äußert sich besonders deutlich in der Deutung von Erscheinungen, die durch ihren verdächtigen Charakter jedem unbefangenen Beurteiler die Augen geöffnet hätten. So wenn z. B. „Teleplasma" genau so aussieht wie Chiffon und auf der vergrößerten Blitzlichtaufnahme sogar dessen typische Webstruktur aufweist;

[1]) Vgl. den Aufsatz von Richard Baerwald in diesem Heft. [2]) Baerwald, Okkultismus und Spiritismus. Berlin 1926, S. 359 ff.

oder papierflache Bildköpfe mit den Spuren vorheriger Faltung und Knitterung usw. Crawford wurde nicht einmal durch die Kotspuren auf die verdächtige Herkunft der Teleplasmasubstanz seines Mediums Kathleen Goligher aufmerksam und ließ sich durch deren Strumpfmaschenabdruck in Ton nur zur Aufstellung einer absurden Hypothese verleiten, nach welcher die „psychische Struktur" das Muster der Strumpfmaschen durch den Stiefel hindurch bis zum Abdruck im weichen Ton bewahrt habe. Und das alles bei so gut wie gänzlich fehlenden Sicherungen gegen Betrug. So ist es für die Okkultisten auch kein Betrugsindizium, wenn sich Spuren von Farbe oder Ruß an der Hand des Mediums finden, nachdem während der Sitzung eine „teleplastische Hand" einen heimlich mit Farbe oder Ruß beschmierten Gegenstand berührt hat. Die okkultistische Logik sieht darin etwas durchaus Verständliches: die aus dem Körper des Mediums stammende Teleplasmasubstanz, aus der sich die „Geisterhand" bildete, geht nach Ausführung des Phänomens natürlich wieder in den Organismus des Mediums zurück und setzt dabei an dessen Oberfläche die Farbe ab. Wenn man sieht, wie weit der naive Glaube und die Kritiklosigkeit auch der hervorragendsten Vertreter der modernen Parapsychologie reichen, dann wundert man sich über eine derartige Gedankenakrobatik nicht mehr; aber es wird verständlich, wenn man ihnen kein Vertrauen entgegenbringt und an ihrer Qualifikation, die Probleme zu fördern, zweifelt.

Wir haben es hier offenbar mit einer im Banne beherrschender Vorstellungen stehenden besonderen Denkweise zu tun. Der englische Okkultist E. J. Dingwall hat in der „Zeitschrift für kritischen Okkultismus" (II, Heft 3, S. 208ff.) einmal, auf eigenen Erfahrungen fußend, in eindringlicher Weise dargelegt, warum „der Verstand unter dem Einfluß des Okkultismus entartet", so daß der einmal überzeugte Okkultist alle angeblich okkulten Erlebnisse seiner Überzeugung assimiliert und sich schließlich auch das Gröbste bieten läßt. Auch Joseph Jastrow, Professor der Psychologie an der Universität Wisconsin, hat die Abhängigkeit der okkultistischen Logik von der psychischen Einstellung, die er „animus" nennt, in einem ausgezeichneten Aufsatz[1]) beleuchtet und an Beispielen erläutert. „Das fundamentale logische Problem entspringt aus der untrennbaren Verknüpfung von Tatsache und Theorie, von einer Beobachtung und ihrer Deutung." Und hier liegt die Fußangel für den Forscher auf okkultistischem Gebiet. Der Wille zum Glauben ist (nach William James) das Kennzeichen primitiven Denkens. Jastrow bringt den Wunschkomplex der Freudschule und das autistische Denken (Bleuler) damit in Zusammenhang: das autistische Denken ist ein leidenschaftlich gesteigertes und intensives Wunsch-Denken, in allen Abstufungen bis zur hemmungslosen Extravaganz. Für dieses Wunschdenken, das ohne weitere Prüfung Dinge glaubt, weil sie ihm angenehm sind, ist nach Jastrow unlängst von H. Ward ein neues Wort geprägt worden: thobbing. Der altüberkommene Zauberglaube des primitiven Denkens spielt auch bei den Okkultisten eine beherrschende Rolle, ohne daß sie sich dessen bewußt würden. Das Mystische zieht den „thobbing intellect" leicht in seinen Bann. Das Vorhandensein des speziellen „animus" weist Jastrow dann an Beispielen nach, z. B. an Charles Richets großem Werk „Traité de Métapsychique". In sorgfältiger logisch-kritischer Analyse findet er sich geradezu bestürzt über das Fehlen jeden logischen Flairs bei diesem Führer der Parapsychologie in Frankreich:

„Ist Richet etwa logisch blind, wie es unter sonst ganz Normalen Farbenblinde gibt? Ist es denkbar, daß Richet nicht sieht, wie er, indem er die tausendundein Dinge, welche über wissenschaftliche Erfahrung hinausgehen, einfach als Tatsachen hinnimmt, .. geradezu jammervoll eine Frage als bewiesen voraussetzt oder die Schlußfolge verdunkelt? ... Merkt er gar nicht, daß er, während er behauptet, sich jeder Theorie zu enthalten, trotzdem theoretisiert, auf Schritt und Tritt spitzfindig und kühn theoretisiert? Merkt er nicht, daß der metapsychische Standpunkt nichts weniger als eine Theorie ist, sondern eine in höchstem Maße spekulative phantastische Hypothese, eine extravagante Konjektur, genau so wie die spiritistische Theorie Conan Doyles, die er bekämpft? .."

[1]) The Case for and against Psychical Belief. Edited by Carl Murchison. Clark University. Worcester (Mass.), 1927, S. 281ff.

Das Verhalten der Okkultisten läßt sich, wie mir scheint, aus der Lehre von Otto Selz[1]) besser verstehen als aus der klassischen Assoziationspsychologie heraus, und allgemeinen Gesetzmäßigkeiten des intellektuellen Verhaltens einordnen. Selz hat gezeigt, daß unsere Einfälle sich durchweg durch schematische Antizipationen (Vorwegnahmen) der Lösung in der Problemstellung bedingt zeigen, und damit die wissenschaftsgeschichtlich bekannte Tatsache experimentellpsychologisch bestätigt und verständlich gemacht, daß ein richtig gestelltes Problem den halben Weg zur Lösung bedeutet. Die Vorwegnahmen der Lösung lassen aus unserem gesamten geistigen Besitz immer nur diejenigen Teilkomplexe ins Bewußtsein springen, die mit ihnen übereinstimmen. Ist das ganze Sinnen und Trachten des Forschers daher auf eine okkultistische Erklärung der auftretenden Erscheinungen gerichtet, so werden ihm selbst nur okkultistische Deutungen der Erscheinungen einfallen, und er wird gegenüber den natürlichen Deutungen nicht ruhen, bis er eine okkultistische Umdeutung an ihrer Stelle gefunden hat. So bleibt er in einer für den nicht von okkultistischen Antizipationen beherrschten Beobachter oder Kritiker unbegreiflichen Weise in die okkultistische Deutungssphäre eingeschlossen.

Selz hat auch die Wichtigkeit der Kontrollprozesse experimentell nachgewiesen, die der Aufsuchung der Gegeninstanzen gegen eine versuchte Problemlösung dienen und zur Berichtigung von Fehllösungen führen. Je mehr nun der Forscher vom Glauben an den okkulten Charakter der Phänomene erfüllt und unbewußt von Wunschvorstellungen in dieser Richtung beherrscht ist, desto mehr werden jene Kontrollprozesse, die auf die Möglichkeit einer natürlichen Erklärung gerichtet sind, in ihrer Energie gehemmt oder sogar als häßliches, dem Zustandekommen der Erscheinungen abträgliches Mißtrauen abgelehnt werden. Damit aber entfällt die Grundbedingung einer einwandfreien wissenschaftlichen Theorie, die volle Berücksichtigung der nach dem jeweiligen Wissensstand zugänglichen Gegeninstanzen.

Abschließend und zusammenfassend möchte ich sagen: wer würde so vermessen sein, behaupten zu wollen, derartige Erscheinungen, wie wir sie im vorhergehenden gekennzeichnet haben, seien unmöglich? Gerade mir als einem Historiker der exakten Wissenschaften ist die Relativität unseres jeweiligen Wissensstandes eindringlich bewußt. Unsere Generation hat die Aufgabe, den ihr von den Vorvätern überkommenen Wissensschatz zu mehren und zu vertiefen, alte Probleme, die in neuem Lichte erscheinen, zu überprüfen und zu fördern, und neu auftauchende Fragen oder Fragenkomplexe gewissenhaft zu studieren und nach Kräften zu ihrer Beantwortung beizutragen. Zu den zahlreichen noch ungelösten Problemen gehören auch die mediumistischen Erscheinungen. Daß sie besonders ungewöhnlich und widerspruchsvoll erscheinen, darf uns nicht abschrecken und nicht zu aprioristisch ablehnender Haltung verleiten. Sind wir doch von tausend Rätseln umgeben, die uns nur deshalb nicht auffallen, weil wir sie gewohnt sind, die uns aber dennoch allen Bemühungen zum Trotz letzten Endes undurchsichtig geblieben sind und es zum Teil wohl immer bleiben werden. Die bisher auf dem Gebiete des Mediumismus geleistete Arbeit ist unzulänglich: sie reicht nicht einmal hin, um uns die Gewißheit zu geben, daß hier ein Problem vorliegt. Was wir sehen ist ein verfilztes Gewebe von Irrtum, Selbsttäuschung und Betrug, und es wäre vergebliche Mühe, das Körnchen Wahrheit, das darin stecken mag, in kritisch-analytischer Arbeit herausarbeiten zu wollen. Wo immer man die kritische Sonde ansetzt, da zerfließen die Tatsachen, von denen berichtet wird, und es bleibt nur die Hoffnung, daß wirklich qualifizierte Forscher Gelegenheit finden, mit sog. Medien unter Bedingungen zu experimentieren, die überhaupt eine wissenschaftliche Methode zulassen.

[1]) Über die Gesetze des geordneten Denkverlaufs. 1. Teil, Stuttg. 1913. 2. Teil: Zur Psychologie des produktiven Denkens und des Irrtums. Bonn 1922. — Die Gesetze der produktiven und reproduktiven Geistestätigkeit. Bonn 1924.

Okkultismus und Dichtung

Von Arthur Hübscher in München

Zahlreiche Kunstwerke aller Völker und Zeiten enthalten Dinge, die man heute als okkult bezeichnen würde. Man kann nicht ohne weiteres annehmen, daß die Künstler solche Darstellungen für wissenschaftliche Wahrheit gehalten haben, man kann aber auch nicht annehmen, daß sie sie nicht für wahr gehalten haben, insbesondere nicht während des schöpferischen Aktes. Wir besitzen über den Vorgang des Schaffens eine Reihe von Selbstzeugnissen, so von Goethe, Mozart, Lichtenberg, die auf das Wesen der genialen Geistestätigkeit und ihrer Zusammenhänge mit dem Unterbewußten hinführen. Das Bewußtsein erscheint oft so wenig beteiligt, daß sich der Künstler rein als Werkzeug des Dämonischen fühlt, als ein von fremdem, göttlichem oder übernatürlichem Willen Besessener. Es ist die Sache des künstlerischen Temperaments, ob der ordnende, regelnde Geist die aufsteigenden Gesichte in geschlossene Formen leitet oder ob gerade der Ausschluß aller ordnenden Kräfte erstrebt wird, um den überpersönlichen Gebilden, die chaotisch aus dem Inneren emporbrängen, zum ursprünglichsten, unmittelbarsten Ausdruck zu verhelfen.

Tatsächlich pflegt sich die Neigung zu den Problemen der von den Romantikern so genannten „Nachtseite der Natur" in Zeiten einzustellen, die den Begriff der Form, im menschlichen wie im künstlerischen Sinn genommen, an sich verneinen. Es sind die Zeiten, in denen der faustische Zug in das Unendliche geht, in denen mystischer Wille nach dem Einswerden mit dem All verlangt, in denen die Sehnsucht die naturgesetzten Grenzen zu überschreiten und mit Wissen und Erleben über das Menschliche hinauszugehen trachtet. Zeiten aber, die um Maß und Grenze wissen, die ein in sich geschlossenes Menschentum verwirklicht haben, haben immer auch ein anderes, ruhigeres Verhältnis zu den Dingen des Unbewußten und des Wunderbaren. Ihr Lebensgefühl geht nicht auf Unendlichkeit, sondern auf Vollendung, sie geben zugunsten überpersönlicher Mächte die Persönlichkeit nicht preis, sondern erfahren durch sie Ausweitung und Steigerung der Persönlichkeit. Gewiß erkaufen sie diesen Vorzug mit dem Verzicht auf allen faustischen Drang und müssen ihr ganzes Wissen um übersinnliche Dinge in die gesicherten Ergebnisse der Überlieferung, der Forschung und des Glaubens leiten. Aber sie stehen dem Unerforschlichen nicht in individueller Vereinsamung gegenüber, sondern mit dem Bewußtsein allgemein menschlicher Bindung an das überpersönliche Gesetz. So ist die Geschichte der mystischen und okkultistischen Strömungen demselben Wechsel der Zeiten unterworfen wie die Geschichte des deutschen Geistes überhaupt, die Geschichte seiner Erkenntnisse, seiner Lebensformen und seiner Kunststile. Trotz dieses Parallelismus ist die Trennung von individuellem Erlebnis und überliefertem Denkbild nicht immer leicht. Auch das Überlieferte kann in neue Formen eingehen, und das Neuerlebte mag sich der alten Denkformen bedienen.

In der deutschen Geistesgeschichte beginnt die künstlerische Gestaltung der mystischen Tatsachen nicht mit der ursprünglichen Erfahrung, die später dann zu Typen und Regeln erstarrt wäre, sondern mit einer vorgegebenen kirchlichen Einteilung in göttliche und teuflische Manifestationen, an der alle Tatsachen gemessen werden. Nur was die Beziehung zu Überlieferung und Glaube wahrt, darf auf Beglaubigung und Entwicklungsfreiheit rechnen, was außerhalb des religiösen Erlebniskreises steht, wird gewaltsam der Kategorie des Bösen zugeordnet und in den überkommenen Typen von Hexen, Teufeln, Zauberern und Besessenen verkörpert. So besteht viele Jahrhunderte hindurch das merkwürdige Nebeneinander eines frei entfalteten mystischen Erlebens und einer verkümmerten Konvention. Während die frommen Nonnen des 13. und 14. Jahrhunderts siechen Leibes und unter heftigen Krämpfen ihre himmlischen Offenbarungen und Gesichte aufzeichnen

und damit den ersten großen Einbruch eines erlebten Wunderbaren in das deutsche Schrift-
tum herbeiführen, wird das weltliche Zauber- und Wunderwesen aus seiner schematisch
ornamentalen Rolle in der Diesseitigkeit episch-heroischer Zeitalter zwar in eine breitere
Gesamtheit der künstlerischen Formen hineinentwickelt, doch von der Bindung an die über-
kommenen Anschauungen keineswegs gelöst.

So nachhaltig wirkt die kirchliche Einteilung, daß auch die wissenschaftliche Erforschung
der okkulten Problemkreise, die in der Renaissance mit Agrippa von Nettesheim, Para-
celsus, Cardanus, Campanella einsetzt, ohne nennenswerten Einfluß auf die künstlerische
Gestaltung bleibt. Wenn Agrippa von Nettesheim und Paracelsus dafür eintreten, daß
die Seele der Verstorbenen die Gestalten ihrer ungebüßten Missetaten in das Jenseits
mit sich nehmen — Larven und Spektra heißen diese Seelen — so liegt der Hinweis auf
die Höllenfratzen der Hieronymus Bosch, Höllenbreughel, Teniers freilich nahe. Aber solche
Beziehungen reichen nie über das Gelegentliche und Zufällige hinaus. Im ganzen ist
diese Zeit nicht etwa durch eine innere Befreiung der vermeintlich teuflischen Dinge be-
stimmt, sondern im Gegenteil durch eine Ausdehnung der kritischen Befangenheit auch auf
die himmlischen: Seit Erasmus in einem Schwank die Gespensterfurcht verspottet hatte,
begann eine gefühlsmäßige Gegenbewegung nicht nur die im Volksglauben unausrottbar
festgelegten Anschauungen von Alchemie, Astrologie, Kabbalistik, Teufels- und Hexen-
glauben zu erfassen, sondern auch die Dinge des kirchlichen Wunderglaubens.

Erst zu Anfang der Barockzeit ändert sich die Sachlage. Wie es ganz allgemein das
Zeichen dieser Zeit ist, daß sie die sie bewegenden Fragen immer mit einem Nein
und zugleich doch auch mit einem Ja beantwortet, so trifft es sich jetzt häufig, daß die
gleiche Persönlichkeit hinsichtlich dieser Fragen im Zwiespalt sich ausschließender Gegen-
sätze befangen ist. Giordano Bruno wendet sich in seinem Lustspiel „Il Candelajo" gegen
die mittelalterliche Magie und ist neben Campanella doch der hervorragendste Theoretiker
der neuen natürlichen Magie; Fischart verspottet die Wahrsagerei der Kalendermacher
und gibt andererseits dem Hexenglauben und der Hexenverfolgung neue Antriebe. So
vermag weder die Kritik das Überlieferte zu stürzen, noch das neue individuelle Erlebnis
es zu verdrängen. Ein merkwürdiges Mischgepräge von Erlebnis und Überlieferung ist
die Folge, und selten ist die Scheidung von beiden so glücklich wie bei Shakespeare, wo
ein Dutzend konventioneller Teufel hinter den Kulissen steckt, während die neu beseelten
Geister, Elfen, Hexen auf die Bühne kommen. Sie gehen in die Stücke der englischen
Komödianten über und in die Bühnenwerke des Herzogs Heinrich Julius und gesellen sich
hier zu ihren eingesessenen Vorgängern. Und künftig spuken also die Hexen und Gespenster
mit sehr verschiedener Glaubhaftigkeit im heroisch-galanten Roman, in den Dramen der
Schlesier, des Gryphius, der auch eine Abhandlung „De spectris" schreibt, Lohensteins
und Hallmanns, dessen „Theodoricus Veronensis" nicht weniger als acht Erscheinungen auf
die Bühne bringt, und weiter in den Romanen Christian Weises, und schließlich noch in der
„Insel Felsenburg". Neben den Teufeln der kirchlichen Überlieferung erscheinen sie bei An-
dreas Buchholtz, sie werden zu moralischen Schattengebilden bei Moscherosch und ordnen
sich in einem Buche wie dem „Simplizissimus" zwanglos in die weiten Bereiche volkstüm-
lichen Aberglaubens ein, in dem Besessene, Spuk, Wahrsagerinnen und Zauberinnen
eine Rolle spielen. Man vergleiche den flackernden, brodelnden, stinkenden Hexensabbat
Grimmelshausens mit der gelehrten Hexenszene in Opitzens „Schäfferey von der Nymfen
Hercinie", die aus alten Dämologien wie der des Prätorius und aus Lukanstellen abge-
schrieben ist, und man hat den ganzen Gegensatz zwischen der Offenbarung eigener Be-
sessenheit und der konventionellen Wiedergabe des Überlieferten.

Der allgemeinen Ablehnung der verborgenen Seelenkräfte hat sich nur der Traum ent-
zogen. Wenn der Künstler so oft aus einer schreckerfüllten Gegenwart in selbstgeschaffene
Reiche von Spiel und Traum entflieht, so folgt er doch immer auch den tieferen Beziehungen,
die vom Chaotischen, vom Schöpferischen, vom Wunderbaren des Traumes her zum meta-

physischen Grundgefühl seiner Zeit gegeben sind. Man weiß, wie Calderons „La vida es sueño" den Romantikern eine weite, verführerische Welt erschloß. Aber schon in den ersten Jahrzehnten des 17. Jahrhunderts begegnet mehrfach der Ausdruck „wacher Traum" für das Leben wie für das Gedicht, und bald gewinnt wie in der Romantik und später in der Neuromantik die Traumform als literarisches Schema Bedeutung. Traumszenen fehlen in keinem Drama von Gryphius oder Lohenstein. Die Trauerspiele Hallmanns werden regelmäßig durch einen beängstigenden Traum eröffnet, an den sich dann eine Erörterung über Träume anschließt.

Die Aufklärung setzt diesem Treiben ein Ende. Man verbannt Aberglauben und Hexenwahn, man verbietet der Dichtung die Gespenster, die nur den auszurottenden Aberglauben befördern würden. Gottsched geht dabei so streng vor, daß er alle mit nicht „genugsamer Wahrscheinlichkeit" erdachten Wunder, z. B. Miltons übersinnliche Darstellungen, ernstlich rügt. So muß Lessing in der Dramaturgie für das Recht der dichterischen Gespenster eintreten und die volkstümlichen Gespenster Shakespeares gegenüber den Theatergespenstern Voltaires in Schutz nehmen.

Dann wecken Wielands „Idris" und „Der neue Amadis" die Geister, Feen und Gespenster der Vorzeit zu neuem Leben. Volksglaube und Aberglaube werden im Sturm und Drang gern in Balladenform verwertet, und nun endlich sind die konventionellen Vorstellungen und Typen abgetan: Das wilde Heer, Gespensterritt und Galgengesindel in Bürgers „Lenore" und ähnlich im „Wilden Jäger", das ist an innerer Wahrheit bis dahin unerreicht. Voß und Hölty verwenden Spuk und Aberglauben zur Kennzeichnung des bäuerlichen Vorstellungskreises in Idyllen: „Vom Feuermann und Ohnekopf", „Vom Amtmann, der im Dorfe spukt", heißt es im „Feuer im Walde". Auch der junge Goethe hat an dieser Richtung teil. Übelgesinnte Naturgeister walten im „Erlkönig", und im „Fischer", und im „Faust" erstehen Geister und Geisterbeschwörungen, Teufel, Hexen, Blocksberg und Walpurgisnacht und der Spuk in Auerbachs Keller. Noch in den Balladen wirken Motive aus Volksglauben und Sagen nach: auferstandene Gerippe im „Türmer", eine Zwergenhochzeit im Hochzeitslied, der ungeschickte „Zauberlehrling" und der „Getreue Eckart", der die Kinder warnt und den Bierkrug unerschöpflich macht. Aber Goethes Entwicklung ging andere Wege als der Sturm und Drang, dessen mystische Unterströmung schließlich in die Geisterbeschwörungen und abergläubischen Künste von Schwindlern wie Cagliostro und Kaufmann, dem „Spürhund Gottes", auslief. Schillers einziger unvollendeter Roman „Der Geisterseher" mit seinen falschen Geistererscheinungen, entlarvten Schwindlern, rätselhaften Geheimverbindungen leuchtet in dieses Treiben hinein, dem auch Lavater zum Opfer fiel.

Im ganzen bringt der Sturm und Drang die erste allgemeinere Deckung von Erlebnis und Darstellung. Die Romantik geht weiter und vollzieht die erste Annäherung von wissenschaftlicher Forschung und künstlerischem Schaffen.

Die Verstandes-Feindschaft des Sturms und Drangs, seine Betonung von Gefühl, Leidenschaft und Phantasie, wird von der Romantik nicht nur aufgenommen, sondern auch naturwissenschaftlich und philosophisch unterbaut. Man sucht den Gegensatz von Natur und Geist zu überwinden, indem man mit Fichte die Erscheinungswelt als Erzeugnis des absolut gewordenen Ich erklärt, oder indem man umgekehrt mit Schelling die Natur vergeistigt, sie einer Stufenfolge der Bewußtwerdung in immer höheren Gestaltungen vom Unorganischen bis zum Organischen unterwirft. Es lag nahe, von der Wirkung des Unbewußten im Menschen auf die unbewußte Geistigkeit der Naturdinge zu schließen, und so erklärt sich die Hochschätzung der Romantik für die „Nachtseite der Natur", für Schlaf und Traum, Ekstase, Schlafwandel, Hypnose, Wahnsinn.

Durch einen Traum wird der Vater des „Heinrich von Ofterdingen" veranlaßt, Italien zu verlassen und Heinrichs Mutter zu heiraten. Im Traum sieht Heinrich die blaue Blume,

im Traum hört er ein geheimnisvolles Wort, das ihn wunderbar durchklingt, in einem Traum zeigt ihm die tote Geliebte sein zukünftiges Leben. Selbst halb der Welt entrückt, lebt er in einem geheimnisvollen Geisterkloster, bis endlich sein Traum zur Wirklichkeit wird. Und dies ist eines der häufigsten Motive romantischer Dichtung, daß sich ein Traum, eine Vision verwirklicht, daß eine Weissagung in Erfüllung geht. Das „Käthchen von Heilbronn" gehört hierher, und die wahrsagende Zigeunerin, die am Schluß von „Michael Kohlhaas" in die Handlung eingreift. Auch Schiller fügt sich in der „Jungfrau von Orleans" der Zeitströmung. Wenn die Träume, Ahnungen und Vordeutungen im „Wallenstein" (z. B. die springende Kette) noch an das Beispiel Shakespeares denken lassen, so reicht der literarische Einfluß für die Erscheinungen dieser romantischen Tragödie nicht mehr zur Erklärung aus: Wir erleben ein unmittelbares Eingreifen des Himmels, höllische und himmlische Erscheinungen, erfüllte Träume, christliche und volkstümlich spukhafte Wunder, ein geheimnisvolles Zigeunerweib.

Es ist die Zeit, da der Physiker Ritter den geheimnisvollen Zusammenhängen zwischen Natur und Menschenseele nachgeht, die man in den Erscheinungen des hypnotischen Schlafs zu finden glaubt. Durch Ritter wird Novalis auf Mesmers tierischen Magnetismus geleitet, durch ihn lernt er den Trancezustand als Zustand jener „Unwillkür" verstehen, in dem die Seele das Absolute am reinsten anschaut, in dem Fichtes „intellektuelle Anschauung" zu einer magischen Kraft der Selbstbezauberung und Naturbeherrschung gesteigert ist. Im Magnetismus, im hypnotischen Schlaf, im willkürlosen Hellsehen der Somnambulen sollte das magische Ideal des Novalis geradezu seine naturwissenschaftliche Begründung finden. So gingen Steffens, Burdach, Carus, vor allem Schubert den unbewußten Grundlagen der seelischen Störungen nach. Besonders Schuberts „Symbolik des Traums" (1814) gab den dichtenden Magiern schließlich eine Untersuchung im Sinn des magischen Idealismus an die Hand, nach der die Zustände herabgeminderten Bewußtseins als Mittel von Offenbarungen erschienen, die dem Wachbewußtsein verschlossen sind.

Merkwürdigerweise werden diese naturwissenschaftlichen Erkenntnisse und Forschungen für die romantische Dichtung erst auf dem Umweg über Goethes „Wahlverwandtschaften" (1809) fruchtbar. Die Bedeutung dieses ersten deutschen Problemromans für die literarische Entwicklung des okkulten Problemkreises ist kaum zu überschätzen. Aber er gibt doch auch die Möglichkeit, die grundlegenden Unterschiede in der klassischen und romantischen Auffassung dieser Dinge aufzuhellen. Das Lebensgefühl Goethes gründet sich in wachsendem Maße auf das Gesetz. Immer gewichtiger sind ihm die Züge des Normalen, immer weniger findet er zu den Ausnahmeerscheinungen, die schließlich nur noch zur Auffindung und Abgrenzung der Regel von Belang sind. Wenn nun dennoch das Geheimnisvolle, Übersinnliche einen so breiten Roman in Goethes Schaffen einnimmt, so deshalb, weil ihm nicht das Beweisbare und Berechenbare allein für das Wirkliche gilt. Er sieht in diesen Dingen nicht die Durchbrechung der Natur, nichts Übernatürliches, sondern nur die unerforschliche Natur im Gegensatz zur erforschlichen. Beide aber sind vom gleichen, allgemein-verbindlichen Gesetz durchwaltet, im Unfaßbaren wird der letzte Sinn des Faßbaren gezeigt, und das Faßbare selbst wird durch das Unfaßbare rückwirkend gesteigert und vertieft. So ist es also keine symbolische Übertragung, wenn der Roman das Gesetz der Verwandtschaft gewisser Stoffe auf das Gebiet des Seelischen anwendet, sondern die Erkenntnis einer einheitlichen Bestimmtheit des Geistigen und der Natur. Und nicht als plötzliches Eingreifen unverständlicher jenseitiger Mächte ist es zu verstehen, sondern als das unverhülltere Hervortreten der in der ganzen Handlung wirksamen Gesetze, wenn der Magnetismus und Somnambulismus im Sinne Mesmers, Ritters, Schuberts in das Werk eindringt, wenn Ottilie ihre Empfindsamkeit durch mediale Veranlagung bekundet, wenn das Pendel in ihrer Hand ausschlägt und wenn ihr linksseitiger Kopfschmerz sich bei einem unbekannten Kohlenlager einstellt, die Experimente Ritters mit der Wünschelrute bestätigend.

Wir erwähnten, daß die „Wahlverwandtschaften" das romantische Verhältnis zum

Wunderbaren grundlegend umgestaltet haben. Erst nach ihnen machen die historischen Gespenster, Wahrträume und Wahrsagerinnen in breiterem Umfang den naturwissenschaftlich untersuchten Erscheinungen Platz. Aber wenn sie bei Goethe die Grenze der Erkenntnis gebildet haben, so treten sie in der Romantik in die Mitte der Erkenntnis. Gleich nach Goethes Roman kehren der Magnetiseur und die Somnambule in Arnims „Gräfin Dolores" (1809) wieder. Magnetischer Einfluß macht das Käthchen von Heilbronn willenlos dem Grafen vom Strahl untertan. Der Prinz von Homburg ist ein Schlafwandler. Auch in E. T. A. Hoffmanns „Magnetiseur" und im „Kater Murr" (Abrahams Weib) wird die magnetische Kraft wirksam. Die „Phantasiestücke" aber bringen mit der Stimme des „inneren Poeten" schon das moderne Problem der Bewußtseinsspaltung, und in den „Seltsamen Leiden eines Theaterdirektors" hüpft dieses redende Gewissen, der „spiritus familiaris", „aus dem Inneren heraus und spricht, ein unabhängig Wesen, hinein mit sublimen Redensarten". Hier führen die Anschauungen Schuberts zum Doppelgängermotiv, das übrigens schon im „Hesperus" und im „Siebenkäs" erscheint und noch im „Maler Nolten" nachklingt. Die Grenze zwischen Geisterwelt und Wirklichkeit ist bei E. T. A. Hoffmann völlig verwischt. Im „Goldenen Topf" erscheint ein auf die Erde verbannter Geisterfürst mit seinen drei Töchtern, die sich in grüne Schlangen verwandeln können, Menschen werden in Spiritusflaschen gesperrt, Liebestränke an Kreuzwegen gebraut. Es ist, als ob die naturwissenschaftliche Erforschung nun erst recht den Weg zu kühnsten Phantasien bereitet hätte. Das ganze Reich des Übernatürlichen, Gespenster, Hölle, Wahnsinn, Grab und Doppelgänger, gräßliche Erscheinungen, Gerippe und Teufelsstimmen, ist aufgetan. Hoffmann glaubt an seine Gespenster, er glaubt an sie als an unbekannte geistige Mächte, die den Menschen drohend und peinigend umgeben oder in seiner Seele zu Hause sind. Nichts ist dem Romantiker schließlich unglaubhaft. Er sucht in Ferne und Vergangenheit die Züge des Abnormen. Wie er beim „Ödipus" die Nacht der Rätsel aufnimmt, den ins Unendliche hallenden Ruf, nicht die plastisch gerundete Gestalt, so auch bei Shakespeare die phantastischen Schattenwesen, nicht die Wirklichkeit seiner Gestalten. So erweitert die Romantik das Gebiet des Jenseitigen nachdrücklichst auf die unbestimmten Zwischenwesen, Luftgeister und Elfen, Fratzen und Kobolde, Melusinen und Undinen.

Das große Unbekannte der romantischen Philosophie weckt aber nicht nur Beseligung sondern auch Grauen. Und wenn die Romantiker im allgemeinen Geist in die Natur tragen, sie beseelen, so zeigt Ludwig Tieck, wie die Menschen am Grauen zugrunde gehen. Der „Blonde Eckbert" schildert, wie Bertha, Eckberts Frau, einem Freunde ihres Mannes ihre geheimnisvolle Geschichte erzählt, in der eine wunderbare Alte vorkommt, ein Vogel, der jeden Tag ein Perlenei legt, ein einsames Waldhaus. Plötzlich nennt der Freund den Namen eines in der Geschichte vorkommenden Hündchens, den die Erzählerin selbst vergessen hat. Sie erkrankt vor Schrecken und stirbt. Eckbert erschießt den unheimlichen Freund. Einem anderen Freunde erzählt er dieselbe Geschichte, plötzlich erkennt er in ihm die Züge des Ermordeten, flieht, trifft auf der Flucht einen Bauern mit denselben Zügen, kommt schließlich zu der wunderbaren Alten, erfährt, daß Bertha seine Schwester war und stirbt im Wahnsinn. Von der gleichen „rätselhaften Naturmacht", die Eckbert bindet, geht die Schicksalstragödie aus. Die antike Schicksalsidee der „Braut von Messina" wird in einem Stück wie Werners „24. Februar" ins Romantisch-Unheimliche verzerrt. Nicht das große Schicksal, das den Menschen erhebt, wenn es ihn zermalmt, ist wirksam, die sittliche Selbstbestimmung des Helden sinkt in Nichts zusammen. Werners Gestalten sind, wie man gut gesagt hat, vom Schicksal magnetisiert wie Somnambule, sie sind abhängig von Ort, Zeit und fluchbeladenen Requisiten. Das verhängnisvolle Messer, das schon zwei Bluttaten verschuldet hat, hängt im „24. Februar" von Anfang an unheildrohend an der Wand. Dem Beispiel des Dramas folgt die Epik: In Brentanos „Kasperl und Annerl" zuckt drohend das Scharfrichterschwert, als Annerl vorübergeht, und noch die Judenbuche der Droste spielt die gleiche Rolle als verhängnisvolles Requisit.

Die Spätromantik geht in den eingeschlagenen Bahnen weiter. Ein eigenes „Mitternachtsblatt" beschäftigt sich mit der Gesamtheit der Erscheinungen, vom plumpen Spuk bis zu religiösen Verzückungszuständen, wie sie Tiecks Novelle „Der Aufruhr in den Cevennen" schildert. In einem primitiveren Sinne als Hoffmann glaubt nun Kerner an das Hereindringen der Geisterwelt in die Wirklichkeit, an Teufelsaustreibungen usw. (Seherin von Prevorst). Gespenster, auferstandene Tote, Teufelserscheinungen sind für Uhlands „Junker Rechberger" oder „Graf Richard ohne Furcht" ebenso bestimmend wie für die Balladendichtung der Droste. Mörike erzählt von Hexen, Elfen, Nixen, Geistern im Mummelsee, Hauffs „Phantasien im Bremer Ratskeller" lassen die Geister der alten Weine lebendig werden, die Apostel und die Rose, und ein Kellermeister aus dem Dreißigjährigen Krieg erzählt seine Geschichte. Tiecks Altersnovellen sind mit Zauber- und Spukgeschichten durchsetzt. Vittoria Accorombona träumt immer wieder von ihrer schrecklichen Ermordung, bis eines Tages der Traum zur Wahrheit wird. — Und schließlich wird diese geheimnisvolle Welt ins Burleske, Scherzhafte, Satirische umgebogen: In einer Märchendichtung, deren Prototyp Brentanos „Gockel, Hinkel und Gackeleia" ist, und in der Zauberposse Raimunds, die eine vollkommene Verwienerung der Geister bedeutet — sie speisen Backhändl, reiten auf Wolkenwürsten, kegeln auf einer Geisterkegelbahn — und deren Einfluß noch auch bei Grillparzer „Der Traum ein Leben" zu finden ist.

In der nachromantischen Zeit treten Spuk, Grauen und Wunderbares zurück. Nur C. F. Meyers Balladen verwenden noch gerne Nixen, Spuk und Hellsehen. Das Hellsehen findet sich im „Mönch von Bonifazio", in einer anderen Ballade das Schwert, das immer würgen muß und schließlich den Besitzer selbst tötet. Zahllos sind die Ahnungen und Vorzeichen bei Erzählern und Dramatikern, etwa in Ludwigs „Erbförster".

Wieder bedingen neue wissenschaftliche Erkenntnisse eine Umgestaltung der Beziehungen des okkulten Stoffgebiets zur Kunst. Der Ibsensche Begriff der Vererbung läßt die Gespenster und die weißen Rosse auf Rosmersholm gewissermaßen als Symbole physischer und psychischer Tatsachen erscheinen. Damit ist der ordnende Geist von neuem um eine Gleichgesetzlichkeit in natürlichen und übernatürlichen Erscheinungen bemüht. Aber wie die Romantik gegen die Ansicht einer naturgesetzten Kongruenz diesseitiger und jenseitiger Dinge Front machte, wie sie dann mehr und mehr auch die zu Anfang erstrebte naturwissenschaftliche Begründung überhaupt vermied, so dringt nun die Neuromantik unter Ablehnung nicht nur der Rückbeziehung auf die materialistischen Begriffe Stoff, Kraft, Entwicklung, Vererbung, sondern mehr und mehr auf jede sinnbildliche Auswertung überhaupt, in die weitesten Bereiche des Geheimnis- und Rätselvollen ein. Eine neue Vorliebe für alles Unerklärliche und Übernatürliche erwacht. Wie in der alten Romantik locken die Bewußtseinszustände, die vom klaren Alltagsbewußtsein abweichen: Traum, Rausch, Verzückung, Vision, Hypnose, Wahnsinn. Traum und Gesicht sind wie in der bildenden Kunst, bei Böcklin, Klinger, Thoma am häufigsten, sie rechtfertigen am einfachsten das Ungewöhnliche und Phantastische. Traum und Wirklichkeit verbindet Gerhard Hauptmann in seinen Traumdichtungen. Liliencron begegnet im „Poggfred" den drei größten Feldherren, er sieht Christus am Kreuze und geht mit Stallmagd und Prinzessin in die Stadt des Lebens. Und wieder empfinden die Dichter vor den unbekannten Mächten Angst und Grauen. Hans Heinz Ewers meint, wir seien nur ein Traum, den andere von uns träumen. Wenn Strindbergs „Traumspiel" Welt, Erde, Menschheit als Traum einer Jenseitsmacht erklärt, so sehen andere die Welt geradezu als Schöpfung jenes bösen Geistes, den der neu geschätzte E. A. Poe beweisen wollte. Teufelskult betreiben die viel nachgeahmten Franzosen Baudelaire, d'Aurévilly, Villiers de l'Isle Adam, Huysmans. Man geht weit über E. T. A. Hoffmann hinaus. Beliebte Motive der Ewers, Strobl, Meyrink sind: Rückkehr von Toten, besonders von Wüstlingen; Ausgraben verwester Leichen, Hindichtung von Gespenstern oder durch Gespenster; Bilder, die lebendig werden; eine Person nimmt die Züge einer anderen an; Liebe zu Toten und zu Geistern. Nicht umsonst ist

auch der „Dorian Gray" ein Moderoman dieser Zeit: Der Held altert nicht, statt seiner altert sein Bild. Das Problem der Bewußtseinsspaltung taucht wieder auf: und es ist durchaus kein Zeichen individueller Abnormität, wenn Richard Dehmel in einem schon in der okkultistischen Fachliteratur vermerkten Brief an Du Prel (vom 16. 9. 91) über seltsame Entwicklungszustände und Halluzinationen berichtet: „Während derselben habe ich durchaus das Bewußtsein doppelter Wesenschaft . .; auch wenn ich in dem visionären Vorgang Handelnder bin, weiß ich mich zugleich als mein eigener Zuschauer, sehe mich körperlich außer mir. Und meine Empfindungen habe ich und habe sie nicht." So bekämpfen sich in einem Baron von H. H. Ewers eine männliche und eine weibliche Seele bis zum tödlichen Ende. Und noch ausgeprägter treten sich in Werfels magischer Trilogie „Spiegelmensch" das Seinsich und das Scheinich als getrennte Wesen gegenüber.

Der Expressionismus nimmt die Neigung für Spuk und Grauen auch in anderer Beziehung auf und verstärkt sie. Phantasie, Ekstase, Rausch, Vision werden nicht nur tatsächlich auf Kosten des Verstandes in den Vordergrund geschoben, sondern in der rein auf Intuition gegründeten Philosophie Bergsons auch wissenschaftlich gerechtfertigt. Aus der zerrissenen Seele Strindbergs, die sich im ewigen Wechsel von Qual und Hoffnung um „die Wiederannäherung an die unsichtbare Welt" müht, war die Fülle der Gesichte gestiegen, die jetzt ein Geschlecht junger Dramatiker bedrängen: An gespenstischer Tafelrunde sitzen die armen Seelen, die der Dichter als „der Unbekannte" schuldig und unschuldig gekränkt hat („Nach Damaskus"); Zuchtgeister scheuchen das alte Ehepaar des „Advent" aus seiner Ruhe: Pendeluhr und Kaffeekessel warnen, der Schrank klopft, Handschellen rasseln, das Beil an der Wand bewegt sich, die Bibel schlägt sich selber auf; in der „Gespenstersonate" erscheint ein ermordetes Milchmädchen, eine Mumie sitzt vor ihrer eigenen Statue, und die Hauptperson wird von dieser Mumie in einen Papagei verwandelt. Solchem unheimlichen Ineinandergreifen zweier Welten ist noch chaotischer, noch traditionsloser die Dichtung dieser letzten anderthalb Jahrzehnte hingegeben. In Kneips Gedichtband „Der lebendige Gott" vermengt sich Wirklichkeit mit religiösem Spuk: Heiligenbilder wandern selbstherrlich aus der Kirche, Verstorbene machen sich grauenerregend bei der Totenmesse bemerkbar. Kafkas Novelle „Der Landarzt" berichtet von einer geheimnisvollen Fahrt ohne Kutscher. Trakls „Psalm" erzählt von einem Doppelgänger, hinter dem sein toter Bruder steht. Träume und Visionen beherrschen die Dichtung: Der Zug der Toten, Dämonen, Gespenster und der fliegende Holländer gehen durch die Dichtungen Heyms, ein abgeschlagener Kopf redet, ein Toter steht auf und tritt seinem Mörder seinen Platz im Grabe ab (Hasenclever: „Die Menschen"). „Der Bettler" Sorges hat vor jedem seiner Entschlüsse ein Gesicht, Erscheinungen sagen ihm, wie er handeln soll. Auf Moreaus Stirn (im Roman Klabunds) erscheint bei allen bedeutenderen Anlässen das Erinnerungszeichen erster Enttäuschung, das rote Kreuz.

Die Richtung auf das Episch-Gegenständliche, die große Bereiche der Dichtung in der Gegenwart genommen haben, läßt das okkultistische Element heute schon wieder mehr zurücktreten. Die Entwicklung entspricht einer durchgreifenden Wandlung des literarischen Gesichts, in der ein neues Bewußtsein für Form und Gesetz zu Tage tritt. So zeigt sich auch in diesen Jahren, daß die geistige Gesamtlage einer Zeit das stärkere Hervor- oder Zurücktreten dieser Vorstellungen und Gestaltungen bedingt. Aber gewiß, ein völliges Ausschalten aller Antriebe des Unter- und Überbewußten ist selbst den Zeiten des ausgeprägtesten Rationalismus nie gelungen, und in einer Hinsicht scheint wenigstens in der großen Kunst aller Zeiten und Länder von Homer bis Wagner und Pfitzner merkwürdige Einhelligkeit zu herrschen: hinsichtlich der Ahnungen und Fernwirkungen, des Erfühlens von Dingen, die man nicht mit den Sinnen fassen kann, kurz hinsichtlich einer Welt, die ihre Gesetze immer und ausschließlich im Gefühlsmäßigen hat. Es sind Erscheinungen, die sich nicht zu Requisiten künstlerischer Darstellung eignen, die vielmehr ein Element der Lebensanschauung künstlerischer Menschen überhaupt zu bilden scheinen.

Wissenschaftliche Rundschau

Über Entstehung und Bedeutung der Farbe-Ton-Forschung

Von Georg Anschütz in Hamburg

Noch vor kurzer Zeit bestand innerhalb der musikalischen Ästhetik ein ziemlich starker Gegensatz zwischen der normativen und der empirischen Richtung. Viele Denker vertraten die Ansicht, daß das Wesen der Musik, ihre Gesetze und ihre Werte nur aus einem unmittelbaren Erfassen und Erleben heraus verstanden werden könnten. Das musikalische Kunstwerk galt somit als eine Gegebenheit aus anderen, jenseitigen Welten, und nur der begnadete Schöpfer oder der auffassende Erlebende wurden als berechtigt angesehen, Wert und Unwert musikalischer Werke zu erkennen und über sie zu urteilen. Alles, was sich auf die erfahrungsmäßige Verknüpfung der Musik mit dem seelischen Erleben bezog, galt als mehr oder minder äußerlich und nebensächlich.

Diese Auffassung hatte ihre gute Berechtigung in einem Zeitalter, in der die Psychologie noch nicht das war, was sie heute zu werden im Begriffe steht. Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hatte alle Erfahrungswissenschaften mächtig vorwärts gebracht, dabei aber in weltanschaulicher Hinsicht eine gewisse Verflachung und Einseitigkeit herbeigeführt, wie man sie mit dem Schlagwort Materialismus zu bezeichnen pflegt. Es darf nicht wundernehmen, daß jene Geistesrichtung insbesondere für alles psychologische Denken und Forschen maßgeblich wurde. Das Ganze der seelischen Erscheinungen wurde infolge der auf die Analyse und Einzelforschung eingestellten Denkweise vernachlässigt. Es entstand das, was man mit Recht eine Psychologie ohne Seele genannt hat. Bedenkt man die Tiefe und die Fülle von Mannigfaltigkeit, welche das künstlerische Erleben, in erster Linie das musikalische, in sich birgt, so ist es begreiflich, daß hier von der alten analytischen, zählenden, messenden und zerpflückenden Denk- und Forschungsweise mehr Nachteil als Vorteil erwartet werden konnte.

Seit der Wende unseres Jahrhunderts hat jedoch, aus leisen Anfängen beginnend, eine immer mächtiger werdende Gegenwirkung eingesetzt. Indem sie allerdings die Rolle des Experimentes in der Psychologie einschränkte und dabei gleichzeitig die „höheren" seelischen Erlebnisse zum Gegenstande der Forschung erhob, jedoch noch eine bruchstückartige Erfahrung unter Verwendung wenig beweglicher Begriffe zugrunde legte, konnte sie zwar gewisse Ziele aufstellen, noch nicht indessen eine gänzlich neue Art der Seelenforschung begründen. Es ist das Verdienst von Forschern wie E. R. Jaensch in Marburg, daß sie zum ersten Male in der Wissenschaft mit einer einheitlichen Auffassung vom seelischen Geschehen Ernst machten. Das erste Sonderproblem, welches in gänzlich neuem Lichte erschien, war das des Sehens. Hatte man früher geglaubt, die Haupttatsachen dieses Gebiets erkannt zu haben, so stellte sich nun heraus, daß alles bisher Gefundene Stückwerk war, und daß alle Erkenntnisse bis in die kleinsten Einzelheiten etwa des Farbensehens hinein durch die neue Betrachtungsweise in einem anderen Lichte erschienen. Die Eigentümlichkeit der Nachbilder und deren Verschiedenheit von Mensch zu Mensch deuteten darauf hin, daß zwischen ihnen und der Gesamtpersönlichkeit, bei der sie beobachtet wurden, die innigsten Zusammenhänge bestehen. Ja, die Eigenschaften solcher Nachbilder oder auch der ihnen z. T. verwandten „Anschauungsbilder" erschienen geradezu als Anzeichen für eine besondere Geistesart. Damit entfernte sich die psychologische Forschung immer mehr von ihrem alten Ziel einer Auffindung durchgängiger Gesetzlichkeiten, wie sie die meisten Naturwissenschaf-

ten kennzeichnet. Man gelangte zur Aufstellung von Typen. Und diese typologische Methode steht im Begriff, in zahlreichen Fällen noch weiter zu gehen und zu einer Art von monographischer Betrachtungsweise zu werden. Damit berührt sich das wissenschaftliche Denken in dieser Form aufs engste mit dem künstlerischen Erlebnis. Denn dieses kennzeichnet sich gerade durch seine Einmaligkeit und durch den Charakter des Niewiederkehrens.

Es konnte nicht ausbleiben, daß eine solche synthetische Betrachtungsweise auch auf jedem Gebiete des Hörens Anwendung fand und daß so der Musikästhetik neue Wege erschlossen wurden. Es ist hier unmöglich, alle Arten der Forschung und alle Wege im einzelnen zu beschreiben, die nun rein erfahrungsmäßige Elemente mit solchen normativer Art aufs engste miteinander verknüpften. Es seien daher nur folgende Hauptpunkte genannt: Alles Musikauffassen, Musikschaffen und Musikbewerten vollzieht sich in zwei verschiedenen Grundformen. Bei der einen Gruppe von Menschen ist das musikalische Erlebnis ein unmittelbares, die ganze Persönlichkeit ergreifendes, dabei aber doch abstraktes. Die tönenden Formen bedeuten in sich selbst zugleich den Ausdruck alles dessen, was Musik enthalten kann. Diese Welt ist aber unbeschreibbar, durch Begriffe oder sonst durch Außermusikalisches nicht wiedergebbar. Eine eigentliche Verständigung über Inhalt und Werte eines musikalischen Meisterwerkes kann nur zwischen gleichgearteten Persönlichkeiten dieser Struktur stattfinden. Bei der anderen Gruppe von Menschen ist das Erlebnis nicht minder stark. Es schließt jedoch zahlreiche außermusikalische Elemente in sich. Vor dem geistigen Auge des Erlebenden treten mehr oder minder deutliche Erinnerungs- und Phantasiebilder der mannigfachsten Art und von immer wechselndem Reichtum auf. In besonderen Fällen nehmen derartige Bilder oft eine optische Deutlichkeit an, welche die des äußeren Sehens erreicht oder gar übersteigt. In solchen Zuständen des „wachen Träumens" erscheinen Farben- und Formengebilde, die eine märchenhafte Pracht und zauberhafte Eindrücke entfalten. Zumeist sprechen Personen dieser Art nicht über ihre Erlebnisse, da sie sie als einen Teil ihres Innenlebens oder als Einblicke in eine höhere Welt betrachten. Nicht nur aus der Literatur unserer romantischen Musikepoche, sondern auch aus persönlichen Berichten zahlreicher lebender Musiker ergibt sich eine ungeheure Fülle von Stoff, der oft wie die phantasievollsten Märchen anmutet, wenngleich er durch zahlreiche Belege verbürgt ist[1]).

Obwohl entsprechende Feststellungen an rund zweihundert Personen, die die besondere Eigenschaft des sog. Farbenhörens besitzen, ursprünglich nur den Zweck verfolgten, die einzelnen Arten des musikalischen Hörens genauer zu untersuchen, um somit den Grundlagen des Musikverständnisses und Musikbewertens nachzugehen, stellte sich heraus, daß ein ganz neues Forschungsproblem vorlag. Zwar ist das Farbenhören in der Literatur schon seit über hundert Jahren bekannt. Man hatte es jedoch nicht unternommen, tiefer in sein Wesen einzudringen. Unter Anwendung der in der gegenwärtigen Psychologie an Bedeutung immer mehr gewinnenden synthetischen und typologischen Betrachtungsweise ergab sich nun, daß hier Aufgaben vorlagen, welche ein tiefes Eindringen in die Struktur der menschlichen Persönlichkeit erforderlich machen. Zuerst zeigte sich die gleiche Erscheinung, die schon früher aufgefallen war: Die Gegenstände des Farbenhörens unter dem Einfluß derselben äußeren Reize waren von Person zu Person derart verschieden, daß regelmäßige oder gar gesetzliche Zusammenhänge überhaupt unauffindbar schienen. Als aber den Beziehungen zwischen den einzelnen Elementen der Inhalte und Besonderheiten der Persönlichkeiten, welche sie beobachtet hatten, nachgegangen wurde, trat die Bedeutung jener Verschiedenheiten erstmalig klar hervor. Die oft sonderbaren und von Fall zu Fall so stark wechselnden Inhalte des Farbenhörens enthalten nämlich sowohl über die

[1]) Vgl. hierzu des Verfs. I. Band der „Farbe-Ton-Forschungen", Leipzig 1927, Akadem. Verlagsgesellschaft; ferner „Kurze Einführung in die Farbe-Ton-Forschung", ebenda.

Art der zugrunde liegenden Musik als auch über diejenige ihrer Auffassung die merkwürdigsten Aufschlüsse, obwohl nur in den seltensten Fällen der Farbenhörer selbst seine Erscheinungen auszudeuten vermag.

Zunächst erbrachte die Untersuchung zahlreicher Fälle von Farbenhören den Nachweis dafür, daß es im Auffassen von Musik wieder zwei Gruppen von Individuen gibt. Die erste kennzeichnet sich dadurch, daß die Musik Stück für Stück erfaßt und bewertet wird. Meist ist diese Art des Hörens mit dem absoluten Gehör verbunden, wobei im Falle des Farbenhörens jeder einzelne Ton eine mehr oder minder genau sichtbare und beschreibbare Farbe erhält, die alsdann den Charakter der Töne in unserer gebräuchlichen Skala symbolisiert. Bei manchen Menschen trägt diese Symbolisierung mehr subjektiven Charakter und zeigt, daß der Auffassung ein latentes System zugrunde liegt. Bei anderen jedoch — so bei dem sehr ausgeprägten Fall des erblindeten Hamburger Musikers Paul Dörken — erheben sich jene Farbensymbole zu allgemeineren Phänomenen und tragen den Charakter in sich, den die Töne als Grundtöne der einzelnen Tonarten in einer allgemeinen Konvention unserer großen Meister gewonnen haben. — Die zweite Art des Auffassens ist komplex. Beim Farbenhörer erzeugen noch nicht einzelne Töne, sondern erst Themen, Melodien oder ganze Stücke einen alsdann aus Farben und Formen der mannigfachsten Art zusammengesetzten Inhalt. Derartige Bilder wurden in zahlreichen Fällen gemalt und auf dem ersten Kongreß für Farbe-Ton-Forschung in Hamburg (2.—5. März 1927) in einer umfangreichen Ausstellung mit weit mehr als tausend Einzelstücken vorgeführt. Sie lassen deutlich erkennen, daß musikalische Formen besonders bei stark künstlerisch veranlagten Menschen immer die Art symbolisieren, wie die musikalischen Figuren ästhetisch wirken, und zwar in der Farbengebung ebenso wie in den Formen, deren Schärfe und Verwaschenheit, Bekanntheit oder Unbekanntheit usw. Dabei ist merkwürdig, daß sich häufig Personen erst an der Art der auftretenden Bilder über ihren Eindruck des Musikstückes klar werden, ja daß in manchen Fällen erst der Außenstehende diese Art erkennt, die der Erlebende nachträglich bemerkt.

Die Vielgestaltigkeit und der Reichtum der hier neu erschlossenen Erscheinungen haben es mit sich gebracht, daß eine Menge von unerwarteten Problemen auftauchte, die eine Verfolgung für sich verlangten. Die Analyse der erwähnten Dörkenschen Erscheinungen regte mathematische Untersuchungen an, die u. a. das Ergebnis lieferten, daß manches Grundsätzliche der Farben in den Eigentümlichkeiten wiederkehrt, die sich aus einer Untersuchung des absoluten Gehörs bei nichtfarbenhörenden aber hochmusikalischen Menschen finden. Man kann mit Recht von hier aus schließen, daß nicht nur das Musikhören, sondern auch unser ganzes abendländisches Musiksystem eine bis ins kleinste gehende logische und ästhetische Ordnung enthält, die man schon früher in der stark umstrittenen Charakteristik der Tonarten vermutete. Ferner zeigten die zahlreichen malerischen Niederlegungen von Bildern nach Musik, daß diese eine unendliche schöpferische Kraft in sich enthält. Die gleiche Erkenntnis hat auch Forscher und Künstler wie Oskar Rainer in Wien, Christoph Natter in Jena und Rudolf Gahlbeck in Schwerin dazu geführt, bei jugendlichen Personen unter dem Einfluß von Musik überraschende und künstlerisch wertvolle Zeichen- und Malergebnisse zu erzielen. Endlich haben die Zusammenhänge von Farbe und Ton beim Farbenhörer dahin geführt, einen Einblick in die Unterschichten des Bewußtseins zu übermitteln, da eben die Musik als die tiefste und ergreifendste der Künste die Persönlichkeit am meisten zu einer inneren Vereinheitlichung und kraftvollen Betonung des Erlebens veranlaßt. Alles deutet jedoch darauf hin, daß auf diesem Wege eine Offenlegung der tiefsten seelischen Regungen in der Kunst nicht erfolgen wird, sondern daß wir ihre Rätsel künftighin nur mit erhöhter Deutlichkeit in ihrem Reichtum und in ihrer Erhabenheit erkennen.

Aus Zeit und Geschichte

Die Rheinlandpolitik Kaiser Napoleons III.

Für die politische Erziehung des deutschen Volkes kann Onckens großes Werk[1]) einen unschätzbaren Dienst leisten. Für die verhängnisvolle Neigung in Deutschland zur Konjunkturpolitik kam es zu spät. Während des Ruhrkampfes hätte sich's der Redakteur des kleinsten Blattes kaum verdrießen lassen, es in jeder Weise publizistisch zu verwerten, man hätte zum mindesten aus der meisterhaften, sehr klaren Darstellung Onckens und den allerwichtigsten Dokumenten eine Volksausgabe veranstaltet, mit einem Wort, es wäre in weiten Kreisen bekannt geworden. So bekam das Werk nur seine pflichtschuldigen Besprechungen und scheint heute außer in Forscherkreisen vergessen.

Von Frankreichs historischer Rheinpolitik wußten wir auch schon durch Aloys Schulte und Hermann Stegemann. Aber die Berichte des österreichischen Gesandten in Paris, des Grafen Metternich, in den Jahren 63—70, zwingen uns zur Erkenntnis, daß die Franzosen seit Jahrhunderten französisch denken. Darin liegt der eigenartige Widerspruch des französischen Volkscharakters: Dasselbe Volk, das mit einem unvergleichlichen Gefühl für nationale Ehre ausgestattet, jederzeit bereit war, für das Vaterland die höchsten Opfer zu bringen, hat nicht die geringste Ehrfurcht vor den unverletzlichen Rechten anderer Nationen. Im Gegenteil. Wenn das französische Interesse auf dem Spiele steht, erscheint es den Franzosen als recht und billig, daß Ausländer ihr Land verraten. Wie bezeichnend ist dafür das Gespräch des Herzogs von Persigny mit Bismarck vom 7. Juli 1867 in Paris. Persigny wirft Bismarck vor, er habe versäumt nach Sadowa eine Lösung zu finden, die Frankreich und Preußen befriedigt hätte. Es wäre so einfach gewesen. Man habe nur die Verträge von 1815 zu verändern brauchen, „die Preußen auf dem linken Rheinufer verschiedene seiner Geschichte, seinen Sitten und Religion fremd gegenüberstehende Provinzen auslieferten". Von Paris bis zu den Pyrenäen würde sich der Ruf „Verrat!" erhoben haben, wenn ein französischer Staatsmann solches Angebot schweigend angehört hätte. Persigny glaubt feststellen zu dürfen, daß Bismarck mit größter Aufmerksamkeit zuhörte und über die Lösung „überrascht war". So war die ganze Politik Napoleons III. Eine Politik des Schmollens über Bismarcks mangelndes Entgegenkommen, deutsches Land zu verkaufen. Eine Politik, die nicht als Ziel eines gewonnenen Krieges den Raub Ludwigs XIV. wiederholen wollte, sondern als selbstverständliche Voraussetzung jeder Verständigung ansah, daß „das Unrecht von 1815" wieder gutgemacht wurde. Napoleon ist dabei stolz darauf, daß er an den Sieg des nationalen Gedankens in allen Ländern glaubt. Er begrüßt Italiens Einigung. Er will Preußens Vergrößerung in Norddeutschland kein Hindernis in den Weg legen. Aber eine Einigung des ganzen Deutschlands? Sobald diese Frage auch nur gestreift wird, wird Napoleon zum starren Verfechter der französischen imperialistischen Idee. Bismarck wird von oben herab belehrt.

Napoleon hatte manches gelernt. Er hatte sich mit Geschichte beschäftigt. Er hatte ein beachtliches Buch über Julius Cäsar geschrieben. Aber an dem alten Gedanken, daß Frankreich die Rheingrenze haben müsse, hält er fest. Der französische Genius will es. Es ist schon so, wie Oncken sagt: nicht darauf kommt es an, ob die Massen mehr oder

[1]) Hermann Oncken: Die Rheinlandpolitik Kaiser Napoleon III. von 1863—1870 und der Ursprung des Krieges von 1870/71. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1926, 3 Bände.

weniger kriegerisch eingestellt sind, sondern eine Nation ist danach zu beurteilen, „welchen Männern sie instinktiv ihre politische Führung anvertraut, und welche Gesichtspunkte gerade in den Fragen der Außenpolitik regelmäßig dabei den Ausschlag geben". Ruchloses Spiel nennt Oncken Napoleons Politik. Mit gutem Recht. Auf der Höhe seiner Macht, noch ungeschwächt durch Rückschläge bietet Napoleon 1863 den Österreichern die halbe Welt zur Verteilung an. Die Ausführung hätte den Weltkrieg bedeutet. Polen soll gegen Rußland und Preußen selbständig gemacht werden, Rußland sich in der asiatischen Türkei entschädigen. Österreich darf sich große Teile des Balkans aneignen, Preußen soll sich in Norddeutschland abrunden. Frankreich allein opfert nichts, es erhält das linke Rheinufer! So offen ist der kranke und mehr und mehr unentschlossene Kaiser nach 1866 nicht mehr vorgegangen. Aber das Ziel ist immer das gleiche, über tausend Umwege hinweg, durch ein System von Listen hindurch. Und als es zum Kriege kommt, fällt die Maske. Die Kriegsziele, die unvorsichtigerweise Rußland angedeutet werden, schließen die Zurückführung Preußens auf die Grenzen von 1866 in sich, die Wiederherstellung der Depossedierten, die Vergrößerung der Mittelstaaten durch altpreußisches Gebiet und die Konstituierung von Staaten, die die preußische Hegemonie dauernd brechen können. Für den Fall, daß die französische Armee in Berlin steht, wird Rußland sogar Danzig versprochen. Es kam anders. Der Mann, den Napoleon nicht ernst nahm, zerschlug alle Kombinationen, statt des angeblichen Unrechts von 1815 wurde das wirkliche Unrecht von 1681 wieder gutgemacht. Aber unverändert blieb seit jeher die französische Einstellung. Unverändert die Entrüstung über jeden Deutschen, der Straßburg nicht freudigen Herzens Frankreich gab. Das ist der letzte Sinn der französischen Überfallstheorie, hier liegt der Kern der Sicherheitsfrage. Aus diesem Labyrinth gibt es keine Lösung. Es sei denn, daß die Deutschen wieder verstehen lernten, daß Frankreich ein geschichtliches Anrecht auf deutschen Landesverrat hat. Es sei denn, daß der Geist in Deutschland wieder herrschend würde, der aus dem Briefe eines deutschen Prinzen im 18. Jahrhundert spricht: „Es gibt keinen deutschen General in Deutschland, was immer seine Abkunft sei, der sich nicht selbst als sehr glücklich ansehen würde, in den Dienst von Frankreich zu treten. Welch ein Glück an der Seite eines Franzosen zu fechten, und mit ihnen im Frieden zu leben!" Doch davor bewahre uns der Himmel.

Berlin Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode.

Die russische Sozialdemokratie

Es ist eine kaum glaubliche Tatsache, daß unsere Geschichtsforschung sich bis in die letzte Zeit hinein nur wenig um die Geschichte politischer Parteien bekümmerte, obwohl selbst die parteilich gefärbten Schriften dieser Art stets eine Fülle von Anregungen und Tatsachen boten. Was bei solcher Unterlassung herauskommt, haben wir vor einigen Jahren gesehen, als A. von Hedenström seine „Geschichte Rußlands von 1878 bis 1918" (Stuttgart 1922) herausbrachte. Das sonst gute Werk krankte an einer nicht allzu großen Kenntnis der Geschichte der russischen Sozialdemokratie und den sich daraus ergebenden Ungenauigkeiten. Dabei lagen in deutscher wie in russischer Sprache genügend erstes Quellenmaterial und auch schon geschlossene Darstellungen zur Parteigeschichte der russischen Sozialdemokratie vor. Abgesehen von Alphons Thuns erstem torsoartigem Versuch „Geschichte der revolutionären Bewegungen in Rußland" (Leipzig 1883) waren die Streitigkeiten der Menschewisten und Bolschewisten bis zur Spaltung lebendig genug durch M. Lydin (M. Mandelstam) in der Schrift: „Material zur Erläuterung der Parteikrise in der sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands" (Genf 1904) dargestellt. Nachimsons geschichtlicher Anhang über die „Sozialistische Arbeiterbewegung" in K. A. Paßhinow: „Die Lage der arbeitenden Klassen in Rußland" (Stuttgart 1907), (auch Axelrod

und Martow-Cederbaum hatten in russischer Sprache über das Werden der Bewegung geschrieben), Ludwig Kulczyki's: „Geschichte der russischen Revolution" (deutsch Gotha 1910/1914) lag in deutscher Sprache bis 1900 und in polnischer bis 1905 vor. Kulczyki erwähnt schon den „Grundriß einer Geschichte der russischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei" in russischer Sprache von M. Ljadow (d. i. Mandelstam). Später kam noch die Arbeit von Sonja Rabinowitz: „Zur Entwicklung der Arbeiterbewegung in Rußland" (Berlin 1914) heraus. Sie verzeichnet reiches Quellenmaterial. Von diesen Einzelschriften kann hier nicht die Rede sein, auch nicht von den Veröffentlichungen bolschewistischer Historiker nach der Revolution 1917, die für die deutsche Allgemeinheit infolge der geringen Verbreitung russischer Sprachkenntnisse nicht in Frage kommen. Hedenströms „Geschichte" war erst wenige Monate im Handel, als ihre Mängel mehrfach Berichtigung und Ergänzung fanden durch G. Sinowjew (d. i. G. E. Radomylskij): „Geschichte der kommunistischen Partei Rußlands" (Hamburg 1923). Ein Parteimann schrieb hier die Geschichte seiner Partei. So war wenigstens etwas Eingehendes über die russische Sozialdemokratie in deutscher Sprache vorhanden. Natürlich hat auch dieses Werk Mängel, wie jede offizielle Darstellung, die im Auftrage einer politischen Partei erfolgt, doch wiegt das reiche Tatsachen- und Quellenmaterial die parteimäßige Begrenztheit auf.

Das Buch ist uns noch unentbehrlicher für die Erforschung der Wahrheit über die Geschichte der sozialistischen Parteien geworden, dadurch, daß nun auch von menschewistischer Seite, von J. Martow (d. i. Jurij Osyp Cederbaum) und Th. Dan (d. i. F. J. Gurwitsch): „Geschichte der russischen Sozialdemokratie", Berlin 1926 — aus dem Russischen übersetzt ist die Kollektivarbeit von Alexander Stein (d. i. Rubinstein) — herausgebracht wurde. Für die Jahre 1900 bis 1908 ist die Darstellung das Vollständigste, was wir in deutscher Sprache über die russische Sozialdemokratie besitzen, und auch die Übersicht über die Jahre seit 1909 ist wertvoll genug. Kommen doch hier zwei berufene Vertreter des Menschewismus zum Wort, die natürlich vieles anders sehen als der Geschichtsschreiber aus den Reihen des Bolschewismus. Neben der guten Übersicht, die das Buch über die Presse und das selbständige Schrifttum der russischen Sozialdemokratie liefert, ist besonders die Darstellung der Haltung der Sozialdemokratie während des Weltkrieges von Interesse. Gerade diese Stellen zeigen, wie richtig die deutsche Sozialdemokratie handelte, als sie sich im August 1914 zum Vaterlande bekannte und sich nicht auf die internationale Solidarität verließ, die angeblich sofort einsetzen sollte, wenn ein Krieg drohe oder begänne. Das Bild der patriotischen Stimmung der Arbeiter, auch der von der Partei, ist genau das gleiche wie in Frankreich, England, Belgien usw. Dan-Gurwitsch schreibt darüber: „... Die Straßen, die gestern noch von auf und abwogenden Massen der Streikenden erfüllt waren, wurden heute von den ‚Patrioten' beherrscht. ... Die Klänge der Zarenhymne verschmolzen mit dem Klirren der im deutschen Botschaftsgebäude eingeschlagenen Fensterscheiben. Die Arbeiterpresse war von der Bildfläche verschwunden.. Das patriotische Bacchanal hatte auch die Arbeitermassen nicht unberührt gelassen. Nicht wenige von denen, die gestern gestreikt hatten, gingen heute in den Reihen der patriotischen Manifestanten. Aber auch in den Reihen der Sozialdemokratie herrschte Wirrwarr.. Unter den russischen sozialistischen Emigranten im Auslande ... stand die große Mehrheit unter dem Einfluß der Ideologie der ‚Vaterlandsverteidigung', Hunderte sozialistischer Emigranten, Menschewisten wie Bolschewisten, traten als Freiwillige in die französische Armee ein. ... Nur wenige in der Emigration befindliche Sozialisten hielten dem Ansturm der Kriegspsychose stand. ..." Das sind wertvolle Geständnisse, die sich unsere heutige Sozialdemokratie zu anderem hinter die Ohren schreiben kann. Die zwölf sozialdemokratischen Abgeordneten der Reichsduma enthielten sich der Stimme bei der Beschlußfassung über die Kriegskredite. Sehr wertvoll ist auch die Angabe, daß die ersten Gründer der Sozialdemokratie in Rußland (Plechanow, Wera Sassulitsch und Leo Deutsch) neben Führern des rechten Flügels der Menschewisten auch nach der März-Revolution 191

„nach wie vor für einen entscheidenden Sieg" eintraten. Die übrigen Sozialisten sprachen sich damals wohl für einen allgemeinen Frieden, aber nicht für einen Sonderfrieden mit Deutschland aus. Auch Sinowjew gehörte über den April hinaus zu dieser Richtung. Die Sowjets sorgten also für die Landesverteidigung. Diese Proben zeigen, wie aktuell das neue Buch ist, wenn man Betrachtungen anstellen will über Patriotismus und Sozialdemokratie und Regierungsfähigkeit bei internationalen Bindungen, die später dann nur für Deutsche Geltung behalten. Zu erwähnen wäre, daß ein Namen- und Sachregister eine gute Orientierung vermitteln soll. Das ist ganz gut, wenn die Namen im Register nur genauer behandelt wären. Häufig fehlen die Vornamen, und die Auflösung der Pseudonyme ist willkürlich behandelt. Warum erwähnt z. B. Herr Stein nicht, daß Kamenew = Rosenfeld, Trotzky = Bronstein, Rjasanow = Goldendach, Parvus = Helphant, Stein = Rubinstein usw. ist?

Berlin. Ernst Drahn.

Politische Neuerscheinungen

Man darf eine Persönlichkeit wie Lassalle nicht idealisieren wollen. Sein Charakter war zweifellos voll dunkler Flecken, seine Seele von Leidenschaften zerrissen, nie konnte er sich von den Ressentiments eines Fremden ganz lösen. So sehen wir ihn heute, so hat ihn uns Oncken in seiner Biographie geschildert. Lassalles Reden sind oft für die Straße bestimmt, er berauscht sich an eigenen Worten. Und trotzdem, die Herausgeber konnten mit gutem Recht Ferdinand Lassalles Reden und Schriften in die Reihe der Klassiker der Politik als 15. Band aufnehmen[1]). Denn immer wird uns Lassalle etwas zu sagen haben. Immer wieder wird man sich mit Lassalles Stellung zur Nation auseinandersetzen müssen. Das Lesen seiner Reden und Schriften bedeutet für jeden Gewinn.

Es gibt Bücher, die einmal geschrieben werden müssen, zu ihnen gehört Tar a Ri.[2]) Der Verfasser rechtfertigt den dunklen Titel in der Einleitung. Würde es sonst überhaupt jemand lesen? fragt er. Tar a Ri ist ein alter irischer Ausdruck und bedeutet „Komm, o König". Quabbe bringt uns keinen Leitfaden für konservative Weltanschauung, aber er sagt uns, was nicht alles unbedingt zum Konservativen gehören muß. Er wagt Dinge auszusprechen, die aus unerfindlichen Gründen im allgemeinen nicht gesagt werden. Er sagt es oft sehr witzig, und dann ist er, wie es scheint, in seinem eigentlichen Element. Er sagt es immer sehr gescheit, aber deshalb braucht man noch nicht mit jedem Satz einverstanden zu sein. Vielen wird seine Schlußforderung zu viel Resignation enthalten: das Konservative sei eigentlich eine Anlage, der Ideeninhalt sei wechselnd. Ob der Verfasser mit seiner düsteren Prophezeiung recht behält, daß jeder andere sein Buch lesen würde, nur nicht der Konservative? Wir wagen nicht zu prophezeien, aber wir meinen, dieses Buch verdiente, seinen Leserkreis zu finden.

Ein Buch, das in Deutschland fehlt und von dem man es nur begrüßen kann, daß es ins Deutsche übersetzt werden soll, ist Truth, A Path to Justice and Reconciliation by Verax, London 1926. Ein Kampfbuch, das nicht nur die These von Versailles mutig angreift und klar und überzeugend widerlegt, sondern gegen alle anderen Lügen, gegen allen Schmutz und alle Ungerechtigkeit, unter denen Deutschland im letzten Jahrzehnt zu leiden hatte, sich streitbar wendet. Sehr glücklich ist die Kapiteleinteilung. Auf einer leeren Seite die jeweiligen Stichworte des Inhalts. In 10 Thesen ist das Ergebnis zusammengefaßt, und der Verfasser hat die bekanntesten Sachverständigen eingeladen, zu diesen 10 Thesen Stellung zu nehmen. O. St.

[1]) Ferdinand Lassalle, Reden und Schriften. In Auswahl herausgegeben und eingeleitet von Ludwig Maenner. Berlin, Reimar Hobbing, 1926. [2]) Tar a Ri. Variationen über ein konservatives Thema von Georg Quabbe. Verlag für Politikund Wirtschaft. Berlin 1927.

Aus andern Blättern

Die Wochenausgabe des „Schwäbischen Merkur" vom 8. Juli 1927 enthält einen interessanten Artikel von dem früheren österreichischen Minister des Äußeren Graf Czernin „Meine Friedensverhandlungen mit Lloyd George". Es ist nicht notwendig auf den Verlauf dieser Verhandlungen einzugehen, da wir durch das vorzügliche Buch Richard Festers „Die Politik Kaiser Karls und der Wendepunkt des Weltkrieges" über die einzelnen Phasen sehr gut unterrichtet sind. Czernin glaubt, daß Lloyd George persönlich aufrichtig war, daß Wilson aber mit seinen 14 Punkten am 8. Januar 1918 die günstigen Aussichten sehr verschlechtert habe. Es wäre von nun an notwendig gewesen, nach zwei Seiten hin zu sprechen, und durch eine Indiskretion im englischen Unterhause sei Wilson auf die direkten Verhandlungen Österreichs mit England aufmerksam geworden. Czernin beurteilt Wilson etwa so, wie er nach den neuesten Forschungen dasteht, er wollte der arbitor mundi sein, er wollte die Friedenspalme erobern, er allein; er wollte keine englische Konkurrenz. Ob man freilich mit Czernin annehmen will, daß Wilson ehrlich war, bleibt eine offene Frage. Die Verhandlungen mit England scheiterten daran, daß Lloyd George zu große territoriale Forderungen aufstellte, für die vor allem Ungarn nicht zu haben war.

Im Juniheft der „Evolution" veröffentlicht Victor Margueritte seine Antwort an die deutsche Zeitschrift „Das Neue Europa" vom 4. Juni 1927. „Das Neue Europa" hatte in seinem Mai-Juniheft 1927 einen Aufsatz von Heinrich Kanner gebracht, in dem dieser behauptete, es bestünde in Deutschland eine monarchistische Organisation, deren Propaganda zum Ziel habe, die öffentliche Meinung zu überzeugen, daß Deutschland am Kriegsausbruch nicht schuldig sei, um dadurch die Rückkehr der Hohenzollerndynastie vorzubereiten. Die Verbündeten dieser Propaganda seien auch eine gewisse Anzahl von französischen Intellektuellen, unter ihnen Demartial, Pevet, Gouttenoire de Toury, Fabre Luce, Morhardt und Margueritte. Margueritte protestiert nun dagegen, daß die Männer der „Evolution" irgendetwas mit einer deutschen Propaganda für die Monarchie zu tun hätten. Man sieht also, daß nicht nur deutsche Kämpfer für die Wahrheit sich gegen den Vorwurf reaktionärer Ziele verteidigen müssen, sondern sogar Franzosen. Gleich beschämend ist ein Satz, den Demartial im Juliheft der „Evolution" schreiben kann: „Spezialisten in der Frage des Kriegsursprungs, die sich aus politischer Rachsucht ungerecht gegenüber ihrer Regierung gezeigt haben, sehe ich wohl in Deutschland, und ihre Namen sind in aller Munde." (Man hatte den Franzosen der Evolution-Richtung vorgeworfen, sie ließen sich durch Haß gegen Poincaré leiten.)

In der „Zeitwende" (Juli 1927) ist der Aufsatz von Karl Hampe „Die ostdeutsche Kolonisation des Mittelalters" ungewöhnlich beachtenswert. Hampes Darstellung bestätigt unsere Auffassung, wie stark die deutsche Geschichte vom Charakter des deutschen Volkes abhängig gewesen ist: für die Katastrophe des preußischen Ordenslandes macht Hampe besonders die Verkennung der Zentralgewalt, politische Zersplitterung und ständische Zerrissenheit verantwortlich. „Auch im Wirtschaftsleben begannen Kräfte und Säfte zu stocken, an Stelle von Wagemut und Beweglichkeit traten Gewohnheit und Beharren, der Bevölkerungsüberschuß war aufgezehrt, Pestseuchen hatten manche Lücke gerissen. Hampe sieht jedoch den Lichtpunkt für die Zukunft unserer Volksgemeinschaft in der Tatsache, daß es doch weniger „Kriegsmacht und gewaltsame Eroberungen waren, die im Mittelalter das Vordringen der Deutschen gegen den Osten, ihre Behauptung unter den Fremden, ja deren weitgehende Germanisierung bewirkt habe, als wirtschaftliche Tüchtigkeit und kulturelle Überlegenheit". Der Raum verbietet leider, auf Hampes Auseinandersetzung mit den verschiedenen deutschen und slawischen Kolonisationstheorien ausführlich einzugehen.

Tagebuch

Französische Gesandtschaftsberichte aus der Bismarckzeit

Wie ich vor längerer Zeit einmal an dieser Stelle ausgeführt habe[1]), sind die Methoden der großen Staaten Europas in der auswärtigen Politik in charakteristischer Weise verschieden. Diese Beobachtung erstreckt sich auch auf die Berichterstattung ihrer Gesandten und Botschafter in den letzten Menschenaltern, die wir seit einigen Jahren gut kennen. Die englischen Berichte sind meist knapp und nüchtern bis zur Dürftigkeit. Die britischen Gesandten teilen Tatsachen mit, ferner geben sie natürlich in erster Linie Unterhaltungen wieder, die sie mit den Ministern des Landes gehabt haben, in dem sie akkreditiert sind. Die Schlüsse daraus zu ziehen, überlassen sie meistens völlig dem eigenen Vorgesetzten, d. h. dem Minister des Auswärtigen. Ganz anders die Franzosen. Sie entwerfen auf Grund der Tatsachen usw. mit vieler Phantasie breite Darstellungen, in denen sie sich über die letzten Ziele der Außenpolitik der Länder ergehen, in denen sie arbeiten. Die Deutschen stehen ungefähr in der Mitte.

Als Beispiel für die französische Art mag der folgende Bericht des Barons de Courcel, Botschafters in Berlin, vom 12. August 1882 dienen. Wir lesen darin u. a. folgendes: Deutschland hat die ägyptischen Wirren benützt, um seinen Einfluß auf das Mittelmeer auszudehnen... Die Horizonte, die sein Ehrgeiz enthüllt, sind beinahe unbegrenzt. Deutschland träumt davon, dereinst die erste Macht der Welt in bezug auf Handel, Industrie und Kolonien zu werden, wie es jetzt schon die erste militärische und kontinentale Macht ist. Es will reich werden und alle Güter der Welt besitzen... Es sieht in allen seinen Nachbarn Feinde, d. h. Rivalen und Konkurrenten, die es dessen berauben, was ihm zukommt usw. Schließlich wird mitgeteilt, daß Deutschland sich in Ägypten festsetzen und seinen Einfluß auf den Suezkanal ausdehnen wolle.

Von ähnlichen unsinnigen Behauptungen, die zeigen, daß dieser Botschafter nicht eine leise Ahnung von Bismarcks Politik hatte, sind auch andere Berichte Courcels voll. Wir dürfen an diese Tatsache noch zwei Bemerkungen knüpfen: Erstens, daß auch auf Grund gänzlich ungenügender Beurteilung der Ziele anderer Staaten die auswärtige Politik eines Landes erfolgreich geführt werden kann, wenn nur ein fanatischer Wille hinter ihr steckt, so daß man also auch auf diesem Gebiete das rein Verstandesmäßige nicht überschätzen darf. Zweitens aber, daß es nicht auf die Taten, Gesten und Worte des Wilhelminischen Zeitalters zurückzuführen ist, wenn uns Weltherrschaftspläne angedichtet worden sind. Diese Lüge war vielmehr schon in den Zeiten Bismarcks fertig.

Tübingen. Adalbert Wahl.

[1]) Vgl. Die Methoden der französischen auswärtigen Politik, Aprilheft 1926 der S. M. „Mil. Schulung der Jugend im Ausland."

Über Königin Luise

Die Aufzeichnungen Friedrich Wilhelms III. über „den unglücklichsten Tag seines Lebens", den Tod der Königin Luise, waren schon länger bekannt. Die ergreifende Schilderung ist z. B. von Bailleu in seiner Biographie der Königin Luise benutzt worden. Aber jetzt zum ersten Male sind sämtliche Niederschriften der Öffentlichkeit übergeben worden, die der König über Leben und Sterben seiner Gemahlin gemacht hat. (Vom Leben und Sterben der Königin Luise. Eigenhändige Aufzeichnungen ihres Gemahls, König Friedrich Wilhelm III. Mitgeteilt und erläutert von Heinrich Otto Meißner. Verlag Köhler, 1926.) Man kann sagen, Friedrich Wilhelm III. gewinnt menschlich außerordentlich, seine Sprache ist einfach und lebendig, seine Anhänglichkeit an die Verstorbene rührend.

Auch die Königin sehen wir wieder in einem anderen Lichte. Nicht so, daß uns etwa Charakterzüge mitgeteilt würden, von denen wir nicht schon wüßten, aber die Art und Weise, wie Friedrich Wilhelm als Gatte über sie schreibt, ihre Schwächen verteidigt, ihre Vorzüge hervorhebt, macht uns ihr Bild noch unmittelbarer. Es ist ein schönes, deutsches Buch. O. St.

Zum 70. Geburtstag Aloys Schultes

Die S. M. nehmen gerne Anlaß, dem bedeutenden Bonner Historiker Aloys Schulte noch nachträglich zu seinem 70. Geburtstag am 2. August die aufrichtigsten Wünsche auszusprechen. Es wird vielen unserer Leser erinnerlich sein, daß Schulte mehrmals in den S. M. mitgearbeitet hat. Im Oktoberheft 1914 erschien von ihm ein Aufsatz „Die Konfessionen im neuen Deutschland" und im Septemberheft 1924 die geistreichen und neuartigen Ausführungen über „Die Herrschaft der militärischen Pläne in der Politik". Wir brauchen ferner nur daran zu erinnern, daß wir Schulte das grundlegende Werk „Frankreich und das linke Rheinufer" verdanken, das eine verantwortungsbewußte Regierung im Kriege in weitesten Kreisen verbreitet hätte.

Die Schüler und Freunde Schultes haben ihm zum 70. Geburtstag eine Festschrift gewidmet, die bei Schwann in Düsseldorf erschienen ist. Uns liegt daraus der Sonderdruck eines Aufsatzes des Bonner Professors Gisbert Beyerhaus vor, „Bismarck und Kaiser Friedrichs Tagebuch, ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Liberalismus". Diese feine Studie läßt die günstigsten Rückschlüsse auf das Niveau der gesamten Festschrift zu. Beyerhaus untersucht noch einmal die viel erörterte Veröffentlichung des Tagebuches Kaiser Friedrichs im Jahre 1888 und den darauf folgenden Gegenschlag Bismarcks, seinen Immediatsbericht vom 23. September 1888, auf ihre inneren Motive. Dabei wird uns der politische liberale Geist dieser Epoche mit seinen bedenklichen Widersprüchen vor Augen geführt. Beyerhaus sieht diesen Widerspruch in einem unmittelbaren Nebeneinander von Pazifismus und Machtrausch, wie er im Tagebuch Friedrichs und in sonstigen politischen Äußerungen zum Ausdruck kommt. O. St.

Eine Regimentsgeschichte

Von den für die bayerische Armee herausgegebenen Erinnerungsblättern deutscher Regimenter (Verlag Bayerisches Kriegsarchiv München) liegen nun 46 Bände vor: Das hohe Heldenlied des Frontkämpfers. In den hier gesammelten Blättern sprechen an Hand der Kriegsakten Teilnehmer und Führer aus den Kämpfen und Gefechten von allen Fronten und Kriegsschauplätzen, wo bayerische Truppen im Großen Kriege eingesetzt waren.

Die Geschichte des Kgl. B. 18. Infanterie-Regiments Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern, bearbeitet von Major a. D. Dr. phil. Albrecht Ritter, schließt sich würdig den vorausgegangenen Erinnerungsblättern an. Die Worte treten hinter die Geschehnisse zurück und gestalten doch die Erlebnisse einer großen Familie, wie es das Regiment war, zu einem gewaltigen Ganzen. Über 4000 Tote hat das 18. Regiment verloren, aber die Zahl verblaßt gegenüber den Leistungen und Heldentaten, die vollbracht wurden. Wer nur den Abschnitt aus der Sommeschlacht 1916 an Hand der Schilderung miterlebt, den Heldenkampf des Kommandeurs des III. Bataillons, Major v. Gries, des unvergessenen Freundes der S. M. (vgl. den Nachruf im Oktober-Heft 1916 „Das Deutschtum"), der ahnt die Kräfte, die in der Hölle des feindlichen Feuers den Mann und Soldaten über Tod und Leben hinauswachsen ließen: Tapferkeit aus Pflichtgefühl und Vaterlandsliebe. Diese Kräfte stehen über dem schweren Ringen des mehr als vier Jahre an der Westfront eingesetzten Regiments. Mit der Kgl. Bayerischen Armee und unserem alten Heere ist das Regiment nach nur 38jährigem Bestehen zerschlagen worden; seit Friedensschluß haust der Feind in seiner alten Garnison, in seinen Kasernen. Die Geschichte seiner Heldentaten windet aber auch um das Kgl. B. 18. Infanterie-Regiment den Kranz der Unsterblichkeit.

München. Hptm. a. D. Walter Schenk.

Volkskunst in Europa

Von Georg Karo in Halle a. S.

Die Wissenschaft kommt leider oft zu spät. Primitive Völker degenerieren oder sterben aus, ehe ihr Wesen, ihre Bräuche erforscht sind, Denkmäler zerfallen, werden zerstört, ohne daß Aufnahmen von ihnen bleiben. Ganz besonders gilt dies von der so überlang mißachteten, dem nahen Untergang geweihten europäischen Volkskunst. Wir können diesen Untergang kaum aufhalten, das Versäumte nicht nachholen, nur die in Museen und Sammlungen geborgenen Schätze verwerten. Auch hierin ist noch unendlich viel zu tun, auf zahlreichen Gebieten kaum ein Anfang gemacht; eine zusammenfassende Gesamtdarstellung fehlt, sie wäre auch beim heutigen Stande unseres Wissens ein überaus gewagter Versuch. Zunächst gilt es, das gewaltige, weit verstreute Material zu gliedern

Dabei sind zahlreiche gute Farbtafeln unerläßlich, denn nur solche können von der bunten Freudigkeit der Volkskunst eine Vorstellung geben. Also ein äußerst schwieriges Unternehmen, das ausgedehnte Kenntnisse, weite Reisen, sicheren Blick und Takt bei der Auswahl, nicht zuletzt auch riesige Reproduktionskosten fordert. Wer dies alles erwägt, steht staunend und dankbar vor dem schweren Bande, den uns H. Th. Bossert und der altbewährte Kunstverlag E. Wasmuth in Berlin beschert haben: Volkskunst in Europa[1]). Auf 132 Tafeln, von denen ein volles Hundert ausgezeichnete Farbendrucke sind, hat Bossert gegen 2100 Gegenstände aller Art vereinigt, Stickereien und Spitzen, Möbel und Bronzen, Holzgerät und Keramik, Lederarbeiten und Schmuck. Sie stammen aus Skandinavien und Finnland, Mitteleuropa, England, Frankreich, den mittelländischen Halbinseln, Polen, Rußland. Natürlich mußte dabei die Auswahl in mehrfacher Hinsicht willkürlich sein. Manche Länder kommen sehr schlecht weg (Großbritannien mit einer, Frankreich mit zwei Tafeln!). Die Grenzen der Volkskunst sind nur subjektiv bestimmbar; fast jeder wird sie anders ziehen. Von den aus dieser Sammlung grundsätzlich ausgeschlossenen Gebieten der Architektur und Tracht (sie hätten das Ganze allzu sehr belastet) ist das letzte doch vertreten durch Handschuhe und Tücher, Spitzenhauben, Gürtel u. a. Daraus dem Verfasser einen Vorwurf zu machen, wäre törichte Pedanterie. Das Fehlende aber wird zum großen Teil ein geplanter zweiter Band nachholen.

Ebensowenig darf man daran Anstoß nehmen, daß die vielen, auf einer Tafel vereinigten Gegenstände oder Ausschnitte (von Stoffen, Spitzen u. ä.) einander oft drängen und stoßen. Kam es doch dem Verfasser darauf an, ein möglichst reichhaltiges Material in getreuer Wiedergabe zu vereinigen, nicht das einzelne Werk zu voller künstlerischer Geltung zu bringen. Und er hat sein Ziel vortrefflich erreicht. Ich kann meine Dankbarkeit nicht besser bezeigen als durch Eingehen auf ein Gebiet, das ich beherrsche: die griechische Stickerei, die als einzige namhafte neugriechische Volkskunst große Bedeutung besitzt, aber noch kaum erforscht ist. Bossert hat ihr zehn Tafeln gewidmet (61—71, dazu 72 Spitzen, 73 die recht geringe Keramik); dazu kommen noch eine Reihe von Arbeiten aus Albanien, Jugoslavien, Bulgarien — wie denn überhaupt die wohl unvermeidliche Trennung nach modernen Staatsgrenzen vielfach Zusammengehöriges auseinanderreißt (so manches „tschechische", „ungarische", „jugoslawische", „rumänische" Stück ist natürlich deutsch!).

Das Schicksal der griechischen Stickereien ist ein betrübliches Kapitel. Vor dreißig Jahren bewahrten die wohlhabenderen Familien in kleineren Orten noch herrliche Schätze als sorgsam gehütetes Erbgut; aber nur allzu viel wurde auch verschleudert, und die gebildeten Kreise der Hauptstadt verachteten diese Volkskunst. Man begann sie erst dann zu sammeln und in einem Museum zu vereinigen, als es im Grunde schon zu spät war. Noch ein paarmal haben dann große Katastrophen ungeahnte Schätze auf den Markt geworfen: die Balkankriege, die Griechenverfolgungen vor und nach dem Weltkriege, die Flucht vor den Bolschewiken. Nun ist der Vorrat wohl endgültig erschöpft, unendlich vieles unwiederbringlich verloren oder versprengt; die hervorragendsten Sammlungen sind wohl die des englischen Archäologen Dawkins und des South Kensington Museum, wo einer der feinsten Kenner dieser Dinge, A. J. B. Wace, die betreffende Abteilung leitet[1]).

Bossert hat vor allem aus den beiden Sammlungen Zachos und Chatzimichali in Athen geschöpft. Darunter überwiegen die Stickereien aus Nordgriechenland und Attika, die meist reiche und schöne geometrische Muster tragen, zum Teil freilich mit stark ungriechischem, wohl albanischem Einschlag; ferner die verblüffend vielseitige, phantasievolle, in Farben und Darstellungen originelle Kunst der kleinen nordgriechischen Insel Skyros, die neben geometrisch stilisierten Tieren und Menschen auch byzantinisch und orientalisch beeinflußte Pflanzenmuster, Fabeltiere, Menschen, Schiffe bringt (Taf. 68, 69, 4. 7)[2]). Die meist „rhodisch" genannten, in Wahrheit aus Kos und Amorgos stammenden feinsten geometrischen Stickereien nehmen nur einen kleineren Raum ein (Taf. 69, 6. 8. 11—13), während die gröberen, aber sehr dekorativen echt rhodischen Röcke und Tücher leider nur durch eine kleine Probe vertreten sind (Taf. 71, 7). Daneben stehen ein paar

[1]) Gemäß der immer wiederkehrenden Duplizität der Fälle sind im gleichen Jahre 1926 auch zwei andere Zusammenfassungen europäischer Volkskunst erschienen: Buschans Völkerkunde II 2 von Byhan-Haberlandt, und Karutz, Atlas der Völkerkunde II.

[1]) Vgl. den von Wace veröffentlichten Burlington Club Catalogue von 1914: Embroideries of the Greek Islands.

[2]) Vgl. die 1925 in Athen erschienene Veröffentlichung von Frau A. Chatzimichali, *Ἑλληνικὴ λαϊκὴ τέχνη. Σκῦρος.*

schöne kretische Werke mit ihrer eigenartigen Verbindung orientalischer und italienischer Motive, dem Spiegelbild des kretischen Schicksals (Taf. 71, 4. 8).

Was man „Janina-Stickereien" zu nennen pflegt, die prunkvollen Decken mit großen, stilisierten Blättern und Blüten, fehlt leider ganz. Es gibt darunter besonders edle Stücke, deren Verbreitungsgebiet sich von den griechischen Kolonien Südrußlands bis nach Ägypten erstreckt. Vieles bleibt natürlich noch unbestimmbar; eingehendere Studien würden allerhand Probleme der Herkunft und Chronologie viel weiter fördern. Meines Wissens reichen die ältesten Stickereien ins 17. Jahrhundert hinauf, die überwiegende Menge gehört ins 18.—19., wie das auch Bossert vorsichtig annimmt.

Man sieht an dieser Probe, welch' reiche Schätze der Verfasser vereinigt hat. Ein anspruchsloses Vorwort erklärt seine Ziele, erwähnt nur kurz und bescheiden das Maß der geleisteten Arbeit (die Photographien sind durchweg sein Werk). Knappe Erläuterungen geben für jedes Stück Material, Technik, Herkunft, Aufbewahrungsort, auch die Datierung, soweit eine solche möglich ist. Besonders dankenswert sind zum Schlusse die Verzeichnisse der inschriftlich datierten Werke (davon bloß 2 aus dem 16., 18 aus dem 17. Jahrhundert) und der Literatur, sowie ein Sach- und Ortsregister. Wir hoffen, daß der Erfolg groß genug sein wird, um ein Erscheinen des zweiten Bandes zu bewirken, lange ehe wir den ersten ausgeschöpft haben.

Gedanken

Der Bildungswert einer Tatsache bemißt sich danach, wie viel potentielles Wissen sie enthält. Stufenleiter vom Namen des jüngsten Kindes meines Gegenübers in der Eisenbahn bis zu den Newtonschen Prinzipien.

*

Der naive Mensch beobachtet, während der wissenschaftliche falsche Verallgemeinerungen macht. Daher ist, abgesehen von der kleinen Zahl der Geistreichen (für sie ist die Antithese die Gefahr) die Analogie die Hauptgefahr der Wissenschaft.

*

Die Annahme der Philosophen, daß ihr System die Erkenntnis abschließe, wäre Selbsttäuschung sogar dann, wenn das System richtig wäre. Mit jeder neuen Erkenntnis ändert sich nämlich nicht nur der Inhalt, sondern auch das Objekt des Erkennens. Die zu beleuchtende Bühne wird immer größer.

*

Die geringe Originalität des menschlichen Denkens liegt nicht in einer Gleichmäßigkeit der Naturanlage, sondern daran, daß es behaglicher ist, alte Bekannte unter seinen Gedanken zu begrüßen, als neu auftauchende zu verfolgen.

*

Die größte Aufgabe der Kunstgeschichte ist noch nicht in Angriff genommen: festzustellen, welchen Anteil die Intuition bildender Künstler an unserem Weltbild hat. Angefangen von unseren Vorstellungen von Wald, Wiese, Wolken, Wasser bis zu den Vorstellungen von Christus, Maria, dem Jesuskind, Engeln, Himmel, Himmelfahrt sind wir beeinflußt durch die Schöpfungen der Malerei. (Die alten Griechen wohl mehr durch die Schöpfungen der Bildhauerei.) Bei der Dichtung ist wohl ihr Anteil am Vorstellungsleben der Menschheit auch noch nicht festgestellt, aber man ahnt wenigstens, wie groß er ist.

*

Die meisten Leute sind ihre eigenen Hofhistoriographen, nur die Historie fehlt.

*

Ein Unterschied zwischen der Geschichte der Technik und der Geschichte der Kunst ist, daß es eine Geschichte der Technik gibt und eine Geschichte der Kunst nicht.

*

Gibt es einen Traum, in dem man nicht selbst vorkommt?

*

Ist es nicht merkwürdig, daß ein rein aufnehmendes Organ — das Auge — am meisten von der Seele ausdrückt?

*

Wenn ich ein unindividueller vollkommener Engel wäre, so wäre es natürlich, daß ich als ein zur Analyse Geneigter, der an sich selbst nichts zu analysieren findet, andere kritisierte; solange aber an mir noch Stoff zur Kritik ist, ist es schon aus methodologischen Gründen angezeigt, zunächst dieses mir von innen zugängliche Material zu verwerten, das natürlich dem nur von außen zu erschließenden der anderen weit vorzuziehen ist.

*

Es ist leicht möglich, daß unter den vielen Schriftstellern ein brauchbares Schreibmedium wäre. Aber durch das vorsätzliche Schreiben werden die schönsten Anlagen zerstört.

*

Der deutsche Erzähler

Maria Enderlins Heilung

Novelle von Wilhelm Schäfer

Als die Krankheit der kleinen Maria begann, wie sie mich damals hießen, stand ich im siebenten Jahr und war bis dahin die Tochter des Buchhalters Enderlin gewesen, wie andere Kinder auch in der Liebe und Strenge ihrer Eltern beheimatet sind. Mein Vater, so hörte ich sagen, galt als ein redlicher Raffer, der in der Stadt Bern nahebei seinen guten Verdienst und an der alten Dorfstraße von Bümplitz das Bauernhaus seiner Herkunft neumodisch aufgemacht hatte, mit rotweiß gewellten Fensterläden und einem Holzbären aus Brienz neben der Tür. Er war gut mit uns Kindern, aber die Mutter mochte es nicht, wenn er am Sonntag mit uns zu seinen Verwandten ging; denn sie war eine Bernbürgerin, die ihre zwei Töchter städtisch erzog: Gertrud, die ältere Schwester, und mich, die kleine Maria, die damals zu ihrem Verdruß noch in die Bümplitzer Dorfschule gingen; aber dem Vater war die Fahrt und das Schulgeld zu teuer.

Am letzten Sonntag im November waren die Eltern beide nach Bern gefahren; die Mutter wollte im Münster das Kirchenkonzert hören, und der Vater war im Geschäft, weil es auf Weihnachten ging. Bis sie am Abend wieder zurück kämen, sollten wir beide das Haus hüten; denn wir hatten kein Mädchen. So war der Nachmittag stiller als sonst, und es paßte in seine Lautlosigkeit, daß dicke Schneewolken unbewegt über der Landschaft hingen, die noch in der Erwartung des Winters stand, obschon es der erste Advent war.

Wir hatten zuerst am Klavier Weihnachtslieder gesungen, und Gertrud übte mit heißen Backen noch einen Choral, während ich voll der verheißenen Dinge ans Fenster gegangen war, als draußen die Flocken zu fallen begannen. Indem kein Wind mit ihnen spielte, fielen sie langsam nieder wie Federn, aber sie fielen dicht und deckten zuerst die Dächer, bald auch die schwarze Dorfstraße zu. Nur auf dem steinernen Brunnentrog schmolzen sie alle im Wasser, das immer dunkler gegen den weißen Schneerand stand.

Ich war mit sieben Jahren schon alt genug, dies alles aus der Erfahrung des Winters zu wissen; aber nach dem unendlichen Sommer und seinem verzögerten Herbst, der in das sterbende Grün hinein sein Färberhandwerk betrieb, bis die Äste kahl und die Wiesen bräunlich zu werden begannen, war der Schnee doch wieder ein Wunder für mich, das die staunenden Augen mit Gier tranken.

Wo kriegen die schwarzen Wolken die weißen Flocken her? fragte ich Gertrud, die Schwester, die längst neben mir stand, die Stirn an die kühle Scheibe zu pressen. Und als die gönnerhaft ihre Schulweisheit vom Wasserdampf sagte, der dunkel geballt vor dem Licht stände und zu Kristallen gefroren herabsänke, war ich traurig.

Es soll alles nicht wahr sein, was schön ist! klagte ich da: Das Christkind bringt nicht den Baum, und Frau Holle schüttelt die Federn nicht aus!

Indessen fielen die Flocken unbedacht weiter, und wo der graue Himmel war, machte das weiße Geflimmer dicht über den Dächern den Raum zu. Der Schnee fällt vom Himmel herab! sagte ich noch, um Frieden mit meiner Schwester zu machen, und ließ nicht ab, in das Gewimmel zu staunen, bis er auf einmal dünner wurde und ganz abließ, daß der Raum sich wieder zu öffnen begann.

Die Standuhr in der Ecke schlug gerade vier, und die Helligkeit kam nicht stärker zurück, als ob schon Dämmerung wäre; aber der Blick tat sich auf in die beschneite Welt, und alle Wirklichkeit war darin verwandelt, weil das dunkle Wolkengewölbe über der weißen Erde stand.

Nun liegt Himmel genug auf der Erde! triumphierte ich da und wollte mit meinen Füßen die weiße Decke versuchen. Und als die lehrhafte Gertrud warnte: Dann würden die Schuhe und Strümpfe naß! war schon ein wenig Verzückung in meinen Worten: Die ziehen wir aus, daß die bloßen Füße den Schnee spüren!

Das war ein Spaß nach dem Herzen der derberen Schwester: Rasch, rasch! jubelte sie und half der kleinen Maria, als sie schon selber barfuß dastand, die Strumpfbänder zu lösen. Dann klinkte sie, gegen die strenge Vermahnung der Mutter, eifrig die Tür auf und lief wie ein Füllen hinein, daß der lockere Schnee an ihren prallen Beinen aufstäubte.

Die kleine Maria schritt hinterher mit geschlossenen Augen: Warte mir! flehte ich noch und spürte den Schnee wie glühenden Staub an den Füßen. So süß war die Wollust der Kälte, daß mir der schneidende Schmerz wie ein Rinnsal ins Blut ging. Als ich am lautlosen Gang meiner Schritte erschrocken die Augen aufmachte, war Gertrud dabei, rund um den Brunnen zu stapfen, und schlug den Takt mit den Händen dazu.

Märzenschnee tut den Saaten weh! sang sie verwirrt in die Luft ihrer Sinne, ob es November war; und ich wollte es auch singen. Aber mein Mund gab keinen Laut, ob ich ihn aufmachte, und meine Schritte beugten sich nicht zum fröhlichen Schritt der Schwester. Nur das Rinnsal in meinem Blut begann gegen den Brunnen zu strömen, als wären die Flocken darin, mit vielen verringerten Stimmen das Lied der Schwester zu singen. Und so geschah es der kleinen Maria, daß ihre nackten Füße im Schnee einen Leib trugen, dem das Blut in Flocken gerann, bis sie ganz außer sich war und selber wie eine Flocke von der weißen Erde hinauf in den dunklen Himmel schwebte.

Daß Gertrud, die Schwester, mich hinsinken sah und gleich einer Toten ins Haus trug, war meiner schwebenden Seele so fern, wie alle Dinge der Sinnenneugier fremd sind, die sie betastet.

Sieben Wochen lag ich danach im Bett und litt die Schmerzen in meinen Gelenken, als wären die Kissen ein Nest und ein Vogel läge darin mit gebrochenen Flügeln. Draußen fiel neuer Schnee auf den alten; und manchmal war der Rauhfrost am Morgen so stark, daß die Bäume wie krause Federbüsche aussahen: meine Augen aber staunten nicht mehr hinaus durch die Scheiben, als hätten sie je nichts gekannt denn den Winter. Und wie eine Tulpe im Glas den Sonnenschein und die Wärme des Wassers trinkt, außer der Jahreszeit ihren eigenen Sommer zu haben, nahm ich die Liebe hin, die jeder der kleinen Maria zubrachte um der Klaglosigkeit willen, mit der ich die bösen Schmerzen ertrug.

Auch als ich mählich in warmen Decken an meinem weißen Pult sitzen durfte, das mir vom Christkind ans Bett gestellt war, blieb ich im Traum der kleinen Prinzessin, der alles zugebracht wird. Und die meinem stillen Tun zusahen — die furchtsame Mutter und Gertrud, oder wer sonst nach mir schaute — mußten sich wundern, wie meine Hände

geduldig die gleichen Dinge hundertmal nahmen, als hätte das Spiel einen verborgenen Sinn, von dem ich allein wüßte.

Als dann ein vorwitziger Föhn den Schnee auf der Straße abrinnen ließ und in die Nässe der Sonnenschein kam, sie trocken zu scheinen, ging ich an der Hand meiner Mutter wieder zur Schule, wo mir die Kinder einen Kranz aus bunten Papierblumen auf den Platz gelegt hatten, und wo ich dem Frage- und Antwortspiel nicht anders zuhörte, als ich dem Spiel meiner Hände zusah. Hernach brachten freilich die Dinge das unüberseh bare Sinnsal der Dinge zuhauf; und als das Frühjahr die ersten Fahnen aushing, als den Weidenkätzchen am Bach die Silberpelze grün wurden wie Raupen, als wir Kinder mit Blumenkränzen im Haar sangen und die Stare hinter dem Pflug schwatzten, ging ich schon wieder im Schritt der Täglichkeit hin, darin wir alle den ewigen Kreislauf der Dinge beschreiten.

Weil aber die Sinne der Seele wohl das Sieb der Täglichkeit halten — tausend Eindrücke rieseln ihm durch die Maschen, wie der Sand in der Stundenuhr fließt, und der Erinnerung bleiben nur die gerüttelten Steine — aber der Sand liegt in den Gründen der Seele behütet wie dort im Glas: so ging mir das Glück der Prinzessin nicht völlig verloren. In meinen Augen blieb innen ein Goldglanz zurück, darin ich den Kindern in Bumplitz mit jedem Jahr fremder und abgewandt wurde.

Als ich die Zöpfe wie einen dunklen Rahmen um das wachsfarbene Angesicht band und in die Stadtschule ging, fast schon ein Fräulein, das morgens unter den stolzen Augen des Vaters hineinfuhr nach Bern und mittags mit einer Mappe voll Schulweisheit wieder herauskam, und die schlanken Füße schritten in gelben Sandalen: war der städtische Ehrgeiz der Mutter an mir erfüllt, der an der bäuerlichen Gertrud enttäuscht war. Daß ich keinen Gefallen an dem Gekicher der anderen fand und nie eine Gespielin besaß, daß ich den Saum der Prinzessin neben der rotbackigen Fröhlichkeit meiner Schwester mit schmalen Schultern und kühlen Augen dahin trug, hielten mir alle für Hochmut; und keiner wußte, daß es der Sand war, der immer noch in mein Stundenglas lief.

Die Krankheit kam mir zurück, als ich ins achtzehnte Lebensjahr ging. In der Engelwirtsmühle war Hochzeit und Tanz angesagt, und Gertrud, die drunten in Langenthal Lehrerin war, sollte Brautjungfer sein; darum war ich auch, als ihre Schwester, geladen. So aller Ungeduld voll zählte ich Tage und Stunden, die sonst so kühl war, so seltsam war ich versessen mit meinem Kleid, das ich seegrün haben wollte mit weinroten Bändern, als gälte es mir statt der schwarzen Marie auf der Mühle.

Wirst du mir krank? fragte die Mutter, längst sorgend um meine Bläße, als sie die Unruhe sah, und schickte zuletzt noch zum Doktor. Aber ich schloß meine Kammertür zu, weil ich Furcht hatte, er würde mich nicht auf den Tanz lassen. Als der Wagen uns endlich holte, mich und die Schwester, hatte ich stundenlang auf die Räder gewartet und war so blaß in dem seegrünen Kleid, als hätte die zehrende Sucht mich berührt.

Der Engelwirtsmüller war reich, und es gab ein getrommeltes Fest. Gertrud als Brautjungfer stand mitten darin und hatte die rotesten Backen. Wer in der Mühle wohnt, lachte sie, hat leicht zuerst mahlen! Und wer wirtet, sieht Gäste! Ich aber kam auf die Hochzeit, als ginge ein Reh zu den Menschen und hätte die Lichter weit aufgetan, daß ihnen kein Husch ihrer Gewohnheit entginge.

Halte dich tapfer daran! mahnte die Schwester und meinte wohl, daß ich nicht zaghaft dabei sitzen sollte, indessen sie selber Brautjungfer oben am Tisch war; ich aber saß unten, wo die Ehre keine Goldwage mehr brauchte, weil alle Tanten mit besseren Plätzen ver-

sorgt waren. Ich halte mich tapfer daran! sagte ich ihr und wartete kühlen Auges; denn von meinen Freudenfeuern brannte noch keines, aber die Scheite waren gerichtet.

Als endlich der Kuchen den Braten zugedeckt hatte und der Wein in die Köpfe zu steigen begann, indessen die Spielleute mit einem Tanz von dem langen Mahl lockten; als das Jungvolk die Sohlen zu wetzen aufsprang und die Ehrentänze kaum abwarten konnte: fing das erste Rot an, dies fühlte ich wohl, meine Backen zu färben, die vor dem Spiegel vordem wie Wachsäpfel waren.

Der sinkende Tag hatte bereits die Scheiben gerötet, und die Dämmerung draußen rief drinnen nach Licht. Nun sind wir allein auf der Welt! sagte ich da und meinte die Lampen, die der Sonne den Dienst abnahmen und konnten doch nur den kargen Bezirk ihrer Wände beleuchten, indessen draußen das Land in Dunkelheit fiel. Aber der Jüngling, in dessen Armen ich tanzte, verstand den Sinn meiner Worte nicht; er sah mir keck in die Augen und mochte wähnen, es wäre um ihn, daß sie die goldene Kammer aufmachten.

Ich aber sah den ersten Jüngling so wenig, wie ich den zweiten sah. Ich tanzte und ging mit den Tänzern auf und ab wie die anderen Mädchen, ich lachte und sprach Worte, die ich nicht wußte, und nippte von manchem Glas, das man mir bot. Und so laut der fröhliche Lärm um mich wurde, der schleifende Takt der Füße, der Scherz in den Pausen und das Gelächter, so grell dann wieder die Klarinette begann und so lockend die Geigen sich in ihr Gemecker hinein warfen: mir hatte ein Irgendwoher ein Kleid angeweht, das nicht mehr seegrün war mit weinroten Bändern.

Anders nicht, als die Fäden in einer fremden Kraft Licht glühen müssen; als hätte mein Blut die kommende Haft seines Leibes gespürt, daß er daliegen sollte so viele Jahre und nicht mehr auf seinen Gliedmaßen stehen, als wären die Wände des Lebens so dünn geworden an mir, daß der Wind sie wie Segel schwellte zu seiner und ihrer Lust: wie eine blinkende Vogelschwinge das Wasser streift und wie ein Fisch seinen blitzenden Rücken über die Seefläche wirft, so an der Grenze des Seins war mir zumut in dieser einzigen Nacht, wo die fröhliche Lust um mich lärmte in Händen und Füßen, und ich war dennoch allein mit der meinen.

Nun gehen wir bald nach Haus! sagte Gertrud, die Schwester, als einzelne Paare hinaus in die Nacht zu verschwinden begannen, wo der Mond die Zärtlichkeit lockte. Ich aber lächelte nur mit überroten Lippen in den Spiegel, darin ich mein blasses Bild sah: Wenn der Tanz aus ist! und wehte fort, weil die Spielleute wieder begannen. Und ließ keine Runde mehr aus, bis noch im Dunkeln die Hähne zu krähen anfingen und die letzten Tänzer ablassen mußten.

Als wir Schwestern endlich heimgebracht wurden, ging ich wie einmal im Schnee mit geschlossenen Augen; und ehe das Morgenrot hinter den Jünglingen aufbrach, die uns den letzten Gruß unter der Tür winkten, hatten wir noch am Brunnen gesessen, wo das Wasser immerzu floß und sein vertrauter Geruch um mich wehte. Da war es geschehen, daß einer doch meine Hand griff, die ich ihm ließ, und wußte kaum, wer er war: so sang mein Blut noch den Tanz aus und ließ den dämmernden Morgen eingehen in seine schmerzliche Schwebe. Bis ich die fremde Hand fühlte und daran erschrak. Da ging meiner Lampe der Strom aus, daß sie erlosch, daß ich zu frösteln begann und aus der kalten Frühe grauend ins dunkle Haus strebte.

Du siehst sehr blaß aus! sagte die Schwester Gertrud zu mir, als wir vor dem Spiegel standen, das Haar für den Schlaf zu flechten, den wir dem neuen Tag wegnehmen wollten.

Ich sehe aus, wie ich bin! klagte ich bitter und legte den schmerzhaften Leib in die Kissen, daraus er nicht wieder aufstehen sollte.

Ruhe und Wärme werden dich heilen wie damals! sagte die Mutter am dritten Tag, das Rezept in den Händen, als der Doktor hinaus war; ich aber hielt die Augen geschlossen, und meine Hände ließen das Leintuch nicht los, das ich mit schmerzhaften Fingern gerafft hatte: Ich werde nicht wieder aufstehn! sagte eine Gewißheit in mir und war noch kein Schrecken, weil die Müdigkeit meiner Glieder noch nicht gelöst und das Echo in meinem Blut noch nicht zur Stille gebracht war. Aber mit jedem Abend, da meine Plager erwachten, mit jeder Nacht, da ich schlaflos dalag, den bleiernen Morgen erwartend, der meine Schmerzen müde hinsinken ließ, war ich gewisser, daß dies nun mein Stundenglas würde.

Indessen wurde mir der schwarze Trank dieser Erkenntnis nicht mit dem Löffel gereicht, darin die Mutter dreimal täglich die Arznei gab; Tage und Wochen, Monde und Jahre vergingen, bis mir der schmerzliche Mund von dem Geschmack bitter war. Denn wie uns allen der Tod gesetzt ist, aber wir hängen am Leben mit tausend Listen; wir malen seine Bilder hinauf an den Himmel und hinab in die Hölle; wir bauen uns grüne Hügel aus dem Flugsand der Hoffnungen auf und wühlen uns Löcher der Sorge; wir sind mit Freuden und Nöten geschäftig, unsere Stunden zu füllen, weil wir vergingen, mit wachen Augen am Rand des Lebens zu stehen, dem nicht einmal der Tod gewiß und die kleinste Ungläubigkeit schon die letzte Verzweiflung ist: so hielt ich meine Erkenntnis so lange hin, bis alle Täuschung erloschen und meine Seele mit dem Abfall verbrauchter Hoffnungen angefüllt war.

Die Mutter konnte mir nur Tröstungen bringen, an die sie selber nicht glaubte; sie sah ihren Ehrgeiz enttäuscht und welkte selber dahin in meinen Schmerzen. Als weder die Klinik in Bern noch eine Kur in Baden Heilung gebracht hatten; als alle Mittel versagten, die sich in den Zeitungen mit Wundererfolgen anpriesen oder die ihr aus der Verwandtschaft als sicher zugebracht wurden: war ihre blasse Liebeskraft leer, die Wunder wollte und keines vermochte. Und als sie leer von der letzten Hoffnung war, legte sich die Frau Buchhalter Enderlin hin und verließ das Leben gerade dann, als ihr Mann es zum Prokuristen und Teilhaber gebracht hatte.

Gertrud, die Schwester, war damals schon über See, und der Vater schuftete weiter in seinem Geschäft nach seiner Natur, die nicht zu rasten vermochte; als ihm die tägliche Bahnfahrt nach Bümplitz zu zeitraubend wurde, mietete er eine Kammer in Bern, die groß genug war, darin zu schlafen; denn mehr braucht er nicht: so blieb ich allein in dem Haus an der alten Dorfstraße in Bümplitz zurück und war eine böse Tyrannin geworden. Ob ich nicht eine Vertröstung zu glauben vermochte, hatte ich doch mit Hartnäckigkeit auf jeder bestanden, bis ich zuletzt auf dem Scherbenberg lag, Berta, die alte Magd, und meine Krankenschwester in Atem zu halten, die mir der Vater hielt, dem Geplagten zu keiner Freude, wenn er am Sonntag zwischen zwei Zügen verdrießlich nach seiner Tochter zu sehen in Bümplitz war.

Elf Jahre lang hatte derart meine Krankheit gedauert, seitdem in der Engelwirtsmühle Hochzeit und Tanz angesagt war; aus der Prinzessin war eine arme Kranke geworden, die gebrechlichen Leibes, von Schmerzen verzehrt, auf ihrer Lagerstatt lag, der Hoffnung so leer wie bar aller Geduld: als die Schwester Angela — die neunte schon in der Reihe — mich nach Einsiedeln brachte.

Denn die Schwester Angela aus dem inneren Appenzell glaubte so sicher ans Gnadenbild der Benediktiner, wie sie an die Dreifaltigkeit glaubte. Sie war schon als Kind auf

der Wallfahrt gewesen und wußte von wächsernen Gliedern und Kerzen, der Jungfrau zum Opfer gebracht, und die Krankheit war fort, daß manche auf eigenen Füßen heimliefen, die auf Krücken gekommen waren: Die Jungfer Enderlin würde noch tanzen und springen, sagte sie gläubig, wenn sie nach Einsiedeln wallfahrten ginge!

Ich aber wandte die Augen zur Wand nach meiner Gewohnheit; mir war ihre gläubige Einfalt so gram wie die Diakonissinnen-Frömmigkeit vorher, die mir den Lohn des Himmels versprach für meine irdischen Leiden. So leer war meine verbitterte Seele, daß sie keinen Trost mehr anhören konnte und die Worte jeder Gläubigkeit haßte. Laß mich nur liegen, sagte ich böse, und freue dich, daß du gesund bist!

Indessen die Schwester Angela war aus dem inneren Appenzell, und ihre Worte sollten mehr als ein Trost sein. Wie kann ich mich freuen, antwortete sie traurig, daß du daliegst und könntest gesund werden! Und ruhete nicht, mir das Wunder zu malen mit Worten, die so weich und mütterlich waren wie ihre Hände und ihre Geduld. Und weil einem armen Menschenkind, das von Schmerzen verzehrt ist, und keiner vermag ihm zu helfen, die Hoffnung zuletzt so bettelarm wird, die schwere Last seiner Vernunft um einen falschen Pfennig zu tauschen: geschah es an einem Montag im Mai, daß die Schwester Angela mit mir, der kranken Maria Enderlin, nach Einsiedeln fuhr.

Es war eine böse Fahrt, bis wir nach Bern und Luzern und über den Sattel hinüber nach Biberbrücke kamen, wo wir den Zug nach Einsiedeln fanden; denn ich konnte die schmerzhaften Glieder nicht rühren, und die Tragbahre war leichter mit einem Gewicht zu tragen, als daß mein gebrechlicher Leib die Stöße der Schritte aushielt. Aber seitdem an den Fenstern des Zuges die Bilder der Landschaft vorüberflogen mit weißen Häusern und roten Dächern, braunen Äckern und Wiesengrün, Straßen mit Wagen und Menschen; seitdem meine Stunden nach so vielen Jahren wieder ein Ziel und meine Gedanken einen Hinterhalt der Hoffnung hatten: war ich mit wachen Sinnen meines Leibes gleichwohl entrückt, so daß ich die scharfe Gewohnheit der Schmerzen vergaß und mich der Lockung des Wunders inbrünstig hingab, das mir endlich Heilung versprach. Denn ob ich im Herzen ungläubig und grausam gewiß war, daß niemand mir helfen konnte: meine Wünsche schrieen so wild in den Zweifel, daß mein Herz nichts anderes mehr hörte; wie ein Wasser im Sturm seiner Wellen die Tiefe vergißt.

So brünstig war zuletzt mein Verlangen, so fiebernd die Furcht, noch eine schwarze Nacht warten zu müssen, daß ich weinte und schrie, als die Männer mich in den Gasthof hinein tragen wollten, wo das Zimmer bestellt war. Da sah die Schwester Angela wohl, daß ich eine Protestantin war, die gegen die Jungfrau begehrte; mich ruhig zu machen, hieß sie die Tragbahre noch in der Dämmerung über den steinernen Platz zur Kirche hinauf tragen, am Brunnen der vierzehn Röhren vorbei, daraus zu trinken ich zornig verschmähte. Da waren die Türen der Wallfahrt freilich geschlossen für diesen Tag, aber ein Mönch, der noch des Weges daher kam, hatte Mitleid mit mir und der weinenden Schwester, daß er uns dennoch den Einlaß erwirkte.

Draußen war noch der warme Wind aus dem Tal gegen den Haggen gegangen, und auf den Zacken der Berge hatte die letzte Röte geleuchtet; drinnen hing die Dunkelheit schon um die Kerzen, die auf den Altären rundum wie Leuchtfeuer brannten. Dick und schwarz wie aus einem einzigen Stein lag die Kapelle im hallenden Raum der hohen Gewölbe; und wie eine Höhle darin war die Öffnung hinter dem Gitter, darin das Gnadenbild stand, flirrend im Licht von Gold und Geschmeide.

Als die Männer meine Tragbahre unter das Gitter gestellt hatten, mich allein in der Kapelle zu lassen — denn dies hatte die Schwester Angela, fiebernd um das Wunder der Kirche, von den Mönchen erfleht — sah ich das Gnadenbild über mir stehen im Kerzenglanz, und ich erschrak, daß es nur eine Puppe war, mit plumpem Zierrat behängt wie nie eine Königin. Was als ein wilder Schrei der Enttäuschung von mir ausgehen wollte, blieb als ein Seufzer in meiner Brust, schneidender als je die Schmerzen in meinen Gliedern.

Denn nun sah ich wohl, daß mir keiner mehr helfen konnte nach dieser Stunde, da ich von Bümplitz nach Einsiedeln kam und unter dem hölzernen Gnadenbild lag, davor ich ein Wunder zu hoffen abergläubisch genug war. Und lang blieb ich da liegen mit geschlossenen Augen, reglos vor Furcht und Abscheu, noch ein Ding in der Welt nach diesem zu sehen, das nur eine Puppe aus schwarzem Holz war, von Menschenhänden gemacht und von Mönchen dahin gestellt, die Pilger zu betrügen, die an den Trug glaubten.

Aber zu wild hatten die Wünsche vordem gegen die Zweifel geschrien, als daß sie still zu werden vermochten. Wie meine Gedanken sich mit Vogelkrallen an diesen einen Punkt hingen, daß so vielen andern das Gnadenbild half, und mir half es nicht, weil es dennoch für jene kein Trug war, nur für die, die nicht daran glaubten; wie sich mein Zorn gegen das Unrecht aufwarf, das mir, der Protestantin, die Heilung verwehrte; wie ich hadernd dalag und voller Haß gegen die schwarze Puppe war: geschah es mir, daß ich die Ohnmacht meines Herzens erkannte, die weder an das Wunder der Schwester Angela noch an den himmlischen Sohn der Diakonissinnen glaubte, die in dem schwarzen Loch ihres Lebens nur Schmerzen und wilde Klagen fand bis zurück in die Nacht; da Tanz in der Engelwirtsmühle war, und weiter zurück in den Wintertag, da ich mit bloßen Füßen im Schnee ging. Und war doch zwischen dem Tag und der Nacht im Glück der Prinzessin gewesen!

Märzenschnee tut den Saaten weh! hörte ich da die Kinderstimme der Schwester Gertrud singen; und so grausam fiel die Wirklichkeit über mich her, mutterseelenallein im Gehäuse meines verzehrten Leibes auf einer Tragbahre vor dem Gnadenbild in Einsiedeln zu liegen, daß meine Augen sich in den Raum warfen, ob nicht alles doch nur ein Spuk meiner Sinne in einem Fiebertraum wäre? Aber die schwarze Puppe stand da, gleißend von Gold und Geschmeide im flirrenden Licht und lächelte hart mit dem Holz ihrer Lippen. Und wie ich die Augen wiederum schloß vor dem zwiefachen Schrecken, vermochte mein Herz nicht mehr zu schlagen; eine Ohnmacht, tief wie ein See, nahm meine gequälte Seele hin.

Als ich aus meiner Ohnmacht erwachte, war es am Nachmittag; ich lag in einem Zimmer des Gasthofs gebettet, und die Schwester Angela kniete an meinem Bett vor Glück und Schrecken, daß ich die Augen wieder aufmachte. Gelobt sei Gott! sagte sie; denn sie hatten mich in der Nacht über den steinernen Platz für tot in den Gasthof getragen. Ich staunte, was für ein Gruß dies sei, Gott wie ein Kind in der Schule zu loben; aber ich konnte nur lächeln, als ich zu seufzen versuchte, und mit dem Lächeln auf meinen Lippen sank ich wieder in den verborgenen Untergrund hin, aus dem ich nur halb aufgewacht war.

So werde ich niemals wissen: war es ein Traum dieser Minute oder nur eine Besinnung auf schon Geträumtes, war es im Bett des Gasthofs oder in der Kapelle, daß mir die Heilung geschah, obgleich ich die kranke Maria Enderlin blieb?

Der Traum aber hatte diese Gestalt: Meine Tragbahre stand unter dem Gnadenbild, und es kam wohl durch das Lied vom Märzenschnee meiner Schwester, daß sich die Wirklichkeit so in meinen Sinnen verkehrte, als meine Vernunft ihr Bewußtsein verlor, indessen mein Herz, das seine begehrend, noch in den Bildern der Sinne blieb. Da war mir das

Licht der Kerzen ein Schnee geworden, und seine Flocken fielen gleich Funken über die Dinge und schmerzlos hindurch, weil sie nur Licht, nicht brennendes Feuer waren, und weil es nichts Festes vor ihnen gab, die Wände nicht und meinen Leib und nicht das Holz der Puppe. Auch war es nicht ihr hölzerner Mund, der zu mir sprach.

Warum schreist du nur so? sagte die Stimme, die nicht ihr hölzerner Mund war. Denn siehe, ich kann dich nicht heilen von deinen Schmerzen; aber ich kann dir ein fröhliches Herz geben, sie zu ertragen!

Indessen das Gnadenbild selber ganz unbewegt stand und war nur eine hölzerne Puppe mit ihrem Gold und Geschmeide, wie vorher, war ich im Traum noch eine Protestantin, daß ich die Hände hob, ihr zu wehren; aber das rieselnde Licht drängte sehr wie ein Festes dagegen, und was Festes unter mir war, die Tragbahre aus Holz wie der Boden aus Stein, wich unter mir, als ich mich stemmte, daß ich in den Grund versank, wo mit den Sinnen auch die Dinge vergingen und mein Herz in der schwarzen Leere war, die nicht mehr der milde Bruder des Todes, der Schlaf, sondern das Tor zum letzten Nicht ist.

Doch als die Schwester Angela mit dem Äther kam, lag ich schon wieder wach und sah ihr gutes Gesicht erschrocken vor mir. Zum erstenmal wallte mein Herz auf aus sich selber, daß ich ihren Kummer verstand und ihre Enttäuschung und ihr das lind machen wollte. Ich denke nicht mehr an tanzen und springen! sagte ich heiter und staunte über den Gang meiner Worte: Dein Gnadenbild hat mich anders geheilt!

Und ob ich an diesem Tag noch in eine tiefe Scham sank, wenn ich mein törichtes Tun bedachte, und fort wollte von dem Ort meiner Schwäche, wo ich von einer Puppe Heilung verlangte; die Schwester Angela nicht zu betrüben, schwieg ich davon, bis ich mein Tun und den Traum und den veränderten Lauf meiner Gedanken klarer bedachte und ein anderes Wunder an mir erkannte, als da ich zu suchen nach Einsiedeln fuhr: daß ich aus dem schwarzen Loch meiner Klagen herauskam, weil mein Herz aus dem leeren Grund seiner selber zur Liebe erlöst war.

Unsere Rückfahrt über den Sattel, über Luzern und Bern war mühsamer als die Hinfahrt, weil die Züge durch das Eisenbahnunglück bei Rotkreuz in Unordnung gerieten. Auch kam die Schwester Angela nicht über die Bitterkeit fort, daß ich krank wie zuvor war; die Gute sah meine Heilung noch nicht. Wie mich die Männer in Bümplitz zum Bahnhof getragen hatten, trugen sie mich wieder zurück in das Haus an der Dorfstraße, das ich mit herzklopfender Freude begrüßte, so lieb war mir alles, der Brunnen, der Bär an der Tür und die schwarz-weißen Läden; und drinnen die Stuben standen, als hätten sie auf mich gewartet.

Am anderen Tag hieß ich die Schwester Angela einen Brief an meinen Vater schreiben, daß ich ihn herzlich bäte, am Sonntag zu kommen. Als er in meine Kammer kam, bestäubt und zerzaust; denn draußen wehte der Wind einen kalten Sprühregen, sah ich sein armes Gesicht und wie verlassen es war. Anders als sonst sprach ich mit ihm und erschrak, wie es ihn rührte, daß ich lieb zu ihm wurde und heiter, und daß ich nicht klagte.

Er blieb diesmal den ganzen Tag, statt nur wie sonst ein paar Stunden; und als er zum anderen Samstag schon kam, statt am Sonntag, brachte er mir einen Strauß Rosen mit und schlief zum erstenmal wieder in dem Haus seiner Herkunft, das er sich selber einmal neumodisch aufgemacht hatte. Und so geschah es zuletzt, daß er die Kammer in Bern ließ und wieder in Bümplitz wohnte mit mir, seiner Tochter, die so viele Jahre eine böse Tyrannin, aber nun wieder geheilt war von ihrem argen Herzen.

Die Hochzeitskuh

Roman von Josef Magnus Wehner

1. Kapitel.

Der Vater band Berthold den Rucksack um die Schultern und sprach, indem er sich auf seinen täglichen Standort, die Fensternische gegen Kirche und Friedhof, zurückzog, zum Sohne, der hochaufgeschossen und befangen mitten in der Stube stand:

„Bis hierher habe ich dir helfen können, Junge; jetzt sperren aber deine jüngeren Brüder die Schnäbel auf. Nach deinen Gymnasialzeugnissen zu schließen, bist du nicht ganz dumm, und ich traue dir zu, daß du dich gut und gern von jetzt an allein durchschlägst. In reichen Familien in der Universitätsstadt gibt es sicher noch Dümmere als dich, und bei solchen hat schon mancher Student durch Unterricht sein Brot gefunden. Mache nur zuerst bei deinen Verwandten den Mund gut auf, daß du eine anständige Zehrung fängst. Hast du Sack und Seiten voll, dann komm zurück, und ich gebe dir das Reisegeld in die Stadt. Alles andere muß sich von selbst finden."

Damit drehte er ihm den Rücken zu und versenkte sich sofort mit einem Seufzer in die gewohnten Schauspiele, die Tag für Tag in den lichten Nachmittagsstunden da draußen vor dem Fenster heraufzogen: Von allen Dächern des tiefer liegenden Dorfes stiegen in farbigen Schwaden die Taubenschwärme auf, schwebten durch den weichblauen Himmel und ergossen sich rauschend auf das breite Kirchdach.

Seinem frommen Gemüt bereitete dieses sorglose und reizende Treiben immer neue Freude. Er kannte nicht nur jede einzelne Taube, sondern wußte auch um ihre Lebensverhältnisse, Kämpfe und häuslichen Angelegenheiten Bescheid. Er vermählte und schied die Rotschwänze, lerchen- und blauschiebrigen, die gesprenkelten und weißen jeden Tag im voraus und freute sich, wenn seine Ahnungen eintrafen. Seine Augen machten alle Verschlingungen, Tänze und Brautzüge der Tiere mit, und wenn ein Täuber, den Stein mit seinen Flügeln kehrend, auf seine Taube zukam und die roten Schnäbel sich im Kuß verflochten hinunterbogen, schlug ihm das Herz schneller. Dann sah er weder die Weiber auf dem Friedhof, die ihre Gräber schmückten, noch die Bauern, die unten durch die Stille holperten. Er lag mit seinem hohen Kopf und den aufgestützten Ellenbogen mitten unter dem warmen Gewirr von Flügeln, Füßen und schillernden Köpfen und fuhr mit der in der Bläue schwebenden Kirche davon, in ein inbrünstiges Paradies, wo es weder Sorgen noch Gedanken gab.

Als Berthold, der noch eine Weile in der Stube stehengeblieben war, sah, daß es hier nichts mehr zu handeln und zu fechten gab, machte er sich auf den Weg.

Der Pate oben auf dem Berghof hatte geschrieben, er wolle morgen dreschen, und es fehle ihm an Leuten. Das hieß, ohne daß es gesagt war: „Ihr müßtet alle heraufkommen, ihr faulen Verwandten da unten im Tale; du, Schulmeister, mit deinen Söhnen, die ihr nichts tut als Bücher lesen und schlafen und immer einen Stuhl unter eurem Leibe habt. Wenn ich das bißchen Achtung vor euch nicht auf den Mist werfen soll, dann zeigt, was ihr könnt, es ist schon fast zuviel, daß ich euch schreibe."

So war es wohl gemeint. Berthold aber sah schon die Garben von seiner Kraft durch die ganze Tenne fliegen. O, es sollte lustig werden in der brausenden Scheune, wenn der Dampfer brummte und der Dreschkasten schnarrte. Er wollte alle Mädchen auf einem

Bündel in den Arm nehmen und sie über den Abgründen zappeln lassen. Die Burschen sollten vor Neid bersten; die schönste aber, die allerschönste, sollte sich heimlich unter seinem Kusse biegen; es gab unter dem Dache viele dunkle Verschläge. Schön, das war einfach, das würde von selbst kommen, denn in der Welt paarte sich alles. Alles war Mann und Frau: das stolze Bauernhaus war mit der mütterlichen Scheune vermählt, und der Lindenbaum stand wie ein weihräuchernder Pfarrer dazwischen; der mächtige Dampfkessel schlang flink und wütend seine ledernen Arme um den riesigen Dreschkasten, in dessen Bauch die Garben prasselten.

Berthold ballte die Fäuste. Das war kein Bettelsack auf seinem Rücken. Der hagere christliche Pate würde, gerührt über Bertholds Kraft, ganz von selbst die Schweineschinken vom Rauchgalgen herunterschneiden und den Sack damit vollstopfen, Fleischwürste über Kreuz falten und Knackwürste hineinsäen. Einen Turm auf dem Rücken, so wollte Berthold dann noch zu seiner allerchristlichsten Tante gehen, die drei Berge weiter wohnte. Sie war eine ältere Jungfrau und sehr reich. Sie würde seinen Augen nicht widerstehen können, das war klar.

Zwei Säcke rechts, zwei Säcke links und den Fleischberg auf dem Rücken, würde er vor seinen Vater treten: „Gib mir nun das Reisegeld, den Winter über halte ich es schon aus."

Licht blühte aus den großen Septemberwolken. Die Wälder kühl und gelb drängten an den schimmernden Fluß, die Berge standen mit gestemmten Hüften im Hintergrund. Himmel und Erde in ihren Augen; der Wald glühte, der Fluß blitzte, sein Herz schlug. Er ging in Gedanken, die sich um die Erde wälzten, und zog den ganzen Himmel an seine Brust.

Als er den schmalen Feldweg verlassen hatte — es wurde schon Abend — nahm ihn zu beiden Seiten der Landstraße eine stolze Pappelreihe auf.

Sie war der heldische Ausläufer eines mit Holundern, Kirschbäumen und alten Häusern bewachsenen Hügels, den seine Bewohner Stadt nannten. Die vom Lande wußten es freilich besser. Sie nannten die angeblichen Städter Pflasterkacker, womit eine ihrer unausrottbaren Eigenschaften, ihren Mist auf die Straße zu setzen, getroffen war, und verspotteten sie, deren Oberhaupt ein Schuster war, auf allen Märkten, sie hätten weiter nichts als ihre Geißen und seien rechte Hungerdärme. Nur das Amtsgericht, das mit Gefängnis und Rentamt über der Stadtmauer thronte, flößte den Bauern zuweilen einen heilsamen Schrecken ein.

Berthold ging mit ähnlich gestimmtem Gefühl um den uralten Hügel herum. Dort, in der Lateinschule, hatte er sein erstes Blut geschwitzt in Gestalt von kleinen Tropfen, die ihm der greise Mathematiklehrer aus dem Ohrläppchen zog, indem er behauptete, das sei der einzige Weg, um aus Berthold etwas herauszubekommen. Er lag nun frischverstorben unter der Erde, der rosige Alte in dem hohen schwarzen Hut. Die kreisrunde Friedhofmauer dunkelte von der Höhe herab, und im Mittelpunkte, im Häuschen des Totengräbers, strahlte die Lampe.

In einem der abwärts hängenden Gärten aber ging eine Kinderschar im Rund und sang, von den Gebüschen verdeckt, fern und heimlich:

„Kreis Kreis Kassel,
Die Magd trägt Wasser,
Schütt sie's in die Blase,
Verbrennt sie ihr alt schwarz Nase.
Hellehietsch, hellehietsch!"

Der Hügel wurde schnell finster. Ein alter Kapellenturm, Trümmer von Dächern und unter dem Himmel die Arme der Grabkreuze verbanden sich zu einem struppigen Gewimmel. Der Hügel glich einem schwarzen Fuhrwerk, das, mit allerhand widerspenstigem Gerümpel beladen, in die Nacht fährt.

Die Stunde der Monddämmerung kam, die Berthold so sehr liebte. O, ewig auf dem weichen Grase lautlos gehen, in Abenteuer, Klüfte, mondüberbrochene Häuser!

Am Fuße des Hügels lag ein See. Er blies Nebelschlangen empor und überschwemmte die Flur damit. Die Häuser, die um das Wasser herumlagen, verschwanden plötzlich wie fortgeweht, ließen aber bald hier und da ihre Lampen aufbrennen. Geheimnisvolle Lampen in den rauchenden Gründen! Jede hatte ein eigenes Gesicht: heilig, feuerrot, mörderisch, werbend, tröstend. Die Menschen, die da irgendwo in ihrem Schein gingen, in einen stillen Bann verfangen, hatten Berthold viel zu erzählen. Sie sprachen und flüsterten zu ihm her, der jetzt in ihre Einsamkeit, in ihre Nachtwelt kam. „So sind wir, das taten wir, das möchten wir, du!" Ihre Worte waren Liebe, Grausen, Anbetung. Aber je weiter sich Berthold entfernte, um so leiser und unbestimmter wurden die Gesichter. Endlich ging auch der rätselhafte Farbschein im Nebel unter, und die Blitze verschwanden im Wasserrauch.

Ein kleines Mädchen, das sich verspätet hatte, begegnete ihm noch. Es trieb seine Gänse vor sich her und sang, während es die Rute durch das Wasser zog:

„Ah Beh Zeh,
Auf dem See,
Schwimmt ein Reh.
Wimmel, wammel wuh:
Das bist du."

Als es den fremden Mann plötzlich vor sich erblickte, erschrak es und ging voller Furcht mit großen Augen an ihm vorbei. Der Weg wurde einsam. Berthold verließ den Talgrund und stieg in die Höhe. Bald fühlte er das Pulsen der Bäume unter sich. Sie wallten im schwarzen Glanze und warteten auf den Mond. Gewellte Bergrücken lagen öd nebeneinander. Sie quollen Berthold entgegen und sangen von der Zeit, als Flut sie berollte, Wald sie bedeckte. Sie sangen leise, doch mächtig, und erregten sein Blut.

Aber dort, am Fuße des sternglimmenden Tannenwaldes, wirkte schon der Mond. Der Nebel, der über den Boden schlich, glühte rot und dehnte sich zu langen Wolken, die größer und größer übereinanderfuhren. Rufe drangen aus diesem Gewoge, hundert und überhundert, von allen Tieren, die einst hier lebendig waren. Die Langhügel gingen auf und ließen ihre Toten heraus.

Da kam es, das rote Mondrad, langsam aus der Erde. Seine Krone wälzte sich an den Tannen hinauf, das goldene Flammicht leckte an den Wipfeln. Endlich schüttete er groß und feucht seine Flut in alle Rinnen und Täler, der Mond. Die Gräser funkelten, der Uhu schrie ihm entgegen, dann Stille hoch und tief.

Berthold blieb oft stehen, seine Adern schwollen vor Lust. Er wagte nicht, mit dem Uhu zu schreien, wenn ihm auch die Zunge im Halse brannte.

Er hatte nicht gemerkt, daß er längst auf dem Grund und Boden seines Paten angekommen war. Er sah nicht die Basaltmauern, die in weiten Gevierten die Weidebezirke umzogen, noch auch nicht das brenzlige Hirtenfeuer, das vergessen aus einem Erdhügel glühte.

Plötzlich blieb er erschrocken stehen. Neben dem Feuer ragte eine große braune Kuh auf. Sie stand auf einem Fleck und schaute in den Mond. Ihre Ohren schwirrten wie Libellenflügel an dem rilligen Hals. Sie kaute langsam wieder. Offenbar hatte sie den Heim-

trieb versäumt und wollte bis morgen mit dem Fortgehen warten. Auch Berthold war schon oft in ähnlicher Lage gewesen, deshalb ging er ohne Scheu zu dem warmen, mütterlichen Tier, das ihm in dieser schönen Nacht doppelt zauberhaft vorkam.

Als die Kuh ihn erblickte, wollte sie zuerst die Flucht ergreifen. Er sah deutlich, wie sie sich zur Seite warf; aber mitten im versuchten Sprung hielt sie inne; sie hatte eigentlich nur ihren Kopf herumgeworfen, der Leib war in seiner Ruhe geblieben. Gleich dachte Berthold, sie habe ihn als Verwandten erkannt und wolle sich mit ihm anfreunden. Er ging zu ihr und kraulte ihr in der Grube zwischen den Hörnern. Sie ließ ihren Kopf herabhängen, zog ihre Brauen hoch und sprach nach einer Zeit, während ihre Nüstern fast in der Erde verschwanden: „Denke dir, sie wollen mich schlachten!"

Darauf hob sie langsam und schwer ihr Haupt wieder aus dem Gras und sah ihm in die Augen. Berthold erblaßte über die unerwartete Anrede. Es fiel ihm ein, daß Parilla, die zu Hause im elterlichen Stalle stand, ihm einen Gruß an diese, ihre Mutter, aufgetragen hatte. Den brachte er freilich vor Schrecken nicht aus dem Mund; denn nun sah er plötzlich auch Parilla und mit ihr die zahllosen fleckigen und ruhevollen Kühe seines Tales von den roten Metzgern der Hügelstadt bedroht. Er legte seinen Arm jäh um den Hals der Braunen und sprach in ihr flimmerndes Ohr hinunter:

„Das braucht ja alles nicht zu sein. Schau, wir gehen jetzt in den tiefen Wald. Da weiß ich Wege, wo noch kein Mensch hingekommen ist; auch der Jäger geht nur im Herbst dort einmal durch die Büsche, da bauen wir uns ein Haus in die Erde, ich rufe Parilla und alle deine Verwandten, da können wir lange zusammen sein."

Die Kuh schaute in den Mond. Ihr Atem ging, eine doppelte Silberbahn, in die Kühle. Sie ließ lange auf eine Antwort warten, dann geschah das Erschütternde. Berthold hatte erwartet, sie würde in die Knie sinken und mit ihm von ihrem Waldaufenthalt reden, wozu in seiner Einbildung gleich ein Zug von Zwergen, Geistern und oben darüber Gott Vater auftauchten; aber sie hob nur ihre Füße aus dem Boden und ging mit nickendem Kopfe auf das Berghaus zu, das sich, noch fern, aus der Mondbläue schälte.

Es war sehr still, als sie den ersten Schritt tat. Hoch oben im schwärzlichen Forst krachte in diesem Augenblick ein Baum. Berthold begann zu ahnen, warum die Tiere stumm sind. So gingen sie eine Weile auf dem weißen Weg. Plötzlich sprach sie wieder mit veränderter, aber völlig ruhiger Stimme, gleich als wolle sie nicht mehr auf ihren Tod zurückkommen.

„Morgen ist Feiertag bei uns. Es wird gedroschen, weißt du. Da gehen wir am früher Morgen allein in den Wald, auch der Hirt muß ja mithelfen auf dem Hof. Dort können wir dann tun, was uns gefällt, und müssen nur sehen, daß wir uns am Abend wiederfinden. Ich glaube sicher, Birge wird uns holen. Wenn wir sie den Berg heraufkommen sehen, stellen wir uns unter die Bäume, da, wo der Wald aufhört, und brüllen ihr entgegen, eine hier, die andere da. Du mußt wissen, Birge —"

Hier verfiel die Kuh in tiefes Schweigen. Es mag wohl daher gekommen sein, daß jetzt der Buchenwald nahe an den Weg herantrat und einen hohen Schatten über sie legte. Berthold gefiel das wohl, daß sie mit dem Namen Birge aufgehört hatte.

Birge! ... Das war sie, die er nie vergessen hatte, die jüngste Tochter seines Paten. Sie waren oft zusammen auf die Weide gefahren, Birge und er, er hatte mit ihren gelben Zöpfen gespielt und ihr lustige Geschichten erzählt, droben in der dunkelblauen Wildnis der Basalte. Ja, sie hatten zusammen getanzt, Hand in Hand um das Feuer, wenn der Abend kam und sie von der Wiese schied. Dann hatten sie ihre Holzschuhe fortgeworfen, die Flamme geschürt und waren über das Gras gesaust. Sie konnte fast so gut laufen wie

er, doch er war stärker als sie, und wenn er sie gefangen hatte, nahm er sie in die Arme und trug sie geradewegs auf das Feuer, schwenkte sie über der Lohe und schnitt Räubergesichter. Aber sie hatte sich in solchen Augenblicken nie gefürchtet, sie zeigte ihm die Zähne, was nun wieder ihn nicht schreckte; nur ihre Augen, die wurden dunkler, je höher der Abend stieg, und ihre Lippen wurden röter, je mehr es rundum taute. Das war schon eher zum Fürchten.

Und einmal, als ein Gewitter sich immer näher an sie heranlagerte, an einem schwülen Sommertag, oben in der Wildnis, da waren die Kühe von der Wiese in den still rauschenden Wald gegangen. Die Berge all ringsumher standen wie in Asche, die haarigen Wolken wurden immer schwärzer und niederer über den hageren Basaltspitzen.

Berthold stand da und schaute und gewahrte plötzlich Birge. Sie ging im Kreise auf der Wiese, die Geißel in der Hand, und summte ein Lied. Sie schwang die Geißel immer rascher in der Finsternis, und als das Wetter losbrach, da sprang sie einen Tanz, immer im Kreise, um die Haube eines uralten Steines.

„Birge, Birge," rief er voller Angst. Sie bemerkte ihn nicht, und auf einmal hörte er sie mit männlicher Kraft ihre Geißel knallen. Der Regen schoß jetzt los, aber das war ihr gerade recht. Ihre Zöpfe glühten wie Feuerschlangen, sie war schön, die blonde Birge, und nein, er hatte keine Angst, er liebte ja auch das Gewitter, solange er zurückdenken konnte. Er sprang aus dem Wald und rief ihr ins Gesicht.

Als sie ihn sah, wurden ihre Schritte ruhiger. Ja, zart ging sie jetzt über das nasse Gras und gab auf ihren Rock acht, ging ihm auch nach, als er jetzt in den Wald unter eine große Eiche sprang. Da glaubte er nun, er sei in seinem Haus und Recht, und wie der inwendig warme Wald jetzt so schwül um ihn wehte, da warf er sich um ihren Hals.

Er wußte nicht, was er tat. Birge wurde bleich und drückte sich in die Rinde des Baumes. Er ließ aber nicht nach, sondern zog ihre Schultern an seinen Hals und wärmte sie. Das ließ sie geschehen. Sie lagen aneinander und hörten ihre Herzen klopfen. Er sah plötzlich nichts mehr, vor Frost und Feuer. Ihr Atem drang in sein Gesicht, und nun gaben sie sich den ersten Kuß. Ihr Mund schmeckte süß wie Walderdbeeren, und ihre Wangen brannten mit den seinen zusammen.

Lange glühten sie so aneinander. Auf einmal erschrak er, denn er hatte ihre Brust gefühlt. Er hätte seine Jacke zerreißen mögen. Sie lösten sich von einander. Ihm wurde hart und bitter im Mund und schwer im Herzen, denn er war es gewesen, der zuerst die Hand von ihr löste, warum, das begriff er nicht.

Auf einmal war nun die Welt verändert. Sie lagen nicht mehr in einem warmen Gewölbe; der Wind schnitt ins Fleisch. Berthold erhob seine Augen und schaute aufwachend ins Wetter. Da hörte er es donnern und rauschen, ganz in der Nähe, als gelte es ihm allein, und als er durch die Äste schaute und den neuen Schnee auf den Gipfeln erblickte, da hielt es ihn nicht mehr; er ging auf die andere Seite der Eiche und heulte, bis es weit in seiner Brust wurde. Als er wieder aufschaute, verflog das Wetter über ihm, es ging in schweren Wolken nach Osten, und für einen Augenblick war es ihm, als glitte das ganze, lange, schneeweiße Gebirge lautlos in die Tiefe hinunter.

Es war kalt und frisch, fast winterlich. Er nahm seinen Mut zusammen und wollte nun wie ein Herr vor Birge treten und zu ihr sagen:

„Komm, Birge, wir müssen nun heimtreiben. Das Gras ist naß und eisig und nicht gut für das Vieh." Dabei wollte er Birge nur so von der Seite anschauen. Aber wie er um den Baum herumwendete, stand Birge da, rosig und lächelnd, und wies in das Dickicht: unter den Bäumen standen die Kühe in lockeren Gruppen, aber immer zwei bei einander,

und immer legte die ältere der jüngeren den Hals auf den Nacken und wärmte sie. Sie sammelten beide die Tiere und trieben sie heim.

Das also war vor Jahren gewesen. Er hatte Birge seitdem nicht mehr gesehen. Sie mußte jetzt achtzehn sein, wie er. Und als er nun im Mond neben der Kuh wieder auf den Berghof zuschritt, spann er sich einen Faden aus dem verjährten Bild nach seiner Lust weiter. Wieder pochte ihm das Herz, obwohl keine Birge da war, wie damals unter der Eiche. Ja, das Herz bekam solche Gewalt über ihn, daß er meinte, er müsse diese Birge noch einmal an seinen Hals drücken; und wenn er wieder ihre liebe Brust fühlen sollte, würde er gewiß nicht mehr so läppisch sein und sich um den Baum herumwinden. Da sollte lieber Birge sein Baum sein, und er wollte so fest darein wachsen, daß hundert Gewitter Eis und Schnee auf ihre Häupter schütten könnten, er würde sich nicht rühren.

Unter solchen Gedanken tauchte hinter den beiden Nachbarhöfen die Wand des Berghofes auf. Das Bretterkleid, das bis auf die Grundmauer des Hauses lief, war mit silbernen Lichthaaren übersponnen. Er hörte schon den Brunnen rauschen.

Da blieb seine Kuh plötzlich stehen. Er klopfte ihr auf die Schulter, um sie zum Weitergehen zu bewegen, aber sie rührte sich nicht von der Stelle, auch sein Zureden half nichts; um keinen Preis aber wäre er ohne die Kuh auf den Hof gezogen, sie hätten ihn wohl ausgelacht, daß er so wenig Macht hätte. Er zog sie liebevoll an den Hörnern. Sie murrte und schaute abseits in eine Hagebuttenhecke. Da machte er es wie die Hirten; er sagte ihr ins Ohr, sie solle doch mitkommen. Wenn man einer Kuh etwas ins Ohr sagt, kann sie nicht widerstehen.

Sie widerstand dennoch. Aber sie schickte sich an, etwas zu sagen. Er merkte an dem dumpfen Ton, der den langen Hals wie ein Knecht die Kellertreppe heraufkam, daß sie etwas auf dem Herzen habe.

„Weißt du," sprach sie endlich, „Birge hat doch gewußt, auf welchem Weg du heraufkommen würdest, wenn du uns wieder besuchen wolltest. Du hast es ihr lang und breit beschrieben, an jenem Abend, im Stall, als ihr sozusagen Abschied voneinander nahmt. Du hast es freilich vergessen, sonst hättest du mich nicht so dumm dort hinten am Feuer angeschaut, als ob ich im Mond das Mondkalb suchte. Ich stand an meinem Fleck, weil mich Birge dorthin gestellt hatte. Und sie hatte mir befohlen, dir einen Gruß von ihr zu bestellen, und wenn du nicht so albern von dem Wald gesprochen hättest und immer bloß von meinem Seelenheil, dann hätte ich meine Botschaft gleich beim Feuer anbringen können. Freilich war es auch dumm von mir, daß ich vom Schlachten angefangen habe. Aber du hättest dir denken können, daß das nur eine Notlüge war, weil ich doch nicht mit der Tür ins Haus fallen konnte. Das alles aber hat Birge gar nicht nötig. Und schließlich bin ich doch auch über das Alter hinaus, wo man geschlachtet wird. Birge hat mir versprochen, wenn ich ihr noch meine zwei, drei Kälber auf das Stroh gelegt hätte, wolle sie zufrieden sein. Und sollte dein langer Pate dennoch das Schlachtmesser am Katzenstein wetzen, dann sind wir, Birge und ich, uns schon lange einig. Ich werde einfach ihre Hochzeitskuh. Doch das geht dich, Kindskopf, nichts an, und ich rate dir, halte den Mund darüber."

Nach dieser umständlichen Rede, die manchmal der Stimme eines alten Knechtes glich, der unzufrieden auf dem Hausflur poltert, manchmal auch der Stimme einer Großmutter, die hinter dem Ofen aus ihrem Feierabend heraus noch etwas Geheimes und Glück bringendes richten will, ging die Kuh, ohne Berthold noch weiter zu beachten, auf den Brunnen zu und stillte ihren Durst.

Er scharrte die Schuhe auf dem Pflaster ab, um sich bemerkbar zu machen, aber die

Leute waren anscheinend schon schlafen gegangen, weil es morgen vor Tag noch an die Arbeit gehen sollte. Der schwarze Dampfkessel stand im Hof, der Riemen war schon um das Rad gelegt.

Er öffnete die Haustür und sah über den Flur in die Küche. Auf dem Herd stand eine Lampe. Auf einem Klotz an der Herdtür aber saß ein Mädchen und schlief, ein Scheit lässig auf den Knien haltend. Es war Birge. Er schlich leise herzu, legte ihr die Hände über die Augen und fragte mit verhaltener Stimme: „Wer ist's?"

Birge schrie auf, daß die Teller klirrten, dann gab der ewige Brunnen, der im Eck in einen Steintrog rann, den einzigen lebendigen Laut. Birge stand langsam unter Bertholds Händen auf. Offenbar wollte sie seinen Namen nicht sagen.

Das half ihr aber wenig. Er ließ plötzlich seine Hände fahren, und nun stand sie vor ihm, rot bis an ihr gelbes Haar. Er konnte das dumme Hackklotz, das zwischen ihnen stand, natürlich nicht auf ihre Füße stoßen. Endlich sagte sie: „Jetzt müssen wir aber die Kühe anbinden."

„Aber fest," sagte er.

Sie banden sie nicht sofort an. Vielmehr lief Birge zuerst an den Schrank, brachte einen geräumigen Topf heraus, schöpfte den Rahm in eine Schale, reichte ihn Berthold und sprach: „Die Milch ist von ihr."

Er war frech genug zu fragen: „Von deiner Hochzeitskuh?"

Birge antwortete nicht, ging aber auch nicht hinaus, um die Kuh anzubinden, sondern sie holte einen Laib Brot, schnitt ein Stück ab und strich Butter darauf. Diesmal sprach sie nichts, sondern legte das Stück stillschweigend auf einen Teller und schaute, während er aß, zum Küchenfenster hinaus in den klaren Mond. So konnte er sie mit Muße betrachten, und es war ihm nicht anders, als esse er Stück um Stück von ihr mit seinem Brot hinunter.

Sie mußte etwas von seiner Räuberei gemerkt haben, denn als er mit den Augen an ihrer Schulter angekommen war, drehte sie sich jäh herum, lachte aber im selben Augenblick hell auf. Durch die Haustür, die Berthold offen gelassen hatte, blickte ihre Kuh kleinäugig und etwas schläfrig herein, indem sie sanftmütig wiederkäuend ihre großen Kiefer übereinander rieb. Es war höchste Zeit, daß sie angebunden wurde.

Das taten sie nun gemeinsam. Freilich hüteten sie sich, als seien sie mit Feuer geladen, im dunklen Stall auch nur mit den Kleidern aneinander zu kommen. Ja, ihre Scheu voreinander wurde so groß, daß sich keines von ihnen entschließen konnte, zuerst die Bodentreppe zu den Schlafkammern hinaufzugehen; sie standen in glühender Verstocktheit nebeneinander, Birge die Lampe und er seinen Stock unbeweglich in der Hand. Schließlich mußten sie gemeinsam hinaufgehen, eins hüben, eins drüben.

Als Birge nach Überwindung der Treppe wieder breiteren Boden unter den Füßen fühlte, ging sie in hoher Eile auf eine alte braune Tür zu und berührte sie nur mit dem Knöchel ihrer Hand. Einen Augenblick sah er das rosenrote Blut durch ihre Finger schimmern. Sie wollte noch etwas sagen, etwa: „Hier kannst du schlafen, garstiger Kerl." Aber das Wort gelang ihr nur halb. Sie wickelte es in einen rasch heraufgezauberten Husten und eilte nur um so schneller mit der Lampe in einen langen Gang hinein. Ihr Haar schimmerte golden, Augen und Füße waren unsichtbar. So verschwand sie in einer Lichtwolke in ihrer Kammer und drehte den Schlüssel zweimal um.

Er fand auch ohne sie sein Bett, aber nicht den Schlaf. Der flimmernde Mond lag die ganze Nacht wie Birges Kopf an irgendeiner Fensterscheibe der Stube, das Bett war sehr tief, und wollte er einschlafen, dann wuchsen die Ohren des Kissens groß wie die Ohren der Hochzeitskuh aus seinem Kopfe heraus. Alle drei, die Ohren, sein Mund und der Mondkopf

Birges müssen aber doch irgendwann in der tiefen Nacht zusammengekommen sein, denn am Morgen war ihm, als habe er einen Kuß bekommen, er wußte nur nicht recht, von wem.

2. Kapitel.

Der Dampfer draußen im Hof pfiff zum zweiten Male. Sein Schrei zischte wie ein feuriges Seil in die Nacht, über die vielen Hügel und Wälder und trieb die Helfer, die von den Nachbargehöften her im Anmarsch waren, zu höchster Eile an.

Als Berthold in die Kleider taumelte, hörte er unten die Holzschuhe klappern, unterschied lachende Mädchen, rufende Männer. Widerwillig zuerst duldete er diese Eindringlinge in den warmen Schlaf, der noch wie eine Hülle um ihn lag. Dann aber wurde er froh und wollte mit allen diesen Menschen einen starken Kampftag bestehen. Sie sollten nur kommen, er wollte jedem begegnen. Er lief an den Brunnen, wusch sich und legte sich dann mit den Kleidern, die ihm der Pferdeknecht lieh, eine tapfere Arbeitstracht an. Um aber den Bauern nicht völlig zu gleichen, knüpfte er ein grauseidenes Tuch, das er eigens hierfür mitgebracht hatte, um den Hals in einen Schmetterlingsknoten und rückte den breiten Strohhut abenteuerbereit in den Nacken. Als er dachte, er sei schön und bedeutend genug, lehnte er sich an den Pfosten der Küchentür, daß ihn Birge anschauen und lieben sollte.

Birge hatte Ernsteres zu tun. Sie tummelte sich in der lampenhellen Küche mit den Mägden und sah mit gezwungenem Anstand an dem Liebhaber vorbei; als er jedoch so beharrlich an seinem Pfosten stehenblieb, nahm sie ein brennendes Scheit aus dem Herd, schwang es vor sich her und wollte ihn hinausräuchern. Berthold blies aber mit vollen Backen den Rauch in ihr Gesicht zurück, verfolgte sie in die Küche und drückte ihr die Arme an den Leib.

Während er so voll Eifer Unruhe stiftete, klopfte ihm plötzlich jemand auf die Schulter. Es war der Pate. Er fragte ihn hager und geärgert, ob er auch da sei. Berthold fragte ihn ebenso gescheit zurück, ob er schon aufgestanden sei. Nach dieser Begrüßung ging der Pate in den Hof. Die Mägde lachten und spotteten, Berthold solle sich nichts einbilden, es komme heute noch ein Student, da sei er nicht der einzige, aber Berthold drehte ihnen den Rücken zu und begrüßte die Gäste, die jetzt den Flur betraten, jeden mit einem Spruch, als ob er der Hausherr sei.

Besonders ein Mädchen fiel ihm auf, als er die Schar willkommen hieß. Ihr Gesicht war ausnehmend zart und feingebildet, mehr weiß als rot ihre Wangen, die Hüften schlank und die Augen groß, fromm und einladend. Er nahm sich vor, den Tag über womöglich in ihrer Nähe zu arbeiten, da sollte die stolze Birge schauen, wenn er mit dieser gut würde; er ging in die Stube und schaute sie an, bis sie seinen Blick aufnahm. Die Bauern warfen Stichelreden gegen die zerstreuten Professoren, Berthold erwiderte gelenkig mit Witzen über die Bauern, dann gingen alle an dem summenden Dampfer vorbei in die Scheune. Der Pate wies die Plätze an. Es sollte wohl so sein, daß Berthold neben die erwünschte Schöne in der äußersten Ecke des Daches zu stehen kam. Er mußte mit ihr, einem alten Knecht und drei Mägden die Garben den Kornboden entlang bis vorn auf den Dreschkasten befördern. Der Knecht schlief noch halb und schaute weder rechts noch links, die Mägde waren ans Gehorchen gewöhnt. So glaubte Berthold mit der Schönen allein zu sein in einer holden Finsternis.

Als der Dampfer mit dumpfem Baß anhob und mit Kraft in höhere Töne hinaufging, bis er metallen und gleichmäßig in der rechten Höhe fortsummte, jubelte Berthold. Jetzt ging es an. Er riß ungestüm die Garben los, überreichte sie aber in lockerer Ruhe seiner

chönen Nachbarin, die sie ebenso gelassen weitergab. Sie hatte das Kopftuch um Stirn nd Mund geschlungen und schien manchmal in der Verhüllung zu lächeln.

Seltsam! War sie tot? Lebendig? Lachte sie heimlich über ihn? Was dachte sie von hm die lange, lange Zeit? Sie stand, sein blühendes Gegenbild, in der von Saus und Braus erschütterten Scheune und rührte sich kaum; nur ihre Augen sah er zuweilen, wenn r sich unter sie bog. Sie funkelten verstohlen im schwarzen Zwielicht und schlossen sich chnell wieder, wenn er zu heftig in sie dringen wollte. Und waren sie so erloschen, dann var es um so ängstlicher und geheimnisvoller in der dunklen Scheune; dann stand der Knecht wie mit grauem Moos behangen in dem plumpen Garbenschwall, dann kam von en dumpfen Leibern der Mägde eine Lohe auf Berthold zu und umschlang ihn. Dann ing der feine und duftige Leib der Schönen in lauter Schatten unter wie in einem großen lten Wasser. Seine Brust brannte, seine Stirn war staubig wie ein alter Balken.

Das ertrug er nicht mehr. Er nahm eine schlanke Garbe, die fühlte sich an wie ein Mädhen, drückte sie, als die Stille herschaute, an seine Brust und berührte, indem er sie ihr achte zureichte, mit den Ähren ihre Knie. Sie fuhr leicht zusammen und machte eine reizende Kniebeuge. Da entfesselte er einen Sturm. Er packte, zwei, drei Garben auf einmal um en Leib, schleuderte sie den Mägden in den Schoß und warf so lange, bis Knecht und Mägde on den Garben völlig eingehüllt waren und für die nächste Viertelstunde genug zu tun atten, den Wall weiterzuschießen.

Dann stellte er flugs eine Wand von sechs, sieben Garben zwischen die Mägde und sich. Jetzt waren sie allein und abgeschieden. Er ging ihr entgegen, sie wich einen Schritt zurück ... Stand einen Augenblick mit gesenkter Stirn vor ihr. Sie legte die Arme über ihr Gesicht. Ehe sie aber ihre Augen zudeckte, schoß ein schimmernder Strahl heraus, der Berthold ochriß. Er warf die Arme um sie. Lärm und Staub waren plötzlich versunken. Sie fuhren eide glühend in die nachtschwarze Luft unter einen großen rauschenden Baum irgendwo nter den Wolken. Da atmeten sie ineinander und wußten voneinander nichts mehr, ie fühlten nur die süße und brennende Lohe, mit der sie eins waren.

Berthold lag in ihrem Gesicht und trank alles, was süß und duftig in ihr bereitet war. Sie floß um ihn, licht, schäumend, brausend.

Auf einmal kam von irgendwoher aus einem Gang der Erinnerung ein Schmerz auf das Mädchen zu. Er war in die Gestalt eines Mannes geschlüpft und drohte ihr Unheil.

Sie riß sich los, ließ Berthold stehen, ging an einen Pfosten und weinte. Es war ihm, ls fahre er aus großer Höhe im Blitz auf die Erde. Da stand er, glühend, allein, die Hände eer, die Brust kalt, auf einmal, er, Berthold. Was war geschehen? Warum weinte sie? Birge! Wußte sie von Birge? Was hatte er getan? Teufel, wo war er gewesen?

Wie eine Hölle brüllten Dampfer und Drescher auf. Der Staub fiel vom zitternden Gealk, die Dachziegel flimmerten. Er wollte zu der Schönen, von der er nicht einmal den amen wußte, hinstürzen, sie forttragen, fragen, warum sie geweint habe. Aber schon einte sie nicht mehr. Sie kam aus ihrer Tränenecke und bückte sich zu den Garben nieder, ls ob nichts geschehen sei.

Es war hohe Zeit. Durch die Wand von sieben Garben schoben sich die roten Fäuste der Nägde. Sie warfen das Gebäu um, und drei schwelende Gesichter blickten Berthold an.

Dann rief eine von ihnen: „Guckt doch einmal, die Feine. Sie schaut uns nicht an."

„Sie ist hinten schöner als vorn," spottete die zweite.

Die dritte aber sagte: „Sie hat sich extra schön gemacht für den Studenten. Die passen sammen, die soll man zusammensperren."

„Der?" rief die zweite, „der ist zu spät aufgestanden, da mahlt schon ein anderer sein Korn."

„Der Stein hat sich heiß gelaufen, da ist's ihr gleich, der eine oder der andere, wenn's nur ein Student ist," höhnte die dritte.

Berthold verstand von alledem nichts. Er blickte auf Anna, die schöne Anna, die vor Zorn lächelnd eine Garbe am Bund hielt.

Da stellte er sich zwischen sie und die Mägde und streifte die Ärmel auf.

Die Mägde taten ebenso, um ihn zu verspotten, und fragten: „Bist du stark?"

Berthold pfiff durch die Zähne und sprach: „Eine von euch nehme ich und schlage die anderen damit tot."

Das war das Zeichen zum Angriff.

Die Mägde packten mit flinken Armen an. Berthold ließ sich durch die pfeilenden Hände nicht verwirren und warf eine nach der anderen auf das Stroh.

Da hielt ihm die stärkste die Füße fest, die zweite sprang auf, umarmte ihn vom Rücken und biß sich fest, die dritte aber griff ihm unter die Arme und kitzelte ihn. Da war er wehrlos, verlor auf dem lüsternen Stroh den Halt und fiel hin.

„Jetzt wollen wir sehen, ob er schon ausgekitzelt ist," lachte das Breitmaul.

„Jetzt wollen wir sehen, ob er Milch gibt," lachte die Rote und legte sich mit gesperrten Knien auf ihn.

„Nein," schrie die neidische dritte, „wir müssen ihm die Hosen ausziehen."

Der alte Knecht furzte vor Lachen. Er legte sich über die Gabel, daß sich der Stiel bog, und feuerte die tollen Mägde an. Viele Hände fuhren Berthold unter die Jacke und knöpften ihm die Hosenträger ab. Jetzt verging ihm das Lachen. Er schnellte auf, die Köpfe der Mägde stießen aneinander, er preßte mit den Armen ihre Hälse zusammen und schraubte seine Knie um ihre Hüften.

Da lagen sie zappelnd und schrien vor Zorn, daß sie nicht in sein Gesicht konnten, und schämten sich vor dem alten Knecht. Sie wurden still und kleinmütig und baten Berthold, er solle sie loslassen. Da ließ er sie fahren. Sie prusteten auseinander, lachten erschöpft und brachten ihre Kleider in Ordnung. Der Dreschkasten war inzwischen fast leer geworden. Die schützende Garbenwand war gelichtet, und die Garben flogen jetzt ruhig und gleichmäßig von Hand zu Hand, jeder hatte das Gefühl, daß er nun satt sei. Auch Anna hatte wohl ihre Tränen vergessen. Sie kam zu Berthold und fragte ihn:

„Hast du keinen Durst?"

„Durst hätte ich schon," sagte Berthold, „aber die Garben kann ich nicht melken."

„Dann tu ein paar Ziegel fort, daß ich in den Hof rufen kann," antwortete Anna.

Berthold zog so viele Ziegel ein, daß genügend Platz war. Es wurde Morgen draußen. Er schlang seine Arme um Annas Knie und hob sie hoch. Er war so groß, daß ihre beiden Köpfe aneinanderlagen. Unten vor der Haustür stand Birge und hieß einen jungen Mann eintreten, der eben angekommen war.

Als Anna ihn erblickte, fing sie an zu zittern und sagte zu Berthold, er solle sie schnell herunterlassen und selber rufen. Berthold ließ sie aber nicht los, sondern rief Birges Namen in den Hof hinunter. Birge schaute herauf, Berthold machte ein Zeichen, daß er trinken wolle; Birge lachte glänzend und arglos zu ihm herauf. Der Herr, der neben ihr stand, wandte sich ebenfalls gegen die Scheune, und Berthold erkannte in ihm einen Mitschüler, der die Prüfung mit ihm gemacht hatte. Er hieß Hott, war der Sohn eines Viehhändlers und wollte Tierheilkunde studieren.

Anna hatte ihr Gesicht, als sie den Fremden erblickt hatte, unter den Ziegeln versteckt

Berthold winkte nun auch ihm zu, er möge einmal heraufkommen, fand aber keinen Anklang, denn der andere deutete auf seinen schönen neuen Gummimantel, den er nicht verstauben wolle. So wandte sich Berthold wieder ab. Als Anna an ihm herunterglitt, schaute er ihr ins Gesicht. Sie sah schnell fort und floh vor ihm. Er lief ihr nach und trug sie auf eine schöne breite Garbe, die aus dem Gehäuse herausstand und sagte:

„Jetzt brauchst du nichts mehr zu tun, ruhe dich nur aus, ich will die Garben allein werfen."

Da sah ihn Anna traurig an und sprach, indem sie seinen Kopf streichelte: „Weißt du, Berthold, ich wollte, ich wäre tot."

Das sagte sie gleichsam in die Luft. Berthold fuhr herum, drückte ihre Hand und sagte halb im Zorn: „Immer tust du so, als hättest du etwas auf dem Herzen. Aber sagen —! Meinst du, ich könnte dir nicht helfen?"

„Kein Mensch kann mir helfen," sprach Anna.

„Dann wollen wir es lassen, wie es ist, wenn du so meinst," sagte Berthold nun im Ärger.

„Das habe ich gewußt, das habe ich gleich gewußt," sprach Anna tonlos und glitt von der Garbe herunter.

Ein goldgelber Scheitel tauchte über die Brüstung des Kornbodens. Birge stieg aus der Scheune herauf. Als sie oben angekommen war, ließ sie sich einen Krug nachreichen, nahm ihn an die Brust und wehrte die Mägde ab, die zuerst trinken wollten. Sie ging auf Anna zu und bot ihr den Krug; Anna trank und gab Berthold den Krug weiter; er trank aber nicht, sondern blickte zur Seite. Er hatte auf einmal keinen Durst mehr, sei es, daß Birge ihn abgekühlt hatte, oder er wollte den schönen Kuß von Anna, der ihn jetzt doppelt brannte, nicht vom Munde fortspülen. Birge schlang ihren Arm um Annas Schulter und sprach: „Der Herr Gott läßt dich schön grüßen. Er hat gleich nach dir gefragt und will dich heute abend heimbringen."

„Der?" stieß Anna heftig hervor. „Richte ihm nur aus, ich wolle heute abend allein heimgehen."

Als Berthold die Mägde getränkt hatte, trug er den Krug in verlegener Feierlichkeit vor Birge. Sie lachte ihn an und wischte ihm mit der Schürze den Staub aus dem Gesicht; dann nahm sie den Krug an ihre Brust und stieg leicht und schlank die Leiter hinunter.

Als es Mittag pfiff, fragte Anna ihr wortloses Gegenüber: „Berthold, führst du mich an den Tisch?"

Berthold antwortete schnell: „Wenn du mir sagst, was du auf dem Herzen hast."

Anna besann sich eine Weile, dann sprach sie: „Heute Abend, wenn du ein Stück mit mir gehst —"

Dabei sah sie Berthold fragend an. Sie war sehr demütig geworden, die stolze Anna.

„Das muß ich erst Birge sagen," erwiderte Berthold. Im selben Augenblick aber reute es ihn, daß er nicht gleich ja gesagt hatte. Er sprang, als die Mägde den Boden schon verlassen hatten, auf Anna zu, wirbelte sie jauchzend in die Luft und rief: „Freilich geh ich mit dir heim, du dumme Anna!"

Sie gingen Arm in Arm über den Hof. Gott stand unter der Haustür und grinste ihnen mit seinem gelben Gesicht entgegen. Er streckte Berthold die Hand hin und sprach:

„Ich begrüße dich, alter Saufkumpan. Ich habe schon gehört, auf welche Universität du gehst; selbstverständlich gehe ich da auch hin, was?"

Berthold fand das gar nicht so selbstverständlich, daß das bleiche Krummbein auf seine schöne Universität kommen wollte. Aber er ärgerte sich noch mehr, daß Anna, klein und

zusammengekauert hinter ihnen stand und nicht an Hott vorüberzugehen wagte. Er sprach:

„Geh ein wenig auf die Seite, die Leute fürchten sich vor dir."

„Ach Anna," lachte Hott, „nimm dich vor dem in acht, der hat schon mancher den Hals gebrochen."

Anna schlüpfte an Hott vorbei und verschwand in der Stube. Hott schlug die Beine übereinander und sagte gezwungen: „Es ist ein Kreuz mit den Bauernmädchen. Hast du gesehen, sie stand wie verhext da, konnte sich nicht von meinem Anblick trennen."

„Kennst du sie schon länger?" fragte Berthold.

„Und ob," erwiderte Hott. „Sie war meine Erste. Bei ihr hab ich gelernt, wie es tut. Aber weißt du," und hier sprach er gedämpft, „ich bin wegen einer anderen hier; die ist jetzt reif."

„Wen meinst du?"

„Sag ich nicht."

„Dann verachte ich dich."

„Aus deiner Verwandtschaft."

Berthold rollte sich zusammen. Hott fuhr fort: „Sie hat schon ganz nett mit mir gesprochen. Gegen Abend mache ich einen Angriff, und dann — aber von technischen Fragen hast du ja keine Ahnung."

„Oho!"

Berthold blitzte seinen Gegner an.

Birge trat jetzt zu den beiden und wollte sie in die Stube drängen. Sie klatschte in die Hände und umkreiste sie. Hott fing ihre Arme und drückte sie rückwärts in die Stube. Berthold lehnte sich wütend an den Küchenpfosten. Da hörte er die Mägde tuscheln. Sie flüsterten über Anna und Hott.

„Er hat sie ja in der Gewalt," sagte die, die das Scheit in den Herd schob.

„Das sollte ich sein," versetzte die, die im Suppenkessel rührte. „Ich ginge ins Kloster, dann wäre ich ihn los."

„Wenn sie schon ein Kind gehabt hat von ihm."

Ein Teller zerbrach. Die Verräterin fuhr fort: „Ich habs selbst gesehen. Sie ging am Sonntag vor Dreifaltigkeit spazieren, die schöne Anna. Am Kreuz vor dem Dorfe wurde ihr schlecht. Sie ist den ganzen Tag da sitzen geblieben, totenblaß. Am Abend ist sie heimgegangen, als es finster war. Aber das Blut — na, mir kann niemand etwas vormachen."

Berthold bebte. Er riß die Küchentür auf, daß die Mägde auseinanderstoben; die Verräterin aber packte er am Zopf und tunkte sie zu Boden, bis ihr Gesicht vor der Herdtür stand. Sie schrie laut. Der Pate kam heraus und schimpfte, Berthold sei ein richtiger Mädchenjäger; er solle machen, daß er in die Stube komme. Er ging. Die Magd rief ihm nach, was wahr sei, sei wahr, und was sie gesehen habe, habe sie gesehen, und wenn sie gleich in die grasgrüne Hölle komme.

Als Berthold in die Stube trat, wollte ihm Hott neben sich Platz machen. Er setzte sich aber unten an den Tisch neben die Mägde, die mit ihm gerungen hatten. Die waren darüber sehr stolz und nahmen ihn in die Mitte, redeten auch laut über den Tisch herüber, wie stark er sei. Da lachte Hott höhnisch und rief:

„Es wird wohl noch mancher in der Stube sein, der stärker ist als Berthold, was?"

Und damit klopfte er einem ungeschlachten Kerl, der neben ihm saß, auf die Schulter. Das war ein Pferdeknecht, der beim Holzholen die Bäume allein auf den Wagen hob und beim Holzspalten keinen Keil brauchte: wo er hinhieb, sprang der Klotz von selbst ausein-

ander. Franziskus, so hieß der Knecht, sah Berthold von der Seite an, rülpste und sagte unter dem Lachen der Bauern: „Den eß ich zum Frühstück."

Berthold lächelte. Hott machte aus, daß nach dem Essen hinten im Garten gerungen werden sollte.

„Und wer siegt, führt die Braut heim," fügte er hinzu.

Berthold ließ die Leute reden. Er hatte Furchtbareres zu denken als diesen Ringkampf, vor dem ihm nicht angst war. Er wollte Hott, wenn es Nacht sei, erschlagen, wo er ihn träfe und dann in ein fremdes Land gehen. Er hatte wohl begriffen, was zwischen Anna und Hott vorgegangen war und hatte lange vergeblich auf eine List gesonnen, wie er Hott in seine Gewalt bekommen könne. Aber er fand nichts, als jenen zu töten. Sein Vater? Birge? Sie mußten es erleiden.

Die Gesellschaft brach in den Garten auf, nur die alten Leute blieben in der Stube. Ein lauer Föhnwind hatte sich erhoben und streifte luftvoll über die verlassenen Gelände, auch die Sonne war da und brannte zuweilen aus den Wolken. Hott lief geschäftig hin und her und steckte den Kampfplatz ab. Er hielt große Reden und versprach Franziskus ein Goldstück, wenn er siege.

Berthold legte seinen Hut ab. Er freute sich; Tag für Tag war er nach dem Unterricht auf dem Rasen gewesen und hatte manchen schönen Preis heimgetragen; und daß Franziskus die Bäume allein auflud, das hatte er selbst schon getan, drüben bei seiner allerchristlichsten Tante über den Bergen. Niemand wußte davon. Er lachte. Jetzt schwang Franziskus seine Arme im Rad — er war breit und groß und seiner Sache sicher — und stürzte sich mit vorgehaltenem Kopf auf Berthold.

Berthold nahm den Daherstürmenden seitlich mit der Schulter auf, so daß Franziskus in einem riesigen Bogen um Berthold herumgeschleudert wurde und auf ein Knie fiel.

„Zu knien brauchst du vor mir nicht," rief Berthold.

„Wo willst du liegen?" brüllte Franziskus vor Scham und Wut, nahm Berthold auf die Arme und trug ihn hoch herum. Den Mädchen schlugen die Herzen.

„Auf dir, Franziskus," erwiderte Berthold und ließ sich ruhig herumtragen.

Hott war ganz gelb geworden, er stand unter den Mädchen und blies seinen Atem von sich. Da stellte sich Franziskus sperrbeinig hin, hob Berthold in die Luft und schmetterte ihn herunter. Berthold stand. Er war gut aufgesprungen, biß die Zähne zusammen und stieß jetzt selbst vor. Er fühlte beim ersten Griff, daß Franziskus nicht stärker war als er selbst, so rang er ruhig und lachte und als er den Burschen genug hatte tanzen lassen, ließ er ihn los und holte zum letzten Angriff aus.

Franziskus schäumte schon vor Zorn. Berthold durfte ihn nicht gemein werden lassen, er nahm leicht Anlauf und sprang dem Knecht mit einem gewaltigen Satz gegen die Brust. Franziskus taumelte und fiel auf den Rücken, Berthold kniete nur einen Augenblick auf ihm. Dann sprang er auf, packte Hott, eh er sich besinnen konnte, an den Knien und trug ihn im Lauf in den Hof. Dort am Dampfkessel stand ein großer Bottich mit gewärmtem Wasser. Hott flog, von Berthold geschleudert, da hinein, die Burschen wieherten, die Mädchen schrien, Hott schnappte.

Der Pate stürzte aus dem Haus, hinter ihm die alten Leute. Er sprang schimpfend an den Dampfer und ließ den Hahn pfeifen. Die jungen Leute flohen in die Scheune, die Arbeit begann wieder. Nur von Zeit zu Zeit lugte ein Kopf aus den Ziegeln und wollte nachsehen, wie es Hott gehe.

Der lief aber längst in Gummimantel und Holzschuhen in der Küche herum, trocknete

seine Kleider und genoß das Mitleid der Mägde. Indem er die Sache als eine unanständige Überrumpelung hinstellte, die er mit Zinsen heimzahlen wolle, verbreitete er bei den leichtgläubigen Küchenmägden allmählich einen Schein von Unheimlichkeit um sich, der seinem gelben Gesicht und den Geschichten, die von ihm erzählt wurden, wohl anstand. Die Mägde dienten ihm voll Neugier und Furcht. Birge ging ihm aus dem Wege. Der Pate ließ ihn trotz seiner halben Nacktheit gewähren, denn Hott hatte ihm einen guten Rat wegen einer kranken Kuh gegeben.

Es war, als ob der Ringkampf allen Leuten neue Kraft gegeben hätte. Die Garben sausten, Berthold mußte hart arbeiten und hatte kaum Zeit, Anna anzusehen. Auch sie sah nicht her. Sie schien Furcht vor ihm bekommen zu haben. Erst gegen Abend wurde sie gesprächig. Aber Berthold war kurz. Er mußte immer an das Blut denken, von dem die Magd gesprochen hatte. Sollte er Hott anzeigen? Dann hätte auch Anna sitzen müssen. Aber der Kerl würde sie jetzt schon in Ruhe lassen, dachte er. Die Sonne ging unter und warf ein Gewirr farbiger Strahlen durch alle Luken. Die Leute atmeten erleichtert auf, die harte Arbeit ging zu Ende.

Auf einmal, als das Lachen und Scherzen fröhlicher aus allen Winkeln der Scheune scholl, fragte Anna ihr Gegenüber: „Du Berthold, wohin gehst du eigentlich auf die Universität?"

Er nannte ihr die Stadt, sie fragte weiter: „Warte nur, wenn das Heimweh kommt, unter all den fremden Menschen!"

„Ach," sagte Berthold, „das ist gerade schön. Und wenn ich jemand haben will, dann hole ich ihn mir."

„Meinst du, er kommt dann auch?" fragte Anna lächelnd.

„Wenn ich will, muß er wohl," antwortete Berthold.

„Berthold!" — Anna war ganz nahe gekommen. Sie sah Berthold von der Seite lockend an und sprach über ihre Hüfte: „Ich lasse dich heute gern mit mir heimgehen."

„Hott wird uns schon aus dem Wege gehen. Schau," und Berthold deutete durch die Luke, „da sitzt er in der Küche und schaukelt eine Magd."

„Wenn er aber doch kommt?"

„Dann gehe ich erst recht mit dir."

„Ja?" Anna lachte glücklich. Ihre Augen blitzten, ihre Zähne schimmerten.

Beim Abendessen ging Hott seinem Studiengenossen aus dem Weg. Als abgeräumt war, machten die Bauern ihre Späße, wie sie seit Jahrhunderten üblich waren: sie schwärzten Ahnungslosen die Gesichter, führten Prügel- und Schimpfszenen auf und hakelten sich mit den Beinen. Als der Zerrwanst erklang und die Paare zum Tanz antraten, gab Anna ihrem Freunde ein Zeichen, ging hinaus, er folgte ihr unbemerkt und fand sie, zum Heimgehen gerüstet, am Garten stehen. Sie brach eine Aster ab und steckte sie sich in den Gürtel. Dann gab sie Berthold den Arm und zog mit ihm in den warmen Föhn. Sie drückte sich an ihn und sang von unten herauf. Ihr Haar war frei, ihre Hände heiß. Plötzlich blieb sie stehen und biß Berthold in die Wange. Er sah ihr blasses Gesicht, das von Nacht überströmt war, ihre Augen waren wie Sammt. Sie bot ihm den Mund.

Da blitzte ein Stein in der Gasse. Vielleicht war es ein Mondfunke, aber Berthold sah, daß es ein kleiner, gelber Schädel war, von einem Kinde, von ihrem Kinde. Und wie er das gefaßt hatte, siehe, da rollten um ihn herum lauter kleine Kinder. Sie rollten verfolgt über die Gasse, schlüpften in die Hecken und zirpten dort unter den großen Blattpflanzen.

„O Gott," sagte er plötzlich laut, „schau Anna, sie kommen alle aus deinem Rock."

Anna schrie auf und ließ Berthold los. In diesem Augenblick kam der Schmiedejunge daher. Er ging mit starken Schritten und von seinen Hufeisen stoben die Funken.

Als er die beiden erblickte, drängte er sich zu Anna. Berthold ging des Weges zurück, niemand rief ihn mehr. Am Bildstock blieb er stehen. Fern und tief hallte die Nacht. Er hörte die lachende Stimme des Schmiedejungen, der immerzu sprach, ohne von der verstummten Anna eine Antwort zu erhalten. Berthold blickte in die wunderbaren Mondgewölke und schwieg.

Auf einmal, leise wie der Schlag eines Ruders, flog ein Bild um ihn und umhüllte ihn ganz. Ein süßer Schmerz umflorte seine Brust und endlich wuchs stark und lieblich eine Gestalt in ihm empor und stand vor ihm. Er sagte „Birge!", feierlich, fast im Traum, als stünde sie eben aus dem Grabe auf. Er mußte sie jetzt schnell sehen und ging in das Haus zurück.

In der Küche war sie nicht. In der Stube stampften die Tänzer, vielleicht flog sie da mit. Er ging hinein und prüfte die Gesichter im Wirbel. Sie war nicht da. Er eilte in die Kammer, auch da nicht. Gott! Er war nicht in der Stube... Berthold stürzte, wahnsinnig vor Schreck, aus dem Haus. Ein Wirbel trieb ihn durch den Hof, er rief ihren Namen, leise, inbrünstig. Dann sprang er um das Haus herum in den Garten. Kaum war er um die Ecke, da — was war das? Dort im Grase? Er hörte zwei Menschen stöhnen und lachen. Sie rollten in einer Mulde. Er sah einen weißen Leib. Gott und —

Da schlug ihn der Wirbel herum. Er erstickte den Schrei und ging. Der Himmel fiel ein. Er taumelte in den Hof. Da sah er Licht aus der Scheune dringen, dachte, es sei der Knecht und ging auf das Licht zu. Kaum hatte er die Tür geöffnet, da schrie er ihren Namen: „Birge!"

Sie war es wirklich, stand vor einem großen Haufen Stroh und band Seile. Sie stand völlig in Gold und Licht, zog die Augen hinauf und sprach fast erschreckt: „Da bist du ja!"

Berthold wand sich an der Tür, endlich ging er zu ihr und half ihr. Er erzählte ihr bei der Arbeit von seinen früheren Streichen, sie banden Seile, bis die Leute aus dem Hause gepoltert waren, bis auch das Tierpaar im Garten verschwunden sein mußte.

Birge deckte ihm heute das Bett selbst auf, aber trotzdem hatte Berthold schreckliche Träume. Er mußte über ein großes Feld fahren und Garben mit der Gabel aufladen. Jede Garbe aber war ein Bauer und sie wurden immer dicker und schwerer. Zuletzt am Ende der Reihe aber lag ein Paar: Gott und die Magd, Leib an Leib. Berthold stach zu.

Da wachte er auf und sah den Mond scheinen. (Fortsetzung folgt.)

Deutsche Lesebücher

Was bedeuten doch die vielen Lesebücher für große Leute, die neuerdings emporschießen wie Pilze nach einem Regen? Zunächst, glaube ich, ganz allgemein das Bedürfnis, Fäden nicht abreißen zu lassen, die uns mit der Vergangenheit verbinden. In der bedeutenden Ansprache, die Hugo von Hofmannsthal unlängst im Auditorium Maximum der Münchener Universität hielt, spricht er von der verhängnisvollen Gleichgültigkeit, mit welcher die Deutschen die durch geniale Einzelne gehobenen Schätze wieder ins Dunkel der Verschollenheit zurücksinken lassen. Aber ist es nicht mehr als ein bloßes Bedürfnis nach Anschluß, was diese Lesebücher gemein haben? Ist es nicht Anschlußbedürfnis an die Vergangenheit in einer ganz bestimmten Richtung? Ist es nicht eben diese Richtung, die unsere Lesebücher von heute so anders erscheinen läßt als diejenigen Wackernagels oder Gustav Schwabs? All diese kleinen Lesebücher für große Leute sind — das manchen

Leuten schreckliche Wort läßt sich nicht mildern —: sie sind deutsch, bewußt deutsch, gewollt deutsch, sie sind das, was im Jargon jener Kreise mit dem fanatischesten ihrer Schimpfworte gebrandmarkt wird: sie sind nationalistisch. Ob es sich um Lesebücher für die höheren Schulen handelt, oder um Auswahlbände für Erwachsene: es geht ein sonderbarer, starker und neuer Zug durch diese Bände, sie sind so ausgesprochen deutsch, wie bisher alle französischen stockfranzösisch waren und alle englischen stockenglisch, englisch mit englisch gefüttert. Das ist neu, das ist wichtig, das ist erfreulich. Als die letzten und spätesten in Europa fangen die Deutschen an, sich bewußt zu werden, daß es für einen Deutschen nichts gibt, das ihn näher anginge, als das Deutsche.

Um mit dem nicht nur dem Umfange nach größten Unternehmen zu beginnen: Friedrich Wolters' Lesewerk „Der Deutsche" (bei Ferdinand Hirt in Breslau) umfaßt 10 schmale Einzelbände; ob das Werk schon abgeschlossen, ist nicht ersichtlich. I1 und 2 behandeln „Das Bild der Antike bei den Deutschen"; denn „wie die gesamte germanische Welt, so hat auch das deutsche Volk erst als Erbe der Antike ein höheres geistiges und künstlerisches Leben begonnen" (Hermann Schmitz). II „Sicht in Vorzeit und Mittelalter" spricht von germanischer Vorzeit, Christentum und Kirche, dem Römischen Reiche deutscher Nation, Orden, Städten, Gilden, Hanse, von christlicher Kunst. III1, 2, 3 heißen „Die Neuzeit im deutschen Bereich" und behandeln die religiösen Bewegungen seit der Reformation, die Bildung bis zur Aufklärung, die Zeit nachher, die Staatenwelt. IV1 und 2 „Die Gestalt des Deutschen" behandeln Volkstum und geschichtliches Erbe, Sprache, Leib und Geist, große Menschen, Bünde. V1 und 2 endlich, „Erde, Gewächs und Weltall" führen in Weite und Höhe. Das erste und letzte Gefühl gegenüber einem Unternehmen von solchen äußeren und mehr noch inneren Ausmaßen ist das eines dankbaren Respekts, der die Kritik verstummen heißt und statt nach Lücken zu spähen, sich über Funde freut. Solche Funde macht selbst der einigermaßen Kundige auf Schritt und Tritt. Nicht nur, daß von den großen Prosaschriftstellern der letzten 2 Jahrhunderte kaum einer fehlt: die kaum je berühmt gewordenen Autoren, die rasch wieder vergessenen, die nur noch oder kaum mehr als Namen Fortlebenden sind es, die uns lebensvoll entgegentreten. Wiederholt glaubte ich beim Lesen, dies oder jenes Stück müsse von Goethe sein, und war hinterher überrascht über den wenig bekannten Namen seines Verfassers. Im einzelnen gäbe es vielleicht manches anzumerken. Gesamtanlage und einzelne Beiträge des fünften Teiles leuchten mir nicht ganz ein; doch was wollen derartige Bedenken besagen gegenüber einer Gesamtleistung, die jeder, der sich mit derartigen Aufgaben befaßt hat, nicht umhin kann freudig zu bewundern? Der Kreis um Stefan George, dem Wolters angehört, hat hiermit ein überpersönliches Werk geschaffen, das in künftigen Auflagen wohl in einzelnen Stücken noch vervollkommnet, als Ganzes jedoch nicht mehr verbessert werden kann.

Ein hervorragendes Lesebuch ist auch das „Lebensgut aus germanischer und altdeutscher Zeit", herausgegeben von Emil Schönfelder, Hans Heinrich Schmidt-Voigt unter Mitwirkung von Georg Faber im Verlage Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M. Das „Lebensgut" ist ein Teil von „Diesterwegs Deutschkunde", also zunächst für höhere Schulen gedacht. Aber es ist zugleich ein Quellenwerk für unsere ältere Literatur von Ulfilas bis zum 16. Jahrhundert, Urtexte mit Erklärungen und Glossen; und die letzten 100 S. eine wertvolle Sammlung von Beiträgen von Gustav Freytag, Th. Mommsen, Johannes Haller, Jakob Burckhardt, Karl Lamprecht, Görres, Behaghel, Friedrich Panzer, Jakob Grimm, Wilhelm Scherer, Dehio, Wilhelm Pinder, Gustav Ehrismann, Karl Weinhold, Heinrich Wölfflin u. a. Die Abbildungen sind umsichtig ausgesucht. Das „Lebensgut" ist nicht nur das Beste, was mir an derartigen Sammlungen für höhere Schulen begegnet ist; auch der erwachsene Leser, der es als Führer zu unserer älteren Zeit nimmt, wird auf seine Rechnung kommen.

Rosenheim Josef Hofmiller.

Redaktionell abgeschlossen am 17. September 1927
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hübscher in München. — Druck- u. Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München.

Kurt Baschwitz

Die Folgerungen aus dem hier vorgelegten Buch für die nachträgliche Beurteilung der politischen Kriegführung im Weltkrieg und für die vorausseheude Belehrung des deutschen Volkes sind gerade, weil sie unbeabsichtigt sind, so wichtig wie nicht leicht bei einem anderen Werke.

Die deutsche Politik im Krieg gedachte die Symptome des Massenwahns zu bekämpfen, indem sie der deutschen Kriegführung Hemmungen auferlegte, die die Ursache des Massenwahns — die Voraussicht, daß Deutschland unterliegen würde — fortbestehen ließen. Mit all ihren Erklärungen über die deutsche Friedfertigkeit und Humanität erreichte sie das Gegenteil von dem, was sie erstrebte: denn das Ausland nahm sie nicht so naiv, wie sie gemeint waren, für das Ausland waren sie das, was der Jurist eine konkludente Handlung nennt: ein Indizienbeweis dafür, daß Deutschland sich als der schwächere, als der angeklagte und sich vor Stärkeren rechtfertigende Teil fühlte. Nur das interessierte während des Krieges: wer wird siegen? Die mehr oder weniger humane Beschaffenheit einzelner deutscher Staatsmänner war dieser Frage gegenüber uninteressant.

Die Verkennung dessen, worauf es im Krieg ankommt, muß irgendwie im deutschen Wesen begründet sein. Die gleiche Neigung zur Bekämpfung des Massenwahns durch die Erklärung, daß er falsch sei, bestand im Siebziger Krieg bei der Belagerung von Paris (wir haben die Tatsachen im Novemberheft 1916 „Aus Deutschlands Geschichte" zusammengestellt). Wäre Bethmann damals an der Spitze gestanden, so hätte man die kampflose Belagerung von Paris mit Rücksicht auf die europäische Meinung so lange ausgedehnt, bis andere Mächte sich eingemischt hätten und auch aus dem Deutsch-Französischen Krieg ein Koalitionskrieg geworden wäre. Der leitende Staatsmann war aber nur auf den Sieg eingestellt, und mit dem ersten Kanonenschuß, der vor Paris abgefeuert wurde, trat jene Wendung ein, die zur allgemeinen Anerkennung des neuentstehenden Deutschen Reiches führte. Hätte Bismarck das Eingreifen der anderen Mächte abgewartet — wie wir beim U-Bootskrieg — so wäre Deutschland schon damals der Friedensstörer gewesen, das wilde Tier, das das friedlich schlafende Frankreich bei Nacht überfiel und dadurch die ganze Welt gegen sich aufbrachte.

Heute klingt es noch seltsam, weil diese Erkenntnis zu neu ist, und doch ist es so und jeder kann es im privaten Leben beobachten: Weil der A dem B Unrecht getan hat, muß der A den B ungünstig beurteilen. Seine Selbstachtung, sein Geltungsgefühl, das der Mensch braucht wie das tägliche Brot, würde leiden, wenn er sich eingestände, daß der B ein wertvoller Mensch ist. Deshalb weil A ihm Unrecht getan hat, muß er ihn herabsetzen und dadurch sein Unrecht zu Recht machen.

Solchen Beobachtungen ist der Weg geöffnet worden durch das bahnbrechende Buch von Kurt Baschwitz „Der Massenwahn, seine Wirkung und seine Beherrschung". (Der zweite Band erscheint demnächst unter dem Titel „Die Kunst der Massenführung".) Die Auffassung, daß der Krieg zu gewinnen war, und daß die Auswirkung der Siege durch eine falsche Einstellung der politisch maßgebenden Kreise zerstört wurde, erhielt durch

dieses Buch eine unbeabsichtigte und daher um so furchtbarere Begründung. Von den Anerbietungen an England und Italien für den Fall ihrer Neutralität bis zum Ende waren die politischen Handlungen konkludente Handlungen für die Anerkennung der gegnerischen Überlegenheit und daher nach der Baschwitzschen Theorie mittelbar eine Unterstützung der gegnerischen Lügen trotz aller gleichzeitigen deutschen Proteste.

Das Besondere, durch keine allgemeine Theorie zu Erklärende bleibt die Beschaffenheit eines Teiles des deutschen Volkes; den Feinden folgend haben viele Deutsche den U-Bootskrieg für unerlaubt gehalten, während sie die Hungerblockade für eine natürliche Auswirkung der englischen Überlegenheit zur See hielten. Das Besondere der deutschen Lage war und ist die Einstellung eines Teils der Bevölkerung. Er wünscht nicht, daß Deutschland unschuldig in den Krieg gekommen sei, weil er darin eine Rechtfertigung der früheren Staatsform sehen würde, und er unterwirft sich — z. B. durch Übernahme des Begriffs „Reparationen" — den feindlichen Beschuldigungen. Damit bleibt die Vorstellung bestehen, daß Deutschland ein wildes Tier war, das den harmlosen Schläfern an die Kehle sprang, und diese Vorstellung wird ergänzt durch die Vorstellung, daß dieses wilde Tier, nachdem es Prügel bekommen hat, wie ein gestrafter Schoßhund sich auf den Rücken legt und alle Viere von sich streckt — wodurch es nicht sympathischer wird. Die Gegner würden an unserer Stelle den U-Bootskrieg von Anfang an uneingeschränkt geführt, London, bevor die Abwehrmaßnahmen entwickelt werden konnten, von den Zeppelinen aus mit den schwersten Bomben zerstört haben, während die Einschränkungen, die die politische Leitung in Deutschland der Kriegführung auferlegte, indem sie sich der feindlichen Auffassung anpaßte, nach der Baschwitzschen Theorie die Neutralen in ihrer Anschauung von der Überlegenheit der Gegner und mittelbar vom Recht der Gegner bestärken mußte. Der Befehl zum Auftauchen der U-Boote — eines der größten Verbrechen der deutschen Geschichte, das zahlreiche U-Bootsmannschaften ans Messer lieferte — war eine Anerkennung der feindlichen Auffassung und wirkte nicht als Beweis deutscher Humanität, für die sich damals wenige interessierten, sondern als Beweis deutscher Schwäche, für die sich alle Welt interessierte, als Antwort auf die Frage: wer wird siegen? Wären die feindlichen Kreiselkompasse in besserer Ordnung gewesen, so wäre die feindliche Rechtsauffassung vom U-Bootskrieg eine andere gewesen, und niemals wird man in künftigen Kriegen bei anderer Sachlage auf die zur Schwächung der deutschen Kriegführung abgestellten Rechtsauffassungen bezüglich der U-Boote zurückkommen.

So ist die Entdeckung von Baschwitz ein ordnender Gedanke in einem Gebiet, über das vom nationalen Standpunkt der einzelnen Nationen aus Bibliotheken geschrieben wurden. Es ist schwer in Fragen, die das nationale Bewußtsein so stark berühren, unparteiisch zu sein, sich der Herrschaft des Gefühls zu entziehen. Das gerade ist ein Prüfstein für die Baschwitzsche Theorie, daß sie, wie unsere Leser sehen werden, nicht nach Maß gemacht ist, etwa um den geistigen Krieg, den wir erlebt haben, zu Deutschlands Gunsten zu entscheiden, daß sie vielmehr auf alle Vorgänge des Massenwahns paßt, oft genug im Lauf der Jahrhunderte zuungunsten von Deutschen, die dem Massenwahn unterlegen sind oder nicht den Mut gehabt haben, ihm entgegenzutreten.

Das ungeheuerste und furchtbarste Beispiel von Massenwahn ist den nationalen Kämpfen gänzlich entrückt; es ist die Ausschaltung der Tiere aus den Forderungen der Menschlichkeit. In vielen Lehrbüchern der Moral ist von der erdrückenden Mehrzahl der fühlenden Geschöpfe überhaupt nicht die Rede. Es ist nach der Baschwitzschen Theorie verständlich, daß vielfach in der Geschichte und heute noch auf weiten Teilen der Erde man sich einredet, daß die Tiere gefühllos seien. Ohne solche Selbstentlastung erscheint die Menschheitsgeschichte als eine ununterbrochene Kette der furchtbarsten Greuel.

Gegenüber den Sklaven des Altertums hatte ein so großer Forscher wie Aristoteles den Entlastungswahn, daß sie seelisch anders beschaffen seien als ihre Herren. Von dem Entlastungswahn gegenüber den Hexen wird Baschwitz selbst sprechen.

Massenwahn

Von Kurt Baschwitz in Berlin

1. Hexenverfolgungen und Deutschenhaß

Die Deutschen wehren sich gegen die Kriegsschuldlüge. Das ist ihr gutes Recht. Und mehr als das: es ist ihre Pflicht als Deutsche und als Kulturmenschen. Daraus erwächst aber keineswegs nur die Aufgabe, die wirklichen Kriegsursachen zu erforschen und nebenbei über die Völkerverhetzung zu jammern. Sondern man muß endlich einmal die Tatsache ins Auge fassen, daß die Völker sich nicht nur in Irrtümer, sondern in ein Fehldenken ganz absonderlicher Art verstricken ließen. Sind die Menschen auch in geschäftlichen Dingen, sind sie auch in wissenschaftlichen Fragen so leicht und vollständig und dauernd irrezuführen? Ist es immer möglich, sie mit solchem Zorn gegen jede Aufklärungsbemühung zu erfüllen? Lassen sich solche mengenhaften Urteilstrübungen vielleicht nur auf politischem Gebiete anrichten? Und ist diese Frage wirklich so gleichgültig in einer Zeit, deren vorherrschende Staatsauffassung gegründet ist auf das Vertrauen zum Verstand und zur Urteilsfähigkeit der Massen?

Wir sind heute in Deutschland so weit, daß ernsthafte Leute ernsthaft erwägen, was vorzuziehen sei: der weitere Kampf gegen die Kriegsschuldlüge oder die Fortsetzung der Verständigungspolitik. Als ob für einen normal denkfähigen Menschen hier ein Gegensatz vorhanden wäre. Würde man es denn etwa auch als „normal" betrachten, wenn im Privat- oder Geschäftsleben, in wissenschaftlichen, selbst in gerichtlichen oder anderen Auseinandersetzungen irgendwer zornbrohend gebieten wollte, daß ein anderer stillschwiege zu einer Behauptung, die er für falsch oder gar zu einer Anschuldigung, die er für ungerecht hält? Nur Courage! Die Augen auf für die Tatsachen! Es ist nicht das Verhalten normal denkender Menschen, das wir bei denen beobachten, die es übel nehmen, wenn Deutsche sich gegen die Schuldanklage wehren.

Damit ist natürlich keineswegs gesagt, daß hier eine seuchenhaft über die Erde verbreitete Geisteserkrankung zu vermuten wäre. Sondern wir stoßen hier auf eine mengenhafte Unverständigkeit, die gesunden Menschen eigen ist, wie die Verstandeswidrigkeiten des Traumes ja auch nicht den Schluß zulassen, daß der Schläfer geistig nicht gesund sei. Der Massenwahn kann in jeder Menschen-Vielheit entstehen. Der augenblickliche Stand der Kriegsschulddebatte entspricht der Voraussage, die auf Grund der hier vorgetragenen, vor vier Jahren in Buchform dargelegten Massenwahnlehre aufgestellt werden konnte.[1])

Die Worte Völkerhaß und Klassenhaß werden hier in einem besonderen Sinne zur Bezeichnung zweier verwandter Erscheinungsformen des Massenwahns gebraucht.

Als „Massenwahn" wird ein ganz bestimmter Geisteszustand bezeichnet, der kenntlich ist an einem nach stets gleichen Regeln ablaufenden Fehldenken. Dieser Zustand ist leicht und eindeutig vom Irrtum, von der Unwissenheit sowie von der Dummheit zu unterscheiden. Auch besteht keine Gefahr, daß der Kundige parteipolitische Meinungswidersprüche normal denkfähiger Leute mit den Vernunfttrübungen des Massenwahns verwechselt.

Die Bezeichnung Hetzer wird in diesem Zusammenhang als Fachausdruck angewandt auf eine genau und einheitlich gekennzeichnete Gattung von Menschen, die sich aufs deutlichste abheben von den wahnfreien, wenn auch leidenschaftlich entbrannten Verkündern irgendwelcher Ideen; die Unterscheidungsmerkmale ergeben sich daraus, daß der Hetzer — ganz gleich, welchem Volke er als Propagandist, welcher Partei er als Agitator sich ver-

[1]) „Der Massenwahn, seine Wirkung und seine Beherrschung." 2. Aufl. Verlag C. H. Beck, München.

schrieben hat — mittels der Denkkurzschlüsse des Massenwahns zu wirken sucht, und daß er nur im Dunstkreis eines schon vorhandenen Massenwahnzustandes sein Wesen treiben kann.

Wir wollen uns die Erkennungszeichen des Massenwahns, seine Ursachen und seinen gewöhnlichen Verlauf klar machen am nächstliegenden und bestgeeigneten Beispiel: an dem gegen Deutschland gerichteten Völkerhaß.

Man soll jedoch keine massenpsychologische Untersuchung anstellen, ohne zuvor eine sorgfältige Selbstprüfung vorgenommen zu haben. Die Massenpsychologie ist eine tief pessimistische Wissenschaft. Sie hat es mit den Verstandeseinbußen zu tun, denen alle Menschen, auch die klugen und gebildeten, in der psychologischen Masse, d. h. in dem Gefühl, mit vielen anderen derselben Meinung sein zu dürfen, unterliegen. Man darf dabei nicht immer gleich von Massenwahn sprechen. Der ist nur eine besondere Art neben den vielen anderen Arten des massenseelisch bedingten Unverstandes. So gehört der Aberglaube zu den verhältnismäßig viel weniger bösartigen Formen der mengenhaften Urteilstrübung. Wir können ihn am Beispiel der Hexenverfolgungen vom Massenwahn zu trennen lernen.

Über die Hexenverfolgungen kurz zu sprechen haben wir zwei Gründe:

Erstens macht die Beschäftigung mit diesem Gegenstand den neuzeitlichen Menschen geneigt, die Möglichkeit, daß die Mehrzahl der lebenden Erdbewohner in eine menschenunwürdige Verstandestrübung verfallen kann, auch für die Gegenwart ins Auge zu fassen. Schließlich ist es ja gar nicht so lange her; Kant hielt seine Vorlesungen, Goethe schrieb schon lange am Faust, als die letzten Hexen in deutschem Sprachgebiet von Amts wegen zu Tode gebracht wurden.

Zweitens bieten die Hexenverfolgungen einen besonders einleuchtenden Anschauungsstoff, um die Rolle, die Bildung und Gelehrsamkeit in und neben einer Massenwahnerscheinung spielen, darzulegen.

Die heutige Menschheit zeigt in dem, was sie von den Hexenverfolgungeu weiß und nicht weiß, ein ähnliches Verhalten, wie eine Familie, die es vermeidet, allzu genaue Kenntnis von schmachvollen Verfehlungen einer früheren Generation haben zu müssen. Es wird im Verlauf der folgenden Darlegungen noch ausführlicher von der Macht des Vergessenwollens die Rede sein. Sie wirkt auch in den Erinnerungstäuschungen der nachgeborenen Geschlechter über die Tatsachen der Hexenverfolgungen, sie wirkt in der heute vorherrschenden, trügerisch beruhigenden Vorstellung: das alles falle ja eigentlich so fernen Jahrhunderten, falle Menschen von einer so andersartigen Bildungsstufe und Geisteshaltung zur Last, daß es uns Heutige eigentlich kaum mehr etwas angehe.

Die Menschheitsschmach der Hexenverfolgungen ist jedoch in Wirklichkeit nicht etwa als Überbleibsel des sogenannten finsteren Mittelalters aufzufassen; das kannte sie gar nicht. Sondern erst die beginnende Neuzeit brachte dieses Völkerelend, diejenige Epoche, die man mit der Entdeckung Amerikas, der Erfindung des Buchdrucks, dem Humanismus und der Reformation beginnen läßt. Eines der ersten Werke, die in der neuen Kunst des Buchdrucks das Mittel zu weitester Verbreitung fanden, war der Hexenhammer, dieses fluchbeladenste, entsetzliche Buch der Weltliteratur; es erlebte 29 Neudrucke.

Die Hexenverfolgungen haben mehr Menschenleben gefordert, als die Kriege jener Zeit. In Würzburg wurden (nach Delbrück) innerhalb acht Jahren (1623 — 1631) 900 Personen hingerichtet. In Osnabrück wurden in einem Jahr (1594) 103 Frauen umgebracht, usw. Es war ein Krieg, der besonders in Deutschland zwar nicht ausschließlich, aber doch überwiegend gegen den weiblichen Teil der Bevölkerung geführt wurde.

Der Aberglaube, daß es Hexen gibt, erklärt für sich noch nicht diese furchtbare Menschheitsschmach. Sondern die bestand darin, daß man die bis dahin giltigen Rechtsgrundsätze im strafrechtlichen Untersuchungsverfahren gegen der Hexerei Bezichtigte außer Geltung setzte. Daß man Menschen foltern durfte, bis sie gestanden, was der Henker wollte, galt auch für die damalige Zeit keineswegs als Rechtsverfahren. Sondern es war Vorschrift, die Folter nur ein Mal anzuwenden. Diese Vorschrift wurde jetzt umgangen. Wie dieser Bruch mit dem besseren Herkommen damals in die gebildete Menschheit eingedrungen ist, sei hier nicht erörtert. Es waren politische Vorgänge, die nicht mit dem Hexenaberglauben zusammenhingen. (Templerverfolgung in Frankreich, Inquisition in

Spanien, eingeführt vom Königtum gegen die widerstrebende Kurie.) Dem Papst die entscheidende Schuld zu geben verbietet die Tatsache, daß auch die Protestanten nicht minder Hexen verbrannten. Auch in Amerika wütete das Übel. Mit am wenigsten suchte es das doch sonst so abergläubische Italien heim. Die Hexenverfolgungen waren ihrem Wesen nach ein Massenverbrechen. Das bedeutet nach dem hier angewandten Sprachgebrauch: Verbrechen, die von verhältnismäßig Wenigen begangen werden unter der Duldung der Menge, in diesem Fall der durch Gesinnungstyrannei eingeschüchterten Menge der besseren Menschen. Neben den zahlreichen Fällen, in denen außerordentlich milde und klug gegen geständige junge Teufelsbündner verfahren wurde, und neben der Nachsicht, mit der man sich gegen ruhmredige Schwarzkünstler wie z. B. den Dr. Johannes Faust verhielt, ist das gleichzeitige Wüten gegen arme alte Weiblein gar nicht zu verstehen. Auf diesen Gegensatz weist auch der erste Vorkämpfer gegen die Hexenverfolgungen, der Arzt Dr. Wirus, hin. Er hat auch Erfolge. Er selbst ist noch hexengläubig. Sein Gedankengang ist der oben angeführte. Auch Thomasius glaubt noch an den leibhaftigen Teufel. Seine Vorwürfe richten sich gegen die Juristen. Und das mit Recht. Ebenso sind die mutigen Schriften der Geistlichen, die gegen das Entsetzen angehen, auf Wiederherstellung eines normalen Rechtsverfahrens gerichtet. Bezeichnend dafür schon allein der Buchtitel „Cautio Criminalis" des Jesuiten Spee. Gegen den Zauberglauben als solchen trat erst der reformierte Geistliche Bekker auf. Entschieden wurde der Kampf aber nicht als ein Ringen der Aufklärung gegen den Aberglauben, sondern als ein solches zwischen Rechtsachtung und Rechtsverlotterung. Die berühmtesten Rechtsgelehrten ihrer Zeit — so auch Bodinus — gehörten zu den Befürwortern der Hexenprozesse. Die Juristenfakultät von Leipzig, wie auch die Universitäten Tübingen und Erlangen erklärten sich noch ausdrücklich für den Hexenprozeß, als der Preußenkönig Friedrich Wilhelm I. unter des Thomasius Einfluß ihn in Preußen verbot. Die Juristen wehrten sich mit dem Argument: es sei Herkommen, folglich recht. Häufig findet man bei ihnen und gleichgesinnten Geistlichen den Zusatz: es sei unerträglich, den Gedanken zu hegen, daß die Verbrennungen so vieler Hexen — um modern zu sprechen — Justizmorde gewesen seien. Das ist das typische Massenwahnargument. Mit ihm nahmen die gelehrtesten Köpfe ihrer Zeit vorlieb, bis die Obrigkeiten die Hexenprozesse verboten. — Kulturfortschritt und Bildungshöhe schützen eine Zeit nicht vor dem Versinken in eine Massenwahnvorstellung, die jeweils ein Sichabfinden mit furchtbaren, von Wüterichen der Menge aufgedrungenen Tatbeständen darstellt. Die Menschen waren immer verhältnismäßig zu klug und zu gebildet für die massenseelischen Urteilstrübungen, in die sie sich jeweils verstricken ließen. Die Rolle der Gelehrten in dieser Massenwahnerscheinung, all der vielen neuerungskühnen Bahnbrecher auf ihren Wissensgebieten, der Humanisten und der Rechtsgelehrten ist das, was uns hier zu lehrreichem Vergleich dient.

Durch diesen flüchtigen Exkurs in eine zwar verschollene, aber zeitlich gar nicht so sehr weit zurückliegende Massenwahnerscheinung dürfte immerhin ein zu erwartender Einwand gegen die in dieser Arbeit angewandte Untersuchungsmethode entkräftet sein: Es könnte nämlich jemand sagen: ihr Deutschen seid Partei; es ziemt sich für keinen von euch, die Tatsache eures Unbeliebtseins als Volk auszulegen als einen unnormalen Geisteszustand der andern Völker. Nun, denselben Einwand hätte man auch gegen Frauen erheben können, die gegenüber den Hexenverfolgungen aufklärend zu wirken versucht hätten. Zudem waren auch schon andere Völker Haßopfer des Massenwahns und können es wieder werden; jedem Volk kann das Gleiche zustoßen. Wir sind nicht die einzigen, denen daran liegen muß, Klarheit über diese Gefahr zu gewinnen.

Zu diesem Zweck muß zunächst ein ganz neuzeitlicher Aberglaube ausgeräumt werden, in dem unsere meisten Zeitgenossen befangen sind: wir müssen uns zunächst vom Propaganda-Aberglauben freimachen.

2. Der Propaganda-Aberglaube

Der Propaganda-Aberglaube ist erst im August 1914 entstanden; er herrscht seitdem auf der ganzen Erde; er besteht darin, daß die Menschen meinen, die Massenwahnerscheinung des Deutschenhasses sei durch die deutschfeindliche Propaganda hervorgerufen worden. In Wirklichkeit verursacht die Hetzpropaganda so wenig den Massenwahn wie das Fieber den Typhus. Sondern das Fieber ist nur eine Begleiterscheinung der Krank-

heit. Ebenso ist die Hetzpropaganda nur Begleiterscheinung, nicht jedoch Ursache des Völkerhasses. Typhus kommt mitunter auch ohne Fieber vor. Und Massenwahnausbrüche sind auch ohne begleitende Propaganda zu beobachten. Allerdings nur in seltenen Fällen. Denn in der Regel stehen die berufsmäßigen Propagandisten bereit, um sich alsogleich als lärmende Nutznießer in die eingetretene Geistesverwirrung hineinzustürzen. Und sie rühmen sich dann propagandistisch ihrer Hetzbegabung, durch die sie das alles angerichtet haben wollen.

Sie gleichen hierin dem vor nicht langer Zeit verstorbenen Sektengründer und Schwarmgeist Häußer, dem „Ich-Häußer". Der hat seinerzeit — und das hat ihm den ersten größeren Zulauf verschafft — einem Hamburger Gerichtsarzt, der dienstlich mit ihm zu tun gehabt hatte, den Tod gewünscht. Der Arzt starb in der fraglichen Zeit an einer schweren, alten Darmkrankheit. Daß er gestorben wäre, auch wenn Häußer ihn nicht tot gebetet hätte, davon war die Gefolgschaft dieses Propaganda-Predigers nicht zu überzeugen.

Wir haben keinen Anlaß, gegnerischen Hetzaposteln ihr in doppelter Hinsicht übel duftendes Eigenlob zu glauben, daß sie durch die Kraft ihrer Lügenbegabung den gesunden Menschenverstand der Völker umzubringen vermocht hätten. Gewiß haben sie die tollsten Lügen in Umlauf gesetzt. Aber die waren gar nicht geschickt und schlau erdacht. Brauchten es auch gar nicht zu sein. Daß sie trotz ihres offenkundigen Widersinns geglaubt wurden, das eben war ein Zeichen dafür, daß besagter Menschenverstand bereits im Massenwahn untergegangen war. Die Dinge, auf die es hier ankommt, sind am einfachsten und ohne trockenes Theoretisieren am praktischen Fall zu erläutern:

Die schamloseste aller Hetzlügen war die vom deutschen Leichenfett. Vor jetzt fast genau zwei Jahren hat Minister Chamberlain im englischen Unterhause in aller Form diese Lüge totgesagt. Luther und Stresemann weilten damals in London. Eine beschämende Debatte im Parlament war vorangegangen. Daß die schmutzige Angelegenheit sieben Jahre nach Kriegsende noch einmal von sich reden machte, daran war ein englischer Propaganda-General schuld, der in der Öffentlichkeit groß damit tat, daß er der Erfinder dieser verheerend einschlagenden Verleumdung gewesen sei.

Chamberlain hätte sich seine peinliche Aufgabe erleichtern können, wenn er gewußt hätte, daß der Lügner auch diesmal log. Er ist gar nicht der Erfinder der Kadaverlüge.[1]) Er hat sie nur aufgegriffen, als er sah, wie begierig dieser widerliche Unsinn in aller Welt, auch bei den Deutschland benachbarten Neutralen, geglaubt wurde.

Dabei war das Ganze ursprünglich nur ein Übersetzungsfehler, der einer belgischen Zeitung unterlaufen ist. In ihrer Sprache kann cadavre sowohl die Menschen- wie die Tierleiche bedeuten. In vielen deutschen und neutralen Zeitungen standen damals gleichzeitig — die Kriegsberichterstatter wurden ja rudelweise zu Sehenswürdigkeiten hinter den Fronten geführt — Mitteilungen über die Einrichtung von Kadaververwertungsanstalten, zu deutsch Abdeckereien im Etappengebiet. Auch nur halbwegs aufmerksame Schriftleiter konnten also sofort merken, daß die in einem unbedeutenden belgischen Blatt auftauchende Leichenverwertungsanstalt nur als Beweis für die mangelnden Sprachkenntnisse und die verbohrte Voreingenommenheit eines kleinen belgischen Nachtredakteurs zu werten war. Trotzdem stand die Tartarennachricht von der Fett- und Seifenbereitung aus Soldatenleibern sofort z. B. in allen großen holländischen Zeitungen, auch in solchen, die keineswegs auf Sensation eingestellt sind.

Nun stürzten sich natürlich auch die Greueldichter auf das Geschäft. Die Ausgeburten ihrer höllischen Phantasie gehören in die Schreckenskammer eines Panoptikums. Die deutsche Berichtigung erfolgte prompt. Aber sie mußte immer wiederholt werden. Immer

[1]) Vgl. auch den Aufsatz Adipo-cire von Rosa Kauliz-Niedegg im Juniheft 1927 der S. M. „Astrologie".

wieder war offenbar die deutsche Klarstellung vergessen worden, und nur die Erinnerung an den Greuel erwies sich als lebendig.

Viel Worte sind weiter darüber nicht zu verlieren. Für keinen halbwegs gebildeten Europäer gilt die Entschuldigung, daß er durch Leichtgläubigkeit oder Unkenntnis zum Opfer eines solchen widernatürlichen Truges geworden sei. Chinesen wären eher entschuldigt. In dem fernen Ostasien hat die feindliche Propaganda ja mit besonderem Eifer dieses Teufelsstück verbreitet. Und das unter einem Volk, dem die Pietät gegen Verstorbene besonders heilig ist. Für Europa war es eine unglaublich plumpe Erfindung, von deren Wirkung jedermann aufs höchste überrascht sein mußte. Für China war es teuflisch schlau.

Aber gerade in China hat diese Hetze nicht nachgewirkt. Das darf man aus der Wertschätzung folgern, die den Deutschen dort zu einer Zeit entgegengebracht wurde, als im englischen Unterhaus noch Abgeordnete auf ihr Recht pochten, an den Leichenfett-Greuel glauben zu dürfen.

Das Beispiel von der Kadaverlüge weist uns also auf eine ganze Reihe von Absonderlichkeiten: Daß sich die Menschen täuschen, belügen, beschwatzen, oder sonstwie in Irrtümer verstricken lassen, ist eine uralte, alltägliche Erfahrung. Aber in diesem Fall stoßen wir nicht auf ein Benehmen normal denkfähiger Menschen, die etwa in einem Irrtum befangen sind; sondern wir beobachten eine Sucht, sich Lügen hinzugeben, die zu glauben die Betreffenden eigentlich zu klug und zu gebildet sind.

Ist nun dieses absonderlich vernunftwidrige Glaubenwollen durch Propaganda angerichtet worden? Es ist ja die landläufige Ansicht, daß solche vom gewohnten Denken so weit abbiegende Haßverzerrungen den Völkern erst durch unermüdliche Wiederholungen — Wiederholung ist die Mutter der Propaganda — eingeredet würden. Aber bei dem Kadaverwahn fällt doch auf, daß er ganz plötzlich, ohne jede Vorbereitung, mit schlagartiger Heftigkeit ausbricht.

Und wenn wir nachforschen, ob nicht etwa doch Spuren einer uns vielleicht verborgen gebliebenen Vorbereitungs-Propaganda in Europa aufzufinden sind, dann machen wir eine noch merkwürdigere Entdeckung. (Sie wird an dieser Stelle nur der Vollständigkeit halber angeführt, obwohl damit Gedanken vorweggenommen werden, die erst in einem späteren Zusammenhang völlig verständlich werden.)

Wir werden noch die „Kehrbilder" als Ausdrucksformen des Massenwahns näher kennen lernen. Das Leichenfettmärchen war seinem Wesen nach ein solches massenseelisches Kehrbild. Kurz bevor es auftauchte, überschwemmte nämlich der französische Propaganda-Dienst das Ausland mit Bildern, die zur Verdeutlichung französischer Geländegewinne deutsche Soldatenfriedhöfe zeigten, besetzt von französischen Truppen. Da sah man umgestürzte Gedenksteine, auf deren Trümmer französische Soldaten stolz den Fuß setzten, sah niedergerissene Grabkreuze und andere Zeichen der Zerstörung. Mit ihr brüsteten sich die Franzosen in Bild und Wort als mit einer Vergeltung für die deutsche Protzerei, die sich in der prächtigen Anlage dieser Friedhöfe offenbart haben sollte.

Das erscheint als eine etwas absonderliche Propaganda. Aber die Franzosen leisteten sich durchweg diese Art. Sie wirkt auch gerade umgekehrt, als derjenige denkt, dem die Gesetzmäßigkeiten des Massenwahns nicht geläufig sind. Der Verfasser wagte damals die Voraussage, daß als Kehrbild des massenseelischen Entlastungsbedürfnisses der geistig der Entente hörig gewordenen Zuschauervölker demnächst ein deutschfeindliches Leichenschändermärchen von ihnen begierig aufgegriffen werden würde. Wie es im einzelnen gestaltet sein würde, war natürlich nicht anzugeben. Im Krieg besonders, aber auch im Frieden kann ja jeder Tag tausend Anlässe zu böswilligen Mißverständnissen geben. Es war also kein Zufall, daß denn auch bald darauf eine leichenschänderische Massenwahnvorstellung gegen die Deutschen, deren hervorragend gepflegte Friedhöfe man zerstört

hatte, aufflackerte. Wohl aber war es ein Zufall, daß gerade die Nachricht von den Kadaververwertungsanstalten und nicht irgend eine andere Mißdeutung oder Erfindung unter den vielen, die täglich als Gerüchte geboren wurden, die Einkleidung für die sozusagen fällige Massenwahnvorstellung hergab.

Das alles ist also nicht schlau geplant und geschickt durchgeführt. Sondern der ganze Vorgang vollzieht sich fast ähnlich so, wie Haßträume im Schlafzustande kommen. Sowohl der arme belgische Druckfehlerteufel auf der Nachtredaktion wie die sich anschließenden schauervollen Greueldichter und der aufschneidende englische Propaganda-General, sie alle spielen nur nebensächliche Statistenrollen. Denn das Geheimnis der Massenwahnerscheinungen steckt nicht im Lügenkönnen der Hetzer, sondern im Glaubenwollen der Massen, das eine erkennbar unnormale Geistesverfassung verrät.

Was hier am Einzelfall einer plumpen und unglaubwürdigen Hetzlüge zu beobachten ist, das zeigt sich auch an der mit feineren Mitteln arbeitenden Meinungsmacherei leitender Staatsmänner. Wir werden hier ganz ähnliche Entdeckungen machen, wenn wir den Kriegsschuldschwindel und überhaupt den ganzen Schlagwortzauber — vom alten „Militarismus" bis zur allerneuesten „Sicherheit" — einmal von der Seite der glaubenswilligen Völker her betrachten. Das heißt also, wenn wir ohne den Aberglauben von der Zaubermacht der Propaganda an die Untersuchung herangehen.

Damit keine Mißverständnisse entstehen: Es wird nicht behauptet, daß Propaganda etwa unmöglich sei und nicht sehr nützlich, ja unentbehrlich werden könne. Das ist sehr wohl der Fall. Aber hexen kann man nicht damit. Hexerei wäre es, wenn irgendwer allein durch Propaganda geistig gesunde Menschen in den Massenwahnzustand versetzen könnte.

Gewiß haben die feindlichen Staatsmänner und ihre Propaganda-Helfer bewußt und planmäßig darnach getrachtet, die Weltmeinung zu gewinnen und gegen Deutschland einzunehmen. Aber sie staunten mit freudigem Schreck über die alle Erwartungen weit übertreffende Wut des Glaubenwollens bei ihren und den meisten neutralen Völkern. Man staunte über den jähen Stimmungsumschwung der englischen Öffentlichkeit zugunsten Serbiens, das nach dem Mord zu Serajewo und bis zum Tage der englischen Kriegserklärung einen ungemein üblen Leumund im englischen Publikum hatte, zur großen Sorge des russischen Botschafters. Man staunte über die Bereitwilligkeit, mit der die britische Bevölkerung, entgegen den Befürchtungen und Warnungen des damaligen Propagandaleiters, für die Annexion Elsaß-Lothringens durch Frankreich als eines der wichtigsten Kriegsziele zu kämpfen sich bereit zeigte. Man staunte über die verblüffend weitgehende Verehrung für den Zaren, der doch bis Kriegsausbruch persönlich in den demokratischen Westländern eine recht schlechte Presse hatte, eine Verehrung, die sich jetzt in Wort und Bild geradezu aufdringlich kundgab in unmittelbarer Nachbarschaft der Kriegslosung: für die Idee der Demokratie! Man staunte immer aufs neue über die Durchschlagskraft der tollsten Greuelmalereien.

Alle diese jähen Stimmungsumschläge waren propagandistisch keineswegs von lange Hand vorbereitet. Selbst die Entrüstung über die genau voraus bekannte Verletzung der belgischen Neutralität nicht. Auch über die unerwartete Leidenschaftlichkeit dieser Entrüstung war man eingestandenermaßen freudig überrascht. Man hatte sie zwar in Rechnung gesetzt, sie jedoch in solcher Stärke nicht zu erhoffen gewagt.

Offenbar sind sich also die gegnerischen Volksbeeinflussungs-Meister selber keineswegs im klaren darüber, wie das eigentlich zugegangen ist, daß sich die Völker in so einseitig unbelehrbarer Gehässigkeit gegen Deutschland einfangen ließen. Daß ihnen die Sache nicht recht verständlich, ja, daß sie ihnen sogar unheimlich ist, das merkt man an den im Ausland immer wieder laut werdenden Stimmen, die gellend vor der angeblich so überaus gefährlichen d e u t s c h e n Propaganda warnen.

Das vernimmt man dann in Deutschland mit bekümmertem Kopfschütteln. Die Deutschen halten sich für sehr schlechte Propagandisten. Es fragt sich nur, ob die andern diesen Beruf tatsächlich besser verstehen. An sich wäre es doch ein Rätsel, wenn die Deutschen, die auf jedem anderen Feld menschlicher Betätigung gewiß ihren Mann stellen, auf diesem einen Gebiet der politischen Propaganda hoffnungslos ungelehrig wären. Dabei hat der englische Kaufmann draußen auf dem Auslandsmarkt durchaus nicht den Eindruck, daß der deutsche Konkurrent ihm in der Kunst der Menschenbehandlung nicht mindestens ebenbürtig sei. Und der deutsche Offizier scheint es sogar besser verstanden zu haben, die persönlichen Unbeliebtheitsregungen, die im Zusammensein von Kriegsleuten verbündeter Nationen regelmäßig entstehen, zu vermeiden, jedenfalls besser als Franzosen und Engländer in ihrem wechselseitigen persönlichen Verhältnis. Auch mag man über deutsche Reisende im Ausland die Nase rümpfen, wie man will: so rasch und vollständig, wie die amerikanischen Besucher sich in Frankreich unbeliebt gemacht haben, ist es deutschen Reisenden im Ausland höchst selten gelungen.

Also kurz und gut: weshalb gerade und ausschließlich die Deutschen nicht die Eigenschaften aufweisen sollten, die dazu gehören, um in der Propaganda so viel zu leisten wie die andern, ist nicht einzusehen. Tatsächlich verhält es sich auch gar nicht so. Es sieht nur so aus. Weil man nämlich von der Meinung nicht loskommt, den Völkerhaß gegen Deutschland hätte feindliche Propaganda angerichtet, und gegen eine solche Massenwahnerscheinung müßte man durch Gegenpropaganda, also durch Zureden und durch Aufklärung aufkommen.

Weder das eine noch das andere ist menschenmöglich. Welche Aufgaben die deutsche Aufklärungsarbeit im Rahmen des Möglichen unbedingt zu lösen und welche, meist unterschätzten, Leistungen sie bereits zu buchen hat, davon wird noch zu sprechen sein.

Wir sind nunmehr hinreichend darauf vorbereitet, den Glauben an eine unheimlich überlegene, von uns nicht zu verstehende feindliche Propagandakunst als Erklärung für den Deutschenhaß außer Kraft gesetzt zu sehen. Es gilt jetzt, ganz ohne diese Voraussetzung den Geisteszustand massenwahnsüchtiger Völker zu untersuchen.

3. Massenwahn-Lehre und Psychoanalyse

Masse... Wir können es uns ruhig ersparen, auf die mancherlei Auslegungen einzugehen, die das viel zu vieldeutige Wort in der Fachwissenschaft als „psychologische Masse" erfährt. Sie lassen sich alle schließlich auf die schlichte Formel zurückbringen: Der Wortgebrauch Masse drückt die Erfahrung aus, daß das Bewußtsein, mit vielen anderen einer Meinung sein zu dürfen, es dem einzelnen gestattet, seinen Verstand außer Kraft zu setzen. Es ist eine Erlaubnis, kein Zwang. Die Menschen machen mancherlei Gebrauch von der Möglichkeit, sich durch Nichtdenken das Leben gemütlicher zu gestalten.

Wahn .. Im irrenärztlichen Sprachgebrauch wird hierunter die „krankhafte Verfälschung des Urteils" verstanden, „die sich vom Irrtum durch Unkorrigierbarkeit unterscheidet".

„Massenwahn" paßt also sehr wohl zur Bezeichnung eines Geisteszustandes, worin die Befallenen ihr Recht, in einer unverbesserlichen Verstandeswidrigkeit verharren zu dürfen, herleiten aus dem Zugehörigkeitsgefühl zur Masse der Gleichstrebenden.

Eine Einschränkung ist jedoch vorzunehmen: Der Massenwahn ist kein krankhafter, sondern er ist ein Zustand geistig gesunder Menschen, wie der Traum des gesunden Schläfers. Gleich diesem ist er in seinen Vorstellungsinhalten und seinen Gedankenabläufen der wachen Vernunft fremd, oft scheinbar entgegengesetzt.

Die Korrektur der Traumtäuschung erfolgt durch das Erwachen. Auch das Ende des Massenwahnzustandes tritt in der Regel ruckartig ein wie ein plötzliches Erwachen. Aber während es aus jedem Traum ein Erwachen gibt, beim nicht kranken Menschen, ist das beim Massenwahn nicht immer der Fall. Manche seiner Vorstellungen schleppen sich

vielmehr durch die Jahrhunderte hin, bis in das Gedankenleben unserer Gegenwart hinein, wo sie als geschichtliche Wahrheit allgemein bekannter Art hingenommen werden[1]).

Es ist ein und derselbe Mensch, der im Traum- wie im Massenwahnzustand sozusagen Ferien vom Ich, das heißt von der Oberaufsicht seines Verstandes genießt. Und es sind die geheimen Wunschregungen dieses selben Menschen, die er sich in dem einen wie dem andern Zustand, dem Einspruch des Verstandes entzogen, als erfüllbar, ja als erfüllt vorgaukelt.

„Der Traum ist die (verkleidete) Erfüllung eines (unterdrückten, verdrängten) Wunsches", sagt Sigmund Freud, der Begründer der Psychoanalyse. Wir brauchen uns auf diese Lehre im einzelnen noch nicht einzulassen, wenn wir zunächst nur jene Träume und im Anschluß daran jene massenseelischen Regungen kurz erwähnen, deren Wunscherfüllungszweck auch ohne jede Deutungskunst zweifelsfrei festzustellen ist. Das gilt z. B. von dem schon in der Bibel erwähnten Traum des Durstigen, der vom Trinken, des Hungrigen, der vom Essen träumt, des Übermüdeten, dem der Traum vorgibt, er sei bereits aufgestanden.

Die Massenseelenkunde kennt ähnlich wohltuende Selbsttäuschungen, namentlich solche, die sich auf das körperliche Wohlergehen der betreffenden, im Massengefühl verbundenen Persönlichkeiten beziehen. Auf diese durchsichtigen massenseelischen Wunscherfüllungsträume möchte ich die Bezeichnung Massenwahn nicht anwenden. Sie stellen vielmehr nur eine Vorstufe dar.

Ihr Anlaß kann zum Beispiel in dem Glaubenwollen an die Heilkraft eines Geheimmittels oder auch einer wissenschaftlich wohlbegründeten, aber mit überspannten Erfolgshoffnungen vom Publikum aufgegriffenen ärztlichen Erfindung gegeben sein, oder im leidenschaftlichen Vertrauen auf die Heilkraft einer Wunderquelle oder die Gaben eines Wundermannes. Von hier ist der Weg nicht weit zu dem gütigen und vernünftigen Coué.

Ferner ist die Börse seit den Anfängen ihrer Geschichte ein lehrreiches Beobachtungsfeld für die Wirkung des sehr gewöhnlichen und sehr mengenhaft auftretenden Wunschgedankens, schnell und mühelos reich zu werden. Er hat bei dem sogenannten Tulpenschwindel in Holland (1637) eine recht einfältige Form des gemeinsamen Glaubenwollens an unbegrenzte weitere Wertsteigerungen des gehandelten Gutes, der Tulpenzwiebeln, angenommen. Kunstvoller geschichtet war schon der Nährboden für den John Lawschen Aktientaumel am französischen Hof und im französischen Volk (1716—1720). Damals machte auch England seine Zeit der „Bubbles" durch, der Seifenblasengründungen, stark erhitzt durch das Vorbild, das der Schotte John Law in seinem französischen Wirkungskreis bot. Auch der verheerend stürmische Verlauf späterer Weltkrisen könnte zur Erläuterung für hemmungslos gewordene Gewinnhoffnungen und ebenso für die panikartig übertriebene Verzweiflung vor dem Zurückfinden zur Besonnenheit dienen. Man hat inzwischen gelernt, durch Konjunkturforschung, Notenbankpolitik, auch durch den Aufklärungsdienst im Handelsteil der Presse und dergleichen, einem ähnlichen Übermaß mengenhafter Urteils-

[1]) Sie verlieren dann allmählich an Leidenschaftlichkeit, nehmen die Eigenschaft bloßen geschichtlichen Irrtums an und werden so der nachprüfenden Berichtigung zugänglich. Das gilt namentlich für die massenwahnbetonten Kriegslegenden aus früheren Zeiten. Hans Delbrück hat hier als Bahnbrecher gewirkt. Die Forschungen Robert Hoenigers und seiner Schüler über die Kriegslegendenbildung, die das heute noch vorherrschende Erinnerungsbild an die Begleitumstände des Dreißigjährigen Krieges völlig entstellt, sollten über die engeren Fachkreise hinaus allgemein bekannter werden; ihre Ergebnisse bieten eine lehrreiche Ergänzung zu den Erfahrungen unserer Zeit. Aber bei manchen anderen dieser Erinnerungstäuschungen im Geschichtsurteil stößt die Aufklärung auf unlustiges Widerstreben. Zum Beispiel bei der Aufhellung des Dunkels der Hexenverfolgungen, bei der Klarlegung der Voraussetzungen und Vorgänge der Revolutionen, bei sog. Massenverbrechen usw. Man bekommt in solchen Fällen wohl zu merken, daß man hier auf Nachwirkungen von Massenwahnerscheinungen gestoßen ist, an deren Anlaß auch unsere Zeit sich noch seelisch stärker beteiligt fühlt. Der Psychoanalytiker spricht bei entsprechendem Verhalten einer Einzelperson von „Affektwiderständen" und „verdrängtem Komplex".

trübungen vorzubeugen. Mag auch mancher Schwarze Tag für die zunächst Beteiligten noch so stürmisch verlaufen sein, so ist das mit früheren Weltmarkts- und Börsenkatastrophen nicht mehr zu vergleichen. Man wird jedoch bei solchen Gelegenheiten immer noch die Beobachtung machen, daß die nüchterne Rechenbegabung neuzeitlicher Börsenbesucher und Börsenkunden sich keineswegs als gefeit erweist gegen massenseelisch bedingte Hemmungslosigkeiten des Gewinntraumes.

Wenn sich nun gar „Volkswohltäter" mit schwindelerregend hohen Zinsversprechungen auftun, gibt es vollends in der geschäftsfremden Bevölkerung kein Halten mehr. So war es auch im Falle der Adele Spitzeder, die für München und seine weiteste ländliche Umgebung den Gewinntaumel der ersten Gründerjahre nach dem Krieg von 1870/71 verkörperte — oder besser karrikierte. Die Szenen, die sich zwischen dieser Frau und den ihr Geld anschleppenden, aufdrängenden Bürgern und Bauern abspielten (wirklichkeitsgetreu geschildert von J. Kreis in den Münchner Neuesten Nachrichten, Einkehr vom 6. Juli 1924) stellen den ins münchnerisch Kleinbürgerliche übersetzten Abklatsch der Auftritte dar, die Liselotte von der Pfalz in ihren köstlichen Briefen vom französischen Königshof schildert, wo sich die geldunerfahrene Aristokratie, vor allem die Damen, um John Law drängte und stritt. Nur daß dieser weder ein Betrüger noch ein Dummkopf war; sondern er war eigentlich der Mann dazu, eine Art „Wunder der Rentenmark" zustande zu bringen, wenn seine Zeit dafür reif gewesen und ihm nicht mit ihrem Gewinntaumel über den Kopf gegangen wäre. Dagegen arbeitete die Spitzederin in München anderthalb Jahrhunderte später mit dem Mittel des kindlichsten Unverstandes: sie zahlte einfach aus den täglich einströmenden Neueinlagen jeweils die überirdisch hohen Zinsen von 8 v. H. im Monat, was natürlich sehr schnell dazu führte, daß sie mit einem Fehlbetrag von 8½ Millionen stecken blieb, eine im Verhältnis ungeheure Summe. Der Fall Spitzeder war geradezu ein Landesunglück. — Nach dieser Erfahrung ist es um so verwunderlicher, daß nach dem Weltkrieg in einer geschäftlich so viel erfahreneren Zeit und noch dazu in dem als besonders geschäftstüchtig ausgegebenen Berlin der Wettkonzern Klantes noch nach dem primitiven Verfahren der Adele Spitzeder arbeiten, einheimsen und verlieren konnte.

Ob es sich bei alledem nun um ein Börsenfieber oder ob es sich um solch naiven Massen-Unverstand der geschäftlich ungeschulten Bevölkerungsteile handelt, alle diese vom Reichtumswunsch verursachten Taumelzustände heilen früher oder später, mit mehr oder weniger Schmerzen, von selber. Denn zum Schluß muß doch einmal die harte Wirklichkeit in der unerbittlichen Sprache der Zahlen und einer Geldrechnung zu Worte kommen. Wer sich dieser Sprache dauernd verschließt, kommt um sein letztes Geld und scheidet aus.

Es gab jedoch einmal eine die Weltbörsen vorübergehend störende Taumelerscheinung, die auf Wunschgedanken abseits von Geld und Gelderwerb beruhte und daher nur schwer zur Heilung kam. Das war die Sabatai-Epidemie zu Spinozas Zeit, ein Ausbruch des jüdischen Chiliasmus, des Glaubens an die Ankunft des Erlösers und die Aufrichtung des Tausendjährigen Reiches. Das Mittelalter kannte manche sehr weitgreifende Erscheinung des christlichen und des jüdischen Chiliasmus. Aber die Sabatai-Epidemie trat in einer Zeit auf, in der im allgemeinen diese Schwarmgeisterei längst keine Rolle mehr spielte. Sie ergriff Menschen, die sich als weltkundige, kühle Rechner bewährt hatten. Mit den andern Juden aus aller Welt gerieten nämlich auch die jüdischen Kaufleute und Bankiers in den großen Wirtschafts- und Seestädten, vor allem in Hamburg und Amsterdam, unter den Einfluß dieses ihres Wunscherfüllungstraumes vom Ende aller Verfolgungen. (Die Erinnerung an die Austreibung aus Spanien und Portugal war noch frisch.) Man verkaufte Haus und Besitz, um den Erlös Sabatai zur Verfügung zu stellen. Man ließ Gewerbe und Geschäft im Stich. Ein Strom von Pilgern machte sich auf den Weg ins Morgenland, wo der falsche Messias aufgestanden war. Der Aufklärung und Belehrung war dieses mengenhafte Glaubenwollen unzugänglich. Rabbiner, die abzumahnen versuchten,

wurden mit dem Tode bedroht und mußten fliehen. Sogar als Sabatai selbst die Aufklärung in die Hand nahm, indem er auf Veranlassung des Sultans zum Islam übertrat, selbst da erwiesen sich noch die der Glaubenswut eigenen Denkkurzschlüsse als möglich, die diese Tatsache umzudeuten oder auszuschalten vermochten.

Auch die Miller-Epidemie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zeigte noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts dieselben Merkmale der Unbelehrbarkeit, obgleich zweimal der von dem „Propheten" Miller als Weltuntergangstermin angesagte Tag verstrichen war. Selbst nach der zweiten Enttäuschung, vor der Scharen von Anhängern all ihrer Habe sich entäußert hatten, verlief sich die Bewegung noch nicht. Und während diese Zeilen geschrieben werden, kommt aus Frankreich die Nachricht, daß dort im gegenwärtigen Jahre 1927 die Miller-Sekte von sich reden macht. Der Wunsch, übermorgen den Himmel auf Erden zu erleben, ist Vater ihres Gedankens bzw. Ursache ihres Nichtdenkens.

Für solche Fälle von Schwarmgeisterei ließen sich aus unserer Gegenwart noch überraschend zahlreiche Beispiele anführen. Sie brauchen uns hier nicht zu beschäftigen. Ein krankhafter Einschlag ist bei diesen Sammelstellen von Psychopathen aller Art nicht zu verkennen. Und wir haben es hier mit den massenseelischen Wunscherfüllungsbildern geistig gesunder Menschen zu tun.

Im Kriegsfall ist das Glaubenwollen, daß die feindlichen Soldaten jämmerliche Feiglinge seien, ein begreiflicher Wunsch. Er regt sich um so lebhafter und nimmt in Legenden und Bildern um so verzerrtere Traumgestalt an, eine je größere geheime Angst vor der persönlichen Tapferkeit und Schulung des Gegners er übertäuben muß.

Und so zieht sich die Feiglingslegende durch die ganze Kriegsgeschichte vom Xerxeszug bis zum Weltkrieg und verrät dem Kundigen, wann, wo und wie sehr eine an Menge überlegene Streitmacht sich vor dem persönlichen Gefechtswert ihrer weniger zahlreichen Gegner zu fürchten Anlaß zu haben glaubte. Weshalb auch die Franzosen, um ihre gegenwärtige „Sicherheits"-Angst glaubhaft zu machen, am zweckmäßigsten die in unzähligen Massen und immer neuen Abwandlungen von ihnen verbreiteten Darstellungen von der unsäglichen Feigheit und militärischen Untüchtigkeit deutscher Soldaten hervorholen sollten.

Ferner ist bei einem Kriegsausbruch der Wunsch verständlich, von der eigenen moralischen Stärke, also von der Gerechtigkeit der eigenen Sache überzeugt sein zu dürfen. Im eigenen Volke kommt daher, solange es am Kriegsausgang nicht verzagt, den Versicherungen der eigenen Regierung von vornherein ein stürmisches Glaubenwollen entgegen. Jeder Krieg erweckt in jeder Staatsgemeinschaft, ganz gleich, wie sich bis dahin der Parteigeist betätigt hat, dieses durch den Gleichklang der Befürchtungen und Hoffnungen von Millionen schicksalsverbundener Menschen verstärkte massenseelische Verlangen.

Ein solches verständliches Glaubenwollen samt den ihm innewohnenden Irrtumsneigungen und Voreingenommenheiten braucht keineswegs unter allen Umständen so über jede menschliche Vernunft hinaus übersteigert zu sein, daß es zum Massenwahnzustand wird. Immerhin ist nicht zu verkennen, daß hier — wie auch bei den anderen massenseelischen Wunschgedanken über den Feind als Krieger und den Feind als Menschen — die Grenzen zum ausgesprochenen Massenwahn hin bereits verschwimmen. Der viel mißbrauchte Ausdruck „Kriegspsychose" weckt allerdings die falsche Vorstellung, daß der Kriegszustand als solcher allein schon die Nationen in Völkerhaß versetze und der Hetzpropaganda zugänglich mache. Das ist selbst bei kriegführenden Völkern nicht durchweg der Fall. Auch hätten sich sonst schwerlich die meisten Zuschauervölker des Weltkrieges — und nicht nur die kämpfenden Nationen — so außerordentlich stark und lange anhaltend im Massenwahn verfangen.

Sonst hätte auch zur Zeit des amerikanischen Sezessionskrieges (bis 1865) nicht in dem damals neutralen England ein Massenwahnausbruch gegen die Nordstaaten und ihren Führer Lincoln ob seiner und seiner Truppen angeblicher „Roheit" und „Grausamkeit"

und Brutalität „ganz besonders gegen Frauen" lostoben können, der aller Aufklärungs- und Berichtigungsmühen der amerikanischen Abgesandten spottete. Ganz ähnlich wie es mit den entsprechenden Bemühungen der deutschen Abgesandten während des Weltkrieges in den anfangs neutralen Vereinigten Staaten ergangen ist. (Auch der eigentliche Grund war beide Male derselbe: Die Granatenneutralität Wilsons im Anfang des Weltkrieges, und die der englischen Regierung im Sezessionskrieg. Diese Art von Parteinahme des eigenen Staates weckt im Volk stets das massenseelische Entlastungsbedürfnis; und das heischt seine Befriedigung, man könnte ebenso sagen: seine Betäubung, durch den Wunschtraum von der bodenlosen Schlechtigkeit desjenigen kriegführenden Volkes, dem man derart, ohne sich in offenem Krieg mit ihm zu befinden, ohne eigenen Einsatz und Gefahr, aber nicht ohne geldlichen Vorteil, in den Rücken fällt. — Die Granatenneutralität erzeugt gehässigere Kehrbilder des unterdrückten Gewissens als offene Kriegsansage.)

In der Reihe der massenseelischen Wunscherfüllungen sind wir nunmehr beim ausgeprägten Massenwahn angelangt. Die Massenwahnvorstellungen sind also Wunscherfüllungsbilder. Sie unterscheiden sich von den früher erwähnten dadurch, daß sie den Wunsch, nein, eine Sucht, ein schreiendes Verlangen verraten, von einzelnen oder Vielheiten von Nebenmenschen schlechter (nicht nur dümmer) denken, über sie Böseres glauben zu dürfen, als der Verstand und die eigenen Kenntnisse eigentlich zulassen.

Ist es nun menschliche Niedertracht und Bosheit, die in der Sucht nach Schlecht-Denken-Wollen über andere zum Durchbruch kommt? Im ersten Schreck über Massenwahnausbrüche pflegt man das anzunehmen. In Wirklichkeit haben wir jedoch meist Leute vor uns, die zweifelsohne Verstand und Gewissen besitzen und die trotzdem mit einem ihrem sonstigen Wesen fremden Jähzorn jeden Versuch abwehren, sie auch nur zum Nachdenken darüber zu bringen, ob und wie weit ihre finsteren Vorstellungen den Tatsachen widersprechen. Das ist auffällig. Es sind doch Bilder von peinigendem, abscheulichem Inhalt, die in ihrem Hirn spuken und ihre ingrimmige Entrüstung hervorrufen!

Nun, diesen Zweck wollten ja die verbrecherischen Hetzer gerade erreichen, indem sie jenen finsteren Trug in die Köpfe hämmerten — so erklärt sich der Propaganda-Aberglaube die Sache. Er bleibt aber die Antwort schuldig auf die Frage: weshalb nur diese Hetzer, deren Betriebsamkeit und böser Wille gewiß nicht geleugnet werden soll, Glauben finden, einen begierigen, unersättlichen Glauben, während die Gegenbeweise der Aufklärungsarbeit auf brüsken Unglauben stoßen, ja meist überhaupt nicht zur Kenntnis genommen werden? Man sollte doch erwarten, ein guter Europäer in neutralem Staat müßte bereitwillig von der ihm gebotenen, ja aufgedrängten Möglichkeit Gebrauch machen, sich über irgend eine Greuellegende zutreffend zu unterrichten und etwa herauszufinden, daß die Nachbarn keine gewohnheitsmäßigen Kindermörder sind; er müßte sich doch eigentlich freuen, die quälende, seine ohnmächtige Empörung aufpeitschende Vorstellung los zu werden. So sollte man meinen. Und so ist es beim normal denkfähigen Menschen. Beim Massenwahnsüchtigen ist es anders. Der ist nicht etwa nur mißtrauisch. Sondern er wehrt sich gegen jeden, der ihn aus seinem wüsten Traum reißen möchte, wie gegen einen Feind. In einem bestimmten Bezirk seiner Gedankenwelt — es ist immer nur ein haarscharf begrenzter Teilbezirk — *will* er leben wie in einem lastenden, bösen Traum.

Daß eingebildete Wunscherfüllungen in derart erschreckender Fratzengestalt auftreten können, ist der Traumdeutung nach der Freudschen Theorie eine längst vertraute Erfahrung. Freud selbst sagt in seinem Hauptwerk, „daß der Traum einen geheimen Sinn hat, der eine Wunscherfüllung ergibt", und wendet diesen Grundsatz auch auf die peinlichen und ängstigenden Träume an: das hier empfundene Unlustgefühl schließe das Bestehen eines Wunsches nicht aus: „Es gibt bei jedem Menschen Wünsche, die er sich selbst nicht eingestehen will. Anderseits finden wir uns berechtigt, den Unlustcharakter all dieser Träume mit der Tatsache der Traumentstellung in Zusammenhang zu bringen und zu schließen,

diese Träume seien gerade darum so entstellt, und die Wunscherfüllung in ihnen bis zur Unkenntlichkeit verkleidet, weil ein Widerwille, eine Verdrängungsabsicht gegen das Thema des Traumes oder gegen den aus ihm geschöpften Wunsch besteht. Die Traumentstellung erweist sich also tatsächlich als ein Akt der Zensur . . ." (Freud, „Traumdeutung".)

Die Traumentstellung ist jedoch keineswegs nur in den peinlichen Träumen wirksam, sondern auch in den freundlichen. „Beim Erwachsenen scheint es allgemein gültige Bedingung für den traumschaffenden Wunsch, daß er dem bewußten Denken fremd, also ein verdrängter Wunsch sei, oder doch, daß er dem Bewußtsein unbekannte Verstärkungen haben könne . . ." (Freud, „Der Witz".)

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, zu entscheiden, ob und wie weit diese psychoanalytische Traumdeutung sowie die damit zusammenhängende Neurosenlehre von Freud und seinen Schülern über ihr Ziel hinausschießt, ob und wie weit der höchst verwickelte Vorgang, den der Forscher bei der Entstehung des „manifesten Trauminhalts" aus den „latenten Traumgedanken" annimmt, tatsächlich dem Trauminhalt „all seine uns befremdenden Sonderbarkeiten abgestreift" hat. Der Mensch ist dem Irrtum unterworfen wohl auch dort, wo er mit den äffenden, täuschenden und verhüllenden Irrtumsmächten seines eigenen Innern sich herumschlägt. Dazu kommt: für einen größeren Kreis von Pfuschern — der höfliche Ausdruck lautet: Dilettanten — ist es Modesache geworden, den derzeitigen Zustand der wissenschaftlichen Unklarheit auszunutzen, indem sie sich als Seelenkenner und Traumdeuter im Trüben tummeln. Diese kompromittierende Sorte von Anhängern darf nicht als Gegenbeweis gegen die wirklichen bisherigen Ergebnisse der Psychoanalyse gelten, die eben immer noch mehr ein Verfahren, eine Praxis ist, also ganz auf das persönliche Können des einzelnen gestellt ist, und weniger eine zu lehrende Theorie. Und wenn sich gegen viele Einzelheiten der Erklärungsversuche Freuds die wissenschaftlich strenge Fachkritik erhebt, so ist auch gegenüber deren berechtigten Einwänden festzustellen: es ist ein Tappen und Tasten im Dunkeln, was die Psychoanalyse unternimmt; aber ihr Tasten hat auch schon zu manchem Begreifen bisher unbegreiflicher Vorgänge geführt.

Wohl begreiflich findet es der von der Betrachtung der Massenwahnerscheinungen herkommende Beobachter, daß er auch im Traumleben den Menschen im Versteckspielen vor seinem besseren und klügeren Ich antrifft.

Die Psychoanalyse ist ursprünglich als Untersuchungs- und Heilverfahren für neurotische Patienten entwickelt worden. Die sollen dazu gebracht werden, sich ihrer uneingestandenen Vorstellungsfragmente bewußt zu werden, die nicht nur durch ihre Träume spuken, sondern sich auch in Gestalt der Symptome des Nervenleidens dem wachen Patienten aufdrängen. Der Psychoanalytiker spricht vom „verdrängten Komplex" als den unterdrückten und darum krankmachenden Gedanken. Werden sie dem Leidenden bewußt gemacht und von ihm zu Ende gedacht, erledigt, „abreagiert", so erfolgt dadurch die Befreiung von den gespenstischen Störenfrieden und die Heilung. Der „verdrängte Komplex" ist nun mit all den Zutaten von ewig nachwirkenden Frühkindheitseindrücken, von den eintönig vorherrschenden Sexual-„Komplexen" eine gar weitschichtige Angelegenheit geworden, worin der Tatsachenkern oft nur schwer von der Überschwänglichkeit begeisterter Adepten zu scheiden ist. Aber auf jeden Fall hat die wissenschaftliche Beschäftigung mit solchen „verdrängten", also sozusagen mit aller Gewalt vergessenen Vorstellungen zu der Erkenntnis geführt, daß auch im Vergessen, im Nicht-erinnern-können des Menschen, ein „unbewußtes" Nicht-mehr-wissen-wollen stecken kann.

„Man möge . . . nicht einwenden," sagt Freud, „daß wir es im Gegenteil häufig genug unmöglich finden, peinliche Erinnerungen, die uns verfolgen, los zu werden und peinliche Affektregungen, wie Reue, Gewissensbisse zu verscheuchen. Es wird ja nicht behauptet, daß diese Abwehrtendenz sich überall durchzusetzen vermag." Und an einer vorangegangenen

Stelle zieht er aus einer Reihe von Beispielen den Schluß: „Man findet also auch bei gesunden, nicht neurotischen Menschen reichlich Anzeichen dafür, daß sich der Erinnerung an peinliche Eindrücke, der Vorstellung peinlicher Gedanken, ein Widerstand entgegensetzt. Die volle Bedeutung dieser Tatsache läßt sich aber erst ermessen, wenn man in die Psychologie neurotischer Personen eingeht. Man ist genötigt, ein solches elementares Abwehrstreben gegen Vorstellungen, welche Unlustempfindungen erwecken können, ein Bestreben, das sich nur dem Fluchtreflex bei Schmerzreizen an die Seite stellen läßt, zu einem Hauptpfeiler des Mechanismus zu machen, welcher die hysterischen Symptome trägt." (Freud, „Psychopathologie des Alltagslebens".)

Selbstverständlich darf man die beim Einzelmenschen zu beobachtenden geistigen Vorgänge solcher Art nicht ohne weiteres auf die massenseelischen Urteilstrübungen übertragen. Aber die Vergleichsmöglichkeiten besonders mit dem Massenwahnzustand gehen doch außerordentlich weit. Auch dieser Zustand bringt — wir werden das noch näher sehen — ein plötzlich einsetzendes Vergessenwollen bestimmter Gedächtnisinhalte mit sich. Daß in diesem Zustand das Widerstreben gegen das Erinnertwerden sich mit zornigem Ungestüm, geradezu wie Angst vor einer schmerzhaften Berührung kundgibt, haben wir häufig erfahren.

Der Psychoanalytiker benutzt die zwanglosen „Einfälle" der zu untersuchenden Person, um hinter die versteckt im Unterbewußtsein wirkende Bedeutung ihrer Traumbilder, ihrer auffälligen Gedächtnislücken usw. zu gelangen. Wie er einen tiefer liegenden Sinn darin vermutet, daß jemandem gerade dies oder jenes und nichts anderes „entfallen" ist, so sucht er erst recht einen bedeutungsvollen und deutungsfähigen Zusammenhang in dem, was der Person in müßigem Spiel der Phantasie „einfällt". Aus diesen Zusammenhängen konstruiert er die verdrängten Regungen des Unterbewußtseins, des Spielers mit diesen herein- und herausfallenden Gedankenbällen.

Da auch Lügen etwas sind, was einem einfallen muß, so kann man auch bei ihnen Schlüsse auf uneingestandene Gegenwünsche und Hemmungen ziehen. Der Zweck einer Täuschung mag klar zutage liegen; weshalb ist dem Lügner aber gerade diese und nicht jene, vielleicht geschicktere und eigentlich näherliegende Lüge eingefallen?

Man erhält überraschend deutliche Antwort, wenn man mit dieser Frage an die anscheinend so verworrenen Einfälle massenwahnsüchtiger Denkgemeinschaften herantritt. Nicht nur in den vernunftwidrigen Gerüchten dunklen Ursprungs, sondern selbst in den böswillig erfundenen Hetzlügen offenbart sich dem Kundigen jedesmal ein erstaunlich eindeutiger Hinweis auf verdrängte Vorstellungen ganz bestimmter Art.

Die Deutungsaufgabe des Massenpsychologen ist viel einfacher als die des Psychoanalytikers, der einen Einzelmenschen untersucht. Denn das Seelenleben jedes Menschen ist eine ganze Welt voll Dunkelheiten, Widersprüchen und unerwarteten Möglichkeiten. Aber nur ein verhältnismäßig eng umgrenzter Teil dieser Vielgestaltigkeit von Kräften kommt massenseelisch zur Geltung. Und besonders die uns hier beschäftigende Erscheinung des Massenwahns ist ausschließlich auf den Menschen in seiner besonderen Eigenschaft als zoon politikon, als staatsgebundenes Lebewesen, gestellt. Der Massenwahn trat immer nur im Umkreis politischer Geschehnisse auf, auch dort, wo religiöse Leidenschaften die Einkleidung für ein (eben stets durch die politischen Vorgänge erzeugtes) unmenschliches Glaubenwollen abgaben. Darauf kann jetzt nicht eingegangen werden. Daß in der Gegenwart der Massenwahn durchweg politisch bedingt ist, bedarf keines Beweises.

Vielleicht ist es nicht überflüssig, nochmals zu betonen, daß die Lehre vom Massenwahn hier keineswegs aus der Psychoanalyse abgeleitet wird. Vielmehr wird nur auf die Entsprechungen hingewiesen, die zwischen den beiden Untersuchungsgebieten unstreitig vorhanden sind. In beiden ist die Überlistung des wachen Verstandes Objekt der Beobachtung, hier beim Einzelmenschen, dort beim Menschen in der Masse. Es wird im folgenden auch

von den Unterschieden zu sprechen sein. Eine weitere Übereinstimmung ist jedoch auch in der für den Menschen hier wie dort gegebenen Grundlage vorhanden:

Die Psychoanalyse betrachtet insbesondere jene geheimen Seelenregungen des Einzelmenschen, die aus einem Zwiespalt zwischen Wünschen und Dürfen entspringen, einem aus dem Bewußtsein verdrängten Zwiespalt, der im schlimmsten Fall zur „Flucht in die Krankheit", zur Neurose, führen könne.

Ein vor dem Ich zu verhehlender Zwiespalt zwischen Tunmüssen und Glaubenwollen ist es, der Denkgemeinschaften im schlimmsten Fall zur Flucht in den Massenwahn führt. Der Massenwahn setzt voraus: das gemeinsame Mitverantwortungsgefühl von vielen Menschen an für sie gewissensbelastenden Tatbeständen, die zu ändern sie nicht die Macht oder den Willen haben.

4. Völkerhaß und Klassenhaß

Neutralität kennt die Massenseelenkunde nicht. — Und zwar wohl deshalb, weil sie auch der Einzelmensch in seinem Gefühlsleben nicht kennt. Das habe ich an anderer Stelle[1]) an folgendem Beispiel zu verdeutlichen gesucht:

Beobachte dich selbst: du kommst auf der Straße vorbei, wie gerade zwei Jungen von sieben anderen mißhandelt werden. Du gehst vorüber. Dein Verstand gebietet es dir aus irgendwelchen durchschlagenden Gründen. Lausche in dein Inneres, wenn du weitergehst, und du wirst dein Entlastungsbedürfnis sprechen hören: „Alle diese Jungen taugen nichts, die einen so wenig wie die andern", wird es dir zuraunen; denn es tut dir jetzt, wo du deine Hilfe verweigert hast, wohl, wenn du glauben darfst, die Mißhandelten verdienten deine Hilfe nicht.

Es besteht eine Art Solidarhaftgefühl in der Menschheit für den Sieg des Rechts und des Guten in der Welt. Und es besteht der Hang, dieses Gefühl umzubiegen in die Meinung: wo ein Unglück ist, da ist eine Schuld; der Unterlegene hat Unrecht.

Wo gar eine abgegrenzte Gemeinschaft von Menschen sich verantwortlich fühlt für Tatbestände, die sie hat schaffen helfen oder gegen die sie aus duldender Schwäche nichts zu unternehmen, vielleicht selbst nichts zu sagen wagt, da äußert sich das Entlastungsbedürfnis gar stürmisch, das Bedürfnis der Schuldsuche beim Opfer.

Nun ist es auffällig, wie schnell die Leute bereit sind, sich als eine Denkgemeinschaft zu empfinden. Unter Denkgemeinschaft ist hier die durch das Gefühl gemeinsamer Verantwortung an irgendeinem bestimmten Tatbestand verbundene Vielheit zu verstehen. Ein und derselbe Mensch kann gleichzeitig zu sehr verschiedenen Denkgemeinschaften gehören. Auch kann er sich plötzlich und unvermutet in eine solche versetzt fühlen. Vorstufen dazu finden wir bereits bei der Parteienbildung über die Frage von Schuld und Unschuld bei überraschenden Zwischenfällen. „Oft genügt ein einziges Ereignis, die Auseinandersetzung mit dem Schaffner, ein Zusammenstoß der elektrischen Bahn mit einem Rollwagen, um den Reaktionen der zufällig Zusammengeratenen den Stempel der Partei aufzudrücken", sagt Moede. („Experimentelle Massenpsychologie".)

Ein Volk ist gegenüber einem andern Volke natürlich Partei. Das Gefühl der gemeinsamen Verantwortung macht es zur stärkst ausgeprägten Denkgemeinschaft in dem Augenblick, in dem durch seine Regierung neue Tatbestände im Verhältnis zu andern Völkern geschaffen werden. Es ist eine feststehende Erfahrung, daß sich die Völker nahezu unbeschränkt für die Handlungen und Unterlassungen ihrer Staatsleitungen gegen andere Staaten verantwortlich fühlen; und zwar ist diese Erscheinung keineswegs nur in solchen Staaten zu beobachten, die gemäß dem demokratisch-parlamentarischen Grundsatz von den Regierten regiert zu werden behaupten. Bekanntlich ist es daher auch für verantwor

[1]) „Der Massenwahn, seine Wirkung und seine Beherrschung." Verlag C. H. Beck, München.

tungslose Regierungen eine bequeme und nie versagende Ausflucht, aufkommende innere Unzufriedenheit und Parteiengegnerschaft zu verscheuchen durch einen Krieg (Napoleon III.) oder Vortäuschen einer Kriegsgefahr, wofür die Gegenwart genügend Beispiele bietet.

Die Denkgemeinschaft ist also die Trägerin des Entlastungsbedürfnisses. Und da die ihm jeweils zugrunde liegenden Tatbestände von Regierungen geschaffen werden und gegen die Machtbereiche anderer Regierungen sich richten, so sind es in Wirklichkeit nicht Völker im ethnologischen Sinne, sondern Untertanenschaften, die sich zu Denkgemeinschaften zusammengeschlossen fühlen. Z. B. die Deutsch- und Welsch-Schweizer. Und ihr Entlastungsbedürfnis bezieht sich gleichfalls auf Untertanenschaften, und nicht auf andere „Völker". Der Völkerhaß als Massenwahnerscheinung richtete sich nicht gegen die Deutschen als Nation, sondern als Untertanen des eingekreisten Reiches.

Der Weltkrieg war keineswegs der erste Fall eines wahnbetonten Völkerhaßausbruchs. Auf das Beispiel Lincolns und der Engländer wurde bereits verwiesen; auch die Erfahrungen Friedrichs des Großen mit der Wandlungsfähigkeit der Weltmeinung könnten herangezogen werden. Nicht nur die Nachwelt, sondern bereits die Zeitgenossen vergessen mit erstaunlicher Plötzlichkeit und Vollständigkeit alles, was ihrer Sinneswandlung zugunsten des Siegers vorangegangen war.

An und für sich ist ein eingekreister Staat schon aus dem oben als Solidarhaftgefühl der Menschheit bezeichneten, gewöhnlichen Empfinden der tatenlosen Zuschauer heraus der Gefahr ausgesetzt, daß gerade weich gestimmte Menschen ihm die Schuld an dem ihm offenbar bevorstehenden Ungemach zuzuschieben sich versucht fühlen. Man hat schon vor Ausbruch des Weltkrieges darüber geklagt, daß die Weltmeinung Deutschland so ungünstig gesonnen sei. Es war das Einkreisungsgeräusch. Man wird die — allerdings gegen die späteren Massenwahnausbrüche viel harmlosere — ungünstige Stimmung genau Schritt halten sehen mit dem Bekanntwerden der durch die Ententediplomatie geschaffenen Tatbestände. Die Tatsache der Einkreisung durch Kriegsbündnisse war ja durch Handlungen, Reden und Schriften der Öffentlichkeit so vertraut gemacht, daß es der Kenntnis der inzwischen ans Licht gekommenen, seinerzeit noch vor dem Unterhaus abgeleugneten förmlichen Bindungen gar nicht bedurfte, um den Völkern ein recht sicheres Ahnen von den wahren Zusammenhängen zu ermöglichen.

Überhaupt sollte man in Deutschland über dem an sich sehr nötigen und richtigen Bemühen, die gegnerischen Legenden zu widerlegen, nicht vergessen, die Frage zu stellen: gab es denn etwas aufzuklären? Was heute geschwindelt und geglaubt wird, das widerspricht zu einem großen Teile dem, was dieselben Leute seinerzeit sehr gut wußten. Sie haben es auch bekundet, daß sie es wußten. Die Witzblätter sind ja zuverlässige Zeugen dafür, was an politischen Tatsachen im Publikum als bekannt vorausgesetzt wird. Und jene französische Witzblattzeichnung vom deutschen Kaiser, dem es schwül wird unter den von allen Windrichtungen gegen ihn, gegen das Reich, im Anschlag liegenden Bajonetten ist durchaus kein vereinzeltes Dokument.

Aber gerade weil das alles so eindringlich offenkundig zu Tage lag, mußte nach der hier vorgetragenen Lehre das Entlastungsbedürfnis ein um so schreienderes Begehren nach dem Wunscherfüllungstraum „das Opfer ist schuld" hervorrufen. Es ist also falsch, zu sagen: obwohl die Völker alles das wußten, verfielen sie in den Massenwahn. Nein, weil sie es wußten und weil sie dies Bewußtsein unterdrücken mußten, brauchten sie den Massenwahn als Betäubungsmittel.

Denn auch das lehrt die Geschichte, lehrt übrigens auch das Verhalten des deutschen Volkes im Weltkrieg: ein Volk, das in der ehrlichen und vor dem Wachverstand stichhaltigen Überzeugung von der Gerechtigkeit seiner Sache in einen Krieg zieht, das wird nicht von dieser Sucht nach der Betäubung im Völkerhaß befallen. Zwar werden ihm massenseelische Wunschgedanken manchen Streich spielen. Aber ein so vernunftverbotenes Glaubenwollen an untermenschliche Schlechtigkeiten des Gegners wird man bei ihm nie beobachten.

Ursache des Völkerhasses sind also die Taten, die gegen ein Volk begangen werden. Der massenseelische Ausgleich der sich mitverantwortlich fühlenden Denkgemeinschaften besteht im Massenwahn.

Daraus folgt nun: Nicht ein Haß so Vieler gegen den Einen hat den Krieg erzeugt; sondern erst der Krieg der Vielen gegen den Einen hat dessen Verhaßtheit erzeugt. Im Anfang war die Tat.

Die Deutschen sind nicht vereinsamt, weil sie unbeliebt waren; sondern als die Mängel ihrer Staatskunst sie zum Opfer einer Einkreisung hatten werden lassen, da wurden sie in dem Maße, in dem diese Tatsache der Öffentlichkeit der Welt bekannt wurde, unbeliebt.

Wir leiden nicht deshalb Unrecht, weil man uns verkennt; sondern weil uns Unrecht angetan wird, deshalb will man uns verkennen.

Unrecht tun macht ein Volk weniger unbeliebt, als Unrecht leiden. (Siehe Franzosen und Deutsche nach dem Krieg.)

Unangreifbarkeit macht beliebt. Wehrlosigkeit gegen fremde Angriffsabsichten fördert den Haß der Angriffslustigen.

Denn vor dem Entlastungsbedürfnis der Massenseele (und, wie gerade auch die Psychoanalyse behauptet, vor dem besseren Ich des Einzelmenschen) ist der vollbrachten Tat gleichwertig die geplante.

Daß Granatenneutralität, die gewinnbringende, ohne eigenen Einsatz betätigte Parteinahme gegen ein kriegführendes Volk, ein besonders stürmisches Entlastungsbedürfnis und dementsprechende Völkerhaßregungen fördert, ist an zwei Beispielen erläutert worden. Erst diese Parteinahme Wilsons hat — darin stimmen auch amerikanische Beurteiler mit dem Verfasser überein — die anfangs sehr geteilte, auf keinen Fall überwiegend der Entente geneigte Volksstimmung in den Vereinigten Staaten so beeinflußt, daß die widerwärtigsten Hetzereien und Verunglimpfungen als Propagandafieber sich breit machen durften.

Hinzu trat eine rücksichtslos jedes Widerstreben unterdrückende Gewalt. Aber auch solche Gewaltanwendung einer Regierung gegen eigene Volksteile weckt bei den andern Volksgenossen, wenn sie offen gegen diese Vorgänge nicht aufzutreten wagen dürfen, ein massenseelisches Entlastungsbedürfnis. Ausnahmegesetze sind stets von einem vernunftwidrigen Glaubenwollen der Massen an ganz tolle Schlechtigkeiten der unterdrückten Bevölkerungskreise begleitet. Dies findet man auch bestätigt, wenn man in den deutschen Tageszeitungen aus den Jahren des Kulturkampfes und dann des Sozialistengesetzes nachblättert. Auch hier hat das charakteristische Vergessen, das nach allen durch Änderung des gewissenbelastenden Tatbestandes zum Erlöschen gebrachten Massenwahnerscheinungen einsetzt, die Erinnerung zwar nicht an die damaligen Tatbestände, wohl aber an die sie begleitende, sehr ungewöhnliche Stimmung weggewischt. Der streng konservative russische General Komaroff-Kurloff verriet also eine durchaus zutreffende Einsicht, wenn er die Ausnahmegesetze der Zarenregierung gegen die Juden abgeschafft wünschte mit der Begründung: sie (die Ausnahmegesetze) „erhielten unter der örtlichen Bevölkerung die feindselige Stimmung gegen die Juden aufrecht. In diesem letzteren Umstande ist auch meiner Ansicht nach eine der hauptsächlichsten Ursachen zu den Judenpogromen zu suchen, und hierauf beschränkt sich auch die ‚Beteiligung' der Regierung an ihnen." (Komaroff-Kurloff, „Das Ende des russischen Kaisertums".)

Daß bei der Errichtung von Diktaturen, wie der des Faschismus oder denen früherer Gegenrevolutionen, dasselbe Einschwenken des leidenschaftlichen Glaubenwollens der Massen gegen die bekämpften Volksteile eintritt, ist eine Erfahrung, die allgemein bekannter wäre, wenn man nicht die Zahl der gegen Diktaturen protestierenden Intellektuellen zu überschätzen pflegte. An und für sich hat auch dies einen guten Grund: es ist nicht die Masse als solche, sondern es ist die Macht der Idee — der stets von verhältnismäßig wenigen getragenen Idee — die insoweit, als sie auf den Verantwortungsmut der Machthaber einwirkt, über das Schicksal der Regierungsformen entscheidet.

Der vollbrachten Tat gleichwertig ist die geplante. Daher äußert sich eine massenwahnbetonte Gehässigkeit, der Klassenhaß (in dem hier besonders aufzufassenden Sinne) als Begleiterscheinung solcher Parteibestrebungen, die nach unrechtlicher Gewaltanwendung gegen andere Volksteile, nach einer Klassendiktatur trachten. Als Klasse sei hier die durch das Bewußtsein des gleichen Schicksals im Staate verbundene Gemeinschaft verstanden. Der Klassenhaß ist ein Bös-glauben-wollen über diejenigen Klassen, die zum Objekt der Vergewaltigung ausersehen sind. Er eignet als Begleiterscheinung dem Denken derjenigen Klasse, die solches plant. Seine Ausdrucksformen sind streng nach den Regeln des Massenwahns dieselben wie die des Völkerhasses: Spiegelgedanken und Kehrbilder.

5. Kehrbilder des Massenwahns

Der Massenwahnzustand der Neutralen im Weltkrieg ist durch die englische Flotte geschaffen worden. England war der Herr über alle Brotkörbe. Es war lebensgefährlich, auch nur durch laute Kritik seinen Unwillen zu erregen. Daher fehlte die Möglichkeit, beengten Gefühlen über Kriegshandlungen der Entente den befreienden Ausdruck zu geben, der seinerzeit im Burenkrieg dem europäischen Gewissen Erleichterung verschafft hat. Wir dürfen nie vergessen, daß auch eine solche Zwangslage zum massenseelischen Ausgleich der Schuldsuche am Opfer verleitet.

Zudem mußten die Neutralen sich jedoch mitschuldig am völkerrechtswidrigen Hungerkrieg machen. In den Niederlanden und der Schweiz saßen fremde Oberaufsichtsbehörden, wirtschaftliche Oberregierungen. Selbst kein Verbandsstoff, keine Artikel der Säuglingspflege durften ausgeführt werden. Ich habe diese Verhältnisse in ihren Rückwirkungen auf das Rote Kreuz in dieser Zeitschrift[1]) bereits einmal beleuchten dürfen. Auch hier betätigte sich die feindliche Propaganda in ähnlicher Weise, wie beim Kadavermärchen: in unzähligen, mit widriger Lustmörderfreude ausgemalten Bildern und ergänzenden Meldungen wurde das angebliche Hungersterben unzähliger deutscher Kinder diesen Neutralen recht eindringlich vor Augen geführt. Daß sie menschenfreundliche Naturen waren, haben sie ja durch die Aufnahme und Pflege und die rührende Anhänglichkeit, die sie deutschen Kindern bei sich zuhause boten, bewiesen — wenn es überhaupt noch eines Beweises bedurft hätte. Man müßte einmal nachforschen, ob solche neutrale Menschenfreunde, die derart ihrem guten Herzen Genüge zu tun die Möglichkeit hatten, daraufhin noch das Bedürfnis des Glaubenwollens an deutsche Greuel fühlten.

Das Kehrbild des Entlastungsbedürfnisses der Mitschuld am Hungerkrieg war das Kindermördermärchen. Die Greuelfreude an abgehackten Kinderhänden hatten französische Zeichner und Schreiber schon 1870/71 an den Tag gelegt. Dazwischen waren auch die der Faschoda-Zeit, kurz vor dem Abschluß der Entente vorhandenen unfreundlichen Regungen gegen England in Greuelbildern französischer Herkunft zum Vorschein gekommen, auch hier mit nach Indien oder anderen Kolonien — um Kolonialerwerb ging damals der französisch-englische Hader — verlegten Kindermördereien. Das Material liegt, wie man sieht, immer bereit. Weshalb auch Neutrale diesmal die widernatürliche Gier nach einem Belogenwerden durch solche früher unwirksamen Scheußlichkeiten verrieten, ist jetzt wohl klar. Man sieht auch, mit welcher Deutlichkeit die Massenwahnvorstellung durch die Wahl des Kehrbildes auf den veranlassenden Grund des Entlastungsbedürfnisses hinweist: auf die Mitschuld an dem Hungerkrieg in seiner am meisten gewissensbelastenden Auswirkung, nicht der auf die Kinder im Unschuldsalter.

Da nun die deutsche Propaganda sich beeiferte, unsern Unterseebootkrieg als Gegenwehr gegen den völkerrechtswidrigen und unmenschlichen Hungerkrieg zu rechtfertigen, so gerieten auch unsere U-Bootsführer in den Denkkurzschluß dieser Massenwahnvorstellung.

[1]) Juli-Heft 1924 „Zehn Jahre Krieg".

Gerade sie waren darauf erpicht, mit ihren Torpedos Kinder umzubringen. Bei der Versenkung der Munition transportierenden Lusitania boten sich Möglichkeiten, über umgekommene Kinder Entrüstung zu erregen. Aber auch abseits von diesem Ereignis fabuliert die Kindermordtorheit gerade um diese Waffengattung, die am wenigsten von allen auf Kinder zu treffen in die Lage kommt. Wie im Traum besteht hier ein geheimer Zusammenhang unterbewußter Regungen, der in seiner nach oben kommenden Gestaltung, vom Verstand aus gesehen, nicht anders als verrückt, im doppelten Sinne des Wortes, zu bezeichnen ist.

Es fehlt hier sogar nicht ein für wirkliche Geisteserkrankungen kennzeichnender Zug: Der Psychiater Stransky spricht in seiner Studie „Der Deutschenhaß" vom Transitivismus, „der Eigentümlichkeit gewisser Geistesgestörter, nicht so sehr sich selbst als vielmehr andere Personen ihres Gesichtskreises für geistesgestört zu halten". Er nimmt diese Erscheinung nur zum Vergleich, um Betrachtungen anzustellen, die sich in weitgehendem Maße mit dem decken, was später über die „Spiegelgedanken" zu sagen sein wird. Also bei den die deutsche U-Bootswaffe umquirlenden Legenden muß doch wohl der verständige Einwand nahe gelegen haben: die U-Bootskommandanten müßten ja verrückt sein, wenn sie solche sinnwidrigen Dinge machten, es ist also doch wohl eine Verrücktheit, es ihnen zuzutrauen. Worauf denn in holländischen Zeitungen „Der tolle Seehund" eine stehende Überschrift wurde und ernsthafte Erörterungen nicht unterlassen werden konnten, inwieweit und weshalb die jungen Unterseebootsführer so häufig geistesgestört seien.

Nächst dem Hungerkrieg war es die Rassenschmach, die Heranführung unzähliger wilder und halbwilder Krieger schwarzer, brauner und gelber Rasse gegen den deutschen Nachbarn, die das Gewissen guter Europäer besonders peinigen mußte. Ihr Kehrbild ist das Barbarenmärchen. Bemerkenswert bei ihm ist die Kraft des plötzlichen Vergessens, des Nicht-mehr-erinnern-Wollens. Denn z. B. an die Existenz der deutschen Hochschulen brauchte man Menschen, deren Landsleute in großer Zahl in Deutschland zu studieren pflegten, die u. U. ihre wissenschaftliche Ausbildung dort geholt hatten (der Verfasser kennt persönlich Fälle von Barbareigläubigkeit bei solchen Leuten), nicht zu erinnern.

Auch hierbei wirkte die feindliche Propaganda in ihrer blinden Gehässigkeit und sicher ohne festen Plan verschärfend auf das Entlastungsbedürfnis und damit auf die Massenwahnsucht: sie zeigte in tausend Bildern den Deutschen umringt und bedroht und erdrückt von all den vielerlei exotischen Kämpfern. „Alle Rassen gegen die eine!" Die feindliche Propaganda befolgte in ihrem dumpfen Drange da doch ein gerade sehr wirksames Verfahren. Ihr bewußter Leitgedanke wird ja der gewesen sein, die Unausbleiblichkeit der deutschen Besiegung recht eindringlich zu machen. Das Sichabfinden mit einem unweigerlich hinzunehmenden Tatbestand ist das, was die Völkerstimmung entscheidend beeinflußt.

Nun verstehen wir auch, weshalb der viel genannte deutsche Professorenaufruf von der Greuelgläubigen so übel aufgenommen wurde. Er griff ja gerade in ihre Wunde. Daran gerade wollten sie um Himmels willen nicht erinnert sein. Ihr Abwehrstreben glich nicht nur, sondern es war — um mit Freud zu reden — ein Fluchtreflex bei einem Schmerzreiz. Immer wieder sehen wir die Beobachtung bestätigt, daß es in der Welt draußen gar nicht so viel aufzuklären gab, wie die deutsche Propaganda immer glaubte. Es ist nicht so, daß wir die Tatsache, daß die Deutschen ein Kulturvolk, und zwar keines unter den letzten, immer gewesen und geblieben sind, propagandistisch rechtzeitig den fremden Völkern ein zupauken versäumt hätten. Das war gar nicht nötig. Sondern aufzuklären war jetzt zunächst einmal der massenpsychologische Erfahrungssatz, daß plötzlich und vollständig bei massenwahnsüchtig gewordenen Völkern ein Gedächtnisschwund eintreten kann, ein Verdrängen von Kenntnissen, die sie eben noch besessen haben, die sie auch in Wirklichkeit nie abgestreift haben. Auch brauchen sie anscheinend jetzt, wo die das Übel verursachende farbige Kriegerschaft aus ihrem geistigen Gesichtskreis verschwunden ist, diese Kenntnis offenbar nicht mehr vor ihrem eigenen Wachbewußtsein zu verstecken.

Daß die Gelehrten das aus diesen und anderen, ähnlich wirkenden Anlässen stammende ntlastungsbedürfnis des Kulturgewissens am stärksten spüren mußten, ist nach dem esagten wohl klar. Daher der nur nach diesem Kriege und nur von den Siegern aus-ehende Boykott. Er wäre gleich in seinen Anfängen zusammengebrochen, wenn die neu-ale Gelehrtenwelt von jeder Gesellschaft, die mit solchem Boykott in beschämender eise wider das Herkommen gebildeter Europäer verstieß, ferngeblieben wäre, wie es sich ehört hätte. Auch hier mußte der Bann von den Gelehrten ehemals kriegsbeteiligter roßmächte gebrochen werden.

Das alles ist, auf die für den Wachverstand geltenden Denkgesetze bezogen, unbegreiflich. s erhält jedoch einen Sinn und Zusammenhang durch die Deutung aus den dunklen eelenregungen, die man als den moralischen Selbsterhaltungstrieb des Menschen be-eichnen könnte. Der Mensch will seine Selbstachtung bewahren, er will glauben dürfen, aß das, was er tun oder geschehen lassen muß, recht sei. Und wenn ihm kein anderer Aus-eg bleibt, sich mit einem gewissenbedrängenden Tatbestand und seinem Mitverantwor-ngsgefühl auseinanderzusetzen, wenn ihm Abhilfe durch die Tat, Erleichterung durch s Wort verwehrt ist — aus äußerem Zwang oder innerer Gebundenheit —, dann wählt das Selbstbetäubungsmittel des Massenwahns. Wehe dem, der ihm daran rührt!

Der Propaganda-Aberglaube tröstet sich gerne mit der Vorstellung, die Wirksamkeit der Völkerverhetzung sei aus der Kriegszensur, dem Abschneiden der Kabel und den an-rn Mitteln, mit denen die Entente die berichtigende und aufklärende Gegenwirkung r Eingekreisten unterbunden habe, zu erklären. Das Beispiel der Deutschland benach-arten Neutralen zeigt, daß dies — eben ein Aberglaube ist.

Andererseits darf dieses Beispiel jedoch auch nicht in jeder Hinsicht als allgemeingiltig trachtet werden: die Neutralen des Weltkrieges waren samt und sonders Kleinstaaten. an hat es bei ihnen also außerdem noch mit dem den schwachen Staatsgemeinschaften genen Verehrungsdrang zu tun. Zu erklären ist er aus der seelischen Einstellung von enschen, die von der Schulzeit an heranwachsen in dem Bewußtsein, daß für ihr schwaches emeinwesen das Gebot der Staatsklugheit darin besteht, sich in die von Mächtigeren ge-haffenen Tatbestände in der Welt irgendwie hineinzufinden.

Der deutsche Beurteiler sollte sich davor hüten, die Schweiz und die Niederlande in ren früheren Heldenzeitaltern als schwache, kleine Gemeinwesen aufzufassen; beide waren amals Kriegsmächte ersten Ranges, deren zusammengeballter Macht selbst die an Länder-usdehnung ungleich größeren Gegner beim damaligen Stand ihrer Wirtschaftsverfassung nd dementsprechend auch ihrer Kriegsverfassung) nur mit alleräußerster Anstrengung was Ebenbürtiges entgegenzustellen vermochten. Man darf also von jenen geschichtlichen orgängen keine Rückschlüsse auf das Selbstgefühl heutiger Kleinstaatler ziehen. Dieses elbstgefühl hält nicht Stich vor dem Verehrungsdrang gegenüber dem jeweils mächtigsten er unangreifbarsten Staate; und zusammen mit einem etwa auftretenden Entlastungs-dürfnis macht dieser Drang die kleinen Völker noch ungleich viel massenwahnsüchtiger s die großen.

Von den Völkern der neutralen Länder ist die Rede, nicht von ihren Staatsleitungen. ie haben oft schwer zu kämpfen gehabt gegen die Auswüchse des mengenhaften Ver-rungsdranges, der in widerlicher Wut sich gegen die leisesten Ansätze von Friedensbe-ühungen erhob, der ferner sich stürmisch auch gegen die eigenen Staatsinteressen richtete, r auch zu bedenkenlosen Hetzen gegen andere Neutrale führte, wie bei einer Gelegenheit gen Schweden.

Schweden war nicht etwa deutschfreundlich, wie man bei uns anzunehmen pflegt, dern lediglich, ebenso wie Spanien, wirklich neutral; und zwar in dem Sinne, daß je-eils einer stark für die Entente eingenommenen und auch für sie wirkenden Partei eine va gleichstarke andere Partei in der öffentlichen Meinung des Landes die Wage hielt. eide Staaten waren ihrer Länderlage nach nicht zu Helfern im Hungerkrieg gepreßt.

Daß dagegen Norwegen sich so stark entlastungsbedürftig und also massenwahnsüchtig erwies, dürfte seinen Grund darin haben, daß es den massenseelischen Ausgleich brauchte für die Menschenopfer, die es auf seiner Handelsflotte zugunsten Englands und zur Durchbrechung der deutschen, nicht aber der englischen Blockade zu bringen sich genötigt glaubte.

Derselbe Beweggrund spielt bei den belgischen Machthabern eine Rolle, die durch Aufhetzen zum völkerrechtswidrigen Franktireurkrieg gleichfalls zugunsten der Entente die Verantwortung für unzählige Menschenleben eigener Landsleute auf sich geladen haben. So weit, wie diese Opfer über den Zweck der belgischen Selbstverteidigung hinausgingen, ebenso weit geht der Verehrungsdrang für Frankreich, dem man dieses Opfer gebracht hat, und die Greuelsucht gegen Deutschland über das Maß dessen hinaus, was noch als Zorn und Empörung über die Verletzung der Neutralität aufgefaßt und begründet werden könnte.

Reichsfreiherr vom Stein hat zu Anfang des vorigen Jahrhunderts mit flammendem Zorn der deutschen Kleinstaaterei die Schuld gegeben an gewissen Charakterschädigungen, die er bei der Bevölkerung der ohnmächtigen Zwergbildungen wahrnahm. Denn was wir hier als Verehrungsdrang der Kleinstaatler bezeichnen, ist eine moralische Schwäche und Anfälligkeit, die keineswegs eine mindere Veranlagung des betreffenden Volksschlages voraussetzt. Sondern es ist eine Wirkung der politischen Tatsachen. Deren massenseelische Folgen habe ich an anderer Stelle mit Beispielen aus der deutschen Rheinbundzeit und den Freiheitskriegen belegt. Das sei erwähnt, um dem Verdacht zu wehren, als sollte hier Splitterrichterei gegen andere getrieben werden, wozu ja die überheblich voreingenommene Tadelsucht, die gegen Deutschland in Schwang gekommen ist, verleiten könnte. Aber auch gelinde Schonung ist nicht am Platze. Denn es ist schon sehr viel Schaden dadurch angerichtet worden, daß man der Stimmung massenwahnsüchtiger Neutraler ein Gewicht beigelegt hat, wie es einem zwar kleinen, aber unparteiischen Teile des gebildeten Europäertums zukäme. Das darf man also nicht. Diese Stimmung ist häufig aus den dargelegten Gründen eine noch schärfer ausgeprägte Massenwahnerscheinung, als die Volksstimmung in einer oder der anderen, am Kriege beteiligt gewesenen Großmacht.

Die Menschheit darf diese Erfahrungen nicht vergessen, damit alle Nationen vor einem Laster, das immer und überall wieder hervortreten kann und das sich hier in der leidenschaftlichen Friedensfeindschaft kleiner neutraler Völker — nicht ihrer Regierungen — geäußert hat, auf der Hut zu sein lernen.

Die Gefahr des Vergessens ist gerade bei dieser Art der Massenwahnerscheinungen besonders groß. Die Herrschaft über die Völkerstimmungen der Kleinstaaten Europas ist von England auf das seit Versailles zur europäischen Schicksalsmacht gewordene Frankreich übergegangen. Das Glaubenwollen der Zuschauervölker wird sich auch weiter wandeln oder gar endlich dem normalen Denken wieder Platz machen, entsprechend dem Wandel der Mächtegruppierungen. Für den plötzlichen Gedächtnisschwund, auf den man gefaßt sein muß, hier ein Beispiel aus den letzten Monaten:

Die belgische Greuelsüchtigkeit samt den abgehackten Kinderhänden und der auf der Gedenktafel zu Dinant in Erz gegossenen Schmähung ist ein Kehrbild der Franktireur-Kriegsschuld. Der Massenwahn der Völker war den deutschen Berichtigungen über die Greuellegenden unzugänglich. Auch die Versicherungen, daß die deutschen Truppen in Notwehr sich befanden, wurde mit Hohn und Spott abgewiesen. Dabei waren nicht nur belgische und französische Zeitungen, sondern auch z. B. der Amsterdamer Telegraaf voll von Schilderungen des tückischen Zivilistenkrieges gegen die Deutschen, voll von Aufhetzungen der Bevölkerung zu weiteren solchen Taten, und von Zeichnungen, die das alles verherrlichten und auf denen man sehen konnte, wie Frauen oder Knaben hinter der Wohnungstür hervor vorüberreitende deutsche Generäle vom Pferde schossen u. dgl. Auch ausführliche, ruhmverkündende Berichte über hinterlistige Überfälle waren in großer Zahl erschienen. Das konnte damals jedermann sehen und lesen. Sogar in Novellenform waren solche Vorgänge

zur Unterhaltung des hierauf doch wohl eingestellten Leserkreises holländischer Familienblätter bestimmt.

Dieselben Zeitungen schmähten unmittelbar daneben die Deutschen als die Barbaren und Hunnen, die den Franktireurkrieg nur erfunden hätten, um ihre Greuel zu beschönigen.

Höchst kennzeichnend ist es aber auch, daß jetzt erst die belgische Regierung es merkt, daß jene Zeitdokumente immer noch vorhanden und nachzulesen sind. Jetzt erst, Ende Juli dieses Jahres, hat sie Befehl zu geben für nötig befunden, alle belgischen Zeitungen vom August bis September 1914 aus den öffentlichen Lesehallen zu entfernen; und wenn jemand einen solchen Zeitungsband in einer Bücherei verlangt, so erhält er den Bescheid: „retirés de la circulation par ordre supérieur!" (Laut Bericht in der „D.A.Z." vom 26. Sept. 1927.)

Wenn der Massenwahnzustand noch in seiner alten Stärke bestände, dann hätte die belgische Obrigkeit zu dieser verheimlichenden Maßregel gar nicht zu greifen brauchen. Sie selbst wäre dann wohl gar nicht auf den Gedanken gekommen. Hat doch auch bei den glaubenswütigen Massen draußen die genaue, öffentlich zur Schau getragene Kenntnis aller dieser Vorgänge, wie gezeigt worden ist, keinerlei berichtigende Wirkung ausgeübt.

Denn im Massenwahn herrscht jene merkwürdige Spaltung des Bewußtseins, die es verhindert, daß eine ganz genaue Kenntnis der Tatsachen so verwertet wird, wie es der Logik des normalen Denkens entsprechen würde. Es bestehen sozusagen zwei wasserdicht voneinander getrennte Abteilungen im Kopfe eines solchen Menschen: die Wahrnehmungen der einen Abteilung finden keinerlei Zugang zu den Meinungen der andern. (Bei der posthypnotischen Suggestion ist ein Verhalten zu beobachten, das man mit dieser Eigenheit des Massenwahnzustandes vergleichen, aber keinesfalls gleichsetzen darf.) Diese Spaltung des Bewußtseins tritt bei allen Massenwahnregungen in Erscheinung. Sie läßt sich am deutlichsten im Zusammenhang mit den Spiegelgedanken erläutern, bei denen sie sich in einer besonders ausgeprägten Form geltend macht.

6. Spiegelgedanken und Grundsatz vom zweierlei Maß

Kehrbilder und Spiegelgedanken sind, wie gesagt, die beiden Arten von massenseelischen Wunscherfüllungsträumen des Entlastungsbedürfnisses. Das Kehrbild dichtet dem Opfer noch schlimmere Sünden an, als man gegen es verübt oder verüben sieht. Kehrbilder sind daher meist widersinnigere und entsetzlichere Spukgestalten als die Spiegelgedanken. Diese dichten dem Opfer diejenige Gesinnung an, die man selbst gegen es hegt, und diejenigen Taten, die man selbst gegen es begeht, geschehen läßt oder plant. — Wenn ich dem andern vorwerfe, was ich selbst tue, so ist das jedoch noch keine Entlastung. Daher gehört zum Spiegelgedanken außerdem das aus der Spaltung des Bewußtseins sich ergebende Urteilen nach zweierlei Maß: hiernach ist alles, was auch immer das Haßopfer tut oder unterläßt, verwerflich; alles, was der Haßnutznießer tut, ist recht und gut.

Das gilt unter anderem für die sämtlichen, entrüstungsgeladenen Vorwürfe, die gegen die barbarischen Methoden der deutschen Kriegführung" erhoben worden sind. „Wenn die Vereinigten Staaten an Deutschlands Stelle gewesen wären, ... so hätten sie gleichfalls Schiffe ohne Warnung versenkt." So erklärt der amerikanische Admiral Sims, der im Krieg die Flotte der Vereinigten Staaten in den europäischen Gewässern befehligt hat. (New York-Tribune vom 16. April 1923.) Es ist nicht wahr, daß die Deutschen ohne Warnung Schiffe versenkt haben. Aber die Amerikaner hätten es getan, und die Franzosen werden es tun, wenn sie in die Lage kommen sollten. Das macht mit deutlichem Warnungszweck das amtliche Blatt ihres Marineministeriums, die Revue Militaire, im Februar 1921 kund.

Der Grundsatz vom zweierlei Maß kann auch auf richtig wiedergegebene Handlungen angewandt werden. Der Gebrauch der Gaswaffe ist bekanntlich ein deutsches Verbrechen.

Aber die andern haben durchaus das gute Recht, diese Waffe auszugestalten und anzuwenden. Miß Cavell ist von den Deutschen standrechtlich erschossen worden. Die Entrüstung darüber kannte keine Grenzen. Die Franzosen haben in den vier Kriegsjahren 81 Frauen und Mädchen wegen Spionage zu Tode gebracht. Das ist keineswegs geheim geblieben. So ist auch die Hinrichtung der holländischen Tänzerin Mata Hari durch die Franzosen in sämtlichen holländischen Zeitungen und Zeitschriften — meist mit dem Bildnis der landesbekannten jungen Künstlerin — vermeldet worden. Ohne ein einziges Wort des Tadels. Und unvermittelt ging das Entrüstungsgetobe darüber, daß die Deutschen eine Engländerin erschossen hatten, in denselben Blättern weiter.

Nun meinen viele Leute in Deutschland, diese blinde Voreingenommenheit namentlich der kleinen neutralen Völker sei zu erklären aus ihrer Empörung über die Verletzung der belgischen Neutralität. Aber in Wirklichkeit gilt auch hier nur der Grundsatz vom zweierlei Maß. Sonst hätte sich doch eine Spur von Entrüstung zeigen müssen, als die Entente die griechische Neutralität verletzte[1]).

In diesem Zusammenhang ist kurz die Kriegsschuldfrage zu erörtern. Die Schuld Deutschlands bestand nach der Darstellung der Kriegsgegner vier Jahre lang darin, daß die deutsche Regierung den Krieg erklärt hatte. Woraus unwidersprechlich zu folgern sei, daß sie ihn gewollt habe. Ihr Volk aber sei unfrei, irregeführt und daher unschuldig am Kriege. Man muß nur einmal in den Kriegsreden der englischen und amerikanischen Staatsmänner, namentlich Wilsons, nachlesen, um sich mit Überraschung daran erinnern zu lassen, daß die heutige Form der Kriegsschuldbehauptung, das Volk als solches sei verantwortlich und zu strafen, ganz plötzlich und unvermittelt die frühere Fassung abgelöst hat. Die neue Fassung von Schuld und Strafe eines ganzen Volkes ist ein Rückfall in eine Barbarei, die seit den Zeiten der Assyrerkönige nicht mehr vorgekommen ist. Sie datiert vom Tag der deutschen Entwaffnung.

Da man im sog. Frieden fortfuhr, gewissensbelastende Taten gegen das deutsche Volk zu begehen und weitere zu planen, so blieb auch das massenseelische Entlastungsbedürfnis, das heißt das Bös-glauben-wollen gegen das Opfer, der Völkerhaß mit seinem Urteilen nach dem zweierlei Maß, in Wirkung. Er beginnt sich jetzt abzuschwächen in demselben Maße, in dem durch die Großmächte neue Tatbestände geschaffen werden.

Der heutige Glaube an die Kriegsschuldlüge ist nicht die Ursache, sondern die Folge unserer Entrechtung, unserer Tributverpflichtungen und der andern gegen uns verübten oder geplanten Taten.

Dieses Glaubenwollen war immer schon, selbst als die geschichtliche Forschung nach den Kriegsursachen noch nicht so viel zwingenden Beweisstoff zutage gefördert hatte, eine deutlich erkennbare Massenwahnerscheinung.

Liegt denn in der Tatsache der Kriegserklärung wirklich schon der Beweis des Kriegswillens und damit eine sträfliche Schuld? Nein, auch hierfür gilt das zweierlei Maß. Daß die Franzosen 1870 den Krieg erklärten, das war einwandfrei. Überhaupt ist die Schuldanklage gegen Deutschland nicht so aufzufassen, als wollten die tadelsüchtigen Völker damit erklären: sie selber würden im gleichen Falle etwa nicht ebenso handeln. Gehen wir nur die Reihe der Anklagepunkte durch:

Der Mord in Serajewo hätte, so wird behauptet, Österreich-Ungarn nicht das Recht gegeben, gegen Serbien als den nur mutmaßlichen (inzwischen überführten) Anstifter einzuschreiten. Als aber Poincaré im August 1922 Angstbeschwerden hatte wegen eines Mordanschlages, der gegen ihn geplant sein sollte, da stand in neutralen Blättern die zugleich vorwurfsvolle und verdächtigende Warnung zu lesen: die Deutschen würden es zu büßen haben, wenn etwas Derartiges sich ereignen sollte. Ferner: was soll der Streit über Stunde und Minute der förmlichen Mobilmachungsverkündung in Rußland? Kein

[1]) Vgl. das Mai-Heft 1918 der S. M. „Die Entente in Griechenland".

Mensch in der Welt hat jemals daran gezweifelt, daß die Franzosen oder auch jedes andere Volk durchaus nicht ruhig zuwarten würden, wenn irgendwie bedrohliche Truppenanhäufungen eines Nachbarn dicht an der Grenze beobachtet werden sollten. Und bei alledem nimmt Frankreich — man lese nur die Pariser Blätter — ausdrücklich das Recht für sich in Anspruch, seinen Kriegsverbündeten zu Hilfe zu kommen, wenn die etwa in einen Streit verwickelt werden sollten. Für Deutschland war das ein Verbrechen. Für jedes andere Volk ist es eine Selbstverständlichkeit.

Noch bei jedem Krieg haben die beteiligten Völker an das Unrecht der Gegner glauben wollen. Nach der Niederlage kommt dann die Neigung zur Selbstbezichtigung. Kaiser Napoleon III. hat in Donchery der französischen Öffentlichkeit die Schuld gegeben: sie habe ihn zum Kriege gezwungen. Die Wortführer der französischen Republik haben dann in Versailles 1871 die gestürzte kaiserliche Regierung für verantwortlich erklärt. Das siegreiche deutsche Volk hatte ein gutes Gewissen hinsichtlich des Krieges wie hinsichtlich seines Friedens. Daher trat auch keine Sucht auf nach dem massenwahnbetonten Glaubenwollen an das tolle Hirngespinst einer Schuld, ob der man Richter und Henker spielen dürfe über ein ganzes Volk.

Selbst wenn man die Ergebnisse der wissenschaftlichen Kriegsschuldforschung nicht kennte, ergäbe sich für den Massenseelenkundigen nicht nur die Schuld, sondern auch die unterdrückte Kenntnis der eigenen Schuld bei den andern aus den Massenwahnmerkmalen ihres Verhaltens. Hierzu gehört vor allem auch der leidenschaftliche Zorn, mit dem sie jeden Widerspruch gegen die Schuldbehauptung wie eine persönliche Verletzung übelnehmen. Auch dies geschieht nach dem Grundsatz vom zweierlei Maß. Denn selbstverständlich ist es nicht nur das Recht, sondern die Pflicht gebildeter Völker, sich nicht mit dem Argument der Juristen aus der Zeit der Hexenverfolgungen zufrieden zu geben: „Die Hexen werden verbrannt, folglich müssen wir glauben dürfen, daß ihnen recht geschieht".

Erinnern wir uns daran, daß der Aberglaube, es gebe Hexen, für die Menschen von damals ein verstandesmäßig hinreichender Entschuldigungsgrund war für den Bruch mit ihrem Rechtsherkommen, wie er im Inquisitionsprozeß zum Ausdruck kam. So ist auch für den Menschen unseres zwanzigsten Jahrhunderts der finstere Aberglaube, die Deutschen seien ein kriegsschuldiges Volk, kein hinreichender Entschuldigungsgrund dafür, daß er im Verhältnis der Völker zueinander Zustände schaffen und erhalten hilft, die seiner eigenen Vernunft und allem Rechtsherkommen zuwiderlaufen und die dadurch tausend neue Kriegsgefahren in die Welt setzen.

7. Die Beherrschung des Massenwahns

Die Diagnose des Massenwahns ist leicht und sicher zu stellen: es ist ein Bös-glaubenwollen zu beobachten, das unterhalb der Vernunft und abseits der Kenntnisse des Massenwahnsüchtigen liegt. Das Urteilen nach dem zweierlei Maß tritt als das sinnfälligste Merkmal hervor. Gemäß dieser Regel heißt der massenwahnsüchtige Mensch auch solche Handlungen gut, die er im normal denkfähigen Zustand selbst dann als vernunftwidrig und ungerecht verurteilen würde, wenn die Schuldanklagen gegen das Opfer richtig wären. Vor allem aber ist der Massenwahnzustand zu erkennen an dem Schmerzreflex gegenüber der Berührung mit der Wahrheit.

Das Entlastungsbedürfnis der am Versailler Tatbestand sich verantwortlich fühlenden Schicksalsgemeinschaften empfindet es daher als einen feindseligen Akt, wenn man ihm sein Selbstbetäubungsmittel antastet. Die Gewißheit, daß diese Massenwahnsucht noch in den Völkern lebendig ist, ermöglicht es den französischen Vertretern in Genf, sich mit Denkverkrümmungen zu produzieren, die man in einer Gesellschaft geistig freier Menschen überhaupt nicht vorbringen dürfte. Diese Gesellschaft — einschließlich der entlastungsbedürftigen Neutralen — pocht auf ihr Recht, den gesunden Menschenverstand und das

europäische Herkommen außer Kraft setzen und es bitter übel nehmen zu dürfen, wen eine große Nation nicht den Mund hält zu den gegen sie erhobenen Anschuldigungen.

Die Prognose des Massenwahns, die Voraussage über den ferner zu erwartenden Ver lauf des Leidens, ergibt sich aus der Erkenntnis seiner Ursache. Es entspringt ja einer gewissensbelastenden Tatbestand. Ändert sich der Tatbestand, so schlägt dementsprechen das Massenwahnbedürfnis um, und zwar unter Umständen ebenso plötzlich und vollständig wie es entstanden war. Dafür gibt es in der Geschichte viele Beispiele.

Aber auch unter den derzeitig gegebenen Verhältnissen ist eine allmähliche Änderun des Deutschenhasses bis zu einem gewissen Grade zu erwarten: es wächst nämlich eine neu Generation heran; die weiß gar nicht, wie sehr die Behandlung, die Deutschland im Krie und im Nachkrieg zuteil geworden ist, abweicht von allem, was bis dahin bei gewaltsame Zusammenstößen von Staaten für erlaubt gegolten hatte; auch die älteren Generatione verlieren allmählich die genaue Erinnerung an die gewissensbedrückenden Vorgänge Das Entlastungsbedürfnis und damit das Bös-glauben-wollen schwächt sich also al mählich ab. Neu aufgepeitscht wird es durch neue Tatbestände des Unfriedens und de Entrechtung nach dem Kriege. Bei den Zuschauervölkern hat man das während des Ruh einbruchs genau verfolgen können.

Als Vorbeugungsmittel gegen den Massenwahn wirkt weder das nähere Kennenlerne der Völker noch die Beliebtheit, die sich die einzelnen Bürger, oder die Achtung, di sich die Kultur einer Nation erworben haben mögen. Das allein wirksame Vorbeugungs mittel ergibt sich als Umkehrung des Verfahrens, durch das ein Volk planmäßig in de Massenwahnzustand versetzt werden kann:

Dieses böswillige Verfahren besteht darin, daß man einen Staat dazu verleitet od dazu nötigt, sich in eine Schuld gegen einen andern Staat zu verstricken, und daß ma dem Volk des also unrechttuenden Gemeinwesens recht eindringlich die Schwere sein Verantwortungslast vor Augen führt. Das war z. B. die (allerdings wohl kaum planmäß vorausgesehene) Wirkung der durch die feindliche Propaganda in den neutralen Völke verbreiteten Ausmalungen des Hungersterbens deutscher Kinder.

Wenn bei Friedensdiktaten Landstriche und Städte besiegter Nationen vom Sieg irgendeinem Bundesgenossen oder auch Neutralen zugeschoben werden, so spielt häuf der bewußt verfolgte Zweck mit, das Volk des ungerecht bereicherten Staates mit eine Bös-glauben-wollen gegen das Opfer zu erfüllen und es in Feindschaft — über das M der Revanchefurcht hinaus — festzulegen. Auch hier wirkt dann jede Verschärfung d Unrechts (z. B. durch Unterdrückung der Muttersprache) auch verschärfend auf die Masse wahnneigung der entlastungsbedürftigen Denkgemeinschaft.

Angesichts solcher vollendeter Tatbestände hilft natürlich kein Vorbeugungsmittel mel Als solches wirksam wird vielmehr nur die zwingend glaubhafte Versicherung des Ho opfers: „Ihr werdet eure bösen Absichten gegen uns nicht verwirklichen können". Im Kri lautet das Rezept gegen übelwollende Mengenmeinungen bei Zuschauervölkern: „W werden siegen; wir werden die und die Kriegsziele erreichen; ihr andern habt euch r diesem kommenden Tatbestand als unabänderlich abzufinden. Unter keinen Umständ lassen wir uns einschüchtern."

„Es ist erstaunlich, wie geläufig einem solche Gedanken des Chefs jetzt schon aus d Feder fließen," vermerkt Moritz Busch, der zusammen mit Lothar Bucher die ganze „Pres stelle" Bismarcks ausmachte, am 22. August 1870 in seinem Tagebuch. Wir sehen b sonders in den diplomatisch so kritischen Anfangswochen jenes Krieges das Bemüh des Meisters darauf gerichtet, seine journalistischen Mitarbeiter völlig mit dem Gedan an das von vorneherein als unverrückbar zu betrachtende Kriegsziel zu erfüllen[1]). Dam

[1]) Verfasser hat das Thema: Zusammenarbeit von Staatsmann und Pressemann an diesem Beispiel näher ausgeführt in der „Deutschen Presse" Nr. 22/23 1927 unter dem Titel „Propaganda und Persönlichkeit".

igte die öffentliche Meinung Englands die Neigung, gegen die deutschen Staaten in assenwahnbetonte Voreingenommenheit zu verfallen, wie sie sie wenige Jahre zuvor d aus gleichen Gründen (Granatenneutralität) gegen die Nordstaaten in Amerika an n Tag gelegt hatte. Für das Massenwahnmerkmal des Urteilens nach dem zweierlei aß ein Beispiel aus jener Zeit: Bismarck hatte gleich bei Kriegsbeginn die Gelüste ankreichs auf Belgien und die von Napoleons Regierung dieserhalb versuchte Fühlung=hme mit Preußen bekannt gegeben. Aber Kronprinz Friedrich, den man als Ver=rperung englischer Stimmungen betrachten darf, legt in seinem Kriegstagebuch vier age nach der erwähnten Eintragung von Busch die Meinung nieder: daß „die Bekannt=be von Benedettis Gelüsten auf Belgien uns gegenwärtig in England schadet . . ." Es eben immer dieselbe Sache: das Haßopfer, in diesem Falle das Bismarckische Preußen, eigentlich immer schuld. Und wir sehen, daß auch damals unter Bismarck selbst die schickteste Enthüllung im trefflich gewählten Moment wirkungslos bleiben mußte — enigstens zunächst — gegenüber einer Massenwahnerscheinung.

Durchschlagend war auch bei Bismarcks Bemühen um die Meinungen der Völker am ide lediglich die Zielklarheit seiner auswärtigen Politik, die Eindringlichkeit, mit der er n kommenden Tatbestand, den er zu schaffen gedachte, der Öffentlichkeit als etwas nabänderliches vor Augen stellte. Dieses Vorbeugungsmittel gegen das Umsichgreifen n Massenwahnneigungen taugt natürlich nur etwas in der Hand des Mächtigen, dem es getraut wird, daß er seine Ankündigungen zu verwirklichen willens und imstande ist. Daß das Geheimnis der französischen Propagandawirkung gegenwärtig darin besteht, ß den Völkern aufs offenste der starrköpfige Gewalt= und Herrschaftswille des Frank=ichs Poincarés jeden Tag aufs neue eingeprägt wird, braucht hier nicht näher ausgeführt werden[1]). Wilson ist am Gefühl seiner Demütigung unter Poincarés Starrköpfigkeit rbrochen. „That fellow Poincaré is a bully", sagte er sechs Wochen vor seinem Tode zu nem vertrauten Freunde, „I would like to see Germany clean up France." Und das öchte er noch dem französischen Botschafter Jusserand ins Gesicht sagen[2]). Die Mengen=einung der im Verantwortungsgefühl verbundenen Völker aber entzieht sich solcher tter quälenden Erkenntnis. Ihr steht ja das Ausflucht=smittel der Massenwahnbetäubung r Verfügung. Und das wendet sie auch jetzt noch begierig an, um den massenseelischen usgleich mit den von Poincaré geschaffenen und noch weiter als unabänderlich hinzu=hmenden Tatbeständen zu vollziehen.

Gegen den hieraus folgenden Völkerhaß gäbe es für Deutschland nur ein durchgreifend rksames Heilmittel: wenn es nämlich glaubhaft machen könnte: man wird mit weiteren rechtstaten gegen uns nicht durchdringen; es werden keine gewissenbelastenden Tat=stände mehr vorhanden sein, vor deren Bewußtwerden ihr in die Massenwahnvor=llungen flüchten müßt.

Es liegt auf der Hand, daß dieses Mittel einem entwaffneten und vereinsamten Staate ht zur Verfügung steht mit der Selbstverständlichkeit des Kochbuchrezepts „Man nimmt".

8. Möglichkeiten der Propaganda

Über Heilmittel gegen den Massenwahn verfügt also nur die praktische Staatskunst; das Mittel besteht im politischen Erfolg. Den kann man nicht kommandieren. Des=b soll man inzwischen die Linderungsmittel, die man von der aufklärenden Propaganda artet, nicht verachten.

Eine aufklärende Propaganda, die sich auf das „Es ist nicht wahr"=Verfahren beschränkt, gefährlich. Denn sie bringt das eigene Volk allmählich in den feindlichen Denkzwang.

[1]) S. September=Heft 1927 der S. M. „Verständigung mit Frankreich?"

[2]) „Wilsons Macbeth=Schicksal" in der „D. A. Z." vom 8. Sept. 1927.

Und zwar dadurch, daß man immer nur von den Vorwürfen hört, die gegen einen gerichtet werden, und daß so allmählich die Meinung aufkommt: etwas muß schon daran sein, und in Zukunft müssen wir uns vor allem hüten, was uns jetzt vorgeworfen wird. Wobei dann ganz außer acht gelassen wird, daß es sich — entsprechend dem Spiegelgedanken und dem Grundsatz vom zweierlei Maß — teilweise um Rechte handelt, die die andern für sich durchaus in Anspruch nehmen, und auf die überhaupt kein Volk verzichten kann. Unter dem Denkzwang vergißt man allzu leicht den Anspruch auf Gleichberechtigung.

Die aufklärende Propaganda hat sich überhaupt nicht um die Wahnbilder herumzustreiten — das führt nur nutzlos im Kreise. Der Nachweis der Widersinnigkeit verpufft. Sondern sie soll auf den verdrängten Anlaß dieser Spukgestalten zielen. Sie muß zur moralischen Gegenoffensive schreiten.

Nehmen wir das Barbarenmärchen vor: das Vorhandensein der deutschen Hochschulen und ihrer Bedeutung für den Fortschritt der Menschheit wird der Wahnsüchtige schließlich vielleicht zugeben. Aber nur, um alsogleich einen neuen Ausschlupf zu finden: da hält er es auf einmal für erwiesen, daß — was in der Geschichte aller Kulturen noch nie da war oder je für möglich gehalten wurde — die deutsche Wissenschaft ein besonderes Zeichen der Barbarei sei. Es kommt schließlich hinaus auf die Vorstellung vom „kannibalischen Professor". Das Bild gebrauchte in grimmem Ernst Sir James Crichton Browne, zweiter Vorsitzender des Königlichen Instituts der Wissenschaften in London, noch am 15. März 1920 im Evening Standard.

Dasselbe gilt von den andern unbegrenzten Möglichkeiten des Entlastungsbedürfnisses. Es ist erprobtermaßen das Zweckmäßigste, dem an solcher Kehrbilder-Sucht Leidenden den zugehörigen „verdrängten Komplex" zu nennen und ihm dem Sinne nach zu sagen: Du brauchst deine Wahnvorstellungen, um dir die Selbstachtung zu erhalten. Denn wie könntest du Unfreier vor deinem besseren Ich bestehen, wenn du dieses dumme Zeug nicht glauben dürftest. Anders handeln dürftest du ja doch nicht.

Bei den Spiegelgedanken und dem Urteilen nach dem zweierlei Maß ist die Aufdeckung des „latenten" Gedankens noch leichter. Man erwidere also auf derartig massenwahnbetonte Vorwürfe ungefähr nach der Regel: handle du richtig gegen uns, dann wird deine Angst, daß wir dein Handeln nachahmen könnten, verschwinden. — Oder auch: was du uns vorwirfst, ist falsch; aber selbst wenn es wahr wäre, könnte es nicht unrecht sein; denn du selbst handelst so; und du kannst doch kein Unrecht tun.

Reichsminister Dr. Stresemann hat bekanntlich in der letzten Zeit in das aus Anlaß der Tannenbergfeier und Hindenburgs Ausspruch aufgeflammte Entrüstungstoben gegen die bösen Deutschen, die sich nicht verleumden lassen wollen, eingegriffen. Aus der Art und Weise, wie das geschah, gewinnt man den beruhigenden Eindruck, daß die deutsche Diplomatie auf ihrem empirischen Wege allmählich zur richtigen Anschauung über die gegnerische Handhabung des Grundsatzes vom zweierlei Maß gelangt ist und zielklar ihr Widerlegungsverfahren danach einrichtet. An Hemmungen und Widersprüchen wird es dabei allerdings leider wohl nicht fehlen. Denn die ängstlichen Laien, die weder über richtig verwertete Erfahrungen noch über theoretische Kenntnisse verfügen, sind zahlreich und — wie allvor unverstandenen Erscheinungen bange Menschen — sehr laut und rührig.

Tatsächlich hört sich ja auch die Empörung der Massenwahnsüchtigen und Massenwahn-Nutznießer über denjenigen, der an ihr Betäubungsmittel rührt, zunächst besorgniserregend an. Aber das reine „Es ist nicht wahr"-Verfahren nehmen sie noch mehr übel als die moralische Gegenoffensive. Und wenn man schonend schweigt, so soll man ja nicht glauben, daß dann die Haßverblendung einschlummere. Denn die Hetzer können keine Ruhe geben. Sie peitschen die Leidenschaften immer wieder auf. Und das einzige, was man gegen sie tun kann, besteht darin, daß die ruhigere Mehrheit der betreffenden Denkgemeinschaft es als ein Risiko zu empfinden lernt, wenn sie dem Hetzer freie Bahn läßt. Bisher war

für sie das Bequemste, die lauten, durchdringlichen Schreier gewähren zu lassen. Wenn man aber dadurch künftig stets in die noch unbequemere Notwendigkeit verwickelt wird, über mühsam unterdrückte eigene Gedanken zu debattieren, dann wird man sich viel eher entschließen dem Hetzer zu wehren.

Wenn hier die moralische Gegenoffensive verlangt und das reine „Es ist nicht wahr"-Verfahren als nicht ausreichend zur Einwirkung auf Mengenmeinungen bezeichnet wird, so ist damit durchaus kein absprechendes Urteil beabsichtigt. Der Erfolg, den bis jetzt schon die planmäßige Arbeit an der wissenschaftlichen Erforschung der Kriegsursachen und an der Verbreitung der Aufklärung erzielt hat, wird meist nicht hoch genug gewertet. Denn man legt einen falschen Maßstab an, wenn man nur die bisher sichtbare Einwirkung auf fremde Völker beachtet. Es sind erst vereinzelte Köpfe, die sich der Aufklärung als zugänglich erwiesen haben. Aber sie sind vorhanden. Und sie werden mehr. Vor allem aber hat dieser überparteiliche Dienst an der Wahrheit eben durch die Sachlichkeit, mit der er versehen worden ist, es verhindert, daß das deutsche Volk selber sich in die Massenwahnvorstellung der andern ergeben hat.

Wir kämpfen täglich gegen die Neigung zur Selbstbezichtigung. Aber vergessen wir nicht, daß diese Neigung nach verlorenen Kriegen und gar nach einem Staatseinsturz noch in jedem Volke sich mehr oder minder stark fühlbar gemacht hat. Auch dieser Erscheinung liegt das massenseelische Sich-abfinden-wollen mit einem drückenden Tatbestand zugrunde. Man will an die Gerechtigkeit der neuen Verhältnisse glauben dürfen, um in seiner Sehnsucht nach Ruhe und Widerstandslosigkeit gerechtfertigt zu sein. Und man will den Staatseinsturz, den man hilflos hat geschehen lassen — denn alle Revolutionen werden von verhältnismäßig wenigen gemacht — als die alleinige Schuld der alten Regierung hinnehmen dürfen. Diese Neigung wirkt sogar in die fernere Vergangenheit zurück. Jeder an einer Revolution gestorbenen Regierung haftet in der geschichtlichen Überlieferung eine Menge von Sünden an, die sich beim Vergleich mit den Zuständen anderer, aufrecht gebliebener Staatsgewalten der gleichen Epoche lediglich als Urteile nach dem Grundsatz vom zweierlei Maß enthüllen. Es wurde bereits erwähnt, daß auch andere alte Massenwahnvorstellungen in das Geschichtsurteil übergegangen sind. Der Sieger ist es, der die Überlieferung gestaltet.

Da ist es denn als ein gar nicht hoch genug anzurechnendes Verdienst der deutschen Aufklärungsarbeit — oder sagen wir Propaganda im guten Sinne — zu werten, daß unter den massenpsychologisch denkbar ungünstigsten inneren und äußeren Voraussetzungen sowohl der moralische Selbsterhaltungswille des deutschen Volkes im großen Ganzen doch erhalten blieb, und daß die Massenwahnvorstellungen gegen das eingekreiste Volk schon heute aufgehört haben, eine Entstellungsgefahr für die wissenschaftliche Geschichtsüberlieferung zu sein. Die Schulbücher werden erst folgen müssen, wenn neue Tatbestände das jetzige Entlastungsbedürfnis der Völker gewandelt, vielleicht beseitigt haben werden. Aber für diese Zukunft hat die bisherige unverdrossene Forschungs- und Aufklärungsarbeit die geschichtliche Wahrheit gerettet. Das ist gar keine so selbstverständliche und leichte Leistung, wie diejenigen annehmen, die das Nachwirken alter Massenwahnerscheinungen im Urteil späterer Geschlechter nicht kennen.

„Wir sind auf der Welt, um Lügen auszurotten und ihnen in irgend verständiger Weise ein Ende zu machen", sagte Carlyle. Damit ist der Hetzer nicht einverstanden, dieser Sprößling und Nutznießer des Massenwahns. Der Lärm seiner Drohungen und Einschüchterungsversuche erfüllt die Welt. In Deutschland sind ja, wie gesagt, recht viele Leute hierdurch schon ängstlich geworden. Es ist aber noch viel gefährlicher, sich unter der Einschüchterung des Hetzers zu ducken, als sich durch entschlossenen Widerstand von Anfang an seinen Zorn redlich zu verdienen. Diese Lehre ergibt sich aus dem Wesen und Wirken des Hetzers, die wir nunmehr zu betrachten haben.

9. Hetzer- und Verbrecherherrschaft

Zänkische und angriffslustige Menschen gibt es immer und überall. Sie vermögen Argwohn zu stiften und Feindschaften anzurichten. Aber die Vernunft der Menge der verständigen Menschen, ihre Zugänglichkeit für logische Aufklärung und für die Lehre der Erfahrung, vermögen sie nicht ohne weiteres außer Kraft zu setzen. Mit andern Worten: sie können aus sich heraus keinen Massenwahn hervorrufen. Umgekehrt sehen wir jedoch auch von Hause aus kluge und gutmütige Menschen sich in einem Massenwahnzustand als blind wütende Hetzer gebärden. Das ist nicht verwunderlich: ist doch der Massenwahn die Ausflucht vor dem eigenen besseren Ich, setzt er doch also ein Gewissen voraus, vor dem sich der unfrei gewordene, an unabänderliche Tatbestände gebundene Mensch fürchtet.

Der Hetzer selbst ist eine Massenwahnerscheinung. Daß vernünftig gebliebene Leute seine Kundgebungen mit beinahe hilflosem Grimm und meist einem heimlichen Grauen vernehmen, das ist begründet in dem Eindruck einer vernunftfremden und der verstandesmäßigen Einwirkung unzugänglichen Denkweise, die sich hemmungslos äußert. Der Hetzer setzt eine massenwahnsüchtige Menge voraus. Er spricht — nur auf sie einwirkend — die Sprache des Massenwahns. Das Merkmal des Hetzers ist dementsprechend sein Reden gemäß dem Grundsatz vom zweierlei Maß. Daran ist er einwandfrei zu erkennen.

Der Fanatiker als solcher ist nicht unter allen Umständen ein Hetzer; nämlich dann nicht, wenn er die Anwendung seiner fixen Idee gleichmäßig auf alle Menschen verlangt. Auch gehört lärmendes Auftreten keineswegs zu den unausbleiblichen Eigenheiten der Hetze; eine solche kann vielmehr auch geräuschlos, ja sogar in sanft klingendem Tone verübt werden. In der Regel bringt jedoch das Entlastungsbedürfnis des betreffenden Massenwahnzustands schon den Anreiz zu leidenschaftlichem Geschrei mit sich.

Als Hetzer sind die französischen und belgischen Staatsmänner, die in diesen Tagen sich in der Kriegsschuldlüge aufs neue rednerisch betätigen, deshalb zu bezeichnen, weil sie nach dem Grundsatz vom zweierlei Maß im gleichen Atemzug die verruchten Deutschen schelten — verrucht, weil sie ebenfalls von der Kriegsschuldlüge sprechen.

So lange der den Völkerhaß oder eine andere Massenwahnform verursachende Tatbestand unveränderlich bleibt, kann man dem Hetzer in der entlastungsbedürftigen Denkgemeinschaft das Handwerk nicht legen. Auch dann nicht, wenn er bereits zur Plage einer allgemach besonnener werdenden Mehrheit geworden ist. Denn wie der Massenwahn aus der Unfreiheit der Menschen, aus ihrer Klemme zwischen Tunmüssen und Glaubenwollen, entstanden ist, so bringt er seinerseits über die ihm frönende Menge noch verschärfte Unfreiheit; er liefert die Mehrheit der anständigen Menschen sogar der Schreckensherrschaft der schlechten aus.

So ist grobe Unsittlichkeit ein auffälliger Zug der im prüden England und Amerika verbreiteten Erzeugnisse der Greuelhetze. Zeichnende und malende Lustmördernaturen durften sich mit den Gebilden ihrer blutrünstigen Phantasie in die Öffentlichkeit wagen. Die Vermutung geht irre, daß die kriegführenden Regierungen diese Unsittlichkeit bewußt in den Dienst der Deutschenhetze gestellt hätten. Tatsächlich wäre ja eine Propaganda, die nicht erst berechtigte sittliche Gewohnheiten und Widerstände beim besseren Teile der Bevölkerung hätte überrennen müssen, noch wirkungssicherer gewesen. Aber die berüchtigsten Lügen- und Hetzfanatiker haben sich der widerstrebenden Staatsleitung geradezu aufgedrängt und sind von ihr dann auch, sobald sie es wagen zu können glaubte, abgeschüttelt oder gar unschädlich gemacht worden. (Beispiel: Bottomley. In weniger radikaler Weise auch andere.)

„Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan; der Mohr kann gehen." — Gewiß, das gilt auch hier. Aber neben den vielen Mohren, deren Dienste man gebrauchen wollte, drängte sich auch das ganze Gesindel vor, das als Nutznießer des einmal entfachten Völkerhasses sein Un-

wesen treiben durfte, weil und so lange die Regierungen „aus Rücksicht auf die Volksstimmung", also unter dem lähmenden Druck der Gesinnungsdespotie der Schlechten, ihm freie Hand lassen zu müssen wähnten. Infolgedessen hat der Sadismus pornographische Orgien gefeiert in öffentlich ausgestellten Greuelgemälden, in illustrierten Zeitschriften, in Bildchen, die Zigarettenpackungen beigelegt waren, usw. (Bekannt darunter besonders die Lustmörderphantasien von Ramaekers.) Denn solche Gelegenheiten nehmen ja minderwertige Menschen begierig wahr, um ihre sonst gebändigten oder verheimlichten bösen Triebe einmal in aller Öffentlichkeit mit exhibitionistischer Schamlosigkeit zur Schau zu stellen.

Eine andere Gattung der schlechten Kerle: der gebändigte Geldspindknacker. In normalen Zeiten hält der Verstand und die Erziehung die in ihm schlummernde Neid- und Bereicherungsgier in Schranken. Er lebt und schafft in rechtmäßiger Selbstsucht als ehrbarer Geschäftsmann — sagen wir z. B. in Kalkutta oder Hongkong. Jetzt wird durch den Kriegsausbruch in Europa sein deutscher Konkurrent rechtlos. Da kommt der Geldspindknacker zum Vorschein unter dem sauberen Rock des ehrbaren Geschäftsmannes. Ihm als deutschenfressendem Hetzer gibt die englische Behörde nach. Sie tut es erwiesenermaßen ungern. Sie läßt es aus moralischer Feigheit geschehen. Die Geldspindknacker dürfen sich am deutschen Eigentum vergreifen, es wird verschleudert, die Konkurrenz vernichtet, Schuldforderungen werden gestrichen. — Die anständigen Kaufleute schweigen verschüchtert. Der Gesinnungsdespot wirft ihnen sonst das Schimpfwort „progerman" an den Kopf. Man ist sich wohl bewußt, daß man die schlechten Kerle, als man ihnen die kaufmännische Ehrbarkeit preisgab, an die Grundlagen des Handels des weißen Mannes da draußen im Osten hat rühren lassen. Man verbietet ja auch ausdrücklich den Chinesen und Indern, ihrerseits so zu handeln, wie die englischen Geldspindknacker. Aber das, was die anständigen Kaufleute fühlen, kommt erst nachträglich, dann allerdings mit anerkennenswerter Offenheit in angesehenen Handelsblättern (z. B. dem Manchester Guardian) zum Ausdruck. In Italien hat man es bis jetzt noch nicht gewagt, d'Annunzio, der sich in Thodes hinterlassenem Besitz eingenistet hat, den Rechtsstandpunkt klar zu machen.

Man kann die Reihe der Gattungen der rechtsbrechenden Gesinnungsdespoten beliebig fortsetzen. Vom Geisteskranken, vom Verbrecher bis zum normalerweise anständigen und vernunftgebändigten Durchschnittsbürger, bei dem erst in der Versuchung der Straflosigkeit die Tünche der Rechtlichkeit abbröckelt, sind alle Grade darunter vertreten.

Wann aber kommen denn die schlechten Kerle zur Herrschaft? — Dann, wenn die anständigen Leute unfrei und wehrlos sind, durch eine lähmende Idee behindert am Eintreten für Recht und bessere Sitte. Hier ist der Völkerhaß die lähmende Idee. Der Klassenhaß zeigt ähnliche Folgen:

Beim Klassenhaß als Massenwahnerscheinung sind die Grenzen in allem verschwommener als beim Völkerhaß, entsprechend dem viel flüssigeren und wandlungsfähigeren Umriß der Klassenbildungen innerhalb des Staats im Vergleich zu dem sehr scharf abgegrenzten und beständigen Umriß der Untertanenschaften, also der Völker in ihren äußeren Beziehungen zueinander.

Der innerstaatliche Hetzer stellt gemäß dem Grundsatz vom zweierlei Maß an die andern Forderungen, die er selber für sich keineswegs gelten läßt.

So wehrt sich die deutsche Sozialdemokratie mit einer gewissen Befangenheit gegen den hetzerischen Vorwurf der Kommunisten und Förster-Pazifisten, daß sie, die Sozialdemokratie, keine entschiedene Kriegsgegnerin sei, sondern daß sie die Kriegskredite bewilligt habe. (Z. B. Bernstein im „Vorwärts" vom 24. Sept. 1927: „Eine Verwahrung".) Die Kommunisten selber legen jedoch den größten Wert darauf, kundzutun, daß sie den Krieg — allerdings einen solchen für und mit Rußland und in der Form des Bürgerkrieges — durchaus herbeiwünschen und mitzumachen willens sind. Die Förster-Pazifisten vertreten die Ansicht, daß Frankreich durchaus das Recht habe, den Krieg vorzubereiten, sich stärkst-

möglich für ihn zu rüsten, und ihn auch nötigenfalls zu führen — woran dann Deutschland schuld zu sein habe. Diese Pazifisten sind also Hetzer.

Wenn die Kommunisten über „Provokation" toben, wenn sie die Schutzleute als „Bluthunde" schmähen, wenn sie über „Knechtung im Zuchthausstaat" schelten, so sind das offenkundige Spiegelgedanken. Ihre geheimen Anweisungen zum Bürgerkrieg lehren planmäßig und bewußt diese Art des Hetzens, durch die der Selbsterhaltungswille der Regierung und der Volksmehrheit eingeschüchtert werden soll. Wie ja überhaupt das mit Lenin beginnende bolschewistische Schrifttum eine richtige Erkenntnis von der Hilflosigkeit der Masse als solcher verrät.

Umsturzgefährlich werden die Hetzer nur dann, wenn in den Massen der Eindruck entsteht und allmählich immer mehr gefestigt wird, daß die Inhaber der Staatsgewalt an ihrer Eignung irre geworden und in ihrem Abwehrwillen gelähmt sind. Das werden sie immer nur unter der Herrschaft einer lähmenden Idee.

Das Thema von der Macht der lähmenden Idee und den umsturzreifen Staatsgewalten kann hier nur gestreift werden. Die „revolutionären Massenideen" sind in Wirklichkeit weder von sich aus umstürzend, noch sind sie der Masse eigen. Sondern sie gelangen ausschließlich zur Wirkung in ihrem seelischen Einfluß auf die Machthaber, deren Verantwortungsmut und Selbstbehauptungswillen sie lähmen.

Der Klassenhaß äußert sich häufig in der Form des massenwahnbetonten Regierungshasses (mit verstandeswidrigem Bös-glauben-wollen und Urteilen nach dem zweierlei Maß, wie z. B. beim kommunistischen Vergleich zwischen deutschen und russischen Regierungsmethoden). Die Regierung wird hierbei von der massenwahnsüchtigen Klasse als Verkörperung der bekriegten Volksmehrheit empfunden.

Dieser Regierungshaß — es gibt auch nichtkommunistische aber schwächere Einkleidungen für ihn — tritt nur auf als massenseelische Begleiterscheinung zu gewaltsamen Umsturzplänen und Entrechtungsabsichten gegen große Volksteile. Massenseelisch wirkt bekanntlich die Absicht schon wie die vollbrachte Tat. Stets liegen, wie die begleitenden Spiegelgedanken erkennen lassen, Unterjochungsabsichten gegen die andern Klassen zugrunde. — Daß der Regierungshaß mit seinen eindeutigen Massenwahnmerkmalen etwas ganz anderes ist, als die sozusagen normale Regierungsgegnerschaft, auch wenn diese sich in energischer Form äußert, versteht sich wohl von selbst.

Das vorbeugende Gegenmittel gegen diesen Regierungs- und Klassenhaß ist dasselbe, wie beim Völkerhaß. Es besteht darin, daß der umsturzgierigen und daher massenwahnsüchtigen Klasse mit aller Eindringlichkeit vor Augen geführt wird: ihr werdet den euch vorschwebenden Tatbestand nicht verwirklichen können; mit dem Selbsterhaltungswillen und der Selbsterhaltungsmacht des derzeitigen Regierungssystems müßt ihr euch abfinden. Mit dieser Gewißheit verschwindet regelmäßig zwar nicht der Tadel, selbst nicht die Tadelsucht, wohl aber der wahnbetonte Haß gegen die Regierung in den Massen. (Von Einzelpersonen und kleinen Gruppen ist hier nicht die Rede.)

Daher wirkt auch umgekehrt die entgegenkommende Schwächlichkeit und zaghafte Nachgiebigkeit vor Hetzern auf den Klassenhaß aufpeitschend und häufig tödlich für das Regierungssystem.

Bekannt ist, daß jede durch den ersten Akt einer Revolution zur Herrschaft gelangte Machthaberschaft zunächst der Gefahr ausgesetzt ist, ihrerseits gestürzt zu werden von einem Jakobiner- oder Bolschewistentum, das von den neuen Machthabern die Beherzigung der „revolutionären" Ideen verlangt, jener Ideen, die die frühere Regierung gelähmt und umsturzreif gemacht hatten und die von den neuen Machthabern gegen sie ins Treffen geführt worden waren. Es handelt sich hierbei um die weitestgehenden Forderungen nach Duldung, Freiheitlichkeit, Widerstandslosigkeit. Das alles verlangen nun auch ihrerseits die Umstürzer des zweiten Aktes, die Jakobiner oder Bolschewisten. Sie selbst gedenken diese

Duldung und Freiheitlichkeit, wenn sie nunmehr zur Macht gelangt sein werden, den ndern keineswegs einzuräumen. Der offene Hohn, mit dem der Umstürzer Lenin diesen Grundsatz vom zweierlei Maß gegen die Lähmer und Revolutionsmachthaber von der Sorte Kerenski und Miljukow ausgesprochen hat, läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. „Sollen wir etwa aus Prinzip zugrunde gehen?")

Revolutionen bestehen stets und immer in einem Handeln verhältnismäßig weniger Umstürzer und im hilflosen Dulden der führerlos gelassenen Mehrheit.

Jede Regierung hat Fehler, wie jedes Volk, jeder Mensch sie hat. Die nach dem Grundsatz vom zweierlei Maß zugespitzte Schuldsuche bei einer durch Revolution gestürzten Regierung ist eine Massenwahnerscheinung. Zu ihr neigen nicht nur die wirklichen, später oft geradezu mit der Laterne zu suchenden Revolutionäre. Sondern auch die große Menge der andersgesinnten Volksgenossen fühlt das mehr oder minder offen ausgesprochene Bedürfnis, sich nach diesem Verfahren den massenseelischen Ausgleich zu schaffen mit einem widerwillig ertragenen Tatbestand, den seinerzeit nicht verhindert zu haben sie sich vorwirft.

Allerdings lehrt die Massenseelenkunde, daß eine führerlos gelassene Masse keine Verantwortung trifft an den Dingen, die sie geschehen läßt. Eine führerlose Masse ist das Hilfloseste, was es gibt. Aber zu dieser Erfahrungstatsache steht in ewig unlösbarem Widerspruch das Ehrbewußtsein des Menschen, das von ihm verlangt, daß er wehrhaft sei, bereit und fähig, dem Unrecht zu wehren, sei es durch die Tat oder durch mahnendes Wort. Darum braucht er vor der eigenen Selbstachtung eine Entschuldigung dafür, daß er „neutral", daß er nicht mutig und tatbereit war. Darin steckt auch das ganze Geheimnis der „Massenverbrechen".

Die Massenpsychologen stellen umfangreiche Untersuchungen darüber an, wie es kommen kann, daß eine leidenschaftlich erregte Zusammenrottung von Menschen das eine mal sich der abscheulichsten Untaten schuldig macht, das andere mal sich außerordentlich rechtlich benimmt. Einer der ältesten von ihnen, der Italiener Sighele, war schon auf dem rechten Weg: es kommt darauf an, ob der Anlaß der Zusammenrottung derart war, daß das Verbrechertum sich dazu einzufinden Gelegenheit hatte oder nicht. Eine Masse guter Menschen wird nicht zu einem Riesenverbrecher. Der rechtliche Mensch wird in der Masse nicht zum Verbrecher. Aber der mutige häufig zum Feigling.

Die sog. Massenverbrechen bestehen in einem Handeln weniger und dem hilflos duldenden Zuschauen der vielen. Und die Vorstellung von der unwiderstehlichen Mengenhaftigkeit und fortreißenden Wucht des Verbrecherhaufens ist eine Selbstentschuldigung der vielen rechtlichen Menschen, die duldend mitschuldig geworden sind.

Natürlich sind es immer nur ganz besondere Verhältnisse, die entweder vorübergehend und örtlich begrenzt, oder dauernd und allgemein und dann stets nur unter der Herrschaft einer lähmenden Idee die Ordnungsgewalt ausschalten und die Masse der gutartigen Menschen schutz- und führerlos lassen.

Daß im Rausch der Straflosigkeit mancher Mensch, der bisher seine bösen Triebe gebändigt hatte, dem Verbrecher in sich die Zügel schießen läßt, haben wir an Beispielen aus dem Umkreis des Völkerhasses gesehen (Geldspindknacker, zeichnender Lustmörder). Bei den Septembermorden in der großen französischen Revolution haben in Paris allein Mördertrupps von insgesamt nicht mehr als 200—300 Mann tagelang auf die entsetzlichste Weise 1200—1600 Insassen der überfüllten Untersuchungsgefängnisse, Männer, Frauen und auch Kinder, hingemetzelt. Die gaffende Menge ließ sich einschüchtern. Die Regierung Robespierres gleichfalls. „Engländerfreund", „Aristokratenfreund" u. dgl. waren die Beschimpfungs- und Bedrohungsausdrücke, mittels derer sich damals die Unterwertigen als Gesinnungsdespoten über die andern Menschen aufwarfen. Das Einschüchterungsargument eines der mörderischen Hetzer ist uns wortgetreu überliefert: er wolle verhindern, daß diese Gefangenen seine eigenen Kinder und seine Frau erbarmungslos umbrächten

— der Spiegelgedanke eigener Gesinnung. Er trat auch in der folgenden Fassung auf: Preußen und Österreicher (mit denen man damals im Kriege war) würden, wenn sie nach Paris kämen, auch so grausam hausen.

Bei der revolutionären Bewegung in Rußland 1904/05 zogen auf dem Lande Mordbrennerhaufen von Ort zu Ort. Unter ihnen die rohesten Tierquäler. Auf einem für seine Rassenviehzucht bekannten Gut (Wolkow im Gouvernement Kursk) fanden die zum Schutz herbeigeeilten Soldaten Pferde und Kühe mit durchschnittenen Fesseln und heraushängenden Eingeweiden.

Der Sozialdemokrat Kautsky klagt in seiner unter dem Titel „Terrorismus und Kommunismus" 1919 erschienenen Schrift: „Da kommt jetzt im Beginn unseres 20. Jahrhunderts die Revolution in Rußland und Deutschland und entfesselt wieder Bluttaten, die an die der französischen Revolution des 18. Jahrhunderts erinnern." Kautsky meint, daß doch während des ganzen 19. Jahrhunderts „bei der arbeitenden Klasse eine fortschreitende Humanisierung" zu bemerken sei, die es bewirkt habe, „daß die Bluttaten der großen französischen Revolution sich bei ihren Nachfolgern nicht wiederholen."

Diese Auffassung ist in dem einen Punkte zu ergänzen: daß die Menschheit einschließlich der Arbeiterschaft immer schon zu human war für die Massenverbrechen, die sie jeweils geschehen ließ. Das gilt für die Menschen zur Zeit der großen französischen Revolution nicht minder wie für die unserer Gegenwart. Vielmehr ist die Mehrheit der rechtlichen und gutartigen Leute stets der Gefahr ausgesetzt, unter die Schreckensherrschaft der Verbrecher und damit in duldende Mitschuld an den nur so genannten Massenverbrechen zu geraten, wenn immer aus irgendwelchen Gründen die ausübende Ordnungsgewalt versagt.

Die unbedingte Achtung vor den Geboten der Rechtlichkeit und der Humanität ist der einzige Schutz des sittlich vollwertigen Großteils der Menschheit vor der Herrschaft des Verbrechertums.

Das klingt wie eine banale Selbstverständlichkeit. Für die Massenseelenkunde ist sie das jedoch nicht. Denn immer wieder ist es die nach dem Grundsatz vom zweierlei Maß angewandte Gesinnungsdespotie, durch die sich die Leute in Schrecken setzen und vom Festhalten an ihren Rechtsgrundsätzen abbringen lassen. Ob der Gesinnungsdespot „Ketzer", ob er „Arbeiterfeind", „Militarist", „Gegenrevolutionär" oder — „Deutschenfreund" als einschüchterndes Schimpfwort gebraucht, ist nebensächlich. Nichts von dem, was irgendeinem Widersacher vorgeworfen wird, ermächtigt uns, den Richter zu spielen unter Außerkraftsetzung unserer Rechtsgrundbegriffe.

Die Folge ist jedesmal dieselbe, wenn die anständigen Menschen nicht entschlossen bleiben oder nicht imstande sind, diese ihnen eingeborene Rechtsforderung auch gegen die Hetzer gegen die Verkünder des zweierlei Maßes, nötigenfalls tatbereit zu verteidigen: die Folge ist die Herrschaft des schlechten Kerls oder gar des unbarmherzig fanatischen, oft geistesgestörten Untermenschen.

Darin hat sich von den Hexenverfolgungen bis zum Jakobinertum, von den Wiedertäufern in Münster bis zum Bolschewismus (vgl. Gerlich, „Der Kommunismus als Lehre vom Tausendjährigen Reich" 1920) nichts Wesentliches geändert.

Die ganz großen massenwahnbetonten Schlechtigkeiten, sie wurden immer aus Angst begangen und aus Feigheit zugelassen. Nach dem ersten Schritt auf der schiefen Bahn schwillt das Übel mit reißender Schnelligkeit an. Jetzt tritt, gesteigert durch den Spiegelgedanken, die Angst der durch Fügsamkeit mitschuldig Gewordenen hinzu. Nichts kettet die Menschen fester, nichts macht sie gegenüber der Gesinnungsdespotie der Durchdringlichen unfreier, als das Gefühl gemeinsamer Schuld, gemeinsamen Entlastungsbedürfnisses und gemeinsam heraufbeschworener Racheangst. Und in dieses Gefühl gerät man durch das schrittweise Nachgeben vor den ersten Forderungen des Hetzers.

Es wäre sehr lehrreich, von diesem Gesichtspunkt aus das Verhalten des französischen Revolutionskonvents unter Robespierre mit dem des Rates der Weltkriegs-Alliierten unter Poincaré, der das Versailler Friedensdiktat verübte, zu vergleichen.

(Poincaré und nicht den damals amtierenden Ministerpräsidenten Clemenceau hat Wilson als den Mann gehaßt [nach quellenmäßig belegten Mitteilungen des New Yorker Universitätsprofessors Dr. Sihler], der den gewissensbelastenden Tatbestand so weit, wie sie andern, wie namentlich Wilson ihn nicht wollten, ihnen aufgedrungen hat.)

Alle anderen Beteiligten haben später — wie die nicht jakobinischen Konventsmitglieder und sogar die Mitglieder des Pariser Bluttribunals — bekundet, daß sie wider ihr besseres Wissen und Wollen gezwungen worden seien, über das Maß der von ihnen beabsichtigten Rechtswidrigkeiten noch unvernünftig weit hinauszugehen. Wie konnte der Franzose solchen Zwang ausüben? — Durch Ausnutzung der gemeinsamen Verantwortung der beteiligten Regierungen auch ihren eigenen Völkern gegenüber, die sie angeblich zu Frankreichs Hilfe in den Krieg geführt hatten, und denen sie nun unmöglich sagen konnten: es ist zu einem uns jetzt widerwärtigen Zweck geschehen, an dem wir nunmehr keinen Teil haben möchten. — Dem Sinne nach hat Poincaré durch die Presse dieses Argument gegen Lloyd George vorbringen lassen, als dieser während des Ruhreinbruchs nicht, so wie Wilson, seine Empörung und seine Gewissensbeschwerden nur insgeheim äußerte.

Die Geheimberatungen in Paris, in denen das Friedensdiktat nach Poincarés Willen durchgesetzt wurde, gleichen also in ihrem Verlauf ebenso wie die Schreckensbeschlüsse des französischen Revolutionskonvents dem typischen Hergang der sog. Massenverbrechen.

Dieselbe Gesetzmäßigkeit ist zu erkennen bei den gemeinen Massenverbrechen, wie bei den vermeintlich staatsumstürzenden Massentaten des Klassenhasses (in dem hier verstandenen Sinne) wie bei den Massenmeinungen des Klassen- und des Völkerhasses. In Wirklichkeit handelt es sich im Grunde bei allen diesen Fällen nur um Meinungsbildungen, nur um ein Glaubenwollen. Dem Massenwahn sind keine Taten eigen; sondern er tritt immer nur als ein Meinen der vielen auf, ein vernunft- und gewissensscheues Meinen, das durch die Taten weniger und durch das gequetschte Selbstachtungsverlangen der vielen erzwungen wird.

Die massenpsychologische Forschung mündet aus in die Erkenntnis 1. von der Hilflosigkeit und dem Dulderssinn der Masse als solcher — in außen- und innerstaatlicher Beziehung — und 2. von der um so größeren Führerverantwortlichkeit.

Führer ist, wer Tatbestände schafft. Die Macht der Idee wirkt nur im Führerkopf; nur insoweit sie tatbestimmenden Einfluß übt, wirkt sie mittelbar auch meinungsbildend in die Masse.

Daher taugt ein Propagandarezept nur dann etwas, wenn es in seiner Wirkung berechnet ist auf seelische Beeinflussung der gegnerischen Führerpersönlichkeit. Nach dieser Methode sind die schlauen unter den vielerlei feindlichen Propagandisten im Krieg gegen die alte Reichsregierung, und zwar mit unheilvoller Wirksamkeit, vorgegangen. Ist nun die gegnerische Führerpersönlichkeit Urheber massenwahnerzeugender Tatbestände, dann ist mit furchtsamer Schonung gegen sie schon gar nichts auszurichten. Das Gefühl völliger Gefahrlosigkeit wirkt ja nur aufreizend auf angriffslustige Menschen. Daher muß der Führer wissen, daß, wenn er als Hetzer auftritt, er stets und sofort auf eine moralische Gegenoffensive stößt, der auch die persönliche Spitze nicht fehlt.

Der Staatsmann eines zum Völkerhaßopfer gewordenen Volkes aber, der sein Tun und Lassen einrichten möchte nach Maßgabe der Äußerungen der übelwollenden Mengenmeinungen draußen, der gleicht einem Menschen, der über den eigenen Schatten springen will. Denn in Wirklichkeit sind die Spukgestalten des Massenwahns doch nur wesenlose Begleiterscheinungen zu dem, was dem eigenen Volke von den Staatsmännern drüben angetan wird — angetan werden kann . . .

Wissenschaftliche Rundschau

Max von Gruber, 6. Juli 1853—16. September 1927

Wer er war und wie er war

Von Fritz Lenz in München

Max von Gruber ist am 16. September in Berchtesgaden, wo er zur Erholung weilte, auf einem Spaziergang von einem Schlaganfall betroffen worden und in den Armen seiner Gattin und Tochter verschieden. Es war ein Tod, wie er ihn sich gewünscht hatte. Seine beiden älteren Brüder waren ihm vor einigen Jahren auf die gleiche Art vorangegangen, offenbar infolge derselben Erbanlage; und er hatte öfter geäußert, daß er sie um ihren Tod beneide. Gruber erfreute sich trotz seiner 74 Jahre noch einer seltenen körperlichen und geistigen Frische und wir hofften, er werde uns noch manches Jahr Führer und Freund sein können. Wir haben viel mit ihm verloren. Dennoch dürfen wir nicht trauern. Ihm sind die Beschwerden des Alters erspart geblieben, die gerade er, der rastlos Tätige, besonders schmerzlich empfunden haben würde. Er hat nicht nur seine Fachwissenschaft, die Hygiene, durch klassische Arbeiten gefördert, sondern weit über den Rahmen seines Faches hinaus, anregend und richtunggebend gewirkt, ganz besonders auch im sozialen und nationalen Leben. 23 Jahre lang hat er als Professor der Hygiene und Direktor des hygienischen Instituts in München gewirkt. Seit seinem Rücktritt vom Lehramt im Jahre 1925 hatte er das Amt des Präsidenten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, das höchste wissenschaftliche Amt im Staate, inne. So hat er auf der Höhe des Lebens einen schönen und schmerzlosen Tod gefunden.

Gruber hat bei Gelegenheit seines 70. Geburtstages betont, daß er das Wesentlichste, was ihm im Leben beschieden war, seinen Ahnen verdanke. Der Satz, daß der Kern der Persönlichkeit aus dem Erbgut der Ahnen stammt, findet in Grubers Fall in der Tat eine schlagende Bestätigung. Mit Rücksicht auf den Raum kann ich an dieser Stelle nicht darauf eingehen; ich gedenke das im Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie zu tun.

Gruber verfügte über ein erstaunliches Wissen auf den verschiedensten Gebieten. Sein Gedächtnis und seine Vielseitigkeit waren bewundernswert. Mit liebevoller Empfänglichkeit nahm er alle Dinge in sich auf, zumal die, welche menschliche Herzen bewegen. Er verfügte über einen starken gesunden Menschenverstand; aber bohrender Tiefsinn lag ihm weniger. Gegen unklare Spekulation, die als „tief" erscheinen möchte, hatte er einen instinktiven Widerwillen. Unsolide Arbeiten erkannte er mit sicherem Blick als solche und wußte sie mit vernichtender Kritik zu treffen. Und dennoch lag seine große Stärke mehr in der Lebhaftigkeit der Aufnahme neuer Tatsachen und der Anteilnahme an Menschen und Dingen als in der Kritik oder der Intuition. Dazu kam eine außergewöhnliche Arbeitskraft. Er kam mit sehr wenig Schlaf aus. Schon morgens um 5 Uhr begann er oft mit der Arbeit. Er hat gesagt, er sei kein großer Gelehrter gewesen. Unzweifelhaft aber war er es doch. Er hat wohl gemeint, er sei nicht in erster Linie Forscher und Denker gewesen. Seine eigentliche Bedeutung lag tatsächlich nicht in seiner Gelehrsamkeit.

Gruber hat von sich berichtet, daß ihm die Gabe verliehen war, anderen Menschen ins Innere zu schauen, sie zu verstehen und mit ihnen zu fühlen, auch unter den vielen Nieten jene rasch herauszufinden, die etwas sind und mit ihnen die Seele auszutauschen. Gerade die Stärke seiner Einfühlung konnte allerdings gelegentlich auch dazu führen, daß er andern die eigene selbstlose Begeisterung auch unberechtigt voraussetzte. Wenn er aber

unlautere Beweggründe stieß, so waren die betreffenden Leute für ihn erledigt. Auch für ausgesprochene Unfähigkeit gab es für ihn keinen Pardon. Er konnte dann maßlos schroff und verletzend sein. Stets hatte er Feinde und Fehden, nicht immer ohne eigene Schuld; aber die Zahl seiner echten Freunde war doch vielfach größer. Gelegentlich legte er es geradezu darauf an, einen Menschen, den er für bösartig oder für unfähig hielt, vor den Kopf zu stoßen; er wünschte wohl auch im Unterbewußten, daß man davon sprach. Aber der Grundzug seines Wesens war ein tiefes Wohlwollen, das sich in seiner späteren Zeit in väterlicher Sorge für die, auf die er etwas hielt, äußerte. Freilich, auch seinen Freunden gegenüber konnte er gelegentlich kühl und offiziell, dann wieder von überquellender Herzlichkeit sein. Er war kein ausgeklügelt' Buch; er war ein Mensch mit seinem Widerspruch. Aber auch seine menschlichen Schwächen waren liebenswert. Seine strahlenden Augen, die so behaglich und so gütig lächeln konnten, zeugten von dem Kern seiner Seele. Wahrhaftigkeit hat er stets für die erste Pflicht gehalten. Und wie er im Leben die Wahrheit ertragen hat, so verträgt sein Bild die Wahrheit auch nach seinem Tode.

Gruber hat von sich gemeint, „es fehlte irgendwie an den Hemmungen, ohne welche es keinen ruhigen und sicheren Gang einer Maschine gibt". In seinen besten Jahren sei er einmal nahe daran gewesen, „völlig aus der Bahn geschleudert zu werden." Er habe damals seelische Wunden erlitten, von denen er sich nie mehr völlig erholt habe. Äußere Anlässe, sei es freudiger oder trauriger Art, haben gewiß stets wesentlich auch bei den länger dauernden Schwankungen seiner Stimmung mitgewirkt. Und doch hat er die äußeren Einflüsse bei der Gestaltung seines Lebens und seiner Persönlichkeit wohl eher überschätzt. Verwundungen, wie er sie erlebte und bis in die Tiefe erlebte, waren bei seiner empfindsamen und leidenschaftlichen Seele eben unvermeidlich. Daher glaube ich auch, daß die Gestaltung seines Ich weniger der Erfolg seiner „Hygiene des Ich" oder seiner „Diätetik der Seele" als vielmehr das Ergebnis einer biologischen Entwicklung war, obwohl ich den Wert der Selbsterziehung gerade bei Veranlagung zu psychogenen Reaktionen keineswegs gering veranschlagen möchte. Gruber hat in seiner gelegentlich zu Übertreibungen neigenden Art andererseits auch gesagt: „Wir selbst sind ja ganz ohne Verdienst an dem, was wir sind und tun." Alles, meinte er, entspringe aus dem Zusammenwirken von Erbanlage und Umwelt. Aber was wäre dann jenes Selbst, dem er das Verdienst absprach? Aus jenem Satz spricht seine tiefinnerliche Bescheidenheit. Niemals würde er den Schluß gezogen haben, daß wir aus demselben Grunde auch ohne Verantwortung für das, was wir sind und tun, seien. Davor bewahrte ihn sein tiefes Verantwortungsgefühl.

Gruber war kein besonders guter Lehrer, wenigstens nicht für Anfänger. Seine Vorlesung war zwar wissenschaftlich sehr gediegen; aber sie war langweilig. Gruber brachte zu viele Einzelheiten und war als Gelehrter zu trocken. Auch war er kein guter Redner; und dennoch vermochte er in gelegentlichen Vorträgen die Hörer mitzureißen. Wenn er nicht als Gelehrter, sondern als geistiger Führer sprach, so ging seine eigene Begeisterung auf die Zuhörer über, zumal auf die Jugend. Als Examinator war er gefürchtet, besonders deshalb, weil die Kandidaten sich nicht durch bloßes Auswendiglernen auf Grubers Fragen vorbereiten konnten. Er stellte seine Frage so, daß er aus den Antworten ersehen konnte, ob der Prüfling wissenschaftlich und ärztlich zu denken vermochte. Dabei war er von strenger Gerechtigkeit. Wenn alle medizinischen Professoren so prüften, wie Gruber prüfte, und wenn auf diese Weise eine strenge Auslese unter den Kandidaten getroffen würde, so würde es anders um unseren medizinischen Nachwuchs stehen, als es leider tatsächlich steht. Allerdings sah sich auch Gruber vielfach genötigt, ein Auge zuzudrücken, da eine wirklich gerechte Auslese unter dem herrschenden System eben nicht möglich war.

Gruber war auch kein großer Organisator. In seiner Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit machte er fast alles selbst. Im Institut wie zu Hause schrieb er alle Briefe mit der Hand. Er wußte den verschiedenen Individualitäten oft nicht richtig die ihnen entsprechenden Aufgaben zuzuweisen. Aus seiner geringen Organisationsgabe erklärt es sich auch,

daß er als Fachwissenschaftler kaum Schule gemacht hat. Seine eigentliche Bedeutung lag eben auf anderem Gebiet.

Widerspruch war ihm nicht angenehm. Wenn man ihm aber trotzdem widersprach und er fühlte, daß der Widerspruch aus rein sachlichen Motiven erfolgte, oder gar wenn er sich nach einigem Widerstreben überzeugte, daß der Widerspruch berechtigt war, so hatte man damit viel bei ihm gewonnen. Gruber liebte die Anerkennung; auch für äußere Ehren hatte er Sinn. Sein Selbstbewußtsein konnte sich gelegentlich sogar verletzend äußern. Und dennoch war er im Grunde seines Herzens bescheiden.

Gruber hatte eine heiße Liebe zum deutschen Volk. Weil ihn das stärkere Staatswesen und die größere Ordnung anzog, verließ er sein Heimatland Österreich und kam ins Deutsche Reich. Als ihm später unter günstigen Bedingungen der ordentliche Lehrstuhl der Hygiene in seiner Heimatstadt Wien angeboten wurde, lehnte er ab, obwohl ihn viele Bande des Gemüts noch immer nach Wien zogen. Er glaubte seine Aufgabe am deutschen Volk eben besser im Reich erfüllen zu können. Er hat auch auf die große Politik einzuwirken versucht, und zwar im ausgesprochen nationalen Sinne. Während des Krieges tat er alles, was in seiner Kraft lag, um den Willen zum Siege im Volke zu stärken. Sehr lebhaft setzte er sich für den U-Bootkrieg ein. Es schmerzte ihn, daß ich seine politischen Ansichten und Hoffnungen oft nicht zu teilen vermochte; und er hat sich oft große Mühe gegeben, mich zu überzeugen, mündlich und brieflich.

Gruber hat mehrfach sein Arbeitsgebiet gewechselt. Stets aber blieb er Hygieniker. Die Hygiene ist ja im Grunde keine einheitliche Spezialwissenschaft, sondern die Anwendung recht verschiedener Wissenschaften auf das Ziel der Erhaltung menschlicher Gesundheit und der Steigerung menschlicher Tüchtigkeit und menschlichen Glücks. Gruber begann mit chemischen Arbeiten; dann beschäftigte er sich vorwiegend mit Physiologie; weiterhin ging er zur Bakteriologie über, später zur sozialen Hygiene und schließlich zur Rassenhygiene. Bedeutungsvolle neue Gedanken und Erkenntnisse nahm er stets mit begeistertem Herzen auf. Als er die Hygiene als Lebensaufgabe wählte, war diese ein ganz neues Fach; Entsprechendes gilt später von der sozialen Hygiene und der Rassenhygiene. Auch in grundlegenden Anschauungen hat Gruber mehrfach umgelernt. Als Schüler Pettenkofers teilte er zunächst auch dessen Anschauungen über das Wesen der Epidemien. Als der Siegeszug der Bakteriologie begann, war er jedoch einer der ersten, der die Tragweite der neuen Erkenntnis voll erfaßte, während Pettenkofer nicht mehr von seinen eingewurzelten Vorstellungen loskam. Viel schwerer ist Gruber später der Übergang zum rassenhygienischen Denken geworden. Als um die Jahrhundertwende Bedenken auftauchten, ob die moderne Kultur nicht durch Hemmung der natürlichen Auslese zur Entartung der Rasse führe, da wehrte sich Gruber zunächst leidenschaftlich gegen diese Gedanken. In einem Vortrag vom Jahre 1903 „Führt die Hygiene zur Entartung der Rasse?" glaubte er das Darwinsche Selektionsprinzip als eine lediglich deduktiv gewonnene Konstruktion, die den Erfahrungstatsachen nicht entspreche, abtun und die Entartungsgefahr infolge des Schutzes der Schwachen ablehnen zu können. Diesen Standpunkt vertrat er auch noch mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit in der Diskussion zu einem Vortrag, den der Begründer der deutschen Rassenhygiene, Alfred Ploetz, um jene Zeit in Wien hielt. Grubers mitleidiges Gemüt wollte die Folgerungen einfach nicht sehen. Die Auslesetheorie erschien ihm als grausam und unmenschlich. Dennoch gelang es Ploetz ihn in weiterer privater Aussprache von der Wahrheit des rassenhygienischen Gedankens zu überzeugen. Gruber war stark und jung genug im Herzen, um umlernen zu können. Als er einige Jahre später den hygienischen Lehrstuhl in München übernahm, forderte Ploetz ihn auf, eine Münchener Ortsgruppe der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene ins Leben zu rufen; und — Gruber sagte zu. Aus dem Saulus war ein Paulus geworden. Schon im Jahre 1911, als es sich darum handelte, auf der großen Hygieneausstellung in Dresden auch der Rassenhygiene einen gebührenden Platz zu verschaffen, war Gruber einer der Führer auf dem

Gebiete der Rassenhygiene. Seine zusammen mit Rudin verfaßte Schrift, die als Katalog der rassenhygienischen Abteilung diente, ist jahrelang richtunggebend gewesen.

Von den rassenhygienischen Erkenntnissen aus hat er auch die marxistische Ideologie seiner Jugend überwunden. Sein lebhaftes Mitgefühl mit der leidenden Menschheit mit allen, die in Elend und Not sind, hatte ihn in der Jugend in das sozialistische Lager getrieben. Die Bücher von Marx und Engels begannen damals auf weitere Kreise zu wirken; und Gruber nahm besonders die Schilderungen der trostlosen Lage der proletarischen Klasse mit empfänglicher Seele auf. In gewissem Sinne ist er stets Sozialist geblieben; die Unhaltbarkeit der „materialistischen" Umweltlehre von Marx aber hat er bald erkannt. Auch äußerte er sich in späteren Jahren öfter sehr abfällig über die „Demokratie". Je tiefer er dann in die rassenhygienischen Erkenntnisse eindrang, desto mehr sah er ein, daß durch bloße Umgestaltung der Wirtschaftsordnung wie überhaupt der Umwelt, die Menschheit nicht aus ihrem Elend befreit werden kann, daß vielmehr eine durchgreifende Besserung der menschlichen Verhältnisse nicht ohne eine Erneuerung der Rasse im Sinne der Rassenhygiene möglich ist. Diese Erkenntnis war bei ihm auch schon durch die Lehre Schopenhauers, der er einen großen Teil seines Lebens anhing, vorbereitet worden.

In letzter Zeit ist da und dort der Eindruck entstanden, als habe Gruber auch in der Rassenfrage im politischen Sinne, d. h. in seiner Stellung zum nordischen Gedanken bzw. zum Antisemitismus, seine Ansichten geändert. Ich kann aus genauer Kenntnis sagen, daß das nicht zutrifft. Gruber hat stets die nordische Rasse gefühlsmäßig am höchsten geschätzt und sich ihr innerlich zugehörig gefühlt. Dem Gedanken einer „Wiedervernordung" im Sinne Günthers dagegen hat er von Anfang an ablehnend gegenübergestanden.[1])

Die Familie Gruber war gut katholisch, auch Grubers Vater noch. Bei ihm selbst aber wurden schon im Kindesalter religiöse Zweifel geweckt. Als geistig gereifter Mann trat er zur evangelischen Kirche über, zu der er sich bis an sein Lebensende bekannt hat. Unzweifelhaft entsprach die protestantische Lehre seiner unabhängigen Geistesart besser als die katholische; doch hat er in späteren Jahren öfter auch warme Worte für die katholische Kirche und ihre Sittenlehre gefunden. Unklare Schwärmerei und magischer Aberglaube dagegen konnten ihn in Harnisch bringen. Die gegenwärtig moderne magische Strömung war ihm in der Seele zuwider, und er sah darin eine große Gefahr für die Kultur. Als Präsident der Akademie der Wissenschaften hat er sich in heiligem Zorn gegen die überhandnehmenden magischen Strömungen in der Wissenschaft bzw. in der Pseudowissenschaft gewandt. In der sich anschließenden Pressefehde bekannte er: „Das Jahr 1638 wird durch alle kommenden Jahrtausende als Jahr des Heils erstrahlen. In diesem Jahre veröffentlichte nämlich Galilei seine „Discorsi", mit denen der unaufhaltsame Siegeslauf der Naturforschung beginnt. Damals wurde der menschliche Geist endlich auf den einzigen sicheren Weg geleitet; aus dem Nebelmeer verworrener Gedanken heraus, in dessen Dunkel er jahrtausendelang suchend umhergeirrt war, empor zum Licht des sicheren Wissens." Es ist vielleicht kein Zufall, daß Gruber einem Bilde Galileis auffallend ähnlich war; zum mindesten muß Galilei denselben Typus gehabt haben. Auch geistig und charakterlich bestand eine große Ähnlichkeit. Wenn Gruber vor ein Ketzergericht gestellt und mit dem Scheiterhaufen bedroht worden wäre, so hätte er wie Galilei widerrufen; aber ebenso wie dieser hätte er gleich nachher zu seinen Vertrauten gesagt: „Und sie bewegt sich doch!" Allen Opportunismus dagegen haßte er aus tiefster Seele. Als Hegel in den letzten Jahren von gewissen Kreisen wieder auf den Schild gehoben wurde, wandte er sich in einer besonderen Abhandlung gegen diesen falschen Propheten. Mehr noch als die hochtrabenden unklaren Phrasen und die geistige Hohlheit dieses Schriftstellers haßte er seinen Opportunismus, der in dem Satze gipfelte: „Alles Seiende ist vernünftig." Gruber dagegen empfand leidenschaftlich, daß alles Seiende unzulänglich ist, und er erkannte seine höchste Aufgabe darin, dafür zu wirken, daß es einmal besser werde mit der Welt und den Menschen.

[1]) Vgl. seinen Beitrag „Volk und Rasse" im Juliheft 1927 der S. M. „Die Rassenfrage".

So wurde er ein Führer zu den Lebenswerten. Und darin liegt seine eigentliche Bedeutung, nicht in seinen wissenschaftlichen Leistungen, so beachtlich sie auch sind. So ist seine Forderung einer „Hygiene des Ich" zu verstehen als eine Führung zu den Lebenswerten. Darum hat er alles getan, was er konnte, um dem Alkoholmißbrauch entgegenzutreten und das Beispiel persönlicher Enthaltsamkeit gegeben. Darum hat er lange Jahre eifrig in den Organisationen der gemeinnützigen Bautätigkeit mitgearbeitet, um der Wohnungsnot, dieser Quelle so vielen weiteren körperlichen und sittlichen Elends, nach Möglichkeit zu steuern. Aus diesem Trieb zu helfen aus leiblicher, seelischer und sittlicher Not ist auch seine „Hygiene des Geschlechtslebens" entstanden, jene Schrift, die seinen Namen mehr als seine wissenschaftlichen Forschungen in weitesten Kreisen bekannt gemacht hat. Hier fühlte die Jugend, daß ein Führer zu ihr sprach, der ihr nicht nur Moral predigen, sondern der ihr einen Ausweg zeigen wollte aus ihrer Not.

In seiner Jugend, also der empfänglichsten Zeit des Lebens, ist Gruber stark von Schopenhauer beeinflußt worden, dessen Stern damals gerade aufging und der das Problem vom Werte mit einem bis dahin beispiellosen Mute in Angriff genommen hatte.

Die Welt war nach Schopenhauer nicht das Werk eines allwissenden und liebenden Gottes, sondern ein Ergebnis sinnlosen blinden Dranges, das Leben seinem Wesen nach leidvoll, alles Glück nichtig, die Welt eine Stätte des Jammers; aber zugleich erschien die Welt als letzten Endes gar nicht wirklich, als wesenloser Schein; und eben durch die Erkenntnis des Lebens als Leiden schien Erlösung zu winken vom leidhaften Sein. Zweifellos hat diese Lehre auf eine Natur wie die Grubers im Sinne starker tragischer Erhebung gewirkt. Seiner Veranlagung nach zum Leiden bestimmt, hat er das Leid des Herzens in seiner ganzen Tiefe erlebt. Aber er hat es überwunden. Und mochte alles zerschellen: es blieb das Mitleid, und es blieb die Liebe. Das waren die treibenden Kräfte seines Lebenswerkes. Gruber ist nie ganz von Schopenhauer losgekommen. Noch in seiner Akademierede gegen den magischen Aberglauben vom Jahre 1924[1]) stützen sich seine erkenntnistheoretischen Darlegungen im wesentlichen auf Schopenhauer. Kant hat er auch damals noch im Spiegel Schopenhauers gesehen. „Aus Schmerzen ist alles Sehnen nach einem Höheren, ist alle Kunst geboren"; so schreibt er noch im Jahre 1925. Zugleich aber auch: „Ich bin der Letzte, zu leugnen, daß ein tiefer Sinn in dem Leiden liegen mag, das über uns und alle Kreatur verhängt ist", während für Schopenhauer das Leiden eben sinnlos war. In seinen späteren Jahren kam Gruber allmählich von dem radikalen Idealismus Schopenhauers zu einer mehr realistischen Auffassung der Welt. Auch der Pessimismus seiner Jugend wich im Alter einer freundlicheren Auffassung ähnlich wie bei Schopenhauer selber. Spät freilich erst senkte sich die güldene Heiterkeit auf sein Gemüt, die ihm im Alter aus den Augen strahlte. In einem Vortrag vom Jahre 1925 sagte er sogar: „Wenn man alt wird, so kommt man immer mehr zu der Ansicht, daß der Sinn des Lebens doch im menschlichen Glück liegt." Darf aber dieses Bekenntnis zur Eudämonie Grubers Vermächtnis an uns sein? Ich meine der Eudämonismus wird gerade durch Grubers heroischen Lebenslauf widerlegt. Er hat an seinem 70. Geburtstage zurückblickend gemeint, daß er sich während des größten Teiles seines Lebens unglücklich gefühlt habe. War also sein Leben verfehlt? Die Frage stellen, heißt sie verneinen, und damit auch den Eudämonismus.

Schild der Notwendigkeit!
Höchstes Gestirn des Seins!
— das kein Wunsch erreicht,
— das kein Nein befleckt,
ewiges Ja des Seins,
ewig bin ich dein Ja:
denn ich liebe dich, oh Ewigkeit! — —

(Nietzsche, Dionysos-Dithyramben.)

[1]) Veröffentlicht im Augustheft 1924 der S. M. „Die Weltlüge".

Aus Zeit und Geschichte

Görres in Straßburg

K. A. v. Müller schrieb vor einer Reihe von Jahren eine psychologische Studie über den jungen Görres, in der er den Versuch machte, die entscheidenden Züge des späteren Lebens am Bilde der Jugend abzulesen. Seitdem wissen wir ihn mit umfassenden Görresarbeiten beschäftigt. Das letzte Jahr brachte wieder zwei größere Veröffentlichungen, die eine in der Festschrift der Görresgesellschaft, eine „sozusagen diplomatische Geschichte" von Görres' Berufung nach München, die andere das kürzlich erschienene Buch „Görres in Straßburg 1819—1820. Eine Episode aus dem Beginn der Demagogenverfolgung" (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1926). Nur ein kleiner Ausschnitt von Görres' Leben ist beide Male festgehalten, aber, wie der frühere Aufsatz, lassen auch diese Arbeiten die Linie der ganzen Entwicklung sichtbar werden.

Die Widmung an H. von Grauert weckt die Erinnerung an dessen Vortrag „Görres in Straßburg". Bei Grauert zum ersten Male die eindringliche Fragestellung nach der Bedeutung der Straßburger Jahre für Görres' inneren, religiösen Werdegang. K. A. von Müller ist das Problem, dem kürzlich noch Lucian Pfleger („Randglossen zu Görres' Straßburger Exil") in der Görresfestschrift nachgegangen ist, vertraut genug. Aber bei der Begrenzung, die er seinem Buche gibt, läßt er das religiöse Problem nur gelegentlich aufklingen. Der Gegenstand seines Buches ist ein anderer. Nur der erste kurze Abschnitt der Straßburger Zeit vom Oktober 1819 bis zur Schweizer Reise April 1820 wird behandelt, und zwar wieder unter „sozusagen diplomatischen" Gesichtspunkten. Die benutzten archivalischen Quellen geben der Arbeit ihre Eigenart und verschaffen ihr Einheit und Rundung. Im ersten Teile des Buches bringt der Verfasser eine sorgsame Darstellung der Lage, in die das Jahr 1819 Görres versetzte. Er zeigt, wie die der politischen Reaktion zusteuernden Regierungen Europas in Furcht vor dem kühnen und doch so grüblerischen Sprecher gerieten, wie Görres mit der inneren Sicherheit, die immer seinen Lebensweg bezeichnet, durch die Angriffe der Regierungen wie durch das Gezänk der Zeitungen hindurchging. Von besonderem Reiz sind dann die Untersuchungen des zweiten Teils. Es war lange bekannt, daß Görres in Straßburg Tür an Tür mit einem österreichischen Polizeiagenten wohnte, der sich ihm für einen politischen Flüchtling ausgab und ihn unter dieser Maske belauerte. K. A. von Müller ist es gelungen, die Berichte dieses Agenten nach Wien zu entdecken. Sie gestatten uns einen klaren Einblick in das Intrigennetz, in das Görres verstrickt wurde. Aber es geht K. A. von Müller beinahe wie dem Metternichschen Polizeikommissar. Seine Untersuchung dient im Grunde doch einem anderen Zweck als dem, den ihre Quelle ihr vorschrieb. Wohl ist es von Interesse, dieses Beispiel politischer Intrigenführung kennenzulernen. Die große europäische Politik dieser Jahre spiegelt sich darin, Metternichs „System", Frankreichs innere Parteiwirren, der Siegeszug des revolutionären Prinzips. Aber zuletzt dient K. A. v. Müller damit doch einer tieferen Charakteristik von Görres selbst. Die genauen und treffenden Beobachtungen des Polizeiagenten vermitteln uns manchen Aufschluß, den Görres' Briefe, bisher die wichtigste Quelle, nicht gaben. Wir nehmen an den Gesprächen und Auseinandersetzungen des Straßburger Kreises teil, in dem Görres verkehrte. Die Art und Lebendigkeit von Görres' geistigen Interessen wird dabei deutlich, vor allem tritt die Mäßigung und Reserviertheit seiner politischen Anschauungen hervor, die dem Spion den Grund seiner Sendung bald entzieht. K. A. v. Müller hat die Möglichkeiten seiner Quelle mit feinem Verständnis ausgeschöpft. An einfühlungsfähiger Charakterisierung mag die

Görresforschung nicht leicht etwas dem über Görres' rheinische Heimatliebe oder seine scheinbare „Wendung" zur Autorität Gesagten an die Seite stellen. Wenn das vorliegende Buch „mit heutzutage etwas altmodischem spitzen Pinsel" nur die kurze Episode von 1819/20 zeichnet, wenn es an dem reichen Inhalt der späteren Straßburger Jahre vorübergeht, so läßt uns sein Ergebnis doch von Herzen der Hoffnung zustimmen, daß sein Verfasser „in der Zukunft noch einiges zur Erkenntnis Görres', dieses denkwürdigen und einzigartigen Mannes beizutragen hat."

Köln a. Rh. Dr. Auguste Schorn.

Der neue Tirpitz

Es war menschlich begreiflich und auch notwendig, wenn die meisten führenden Staatsmänner und Militärs in Deutschland sich nach dem Kriege vor der Öffentlichkeit rechtfertigten. Alle diese Memoiren haben selbstverständlich nur relativen Wert, aber für den Historiker sind sie unmittelbare Quellen. So lernt er, wenn er zwischen den Zeilen zu lesen versteht, die Schreibenden erst recht kennen. Es wurde von Freund und Feind anerkannt, daß die Erinnerungen von Tirpitz zweifellos das bedeutendste Werk dieser Epoche waren. Besonders die junge Kriegsgeneration stand unter dem überwältigenden Eindruck der im Anhang veröffentlichten Kriegsbriefe vom Herbst 1914, aus denen hervorging, daß zur Zeit des allgemeinen Siegesgefühls ein Mann im Hauptquartier saß, der mit allerschwerster Sorge der kommenden Entwicklung entgegensah.

Tirpitz hat nun in den letzten Jahren zwei andere Bücher der Öffentlichkeit übergeben, oder vielmehr Dokumentensammlungen mit ausführlichem Kommentar. Ist das erste eine Antwort auf die große, im In- und Auslande eingeleitete Hetze gegen seine Flottenpolitik[1]), so bedauern wir den Zeitpunkt, in dem das zweite erschien. Es ist noch einmal ein Kriegswerk, wie der Titel[2]) zeigt, das durch eine Fülle von Einzeldokumenten die im Jahre 1919 erschienenen Erinnerungen zum Teil erweitert, zum Teil auf neue Gebiete übergreift. Wir bedauern das jetzige Erscheinen, nicht etwa, weil wir bezweifeln, daß alles, was Tirpitz zu sagen hat, für eine spätere Forschung von hervorragender Bedeutung ist, sondern weil wir meinen, daß die Zeit noch nicht reif dafür ist, um abschließend die politische Geschichte des Weltkrieges, in die dieses Buch als Quelle ersten Ranges hereingehören würde, darstellen zu können. Dazu bedarf es eines großen Abstandes vom Weltkriege, dazu bedarf es vor allem der restlosen Erschließung der fremdländischen Quellen. Das Buch bleibt aber das große Vermächtnis des Schöpfers der deutschen Flotte.

Tirpitz streift so viele verschiedene Fragen, daß der Raum es nicht gestattet, auf Einzelheiten einzugehen. Oft sieht man, wie gute Gründe gegen gute Gründe standen. Von hohem psychologischen Reiz ist z. B. der Briefwechsel Tirpitz-Ballin.

Überall dringt die starke, einheitliche Persönlichkeit des Großadmirals hindurch mit seiner Forderung: Alles wagen, weil sonst alles verloren ist. O.St.

Anton Graf zu Stolberg-Wernigerode

Loben auf Gegenseitigkeit ist im Kreis der Süddeutschen Monatshefte nicht Mode. So soll hier nur mit wenigen Worten auf das vor kurzem erschienene Buch des Grafen Otto zu Stolberg-Wernigerode über ein bekanntes Mitglied seines Hauses hingewiesen werden: Anton Graf zu Stolberg-Wernigerode, ein Freund und Ratgeber

[1]) Ergänzt wird dieses Werk durch die neuen Dokumente und Tatsachen, die der Großadmiral im Novemberheft 1925 der S. M. „Die Verständigung mit England" bekannt gemacht hat.

[2]) A. von Tirpitz, Deutsche Ohnmachtspolitik im Weltkriege. Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg und Berlin 1926.

König Friedrich Wilhelms IV. (Beiheft 8 der Historischen Zeitschrift, München und Berlin, Verlag R. Oldenbourg). Die Leser dieser Blätter kennen den Verfasser seit Jahren selbst; wenn sie danach auch in dieser wissenschaftlichen Arbeit von ihm nicht nur eine zuverlässige, aus erster Hand geschöpfte, akademische Leistung erwarten, welche unsere tatsächliche Kenntnis fördert, sondern darüber hinaus noch das Zeugnis eines ernsthaften, selbständig und fein denkenden Mannes, so werden sie in keiner Weise enttäuscht. Der tiefgläubige und freimütige ritterliche Graf; sein höchst charakteristisches Verhältnis zu seinem königlichen Herrn; und in beidem ein lebendiges Stück jenes christlich-germanischen Kreises, der aus dem Erlebnis der Freiheitskriege aufstieg und in den fünfziger Jahren abstarb, — werden eindringend und, trotz der persönlichen Beziehungen, streng gerecht geschildert. Eher wünschte man manchmal noch eine weitere Ausdehnung der Mitteilungen, eine etwas lebhaftere historische Farbe und eine breitere Eingliederung des einzelnen in die allgemeine Lage. Vortrefflich, fein und tief, ist die gegenseitige Abwägung des Verwandten und des Abweichenden, in Anschauung und Temperament, beim König und seinem Freund; höchst lehrreich der Einblick in die fortschreitende Zersetzung der alten konservativen Staatsanschauung unter Friedrich Wilhelm IV., die innere „Krise des Gottesgnadentums" 1848/49. Sowohl für die Kenntnis der ersten deutschen Revolution, wie für die der deutschen Monarchie im 19. Jahrhundert bringt die Arbeit wichtige Beiträge. Daß in ihrem Hintergrund am Ende bereits Bismarck auftaucht (von dem auch ein hübscher Brief an Stolberg vom 14. August 1852 mitgeteilt wird), vertieft ihre geschichtliche Perspektive. Wir wünschen ihr viele und aufmerksame Leser! K. A. v. M.

Politische Neuerscheinungen

Die deutsche historische Forschung hat sich bisher mit der Geschichte Südamerikas sehr wenig befaßt, seitdem einst Alexander v. Humboldt Bahnbrechendes auf diesem Gebiete geleistet hat. Heute, wo diese Länder zu den für Deutschland wichtigsten Wirtschaftsgebieten gehören und viele Hunderttausende Deutschsprechender beherbergen, ist dies besonders zu bedauern. Um so erfreulicher ist es, daß nun als erste große Leistung seit langer Zeit ein Werk erschienen ist, das mit staunenswerter Vielseitigkeit und eindringlicher Vertiefung eine Charakteristik der spanischen Entdeckung und Kolonisation gibt[1]). Der erste Teil enthält eine außerordentlich gelungene Übersicht der Natur in den verschiedenen Teilen Amerikas, mit der die Spanier sich abzufinden hatten und zeigt die Wege, wie sie es taten. Es wird gezeigt, in wie weitgehendem Maße sie dabei die schon von den Indianern geschaffenen und gefundenen Möglichkeiten ausnutzten. Der zweite Teil ist den Eingeborenen gewidmet. Der Verfasser sondert die einzelnen Kulturformen, von denen er verschiedenen einen hohen Rang zuweist, besonders auch im Verhältnis zum Wissen und Können der Entdecker. Er betont dabei u. a., wie sehr in der Technik (Brückenbau, Wegeherstellung) die Indianer den Weißen überlegen waren. Sein Urteil gipfelt in der Feststellung, daß „die Moral der Indianer meist besser war als die der Christen". Der dritte Teil ist der Analyse der spanischen Eroberungszüge gewidmet. Die allbekannten Namen Colon, Cortes, Pizarro gewinnen Gestalt und Leben; doch ist das Gesamturteil trotz ehrlicher Anerkennung der Größe und Tapferkeit des einzelnen sehr hart. Gestützt auf genauestes Quellenstudium, glaubt der Verfasser zu der Ansicht kommen zu müssen, daß das Vorgehen der Europäer — übrigens nicht nur der Spanier — im ersten Jahrhundert der Kolonisation von einer bewußten und unbewußten Grausamkeit gewesen ist, die teilweise sogar ins Bestialische überging, ohne daß die Kirche oder noch

[1]) Georg Friderici, Der Charakter der Entdeckung und Eroberung Amerikas durch die Europäer. Verlag Friedrich Andreas Perthes, Stuttgart-Gotha 1925.

weniger der König dem Einhalt tun konnte. Allerdings betont der Verfasser gleichzeitig mi Recht, daß eben die Moral Europas in Kriegszeiten damals überhaupt nicht besser wa und daß Alba in den Niederlanden ebenso hauste wie Cortes in Mexiko.

Die unter Leitung von Professor Hermann Oncken stehende „Allgemeine Staaten geschichte" wird erfreulicherweise nun auch auf außereuropäische Länder ausgedehnt Das Werk von Adolf Rein[1]) befaßt sich mit den Kämpfen, die bis zum Eingreifen der Angel sachsen um Nordamerika ausgefochten wurden. Der nördliche Kontinent lag im Schatte der iberischen Eroberung, die sich nach der Mitte und dem Süden wandte. Der Wunsc nach der Sicherung der nördlichen Flankenstellung wurde erst in dem Augenblick wach als die Franzosen seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts begannen, in die zwischen de Spaniern und Portugiesen 1494 aufgeteilte Welt mit dem natürlichen Anspruch eine aufsteigenden Macht einzudringen. Außerordentlich fesselnd ist die Schilderung, in welche Weise sich dieser Gegensatz eingliedert in den gewaltigen Kampf zwischen Frankreich un Spanien. Es ist ein Verdienst des Verf., diese Zusammenhänge aus dem rein kolonialer Gesichtswinkel in die Vorgänge der großen europäischen Politik eingeordnet zu haben denn erst dadurch werden die Dinge in den richtigen organischen Zusammenhang gebracht Eine Fülle von Problemen, die heute noch zu den wichtigsten der Weltpolitik gehören u. a. die Freiheit der Meere, Art der Kolonisation, Auswirkungen europäischer Einhei und Zerrissenheit auf überseeische Verhältnisse, werden gedankenreich und im Sinne de besten Überlieferungen deutscher Geschichtsschreibung behandelt.

Stuttgart. Wahrhold Drascher.

Aus Zeitschriften

„Die Kriegsschuldfrage", Heft 6, 1927, enthält einen Aufsatz Friedrich vo Wiesners, a. o. Gesandten und bevollmächtigten Ministers a. D. „Die unwiderlegt geblieben Begründung für das Ultimatum Österreichs an Serbien vom Juli 1914. Das Memoir Österreich-Ungarns über die großserbische Propaganda und deren Zusammenhänge mi dem Serajewoer Attentat." Dieses Memoire bildet die Grundlage für die Beurteilung de österreichisch-serbischen Konfliktes. Es wurde s. Zt. von der Ententepropaganda wissentlic unterdrückt. Man muß es sehr begrüßen, daß die „Kriegsschuldfrage" dieses hochinter essante Schriftstück erneut herausgestellt hat. Auch jetzt, wo die Vorgänge um de Serajewoer Mord herum nach den Aufsehen erregenden Veröffentlichungen der letzte Jahre viel klarer geworden sind, hat es noch nichts von seinem aktuellen Interesse verlore

In der „Historischen Zeitschrift", Band 136, Heft 1, führt uns ein Auf satz von Ludwig Dehio über Benedikt Waldeck wieder deutlich vor Augen, daß Mangel a Nationalgefühl keine isolierte Erscheinung des November 1918 ist. Benedikt Walde der als katholischer westfälischer Demokrat 1848 und in der Konfliktzeit (1861—64) ein beträchtliche Rolle spielen sollte, blieb in seinen Jugendjahren nicht unbeeinflußt vo der Burschenschaftsbewegung nach den Freiheitskriegen. Er geht sogar durch die Schul des konservativen Staatsphilosophen Haller, wird dann aber ganz von der Bewunderun für Napoleon ausgefüllt. In allen öffentlichen Kämpfen, an denen er teilnimmt, ist ih immer die abstrakte Freiheitsidee die Hauptsache, der er das nationale Interesse des Lande unterordnete. Er denkt viel mehr europäisch als deutsch. Auch als er nach 1870 für preu ßische Annexionen eintritt, tut er dies in erster Linie als preußischer Unitarier. Es ist ein sehr lehrreiche, psychologisch fein aufgebaute Studie.

[1]) Adolf Rein, Der Kampf Westeuropas um Nordamerika im 15. und 16. Jahrhundert. Friedri Andreas Perthes, A.-G., Verlag, Stuttgart-Gotha 1925.

Tagebuch

Vom wunderbaren Schicksal eines gestohlenen Markknochens

Von Adolf Dirr in München

Am grauen Meer, am grauen Strand hausten sie. Vielleicht sind es zehntausend, vielleicht sind es fünfzigtausend Jahre her, aber es war in jenen Tagen, da die Ostsee eben anfing aufzuatmen. Vor kurzem erst war sie frei geworden von den Eisfesseln, die ihr die Vergletscherung Skandinaviens auferlegt hatte. Riesengletscher zogen sich Dutzende von Meilen, viele Breitengrade weit, vom Pole südwärts, hüllten alles in Eis, Nebel und Kälte, und trugen auf ihren breiten, schrundigen, von Spalten und Höhlen zerklüfteten Rücken hausgroße Felsentrümmer in die Tiefebene hinunter, bis dahin, wo eine mildere Sonne dem Frostreich ein Ende machte, die Gletscher in Riesenströme verwandelte und die nordischen Findlingsblöcke in den weichen Schoß der Erde bettete, bis .... ja bis die Menschen kamen und aus den nordischen Fremdlingen Grabdenkmäler schichteten, Festungen, Häuser und Kirchen bauten.

Ein armselig Menschengeschlecht war es, das dem weichenden Eise folgte und täglich, stündlich noch erschauerte unter dem Nachwehen der Zeit, in der die Frostriesen hausten. Das seinen bitteren Kampf kämpfte mit dem kalten grauen Wasser des Meeres, dem Nebel, der kaum wich, den Kälteschwaden, die der Norden heruntersandte, den langen, langen Nächten des Winters, der ganzen kargen Natur. Am Strande hausten sie, weil sie aus dem Meere hauptsächlich ihres Leibes Notdurft zogen: Fische, Miesmuscheln, Herzmuscheln und Austern, diese aber ohne Zitrone und ohne den köstlichen Saft der Rebe, der im Glase funkelt wie flüssig gewordener Sonnenschein und ohne den wir Spätgebornen uns die Austern nicht denken können. Sie verschlangen sie einfach roh, diese ewig hungrigen, ewig um ein bißchen mehr an Nahrung kämpfenden Menschen, und wenn ihnen die Jagd, die sie gern und gut und nicht wählerisch betrieben — es war ihnen alles recht: Hirsch, Reh, Wildschwein, Hund, Wolf, Bär, Luchs, Marder, Seehund, Biber, Katze, Ratte, Maus —, wenn ihnen also die Jagd einen Braten lieferte, dann war der Jubel groß.

Denn da gab's den feinsten Leckerbissen, den sie kannten, das Knochenmark! Ein köstlicher Genuß, es so herauszuschlürfen! Wie es auf der Zunge schmolz und fein schmeckte! Kein Wunder, daß die Alten darauf Anspruch machten und eifersüchtig darüber wachten, daß nie ein jüngeres Menschenkind so einen Knochen in die Hände bekam.

Aber einmal gelang es doch einem ganz jungen Burschen, so einen Leckerbissen zu stehlen und ihn sorgfältig vor den Augen der Alten zu verbergen. Heimlich, zu nachtschlafender Zeit, wenn die alten Herren auf ihrem Seetanglager schnarchen würden, wollte er ihn aufknacken und die Wonnen auskosten, von denen die Grau- und Weißbärte so oft erzählten!

Erwartung und Angst hielt ihn wach. Als alle schon längst schliefen und die Asche des Lagerfeuers zu erkalten anfing, zog er den Knochen hervor und zermalmte langsam und vorsichtig dessen eines Ende zwischen seinen jungen Zähnen. Er stach sich Zunge und Lippen wund an den scharfen Spitzen, aber die Gier ließ ihn den Schmerz nicht fühlen. Er sog und sog, doch saß das Mark fest in dem noch frischen Knochen. Er blies hinein, um es zu lockern und erschrak tödlich über den schrillen Ton, den sein über die Kanten streichender Atem hervorzauberte. Nur nicht entdeckt werden! Vielleicht ging es auf einem anderen Wege. Mit unendlicher Vorsicht hieb er mit einem spitzen Kiesel ein Paar kleine Löcher seitwärts in den Knochen. Und es gelang ihm, das Mark heraus zu bekommen. Ein leckerer Bissen nach dem anderen glitt ihm in den leise schmatzenden Mund. Und immer wieder sog er daran, obwohl der Knochen schon lange leer war, so herrlich hatte es geschmeckt. Und wie er merkte, daß ihm wirklich nur leere Luft in den Mund strömte, hielt er die seitlichen Löcher mit den Fingern zu und sog und blies, um das allerletzte Krümchen herauszulocken.

Aber da lenkte plötzlich etwas anderes seine Aufmerksamkeit auf sich. Wenn er blies, gab es Töne, und die Töne waren verschieden, je nachdem er das eine oder das andere Loch mit den Fingern zuhielt. Dieses Neue, Unerhörte nahm ihn ganz gefangen. Er vergaß die Gefahr der Entdeckung, die Rache der Alten, er vergaß sogar den Genuß

den ihm das leckere Mark bereitet hatte. Er war ganz Ohr geworden; er schwelgte in den leisen, wechselnden Tönen, die sein Atem dem Knochen entlockte und er blies weiter, Finger auf, Finger ab, Finger auf, Finger ab, bis ....

Bis ihn ein Geräusch aufschreckte. Und dann sah er, daß das ganze Lager um ihn herum saß, Männer, Weiber und Kinder. Er erschrak, aber kein Wort des Tadels kam von den Lippen derer um ihn. Sie hörten ihm zu, hatten ihm schon lange zugehört, und wie er nun den Knochen, die erste Flöte, von den Lippen nahm und fragend und bang aufschaute, befahl ihm einer der Alten in viel weicherem Tone, als er erwartet hatte: Blase!

Und er blies weiter ... Finger auf, Finger ab .... die einfache, monotone Folge von zwei, drei Tönen. Er blies und in jenen armen Menschen glomm ein neuer, göttlicher Funke auf ... die Musik war geboren.

Ihr Spätgeborenen, wenn Ihr heute im Konzert die Flöten jubeln und jauchzen und stöhnen und klagen hört, wenn es Euch warm und dann wieder kalt über den Rücken läuft, wenn Ihr das Irdische vergeßt und mit dem Himmel eins zu sein glaubt, denkt daran, wie und von wem die Flöte erfunden wurde.

Von einem Feinschmecker.

Eine Geschichte Alt-Rußlands

Die vier Bände der Originalausgabe von V. O. Ključevskij: Kurs Russkoj Istorii liegen jetzt in guter deutscher Übersetzung vollständig vor[1]). Damit besitzen wir ein Werk im deutschen Schrifttum, das wie kaum ein anderes geeignet ist, einen Einblick in das Rußland der Zeit bis zum Beginn der Herrschaftsperiode der großen Katharina zu gewähren, das besonders auch die gesellschaftlichen Verhältnisse dieses Rußland in den Kreis der Forschung einschließt. Es ist das reifste Werk eines Gelehrten, den Professor Hoetzsch in seiner neuen Zeitschrift „Ost-Europa" mit Recht den „russischen Ranke" nennt, dem auch das neue Rußland den schuldigen Tribut der Ehrung dadurch zollte, daß es seine Werke von Staats wegen in Riesenauflagen in Gebrauch setzte. Allein von den Bänden der Geschichte Rußlands sind damals 50000 Stück aufgelegt. Wie schon aus dem Titel des Originalwerkes hervorgeht, handelt es sich um eine Zusammenfassung von Vorlesungen, die der 1911 verstorbene Verfasser an Moskauer Hochschulen hielt. Es werden also gewisse Vorkenntnisse auf dem Gebiet der russischen Geschichte vorausgesetzt. „Daher wird der Leser wohl des öfteren genauere Angaben über die tatsächlichen Hergänge, über Personen, Ereignisse, Jahresdaten vermissen. ..." bemerken die Herausgeber der deutschen Ausgabe und empfehlen dem Leser, für die sich ergebenden Lücken Reebs Russische Geschichte aus der Sammlung Göschen zur Allgemeininformation heranzuziehen. Ganz gut; aber wäre es nicht dennoch besser gewesen, wenn die Herausgeber selbst es unternommen hätten, durch einige Noten, entweder unter dem Text oder am Schluß der Bände, diese Stellen zu erläutern? Die Bände wären dadurch im Umfang ganz unwesentlich gewachsen, nehmen doch bei Reeb die Ausführungen über die Zeit bis zum Regierungsantritte Katharinas nur knapp vier Bogen kleinsten Formats ein. Bei dem glatten, gepflegten Stil der deutschen Übersetzung hätten solche Noten kaum störend gewirkt. Mit dieser kleinen Unbequemlichkeit wird man sich aber bei der sonstigen Vortrefflichkeit des Werkes abfinden. Wichtiger scheint mir dagegen die Art der Transkription russischer Eigennamen usw. Zwar ist es zu begrüßen, daß die richtige Betonung der russischen Worte vielfach durch Akzent kenntlich gemacht wurde, aber die Umschreibung der Buchstaben hätte doch nach jetzt allgemein gebräuchlichen Regeln erfolgen sollen, trotz Luther und Boehme, die als Vorbilder herangezogen werden. Etwas unbequem für den deutschen Leser, der die russische Sprache nicht beherrscht, mag auch die häufige Anwendung rein russischer Termini sein, die wohl an der einen oder anderen Stelle übersetzt, aber dann ständig ohne diese Erklärung angewandt werden. Alles dies verschwindet aber vor der Güte des Gebotenen, der packenden, mit fortreißenden Art der Darstellung, der Stilschönheit des Ganzen. Die Herausgeber weisen mit Recht auf einige besonders gelungene Partien des Werkes hin — u. a. auf das Kapitel XII des ersten Bandes, wo die Entstehung des russischen Volksstammes geschildert ist, auf Kapitel X des zweiten Bandes, wo eine kurze Lebensgeschichte Iwan des Schrecklichen und eine kurze Charakteristik seiner Person gegeben ist — man kann diese Beispiele um eine große

[1]) V. Ključevskij; Geschichte Rußlands, herausgegeben von Prof. Dr. Friedrich Braun und Reinhold von Walter. 4 Bände. Stuttgart, Leipzig und Berlin: Deutsche Verlagsanstalt und Obelisk-Verlag 1925 u. 1926.

Anzahl vermehren. Mir scheint besonders plastisch herausgearbeitet zu sein die Entstehungsgeschichte der Stadt und des Großfürstentums Moskau im zweiten Bande und die Charakteristik, die der Verfasser den ersten Herrschern zuteil werden läßt. Die Figuren sind bis in die feinsten Details entworfen und vorgeführt. Dabei ist das, was er so skulpturhaft hinstellt, beileibe keine Berliner „Puppen-Allee". Es ist prunklose, untheatralische Realistik. Bei aller Detailschilderung, die sich wohlausgewählt auf erste Quellen stützt, ist die große Linie in Ključevskijs Geschichtsschreibung stets gewahrt. Seine Methode ist weder streng teleologisch noch materialistisch. Er sieht die bewegenden Kräfte der Geschichte richtig im vielfältigen Ineinandergreifen der verschiedensten Faktoren und stellt sie wohlgeordnet analysiert vor den Leser hin. Im ganzen: Herausgeber und Verleger haben sich entschieden ein hohes Verdienst um das Studium der Geschichtswissenschaft durch die Veröffentlichung des Werkes erworben. Hoffen wir, daß der buchhändlerische Erfolg nicht ausbleibt, so daß es möglich wird, auch den fünften, aus dem Nachlasse des Forschers in russischer Sprache erschienenen Band, bald in deutscher Sprache vor Augen zu sehen.

Berlin. Ernst Drahn.

Gedanken

Jean Paul: Die zwei Welten bilden den Inhalt. Aber in Elixiere des Teufels und Käthchen von Heilbronn, Tristan und Palestrina, Brand und Peer Gynt hat sich der Kampf der zwei Welten zur Fabel verdichtet. Bei Jean Paul wirken die Angehörigen der einen Welt so wenig auf die Angehörigen der anderen, wie diese auf jene. Die im niederen Leben Befangenen leben in ihren kleinen Sorgen, die von der anderen Welt (Siebenkäs vielleicht ausgenommen) ganz in ihren großen Gedanken. Sie fliegen von einer schönen Blüte zur anderen, und den wenigen Nektar, den sie zum Leben brauchen, finden sie nebenbei. Man kann ihnen alle Fußwege versperren, die Flügel bleiben ihnen doch. Dieses Nebeneinanderleben der beiden Welten ist es, was die Romane (Siebenkäs vielleicht ausgenommen und vielleicht Karls Überfall im Titan) spannungslos macht, und zwar nicht nur für den Leser, sondern zuvor schon für den Dichter. Der Leser hat, wenn er einen Roman eine Zeitlang liegen läßt, die Fabel vergessen, nicht die Charaktere. Und dem Dichter ist die Fabel nur die Stange, an der sich die Blüte emporrankt. Die Stange verachtet er und kann diese Verachtung kaum unterdrücken. Er hätte nicht diese Geringschätzung für die Handlung, wenn nicht in den Extrablättern mehr von seiner Seele läge als in der Stange. Darin unterscheidet er sich von den anderen großen Dichtern, bei denen die Fabel wirkliche Handlung und diese Handlung der Kristall ist, in dem wir ihre Seele sehen, während wir bei Jean Paul durch den Kristall hindurchsehen müssen, um sie zu erblicken. Eine Ausnahme: „Das heimliche Klagelied der jetzigen Männer", sozusagen seine einzige Novelle.

*

Ein hübsches Thema für einen Literarhistoriker: Die Italienreisen der deutschen Dichter, die nicht in Italien waren: Schiller, Jean Paul, E. Th. A. Hoffmann.

*

Von einem denkenden Menschen verlangen, daß er den ganzen Tag redet, ist wie von einem Musiker verlangen, daß er den ganzen Tag vierhändig spielt.

*

Unter den leichteren Handarbeiten ist Schreiben die unnützeste.

*

Geistreiche Worte kann man umkehren, weise nicht.

*

Auf einem Weisen wachsen die gescheuten Dinge wie die Äpfel; auf einem Geistreichen wie die Galläpfel.

*

Kunstwerke sind Brückenbogen vom empirischen Ich des Künstlers zum transzendenten. Je größer die Kluft zwischen ihnen, desto größer der Brückenbogen.

*

Wenn das Licht, statt 300000 km in der Sek. zurückzulegen, sich in solchem Schneckentempo bewegte, daß jetzt erst die Lichtstrahlen zu uns kämen, die im 6. Jahrhundert v. Chr. auf Samos waren, würde sich Einstein für einen Zeitgenossen des Pythagoras halten.

*

Wenn einer den Urchristen in den Katakomben eine Novelle über Paulus erzählt hätte, so würden sie ihn für einen Lügner gehalten haben. Die Legende, weit entfernt, den Charakter der Erfindung zu tragen, hat zur Voraussetzung, daß der Erzähler an sie glaubt. So wenig wie die Urchristen würde wohl der Plato der Republik Sinn für Erfindung von Geschichten gehabt haben, ebensowenig wie

Pascal, der in den Provinciales von sich sagen konnte, daß er nie einen Roman gelesen habe. Ich bin nicht kompetent dafür, denke mir aber, daß ein Grieche der klassischen oder vorklassischen Zeit bei einem Maupassant nicht verstanden hätte, daß seine in Prosa erzählten Geschichten nicht wahr sein sollen; vielleicht haben noch die Zeitgenossen des Boccaccio die Unterscheidung von Historie und Histörchen nicht gemacht, während jetzt wohl auch ein pietistischer oder sektierischer Konventikler, der niemals derlei liest, das Wesen der Erfindung versteht. Das, was einer nicht verstehen kann, scheint mir bezeichnend für die kulturelle Physiognomie, wenn es eine solche gibt; einer, der nicht verstehen kann, was wir mit Erzählung meinen, gehört einem anderen Kulturkreis an. Daß diese Unterschiede sich auf das Nichtverstehenkönnen von Zeit- und Raumvorstellung beziehen, glaube ich nicht.

*

Wenn ich einem naturgegebenen Problem gegenüberstehe, so helfe ich mir, indem ich in Gedanken mit Leuten rede, die noch weniger davon verstehen als ich. Die Auseinandersetzungen mit anderen Gelehrten in Büchern und Vorlesungen dienen in erster Linie diesem Zweck, nicht dem Bedürfnis, sich mit Gleichgescheiten oder Gescheiteren auseinanderzusetzen. Der Kampf um die Demut ist für den wissenschaftlichen Menschen besonders schwer. Es gibt vielleicht außer dem Fache Don Juans kein anderes Fach, das so schwer auf ein Geltungsgefühl verzichten kann. Selbst der konzentrierte Kant wäre vielleicht bei Abfassung seiner Schriften gestört gewesen, wenn alle seine Zeitgenossen gescheiter gewesen wären als er. Wenn der Gelehrte sich Polemik versagt, dann wird er immer wieder darauf geführt, wie viel ihm selbst an Erkenntnis fehlt. Am schwersten, wenn man „Natur! vor dir ein Mann allein" steht, ohne andere, die sie noch weniger verstehen.

*

Wenn ich unter Löwen aufgewachsen wäre und sagte nachher: „Vorzüglich habe ich mich gehalten, kein einziges Lamm habe ich zerrissen", so glaube ich nicht, daß mir dieses Verdienst angerechnet würde.

*

Wenn jeder Mensch ein Lehrbuch der Moral schriebe, das für alle Menschen mit Ausnahme des Verfassers vollkommen wäre, so könnten alle Menschen Teufel sein.

*

Wenn von Preußen nichts übrigbliebe als Kleists „Prinz von Homburg", so wäre es doch unsterblich.

*

Wer das Wort „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen" nur auf Menschen anwenden will und nicht auch auf die Tiere, sollte statt dessen sagen: Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg auch keinem andern zu!

*

Die Führung der Frau durch den Mann hat nur dann einen Sinn, wenn der Mann in der Frau das Kind liebt.

*

Wenn man überrascht ist, daß die Mystiker den Engeln Individualität zuschreiben (Meister Eckart) oder sogar Gott (Deutsche Theologie), da man doch gewohnt ist, das Individuelle für unvollkommen zu halten, so kommt das daher, daß bei uns Kindern der Welt nur die Fehler individuell sind.

*

Das Wesentliche der künstlerischen Aufnahme ist die Erstmaligkeit. Nur wer das Kunstwerk ohne Vorauswissen des Kommenden, also ohne Assoziationen, aufnimmt, erlebt das Erlebnis des Schöpfers. Wer bei der ersten Aufnahme Assoziationen hat, erlebt es nie zum erstenmal.

*

Kulturphilosophie ist die neue Form der Kabinettsreligion.

*

Wie beim Zungenreden (Apostelgeschichte 2) glaubt in der Kunst jeder seine Sprache zu hören.

*

Das Schlimme, das in dem Jahrzehnt nach 1914 in Deutschland geschehen ist, geschah unter der Begründung „um Schlimmeres zu verhüten".

*

Wenn man im Zweifel ist, ob es richtig ist, etwas zu sagen, so ist es unrichtig.

*

Für den Juristen, der kein geborener Jurist ist, sind die Gesetze ein Ritus, so wie für den Priester, der kein geborener Priester ist, die Religion.

*

Trotz der scheinbaren Gegenbeispiele der Feuerbachschen Periode von Richard Wagner und Gottfried Kellers ist das Wesentliche der tiefen Hervorbringung die Einschaltung in die Unsterblichkeit.

*

Der deutsche Erzähler

Dr. Faust auf der schwarzen Schule

Von Will-Erich Peuckert

Als Beer in Krakau die Schule besuchte, war noch ein anderer Student vorhanden: Johannes Faust aus Kundlingen in Schwaben. Es gingen viele Geschichten um. Aber nicht alle waren wahr.

Es wurde von einem Magister erzählt, der jedes Jahr dreizehn Schüler habe. Darunter sich Faust und Beer befanden. Das war die Krakauer schwarze Schule. Am Ende des Jahres bestimmte der Lehrer, daß einer der dreizehn Lohn werden müsse. Er schrieb ihre Namen mit schwarzer Kreide. Er drehte ein Rad mit eiserner Nadel, das mitten zwischen den Namen stand. Derjenige, auf den die Spitze zeigte, mußte dem Teufel verfallen sein.

Faust hatte in Beer den Freund gefunden. Ihr Streben stand damals einzig darnach, den Grund alles Wissens aufzuspüren, Höhen und Tiefen auszumessen. Was jenseits hinter der Sphäre war, was „Leben" hieß, was die Sterne trieb. Zehn Wochen brachten sie damit zu, Saturn zu beobachten, damit sie sähen, wie er aus drei Körpern zusammengebacken. Ihr Vornehmen stand darauf, zu ergründen wie auf der Sonne die Erde aussehe. Sie suchten auch nach der materia prima.

Sie trieben böse, verbotene Künste, Dinge, die ihnen der Abgrund gelehrt und die sie zum Abgrund führen mußten. Faust hatte ein Elixier erfunden. Und darauf zerstückten sie einen Menschen, salbten ihn, taten ihn in ein Faß, träuften von jenem Saft hinein und ließen es Jahre im Keller stehen. Als sie es auftaten, war da ein Tier, das einem Hahnen nicht unähnlich sah, aber mit eitergeschwollenem Rücken und Frauenbrüsten und einem Schoß — ein giftiger, junger Basilisk. Beer wußte, woran gefehlt worden war: es mußte zu Faustens Elixier der Saft einer Lunaria gegossen werden. Aber die wuchs nur daheim am Zobten.

Und er fuhr heim und ging auf den Zobten und holte die Mondraute und suchte dabei — ehe der Vollmond vollendet war — auf dem verwunschenen Berge nach Schätzen. Und wurde damals dem Teufel feind, der ihm den Eingang verwehren wollte. Der wie ein Affe am Tore saß mit brennenden Lichtern in beiden Händen.

Während er fort gewesen war, hatte Faust einen andern gefunden, der ihm bei seinen Arbeiten beistand. Beer hielt sich von da an ein wenig beiseite. Faust aber, der nun die Mondraute hatte, ließ sich von seinem Schüler zerhauen, den Körper in kleinste Stücke teilen und mit dem neuen Elixier übergießen. Dann setzte der Schüler die Stücke zusammen und scharrte den Leichnam am Kirchhof ein, unter der bröckligen, alten Mauer, wo Nesseln und Schellkraut und Morcheln wuchsen. Nach sieben Jahren, sieben Monaten und sieben Tagen wurde er wieder ausgegraben. Der Schüler entzündete sieben Lichter, welche von Leichen gemacht worden waren, und tat den Sarg aus der Erde hervor. Da fand er ein Kind, das ruhig schlief. Es wurde in sieben Monaten groß. Aber, um das Geheimnis zu wahren, verwandelte Faust den polnischen Schüler in eine Spinne und tat ihn hinaus.

Der nächste Schüler, den Faust annahm, kam aus dem Abgrund der letzten Tiefe.

Als Faust einmal dem Freunde erzählte, wie listig der Teufel nächtlicher Weile den Männern den Samen zu stehlen pflege, den er wollüstig spielenden Hexen als Inkubus in die Mutter gieße, oder den er zu Tinkturen brauche, da graute dem schlesischen Zauberlehrling.

Sie hatten einen Magister gehört, der von der Natur Geheimnissen wußte. Der Medikus hatte die Asche der Blumen und aller Gewächse in seinen Gläsern. Und wenn sie von ihm eine Rose begehrten, so hielt er das Glas mit der Rosenasche ein wenig über ein brennendes Licht. Erst stieg es wie dunkler Nebel auf, dann aber erschien eine blühende Rose, als wenn sie vom Stocke gebrochen sei.

Antonius Medici, dessen Vater aus Breslau nach Krakau gekommen war, ein weisheits- und erzverständiger Mann, las über die sieben verschiedenen Arten, wie Gold in der Erde zu finden sei.

Aber Faust liebte das Wenige nicht. Er wollte das innerste Gesetz begreifen, nicht, was die dumpfe Erkenntnis ahnte, sondern die Zahlen und die Figuren, in denen Natur zusammenhing. Die Rätsel lohnten nur mit der Lösung. Er lachte über den Medici, der Gold als die Seele der Erde verstand. Der noch die Bücher des Vaters bewahrte: wo dieser in Höhlen und Bergen gewesen, um darin Gottes Wunder zu finden. Gold lohnte nicht, daß man Sprüche sprach; wer Gold in Hände zu halten bekam, sollte es nutzen — weil er es hatte. Das Leben war bunt. Und kurz. Und böse. Zu alledem traute er dem Medici nicht; was konnte hinter den Künsten sein, wenn schon sein Vater in Schulden gestorben, aus Breslau verstoßen, vom Schwager, der Zahlung und Bürgschaft versprochen hatte, trotz aller Bittschreiben im Stich gelassen.

Er brauchte die wahre Alchymie.

Er konnte sich nicht zum Kleinen zwingen und deswegen ließ er von seinem Geist das Silber des ganzen Königreiches in Olkusz auf einen Haufen tragen. — Danach verschüttete er den Ort.

Den Narren Antonius lachte er aus. Und seine Wegweiser lachte er aus. Und die sich von ihm betören ließen.

Er suchte bei einem Menschen Lehre, der weniger schöne Worte machte und ihm dafür das Nützliche wies: Wissen und Gold, mehr brauchte es nicht. Gold aber verschaffte die Alchymie. Und Wissen? Haarscharfe Schlüsse, Deduktionen, die Mathematik des Himmelsgewölbes, die Mathematik der großen Natur. Und trotzdem betrog er sich selber genug.

Weil er das Leben nicht finden konnte, gaukelte er sich ein Leben vor, machte er Malereien lebendig. Es war eine bloße Augenverblendung. Er wußte es selbst — und schämte sich sein ohnmächtiges Können einzuräumen. Das war der nagende Wurm im Herzen. Daß Dinge, die nach Gesetzen gehen mußten, dennoch nicht nach Gesetzen gingen, — daß überall eine Grenze war. — Was Gott! wenn er nur den Himmel wußte! — Was Leben, wenn man es nicht zwingen kann? Was Worte, die keine Gesetze waren?

Beer hatte lange danach getrachtet, mit Faust zusammen das Wissen zu suchen, es Gott und dem Himmel abzutrotzen. Sie hatten einmal ein langes Gespräch. Faust meinte, man dürfe den Teufel anbeten, sofern man dadurch sein Wissen vermehre; es komme den Menschen wieder zugute, die sie mit ihrer Kunst danach heilten. Beer antwortete ihm: Es sei doch Trug, was ihnen der Teufel offenbare. Da mengte sich Faustens Diener ein. Der hinkende, blasse, scheue Mensch: Auch Luzifer wüßte den Urgrund der Dinge. Wo hätte eins sonst den Lapis her? Denn Faust war damals die Kunst gelungen, der lapi

philosophorum, das Gut. Und Beer war vergiert nach dem Geheimnis. Wie lange habt Ihr dazu gebraucht? Gebraucht? In hundert und noch mehr Jahren würdet Ihr es nicht finden können.

Ihm schauerte vor dem blassen Diener. Der lockte: Sucht Ihr nicht auch die Erkenntnis? Und damit hatte er ihn gefangen. Freilich suchte Beer die Erkenntnis.

Warum ergreift Ihr dann nicht die Hand, mit der Euch dieselbe geboten wird?

Warum? Ich fürchte — ich — meine Mutter; sie hatte, als ich nach Krakau ging —

Faust und sein Famulus lachten höhnisch. Von alten Weibern holt Ihr euch Rat? Was wollt Ihr dann an der hohen Schule? Wie weit seid Ihr denn schon in der Weisheit?

Beer schämte sich. Warum soll ich Böses tun?

Ist, die Natur zu erkennen, böse?

Er meinte, der Famulus rede von dem, was ihn von Anfang an schon bewegte. Er meinte, daß es nicht böse sei, zu lernen, wo etwas zu lernen war.

Und so verdingte er sich dem Menschen.

Er war ein listiger, feiner Kopf. Er führte ihn auf geraden Wegen, dann wieder auf krumme, verborgene Art zu dem, was er die Wissenschaft nannte. Es waren nicht Worte für die Dinge, aber es waren Zahlen dafür. Er zeigte die Dinge in ihrer Nacktheit. Und trotzdem war keine Wahrheit dabei. Trotzdem war keine Erkenntnis dabei. Den Fragenden stillte er mit den Worten: es müsse eins nach dem andern kommen. Die Zahlen seien der letzte Sinn, die Welt eine einfache Geometrie, man brauche nichts als die eine Zahl, die alle anderen in sich beschließt. Habe man die, dann könne nichts fehlen.

Beer wehrte sich gegen das schnelle Wort. In Zahlen sei keine Lösung enthalten. 7 plus 5 = 12, das ist Schaum, Ziffern für andere Ziffern gesetzt und daraus wüßte man immer noch nicht, was 12 in ihrer Wesenheit sei.

Der andere lachte und witzelte spöttisch. Ob er denn das Wesen der 12 begreife?

Noch nicht. Nur habe er eins begriffen, daß sie in den Orten des Himmels regiere: zwölf Tierzeichen, zwölf Häuser am täglichen Himmel, zwölf Monde im Jahr, zwölf Söhne Jakobs —

Er wäre ein jüdischer Kabbalist.

Nein. Sondern die Juden ahnten dasselbe, daß Zahlen nur Schemen der Worte seien.

Dann sollte er ein Astrologe werden, die phantasierten von solchen Dingen. Faust hielte sich an Kopernikus, der lehre ein saubres, geordnetes Denken. Vielleicht gefalle ihm Paracelsus? Aber ihm bliebe bei solchen Torheiten Erkenntnis für ewige Zeit verschlossen.

Da gab ihm Johannes Beer wieder nach und füllte sein Hirn mit Ziffern und Zahlen. Die Sterne, die vordem am nächtlichen Himmel wie eine goldene Wiese blühten, wurden ihm Bogen, Minuten, Sekunden, und die Kristalle im Schoß der Erde mit Winkeln meßbare, erstorbene Steine. Wer einen Zettel mit Ziffern beschrieb, hatte den innersten Grund der Welt.

Er fühlte, daß etwas in ihm widersprach. Die Welt konnte nicht dürr und vertrocknet sein. Das Leben war mehr als ein Gesetz.

Und damals entließ er den blassen Mann. Und gab die seltsamen Künste auf.

In Krakau hatte Philippus Ghrosin den Schülern die weiße Magie gelesen. Faust wie Johannes Beer hörten den Alten. Dann, als er den Famulus angenommen, hatte ihm Faust widersprechen müssen und zog ihm endlich die Schüler ab. Beer kehrte wieder zu ihm zurück.

Er las den Claviculum Salomonis.

Die größte Weisheit, das größte Geheimnis ist einzig von Gott und in den Geschöpfen. Der höchsten Geheimnisse sind sieben göttlich, darunter das dritte, daß einem gehorchen alle Geschöpfe in den Elementen, die da sind in Gestalt persönlicher Geister, als Zwerglein, Bergmännlein, Wasserfrauen, Waldmännlein. Und viertens, daß man mit den Geistern aller sichtbaren und unsichtbaren Dinge reden, und von einem jeglichen solcher Dinge, deren ein Geist verständig ist, hören möge. Fünftens, daß einer wahre Erkenntnis haben möge von Gott, von Christus, vom heiligen Geist. Siebentens, daß einer wiedergeboren werde und verwandelt wie Enoch.

Der mittleren Geheimnisse sind sieben natürliche.

Der kleinen Geheimnisse sind auch sieben, welche in menschlichen Sachen bestehen.

Alles das, was natürlich ist, ist göttlich, und was göttlich ist, ist natürlich.

Beer war zu sehr in allem gefangen, als daß er der Lockung widerstand. Ihn reizten die großen Geheimnisse nicht; was schierten ihn Geister und Wasserfrauen; was eine Wiedergeburt wie die Henochs? Faust hatte den Stein; den mußte er haben. Magie, darin war aller Verstand; Astrologie und Alchymie.

Und wieder begannen die Torentage. Er kochte und sott drei Jahre lang.

Der alte Antonius lachte darüber. In Bergen und Wassern lag reichlich Gold; was narrte er sich mit der Tinktur? Erkenntnis? Aus destillierten Dingen? Den innersten Anfang des Lebens finden, der einen toten Stein zum Werden, zum Wachsen und Sich-Verändern bringe? Nein, das war sicher und stark verborgen. Alchymische Erze waren tot; nur Pulver und wesenlose Kristalle. Warum geschah es denn nicht einmal, daß auch in ihnen Figuren entstanden, welche ein Tier oder eine Pflanze vorbilden, wie solche in Bergen gefunden wurden. Das hatte seinen besonderen Grund: Was in die Hände der Menschen kam, das starb und blieb in Ewigkeit tot. Das Erz, solange es draußen ist, trägt Samen und die Begierde in sich, zum Leben und Wesen wachsen zu dürfen.

Eben, weil Beer selbst daran glaubte, wehrte er sich so bitter dagegen. Der Stachel saß ihm ja in der Brust. Er redete wahrlich gegen alle. Er redete sonderlich gegen Faust. Er redete am meisten gegen sich selbst.

Faust hatte alle Gelehrsamkeit. Er rühmte sich, alles von allem zu wissen. Es gab keinen Stern, den er nicht errechnet. Es gab keine Chemie, die Neues brachte; er hatte es vorher ausgezählt. Er sagte, wie lange ein Körper fiel, den er in einen Schacht fallen ließ. Er maß selbst die Wärme. Den Menschen graute vor diesem die Welt zerdenkenden Geiste. Denn hinter dem Letzten, das er errechnet, mußte das Nichts, die Leere stehen. Aber sie liefen ihm dennoch zu. Sie hatten den törichten Glauben Beers, daß man dem Bösen das Wissen entreißen und ihn dann wieder fortschicken könne.

Doch damals zog Faust nach Wittenberg.

Er sprach noch einmal beim Schweidnitzer vor. Lebt wohl. Und haltet Euch warm hinterm Ofen. Und macht die Kinder hübsch vor mir fürchten. Laßt Euch die Semmelmilch gut bekommen.

Dem blassen Mann stieß das Lachen auf.

Ich hatte gedacht, daß Ihr wie ich Begehren nach Wissen getragen hättet.

Ihr wolltet zu wenig wissen, Faust.

Hoho! — Ach lieber, frommer Geselle, wie viel ist auf Erden noch auszumessen. Laß Ihr den oben in seinem Belieben.

Ich will eins oder gar nichts wissen.

Faust ging.

Drei Meilen hinter der Stadt wollte er noch einmal umkehren. Sein Herz hing dennoch und immer an Beer. Aber sein Famulus ließ es nicht zu. So zog er nach Wittenberg, mit dem Stachel, Beer möchte vielleicht das eine doch wissen, dessen er sich freiwillig begeben, um alles andere zu ergreifen. Er ist auch mit diesem Stachel gestorben.

Beer aber kam zu dem alten Ghrosin; er wolle wie Faust die Abfahrt rüsten. Der saß zu Hause und grübelte nach, warum er den Zirkel, der Ophiel zwang, bei Sonnenaufgang vergessen habe, so daß er ihn ohne Erfolg beschworen.

Ah, Ihr macht fort, Johannes Beer? Ihr schwänzelt hinter dem Fauste her? Schade um ihn; es tut mir leid, daß er ohne Abschied gegangen ist.

Er haßte doch aber die weiße Magie.

Mein Sohn, über allem ist Wissenschaft. Ob weiße oder schwarze Magie, ich hätte vielleicht auch die gelesen; aber es war kein Lehrstuhl offen.

Beer ging. Antonius gab ihm mehr.

Ein greiser Mann ohne Kinder und Erben, einer, den seine Kraft verließ, machte er Beer zu seinem Erben. Das beste waren zwei kleine Papiere: Die Briefe Theophrast Paracelsi an den seit Jahren vergessenen Franz Boner und, von des Antonius Vater geschrieben, ein Wegweiser ins Zobten- und Riesengebirge.

Der Brief an Boner hielt eingeschlossen, was Franck im Paradoxon geschrieben: Gleichwie die Luft alles erfüllt und doch an keinem Orte beschlossen ist, wie der Sonne Schein allenthalben ist, den ganzen Erdboden überleuchtet und doch auf Erden nicht ist und doch ist, sogar daß er alle Dinge auf Erden grünen macht, also ist Gott in allem und wiederum alles in ihm beschlossen. Wir aber sind alle Gelächter, Fabel und Fastnachtspiel vor Gott. So gaukelt die Welt. Was aber die Wegweiser ins Gebirge?

Mein Vater ist aus Italien gekommen, deswegen nannten sie ihn den Walen. Er hatte als Ketzer fliehen müssen. Und doch ist seine Ketzerei nichts gewesen, als daß er einem Manne nachfolgte, welcher in seinen Büchern schrieb, daß die gesamte große Erde ein Tier oder lebend Geschöpf sei, und daß sie auch eine Seele habe, die lebe, wachse, empfinde, wirke, in all ihren Gliedern, auch in den Steinen. Lapides vitam et animam habere sicut ossa in homine. — Dem war ein zweiter nachgefolgt, ein alter, erfahrener Chymicus, Johannes Walchius aus Italien.

Aber man schrie sie für Ketzer aus und sonderlich meinen armen Vater, der also von Heimat und Nahrung floh und in der Fremde sein Brot suchen mußte. Da hat er in Breslau sein Leben gehabt. Doch weil man ihn immer mit Argwohn beachtete, verbarg er den Glauben und seine Gänge, die er in Eure Gebirge tat, als ob er da Gold zu suchen gedenke. Doch hat er nie mehr davongetragen als ihm zum Leben notwendig war. Sein Sinnen und Trachten stand nach Erkenntnis. Ich denke, da Ihr aus Schlesien seid, daß seine Schriften Euch nützen mögen.

Ich darf sie behalten?

Behaltet sie. Ich werde sie niemals mehr gebrauchen. Sie möchten in fremde Hände kommen.

Ich hab mich des Suchens nach Schätzen begeben.

Gebraucht sie, wie's euch am besten dünkt. Geht meines Vaters Fußwegen nach. Ihr habt ja den salomonischen Schlüssel. Vielleicht hilft er Euch, daß Ihr das erspäht, was jener Johannes Walchius sah und vor ihm der italienische Weise, und was mein Vater sein Lebelang suchte.

Beers Herz lief ihm rückwärts, Schlesien zu.

Der Knochenmann

Von Henrik Pontoppidan

Aus dem Dänischen übersetzt von Anna Petersen

Draußen im Osten, hinter einem langen, verfallenen Wallgraben, der die Grenz zwischen dem Gemeindeanger und den zur Stadt gehörigen Wiesen bildete, lag ei schmucker, kleiner Bauernhof mit grünen Läden, Weinranken um die Fenster und Buchs einfassungen um die Gartenbeete.

Einsam lag der Hof auf steinigem Grund, der sich bis zum Fjordlauf hinzog.

Aber in dem kleinen Garten vor dem Hause blühte im Sommer ein prachtvoller Flo von seltenen und feinen Blumen. Im August, wenn die Ranken und Schlingpflanzen hoc bis zum Strohdach gewachsen waren und wenn die Früchte an den übervoll hängende Zwergbäumchen zu reifen begannen, sah der kleine Garten auf den öden Steinäckern gan märchenhaft aus, wie ein tausendfarbiger Blumenkorb, der seinen Duft mit dem salzige Atem des Meeres mischte. Es war ganz erstaunlich, was auf diesem kleinen Fleckchen mi Liebe und Ausdauer vollbracht worden war.

An lichten Sommerabenden, beim Sonnenuntergang, wandelten die Bewohner de Städtchens gerne mit Pfeife und Strickstrumpf über den Steg bei dem Kieswall un freuten sich an der üppigen Pracht. „Das Bauernparadies" nannten sie das Häuschen auf dem ein besonderer Gottessegen zu ruhen schien.

Die Bewohner selbst merkten nichts davon. Vor acht Jahren waren sie von der andere Seite des Fjord herübergezogen mit zwei rotgemalten Kisten und einem großen Himmel bett. In all der Zeit hatten sie ganz für sich gelebt und keinerlei Verkehr mit den Be wohnern der Gegend gepflogen. Vom Morgen bis zum Abend konnte man sie unermüdlic ihrer Arbeit nachgehen sehen; entweder draußen im Feld, hinter ihrem langmähnigen Schim mel oder im Garten, mit Spaten, Hacke und Gartenschere. Nie, bei keiner Gelegenhei mischten sie sich unter die Leute, trotzdem diese ihnen öfters Veranlassung gegeben hätten Selbst in der Kirche, die sie regelmäßig an den drei hohen Feiertagen besuchten, um zu opfern, saßen sie im hintersten Stuhl beisammen. Sobald der Küster das letzte Wort de Vaterunsers gesprochen hatte, erhoben sie sich und waren längst auf dem Weg nach de Kieswällen, ehe das übrige Volk durch das Portal gekommen war.

Er war eine kleine, zusammengesunkene, abgeschaffte Gestalt mit der etwas höheren rechten Schulter und der etwas schiefen Figur eines Mannes, der sich sein Lebta geschunden und geplagt hatte. Der Ausdruck seiner großen, treuherzigen Augen deutet auf einen etwas schwachen Verstand; seine Frau mußte auch immer ins Mittel treten wenn es sich um etwas Wichtiges oder Verwickeltes handelte.

Sie war ein großes, robustes Frauenzimmer, von der Art, die immer seltener wird

Man erzählte sich, daß es lange gedauert habe, bis die beiden zusammen gekomme seien, und man verstand, daß sie so unzertrennlich waren.

Ursprünglich waren es zwei verlassene, der öffentlichen Fürsorge anheimgegebene Kinde die erst in billigen Kostplätzen, später — getrennt voneinander — in kümmerlichen Dienst stellen alles Schlimme erfahren hatten. Aber alle beide waren vom selben Gedanken b seelt und strebten nach dem gleichen Ziel. Nach fast zwanzigjährigem Ringen und mü seligstem Sparen waren sie endlich so weit, daß sie den Heiratskonsens erlangen und die erf kleine Anzahlung machen konnten.

Damals war das Haus eine richtige Elendshöhle, der Garten eine Steinwüste und die Felder verwahrlost. Nun, nach kaum acht Jahren war nicht nur die ganze Kaufsumme voll ausbezahlt und Grund und Boden zehnfach verbessert; man wollte sogar im Städtchen wissen, daß die glücklichen Menschen am letzten Terminstag eine kleine Einzahlung in die Sparkasse gemacht hatten. Aber nur mit der allergrößten Selbstverleugnung war es so weit gekommen.

Jeder Tag in all diesen Jahren war ein aufreibendes Streben gewesen, daß sie ihr Ziel, den gemeinsamen stolzen Traum ihrer Jugendtage erreichten; einmal eigener Herr auf eigenem Grund und Boden zu sein!

Ihre kleine, grünbemalte Tür war die erste, die sich vor Tagesgrauen öffnete, die letzte, die sich schloß. Am Mittag, wenn alle andern ausruhten, bei Sturm und Regen, waren sie draußen; sie schlugen Steine, setzten Gatter, richteten die Bienenstände und pflanzten und pflegten den Garten. Selbst mitten in der dunkelsten, strengsten Winterszeit konnten die Leute, die von irgendeiner Festlichkeit heimkehrten, schon morgens um 4 Uhr Lichtschein aus ihren Fenstern schimmern sehen.

Drin in der kleinen Stube saßen sie und nützten die Zeit aus, bis es hell wurde. Ane spann oder kämmte Wolle, Simon band Schilfmatten oder schnitzte Holzlöffel. Am Abend, wenn der kurze Tag zu Ende war, fingen sie wieder an und zum Schluß lasen sie bei der dünnen Kerze ein halbes Kapitel aus ihrem Testament, ehe sie sich zur Ruhe legten.

Draußen im Garten wurde jeder Zoll Erde in kundige und sachverständige Hand genommen. Hier wimmelte es von kleinen, putzigen Einrichtungen, die Simon mit der mechanischen Begabung, die bei Leuten mit schwachem Verstand öfters zu finden ist, zusammengesetzt hatte, um etwa kleine Bäumchen vor dem Wind zu schützen oder die Vögel von den Beerensträuchern zu verjagen, oder einer Blume Sonnenstrahl zu verschaffen.

Und alles — Schilfmatten, Holzlöffel, Honig, Blumen und Früchte bis zum letzten Beerchen wurde gewissenhaft gesammelt und von Ane auf dem Markt des Städtchens verkauft. Der rote Geldbeutel, der im Bettstroh versteckt war, wuchs zusehends und wurde fetter. Sechs Jahre waren sie ohne Kinder geblieben. Im siebenten gebar Ane eine Tochter, der sie den Namen Eulalia gaben.

Gerade um diese Zeit hatten sie so viel zusammengespart, daß sie die letzte Schuld auf ihr Häuschen abtragen konnten.

Der glückliche Tag, den sie solange erträumt hatten, war gekommen.

Eines morgens im Frühsommer ging Simon in die Stadt, zweihundert Kronen hatte er vorsorglich eingenäht in die geräumige Tasche seines selbstgewebten, groben Rockes.

Gegen Abend kam er heim und bedeutete mit glücklicher Miene und Lächeln seiner Frau, daß es nun geschehen sei! Ane hatte zur Verherrlichung des Tages Hering und Sauerkohl gekocht, aber keines von beiden hatte richtigen Appetit, sie redeten auch wenig miteinander.

Nach dem Essen gingen sie über die Felder, sahen nach dem reifenden Roggen, nach der Kuh auf der Weide und den Schafen auf dem Hügel. Palle, das langmähnige Pferd, trappte herbei; Ane reichte ihm ein Stück Brot aus ihrer Tasche. Alles um sie her war so freudevoll, so glückstrahlend und sprach zu ihnen von den überwundenen schweren Arbeitsjahren; alles verhieß neues Leben und reiche Gnade, die sie kaum verdient zu haben glaubten.

Am Abend setzten sie sich zusammen auf eine Bank, die Simon in anbetracht des neuen Lebens, das sie nun beginnen wollten, vor dem Hause angebracht hatte. Er stopfte sich die neue Holzpfeife, die er aus der Stadt mitgebracht hatte, und während er andächtig den

Rauch von sich blies, betrachtete er aufmerksam die langsam dahinschwebenden Tabak wölkchen. Er wußte, daß das sich für Leute, die ihr Leben genießen, gehört.

Hin und wieder sahen sie einander an und lächelten. Ane hatte einige Stachelbeere in ihre Schürze gepflückt und aß davon, indem sie sich bemühte, nicht daran zu denke was sie mit dem Geld, das sie auf dem Markt dafür erlöst hätte, anfangen könnte.

Simon erleichterte sein Herz manchmal mit einem nachdenklichen: „Na ja . . . ja, . . soweit sind wir nun, Ane . . ."

Nach und nach lösten sich doch die Zungen. Zuletzt fing Ane an, Simon Stache beeren an den Kopf zu werfen. Eine Weile ließ er sich's ruhig gefallen; aber dann began er, sie bedächtig mit der Pfeifenspitze in die Seite zu stupfen. Sie schlug ihm über d Finger und nannte ihn einen rechten Schlingel. Aber da ergriff er sie plötzlich an beide Handgelenken und wollte sie hintenüber zwingen. Sie wehrte sich tapfer und schlug m den Holzschuhen um sich. Dies Spiel unterhielt sie. Solchen Spaß hatten sie in all' de sorgenvollen, mühseligen Jahren nie gehabt. Und als die Sonne untergegangen und sie i den Alkoven gekrochen waren, umfingen sie sich so warm und innig, wie wenn sie sich zu zweitenmal in einer neuen und glücklicheren Jugend gefunden hätten.

Einer ihrer mancherlei Vorsätze war, daß sie von dem großen Tage an eine Stunde länge im Bett bleiben würden. Vorläufig hatten sie noch zuviel Unruhe in sich, um das zu tun im ganzen veränderte sich nicht viel im täglichen Gang ihres Lebens. Sie schafften ein rotgemalte Kiste und ein Bett für Eulalia an; Simon bekam einen neuen Hut, den e sehr nötig brauchte. Auch wurde der gestampfte Lehmboden in der Stube durch eine Bretterboden ersetzt und anstatt der üblichen Kartoffeln mit Mehltunke gab es nun öfter Reisbrei, Erbsen mit Milch, geräucherten Speck, sogar Klippfisch mit geschmolzener Butte Aber sonst blieb alles beim Alten und der rote Geldbeutel drinnen im Bettstroh fing scho wieder an zu schwellen von den ersten kleinen Einlagen für die Sparbank.

So ging es ein Jahr. — Dann schien es, als ob Ane wieder ein Kind haben sollte Aber späterhin erwies sich zu ihrem Erstaunen, daß sie sich getäuscht haben mußte

Diese Entdeckung, die sie früher als Befreiung empfunden hätte, machte ihr jetzt Kum mer. Nun, da sie sich vorwärts geschafft hatten, wünschte sie sich eine Kinderschar, die da Glück mit ihnen teilen konnte.

So gegen den Herbst hin fühlte sie sich weniger wohl und eines Tages — sie war gerad beim Strohaufladen — preßte sie plötzlich die Hand in die Seite und unterdrückte einen Schre

„Warte ein wenig," rief sie zu Simon hinab, der unten stand und ihr zureichte.

„Was ist los?" fragte der und senkte die Gabel. Aber die Schmerzen überwältigten si sie mußte sich ins Stroh setzen.

„Herr Jesus, Ane! . . . was ist denn?"

„Ich weiß nicht . . . Es ist im Leib!"

„Na, ja, ja," sagte Simon beruhigt. „Du mußt heute Abend ein paar Pfefferkörn nehmen, dann geht es vorüber."

Als Ane heimkam, nahm sie dreizehn große Pfefferkörner in einem Glas Brann wein. Nachts legte sie ihren wollenen Rock über den Leib und tat insgeheim ein geteilt Ei in ein frischgegrabenes Mausloch. So war es kein Wunder, daß sie sich erholte. Ab so richtig gesund wurde sie trotzdem nicht. Den ganzen Herbst über kränkelte sie ein wen und fror beständig, trotzdem sie sich zweimal am Tag die Lenden mit Wolle knetete, morge und abends, blutreinigenden Tee trank und alle Vorschriften des Distriktsarztes gewissenh befolgte.

Der alte, stets zu Scherzen aufgelegte Herr, der meist nach einem Mittagessen oder Jagdfrühstück auf einem der benachbarten Herrenhöfe zu ihr kam, wußte nicht sonderlich Bescheid und nahm die Sache nicht ernst.

Es wurde nicht besser. Oft, wenn sie mitten in einer Arbeit war, konnten die Schmerzen sie überfallen und sie konnte sich nicht aufrecht halten. Eine alte Frau aus dem Städtchen, die oft herauskam und ihr Gemüse bei Ane kaufte, gab ihr den Rat, sie solle einem brütenden Huhn den Kopf abschneiden und das Blut nüchtern trinken. Ane tat es, aber es half nicht.

Eine andere, die von ihrem Zustande gehört hatte, suchte sie einmal im Felde draußen auf und verriet ihr eine ganze Reihe unfehlbarer Mittel. Unter anderem sollte sie bei abnehmendem Mond ihr Wasser, ohne daß es jemand sah, über ein Stück geräucherten Speck lassen und dies bis zum Neumond in den Schornstein aufhängen. Dann sollte sie es an einer Stelle, zu der sie sonst nie kam, eingraben und dreimal, ehe sie wegging, ihren Namen rufen. Am allerbesten aber war es, einen Weidenzweig unter dem Dach aufzuhängen und ihn jede Nacht im bloßen Hemd über dem Kopf hin und her zu schwingen. Ane versuchte gewissenhaft dies alles nacheinander, aber immer ohne Ergebnis. Da überredete dieselbe Frau Ane, es einmal mit einem klugen Mann, der im Nachbarort wohnte, zu probieren. Der hätte schon manchen von Muttersucht und fallendem Weh und Schlimmerem geholfen. Erst wehrte sich Ane, aber eines Sonntags, bei schönem Wetter, fuhr sie doch mit Simon hinüber und sie fanden leicht das Haus des Mannes, vor dessen Tür eine Reihe von Wagen wartete. Sie wurde besprochen und gemessen und zuletzt gab ihr der Mann einen Topf mit Engelfett, mit dem sollte sie den Leib einreiben.

Erst schien es zu helfen, aber nicht lange darauf war es wieder wie vorher. Sie ergab sich nun eben in ihr Schicksal und das Leben ging seinen Gang weiter.

Es war ein strenger Winter mit starkem Frost. Der Fjord war fest zugefroren und Simon beschloß, die bequeme Gelegenheit zu benützen und mit einer Fuhre Schilfmatten und Reisigbesen in die Hauptstadt zu fahren, wo er sie vorteilhafter anbringen konnte. Zugleich konnte Ane einen Professor, von dem sie hatte reden hören, aufsuchen und richtigen Bescheid erlangen, so daß sie wieder frisch und gesund würde, bis der Frost verging und die Frühjahrsarbeiten begannen.

Eines nachts um drei Uhr fuhren sie über den eisbedeckten Fjord und die vier Meilen bis Kopenhagen.

Nie hatten sie gedacht, daß von einer wirklichen Gefahr die Rede sein könnte. Wenn sie etwas in der Richtung zum Distriktsarzt geäußert hatten, meinte der auf seine spaßhafte Weise: „Liebe Freunde! Was ist gefährlich? Man kann an einem Nadelstich sterben und mit einem Säbelhieb weiter leben. Also, liebe Freunde! ... Guten Morgen!“

Als sie nun aber in des berühmten Professors Wartezimmer standen und all die Not und das Elend sahen, das da den Bänken entlang saß oder sich mit müden Schritten über den Boden schlich, wurden sie von Angst und Sorge erfaßt. Die unheimliche Stille in dem hohen Raum, die bleichen, gequälten Gesichter, die wie im Spital von Karbol durchtränkte Luft, alles redete plötzlich von Tod und Auflösung. Sie hatten sich in eine Ecke des großen Zimmers gedrückt, wo sie still warteten, sich bei den Händen haltend. Jedesmal, wenn die Türe zu des Professors Sprechzimmer sich öffnete und eine bleiche Gestalt herein- oder herauskam, begegneten sich ihre Blicke. Als ihre Nummer endlich vom Diener ausgerufen wurde und sie im Begriff waren, hinein zu gehen, hielt Ane plötzlich Simon angstvoll am Arm, wie um ihn zurückzuhalten.

„Bitte treten Sie ein und schließen Sie die Türe!" rief der Professor, ein beweglicher, kleiner Mann, der mitten auf dem Teppich stand und mit einem Tuch ein kleines Instrument putzte. „Wo fehlts?" fragte er, sobald sich die Türe hinter ihnen geschlossen hatte, während er unter seinen dunklen, buschigen Brauen hervor einen raschuntersuchenden Blick auf sie warf. Nachdem Simon schwerfällig den Grund ihres Besuches erklärt hatte, steckte der Professor, der seine Stellung seither nicht verändert hatte, mit energischer Bewegung sein Tuch in die Rocktasche und wies mit einer Handbewegung nach einem kleinen Zimmer und bat die Patientin kurz, sich dort hineinzubegeben und sich auszukleiden. „Ich werde gleich nachkommen," fügte er hinzu und strich nochmal mit dem Zeigefinger über das kleine, blanke Instrument, ehe er es in ein Etui auf den Tisch legte.

Ane sah entsetzt auf ihren Mann, sie war blutrot geworden. Aber als Simon nach einigem Zögern nickte, ging sie aufrechten Schrittes über den Teppich und verschwand hinter der Tür. Der Professor blätterte in einigen Heften und machte kleine Notizen. Als er nach ein paar Minuten seine Brille nahm und ohne weiteres zu Ane hineinging, gab es Simon einen förmlichen Stoß.

Er stützte sich mit beiden Händen auf einen Stuhlrücken und horchte atemlos. Von der Straße herauf tönte der Laut von Schritten und von Wagen, vermischt mit den schrillen Stimmen der Ausrufer. Aber drinnen war alles still. Nur ab und zu meinte er, das Rasseln von Instrumenten zu vernehmen. Seine Beine wurden so wunderlich schwer. Kalter Schweiß rann von seiner Stirne. Als er wirklich einen kleinen Schrei von drinnen hörte, begann das Zimmer mit Bildern und Büchern, Teppichen und Fenstern sich vor seinen Augen zu drehen; er mußte sich auf einen Stuhl setzen, um nicht zu fallen. Endlich kam der Professor wieder heraus. Anscheinend ohne Simon, der wieder aufgestanden war, zu beachten, ging er hinter den Vorhang in einer Ecke des Zimmers und wusch die Hände. Als er hernach, während er die Hände trocknete, im Zimmer hin und her ging, sah er hastig unter gesenkten Brauen hervor auf den zitternden Mann. Simon traute sich nicht zu fragen. Er stand da, strich mit den Fingern über sein feuchtes Haar, während seine Augen ratlos umherirrten. Endlich kam auch Ane. Sie war blaubleich wie eine Leiche, die Zähne klapperten ihr im Mund und sie vermied seinen Blick.

Simon wankte einen Schritt vor, die Hand in der inwendigen Brusttasche.

„Wie ... viel ...?" stammelte er.

„Acht Kronen", antwortete der Professor mit einer Stimme, die von dem tiefen Mitleid nichts ahnen ließ, womit er ihn von der Seite betrachtete, während er an seinen Nägeln feilte.

Simon tappte mit seinen dicken Fingern nach seinem Notizbuch und zählte das Geld auf. „Für den Fall Sie es nicht vermögen, kostet es nichts," sagte der Professor ganz stille. Aber Simon schüttelte den Kopf, dann gingen sie.

„Der Nächste!" rief der Professor.

Drunten vor dem Hause stand der langmähnige Palle mit dem Fuhrwerk und wartete geduldig; sie saßen lange schweigend; erst als die Stadt weit hinter ihnen lag, fand Simon den Mut, zu fragen. „Es ist wohl nicht sehr gut?"

„Nein!"

Er gab dem Pferd einen leichten Schlag. „Es ist am Ende sehr schlimm?"

„Ja!"

Obwohl er die Antwort erwartet hatte, ging ihm ein Stich durchs Herz. Seine dicken Lippen bebten, er wagte nicht, weiter zu fragen. Aber als sie so weit gekommen waren, daß sie über dem Fjord die grünen Fensterläden ihres Häuschens und die Bienenständ

längs der Hecken sehen konnten, brach Ane in Tränen aus. Und als sie heimkamen und die fremde Frau, die während ihrer Abwesenheit bei Eulalia geblieben war, mit dem Kinde herauskam, nahm sie es schweigend an sich.

Simon erriet alles. — — Es war der Tod.

Langsam, aber sicher würde er kommen und sie ohne Erbarmen mit sich nehmen in das große Dunkel.

Die ersten Stunden nach ihrer Rückkehr gingen sie wie halb besinnungslos umher, wie betäubt von dem Schlag. Als die fremde Frau gegangen war und das Kind ins Bett gebracht, setzten sie sich an den Tisch und besprachen die Sache mit Ruhe.

Ane wiederholte gewissenhaft, was der Doktor ihr von ihrer Krankheit und deren wahrscheinlicher Ursache und Beginn erklärt hatte. Von ihrem weiteren Verlauf und Gefährlichkeit hatte er ihr erst nichts Bestimmtes sagen wollen. Aber, als sie in ihn drang und vollen und klaren Bescheid begehrte, hatte er zuletzt zugegeben, daß sie sich keine große Hoffnung auf Genesung machen dürfe. Schon nach Verlauf weniger Monate werde ihr Zustand aller Wahrscheinlichkeit nach kaum mehr zum Aushalten sein. Er hatte hinzugefügt, daß sie sich im Distriktskrankenhaus einer Operation unterziehen könne. Auf ihr erneutes Drängen um volle Klarheit gab er ihr aber zu verstehen, daß das Ergebnis seiner Ansicht nach wohl nicht günstig sein werde.

Als Ane ihrem Herzen Luft gemacht hatte, wurde sie ruhiger und im Laufe von wenigen Tagen fand sie beinahe ihre alte Beherrschung wieder. Nur eine große Rastlosigkeit hatte sie erfaßt. Früh und spät machte sie sich im Haus zu schaffen, vom Keller bis zum Dachboden, trotzdem ihr jede Bewegung schon schwer fiel.

Es war so vieles zu besorgen, so manches zu ordnen, bis alles so war, wie sie es zurücklassen wollte. Sie gönnte sich keinen richtigen Schlaf mehr, sondern saß lang in der Nacht noch auf und nähte an Simons und Eulalias Kleidern, säumte Leinwand, zählte ihr eigenes Zeug und legte alles, Stück für Stück in Schubladen und Kisten, damit jedes das Seine leicht finde, wenn sie nicht mehr da war. Inzwischen ging alles so, wie der Professor vorausgesagt hatte.

Ohne eigentliche Schmerzen zu haben, fühlte Ane ihren Zustand so, wie wenn in ihrem Innern ein Klumpen Blei läge, der täglich wachse. Ihr Leib schwoll an und ihre Knie wurden matt und zitterig.

Aber nie kam eine Klage von ihren Lippen. Nachdem sie sich mit dem Gedanken, daß sie sterben mußte, vertraut gemacht hatte, fügte sie sich darein, wie in etwas, das nun einmal so bestimmt und nicht zu ändern war. Eines Tages, als sie sich vom ersten Frühlingssonnenschein verlockt, allein in den Garten wagte und die grünen Schößlinge und bräunlichen Knospen betrachtete, an deren Blühen sie sich nicht mehr freuen sollte, füllten sich ihre großen Augen mit Tränen und sie mußte sich auf die Bank, die Simon zusammengezimmert hatte, setzen und bitterlich weinen.

Ihre Kräfte schwanden mehr und mehr, ihre Gestalt war gebeugt, wie bei ganz alten Leuten, ihr Gesicht entstellt und die Beine so schwach, daß sie sich nur mit Mühe und Not weiterschleppen konnte, wenn sie sich an den Wänden stützte. Aber bis zum Letzten ordnete sie alles mit eigener Hand und duldete keine fremde Hilfe, so lange sie im Hause war.

Endlich, eines Abends im Mai, nach einem mühseligen Tag, sank sie schwer in den Stuhl neben den Ofen, drückte die Hand in die Seite und sagte leise: „Nun Simon, — ich glaube, jetzt ist es Zeit, daß ich mich lege."

Sie sprachen noch ein wenig darüber, dann stand Simon auf und ging in den Stall,

um alles für morgen vorzubereiten. In der Nacht lagen sie still und hielten einander bei der Hand. Sie hatten alles besprochen. Sie wollten eine Frau aus der Stadt nehmen, von der sie wußten, daß sie Ane vertreten konnte. Ane hatte ihm gesagt, wo alles zu finden sei und wie er sich überhaupt verhalten solle. Gegen Morgen wendete sie ihr Gesicht nach ihm und frug leise: „Simon, schläfst du?"

„Nein, Ane!" ...

„Ich habe vergessen, Dir zu sagen, daß Eulalias rote Hosen, die neuen — du weißt —, die über den Laken in der roten Kiste —, die dürfen nicht mit Soda gewaschen werden, ... daß Du das nicht vergißt" ...

„Nein, Ane, ich denke schon daran!"

Um die Mittagszeit spannte Simon den Wagen an, die fremde Frau war gekommen, sie tat recht mütterlich mit Eulalia, die in einer Ecke stand und mit dem Finger im Mund heulte, weil sie nicht mitkommen durfte.

Ane saß reisefertig auf einem Stuhl in der Stube. Sie war ruhig und gefaßt. Erst als sie von ihrem Kind Abschied nehmen mußte, brach sie zusammen. Simon und die fremde Frau mußten sie endlich wegführen und auf den Wagen heben.

Noch lange hörten sie das Weinen des Kindes. Nach drei Tagen kam Simon vom Krankenhaus zurück mit einem Grabkreuz und einem langen, schwarzen Sarg, in dem Ane lag.

Am Sonntag darauf wurde sie auf dem schönen Friedhof begraben. Viele aus dem Städtchen gingen im Leichengefolge und der Pfarrer redete warm über das Schriftwort:

„Des Herren Gnade ist ohne Maßen."

Die Hochzeitskuh

Roman von Josef Magnus Wehner

3. Kapitel.

(1. Fortsetzung)

Vom Süden her über die Berge wälzte sich der Föhn in mächtigen Wellenschlägen. Zuerst kam er, Donner unter den Füßen, Himmel und Erde erfüllend, seine nächtliche Bahn daher, man hörte einen langgezogenen dunklen Ton und sah ungewisse Helle aus der Schwärze des Raumes aufbranden. In die Schlüfte und Risse des Gebirgs, um jeden einsamen Baum, in die Falten jedes Hauses, goß er mit gellendem Gelächter und Pfeifen seinen Mantel aus, der mit wilden Tieren aller Art gefüllt war, und riß sich zischend davon. Dann wurde es ebenso ungeheuer still hinter ihm. Einzelne Sterne schmolzen aus ihren blauen Feldern herab. Er redete nur noch verworren über das Feld hin wie ein Tier, das seine Jungen ableckt. In einem solchen Augenblick drang Lust in das Mark aller schlafenden Geschöpfe.

Aus dem Berghof tappte reisefertig Friedrich, der Pate, stülpte seinen Hut fest und rief, als er vor dem erleuchteten Fenster des Nachbarn angekommen war, krächzend und hustend: „He, Mathies, es ist ja höchste Zeit."

„No, no, Friedrich, halb so wild," gab eine fette und brummige Stimme zurück, „ich muß mir doch das Brot noch erst in den Ranzen reinstecken."

„Derweil bin ich das Kalb los. Tummel dich, tummel dich." Friedrich klatschte in die Hände.

Bald darauf gingen die beiden Bauern und das Kalb, das auf den Markt gebracht werden sollte, die fahle Straße zum Flusse hinunter. Alle drei ließen den Wind gewähren; Friedrich steckte seine hageren Beine seitwärts fest in den Boden, Mathies torkelte, wenn der Föhn einhielt und schwamm mit zugekniffenen Augen, wenn er losblies; das Kalb stolperte in der Mitte, senkte, wenn der Wind kam, die Deckel über die vorgetriebenen Schlafaugen und ließ sein Fell zittern, wenn es still wurde.

Vor einem kleinen Wald, der das Gelände mit kurzen Tannen überlief, blieb Mathies plötzlich stehen, deutete mit seinem Stock rückwärts und fragte gedämpft, als stecke das Tannicht voller Wegelagerer: „Ist dein Pate schon fort, der Student?"

„Was weiß ich!" entgegnete Friedrich mürrisch. „Ich hab ihm jedenfalls ein paar Pfennige neben seinen Rucksack gelegt, daß ihm der Abschied nicht so schwer fällt."

„Das ist ein Volk," meckerte der Dicke und schneuzte sich.

„Er hat aber was los," knurrte Friedrich, der seine Patenschaft nicht so leichtfertig in den Wind hängen wollte.

„Jawohl," krähte Mathies mit hoher Stimme und fiel beinahe über das Kalb, das inzwischen eingeschlafen war. Dann, indem er Wort für Wort dem Kalb sein Schnupftuch um das Maul klatschte, ließ er seine Gedanken, die er sich in der Nacht zusammengeschirrt hatte, los.

„Jawohl, Seile hat er mit ihr gebunden bis in die finstere Nacht. In der Scheune hat er bei ihr gesteckt. Und mein Hans — mein Hans — kannst du dir denken, dem ist der Mund sauber geblieben. Das wäre mir eine Schwägerschaft. Prost!"

Dieses Prost hatte eine eigentümliche Wirkung auf Friedrich. Er trank oft und gern mit Mathies in der Stadt einen guten Schnaps und war auch bei solchen Sitzungen mit ihm einig geworden, daß Hans und Birge dereinst ein Paar werden sollten. Ja und nun, als Mathies Prost rief, stiegen alle Widerwärtigkeiten, die das Patenkind gestern über seinen Hof gebracht, als trockener Dampf in seinem Halse herauf, zugleich aber auch, unsichtbar wie die Sonne, die goldene Flasche, deren Bild eben durch das Prost ihm lebendig vorgemalt worden war. Voll Eifer, den Streit zu beenden und möglichst schnell ins goldene Morgenland zu kommen, gab er dem unschuldigen Kalb einen Schlag über den Rücken, so daß es entsetzt auffuhr, und rief, indem er wie ein Reiter dem in den Wald dahinstiebenden Kalb den Zügel hüpfen ließ:

„Richtet nichts aus, nichts, bei der Birge. Wird sich in den Finger schneiden. Hallo!" Und der Wind nahm mit seiner allmächtigen Ruhe das widerspenstige Dreigespann auf.

Im selben Augenblick wachte Berthold in seinem Bette langsam auf. Er ließ die Augen zu und horchte. Der Wind drehte sich lustvoll schnarrend, gurgelnd und heulend durch Lehm und Läden des alten Hauses. Und gleich waren auch die Tiere da, die sein feuchtwarmer Hauch erzeugte: Fledermäuse schwirrten unter den Eckbalken hervor, unter den Ziegeln knurrten riesige schwarze Katzen, und aus den Rissen und Holzrillen schrie und geigte geflügeltes Volk. Die schlichen und traten alle vor Berthold, schüttelten Flügel und Pelz und gähnten und flogen davon, hinaus in die zischende, klatschende Mühle des Waldes, über die Wiesen, die von Gelärm und Gequak erfüllt waren.

Diese Urlaute stimmten Berthold fröhlich und feierlich. Der talunter, bergauf siedende Föhn, von der grollenden Orgel des Gebirges kommend, klang ihm urweltlich in die Ohren. Er schlug die Augen auf aus dem Gewimmel. Da standen die alten ehrbaren Schränke.

Ein Wetterleuchten fuhr durchs Fenster und verwandelte sie in dunkelglitzernde Götzenaltäre. Und die uralten Brautkränze in den Glaskästen an der Wand! Die flimmerten, glosten, wanden sich. Die wurden Schlangen und Lurche und holla! wie im Trommelwirbel tanzte er jetzt da draußen leibhaft auf dem Hügel, der große Drache Föhn! Die asterblauen Wolken bekamen rote Risse. Er barst davon, der Föhn. Dann lustvolles, dunkelgrünes Schweigen. Berthold seufzte.

Da hörte er unten einen Schritt gehen, wie auf einem goldenen Teppich. Er setzte stark und geschmeidig an und verrauschte dann wie Wellenschlag. Birges Füße. Wenn sie doch da wäre! Sie hätte wenigstens einmal von unten an die Decke stoßen sollen, klingend, mit dem Besen. Aber ihre Brüder waren noch da und die Schwester. Berthold legte sich in die Welle des Windes und wartete.

Pferdegetrappel weckte ihn wieder. Da fuhren sie den Berg hinauf, die Brüder, eilig hinter dem Pflug. Dann kam die Viehherde, die Hochzeitskuh. Hinter dem Hirten tauchte die Schwester auf in einem Ballen von Mägden. Sie trugen rotwollene Kopftücher und in den Händen schwangen sie Kessel mit Essen, aus denen noch der Rauch stieg. Die Kessel waren so groß, daß sie für den ganzen Tag reichten. Zuletzt schnarrte der Knecht mit einem anderen Pflug aus dem Hof und den Berg hinauf. Dann war es totenstill. Auch der Wind legte sich. Birge? War sie noch im Hause? War sie nicht unter den vermummten Mägden gewesen? Es rührte sich nichts im ganzen Hause. Nur dort, wo die große Bibel am Boden lag, um einige Löcher zu verdecken, pfiff eine Maus hervor zu Berthold. In den Nagepausen sprach sie mit zuckendem Körperchen:

„König der Ratten und Mäuse, schläfst du noch? Wir wollen dir aufwarten, lieber Herr. Niemand ist im Hause, nur unsere Löcher sind da; da sausen wir jetzt überall hin und bringen dir zu essen und zu trinken aus den Kammern deines reichen Paten. Komm, setz dich auf die Ofenbank." Plötzlich huschte sie fort.

Berthold hörte etwas die Treppe heraufstreichen, nicht anders, als wenn ein Busch unter dem Wind über das Fenster streift. Da blieb es auf dem Vorplatz stehen, lauschte, hustete...

Berthold stellte sich schlafend. Die Türklinke zwitscherte und Birges Kopf schnupperte in die halbhelle Stube.

Er atmete laut und langsam, als ob er im tiefsten Schlafe hinge. Sie kam zögernd näher, dehnte ihre Hand aus und hielt sie ihm über die Stirn, streifte dann sein Haar, indem sie immer die Tür im Auge behielt und wollte ihn eben am Ohr, nur ganz leicht, anfassen. Da hatte er sie schon am Handgelenk. Sie schrie nicht auf, so erschrocken war sie.

„Ich — wollte ja nur nachsehen, ob du schon aufgestanden wärst."

„Nein, liebe Birge," sagte Berthold. Es war ihm beklommen zumut, doch wollte er sie nicht loslassen. Er bat sie endlich, sich ein wenig auf sein Bett zu setzen.

Sie tat es arglos, doch setzte sie sich genau auf den Rand und erzählte auf seine Frage, daß die Brüder und die Schwester aufs Feld seien.

„Und der Vater?" fragte Berthold. Birge seufzte: „Er ist mit dem Nachbar in die Stadt auf den Markt. Er kommt manchmal sehr spät heim. Sie trinken gern, die zwei. Hast du Hans schon fortfahren hören?"

„Wer ist Hans?" Birge errötete: „Hans? Das ist doch dem Nachbar seiner, der Älteste."

„Warum bist du da rot geworden?" Birge schwieg. Berthold fragte: „Soll ich es dir verraten?"

Ihre Augen wurden dunkel, dann sagte sie: Das haben sie eben unter sich ausgemacht, daß ich hinüberheiraten soll. Der Vater will es so."

Es wurde Berthold kalt. Das Bett lief ihm davon bis ans Ende der Welt. Dann sprach er jäh: „Du mußt dem Vater nicht gehorchen, Birge. Besser, es brennen die beiden Häuser ab, seins und eures, als daß dein Herz verbrennt. Glaubst du denn, ich —"

Er suchte nach einem Wort, um ihr zu sagen, daß er ihr bis zum Äußersten helfen würde. Da sah sie ihn voll an. Er tat einen heimlichen Schwur gegen den Paten, den dürren Trinker, der vielleicht heute in einer geschwätzigen Schenke mit dem prahlenden Dicken über Birges Haupt die Würfel warf. Dann bog er ihr süßes und strahlendes Haupt an seinen Mund. Es duftete wie ein Garten, der von Blumen brennt. Er sah ihr in die Augen. Alle Freude, Frömmigkeit und Kraft ihrer Seele strahlte jetzt aus ihrem Blick, und im Grund ihrer Augen lag, blau und fern, uralter Ernst und Treue, die keine Lüge kennt.

„Willst du mir dein Leben erhalten, Birge, so wie ich dir das meine erhalten werde?" fragte er.

„Ja," sagte Birge und legte seine Hand auf ihre Brust.

Sein Herz schlug mit dem ihren zusammen einen leisen Doppelgesang, erschütternd, schwellend. Er drückte ihr Haupt an sein Gesicht, begrub es jauchzend, umspannte ihre Brust und kämpfte sie an seine Seite, bis sie zitternd nebeneinander lagen, Wange an Wange. Sie lauschten dem jubelnden Föhn und schwiegen. Sie drückten sich die Hände und wurden davon ganz voller Feuer. Sie küßten sich voll Furcht und Lust, bis sie auf einmal zusammenschrak. Er glaubte einen zarten Schrei von ihr gehört zu haben, mitten im Kusse. Da waren sie müde geworden. Schlaf wölbte sich über ihnen wie ein lichter Baum.

Als Berthold erwachte, stand Birge am Fenster und schaute ihn an. Helle keimte in die Stube und lockte Glanz aus allen Bildern und Kränzen. Birge sprach: „Weißt du, warum ich vorhin gerufen habe, Berthold?"

„Nein, Birge, aber erzähl es mir."

„Ich hab meine Mutter bei mir stehen sehen."

„Warum solltest du da erschrecken?"

„Ich habe — dich geküßt und habe mich von dir küssen lassen."

„Und weiter doch nichts?"

Birge war blitzschnell zur Tür hinaus. Berthold wunderte sich sehr, sprang aus dem Bett und kleidete sich an. Als er in die Wohnstube kam, war der Tisch festlich gedeckt, Birge aber war nirgends zu sehen. Er glaubte in jähem Schrecken zuerst, sie sei ins Wasser gegangen. Dann fiel ihm ein, daß hier oben nur der Brunnentrog voll Wasser sei; er schaute aber doch zum Fenster hinaus und stellte fest, daß Birge nicht im Brunnen verschwunden sein könne. Er fand sie in der Küche. Sie stellte verschiedene Töpfe durcheinander und wieder zurück an ihren alten Platz.

„Was ist das für ein Spiel?" fragte Berthold.

„Das Topfguckerspiel," antwortete Birge. Da sah er, daß sie sich frisch gewaschen hatte.

„Ist dir so heiß geworden, Birge, daß du deinen Kopf in den Brunnen gesteckt hast?"

„Ich gehöre nicht zu den Leuten, die sich mit den Fingern waschen wie die Katzen."

„Das soll doch heißen, daß ich mich noch nicht gewaschen habe? He, Birge, schau in mein Gesicht! Da ist dein Kopf gelegen. Alle Leute werden es sehen, er hat sich richtig abgedrückt. Und ich wasche mich nicht eher, bis ich mit diesen meinen zwei Köpfen deinem Nachbarn guten Morgen gewünscht habe."

Da wurde es Birge doch angst. Sie bat Berthold heftig sich zu waschen, und er willigte

ein, wenn sie sich noch einmal mit ihm wasche. Da mußte Birge noch einmal ins Wasser steigen, es war das dritte Mal heute.

Sie aßen dann und tranken, nicht viel, ertappten sich oft dabei, wie sie sich unermüdlich und fromm in die Augen schauten und machten dann einen künstlichen Aufruhr gegen den armen Kuchen, der gar nicht abnehmen wollte. Plötzlich dachte Berthold daran, daß er ja heute fort müsse zu seiner Tante. „Heute Abend gehst du mit mir fort, Birge!"

„Meinst du?"

Birge wollte tapfer lachen, unerwartet kamen ihr aber die Tränen, sie schaute Berthold an und weinte, ohne daß sie es wußte.

In diesem Augenblick kamen ein paar Holzschuhe um die Ecke gegangen. Sie gingen so langsam und heimlich, daß man hätte meinen können, es sei nur ein Holzschuh. Darin stak ein Bursche von zwanzig Jahren.

„Da kommt er, Hans," rief Birge und verschwand in der Schlafkammer des Vaters. Dort nahm sie unter der alten Trommel Aufstellung, die der Vater aus dem Siebziger Krieg mit heimgebracht und neben sein Bett gehängt hatte. Hans ging so langsam, als ob er jeden Schritt vor dem Jüngsten Gericht verantworten müsse, Berthold merkte es kaum, daß er schon eine Weile vor dem Fenster stand.

„Guten Morgen Hans," rief er endlich und riß das Fenster auf.

„Moin," grollte Hans unsicher. Er hatte volle Apfelbacken.

„Wolltest du etwas bei uns borgen, Hans?"

„Bei euch? Ich wollte nur sehen, wer alles zu Hause ist."

„Birge und ich. Fährst du heute nicht auf den Acker?"

„Das kann ich mir einrichten, wie ich will."

„Paßt dir etwas nicht?"

„Komm doch heraus, wenn du etwas willst."

Berthold ließ das Fenster offen. Die Schritte entfernten sich etwas eiliger, Birge rang die Hände.

„Schlag die Trommel, Birge," rief Berthold und verließ die Stube.

Hans war verschwunden. Berthold ging an die Ecke des Gartens, legte sich über den Zaun und beobachtete Hans, der nun wieder gemessen die Straße entlang ging und dann ziemlich siegreich dreinschauend in seinen Hof einbog. Friedrichs Garten lief bis an Mathies Hof. Hans drehte sich um und legte sich ebenfalls an seiner Lieblingsstelle neben einem Hackklotz über den Zaun. Da sah er plötzlich Berthold sich gegenüber. Er fuhr zusammen, faßte sich aber gleich einen fürchterlichen Mut und spuckte in den Garten.

„Willst du unsere Blumen düngen?" fragte Berthold.

Hans stieß einen verächtlichen Lacher aus und blinzelte einladend zu seinem Hackklotz hinunter, in dem ein Beil stak. Das war zu viel. Berthold ging kriegerischen Schrittes zu Hans, zog, ohne daß dieser sich muckte, das Beil aus dem Klotz und ließ es zum Spott auf seiner Hand tanzen. Dann hieb er es zischend ins Holz; es war ihm leid geworden, den unglücklichen Burschen zu kränken. Schon wandte er sich zum Gehen. Aber Hans, der nicht locker lassen wollte — vielleicht schaute Birge durchs Küchenfenster — warf sich von neuem auf und rief: „Du brauchst gar nicht so frech zu sein."

„Eigentlich nicht."

„Es gibt noch mehr Studenten als dich."

„Zum Beispiel?"

„Hott." Hans brüllte fast unter Tränen den Namen heraus. Berthold zuckte. Was

wollte Hans mit Hott, Hott mit Hans? Wer wollte dem anderen helfen, Birge zu gewinnen? Hans fuhr fort, von seinem Schutzherrn zu erzählen, er wolle in den Ferien hier herauf kommen zu ihm, ja, sie wollten sich sogar Briefe schreiben, Hott von der Universität herab!

„Ihr paßt ja auch ganz gut zusammen," sagte Berthold. „Hoffentlich werdet ihr euch auch gut vertragen."

„Besser als mit dir," drückte Hans heraus und ging auf den Stall zu. Mitten im Hof aber blieb er stehen, gurgelte ein Gelächter, das recht boshaft sein sollte, aus seinem Halse und rief, indem er sich auf die Schenkel schlug: „Bettelstudent, Bettelstudent!"

Als Berthold anlief, flog Hans schon über den Mist in den Stall; dort machte er sich an der Krippe des großen Bullen zu schaffen. Der Bulle stellte den Buckel hoch und sah böswillig auf Berthold, der in der Stalltür stand.

„Gegen so zwei kann nur eine Kuh ankommen," rief Berthold und warf die Stalltür zu, daß der Riegel klirrte. Dann ging er langsam und mit seiner Wut kämpfend durch den Baumgarten auf den Stoppelacker, auf dem ein Lager Hölzer eingerichtet war und warf so lange Steine und Stämme, bis er den Bettelstudenten hinuntergeschluckt hatte. Mit Hott wollte er aber doch reden, wenn er ihn einmal auf der Universität treffen würde: mit der Waffe in der Hand!

Als er am Brunnen stand, sah er Birge vom Feld her durch den Garten kommen. Sie mußte sehr schnell gelaufen sein. Er fragte sie, woher sie komme, sie antwortete, das werde er am Abend schon noch erfahren, sie verrate jetzt kein Sterbenswörtchen.

Am Nachmittag schien die Sonne, als sei sie vom gewaltigen Wind aus den Wolken gepreßt, strahlend und voll. Es gab sich fast von selbst, daß Birge und Berthold zusammen auf den Boden gingen in Birges Kammer. Berthold setzte sich vorsichtig, während sie den Schrank aufsperrte, auf ihr Bett und sog den schönen Linnenduft ein, dann zog er die dunkelbunten Vorhänge über das kleine Fenster, daß nicht einmal die Sonne in Birges Geheimnisse hineinschauen konnte. Sie zeigte ihm alles was sie hatte und bedeckte mit seidenen Tüchern, Schürzen, Gold- und Silberschmuck alle Stühle, Truhen und ihr Bett. Berthold wurde es wunderlich zumute in diesem wallenden Garten von schönen Kleidern. Er umpreßte in Gedanken Birges Brust mit den goldenen Miedern, schlang die Schnüre und Ketten einzeln um ihre Gelenke und spannte die flammenden Kleider um ihre Hüften. Wie gerne hätte er sie in jedes Kleid gesteckt und wieder herausgezogen. Das Gewoge und Geflute von den Kleidern und getrockneten Riechkräutern wurde schließlich so stark, daß er aufstand um, wie er sagte, im Schranke frische Luft zu schnappen. Denn Fenster und Tür hätte er nie aufgemacht.

Da stürzte sich Birge mit einem Schrei auf ihn. Aber er hatte es schon gesehen, das hellblaue Seidenkleid an der dunkelsten Bauchwand des Schrankes. Er griff danach. Sie war dem Weinen nahe, faßte sich aber schnell und sagte:

„Nun kannst du's auch wissen, es ist ja nun doch verraten. Das wollte ich anziehen, wenn ich dich einmal auf der Universität besuchte."

„Dann zieh es wenigstens jetzt einmal an," sprach Berthold ungerührt. „Es muß zu deinem gelben Haar prachtvoll stehen."

„Meinst du?" Birge war wieder versöhnt. Sie schickte Berthold hinaus, und als sie ihn wieder hereinrief, stand sie schlank und schön im Fenster und die Seide zitterte an ihren Hüften.

Das war wieder eine andere Birge! So fest und fein in die Höhe gebaut! Berthold

nahm ihre Hände und tanzte leise mit ihr. Das rauschende Licht draußen, das Murmeln des Brunnens, die Linde im Hof und das brausende Blut, alles verwirrte die beiden selig. Sie tanzten und küßten sich. Da fragte Birge zart: „Berthold, soll ich mein Kleid jetzt wieder ausziehen?"

„Nie, in Ewigkeit nicht," antwortete Berthold und er half ihr all die anderen Tücher und Kleider wieder einräumen.

Die Sonne war untergegangen. Es kam eine milde Nacht mit fernem Wetterleuchten, und beide waren sie ganz in einer fremden und doch heilignahen Welt, als sie plötzlich die Gäule in den Hof knarren hörten. Da sprach Birge schnell zu Berthold:

„Geh nach dem Essen heimlich durch den Grasgarten, daß dich niemand vom Nachbarhof sieht, und warte beim Wiesenpfad auf mich. Da habe ich deinen Rucksack schon hingelegt."

Geschwister und Knechte stampften herein, als der Mond schon im Apfelbaumgarten ging. Sie setzten sich müde um den Tisch und sahen kaum, daß Birge, die das Essen auftrug, ihr neues Kleid anhatte.

Berthold aß mit ihnen, sie schliefen schon halb. Dann stand er auf und sagte, er müsse jetzt schnell fort, wenn er vor Mitternacht noch bei seiner Tante ankommen wolle. Die Brüder schielten zweiflerisch über ihre Milchlöffel, die Schwester rieb die Hand an ihrer Schürze, endlich legten alle drei die Löffel klappernd nieder, streckten ihm fast gleichzeitig die Hand hin und sprachen: „Ja, da machs halt gut."

Hinter der Scheunenecke aber, die in den Garten geht, stand Birge schon und spähte heimlich nach Berthold.

4. Kapitel.

Berthold ging in den Grasgarten unter die großen Apfelbäume und wartete, bis er im Hause des Paten und drüben beim Nachbarn die Lampen in der Stube aufgolden sah: Hans war also noch zu Hause. Dann schlich er von Baum zu Baum an den Wiesenpfad, dessen Anfang im Schutze mächtiger Kirschbäume lag. Dort im Gebüsch fand er auch seinen Rucksack, dem die Enden abstanden, so hatte ihn Birge gefüllt. Er hob ihn dankbar gegen den Mond, setzte sich auf einen Feldbasalt und wartete. Blau und golden drangen Nacht und Mond aus allen Gesträuchen und Wolken, die Berge schwammen in der Lichtmilch, der Fluß, von schwachem Nebel begleitet, ließ in weichen Schwüngen seine Wehre aufblitzen, der Kranz der Wolken lag voll Ruhe um das Tal. Ein einziges Gewölk zog auf den Mond zu mit gelockertem Leib, und der Mond wälzte sich darüber und ruhte darauf wie der Knecht auf der Ofenbank.

In der Nähe lag ein kleiner Wald, der dem Paten gehörte. Eine Doppelreihe von Büschen führte auf ihn zu. In seiner Mitte, die von flimmernden Buchen bestanden war, ging er etwas höher an den Himmel, außen war er mit Tannen umwölbt.

Berthold hörte einen Schritt. Er wandte sich um und sah Birge herankommen. Sie ging langsam und kam doch schnell über das Gras. Ihr Kleid schimmerte wie feuchter Rauch, wenn sie auf die Mondplätze trat, ihr Gesicht war auch im Schatten sichtbar. Er schloß die Augen und ließ ihr Bild herankommen. Manchmal glaubte er sie lachen zu hören, aber es war nur der Flügelschlag eines Vogels. Sie war bald so nahe, daß er ihren Atem in seinem Ohr hörte, bald schien sie unendlich fern, hinter dem großen Brausen am Himmel verwahrt. Taumelnd vor Unruhe stand er auf und öffnete die Augen.

Da war sie auch schon unmittelbar vor ihm, die fremde schöne Birge, ein wenig erschrocken über sein plötzliches Aufrecken. Sie griff schnell unter die Schürze und brachte einen

überaus schönen Apfel hervor, wischte ihn, bis er von allen Seiten glänzte und reichte ihn Berthold. Der drückte ihn an ihre Lippen und rollte ihn schnell zum Andenken in seine Tasche; dann zog er die leichte, zitternde Birge an seine Brust.

Sie deutete in den Mond und sagte, es sei hier zu hell. Dann ging sie voran. Nicht auf dem Wiesenpfad, der ihren Schatten abgebildet hätte, obwohl das Bertholds Weg zur Tante gewesen wäre, sondern geradewegs auf den schwarzen, borstigen Tannenwald zu. Ihr Schritt ging ebenso durch das aufrauschende Gras wie Bertholds Schritt: groß, leicht und stark. Der Fluß kam wie ein Donner herauf aus dem Tal, der Wald funkelte, die Büsche schrien zärtlich, wenn Birges knisterndes Kleid sie berührte. Manchmal faßte Berthold ihre Hand; aber sie eilte, in den Wald zu kommen, und er dachte, wie schön auch dies von der stolzen Birge sei, daß sie nicht so an ihm klebe wie die klettigen Stadtmädchen. Nein, sie hätte ihn wohl auch entbehren können, wenn es notwendig geworden wäre.

Als sie in das schwarze Fichtengebäu einfuhren, war Birge auf einmal anders geworden. Ihr Haar brannte bräunlich, und sie war größer auf dem schwellenden Moos; Berthold ging fast ohne zu atmen neben ihr. Sie lief sehr schnell durch die kohlschwarzen Bäume. Einmal rief er: „Birge!"

„Wir sind ja bald da," flüsterte sie.

Plötzlich brach Licht herein. Der Pfad drang schmal in ein Haselnußwäldchen ein und hinter den lockeren Stauden kamen die Buchen. Berthold hörte eine Quelle aus den Steinen rieseln, er schlang seinen Arm um Birges Knie und trug sie ein Stück. Der Mond schneite in großen, farbigen Flocken durch das Laub. Wie süß Birge roch! Da sah er die Quelle aus den Steinen hervorblitzen; Birge begehrte nach dem Boden. Sie ging ein paar Schritte und dehnte die Hände über ihr Haupt, ließ sich im Dunkelgrünen auf die Knie nieder und blickte in den Mond. Berthold aber betrachtete das Abbild des Mondes, das in einer ruhigen Mulde der Quelle lag und überall seine Strahlen spann; dann schlürfte er neben Birge und fühlte plötzlich unter sich einen wollenen Mantel liegen. Den mußte Birge am Mittag dorthin gebracht haben.

Er bog sie zu sich. „Jetzt habe ich dir doch ein schönes Bett gemacht" sagte sie.

„Und ich will dir noch ein viel schöneres machen, wenn du zu mir in die Stadt kommst."

„Es wird schwer sein, denn ich möchte doch im Sommer kommen."

„Freilich mußt du im Sommer kommen."

„Da haben wir so viel Arbeit Berthold! Schau, es ist manchmal Mitternacht, wenn ich noch schnell in den Fluß gehe und mich bade."

„Badest du jeden Tag?"

„Fast jeden Tag. Das weiß kein Mensch."

„Hans auch nicht?"

„Der? Der ist vorhin neben mir hergelaufen und hat mich nicht gesehen."

„Ist er in der Nähe?"

„Er hatte eine Axt in der Hand und lief an den Fluß hinunter."

„Was soll er denn da unten suchen?"

„Er kam gleich, als du fort warst, zu uns und sah, daß wir beide nicht da waren. Das ist noch genug, für die Axt."

„Du meinst, er will mit mir kämpfen?"

„Freilich! Aber du brauchst ja nicht unten über das Brett zu gehen, du kannst auch ein Stück weiter oben über das Wehr gehen. Es ist hell und man kann die Steine im Wehr sehr gut sehen. Dort bade ich immer."

„Du meinst doch nicht, daß ich mich fürchte?"

„Nein. Aber es wird doch zu lustig, wenn er die ganze Nacht mit seiner großen Axt a Wasser sitzt und sein Feind ist schon längst jenseits."

„Aber sein Vater und dein Vater müssen doch auch über das Brett kommen?"

„Wenn sie nüchtern sind, gehen sie durch das Dorf, wenn sie schief geladen haben, üb das Wasser."

„Hoffentlich haben sie heute schwer geladen und ich sehe alle drei zusammenstoßen „Ach!" Birge seufzte. Dann fragte sie: „Wann fährst du nun auf die Universität? „Übermorgen."

Sie schwiegen lange. Wenn ein Vogel sein Gefieder schüttelte oder ein Fuchs über d Reisig lief, erschraken sie und drängten sich näher zusammen. Das Wasser, der Mond u das Säuseln und Rauschen in den Buchen schläferte sie ein. Sie hätten sich wünsch können, daß diese Nacht und dieser Himmel ewig über ihrer einsamen Liebe wande möge. Aber sie wünschten sich nichts. Nur der Abschied zehrte an ihrem Glück.

Nach langer Zeit tauchte Berthold einen Haselzweig in die Quelle und besprengte rundu den Platz damit. Dann gab er ihn Birge und sprach: „Hebe ihn gut auf."

Birge wachte auf und sprach: „Ja, ich will ihn über mein Bett hängen."

Sie nahm den Zweig und streichelte die haarigen Blätter: „Berthold, eher soll mei Herz stillstehen —" Sie konnte nicht weitersprechen. Berthold schloß ihr den Mund, dan sprang er auf: „Wir müssen jetzt Abschied nehmen, Birge."

Birge stand auf. Sie taumelte leicht. Sie drückten sich noch einmal aneinander, daß ihne der Atem verging, dann griff Birge in die Tasche, preßte Berthold etwas in die Han sah ihn noch einmal voll an und ging den Pfad zurück. Bald schlugen die Büsche über i zusammen, jetzt rauschte nur noch ihr Schritt, nun war nichts mehr von ihr zu sehen u zu hören. Nur ein feiner Duft von ihrem Haar webte noch in der Luft.

Berthold stand eine Zeitlang regungslos da. Dann schob er das, was Birge ihm in d Hand gedrückt hatte, zum Apfel in die Tasche, schulterte den Rucksack und lief schnell dur den Wald.

Als er auf die Wiese kam, brauste ihn der Mond an. Er blieb stehen und schaute na Birges Haus, bis er ruhig wurde. Dann ging er mit großen Schritten den Berg hinunte Er dachte nicht daran, wie Birge ihm geraten hatte, über das Wehr zu gehen, er lief g radewegs auf den Steg zu, der aus einem schwachen, in der Mitte gestützten Brett bestan

Jetzt war er am Flusse angekommen. Das Wehr rauschte oberhalb sehr leise u feierlich. Der bläuliche Fluß war unendlich still unter seinen Erlen. Am Wasser entla waren von den Bauern Basaltsteine zu Türmen aufgeschichtet worden. Sie standen i den Lichtungen der Bäume unheimlich wie Grabmäler da. Berthold blieb stehen u horchte. Hatte da nicht ein Tier geknurrt? Afrika fiel ihm ein: da ging der Panther gu gelnd zum Wasser, wie er gelesen hatte. Das Knurren dauerte an und verstärkte sich einem rachsüchtigen Fauchen. Es konnte doch höchstens ein Hund sein. Aber was hat ein Hund auf einem Basaltturm zu suchen?

Berthold hob einen schweren Stein auf und ging, indem er den Stein wurfbereit üb seinem Haupte hielt, näher auf den ächzenden Steinturm los. Plötzlich blieb er stehe Der Laut kam von unten. Das Tier mußte am Fuße eines solchen Turmes liegen. U da sah er es auch schon und legte den Stein vorsichtig wieder über ein Wasserrinnsel auf d Boden.

Hans saß da und schlief. Er hatte den Rücken gegen den Steinturm gelehnt, den St

der Axt, die zwischen seinen Knien stand, hatte er gläubig mit den Fingern umschlungen. Unter seinem Sitze sprang ein Strählchen Wasser im Bogen aus dem Stein. Es kam aus dem vergeblich zugemauerten Flusse und sprang in Hansens Mütze, die ihm vom Kopf zwischen seine Füße geglitten war.

Er schnarchte überaus laut und rachsüchtig. Und doch hatte der Schlaf, aus dem diese fürchterlichen Stimmen aufstiegen, auf Berthold eine so beruhigende Wirkung, daß es ihn selber schläferte. Er gab Hans leise den Segen und ging über das Brett den Fluß hinunter, denn er hatte drüben einen wunderbaren Ruheturm entdeckt, viel schöner als den von Hans. Es war ein Haufen von wenigstens zehn Garben, die wie ein Haus allein auf dem Acker standen. Der Bauer, dem der Acker gehörte, hatte sie für die Armen stehen lassen.

„Bettelstudent," dachte Berthold und kroch hinein. Er machte sich ein Tor gegen Osten, daß er die Sterne sehen konnte, nahm sich vor, rechtzeitig aufzuwachen, daß er in der Dämmerung noch zur Tante käme, und schlief ein.

Er hätte gar keinen Vorsatz zu fassen brauchen, denn kaum hatte er eine Weile geschlafen, da hörte er in der Ferne einen fürchterlichen Gesang. Bald klang es wie das Geheul von Verdammten, besonders wenn es in die oberen Lagen ging, bald wie das Gekrächz unbekannter Riesenvögel, dann wieder wie ein aufgeregtes Gespräch. Dann schwieg es. Die beiden Sänger beratschlagten unter großem Geschrei, was sie nun für ein Lied singen wollten, konnten sich aber nicht einigen und legten gesondert los. Der eine sang ein Soldatenlied, der andere ein Lied an die Abendsonne. Es schallte herzzerreißend über das mondstille Gelände. Glücklicherweise kam ihnen der Text bald zwischen die Beine. Sie brachten die Worte nicht mehr gesund aus dem Halse und gerieten in ein wüstes Gestolper und Gelächter, das erst endete, als einer von ihnen Halt kommandierte. Es war der Pate.

Doch verlangte der Befehl mehr, als beide leisten konnten. Berthold sah ihre Gestalten im Nebel durcheinanderwogen, die des dürren Paten und die des dicken Nachbarn. Glückte es ihnen, sich an den Händen zu fassen, dann ging es zwar einige Schritte im Sturm vorwärts und besonders die langen Beine des Paten drängten eifrig nach der Heimat, aber bald zerrten beide nach verschiedenen Seiten oder sie rutschten aneinander, und es dauerte dann immer einige Zeit, bis sie sich wiedergefunden oder voneinander losgelöst hatten.

Bewunderungswürdig waren sie, wenn sie aus einer Flasche tranken, die der dicke Mathies im Ranzen trug. Das geschah etwa alle hundert Schritt und so regelmäßig, daß man an eine höhere Führung oder an ein eingeborenes Gesetz hätte glauben können. Hierbei mußte der, an den die Reihe kam zu trinken, sich den Strick, an dem am Morgen das Kalb zum Markte geführt worden war, unter die Schultern binden und das freie Ende seinem Freunde zum Halten überlassen. Auf ein Kommando tanzte dann die Flasche an den Mund, der Freund stemmte sich mit aller Kraft in den Boden und hielt den hintenüber geneigten Trinker am Strick.

Unter den reichsten und seltsamsten Bewegungen, indem keiner den anderen im Stich ließ, vielmehr jeder des anderen Gang durch eine womöglich noch ausschweifendere Bewegung unterstrich, waren sie schon an Berthold vorbeigekommen. Da sahen sie das Wasser und fuhren zurück: Keiner sprach ein Wort. Sie standen angewurzelt auf ihrem Fleck. Der Pate nieste. Mathies sprach mit gebrochener, fast nüchterner Stimme:

„Da ist das Wasser."

„Und der — Steg," fügte Friedrich hinzu.

„Mir wird schlecht," sagte Mathies und rülpste.

„Das Wasser läuft — immer im — Bogen, immer im Bogen. Prost!"

Mathies griff verzweifelt nach der Flasche als nach dem letzten Mittel, das ihn vor der Ernüchterung retten konnte. Die Wirkung blieb nun auch nicht aus. Die beiden Freunde wurden von neuem betrunken und schwuren, nachdem sie dem Wasser den Rücken zugekehrt hatten, daß sie sofort über den Steg gehen würden.

„Wenn aber was passiert?" sagte Mathies. „Ich habe so eine Ahnung."

Sie wurden beide auf der Stelle gerührt, und es fehlte wenig, so wären sie in Tränen ausgebrochen. Sie veranstalteten ein gemeinsames trockenes Schluchzen, Mathies, indem er seine Nase fest in Friedrichs Weste stecken hatte, Friedrich, indem er einfach und hoch über seinen Freund aufragend in die Luft klagte. Berthold hörte und glaubte es gern, daß sich Friedrich und Mathies immer lieb gehabt, sich nie was in den Weg gelegt, sich nie was krumm genommen hätten! Sie versicherten sich ihrer Liebe und Treue, bis die Turmuhr vom nahen Dorfe her Mitternacht schlug.

Da wachten sie auf aus ihrer Freundschaft und sahen wieder das Wasser vor sich. Stillschweigend nahm Mathies das freie Ende des Strickes — das andere war noch um Friedrichs Schulter geschleift — und schlang es sich fest um den Arm. Dann ging er, den Freund hinter sich drein, führend voran. Er tastete lange mit dem Fuße, bis er das Stegbrett gefunden hatte. Dann aber, in einer alten Gewohnheit, wollte er eilig über das Brett rennen, um drüben wieder auf festen Boden zu kommen, vergaß aber, daß Friedrich an ihn angebunden war, und so kam es, daß, als beide etwa in der Mitte des Steges angekommen waren, Mathies, indem er anzog, ins Taumeln geriet. Er warf die Arme in die Luft und fiel ins Wasser, das nicht sehr tief war, Friedrich hinterdrein. Sie waren sofort nüchtern, standen auf den Füßen und schrien fürchterlich.

In diesem Augenblick wachte Hans auf. Er glaubte nichts anderes, als daß Mörder und Räuber vom Wasser her auf ihn eindringen wollten. Trotz seiner Angst aber lief er nicht einfach davon, — vielleicht kochte jetzt auch die Wut über Berthold in ihm auf — vielmehr ergriff er die Axt und schlug blindlings auf das Stegbrett ein, an dem die beiden Räuber sich zitternd und in Todesangst wimmernd, anklammerten, bis es brach. Manche Schläge gingen klatschend ins Wasser und verhalfen dem Wüterich, indem sie ihn abkühlten, allmählich zur Besinnung, die denn auch noch kaum völlig zurückgekehrt war, als Hans schon Hals über Kopf davonlief, den Berg hinauf, der Heimat zu. Aber Friedrich hatte ihn schon erkannt. Nüchtern und gerade stieg er ans Ufer, half Mathies heraus, gab ihm aber, kaum stand er am Ufer, einen Stoß und schrie: „Deiner war's!"

„Was meiner? Es kann auch deiner gewesen sein," brüllte Mathies.

„Meiner wär nicht davongelaufen, das kannst du glauben."

„Oder auch nicht," versetzte Mathies trocken, schüttelte sich und wollte dem Paten davon, der immer noch in seinen nassen Kleidern am selben Fleck stand und nieste.

„Bist du mein Freund?" schrie Friedrich mit hoher Stimme „und hast's so notwendig, mir davonzulaufen?"

„Steig mir den Buckel nauf," rief Mathies schallend zurück und nieste ebenfalls heftig.

So kam es, daß Friedrich allein und auf einem anderen Wege nach Mitternacht heim kam. Als er auf das Pflaster trat, merkte er, daß er den Kälberstrick noch um die Brust geschlungen hatte. Er streifte ihn ab, trug ihn vor Mathies' Haus und rief:

„Da kannst du dich aufhängen."

Es kam keine Antwort. Friedrich ging sehr zornig heim. Er war überzeugt, Hans habe schon lange vorher das Stegbrett mit der Axt gespalten, so daß es zusammenbrechen mußte. Warum? Wahrscheinlich weil er sich über die beiden Betrunkenen ärgerte.

Das war ein Grund, denen da drüben keinen guten Tag mehr zu bieten. Und morgen schon sollte ein Fäßchen Schnaps ins Haus bestellt werden, damit er mit dem da drüben nicht mehr zu trinken brauchte. Denselben Vorsatz faßte Mathies. Und daher kam ein langer Streit.

Berthold aber ging zu seiner Tante und den übrigen Verwandten. Er brachte nichts heim als einen leeren Rucksack, denn sein Onkel, sonst ein Vegetarier, räumte so eifrig mit den verbotenen Würsten auf, die Birge in den Rucksack gesteckt hatte, daß dem angehenden Studenten auch nicht ein Zipfel übrig blieb.

Zu Hause angekommen, packte er den kleinen geflochtenen Koffer mit seinen Habseligkeiten und fuhr in die Universitätsstadt. (Fortsetzung folgt).

Neue Kunstbücher

Adolf von Hildebrands Briefwechsel mit Conrad Fiedler, herausgegeben von Günther Jachmann (366 S., 16 Tafeln in Kupfertiefdruck, Verlag Wolfgang Jeß, Dresden, geb. 18 M.). Eine der gewichtigsten Briefveröffentlichungen der letzten Zeit. Der Briefwechsel umfaßt die Jahre 1870—1894. Den Löwenanteil bestreitet Hildebrand, der sich von allen Seiten seiner reichen Natur offenbart, als Mensch, Gatte, Vater, Freund, Künstler, Kunstdenker. Aber auch sein Partner Fiedler kommt bedeutend heraus. Im Hintergrunde steht stets geheimnisvoll und problematisch die Gestalt Hans von Marées. Man erlebt Hildebrands Aufstieg, der etwas von der ruhigen Gewalt eines Naturvorganges hat, vom Berliner „Trinkenden Knaben" bis zum Wittelsbacher Brunnen und zum Hubertustempel. Seine Urteile über Künstler sind immer selbständig und oft von unheimlicher Richtigkeit, dabei stets vornehm. Ein Beispiel, wie er über Literatur urteilt, in diesem Falle über Goethe als Essayisten: „Es ist, als ob er alles gewußt hätte, nichts erscheint als das errungene Resultat systematischen Nachdenkens. Keine Absicht, auch keine Fähigkeit der schrittweisen Belehrung und der zwingenden Überzeugung. Es ist wie ein Schatz von unerschöpflichem Wissen über alles Geringfügige und Bedeutende, Oberflächliche und Tiefe." Die Ausstattung des Bandes ist so schön wie die Wiedergaben der Kunstwerke. In diesem Zusammenhange wird der Hinweis nicht unerwünscht sein, daß Fiedlers kleine, aber gedankenschwere Schrift „Über die Beurteilung von Werken der bildenden Kunst" in der Reihe der „Weltgeistbücher" (Berlin, 65 Pf.) erschien. Sie gehört zum Bedeutendsten, was über Kunst geschrieben worden ist, und man begreift die starke Anziehung, welche dieser überlegene Geist auf Schaffende wie Marées, Hildebrand, Thoma, Böcklin ausübte.

Über den zuletzt genannten Meister schrieb Hanns Floerke „Böcklin und das Wesen der Kunst" (München, Georg Müller). Als vor 3 Jahren im ersten Saal der Ausstellung „50 Jahre deutscher Malerei", u. a. sieben Bilder von Böcklin hingen, hörte man bei jedem Besuche immer wieder neue Äußerungen des Erstaunens, um wieviel stärker Böcklins Werke wirkten, als man sie in der Erinnerung gehabt hatte. Dieser Eindruck ist durch die Basler Jubiläumsausstellung noch verstärkt worden. Der „Fall Böcklin" ist alles andere als entschieden, keinesfalls in dem Sinne, wie das Schlagwort seinerzeit in eine durch Schlagworte leicht zu verwirrende Öffentlichkeit geworfen worden war. Wenn Floerke sagt, ein Kunstwerk sei um so europäischer, je kraftvoller es sein Volkstum ausdrücke, befindet er sich in guter Gesellschaft, z. B. der Karl Woermanns („Was uns die Kunstgeschichte lehrt"). Über die geschichtliche Einordnung Böcklins steht das Beste bei Licht-

wark („Reisebriefe", II, 246): „Zum Verständnis Böcklins gehört eine Arbeit, die no nicht geleistet ist: die Zusammenstellung Böcklinscher Gedanken bei seinen Vorgänger den deutschen Malern in Rom aus Kochs Schule und Umgebung. Mir erscheint Böckli als der Vollender einer durch Generationen im 19. Jahrhundert vorbereiteten Richtun deren ferne Zusammenhänge mit Poussin, Millet (dem großen Schilderer Italiens au dem 17. Jahrhundert) und noch weiter zurück mit dem großen Elzheimer in die Studi einzubegreifen wären."

Der von Josef Schlecht begründete „Kalender Bayerischer und Schwäbische Kunst" (Gesellschaft für Christliche Kunst, München) wird von Hans Kiener zielbewuß fortgeführt. Der Jahrgang 1928 bringt als Hauptstück einen Aufsatz des Herausgebers übe Nördlingen. Kiener, der sich schon durch frühere Veröffentlichungen als berufener Führe zu den Schönheiten unserer alten Städte legitimiert hat, sollte jedes Jahr eine ander aufs Korn nehmen. Die Ausstattung des Kalenders ist schön und reich.

Der Amtliche Führer durch Augsburg (Selbstverlag des Verkehrsvereins Augsburg mit 1 Plan und 36 Abb.) ist ein Muster, wie solche Aufgaben zu lösen sind, sowohl textlic wie bildlich, nach Umfang, Ausstattung, Format und Anlage. Praktisch sind auch di genauen Register. Vorzüglich gelöst ist der Rundgang durch die Stadt; es ist unmöglich auf rund 30 Seiten mehr zu geben. Dieser kunstwissenschaftliche Teil ist das Verdien des Kustos am Maximiliansmuseum Ludwig Ohlenroth.

Karl Scheffler: Die europäische Kunst im 19. Jahrhundert, Band II Europäische Malerei vom Impressionismus bis zur Gegenwart; Europäische Plasti im 19. und 20. Jahrhundert (174 Abb., Bruno Cassirer, Berlin). Hier kommt Scheffle erst ganz in sein Element, im Kapitel „Offene Form", das von Menzel über den Impressio nismus bis zu Van Gogh, Gauguin und Munch reicht. Darauf folgen die Manieristen Futuristen, Kubisten und Expressionisten. — Seit wir durch Schlittgen wissen, daß Uhde erstes Christusbild („Lasset die Kindlein zu mir kommen") auf eine Anregung Piglhein zurückgeht, verstehen wir das Zwiespältige seiner Malerei, das auch Scheffler betont „Ein nicht selbständiges, jedoch tüchtiges, wohlgeschultes Talent überspannt sich in diese religiösen Bildern; es will Höchstes geben, und kommt über gute Modellmalerei nicht hinaus." Slevogt wird von Scheffler „der Romantiker des deutschen Impressionismus" genannt „er macht das Wahre geistreich, und das Geistreiche wirklich; ... er hebt alles, was er angreift in eine Sphäre von Musikalität." Van Gogh „sah die lebendige Natur, die freudige Wirk lichkeit durch eine verzehrende, vom Ehrgeiz gestachelte Angst; die Schönheiten seiner Bilde sind Arabesken des Leidens." Über Picasso: „Von Hause aus begabt, doch reicht das Tale nicht für den Ehrgeiz." Die Expressionisten „durchweg Maler, die mehr von der Kun wissen, als sie darstellen können." Beckmann „ein Künstler, der ehrgeizig stets ein Äußerste will, dem aber nur die Gestaltungskraft eines Akademikers zuteil geworden ist; ein geborene Deutsch-Römer, der seine angeborene Desperation übersteigert und der Mitwelt an de Kopf wirft." Kokoschka: „ein schwermütiger Byronzug gehört zum Gesamtbild, etwa psychoanalytischer Tiefsinn und eine schlanke, gschnasige Eleganz." Rodin: „Je mehr ma von dieser Plastik sieht, und je länger man sie studiert, desto unerträglicher erscheint si Das ganze Lebenswerk mutet an wie eine große Lüge". Max Klinger als Bildhaue „Sehr edel gemeinte Sensationsplastik. Auch die Bildnisbüsten geistig in einer zierliche Weise forciert." Sätze von dieser geschliffenen Schärfe der Formulierung stehen auf jed Seite. Scheffler ist von seinen Fachgenossen der, der weitaus am besten schreibt. Er red nicht um die Dinge herum. Jeder Satz trifft den Nagel auf den Kopf. Ihn zu lesen, nicht nur ein Gewinn, sondern ein Genuß. Das Bildermaterial ist ebenso umsichtig g wählt wie gut wiedergegeben.

Rosenheim Josef Hofmill

Redaktionell abgeschlossen am 20. Oktober 1927
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hübs in München. — Druck- und Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München.

Zur Einführung

Von Oswald Spengler in München

Die folgende Abhandlung mit ihren sehr klaren, unwiderleglichen und erschütternden Feststellungen bedarf keiner Vorrede. Sie spricht für sich selbst. Mögen Einzelheiten daraus längst bekannt und gewürdigt sein, so ist doch eine Zusammenfassung in dieser Sicherheit meines Wissens noch nicht unternommen worden. Nur im Hinblick auf die Zukunft Deutschlands mögen noch einige Worte verstattet sein.

Wem es noch nicht deutlich geworden ist, daß alle unsere großen Probleme der Nachkriegszeit, die Krise der Landwirtschaft, in ihrem Gefolge die zunehmende Landflucht, das Wohnungselend, die Steuerpolitik, die Kolonialfrage, die Frage der Ostgrenzen, die der Reparationen und so weiter auf ein entscheidendes Problem zurückgehen, das der inneren Gesundheit des lebendigen deutschen Volkskörpers — und Gesundheit eines Volkes bedeutet in diesem Falle Fruchtbarkeit —, der weiß nichts von Geschichte und nichts vom Schicksal großer Völker und sollte deshalb über politische Dinge schweigen.

Das deutsche Volk ist das unverbrauchteste der weißen Rasse. Das ist die Grundtatsache, auf welcher alle politischen Lagen und Möglichkeiten der Zukunft beruhen. Es hat nicht wie Spanien, Holland und England jahrhundertelang sein bestes Blut an ein überseeisches Kolonialreich abgegeben und hat im 18. und 19. Jahrhundert nicht seine besten Familien für große Politik und in großen Revolutionen verbraucht. Das deutsche Volk war 1914 hinsichtlich seiner rassemäßigen Gesundheit den übrigen voraus. Im Weltkrieg haben alle Völker soviel von ihrem besten Blut verloren, daß der Vorsprung als solcher bestehen geblieben ist. Das weiß man in der Welt, und darauf beruht zum guten Teil der ungeminderte Haß und das Mißtrauen gegen uns. Unsere Politik hat die eine Aufgabe, den Vorsprung zu erhalten. Alle politischen Zeitprobleme sind nur die Folge davon.

Gesundheit eines lebenden Körpers ist Fruchtbarkeit. Fruchtbarkeit ist politische Macht. Das gilt von einem Bauerngeschlecht wie von einem großen Volk. In

Europa hat das bis jetzt nur Mussolini in seiner ganzen Tragweite begriffen und ausgesprochen, für sein Land, das weder Kohle noch Kapital hat, und seiner geographischen Lage wegen nicht fähig ist, als wirkliche Großmacht aufzutreten, solange andere Großmächte das Meer beherrschen. Die Fruchtbarkeit des italienischen Volkes ist seine einzige Waffe, aber eine, gegen die es auf die Dauer kaum eine Verteidigung gibt.

Demgegenüber steht Deutschland unter der Führung von Parteien, das heißt bei uns Scharen von Berufspolitikern, welche die feigste und sinnloseste aller Revolutionen wenigstens materiell auszubeuten versuchen. Deshalb bleibt die Landwirtschaft unrentabel, und aus dem Bauerntum erfolgt eine zunehmende Flucht in die Stadt — weil die Wählermassen der Stadt billiges Brot verlangen, gleichviel ob aus Amerika oder vom heimatlichen Boden. Deshalb ist Deutschland das letzte Land, in welchem das Wohnungselend, das das Familienleben vergiftet, immer noch aufrechterhalten wird, denn es schafft aus Mietern radikale Wähler und unter diesen eine unzufriedene Stimmung. Der Kampf für die Abschaffung des Abtreibungsparagraphen, eine Schar von Literaten, die in Romanen, Dramen und Filmen eine Erotik ohne Folgen behandeln, die Girlkultur, die den weiblichen Körper nicht für Mutterschaft, sondern für sportliche Leistungen ausbildet: das alles ist ein Vorklang des „panem et circenses", das sich wie ein einstimmiger Ruf aus der römischen Zivilisation erhob.

Und trotzdem, in Deutschland ist das alles noch nicht physisch begründet und deshalb zu überwinden, anders als in Amerika, England und Frankreich, wo es tiefer sitzt. Es handelt sich hier um Deutschland und nur um Deutschland, das seine historische Sendung erfüllen muß, die darauf beruht, daß es unter den weißen Völkern am spätesten gereift und noch heute kaum erwacht ist.

Aber das ist eine Frage nicht der Politik, wie das Wort heute bei uns verstanden wird, sondern großer Politiker, an deren Art wir beinahe die Erinnerung verloren haben. Nicht das parlamentarische Gerede und die Parteipolitik sind den Aufgaben gewachsen, wie sie hier vorliegen, sondern nur Persönlichkeiten, die sich und ihre Ziele durchzusetzen wissen.

Geburtenrückgang

Von Richard Korherr in Regensburg

1. Übervölkerung und Malthusianismus

Es war im Jahre 1912. Der preußische Minister des Innern wies seine nachgeordneten Stellen an, Erhebungen über die Ursachen des ihm äußerst gefährlich erscheinenden Geburtenrückgangs anzustellen. Zu gleicher Zeit aber hielt der Vortragende Rat im Kultusministerium, Oberregierungsrat Professor Dr. Elster, staatswissenschaftliche Vorlesungen, in denen er für den Malthusianismus, d. h. die künstliche Geburtenbeschränkung eintrat. Was hatte das zu bedeuten?

Die Tatsache des Geburtenrückgangs stand fest. Die Geburtenziffer hatte seit einigen Jahrzehnten stetig abgenommen. Allerdings war zu gleicher Zeit die Sterbeziffer infolge der Fortschritte der Hygiene immer tiefer gesunken und hatte damit einen Ausgleich geschaffen. Man war sich nur nicht im klaren, ob man diese neuartige Entwicklung der Geburtenverhältnisse begrüßen oder ihr schärfsten Kampf ansagen sollte. Der Großteil unserer angesehensten Staatswissenschaftler beschritt den ersten Weg und befürwortete den Malthusianismus in moderner Form. Heute, nach dem verlorenen Krieg mit seinen furchtbaren wirtschaftlichen Folgen treten fast alle unsere Staatswissenschaftler für die Geburtenbeschränkung ein. Die Zukunft unseres Volkes ist ein wirtschaftliches Problem geworden.

Das kam so. Seit der Zeit der Sachsenkaiser bis ins 18. Jahrhundert hinein hat sich die abendländische Menschheit mit einer selbstverständlichen Fruchtbarkeit immer wieder vermehrt, hat die Lücken gefüllt, die Kriege und Katastrophen rissen. Das Wirtschaftsleben stand gegenüber dem religiösen und politischen Leben weit im Hintergrund. Erst die wirtschaftliche Entwicklung seit Ende des 18. Jahrhunderts brachte eine vollkommene Wandlung. Die wirtschaftliche Seite des Lebens trat allmählich in den Vordergrund und wurde schließlich Selbstzweck. Wirtschaftliche Motive begannen bei der Kindererzeugung mitzusprechen. Die aufblühende Wirtschaft brauchte Menschen, und so sehen wir bald eine rasch ansteigende Flutwelle an Menschenmaterial. Man kann diese Erscheinung beispielsweise auch in der wirtschaftlichen Blütezeit des perikleischen Athen wiederfinden. Im Abendland aber ist die Bevölkerung noch darüber hinaus in einem Maße gestiegen, wie man es vor 200 Jahren nicht für möglich gehalten hätte. Diese ungeheure Bevölkerungsvermehrung ist ein Produkt der Maschine. Spinnmaschine, Dampfmaschine und mechanischer Webstuhl waren eben erfunden worden. Die wachsende Industrie brauchte zur Bedienung ihrer Maschinen immer mehr menschliche Arbeitskräfte, und andernteils wurde die Maschine kostbar, weil sie für den Unterhalt dieser stetig wachsenden Menschenmenge nicht mehr zu entbehren war. Mitte des 18. Jahrhunderts hatte Europa eine Bevölkerung von etwa 150 Millionen, um 1850 bereits von 265 Millionen. Es war ein ständiger Kreislauf, der die Angst vor dem Hunger brachte, die Angst vor Übervölkerung.

Diese Angst vor der Übervölkerung der Erde ist die erste äußere Ursache unserer heutigen Geburtenbeschränkung. Sie war damals im Denken der ganzen Zeit unbewußt wirksam und fand ihren großen Vermittler in Robert Malthus. In seinem 1798 erschienenen „Versuch über das Bevölkerungsgesetz" sagte er: „Die Menschen haben die Tendenz, sich in geometrischer Progression zu vermehren". Dieser Vermehrung trat er wegen des „beschränkten Nahrungsspielraums" entgegen. Seine Theorien beeinflußten um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert die gesamte Politik und das Wirtschaftsleben Englands. Man suchte die Geburtenziffer abzudrosseln, wie man auch als Ausweg vor der drohenden Übervölkerung die Abwanderung mit allen Mitteln förderte. Dasselbe

Bestreben hatten die meisten anderen Kulturstaaten. Man sehe sich daraufhin nur das bayerische Eheschließungsgesetz von 1838 an, ebenso diejenigen Württembergs und Hannovers. Propaganda und Gesetze halfen nichts: die Bevölkerung stieg weiter gewaltig an.

Heute nun haben wir einen stetig zunehmenden Geburtenrückgang. Das hindert aber fast alle Wirtschaftspraktiker, ferner die Sozialisten und einen großen Teil der Gelehrtenwelt nicht, jetzt noch von einer Gefahr der Übervölkerung zu sprechen. Besonders in den angelsächsischen Ländern wird von namhaften Gelehrten immer wieder vor der Übervölkerung gewarnt. So sagte der Londoner Universitätsprofessor Gregory auf der britischen Naturforscherversammlung 1925: „Wenn das Menschengeschlecht sich in dem Maße, wie es bisher geschah, vermehren wird, wird die Erdkugel bereits im Jahre 3000 überfüllt sein. Die Zahl der Einwohner unseres Planeten wird sich um die Wende dieses Jahrtausends auf 700 Milliarden erheben." Erinnert sei auch an das viel beachtete, ins Deutsche übersetzte Werk von East „Die Menschheit am Scheidewege", das einen neuen Malthusianismus fordert. In Holland hat sich ein Neu-Malthusianischer Bund gebildet, dem aber die Königin die Anerkennung als juristische Person verweigerte. Tief bedauerlich ist, daß es auch in Deutschland eine Reihe von Gelehrten gibt, die von einem notwendigen Kampf gegen die Übervölkerung sprechen. Für wie viele ist diese wissenschaftlich vorgebrachte Warnung vor Übervölkerung ein angenehmer Entschuldigungsgrund ihrer Ehescheu und Kinderlosigkeit. Der Geburtenrückgang, diese Erscheinung voll tiefster Tragik, wird durch den Neomalthusianismus bewußt gefördert, die abendländische Menschheit bewußt in den Abgrund gestürzt!

Wir haben keine wirkliche Übervölkerung. Auch augenblicklich nicht, trotz der furchtbaren Nachwirkungen des Krieges. Die folgenden Kapitel werden das zeigen. Aber selbst wenn wir nach den Begriffen von gestern die oberste Grenze des Nahrungsspielraums erreicht hätten, so haben wir bereits heute nach den neuesten Methoden der landwirtschaftlichen Bodenbenutzung wie z. B. elektrische Bestrahlung oder auch nur größere Intensivierung wieder ungeheuer viel Platz für neue Menschen. Der Nahrungsspielraum Europas ist so groß, daß es seine Bevölkerung heute ohne die geringste Einfuhr vollständig ernähren könnte. Es gibt keinen relativeren Begriff als den der Übervölkerung.

Vollends von einer kommenden Übervölkerung der Erde zu sprechen, ist barer Unsinn. In Asien treffen auf den qkm erst 24 Bewohner, in Amerika erst 5, in Afrika etwas über 4, in Australien knapp einer. Wer weiß, ob sich diese Zahlen auch nur noch bis auf das Doppelte erhöhen werden?

2. Die Vergangenheit spricht

Es ist nicht das erste Mal in der Weltgeschichte, daß das Wort Übervölkerung in aller Munde liegt, daß eine Beschränkung der Geburtenzahl gefordert wird. Man konnte dies alles in Hellas zur Zeit des Peloponnesischen Krieges, in Rom während der Punischen Kriege hören. Man konnte es, in jedem Falle zu einer bestimmten Zeit, in Babylonien, Ägypten, Indien, China, Arabien, Yucatan hören. Und dann dauerte es immer nur kurze Zeit und der Geburtenrückgang trat in seiner ganzen Tragik offen zutage und wütete einige Jahrhunderte lang so entsetzlich, daß schließlich von einst mächtigen Völkern nichts zurückblieb als einige stumpfe, degenerierte Horden.

Erst seit Oswald Spenglers „Untergang des Abendlandes" ist es möglich, diese Erscheinung in ihren ganzen Ausmaßen zu erfassen. Spengler hat gezeigt, daß sich die Weltgeschichte in den hohen Kulturen vollzieht, hat uns eingeweiht in den trotz aller Verschiedenheiten der äußeren Form gleichartigen inneren Bau aller Kulturen, von denen jede ihre eigene Frühzeit, Spätzeit und Zivilisation hat. Kultur und Zivilisation sind in jeder Kultur ein strenges Nacheinander. Die Zivilisation ist die notwendige Folge jeder Kultur. Mit dem Beginn der Zivilisation beginnt auch der Geburtenrückgang, der eine entsetzliche Ent-

völkerung mit sich bringt. Die mächtigsten Kulturvölker der Vergangenheit, und mögen sie noch so sehr an ihre ewige Dauer geglaubt haben, haben sich schließlich selbst durch den Geburtenrückgang ausgetilgt. Kriege und Krankheiten haben in der Welt nie so gewütet wie der Geburtenrückgang. Es liegt Schicksal in dieser furchtbaren Selbstvernichtung.

Die Entvölkerung der Kulturstaaten beginnt von oben herab. Erst verwittert und zerfällt der Adel, dann die Weltstädte, dann die Provinzstädte und endlich das Land. Tatsächlich sieht sich aber die Reihe gerade umgekehrt an. Infolge der gewaltig anwachsenden Landflucht entvölkert in jeder Zivilisation zuerst das Land und erst am Schluß die Weltstädte. Sobald aber der Zustrom aus dem schließlich entvölkerten Lande aufhört, geht das Schauspiel rasch zu Ende. Die Stadt verödet mit unheimlicher Schnelligkeit, zurück bleibt nur mehr das primitive Blut, der Typus der Fellachen. In allen Zivilisationen sieht man schon bald die verödeten Provinzstädte und am Ausgang der Entwicklung die leerstehenden Weltstädte, in deren ungeheuren Steinmassen eine kleine Fellachenbevölkerung nicht anders haust als die Menschen der Steinzeit in Höhlen und Pfahlbauten. Lassen wir die Vergangenheit sprechen.

Babylonien

Die Babylonier, wohl das älteste Kulturvolk der Erde, sind durch den Geburtenrückgang vollständig ausgetilgt worden. Die babylonische Zivilisation und damit der Geburtenrückgang hatten unter der 3. Dynastie von Ur (2297—2185) eingesetzt. In dem um 1927 v. Chr. geschaffenen Codex Hammurabi kann man bereits die verzweifeltsten Maßnahmen zur Erhaltung des Volkes finden. Die Soldtruppen, die seit der 1. Dynastie von Babel wegen des fehlenden Nachwuchses fast nur mehr fremder Nationalität waren, erhielten Land mit der Verpflichtung, es zu bebauen, um die trostlose Verödung einzudämmen. Die Entkräftung des Reiches ging schließlich trotz dauernder Zuwanderung Fremder so weit, daß Nebukadnezar II. die Weltstadt Babylon mit starken Befestigungswerken und das Reich durch die „Medische Mauer" gegen Norden schützen mußte. Endlich verfiel auch Babylon: innerhalb der Stadtmauern wurde Getreide gebaut und auf den verödeten Plätzen weidete das Vieh. Für diese Zeit gelten die gewöhnlichen Beschreibungen Babylons, während vergessen wird, daß einige Jahrhunderte früher seine Bevölkerung zwei Millionen stark war. Die Verödung war lange vor Christus so weit fortgeschritten, daß aus den Ruinen Babylons die Steine und Ziegel zum Bau von Seleucia geholt wurden. Und dann kam die Zeit, in der man nicht mehr wußte, wo Babylon gestanden hatte.

Ägypten

Im alten Ägypten war es nicht anders. Zur Zeit der 13. Dynastie begann die Zivilisation und mit ihr der Geburtenrückgang. Der aus jener Zeit stammende Leidener Papyrus streift ihn: „... die Ernten gehen zurück, die Geburten nehmen ab, die Menschen werden wenig ...". Von der 19. Dynastie ab (seit 1350 v. Chr.) war das Land ziemlich entvölkert. Amenemhets IV. Hauptstadt Tell el Amarna war bereits um 1300 v. Chr. vollständig menschenleer. Ramses II. baute zahlreiche Kanäle und eine 1500 Stadien lange Mauer, um das Land vor Einfällen aus Arabien und Syrien zu sichern. Die Kriege konnten nur mehr mit fremden Söldnern geführt werden. Schließlich wanderten neben Fremden aus allen Ländern ständig Libyer in das verödete Nildelta, bis im Jahre 945 v. Chr. einer ihrer Führer — genau wie 476 n. Chr. Odoaker im Römerreich — die Herrschaft an sich nahm. Das hunderttorige Theben zählte bald nur mehr einige tausend Bewohner. Zur Römerzeit war der Besuch seiner mächtigen Ruinen die Sehnsucht aller Weltreisenden. Ebenso lag im Süden die äthiopische Hauptstadt Meroe vollständig in Trümmern.

Indien

In Indien, wo der Niedergang bereits vor Buddha begann, mußten bald Maßnahmen ergriffen werden, um den Bauernstand zu erhalten und Menschen in die verödete Landschaft zu bringen. Unter Tschandragupta wurden bereits Fremde im Lande angesiedelt. Von Kaiser Asoka ab fühlt man auch aus der Geschichte des politischen Buddhismus eine gewaltige Abnahme der Bevölkerung heraus. Als der chinesische Reisende Hiouen Tsiang um 635 n. Chr. nach Indien kam, sah er weite Strecken des einst so dicht bevölkerten Landes

vollständig menschenleer. Die Riesenstadt Pataliputra, deren Mauern einen Umfang von 34 km hatten, war nun eine ungeheure, völlig unbewohnte Häuserwüste. Ebenso waren die einst so mächtigen Städte Sravasti und Kapilavastu und weit im Westen Gandhara und Peshawar verfallen und menschenleer. Erst die arabische Zivilisation hat wieder Menschen in die Landschaft gebracht; die indische Kultur konnte sie nicht wieder bringen.

China Von dem Geburtenrückgang und der Entvölkerung Chinas haben wir infolge der Eigenart der chinesischen Geschichtsschreibung nur Anzeichen. So hätte es nie Maßnahmen zur Hebung der Bevölkerungsziffer gegeben, wenn nicht die Entvölkerung des Landes durch den Geburtenrückgang dazu geführt hätte. Es wäre nie das große Werk eines Konfutse geschaffen worden, nie die Sozialreform eines Hoang-ti, wenn diese Männer nicht die steigende Schwäche des chinesischen Volkstums vor Augen gehabt hätten. Auch aus der Erbauung der großen chinesischen Mauer durch Hoang-ti kann man auf eine Entvölkerung schließen. Sie sollte das entkräftete Reich vor dem Einbruch der nördlichen Barbarenstämme sichern. Die Wächter der großen Mauer waren aber selbst meist aus Barbarenstämmen angeworbene Söldner — wie die im römischen Sold stehenden Germanen am Limes —, die für das Reich oft eine größere Gefahr bedeuteten als die Barbaren selbst.

Im fernen Westen sind heute noch die Spuren des hier endgültigen Untergangs festzustellen. Im Tarim, das Wu-ti durch seine gewaltige Militärstraße mit dem Osten verband, und das im Abglanz der chinesischen Zivilisation herrlich blühte, zogen bald auch Ehescheu und Kinderlosigkeit ein. Dem Einfluß Konfutses aber waren diese Gebiete entzogen. Schon zu Ming-tis Zeiten sehen wir das fruchtbare Land entvölkern und den Kampf zwischen Vegetation und Wüstensand entbrennen. Zur Zeit der Thangdynastie schreibt ein chinesischer Reisender: „Es ist schon lange her, daß dieses Land in eine Wüste verwandelt wurde. Alle seine Städte liegen in Trümmern und sind von wilden Kräutern überwuchert." Heute liegen die vom Sand bedeckten Ruinen der alten Städte mitten in der Wüste. Sven Hedin hat vor kurzem die Grundmauern der einst von herrlichen Pappelalleen und Aprikosengärten umgebenen und von belebten Kanälen durchzogenen Städte Takla-makan und Kara-dung im tiefsten Wüstensand entdeckt.

Die Antike In Griechenland begann der allgemeine Geburtenrückgang im Peloponnesischen Krieg. In der hellenistischen Zeit waren Ehescheu und Kinderlosigkeit ganz allgemein. Bei den Römern setzte der Geburtenrückgang zwischen dem 2. und 3. Punischen Kriege ein. Die späteren römischen Schriftsteller sind voll von Klagen über Ehescheu und Kinderlosigkeit und die dadurch verursachte Verödung des Imperiums. Wie der Geburtenrückgang, so begann auch die Entvölkerung zuerst in Griechenland und griff später erst auf Rom über.

Hellas In Athen gab es trotz des Geburtenrückganges nach dem Peloponnesischen Kriege wie vorher 30000 stimmberechtigte Bürger, aber nur infolge der Aufnahme von Sklaven und Halbbürtigen in die Bürgerschaft. Bereits beim Zensus des Demetrius von Phaleron 322 zählte man trotz der freigebigen Verleihung des Bürgerrechtes nur mehr 21000 erwachsene Bürger, 10000 Metoeken und 400000 Sklaven. Die letztere Zahl, die nicht auf Zählung beruht, dürfte weit übertrieben sein, zeigt aber doch selbst bei gewaltiger Reduzierung die ungeheure Überfremdung.

Sparta, das zur Zeit der Perserereinfälle 8000 Waffenfähige zählte, verlor bald darauf durch ein fürchterliches Erdbeben den größten Teil seiner Bürgerschaft: von diesem Schlag konnte es sich nicht mehr erholen. Im Jahre 371 zählte man nur mehr 1500 Vollbürger. Obgleich die Auswanderung mit dem Tode bedroht war und immer wieder Halbbürtige in die Bürgerschaft aufgenommen wurden, war diese schon zur Zeit des Aristoteles auf 1000 waffenfähige Männer gesunken, i. J. 244 gar auf 700. Auch die Unterworfenen starben aus: zu Beginn der Römerherrschaft verdiente kaum noch Sparta selbst den Namen einer Stadt; sonst gab es nur noch etwa 30 elende Dörfer in Lakonien.

Auch Theben war nur mehr ein Dorf mit einer armseligen Bevölkerung. Selbst auf dem einst so dicht bevölkerten Euboea lag alles wüst; man wollte Fremden Geld zahlen, wenn sie das Land bebauten. Im Gymnasium baute man Korn, zwischen dessen Halmen die verfallenen Götterstatuen hervorsahen.

Die Städte Griechenlands wurden zu Dörfern, die Äcker lagen brach und eine furchtbare Verwilderung machte sich in der Kaiserzeit geltend. Man konnte tagelang reisen, ohne einen Menschen anzutreffen. Das entvölkerte, zur Provinzstadt herabgesunkene Athen lebte von Fremdenbesuch und Stiftungen reicher Ausländer wie des Judenkönigs Herodes. Der Reisepöbel der Römer begaffte wie die heutigen Amerikaner die Werke der perikleischen Zeit, nachdem man alle beweglichen Kunstwerke fortgeschleppt oder zu Modepreisen angekauft und dafür anmaßende Römerbauten neben die tiefen und bescheidenen Werke der alten Zeit gesetzt hatte. Zwischen die ehrwürdigen Ruinen des alten Hellas aber bauten die Römer ihre unübertroffenen Luxusbäder.

Die Griechen selbst waren unterdessen vollständig ausgestorben. Bereits 221 v. Chr. hatte man in Sparta unter den Handelnden und Leitenden kaum noch Dorier gefunden. In den Athenern der Kaiserzeit floß das Blut des ganzen Orients. Cnejus Piso nannte sie ein Gemisch von Nationen.

Bald rückten, nachdem schon vorher gallische Kelten eingewandert waren, Slaven in das entvölkerte Land ein, und zwar in derartigen Massen, daß Griechenland in vorgotischer Zeit Slavia genannt wurde. Daneben setzten sich während der Kreuzzüge fränkische Ritter im Lande fest: die Burg Mistra bei Sparta, das Vorbild für die mittelalterliche Burg im 2. Teil von Goethes Faust, wurde von dem Franken Guilleaume de Villehardoni erbaut. Im 13. und 14. Jahrhundert siedelten sich auch noch Albanesen an. Es entstand damit ein ziemlich minderwertiges Völkergemisch, der großen Vergangenheit des Landes unwürdig. Die heutigen Griechen erinnern an alles andere eher als an ihre einstigen Vorfahren im Lande.

Roms Bürgerzahl ist im zweiten Punischen Krieg durch die ungeheuren Verluste am Trasimenischen See und bei Cannae von 270000 auf 214000 gefallen; aber schon nach 30 Jahren hatte sie die alte Höhe wieder erreicht und war 10 Jahre später sogar auf 337000 angewachsen. Es war der letzte Aufschwung. Bald begann der Geburtenrückgang, und mit ihm nahm die große Tragödie des Römertums ihren Anfang: die Weltmacht Rom stieg immer höher auf und erreichte im Kaisertum ihren scheinbaren Gipfel, während gleichzeitig das römische Volk am Geburtenrückgang dahinsiechte, so daß es wohl schon um 200 n. Chr. keinen wirklichen Römer mehr gegeben hat. Die heutigen Italiener haben kaum einen Tropfen alten Römerbluts in den Adern. Rom

Der Rückgang der Bevölkerung infolge des Geburtenrückgangs begann bereits um 164 v. Chr. Von 164—154 sank die Zahl der waffenfähigen Bürger um 13000, von 154 bis 142 um 7000. Da nur die Besitzenden gezählt wurden, ist diese Zahl teilweise auch durch die Proletarisierung verursacht, die infolge der bereits sich zeigenden Landflucht langsam um sich griff und das Land veröden ließ.

Auf einer Reise sah Tiberius Gracchus weite Gebiete Italiens verödet; in ganz Etrurien gab es keinen freien Bauern mehr. Das gab ihm den Anlaß zu seinen Bodenreformgesetzen (133 v. Chr.). Die massenhaften Ackerverteilungen bewirkten ein plötzliches Emporschnellen der Zensusziffer, die mit einem Schlage um 77000 Köpfe stieg, um dann wieder stillzustehen. Die spätere Zeit lehrt, daß die Verödung Italiens durch die gracchischen Ackerverteilungen nur vorübergehend aufgehalten wurde. Die Weltstadt Rom mit ihren Lockungen und Verheißungen saugte das Land auf und bald lag es wieder entvölkert da.

Hier sei mit einem berühmten Wort des Plinius gebrochen, das auch in der modernen Volkswirtschaft immer wieder gebraucht wird: Latifundia perdidere Italiam, jam vero et provincias. Gewiß war es die verhängnisvollste Sünde, daß man die wahre Quelle der römischen Größe, seinen Bauernstand, durch das Claudische Plebiszit zerstört hatte; aber der Großgrundbesitz hätte nie diese Ausdehnung angenommen, wenn das Bauerntum nicht schon vorher von den Städten aufgesogen worden wäre und das Land zum mindesten innerlich preisgegeben hätte.

Von hier ab sind die statistischen Daten nicht mehr brauchbar; denn in der späteren Zeit beruht die Erhöhung der Zensusziffern auf massenhaften Verleihungen des Bürgerrechtes an Fremde.

Zur Zeit des Kaisers Augustus stammte die städtische Bevölkerung des Reichs bereits zu 80—90 v.H. von Sklaven ab. Die allmähliche Folge war, daß das Bürgerrecht auf

ganze Provinzen ausgedehnt wurde, bis es i. J. 212 n. Chr. durch die lex Antoniniana de civitate des Caracalla alle Untertanen des römischen Imperiums erhielten. Die Zensusziffern schwollen auf Millionen an; man betrog sich selbst über die tatsächlichen Verhältnisse. Als endlich die furchtbare Erkenntnis kam, war es zu spät.

Trotz der Überfremdung ging die Bevölkerung unaufhaltsam zurück. Von der solitudo Italiae spricht Cicero schon vor dem Bürgerkrieg. Nach ihm nahm Cäsar einen schrecklichen Menschenmangel wahr. Unter Augustus wurde der junge Nachwuchs äußerst spärlich. Die drei vernichteten Legionen des Varus konnten nur mit größter Mühe durch zwei neue ersetzt werden, teils durch Zwangsaushebungen unter dem Großstadtpöbel, teils durch Schaffung der rein orientalischen Legio XXII Deiotariana. So erklärt es sich, daß der Sieg des Arminius für Germanien entscheidend geblieben ist. Claudius nahm schon die Prätorianer aus ganz Italien. Unter Trajan konnte ganz Italien kaum noch die Mannschaften der Garde stellen; die 700 Freiwilligen, deren sie zu ihrer Ergänzung jährlich bedurfte, mußten unter Hadrian schon großenteils aus der Provinz genommen werden. Aus den Legionen waren die Italiker ganz verschwunden. Von Antoninus Pius an wurden auch Unterworfene aufgenommen.

Der Mangel an Menschen ließ das Land immer mehr veröden und die Städte verfallen. Die einst so menschenreichen Landschaften der Volsker und Aequer schildert schon Livius als Einöde. Samnium und Apulien waren unter Nero menschenleer. Dasselbe traurige Bild des Zerfalls zeigten alle Gebiete.

Kaiser Nerva wies 60 Millionen Sesterzen für die innere Kolonisation an, konnte aber damit nichts erreichen. Seit Marc Aurel siedelte man besiegte Barbaren als an die Scholle gebundene Erbpächter (Colonen) an; aber auch diese Maßregel blieb ohne Erfolg. Das bebaute Land genügte ja auch dem stetig abnehmenden Bedürfnis. Getreide erhielt man ebenso billig aus Ägypten. Man konnte also bei der abnehmenden Bevölkerung immer mehr vom Ackerbau zur Weidewirtschaft zurückkehren. Zuerst baute man auf Anregung Columellas noch Wein; schließlich hielt man Wiesen, später Weideland und zuletzt sogar Forsten für einträglicher. Das mußte sich im Bodenpreis auswirken. Unter Trajan gab es Bauerngüter, die nach offizieller Schätzung nicht mehr als 2100 Sesterzen (433 Mark) wert waren.

Es kam endlich so weit, daß Kaiser Pertinax i. J. 193 „in ganz Italien und auch in den Provinzen jedem gestattete, unbebaute und verödete Äcker, auch wenn sie dem Kaiser gehören, in Besitz zu nehmen. Wer sie bebaut, soll an ihnen Eigentumsrecht gewinnen."

Nicht weniger entvölkerten die Städte. Schon unter Claudius suchte ein Senatsbeschluß dem Niederreißen der zahlreichen leerstehenden Häuser Einhalt zu tun. Ateste war im 2. Jahrhundert verödet; im 4. war Vercellae verfallen, und Bologna, Piacenza, Modena und viele andere Städte Oberitaliens standen in Ruinen. Antium und Tarent waren schon zu Neros Zeiten verödet; Capua wurde verlassen; ebenso verödeten Ostia und Puteoli.

Nur die Weltstadt Rom selbst schien ins Unermeßliche wachsen zu wollen. Aber unter den zweieinhalb Millionen nahm das altrömische Blut immer mehr ab, während die „Hefe des Erdballs" unaufhörlich zuströmte. Noch riesenhafter wuchs die Zahl der freigelassenen Sklaven. Unter den Grabmälern der Finanzgrößen Roms bildeten die der Freigelassenen die ungeheure Mehrzahl. Schließlich aber, als der Zustrom aus dem entvölkerten Imperium aufhörte, schwand die Bevölkerung der Weltstadt rasch dahin.

Das schöne Wort vom „ewigen Rom" erschien zuerst offiziell auf Münzen Hadrians, aber nur 50 Jahre später finden wir schon die ersten Anzeichen des schnellen Verfalls.

Der Abstieg der Bevölkerung begann unter Marc Aurel; die große Pest (167) mag ungefähr als Termin dienen. Am Anfang des 3. Jahrhunderts hatte Rom nur mehr knapp eine Million Einwohner; unter Severus etwa 600000; allmählich wurden die Straßen menschenleer, die Häuser und öffentlichen Bauten blieben unbewohnt und stürzten schließlich zusammen oder wurden niedergerissen. Diokletian nahm der Stadt ihren Charakter als Metropole des Reichs — der Senat war von nun an nur mehr römischer Stadtrat — und schließlich machte Konstantin Byzanz zur Hauptstadt. Unter ihm zählte Rom nur mehr 2—300000 Seelen. Danach hat die Verödung immer mehr

zugenommen. Was von der Bevölkerung noch übrig war, drängte sich am Tiber, auf dem alten Marsfeld und um die Kirche St. Peters zusammen. Der Sturm der Völkerwanderung endlich zerstörte die letzten Reste vergangener Größe. Bald hatte Rom nur mehr die Einwohnerzahl eines Dorfes, während die Kaiserpaläste noch bewohnbar waren. Forum und Kapitol wurden zu Viehweiden (Campo Vaccino) und eine degenerierte Fellachenbevölkerung von einigen tausend Menschen hauste zwischen den Ruinen. Im Jahre 500 schenkte Theodorich populo Romano et pauperibus annonas singulis annis, centum viginti milia modios; 120000 modii reichten nach der früheren Verteilungsweise nur für 2000 Menschen. Und schließlich konnten 546 beim Einzug Totilas in die verödete Stadt mit aller Mühe nur 500 Einwohner zum Empfang zusammengebracht werden. Auf den sieben Hügeln war es einsam geworden. Aus eigener Kraft wäre Rom nicht mehr wiedererstanden. Nur ihrer Eigenschaft als Sitz des Papstes hat die Stadt es zu verdanken, daß sie überhaupt in der abendländischen Kultur wieder hochgekommen ist.

Von Italien aus verbreitete sich Kinderlosigkeit und Entvölkerung auf die Provinzen. Sizilien, das Cicero noch als die Kornkammer Roms bezeichnet hatte, war schon zu Strabos Zeiten menschenleer, die Städte zu Trümmerhaufen geworden. In Afrika wurden die in den Kämpfen des Jugurtha und im cäsarischen Bürgerkrieg zerstörten Städte nicht wieder aufgebaut. Zur Zeit Hadrians lagen weite Strecken der kaiserlichen Domäne vollständig brach. Auch die Städte verfielen schnell; Wüstensand deckte die verödeten Straßen und vereinsamten Paläste zu. In Ägypten hatte sich die Bevölkerung seit der Zeit der Ptolemäer nicht vermehrt; daß die Zahl hier nicht zurückging, genügte schon, um diese Provinz in den Ruf eines märchenhaften Kindersegens zu bringen. Doch im 2. Jahrhundert sah man sich auch hier gezwungen, Steuernachlässe zu gewähren, weil die Bevölkerung stark herabgegangen war. Alexandria hörte im 2. Jahrhundert auf, Weltstadt zu sein. Sein Mauerring schrumpfte im dritten auf etwa die Hälfte zusammen; zugleich begann die Versandung der Nilkanäle. Wie verödet Griechenland dalag, ist bereits beschrieben. Ebenso ging es den umliegenden Landschaften. Epirus war unter Tiberius ein wüstes Land; seine alten Städte waren Ruinen. Delos, einer der wichtigsten Freihäfen des Reichs, war unter den Antoninen öd und menschenleer: der Verkehr im Mittelmeer war ausgestorben. Spanien, das im 1. Jahrhundert der Kaiserzeit die geistige Führerrolle des Reichs innehatte und als das volkreichste und blühendste Land galt, war schon unter Kaiser Marcus exhausta. Im 4. Jahrhundert war die Südküste zur Einöde geworden. Das einst mächtige Gades war, als es Avienus besuchte, „arm und klein, von Einwohnern verlassen, ein Ruinenhaufen". So sah es in diesem Lande nach einem fast 400jährigen Frieden aus. Ebenso waren die anderen Provinzen verödet, sofern nicht Germanen zuwanderten. Die Städte am Rhein, die fast ausschließlich von Römern bewohnt waren, schrumpften zusammen.

Nur im fernen Osten war eine herrliche Blüte. Diese Gebiete gehörten innerlich schon zur jungen arabischen Kultur. Man kannte hier — die zugewanderten römischen Bürger in den Städten ausgenommen — weder Ehescheu, noch Kinderlosigkeit. Syrien war dicht bevölkert und blühte wie das parthische Mesopotamien dem Blute wie der Seele nach prachtvoll auf. Das Übergewicht des jungen Ostens war jedem fühlbar und mußte endlich auch politisch zum Ausdruck kommen. Die Kriege zwischen Marius und Sulla, Cäsar und Pompejus, Antonius und Oktavian waren von hier aus betrachtet der Versuch einer Emanzipation des erwachenden Ostens von der geschichtslos werdenden Fellachenwelt des Westens. Die Verlegung der Hauptstadt nach Byzanz war ein großes Symbol. Cäsar hatte an Alexandria oder Ilion gedacht, Diokletian Nikomedien gewählt.

Das Schauspiel ist zu Ende! Italien und seine Provinzen waren nun menschenleer und verödet. Das römische Volk, das einst so herrliche Waffentaten vollbracht hatte, war verschwunden, hatte sich selbst ausgetilgt. Seine früheren Sklaven, seine fremden Söldnerscharen, seine Provinzen hatten das Erbe angetreten. Germanen, Gallier, Dacer, Thrazier, Syrer, Araber, Neger beherrschten Rom. Im Senat saßen Fremdlinge, das Heer bestand aus Barbaren, und fremde Kaiser regierten das Land. Durch Wälle und Mauern suchten diese römisierten Barbaren das entkräftete Land vor den Einfällen mächtig anwachsender Völkerhorden zu schützen. Jede höhere geistige Regung verschwand allmählich, und auf allen Gebieten machte sich der Rückfall in die Barbarei bemerkbar. Man kehrte zu primitiven Lebensverhältnissen zurück: im Wirtschaftsleben war die Rückwendung unter Alexander Severus bereits so weit, daß die Beamten neben ihrem Gehalt wieder Naturalausstattung erhielten.

Lange dauerte dieser Zustand der Verödung nicht. In das menschenleere Land drang das Germanentum ein. Schon in der ersten Kaiserzeit siedelten sich Hunderttausende an. Später nahm die friedliche Einwanderung so mächtig zu, daß der Reisende in weiten Gebieten meinen konnte, er befinde sich mitten im inneren Germanien. Endlich nahm Odoaker das schon längst germanische Reich in Besitz; dann überfluteten es Oströmer und Hunnen. Nur Afrika blieb vorerst verödet liegen, bis die beginnende arabische Zivilisation auch diese Gebiete neu bevölkerte.

Arabien

Der Geburtenrückgang und damit die allmähliche Entvölkerung der Länder der arabischen Zivilisation begann etwa zur Zeit der Gründung Bagdads. Diese Riesenstadt, deren märchenhafter Ruf durchs ganze Abendland drang, mit ihren weit über zwei Millionen Einwohnern hatte keine lange Blüte.

Die bei der ersten (813) und zweiten Belagerung (865) verheerten Stadtteile blieben größtenteils in Trümmern. Der alte Kalifenpalast — die sog. „Goldene Pforte" — wurde so vernachlässigt, daß schließlich im März des Jahres 941 seine „grüne Kuppel", das Wahrzeichen Bagdads, unter den winterlichen Stürmen und Regenschauern in sich zusammenstürzte. Unter der Bujiden-Dynastie verödeten manche Stadtteile vollkommen. Und nachdem Hulagu am 10. Februar 1258 die Stadt in Brand gesteckt hatte, sank sie endgültig zur Provinzstadt herab. 1652 zählte sie nach der Schätzung des Reisenden Tavernier nur noch 15000 Einwohner.

Und so erging es auch den anderen Städten des Reiches. Die 33 km lange Riesenstadt Samarra wurde im 10. Jahrhundert von ihren Bewohnern verlassen. Das mächtige Fustat begann schon unter dem Kalifen Mustansir zu verfallen.

Im Kalifat Amirs ließ der Wezir al-Mamun al-Batai in Cairo und Fustat ausrufen, daß, wer ein Haus in Ruinen besitze, es wiederherstellen und nutzbar machen müsse; andernfalls solle er alle Rechte auf seinen Besitz verlieren. Aber selbst diese Maßregel half nichts: die Stadtteile Katai und al-Askar waren bald vollständig verfallen. Es mußten deshalb längs der Straße von Cairo nach Fustat Mauern gebaut werden, um dem Kalifen den Ausblick auf diese traurigen Ruinen zu verdecken. Endlich ließ im Jahre 1168 der Wezir Shawar die noch stehenden Teile von Fustat anzünden. Die Stadt wurde wohl nochmals restauriert; aber es fehlten die Menschen, um sie zu bewohnen. Auch die herrlichen Städte Nordafrikas wie Abbasija und Badjisra waren um 1300 verödet und wurden bald vom Wüstensand verschlungen.

Wie die Städte, so sind schon vorher die Länder der arabischen Zivilisation verödet, mit Ausnahme des maurischen Spaniens, wo das junge Abendland sich bereits bemerkbar machte.

Die Steuereinkünfte des Reichs gingen ständig zurück. Mohammed Ibn Khaldun, der berühmte maurische Geschichtsschreiber des 14. Jahrhunderts, schreibt wörtlich: „Die Bevölkerung schwand allmählich dahin und der Boden wurde unfruchtbar". So war Ägypten schließlich derart menschenleer, daß der Kalif Nedschem Eddin den größten Teil des öden Landes an seine aus gekauften Sklaven bestehende Leibwache, die Mamelucken, verteilte. Hand in Hand mit der Entvölkerung ging in Ägypten und Mesopotamien der Kampf zwischen Nil- bzw. Euphrattal und Wüstensand, der für letzteren siegreich ausging; Sandwogen deckten sich über fruchtbarste Landstriche. In das verödete Land drangen Türken und später Mongolen ein. Und auch sie lernten Geburtenrückgang und Entvölkerung kennen: Wer zu Anfang des 14. Jahrhunderts ödes Land bebaute, das in Hülle und Fülle vorhanden war, erhielt daran Eigentum. Kleinasien, Mesopotamien, Arabien, Syrien, Nordafrika, Länder mit einer einst blühenden Bevölkerung, liegen heute noch ziemlich öde da.

Mexiko

Die altmexikanische Kultur, die erst jetzt in ihrer ganzen Pracht entdeckt wird, teilt sich wie die antike Kultur in zwei große, einander ablösende Hälften: die der griechischen gleiche Mayakultur auf Yucatan und die der römischen gleiche Aztekenzivilisation auf der Hochfläche von Anahuac. Die Mayas wurden wie die Griechen zuerst vom Geburtenrückgang betroffen. Die Entvölkerung Yucatans wird wohl im 10. Jahrhundert begonnen haben. Es ist darum nicht zu verwundern, daß bereits zur Zeit der spanischen Besetzung die gewaltigen Werke der Mayas verfallen und größtenteils der tropischen Vegetation zum Opfer gefallen waren. Die glänzenden Welt- und Großstädte Yucatans — das riesige Uxmal, das erst kurz im dichtesten Urwald wiederentdeckte Lubaantum, das sich mit jeder modernen Großstadt messen kann, Mayapan, wo um 960 die berühmte Liga von

Mayapan geschlossen worden war, die herrlichen Großstädte Labna, Chacmultun, Chichen Itza mit mindestens 250000 Einwohnern und viele andere, deren Ruinen man heute noch nicht gefunden — waren im tiefsten Urwald versunken, und an Stelle der fruchtbaren Äcker und Haine überzogen das Land Sümpfe und dichtester Urwald.

Die älteren Nahuavölker auf der Hochfläche von Anahuac nahmen wohl auch schon im 11. Jahrhundert an Volkszahl ab. Das Land der Tolteken verödete bald vollkommen. Die Hauptstadt Tula, ebenso Teotihuacan, Mitla und andere mit ihren herrlichen Palästen waren zur Zeit der spanischen Eroberung nur mehr traurige Ruinen. In das verödete Land kamen nach manchen Stürmen die Azteken, eigentlich Barbaren, starkgeistig, vollkommen unmetaphysisch veranlagt, mit einem unersättlichen Willen zur Macht wie die Römer. Sie gründeten 1325 Tenochtitlan, das sich bald zur gebietenden Hauptstadt der ganzen mexikanischen Welt erhob. Während das gewaltige Reich seine Herrschaft vom Atlantischen bis zum Stillen Ozean ausdehnte und unter Kaiser Montezuma II. rasch nach Süden vordrang, machte sich im Innern der Geburtenrückgang immer mehr bemerkbar. Schon vor der spanischen Eroberung dürften manche Landstriche entvölkert gewesen sein.

Jedenfalls machte die Entvölkerung bei den Indianern in den ersten Jahrzehnten der spanischen Herrschaft derart gewaltige Fortschritte, daß bald nur mehr kümmerliche Reste der Bevölkerung übrig waren; und dies nicht so sehr durch die Brutalität der Eroberer, die bei einem gesunden Volke nichts geschadet hätte, vielmehr in erster Linie durch inneres Absterben, durch den Geburtenrückgang. Die einst so herrlichen Städte mit ihren riesigen Teokallis, ihren breiten, glatt gepflasterten Straßen, ihren Gartenvorstädten starben aus und stürzten zusammen. Von der durch die Spanier zerstörten Millionenstadt Tenochtitlan war kein Stein auf dem anderen geblieben; aber auch die anderen Städte gingen unter und fielen der Vegetation anheim. Die Universitätsstadt Tezcuco mit mehreren hunderttausend Einwohnern, Cholula, Tlascala und viele andere Städte waren bald von Indianern leer. Die Königsstadt Iztapalapan mit ihrem herrlichen Tierpark war bereits nach ein paar Jahrzehnten verlassen, und an den Ufern des Salzsees lagen bald die Trümmer einer großen Vergangenheit. Die blühenden Fluren verwandelten sich in einen faulenden Morast, während in den Palästen Schlangen und Wasservögel ihren Einzug hielten. Der minderwertige Rest der Bevölkerung bewahrte bald nicht einmal mehr eine Erinnerung an die große Vergangenheit.

Das Schauspiel hat immer den gleichen erschütternden Schluß: Mag sich nun Wüstensand über ehrwürdige Ruinen legen wie im Tarim, in Nordafrika und in Mesopotamien, mag dichter Urwald die verfallenen Städte umwuchern, mögen Sümpfe einst fruchtbares Land überziehen wie auf Yucatan, ja mögen selbst fremde Völker das Land neu besiedeln, wie es auf den Trümmern der Antike geschehen ist.

In dem vergangenen Jahrtausend hat sich die Menschheit des Abendlandes mit selbstverständlicher Fruchtbarkeit von Geschlecht zu Geschlecht fortgezeugt; man brauchte sich um den Menschen nicht zu kümmern. Heute ist das anders. Der Geburtenrückgang, der die Babylonier, Ägypter, Griechen, Römer, Mayas ausgerottet hat, ist nun auch bei uns am Werke. Die Tragödie der vergangenen Kulturen beginnt im Abendland sich zu wiederholen. Greifen wir ein, ehe es zu spät ist! Kommen wir zur Erkenntnis, daß der Geburtenrückgang das entscheidende Problem unserer Zeit ist!

3. Geburtenrückgang und Zivilisation

Die ersten Anzeichen des abendländischen Geburtenrückgangs machten sich um 1800 in dem damals geistig noch führenden Lande Europas, in Frankreich, bemerkbar. Die große Revolution, die hier den Übergang von der innerlichen Kultur des vergangenen Jahrtausends zur westlichen Zivilisation vermittelte, bedeutete gewissermaßen auch den Wendepunkt von der Fruchtbarkeit zur Unfruchtbarkeit des französischen Volkes. Die Zahl der Lebendgeborenen auf 1000 Einwohner im Jahr, beim Regierungsantritt Lud-

wigs XVI. um 40 stehend, betrug im Durchschnitt der Jahre

1783/89	38,4	1831/40	29,0
1801/10	32,2	1841/50	27,4
1811/20	31,6	1851/60	26,3
1821/30	30,8	1861/70	26,3

Man hielt den Geburtenrückgang anfangs für eine typisch französische Erscheinung. Die Tatsachen widerlegten diese Ansicht. Um die siebziger Jahre griff der Geburtenrückgang allmählich auch auf die anderen Staaten des Abendlandes über. Die Entwicklung der Geburtenverhältnisse der bedeutendsten Staaten Europas und einiger außereuropäischer Länder in den letzten fünf Jahrzehnten war folgende:

Lebendgeborene auf 1000 Einwohner im Durchschnitt der Jahre:

	1871/80	81/90	91/1900	1901/10	11/13	1921	1924	1925	Proz. Geb.-Rückg. 1871/80 bis 1925
Deutschland	39,1	36,8	36,1	33,4	29,0	25,3	20,5	20,6	47 v.H.
England	35,5	32,5	30,0	27,2	24,0	22,4	18,9	18,3	48 v.H.
Schottland	34,9	32,3	30,7	28,0	25,7	25,2	21,9	21,3	39 v.H.
Frankreich.	25,4	23,9	22,1	20,7	18,8	20,7	19,2	19,6	23 v.H.
Schweden	30,5	29,0	27,1	25,8	23,7	21,4	18,1	17,5	43 v.H.
Schweiz	30,8	28,1	28,7	27,4	23,8	20,8	18,7	18,4	40 v.H.
Belgien	32,7	30,2	28,9	26,7	23,1	21,9	19,9	19,7	40 v.H.
Norwegen.	30,9	30,8	30,3	27,6	25,6	23,9	21,7	20,0	35 v.H.
Dänemark.	31,5	31,9	30,2	28,7	26,7	24,0	21,9	21,1	33 v.H.
Niederlande	36,4	34,2	32,5	30,7	28,0	27,4	25,1	24,2	34 v.H.
Italien	36,9	37,8	34,9	32,5	31,9	30,3	28,2	27,5	25 v.H.
Ungarn	43,4	44,2	40,5	36,8	35,4	31,8	26,8	27,7	36 v.H.
Spanien	37,9	36,2	34,8	34,5	31,2	30,0	29,9	29,3	23 v.H.
Rumänien	35,0	41,4	40,6	40,0	42,6	37,4	36,2	36,2	—3 v.H.
Rußland	49,3	47,2	47,1	43,9	43,7	37,2	42,7	—[1])	—
Massachusetts . . .	27,2[2])	27,0	26,0	26,5	25,6	23,7	22,3	—	—
Australien	36,8	34,8	29,4	26,6	27,4	25,0	23,2	22,9	38 v.H.

In fast allen angeführten Staaten geht die Geburtenziffer fast stetig zurück. Auch die absolute Zahl der Geburten zeigt bereits einen Rückgang, so in Deutschland, Frankreich, England und vielen Kleinstaaten. Italien und Spanien dürften ihren höchsten Stand eben erreicht haben. Einige Geburtenzahlen seit dem Kriege seien hier angeführt:

Es betrug die Zahl der Lebendgeborenen

im Jahre in	Deutschland	England	Frankreich	Italien	Spanien	Ungarn
1920	1599287	957782	834411	1158041	623339	258751
1921	1560447	848814	813396	1118344	648892	255453
1922	1404215	780124	759846	1127444	656093	249279
1923	1297449	758131	761861	1107505	660776	238971
1924	1270820	730084	752101	1123260	652900	221462
1925	1292499	711287	768983	1107736	644700	235480
1926	1226342	694897	766226	—	662612	224716

Erwähnt sei, daß Deutschland in verschiedenen Vorkriegsjahren schon über zwei Millionen Geburten gezählt hat.

Die Kriegs- und Nachkriegszeit 1914—1920 ist in der Tabelle der Geburtenziffer ausgeschaltet, da sie anormale Verhältnisse bedeutet, die in eine Untersuchung des typischen Verlaufs des Geburtenrückgangs nur Verwirrung bringen. Die Tragik des

[1]) Die Zahlen von 1921 an sind unbrauchbar, da sie nur für Petersburg, Moskau und 51 zentrale Gouvernements gelten.

[2]) Die ersten vier Zahlen gelten für 1871/85, 1886/95, 1895/1905, 1906/10.

letzten Krieges darf aber nicht verschwiegen werden. Nicht genug, daß er das Ansehen der weißen Rasse wohl für immer vernichtete, er hat ihr 10 Millionen Tote gekostet, die heute unersetzlich sind. Diesen 10 Millionen steht die noch weit größere Zahl derer zur Seite, die infolge des Krieges nicht geboren wurden. Burgdörfer schätzt sie für Deutschland allein auf 3 bis 3,5 Millionen.

Nach dem Krieg zeigte sich in allen Staaten, wie nach jedem Krieg, ein gewaltiges Ansteigen der Geburtenziffer. Der Geburtenausfall des Weltkrieges wurde aber dadurch nicht eingebracht. 1922/23 traten wieder einigermaßen normale Verhältnisse ein; die Geburtenziffern Mittel- und Westeuropas mit Ausnahme Frankreichs erreichten aber die Vorkriegshöhe nicht wieder, sanken vielmehr immer tiefer.

Frankreich allein hat seit dem Weltkrieg nicht weniger Geburten als 1913, im Gegensatz zu Deutschland, dessen Geburtenziffer die Zahl von 1913 nicht mehr entfernt erreicht hat, und das seit dem Krieg unter allen europäischen Staaten den stärksten Geburtenrückgang aufzuweisen hat.

Die gegen 1913 übermäßig niedrige Geburtenziffer Deutschlands hat ihre Ursache hauptsächlich in der Abtrennung der Ostprovinzen mit ihrer fruchtbaren bäuerlichen Bevölkerung und derjenigen Elsaß-Lothringens; die höhere Geburtenziffer Frankreichs hat sie zuerst in der Annexion Elsaß-Lothringens, das z. B. im Jahre 1924, wo Frankreich im ganzen eine Geburtenziffer von 19,2 aufwies, eine solche von 22,2 hatte. Ohne Elsaß-Lothringen betrug 1924 Frankreichs Geburtenziffer 19,0, war also immer noch um 0,2 höher als 1913, wo sie 18,8 betragen hatte. Diese Erhöhung findet ihre Erklärung in der seit dem Kriege massenhaften Zuwanderung von Fremden, namentlich Italienern, Polen und Tschechen, die große Fruchtbarkeit entwickeln. 1926 ist nun die französische Geburtenziffer auf den Vorkriegsstand von 18,8 gesunken.

Sehen wir uns die Tabelle der Geburtenziffern näher an! Prozentualer Geburtenrückgang und Höhe der Geburtenziffer ergeben zusammen betrachtet ein ungefähr richtiges Bild der Geburtenverhältnisse eines Landes. Staaten mit bereits sehr niedriger Geburtenziffer wie Frankreich haben nur mehr einen minimalen Geburtenrückgang, obwohl sie bedeutend mehr unter der Kinderlosigkeit zu leiden haben als solche mit größerem Geburtenrückgang, die aber noch eine sehr hohe Geburtenziffer aufweisen, wie Ungarn. Ungarn hinkt wie Spanien nach, während Frankreich weit voraus ist. Frankreichs Geburtenrückgang seit seinem Einsetzen zur Zeit der großen Revolution beträgt 51 v.H. Die Tendenz eines Ausgleichs der Geburtenziffern ist unverkennbar.

Man kann aus der Tabelle der Geburtenziffern ersehen, daß die zivilisiertesten Staaten den größten Geburtenrückgang haben. Am stärksten ist er unter den größeren Staaten Europas in Frankreich, Großbritannien und Deutschland. Um sie herum lagern sich die übrigen Staaten mit größerem oder geringerem Geburtenrückgang, je nachdem sie den Zentren der Zivilisation näher oder ferner liegen: zuerst kommen Schweden, Schweiz und Belgien, dann Norwegen, Dänemark und vielleicht noch die Niederlande, schließlich bereits etwas abseits Italien und Ungarn und zum Schluß Spanien. Die Geburtenziffern der übrigen nicht aufgeführten Staaten Mittel- und Westeuropas, die entweder vor dem Krieg noch gar nicht bestanden oder die durch ihn bedeutende Gebietsveränderungen erlitten haben, sind denen ihrer Nachbarstaaten ähnlich.

Polen zählt in dem ehemals preußischen Gebiet einschließlich der Totgeborenen jetzt etwa 33 Geborene jährlich auf 1000 der Bevölkerung. In der Tschechoslowakei fiel die Lebendgeborenenziffer von 29,1 i. J. 1921 stetig bis auf 25,7 i. J. 1925. Ähnlich ist die Entwicklung in Jugoslawien. Österreich hatte 1871/80 eine Geburtenziffer von 39,0, i. J. 1913 nur mehr von 29,7; in dem verkleinerten Österreich der Nachkriegszeit sind die Zahlen für 1920 und 1924 22,4 und 21,7. Im Norden haben sich seit dem Kriege Finnland, Estland, Lettland und Litauen von Rußland abgelöst. Die Lebendgeborenenziffer Finnlands beträgt 25,3 für 1920, aber nur mehr 22,4 für 1924; diejenige Estlands für 1921 und 1924 20,3 und 18,2; in Lettland gelten für 1923 und 1925 die Zahlen 23,0 und 22,2, in Litauen für 1924 und 1926 29,4 und 28,5.

Es bleiben in Europa — neben dem zerstückelten Irland mit seiner um 20 stehenden Geburtenziffer, Portugal mit seinen wirren Bevölkerungsverhältnissen und einigen kleineren Staaten — noch der Balkan und Rußland mit ihrer slavischen Bevölkerung zu untersuchen.

Die Geburtenziffer Rumäniens betrug im Jahrzehnt 1871/80 rd. 35, stieg dann auf etwa 40 und schwankt seit dem Weltkrieg um 36. Man kann hier ebenso wie in Bulgarien mit seiner um 40 stehenden Geburtenziffer — Griechenland mit seiner z. T. minderwertigen Bevölkerung und seiner niedrigen Geburtenziffer macht eine Ausnahme — von einem Geburtenrückgang nicht sprechen. Der Balkan gehört nämlich ebenso wenig wie Rußland mit seinem ungeheuren Geburtenreichtum, das später behandelt wird, zum Abendland. Man hat „Europa" und „Abendland" fälschlich gleichgestellt, bis Oswald Spengler den Irrtum aufgeklärt hat. Der Balkan steht nur unter dem Einfluß des Abendlandes, ebenso wie Polen mit seiner z. T. minderwertigen Bevölkerung ein Mitläufer unserer Kultur ist und das mächtige russische Bauernland mit seinem jungen aufblühenden Menschentum seit Peter dem Großen künstlich in das Abendland hereingezogen worden ist.

Andererseits ist die abendländische Zivilisation nicht allein auf Mittel- und Westeuropa beschränkt, sondern hat sich auch auf andere Erdteile ausgedehnt. Wo sich die weiße Rasse in den letzten Jahrhunderten in größeren Massen niedergelassen hat, da hat allmählich die abendländische Zivilisation ihren Einzug gehalten und hat auch bereits die Stadtbewohner fremder Rassen in ihren Bann gezogen. Nordamerika, Südafrika, Australien gehören zur abendländischen Zivilisation. Ihre Geburtenziffern zeigen denselben bedenklichen Rückgang wie die mittel- und westeuropäischen. Der nordamerikanische Geburtenrückgang steht dem englischen kaum nach. Im Staate Massachusetts ist beispielsweise die Geburtenziffer nach der Tabelle von 27,2 im Jahrzehnt 1871/80 auf 22,3 im Jahre 1924 zurückgegangen. Die registrierte Geburtenziffer von 27 Staaten der Union betrug 1921 24,3; 1922 in 31 Staaten 22,5; 1923 22,4; 1924 in 34 Staaten 22,6. Kanada zählte 1921 auf 1000 der Bevölkerung 28,2 Geburten, 1924 nur mehr 25,7. In Südafrika betrug die Geburtenziffer der weißen Bevölkerung 1920 nur 29,0; 1923 nur mehr 26,6. In Australien nahm die Geburtenziffer von 36,8 im Jahrzehnt 1871/80 auf 23,2 im Jahre 1924 ab. Ebenso könnte man in allen Teilen der Welt, in welche die abendländische Zivilisation ihre Menschen und „Errungenschaften" gebracht hat, sicher Spuren des Geburtenrückgangs feststellen, besonders in den Weltstädten wie in Buenos Aires, wo die Geburtenziffer mindestens $^1/_4$ niedriger ist als im übrigen Argentinien, in Rio de Janeiro, Kalkutta, Bombay und besonders in Hongkong, wo die Geburtenziffer um 7 steht.

Der moderne Geburtenrückgang ist nicht, wie die meisten Ärzte und Staatswissenschaftler glauben, eine eigenartige Einzelerscheinung, sondern ein Stein in dem mächtigen Gebäude von im innersten Wesen gleichen Erscheinungen, wie sie unsere Zeit kennzeichnen. Er ist das furchtbarste unter den vielen Symbolen des Niedergangs unserer Kultur und kann nur im Zusammenhang mit diesen in seiner ganzen Tragweite begriffen werden.

Die tausendjährige innerliche Kultur des Abendlandes ist heute vorbei. Sie ist der Erstarrung, der Zivilisation mit ihrem äußeren Glanz gewichen. Das Leben war organisch gewesen, notwendiger und erfüllter Ausdruck einer Seele; es ist jetzt anorganisch, seelenlos, künstlich. Der Intellekt hat über die Seele gesiegt. Die Schicksalsidee ist überwunden.

Die seelischen Möglichkeiten unserer Kultur sind bereits erschöpft, was sich besonders im Verfall unserer Kunst und Metaphysik zeigt; eben erfolgt die Abschließung ihres geistigen Gebäudes im Skeptizismus. Vor uns steht noch die Zeit der äußeren Vollendung unserer Kultur, des äußeren Glanzes der Zivilisation, wie sie im beginnenden Cäsarismus, in der Herrschaft von Wirtschaft, Technik und Verkehr und ganz besonders in der Überschätzung der rein physischen Kraft, des Körpers, im Sport, ihren deutlichsten Ausdruck findet.

Unser Kulturmensch hatte seine Energie nach innen, unser zivilisierter Mensch hat sie nach außen. Die Seele hat sich fortgestohlen. Da muß nun die äußere Ausdehnung, die sichtbare Masse den Mangel an Tiefe, an Inhalt, an Seele ersetzen. Für den zivilisierten

Gehirnmenschen gibt es nur extensive Möglichkeiten. In der Politik, in der Kunst, auf allen Gebieten des Lebens bestimmen heute Masse und Ausdehnung.

Die Qualität ist ersetzt durch die Quantität. Die Masse regiert in Gestalt der Demokratie, in deren Gestalt wieder das Geld seine höchsten Triumphe feiert. Hochfinanz und Masse haben sich gegen das Blut verbunden. Das Geld hat im Abendland seine ausschließliche Herrschaft angetreten. Alle Güter, alle Ideen, alle Gestaltungskraft, alles wird in Geld umgedacht. Die große Masse will heute nur leben. Einst hat das politische und religiöse Wollen an hoher Form und Gewalt des Ausdrucks das wirtschaftliche Leben weit überragt. Es kam nicht darauf an, daß man lebte, sondern wofür man lebte. Heute ist das ganze innere Leben so vollständig abgestorben, daß nichts mehr übrig geblieben ist als die bloße Lebenshaltung. Die Wirtschaftspolitik ist zum Selbstzweck geworden.

Die Überschätzung des Wirtschaftlichen und andernteils des brutal Sozialen wird von einer großen Zahl Wirtschaftsführer, Hochschulprofessoren und Sozialisten so weit getrieben, daß selbst Staat und Volk nicht mehr anerkannt werden. Man findet für die Nation keinen „vernünftigen" Grund mehr. Das ist die Weltanschauung der Pazifisten, der Schwärmer für Weltfrieden und Völkerversöhnung, die keine Idee, sondern nur mehr das möglichste Behagen anerkennen.

Dieses Versagen unserer heutigen Menschen auf allen Gebieten, bei denen die Seele mitzusprechen hätte, dieses Zurückdrängen der hohen Form durch die Formlosigkeit, dieser Ersatz der Innerlichkeit und Tiefe durch das Massenhafte, brutal Körperliche in allen Ausdrucksformen des Lebens enthüllt den ganzen Verfall und Tod der Seele und damit der Religiosität. Hier, im Erlöschen der lebendigen inneren Religiosität liegt die Wurzel des Geburtenrückgangs, überhaupt der ganzen Veräußerlichung und allmählichen Selbstvernichtung unserer Kultur. Die innere Fruchtbarkeit der abendländischen Menschheit ist erschöpft; an Stelle der Zeugung ist die Konstruktion getreten, das Verächtlichste, was es gibt. Faßt man — nach Spengler — das Wort Unfruchtbarkeit in seiner ganzen ursprünglichen Schwere, so bezeichnet es das volle Schicksal des weltstädtischen Gehirnmenschen, und es gehört zum Bedeutsamsten der geschichtlichen Symbolik, daß diese Wendung nicht nur im Erlöschen der großen Kunst, der gesellschaftlichen Formen, der großen Denksysteme, des großen Stils überhaupt, sondern auch ganz körperlich in der Kinderlosigkeit und dem Rassentod der zivilisierten, vom Lande abgelösten Schichten sich ausspricht.

Zergliedern wir den Verfall unseres heutigen abendländischen Menschentums, so sehen wir, daß er von oben herab begonnen hat. Wie in allen anderen Kulturen zerbröckelt auch bei uns zuerst die Spitze der Pyramide unseres Menschentums, der alte Adel. Im Barock hat sein Sterben eingesetzt; heute ist er bereits ziemlich verschwunden. Nur zu einem kleinen Teil trägt die Schuld daran die Syphilis, der „Totentanz der mittelalterlichen Herrenstände"; in der Hauptsache ist es ein inneres Erlöschen, ein verzweifeltes Zurückweichen vor dem freien Geist, der Demokratie und der kapitalistischen Wirtschaft. Heute ist der alte Adel bereits ziemlich verschwunden[1]).

Nach Niebuhr waren um 1800 vom altniederländischen Adel weniger als ein halbes Dutzend Geschlechter überlebend. Ebenso sind die alten Familien des französischen Adels zum weitaus größten Teil nicht durch die französische Revolution ausgerottet worden, sondern seit 1815 ausgestorben. In England starben von 1611—1819 nicht weniger als 753 Baronettfamilien aus; die Zahl aller zu diesem Rang Erhobenen hatte dabei kaum 1400 betragen. Der ziemlich verschwundene deutsche Uradel ist durch den Brief- und Dienstadel ersetzt. Von den im Geneologischen Taschenbuch der gräflichen Häuser Deutschlands und Österreichs aufgeführten Grafengeschlechtern sind bis 1870 mehr als 400 eingegangen. Von den 1117 adeligen Familien Bayerns existieren nur mehr 715 Familien; seit 1810 sind allein 94 ausgestorben.

[1]) Vgl. dagegen den Aufsatz von Ludwig Flügge, Die rassenbiologische Bedeutung des Adels und das Prinzip der Immunisierung, im Februarheft 1926 der S. M. „Der deutsche Adel".

Vom Adel hat sich die Kinderlosigkeit und damit der Geburtenrückgang in allen Staaten des Abendlandes auf das Bürgertum und auch bereits auf die Arbeiterschaft ausgedehnt, in manchen Staaten selbst auf den Bauernstand, also auf die festeste Stütze des Volkstums. Diese Verhältnisse hängen so innig mit dem Entstehen der großen Stadt zusammen und sind von solcher Bedeutung, daß ihnen die folgenden Kapitel gewidmet sind.

Hier sei noch kurz der Zusammenhang zwischen Religionsbekenntnis und Geburtenrückgang klargelegt. Die Geburtenziffern der rein katholischen Staaten des Abendlandes stehen heute durchschnittlich etwa um 26—30; die der überwiegend protestantischen Staaten um 19—23; die der rein protestantischen Staaten um 18—21. Es sind hier auch andere Gründe wirksam; aber der Zusammenhang zwischen Konfession und Geburtenrückgang ist unverkennbar. Die Bevölkerung der katholischen Länder vermehrt sich bedeutend mehr als die der protestantischen. Die Verschiedenheit der Geburtenziffern entspringt dem ganzen Wesen der beiden Konfessionen.

Der Katholizismus ist dem tiefen Seelentum der Romanik und Gotik entwachsen und ist Gotik; darum verbietet er jede Freiheit — Gotik ist Gebundenheit in höchster Form — im Sexualverkehr und jede künstliche Maßnahme zur Verhinderung der Konzeption. Der Protestantismus bedeutet die Auflehnung gegen die strengen Formen der Gotik und des Katholizismus; er ist der Vorbote des freien Geistes des Barock und ebnet den Weg zum Rationalismus, zur Irreligiosität unserer Zeit. Dem einzelnen ist große Freiheit zu eigenen Willensakten gelassen.

Es zeigt sich die weitere Erscheinung, daß bei den Katholiken wie bei den Protestanten die Geburtenbeschränkung immer mehr zunimmt. In Bayern hat die Zahl der Kinder im Jahrfünft 1876/80 auf eine katholische Ehe 5,3 betragen, auf eine protestantische 4,7; im Jahre 1913 waren die Zahlen 4,0 und 3,0; im allerdings anormalen Jahre 1920 sind die Zahlen bis auf 2,0 und 1,6 gefallen. Die wahre innere Religiosität nimmt bei allen Konfessionen immer mehr ab.

Mit dem Nachlassen der Religiosität kann man auch den Untergang des abendländischen Judentums erklären. Geburtenrückgang und Selbstmord wirken hier zusammen.

Die Gesamtzahl der Juden z. B. in Berlin hat von 1875 bis 1910 um 102 v.H. zugenommen; die Zahl der Geburten aber hat in dieser Zeit um 11 v.H. abgenommen. Bereits 1910 trafen auf 1000 Jüdinnen nur mehr 54 Geburten; von allen Berliner Judenehen hatten 50 v.H. überhaupt keine Kinder und 25 v.H. zu wenig. Das hat sich heute noch verschlimmert. Die deutschen Großstadtjuden würden heute in einigen Generationen ausgestorben sein, wenn sie nicht immer wieder frischen Zustrom aus Polen und Galizien erhielten[1]).

4. Weltstadt und Unfruchtbarkeit

Das Entstehen der Weltstadt ist wohl das folgenschwerste Ereignis unserer Zeit. Hier liegt die Wurzel des „Untergangs des Abendlandes". Einst war die Stadt wie das Bauernhaus als pflanzenhaftes Wesen der Landschaft entwachsen. Alles Nomadenhafte lag ihr fern. Die Riesenstadt von heute aber, das Symbol und die Behausung des völlig frei gewordenen Geistes, die keiner Zivilisation fehlt, verachtet wieder die Wurzeln des Seelentums und löst sich von ihnen.

Die Weltstadt ist dem Boden abgestorben und keiner innerlichen Entwicklung mehr fähig. Die Seele der Gotik ist zum Geist der Zweckmäßigkeit geworden. Die Weltstadt ist ganz Geist und Geld. Einst war sie organisch gewachsen. Jetzt aber beginnt sie in eine formlose Masse überzuquellen, in eine unbegrenzte Häufung von Steinmassen an Steinmassen. Das ehrwürdige Antlitz der alten Zeit muß weichen und wird zerstört, um Platz für den Verkehr und für wirtschaftliche Zweckbauten zu gewinnen.

Jetzt entstehen auch die scharf abgezirkelten, vollkommen landfremden Gebilde der Zweckmäßigkeit, die der freie Geist schafft: die Städte der Stadtbaumeister, die in allen Zivilisationen dieselbe schachbrettartige Form haben. Diese Städte verkörpern das Symbol der Seelenlosigkeit, der

[1]) Vgl. hierzu Hans Ullmann, Die westeuropäischen Juden als Typ einer modernen Großstadtbevölkerung, Juliheft 1927 der S. M. „Die Rassenfrage".

inneren Unfruchtbarkeit. Babylon hatte dieselben regelmäßigen Häuserquadrate wie Tell el Amarna, wie das aztekische Tenochtitlan. In der Antike hat Hippodamus von Milet i. J. 441 Thurui „entworfen", dann die Piräusstadt, Priene, Rhodos. Es folgte Alexandria und nach seinem Vorbild zahlreiche Provinzstädte der Kaiserzeit wie Turin, Virunum, Timgad und besonders Antiochia. — In der arabischen Welt legten die großen Baumeister seit 767 Bagdad planmäßig an, ein Jahrhundert später die Riesenstadt Samarra am Tigris. Die indische Riesenstadt Pataliputra hatte die Form eines Rechtecks; zweifellos haben (nach Spengler) die Weltstädte der Hanzeit in China dieselbe geometrische Form besessen. — In der westeuropäisch-amerikanischen Welt ist das erste Beispiel der Grundriß von Washington (1791). Dasselbe Schachbrett von Häuserkarrees mit breiten schnurgeraden Straßen finden wir in fast allen heutigen Welt- und Großstädten.

Die modernste Erscheinung ist die geradezu epidemische Neugründung von Hauptstädten in Asien und Australien. Dieses hat seit 1913 Canberra angelegt, Indien Neu-Delhi, die Russen Nowo-Sibirsk. Die Afghanen bauen südlich von Kabul eine neue Hauptstadt, Kemal Pascha ein neues Angora.

Die steinerne, versteinernde Weltstadt von heute verkörpert das geistige Greisentum gegenüber der seelischen Kindheit der Dorik und Gotik. In ihr wird der Mensch vom Boden abgetrennt und stirbt ab, wird unfruchtbar. Darum haben die Weltstädte die niedrigsten Geburtenziffern. So hat Paris 1913 eine Geburtenziffer von 17,2; 1922 von 16,2; in den gleichen Jahren hat Wien eine Geburtenziffer von 17,8 und 15,1; New York von 26,7 und 22,2; London von 24,5 und 21,0; Petersburg von 26,4 und 21,8 (1920).

Die Geburtenziffern der Länder, in denen diese Städte liegen, sind bedeutend höher. Die russische Geburtenziffer steht weit über 40. Nur die Londoner Ziffer ist etwa gleich der Landesziffer, da England keinen im Boden wurzelnden Bauernstand kennt und das ganze Land städtisch denkt.

Berlin hat in den Jahren 1913 und 1922 die Geburtenziffern 19,4 und 11,5; i. J. 1923 gar nur 9,4. Bereits 1920 hat es Paris überholt und seit 1922 hat es die niedrigste Geburtenziffer aller Weltstädte des Abendlandes und damit, wenn man von einigen kleinen Gebieten absieht, die niedrigste Geburtenziffer der ganzen Welt. 1926 hat nun Berlin ebenso wie Wien einen Sterbeüberschuß.

Diese Weltstädte mit ihrem abgestorbenen Menschentum, deren unübersehbares Häusermeer einen überwältigenden Eindruck macht, verbreiten einen unerhörten Glanz. In den vornehmen Stadtvierteln — Babylon SW, Rußafa in Bagdad, Tlatelolco in Tenochtitlan, Berlin W. — erheben sich die prunkvollen Häuser und Paläste der Reichen und Vornehmen. Aber hinter den Palästen der Finanzgrößen, hinter den mächtigen Kirchen, Tempeln, Prunkgebäuden, Warenhäusern, die in ihrer Pracht alles andere verdecken, drängt sich in engen Gassen die unendliche Masse von Mietskasernen und elenden Hütten der Armen. In Palast und Hütte, domus und insula drückt sich der noch allein wirksame Gegensatz zwischen riesigem Reichtum und unendlicher Armut aus.

In Rom, der „Roma aurea", wo der Triumvir Crassus der erste große Bauplatzspekulant war, herrschte entsetzliches Wohnungselend. Während im Zentrum der Riesenstadt die luxuriösen Paläste der Nachkommen freigelassener Sklaven sich dehnten, hauste das ruhmbedeckte römische Volk in ungeheurem Elend in den vielstöckigen Mietskasernen lichtloser Vorstädte. Der größte Teil der cives Romani, selbst verarmte Familien des Uradels besaßen nur einen teuer bezahlten Schlafplatz in einer insula. Diodor erzählt von einem abgesetzten ägyptischen König, der hier hausen mußte. Diese Mietskasernen Roms wie die berüchtigte Insula Feliculae erreichten bei einer Straßenbreite von drei bis fünf Metern Höhen, wie sie nur in einigen amerikanischen Städten zu finden sind. Sechs- bis zehnstöckige Häuser waren in allen Stadtteilen zu finden, die oft genug mit ihren Bewohnern in sich zusammenbrachen. Augustus beschränkte die Höhe der Vorderhäuser auf 21 m.

Das war in den Weltstädten aller anderen Zivilisationen nicht anders. In Babylon wohnte der weltstädtische Pöbel in unbeschreiblichem Elend in drei- bis vierstöckigen Mietskasernen. Karthago und Rotya hatten sechsstöckige Häuser; die von Tyrus waren selbst höher als die römischen. Im ägyptischen Theben waren die Häuser nach Diodor vier bis fünf Stockwerke hoch. In Byzanz waren Mietskasernen mit acht bis zehn Stockwerken nicht selten. Die arabische Märchenstadt Bagdad kannte nicht weniger die drückendste Not in vielstöckigen Mietskasernen mit dichtester Bewohnung. In Fustat, der „herrlichsten Stadt", sah Nasir-i Khosraw Häuser mit fünf bis sieben Stockwerken,

die von mehreren hundert Menschen bewohnt waren. Er kannte auch das furchtbare Elend in den engen Gassen und Häuserschluchten, die überbaut waren und in denen tagsüber Licht gebrannt werden mußte. In Lubaantum, in Tenochtitlan und Tezcuco war es nicht anders als heute in London und Berlin.

Das Wohnungselend unserer Welt- und Großstädte ist ein Kapitel, das an Traurigkeit seinesgleichen sucht. Bisher ist es unserer Zivilisation ebensowenig wie denen der Vergangenheit gelungen, hier Wandel zu schaffen. Wie soll das enden? Die Antwort ist nicht schwer: die Wohnungsfrage wird schließlich ihre Lösung finden — durch den Geburtenrückgang. Die Wohnungsnot wird zur Menschennot.

Der Mensch ohne Blut

Ein neuer Nomade, von Obdach zu Obdach irrend, jeder Überlieferung feindlich gegenüberstehend, irreligiös, intelligent: das ist der Weltstadtbewohner. Zur Weltstadt gehört die formlose Masse, brutal, ohne jede Idee, deren Politik in dem Worte „ubi bene ibi patria" gipfelt, deren ganzer Lebensinhalt sich in panem et circenses erschöpft. Als höchstes Ziel erscheint das Glück der meisten, auf das die Fürsorge, die Technik und der Staat eingestellt sind. Hier schwärmt man für Humanität und Weltfrieden, hier gilt auch die Umkehrung des altfriesischen Bauernspruches: Lever doodt als Sklaav.

Panem et circenses: dieses spätrömische Wort drückt alle Interessen und Wünsche jeder weltstädtischen Bevölkerung aus, wie sie sich auch heute wieder in der Verkleidung von Lohnkampf und Sportplatz zeigen. Kornverteilungen, kolossale öffentliche Bäder, Theater, Zirkusse, Amphitheater, Sportplätze sind in allen Zivilisationen zu finden. Sport ist die Losung jeder Zivilisation, auch der unsrigen. Alles andere muß dagegen zurücktreten. Zum Sport wird selbst die Kunst (das bedeutet l'art pour l'art), die Poesie, die Wissenschaft.

Wir gehen den Weg Roms. Berliner Sportplatz und römischer Zirkus: das ist ziemlich dasselbe. Hier wie dort die Grünen und Blauen, die großen Zirkus- und Fußballparteien. Die Masse der Zuschauer erfüllt eine Leidenschaft, die an Raserei grenzt. In Amerika sind während des letzten Boxkampfes Dempsey-Tunney zehn Menschen vor Aufregung gestorben. In Rom beteiligte sich selbst der höchste Adel am Sport. Manche Kaiser lenkten in der Rennbahn ihre Wagen selbst. Elagabal erhob die Mutter seines Wagenlenkers Hierocles aus dem Sklavenstand zu konsularischem Rang; den Zirkuskutscher Gordius machte er zum Präfekten der Stadtwache. Statuen von Zirkuskutschern und Rennpferden konnte man an allen Straßenecken und Plätzen finden.

So zeigt sich der Weltstädter. Er kann nicht anders. Das Blut, die Seele ist erstorben. Spengler unterscheidet Dasein und Wachsein. Das Dasein hängt zusammen mit Blut, mit kosmischem Takt, mit Schicksal; das Wachsein mit Geist, mit Spannung, mit Ausdehnung, mit Kausalität. Das Dasein ist das Primäre; zu ihm tritt das Wachsein hinzu. Spannung ohne den kosmischen Takt, also gewissermaßen Wachsein ohne Dasein, ist der Übergang zum Nichts. Aber Zivilisation ist nichts als Spannung, als Wachsein. Das Blut, das blühende Land, das Schicksal ist abgelöst durch den aufs höchste gespannten Geist, durch die versteinerte Weltstadt, durch die Kausalität. Intelligenz ist nichts als Fähigkeit zu angespanntestem Verstehen.

Die intellektuelle Spannung kennt — nach Spengler — nur noch eine, die spezifisch weltstädtische Form der Erholung: die Entspannung, die „Zerstreuung". Das echte Spiel, die Lebensfreude, die Lust, der „Rausch des Glücks", aus dem kosmischen Takt geboren, werden in ihrem Wesen gar nicht mehr begriffen. Intensivste praktische Denkarbeit wird durch ihren Gegensatz, die mit Bewußtsein betriebene Trottelei — man denke an die modernen Musikschlager — abgelöst; die geistige Abspannung durch die körperliche des Sports, die körperliche durch die sinnliche des Vergnügens und die geistige der Aufregung des Spiels und der Wette. Die reine Logik der täglichen Arbeit findet ihren Ersatz durch die mit Bewußtsein genossene Mystik. Kino, Expressionismus, Theosophie, Okkultismus, Boxkämpfe, Niggertänze, Jazzmusik, Schönheitskonkurrenzen, Nackttänze, Rennwetten — man wird das in den Weltstädten aller Zivilisationen wiederfinden.

Das alles bezeichnet der Kultur und dem Lande gegenüber eine neue, späte und zukunftslose, aber unvermeidliche Form menschlicher Existenz, einen ungeheuren Schritt zum Anorganischen, zum Ende.

Der Tod der Seele, die Weltstadt mit ihren wurzellosen Massen, der zivilisierte Mensch, seelisch und geistig unfruchtbar — führt das alles nicht zu jener Erscheinung hin, die jetzt plötzlich deutlich hervortritt: zum äußeren Absterben des Menschen? Der innerlich abgestorbene, äußerlich abgespannte Großstädter unserer Zeit, der das instinktive Gefühl für den Sinn, für das Notwendige und Selbstverständliche des Daseins verloren hat und sein Leben durch seine Intelligenz künstlich nach dem Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit regelt, ist lebensmüde, lebensschwach geworden, ob es ihm bewußt ist oder nicht. Das ist eine Erscheinung, die sich nicht mit alltäglicher Kausalität begreifen läßt, wie die moderne Wissenschaft es versucht hat. Nach Spengler liegt hier eine durchaus metaphysische Wendung zum Tode vor. Der letzte Mensch der Weltstädte *will nicht* mehr leben, weder als einzelner, noch als Typus, als Menge. Die Lebensmüdigkeit

Das spricht aus den großartig pessimistischen „Lehren des Amenemhet" nach der Katastrophe des ägyptischen Mittleren Reichs, aus den „Mahnungen des Ipuwer" mit dem Ausklang „. . oh, hätte es doch ein Ende mit den Menschen"; aus dem „Gespräch des Lebensmüden mit seiner Seele" und aus den beiden Liedern, die im Grabe des Gottesvaters des Amon Neferhotep liegen. Das spricht aus dem Taoteking des Laotse mit seiner Weltfluchtstimmung und noch mehr aus dem indischen Buddhismus. Eine unendliche Lebensmüdigkeit hat sich des indischen Menschen mit Beginn seiner Zivilisation bemächtigt. Er will nicht mehr leben, „Leben ist leidvoll". Die Unsterblichkeit, wie sie sich in der Wiedergeburt ausdrückt, empfindet er nicht mehr als Glück, sondern als ewige Pein. Da kommt Buddha mit seiner Lehre. Er fragt nicht nach Gott, nicht nach Sein und Nichtsein, nicht nach dem Jenseits: „Ansichten, Vaccho, darüber ist der Wahrheitskenner hinaus . ."[1]). Er will nur erlöst sein aus der Welt der Wiedergeburten. In seinen „vier heiligen Wahrheiten" zeigt er den Weg zur Erlösung von den „Leiden" der Welt. Es ist der „heilige achtfache Pfad", der den Menschen bei getreuer Befolgung zur Weltabkehr, Leidenschaftslosigkeit, Aufhebung, Beruhigung und selbst bis zum Nirvana führen kann, bis zum ewigen Erlöschen. Wer ins Nirvana eingegangen ist, wird nicht mehr wiedergeboren; er ist frei von den Leiden dieser Welt. Dieselbe unendliche Traurigkeit breitet sich über die Welt- und Großstädte Yucatans und Anahuacs und verbirgt sich im antiken Stoizismus, im chinesischen Taoismus und im Fatalismus und besonders Sufismus des Islam. Dieselbe Stimmung liegt dem ethischen Sozialismus unserer Zeit zugrunde, wenn man dabei die Flucht vor dem Kampf ums Dasein ins Auge faßt, die in die Schlagworte Weltlieben, Humanität und Verbrüderung aller Menschen gekleidet werden.

Aus dem Fehlen des Lebenswillens entspringen jene zwei Erscheinungen, die beide in gleich furchtbarer Weise das selbstgewollte physische Ende jedes innerlich abgestorbenen Menschentums bedeuten: Selbstmord und Kinderlosigkeit. Es ist kein Zufall, daß gerade dort, wo die Geburtenziffern sehr niedrig sind, die Selbstmorde sich erschreckend häufen. Hohe Selbstmordziffer und niedrige Geburtenziffer sind gleiche äußere Symbole des Erlöschens der lebendigen inneren Religiosität. Das Sinken der Geburtenziffer geht parallel mit dem Steigen der Selbstmordziffer.

Der Drang zum Selbstmord ist allen Zivilisationen gemein. Die alten Zeiten jeder Kultur betrachten den Selbstmord mit jenem echt menschlichen Grauen, das alles Widernatürliche in gesunden Seelen hervorzurufen pflegt. Mit Beginn der Zivilisation aber, mit der Umwertung aller Werte, tritt auch hier eine Wandlung ein, bis schließlich der Selbstmord als würdigste Todesart gilt.

Nehmen wir als Beispiel Rom, wo der Selbstmord in der Kaiserzeit entsetzlich wütet. Zu Cäsars Zeit verüben Cato, Juba, Petrejus, Metellus Scipio Selbstmord; unter Augustus Varus, Brutus, Cassius; unter Tiberius Libo Drusus, Cornutus, Cremutius Cordus, Asinius Gallus, Coccejus Nerva, Lucius Arruntius und tausend andere. Unter den Kaisern sei nur an Nero, an Otho und die meisten Soldatenkaiser gedacht, besonders an Elagabal, der lange vor seiner Ermordung die raffiniertesten Arten des Selbstmordes vorbereitet.

Wenn in dieser Zeit nicht mehr Menschen Selbstmord begehen, so liegt der Grund allein in der Feigheit. Denn gerade im kräftigsten Teil des Volkes, dem Heere, kommt der Trieb der Selbst-

[1]) Majjhima-Nikaya 72.

vernichtung am häufigsten zum Ausbruch. Zahlreiche Soldaten des Varus geben sich im Teutoburger Wald den Tod; etwa 400 im Kampf gegen die Friesen, weil sie Verrat befürchten. Nach Kaiser Othos Selbstmord wird es unter seinen Soldaten zum Sport, dies Beispiel nachzuäffen. Es entspricht den Wünschen und Ahnungen der Zeitgenossen, wenn die christlichen Prediger verkünden, der Untergang der sündigen Welt sei nahe. Fast sämtliche spätantiken Schriftsteller treten für den Selbstmord ein.

Wie steht es nun im Abendland mit dem Selbstmord? Wir sind erst am Anfang der Entwicklung. Die Selbstmordzahlen sind bereits in dauerndem Ansteigen.

In Frankreich hat sich die Zahl der Selbstmorde während des letzten Jahrhunderts verfünffacht, während die Bevölkerung nur wenig zugenommen hat. Kaum besser ist es in den anderen Staaten. Deutschlands Selbstmordziffer (auf 10000 Einwohner) ist vor dem Krieg bis auf etwa 2,3 gestiegen, heute auf etwa 2,6; man zählte 1925 nicht weniger als 15273 Selbstmorde in Deutschland. In Italien ist die Selbstmordziffer von 0,3 um 1870 auf 0,9 i. J. 1923 gestiegen. In England, wo der Selbstmord als strafbare Handlung gilt, ist die Selbstmordziffer von 0,7 um 1870 auf 1,1 i. J. 1925 gewachsen.

Mehr noch als der Geburtenrückgang beschränkt sich der Selbstmord auf die Stadt. Die Weltstadt schließlich ist der Herd der Selbstmorde. Solche Selbstmordherde sind in Deutschland Berlin mit einer Selbstmordziffer von 4,4 und 1730 Selbstmorden i. J. 1925; Hamburg mit der Ziffer 4, und Leipzig; in Frankreich Paris, Marseille, Lyon; in England London, in Österreich Wien, das im ersten Vierteljahr 1927 allein 648 Lebensmüde zählte.

Der Selbstmord verliert im Abendland mehr und mehr das Grauenhafte. Mit David Hume beginnen seine Fürsprecher, bis schließlich Nietzsche den freien Tod predigt. „Stirb zur rechten Zeit: also lehrt es Zarathustra". Den Tod des Selbstmörders nennt man bereits mit scheuer Bewunderung Freitod.

Wenn nicht mehr Menschen diese Todesart ergreifen, so liegt das — wie im alten Rom — nur an der Feigheit. Denn gerade das Heer weist wie das römische die größte Zahl von Selbstmorden auf: 1924 zählte man in der deutschen Reichswehr 144 Selbstmorde, während nur 116 Soldaten eines natürlichen Todes starben; die Zahlen für 1925 sind 129 Selbstmorde und 113 natürliche Todesfälle. Ins neue deutsche Strafgesetzbuch wird wahrscheinlich die Bestimmung aufgenommen, daß derjenige, der einen anderen zum Selbstmord verleitet, zu Gefängnis, in schweren Fällen sogar zu Zuchthaus bis zu zehn Jahren verurteilt wird. Die Notwendigkeit einer solchen Bestimmung ist erschütternd. Die Selbstmorde selbst wird sie allerdings ebensowenig eindämmen können wie der Stacheldraht am Regenwasserfall in Japan, in den sich jährlich etwa 100 Menschen stürzen, oder die Mauer um den Krater des Vulkans Asokate, oder das Drahtgitter an der Großhesselohe Brücke bei München.

Die Kinderlosigkeit

Wie der einzelne Mensch nicht mehr leben will, so erlischt auch in dem Gesamtwesen Mensch die Furcht vor dem Tode. Das ist der andere Selbstmord, der Selbstmord ganzer Völker, der Rasseselbstmord, gegen den Roosevelt sein bekanntes Buch geschrieben hat.

Was den echten Bauern und überhaupt jeden ursprünglichen Menschen mit einer tiefen unerklärlichen Angst befällt, der Gedanke an das Aussterben der Familie und des Namens, hat seinen Sinn verloren. Für den Bauern und den Menschen von Rasse ist erst der Tod ohne Erben der wahre und furchtbare Tod, wie die isländischen Sagas so gut wie der chinesische Ahnenkult lehren. Für den rasselosen „letzten Menschen" ist das alles nicht mehr vorhanden. Die Zusammenhänge und Bindungen des Blutes sind zurückgetreten gegenüber denen des Geistes und Geldes. Die Fortdauer des verwandten Blutes wird nicht mehr als Pflicht dieses Blutes empfunden; das Los, der Letzte seines Stammes zu sein, wird kaum als Verhängnis gewertet. Nicht weil Kinder unmöglich geworden wären — die physische Unfruchtbarkeit hat nur wenig, wenn überhaupt zugenommen —, sondern weil die bis zum äußersten gesteigerte Intelligenz keine Gründe für ihr Vorhandensein mehr findet, bleiben sie aus. Intelligenz und Unfruchtbarkeit sind nicht nur deshalb verbunden, weil innerhalb jedes einzelnen Mikrokosmos der über alles Maß angespannte Geist die

lut aufzehrt; sie sind es besonders dadurch, daß der Mensch die Gewohnheit einer kau-
len Regelung seines Daseins annimmt, wie sie oben beschrieben ist. Die große Wendung
itt ein, sobald es im alltäglichen Leben einer hochkultivierten Bevölkerung für das Vor-
ndensein von Kindern „Gründe" gibt. Die Natur kennt keine Gründe. Der Ge-
rtenreichtum ursprünglicher Bevölkerungen ist eine Naturerscheinung, über deren
orhandensein niemand nachdenkt, geschweige denn über ihren Nutzen oder Schaden. Wo
ründe für Lebensfragen überhaupt ins Bewußtsein treten, da ist das Leben schon frag-
ürdig geworden. Da beginnt eine weise Beschränkung der Geburtenzahl, die zuerst mit
r materiellen Not und sehr bald überhaupt nicht mehr begründet wird.

Bei den alteingesessenen Franzosen ist heute das Zweikindersystem überwunden und
m Einkindsystem und der absoluten Kinderlosigkeit abgelöst. Deutschland ist bereits
im Zweikindersystem angelangt.

Sehr aufschlußreich ist das Bruchstück einer Einwohnerliste von Ilion aus hellenistischer Zeit.
nter den 102 ganz oder so gut wie ganz erhaltenen Namen von Bürgern, die mit ihren Ange-
örigen aufgezählt werden, sind nur 38 verheiratet, 64 dagegen unverheiratet. Von den Ehen
nd 17 überhaupt kinderlos; nur 21 haben Kinder und zwar insgesamt 31!

Um ein drastisches Beispiel zu erwähnen, gab es i. J. 1910 in Wien 17113 vier Jahre alte,
5111 fünf Jahre alte Knaben. Im Jahre 1923 sind ihre Zahlen 7092 und 6343. Das bedeutet
ne Abnahme von 60 v.H. In Deutschland ergibt sich für die Jahre 1923 bis 1926 ein jährlicher
erlust von einer halben Million Kinder gegen 1913. In etwa fünf bis sechs Jahren werden sich
e Folgen der Kinderlosigkeit furchtbar zeigen. Die deutsche Jugend wird um etwa 10 Millionen
eringer sein als vor dem Krieg.

Mann und Frau

Hier ist eine Zivilisationserscheinung von grundlegender Bedeutung: die Emanzipation der Frau. Die ewige Politik des wirklichen Weibes ist die Eroberung des Mannes, urch den sie Mutter von Kindern wird, durch den sie also Geschichte, Zukunft sein kann. as rasselose Weib hingegen, ohne Kinder, das nicht mehr Geschichte ist, möchte die Ge-hichte der Männer machen, nachmachen. Graßl nennt — rein medizinisch — das Un-fruchtetsein des Weibes eine Unterbrechung des natürlichen Zustandes. Der Mann, r nicht befruchtet, hat noch den gleichen Wert. Das Weib, das gewollt kinderlos ist, ist twertet. Die Existenz jedes Volkes hängt davon ab, ob die Frau dem natürlichen Ge-lechtsleben treu bleibt. Daß es heute nicht so ist, zeigen die traurigen Folgen. Die ehe-he Fruchtbarkeit nimmt rasend ab. In Deutschland ist die eheliche Fruchtbarkeitsziffer n 268 um 1870 auf 148 i. J. 1924 gesunken. Italien kann hier stolz sein: es zählt noch er 20000 Familien mit zehn und mehr Kindern. Die emanzipierte Frau will „Herrin res Körpers und Geschickes" sein. Entweder sie verhindert die Empfängnis, oder sie ent-bigt sich der Frucht durch Abtreibung, die heute erschreckenden Umfang angenommen lt. Spengler schreibt: „Statt der Kinder haben sie seelische Konflikte ... Es ist ganz eichgültig, ob eine amerikanische Dame für ihre Kinder keinen zureichenden Grund fin-t, weil sie keine Season versäumen will, eine Pariserin, weil sie fürchtet, daß ihr Lieb-ber davongeht, oder eine Ibsenheldin, weil sie ‚sich selbst gehört'. Sie gehören alle sich lbst und sie sind alle unfruchtbar".

Weininger hat von der Dirne gesprochen, die jetzt im öffentlichen Leben immer mehr rvortritt. Graßl wiederholt den scharfen Ausdruck. Dirne und Mutter stehen sich in olichem Haß gegenüber. Die Dirne sieht mit Verachtung auf die Mutter herab, hält si für die Sklavin des Mannes und der Kinder. Namentlich in der Gesellschaft herrscht e Dirne und drängt die Mutter immer mehr in den Hintergrund. Die Mutter wird ver-hnt und verspottet, die Dirne protegiert. Das war in Rom mit seinen großen Hetären, in Arabien mit seinen Sängerinnen und in Indien mit seinen Bajaderen nicht anders.

Hier hat der heutige Verfall der Familie seine Wurzel. Die Frau ist heute die Lebens-fährtin des Mannes — der Bauer kennt sie als die Mutter seiner Kinder. Die Ibsen-e, die „höhere geistige Gemeinschaft", in der beide Teile „frei" sind, tritt immer mehr

hervor. Das erklärt die ungeheure Zunahme der Ehescheidungen. In Deutschland zählte man 1925 über 35000 Ehescheidungen, das sind doppelt so viel wie 1913. In Berlin wird durchschnittlich jede dritte Ehe geschieden. Noch schlimmer ist es in Amerika, wo manche Staaten Scheidungserleichterungen zur Hebung des Fremdenverkehrs schaffen. Es war in den alten Kulturen nicht anders. Die Ehescheu und die Liebe zum eigenen Geschlecht treten immer mehr hervor.

Die Familie, die Keimzelle des Volkskörpers, ist in höchster Gefahr. Sie ist in der inneren Zersetzung und in der Schrumpfung begriffen. Geht diese Entwicklung weiter, muß der ganze Volkskörper zugrunde gehen[1]).

5. Der Sieg der Weltstadt über das Bauerntum

Die Diktatur der Weltstadt

Seit Beginn der Weltstadt fallen die großen Entscheidungen unserer Geschichte nur mehr in ganz wenigen Riesenstädten, die durch den Begriff Provinz die ganze Mutterlandschaft ihrer Kultur ächten und entwerten. Provinz ist jetzt alles, das Land, die Kleinstadt, selbst die Großstadt mit Ausnahme dieser wenigen Riesenstädte. Provinz zu werden, ist nach Spengler das Schicksal ganzer Länder, die nicht im Strahlenkreis einer dieser Städte liegen. Das ist so in allen Zivilisationen. „Es gibt nicht mehr Adelige und Bürger, nicht mehr Freie und Sklaven, nicht mehr Hellenen und Barbaren, nicht mehr Gläubige und Ungläubige, sondern nur noch Weltstädter und Provinzler."

Der ewige, erdverbundene Bauer aber steht verständnislos abseits und wird auch nicht gefragt; er zählt in keiner Zivilisation mehr mit. Die sozialistische Propaganda wendet sich wie die Stoa nur an den Weltstädter. Der Bauer ist auch nicht Demokrat — denn dieser Begriff ist städtisch und ihm unverständlich — und wird von der großstädtischen Masse verlacht und gehaßt. Er ist gerade gut genug, um dieser Welt das Brot zu schaffen und für sie zu sterben. Im Weltkrieg stellten die Bauern den weitaus größten Teil der Heere.

Die Landflucht

Das abgestorbene Menschentum der Weltstadt geht zuerst am Geburtenrückgang zugrunde, wie oben gezeigt ist. Trotzdem wächst die Weltstadt ständig an. Aber nicht mehr aus eigener Kraft wie die Stadt des Barock, sondern durch Zuzug vom Lande. Diese Entwicklung hat bei uns schon lange eingesetzt: es ist die gewaltig anwachsende Landflucht, der „Zug in die Stadt", der das Land seiner besten Bevölkerung beraubt und so das Leerwerden der Riesenstädte verhindert.

So betrug im Deutschen Reich in v.H. der Gesamtbevölkerung die Bevölkerung der

im Jahre	Großstädte mit über 100000 v.H.	Mittelstädte 20—100000 v.H.	Kleinstädte 5—20000 v.H.	Landstädte 2—5000 v.H.	des Landes Einw. v.H.
1871	4,8	7,7	11,2	12,4	63,9
1875	6,2	8,2	12,0	12,6	61,0
1885	9,5	8,9	12,9	12,4	56,3
1895	13,5	10,1	13,6	12,2	49,8
1905	19,0	12,9	13,7	11,8	42,6
1910	21,3	12,9	14,6	11,2	40,0
1919	24,9	12,9	13,5	11,2	37,5
1925	26,7	13,4	13,4	10,9	35,6

[1]) Man wendet heute bereits der Familie mehr Augenmerk zu als bisher. Auf der Tagung der deutschen Statistiker in Nürnberg wurde auf die Notwendigkeit hingewiesen, die Familienstatistik mehr in den Vordergrund treten zu lassen. Besonders soll die Fruchtbarkeit und die Kinderaufzucht in den Familien festgestellt werden. Auch soll mit der nächsten Volkszählung eine Bestandsaufnahme der Familien verbunden werden. „Familienpolitik" muß betrieben werden, für welche Burgdörfer und besonders der Präsident des Bayerischen Statistischen Landesamtes, Prof. Dr. Zahn eintreten. Prof. Dr. Zahn hat erst kürzlich auf der Tagung der Internationalen Vereinigung für Sozialen Fortschritt in Wien einen bedeutsamen Vortrag über „Familienpolitik" gehalten.

Das fruchtbare Land hat in dieser Zeit gewaltig an Bevölkerung abgenommen; die Landstädte weniger. Die Klein- und Mittelstädte erhielten sich noch einigermaßen auf ihrem Stand. Die unfruchtbaren Großstädte aber, allen voran die Weltstadt Berlin, deren Bevölkerung in dieser Zeit (mit Eingemeindungen) von 826000 auf 4 Millionen gestiegen ist, haben riesenhaft zugenommen. Mehr als ein Viertel des gesamten deutschen Volkes wohnt heute in Großstädten. Ebenso ist die großstädtische Bevölkerung anderer Staaten wie z. B. Frankreichs von 9 v.H. der Gesamtbevölkerung i. J. 1872 auf über 15 v.H. i. J. 1920 gestiegen, die Englands von 27 v.H. auf 39 v.H., die Dänemarks von 8 v.H. auf über 20 v.H. Die großstädtische Bevölkerung der Vereinigten Staaten machte 1890 rd. 15 v.H., 1920 dagegen 26 v.H. der Gesamtbevölkerung aus, die Australiens 1900 gut 33 v.H., 1920 gut 43 v.H.

Die Bevölkerung der Weltstädte stirbt in wenigen Generationen fast ganz aus und hält sich nur dadurch auf ihrer Zahl oder wächst sogar ständig, weil sie immer wieder durch frischen Zustrom aus den Dörfern ergänzt und erneuert wird. Bereits in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts waren unter 100 Weltstädtern nur mehr höchstens die Hälfte Stadtgeborene; in Berlin nur etwa 42, in Paris und Wien etwa 35. Selbst München zählte 1900 nur mehr 36 v.H. Stadtgeborene. Heute dürfte in den Weltstädten selbst nur mehr ein winziger Bruchteil ihrer Bevölkerung geboren sein.

Wo ein Zuzug nicht stattfindet wie in Wien, das viel zu groß ist für das heutige kleine Österreich, da zeigt sich dieses Absterben der weltstädtischen Menschen in tragischer Weise. Nachdem bereits in den Nachkriegsjahren der Überschuß der Geburten über die Sterbefälle immer kleiner geworden ist, hat er sich 1926 bereits in einen Überschuß von 2302 Sterbefällen gewandelt. Wiens Bevölkerung hat daher von 1923 bis 1925 nur mehr um etwa 7600 Köpfe zugenommen und seitdem sogar langsam abgenommen. Nachdem es noch dazu nicht mehr Mittelpunkt Südosteuropas ist, wie im Kaiserreich, ist es aus der Reihe der Weltstädte ausgeschieden. Auch die anderen Weltstädte würden ohne das ständig zuströmende frische Blut bald veröden. Aber das junge Blut des Landes, das die Weltstadt an sich zieht und verbraucht, hat auch bei uns einmal ein Ende.

Das sterbende Land

Das Bauerntum, lebensstark, fruchtbar, heute noch das einzige organische Menschentum, geht an dieser Entwicklung zugrunde. Es stirbt wie die Bevölkerung der Weltstadt, aber nicht von innen heraus wie diese, sondern durch äußere Einwirkung, durch die Weltstadt. Diese hat das Bauerntum zuerst vollständig aus dem Lauf der großen Geschichte ausgeschaltet, dann in seine kapitalistische Verkehrswirtschaft gestoßen, die es nie begreift. Jetzt hat das Bauerntum der Weltstadt auch noch sein bestes Blut zum Opfer zu bringen.

Das Land zeigt in allen Staaten des Abendlandes bereits eine bedenkliche Entvölkerung und Verödung. Sehen wir uns daraufhin einzelne Staaten an.

In Frankreich ist nicht nur die Landflucht sehr stark, sondern es wird auch seit 1870 die gerade durch die Revolution fast neu geschaffene, nicht fest im Boden wurzelnde Bauernschaft immer mehr vom Geburtenrückgang befallen, und zwar bedeutend mehr als die Arbeiterschaft der Großindustrie, die bekanntlich in allen Ländern, auch bei uns in Deutschland[1]), sehr fruchtbar ist.

Diese Unfruchtbarkeit des französischen Bauerntums wird verschiedentlich als Beweis dafür angeführt, daß der Bauer nicht immer die Volkskraft und Volkszahl garantiert und die Quelle

[1]) Die Geburtenziffern Westfalens und Oberschlesiens, wo ein wurzelfestes Bauerntum und eine großindustrielle Arbeiterschaft zusammenwohnen, gehören zu den höchsten Deutschlands. Während die deutschen Großstädte 1926 zusammen eine Geburtenziffer von 14,1 aufweisen, beträgt die der großen Industrieorte — sie sind seelisch keine Städte — Essen 18,7, Duisburg 19,6, Gelsenkirchen 20,9, Hamborn 24,8, Buer 24,8, Oberhausen 22,5, Mühlheim 18,1, München-Gladbach 18,4, steht also selbst durchschnittlich höher als die des Reichs mit 19,5. Entsprechend sind die Selbstmorde und Ehescheidungen hier weit seltener als in den übrigen Großstädten und selbst im Reich. — Eine Ausnahme machen die reichen Handelsstädte Düsseldorf, Krefeld, Elberfeld-Barmen, die mit ihrer Geburtenziffer teilweise unter dem Durchschnitt der deutschen Großstädte stehen. Die Industrie ist auch erdverbunden, ähnlich wie das Bauerntum. Sie hat ihren Standort und entnimmt dem Boden ihre Stoffe. Nur die Hochfinanz und auch der Handel sind ganz frei.

eines rascheren Bevölkerungszuwachses ist. Dabei wird aber übersehen, daß die französische Bevölkerung, wie oben schon bemerkt, nicht fest mit dem Boden verwachsen ist, wozu noch andere Gründe treten. Man kann den französischen Bauern mit dem amerikanischen Farmer vergleichen, der im Grund und Boden nur ein wirtschaftliches Objekt sieht und wie der Städter unfruchtbar ist. Das Hinneigen zum städtischen Wesen, das sich im intelligenteren Teil der Landbevölkerung zeigt, hat ja dem Bauerntum in fast allen Staaten den Geburtenrückgang gebracht.

Geburtenrückgang und Landflucht haben das französische Bauerntum schon so vollständig ausgehöhlt und eine solche Entvölkerung des Landes erzeugt, daß die französische Regierung bereits die bedenklichsten Mittel dagegen versucht hat. Von 1871 bis 1911 hat sich die Landbevölkerung um 6578000 Köpfe vermindert. Diese Entwicklung ist besonders durch den Krieg noch beschleunigt worden. Weite Gebiete besten französischen Ackerbodens bleiben heute schon unbebaut, weil es an Arbeitskräften mangelt. 1890 betrug die Getreideanbaufläche noch über 7 Millionen ha; 1923 waren nach amtlicher Erhebung nur noch 5,2 Mill. ha, nach anderen Schätzungen nur noch etwa 4 Mill. ha mit Getreide bebaut. Das Brachland, das von 1920—1924 um 22,7 v.H. zugenommen hat, ist auf fast 5 Mill. ha gestiegen, während die Landwirtschaft sich zugleich immer mehr der extensiven Viehzucht zuwendet und die Weideflächen anwachsen. Dementsprechend macht die Verödung reißende Fortschritte. In der Provence, der Normandie, in Cotentin und besonders in den äußerst fruchtbaren Flußtälern der Garonne, Rhone und Loire kann man schon verfallene Dörfer finden, deren ganze Bevölkerung ausgestorben ist und wo ringsum das Land meilenweit brach liegt. Im reichsten und fruchtbarsten Gebiet, das Frankreich überhaupt sein eigen nennt, in der Normandie und Mayenne, hat die Bevölkerung von 1872 bis 1921 um 22,5 v.H. abgenommen. Das Departement Gers im Süden hat seit 1850 mehr als die Hälfte seiner Bewohner verloren. Über 2500 große Bauernhöfe sind trotz der regen Zuwanderung von Fremden unbewohnt und stehen in Ruinen. Man rechnet damit, daß Gers, Lot und verschiedene andere Departements in etwa 30 Jahren vollständig menschenleer sein werden. Schon 1912 trafen in Gers auf 100 Geburten 123 Todesfälle, in Lot gar 130. Im ersten Drittel von 1927 trafen in

Lot	1267	Todesfälle auf	640	Geburten
Gers . . .	1366	„ „	726	„
Ariège . . .	1035	„ „	565	„

Da muß alle Hoffnung schwinden!

Infolge dieses Rückgangs der Landwirtschaft ist Frankreich als eines der fruchtbarsten europäischen Agrarländer heute nicht mehr imstande, seinen Bedarf an Getreide selbst zu decken. 1924 mußte es schon fast 23 Mill. dz Getreide einführen. Den Preis des französischen Brotes reguliert der amerikanische Markt.

Da gibt es nun auch in Frankreich Leute, die von Übervölkerung sprechen, trotz der niedrigen Bevölkerungsdichte von 74 Einwohnern auf den Quadratkilometer. Sie behaupten, daß das flache Land seine Menschen nicht mehr ernähren könne. Das war im verödeten römischen Bauernland, wo das Getreide für die Bevölkerung aus Afrika und Ägypten geholt werden mußte, nicht anders. Das ist heute zum Teil auch in Deutschland ebenso. Die notwendige Folgerung ist nach dieser Ansicht, daß die Übervölkerung zunimmt, je verödeter das Land wird. Das stimmt allerdings – für den Großstädter und Pariser, der unter einer entsetzlichen Wohnungsnot zu leiden hat, während draußen das Land unterdessen vollständig entvölkert und verwildert und die Häuser verfallen.

Noch eine Erscheinung hat sich in Frankreich infolge der Verödung eingestellt, die sich ebenso in Rom zeigte: eine ungeheure Bodenentwertung.

Harmsen bringt in „Bevölkerungsprobleme Frankreichs" einige Beispiele. So konnten schon vor dem Krieg z. B. in Lot und Périgord verschiedene große Güter um $^1/_3$ des Preises gekauft werden, den sie 40 Jahre vorher gekostet hatten. Im Garonnebecken wurde 1904 ein schöner Besitz um 105000 Fr. verkauft, der 1884 um 360000 Fr. erworben worden war. Im äußerst fruchtbaren Gebiet zwischen Garonne und Baisse war der Preis eines Gutes von 408000 Fr. i. J. 1876 auf 105000 Fr. i. J. 1905 gesunken. Man schätzte den Wertverlust in der Gascogne schon 1914 amtlich

auf 2,35 Milliarden Goldfranken. Harmsen schreibt, daß sie heute jährlich etwa 100 Millionen Goldfranken verliert, und daß sich ihr Reichtum mit jeder Verminderung um 1000 Menschen um 10 Millionen Franken vermindert. Das ist in den übrigen südlichen Gebieten ebenso. Das französische Volk verarmt damit.

In Deutschland zählt das Bauerntum, vor 40 Jahren noch der Hauptberufsstand, heute nur mehr gut 22 v.H. der Bevölkerung; von 1907 bis 1925 hat sich die Landbevölkerung um 3,7 Mill. Köpfe vermindert. Die landwirtschaftliche Anbaufläche ist 1925 nach dem neuen Gebietsstand um 859000 ha kleiner als 1913, während die Wiesen und Viehweiden sich vermehrt haben. Also geht auch unsere Landwirtschaft aus Mangel an Menschen den Weg zurück zur immer extensiveren Wirtschaft. Die ungeheure Ausdehnung der Landflucht hat schon vielen ländlichen Gebieten riesige Verluste gebracht. Besonders aus den Gebieten jenseits der Oder, aus Ostpreußen, Westpreußen, Posen und Schlesien sind in den letzten Jahrzehnten Hunderttausende nach dem Westen, entweder nach Berlin oder in die Industriebezirke, abgewandert. Es gibt in Ostpreußen schon Gutsbezirke, in denen auf den qkm nicht mehr als 4 bis 12 Personen treffen. In Schlesien sind weite Gegenden menschenleer. Im Rittergutsland Mecklenburg kommen nicht mehr Menschen auf den qkm als in den Eiswüsten Sibiriens. Auch in Württemberg, Sachsen, Baden nimmt in manchen Bezirken die Bevölkerung ab. Im Rheinland ist nach Hainisch[1]) in einem agrarischen Bezirk in 5 Jahren die Bevölkerung von 38000 auf 36000 Köpfe gesunken; 345 Bauernhäuser blieben unbewohnt stehen. Ebenso sind im Sächsischen Erzgebirge leerstehende Häuser zu finden. In den Mietskasernen, an den Arbeitsnachweisen, in den Armenhäusern unserer Großstädte spricht man von der Übervölkerung und von der Arbeitslosigkeit, während gleichzeitig das Land trostlos dahinsiecht und aus Mangel an deutschen Arbeitskräften Fremde ins Land holen muß.

England zählt heute kaum mehr 8 v.H. in der Landwirtschaft Tätige, während es einst ein reiner Ackerbaustaat war. Von 1851—1881 hat die Bevölkerung in 15 Grafschaften bedeutend abgenommen, in Huntingdon allein um 12 v.H. Im Bezirk Liskeard sind i. J. 1891 167 Häuser leergestanden, die 1881 noch bewohnt waren; im Bezirk Dawley gar 360. Von 1911—1921 ist die Bevölkerung der Landbezirke abermals um 56700 Personen gesunken, obgleich jetzt viele in der Stadt Beschäftigte auf dem Lande wohnen.

Schottland zeigt ein ähnliches Bild. Hier hat die ländliche Bevölkerung z. B. von 1841 bis 1891 um 172800 Köpfe abgenommen. Von 1901—1921 zeigen von den 33 Grafschaften 20 ländliche eine Abnahme der Bevölkerung, von 1921—1924 gar 30. Im Jahre 1921 gab es hier 51835 unbewohnte Häuser. In der Grafschaft Sutherland treffen heute auf den qkm nur mehr 3 Einwohner, in Inverneß 8, in Roß 9, in Argyll 10. Mit zunehmender Entvölkerung wurde der Ackerboden zunächst in Schafweide und, als die Wildpflege sich gewinnbringender erwies, in ausgedehnte Wildparks verwandelt.

Irland, heute in Nordirland und den irischen Freistaat getrennt, ist das typische Land der Entvölkerung, die aber nicht allein durch die Landflucht und den Geburtenrückgang, sondern großenteils durch die Brutalität der Engländer verursacht ist, die zugleich eine ungeheure Auswanderung zur Folge gehabt hat. Von 1845—1900 verlor dieses Land allein die Hälfte seiner Bewohner. Seit 1900 ist seine Bevölkerung wieder um 7,8 v.H. gesunken. Die ländliche Bevölkerung ist seit 1841 um 65 v.H. zurückgegangen. Mit der Abnahme der Bevölkerung ging Hand in Hand die Verwandlung des Landes in Weideland und in Jagdreviere. Dieses fruchtbare Land, das schätzungsweise 14—17 Mill. Menschen ernähren könnte, zählt heute nur etwa 4,2 Mill. Seelen. Und doch sind noch immer viele Hunderttausende „überzählig". Das sollte doch endlich zu denken geben, wie relativ der Begriff der Überbevölkerung ist!

[1]) Michael Hainisch (österr. Bundespräsident), Die Landflucht 1924.

Dasselbe Schauspiel der Entvölkerung zeigt sich in den schönsten Gegenden Österreichs. In vielen Bezirken, besonders in den gebirgigen Gegenden, hat die Bevölkerung seit 1880 um mehr als 10 v.H. abgenommen.

Einige Beispiele: Wopfner erwähnt eine Tiroler Berggemeinde, in der die Bevölkerung seit 1837 um mehr als die Hälfte abgenommen hat. Hochkrumbach in Vorarlberg ist von der Bevölkerung verlassen und Damuls der Verödung nahe; letzteres zählte 1870 noch 500 Einwohner, 1920 nur mehr 219; zahlreiche Häuser sind zu Alphütten geworden. Ganze Alpentäler entvölkern vollständig; altehrwürdige Bauernhöfe werden zu Ruinen; Viehweiden werden zu Jagdrevieren. Peter Rosegger hat diesen Niedergang des alpinen Bauerntums in seinem Roman „Jakob der Letzte" ergreifend geschildert.

In der Schweiz ist die Entvölkerung der Hochtäler so weit fortgeschritten, daß sich die Öffentlichkeit eingehend damit befaßt. Die Weiden gehen zurück, die Siedlungen werden verlassen. Besonders entvölkern Graubünden, die Hochtäler des Tessin und das obere Rhonetal.

In Italien hat vor dem Krieg der Niedergang des fleißigen Bauerntums von Piemont, Toskana, der Lombardei, der Romagna und Sizilien in großem Stil eingesetzt. Sümpfe und Moore begannen sich zu bilden, wo noch vor Jahrzehnten gut gepflegte Gärten und Äcker kleiner Bauern standen. Nach dem Krieg zeigte sich der Verfall des Bauerntums noch mehr, bis Mussolini seine Reformen durchführte und das italienische Bauerntum wieder hob. Doch nimmt z. B. die Entvölkerung des rein agrarischen Basilikats im Süden Italiens, die schon seit Jahrzehnten andauert, immer mehr zu.

Ebenso zeigt sich außer im Nordwesten auch im Süden Spaniens in den ländlichen Gegenden eine stetige Abnahme der Bevölkerung. Die Wüste dringt hier wie auch in Süditalien von Afrika kommend immer weiter nach Norden vor. Auch in Portugal zeigt sich in einem großen Teil der Distrikte wie Vianna, Braga, Traz os Montes, Beira und besonders in der Südprovinz Algarve eine bedeutende Abnahme der Landbevölkerung.

Sehen wir uns noch die Vereinigten Staaten von Nordamerika an, wo von Anfang an kein wurzelfestes Bauerntum vorhanden war und wo daher Landflucht und Geburtenrückgang bei der Entvölkerung der agrarischen Bezirke zusammenwirken.

So erzeugt die eingeborene weiße Bevölkerung z. B. im agrarischen Michigan nicht so viel Kinder je Ehe, um ihren Bestand auch nur einigermaßen zu erhalten. In gleicher Weise verursacht die ständig zunehmende Landflucht selbst alteingesessener Familien in den landwirtschaftlichen Bezirken eine immer weitergehende Verödung. Im Staate Maine nehmen die ländlichen Grafschaften Lincoln und Waldo seit 1850 ständig an Bevölkerung ab, Hancock und Knox seit 1880. In Delaware verödet Kent immer mehr. Im Staate New Hampshire hat Caroll von 1910—1920 eine Abnahme von 8 v.H. seiner Bevölkerung zu verzeichnen. Die Zahl der Gutshöfe in diesem Staate ist von 27053 im Jahre 1910 auf 20523 im Jahre 1920 gesunken, während gleichzeitig das bebaute Land um fast 25 v.H. abgenommen hat. Im Staate Vermont gibt es agrarische Gebiete, die schon seit 1830 ständig an Bevölkerung abnehmen. Eine besonders starke Abnahme der ländlichen Bevölkerung macht sich auch in Missouri, Indiana, Illinois, Kansas bemerkbar. In 22 Staaten zeigt ein Drittel und mehr des Areals von 1910 bis 1920 ein Sinken der Bevölkerungsziffer.

Die verschiedenen Staaten des Abendlandes haben besonders seit dem Weltkrieg der Landsiedlung großes Interesse zugewandt, einesteils um die Landflucht einzudämmen, anderenteils um den Städter wieder auf das Land zu ziehen. In Deutschland ist dies besonders durch das Reichssiedlungsgesetz von 1919 geschehen, das die Ansiedlung sehr erleichtert. Tatsächlich aber sind von 1919 bis 1925 im ganzen nur 16812 Neusiedlungen errichtet worden, davon wieder nur 32 v.H. bäuerliche; die übrigen sind Vorstadt- und Gartensiedlungen. Das bedeutet ein vollständiges Fiasko. Besonders wenig wurde die deutsche Ostmark besiedelt. Und gerade hier, wo die Polen immer mehr hereindrängen und das deutsche Bauerntum auswandert, wäre eine starke Siedlungsfront gegen Osten nötig. Der Erfolg der Landsiedlung ist auch in den anderen Staaten äußerst schlecht. Aber selbst wo infolge finanzieller Vorteile die Landsiedlung fortschreitet, wird sie nicht von Dauer sein[1]).

[1]) Vgl. hierzu den Aufsatz Landarbeitersiedlung von Hans Krüger im Märzheft 1927 der S. V. „Die Wohnungsnot".

Neben dem Lande sterben heute auch die kleineren Städte schon langsam aus. Die deutschen Land- und Kleinstädte gehen stetig an Bevölkerung zurück. In Frankreich entvölkern bereits die alten Provinzstädte wie Toul und Orleans. Auch in England nehmen viele kleinere Städte, selbst einige Mittelstädte schon an Bevölkerung ab. In den Vereinigten Staaten zeigen z. B. im Staate Vermont i. J. 1920 drei Viertel der alten Städte eine Abnahme der Bevölkerung.

Das ist der Sieg der Weltstadt über das Bauerntum. Es ist ein schlimmer Sieg. Beide, Weltstadt und Bauerntum, gehen daran zugrunde.

6. Der Niedergang der weißen Rasse

Der Geburtenrückgang des Abendlandes hat sich in seinen Folgen bisher noch nicht so bemerkbar gemacht, weil gleichzeitig die Sterblichkeit gewaltig nachgelassen hat. Der Geburtenüberschuß zeigt aber in fast allen Staaten des Abendlandes bereits einen bedenklichen Rückgang.

So betrug der Geburtenüberschuß z. B. in

	1920	1921	1922	1923	1924	1925	1926
Frankreich. .	159790	117023	70579	84871	72216	60064	52768
Deutschland .	666358	700248	523589	439551	508878	546426	491366
England . .	491652	390185	293344	313766	257016	237973	241102
Italien . . .	459926	476110	467033	481052	462240	438764	—

Die Mediziner und Staatswissenschaftler führen an, daß durch den Rückgang der Kindersterblichkeit heute bei der beschränkten Geburtenzahl dieselbe Zahl von Neugeborenen am Leben bleibt, wie früher bei hoher Geburtenzahl und großer Kindersterblichkeit. Sie treten daher für Geburtenbeschränkung und zugleich für Eindämmung der Kindersterblichkeit ein. Man wünscht einen möglichst kleinen Volksumsatz.

Es ist aber falsch, die Fortpflanzung auf das Wirtschaftliche zu übertragen und eine rationelle Kindererzeugung zu vertreten. Eine kleine Kinderzahl ist wohl nach heutigen Begriffen angenehm, aber von ungeheurem Schaden. Die wenigen Kinder, die erzeugt werden, werden selbst bei angeborener Lebensschwäche mit allen Mitteln ärztlicher Kunst aufgezüchtet und kosten dann viel mehr als viele Kinder und natürliche Auslese. Die Schwächlichen und Kranken, besonders die Arbeitsunfähigen werden dadurch bei uns heute schon immer zahlreicher. Noch dazu nehmen infolge der Geburtenbeschränkung die Erstgeborenen im Verhältnis immer mehr zu. Sie sind aber allgemein schwächer als die Nachgeborenen. Sie sind durchschnittlich um 500 g leichter als diese, sie erliegen leichter der Tuberkulose, der Geisteskrankheit und anderen Gebrechen. Kein richtiger Tierzüchter verwendet Erstlinge als Zuchtmaterial.

Dazu kommt noch, daß heute die Starken und Tatkräftigen am schnellsten aussterben. Die oberen Schichten heben hervor, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse die Aufzucht einer größeren Kinderzahl nicht mehr gestatten. Andernteils zeugen gerade die wirtschaftlich am schlechtesten stehenden unteren Volksschichten die meisten Kinder, während die Geburtenziffer abnimmt, je höher eine Gesellschaftsgruppe steht. Die Bevölkerung des Abendlandes stirbt also von oben herab aus. In New York ist die Geburtenziffer in den ärmsten Vierteln über viermal so hoch, in Pittsburg, ebenso in Berlin dreimal so hoch, in London und Wien zweieinhalbmal so hoch wie in den vornehmen Vierteln. In der reichen Fifth Avenue in New York fand eine Kommission in 45 Palästen nur 17 Kinder! Auf 10 amerikanische Gelehrte treffen nach Professor Cattell 7 Kinder. Bei den amerikanischen Akademikern treffen je Mann eineinhalb, je Frau dreiviertel Kinder. Bei 445 hervorragenden Franzosen hat Bertillon nur 575 Kinder gezählt; danach entfallen auf eine Ehe nur 1,3 Kinder.

Da zur Erhaltung einer Bevölkerungsschicht heute je Ehe drei bis vier Kinder treffen müssen, sterben die oberen Schichten, die samt und sonders weniger Kinder haben, rasch aus. Ihre Stellen werden durch die Nachkommen der unteren fruchtbareren Klassen ausgefüllt. Die unteren Klassen sind die Erben der oberen. Was sie in Revolutionen oder sonst an Gütern der oberen vernichten, das vernichten sie für sich selbst, d. h. für ihre Kinder und Kindeskinder.

Wo sind nun die Erben des geistigen Wohlstandes, der geistig Hochstehenden, der Intelligenz des Abendlandes, die bekanntlich am wenigsten den Willen zum Kinde haben, und die auch noch dazu nach Graßl um etwa zehn Jahre früher impotent werden als der Körperarbeiter? Auch die Erben des Geistes kommen aus den unteren Schichten, in denen noch massenhaft tüchtige Elemente stecken. Die Begabtesten aus den unteren Schichten rücken vor, steigen in die oberen Stände auf und sterben wie ihre Vorgänger aus. Immer wieder verschwinden diese Besten mit ihren herrlichen Anlagen aus der weißen Rasse: Muß da nicht schließlich der Zeitpunkt kommen, wo die weiße Rasse aller ihrer starken und zukunftsreichen Elemente beraubt sein wird und nichts mehr zurückbleibt als das primitive Blut, von zugewanderten Fremdlingen beherrscht?

Es ist ein großer Fehler, daß man heute die Rassenhygiene gegenüber dem Kampf gegen den Geburtenrückgang zu sehr in den Vordergrund stellt. Wichtig ist heute nicht allein die Qualität der Bevölkerung, sondern auch die Quantität; ist diese gesichert, dann kann man Rassenhygiene in großem Stil treiben, nicht umgekehrt. Frankreich hat schon jeden Gedanken an Rassenhygiene aufgeben müssen, weil sein Geburtenrückgang es zwingt, selbst das schlechteste Menschenmaterial anzunehmen, wenn es nicht vollständig veröden will.

Wie bei den einzelnen Klassen, so zeigen sich bekanntlich auch bei den verschiedenen Völkern des Abendlandes große Unterschiede in den Geburtenziffern und damit auch im Wachstum der Bevölkerung. Die Zunahme der Bevölkerung von 1871—1921 betrug in Deutschland 52,4 v.H., in Großbritannien 49,6 v.H. und in Frankreich nur 8,3 v.H. Das Wachstum läßt im Abendland immer mehr nach. Die menschenärmeren Staaten werden immer mehr von menschenreicheren aus besiedelt.

In Italien ist das natürliche Wachstum der Bevölkerung heute wohl verhältnismäßig am größten unter den bedeutenderen Staaten des Abendlandes. Vor dem Krieg wurde dieser Bevölkerungszuwachs fast vollständig durch die ungeheure Auswanderung verbraucht. In den letzten Jahren hat sich dies langsam gewandelt, teils durch die amerikanische Einwanderungsbeschränkung, teils durch die Bevölkerungspolitik Mussolinis. Heute geht der Italiener, wenn er überhaupt auswandert, meist nach Frankreich oder in die französischen Kolonien. Der Staat Mussolinis läßt auch heute seine Auswanderer nicht mehr im fremden Volkstum untergehen, sondern marschiert mit ihnen. Italien selbst wächst gegenüber allen anderen Staaten rasch an. Heute hat es bereits England mit Wales, ebenso Frankreich an Bevölkerungszahl bedeutend überholt.

Sehr ernst ist die Lage in Frankreich, das bei der fast gleich hohen Bevölkerungszahl wie Italien kaum $^1/_7$ von dessen Geburtenüberschuß zählt.

Es hat schon Jahre gegeben, wo in Frankreich die Zahl der Geburten kleiner war als die der Sterbefälle. Viel fruchtbarer ist dagegen Elsaß-Lothringen. Es hatte 1925 einen Geburtenüberschuß von 8,1 auf das 1000 der Bevölkerung; Frankreich nur von 1,5. Im ersten Drittel 1927 zählt nun Frankreich nur mehr 189575 Geburten, während die Sterbefälle gegen das Vorjahr wieder erheblich gestiegen sind, nämlich auf 221827. Der Überschuß der Sterbefälle beträgt also 32252. Die Kurve der französischen Bevölkerung senkt sich so rasch, daß die schlimmsten Erwartungen übertroffen werden.

Unter Ludwig XIV. hatte Frankreich noch ein Drittel der Bevölkerung Europas. Heute umfaßt es nur mehr den zwölften Teil. Mit seinen 41 Millionen marschiert es unter den großen Nationen an letzter Stelle; dabei ist sein Gebiet größer als das deutsche. Während 1800 auf 1000 Franzosen nur 911 Deutsche trafen, ist das Verhältnis 1900 bereits 1000:1446 und 1925 trotz der großen deutschen Gebietsverluste und des Zuwachses Frankreichs gar 1000:1572.

Der Menschenmangel macht sich nicht nur in der Landwirtschaft geltend. Es ist bekannt, daß auch die französische Industrie immer weiter hinter der englischen, amerikanischen und deutschen zurückbleibt, weil ihr die Hände zur Arbeit fehlen. Darum sind die Franzosen auch das Rentnervolk mit stets voller Tasche für alle Welt, weil in ihrem eigenen Lande das Kapital nicht mehr genügend Gelegenheit zu fruchtbringender Anlage findet. Um der Entvölkerung entgegenzuwirken, siedelt es italienische, spanische, portugiesische, polnische

tschechische, belgische Arbeiter und Bauern in Massen an, die sich durchschnittlich etwa dreimal so stark vermehren wie die Franzosen, so daß allmählich ein ganz anderes Volk in Frankreich wohnt. Täglich wandern etwa 1100 Fremde in Frankreich ein, die es volklich unmöglich alle in sich aufnehmen und französisieren kann. Die Fremden rücken langsam in die Täler ein und besiedeln die verfallenen Höfe oder lassen sich in den Industrieorten nieder. Die Spanier sind schon zu Hunderttausenden über die Pyrenäen gewandert; noch mehr die Italiener, die größtenteils ihr Volkstum bewahren. In Südfrankreich gibt es schon zahlreiche rein italienische Dörfer, mit eigenen Schulen und Kirchen. In Lot-et-Garonne bewohnen die Italiener ein geschlossenes Gebiet von 30000 ha. Im Grenzdepartement Alpes Maritimes zählen die Italiener über 30 v.H. der Bevölkerung. Die ständigen Grenzstreitigkeiten zwischen Italien und Frankreich finden in dieser Italienisierung Südostfrankreichs ihre Erklärung.

Die Zahl der Fremden in Frankreich wird heute mit 2,5 Millionen angegeben. Tatsächlich dürfte ihre Zahl etwa 6 Millionen betragen. Wenn man neben den Fremden die Naturalisierten und Nachkommen fremder Volksteile zusammennehmen würde, so ergäbe sich weit über die Hälfte der französischen Bevölkerung. Das findet seinen Ausdruck in der zunehmenden inneren Zersetzung.

Dieses Frankreich will Europa und die ganze Welt unterjochen. Es tut es für seine zugewanderten Fremdlinge und nicht zuletzt für die Schwarzen Afrikas, die heute schon seine Mitbürger sind. Es ist wohl auch die Erkenntnis der eigenen Blutleere, die Angst vor dem Ende, die Frankreich in den sadistischen Taumel des letzten Jahrzehnts gestürzt hat, die es von den 20 Millionen Deutschen reden ließ, die zu viel auf der Welt sind. Farbige Heere hat es aufstellen müssen, weil sein eigener Nachwuchs nicht mehr ausreicht. Schwarze Regimenter halten Wacht am Rhein zur Schmach der weißen Rasse. Seine afrikanischen und syrischen Kriege hat Frankreich schon mit fremden Söldnern geführt. In Marokko haben deutsche Fremdenlegionäre für Frankreichs Ruhm und Machtgier ihr Blut vergossen. Es hat seine weißen Divisionen herabsetzen müssen, weil der Nachwuchs fehlt. Es hat neuerdings an seiner Ostgrenze gegen das wehrlose Deutschland mit dem Bau einer waffenstarrenden Erd- und Betonfestungslinie von den Alpen bis zum Meer begonnen: das Gegenstück des römischen Limes in Germanien zum Schutze des entkräfteten Rom.

Die Kolonien in Nordafrika gehen für Frankreich langsam, aber sicher verloren.

Im französischen Protektorat Tunis zählte man 1921 nur mehr 54477 Franzosen, hingegen 84819 Italiener. 1924 und 1925 sind allein wieder 7000 Italiener hier zugewandert. 1926 zählte man 89215 Italiener und 71020 Franzosen. Dieser allerdings beträchtliche Zuwachs der Franzosen schließt über 13000 — teilweise zwangsweise — Naturalisationen ein, sodaß nur 3500 auf Geburtenüberschuß und Zuwanderung entfallen.

Tunis wird bald italienisch sein. Wie hier sind auch in Algier, wo 1911 über 70000 Juden zwangsweise naturalisiert wurden, und Marokko neben den Franzosen und Spaniern die Italiener sehr zahlreich. Vor kurzem hat Italien gleichberechtigte Teilnahme an der internationalen Verwaltung Tangers gefordert. Es wird nicht mehr lange dauern und Frankreich wird von Italien aus dem Mittelmeer verdrängt sein, nicht durch Tanks, Flugzeuge und Kriegsschiffe, sondern durch Menschen.

England steht demgegenüber weit besser. Doch hat auch hier der Geburtenrückgang in großem Stil eingesetzt und 1926 zu einer Geburtenziffer von 17,8 geführt. Im ersten Vierteljahr 1927 weist England 167126 Geburten auf, dagegen 168770 Sterbefälle. Der Sterbeüberschuß beträgt also 1644 Köpfe. Die Wanderungen in die Dominien und Kolonien nehmen aus Menschenmangel immer mehr ab, was mit ein Grund für den Zerfall des britischen Imperiums ist. Man sehe sich daraufhin nur Südafrika an, wo sich Engländer und Buren gegenüberstehen.

Bisher hatten in Südafrika infolge der großen Zuwanderung die Engländer die Oberhand. Seit dem ziemlichen Ausgleich zwischen Zu- und Abwanderung kommen allmählich die Buren infolge ihrer größeren Fruchtbarkeit in die Mehrzahl. Die „Taal" genannte holländische Mundart wird heute von 51 v.H. Südafrikanern gesprochen, obwohl doch das Englische Weltsprache ist. Es gibt neben der kleinen Arbeiterpartei zwei große politische Parteien: die Burenpartei, die ein

unabhängiges Südafrika will und deren Führer Hertzog zurzeit Premierminister ist, hat im jetzigen Parlament bereits 63 Sitze inne gegen 53 Sitze der englischen Südafrikapartei mit Smuts an der Spitze, die Südafrika als Teil des britischen Imperiums ansieht. Dieser Gegensatz hat auch den Flaggenstreit hervorgerufen, der sich um den Union Jack, das Symbol der englischen Weltherrschaft, und um die Fahne Jan van Riebecks dreht.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika zeigen die alteingesessenen Yankees einen derartigen Geburtenrückgang, daß sie wohl schon in zwei bis drei Generationen vom Erdboden verschwunden sein werden.

In den Staaten Massachusetts und Rhode Island war die Fruchtbarkeit der eingeborenen weißen Bevölkerung schon um die Jahrhundertwende nur mehr drei Viertel so groß wie selbst die französische. Das Aussterben der Yankees macht sich nur nicht so bemerkbar, weil es durch die ungeheure Zuwanderung immer wieder verschleiert wird. Ebenso verdecken die hohen Geburtenziffern der Neuzugewanderten den Tiefstand der Geburtenziffer der alteingesessenen Amerikaner. Die Geburtenziffer der Eingewanderten ist etwa zweimal so hoch wie die der eingeborenen weißen Bevölkerung; dabei bezeichnet man als Eingeborene auch schon die Kinder der Zugewanderten. Ebenso sind bei den einheimischen Frauen zweimal so viel kinderlos wie bei den fremden.

Das alte Yankeeblut weicht immer mehr vor den Einwanderern zurück, besonders vor den äußerst fruchtbaren, aber ebenso minderwertigen Süditalienern, Polen und Rumänen. Die Fremden, selbst die Mulatten dringen immer mehr in die amerikanische Wirtschaft ein und rücken an die Stelle der kinderlosen Industriemagnaten und Bankkönige.

Die Vereinigten Staaten sind durch den Weltkrieg das reichste Land der Erde geworden. In aller Welt arbeitet heute amerikanisches Kapital. Und der Amerikaner ist auf seinen Reichtum stolz. So ist amerikanischer Reichtum die allgemeine Sehnsucht geworden, die amerikanische Theorie vom Reichtum in aller Welt anerkannt.

Aber die amerikanische Theorie vom Reichtum ist falsch. Nicht der Reichtum an Geld und Maschinen, sondern der an Menschen macht ein Volk wirklich reich. Die amerikanische Theorie vom Reichtum hat das amerikanische Einwanderungsgesetz möglich gemacht, das nicht so sehr aus Gründen der Auslese geschaffen worden ist, als um die Bevölkerung knapp zu halten. Durch dieses Gesetz soll ein ständiger Mangel an Menschen erreicht werden, um die Lebenshaltung der Massen auf der heutigen Höhe zu halten. Hier offenbart sich die ganze Tragik dieser Reichtumstheorie, an der zuerst die amerikanische Wirtschaft zugrunde gehen wird.

Dasselbe Prinzip der möglichsten Beschränkung der Einwanderung zur Hochhaltung des Lebensstandards verfolgt Australien. Unvergleichlich reich ist dieses Land an Wasserkräften, edlen Metallen und endlosen anbaufähigen Landflächen, die heute noch zu über 99 v.H. brach liegen. Die Bevölkerung beträgt etwa 6 Millionen bei 7,7 Millionen qkm Flächeninhalt. Die Australier können und wollen ihre Reichtümer nicht bewältigen, dulden aber doch nicht, daß Fremde zugreifen und ihnen helfen. Die Zuwanderung ist auf Betreiben der organisierten Arbeiterschaft bedeutend erschwert. Es dürfen nur Weiße einwandern, und zwar auch wieder nur größtenteils aus der Nordwesthälfte Europas. Jede Person, die an Land geht, muß ein Vermögen von 3000 Mark nachweisen.

Auch Deutschland ist allerdings schwer vom Geburtenrückgang befallen; es steht aber doch weit besser als die Weststaaten.

Seine Geburtenziffer ist 1926 wohl auf 19,5 herabgesunken, aber zugleich ist die englische noch weiter auf 17,8 gefallen, die französische auf 18,8, die schwedische und die der Schweiz bereits 1925 auf 17,5 und 18,4. Die Sterblichkeit ist nochmals um zwei Zehntel auf 11,7 gedrückt worden. Daß Deutschland — wie alle anderen Staaten — überhaupt einen Geburtenüberschuß hat, liegt nicht an seiner Fruchtbarkeit, sondern lediglich an seiner ungewöhnlich niedrigen Sterbeziffer. Die eheliche Fruchtbarkeitsziffer ist von 208 i. J. 1913 auf 148 i. J. 1924 gesunken. Nach der Lebenshaltungsstatistik des Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbandes treffen in seinen Kreisen auf jede Ehe nur mehr 1,4 Kinder.

Der Menschenmangel in Landwirtschaft und Großindustrie, besonders im Bergbau, der trotz der Arbeitslosigkeit der Städte immer mehr um sich greift, hat auch in Deutschland dazu geführt, daß polnische und italienische Arbeiter hereingeholt werden — oft spielt doch auch die geringere

Entlohnung gegenüber dem deutschen Arbeiter eine Rolle — ‚die sich vorübergehend oder dauernd niederlassen. 1925 sind in der Industrie offiziell 120723, in der Landwirtschaft 142694 ausländische Arbeiter beschäftigt gewesen. Der unheimliche Strom der fremden Arbeiter dringt immer tiefer in Deutschland ein, in alle Winkel und Lücken, die der Arbeitsbedarf offen läßt. Welche Gefahr die ausländischen Arbeiter für Deutschland bedeuten, das haben unsere abgetrennten Ostprovinzen gezeigt, besonders auch Oberschlesien, wo 1899 unter der ländlichen Arbeiterschaft erst 20 v.H. Polen waren, 1911 aber bereits 30 v.H., in manchen Kreisen sogar 40 v.H. Auch heute kann man in Preußen mehr und mehr das Einsickern des Slaventums feststellen. Das Land wird slavisiert, während in den Weltstädten das alte Preußentum zugrunde geht.

Das deutsche Volk ist noch rüstiger als die Bevölkerung der Weststaaten. Aber es fehlt ihm die genügende Bodengrundlage gegenüber dem Westen. Besonders schmerzlich ist der Verlust der Siedlungskolonien in Ost- und Südwestafrika.

Das Abendland ist im Rückgang und Niedergang: das steht fest. Wo — mit Ausnahme von Rußland — heute Weiße leben, mag es in Europa, in Amerika oder den anderen Erdteilen sein, gehen die Geburten zurück. Der Weiße faselt von der Übervölkerung der Erde und schränkt seine Geburten ein. Er tritt die Welt damit an diejenigen ab, die weiterzeugen. Und das sind die fremden Rassen, die immer mächtiger anwachsen.

1913 betrug Europas Bevölkerung 27,5 v.H. der Erdbevölkerung; heute zählt sie nur mehr gut 25 v.H. Westeuropa ist bereits so weit, daß ein neuer Krieg es zugrunde richten würde, da bei dem Fehlen des Nachwuchses für die Kriegsverluste kein Ersatz mehr vorhanden wäre; daher die Propaganda für die mechanisierte Armee besonders in England.

Im Osten aber ist heute ein riesiges Gebilde im Entstehen: das junge Russentum, aus dem Boden geboren, tief religiös. Die weiße Rasse ist hier bereits ganz anders geartet als im Westen; sie zeigt einen stark asiatischen, mongoliden Einschlag, der immer mehr hervortritt, je mehr sich Rußland von Europa abwendet und Asien zuwendet.

Die russische Seele ist unter der Decke des Bolschewismus im Erwachen begriffen. Die inneren Gegensätze zwischen Europa und Rußland werden immer tiefer. Die Abkehr des russischen Volkes, nicht der Sowjets, von Europa, das Ablösen von der müden Intelligenz des Westens und das Werden einer eigenen russischen Seele aus der russischen Erde sind gleiche Symbole eines jungen aufblühenden Menschentums. Jugend und Alter stehen sich immer deutlicher gegenüber. Hier die Mutter Erde, die heimatliche Scholle, Blut und Land, dort die steinerne Weltstadt, dem Lande abgestorben, der blutlose, intellektuelle Nomade: das scheidet Rußland und den Westen! Während die abendländischen Geburtenziffern um 20 stehen und weiter sinken, hat Rußland trotz der westlich-bolschewistischen Propaganda z. B. 1924 eine solche von 42,7 und auch diese Zahl gilt nur für Petersburg, Moskau und 51 zentrale Gouvernements. Das russische Bauerntum hat für sich gerechnet eine Geburtenziffer von über 50. Berlins Ziffer liegt dagegen um 10. Rußland hat einen Geburtenüberschuß von eineinhalb Millionen, die gleich große Bevölkerung von Deutschland, Frankreich, England und Schweden zusammen nur die Hälfte.

Eine ungeheure Menschenmasse ballt sich in Mittelasien zusammen; und sie wächst und wächst. Die Sowjetunion allein, deren gegenwärtiges Gebiet 1897 von 104 Millionen und 1914 von 135 Millionen Menschen bewohnt war, zählt heute etwa 150 Millionen. Wie lächerlich wirkt die „Randstaatenbarriere" (Finnland, Estland, Lettland, Litauen) mit ihren 8 Millionen gegen diese 150 Millionen, in denen es gärt, wie selten in der Weltgeschichte.

7. Die fremden Rassen

Der Niedergang der weißen Rasse, das Ersterben ihres instinktiven Rassestolzes, die geistige Verniggerung, das Geschrei von der Gleichberechtigung aller Menschen, das Nachlassen des Lebenswillens in unsren Menschen mit der dadurch langsam entstehenden Entvölkerung und nicht zuletzt die Alleinherrschaft der Wirtschaft, die keine Rassenunter-

Die farbige Invasion in Westeuropa

schiede, sondern nur die Billigkeit der Arbeitskraft kennt, hat uns heute bereits die Ansätze einer „friedlichen Durchdringung" des bisher rein erhaltenen europäischen Teils des Abendlandes durch die Angehörigen fremder Rassen gebracht. In den englischen Docks und auf den Schiffen werden schon weit über 60000 Chinesen und Ozeanier beschäftigt, die jährlich um etwa 7000 Mann anwachsen. Noch gefährlicher ist das ständige Einsickern afrikanischen Blutes in Südeuropa. Die Neger dringen in Unteritalien, Sizilien und der Pyrenäenhalbinsel beständig vor. In Spanien haben die unteren Klassen schon sehr viel Negerblut in den Adern; die Portugiesen sind damit vollständig durchsetzt. Lissabon ist zu einem Drittel vernegert.

Nicht weniger fortgeschritten ist die Vernegerung Frankreichs, das heute Zehntausende von Schwarzen im Lande zählt, denen es auch sein Bürgerrecht gegeben hat. Seine internationale Bevölkerung vermischt sich bereits langsam mit den Schwarzen und wird so allmählich zu einem Bastardvolke. Frankreich ist die gefährlichste Einbruchstelle der fremden Rassen in Europa, eine furchtbare Gefahr für das Abendland.

Die friedlich eingedrungenen oder hereingeholten fremden Rassen werden in nicht ferner Zukunft das Abendland überschwemmen. Infolge ihrer größeren Fruchtbarkeit werden sie die verfallende weiße Rasse bald an Zahl überflügeln. Die kräftigen fremden Rassen werden sich auch mit dem kranken Blut der weißen Rasse mischen. Das frische Blut wird das kranke aufzehren. Was für das sterbende Rom die zuletzt noch allein vorhandenen Germanen und Syrer waren, das werden für uns die fremden Rassen sein. Die Vermischung mit den fremden Rassen wird den Tod der weißen Rasse bedeuten.

Der Rassenkampf

Bedeutend schwerer als in Westeuropa hat die weiße Rasse heute schon in Amerika und Afrika zu kämpfen, von Asien ganz zu schweigen.

In den Vereinigten Staaten von Nordamerika rächt sich die frühere Einführung von Negern bereits bitter.[1]) Beim letzten Census 1920 zählte man 94,8 Millionen Weiße und 10,9 Millionen Farbige. Die Staaten Alabama, Florida, Georgia, Nord-Carolina, Luisiana sind zu gut einem Drittel von Farbigen bewohnt. In den Staaten Mississippi und Süd-Carolina ist nach dem letzten Zensus die schwarze Bevölkerung sogar größer als die weiße. 17 v.H. der Landgüter in den Vereinigten Staaten sind in den Händen von Negern, obwohl auch sie bereits in die Städte drängen. Die Fruchtbarkeit der Neger in den ländlichen Südstaaten ist mehr als doppelt so groß wie die der städtischen Yankees.

In den Südstaaten mit ihrem vielen Negerblut ist die Zahl der Kinder bedeutend höher als in den Nordstaaten. Während hier die Zahl der Kinder unter 1 Jahr auf 1000 der Bevölkerung um 18 liegt, beträgt sie in Nord-Carolina 28,2, in Süd-Carolina 27, in Alabama 26,7, in West-Virginia 26,3, in Georgia 25,2 und in Mississippi 24,7.

Die Südstaaten werden allmählich vollständig vernegern, während das Negerblut auch in den Großstädten Neuenglands um sich greifen wird. Der Geburtenrückgang der Weißen und die Eindämmung der Zuwanderung sorgen dafür.

Neben den Negern nehmen die Indianer, die schon am Aussterben waren, wieder an Volkszahl zu. Im Jahre 1900 zählte man 270544, 1925 dagegen 349595 Indianer. Besonders zeigt sich diese Erscheinung in Alaska, wo von 1910 bis 1920 die weiße Bevölkerung um über 23 v.H. abgenommen hat, während die Zahl der Indianer um 5 v.H. gestiegen ist.

Verhängnisvoll kann für Amerika noch der ungeheure Zustrom der gelben Rasse werden. Neben den 61739 Chinesen, die man 1920 in den Vereinigten Staaten zählte, treten besonders die Japaner hervor. Im Jahre 1880 zählte man hier erst 148 Japaner, 1920 bereits 110010, die fast alle in den Pazifikstaaten sich niedergelassen haben. Sie vermehren sich bedeutend schneller als die Amerikaner, so daß es möglich ist, daß eines Tages Japan den Westen der Vereinigten Staaten, besonders Kalifornien, als japanisches Land beansprucht.

[1]) Vgl. hierzu Erich Brock, Die Negerfrage in den Vereinigten Staaten, Septemberheft 1926 der S. M. „Die Fremdenlegion".

Auf Hawaii ist dieser Zustand fast erreicht. 1880 lebten hier 86 Japaner; 1925 aber standen den etwa 8—10000 Amerikanern bereits über 125000 Japaner gegenüber.

In Mittelamerika geht die weiße Rasse rasend schnell zurück. Die Weißen Mexikos machten um die Jahrhundertwende noch 3 Millionen unter 15 Millionen Bewohnern aus. Heute zählen sie noch 2 Millionen und werden von den Indios immer rascher verdrängt.

Die großen Männer Mexikos sind durchwegs Indios. Der größte mexikanische Maler Miguel de Gabrera war ein Indio, ebenso Panduro und Velasquez; Indios sind auch der große Dichter und Redner Altamirano, der Pädagoge Estaban, Bischof Nicolas del Puerto, Erzbischof Mungia de Michoacan und viele andere große Männer.

Die Indios Mexikos haben bereits die Staatsgewalt den Weißen entrissen. Calles ist nicht so sehr Sozialist als Indio. Der Kampf gegen den Katholizismus hat den Rassenhaß als Hintergrund. Es geht um den Sieg der unterdrückten roten Rasse gegen die kapitalistische weiße Oberschicht.

Der erbitterte Kampf in Nicaragua, von dem vor nicht langer Zeit zu hören war, hat ebenfalls keinen anderen Grund. Es war der Kampf der Indios unter General Sandino gegen die „Yankees", die kaum ein Sechstel der Bevölkerung ausmachen. Die übrigen Staaten Mittelamerikas zählen fast keine Weißen mehr. Guatemala ist ein reiner Indiostaat; Britisch-Honduras zählt Indios und Neger. In der Republik Honduras gibt es nur mehr 2 v.H. Weiße, in Salvador gut 0,5 v.H., in Costa Rica und Panama überhaupt keinen reinen Weißen mehr.

Wie in Mittelamerika der Weiße vom Indio verdrängt wird, so auf den Inseln im mexikanischen Golf vom Neger. Es ist ganz gleichgültig, ob er sich mit Farbigen mischt oder nicht: er geht so und so zugrunde. Es ist nur noch eine Frage der Zeit, daß die Inseln und Teile des Mississippitales reine Negerstaaten werden, während ganz Mittelamerika mit Mexiko und der nördliche Teil von Südamerika Indiostaaten werden. Die Geburtenziffern der Farbigen Mittel- und Südamerikas pendeln zwischen 30 und 50, während die weiße Schicht über diesen Gebieten immer dünner wird.

Der Negerstaat Haiti zählt nur mehr Neger und Mulatten; Cuba hat noch 70 v.H. „Weiße", in deren Adern aber zum größten Teil schwarzes Blut fließt; Jamaika zählt nur noch 1 v.H. Weiße; die übrigen Inseln sind ausschließlich von Negern, Mulatten, Mestizen und Kreolen bewohnt.

In Südamerika steht die weiße Rasse nicht so schlecht wie in Mittelamerika. Doch muß sie auch hier vor Indianern und Negern immer mehr zurückweichen.

Venezuela zählt nur noch etwa 1 v.H. „Weiße", Ecuador 8 v.H., Columbien 10 v.H., ebenso Bolivien, wo kürzlich der Indianeraufstand gegen die Weißen den Stand der Dinge enthüllte. Peru zählt noch 12 v.H. Weiße, die rasch abnehmen. Die Bevölkerung Chiles ist ein Gemisch zwischen Kreolen und Weißen. Brasilien hat 40 v.H. Weiße, hauptsächlich infolge Zuwanderung, aber trotzdem erringen Neger und Indianer allmählich den Sieg und drängen die Weißen zurück. In Paraguay überwältigen Indianer und Neger ebenfalls das weiße Blut; ähnlich in Uruguay. Argentinien hat größtenteils weißes Blut infolge des bedeutenden Zuströmens von Europäern, hauptsächlich der Mittelmeerrasse. Die Weißen Argentiniens sind aber zum Teil bereits schwärzlich.

In Afrika ist neben der Besiedlung des Mittelmeerrandes die Südafrikanische Union der einzige größere weiße Staat. Aber die weiße Rasse wird sich auch hier nicht auf die Dauer halten können. Die Neger vermehren sich bedeutend schneller als die Weißen. So zählte man bei der Volkszählung von 1921 auf 1000 Weiße nur mehr 25,7 Kinder unter 1 Jahr, während auf 1000 ansässige Asiaten und Mischlinge 30 kamen und auf 1000 Neger gar 50,6! Die Neger haben also die doppelte Zahl Kinder. Infolge dieser geringen Geburtlichkeit haben sich auch die Weißen trotz der großen Zuwanderung, z. B. in der Kapkolonie, von 1865 bis 1921 nur um 258 v.H. vermehrt, die Farbigen hingegen um 577 v.H., das ist weit mehr als das Doppelte. Die weißen Beherrscher Südafrikas schrumpfen daher immer mehr zusammen und machen heute nur mehr etwa 20 v.H. der Gesamtbevölkerung aus, in Natal gar nur mehr 10 v.H., während die Neger gewaltig anwachsen. Südafrika wird allmählich wieder schwarz. Die Bantus emanzipieren sich bereits

von der weißen Herrschaft, gründen eigene Gewerkschaften und versuchen mit allen Mitte schwarzer Propaganda die Gleichberechtigung mit den Weißen zu erlangen, was n dem sofortigen Ende der weißen Herrschaft in Südafrika und damit auch bald im ganz übrigen Afrika, wo ja nur wenig Weiße wohnen, gleichbedeutend wäre.

Die Weißen in Ostasien sind von vornherein dem Untergang geweiht. In Indien, Chi und auf den Philippinen, wo sie überall schnell aussterben, werden sie keine Spur in der B völkerung hinterlassen. Die Zahl der Spanier auf den Philippinen beträgt heute kaum me $^1/_{10}$ v.H., die der Holländer auf ihren hinterindischen Besitzungen ist auf $^1/_3$ v.H. gesunken.

Nur in Australien hält sich die weiße Rasse heute noch. Farbige dürfen nicht zuwande Es ist — hinter aller Beschränkung jeder Einwanderung, um die Lebenshaltung hoch halten — der Traum der Australier, ein großes Reich der Weißen zu schaffen, in dem kei farbigen Rassen geduldet werden. Tatsächlich zeigt aber nun die Bevölkerung infolge d geringen Geburtlichkeit und Zuwanderung eine so kleine Zunahme, daß man erwart kann, das trostlos übervölkerte Japan wird eines Tages — wenn nötig mit Gewalt in diesem fruchtbaren und fast unbewohnten Lande einen Teil seiner Bevölkerung ansiede bevor die Weißen hier auch nur eine nennenswerte Stärke erreicht haben.

Die farbige Nemesis

Den furchtbaren Gefahren, die der weißen Rasse des Abendlandes im Geburte rückgang, in der Vermischung mit fremden Rassen und im Untergang in den fremd Rassen erstanden sind, steht noch eine andere riesige Gefahr zur Seite, die wohlgeme auch durch das Abendland heraufbeschworen ist: Das Erwachen der fremden Rassen Der gelbe, schwarze und rote Erdteil haben lange geträumt; es war ein Jahrtausend müd und welken Dahinschlürfens über den heiligen Boden alter Größe, während die Son Europas über ihnen aufging. Das Abendland hat Asien und Afrika und besonders Amer europäisiert und seinem Einfluß zugänglich gemacht. Ihrer Kraft bewußt geworde dehnen sie die Glieder. Es ist kein ursprüngliches Erwachen, kein neues Denken und Fühle kein großes Werden, was sich hier vorbereitet. Es ist nichts als ein Reagieren auf Europ

Das Verhältnis des Abendlandes zu den fremden Rassen ist heute dasselbe wie einst zwisch Ägypten und den Libyern, zwischen dem Reich des Islam um 900 und den Türken, zwischen d kaiserlichen Rom und den Germanen. Die Gefahr ist ungeheuer!

Europa hat den unterdrückten Erdteilen zu offen gezeigt, wie degeneriert es ist, wie wen urwüchsig kräftiges Blut, wie wenig Religion und Moral hinter seiner Zivilisation steht; hat ihn auf den Schlachtfeldern des Weltkrieges den Ekel und die Verachtung vor der weißen Rasse gebrac hat ihnen die Schwäche des Westens geoffenbart. Noch schlimmer, es hat sie den Kampf gegen weiße Rasse gelehrt und in ihnen das Gefühl der Gleichberechtigung und der Kraft, ja der Üb legenheit wachgerufen. Der Weltkrieg hat das Ansehen der weißen Rasse endgültig untergrab

Bereits 1914 hat ein Japaner vom jämmerlichen Zusammenbruch der sog. westlich Zivilisation gesprochen. Heute gehen die christlichen Missionen in China, Indien und Afr langsam verloren; buddhistische Missionare ziehen bereits durch das Abendland, um Weißen zu Buddha zu bekehren. China vertreibt schon die Fremden; in Indien, Syrien, in Ägypten, in Afrika, in allen Kolonien der europäischen Staaten gärt es. Mä tige Kolonialreiche wie das britische wanken. Der gelbe Osten, der Islam von Java zum Atlantischen Ozean bedroht das Abendland. 1200 Millionen Farbige, barbari stark, fruchtbar, die ein instinktiver, nicht durch Völkerversöhnungstheorien geschwäch Haß gegen ihre weißen Peiniger eint, stehen gegen das zerfallende Abendland.

Der stärkste Feind des Abendlandes ist wohl Japan. Dieses schmale Inselreich hat einer Fläche, die wenig größer ist als Deutschland, über 84 Millionen Menschen. eigentlichen Japan trafen bei der Volkszählung 1925 auf den qkm 157 Einwohner. Da sind wegen der vulkanischen Natur des Landes im Innern weite Strecken nicht bewo bar. An der Küste drohen ständig Überschwemmungen. Das übrige fruchtbare Land

[1]) Vgl. Novemberheft 1926 der S. M. „Das erwachende Asien".

daher so dicht besiedelt, daß die Landwirtschaft nur in gartenmäßigem Anbau betrieben werden kann. In den Städten können wieder wegen der vielen Erdbeben keine hohen Häuser gebaut werden; also besteht auch hier keine Möglichkeit zur Unterbringung der Massen. Und dabei wächst die Bevölkerung ungeheuer an. Die jährliche natürliche Zunahme beträgt zurzeit etwa 900000 Köpfe und wird bald die Million erreicht haben, weil die Geburtenziffer ständig im Steigen ist. Sie betrug im Jahrzehnt 1871/80 24,1 und stand 1925 bereits auf 34,9. Alle Errungenschaften der abendländischen Zivilisation hat sich dieses Land in den letzten Jahrzehnten angeeignet, so daß es nicht selten zu unserer Zivilisation gerechnet wird; nur Ehescheu und Kinderlosigkeit kennt es vorerst nicht. So ist es kein Wunder, wenn in Japan der Imperialismus immer mehr hervortritt. Dieses Volk braucht Raum. Die Annexionspläne Japans in der Mandschurei sind bekannt. Von China hat es das Recht erhalten, in der Ostmongolei zu siedeln. Die früheren deutschen Karolinen, Marianen und Marshallinseln sind Fühler nach Australien. In aller Welt findet man heute schon Japaner, die im Mutterland keinen Platz mehr haben, in China, in den Vereinigten Staaten, auf den Inseln des Pazifik, selbst in Europa. Hinter dem friedlichen Einwanderer steht die hervorragend geführte, mit allen Mitteln moderner Kriegskunst vertraute militärische Großmacht Japan. Man fühlt das Herannahen der furchtbaren Auseinandersetzung zwischen der weißen und der gelben Rasse, die im „Stillen" Ozean und in der Mandschurei ihren Ausgangspunkt haben dürfte.

Hinter dem gelben Osten steht gerade für uns die schwarze Gefahr nicht zurück. Die Neger sind sich seit dem Weltkrieg ihrer Zusammengehörigkeit bewußt geworden. Der Islam bekehrt den schwarzen Erdteil mit ungeheurem Erfolg bis zum Kongo hinab und weckt ihn auch politisch. Den Ruf „Afrika den Afrikanern!" hört man heute am Kap und am Kongo nicht leiser als im Rif. Die Schwarzen brauchen nur noch Waffen und Führer. Die Waffen drückt ihnen Frankreich in die Hand und wird dabei planmäßig von den amerikanischen Negern unterstützt. Die nach Hunderttausenden zählende, mit den modernsten Waffen ausgerüstete Negerarmee in Nordafrika, wo ein Netz strategischer Bahnen zwischen Algier, dem Sudan und dem Tschadsee im Bau begriffen ist, ist heute schon die Herrin Afrikas, wenn sie will.

Neben dem Kampf gegen den Geburtenrückgang, gegen die Vermischung mit den fremden Rassen und gegen das Verbrechen Frankreichs an der weißen Rasse ist die heute dringlichste Forderung wohl der Zusammenschluß der am Geburtenrückgang dahinsiechenden weißen Rasse gegen die gelbe, schwarze und auch rote Gefahr, eine europäische Mauer gegen die Übermacht der fremden Rassen. Jetzt, wo sich diese zu regen beginnen, darf das Abendland nicht kampfesmüde sein, darf nicht vom „Weltfrieden" träumen. Denn dieser Weltfrieden würde den Verzicht des Abendlandes auf den Kampf mit den fremden Rassen bedeuten und damit die uneingestandene Bereitschaft, deren Beute zu werden.

8. Kampf dem Geburtenrückgang!

Der Geburtenrückgang ist noch in allen Zivilisationen bekämpft worden, sobald er sich einmal stärker bemerkbar machte und eine Abnahme der Bevölkerung erzeugte.

Erinnert sei an einige besonders markante Tatsachen. So befaßte sich im alten Babylon schon zur Zeit der 3. Dynastie von Ur ein sumerisches Gesetzbuch mit Maßnahmen gegen den Geburtenrückgang, besonders aber das Gesetzeswerk Hammurabis. Ebenso zielten in Ägypten zahlreiche eherechtliche Bestimmungen und die Regelung der Kinderfrage auf eine Förderung der Kindererzeugung hin. In Indien konnte bei Unfruchtbarkeit einer Ehe ein anderer Mann oder eine andere Frau zur Erzeugung eines Nachkommen einspringen. In China gab es neben der gewaltigen Sittenlehre des Konfutse ebenfalls verschiedene Maßnahmen zur Hebung der Bevölkerungsziffer. Die spartanischen und athenischen Maßnahmen gegen die Ehescheu und Kinderlosigkeit sind im allgemeinen bekannt. In Rom gab es zuerst ein aes uxorium, das war das Recht der Zensoren, die Steuersumme wegen des ehelosen Standes des Steuerpflichtigen zu vervielfältigen. Cäsar

gewährte unter anderem gesetzliche Prämien für Kindererzeugung; ebenso verordnete er in seiner lex agraria de Campano dividendo, daß die campanischen Domänen nur an Bürger mit drei und mehr Kindern verteilt werden sollten. In ganz entschiedener Weise ging Kaiser Augustus gegen die Ehelosigkeit und den Geburtenrückgang durch seine Ehegesetze vor, die unter dem Namen lex Julia et Papia Poppaea zusammengefaßt wurden, und die eine Ergänzung in der lex Julia de adulteriis erhielten. Nach diesem Gesetz mußte geheiratet werden; die Ehelosen waren unter anderem unfähig, eine Erbschaft anzutreten; die kinderlosen Eheleute konnten nur die Hälfte von ihnen zufallenden Vermächtnissen erben und nur ein Zehntel ihres Vermögens einander testieren. Die Kinderreichen hatten bedeutende Vorteile im öffentlichen Leben usw. Unter den späteren Kaisern kämpfte gegen den Geburtenrückgang noch besonders Tiberius an, ferner Nerva und Trajan durch ungeheure Alimentationsstiftungen, selbst für Kinder aus höheren Ständen, dann Kaiser Hadrian, der so weit ging, daß er Verbrechern, die Väter waren, je nach der Zahl ihrer Kinder einen größeren oder geringeren Teil ihrer Strafe erließ. Auf eine Förderung der Kindererzeugung waren ebenso die arabischen wie die aztekischen und tezcucanischen Ehe- und Sklavengesetze eingestellt.

Im Abendland zeigen sich ebenfalls — besonders in Frankreich — bedeutende Ansätze des Kampfes gegen den Geburtenrückgang. Aber man schielt doch noch auch ein wenig nach der Gegenseite, spricht von Übervölkerung und von der notwendigen Verminderung der Menschheit; allerdings mehr aus Bequemlichkeit als aus Überzeugung. Der Mann der gegen die Geburtenbeschränkung auftritt, ist der Masse, besonders der höheren, und der Frauenwelt verhaßt. Kaiser Augustus in Rom genoß höchste Verehrung; aber im Kampf gegen Ehescheu und Kinderlosigkeit war er bei der Masse verrufener als der schlimmste Verbrecher. Es geht heute Mussolini nicht anders.

Mit anderer Absicht, aber gewissermaßen doch bereits als erste Vorboten des Kampfes gegen den Geburtenrückgang sind schon vor einem Jahrhundert in Frankreich zur Unterbringung unehelicher Kinder die Findelhäuser aufgekommen. Neuerdings haben auch in Deutschland bedeutende Persönlichkeiten wie Cramer-Klett den Gedanken aufgenommen. Auf dem 44. deutschen Ärztekongreß in Leipzig 1925 ist Nassauer warm dafür eingetreten. Allerdings sind die Findelhäuser alten Stils wie in Frankreich und Italien eher volkszerstörend als volkserhaltend. In Frankreich starben in der ersten Zeit volle 60 v.H. der Kinder im ersten Lebensjahr. Im Findelhaus Santa Cosa dell'Annunziata in Neapel sind im Jahre 1896 von 853 Säuglingen 850 gestorben! Nach Professor Valagussa beträgt die Sterblichkeit in vielen italienischen Findelhäusern auch heute noch 98—99 v.H. Das ist nicht der wahre Zweck des Findelhauses!

Sehen wir uns die Maßnahmen gegen den Geburtenrückgang in einigen Staaten an. Frankreich hat bereits zahllose Maßnahmen gegen den Geburtenrückgang ergriffen[1]). Es schuf z. B. durch Gesetz vom 14. Juli 1913 eine staatliche Unterstützung für bedürftige Familien mit vier und mehr Kindern. Auch stellt es heute unter anderem seine Steuern in den Dienst der Bevölkerungspolitik.

Bei der allgemeinen Einkommensteuer ist für jedes Kind des Steuerpflichtigen ein Teil des Einkommens steuerfrei; ferner werden Abschläge von der Steuer gemacht, während der unverheiratete Steuerpflichtige, ebenso Ehepaare ohne Kinder bedeutende Zuschläge zu zahlen haben. In gleicher Weise richtet sich die Erbschafts- und Schenkungssteuer nach der Zahl der Kinder.

In Deutschland kann man von einer eigentlichen Bekämpfung des Geburtenrückgangs kaum sprechen. Maßnahmen wie Bekämpfung des Alkoholgenusses, Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, Beschränkung und Kontrolle der öffentlichen Vergnügungen in gewissem Grade auch Fürsorge für kinderreiche Familien[2]), Wohnungsfürsorge, Bodenreform und Heimstättenwesen tragen mehr einen sozialpolitischen Charakter und sind auf auf wirtschaftliche und sittliche Momente gegründet. Ein gerechter Schutz der kinderreichen Familien spielt besonders in der Steuergesetzgebung eine Rolle; man sehe sich daraufhin z. B. unsere Einkommensteuer, Lohnsteuer und Vermögenssteuer an. Ebenso erhalten

[1]) Sie sind bei Harmsen, Bevölkerungsprobleme Frankreichs zu finden.

[2]) Vgl. Reichsverfassung Art. 119. — Sie haben sich in einem „Reichsbund der Kinderreichen Deutschlands zum Schutze der Familie" zusammengeschlossen.

die Beamten für Kinder eine allerdings äußerst niedrige Kinderzulage. Das Erbschafts-steuergesetz von 1925, nach dem Ehegatten erbschaftssteuerpflichtig sind, ausgenommen wenn sie Kinder haben, kann als Ansporn zur Kindererzeugung gelten.

Ungarn ist dabei, ein Gesetz zu schaffen, in dem scharfe Besteuerung der Junggesellen und Kinderlosen vorgesehen ist. Aber auch Eheleute mit nur einem Kind sollen besteuert werden, um dem Überhandnehmen des Einkindersystems entgegenzuwirken. Ungarn sorgt auch für seine Kinder. Der erste Paragraph des ungarischen Kinderschutzgesetzes lautet: „Jedes Kind, welches durch die Seinigen nicht versorgt werden kann, hat Anspruch auf Versorgung durch den ungarischen Staat".

In den Vereinigten Staaten gewährt die Bundeseinkommensteuer den Verheirateten größere Freiheit als den Alleinstehenden und gestattet weitere Abzüge für die „wirtschaftlich Abhängigen", wozu natürlich besonders die minderjährigen Kinder rechnen. Die Erbschaftssteuer ist ähnlich eingestellt.

In diesem Zusammenhang sei auf die künstliche Sterilisierung von Schwachsinnigen und Verbrechern hingewiesen, wie sie die Vereinigten Staaten seit einiger Zeit durchführen und wie sie auch z. B. in der Schweiz Eingang gefunden hat. Sie sollte auch in Deutschland so bald wie möglich durchgeführt werden.

Sehen wir uns noch zum Schluß die italienische Bevölkerungspolitik seit Mussolini an. Mussolini ist ein erbitterter Gegner der Malthusschen Lehre: „Italien muß, um in der Welt zu zählen, an der Schwelle der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts eine Bevölkerung von nicht weniger als 60 Millionen aufweisen. Tatsache ist, daß das Geschick der Nationen an ihre demographische Potenz gebunden ist". So hat er seine Bevölkerungspolitik aufgebaut, die im Gegensatz zu allen anderen das Volk über die Wirtschaft stellt. Er schlägt die „Schlacht der Geburten", wodurch Italien heute schon Frankreich überflügelt hat und zu einer Großmacht geworden ist. Er hat eine Junggesellensteuer geschaffen, ebenso eine Steuer für die unfruchtbaren Ehen angekündigt. Zur Hebung des Landes und der Landsiedlung hat er die „Getreideschlacht" geschlagen; Anbau und Ertrag des Bodens sind bedeutend gestiegen. Er hat ferner vom rein bevölkerungspolitischen Standpunkt aus das Dekret gegen die Überindustrialisierung der Städte erlassen. Besonders deutlich hat sich die Erschwerung der Auswanderung in der bedeutenden Zunahme der Bevölkerung gezeigt, die 1925 bereits 42 Millionen überschritten hat.

Wie war es nun um den Erfolg der Bekämpfung des Geburtenrückgangs in den vergangenen Kulturen bestellt? Mit einziger Ausnahme Chinas, wo die Sittenlehre des Konfutse gute Früchte trieb und wenigstens einigermaßen die Entvölkerung der chinesischen Mutterlandschaft hintanhielt, sind alle Maßnahmen der vergangenen Kulturen zur Bekämpfung des Geburtenrückgangs letzten Endes nutzlos gewesen. So spricht z. B. zur Zeit des ausgehenden Römertums Tacitus von der Erfolglosigkeit des papisch-poppaeischen Gesetzes. Die Erfolglosigkeit tritt uns in so ziemlich allen sterbenden Kulturen entgegen, und zwar besonders in der trotz aller Gegenmaßnahmen ständig zunehmenden Entvölkerung. So halfen alle Bekämpfungsmaßnahmen der Antike nichts, was schließlich die Kaiser nach Hadrian selbst erkannten. Nur die massenhafte Zuwanderung von Barbaren bewahrte Rom — wie die meisten niedergehenden Kulturen — vor der vollständigen Verödung. Ebensowenig Erfolg haben bisher alle Maßnahmen Frankreichs zur Bekämpfung des Geburtenrückgangs gezeigt.

Was will nun Deutschland heute tun, um sein Volk vor dem allgemeinen Untergang zu bewahren?

Wir Deutsche, die wir in der Lebenskraft unseres Volkstums noch weit besser stehen als Frankreich, England und Amerika, haben Aussicht, unsere Geburtenziffer wenigstens auf einige Jahrzehnte hinaus auf dem heutigen Stand halten zu können, wenn wir die richtigen Wege mit aller Tatkraft beschreiten. Das nächste Jahrhundert ist die Brücke zur

Zukunft, deren sich schon heute in den unteren Schichten leise andeutende Rückkehr z den Formen germanisch-gotisch-katholischer Religiosität, allerdings ohne jede schöpferisch Urkraft, wieder eine primitive Fruchtbarkeit unserer Menschen bringen wird — voraus gesetzt, daß es solche dann noch in größerer Zahl gibt. Wenn Deutschland diese Zeit m einer einigermaßen starken und lebenswilligen Bevölkerung zu überwinden verma dann kann das deutsche Volk vielleicht für das nächste Jahrtausend gerettet werden. Fü Frankreich, teilweise auch bereits für die angelsächsische Welt ist diese Hoffnung schon vorbe

Welche Wege hat nun Deutschland einzuschlagen, um seine Geburtenziffer wenigsten einigermaßen auf ihrem heutigen Stande zu erhalten? Wir haben gesehen, daß alle Ge setze und Maßnahmen nichts helfen, die nur mit Belohnungen, Zwang, Strafen und Ge walt zum Ziel zu kommen glauben. Bedeutend mehr Erfolge verspricht schon die cäsarisch Bevölkerungspolitik Mussolinis, die in den Kämpfen des Kaisers Augustus um die Erhaltun des römischen Volkstums ihr großes Ebenbild findet und auch für Deutschland zum Vor bild werden sollte.

Es wird der Vorschlag gemacht, den Geburtenrückgang durch „Züchtung" zu bekämpfen Dann werden wieder wie in den alten Kulturen Alimentationen, Ackerverteilungen un Ehegesetze verlangt und geschaffen. Aber der Geburtenrückgang geht trotzdem weite Er ist eben keine Sache des Körpers, sondern der Seele. Was helfen alle rein äußerliche Maßnahmen, wenn der Mensch keine Kinder mehr will? Von diesem Fehlen des Willen zum Kinde muß alle Bekämpfung des Geburtenrückgangs ihren Ausgang nehmen: De Wille zum Kinde muß geweckt werden. Es muß eine seelische Umstellung unsere Menschen erreicht werden, dergestalt, daß wieder diejenige Ehe als vernünftig und wün schenswert empfunden wird, in der Mann und Frau eins sind und in der die Frau Hausfra und Mutter ist. Das ganze Leben unseres Volkes müßte von dieser Idee beherrscht sei Die Grundpfeiler des ganzen Gebäudes wären Ahnen- und besonders Nachkommenkul

Diese seelische Umstellung, die notwendig religiös-ethischen Charakter tragen mu ist die Grundlage der Bekämpfung des Geburtenrückgangs. Dazu müssen dann als blos Ergänzung die entsprechenden Maßnahmen kommen: Erziehung der Jugend zur Arbe nicht zum Sport; zur wahren Heimatliebe, nicht zum ungezügelten Wandertrieb, der n die Wurzel späterer Unzufriedenheit und Vaterlandslosigkeit ist; Bindung an den Bode Kampf gegen Landflucht, Alkoholismus, Sittenlosigkeit; Kampf besonders gegen d Auswüchse der Frauenemanzipation, gegen die Dirne; gegen die gesetzliche Erleichteru der Ehescheidung; gegen die Milderung der Abtreibungsstrafen. Richtige Säuglingsfürsorg nämlich durch die Hand der Mutter, nicht in Anstalten; Kampf gegen den neomalthusi nistischen Zug in der Säuglingsfürsorge; Mutterschutz. Bedeutende Senkung der Besoldu der ledigen Beamten und Zuführung des ersparten Teils an kinderreiche Beamte. Ho Junggesellensteuer; wirtschaftliche Sicherung und Begünstigung der kinderreichen auf Kost der kinderarmen Familien und besonders der Junggesellen; die Belastung der Junggesell darf so hoch sein, daß sie sich wirtschaftlich schlechter stellen als die kinderreichen Familie zugleich für die Mütter die Möglichkeit, nicht mehr im Erwerb tätig sein zu müssen, dar sie sich ganz ihren häuslichen Pflichten und der Erziehung ihrer Kinder widmen könne weitgehende Vorteile im Erbrecht und im öffentlichen Leben; Wahlrecht nur für Mütt Besonderer Schutz der unehelichen Kinder: Unterhaltspflicht sämtlicher in Betra kommender Väter (Änderung von § 1717 BGB); ländliche Findelhäuser unter kirchlic Betreuung, Zuweisung von unveräußerlichem Grund und Boden bei Entlassung.

Es handelt sich um die Zukunft unseres Volkes. Es dürfen hier keine Mittel und We gescheut werden. Über dem Wohl des einzelnen steht die Pflicht gegen die Gesamth gegen unser Volk, gegen unsere Vergangenheit und gegen unsere Zukunft.

Wissenschaftliche Rundschau

Über die Aufgaben der Chemie

Vortrag, gehalten vor der Hauptversammlung der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft in Stuttgart am 13. November 1927

Von Richard Willstätter in München

Die Aufgaben der Chemie beziehen sich auf die Körper der anorganischen und der belebten Welt, auf die Methoden, die Stoffe zu erzeugen und zu verwandeln, auf die Theorien, welche die Gesetze der Reaktionen beherrschen und den Aufbau der Materie aus kleinsten Teilchen erhellen. Von den Bestandteilen der Erdkruste wurden zuerst die am leichtesten chemisch zu verarbeitenden ausgenützt. Daher beruhten frühere Kulturen auf den einfachen Metallurgien der Bronze und des Eisens. Erst um die letzte Jahrhundertwende begann dank den Hitzegraden des elektrischen Ofens das in der Erdkruste meist verbreitete Metall der Tonerde neben das Eisen zu treten, das Aluminium. Langsam fügen sich andere vernachlässigte Elemente wie Titan, Tantal, Mangan, Cer, Vanadin und Wolfram in die Reihe der Gebrauchsmetalle ein. Sie sind nicht selten, es gibt z. B. viel mehr Titan als Schwefel in der Erdrinde, nur erfordert die Verarbeitung höhere Technik. Das Eisen wird jetzt statt allein durch den Jahrtausende lang geübten Zusatz von Kohlenstoff noch besser durch Legieren mit Nickel, Chrom und anderen Metallen veredelt zu nicht rostenden, hitzebeständigen und sonstigen wertvollen Stahlsorten. Aber dieser Fortschritt vollzieht sich langsam. Es entsteht noch zuviel Rost auf der Welt, und wir zahlen den schlechten Eigenschaften des wetterunbeständigen Gebrauchsmetalls noch zuviel Tribut. Im Grabe Tut-ench-Amuns lag ein Dolch, der, wie mir der englische Stahlindustrielle Sir Robert Hadfield erzählte, die Jahrtausende hindurch völlig blank geblieben ist. Leider ist keine Probe davon analysiert. Es gibt wichtige Ziele in der Chemie der Legierungen, in der Untersuchung der Einflüsse, die Zusätze von Fremdmetallen auf die atomare Konstitution und auf das Verhalten z. B. des Eisens ausüben. Die Chemie hat zumeist die Verbindungen vorgezogen, die Erforschung der Gemische ist nicht weniger wichtig.

Die Chemie der Kohlenstoffverbindungen hat ihre ersten großen Aufgaben in den Gruppen von Naturprodukten gefunden, aus denen sich die pflanzliche und tierische Welt hauptsächlich aufbaut, in den Fetten, Kohlehydraten und Eiweißstoffen. Es gibt zwei Hauptklassen von organischen Substanzen. In der Natur herrscht die eine vor, die Fettreihe. Für die andere, die aromatische Reihe, ist die ergiebigste Quelle der Steinkohlenteer, der seit der Entwicklung der Leuchtgasindustrie und der Kokerei Anilin und Karbolsäure geliefert hat, die Grundlagen für die künstlichen Farbstoffe und die synthetischen Arzneimittel. An diesen sog. aromatischen Körpern hat sich ein halbes Jahrhundert lang überwiegend die Kunst der chemischen Verfeinerung geübt. Vernachlässigt blieb die Synthese, wenigstens für den großen Maßstab, in der Fettreihe, in der man sich, z. B. bei den Fetten selbst, bei den Zuckern, bei Glyzerin, Alkohol und Petroleum im wesentlichen auf die Arbeit des Raffinierens beschränkte. Erst seit kurzem schafft die Synthese wertvolle Stoffe aus Azetylen, das Wöhler im Jahre 1862 aus Kalziumkarbid erhalten hat, ein Menschenalter zu früh. Erst seit kurzem liefern chemische Umwandlungen des amerikanischen Erdöls eine Anzahl von Alkoholen und ihren Verbindungen. Erst seit einigen Jahren hat unsere Industrie in großem Maßstab Kohlenoxyd in Holzgeist und in eine schöne Schar von Verbindungen der Fettreihe umzuformen gelernt.

Die organisch-chemische Synthese ist vor 100 Jahren von Wöhler, dann von Kolbe in Deutschland begründet, von Berthelot in Frankreich, von dem Engländer Frankland weiter gefördert worden. Ihre bedeutendste Aufgabe in Angriff zu nehmen, hat die Synthese gezögert. Es ist die Schaffung von Nahrungsmitteln. Dafür bieten sich der Chemie drei Wege. Die organischen Stoffe, von denen Menschen und Tiere leben, lassen sich durch Reaktionen, die wir im wesentlichen beherrschen, wenn es nicht auf die Gestehungskosten ankommt, aus Kohle gewinnen. Die Methoden sind noch nicht praktisch. Aber seitdem die Farbenindustrie aus Kohle Holzgeist erzeugt, ist die Gewinnung von Zuckern aus Kohle nicht mehr etwas Unmögliches, freilich noch immer eine Utopie. Der zweite Weg ist die Umwandlung ungenießbarer Naturprodukte wie Baumwolle, Stroh und Holz in verdauliche. Schon kurz vor dem Krieg war in technisch brauchbarer, wenn auch technisch schwieriger Weise das Problem gelöst, Zucker aus Holz zu gewinnen. Indessen wurden während des Krieges bei uns große Mittel an ein wenig aussichtsvolles Verfahren verwendet und das bessere ist nach dem Kriege ins Ausland gewandert. Rationellere chemische Verarbeitung der Zellulose des Holzes ist ihre Verwandlung in Kunstfaserstoffe. Ungleich wichtiger ist der dritte Weg der Nahrungsmittelerzeugung mit Hilfe der Chemie und dieser war allein in großartigem Maße erfolgreich, aufs tiefste eingreifend in die Gestaltung unserer Wirtschaft nach dem Krieg. Die Chemie soll darauf verzichten, mit dem Ackerbau in Wettbewerb zu treten, sie findet eine würdigere Aufgabe darin, der Landwirtschaft zu dienen. Die chemische Synthese soll also nicht die Bildung organischer Substanz in den grünen Gewächsen zu ersetzen suchen, die mittels der Energie des Sonnenlichtes aus dem winzigen Kohlensäuregehalt der Atmosphäre Stärke aufbauen, auch Fette und Eiweiß. Die Hilfe der Chemie für die Landwirtschaft hat Justus von Liebig durch seine Düngerlehre angeregt, Fritz Haber durch seine Ammoniaksynthese ermöglicht, Carl Bosch durch die Konstruktion der großartigsten Fabriken verwirklicht. Deutschland, unabhängig geworden vom chilenischen Salpeter, schreitet mit der Synthese der Stickstoffdünger allen Ländern voran. Fleiß und Kunst sind noch nötig, um aus den armen und müden Böden unserer kargen Zone so hohe Ernten herauszuholen, daß wir keine Einfuhr von Nahrungsmitteln mehr brauchen. Die Hunderttausende Tonnen gebundenen atmosphärischen Stickstoffs in Form von Ammoniak oder Nitraten und von Kalkstickstoff nach Frank und Caro werden den grünen Gewächsen zugeführt, um damit ihren verhältnismäßig kleinen Eiweißgehalt, ihren protoplasmatischen Apparat zur Stärkeerzeugung zu bilden. Denn sie können aus der Luft nur Kohlensäure, nicht Stickgas assimilieren. Die Grenze für die Steigerung der Fruchtbarkeit setzt unsere Sonnenarmut. Darum fordert ein anderer Weg des Aufbaus von Nahrungsmitteln durch Lebewesen mit Hilfe von gebundenem Stickstoff größere Beachtung. Von der Sonne unabhängig sind die Pilze, z. B. Hefe. Freilich erzeugen sie nicht Kohlehydrat, sie können uns nur dienen, um aus fertigen Kohlehydraten und Ammoniak Eiweiß zu gewinnen. Man braucht, um der Viehzucht zu Hilfe zu kommen, die Gründung einer Pilzzucht, die Fabrikation von billigem Futtereiweiß.

Während die Veredlung der Kohle zu Nahrungsmitteln verfrüht ist, greift eine andere Umformung der Kohle ein in die Weltwirtschaft. Die Handelspolitik und die hohe Politik großer Staaten dreht sich um Erdölquellen. Indessen macht sich unser rohstoffarmes Deutschland mit chemischen Mitteln vom Petroleum unabhängig. Die J. G. Farbenindustrie hat begonnen, Anlagen zu bauen, die unsere vollständige Versorgung mit Benzin aus Kohle anstreben. Es ist nicht veröffentlicht worden, auf welchem Wege von chemischen Prozessen, denn die Stärke unserer Industrie beruht nicht, wie es bei den Professoren der Fall ist, auf ihren Veröffentlichungen. Die Kohle könnte nach dem Prinzip von Bergius mit Wasserstoff verbunden werden. Man darf aber nicht außer acht lassen, daß und wieviel Wasserstoff schon in der Kohle selbst enthalten ist. Kohlenwasserstoffe wie Benzol, hat man schon immer durch destruktive Prozesse der Industrie aus der Kohle gewonnen. Es gibt also ganz verschiedene Möglichkeiten, Öle aus Kohle herzustellen. Die synthetischen Be

zine dürften das Material bilden, aus dem einmal synthetischer Kautschuk hervorgehen wird. Die in der Farbenindustrie A. G. vereinigten Fabriken hatten vor dem Krieg und während des Krieges die ersten Lösungen des Problems der technischen Kautschuksynthese erzielt. Aber der Wettbewerb mit dem Naturprodukt von niedrigem und wechselndem Preis war noch nicht möglich. Mögen andere Gummiplantagen bauen. Später wird der synthetische Kautschuk siegen.

Seit der Erfindung des Schießpulvers liefert die Chemie die Mittel für die Kriegsführung. Alle Kriege der letzten Jahrhunderte waren chemische Kriege durch die Bedeutung der Treibmittel und Explosivstoffe. Im Weltkrieg sind nun neue chemische Waffen, Gase, Gifte und Reizstoffe, neben die älteren Arten von Munition, die Stickstoffverbindungen Nitrozellulose, Nitroglyzerin, Nitrotoluol getreten. Bei der Berthelotfeier in Paris sprach kürzlich in seiner Rede im Pantheon Poincaré von diesen „inventions lugubres". Die Sachverständigen des Auslands dagegen, z. B. der amerikanische stellvertretende Staatssekretär des Krieges Crowell und der Chef des englischen Gaskampfwesens General Hartley urteilen, daß sich die neuen chemischen Kriegsmittel zu den schonendsten, den humansten gestalten lassen. Das Ziel dieser neuen chemischen Mittel ist nicht, die feindlichen Kämpfer zu töten, sondern sie außer Kampf zu setzen. Allerdings sind die chemischen Waffen von gewaltiger Wirksamkeit. Die Hoffnung ist darum berechtigt, daß die Chemie durch die Schaffung so ungeheurer Kampfmittel dem Frieden der Völker die größte Unterstützung geliehen hat.

Die organische Chemie arbeitet in der Gegenwart synthetisch an den einfachsten Körpern, Kohlenwasserstoffen und Alkoholen, und zugleich analytisch an den Verbindungen von kompliziertestem Bau, wie Zellulose, Eiweiß und Blutfarbstoff. Die besonderen Rätsel und Aufgaben unserer Zeit stellen die in den kleinsten Mengen vorkommenden und wirkenden lebensnotwendigen Hilfsstoffe unseres Körpers: Hormone, Vitamine, Fermente. Hormone werden im menschlichen und tierischen Körper erzeugt. Sie üben auf dem Weg durch die Blutbahn auf mannigfaltige Funktionen regulatorische Wirkungen aus. Zu geringe, zu große Produktion der Hormone führt zu krankhaften Zuständen. Durch Isolierung, Analyse, Synthese eines Hormons liefert die physiologische Chemie der Medizin die Mittel, Krankheiten zu heilen. Das Adrenalin der Nebenniere ist wegen seiner gefäßverengenden, blutdrucksteigernden Wirkung, das Thyroxin der Schilddrüse, eine Jodverbindung, für die Therapie dieses Organs unentbehrlich geworden. Die Auffindung des Insulins in der Bauchspeicheldrüse, das den Zuckerstoffwechsel regelt, hat unsere Kenntnis vom Diabetes vertieft und uns um eine wichtige Behandlungsmethode bereichert. In der Leber und Niere und in anderen Organen und in Drüsen sucht man heute nach physiologisch höchst aktiven Stoffen. So hat vor kurzem Minot in Boston in der Leber eine Substanz nachgewiesen, die perniziöse Anämie zu heilen vermag. Solche Hormone, wie das Sexualhormon von Laqueur, sind durch rätselhafte Intensität der Wirkung ausgezeichnet. Wie wirken diese Hormone? Werden sie verbraucht oder wirken sie fermentartig?

Den Hormonen vergleichbar sind die Vitamine. Diese kann unser Körper nicht entbehren, aber auch nicht erzeugen. Die Nahrung muß Vitamine enthalten, vitaminfreie Kost führt zu Rachitis, Neuritis und anderen schweren Krankheitserscheinungen. Von der stofflichen Natur der Vitamine haben uns die letzten Monate die erste Kenntnis gebracht. Ein antirachitisches Vitamin entsteht nach Windaus im ultravioletten Licht aus einem lange bekannten Inhaltsstoff der Hefe, dem Ergosterin. Das antineuritische Vitamin, das die Beri-Beri-Krankheit heilt, haben kürzlich auf Java Jansen und Donath aus Reiskleie isoliert.

In ihrem Verhältnis zur Medizin hat die Chemie eine primitive Periode überwinden müssen, in der man neue Arzneimittel Zufallsentdeckungen verdankte. Welcher methodische Fortschritt von den ersten Chininersatzmitteln zu dem systematisch erfundenen Mittel

gegen Tropenseuchen, dem Germanin, das weite bisher unbewohnbare Länder zu kolonisieren ermöglichen soll! Die Chemotherapie von Paul Ehrlich hat in systematischer Weise Heilmittel ausfindig gemacht, die gegen parasitäre Mikroorganismen, die Krankheiten erregen, spezifisch wirken, ohne Körperzellen und Körpersäften zu schaden. Das klassische Beispiel des Salvarsans war Vorbild der späteren Chemotherapeutika bis zu dem neuen Malariamittel Plasmochin. Die Synthese dieser Arzneimittel wird in ihrer Bedeutung für die Medizin nur noch durch die genaue Erforschung der Drüsen und ihrer Sekrete übertroffen. Auf diesem Wege sieht die medizinisch-chemische Forschung schon fast greifbar das Ziel, die Dauer des menschlichen Lebens, ja noch viel mehr, die Jugendzeit des Menschen zu verlängern.

Wenn wir uns so mit den Stoffen und ihren Anwendungen befassen, überschreiten wir leicht die Grenzen der Chemie. Denn nicht die Anwendungen der Stoffe in Technik, Ackerbau und Medizin sind unsere Aufgaben, sondern die Reaktionen, die Stoffe zu bilden und umzuwandeln, also weniger die Gegenwart als vielmehr die Vergangenheit und Zukunft der Stoffe. Die chemischen Methoden waren während des letzten Jahrhunderts, vielfach noch während der letzten Jahrzehnte, mit der Anwendung grober Werkzeuge zu vergleichen. Um Salpetersäure zu gewinnen, verwendete man dreifach größere Gewichtsmengen Schwefelsäure und setzte sie mit Salpeter um. Zur Fabrikation der Schwefelsäure arbeitete man in riesengroßen Bleikammern, in die außer den Verbrennungsprodukten des Schwefels auch Salpetersäure und viel Wasser eingeführt wurde. Um Stoffe zu gewinnen, bewegte man große Massen von Hilfsstoffen. Der neue Schwefelsäureprozeß hat hierin zuerst Wandel geschaffen. Bei diesem im größten Maßstab ausgeführten Verbrennungsprozeß erfolgt die Vereinigung des Sauerstoffs mit dem Schwefligsäuregas, indem nur das Gemisch dieser beiden Gase einfach mit Platin oder Eisenoxyd in Berührung kommt. Ein solcher Körper, der wie Platin oder Eisenoxyd, ohne selbst verändert zu werden, eine Reaktion beschleunigt oder bewirkt, ist im Jahre 1833 von Mitscherlich, der zuerst die Bedeutung der Erscheinung erkannte, eine Kontaktsubstanz, von Berzelius ein „Katalysator" genannt worden. Die „katalytischen" Reaktionen, in denen eine gegebene Menge des Kontaktkörpers unbegrenzte Mengen von Stoffen zu verbinden oder zu zersetzen vermag, sind, was die Theorie ihrer Wirkung betrifft, die merkwürdigsten, was den praktischen Wert anlangt, die vollkommensten. Die Ammoniaksynthese von Haber, die Grundlage unserer größten Industrie, beruht auf der Anwendung von Kontaktsubstanzen, um die trägen Elemente Stickstoff und Wasserstoff unmittelbar miteinander zu vereinigen. Die Kontaktreaktionen oder katalytischen Vorgänge, die mehr und mehr die Prozesse mit Hilfsreagenzien, die verbraucht werden, verdrängen, sind dem Verlauf der chemischen Reaktionen in den Lebewesen nachgeahmt. Alle Vorgänge nämlich in der pflanzlichen und tierischen Zelle, der Aufbau organischer Materie in der Pflanze, ihr Abbau durch Oxydation im tierischen Leben, also die Verwandlungen der Nahrungsmittel, die teils zum Körperaufbau, teils zur Lieferung von Energie dienen, die Reaktionen im arbeitenden Muskel alle diese Vorgänge verlaufen unter notwendiger Mitwirkung von Kontaktstoffen, von organischen Katalysatoren, die wir Fermente oder Enzyme nennen. Sie wirken im lebenden Organismus in geregelter Abhängigkeit zusammen und alle Lebensvorgänge, die Assimilation, die Atmung, die Gärung und alle anderen, bestehen in Systemen zusammenwirkender enzymatischer Vorgänge. Die Aufgabe der physiologischen Chemie ist es, das Wesen die Konstitution der Fermente zu erforschen. Die Aufgabe der praktischen Chemie ist es die Fermente nachzuahmen, ihre auswählende Wirkung und ihr vorbildliches Leistungsvermögen. Die Eigenart der Fermente besteht in der Einstellung auf einen engen Reaktionsbereich, auf die Umwandlung eines ganz bestimmten Substrates. Ein Ferment unter dessen Wirkung ein Fett gespalten wird, ist wirkungslos gegen einen Eiweißstoff. Ein Ferment, unter dessen Wirkung der gewöhnliche Rüben- oder Rohrzucker abgebaut wird, ist wirkungslos gegenüber Malzzucker. Dagegen sind anorganische Kontaktstoff

wie Platin oder Eisenoxyd imstande, eine große Zahl verschiedenartiger Reaktionen zu beeinflussen, allerdings mit ungleich geringerer Aktivität als die natürlichen Fermente. Nach dem Vorbild der auswählenden Reaktionsbereiche und hochgesteigerten Aktivität der Fermente hat die praktische Chemie begonnen, ihre Kontaktstoffe aufzusuchen und anzuwenden und sie hat darin schon bedeutende Fortschritte erzielt. Auf dem Gebiete dieser modernen Kontaktstoffe, die in feinen Mischungen verschiedener Metalle und Oxyde bestehen, hat das Laboratorium von Mittasch im Oppauer Werk der Farbenindustrie A. G. die Führung. Die Biochemie und die technische Chemie ergänzen sich in ihren Aufgaben und Methoden. Die physiologische Chemie handelt von Vorgängen in wäßrigen Medien bei atmosphärischem Druck und höchstens Bluttemperatur. Die synthetische Chemie dagegen folgt dem bahnbrechenden Beispiel der Haberschen Ammoniaksynthese unter Anwendung von sehr hohen Drucken, von Hunderten von Atmosphären, und wendet hohe und sehr hohe Temperaturen an bis zu der mit den kühnsten physikalischen Mitteln erzielten Temperatur der Wolframschmelze.

Die Entwicklung der praktischen Chemie wurde beeinflußt, nein, sie wurde regiert von der chemischen Theorie, geradezu von der chemischen Formel; die Formel ist die Vorbedingung der Synthese. In den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts haben Dalton und Avogadro die Atomtheorie und Molekulartheorie begründet. Jeder einheitliche Stoff besteht aus gleichen kleinsten Teilchen, den Molekülen. Diese sind zusammengesetzt aus den kleinsten Teilchen der darin enthaltenen Elemente, den Atomen. Die Theorie, die fünfzig Jahre gebraucht hat, um verstanden zu werden und sich durchzusetzen, erlaubt für viele anorganische Körper Formeln aufzustellen, die ausdrücken, aus welchen und wie vielen Elementaratomen die Moleküle zusammengesetzt sind und in welcher Anordnung sich die Atome zum Molekül verbinden. Die Formeln nach Dalton und Avogadro waren aber unzureichend für die Lehre von den organischen Verbindungen. Für diese, besonders für die Fettreihe, war die Formel grundlegend, die Kekulé im Jahre 1857 der einfachsten Kohlenstoffverbindung, dem Grubengas oder Sumpfgas, gegeben hat. Diese Formel war der Ausgangspunkt für die Konstitutionschemie. Aber sie war wieder unzureichend für das Benzol und seine Derivate. Einige Jahre später hat Kekulé die aromatische Chemie durch seine Benzolformel begründet. Sie war nur eine Formel. Aber sie ist „das leuchtende Sternbild" geblieben, nach dem die Erforscher der aromatischen Verbindungen „dankbar ihren Kurs steuerten." Fortschritte der chemischen Theorie hat immer eingeleitet die Auffindung von sog. Isomeren, von Körpern gleicher Formel und verschiedener Eigenschaften, die also nach den geltenden Formeln nicht erwartet und erklärt werden konnten. So entstand 1874 die Theorie der räumlichen Anordnung der organischen Verbindungen von van't Hoff und Le Bel, die dem Bau der Kohlenstoffverbindungen ein bestimmtes Symmetrieprinzip zugrunde legt, die Tetraedersymmetrie. Ein halbes Jahrhundert hindurch ließen sich widerspruchsfrei die organischen Verbindungen nach diesem Prinzip erklären. Erst in den letzten Jahren hat auf Grund der Entdeckung von Laues von der Interferenz der Röntgenstrahlen die Untersuchung kristallisierter Stoffe mit der Röntgenmethode die Unzulänglichkeit der Theorie von van't Hoff aufgedeckt. Der Widerspruch wird von Weißenberg überwunden durch eine neue Theorie der Symmetrieprinzipien, die in der Natur den Bau der Moleküle, der Kristalle und der organisierten Gebilde bestimmen. Die Weißenbergsche Theorie geht nun nicht von unerklärten Isomerien aus, sondern sie stellt die organische Chemie vor die neue Aufgabe, Isomerien zu suchen, die von der van't Hoffschen Theorie nicht erklärt werden und die andere Symmetrieprinzipien fordern.

Die moderne Feinbauforschung mittels der Laue-Röntgen-Diagramme lehrt die Anordnung der Atome im Kristallgitter kennen und ermöglicht, in realen raumchemischen Formeln auf die Anordnung der Atome im Molekül zu schließen. Aber die Forschung vom Wesen der Materie macht nicht mehr Halt am Atom, das Elementaratom ist nicht mehr

eine hypothetische letzte Einheit. Die Atome sind sichtbar und zählbar gemacht worden und sie können nicht mehr als unteilbar gelten. In der Chemie unserer Zeit war die Entdeckung des Radiums die wichtigste. Die Untersuchung des Radiums und anderer radioaktiver Elemente hat die experimentelle Grundlage für die Theorie vom Bau der Atome geliefert, die nach N. Bohr als komplizierte Gebilde von der Art der Keplerschen Planetensysteme zu betrachten sind, alle zusammengesetzt aus denselben Urstoffen, Wasserstoffkernen und Elektronen. Die Atome der radioaktiven Elemente sind dauernden Zerfallprozessen unterworfen, bei denen Elektronen und Heliumkerne weggeschleudert werden. Mittels der Energie solcher Heliumkerne, sog. alpha-Strahlen, ist es Rutherford gelungen, andere Elementaratome, z. B. das Stickstoffatom, zu zertrümmern. Aus den Stickstoffatomen wird beim Bombardement mit alpha-Strahlen Wasserstoff weggeschleudert. Unsere Erkenntnis vom schalenförmigen Bau der Materie aus Atomkernen und Elektronenhüllen sind gemeinsames Werk der Chemie und der theoretischen Physik. Mit den Vorstellungen vom Mikrokosmos sind aufs engste verbunden die Fortschritte der Astrochemie und Astrophysik, die im Makrokosmos der Gestirne die Materie unter extremen Druck- und Temperaturverhältnissen kennenlehren. Die anorganische Chemie im Verein mit ihren Schwesterwissenschaften konstruiert ein atomistisches Weltbild, ein von Maß und Zahl bestimmtes Bild der Materie. Die neue Naturphilosophie übertrifft alle Vorstellungen der Jahrtausende an Tiefe, an Harmonie und Wunderbarkeit.

Aus Zeit und Geschichte

Französische Kolonialverwaltung

Von Erich Brock in München

Es ist in Erinnerung, daß man Deutschland seine Kolonien mit der Begründung seiner moralischen Unfähigkeit und Unwürdigkeit zu kolonisieren aberkannt hat. Verständlicherweise hat dies in Deutschland angeregt, sich etwas näher dafür zu interessieren, wie man in den moralisch fähigen und würdigen Ländern seine Kolonien verwaltet. Vorher hatte man bei uns nicht so sehr das Bedürfnis, seine Nase in fremder Leute Angelegenheiten zu stecken, wie die berufsmäßigen Moraltrompeter Westeuropas. In der Verteidigungsstellung, in welcher wir uns jetzt befinden, ist es dagegen selbstverständliche Pflicht, auf alles Material zu achten, was auf die Dreistigkeit jener Unwahrheiten des Friedensvertrages hinzuweisen geeignet ist.

Ein bekannter und größtenteils mit Recht hoch geschätzter französischer Dichter, André Gide (das Schönste von ihm ist wohl sein in der Inselbücherei von Rilke übersetzter „Verlorener Sohn"), hat im vergangenen Jahr eine Reise durch die französische Kongokolonie unternommen und darüber ein Buch geschrieben: „Voyage au Congo", Paris, Édition de la Nouvelle Revue Française. Das Buch verfolgt in erster Linie dichterische Zwecke ungeachtet einer bestimmten, fast gesuchten Formlosigkeit und Abgerissenheit, die mit Gides Weltanschauung zusammenhängt, enthält es Naturschilderungen von hoher Schönheit. Daneben hat der Verfasser Zeit und Interesse gefunden, die Lage der Eingeborenen unter der französischen Herrschaft zu studieren. Man muß seinen Mut und seine Energie bei diesen Studien bewundern, denn der größte Teil der Beamten tat sein Bestes, um die zutage tretenden Mißstände zu verschleiern. Es ist zu betonen, daß Gide zwar keiner der unter den französischen Intellektuellen vorherrschenden glühenden Nationalisten ist

aber ein Mann von unbezweifelbarer Vaterlandsliebe, der mit den zahlreichen Existenzen in Deutschland, die mit oder ohne Bezahlung gegen ihr Vaterland arbeiten, unter keinen Umständen in einem Atem zu nennen ist.

Der unmittelbarste Eindruck, welcher sich dem Reisenden auferlegt, ist die maßlose und, wie der Verfasser bemerkt, nur zu berechtigte Angst der Eingeborenen vor den Weißen. Es ist schwer, ihnen begreiflich zu machen, daß man nicht zu ihrem Schaden komme, sei es, um ihnen gegen einen lächerlichen Vorwand von Bezahlung Nahrungsmittel abzupressen oder um zu allerhand Arbeiten, welche ebenso schlecht bezahlt wie gesundheitsschädigend sind, mit allen Mitteln Menschen zu requirieren. Da es kaum möglich ist, sich in den ständigen Dörfern den Franzosen zu entziehen, so fliehen die Neger mehr und mehr in den Urwald, um dort wie die wilden Tiere zu leben. Natürlich verfallen dabei die Felder zu Brachland, und die Folge sind furchtbare Hungersnöte, welchen ganze Stämme zum Opfer fallen. Die Arbeiten, zu welchen man die Menschen einfängt, sind Eisenbahnbauten, bei denen jeder Kilometer Dutzenden das Leben kostet, und vor allem Trägerdienste. Diese geschehen unter furchtbarer Überanstrengung und Unterernährung der Eingeborenen und richten so gleichfalls ganze Gegenden zugrunde. In einem amtlichen Bericht wird gesagt, daß in absehbarer Zeit nichts übrigbleiben würde, als bestimmte Bezirke als ganz verödet und ruiniert zu räumen; schon jetzt fehle es allerorten an Menschenmaterial zur Ausbeutung der Reichtümer des Landes. Vom Kriege, wo die Eingeborenen als Träger zu Zehntausenden zugrunde gingen, ist noch nicht einmal die Rede; aber auch jetzt läßt man ihnen nicht einmal zwei Monate im Jahr, um ihre Felder zu bestellen. Natürlich nimmt auch die Geburtenziffer infolge der ständigen Abwesenheit der erwachsenen Männer vom Hause in verhängnisvoller Weise ab. Ein weiterer Punkt, der die Neger zur Flucht in die Wildnis treibt, ist die furchtbare Steuerbedrückung. Da die Ortschaften insgesamt für die Steuerauflage haftbar sind, und die Einschätzung seit Jahren nicht erneuert worden ist, trotzdem die Dörfer sich seither reißend entvölkert haben, so müssen die Zurückgebliebenen für alle Weggezogenen und Gestorbenen mit aufkommen. In der schlimmsten Sklaverei befinden sich die Eingeborenen aber bei den großen Gummigesellschaften. Diese haben ihre Konzession als Monopol und pressen das Land, wie Gide sagt, wie eine Zitrone aus. Sie behandeln es, sagte ihm ein Missionar, als ob Frankreich es nicht behalten wolle. Die Eingeborenen müssen eine bestimmte Menge Gummi abliefern, vorher dürfen sie nicht ihre Felder bestellen. Gelingt es ihnen, diese Menge zu beschaffen, so sind sie immer noch betrogen, weil die Bezahlung einen üblen Scherz bedeutet. Der Haupttrick dabei ist, die fünffache Entwertung des Frank zu ignorieren, obwohl die Eingeborenen bei dem geringsten Einkauf europäischer Erzeugnisse diese Entwertung voll auf sich lasten fühlen. Auch bei den Einkäufen von Nahrungsmitteln halten sich die Beamten und ihre Frauen an diese Methode, so daß der Preis für einen Franzosen nur ein Bruchteil von dem beträgt, was ein Eingeborener für denselben Gegenstand zahlen muß. Der Verfasser erzählt von einem Angestellten einer Gummigesellschaft, welcher auf die Engländer in der benachbarten Goldküste flucht, da dort die Neger lesen und schreiben lernen und infolgedessen nicht mehr so leicht diesen Erpressungen unterliegen. Es ist infolgedessen nicht erstaunlich, daß die Eingeborenen in großem Elend dahinleben. Ihre Magerkeit und Unterernährung sind überall auffallend. Die Arbeiter und Träger werden ohne Verpflegung gemietet und müssen sehen, wie sie sich unterwegs mit gefundenen Wurzeln und Kräutern oder durch Diebstahl fortbringen. Drei Viertel der nicht epidemischen Krankheiten sind Hungerkrankheiten. „Man könnte sich kein jämmerlicheres Menschenvieh denken." Auch sonst ist von Gesundheitsfürsorge keine Rede, es fehlt an Ärzten, die Schlafkrankheit breitet sich reißend aus, da die Ausbeutungsgesellschaften die auf dem Papier stehenden Schutzvorschriften unter stillschweigender Duldung der Regierung zur Erhöhung ihres Gewinns ignorieren. „Alles geht der Auflösung entgegen in diesem Lande." Infolgedessen ist die Sterblichkeit ungeheuer, ganz besonders leiden die Eingeborenen an Krankheiten der Atmungswege,

die teilweise daher rühren, daß man sie auf den Transporten und bei der Arbeit Tag und Nacht ohne Kleider und Unterkunft dem Regen aussetzt. Auch das Wechselfieber dehnt sich aus. Die Folge ist eine rapide Entvölkerung, welche noch dadurch gesteigert wird, daß die Geburtenziffer sich mit großer Geschwindigkeit senkt. Die Frauen müssen schon bald nach der Niederkunft schwere unbezahlte Erdarbeiten verrichten, und die Männer stecken sich häufig genug absichtlich mit Geschlechtskrankheiten an, um der Sklaverei der Arbeiterrequisitionen zu entgehen. Gide führt aus einem Regierungsbericht von 1925 folgende Bevölkerungszahlen aus einem Bezirk von 16000 qkm Größe an: Männer 1990; Frauen 2091; Knaben 756; Mädchen 596; Greise 62; Schlafkranke 46; Geburten in drei Jahren 263, Todesfälle von Kindern bis zu 5 Jahren 146, von 5—12 Jahren 74, von Erwachsenen 377. In einem einzigen Dorfe dieses Bezirkes haben von 114 Frauen 48 gar keine Kinder. Die 66 andern haben 99 Kinder gehabt, von denen 63 im zartesten Alter an Lungen-, Unterleibs- und syphilitischen Erkrankungen gestorben sind. An eine Auflehnung ist nicht zu denken. Überall wimmeln die Gefängnisse von Eingeborenen, auch vielen Frauen und Kindern. Auch die Gummigesellschaften haben das Recht, solche Strafen zu verhängen, wenn nicht genug Ware abgeliefert wird, und machen reichlichen Gebrauch davon. Aber es werden noch schlimmere Dinge mitgeteilt. An einem Orte mußten die Gummisammler, die nicht hinlänglich das ihrige zur Erhöhung der Dividende taten, stundenlang mit schweren Balken in der glühenden Tropensonne um die Faktorei herumlaufen; Stürzende wurden mit Schlägen wieder aufgetrieben. Auch der Tod des einen setzte der Quälerei kein Ende. Es sind das Dinge, die aus den französischen Strafkolonien ja hinlänglich bekannt sind. In einem andern Falle kam es infolge der Weigerung einer ganzen Gegend, die Sklavenarbeit länger zu leisten, zu Zusammenstößen, welche den zuständigen französischen Beamten bewogen, durch eine Strafexpedition 1000 Eingeborene von jedem Alter und Geschlecht töten zu lassen, von welchen die Polizeitruppen als Wahrzeichen die abgeschnittenen Ohren und Geschlechtsteile mitbringen mußten. Die Dörfer wurden verbrannt, die Pflanzungen zerstört. Gide betont ausdrücklich, daß solche Dinge nichts Außergewöhnliches darstellen. Als ein Dorf sich weigert, umzusiedeln, um die Pflanzungen nicht im Stich zu lassen und die mit Tabus geheiligten Stammesgrenzen nicht in Verwirrung zu bringen, werden vier Polizisten ausgeschickt, welche von allen Häusergruppen Geiseln nehmen, die an Bäume gebunden und erschossen werden. Hierauf wird eine große Metzelei unter den Frauen veranstaltet, und fünf kleine Kinder lebendig verbrannt: im ganzen 32 Opfer.

Das mag genügen. Es ist nicht unser Interesse und unsere Freude, in menschlicher Unzulänglichkeit und Bosheit herumzuwühlen. Aber es ist unser Recht, ja unsere Pflicht, schon um der Wahrheit selbst willen auf das ungeheuerliche Lügenspiel hinzuweisen, das hier wie fast überall dem zugrunde gelegt worden ist, was die Franzosen als das Grundgesetz des tausendjährigen Reichs betrachtet wissen wollen. Auch in den deutschen Kolonien kamen einzelne Ausschreitungen ungeeigneter Beamter und anderer haltloser Existenzen vor. Aber im Reichstag wurde darüber der ausgiebigste Lärm geschlagen (während in der französischen Kammer jedes „unpatriotische" Wort streng verpönt ist), und die Regierung ließ es sich ernstlich angelegen sein, Mißstände abzustellen. Daß sie eine ehrliche Kulturarbeit auch für die Eingeborenen verrichtet hat, geht daraus hervor, daß in allen deutschen Kolonien mit Ausnahme von Ozeanien (wo der Bevölkerungsrückgang rein endemisch Ursachen hat und allgemein ist) die Eingeborenenbevölkerung gedieh und zunahm und in ihrem Gesundheitszustand sich ausweislich genauer Statistiken unaufhörlich hob. Der schlagendste Beweis ist aber, daß während des Krieges die ostafrikanischen Neger der verlorenen deutschen Sache begeistert anhingen und jahrelang dafür ohne jede Aussicht auf Belohnung jedes persönliche und materielle Opfer brachten. Wenn eines Tages das Lügenwerk von Versailles vor der Weltgeschichte zusammenbricht, so ist es vielleicht fraglich, ob eine Rücknahme der ehemaligen Kolonien durch Deutschland auch nur in einer der alten angenäherten Form in Frage käme. Vielleicht ist das Kolonisationszeitalter dann

bereits abgeschlossen. Aber jedenfalls hat auch Deutschland ein Interesse daran, daß auf das Haupt der weißen Rasse nicht eine Last von grauenhafter Schuld gehäuft wird, die sie leicht in ihrer Gesamtheit eines Tages würde bezahlen müssen. Darum ist es nötig, die Augen offenzuhalten und Dinge, welche nicht sein dürfen, ohne Scheu anzuklagen.

Die Herrschaft der Minderwertigen

Wir haben aus Anlaß des vor kurzem begonnenen Jubiläumsjahrganges der Süddeutschen Monatshefte noch keinerlei Rückblick auf das vergangene Vierteljahrhundert gehalten; auch heute noch scheinen uns die Aufgaben der Gegenwart und der Zukunft notwendiger als Rückwärtsschau. Das Juli- und das August-Heft 1924 „Zehn Jahre Krieg" und „Die Weltlüge" waren in ihrer Zusammenschau erst recht zur Gegenwartswirkung bestimmt. Dem gleichen Zweck soll es gelten, wenn wir heute aus der fünfundzwanzigjährigen Geschichte der S. M. eine einzige, noch dazu eine mehr verlegerische Tatsache herausgreifen: Die Zahl der ständigen Bezieher der Süddeutschen Monatshefte ist heute, im 25. Jahre, fast doppelt so groß wie zu Beginn des Weltkrieges. Dieser Tatbestand gewinnt besondere Bedeutung dadurch, daß die S. M. seit dem August 1914, da sie sich aus fast hellseherischer Erkenntnis der größeren Gefahrlage heraus innerlich und äußerlich durch die damals völlig neue Idee der Sonderhefte wie keine andere große Monatsschrift dem deutschen Lebenskampfe zur Verfügung stellten, bekanntlich als „politische" Zeitschrift angesehen werden.

Kann nun diese Tatsache der Verdoppelung der Bezieherzahl einer Zeitschrift wie der S. M. mit als Anzeichen einer deutschen Besinnung, einer sich anbahnenden Änderung des deutschen Volkscharakters gewertet werden, als Beschreitung eines uralten, aber durch die Arbeit der S. M. als neu vorgezeichneten Tatsachen-Erkenntnisweges? Wir wagen es heute, diese Frage trotz vieler Zweifel und vieler schmerzlicher Enttäuschungen bis in diese Tage zu bejahen. Grund dazu sind uns nicht so sehr alle die starken neuen, zwar verschiedene Wege weisenden, aber von jenen auch mit Hilfe der S. M. geschaffenen Grunderkenntnissen aus geformten Mahnrufe zur Rettung des Deutschtums, zur Vergeistigung dieses Existenzkampfes, wie vielmehr eine einzelne neue große Zusammenschau aller dieser Erkenntnisse, niedergelegt in einem Buchwerke „Die Herrschaft der Minderwertigen. Ihr Zerfall und ihre Ablösung" von Edgar J. Jung.[1]) Hier haben sich viele Strömungen in einem Bekenntnis gefunden, hier sind viele Suchende auf einem Weg vereinigt, hier haben wir zum ersten Male das Gefühl, daß jene notwendige neue deutsche Geistigkeit sich zu der ihr eigenen großen Form durchgerungen hat.

Es sei vorweg bemerkt, daß eine ins einzelne gehende Kritik des Werkes heute nicht gegeben werden soll. Verschiedenartige Beurteilung von Einzelheiten ist hier auch ebenso unwesentlich wie etwa bei Oswald Spenglers Grundwerk. Zweck dieser Zeilen ist nur Ankündigung dieser ersten Selbstverkündigung eines neuen Geistes.

Das Buch ist aus der jungen Generation des Krieges, der Freiwilligen des Jahres 1914, heraus erwachsen, und vorwiegend für dieses Geschlecht bestimmt, dem morgen schon naturnotwendig die Führung im Volke zufällt, das aber heute noch vergeblich um jede Anerkennung im bestimmenden politischen Leben ringt. Der Verfasser stand nach der Rückkehr aus dem Felde an führender und vorderster Stelle im Kampfe um die bedrohte Westmark und hat für diese seine Heimat und für das größere Deutschland geblutet und gelitten. Nirgends fanden wir bisher das Kriegserlebnis des deutschen Soldaten so schlicht und wahr in Worte gefaßt, nirgends auch noch so das Erleben der jungen Frontkämpfer in

[1]) Edgar J. Jung, Die Herrschaft der Minderwertigen. Ihr Zerfall und ihre Ablösung. Verlag der Deutschen Rundschau, Berlin. Preis RM. 5.60, gebd. RM. 6.80. Das Buch ist sehr gut ausgestattet, mit Randvermerken und ausführlichem Inhaltsverzeichnis versehen.

den Jahren 1918 und 1919, als der deutsche Glaube zum Kindergespött geworden zu sein schien — und doch erst recht die durch den Krieg wach gewordene seelische Triebkraft weiterlebte. Denn: „Es wäre sonst nicht zu erklären, daß die Bewahrung Deutschlands vor der bolschewistischen Gefahr gerade jene auf sich nahmen, die keinerlei Ursache hatten, die Herrschaft der Novemberkräfte zu unterstützen und zu festigen. Hier äußerte sich nochmals wuchtig die im Kriege erworbene Tugend, die auch späterhin weiterwirkte, als die jungen Leiber einen lebendigen Wall an den damals durch ‚Friedensverträge' noch nicht geordneten Grenzen auftürmten. In dem Maße, in welchem sich Gesellschaft und Staat von Weimar festigten, je mehr das republikanische Deutschland den Geist und die Kraft jener Jungen ablehnte, desto mehr hatte die Kriegsjugend Gelegenheit, in sich selbst zu dringen und die großen letzten Fragen nach dem Sinn des gewaltigen Erlebnisses, unter dem ihre erste Jugend gestanden hatte, sich vorzulegen."

Für Jung ist der metaphysische Trieb im menschlichen und besonders im deutschen Wesen entscheidend. Er bestimmt nicht nur den ersten philosophischen Teil des Buches, „Die geistigen Grundlagen der Politik" in seiner Abkehr von der Weltanschauung des Individualismus, sondern auch den Hauptteil „Volk, Gesellschaft, Staat und Recht" und „Die Wirtschaft". Der heutige scheinbare Sieg des Individualismus ist der Sieg der Minderwertigkeit; die Überwindung der Persönlichkeitsherrschaft und künstlichen Gemeinschaftsbildung des Individualismus bedingt die Herrschaft der Hochwertigen. Demgemäß kann der neue deutsche Mensch nicht ohne Religiosität und Sittlichkeit sein: „Die Ethik des Christentums ist so allgewaltig und stark und einmalig, daß sicherlich das Christentum selbst sämtliche Möglichkeiten in sich trägt, der geistigen Umkehr eigenlebendige Formen zu verleihen ... So wie es heute Allgemeinweisheit der Masse ist, einen Gläubigen für ungebildet zu halten, so wird es Allgemeingut der zukünftigen deutschen Welt werden, den Ungläubigen als ungebildet abzulehnen". Zu der Kritik an allen Zuständen des heutigen gesamten staatlichen, kulturellen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens, die oft rücksichtslos und scharf, aber immer gerecht, also sachlich ist, treten überall klar geformt und streng durchdacht die Vorschläge zum Neubau. Das umfassende Wissen des Verfassers auf allen Lebensgebieten ist ebenso außerordentlich, wie seine lebendige und schöpferisch-einfache Einbeziehung auf den Grundgedanken und Grundzweck des Buches: den neuen deutschen Menschen, der aus dem wieder erwachenden Seelentum ersteht, in seiner gesamten geistig-seelischen Zuständlichkeit zu zeigen und ihn zum Bewußtsein seiner selbst zu führen. Damit eintritt, um was auch die S. M. immer kämpfen, die Rückwirkung erwachender Erkenntnis und neuen Geisteslebens auf die politische Denkweise des Volkes. Die Realität des Denkens und die tiefe Einsicht des Verfassers in heutige politische und private Lebensformen, wie Rasse, Parteiwesen, Erziehung, Sport, Kunst, tritt vielleicht nirgends so stark zutage, wie in den Abschnitten über die „moderne Gesellschaft" und „Familiendämmerung". Gerade unser vorliegendes Heft „Geburtenrückgang" erfährt dort seine Verbreiterung und Vertiefung, besonders durch Jungs Darstellung der Vernichtung der weiblichen Individualität und des Geburtenrückgangs als Folge dieser sexuellen Umstellung der Frau.

Zwei Bücher waren es, die den Geist ihres Jahrzehnts zunächst kurz aufwühlten, um dann in der Stille weiterzuwirken: Vor dem Kriege Der Rembrandtdeutsche, kurz nach dem Kriege Oswald Spenglers Untergang des Abendlandes. Als drittes tritt jetzt dazu Jungs Werk Die Herrschaft der Minderwertigen, das aus jenen beiden innerlich und zeitlich bedingt hervorwächst: aus Langbehns Forderung nach — überindividualistischer — Erneuerung unseres gesamten Lebens und aus Spenglers Erkenntnis von der Geschichtsbildung durch die hohen Kulturen, des Kulturuntergangs durch die Zivilisation und der Möglichkeiten des Deutschtums innerhalb der nächsten Entwicklung. Und das über diese beiden Werke hinauswächst als eigene, in dieser Gestalt erstmalige, geistige Formgebung des kommenden deutschen Zeitalters.

München. Fritz Hasinger.

Tagebuch

Indische Fahrten

Der im Januar 1890 mit 91 Jahren zu München verstorbene katholische Theologe, Professor, Präsident der bayerischen Akademie der Wissenschaften, Reichsrat der Krone Bayern, Ignaz Döllinger, nach der Unfehlbarkeitserklärung des Papstes Vater des Altkatholizismus, war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Er hinterließ eine der größten Privatbibliotheken, die es je gegeben, und war auf allen Gebieten menschlichen Wissens so zu Hause, daß man damals in München sagte, es gäbe nur zwei Menschen, die das meiste wüßten; der eine sei Döllinger, der andere Prof. J. N. Sepp. Während aber das Wissen des ersteren seiner wohlgeordneten riesigen Bibliothek gliche, die seine ganze Wohnung und Räume darüber hinaus in Anspruch nahm, gleiche das Wissen Sepps einem umgeworfenen Bücherschranke — so ungeordnet sei es. Döllingers Schüler und Freund, Prof. Friedrich, hat sein Leben in drei Bänden beschrieben. Die Gattin des ehemaligen bayerischen Staatsrates von Eisenhart und Tochter des Dichters Kobell ließ 1891 ein kleines Büchlein „Erinnerungen" erscheinen, in dem sie sehr anziehend die sich immer um bedeutende Gegenstände drehenden Gespräche erzählt, die Döllinger auf gemeinsamen Spaziergängen oder sonst im geselligen Zusammensein mit dem Ehepaar v. Eisenhart, Franz Lenbach und dem ihm befreundeten englischen Minister Gladstone geführt.

Eines dieser Gespräche drehte sich um Heilige und Heiligsprechungen. Döllinger erwähnte den einige Jahre vorher kanonisierten Franzosen Laprête, der die Abtötung in der Reinlichkeit bis aufs äußerste getrieben, was auch in seiner Heiligsprechung hervorgehoben ward. „Wenn der von Ungeziefer bedeckte Dulder Läuse fortlaufen sah, so nahm er sie und setzte sie in sein Gewand, damit er Geduld und Schmerzen erleide. Es war zuletzt so stark, daß niemand in seiner Nähe es mehr aushalten konnte." Einer der Anwesenden erwiderte auf die Erzählung Döllingers: „Das geht noch über den Buddhismus. Weshalb haben die Buddhisten eine so große Vorliebe für die Tiere?" — „Weil sie die Seelenwanderung in den Tieren annehmen. Sakja-muni, der Gründer des Buddhismus, soll eines Tages eine verschmachtende Tigerin mit ihren Jungen unter einem Baume gesehen haben; er legte sich zu ihnen, um sich zerreißen zu lassen und ihnen Blut zu geben. Die Tigerin und ihre Jungen zerrissen ihn auch, und seitdem wird er als Buddha verehrt."

Wenn man bedenkt, daß Hermann Oldenbergs Werk über Buddha schon 1881 zum erstenmal erschienen, vor ihm aber schon das weit ältere Buch Köppens vorhanden gewesen, so muß diese Antwort des berühmten Polyhistors, in der er eine Jataka-Legende vom Bodhisattva dem Buddha zuschreibt, aufs äußerste überraschen. Sie wirft ein blitzartiges Licht darauf, daß Döllinger nicht nur von der Person Buddhas, und wie sehr und wie bald dieser das Stadium der Askese überwunden, nichts wußte, sondern daß ihm auch das Wesen des Buddhismus und die Gründe seines Verhaltens zum Tiere, wie zur Lehre der Wiederverkörperung vollkommen fremd geblieben waren.

Nicht erst seit dem Weltkrieg ist uns der Orient und seine Kultur nähergerückt, mögen auch die heutigen politischen Wirren in China selbst den belesensten Zeitungsleser konfus machen. Während man von Döllinger ruhig annehmen kann, daß er wirklich vom Buddhismus zu wenig wußte, steht die Sache schon anders bei dem zweiten katholischen Gelehrten, den ich hier im Auge habe. Der Jesuit Joseph Dahlmann ist Orientalist. Er hat in Berlin Sanskrit und Chinesisch studiert, unternahm 1902 eine Reise nach China und Ostasien und ward 1908 auf Anordnung Pius' X. nach Japan gesandt zu Zwecken des höheren Unterrichts, besonders in den philosophischen Fächern. Wir besitzen von ihm Schriften über das „Mahābāhrata als Epos und Rechtsbuch" (1895), „Nirvāna" (1896), „Buddha" (1898), „Altindisches Volkstum" (1899), „Idealismus der indischen Religionsphilosophie" (1901), und seine Reisen hat er uns 1908 in seinen, bei Herder in Freiburg i. B. zum erstenmal erschienenen „Indischen Fahrten" beschrieben.

Nun liegt dieses fundamentale Reisewerk in zweiter, verbesserter Auflage in zwei Prachtbänden vor uns. Es ist jetzt wohl das ausführlichste und bestillustrierte deutsche Reisewerk über Indien. Es ist ein Genuß, mit Dahlmann zu reisen; er schreibt nicht nur gewandt, er wird in seinen Natur- und Kunstschilderungen

oft geradezu zum Dichter. Fast drei Jahre ist Dahlmann auf dem Wege gewesen; zuerst in China und Japan, dann in Hinterindien, Java, Vorderindien und Ceylon. Überall ist er auch dem europäischen Einfluß in Kunst und Religion nachgegangen mit dem feinsten Verständnis für Land und Volk. Ja, er wird sogar der hohen Ethik des Buddhismus gerecht, aber so wie Rom sein letztes Reiseziel, so ist auch alles Römische, selbst in den geringsten Spuren, für ihn dort wie hier der Endzweck des Forschens und Reisens gewesen. Er ist dabei vorurteilslos genug, die geistigen Fermente des Buddhismus nicht zu unterschätzen; aber er übersieht dabei nicht selten, daß das gräßliche Pantheon des heutigen Lamaismus nicht in der reinen Lehre des Buddha begründet liegt und diese dafür ebenso wenig verantwortlich zu machen ist wie das Urchristentum für unseren heutigen Konfessionalismus. Die vorliegende Auflage hat übrigens die den Buddhismus betreffenden Ausführungen zugunsten der sonstigen Bereicherung des Stoffes wesentlich eingeschränkt. Um wieviel gerechter Dahlmann der buddhistischen Askese gegenüber ist als seinerzeit Döllinger, geht aber u. a. aus seiner verständnisvollen Äußerung über indische Philosophie im allgemeinen hervor, wenn er sagt: „Alle indische Philosophie geht von der Erlösungsbedürftigkeit aus. Jeder rechtgläubigen Schule Indiens ist das Problem des Leidens das Ziel alles Forschens. In dem Ideale der Erlösung als dem Endziel aller Spekulation vereinen sich die verschiedenartigsten Schulen, mögen sie einen erkenntnistheoretischen oder ethisch-praktischen Charakter tragen. Die Erlösungssehnsucht war die treibende Kraft des philosophischen Lebens in Indien."

Fast noch gerechter wird der Verfasser der unübersehbaren Kunst Indiens. Und in dieser Hinsicht ist er von dem angesehenen Verlag seines Buches im reichsten Maße unterstützt worden durch die vorbildliche Wiedergabe der mehr als ein halbtausend Bilder, Tafeln und Karten. Durch die Lupe besehen, gewinnen auch die subtilsten Architekturbilder noch ungeahntes Leben. Und so wird sicher auch die zweite Auflage dieses einzigartigen indischen Reisewerkes Joseph Dahlmanns zahlreiche dankbare Leser finden zu jenen vielen, die schon die erste seinerzeit mit Staunen und Bewunderung begrüßt haben.

München. Alfred von Mensi-Klarbach.

Die ewig grünende Tanne

Daß August Winnig, der Schöpfer der Grundschrift Der Glaube an das Proletariat, ein Dichter ist, wissen wir seit seiner Selbstbiographie „Frührot". Die Arbeit des Tages und das Schaffen an seinem Lebenswerk lassen ihm wenig Zeit zum Ausruhen in der Kunst. Nun schenkt er uns einen Novellenband „Die ewig grünende Tanne" (Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg), und gleich klingt das Wort dieses erdverbundenen Menschen auf, klar und schön wie ein Berggewässer seiner Harzheimat, doch auf dem dunklen Kieselgrund der geheimnisvollen deutschen Seele. Die sieben Geschichten spielen fast alle im Harz, seinen Dörfern und Städten, und die Menschen sind ebenso mit dem Wald und der Sage verwoben wie mit Arbeit und Schicksal. Die köstlich heitere, zuerst in den S. M. veröffentlichte Novelle „Das Richtfest" ist auch dabei. Ein Buch zum Ausruhen. Legt es an Weihnacht unter euere grünende Tanne! F. H.

Ein Weihnachtskatalog

Soeben bringt F. Bruckmann, München, einen Weihnachtskatalog heraus, der die Veröffentlichungen des Verlags in übersichtlicher Folge und Gliederung aufreiht, Proben seiner Bilder und Reproduktionen gibt und kurze Aufsätze von einiger seiner hervorragendsten Autoren bringt. Er läßt die vielseitige und von großen geistigen Verpflichtungen getragene Tätigkeit des Verlags aufs beste überblicken.

Gedanken

Menschen leiden so viel aneinander, weil sie sich gegenseitig so haben möchten wie sie selber sind. *

Freundlichkeit, Geduld, Güte können so über dem Grab einer Liebe wuchern, daß man am Ende gar nicht mehr des Grabes denkt, sondern bloß noch der schönen Blumen, die man drauf zog. *

Sich Erfüllungen versagen, heißt fast immer sich auf dem Weg zu einem Gipfel vor Stürzen hüten. *

Man ist gewohnt, von Büchern als von Freunden zu sprechen, von Leitern auf dem Weg zum Ich; vielen Heutigen aber sind sie Krücken, ohne deren Hilfe sie überhaupt nicht mehr zu gehen verstehen; Barrikaden, mit welchen sie sich die Tür zum eigenen Leben vollends verrammeln.

Rosenheim. Hulda Eggart.

Wächter Rühmann

Von Hans Friedrich Blunck

Es ist ja traurig um die armen alten Menschen bestellt, die zum Weihnachtsfest einsam sind. Sie warten und warten in die dunkle Nacht hinein und meinen, es müsse sich aus Himmel oder Erde, von Holden oder Unholden eine Freude für sie ergeben. Aber die meisten hoffen zu Unrecht und die Stunden schlagen eine nach der anderen aus, ohne daß sich auf der weiten Welt etwas für sie rührt.

Wer aber das Jahr über freundlich und gut mit allen Dingen war, den überrascht es doch zuweilen in der einsamsten Stunde; das hat mir der alte Rühmann erzählt, der jahrein, jahraus Wächter in einer großen Fabrik war und auch die Weihnachtsnacht durch die Gänge und Keller und Maschinen wandern mußte.

Dort hatten nämlich die Wesen, die da genau so wie in den Straßen und Gärten hausen, an dem alten Rühmann Gefallen gefunden und weil es nicht nur die Tiere allein sind, die in den Zwölften zu reden vermögen, hörte der Alte plötzlich seinen Namen rufen. Es war aber der kleine Schlotpukker, der in dem großen Kessel wohnt und kaum, daß der Alte sich umsah, auch schon mit einem Hupp bei ihm war. Und der alte Wächter, der nicht die dumme Furcht der Menschen vor den Unirdischen besaß, ließ es sich gefallen, daß der andere ihn bei der Hand nahm. Er erschrak auch nicht, als von beiden großen Schornsteinen her die zwei Smookkerle durch das offene Fenster herein kamen, schier als gehörte es sich so, daß man sich in der Weihnachtsnacht versammelt. Er lachte sogar den riesigen schwarzen Jumper an, der sich aus dem Kohlenlager erhob und wie verlegen über das Zusammentreffen dem alten Mann die Hand hinhielt.

Es wurde überhaupt immer lebendiger, je weiter die Nacht vorrückte, die Unholden merkten wohl, daß der Mann es gut mit ihnen hielt, sie raunten miteinander, redeten halblaut und immer lauter, und dieser und jener kam sogar mit altem ungebärdigen Tanz auf ihn zu. Da begann auch die alte humpelnde Kesselhule, deren Röcke durch den Kohlenstaub schleiften, hinter ihm her zu wandern, die Kolben hoben sich aus den Maschinen und hatten blanke Köpfe; Schüreisen und Schaufel hüpften von ihren Plätzen, es war ein ziemliches Durcheinander und hatte doch alles Sinn und Freude an der ersten Zwölftennacht.

Von drüben, aus dem neuen Teil der Fabrik aber kam die kleine Susesum, so nennt Rühmann die schöne saubere Turbine, die keinen Staub und keine Kohle nötig hat; sie drehte sich vor ihm, weil er sie oft streichelte, und drehte sich so schön, der Kolbenknecht, der jetzt schon ein ganz menschliches Gesicht hatte, wurde eifersüchtig und wollte sie zur Seite stoßen. Aber die Kesselhule legte sich ins Mittel, sie haben sich wieder vertragen, ja, Kolbenknecht und Frau Susesum haben zu tanzen angefangen nach einer alten Weise, die irgend woher zu hören war.

Allen anderen Menschen wäre es ja nun unheimlich bei solchem Spuk geworden. Der alte Rühmann hat jedoch nur seinen Hund etwas fester an die Leine genommen, der

wollte ja jeden neuen Gast anknurren, und weil er gerade die Milch für den Kater in einer kleinen Kanne mitbrachte, wie er es in jeder Nacht tat, hat er leise nach dem Tier gepfiffen. Das ist auch ohne Scheu gekommen, gerade so, wie jeder den anderen in dieser Nacht ohne Furcht und Zweifel anschaute.

Es ist inzwischen auf Mitternacht gegangen, dem alten Mann ist jedoch zwischen all den kunterbunten Gesellen nicht unbehaglich gewesen. Sie hatten Vertrauen in ihn, haben getan, als wäre er einer der ihren, und als sie sich unten vorm großen Kessel sammelten, um sich voneinander zu erzählen und von den Menschen auch, da hat der wilde schwarze Kohlenjumper einen richtigen Stuhl für den alten Mann gebaut, hat die schwarzen Schlacken und Blöcke kunstvoll zusammen- und übereinandergestellt und hat sogar eine Rückenlehne aus alten Besen und Stangen zurechtgeklopft.

Ja, und dann haben sie sich alle im Kreis zusammengehockt, die Kontrolluhr hat sich von selbst gedreht, niemand hat sie zu stechen brauchen, und die Leute haben von dem alten Rühmann sein Leben erfahren wollen. Nach Frau und Kindern haben sie ihn ausgefragt und was die Menschen so tagsüber täten, und wie sie sich die Nacht vertrieben. Und nach dem Alten ist der Kater an der Reihe gewesen, zu erzählen. Er hatte einen vollen Magen von der Milch und war in guter Laune. Da hat er von seinem gestiefelten Vorfahr geredet, und wie der mit dem Grafen von Caracas durch alle Länder zog. Ach, das ist ein Leben gewesen, alle guten und bösen Wesen haben sich von Perücken und großen Höfen erzählen lassen, sie sind ja meist ungebildete Leute und wissen, wie die meisten in unserer Zeit nicht viel mehr, als ihre Maschine reicht.

Danach hat der Hund den Mund auftun sollen, und er hat von wilden Fahrten des Herrn Wohljäger erzählt, — nicht, daß er selbst dabei gewesen wäre, aber es sind viele alte Geschichten davon bei seinesgleichen im Schwang.

Immer wieder aber hat der Wächter von der Weihnachtsfeier der Menschen erzählen müssen und von den Lichtern, die sie brennen. Und er hat dabei gemerkt, daß viele kleine unbekannte Lampen über die ganze Decke hingen und zuhörten, er hat sich gar nicht erklären können, woher die kamen; aber schön hat es ausgesehen!

Über all sein Erzählen hat der alte Rühmann Hunger gekriegt, er hat sein Nachtbrot herausgezogen, hat eine Schnitte für sich genommen und die andere an die Leute verteilen wollen. Aber da ist er schön angekommen; es geschah das Wunderlichste, was er mir von dieser Nacht erzählt hat. Da ist nämlich erst der große Kolbenknecht beigegangen und hat etwas aus der Wand zu trinken gezogen. Er hat nur so einmal am Kalk geschlürft, sagt Rühmann, als söge er da an einem Schlauch hoch, da ist es schon braun und schäumend aus der Wand herausgesprungen und alle Leute haben die Hände darunter gehalten und was daneben spritzte, ist in die Kohlen gelaufen.

Rühmann hätte ja gern etwas gesagt wegen der Kohlen, es war ja seine Pflicht, darauf zu passen, daß sie sich nicht vollsaugen. Aber er ist gar nicht mehr zu Worte gekommen so viel hatten jetzt die kleinen Schlotpukker von der Zeit zu erzählen, wo sie die erste Maschine in die Fabrik brachten, wo sie noch mit den Unterirdischen in Streit lagen, weil die die neuen Nachbarn wieder verjagen wollten, und ich weiß nicht was alles.

Das Beste aber war, Rühmann hat auf einmal einen brenzlichen Geruch in der Nase gehabt; er hat schon gedacht, er müßte doch einmal nach den Feuern sehen oder zu den Jutesäcken laufen, die immer etwas gefährlich sind. Aber wie er sich umwendet, ist die Kesselhule, das alte Weib, dabei und backt einige riesige Weihnachtskuchen über dem Kesselrost. Gleich den ersten bekommt der alte Mann und alle sehen zu, wie er den heißhungrig

anbläst, bis er einbeißen kann. Inzwischen hat die Kesselhule auch schon einen zweiten für ihren Freund, den Kohlenjumper fertig und alle drängen hinzu, um zu schauen, wie der ihn verschlingt. Und den nächsten kriegt der Kolbenknecht und selbst der Kater kriegt einen mit der großen Pumpe zusammen. Und sie trinken alle von dem braunen Bier und schmausen und lassen ihre Lichter blinken. Einige tanzen schon und einige singen ihre unholden Lieder.

Ich weiß nicht, wie die Nacht weitergegangen wäre, aber auf einmal hat sich die Kesselhule mit der kleinen Susesum um irgendetwas erzürnt, — wahrscheinlich hat das naseweise Ding das Backen besser verstehen wollen. Die alte Kesselhule hat jedenfalls die große Pfanne in beide Hände genommen und hat plötzlich mit Pfanne und brutzelndem Kuchen darin der Jungen zu Leibe wollen. Viele Leute haben sich dazwischen gedrängt, die einen haben ihr zur Hilfe kommen und die Jüngeren haben sie anhalten wollen. Dabei haben sie aus Mißverstand alle aufeinander eingeschlagen, — man sieht daran, sagt Rühmann, daß der rechte Weihnachtsfriede, der den Menschen längst ins Herz gedrungen ist, noch nicht bis zu den Unholden gekommen ist. Wahrhaftig, sie haben in der heiligen Nacht aufeinander losgeschlagen; es ist ein Heulen und Rufen, Kokswerfen und Pfeifenziehen geworden. Immer wilder hat sich das Volk dabei erhitzt, immer entsetzlicher sind die Gesichter geworden; niemand hat geachtet, wohin er schlug und trat. Dazu ist das Bier in die Kessel gelaufen, der Teig hat bis über die Knöchel geklebt, die Helle ist erloschen und alle Wände haben schauerlich gebellt und widergehallt. So arg ist es schließlich geworden, der alte Rühmann hat mit Mühe und Not von dannen können und sein Hund hat die ganze Nacht heulend an seinen Pfoten geschleckt.

Einen Rand vom Pfannkuchen hat Rühmann aber doch mitbekommen, das ist ja ein Zeugnis, daß die ganze Geschichte wahr gewesen ist. Und wenn die Korinthen darin auch keine Dukaten geworden sind, es ist doch ein riesengroßer Pfannkuchen gewesen, drei Finger dick und groß wie ein Wagenrad, bis Neujahr hat Rühmann davon essen können.

Der alte Mann hat sich von dem schlechten Ausgang ja auch nicht scheuchen lassen. Es hätte ihm niemand etwas getan, sagt er, und wartet trotz allem auf den nächsten Weihnachten. Er nickt noch immer, wenn er seinen nächtlichen Weg macht, allen Maschinen und allen Dingen recht freundlich zu, er will ja, sie sollen sich ihm zum nächsten Zwölften wieder eröffnen. Dann will er sie Vieles fragen, warum die Kesselhule und die Susesum eigentlich in Streit geraten sind und auch, wie man es fertig bringt, so herrliche Pfannkuchen im Handumdrehen auf dem großen Kesselrost zu backen, und noch mancherlei mehr.

Das Herz der Armen Irma

Einer ungarischen Legende nacherzählt von Adolf Dirr

Schweres hatte die Arme Irma durchgemacht, aber nun hatte sie es überstanden und überwunden. Nicht ohne die Hilfe der heiligen Jungfrau, das wußte sie. Und darum wollte sie zum Gnadenbilde der Gottesmutter in der kleinen Karpathenkapelle wallfahrten, dort niederknien und in heißem Gebete Dank sagen für die wundertätige Hilfe.

Weit war der Weg vom Dorfe der Armen Irma bis zur Kapelle. Über steile Berge und durch weite Täler führte er und durch einen unheimlichen Wald, in dem Räuber hausten und die Wallfahrer überfielen und ausplünderten.

Aber darum machte sie sich keine Sorgen. Es schreckte sie weder die Schwierigkeit des Weges noch die Habsucht der Räuber. Was könnten sie ihr auch nehmen? Hieß sie denn umsonst die Arme Irma? Nichts hatte sie als die Kleider, die sie am Leibe trug und die waren armselig genug!

Drum machte sie sich am Wallfahrtstage frohgemut auf den Weg. Die Sehnsucht nach dem Gnadenbilde beflügelte ihre Schritte, und rüstig wanderte sie trotz der Last ihrer Jahre fürbaß. Weit war der Weg und sengend brannte die Sonne hernieder. Aber die Arme Irma achtete dessen nicht. Leise betend ließ sie die Perlen des Rosenkranzes durch ihre mageren Finger gleiten und zog mit niedergeschlagenen Augen ihres Wegs. Nichts konnte ihre Andacht stören, weder das Grünen und Blühen um sie her, noch der Gesang der Vögel, noch ein Gedanke an weltliche Dinge, an ihre Schwäche, ihre Armut, an die Beschwerden der langen Wanderung, an die drohende Gefahr im unsicheren Walde.

Bis ein rauhes „Halt!" ihrer Andacht ein Ende machte. Sie blickte auf. Der es ihr geboten hatte, war ein wüst und verwegen aussehender Kerl, der sie frech musterte.

Irma sah ihn verwundert und geistesabwesend an, denn sie konnte gar nicht begreifen, was der Mann von ihr wollte. Der ließ sie aber nicht lange im Zweifel darüber; rauh und grob forderte er, sie solle ihm das Geld abliefern, das sie bei sich trage. Sie lächelte nur. Geld! Gab's denn so etwas auf der Welt? Die paar Pfennige, über die sie manchmal verfügte, waren doch kein Geld! Sie sagte es ihm auch ganz ruhig; sie habe nichts, gar nichts, sie gehe wallfahrten und da brauche sie kein Geld.

„So", höhnte der wüste Kerl, „so?" Mit leeren Händen willst du zu deinen Pfaffen? Die werden sich bedanken. Was willst du ihr denn anbieten, deiner Jungfrau?"

„Ein paar Blumen und mein Herz. Das ist der Heiligen lieber als das Geld der Reichen."

Ein teuflischer Gedanke raste durch das Hirn des Räubers. „So, so", höhnte er, „dein Herz. Da wird sie viel davon haben. Aber helfen will ich dir dazu." Sprach's und führte es aus. Seine Rechte griff nach dem Messer, stieß es ihr zwischen die Rippen, öffnete ihr den Brustkorb und riß ihr das Herz aus dem Leibe. Mit einem schaurigen Lachen warf er es ihr zu Füßen: „Da, nimm's, dein Herz, und trag ihr's hin, deiner Reinen, Hehren, Süßen!"

Die Arme Irma bückte sich, nahm ihr Herz in beide Hände und setzte ihren Weg fort. Und was eben noch dichter Wald gewesen war, das lichtete sich jetzt und öffnete sich und unten im Tale lag das Gnadenkirchlein vor ihr.

Dort aber, im Kirchlein, fingen auf einmal die Glocken ungeläutet an zu tönen, und die Geistlichen und die Pilger sammelten sich, einem inneren Befehl gehorchend und traten den Weg zum Walde an, aus dem eben die Arme Irma hervorkam. Sie gingen ihr entgegen und geleiteten sie fahnenschwingend und psalmensingend zum Altar der Heiliger Jungfrau.

Nieder sank die Arme Irma vor dem Gnadenbilde und streckte ihm die Hände mit den blutenden Herzen entgegen. „Nimm es hin, o Mutter unseres Heilands, nimm es, denn es ist alles, was ich dir zu geben habe. Und laß mich jetzt in Gnaden sterben!"

Milde lächelnd neigte sich die Jungfrau Maria zur Armen Irma, deren Händen nun mehr das Herz entschwebte, um an seine alte Stelle in ihrer Brust zurückzukehren. Und kaum war es drinnen, da schloß sich auch schon die gräßliche Wunde zwischen ihren Rippen.

Das ist das Wunder, das man sich von der Armen Irma erzählt.

Die Hochzeitskuh

Roman von Josef Magnus Wehner

Fünftes Kapitel.

2. Fortsetzung)

Es waren zwei Jahre vergangen. Der Briefträger, ein kleines, runzliges Männchen, keuchte durch den hohen Schnee zum Berghof hinauf. Er versank manchmal bis zu den Hüften in den weißen endlosen Wehen. Dann dachte er an seine sieben unversorgten Kinder und suchte mit verglimmendem Blick die beiden breiten Dächer unter dem Walde, die sein Ziel waren. Er hatte den ewigen Hunger, wie man dortzulande sagt, und freute sich auf ein gutes Frühstück. Sorgsam gab er acht, daß der Schnee nicht in die schwarze Ledertasche dringe, die an einem Riemen über dem abgeschabten Rock hing. Denn in dieser Tasche stak ein Brief an Birge.

Wer anders hätte an das Mädchen schreiben können als ein Liebhaber? Liebhaber aber waren verboten, folglich auch Liebesbriefe. Er mußte also den Brief dem Vater aushändigen und nicht der Tochter. Auf der anderen Seite standen allerdings die Vorschriften, eindeutige Paragraphen, die dem frommen Mann schon oft das Leben sauer gemacht hatten. Er hatte es bei Gott nicht so leicht wie der dicke Landgendarm, der hundert kleine Drohungen zur Verfügung hatte, um von den Bauern ein freundliches Frühstück zu erpressen. Jedes Loch in der Scheunenwand war eine Brandgefahr, jedes verwaschene Wagenschild konnte verhängnisvoll werden. Dazu kam noch die halb militärische Uniform, vor das blaue schäbige Röckchen des Briefträgers bei weitem nicht ebenbürtig war. So mußte er sich mit kleinen Listen behelfen. Er las unterwegs alle offenen Karten; für die Briefe gab es feine Haarnadeln, die ein wenig geschärft waren und den Leim leicht vom Papier trennten. Auf diese Weise gelangte man in den Besitz von allerlei Geheimnissen, die man nur mit der nötigen Vorsicht und Demut an der rechten Stelle anzubringen brauchte, um seines Lohnes sicher zu sein. Und das war deshalb nicht schlecht, weil es für die Kinder geschah. Außerdem betete die arme Seele auf dem ganzen Wege, und zwar auf der stappernden Landstraße den Rosenkranz, wobei auf jeden zweiten Hundertmeterstein ein Vaterunser traf, die Berge hinauf bei mühsamem Atem den Kreuzweg, ein mehr betrachtendes Gebet, bergab den Rosenkranz, der ein wenig kürzer war.

Der Bauer Friedrich saß allein in der Stube auf der Siedel, die mit einem schwarzen Schaffell bedeckt war. Birge stieß in der Küche Scheite in den Plattenofen und sah auf, als der Briefträger knarrend und den Schnee abstoßend auf die Wohnstube zuschritt, wobei er wegen seines bösen Gewissens mehr Lärm machte, als sich für seine kleine Person gebührte. Er senkte sein Faltenköpfchen in die Tür und fiel dann beinahe mit dem schweren Ganzen in die Stube hinein, während Friedrich ihm gleichmütig zusah, wie er wieder Boden gewann, die landwirtschaftlichen Zeitungen umständlich auskramte und dann, indem er den Brief an Birge kunstvoll in der hohlen Hand verbarg, verlegen stotterte: „Da habe ich noch etwas für Birge. Es steht kein Absender darauf."

Friedrich wartete. Der Briefträger hielt den Brief vor die Augen, um sich über die Anschrift noch einmal zu vergewissern und starrte die Briefzeichen so lange an, bis Friedrich langsam aufstand, ihm mißtrauisch das Schreiben abnahm und ihn aufforderte, sich hinter den Tisch zu setzen. Dann rief der Bauer nach Birge. Sie trat ein, blieb mit niederge-

schlagenen Augen stehen und wartete, bis der Vater, der den Brief hin und her drehte, ihr befahl, dem Mann ein Frühstück zu richten. Sie wagte nicht zu fragen, wer geschrieben habe, sondern trug stumm einen Teller Schwartenmagen, Schnaps und Brot auf und ging, indem sie sich die Hände abwischte, wieder in die Küche. Sie war sehr neugierig, was der Brief, um den so viel stumme Feierlichkeit gemacht wurde, enthalten möge.

Aber es dauerte lange, bis das hungrige Männchen gefüllt war. Und als es mit traurigen Hundeaugen gegangen war, blieb der Vater immer noch sitzen und las.

Es war ein Brief von Berthold, seinem Paten, den er nun schon seit zwei Jahren nicht mehr gesehen und halb vergessen hatte. Der Brief hatte diesen Wortlaut:

„Liebe, ferne Birge, obwohl ich weiß, daß dieser Brief nur durch ein Wunder in Deine Hände gelangen wird, schreibe ich Dir doch, zum ersten Male. Vielleicht hätte ich auch jetzt nach zwei Jahren noch nicht geschrieben, wenn ich nicht so schreckliches Heimweh hätte.

Es ist plötzlich über mich gekommen, heute Abend, als ich vor dem Jagdhaus meines Freundes im Schnee stand und in das Gebirge schaute. Wie da Gipfel um Gipfel zum Schein wurde und aufglühend verging, wie aus der blauen Nacht die Sterne heraufkamen, da fühlte ich mich so elend und verlassen wie noch nie. Wohl summte unten der Strom im Tal, wohl glühte verschiedenfarbig das himmlische Feuer, aber je mehr die ganze Natur Leben gewann, je stärker die Bäume brausten und auch die Büsche aus heimlichen Herzen redeten, um so heftiger begehrte ich nach Dir. Ja, ich meinte, ich müsse sterben, wenn Du nicht augenblicklich vor mir stündest. Ich sah, wie schnell unser Leben in die glühenden Abgründe hinunterrollt, ich hörte die Liebeslaute der Nachtvögel und den fernen Gesang von Mädchen, die ihren Burschen antworteten... und mußte auf meinem Fleck bleiben. Und nun erst der Mond! Als er in seinem Farbenrad aufging und den ganzen milden Himmel erfüllte, da meinte ich, ich sei ein ganz fremder Mensch, nicht von dieser Erde, sondern vom Mond. Ich hatte eine große und stille Lust, emporzufliegen und in dem Zauberlicht zu vergehen. Aber das war alles so traurig, daß ich mir bald wie ein Tote vorkam.

Hott, der falsche Mensch ist auch hier; er treibt sich herum, in der Universität habe ich ihn noch nicht gesehen. Aber solchen Lumpen hilft das Schicksal immer schneller als unser einem. Was habe ich geschafft die Zeit her! Nicht nur im Semester, auch in den Ferien habe ich Stunden gegeben, meist auf dem Lande, um mir das nötige Geld zu verdienen. Aber ich weiß wenigstens, für wen ich schaffe. Kannst Du Dir es denken? Bitte schreib mir doch hierüber, ich möchte es furchtbar gerne wissen.

Hast Du schon gehört, daß auch Anna hier ist? Du warst ja gar nicht eifersüchtig, als ich ihr vor zwei Jahren beim Dreschen den Hof machte. Gewiß, sie ist schön, aber ich mag sie doch nicht, weil ich eine andere im Herzen habe, die Dir sehr ähnlich ist. Leider hat sie mir nur ihr Bild gegeben, vor zwei Jahren, und von dem Bild ist außer den Augen nicht mehr viel zu erkennen. Kannst Du Dir denken, woher das kommt? Bitte schreibe mir auch darüber Deine Meinung!

Gott weiß, wann ich wieder nach Hause komme! Vielleicht erst nach der Prüfung, die ich in einem Jahre machen werde. Aber dann! Ich glaube nicht, daß Du mir schreiben wirst, obwohl ich Dich darum gebeten habe. Dein lieber Vater, mein herzensguter Pate, wird Dir sicher das Tintenfaß wegschließen. Grüße ihn und vor allem jene Kuh, mit der ich im Herbst vor zwei Jahren in Euren Hof marschiert kam. Ach Birge, mein Herz ist recht schwer und ich kann es Dir nicht ausschütten, ich habe in der Heimat keinen Freund.

Keinen Freund. Auch die Eltern schreiben mir nicht, viel weniger noch die Brüder

Man hält mich zu Hause für einen Sozialisten, weil ich manchmal den Arbeitern hier Vorträge halte, für einen Seiltänzer, weil ich einmal mit einer Ferientruppe von Schauspielern umhergezogen bin. Das alles sagt mir Hott, aber ich glaube, der Unsinn geht von ihm aus, er sprengt ihn in die Heimat, weil er neidisch auf mich ist und weil er sich schon durch mein Dasein gedemütigt fühlt. Er möchte eben der einzige Student in unserem Tale sein und durch Faulenzen soweit kommen wie ich durch schwere Arbeit.

Aber ich will nicht kläglich werden. Ein Jahr noch, dann bin ich frei — und dann freie ich. Im Notfall soll es mir auch auf einen Brautraub nicht ankommen."

Friedrich war mit dem Brief zu Ende. Ganz gegen seine Gewohnheit setzte er sich sofort, während Birge in der Küche fast verging, hinter den Tisch und schrieb an seinen Paten, dessen Anschrift er in einer heimlichen Ecke der Briefhülle hingekritzelt fand, folgende Antwort:

„Lieber Pate, wenn ich gewußt hätte, daß Du ein so überspannter Mensch bist, hättest Du lange schreien können, eh ich Dich aus der Taufe gehoben hätte. Aber ich habe schon so eine Ahnung gehabt, als ich Dich mit Deinem großen Kopf in den Windeln liegen sah. Gott sei Dank bist Du nur mein Taufpate. Wärst Du mein Firmpate, so müßte ich mich für den heiligen Geist schämen, der Dich so wenig erleuchtet, daß Du nach meiner Tochter Birge trachtest. Schlag Dir diesen Gedanken aus dem Kopf, je eher je besser, denn Du bist ein richtiger Narr. Brautraub, das ist wohl jetzt modern bei Euch?

Meine Tochter Birge kommt ins Nachbarhaus. Das ist so klar wie Kloßbrühe. Die Aussteuer wird nächstens angeschafft, Verlobungskarten schicke ich nicht. Solltest Du Dich noch einmal unterstehen, meiner Tochter Birge einen solch verrückten Liebesbrief zu schreiben und andere Leute zu verdächtigen, deren Vater ein bekannter Viehdoktor ist, wenn er auch nicht studiert hat, dann schicke ich Deine Zeilen sofort an den Direktor von Eurer Universität, der soll Dich schon Mores lehren. Dein Pate."

Er packte den Brief sorgfältig ein, schob ihn in die Brusttasche, rief Birge herein und hielt ihr den Umschlag von Bertholds Brief unter die Augen:

„Kennst du die Schrift?"

Birge warf einen flüchtigen Blick darauf und ahnte, als sie den Poststempel erkannte, was die Glocke geschlagen habe. Sie wurde glührot und sagte kein Wort.

Da brach der Alte los und machte Berthold herunter. Birge wich vor dem herandonnernden Vater zurück, biß die Zähne zusammen, und als sie sich nicht mehr zu helfen wußte, räumte sie ungelenk den Tisch des Verräters ab.

Friedrich aber ließ nicht nach. Nachdem er Berthold kurz und klein geschlagen hatte, rückte er ihr in sanfteren Registern den Nachbarhof vor Augen. Er malte ihr aus, wie gut sie es haben werde, wenn sie da drüben neben Hans als gute Frau sitze. Da könne sie dick und fett werden und brauche keinen Finger krumm zu machen, wenn sie nicht wolle; Hans werde sie immer seidensanft anfassen und sie sei in dieser Arche mit so und soviel Stück Vieh ihr Leben lang die große Frau. Er schloß seine Rede, indem er die Stiefel übereinander stülpte und Birge mit kränklich klingender Stimme fragte: „So mein Mädchen, und jetzt sage mir offen und ehrlich: willst du deinem alten Vater gehorchen oder nicht?"

In diesem Augenblick entfiel Birge das tückische Schnapsglas, das sie in die Fensterecke stellen wollte, und zerschellte am Boden. Der Bauer, der hierdurch Birge in Schuld gesetzt sah, sagte kein Wort, sondern wartete um so geduldiger auf Antwort. Birge aber blieb stumm, bückte sich und las die Scherben in ihre Schürze.

„Du bist jetzt neunzehn," sagte Friedrich „und könntest vom Fleck weg heiraten."

Da senkte Birge ihren Kopf und sagte leise: „Gebt mir den Brief, Vater, dann will ich ja oder nein sagen."

Friedrich würgte. Alle Heiligenbilder an den Wänden hoben beschwörend ihre Hände, als wollten sie sagen: „Wenn du den verruchten Brief in die unschuldigen Hände deiner Tochter gibst, kommst du in die grasgrüne Hölle." Auf der anderen Seite aber tauchte das gutmütige Gesicht seines Nachbarn auf, mit dem er seit dem Wasserfall vor zwei Jahren in Feindschaft lebte: Gab er Birge den Brief, dann war ihr Wille geschehen und sie mußte zum Entgelt ja sagen, und dann war der Weg zum Nachbarn wieder geebnet.

Er drückte den Brief in seiner Hand herum und verspürte plötzlich einen brennenden Durst. Er mußte einen Augenblick mit der Flasche allein sein und so machte er nur noch einen schwachen Vorbehalt: „Es steht so nichts Gescheites drin, Birge, ich will dir ein Stück vorlesen."

„Nein Vater," sagte Birge in stolzer Demut, „ihr müßt ihn mir schon ganz geben."

„Da hast du ihn, aber in fünf Minuten liegt er wieder auf dem Tisch."

Birge nahm ihn und verschwand in der Küche. Friedrich setzte die Flasche an den Hals und trank einen guten Schluck auf sein hintergangenes Gewissen hinunter. Dann trommelte er einen Marsch auf die Fensterscheiben und sah dabei auf die Uhr.

Als die fünf Minuten um waren, ging er in die Küche. Birge wusch sich. Er sah, daß sie geweint hatte.

„Wo ist der Brief?"

„Er ist mir ins Feuer gefallen und verbrannt," sagte Birge möglichst unschuldig und deutete auf die verkohlten Papierreste, die sich in der Herdglut plusterten.

„Deshalb brauchst du nicht zu heulen," knurrte Friedrich.

„Ich habe mich," fuhr jetzt Birge mit fester Stimme fort, „entschlossen, den Hans zu freien, wenn du mir eins versprichst, Vater!"

„Was soll das sein?" fragte Friedrich.

„Du darfst von heute an keinen Tropfen Schnaps mehr trinken."

Da setzte sich Friedrich langsam auf den Hackklotz zurück, ließ die Rechte auf das Knie fallen, während die Linke haltsuchend in der Luft stehen blieb, und zwinkerte mit beiden Augen, als ob ihm Schnee hineingekommen wäre.

Er wehrte sich lange heldenmütig gegen das Ansinnen Birges; als sie aber fest blieb, versprach er ihr, was sie verlangt hatte, nicht ohne Hoffnung, mit heimlicher List dennoch zu seinem Trunk zu kommen. Er handelte ihr auch noch ab, daß er den Schnaps, der noch im Fasse sei, austrinken dürfe, was Birge leicht zugab. Tapfer verließ er die Küche und ging zum Vieh. Birge aber strich Bertholds Brief glatt, den sie vorhin an ihrer Brust versteckt hatte, zerrieb das verkohlte Papier der landwirtschaftlichen Zeitung, das sie in einem blitzartigen Einfall an Stelle des Briefes den Flammen übergeben hatte und mußte endlich lächeln. Dann wollte sie schnell beten, zu irgendeinem Heiligen, daß sie den Vater einmal beim Trinken ertappen möge, wenn das Faß leer sei; es fiel ihr aber rechtzeitig ein, welch ein gotteslästerliches Gebet das sein müsse. Sie band ihre Schürze fest, die sich beim Schluchzen gelockert hatte und war bald wieder guter Dinge; denn sie vertraute fest darauf, daß ihr Vater einmal wankelmütig werden müsse; es galt nur, die Hochzeit möglichst lange hinauszuschieben. Am Abend vor dem Schlafengehen las sie Bertholds Brief noch einmal durch und überlegte tief in die Nacht hinein, wie sie es anstellen könne, unter der Hand einmal schnell zu ihm in die Stadt zu kommen. An diesem Tag begann sie zu wissen, daß sie ihn liebe.

Am nächsten Sonntag knöpfte Friedrich auch den letzten Knopf seiner Weste zu, schlug

ch auf die Taschen und ging zu seinem feindseligen Freund Mathies hinüber. Birge sah
m aus dem Küchenfenster ängstlich nach und freute sich doch halb, wie augenfällig schwer
m der Gang wurde. Denn wenn Friedrich sich auch bei jedem Zaunstock straff aufrichtete
nd seinen Hut zurechtrückte, so half das seiner Verlegenheit wenig. Seine Augen gingen
inen ganz anderen Weg als seine Füße. Er schaute angestrengt am Nachbarhause vorbei,
ein Mund wälzte sich auf und zu, als kaue er an einer unsichtbaren bitteren Speise, die
r jeden Augenblick ausspucken müsse. Er stemmte die Arme in die Hüften wie eine Frau
nd schwenkte sie beim nächsten Schritte vor sich, wie einer, der mit sich selber redet. Im
ausflur des Feindes roch es kalt, er schnupperte an der Tür, klopfte und öffnete, als nie-
anand herein rief.

Mathies stand vor dem Tisch, er hatte Friedrich längst kommen sehen. Ein stummer
Kampf entstand, wer zuerst guten Tag bieten werde. Da sich keiner dazu entschließen
onnte und die Wanduhr mit gräßlichem Ticktack unaufhaltsam in den Mittag hineinging,
rach sich endlich Friedrich ein Wort vom Munde ab, das so klang wie „tüchtig geschneit".

„Wie nicht recht gescheit," antwortete Mathies spöttisch.

Friedrich schwoll vor Zorn an wie eine Tonne. Seine Wut galt, in einer kühnen Ge-
ankenverbindung, weitläufig wie eine bäuerliche Verwandtensippe, keinem anderen als
Berthold's Vater. Wäre dieser nämlich kein überspannter Mensch gewesen, dann hätte
r Berthold nie studieren lassen; hätte Berthold nie studiert, dann hätte er keinen Liebes-
rief geschrieben, dann brauchte er, Friedrich, hier nicht in sichtlicher Demütigung vor
Mathies zu stehen.

Er zerrte wütend an dieser Gedankenkette und riß schließlich das folgende Glied los:
Ich pfeife auf die Studierten."

Dieser Ausspruch hatte mehr Sinn, als Friedrich im ersten Augenblick wissen konnte.
s war das unmittelbare Sprungbrett zu Berthold, dem Nebenbuhler Hansens, und damit
ar man ja im Mittelpunkte aller Fragen. Mathies war klug genug, vorsichtig auf dieses
Sprungbrett zu treten. Wenn auch das, was er nun sagte, einen Stadtmenschen völlig
bweisend geklungen hätte, so wußte doch Friedrich recht gut, wie es gemeint war, und daß
r jederzeit herüberkommen könne, wenn sein Schnapsfaß zur Neige ging. Mathies aber
ntwortete so: „Es wird Zeit, daß mein Hans eine Frau kriegt. Ich wüßte ihm ja manche
ehen, aber er hat sich nun einmal die Birge in den Kopf gesetzt. Ich meine aber, das wird
ch schon geben, wenn sie ihn immer abfahren läßt. Wie gesagt, mir liegt gar nicht so viel
aran, daß er nun gerade die Birge bekommt. Ich weiß ihm eine, die bringt hübsch was
it. Sie hat zwar krumme Beine, aber die wird mein Hans schon strack kriegen."

Dann stürzte er ein Glas hinunter und schenkte auch Friedrich ein. Dieser sah sich erst
m, ob Birge nicht über die Gasse gehe, dann schüttete er den Schnaps knirschend, indem er
n behaglich zwischen den Zähnen zerrieb, hinunter und sprach:

„Du brauchst nicht zu denken, Mathies, daß ich dir die Birge anbiete. Es kann schon
in, daß sie ihn manchmal gehörig hat abfahren lassen, aber er traut sich ja auch nicht pipp
der papp zu sagen. Nun habe ich jedenfalls Birge den Kopf zurechtgesetzt, und wenn
ans Lust hat, jetzt einmal anzufragen, wird er nicht daneben tappen."

„Das kann er machen, wie er will," entschied Mathies kurz, aber freundlich, und sah Fried-
ch fest wie ein Viehhändler in die Augen.

Friedrich drehte sich um, griff an den Hut, ohne zu grüßen und ging heim. Der Dicke
iff sofort seinem Hans und teilte ihm das Gespräch mit. Hans wäre am liebsten gleich
Birge gelaufen, aber der Vater puffte ihn in die Seiten und sagte, das sei ganz verkehrt.

hier gehöre hart auf hart; man müsse die drüben jetzt warten lassen, damit vor lauter Ungeduld die Aussteuer wachse und die Schränke und Truhen von selber zum Haus hereinspazierten. Dann könne er später nach der Heirat immer mit gutem Grund den Herrn im Hause spielen. Hans sah betrübt alles ein und ließ seine Ungeduld in den nächsten Tagen am Vieh aus.

Mit Birge aber ging eine Änderung vor. Sie fühlte, daß ihr Vater auf dem Nachbarhof gedemütigt worden war, wenn er sich auch so anstellte, als ob alles im Lot sei. Das kränkte sie, denn sie liebte den Vater. Mit Zittern sah sie jetzt jeden Tag heraufkommen; denn nun, da der Vater von einem Fremden beleidigt war, hätte sie ihm unbedenklich ihr Herz geopfert, um ihn wieder gut zu stimmen. Sie betete, er möge sie nur jetzt nicht mehr an ihren Gehorsam erinnern. Anderseits trug sie Bertholds Brief immer bei sich. Er brannte von Tag zu Tag immer mehr über ihrem Herzen. Sie hatte kein Wort für ihr Gefühl, aber Tag und Nacht dachte sie an den schönen Burschen, der ihr Bild stets bei sich trug; sie sah sein Gesicht vor sich und es kam vor, daß sie irgendeinen Gegenstand mit den Händen fest umschloß oder an ihre Brust drückte, indem sie leise seinen Namen sprach. Die Unmöglichkeit aber, zu ihm zu kommen, machte ihre Verzweiflung vollkommen, ihre Stimmungen jäh. Ihr Schritt wurde schneller, ihre Bewegungen heftiger, und wenn sie den Knechten und Mägden etwas auftrug, so klang es wie ein Befehl. Mit ihren Geschwistern konnte sie nur schwer auskommen. Sie nahm deren Schwerfälligkeit für Absicht, sie zu reizen, wogegen sie sich mit großem Aufwand und oft unter Tränen verteidigte. Es war ein schrecklicher, gespaltener Zustand.

Der Vater sprach seit dem Besuch im Nachbarhaus nicht mehr von der Hochzeit, betrieb aber im stillen die Vorbereitungen zur Heirat, indem er von der Aussteuer Stück für Stück bestellte und im Beihaus unterbringen ließ. Mancher Wagen mit schön polierten Kirschbaummöbeln ging an schneefreien Tagen an Mathies Haus vorbei und wurde von Friedrich mit großem Hallo und Peitschenknall in den Hof gelenkt. Jedes Bett und jeder Stuhl war ein Alb für Birges Herz. Wenn sie Hans lächelnd irgendwo herumstehen sah, wäre sie am liebsten über Berg und Tal davongelaufen. Ihre einzige Hoffnung blieb die Trinklust ihres Vaters, eine recht äußerliche und gebrechliche Hoffnung, an die sie sich aber mit aller Kraft klammerte. Wenn doch Berthold einmal gekommen wäre!

Mathies hielt sich immer weiter von Friedrich zurück, je öfter dieser über seinen Hof strich. Es machte ihm Freude, den hageren, reichen Nachbarn wegen seiner stolzen Tochter zu demütigen. Der Teufel trug ihm sogar eines Tages das Gerücht von Friedrichs Versprechen ins Haus. Das vergrößerte seinen Zorn auf Birge.

Es war einige Tage vor Weihnachten. Friedrichs Knecht kam wieder mit einer glänzenden Fuhre, auf der oben rosige Betten schimmerten, aus der Stadt. Mathies stellte sich auf die Gasse, um beim Abladen zuzuschauen.

Friedrich und Birge eilten zu gleicher Zeit aus dem Hause. Das Gesinde trug die Betten ins Beihaus, es war schon alles abgeladen bis auf eine Lage Stroh im Grunde des Wagens. Friedrich und der Knecht wollten den Wagen in die Scheune schieben. Als es nun schon ein Stück bergauf gegangen war, da rollte auf einmal ein gelbgestrichenes Faß mit Blechverschluß aus dem Stroh. Friedrich suchte es in verzweifelter Hast mit einigen Strohhalmen zu decken; es war vergebens; Birge hatte schon erspäht, daß es ein Schnapsfaß war. Sie stand lächelnd auf dem Pflaster. Friedrich ließ den Wagen stehen, wo er stand, ging zu ihr, klopfte ihr auf die Schulter und sprach: „Was meinst du wohl, was in dem Faß ist?"

„Sicher keine Wagenschmiere," lachte Birge.

„Nein. Schnaps ist drin, verteufelt noch eins," rief Friedrich. „Und weißt du, was ich damit anfangen will? Deinem Schwiegervater will ich ihn schenken."

„Du weißt ja, was du mir versprochen hast."

„Ich trinke keinen Tropfen davon," beteuerte Friedrich.

„Dann laß ihn nur gleich hinüberfahren," sagte Birge.

In diesem Augenblick mischte sich Mathies ins Gespräch. Er lehnte Friedrichs Geschenk rundweg ab, er habe in der vorigen Woche selber ein Faß bekommen, Friedrich möge es nur selber austrinken.

Da rief Friedrich zornig: „Sei nur nicht so stolz, es könnte dich noch reuen."

Mathies erwiderte: „Stolz hin, Stolz her. Wenn ich von deinem Schnaps trinken will, komme ich zu dir, und wenn du zu mir kommst, schenke ich dir von meinem Schnaps ein. Da braucht's weiter keine Rede."

Er drehte sich auf seinem Holzschuh um und ging. Der Wagen wurde in die Scheune gefahren. Birge nahm die Hand ihres Vaters und sagte:

„Schau, Vater, Ihr braucht Euch das gar nicht zu Herzen zu nehmen. Wenn Ihr mir nur ein wenig nachgeben wolltet, brauchtet Ihr Euch von Mathies nichts gefallen zu lassen."

Sie zog ihn in die Küche und redete auf ihn ein. Friedrich aber, der bald merkte, daß ihr Herz noch an Berthold hing, versteifte sich immer mehr und sprach endlich: „Den einen willst du nicht und den andern bekommst du nicht, so lange ich lebe."

Das war ein feierlicher Spruch, und an dem harten und finsteren Gesicht ihres Vaters sah Birge, daß es nun bald Nacht werden müsse mit ihrer Liebe zu Berthold. Sie saß noch lange, als ihr Vater gegangen war, in schmerzlichen Gedanken am Herd. Eine Angst stieg in ihr auf, es könne ein Unglück über alle kommen, an dem sie allein schuld sei, wenn sie sich dem Vater nicht ohne Vorbehalt beuge. Sie sah ihre tote Mutter durch die dämmerige Küche gehen. Ihr schweres Ende drückte sich noch in ihrem Gesichte aus. Sie trug eine Kerze in der Hand und schaute, langsam wandelnd in die Höhe. Plötzlich fiel ein heißer Wachstropfen von der Kerze auf Birges Hand. Sie schrie auf und sah, daß es Abend geworden war.

So ging sie zum Vater, der finster auf seinem Schaffell saß, zündete die Lampe an und sagte: „Vater, ich habe es mir überlegt. Ihr könnt mit dem Fasse tun, was Ihr wollt. Es ist so gut, als ob Ihr mir nichts versprochen hättet. Ich will Euch in allen Stücken gehorchen."

Der Vater rührte sich kaum. Er sagte vor sich hin: „Ich weiß schon, was ich tue, Birge; wenn sich einer zu viel einbildet, dann tuts nicht gut. Ich werde mit dem da drüben schon fertig werden."

Da konnte sich Birge nicht mehr halten. Sie kniete vor ihren Vater und weinte. Friedrich aber stand auf, stellte sich mit dem Rücken ans alte Uhrgehäus und sprach: „Die Sache hat jetzt einen anderen Boden, Birge. Davon verstehst du nichts. Das muß ich mit dem drüben allein ausmachen. Wenn er meint — dann werden wir schon sehen."

Birge rief voller Angst: „Was hast du mit ihm vor? Vater, gib nach, ich will nicht schuld sein, wenn etwas geschieht."

„Er ist schuld, wenn die Sache im Unfrieden auseinandergeht. Jetzt steht's auf Spitz und Knopf. Nun will ich nicht mehr nachgeben."

In diesem Augenblick schlug die Uhr. Es wurde sehr still in der Stube. Der Ofen glühte. Friedrich räusperte sich, ging in die Kammer und sagte von hier aus:

„Wenige haben mich gern. Ich weiß, daß du mich gern hast, Birge. Und was ich mit

dir gehabt habe, war nur ein Spaß. Du brauchst natürlich den Hans nicht zu heiraten, wenn du nicht willst. Aber den anderen schlag dir auch aus dem Kopf. Ich will's nicht."

Birge stand bei der Lampe und preßte die Hände auf den Tisch.

Da schlug draußen der Hund an. Es kam jemand. An dem zögernden Schritt merkte Birge, daß es Hans war.

Durch Friedrichs Körper ging ein Ruck. Er schlug mit dem Kopf an die Trommel, die von der Militärzeit her noch über seinem Bette hing, daß sie dumpf aufdröhnte, ging ans Stubenfenster und verbot Hans den Hof. Dann warf er das Fenster wieder zu und sprach:

„So, jetzt ist's fertig. Das andere wollen wir dann sehen."

Er ging in den Stall und fütterte die Pferde ab.

Von diesem Tage ab sprachen die beiden Höfe kein Wort mehr miteinander. Auch das Gesinde schloß sich dem heimlichen Krieg an und tat sich gegenseitig Spott und Schaden. Die beiden Bauern hatten jetzt ihre Köpfe aufgesetzt und zogen alles in den Strudel ihres Eigensinns.

Birge lebte anfangs in ständigem Schrecken. Wenn ein verlorener Axtschlag durch die Winterstille klang, dann sah sie Blut fließen oder Späne aus einem der beiden Häuser fliegen. War irgendwo gegen Abend ein Getümmel von Stimmen, dann hielt sie die Hände an die Schläfen und horchte, bis sie den Streitgrund verstanden hatte. Oft redete sie ihrem Vater zu, sich mit Mathies wieder zu vertragen, aber da stieß sie auf Stein.

Sie offenbarte endlich ihre ganze Not Berthold in einem kurzen Briefe und bat ihn, die Antwort an eine Base, die Posthalterin war, zu richten. Schon am nächsten Sonntag nach der Kirche steckte ihr die Base den Antwortbrief Bertholds zu. Sie ging auf dem Heimweg durch den winterlichen Wald und las:

„Endlich der erste Brief! Ich habe Dir jeden Buchstaben aus der Hand gegessen. Birge, ich wollte, ich könnte in einem feurigen Wagen zu Dir fahren. Über des Nachbarn Dach flöge ich herab und hielte vor Deiner Tür. Da müßtest Du schnell einsteigen, ob Dein Vater wollte oder nicht — und hui gings durchs Blaue! Nur Dein Seidenkleid müßtest Du zuvor anziehen!

Nun höre aber Birge: Du mußt dies eine Jahr — von Ostern ab noch ein Jahr! — aushalten! Du mußt klug sein, liebe Birge, und vertrauen. Jetzt sind ja die beiden Schwiegerväter verfeindet, und wie ich die Bauern kenne, werden sie nicht so schnell aus ihrer Verbissenheit erwachen. Es war sehr gut von Dir, daß Du Deinen Vater von seinem Versprechen entbunden hast. Laß ihn trinken, liebe Birge! Besser er trinkt allein, als mit Mathies zusammen. Allein trinkt er sich immer mehr von seinem Nachbarn fort, in eine urweltlichen Grimm hinein, aus dem es kein Zurück mehr gibt. Und ich hoffe, er wird eines Tages so gerührt sein, daß er sein Jawort gibt.

Sollte er aber unvermutet anders werden, sollten sich die beiden Väter plötzlich versöhnen, dann, Birge, mußt Du zu mir kommen. Ich betrachte Dich vor Gott als meine Braut. Und wenn Du ein ganzes Leben lang mit mir zusammen sein willst, liebe, liebe Birge, dann mußt du die paar Schritte zu mir her tun. Laß die Leute reden. Anna hat es auch geschafft. Sie arbeitet hier in der Stadt und bringt sich gut fort. Und wenn Du kämest, so würde ich doppelt und dreifach arbeiten und soviel verdienen, daß es für uns zwei reichen sollte. Ich bekomme nach der Prüfung sofort eine Stellung. Schreib mir doch sofort, wann Du spätestens kommen kannst, ich erwarte Dich mit brennender Ungeduld. Telegraphiere, daß Du sofort kommst. Ich habe Dir Ungeheures zu sagen, Birge, Birge, liebe Birge!"

Als Birge den Brief gelesen hatte, blieb sie traurig stehen und seufzte. Eine Wildtaube streifte im Fluge den Schnee von einem Tannenwedel. Durch die Bäume sah sie ihren Vater auf das Berghaus zugehen.

Nein, sie konnte ihren Vater und ihren Platz im Hause nicht verlassen, wenn die Liebe sie auch mit süßem Schmerz fortzog. Und doch, wenn sie jetzt bei Berthold gewesen wäre, hätte sie ihm vergelten wollen, daß er so fest an sie dachte. Eine heiße Welle überschlug sie, sie legte die Hände vor die Augen und taumelte hilflos zur Seite. Niemand war in dem stillen, schneeweißen Wald, der ihre Seufzer hörte. Auch der kleine Quell, an dem sie einst mit Berthold gelegen, funkelte in bläulichem Eise. Sie lehnte sich an einen Stamm und dachte an jene Mondstunde im Herbst, bis Bäume und graues Gewölk zu kreisen anfingen und bis sie plötzlich Bertholds Stimme aus dem Laubhügel zu hören glaubte: Sie wehte dunkel und warm um ihren Leib und fing ihre Schritte auf, als sie jetzt in tiefer Qual davonging; diese Stimme war wie ein Tuch, ein goldnes Bett voll Feuer und Liebe. Ach, sie wurde schwermütig! Erst als sie auf die frostglitzernde Wiese trat, wehte die Stimme in den Wald zurück.

Es kamen die Tage um Weihnachten, in denen die Lüfte schweigen und alles stillzustehen scheint. Birges Gedanken waren immer bei ihrem Liebsten, und nur ganz selten schrak sie in ihre Umgebung zurück. Die Stille war so vollkommen, daß Vater, Geschwister, Vieh und Bäume sich nur wie Bilder vor ihren Augen rührten, daß die glänzende Flamme im Herd wie eine Blume aufschmolz und die Linde im Hof wie eine Wolke stand.

Birge war verzaubert. Fragte sie jemand, so lächelte sie und gab eine törichte Antwort. Jede Arbeit ging ihr lautlos von den Händen, und nur, wenn irgendwo ein gefühlvolles Wort fiel, wurde sie davon ergriffen wie von einem Lied.

Bei alledem entwickelte sie einen vorher nie gekannten Eifer, sich schön zu machen. Sie flocht öfter ihre Zöpfe auf, zog, wenn sie allein war, schöne Kleider an und ging wie ein Gast durchs Haus, indem sie alle Dinge, die ihr begegneten, liebevoll grüßte. Es kam ihr selber rätselhaft vor, wie sie verändert war, aber ihr Zustand war so voll Glück, und das, was sie früher geschmerzt hatte, drang so wenig in die Wolke ihrer Verzauberung ein, daß sie sich wünschte, sie möge nimmer wieder aufwachen, es sei denn an Bertholds Brust.

Aber das Erwachen kam. Als der erste Föhn den Himmel auflockerte, als Schnee und Gewölk in schwülem Glanze schwammen, da brach auch ihr Herz auf wie eine heimliche Wunde. Wenn sie das Talwasser rauschen hörte oder in das sprühende Gelichter der bergunter stürzenden Bäche sah, dann wurde ihre Brust schwer. Sie mußte sich dann irgendwo aufstützen, um nicht zusammenzusinken und mit den Wassern davonzubrausen. Nachts weinte sie viel, und am Tage, wenn das Nachbarhaus und die finsteren Gesichter auftauchten, kam sie sich schuldig vor. Sie sah, wie der Vater sich abkämpfte; sein Gesicht, wenn er plötzlich in die Sonne trat, war fahl und scharf wie das einer Leiche. Sie witterte Unglück und konnte doch nichts ändern.

An einem Sonntag nach dem Mittagessen kam Mathies herüber. Er stand eine Weile auf dem Pflaster und Friedrich ließ ihn warten, denn er glaubte, jener komme, um Versöhnung anzubieten. Endlich aber klopfte Mathies ans Fenster und tat mit halb abgewandtem Gesicht einen kurzen Wink, der einer Kriegserklärung glich.

Friedrich stand feierlich auf, räusperte sich und folgte ihm, in dem bestimmten Gefühl, jetzt müsse die Entscheidung fallen.

Er ging einen halben Schritt hinter Mathies drein und blies den Frost von seinen Lippen.

Sein starrer Blick und der steife Nacken drückten aus, daß er mit seinem Vorgänger keinen billigen Handel abschließen werde.

Mathies öffnete seine Kellertür, die unmittelbar neben der Haustür lag und stieg die Steintreppe hinunter. Friedrich lächelte hochmütig: Wenn die Sache auf eine Schnapsprobe hinauslaufen würde, dann sollte sich Mathies doch getäuscht haben. Er blieb an der Tür stehen und pfiff einen heimlichen Marsch durch die Zähne.

Als Mathies ihn so ziſchen hörte, wandte er sich jäh um und sagte bestimmt: „Komm nur mit, du wirst schon Augen machen, was du da angerichtet hast."

Da ging Friedrich hinunter. Er trappte laut auf die Stufen und war neugierig, was nun kommen werde. Das Stroh lag noch vor den winterlichen Kellerlöchern und verfinsterte das Gewölbe. Mathies zündete eine halbe Kerze vom Christbaum der letzten Weihnacht an und schwenkte sie von der Decke zum Boden.

„Siehst du etwas?" fragte er feindselig.

Friedrich bog seinen Oberkörper vor und sprach schallend: „Mach nicht so viel Dampf und Feierlichkeit drum herum. Rück nur gleich mit der Wahrheit heraus!"

Da nahm Mathies die rote Kerze in die Linke, streifte mit der Rechten über eine Seitenwand und hielt sie Friedrich vor die Nase. Sie roch. Friedrich schüttelte den Kopf. Mathies deutete auf die dunkle Bahn, die seine Hand über die Mauer gezogen hatte, und Friedrich sah, daß die Wand feucht war.

Mathies hielt die Kerze vor den Bauch und sagte gleichmütig: „Kannst du dir denken, woher die Nässe kommt?"

„Es wird halt tauen," entgegnete Friedrich mit erhöhter Stimme.

„Der Schnee stinkt nicht, das Eis riecht nicht," antwortete Mathies.

Dann schwiegen beide. Sie hörten die Kerze flackern, obwohl die Flamme nur kindlich klein war. Beide wußten, daß jetzt die Entscheidung über ihr Leben fallen werde, über das vergangene und das künftige. Mathies aber, den das Unglück und der Widerstand Friedrichs nur noch schärfer machten, ihn gänzlich zu demütigen, sagte schneidend, indem er wie zum Hohn auf ein hohl donnerndes Schnapsfaß schlug:

„Die feuchte Wand liegt nach deinem Hofe zu. Und was da feucht ist, kommt von deiner Mistgrube. Die Jauche dringt überall durch. Ich mag keine stinkigen Kartoffeln essen, hast du gehört?"

Friedrich wandte sich um. Er wollte gehen. Obwohl ihm der Vorwurf begreiflich dünkte, durfte er ihn auf keinen Fall zugeben. Er mußte sich vielmehr so stellen, als sei es lächerlich, daß seine Jauche durch die dicke Mauer dringen solle. Er zuckte daher mit der Schulter, als wolle er kein Wort mehr darüber verschwenden. Mathies aber faßte ihn am Ärmel, leuchtete ihm ins Gesicht und rief: „Hier geblieben! Hier wird sich nicht gedrückt. Entweder du mauerst deine Grube aus und bezahlst mir meine verdorbenen Kartoffeln — oder du hast nichts zu lachen, verstehst du?"

Da lachte Friedrich schallend, eben weil ihm das Lachen verboten sein sollte, spuckte und krähte: „Das könnte dir passen, wenn ich dir deinen Dreck wegfegte. Ich sehe ja ein, du hättest gern einen Streit mit mir, daß du mich unter deine Füße bringen wolltest. Aber da mußt du dir einen Dummen suchen, mir machst du so leicht nichts weis."

„Ich dir etwas weis machen?" schrie Mathies blaß vor Zorn. „Das wird dich das Gericht schon lehren, wer hier der Weismacher ist. Und mit dir habe ich jetzt das letzte Wort gesprochen."

Friedrich, der schon im Gehen war, ließ durch die Nase ein höhnisches Lachen hören

Da warf Mathies außer sich vor Wut die Kerze ins Krautfaß, riß Friedrich mit beiden Armen von der Treppe herunter in die halbe Finsternis und gab ihm die gröbsten Schimpfworte. Friedrich stieß ihn zurück, daß er gegen das Faß taumelte und warf ihm hastig vor, was er seit zehn Jahren gegen ihn auf dem Herzen hatte. Mathies sprang immer wieder gegen ihn an. Er war kaum fähig, ein Wort zu den jähen Enthüllungen zu sagen. Aber es gelang ihm endlich, seinen Gegner so fest zu umklammern, daß er nicht mehr von der Stelle konnte.

In diesem Augenblick rollten Stimmen oben über den Hausflur. Hans kam mit einigen Knechten herunter und half seinem Vater. Friedrich schrie, es sei klar, daß die Bande irgendwo im Hinterhalt gelegen sei, und daß er nur deshalb in den Keller gelockt worden sei, damit er schändlich gedemütigt werde. Voller Wut ergriff er einen Hackenstiel, den er mit dem freien Arm erreichen konnte und drosch auf Mathies los, der ihn denn auch bald fahren ließ. Nun polterten aber die Knechte auf ihn ein, umschnürten ihn mit den Armen und hoben den Tobenden die Treppe hinauf. Oben empfing ihn Hans und als er zur Flurtür hinausgestoßen wurde, rief der verwandelte Schwiegersohn ihm nach, er solle sich nicht mehr auf seinem Hof blicken lassen.

Das Gezeter dauerte noch eine Weile. Man hörte Mathies jammern und Friedrich in seinem Hofe fluchen. Dann, gegen Abend, wurde es totenstill zwischen den beiden Häusern.

Nach einigen Wochen wurde Friedrich zur mündlichen Verhandlung vor das Amtsgericht geladen. Er hatte, da er sich hartnäckig im Recht glaubte, keinen Anwalt genommen, die Zeugen standen alle gegen ihn, auch der Sachverständige hielt zu Mathies, und so wurde er nicht nur dazu verurteilt, seine Grube betonieren zu lassen, sondern er mußte auch Schadenersatz leisten und wurde obendrein wegen tätlicher Beleidigung noch in eine Geldstrafe genommen. Er verließ, gelb und ruhig, das Gerichtsgebäude und trug einen schweren Rausch heim.

Als er in der Nacht an Mathies Hof vorbei mußte, sann er auf ein Mittel, das Anwesen seines Feindes heimlich in Schutt und Asche zu legen. Er sah schon die Flammen aus der Scheune schlagen und den Stall zusammenkrachen, ja, er drosch in Gedanken mit den Fäusten das verkohlte Gebälk in den Boden, da sah er plötzlich an der Ecksäule seines Gartens Birge vor sich stehen.

„Ich warte schon lange auf Euch, Vater," sagte sie.

Friedrich schämte sich, daß er angetrunken war, und sagte, ohne sie anzusehen: „Ich soll alles zahlen. Sie haben mich verdonnert. Da hättest du ruhig zu Bett gehen können."

Birge aber gab ihm die Hand und führte ihn hinein, sorgsam in die Stube. Der Vater schalt, als er mit ihr unter die Lampe trat, wie schön sie war. Er schämte sich vor ihr, schließlich aber siegte in ihm die Wut, daß seine Birge vom Nachbarn für immer verschmäht war. Er zog sich eilig aus und kroch ins Bett.

Hätte Birge glücklich sein sollen, daß Hans als Brautwerber nun sicher nicht mehr über den Hof kommen werde? Daß der Weg zu Berthold jetzt rein und frei war, wenn auch der Vater noch ehrenhalber einen Widerstand bei kleinem Feuer anblasen würde? Nein, Birge war durchaus nicht glücklich. Sie sah ihren Vater verkommen und immer finsterer werden. Durch ihre Träume zogen wie Ahnung eines großen Unglücks in diesen Nächten Totenfratzen mit länglichen Gesichtern und rauchigen Leibern. Sie drängten sich an sie heran und suchten sie zu verschlingen.

Das dauerte so lange, bis im Frühling die Blumen aus der Erde quollen.

(Fortsetzung folgt.)

Über den Umgang mit Büchern

Zu den beiden Essaybänden Josef Hofmillers, „Versuche" und „Zeitgenossen" ist nach langer Zeit ein dritter getreten: „Über den Umgang mit Büchern" (in Albert Langens Büchern der Bildung); es ist der bei aller Knappheit vielseitigste und in gewissem Sinn auch der deutscheste der drei, da er bewußter vom deutschen Leser und Beobachter ausgeht und seine Entscheidungen nicht von der Oberfläche rein literarischer Merkmale aus trifft, sondern immer erst nach der Rückführung auf die letzten Wesenseigentümlichkeiten. Daher mag es kommen, wenn das Buch weniger als im Titel zum Ausdruck kommt den Werken gilt als vielmehr ihren Verfassern. Es folgt dem Dichter mit Vorliebe zu Erlebnisbereichen, die überhaupt nicht oder doch erst später im Kunstwerk objektiviert worden sind, zu Tagebuchaufzeichnungen, Briefen, Aphorismen, zum Autobiographischen im weitesten Sinn, und daher auch zu den Urfassungen von Kunstwerken, dem Ur-Götz, Ur-Faust, der Prosa-Iphigenie, dem Ur-Meister, dem Ur-Heinrich. Und wie das Werk nie losgelöst von seinem Urheber betrachtet wird, so auch nie losgelöst aus den großen geistesgeschichtlichen Zusammenhängen, in denen es steht. Die Aufsätze bewegen sich vorwiegend um das Jahrhundert Goethes, aber sie überraschen immer wieder durch die Weite der Horizonte, die über örtlich und zeitlich Bedingtes weit hinausreichen. Der Eckermannessay ist vielleicht das Tiefgründigste, was über den Verfasser der „Gespräche mit Goethe" geschrieben worden ist, der kleine Aufsatz über die Schelmenromane die beste Klärung dieses noch immer wenig durchforschten Stoffgebietes überhaupt, das „Siebengestirn" der Autobiographien auch nach der glänzenden Schrift von Werner Mahrholz über die deutsche Autobiographie erstaunlich aufschlußreich. Im ganzen genommen vermittelt der schmale Band bessere Erkenntnis von den Grundbedingungen eines literarischen Kunstwerks als manche dickleibige Literaturgeschichte. A. H.

Jugend- und Tierbücher

Die Bewertung des Jugendbuches pflegt mehr nach stofflichen Gesichtspunkten zu erfolgen, nach Qualitäten von Handlung, Erfindung, äußerer Spannung, als nach Qualitäten der Form. Seine Bedingungen liegen immer da am günstigsten, wo ein große die Zeit bewegender Stoff gegeben ist, der keiner schöpferischen Ausgestaltung mehr bedarf. Daher die große Rolle, die der Weltkrieg in den Weihnachtsjugendbüchern dieses wie der vergangenen Jahre spielt. In einer bei F. A. Perthes erscheinenden Buchreihe „Die Quadriga im Weltkrieg", stellt sich H. C. v. Zobeltitz die Aufgabe, in erzählender Form das gesamte große Geschehen des Krieges der heranwachsenden Jugend vorzuführen. Er kommt nicht mit schwerem historischen Material, führt nicht die Politik ins Treffen, sondern hält lediglich das menschliche Erleben fest. Aus den beiden vorliegenden Bänden: Georg Goetz, Der Infanterist und Werner Holten, Der Seemann, ersieht man, daß der Verfasser den Krieg nicht aus dem Blickwinkel des Berichterstatters erlebt, sondern ihn an der Front selbst mitgemacht hat.

Zu den prächtigen Seebüchern, die wir in Luckners Seeteufel, Witthoefts Emdenbuch und einigen anderen besitzen, stellt sich ein neues: Graf Dohnas Erinnerungswerk „Der Möwe Fahrten und Abenteuer" (F. A. Perthes). Graf Dohna bekam im September 1915 den Auftrag, einen Hilfskreuzer auszurüsten, um an der feindlichen Küste Minen zu legen und dann Kreuzerkrieg zu führen. Er schildert seine beiden abenteuerreichen Fahrten in einer sachlichen, aber lebhaften und spannenden Art.

Auf dem Gebiet des historischen Jugendromans sind drei neue Bücher von Wilhelm Kotzde zu verzeichnen (J. F. Steinkopf, Stuttgart): „Und deutsch sei die Erde" schildert

den Sieg Albrechts des Bären im Kampf um die Mark Brandenburg. „Der Tag von Rathenow" führt in die Tage des Schwedenkriegs von 1675, „Im Schillschen Zug" in die napoleonische Zeit. In lebendiger und anspruchsloser Schilderung erfüllt der Verfasser immer zwei Grundaufgaben des Romans, Lebensbild zu geben und zugleich Kulturbild.

Das Leben eines jugendlichen Sylter Grönlandfahrers aus dem 17. Jahrhundert, der sich aus Armut und Not zum Führer seines Stammes emporkämpft, schildert Margarete Boies Buch „Waal-Waal!" (J. F. Steinkopf). In der Gegenwart spielt Niklaus Bolt, „Der Feuerwehrmann und sein Kind" (J. F. Steinkopf). Ähnlich wie in seinem Jungfraubahnroman „Svizzero", zeigt der Verfasser das Heldische in der modernen Technik. Hier handelt es sich um die Leistungen der Feuerwehr in der Stadt der Wolkenkratzer, die er aus eigener Anschauung kennt.

Eine nach Inhalt und Form wertvolle Gabe ist Helene Raffs jüngste Erzählung „Das Mädchen von Spinges" (K. Thienemann, Stuttgart). Die Verfasserin, die unseren Lesern schon durch ihre Tiroler Legenden (Oktoberheft 1925 und Januarheft 1926) als ausgezeichnete Kennerin Tirols bekannt ist, stellt in diesem Buch die Tiroler Freiheitskämpfe zur napoleonischen Zeit dar. Im Mittelpunkte steht die schon bald nach ihrem Tode Gegenstand von Sagen und Legenden gewordene Gestalt des Mädchens von Spinges, die für selbständige dichterische Gestaltung alle Möglichkeiten ließ. Helene Raff hat es verstanden, in der Seele des Mädchens auch die Seele ihres Landes erscheinen zu lassen (s. auch S. 224).

Eine Lügenmäre, die stofflich in der Linie der Schwankliteratur vom Pfaff vom Kahlenberg bis zum Münchhausen liegt, ist Hans Watzliks „Ridibunz" (H. Schaffstein, Köln a. Rh.), ein Buch von seltener Gestalten- und Bilderfülle. Ein neuer Eulenspiegel schlägt sich Ridibunz als Glöckner, Tanzmeister, Schatzgräber, Herr eines Zauberschlosses, als Gefangener von Seeräubern, als Oberhoffliegenfänger des Königs von Peru und in hundert anderen Gestalten und Verwandlungen durch die Welt. Unter dem Mantel der Lüge aber enthüllt sich die wahre, ewige Sehnsucht deutscher Jugend.

Ein schönes Tierbuch „Mart und Margot" hat der Naturwissenschaftler Adolf Heilborn aus dem Französischen des Louis Pergaud übersetzt (Bong u. Co., Berlin). Gut beobachtete Einzelbilder aus dem Leben von Marder, Elster, Fuchs, Eichhörnchen, Maulwurf, Hase und Frosch beweisen ein tiefes, gütiges Wissen um das Tier. Sie halten sich von der üblichen Vermenschlichung der Tierseele frei, aber doch sind sie mehr durch die Mittel menschlicher Psychologie gesehen und erklärt als etwa die Tiergeschichten Svend Fleurons, von dem soeben der Roman eines zoologischen Gartens „Die gefesselte Wildnis" erschienen ist (E. Diederichs), oder als das letzte und wohl bedeutendste Werk von Waldemar Bonsels „Mario und die Tiere" (Deutsche Verlagsanstalt). Auch die „Biene Maja" und „Himmelsvolk" hatten das Tierleben noch durch Menschenaugen gesehen, dieses neue Buch aber, der erste Band einer geplanten Trilogie, die den kleinen Helden durch eine ganze Jugend hindurchbegleiten soll, ist Ausdruck einer durchaus neuen, sachlichen Naturnähe, die dem Tiere seine Selbständigkeit beläßt. Die Einklänge zwischen Mensch und Tier sind hier von anderer Art. Sie werden nicht durch Hineindeuten hergestellt oder durch Übergehen des Fremdartigen, sie vollziehen sich überhaupt nur in den seltenen Stunden, wo das Erlebnis auf den fruchtbaren Moment trifft. So erst bedingen die Kreise, die sich um die einzelnen Tiererlebnisse schließen, immer auch ein Mehr und Höher der inneren Entwicklung, so daß ein schöner Einklang zwischen der Wölbung des Ganzen und der Vollendung der einzelnen Teile herrscht. Es ist bei dieser inneren Ausgeglichenheit um so mehr zu merken, wenn ein psychologisch viel zu feines Kapitel „Die Bitte" die Entwicklung unterbricht — es ist nach Mitteilung des Dichters übrigens zuletzt entstanden und nachträglich eingefügt. Aber die Rückschau auf das Ganze sieht auch hier mehr einen der wenigen psychologischen Höhepunkte, die als solche allerdings nur von der Grundebene ungekünstelter Sachlichkeit aus erkennbar werden. A. H.

Weihnachtsbücherschau

Bildende Kunst

Aus dem Nachlasse des großen Forschers und schöpferischen Anregers Max Dvořák: seine von ihm selbst noch wiederholt durchgearbeiteten akademischen Vorlesungen über die Geschichte der italienischen Kunst im Zeitalter der Renaissance, I. Band, behandelnd das 14. und 15. Jahrhundert (97 Tafeln, Ganzleinen 20 M., München, Piper & Co.). Der Band behandelt Giotto, Masaccio, Brunelleschi, Donatello, Quercia, Ghiberti, den Beato Angelico, Verrocchio, Botticelli, Filippino Lippi, Piero della Francesca, Perugino, Lionardo. Man begreift, daß diese Vorlesungen auf die Hörer einen Eindruck machten, den sie nie mehr vergaßen. Sie stammen aus den Jahren 1918—1921. Es sollte jeder, der nach Italien um der Kunst willen reist oder gereist ist, und glaube er sich noch so vorbereitet, jeder, der Wölfflins „Klassische Kunst" liest, vorher oder nachher diese wundervollen Vorlesungen gründlich durcharbeiten. Vor allem aber sollte jeder, der Burckhardts „Cicerone" kennt und an Ort und Stelle benützt hat oder zu gebrauchen vorhat, nachher oder noch besser vorher dieses Buch studieren. Seit Bayersdorfers leider Fragment gebliebenen Bemerkungen zur Kunst der frühen Renaissance das Genialste, seit Richard Hamanns Einleitung zu dem Bande „Frührenaissance", und nicht nur dem Umfange nach weit darüber hinausgehend, das Belehrungsreichste über diese Zeit und ihre Kunst. Die Tafeln werden durch das Wort lebendig und umgekehrt.

Wilhelm Worringer: Ägyptische Kunst. Probleme ihrer Wertung. (31 Abbildungen, Ganzleinen 12 M., Piper & Co.). Wir alle haben erlebt, wie anfangs vorsichtig, dann immer dreister die Kunst des nahen und fernen Ostens gegen die europäische, insonderheit die griechische, ausgespielt wurde. In diesem Sinne begann der „Untergang des Abendlandes" längst vor dem Krieg. Alles, was Hellas haßt, nicht zuletzt, weil Hellas in dem Ringen mit dem Orient siegreich geblieben, weil es mit dem Orient fertig geworden ist, schwor nicht höher als auf Ägypten. Worringer hätte nicht der Mann sein müssen, der uns so Vieles und Bedeutendes über Gotik zu geben hatte, hätte er sich nicht gegen diese von Berlin aus lancierte Bewegung gestemmt. Er sieht in dem unmetaphysischen Ägypten mit seinen Massenwirkungstendenzen eine analoge Erscheinung zum Amerika von heute; ein „Künstlichkeitsprodukt besonderer zivilisatorischer Umstände; ... eine Kolonie auf Kunstboden ... von einer nivellierenden Umformungskraft, die in den besonderen ägyptischen Seinsbedingungen liegt ... Überzüchtungsform von Treibhauskultur ... Der größte Oasenfall der Weltgeschichte ... nicht unorientalisch, sondern überorientalisch ... nüchtern, tatverständig nicht aus Unternehmungslust, sondern Unternehmungszwang ... es gibt wohl Obszönitäten am Rande der ägyptischen Kultur, aber keinen Eros in ihrer Mitte; ... Exponent der ägyptischen Lebensideologie ist nicht der Soldat, sondern der Schreiber ... Ägyptische Gelehrsamkeit ist Formelbeherrschung, aber nicht Wissensdrang mit theoretischem Selbstzweck ... Es ist kein Zufall, daß griechische Bildung gerade auf ägyptischem Boden zum Alexandrinismus wurde ... Die Weisheitslehren sind nur Klugheitslehren von rein opportunistischem Charakter, Utilitarismus und Pragmatismus statt Ethik, oft nicht mehr als bloße Anstandslehre ... Die religiöse Literatur nur praktische Klugheitslehre für das Verhalten nach dem Tode ... Es hat nur eine äußere Geschichte, kein innere; kennt nur Ereignisse, keine Schicksale; hat nur eine Annalistik zuwege gebracht keine Geschichtsschreibung; konventionell, formelhaft, konservativ; innerlich geschichtlos innerlich entwicklungslos." Ich muß es mir versagen, weiterhin die Formulierungen des Bandes anzugeben. Die Leser werden schon den bisherigen entnommen haben, daß Worringer es wagt, ketzerisch zu sein, und sich um den „wissenschaftlichen Ordnungsstaat" wie er ihn nennt, nicht kümmert.

Im Mai 1914 erschien von Maximilian Ahrem „Das Weib in der antiken Kunst". Das Werk war rasch vergriffen. Der Verfasser fiel 1916 an der Somme. Nun liegt das Werk seit einiger Zeit in 2. Auflage vor (5.—7. Tausend, Jena, E. Diederichs). In den Fachkreisen hat es sogleich Anerkennung gefunden. Aber es ist, weit über sein reiches Thema hinaus, ein Führer zur antiken Kunst überhaupt. Ich kenne kein neueres Werk, dessen textliche Ausdeutung antiker Bildwerke von gleicher Hingabe des Verfassers zeugte und gleich angetan wäre, den Leser am antiken Gegenstande sehen zu lernen. Es behandelt die Kunst Ägyptens, Kretas und Mykenes, griechische Kunst, römisch-kampanische Wandmalerei, Kunst der Etrusker und römische Bildnisse. Die Abbildungen allein schon sind herrlich, z. B. der Kopf der Lemnia, die Sappho Albani von vorne, die herkulanischen Knöchelspielerinnen, der Kopf Abb. 172, die Bostoner Aphrodite, das Bostoner Mädchen von Chios, der Kopf des Mädchens von Antium, der Ausschnitt aus dem Neapler Telephosbild, die alte Römerin (Kopenhagen), die Münchener Julia Domna von der Seite. Aber Ahrems Beschreibungen der einzelnen Bildwerke gehen bis an die Grenze des Unsagbaren, sie werden dichterisch, ohne es zu wollen. Seine Ausdeutungen von Porträts sind von großer seelischer Zartheit.

Wir verdanken Paul Brandt die wertvolle Anleitung zu vergleichender Kunstbetrachtung „Sehen und Erkennen", von der schon das 50. Tausend vorliegt. Von seinem Werke „Schaffende Arbeit und bildende Kunst", dessen I. Band Altertum und Mittelalter behandelt hatte, ist der II. erschienen, der vom Mittelalter bis zur Gegenwart führt (442 Abbild., 8 farb. Tafeln. Leipzig, Alfred Kröner, Ganzleinen 18 M.) Er führt über die spätmittelalterlichen Monats- (Breviarium Grimani), Kalender-, Teppich- und Wandbilder zur italienischen Renaissance, zur deutschen (bei Abteilung 8 „Zunft und Handwerkszeichen" hätte ich gerne eine Abbildung eines solchen, wie sie bei uns in Südbayern heute noch über Wirtstischen hängen), zur Malerei des 17. und 18. Jahrhunderts, es folgt das 19. Jahrhundert, Expressionismus, neuere Plastik, Industriebild. Die Bilder sind mit Umsicht ausgewählt, der Verfasser beherrscht den fast unübersehbaren Stoff bis ins einzelne. Neben berühmten Werken, die nicht fehlen durften, bringt er entlegene, der Mehrzahl unbekannte. Seine Gegenüberstellungen sind schlagkräftig und belehrend.

Die „Blauen Bücher" des Verlegers Karl Robert Langewiesche haben eine Bereicherung erfahren: Vorgotische Miniaturen: 87 große Bildseiten. Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß sich K. R. Langewiesche nicht von geschäftlichen, sondern nur von national-künstlerischen Erwägungen leiten läßt, dieser hochbedeutende Band lieferte ihn. Das Gebiet, das er behandelt, ist so entlegen, so schwer zugänglich im vulgären Sinne, daß der Verleger mit ihm jahrelang schwerlich auf seine Kosten kommt. Viel leichter ist das der Fall bei der „Kleinplastik der deutschen Renaissance", die Max Sauerlandt besorgt hat, von dessen „Deutscher Plastik des Mittelalters" unlängst das 92. Tausend erschien. Der Band reicht von 1500 bis etwa 1650, und bringt lauter wenig bekannte köstliche Kleinwerke. Von dem nämlichen Verfasser ist der Band „Werkformen Deutscher Kunst". An der Hand von 83 Bildern erklärt Sauerlandt alles Mögliche: Stoff, Kunstform, Werkkunst, die verschiedenen Techniken. Man kann aus diesem kleinen Buche mehr lernen als aus umfangreichen Fachwerken. Köstlich ist auch „Figürliches Kunstgerät aus deutscher Vergangenheit", dessen Abbildungen von der Völkerwanderung bis ins 19. Jahrhundert führen. Ein unerhörter Schatz künstlerischer Phantasie tut sich auf. Mit diesen „Blauen Büchern" hat sich Langewiesche ein Denkmal gesetzt, dauernder und erkündender, als jeder Nobelpreis es auszusprechen vermöchte. Sie gehören alle in jede deutsche Schule, und wer sie sich für seine Eigenbücherei anschafft, wird es nie bereuen. Sie sind die schönsten Bilderbücher für Erwachsene.

Goethe-Literatur

Band 13 des Jahrbuches der Goethe-Gesellschaft (1927) bringt u. a.: Die Naturerkenntnis im Weltbild Goethes, von Hans Wohlbold; Goethes Gestalt im Wandel deutscher Weltanschauung, von Max Wundt; Briefe Wielands an Goethe 1790 bis 1812; Hat Goethe die Eiszeit entdeckt? von Robert Philippson. Der wichtigste Beitrag ist: Der Prosahymnus „Die Natur" und sein Verfasser, von Robert Hering, der zu dem Ergebnis kommt, Goethe den berühmten Hymnus abzusprechen.

Der Arzt Carl Gustav Carus, dem ebenfalls ein Aufsatz des Jahrbuchs gewidmet ist (von Carl Haeberlein), hat ein Buch geschrieben „Goethe. Zu dessen näherem Verständnis" (1842), das der Verlag Wolfgang Jeß in Dresden in sehr artiger Form erneuert hat (Ganzleinen 7,50 M.). Die Erneuerung ist ein Verdienst, denn die Schrift von Carus ist heute so lesenswert wie in jenen vormärzlichen Tagen, deren Idealbild uns Stifters „Nachsommer" bewahrt. Carus war eine Emerson verwandte Natur, ein platonischer Mensch, „der in Weisheit und Stille nach hohen Zielen wandelt". Solche Menschen haben uns gerade heute viel zu sagen, darum wünsche ich dem zierlichen Bande viele nachdenkende Leser, wie ich sie auch der nicht nur nett ausgestatteten, sondern vor allem auch von Stefan Zweig überlegt vorgenommenen Auswahl aus Goethes Gedichten in zeitlicher Reihenfolge wünsche, die in Reclams Universalbibliothek erschien (G.L. 2 M.).

Der 39. Band der Schriften der Goethe-Gesellschaft enthält den ersten Teil von Herders Briefwechsel mit Caroline Flachsland. Der bedeutende Briefband gehört in den Rahmen Goethe-Literatur, weil wir erst aus Herders Briefen an seine nachmalige Gattin ein, wenn auch schwaches, Echo dessen vernehmen, was er dem jungen Goethe in Straßburg an Anregungen, Begeisterung, Kritik gab. Die Briefe sind auch sonst aufschlußreich. Gleich der zweite ist als Sturmangriff auf ein Herz nur mit Schillers großartigem Werbebrief um die Freundschaft Goethes zu vergleichen. Glänzend die Ausführungen über Minna von Barnhelm (S. 48ff.). Menschlich schön die große Beichte vom 22. und 24. September 1770. Carolinens Bild zeigt eigenartige Züge: bei aller Gansigkeit schlau, rasch beleidigt, gelegentlich ironisch überlegen.

Erzählungen

An erster Stelle wiederum „Volk ohne Raum" von Hans Grimm. Daß ein zweibändiger Roman, der 25 M. kostet, es im ersten Jahr auf 20000 Exemplare bringt, ist nur dadurch zu erklären, daß das Werk die deutsche Lebensnot wirklich im Innersten trifft. Schon ist sein Titel zum geflügelten Worte geworden, in Presse und Parlamenten. In diesem Zeichen finden sich politische Gegner und reichen sich über Parteigegensätze die Hände. Denn „gut schreiben nenne ich das, was einer mit seinem Blute schreibt."

Die Leser erinnern sich noch an Kolbenheyers „Begegnung auf dem Riesengebirge". Das Thema liegt offenbar in der Luft, und wer die richtige Antenne hat, macht daraus Musik. Auch Rudolf Huch hat es getan, in dem geistvollen, eigenartigen kleinen Roman „Spiel am Ufer" (Wilhelm Langewiesche-Brandt, kart. 2,50 M., Ganzleinen 4 M.), den alle, die sich an Kolbenheyer gefreut haben, lesen sollten, und wäre es nur um dessentwillen, daß sie froh würden, „daß wir zwei solche Kerle haben." Kolbenheyers „Lächeln der Penaten" (München, Georg Müller) war der große Weihnachtserfolg des letzten Jahres, und nicht nur ein Weihnachtserfolg. Auch seine Parazelsus-Trilogie hebt sich von Jahr zu Jahr bedeutender hervor aus der übrigen Erzählungsliteratur.

Es kann nicht die Aufgabe dieser Seiten sein, auf Werke eigens hinzuweisen, die jeder Buchhändler ohne weiteres vorlegt. Vielmehr seien solche genannt, die im Gewoge des Weihnachtsmarktes übersehen werden könnten. Darum sei „Das Grimmingtor" von Paula Grogger genannt (Ostdeutsche Verlagsanstalt, Ganzleinen 9 M.), das von Selm

Lagerlöf, Ricarda Huch und Franz Werfel begeistert gepriesen worden ist, das ungewöhnlich starke, südlich deutsche Buch einer steierischen Lehrerin, ein Familienroman aus der napoleonischen Zeit mit beinahe mythischem Einschlag.

Von ähnlicher Bedeutung ist Joseph Georg Oberkoflers „Sebastian und Leidlieb" (Verlag Tyrolia, Ganzleinen 6,50 M.), eine Prosaballade aus Tirol, in einer ungebändigt reichen, oft nicht leicht verständlichen Sprache. Aber ich sehe wirklich nicht ein, warum nur die Norweger das Recht haben sollten, mit eddischer Wucht zu schreiben. In anderer Weise weit hervor ragt „Kampf und Liebe der jungen Maria Stuart" von Margarete Kurlbaum-Siebert (Piper & Co., mit 8 Bildern). „Königin Maria Stuart kam achtzehnjährig in ihr Reich zurück" geht das Buch an. „Ruhig, erhobenen Hauptes, fast, als komme sie als Siegerin in rechtmäßig erworbenes Land, trat sie auf englischen Boden hin" hört es auf. Die Begebnisse dazwischen, abenteuerlich, furchtbar, sind mit meisterlicher Überlegenheit gestaltet: Mord, Gewalttat, Entführung, Verrat, Fanatismus, Leidenschaft. Das Werk kommt demnächst auch in einem großen englischen Verlag heraus.

Hermann Stegemann: Jakobäa (Deutsche Verlagsanstalt, Ganzleinen 6 M.). Der Verfasser der „Geschichte des Krieges", von der bisher 496000 Stück gedruckt wurden, wendet seine Meisterschaft kriegsgeschichtlicher Darstellung auf die letzten Jahre des Dreißigjährigen Krieges an. Durch all das Grauen und Elend schreitet ein stolzes Mädchen frühem Heldentode entgegen. Meisterlich ist auch der Ton, in dem diese Historie vorgetragen ist, in seiner Mischung von alter Chronik und balladenhaftem Vorwärtsdrängen.

Elsa Bernewitz: Die Entrückten (Albert Langen, Ganzleinen 6 M.). Hans Grimm, der Dichter von „Volk ohne Raum" schreibt darüber: „Diesen vier Geschichten einer Baltin will ich durch mein kurzes Wort Freunde zu werben versuchen um der seltsamen Feinheiten der Erzählungen willen. Denn es geschieht, als wenn ein Mensch aus dem Jenseits mit großen Augen sehe auf die, die ihn liebten und haßten, aber mit solcher Güte und solchem Verstande, daß er in jedem ein Leuchten erkennt. Nichts wird beschönigt, bei niemand, und am Ende steht Menschenglaube da." Alle vier Geschichten handeln vom Tod, und dennoch haben sie etwas Stärkendes: „Denn der Tod ist das Siegel, das wir unter unser Leben setzen, und ohne Siegel ist das Schriftstück ungültig."

Charles de Costers Geusenlegende vom lustigen Schmied Smetse Smee hat Dr. Owlglaß aus dem Butzenscheibenfranzösisch des Originals in ein lebendiges, saft- und kraftvolles Deutsch erhoben, dessen man sich beim Lesen dieser alten Mären herzhaft freuen kann. (Tübingen, Alexander Fischer, 6 Holzschnitte von E. Lörcher, 3,60 M.).

Für die Jugend

Die wichtigste Aufgabe der Schriften für die Jugend ist: ein lebendiges Verhältnis zu allem Großen deutscher Vergangenheit zu schaffen und zu bewahren. In diesem Sinne seien an erster Stelle die Sagenbücher Leopold Webers genannt, die alle bei Thienemann in Stuttgart verlegt sind: Asgard, die altgermanische Göttersage. Midgard, die nordische Heldensage. Dietrich von Bern, der Sagenkreis um Amelungen, Nibelungen und Hunnen. Gudrun, der um die Hegelinge, König Hagen, Hildes Schuld und Gudruns Leid und Erlösung. Neu in diesem Jahre: Parzival, Der Sagenkreis um König Artus Tafelrunde, den Zauberer Klinschor und Herzeloydens gottsuchenden Sohn (geeignet für Knaben und Mädchen von 12—17 Jahren. In Ganzleinen 5,50 M.). Einige Kapitel erschienen im Septemberheft 1927 der S. M. Wer die ungeheuer verwickelten Handlungen der mittelalterlichen Quellen kennt, wird Webers ebenso klare wie dichterische Bewältigung doppelt bewundern. Nicht minder eindrucksvoll läßt Weber am Lagerfeuer in Serbien einen kriegsteilnehmenden Germanisten seinen Kameraden die Sage von Nisli dem Waldgänger erzählen (für 11—15jährige, Halbleinen 2 M., Ganzleinen

3 M.). Von den Versuchen, diesen packenden isländischen Stoff neu zu gestalten — ich nenne vor allem die Fassung durch Friedrich Ranke (München, Beck) — ist der von Weber um seiner geschickten Rahmenerzählung willen der für die Jugend anziehendste.

Bei Thienemann erschienen auch zwei Tiroler Bücher von Helene Raff. Das eine, Laurins Rosengarten, vereinigt Geschichten und Sagen aus Tirol; die Neuheit dieses Jahres, Das Mädchen von Spinges, gestaltet eine Episode aus dem Tiroler Freiheitskampf von 1797. Die Dichterin ist in Tirol so zu Hause, daß sie es ihre zweite Heimat nennen darf. Sie erzählt so anziehend, daß dieses Buch, wie schon manches frühere — ist doch ihr „Findling vom Arlberg" seinerzeit in Fortsetzungen der größten süddeutschen Zeitung erschienen — nicht nur Mädchen von 14—18 Jahren gefallen wird, sondern auch Erwachsenen und Männern, die sich eine unverdorbene Auffassungsgabe bewahrt haben. Es ist, wie auch die Neudichtungen Leopold Webers, für Volksbibliotheken wie geschaffen (G.L. 5 M.).

Ein reizendes lustiges Bilderbuch „für Kinder von 8—80 Jahren": Swinegel, enthaltend den weltberühmten Wettlauf zwischen Has und Igel auf der Buxtehuder Heide, und Swinegels Reiseabenteuer, mit köstlichen bunten Bildern von Gustav Süß, 1823—1882, also noch aus einer Zeit, wo der Expressionismus noch nicht ausgebrochen war. (Wilhelm Langewiesche-Brandt, kart. 2,50 M.)

Der bewährte Verlag Jos. Scholz in Mainz legt wieder ein Anzahl guter Jugendbücher, vor allem künstlerischer Bilderbücher vor, Preise schon von M. 1 aufwärts, Ausstattung dauerhaft, inhaltlich für die Kinder ungemein ansprechend. Man lasse sich einfach Scholz-Bücher vorlegen, die Auswahl ist so groß, daß man sicher etwas Hübsches findet.

Reizend ist: von Johannes Thiel, Strupp: ein Märchenbuch mit lustigen Bildern und Versen (Herder u. Co. 4.20). Seit Wilhelm Buschs Kinderbüchern etwas vom Lustigsten in dieser Art.

Verschiedenes

Der Erfolg von Spenglers „Untergang des Abendlandes" ermutigte anscheinend den Verlag C. H. Beck in München, ein Werk, das ähnlich „synthetisch" angelegt, aber wesentlich leichter zu lesen ist, unter seine Fittiche zu nehmen: Egon Friedells „Kulturgeschichte der Neuzeit". Es nennt sich im Untertitel „Die Krisis der europäischen Seele von der Schwarzen Pest bis zum Weltkriege." Der I. Bd. behandelt Renaissance und Reformation (Ganzleinen 16 M.). Unbestreitbar fehlte seit Jahrzehnten eine Kulturgeschichte der neueren Zeit, das, was der Verlag auf dem Umschlage des Werkes „eine seelische Kostümgeschichte" nennt, einen „geistig-sittlichen Bilderbogen": ein Werk von der Art des Voltaireschen Siècle de Louis XIV. oder von Buckle, Lecky, Mac Carthy. Und nicht minder unbestreitbar brachte, uns dieses Werk zu geben, Egon Friedell schätzenswerte Voraussetzungen mit, vor allem eine glänzende Darstellung, geschult an der großen Tradition des Wiener Feuilletons von Speidel und Kürnberger bis zu Wittmann — eine Schule, die nur der nicht sehr hoch stellt, der sie nicht kennt. Denn das Wiener Feuilleton jener großen und lebendigen Tradition war nichts Geringeres als das ideale Umschaltewerk zwischen Wissenschaft und Leserschaft, anregend und unentbehrlich zugleich. Der Verfall des Feuilletons, des künstlerischen Essays, ist eine der bedauerlichsten Erscheinungen unserer Zeit; Originalaufsätze der Fachwissenschaftler sind kein Ersatz dafür, da sie meist zu nah am Gegenstand eingestellt, somit horizontarm, meist auch zu ledern geschrieben sind. Der Übersetzer Carlyles, der Vermittler Lichtenbergs und Emersons, der Mann, der seine schriftstellerische Tätigkeit mit einer Studie über „Novalis als Philosoph" begann, hat sich genugsam ausgewiesen, daß er ein Recht hat, jene fehlende Synthese zu versuchen. Zu versuchen eben im Sinne der bescheidenen Gattung Essay, der wir mit die lebendigsten, belebendsten Bücher seit etwa 200 Jahren verdanken. Wer nur Friedells kleines Buch über Altenberg Ecce Poeta kennt, weiß, wie weit er ausholt wie solid er seine Konstruktionen unterbaut. Das Werk ist a

3 Bände angelegt. Diesen ersten habe ich mit dem ausgesuchten Vergnügen genossen, das Äußerungen eines feinen und vielseitigen Geistes gewähren, auch wenn man gelegentlich in aller Stille ein Fragezeichen macht. Aber sind nicht diese Fragezeichen, ist nicht eben die Inventarisierung von Tatsachen, Meinungen, Ausdeutungen, die man an seinem eigenen Haushalt vorzunehmen genötigt ist, der befruchtende Wert solch synthetischer Werke? Ist es nicht nützlicher, Bücher zu studieren, bei denen man auf Schritt und Tritt aufpassen muß wie bei einer eleganten Kletterei, als ausgetretene Mulipfade nachzutappen?

Der Verlag Wolfgang Jeß in Dresden überrascht uns nach der zweibändigen Ausgabe der „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter" mit einem Band von fast 1000 Seiten, mit dem Titel „Athen und Athenais. Schicksale einer Stadt und einer Kaiserin im byzantinischen Mittelalter" (mit 60 Lichtdrucktafeln nach alten Vorlagen, Leinen 20 M.). Damit liegt fast das gesamte Lebenswerk von Ferdinand Gregorovius — denn auch die „Wanderjahre in Italien" sind dort erschienen — in vier annähernd gleich starken und gleich vornehm ausgestatteten Bänden vor. Fast 600 Seiten dieses neuen Bandes nimmt die „Geschichte der Stadt Athen im Mittelalter von der Zeit Justinians bis zur türkischen Eroberung" mit ihren Anhängen ein. Es folgen die Kleinen Schriften zur Geschichte der Stadt Athen: Athen in den dunklen Jahrhunderten, Mirabilien der Stadt Athen, Aus der Landschaft Athens, Hat Alarich die Nationalgötter Griechenlands zerstört? Den Schluß bildet die Studie über die Kaiserin Athenais, und die jonische Idylle „Korfu". Damit sind alle auf Griechenland bezüglichen Arbeiten von Gregorovius in einem Band vereinigt. Man kann den Verleger und den Herausgeber, Dr. Fritz Schillmann, zu diesem wertvollen Ergebnis nur beglückwünschen. Wenn sich auch die unmittelbaren Erfolge eines so schönen Wagemutes nicht sofort einstellen sollten, langsam, aber unaufhaltsam wird sich die Erkenntnis Bahn brechen, daß die Herstellung und Aufrechterhaltung unserer geschichtlichen Verbindungen nach rückwärts unbedingte Voraussetzung unseres Schreitens nach vorwärts ist. Je tiefer greifend die Wurzeln, je sturmsicherer der Baum. Es handelt sich nicht darum, daß die Schicht der Gebildeten zahlenmäßig stark sei, sondern darum, daß ihre Bildung in die Tiefe gehe. In diesem Sinne leistet der Verlag Wolfgang Jeß eine Kulturbau-Arbeit, die nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Über Jacob Burckhardt liegt ein Werk vor von Prof. Carl Neumann von Heidelberg (München, F. Bruckmann, Ganzleinen 13,50 M.). Wenn ich auch einzelne Kapitel bereits in ihrer ersten Gestalt aus der A. D. Biographie und aus Zeitschriften kenne, so wage ich dennoch nicht, schon über das Werk zu schreiben, und begnüge mich für heute mit dem Hinweis und der Angabe der Kapitel: Schicksal und Anteil, Lebensumrisse, Der junge J. B., Die Entstehung von B.'s Renaissancebegriff, Die Griechische Kulturgeschichte, Das politische Vermächtnis, Das Werk und der Künstler. Diese Disposition allein schon zeigt, daß hier etwas ganz anderes gewollt ist als eine landläufige Biographie. Nicht nur Burckhardt, auch Carl Neumann ist ein Alleingänger, mit dessen Gedanken sich auseinanderzusetzen ein ernsthafter Genuß ist.

Napoleon. Ein Lebensbild von Friedrich Kircheisen. (J. G. Cotta.) Wenn irgendeiner berufen war, einmal mit den zahllosen Napoleon-Legenden aufzuräumen, die „kritiklos in die meisten neueren Biographien Napoleons übergegangen, die überhaupt mit wenigen Ausnahmen vielfach nur der Abklatsch älterer Geschichtswerke sind", so war es Kircheisen, der Herausgeber der Briefe und Gespräche Napoleons, der Memoiren über ihn und von ihm. Z. B. die berühmte schwungvolle Proklamation an die Soldaten der italienischen Armee vom 27. März 1796 hat Napoleon erst auf St. Helena aus dem Stegreif diktiert. Daß er mit einer Handvoll Franzosen die zahlenmäßig weit überlegenen Österreicher und Piemontesen geschlagen habe, ist Legende; die Truppen hielten sich an Zahl meist die Wage. „Daß er bei Arcole selbst eine Fahne ergriffen habe und damit bis zur Mitte der Brücke vorgestürmt sei, ist eine Fabel." „Daß er in seiner Wut ein dem Grafen

Cobenzl gehörendes wertvolles Porzellangeschirr zu Boden warf, ist eine Erzählung, die erst auf St. Helena entstanden ist." Vor der Schlacht bei den Pyramiden hat Napoleon überhaupt keine Ansprache gehalten; die „vierzig Jahrhunderte" sind ein Treppenwitz der Weltgeschichte. Daß er von Akka über Konstantinopel habe nach Frankreich zurückkehren wollen, ist Erfindung. Daß man ihn am 18. Brumaire mit blanken Waffen angreifen wollte, ist tendenziöse Legende. Es ist ein Wunder, daß er bei Marengo, wo er Fehler über Fehler machte, nicht geschlagen wurde. „Die schönen Worte, die man dem sterbenden Desaix über Napoleon zuschreibt, sind eine Fabel." Niemals hat Fulton Napoleon sein Dampfschiff angeboten. „Daß Napoleon sich selbst krönte, ist von vielen älteren, sogar von neueren Historikern als Improvisation angesehen worden. Das ist irrig. Der Papst wußte im voraus, wie sich alles abspielen sollte." Ebenso ist es eine „naive Legende, daß er schon in Boulogne den fertigen Kriegsplan entworfen habe" (für den Feldzug in Deutschland). Im 30. Bulletin wurde behauptet, beim Rückzug nach Austerlitz seien 20000 Russen in den Seen ertrunken. Als die Seen wenige Tage nach der Schlacht untersucht wurden, fand man 36 Geschütze, 138 Pferde und 3 Soldaten. — Kircheisen bringt nur Tatsachen und überläßt ihre Ausdeutung der Intelligenz des Lesers. Ein abschließendes Urteil über das Werk ist erst möglich, wenn der 2. Band vorliegt.

Die Leser der S.M. von früher erinnern sich Paul Sakmanns: es war stets ein Fest, wenn etwas von ihm in einem Hefte stand. In der Sammlung „Frommanns Klassiker der Philosophie" erschien von ihm „Ralph Waldo Emersons Geisteswelt nach den Werken und Tagebüchern" (Stuttgart, F. Frommann 5 M.). Eine Zeitlang las ich alles, was über Emerson in Buchform erschien, aber das meiste fiel meinen Umzügen zum Opfer. Dies Buch von Sakmann entschädigt mich für alles, was ich nicht mehr habe. Es ist aus unmittelbarer Kenntnis Emersons gespeist, ich kenne nichts so Gutes über ihn. Eben jetzt, wo ich es wieder durchblättere und auf die zahlreichen Bleistiftstriche und -bemerkungen stoße, die ich vor Monaten gemacht habe, komme ich nicht los von dem Buche, das zum Selbstdenken anregt wie Lichtenberg: nein, ich werd' es nicht gleich ins Fach stellen, ich will es lieber neben die Lampe an meinem Bett legen, es ist wie Höhenluft, wenn man vor dem Einschlafen noch eine Seite Emerson liest. Ich habe eine Bitte an Prof. Sakmann: Emersons Tagebücher in Auswahl deutsch herauszugeben. (Lesern, die Emerson nicht in der Ursprache lesen können, empfehle ich die Übersetzungen von K. Federn und Th. Weigand in der Hendelschen „Gesamtbibliothek".)

Adolf Pichler, Leben und Werke. Von Jos. Eduard Wackernell; nach dessen Tode abgeschlossen und herausgegeben von Anton Dörrer. (Freiburg, Herder, Ganzleinen 13 M.). Es ist stille geworden um den „Löwen von Erl", und von den Tausenden, die im Sommer über die Innbrücke zum Zollhäusl bei Oberaudorf gehen, denken wenige des Dichters, des Geologen, des Schilderers seiner Heimat Tirol. Darum ist es gut, daß außer dem schönen Innsbrucker Denkmal, wo er droben steht, wie er leibt und lebt, ihm nun auch ein unvergängliches Denkmal der Biographie gesetzt worden ist. In diesem Buche ist mit Hingebung eine Menge lebensgeschichtlichen Stoffes anziehend gestaltet. Der Mensch, der Dichter, der Gelehrte, der Tiroler, der Großdeutsche kommt heraus in seiner liebevollen Rauheit. Er ist nur zeitweilig vergessen worden. Seine Zeit wird noch kommen: Die Verleger werden sich 1931 auf seine Werke stürzen, dann wird man ihn plötzlich wieder lesen, viel lesen und lange lesen.

Kellers Briefe, ausgewählt, eingeleitet und erläutert von Max Nußberger. (Bibliographisches Institut, Ganzleinen 5,30 M.) Neulich bekam ich einen Stoß jetztschweizerische Literatur, nahm Band für Band vor, bis ich auf einen Satz stieß ungefähr des Inhalts: Gottfried Keller sei für diese derzeit äußerst lebendigen Esel nur ein toter Löwe, und wie man auf Gebildet sagt: vieux jeu. Worauf ich das Buch sanft zumachte. Diese verhehlte oder offene Feindseligkeit mancher Heutigen hat die verschiedensten Ursachen. Was sie

urzeit auf die dämonische und apokalyptische Konjunktur einstellt, kann den Spötter der Mißbrauchten Liebesbriefe" nicht leiden. Wer irgendwie mystisch von Natur ist, lehnt die elle Diesseitigkeit des frommen Agnostikers aus Instinktnotwehr ab. Wer stark linear mpfindet, kann mit Kellers schnörkeliger Andacht zum Kleinen nichts anfangen und über-eht darüber ganz den Koloristen. Wer im Punkte Heimattreue halbseiden ist, findet eller zu deutsch; Erasmusse im Gehäus zu politisch, faustische Dränger zu spießig, Feuer-öpfe zu saturiert. Seine Gedichte, gleich denen der Droste, schmecken den Liebhabern ge-ackerten Weins zu herb. Er übersetze die ganze Welt ins Kellerische, tadelte einer, der die anze Welt ins Fontanische übersetzte. Solang man seine Werke einzeln vornimmt, kann an künstlerisch fast gegen jedes einen Einwand erheben. Keinen freilich, den man nicht uf der Stelle mit einem seiner Werke parieren könnte. Will man ein rechtschaffenes Verhältnis zu ihm gewinnen, so muß man ihn wohl oder übel in Bausch und Bogen ehmen, und darf über dem Dichter nicht den Menschen vergessen. Dieser Mensch kommt ihrend und herrlich heraus in seinen Briefen, die zu den kostbarsten Dichterbriefen ge-ören, die je geschrieben worden sind, weil sich Keller niemals hingesetzt hat, mit der Absicht nen schönen Brief zu schreiben. Die Auswahl, die Max Nußberger aus ihnen getroffen t, ist so vortrefflich wie die Einleitung, in der er für die Briefe die Voraussetzungen rstellt, und die Anmerkungen, in denen er sie erklärt. Dankbar ist man auch für das rgfältige Personenverzeichnis, besonders aber für die Zeittafel S. 479—485. Die Aus-ttung ist gediegen: 3 Porträts, eine Landschaft und ein Brief Kellers schmücken den and, den ich in viele Hände wünsche.

Des Archipoeten erhaltene Gedichte. Der mittellateinische Text mit wörtlicher bersetzung und Einführung in das Verständnis, herausgegeben von Wilhelm tapel (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt 4,50 M.). Von allen Versuchen, den größ-n Vaganten zu erneuern, der am besten gelungene: man kommt dem Archipoeten nur mit örtlicher Übersetzung bei, dann liest sich sein Latein wie Butter. Mit Recht sagt der Über-zer: „Vielleicht hilft diese Bemühung auch zu einer deutlicheren Erkenntnis davon, daß n volles Verständnis der Grundlagen unserer Kultur ohne die klassischen Sprachen cht möglich ist. Die Feindseligkeit gegen diese, die sich breiter und breiter macht, schneidet nste Wurzelfäden unserer Kultur ab und entfremdet uns unserer eignen großen Geschichte." as einzige, was der Durchschnittsgebildete vom Archipoeten kennt, ist die Zeile Meum t propositum in taberna mori. Darum ist es ein wahrhaftiges Verdienst Stapels, daß uns die Lieder dieses großen mittelalterlichen Dichters neu geschenkt hat „mit ihnen lachen und zu trauern, zu spotten und zu zürnen: so schreitet der herrliche Archipoeta s den Höhlen der Gelehrsamkeit wieder ans Sonnenlicht!"

Kalender und Almanache

Den „Mainboten von Oberfranken" empfehle ich, seitdem er erscheint. Auch das Jahr 1928 ist wieder wohlgelungen. Er ist das Vorbild für Stammeskalender, nicht letzt wegen seiner Billigkeit: 70 Pfennig. (Verlag H. O. Schulze, Lichtenfels.) Blodigs penkalender (6 Kunstdruckblätter, 4 Anstiegsblätter, 111 Bilder, Verlag Paul Müller, ünchen, 2,80 M.) 3. Jahrgang, bringt wieder vorzügliche Aufnahmen aus West- und Ost-en, darunter solche, die den wenigsten Bergsteigern bekannt sein werden. Man bekommt ihm ein persönliches Verhältnis, weil Blodig jedem Bild einen ungezwungenen Text tgibt. Der Greifenkalender (Greifenverlag Rudolstadt) bringt 53 Seiten Gedichte d 53 Schwarzweißblätter, vorwiegend Holz- und Linolschnitte, manche etwas sehr ndern, aber es sind auch hervorragend schöne Blätter darunter, und technisch sind fast e interessant. Der Greifalmanach (Cotta 1 M.) enthält Briefe an Cotta von Varn-gen von Ense, Börne, Justinus Kerner u. a.; außerdem Beiträge von Sudermann, d. Herzog, Fulda, Liliensein, Kircheisen, Kurt Breysig. Der 1. Jahrgang des Jean-

Paul-Kalenders (Bayreuth, Nierenheim, 1 M.) führt sich äußerlich bescheiden ein, enthält aber viel Gutes über und viel Schönes von Jean Paul.

Der von Alexander Heilmeyer herausgegebene Bayerische Hauskalender hat sich seit den 5 Jahren, die er besteht, so eingeführt, daß er vielen Lesern so unentbehrlich geworden ist wie der frühere Sulzbacher. Auch der für 1928 bietet auf über 250 Seiten eine Menge Belehrung und Unterhaltung auf allen möglichen Gebieten und ist dabei spottbillig (Verlag Knorr und Hirth München, M. 1.25).

Rosenheim. Josef Hofmiller.

Meine Erfahrungen als Diktator

Von Fritz Behn in München

Man stelle sich unter einem Kunst-Diktator nicht einen Wüterich vor, der mit Dolch und Gift den Künstlern diktieren will, wie sie arbeiten sollen, sondern einen Mann, der durch das Vertrauen seiner Anhänger in der Stunde der Not gerufen ist, um mit aller Vollmacht ihre Interessen zu vertreten und durchzusetzen. Es muß hier festgestellt werden, daß Kunst ganz gewiß nicht zu organisieren und befehlsmäßig zu lenken ist, wohl aber, daß ihre Leistungen zusammengefaßt und nach ihren günstigsten Vertretern in Erscheinung gebracht werden können; daß sie durch eine energische Hand, durch Ideen und durch Initiative wesentlich gefördert und propagiert werden kann, und zwar nur von einem Mann, der keine Rücksicht zu nehmen braucht auf persönliche Feind- oder Freundschaften, auf Cliquenwesen und der ohne Nebenabsichten und besten Wollens seine Aufgabe im Interesse der Allgemeinheit auffaßt. Eine solche Persönlichkeit war zu allen Zeiten und in allen Ländern nötig und von großem Nutzen. Kunst müssen Einzelne machen und Viele, aber zusammenhalten und zur Geltung bringen kann sie immer nur einer. Wir haben in München hohe Beispiele kennen gelernt. Der greise Prinzregent war der letzte erfolgreiche Förderer der Künste in Bayern. Seit seinem Tode ging es mit München als Kunststadt bergab.

Die Künstler-Genossenschaft, früher die erste und vornehmste Künstler-Vereinigung Bayerns, zurückblickend auf eine ruhmreiche Überlieferung von 60 Jahren, übertrug mir in der Stunde ihres Zerfalls die Aufgabe, zu retten, was zu retten wäre, vor allem diese Aufgabe, für zwei Jahre gute Ausstellungen zu machen, die ihren tief gesunkenen Ruf nach innen und außen wieder herstellen sollten. Es waren in der Tat in den letzten Jahren noch Verkaufs-Bazare im Glaspalast, deren Riesenzahl von Werken im umgekehrten Verhältnis zu ihren künstlerischen Qualitäten stand. Heuer entstand dank der intensiven aufopferungsvollen Arbeit meiner Mitarbeiter, der hiesigen und auswärtigen Künstler eine Ausstellung, von der bald ganz Deutschland sprach und die auch in finanzieller Hinsicht ein Erfolg war.

Was tat die Münchner Künstler-Genossenschaft? Sie schickte mir laut Beschluß von etwa 200 Mitgliedern (meist Zurückgewiesenen) die Aufforderung, mit dem Vorstand innerhalb zweier Tage von meiner Präsidentschaft zurückzutreten. Sie verklagte mich bei den Münchener Gerichten auf den Rücktritt, denn da Formfehler bei meiner Wahl vorgekommen und die Statuten nach irgendeiner alten Verordnung nicht gültig waren, wäre auch meine Wahl rechtlich ungültig. Ich mußte dem Gesetz weichen, setzte mit Mühe noch durch, daß man bis zum Schluß der Jahres-Ausstellung wartete, um diese nicht noch mehr zu gefährden, trat mit meinen Mitarbeitern von meinem Amt zurück und mit etwa 60 der besten Mitglieder aus der K. G. aus.

Was waren die Sünden, die man mir vorwarf? Vor allem, daß ich mit der Jury viele Mitglieder der K. G. zurückwies, und zwar Namen, die in München von Alters her bekannt

aren. Dann, daß ich zu wenig Diplomat sei. Diplomaten nennt man unter Künstlern e Leute, die auf leisen Sohlen gehen, die entweder das nicht sagen, was sie meinen, lls sie überhaupt etwas meinen, oder die das sagen, was nicht immer ganz richtig ist. olche Leute haben wir überall genug und deswegen kam die Kunstpflege in München so runter. Was wir aber nicht haben, sind Leute, die Wahrheiten sagen und dafür ein- eten. Das scheint mir den Künstler von anderen Berufen zu unterscheiden, daß er den eruf zur Wahrheit hat, und nur so kann man in einer verworrenen Lage Gutes stiften nd Verdorbenes erneuern. Künstler, die Diplomaten sind, sind meistens keine Künstler. ie haben einen Einfluß, der auf gänzlich unkünstlerische Dinge hinausgeht. Man warf ir ferner vor, ich hätte allzu selbstherrlich nur für mich gesorgt, indem ich meine Kollektiv- usstellung im Vestibül veranstaltete. Ich tat das absichtlich, obgleich man mir davon geraten hatte, denn ich hatte ein gutes Gewissen. Ich tat es, um meinem Vorgehen als räsident öffentlich den Hintergrund meiner künstlerischen Tätigkeit zu geben. Dann, eil mir schon das frühere Präsidium das Vestibül für meine Ausstellung überlassen hatte. ann, weil keine andere Plastik eingeschickt wurde, die man dort hätte aufstellen können. a Malerei für das Vestibül nicht in Betracht kam, hätte ich es leer stehen lassen müssen. u welchem Zweck? Endlich warf man mir vor, daß ich zu viele auswärtige und wesens- emde Künstler herangezogen hätte. Hätten mich die Münchener Künstler von Anfang unterstützt, so wäre das nicht in dem Umfang nötig gewesen. Sie können aber nkbar sein für die vielen neuen Anregungen. Die Wiener Abteilung z. B. gehörte it zu dem Interessantesten der Ausstellung, ebenso der Saal von Kreis mit Kolbe.

Wo liegen nun die tieferen Gründe, denn nur das kann uns interessieren, für diese Zustände? Wo ist der tiefere Sinn zu suchen, daß es in München seit jeher fast oder nz unmöglich war, große Ideen durchzusetzen? Meine Erfahrungen sind folgende: e Münchener Stadtverwaltung, an der Spitze der 1. Bürgermeister Scharnagl, kam r in dankenswertester Weise entgegen. Aber es war ein Irrtum, als ich annahm, daß bei allen Künstlern und der zuständigen Behörde die Unterstützung und das Entgegen- mmen finden würde, die ich für eine Aufgabe für selbstverständlich hielt, die alle Ein- tigen gerade jetzt für höchst wichtig und im Interesse für Münchens Kunstleben ansehen ußten und für die sich die gesamte wichtige Münchner Presse von Anfang an bis zum chluß einsetzte. Ich irrte mich, wenn ich diese Hilfe bei den zahlreichen Kunstgruppen hte, denn bei diesen Verbänden gibt es Vorsitzende, die vor allem darauf achten müssen, ß sie Vorsitzende bleiben. Ihr Plenum wehrt sich logischerweise gegen alle Neuerungen, m sie gehen gegen ihre Existenz, und der Vorsitzende muß dann nachgeben. Ich irrte mich ch mehr, als ich Hilfe erwartete vom Kultusministerium. Denn dort sitzt ein Referent Berater des Ministers und der hat eine sehr schöne Stellung. Er ist die allmächtige stanz, gewohnt, daß man ihn bittet und wartet, bis er etwas tut. Er verteilt Titel, aatsaufträge und den Glaspalast, und man muß sich deshalb gut mit ihm stellen. Er gißt aber, daß er lediglich Mittelsperson sein soll zwischen Künstlern und Regierung nd nur ausführendes Organ als eifriger und sachlicher Verwalter der künstlerischen Fragen. wäre selbstverständlich gewesen, daß er mir in jeder Weise von Anfang an geholfen hte. Das Gegenteil war der Fall. Wenn ich sagen soll, wo ich die größten Widerstände gunden habe, so war das an dieser Stelle. Meine sämtlichen organisatorischen Maßnah- nn und Versuche, Geld und Ansehen der M. K. G. zu vermehren, zu denen ich die Unter- ützung oder das Eintreten des Kultusministeriums brauchte, wurden durch den Herrn ferenten teils verhindert, teils umgangen, teils nicht unterstützt. Zur Begründung:

Schon vor meiner Wahl versuchte der Herr Referent durch Rücksprache mit anderen Herren, meine Wahl zu hintertreiben, obgleich ich ihn deutlich über meine Pläne unterrichtet und er sie gebilligt hatte. Denn er protegierte damals die Neue Künstler-Genossenschaft, die sich mit seiner Unterstützung von der alten abgetrennt hatte. Er sagte wörtlich: „Behn muß fort, dann ist alles in Ordnung." Das war der Auftakt.

2. Als der Glaspalast von der Regierung vergeben werden sollte, versuchte er die Haupt- säle der Neuen Künstler-Genossenschaft zu geben und die K. G., von der er schon damals behauptete, daß sie erledigt sei, auf den Rang einer Gruppe hinabzudrücken. Mit Mühe und unter heftigsten langwierigen Kämpfen gegen seinen Widerstand und den der dadurch gestärkten Vereinigungen und Gruppen setzte ich mit Hilfe des Herrn Kultusministers eine gerechte Verteilung der Säle durch, zwei Monate vor Eröffnung der Ausstellung. (S. Absatz 8)
3. Als die K. G. um eine staatliche Unterstützung für die Ausstellung von etwa 60000 Mk. bat, setzte er nur 16000 Mk. durch, als später nach dem Erfolg der Ausstellung von uns ein Zuschuß von etwa 30000 Mk. nachgesucht wurde, bekamen wir überhaupt keine Antwort.
4. Als die K. G. zusammen mit der Sezession auf Anregung des Herrn Ministerpräsi- denten einen engeren Wettbewerb für die Erlangung der Kunstmedaille veranstaltete, vergab der Herr Referent kurzerhand, ohne uns davon zu verständigen, die Ausführung der Medaille an den Herrn Ministerialrat Professor Dasio, obgleich die Konkurrenz noch nicht erledigt war.
5. Als ich durch die hochherzige Stiftung eines Münchener Kaufmanns von 25000 Mk. in der Lage war, die namhaftesten Architekten Münchens zu einer Besprechung über das Preisausschreiben für Erlangung eines Kunstgebäudes zu interessieren, ver- suchte der Herr Referent sofort, den Plan als nicht zweckmäßig hinzustellen. Nachdem trotzdem eine offizielle Eingabe dieser Architekten für das Preisausschreiben an das Kultusministerium gemacht war, brachte er es nicht fertig, dem Stifter eine staat- liche Anerkennung zu verschaffen, um die ich gebeten hatte. Dasselbe tat er mit einer anderen Stiftung von 20000 Mk., ebenfalls ohne sich mit mir ins Benehmen zu setzen, so daß dem Staate 45000 Mk. für Kunstzwecke verloren gehen. Nur zufällig hörte ich davon. Das Kunstgebäude ist glücklich wieder in der Versenkung verschwunden.
6. Mir wurde auf mein Betreiben vor Eröffnung der Ausstellung von dem Herrn Referenten versprochen, daß die um die Ausstellung besonders verdienten Künstler, die in uneigennütziger Arbeit die Säle und Fresken ausgeführt hatten, am Schluß der Ausstellung und nicht erst Weihnachten von der Regierung ausgezeichnet werden sollten. Dieses Versprechen wurde nicht gehalten. Nur zufällig hörte ich davon. Auf meinen Vorwurf dem Herrn Referenten gegenüber, daß er als Beamter gelogen hätte, wenn er dieses Versprechen nicht erfüllte, und daß ich auf diese Weise nicht weiter mit der Regierung arbeiten könnte, hatte er nur die lächelnde Antwort: „Dann müssen wir uns eben ohne Sie behelfen". Er setzte das Gespräch mit mir dann fort, als hätte ich etwas Alltägliches gesagt.
7. Als die Unzufriedenen aus der M. K. G., die mich stürzen wollten, weil ich sie zurück- gewiesen hatte, mit ihren Klagen zu ihm kamen, sagte er nicht: „Sie haben Behn in der Stunde der Not gerufen, er hat Ihnen geholfen. Sie haben ihm Ihr Wort auf zwei Jahre gegeben, Sie müssen es so lange halten. Selbst wenn er Fehler machte, so kann er unmöglich in zwei Monaten eine Aufgabe erfüllen, für die er zwei Jahre forderte. Die Regierung hat Behn anerkannt, auch ohne Statuten. Der Erfolg der Ausstellung gibt ihm recht. Warten Sie bis zum nächsten Jahr mit Ihren Klagen und ziehen Sie ihn dann zur Verantwortung. Die Regierung steht weiter hinter Behn und kann als Hausherrin des Glaspalastes derartige Quertreibereien nicht dulden." Hätte dies der Herr Referent gesagt, so wäre der ganz große Skandal, der München und Deutschland in Bewegung setzte, zum Schaden von Münchens Ansehen als Kunststadt, vermieden worden. Er sagte es nicht, und man ließ mich gehen. Die K. G. verlor wieder ihrer besten Leute und ihre 50 auswärtigen Mitarbeiter in Deutschland und Österre-

Namen von Weltruf, die an Münchens Erneuerung geglaubt hatten, sie erklärten sich alle mit mir solidarisch. München wurde lächerlich im ganzen Reich.

8. Als nun ein neuer Präsident gewählt wurde, geschah folgendes: Derselbe Referent, der mir schon vor Jahresfrist erklärt hatte, daß die K. G. erledigt sei, vertrat beim Kultusminister trotz des neuen Aderlasses die sofortige Anerkennung der K. G., ließ ihr schon heute ohne Vorbehalt die ganze linke Seite des Glaspalastes zuweisen, die man mir damals nicht geben wollte, billigte eine Statuten-Änderung, die statt 400 mittelmäßiger Künstler deren etwa 100 oder 200 als maßgebend in den Vordergrund schob, und erklärte sie für künstlerisch tragfähig. Als wenn man durch Statuten Kunst machen könnte! Die Folgen sind schon heute, daß der Wirrwarr noch größer ist als früher und daß sich sechs verschiedene Gruppen über die Leitung und den Glaspalast zu einigen haben. War das nötig? Die K. G. ist nun in der Tat erledigt. Sie ist dank der Politik des Referenten zu einer Gruppe hinabgesunken.

Dieser Referent ist der Herr Ministerialdirektor Hendschel im Kultusministerium. Hier scheiterten alle meine ernsten Maßnahmen zur Erneuerung von Münchens Ansehen als Kunststadt. Allen meinen Bedenken gegen diese unmögliche Lage gab ich von Anfang an in einer umfangreichen Korrespondenz dem Kultusministerium gegenüber Ausdruck, auch in vielen mündlichen Auseinandersetzungen, leider ohne den gewünschten Erfolg. Der Künstler, der zum Nutzen der Kunstpflege öffentlichen Einfluß ausüben will, sieht sich in einer merkwürdigen Lage. Kann man einem in seinem Beruf intensiv beschäftigten Künstler zumuten, daß er unter Schädigung seiner Kunst und infolgedessen auch mit pekuniärem Schaden sich in Bittgängen, Widerständen und Abwehr von Intriguen aufreibt, wo er fordern müßte oder doch verlangen könnte, daß man ihm jedes Entgegenkommen zeigt, daß man ihm die Wege nach Kräften ebnet, während ein Referent, als höherer Beamter reichlich bezahlt, tituliert und später pensioniert, nicht einmal das richtig tut, was seines Amtes wäre, und damit eine Hinderung und Schädigung bedeutet? Das scheint mir doch eine sehr bedenkliche Verschiebung der Künstlerstellung zu sein, die Mittel und Zweck verwechselt, wie denn überhaupt der früher selbstverständliche Einfluß und das soziale Ansehen des Künstlers seit dem Tode des Regenten in München sehr heruntergedrückt wurde, während er gutmütig genug ist, sich in eine Abhängigkeit und Demut zu fügen, in die er immer wieder hineingedrängt wird, besonders Beamten gegenüber. Mir scheint aber ein Referent viel mehr Ursache zu haben, den Künstlern zu gefallen, als umgekehrt: Denn von dem Ruhme seiner Künstler lebt München.

Es fehlt also in der Hauptsache an dem: Es ist keine Instanz da, die die künstlerischen Interessen und die Anregungen der Künstlerschaft sachlich und voll tatkräftiger Initiative durchsetzt. Denn die Künstler müssen wohl über ihre Lebensinteressen selbst bestimmen, sie brauchen aber für die Ausführung die Autorität und Machtmittel einer wohlgesinnten Regierung. Es fehlt ferner die Trennung von Kunst und Wirtschaft. Die Mehrheit ist für die Wirtschaft, sie wird die künstlerische Minderheit immer verdrängen wollen und können; daher ist jede Künstler-Vereinigung ein Unsinn, die nicht nur auf Qualität sieht. Ausstellungen sind leider nicht entbehrlich; man darf darin aber nicht Soziales und Künstlerisches vermengen wollen. Man braucht daher eine ständige Verkaufsgelegenheit und man braucht vielleicht nur alle 2 oder 3 Jahre eine Ausstellung nach nur künstlerischen Gesichtspunkten. Hier liegt die Kernfrage aller Streitigkeiten unter den Künstlern. Hier müßte man ein System schaffen, das mit staatlicher Autorität durchgeführt würde.

Ein brauchbarer Kunstreferent im Kultusministerium hätte diese grundlegenden Fragen längst erkannt und zur Verwirklichung bringen müssen. Er hätte einigen müssen statt zu trennen; er hätte für Baulichkeiten sorgen müssen, durch die diese Probleme gelöst worden wären. Dazu war dieser Referent nicht die geeignete Persönlichkeit. Er schob hinaus, wenn

er hätte eingreifen müssen. Alle großzügigen Pläne fielen unter den Tisch. Er war während seiner ganzen etwa zehnjährigen Amtszeit nicht imstande, nur eine einzige der dringlichsten künstlerischen und wirtschaftlichen Aufgaben zu verwirklichen. Wie seit jeher wurde in München Kegelbahn- und Stammtisch-Kunstpolitik betrieben. Wer persönlich genehm war, d. h. wer sich fügte, alles schön fand und nichts Neues wagte, konnte auf Umwegen alles erreichen, auch für sich selbst, selbst wenn er, oder gerade weil er keine künstlerische Persönlichkeit war. Solche Menschen saßen in großer Zahl in allen Kommissionen und hatten über Wohl und Wehe der Künstler, das Wohl der befreundeten und das Wehe der unbeliebten, zu entscheiden. So wurde eine Koterie von Strebern und Leisetretern herangezüchtet, die außerhalb Münchens nur ein Lächeln erregten, die hier aber allmächtig waren. Quertreibereien dieser Leute werden auf diese Weise immer wieder alle großzügigen Pläne verhindern, wie sie's seit jeher in München taten. Sogar ein Ludwig I. mußte mit solchen Widerständen kämpfen, und Ludwig II. wurde das Sempersche Projekt verdorben. Das sind dieselben Leute, die auf der heurigen Ausstellung Künstler ersten Ranges wie Hanak, Faistauer, Holzmeister, Kreis, Kolbe für wesensfremd erklärten und die durch Eifersüchteleien das Musikhaus und das Kunstgebäude verhinderten. Wäre es sonst möglich gewesen, daß ein Name wie Albert Lang für diesen Referenten bisher nicht existierte, daß einem Slevogt von demselben Referenten die erbetenen Kohlen verweigert wurden und daß daran seine Berufung nach München scheiterte? Durfte man ferner, wie es kürzlich geschehen, einen Stifter, der mehrere hunderttausend Mark dem Staate für Kunstzwecke schenken will, wegen formaler Bedenken vergrämen? Sollte man nicht vielmehr alle Männer, die zu Münchens Ruhm beitragen wollen, auf Händen tragen, ihnen alle nur denkbaren Erleichterungen schaffen und ihre Bestrebungen unterstützen? Selbst der stärkste und vom besten Willen getriebene Mann, und hätte er hundert Pferdekräfte, muß erliegen, wenn er nicht klare offizielle Sanktion und Unterstützung hat; er wird erlahmen über all den Widerständen der kleinen Geister. Niemand aber schützt ihn, niemand tritt für ihn ein, die Meute verschlingt ihn, die ersehnte Stammtischruhe ist wieder hergestellt und es wird weitergewurstelt. So lange die Kegelbahn als Kunstbörse, Antichambre und Sprungbrett zu höchsten Titeln und Aufträgen in München maßgebend ist, so lange wird der Kegelbahnbruder das künstlerische Niveau Münchens bestimmen und nicht der Künstler. Die Leibl, Trübner, Böcklin, Corinth werden immer wieder verdrängt werden. Man bestelle also den richtigen Mann bei der Regierung, der voller Initiative und nicht nur als Beamter, der ebenso gut andere Akten bearbeiten könnte, für alle Interessen der Künstler eintritt und ihre Anregungen mit Freudigkeit weitergibt oder zur Ausführung bringt, einen Mann von Charakter und Energie, der das Vertrauen der Künstler besitzt, weil man ihm glauben kann, der als zuverlässig und unparteiisch gilt. Er helfe der Künstlerschaft mit seiner Autorität. Er verwirkliche zunächst eine ständige Verkaufsgelegenheit, für die, die leben wollen, er verwirkliche ein ständiges Ausstellungsgebäude für die, die gute Kunst wollen. Er gebe Aufträge für öffentliche Gebäude an bewährte Künstler aller Lager. München hat Talente in Überfluß und große künstlerische Energien, aber wenig Charaktere. Sie brauchen einen Führer und einen wohlwollenden Anwalt. München kann sich den Luxus nicht mehr leisten, Männer, die ihre Kraft gerne für das künstlerische Leben dieser einzigen Stadt einsetzen, weiterhin zu vergrämen, wie bisher. München muß sich entscheiden, ob es die Hoffnung aller derer erfüllen will, die den Glauben an seine Mission als Kunststadt immer noch nicht aufgeben möchten, aber im Begriffe sind, ihn aufzugeben, oder ob es vorzieht, weiter im unrühmlichen Rang einer Fremdenverkehrsstadt zu verharren.

Redaktionell abgeschlossen am 24. November 1927
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hübscher in München. — Druck- u. Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München.

Verstädterung

Vorwort der S. M.

In dem packenden Bild, das Oswald Spengler von Entwicklung und Ablauf der menschlichen Kulturen gibt, ist unmittelbar vor das Ende der Kulturen das Bild der Weltstadt gesetzt, die gleich einem großen Krematorium der Volkskraft alles Leben eines Landes in sich aufnimmt und vernichtet. Als Spengler dieses düstere Bild entwarf, war diese Verfallserscheinung in Deutschland noch nicht in dem Maße sichtbar, wie sie es seither geworden ist. Der Verfasser des „Untergangs des Abendlandes" kann jedenfalls das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, hier wirklich in die Zukunft gesehen zu haben, in eine Zukunft, die freilich näher lag, als ihm selbst bewußt war. Denn die Konzeption seines Werkes ist vor dem Weltkrieg entstanden, dessen Ausgang den Ablauf der Krankheit in ungeahntem Maße beschleunigte. Schon vor dem Krieg haben Hygieniker und Bevölkerungspolitiker auf die Gefahr der Verstädterung hingewiesen.

Was wir in diesen Jahren erleben und was die ganze kultivierte Welt in Staunen setzt, ist das ungeheure Wachstum der Weltstadt Berlin, eine Erscheinung von so überraschender Wucht, wie sie unser Kontinent kaum jemals gesehen hat. Ein geistreicher Ausländer hat einmal das Wort von den „zwei Siegern des Weltkriegs" geprägt: New York und Berlin. Wir kennen das allmähliche Werden einer Weltstadt in Frankreich und können dort die Folgen studieren, die mit solchem Werden verbunden sind und von denen auch Spenglers Buch spricht. Das letzte Heft der S. M. hat in seinen erschütternden Angaben über den Geburtenrückgang die volksmordende Wirksamkeit der Großstädte in erschreckender Weise beleuchtet, wenn es berichten konnte, daß in Frankreich bereits ganze Dörfer leer stehen und ganze Departements zum Aussterben verurteilt sind. Das Tempo unserer Zeit ist rascher als jenes, in dem sich die Entwicklung unseres westlichen Nachbarn vollzog. Das Scheitern der deutschen Landsiedlung und die langsame Verödung der östlichen Teile des Reichs geben hier ein deutliches Wort.

Es ist allzu natürlich, daß der Einfluß der Weltstadt bei den heutigen Mitteln der Technik ungleich tiefer und dauernder ist als früher. Es sei nur an die Bedeutung des Radio erinnert, das täglich bis ins kleinste Dorf rein städtische Kulturgedanken verbreitet, die neben vielem Wertvollen eine Unendlichkeit von wertlosen Dingen zum Inhalt haben. Es liegt uns ferne, die weltstädtische Lebensform mit dörflichem Maßstab zu betrachten. Wenn aber in einem schwäbischen Dorf nach den Klängen eines Berliner Orchesters Charleston gelehrt wird, so wird jedermann empfinden, daß hier ein Bruch vorliegt, der in weitgehendem Maße verhängnisvoll ist für die Kraft unseres Volkes.

Es ist selbstverständlich unmöglich, die Entwicklung der Menschheit aufzuhalten oder gar zurückzuschrauben. Aber wer das deutsche Volk liebt und glaubt, daß ihm noch eine Zukunft bevorsteht und daß die Kraft, die in vierjährigem Heldenkampfe der Welt widerstand, nicht die letzte Äußerung deutschen Volkstums gewesen sein darf, der wird nachsinnen, wie eine Entwicklung verlangsamt werden kann, die für Deutschland verhängnisvoll werden muß. Denn weniger als in Frankreich Paris, in dessen Bannkreis sich schon die Gräber der Merowinger befinden und das durch alle Fasern seines Lebens verbunden ist mit der Erde der Ile de France, ist Berlin auf kolonialem Boden mit der großen deutschen Kultur verknüpft. So hoch die politischen preußischen Überlieferungen der Stadt zu werten sind, so sind doch diese Spuren in dem Häusermeer Neuberlins so stark verwischt, daß sie kaum mehr bei dem Wort Berlin mitklingen und fast die Rolle der Trinity Church in New York spielen, die vergeblich ihren Turm zwischen den Wolkenkratzern der Stadt zur Geltung bringen will.

Wenn wir uns fragen, worin die Ursache des überraschen Wachstums der deutschen Reichshauptstadt begründet ist, so werden wir am ehesten die Wege finden, auf denen wir ein Mittel suchen können, um zu verhindern, daß die Kraft des deutschen Volkes allzu

schnell in dieser schimmernden Retorte verbrennt. Als jener Ausländer, von dem wir oben sprachen, die Stadt Berlin zu den Siegern des Weltkriegs rechnete, leitete ihn der sehr richtige Gedanke, daß erst der Weltkrieg Berlin zu seiner jetzigen Größe gebracht hat. Wir kennen die Ursachen. War die Hauptstadt des Reiches bisher Sammelpunkt wichtigster politischer Funktionen des deutschen Volksganzen gewesen, so hat der Krieg, der Umsturz und die Weimarer Verfassung die Stadt auch zum Sammelpunkt der deutschen wirtschaftlichen Kräfte gemacht. Die Entwicklung vor dem Umsturz hatte schon im Weltkrieg durch die Notwendigkeit der Zusammenballung der deutschen Kraft einen Zentralismus hervorgerufen, der als vorübergehende Erscheinung erträglich gewesen wäre, aber trotzdem tiefe Unruhe im Volke erzeugte. Der Umsturz in Bayern z. B. war durch seine Urheber bis ins Frühjahr 1919 hinein zum Teil als Reaktion gegen die Zentralisation begründet und erhielt daraus eine Kraft, die er sonst in dem konservativen, großenteils agrarischen Land kaum besessen hätte. Die Weimarer Verfassung hat die Zentralisation der wirtschaftlichen Kräfte an Stelle der Zentralisation lebensnotwendiger politischer Funktionen zum Dauerzustand gemacht. Hiezu kam, daß das Diktat des feindlichen Auslands Berlin zum Sammelpunkt derartig hoher Geldsummen machte, die durch diese eine Stadt nach auswärts abgeführt worden sind, daß hier allein schon ein Grund für eine künstliche Blüte Berlins gegeben ist. Durch diese Stadt fließen gegenwärtig Summen in einer Höhe, wie sie die Vorkriegszeit auf deutschem Boden nicht kannte. Ein großer Teil der Kraft des Volkes erschöpft sich in diesen Summen. Es ist falsch, anzunehmen, daß Berlin davon keinen Vorteil habe, weil es diese Gelder zum erschreckend großen Teile weitergeben muß. Hier liegt der Grund für die in manchem ungesunde Blüte der neuen Weltstadt, ungesund im doppelten Sinne, einmal für die deutsche Volkswirtschaft, das andere Mal für die Erhaltung der Kraft der Gesamtheit. Es ist klar, daß die Regierung eines ganzen sich verblutenden Volkes in ihrer Volkstümlichkeit und in ihrem Verständnis für die Nöte des Volkes gefährdet wird, wenn sie in den Mauern und unter dem Einfluß einer Stadt vereinigt ist, die wohl allein auf deutschem Boden in diesen Nöten einen ungeahnten Aufschwung nahm. Die Anziehung, die diese Stadt schon vor dem Krieg nicht nur auf viele wertvolle deutsche Begabungen, sondern auch auf die geschäftlich verwegensten[1]) und auf die vergnügungssüchtigsten Bestandteile Mittel- und Osteuropas ausgeübt hat, hat sich durch den Kriegsausgang gewaltig verstärkt. Da Berlin zugleich die Stadt des stärksten Geburtenrückgangs und des stärksten Zustroms an Fremden ist, verschwindet das alte Berlinertum immer mehr.

Es handelt sich bei dem Grundgedanken des Föderalismus nicht um Fragen des Ressentiments gegenüber dem Häusermeer, das den Namen Berlin trägt. In jeder deutschen Stadt wäre gleiche Konzentration gleich schädlich für die Gesamtheit des deutschen Volkes. Die Größe der Kraftanstrengung, die Deutschland zu seiner Rettung aufbringen muß, verlangt gebieterisch, daß seine Stärke nicht auf Kosten des ganzen Volkes an einem Punkt konzentriert bleibt. Die Folgen wären Verödung und Schwächung, wofür wir ja jetzt schon in den weniger bevorzugten Teilen des Reichs erschreckende Anzeichen haben. In dieses Heft soll nicht etwa der frühere preußisch-bayrische oder Berlin-Münchener Gegensatz aufgewärmt werden. Wenn die Entwicklung in Berlin rascher geht als in anderen Großstädten, so liegt das z. T. an dem rascheren Tempo und der größeren Unternehmungsfreudigkeit der Bevölkerung. Wenn München reiner Fremdenverkehrsort würde, so würde es seine alte Eigenart gleichfalls verlieren.

Man wende nicht ein, daß der Versuch sinnlos sei, sich der Entwicklung entgegenzustemmen, wenn eine Entwicklung wie diese so deutlich als verhängnisvoll erkannt wird. Durch die Reste des geschichtlichen Aufbaus in Deutschland hat das Reich die selten glückliche Gelegenheit, in den Ländern noch Organe zu besitzen, die die Verteilung der Kräfte auf

[1]) Wenn Goethe sagt, es lebe dort ein verwegener Menschenschlag (zu Eckermann am 4. Dez. 1825 und wenn er (am 12. Jan. 1809 zu Riemer) über die Verderbtheit von Berlin spricht, so meint schon er nicht die alten Berliner, sondern die neuen.

ehmen und durchführen können. Wenn je die deutsche Vielstaatlichkeit für die Zukunft es deutschen Volkes noch einmal wie einst auf kulturellem Boden von äußerstem Nutzen verden kann, so ist es hier. Deutschland kann heute, was kein anderes Land der Welt egenwärtig könnte, seine Entwicklung auf weite Sicht durch die Gesetzgebung bestimmen. Ind da die Gesetzgebung letzten Endes die Angelegenheit von ungefähr 500 Volksgenossen t, also von einer beschränkten Zahl, so stehen wir vor der glücklichen Möglichkeit, Deutschnds Zukunft dadurch beeinflussen zu können, daß wir die Erkenntnis des heutigen Weges n den Abgrund nur bei einer beschränkten Anzahl von Männern zu wecken hätten. Man at versucht, das Wort „Föderalismus" abzustumpfen zur „Dezentralisation im Einheitsaat". Eine solche würde niemals imstande sein, die Kraft des deutschen Volkes in seiner anzen Breite zu erhalten, sie bliebe nur Dezentralisation der politischen Funktionen, aber icht solche der wirtschaftlichen Kraft, also gerade das Umgekehrte dessen, was Deutschland edarf. Uns will es scheinen, daß auch in dem fortgesetzten Krieg, den wir jetzt auf wirtchaftlichem Gebiet führen, jener Sieger bleibt, der eine Viertelstunde länger Herr seiner Nerven ist. Deutschland hat die Möglichkeit, durch Dezentralisation seiner Kraft das Volk n seiner ganzen Breite so zu stärken, daß es länger als andere Völker in dem Verfall es Abendlandes seine Kräfte bewahrt und damit berufen wird zu einer neuen großen nd glanzvollen Zukunft. Die Gefahr für das deutsche Volk liegt darin, daß sein eigenes empo, wie Richard Wagner sagte, das Andante ist, und das Tempo dieser Zeit ist das restо. Eine lebensgefährliche Unstimmigkeit, durch die das Denken des deutschen Volkes on im Krieg nicht mitkam.

Und das Tragische des Hineingerissenwerdens in den Strudel des Untergangs ist, daß as deutsche Volk, wenn es nicht verstädtert, seine größte Zeit vielleicht noch vor sich hätte.

Der Föderalismus im Reichsganzen

Von Friedrich Lent in Erlangen

Der Streit um den unitarischen oder föderalistischen Aufbau des Reiches ist in ein entscheidendes Stadium getreten. Daß er so lebhaft geworden ist, beruht darauf, daß er in innerer Verbindung mit der Frage steht, wie die finanzielle Notlage Deutschlands zu beseitigen ist. Die Gesamtkosten der Verwaltung in Reich, Ländern und Gemeinden sind zu hoch für die deutsche Wirtschaft, die unter Steuerdruck leidet und die gewaltigen Reparationslasten aufzubringen hat. Als bestes Mittel, die Verwaltung billiger zu gestalten, wird nun der Übergang zum Einheitsstaat empfohlen, weil man von der Beseitigung des Nebeneinanders von Reichs- und Länderverwaltungen große Ersparnisse erhofft.

Es trifft zu, daß die Verwaltungskosten in Deutschland sehr gestiegen sind und eine Höhe erreicht haben, die sich mit der Finanzlage nicht in Einklang bringen läßt und die Wirtschaft durch schweren Steuerdruck lähmt. Aber tendenziös ist es, stets nur von der zu teuren Verwaltung der Länder zu sprechen, als ob Reich und Gemeinden nicht die gleichen Verhältnisse und Fehler in ihren Verwaltungen aufzuweisen hätten. Der Grund liegt denn auch ganz wo anders als in der bisherigen staatsrechtlichen Gestaltung Deutschlands. Die Neigung unserer Bevölkerung, in allen Schwierigkeiten vom Staat Abhilfe zu erwarten, das Übermaß der Gesetzesproduktion, die immer neue Verwaltungszweige und neue Ämter erforderlich machte, die Kriegsfolgen und die Inflation, die den Staat vor neue große Aufgaben stellten, alle diese Umstände wirkten zusammen in der Richtung eines steten Anschwellens des Beamtenkörpers.

Weil man diese Momente geflissentlich übersieht, erweckt man auch falsche Vorstellunge von den Ersparnissen, die auf dem Wege einer Verwaltungsreform zu erzielen sind. Vo der gewaltigen Steigerung des Verwaltungsaufwandes in Reich, Ländern und Gemeinde der ungefähr 6 Milliarden Mk. gegenüber der Vorkriegszeit beträgt, entfallen auf di Kriegslasten 2,7 Milliarden, auf Fürsorge, Erwerbslosenunterstützung und Wohnungs wesen 2,2 Milliarden. Die Ausgaben für kulturelle Zwecke sind immerhin um 900 Millione gestiegen, die allgemeinen Verwaltungskosten nur um 300 Millionen. Es stecken allerding in jenen anderen Ziffern auch Kosten für die dort notwendigen Verwaltungszweige, abe an dem Ergebnis ist doch festzuhalten: Die Steigerung der Ausgaben beruht in der Haup sache auf den Kriegslasten und den neuen staatlichen Aufgaben, die infolge des Krieg oder der Inflation übernommen werden mußten.

Überlegt man nun, wie man die öffentlichen Ausgaben wieder senken kann, so biete sich drei Wege, die zugleich beschritten werden können: Eine Reform der Verwaltun in Reich, Ländern und Gemeinden, der Abbau staatlicher Tätigkeit, die in der Notzeit über mäßig ausgedehnt ist, und die Einschränkung der Gesetzgebung, die jetzt alljährlich ein Flut neuer Bestimmungen ausschüttet in einem Ausmaße, wie man es vor dem Krieg nicht entfernt gekannt hat, die aber immer neue Behörden und Beamte erforderlich mach also die Ausgaben ständig vermehrt. Alle diese Wege aber, und das ist für die föderalistisch Frage von größter Bedeutung, können beschritten werden ohne Beseitigung der Länder

Um den Abbau der Verwaltung, die Verwaltungsreform, zu ermöglichen, ist eine Än derung des Verhältnisses zwischen Reich und Ländern weder notwendig noch auch nu förderlich. Alle aufgeführten Gründe für die übermäßige Ausdehnung der Verwaltun haben mit dem Nebeneinander von Reich und Ländern nichts zu tun, werden daher auc nicht aus der Welt geschafft durch eine Beseitigung der Länder. Es ist noch kein Bewei erbracht, daß die Verwaltungsreform die Beseitigung der Länder voraussetzt, vielmeh ist denkbar, daß die Länder, die Gemeinden und das Reich einzeln und in formeller Unab hängigkeit voneinander die Reformen durchführen.

Nur an einem Punkte ist das staatsrechtliche Verhältnis zwischen Reich und Länder für die Vereinfachung der Verwaltung von Bedeutung. Seit der Weimarer Verfassun besteht in der Tat mehrfach ein Nebeneinander von Behörden des Reichs und der Länd mit nahezu gleichen Aufgaben. Die dadurch erwachsende Doppelarbeit nebst den Komp tenzstreitigkeiten läßt sich aber aus der Welt schaffen, wenn man nur eine klare Scheidun der Kompetenzen von Reich und Ländern durchführt und verfassungsmäßig festlegt. D aber will gerade der Föderalismus von seiner Überzeugung aus, daß eine neue Verteilun der gesamten Zuständigkeit unter Reich und Länder erfolgen muß nach dem Gesichtspun daß es Dinge gibt, die einheitlich geordnet werden müssen, und solche, die besser bei Ma nigfaltigkeit gedeihen, daher den Ländern verbleiben. Gerade die verfassungsmäßige A grenzung wäre hier segensreich, denn sie verbürgte einen Dauerzustand und damit ei Beruhigung auf dem Gebiete der Kompetenzabgrenzung, während jede andere Regelu bei unseren politischen Zuständen, die zu starken Schwankungen neigen, Beunruhigu im Gefolge hat. Außerdem würde eine solche feste Abgrenzung es ermöglichen, ga Zweige staatlicher Tätigkeit abzubauen, denn jetzt entschließen sich die Länder nur schw zur Aufgabe eines Verwaltungszweiges, aus Furcht, das Reich könne ihn übernehm und dadurch weiter auf das bisher den Ländern zustehende Gebiet vordringen, währe das Reich nichts aufgeben will, um den Ländern keine Gelegenheit zur Erweiterung ih Zuständigkeit zu geben.

Die dritte Maßnahme, die Stillegung der Gesetzgebungsmaschine, ist ohnehin vorwieg Sache des Reiches, denn die Reichsgesetzgebung ist es hauptsächlich, die mit schlechtem B spiel vorangeht und die Länder und Gemeinden womöglich noch zur Nachfolge zwi indem es ihnen die Durchführung von Reichsgesetzen auferlegt, ohne daß sie sich dage wehren könnten. Die Länder werden aufatmen, wenn diese Quelle neuer Ausgaben e

ich verstopft wird. Länder und Gemeinden sind an dieser Ausgabensteigerung ziemlich unschuldig, eine Besserung läßt sich hier auch bei Fortbestand der Länder erreichen, wenn man im Reiche den guten Willen aufbringt.

Auch das parlamentarische System ist nicht ohne Schuld an der Ausgabensteigerung und ein Hindernis für durchgreifenden Abbau der Verwaltung. Es kann hier nicht näher darauf eingegangen werden, weil es ohne parteipolitische Stellungnahme nicht möglich ist. Auch hier bestätigt sich aber, daß die Beseitigung der Länder nicht das geeignete Mittel ist, den Mißständen abzuhelfen, denn so lange der Parlamentarismus im Reiche herrscht, ist seine Abschaffung in den Ländern nur von geringer finanzieller Bedeutung.

Will man vom finanziellen Standpunkt aus das Problem „Einheitsstaat oder Erhaltung der Länder" lösen, so muß man die entscheidende Frage so stellen: Kann durch Beseitigung der Länder, durch Übertragung der Länderverwaltung auf das Reich etwas erspart werden, was bei Erhaltung der Länder nicht gespart werden kann? Es muß sich also um Ersparnisse handeln, die durch Verwaltungsreform, durch Abbau staatlicher Tätigkeit und durch Einschränkung der Gesetzgebung nicht erzielt werden können, denn diese Maßnahmen erfordern ja, wie wir gesehen haben, keineswegs die Beseitigung der Länder. Als Argument für den Einheitsstaat können doch nur solche Ersparnisse dienen, die nachweislich bei Fortbestand der Länder nicht zu erzielen sind.

Man macht sich gewöhnlich kein richtiges Bild von den Ersparungen, die mit dem Übergang zum Einheitsstaat verbunden wären, denn man übersieht einen wichtigen Umstand: die Summe der Verwaltungsaufgaben bleibt doch dieselbe, das Reich muß die Tätigkeit entfalten, die jetzt die Länder ausüben. Sieht man den Etat eines Landes durch, so bemerkt man, daß die Hauptposten unter den Ausgaben entfallen auf die Schulen, die Gerichte, die Polizei, den Wohnungs- und Straßenbau usw., alles Dinge, die nicht wegfallen können, wenn das Reich ihre Verwaltung übernähme.

Das Reich kann, wenn es diese Verwaltungszweige übernimmt, zwischen zwei Wegen wählen: Entweder es dezentralisiert, dann muß es neue Reichsprovinzen schaffen, die sich wenigstens zum Teil an die bisherigen Länder anlehnen werden, und ihnen die Befugnisse übertragen, die bisher den Ländern zustanden, oder es zentralisiert, dann müssen die Berliner Zentralbehörden die Verwaltungsaufgaben übernehmen, die bisher den Ministerien der Länder zustanden.

Wird der erste Weg eingeschlagen, so werden zwar die Ministerien und Landtage der Einzelstaaten überflüssig, aber die daraus erwachsenden Ersparnisse werden gewöhnlich überschätzt, weil nicht etwa das ganze Personal der Ministerien gespart werden kann, sondern nur die Spitzenstellen mit einigen Hilfskräften. Man hat berechnet, daß die mit der Eigenstaatlichkeit der Länder verbundenen Kosten etwa 58 Millionen betragen. Das ist ein ansehnlicher Posten, macht aber noch nicht 1 vH. der gesamten Steigerung der Verwaltungskosten von Reich, Ländern und Gemeinden aus und nicht ½ vH. der Gesamtausgaben. Obendrein müssen aber für die neu zu bildenden Reichsprovinzen doch wieder obere Verwaltungsbehörden und provinziale Vertretungen geschaffen werden, wie die preußischen Provinzen ihre Oberpräsidien und Provinziallandtage haben. Da diese Körperschaften erheblichen Aufwand erfordern, zumal wenn sie mit ähnlichen Aufgaben betraut werden wie bisher die Länder, so sinkt die Ersparnis, die durch Beseitigung der Länder zu erzielen ist, noch bedeutend unter ½ vH. der gesamten Verwaltungsausgaben. Sie bedeutet also so gut wie nichts gegenüber den Beträgen, die durch eine Verwaltungsreform bei Fortbestand der Länder erzielt werden können.

Wählt aber das Reich den zweiten Weg, übernimmt es den größten Teil der Aufgaben, die bisher von den Ländern besorgt wurden, auf die Zentralbehörden, so ist erst recht nicht an Ersparnisse zu denken, denn eine zentralistische Verwaltung ist erfahrungsgemäß immer die teuerste. Die Arbeit ist eine doppelte. Die Außenbehörde macht Erhebungen und be-

richtet an die Zentralbehörde, diese verarbeitet die Berichte und gibt die Entscheidung an die Außenbehörde zur Durchführung. Furchtbares Schreibwerk ist die Folge dieses Hin und Her.

Es ist also ein aufgelegter Schwindel, daß die Beseitigung der Länder, die Übertragung ihrer Verwaltung auf das Reich, Ersparnisse zu bringen vermöchte, die eine auch nur geringe Milderung des Steuerdruckes herbeiführen oder ins Gewicht fallen könnten gegenüber der finanziellen Bedeutung einer Verwaltungsreform unter Erhaltung der Länder.

Für den neuen unitarischen Aufbau des Reiches lassen sich also finanzielle Gründe nicht ins Treffen führen. Diese Feststellung ist wichtig, weil gerade das finanzielle Argument mit Vorliebe benützt wird, um Stimmung für den Unitarismus zu machen und besonders führende Kreise der Wirtschaft zu gewinnen, die sich von den in Aussicht gestellten Ersparnissen eine Senkung der Steuern versprechen. Es kann aber nur von Nutzen sein, wenn die finanziellen Erwägungen in den Hintergrund treten, denn ein Neubau des Reiches, der doch Jahrzehnte dauern soll, muß nach großen geschichtlichen Gesichtspunkten und nicht nur unter dem Eindruck finanzieller Notlage errichtet werden.

Von den grundsätzlichen Fragen, über die Klarheit bestehen muß vor der Entscheidung über Unitarismus oder Föderalismus, soll hier nur die vordringliche behandelt werden: Wird durch den Einheitsstaat der Zentralismus verstärkt oder ist eine gesunde Dezentralisation zu erhoffen?

Die Befürworter des Einheitsstaates lehnen zwar den Zentralismus ab und versprechen weitgehende Dezentralisation, aber es muß bedenklich stimmen, daß es bisher bei diesen allgemeinen Redensarten geblieben ist. Man fordert die Beseitigung der Länder, schweigt sich aber darüber aus, was dann geschehen soll. Über die Befugnisse der neu zu bildenden Reichsprovinzen verlautet nichts. Dabei kommt doch alles darauf an, welche Verwaltungsaufgaben den Provinzen übertragen werden, sonst kann man ja von Dezentralisation überhaupt nicht sprechen. So lange in dieser Richtung keine Vorschläge zur Erörterung gestellt werden, ist die Frage des Einheitsstaates überhaupt noch nicht spruchreif oder es verbirgt sich hinter dem Schweigen der Wille zum schrankenlosen Zentralismus.

Ohne festes Programm für die Dezentralisierung kann man an eine solche nicht glauben, denn die bisherige Entwicklung der Reichsverwaltung ist nicht dazu angetan, besondere Hoffnungen auf Abkehr vom Zentralismus zu erwecken. Auch wirken zwei große Kräfte einer Dezentralisierung entgegen: Einmal die Bureaukratie der Zentralbehörden, die Macht der Geheimräte, die unter dem neuen System eher noch gestiegen ist, weil in ihnen die Sachkunde vereinigt ist, die den politischen Ministern (die nicht mehr aus dem Verwaltungsdienst herkommen) und den Abgeordneten gewöhnlich fehlt. Es wird nicht leicht sein, den Widerstand der Ministerialbürokratie gegen eine Verminderung ihrer Kompetenzen zu überwinden. Denn sie hat den Parlamentarismus hierbei zum Bundesgenossen. Diese sieht es lieber, daß alle Verwaltungsbefugnisse an den Zentralstellen vereinigt sind, weil damit die Macht des Parlaments selbst steigt. Kann doch der Einfluß der Abgeordneten auf die Verwaltung, ein Krebsschaden des parlamentarischen Systems aller Länder, um so eher sich durchsetzen, je mächtiger die Zentralverwaltung ist, die diesen Einflüssen viel mehr unterliegt als die Außenstellen. Die parteimäßige Politisierung der Beamtenschaft tritt bei den Zentralstellen leichter und eher ein als bei den vielen zerstreuten äußeren Behörden im Lande. Diese natürliche Bundesgenossenschaft von Bureaukratie und Parlament läßt die Aussichten auf kräftige Dezentralisierung sehr fraglich erscheinen.

Selbst wenn aber die Dezentralisation zunächst durchzusetzen wäre, wenn die Reichsprovinzen mit Befugnissen und Aufgaben ausgestattet würden, wie sie jetzt die Länder haben, so würde das keinen Ersatz für die Länder und einen föderalistischen Aufbau bieten. Denn zwischen der Dezentralisation in Provinzen und dem Fortbestand der Länder besteht ein wichtiger Unterschied: Die Selbstverwaltung der Provinzen ist vom Reich verliehen, kann daher auch vom Reich jederzeit nach eigenem Willen geändert, insbesondere beschränkt werden. Die Erhaltung der Länder als Staaten, die föderalistische Sicherung ihres Be-

standes dagegen bedeutet eine feste Aufteilung der Aufgaben zwischen Reich und Ländern; was den Ländern verbleibt, kann ihnen wider ihren Willen nicht genommen werden.

Dieser grundlegende rechtliche Unterschied bedeutet in unseren unruhigen Zeiten viel. Nur die Sicherung der Länder ermöglicht einen dauernden Zustand, der von den Schwankungen des politischen Kurses im Reiche unabhängig ist. Bestehen nur Provinzen, so liegt die Gefahr nahe, daß auch ihre Verfassung zum ewigen Kampfobjekt der Parteien wird. Macht eine Provinz von den ihr verliehenen Befugnissen einen Gebrauch, der den im Reiche herrschenden Parteien nicht paßt, was liegt dann näher, als daß man ihr die Aufgaben entzieht? Man denke an Freiheiten auf dem Gebiet des Schulwesens und an die gegensätzliche Entwicklung, die in der Provinz Bayern oder der Provinz Sachsen eintreten könnte. Oder an das Recht der Beamtenernennung, die auch sehr gegen den Wunsch des Reiches ausfallen könnte. Auch die Finanzlage der Provinzen wäre unsicher; wie heute ein Staat die Gemeinden im inneren Finanzausgleich verkürzt, so könnte das Reich einen Provinzen Einnahmen wegnehmen. Der Kampf um den Finanzausgleich würde auch hier geführt werden. Schließlich könnte auch der Flaggenstreit sich verschärfen; ist es wirklich ausgeschlossen, daß man die weiß-blaue Fahne in der Provinz Bayern wegen der Gefahr monarchistischer Kundgebungen einmal verbietet?

Wer eine ruhige Entwicklung will und die Herausnahme der staatsrechtlichen Gestaltung des Reichs aus dem Kampf der Parteien, wird die föderalistische Lösung deshalb schon vorziehen, weil sie Ruhe und Dauer verbürgt statt häufigen Wechsels und Streites.

Daneben verdient der Umstand Beachtung, daß die Provinzen zwar ähnliche Verwaltungsbefugnisse erhalten mögen wie jetzt die Länder, aber als bloße Selbstverwaltungskörper nicht das Recht der Gesetzgebung. Dieses wird dem Reich allein zustehen und darin liegt schon eine gewichtige Verstärkung des Zentralismus, zumal unter dem parlamentarischen System, wo die Gesetzgebung von den Parteien beherrscht wird.

Alles in allem wird man mit dem Zentralismus als ernster Gefahr rechnen müssen, wenn der Übergang zum Einheitsstaat vollzogen wird. Daher sei kurz auf die Nachteile eingegangen, die sich aus dem zentralistischen System ergeben. Die Verwaltung ist desto teurer, je zentralistischer sie geführt wird, denn sie hat doppelte Arbeit zur notwendigen Folge, vermehrtes Schreibwerk und überträgt höher bezahlten Beamten der Ministerien Geschäfte, die sonst die niedriger bezahlten Beamten der Außenstellen besorgen. Bedenklicher ist noch, daß an die Stelle der eigenen Anschauung das Aktenmaterial tritt. Das Regieren vom grünen Tisch aus ist kennzeichnend für den Zentralismus. Für kleine Staaten und einfache Verhältnisse hatte es Sinn, alles von einer Stelle aus zu erledigen, die Zusammenfassung wirkte belebend, heute bei der unübersehbaren Fülle wirkt sie gerade umgekehrt. Die Bevölkerung aber verliert den Zusammenhang mit der Verwaltung. Je entfernter die entscheidende Behörde ist, desto fremder ist sie den Regierten, desto mehr Mißverstehen und Mißtrauen ist sie ausgesetzt. Von einer ihnen vertrauten Behörde lassen sich die Menschen viel mehr zumuten als von einer ihnen unbekannten. Kann man leugnen, daß solche Gefühle am Rhein eine Rolle gespielt haben gegenüber der preußischen Verwaltung, daß sie in Bayern lebendig würden gegen Berliner Verwaltungsstellen?

Aber an einem Punkte wird der Zentralismus staatsgefährlich. Die Beschneidung der Kompetenzen der unteren Behörden entlastet diese von der Verantwortung und schwächt ihr Verantwortungsgefühl. Ein Beamter, der jahrelang gewohnt ist, nur zu berichten und nie zu entscheiden, der stets nur nach der oberen Stelle schaut, wird die Fähigkeit verlieren, über rasch eine Entscheidung zu treffen, wenn die obere Stelle nicht zu erreichen ist. Wenn unserem Staat noch einmal Erschütterungen bevorstehen wie 1918, dann wird nur die Beamtenschaft auf dem Posten sein, die sich Verantwortungsfreude bewahrt hat, die im eigenen Entschluß geschult ist.[1]) Das wird um so wichtiger sein, als der Zentralismus,

[1]) Vgl. den Aufsatz von Gustav Otto Müller in diesem Heft.

der alle Macht in Berlin sammelt, in unruhigen Zeiten Gefahr läuft, unter die Herrschaft der Straße zu kommen. Das Beispiel Wiens, das gerettet ist, weil die Länder in Österreich noch Energie und Befugnisse hatten, um tatkräftig einzugreifen, sollte unsere Unitarier belehren, wie wertvoll es sein kann, wenn politische Macht und politischer Wille auf ein Land verteilt und nicht in der Großstadt vereinigt ist.

Am meisten bekämpft wird der Zentralismus auf dem kulturellen Gebiet. Hier würde er den Bruch mit der geschichtlichen Entwicklung von Jahrhunderten bedeuten und uns des Ausgleichs für die Nachteile auf staatlichem Gebiet, welche die Zersplitterung gebracht hat, berauben. Deutschland hat nie ein Kulturzentrum gehabt, sondern eine Mehrzahl, und das Schwergewicht hat unter den Landesteilen mehrfach gewechselt. Der Zentralismus wird besonders im Zeichen der Finanznot eine grundlegende Änderung bringen, die Konzentrierung der staatlichen Kulturpflege in der Hauptstadt des Reiches. Bisher ist noch jeder staatliche Zusammenschluß mit der Benachteiligung der alten Mittelpunkte verbunden gewesen. Es würde beim Einheitsstaat nicht anders gehen. Wären Mittel in Fülle vorhanden, so könnte das Reich noch Lust verspüren, sie zu verteilen, aber wo sie knapp sind, liegt es nahe, daß man nur die Berliner Theater, Museen, Hochschulen usw. auf der Höhe hält. Nun wächst Kultur gewiß auch unabhängig vom Staat, aber man darf nicht übersehen, daß viele kulturelle Betätigung von finanzieller Förderung abhängig ist. Heute werden die Gemeinden kaum das leisten können, was die Länder vermochten, und die privaten Mäzene sind selten geworden. Man muß daher der Gefahr ins Auge sehen, daß Deutschland größtenteils zur geistigen Provinz herabsinkt und daß mit dem Verlust der Eigenstaatlichkeit auch die kulturelle Stellung von München, Dresden, Stuttgart dahingeht. Jedenfalls ist die Schaffung eines Kulturzentrums wie unter Ludwig I. ohne das Maß staatlicher Selbständigkeit, das den Ländern zukommt, undenkbar und in einer Provinz nicht möglich, zumal wenn es sich um ärmere Landesteile handelt.

Eine weitere Gefahr ist die Einseitigkeit der staatlichen Kulturpflege, die mit der Zentralisierung leicht verbunden ist: Nur eine Richtung findet Gnade, jede andere wird vernachlässigt. Bei Fortbestand der Länder bietet sich die Möglichkeit des Ausgleichs, des gesunden Wettbewerbs, des Wettstreits von Altem und Neuem. War es nicht segensreich, daß Wilhelms II. nicht sehr glückliche Kunstpflege nicht im ganzen Reich maßgebend war? Ist es nicht bedenklich, wenn künftig von einer Stelle aus die staatlichen Mittel für Kunst verteilt werden, zumal wir in einer Zeit größter Gegensätze und Gärung leben?

An dieser Stelle sei eine politische Anmerkung erlaubt: Wer bürgt dafür, daß der Staat seine Mittel immer zur Stärkung des Deutschtums verwendet? Stehen nicht im unitarischen Lager starke Kräfte mit internationalen Neigungen auch auf kulturellem Gebiet? Der Vergleich mit Paris hinkt, denn Paris ist planmäßig zur glänzenden Offenbarung französischen Geistes geschaffen, um den Nationalstolz zu beleben und fremden Nationen zu zeigen, was Frankreich ist. Aus Berlin aber bestrebt man sich nicht den Mittelpunkt des Deutschtums zu machen, sondern das große Einfallstor fremden Geistes, der das Deutschtum internationalen Strömungen unterwerfen soll.

Diese wenigen Gesichtspunkte müssen genügen, um die Gefahren des Zentralismus vor Augen zu führen. Wir können zusammenfassend sagen: Die Beseitigung der Länder ist abzulehnen, weil sie Ersparnisse überhaupt nicht oder nur in geringem Ausmaße zu bringen vermag, dafür aber die Gefahr eines verhängnisvollen Zentralismus heraufbeschwört.

Ein bis ins einzelne gehendes Programm, wie der föderalistische Aufbau des Reiches gestaltet werden soll, läßt sich wohl noch nicht vorlegen, so wenig wie das der Unitarismus in Wahrheit kann. Grundlage ist die Erhaltung der Länder, ihre Ausstattung mit Rechten in Gesetzgebung und Verwaltung, die ihnen wider ihren Willen nicht entzogen werden können. Es kommt nun darauf an, die Scheidung zwischen Aufgaben des Reiches und der Länder vorzunehmen nach dem Gesichtspunkt: Was erfordert Zusammenfassung und Einheitlichkeit und was Mannigfaltigkeit und Verteilung? Beispiele mögen für die ers

Gruppe die Außenpolitik sein, für die zweite die kulturellen Dinge. Die finanzielle Ausstattung der Länder muß ihren Aufgaben und Ausgaben entsprechen.

Wenn wir davor gewarnt haben, bei der Einteilung Deutschlands an den geschichtlich gewordenen Ländern vorüberzugehen, so folgt daraus aber auch, daß Föderalismus nicht gleichzusetzen ist mit Erhaltung aller Staaten, die jetzt noch bestehen, sondern nur derer, die als geschichtliche Gebilde anzusehen sind, in denen ein Staats- oder Kulturgefühl lebendig ist. Nur wo aus der Überlieferung des Landes Kräfte erwachsen, die man nicht missen kann, muß das Land erhalten bleiben.

Erhält man so die starken Länder — nicht die Größe und Bevölkerung allein entscheidet mechanisch, es sei nur an die Hansestädte erinnert —, so wird man ihren Einfluß auf die Politik des Reiches verstärken müssen, also den Reichsrat wieder zu einem gleichberechtigten Faktor erheben. Es wird sich auch empfehlen, den Ländern in der Gestaltung ihrer eigenen Verfassung mehr Freiheit zu geben, als sie jetzt haben.

Das Problem Preußen bereitet sicher die größten Schwierigkeiten. Aber nur auf föderalistischer Grundlage läßt sich ein Mittelweg finden zwischen völliger Erdrückung der anderen Länder durch Preußen und einer Einflußlosigkeit dieses größten Landes. Unter dem gegenwärtigen System ist beides möglich und alles unsicher. Entsprechen die politischen Parteistärken in Preußen denen im Reiche, so drückt Preußen alles an die Wand, denn der Reichstag handelt dann nicht anders als es den Machtverhältnissen in Preußen entspricht, die anders gerichteten Länder sind machtlos. Sind die Verhältnisse im Reich aber anders gelagert als in Preußen, so läuft Preußen wieder Gefahr, daß seine Anschauung nicht ins Gewicht fällt, weil nur der Reichstag entscheidet. Das Ziel muß sein, Preußen auf alle Fälle ein starkes Gewicht zu sichern, aber zu verhindern, daß sein Wille allein entscheidet; das läßt sich nur durch Bildung eines föderativen Organs erreichen.

Dringend zu wünschen ist, daß dem Föderalismus nicht der Vorwurf der Rückständigkeit gemacht wird, er blickt nicht nur in die Vergangenheit, sondern auch entschlossen in die Zukunft; auch nicht der Kleinlichkeit, er denkt an das Reichsganze; und vor allem nicht der Reichsfeindlichkeit, er ist erfüllt von innerlichstem Streben das Reich zu festigen. Es stände besser um unser Volk, wenn überall dieselbe heiße und bewußte Liebe zum Deutschtum lebte wie in föderalistischen Kreisen.

Zentralismus und Föderalismus

Zentralismus ist gleich Materialismus. Föderalismus ist gleich Idealismus. Der Föderalismus ist gleichbedeutend mit Liebe zur Heimat und, weil er den besonderen Verhältnissen der engeren Heimat besser Rechnung trägt, auch materiell berechtigt. Er ist durchaus kein Hindernis für die machtvolle Entwicklung eines großen Landes wie Deutschland; im Gegenteil. Er ist auch durchaus kein Hindernis für die wirtschaftliche und politische Entwicklung eines großen Landes. Nur brutale Unterschätzung des rein Seelischen kann seine Bedeutung verkennen. Wir haben in Deutschland alles Interesse daran, dahin zu streben, daß jeder Deutsche an der Staatsgestaltung und am Staatsleben freudig Anteil nimmt und daß nicht Millionen von Deutschen durch Gewalt gezwungen werden, gewiß nicht tadelnswerte, sondern lobenswerte Ideale zu opfern.

Man nehme sich ein Beispiel an Bismarck, der trotz entgegengesetzter Strömungen in der Zeit der Neugestaltung des Reiches dies erkannt und die föderalistische Gestaltung des neuen deutschen Reiches durchgesetzt hat. Es wäre ein Verhängnis für Deutschlands Zukunft, wenn eine in so viel Millionen Deutschen lebende Idee vergewaltigt würde.

Regensburg. Georg Heim.

Bismarck über den Einheitsstaat

„Die Einzelstaaten sind nicht nur, wie ich in Kissingen zu den Studenten gesagt habe, wertvolle Kulturzentren, sondern auch das unversiegliche Reservoir, aus dem das Reich die Kraft, die es verbraucht, immer wieder ergänzen kann. Die Existenz der Einzelstaaten, die Verschiedenartigkeit ihrer Stämme und Dynastien kann in dieser Beziehung nicht hoch genug eingeschätzt werden. Wenn sie vertrauensvoll und mit dem Gefühl absoluter Sicherheit zum Reiche stehen, so ergibt sich aus ihrem konzentrischen Zusammenwirken ein hohes Maß von innerer Stärke für das Reich, das nur unter den in Deutschland bestehenden besonderen Verhältnissen erreichbar ist. Die Hingabe der verschiedenen deutschen Stämme an die engere Heimat, an ihre Staaten und ihre Dynastien, also das, was man gewöhnlich Partikularismus nennt, ist weit davon entfernt, dem Reich zu schaden, sondern kommt diesem letzten Endes nur zu statten. Der Bayer will als solcher ein ebenso guter Deutscher sein wie der Preuße, und der Württemberger will dem Sachsen als Reichsbürger ebensowenig nachstehen. Die Rivalität der deutschen Staaten und Stämme hat eine Erhöhung des deutschen Nationalgefühls zur Folge und führt dazu, daß wir in Deutschland ebensoviele starke Stützpunkte des Reiches haben, wie es verschiedene Bundesstaaten, Residenzen und Höfe gibt. Das ist ein Vorteil, den wir vor allen anderen Völkern und Staaten von unitarischer Beschaffenheit voraushaben und den sie uns nicht nehmen können. Ja, ich gehe noch weiter und behaupte, daß selbst der gelegentliche Hader, wie er unter unseren deutschen Landsleuten üblich ist, und der hauptsächlich auf der Verschiedenheit der Staats- und Stammesangehörigkeit beruht, dem Reiche ebenfalls zustatten kommt. Er verhütet Stagnation, belebt das politische Empfinden und stärkt wie jeder Kampf die Kräfte, die schließlich wieder im Reiche zur Zusammenfassung gelangen."

Beim Empfang der Oldenburger am 25. 5. 1893: „Ich halte es für ein Glück, daß wir viele Zentren und mehr als eine Dynastie, mehr als eine Residenz bekommen haben; es ist das ein von Gott vorgesehenes Kulturmittel. Wer je in einer französischen mittleren Provinzialhauptstadt, mag sie auch zweihunderttausend Einwohner haben, gelebt hat, der wird finden, daß dort eine viel größere Kleinstädterei herrscht als in einer deutschen Residenz von zehntausend Einwohnern."

Zu mecklenburgischen Besuchern am 18. 6. 1893: „Sehen Sie doch nach Rußland und England, wo der Unitarismus herrscht — ist das Land dadurch glücklicher geworden? Wären diese großen Länder nicht viel zufriedener in sich, wenn sie mehr als ein Zentrum hätten?"

Der Standpunkt der süddeutschen Staatsoberhäupter

Die folgenden Darlegungen sind die Niederschrift von Ausführungen, die Herr Staatspräsident Dr. h. c. Remmele unserem Schriftleiter in Karlsruhe machte.

Das Verhältnis der Länder zum Reich hat sich heute zu einem Zustand entwickelt, der zwangsläufig zur Aufrollung der Frage führt, ob der bisherige Gang der Dinge unterbunden werden muß oder weiter getrieben werden kann. Ich habe nicht den Eindruck, daß die Übergriffe von Reichsstellen auf die bisher den Ländern überlassenen Aufgabengebiete immer auf bösen Willen zurückzuführen sind. Aber ich kann mich auch dem andern Eindrucks nicht erwehren, daß bestimmte Reichsstellen, um nicht zu sagen die Bürokratie schlechthin, in ihrem Expansionsstreben nach Betätigung suchen. Als Beispiel dafür, wie planlos und ungeregelt sich alles nebeneinander entwickelt, eine Kleinigkeit. Die Länder geben seit Jahrzehnten bei goldenen Hochzeiten, Arbeitsjubiläen und ähn

ichen Gelegenheiten Gratulationsschreiben und kleine Geschenke hinaus. Die gleiche Gepflogenheit hat heute die Kanzlei des Reichspräsidenten. Abgesehen von der großen Arbeitsbelastung für den Reichspräsidenten, zeigt sich dabei noch ein anderer Mißstand: Es gibt Arbeitgeber, die aus politischen Erwägungen heraus beim Lande ein entsprechendes Gesuch stellen, nicht aber beim Reichspräsidenten, oder umgekehrt.

Ähnliche Verhältnisse finden sich allenthalben wieder. Bei der Schaffung der Invalidenversicherung hat man für die Besetzung der Stellen bei den Landesversicherungsanstalten die Länder eingeschaltet. Die Länder behalten die Pensionslast, und auf diese Weise wird über die Personalien der Landesversicherungsanstalten eine Staatsaufsicht ausgeübt. Die neuen Arbeiterschutzgesetze aber sind gänzlich auf eigene Beamtung bis ins unterste Glied aufgestellt. Das Reichsarbeitsministerium muß die oberen Stellen zwar im Benehmen mit den Ländern besetzen, aber das ist bedeutungslos, weil der Druck von Arbeitnehmer und Arbeitgeber auf diese Reichsstelle größer ist als der der Länder.

Es muß festgestellt werden, daß gegen diese Art der Gesetzgebung und Einrichtung neuer Verwaltungsorgane für die hier in Frage stehenden Aufgabegebiete niemand im Reichstag Einspruch erhebt, und daher vollzieht sich, von meinem Standpunkt aus gesehen, zwangsläufig eine Entwicklung, die zu immer neuen Reibungen zwischen Reich und Ländern führen muß. Die Länder haben von sich aus nicht die Kraft entwickelt, gegen diese Entwicklung etwas Ernsthaftes zu unternehmen. Das kommt so: Die Länder sind genötigt, für eine Reihe von Aufgaben, etwa die produktive Erwerbslosenunterstützung und die Kulturaufgaben auf diesem Gebiet, Reichsmittel in Anspruch zu nehmen. Darüber hinaus sind sie an der Verteilung staatlicher Subventionen stark interessiert. Der Umstand nun, daß in den Etats der Reichsministerien zur Förderung der verschiedensten Aufgaben immer sehr hohe Beträge eingesetzt sind, deren Verwendung dauernde Fühlungnahme mit den maßgebenden Kreisen in den Ländern bedingt, d. h. mitunter auch mit Kreisen, die mit der Landesregierung nicht einmal Fühlung haben, dieser Umstand stärkt das Reich auch auf Gebieten, wo eigentlich das Land das alleinige Verwaltungs- und Hoheitsrecht ausübt. Die Verteilung von Subventionen, etwa des sog. Westfonds oder des Fonds für die besetzten Gebiete hat immer dasselbe Bild gezeigt: Eine völlige Verwischung von Legislative und Exekutive. Viele Reichstagsabgeordnete üben bei der Verteilung der Gelder mit Erfolg aktiven Einfluß aus. Infolgedessen hält manche Reichsstelle eine Beobachtung der von den Länderregierungen im Auftrag der Gemeinden und Berufsverbände vorgetragenen Wünsche nicht mehr für nötig. Wenn ein Land aus Fonds des Reichsministeriums für Landwirtschaft Mittel anfordert, dann erhält es sie nur, wenn es selbst gleich hohe Summen zur Verfügung stellen kann. Haben jedoch einzelne Landwirte persönliche Beziehungen zu Berliner Dienststellen, dann kommen sie zum Ziel, ohne daß das Land Zuwendungen beischießt. So wird die Pflege der Landwirtschaft vom Reichsministerium für Landwirtschaft heute bald im Benehmen mit den Landwirtschaftskammern, bald in solchem mit den Länderministerien, bald wieder auf eigene Faust in unmittelbarem Verkehr mit Gutswirtschaften in allen Teilen des Reiches betrieben. Die Subventionspolitik gibt die Grundlage dazu. Wenn nun ein Landesminister bestrebt sein muß, für irgendwelche Kulturforderungen Gelder zu erlangen, so wird er sich hüten, gegen die Dinge in Berlin viel zu sagen. Mit andern Worten: Die Länder müssen diese Entwicklung hinnehmen, weil die Tatsachen des Finanzausgleichs und die sich daraus ergebende Verarmung des Landes sie dazu zwingen.

Ich kann gegen die heutige Steuerpolitik nicht polemisieren, weil ich weiß, daß die Kriegslandsbelastungen das Reich in eine Notlage versetzen. Aber auch wenn ich das in Rechnung stelle, muß ich betonen, daß die Kreise im Reich, die über so hohe Beträge verfügen, mit Duldung der Länder und Unterstützung des Reichstags eine Stellung erhalten, die weit höher einzuschätzen ist, als die amtlich durchgeführte Zuständigkeitsverteilung.

Wie man sich auch zu der Entwicklung einstellt, die ich als zwangsläufig ansehe, man wird immer genötigt sein, anzuerkennen, daß eine Neuordnung der Dinge notwendig ist, weil sonst die Reibungen zwischen Ländern und Reich einerseits, zwischen Ländern und Gemeinden anderseits immer stärker werden. Die sozialdemokratische Partei, der ich angehöre, vertritt den unitarischen Standpunkt, und meiner persönlichen Meinung nach führen die Ereignisse, wie wir sie heute miterleben, zum Einheitsstaat hin. Es muß dabei gesagt werden, daß der außenpolitische Druck diese Entwicklung fördert. Ein Nachlassen dieses Druckes könnte u. U. andere Möglichkeiten schaffen, als die in der Richtung zum Einheitsstaat, und Verhältnisse beseitigen, die von Deutschland nicht gewünscht werden. Auch in der heutigen Lage darf aber das historisch Gewordene nicht abgeleugnet werden. Die Reichsverfassung hat den Ländern insbesondere die Anerkennung des Eigenlebens der Stämme gewährleistet. Ich glaube nicht daran, daß es möglich wäre, im Reichstag die notwendige Mehrheit für ein Reichsgesetz zu erhalten, das den Einheitsstaat schüfe. Wenn ich mir nun, wie das jeder verantwortliche Minister tun muß, Gedanken darüber mache, wie sich die Dinge weiter entwickeln sollen, so rechne ich nur mit dem, was praktisch durchführbar ist.

Wir stehen vor dem Problem der Staatsvereinfachung mit dem Ziel, über den Gemeinden als untersten Zellen des völkischen Zusammenlebens und über den unteren Staatsbehörden und höheren Selbstverwaltungskörpern lebenskräftige Länder zu stellen. Gegen eine Vereinheitlichung des Reiches mit einer weitgehenden Provinzautonomie steht vor allem der Widerstand der süddeutschen Länder. Nach der Stellung der Parteien zu dieser Frage kann ich mir keinen andern Ausweg denken als einen Ausbau der Reichseinheit mit einer gerechten und klaren Dezentralisation der Reichsgewalt im Rahmen deutscher Länder. Ich entscheide mich als Praktiker für die Erhaltung von Ländern und, wenn möglich, die Neugliederung kleinerer Länder zu arbeits- und lebensfähigen Gebilden.

Der Gedanke der Staatsvereinfachung läßt es notwendig erscheinen, daß die innere Organisation der Länder möglichst übereinstimme. Auch dabei aber darf das geschichtlich gewordene Wachstum der Verwaltung nicht außer Betracht bleiben. Ich erkenne die großen Schwierigkeiten, die einer Neuordnung des Verhältnisses zwischen Ländern und Reich entgegenstehen, für die Artikel 17 und 18 der Reichsverfassung von grundlegender Bedeutung sind. Es scheint mir unmöglich, überhaupt einen Mehrheitswillen zu finden, sei es für die Aufrichtung eines Einheitsstaates, sei es für die Rekonstruktion eines Föderativstaates im Sinne des Deutschen Reiches von 1871. Dagegen geben die genannten Artikel die Möglichkeit, lebensfähige Länder zu schaffen, Länder von einer bestimmten Größe, bei deren Abgrenzung möglichst wirtschaftliche Gesichtspunkte berücksichtigt sind. Eine solche Abgrenzung würde natürlich ungeheueren Widerständen begegnen. Über die badischen Verhältnisse ist zu sagen, daß der Anschlußgedanke nach Württemberg und Hessen in der rechtsrheinischen Pfalz weiter entwickelt ist als sonst im Lande. In Mittelbaden dagegen kann man geradezu von einer Abneigung gegen eine Verschmelzung mit Württemberg sprechen. Maßgebende Kreise bei uns, die mehr gesellschaftlich als politisch eine Rolle spielen, hängen an der Erhaltung des Landes, wie es ist.

Das Land Baden genießt in der Finanzwelt einen guten Kredit, weil es budgetmäßige Ausgaben im allgemeinen nur macht, wenn Deckung vorhanden ist. Aber es kann nicht verschwiegen werden, daß seit dem Kriege in steigendem Maße den finanziellen Anforderungen für die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Staatsverwaltung nicht mehr genügend entsprochen werden kann. Das Land hat es im Gegensatz zu den Städten, die ihre Neubauten von Amtsgebäuden aus Anleihen aufnehmen, immer noch versucht, derartige Ausgaben im Budget unterzubringen. Die Folge aber ist, daß seit Jahren bestimmte Bauvorhaben, z. B. in den Heil- und Pflegeanstalten oder staatlichen Bädern, unterbleiben mußten. Auch der Straßenbau wurde früher nur über das Budget finanziert

Infolge der allgemeinen Finanznot mußte schon vor einem Jahr in einer besonderen Vorlage dazu übergegangen werden, für die in Rückstand gekommene Straßenunterhaltung Anleihemittel zu verwenden. Die Reichsorgane aber stehen auf dem Standpunkt, daß Anleihemittel nur für sog. produktive Unternehmungen Verwendung finden sollen. Infolgedessen kann von Anleihemitteln für solche Zwecke nur in beschränktem Maß Gebrauch gemacht werden. Das Ergebnis ist, daß die Erfordernisse vernachlässigt werden. Je länger dieser Zustand anhält, desto größer ist die Gefahr allgemeiner Unzufriedenheit.

Wenn die verantwortlichen Politiker in den Ländern nicht ganz ruhig prüfen, wohin diese Entwicklung führt, mit dem Willen, ihrerseits die erforderlichen Vorschläge zu machen, dann wird das Nebeneinander und Gegeneinander von Reichsinitiative und Initiative der Länder zu einer solchen Aushöhlung der Länderhoheit und Länderzuständigkeit führen, daß nichts mehr bleibt als die leere Hülle, und die Länder schließlich von der eigenen Bevölkerung mißachtet werden.

Man hat geglaubt, daß die Verwaltung rationeller arbeiten werde und daß für kulturelle Aufgaben mehr Mittel flüssig gemacht werden könnten, wenn die Länderaufgaben vom Reich übernommen werden. Nach den bisher beim Reich mit seiner Verwaltung gemachten Erfahrungen setze ich in diese Erwartung die allergrößten Zweifel. Auch der Einheitsstaat könnte nicht auskommen mit nur einem Parlament oder mit der Dreigliederung: Reich, Provinzen, Gemeinden.

Man hat gemeint, in Frankreich sei die Verwaltung derart gegliedert. Es ist richtig, daß in diesem Land die untere Staatsbehörde, die Arrondissements mit dem Unterpräfekten an der Spitze, keine große Bedeutung haben. Sie vermitteln die Geschäfte zwischen den Departements, welchen die Präfekten vorstehen, und den Gemeindeverwaltungen, die unter der Leitung des Maire stehen. Ohne die Gemeinden, die übrigens vom Staat arg bevormundet sind, besteht hier also die Dreigliederung der Staatsverwaltung: Regierung, Departements und Arrondissements. Napoleon schuf so eine ausgesprochene Zentralgewalt, in die sogar die Gemeinden eingeschlossen waren. Die Beiräte und kleinen Parlamente kamen erst später als eine Konzession an die Selbstverwaltung. Immerhin steckt in diesem Aufbau zur Verminderung des Nebeneinander-Verwaltens eine zweckmäßige Anordnung. Der Präfekt ist der allgemeine Kontrolleur aller Staatsdienste in einem Departement. Er leitet die Staatsverwaltung und Departementsverwaltung. Er führt die Regierungsbefehle aus, ist oberster Steuerbeamter, er vertritt den Staat im Gerichtsverfahren, ihm unterstehen die Schulen, die soziale Wohlfahrt usw.

Worauf es bei unserer Betrachtung aber ankommt, das ist, daß er zu seiner Unterstützung staatliche Bezirksbehörden, die Unterpräfekturen, nötig hat. Auch wir kommen ohne solche nicht aus. Dann übersehe man auch nicht, wohin in Frankreich der überstarke Zentralismus führte. Frankreich hat nur ein Kulturzentrum, Paris. Die Provinz ist kulturell im höchsten Maße vernachlässigt, während in Deutschland großer Wert darauf gelegt wird, die Kulturzentren in den Ländern zu erhalten.

Es ist richtig, daß Länder wie Frankreich, Italien, England in der Durchsetzung ihres Staatswillens ungehemmter sind als Deutschland. Wir haben es im Kriege fühlen müssen. Sie kennen nicht die vielen Bedenken, die wir in Deutschland haben. Auch wir müssen daher daran denken, wie wir einen stärker konzentrierten Staatswillen entfalten und zu der gebieterisch sich aufdrängenden Neuordnung der Verhältnisse kommen können.

Notwendig ist zunächst ein größeres Maß von Vertrauen. Vieles, was vom Reich aus zur Unterhöhlung der Länder getan wurde, erfolgte auf Grund des Mißtrauens gegen den anderen Teil. Zweckmäßig wären Verhandlungen der Ministerpräsidenten unter sich, in kleinen Kommissionen. Aber auch das Reich müßte den Versuch machen, praktisch an die Dinge heranzukommen, wofür die Reichsverfassung eine Grundlage gibt. Es sollte, wo die Möglichkeit vorgesehen ist, daß es die Zuständigkeit an sich zieht, auf diese Möglichkeit verzichten, wo es die Zuständigkeit bereits an sich gezogen hat, sie zurück-

geben. Wenn das Reich nicht selbst an produktive Arbeit herangeht, von Erörterungen, wie sie jetzt gepflogen werden, kann ich mir keinen Erfolg versprechen.

Karlsruhe. Adam Remmele, Badischer Staatspräsident.

Unter Föderalismus verstehe ich, daß die im Reichsganzen in einem bestimmten Maße selbständigen Länder Hoheitsrechte ausüben und damit auf diesen bestimmten Gebieten die Souveränität besitzen. Der Zusammenschluß in einem Ganzen bedingt, daß an der Spitze des Ganzen für das Gebiet, das nicht unter diese Hoheitsrechte fällt, ein anderer Wille maßgebend wird, der die Einheit nach außen unter allen Umständen garantiert. Diese Einheit darf nicht durch Zwang herbeigeführt werden, sie muß Willensergebnis der auf ihren Gebieten noch selbständigen Staaten sein.

Daraus ergibt sich von selbst, daß die Lösung dieses innerdeutschen Problems einmal darin liegt, daß die Kompetenzausscheidung zwischen Reich und Ländern klar getroffen und das Gebiet der Kompetenzen nicht wie bisher als fließend betrachtet wird. Natürlich verlangt die Kompetenzausscheidung auch eine klare Lastenausscheidung. Es muß festgelegt werden, was die Länder aus sich und was sie durch Reichsbeihilfe zu leisten haben. Ebenso ist die Frage zu beantworten, inwieweit die Länder für die Durchführung der Reichsgesetze abgegolten werden müssen.

Die zweite Kernfrage beruht in der rechtlichen Ausstattung der Befugnisse des Reichsrats, der heute der Reichsregierung und dem Reichstag gegenüber in eine völlige Ohnmachtsstellung gedrängt ist. In der neuen Konstruktion des Reichsrats mit bestimmten staatsrechtlichen Befugnissen liegt die Möglichkeit der Lösung des Problems überhaupt.

Alle anderen Fragen sind nach meiner Auffassung sekundär. In dem ganzen Fragenkomplex spielt von selbst der Finanzausgleich eine große Rolle, ebenso die Frage der zukünftigen Betreuung des ganzen Kulturgebiets durch die Länder und schließlich die Frage der jeweiligen Verständigung der Länder untereinander, wenn Fragen auftauchen, die das Reichsinteresse in Anspruch nehmen. Bei gutem Willen auf beiden Seiten lassen sich derartige Fragen regeln, ebenso wie sich alle Schwierigkeiten des jetzigen Systems überhaupt aus der Welt schaffen lassen, z. B. die Frage der kleinen Staaten, die Frage ihrer Zuteilung zu größeren Ländern und die Frage der Behandlung der Enklaven.

Bei den angesagten Berliner Konferenzen wird reichlich Gelegenheit geboten sein, das ganze Problem des Föderalismus in seiner psychologischen, staatsrechtlichen, kultur- und wirtschaftspolitischen Vielseitigkeit gründlich zu behandeln und die Lösungsvorschläge namentlich hinsichtlich ihrer Wirkung auf die innere Geschlossenheit des deutschen Volkes zu vergleichen und zu überprüfen. In einer zwangsweisen Vereinheitlichung des Deutschen Reiches ohne Rücksicht auf historisch Gewordenes und auf das politische Seelenleben des Volkes in seinen verschiedenen Schichtungen und staatlichen Ordnungen sehe ich die größte Gefahr für die reibungslose Zusammenarbeit und die Einheit Deutschlands. Es kann nur unser Wunsch sein, bei der Regelung des ganzen Fragenkomplexes diese reibungslose Zusammenarbeit in der Einheit nach außen und in einem Wettbewerb nach innen unter den Ländern mit herbeiführen zu helfen.

München. Heinrich Held, Bayer. Ministerpräsident.

Noch ist das Getöse des Kampfes um Erfüllungspolitik und Locarno-Vertrag nicht verstummt, so wird schon von neuem wieder das Reich der bösen Geister aufgerufen, die Deutschland nicht zur Ruhe kommen lassen. Der unitarische Gedanke sät unter dem täuschenden Schein der Ersparnis neue Zwietracht unter die Deutschen, die zu neuer erbitterten Kämpfen voll schwerster Gefahren führen wird. Darum nicht nur um der Länder, sondern vor allem um des Deutschen Reiches selbst willen gegen den Unitarismus

Stuttgart. Wilhelm Bazille, Württembergischer Staatspräsident.

Gedanken über Föderalismus

Von Hans Schmelzle in München

Man betrachtet die Frage, ob die Interessen des Reiches besser durch eine unitarische oder durch eine föderative Gestaltung gewahrt sind, zweckmäßig an Hand der geschichtlichen Entwicklung. Die Entwicklung, die das Deutsche Reich auf Grund der Bismarckschen Verfassung genommen hat, war nach jeder Richtung hin erfreulich. Es ist vor allem außenpolitisch zu größtem Ansehen gekommen. Das lag nicht ausschließlich an der überragenden Persönlichkeit Bismarcks, sondern auch daran, daß sein außenpolitischer Wille vom Willen der Nation getragen war, die nicht aus Mußdeutschen bestand. Ebenso hat die föderative Gestaltung des Reiches innenpolitisch alle Schwierigkeiten, die im Lauf der letzten 40 Jahre aufgetreten sind, verhältnismäßig leicht überwinden lassen. Sie hat es bewirkt, daß die verschiedenen Interessen ihrem Gewicht entsprechend zur Geltung kommen konnten, und daß im Ganzen immer der richtige Ausgleich gefunden wurde, auf sozialem, wirtschaftlichem und politischem Gebiete.

Der Zentralismus führt auf wirtschaftlichem Gebiete zur Verarmung der mehr abseits gelegenen Gegenden des Reiches. In der Zentrale machen sich am stärksten und am leichtesten die ihr zunächst gelegenen wirtschaftlichen Kräfte geltend, Großindustrie und Großkapital. Eine immer stärkere einseitige wirtschaftliche Entwicklung des Reiches ist die Folge, zum Schaden vor allem für Landwirtschaft und Mittelstand. Es wäre interessant, an Hand von Zahlen festzustellen, wie weit die wirtschaftliche Zentralisierung unter der neuen Verfassung vorgeschritten ist. Vermutlich würden diese Zahlen ergeben, daß ein überwiegender Teil der großen Konzerne in Berlin sitzt, und daß dort eine ungeheure Kapitalsmacht zusammengeballt ist, die sich auch politisch auswirkt.

Es ist ein Irrtum, wenn man glaubt, auf kulturellem Gebiet könnte in einem unitarischen Reiche mit Dotationen, die die Zentrale in die Provinzen hinausgibt, das Gleiche erreicht werden wie bei staatlicher Selbständigkeit der Länder. Was Bayern an kulturellen Leistungen aufzuweisen hat, verdankt es seiner staatlichen Selbständigkeit; fällt diese weg, so wird der Kulturwille jener maßgebend, die an der Zentrale die Dotationen verteilen. Von den kulturellen Leistungen der Länder hängt aber heute zu einem nicht geringen Teile das Ansehen des Reiches im Ausland ab. Wenn die Machtpolitik etwa in Zukunft noch mehr zugunsten der Ideen einer Völkerversöhnung in den Hintergrund treten sollte, so würde das Reich noch mehr auf diese Quelle seiner Kultur angewiesen sein.

Trotz seiner geringeren finanziellen Leistungsfähigkeit hat Bayern wegen seines vorwiegend agrarischen Charakters große Bedeutung für das Reich. Die agrarischen Gebiete versorgen die Städte mit den notwendigen Arbeitskräften, sie sind gewissermaßen die Kinderstuben der Städte. Als solche müßten sie vom Reiche besonders gefördert werden. Namentlich müßte der Finanzausgleich zwischen Reich und Ländern hierauf gebührend Rücksicht nehmen, mehr als dies bisher der Fall ist.

Goethe zu Eckermann am 23. Oktober 1828:

Wenn man denkt, die Einheit Deutschlands bestehe darin, daß das sehr große Reich eine einzige große Residenz habe und daß diese eine große Residenz, wie zum Wohle der Entwicklung einzelner großer Talente, so auch zum Wohle der großen Masse des Volkes gereiche, so ist man im Irrtum.

Einige Tatsachen

Von Ottmar Rutz in München

Die Propaganda für den Einheitsstaat arbeitet mit irreführenden Angaben, mit falschen Zahlen und Vergleichen über unvergleichbare Tatsachen. Sie scheut sich nicht, mit frei erfundenen Ziffern und Tatsachen die Leichtgläubigkeit breiter Massen gegenüber dem gedruckten Wort auszunützen.

„Eine eindrucksvolle Statistik, die die Nachteile der Vielstaaterei Deutschlands zeigt" behauptet u. a. Deutschland hätte „über 60 Minister", England „etwa 16 Minister". Zunächst hat nun der „Irische Freistaat" (Saorstat Eireann) einen besonderen Generalgouverneur und ein besonderes Ministerium mit einem Ministerpräsidenten, einem Vizepräsidenten, zugleich Justizminister, mit Finanzminister, Minister für Industrie und Handel, Minister für Unterricht, Auswärtiges und Verteidigung. Dieses Ministerium besteht somit allein aus 7 Personen, wozu noch der Generalgouverneur kommt, der etwa die Stellung eines Staatspräsidenten hat, also 8 Personen.

Nordirland, das enger als ein „Dominion" zum „Vereinigten Königreich Großbritannien und Schottland" gehört, hat einen Gouverneur, ferner ein Ministerium mit einem Premierminister, sowie Ministern für Finanzen, Inneres, Arbeit, Unterricht, Landwirtschaft nebst Handel, somit einschließlich des Gouverneurs 7 Personen. Großbritannien (d. h. England in Personal- und Real-Union mit Schottland) hat ein Kabinett in London und besondere Zentralbehörden in Schottland (Edingburgh). Zum Kabinett werden gerechnet 1. Premierminister, 2. Geheimsiegelbewahrer, 3. Lordpräsident des Geheimen Rates, 4. Großkanzler, 5. Schatzkanzler, 6. Staatssekretäre für Inneres, 7. für Auswärtiges, 8. für Kolonien, 9. Indien, 10. Krieg, 11. Schottland, 12. Luftfahrt, 13. Lord der Admiralität, 14. Präsident des Handelsamtes, 15. Minister für Gesundheitswesen, 16. Präsident des Erziehungsamtes, 17. Präsident für Landwirtschaft und Fischerei, 18. Arbeitsminister, 19. Generalstaatsanwalt, 20. Kommissär für Arbeiten, 21. Kanzler des Herzogtums Lancaster. Zu diesen 21 Personen kommen noch die Minister außerhalb des Kabinetts, nämlich der Minister für Pensionen, der Generalpostmeister, der Verkehrsminister, der Soliciter-General und der Zivillord der Admiralität, sowie der Generalzahlmeister. Das sind nochmals 6 Personen. Hienach hat England d. h. das Britische Reich in Europa folgende Minister nebst Gouverneuren:

1. Irischer Freistaat	8
2. Nordirland	7
3. Großbritannien mit Schottland	27
Gesamtsumme	42

Großbritannien mit Nordirland hat einschließlich des Irischen Freistaats 311900 qkm mit 48175000 Einwohnern. Demgegenüber hat das heutige Deutsche Reich (ohne Saargebiet und Danzig) 468716 qkm und 62349000 Einwohner. Die von der Einheitsstaatspropaganda angegebene Ziffer der Minister im Deutschen Reich mit 60 steht also durchaus im Verhältnis zu Bevölkerung und Ausdehnung. Dabei ist noch gar nicht berücksichtigt, daß die Zentralbehörden in Schottland, nämlich Landwirtschaftsamt, Schottisches Erziehungswesen, Fischereiamt, Gesundheitsamt, General Board of Control, Leiter an der Spitze haben, die die Stellung von Ministern haben. Zu den 42 Ministern Englands kommen also eigentlich noch 5 schottische dazu.

Die Einheitsstaatspropaganda behauptet, Deutschland habe etwa 2500 Abgeordnete, England etwa 950 Ober- und Unterhausmitglieder. In Wirklichkeit hat das Oberhaus

42 Mitglieder, das Unterhaus 615, das ergibt die Gesamtsumme von 1257 Mitgliedern. azu kommt das Parlament von Nordirland mit 26 Senatsmitgliedern und 52 Abgeord-ten, zusammen also 78. Der „Irische Freistaat" hat ein Parlament wie Nordirland it einem Senat von 60 Mitgliedern und einem Abgeordnetenhaus von 153 Mitgliedern, sammen 193 Personen. Somit:

Ober- und Unterhaus	1257
Nordirland . . .	78
Irischer Freistaat .	193
zusammen	1528

Vergleicht man auch hier die Bevölkerungszahl und Größe mit der Deutschlands, ist ohne weiteres die Verhältnismäßigkeit der beiden Zahlen 1528 und 2500 gegeben. Das Ergötzlichste an der ganzen Sache ist, daß gerade auch das Britische Reich in Europa gar bezüglich Nordirlands, das nur rund 1,3 Millionen Einwohner hat, auf dem Prinzip r Selbstverwaltung aufgebaut ist. Zu den Ministerien von Großbritannien, von Nord-and und dem Irischen Freistaat kommen aber noch, wenn man das Britische Weltreich trachtet, die Ministerien und gesetzgebenden Versammlungen mit und ohne besondere taatsräte von Indien, des Australischen Bundes, von Kanada, des Südafrikanischen undes und anderer Dominions.

Die Einheitsstaatspropaganda behauptet, die preußische Rheinprovinz habe nur zwei Oberlandesgerichte, Bayern dagegen fünf. Diese Angaben sind durchaus irreführend, eil sie die Verhältnisse anderer preußischen Provinzen unerwähnt lassen. Die Rhein-rovinz ist abnorm bevölkert mit rd. 7,3 Millionen (bei nur rd. 24500 qkm). Sie t die zwei Oberlandesgerichte Köln und Düsseldorf. Dem gegenüber hat die Provinz osen-Westpreußen nur rd. 330000 Einwohner und trotzdem ein eigenes Oberlandesgericht Marienwerder. Überhaupt wird bei derartigen Vergleichen vollkommen übersehen, ß eben Oberlandesgerichte, wie sonstige Behörden, für einen kleinen Bezirk mit weniger rsonal besetzt werden. Es ist selbstverständlich, daß das Oberlandesgericht Marien-rder nicht jene Besetzung hat wie das Oberlandesgericht Köln, und ebenso selbstverständ-) ist, daß das Oberlandesgericht Zweibrücken für die Pfalz (rd. 940000 Einwohner) eine einere Besetzung hat als das Oberlandesgericht Köln. Je größer ein Gerichtsbezirk oder Behördenbezirk überhaupt ist, je mehr Arbeit infolgedessen anfällt und Aufgaben zu edigen sind, um so mehr Richter und sonstige Beamte sind notwendig. Die Bildung ißerer Gerichtsbezirke bedeutet also Vermehrung der Beamtenzahl.

Die Einheitsstaatspropaganda behauptet, daß die preußische Rheinprovinz nur einen berpräsidenten und 7 Regierungspräsidenten habe, während das gleich große Bayern Regierungspräsidenten zu seinen 8 Ministerien besitze. Hier wird wiederum Unvergleich-es miteinander verglichen. Preußen hat 4 Instanzen in der inneren Verwaltung: Minister, 2. Oberpräsident der Provinz, 3. Regierungspräsident für den Kreis, 4. Land-. Bayern hat dagegen nur 3 Instanzen: 1. Minister, 2. Regierungspräsident, 3. Be-samtvorstand. Für die Rheinprovinz wird ein Teil der Aufgaben durch das zuständige nisterium außerhalb der Rheinprovinz erledigt. Die übrigen Aufgaben verteilen sich die 3 Instanzen, die in der Provinz selbst sind. Hat Bayern somit schon eine Instanz niger, so ist zu bedenken, daß in Bayern die Landesangelegenheiten durch die letzte stanz (Ministerium) innerhalb des Landes erledigt werden. Der Instanzenzug ist in yern also einfacher und entspricht dem Grundsatz der Selbstverwaltung.

Der Einheitsstaat ist gerade im Hinblick auf die Erfahrungen im Britischen Weltreich rlebt. Wenn er durch irgendwelche Zufallsereignisse in Deutschland kommen würde, würden nach seiner Einführung um so heftiger die Kämpfe mit dem Ziel seiner Be-eitigung einsetzen.

Die Fragen des Beamtentums

Von Gustav Otto Müller in München

Der Gegensatz zwischen Unitarismus und Föderalismus hat für die Entwicklungsmöglichkeiten des deutschen Verfassungsrechts um so größere Bedeutung als die deutsche Reichsverfassung kein ausgegorenes Produkt nach dieser oder jener Richtung darstellt. Das Deutsche Reich ist heute zwar kein Bundesstaat mehr, aber auch kein Einheitsstaat. Die Reichsverfassung hat einer Entwicklung zum Einheitsstaate Möglichkeiten geschaffen, auf der anderen Seite aber wieder Riegel vorgeschoben. So tritt sie z. B. der Umbildung zum Einheitsstaate auf dem Umweg einer finanziellen Trockenlegung der Länder in Art. 8 bestimmt entgegen. Sie hat ferner die Ausübung der Staatsgewalt zwischen Reich und Ländern geteilt. Nach Art. 5 der Reichsverfassung wird die Staatsgewalt in Reichsangelegenheiten durch die Organe des Reichs, in Landesangelegenheiten durch die Organe der Länder auf Grund der Landesverfassungen ausgeübt. Reichsorganismus und Landesorganismen bestehen mit selbständigen Verfassungen nebeneinander. Während von den Hauptorganen des Reichs der Reichstag dem unitarischen Gedanken entspricht, ist der Reichsrat ein föderalistisches Gebilde. Auch darin, daß die Reichsverfassung dem Reiche für bestimmte Gebiete nicht die volle Gesetzgebungsgewalt einräumt, sondern nur die Befugnis, Grundsätze im Wege der Gesetzgebung aufzustellen, ist eine verfassungsmäßige Schranke gegen die Entwicklung zum Einheitsstaate zu erblicken. So kann man jenen Unitaristen, die sich über mangelndes Verständnis des Geistes der Reichsverfassung, ja sogar über Mangel an Verfassungstreue bei den Föderalisten beklagen, entgegenhalten, daß die heutige Reichsverfassung den Einheitsstaat weder kennt noch will, daß nach ihr Einheit des Reiches und Einheitsstaat nicht gleichbedeutend sind und daß Verfassungstreue mit dem Drängen zum Einheitsstaate ebenso wenig wie mit separatistischen oder partikularistischen Bestrebungen im Einklange steht.

Zu jenen Normen der Reichsverfassung, die den Komplex der Grundgesetzgebung des Reiches bilden, gehören die Bestimmungen auf dem Gebiete des Beamtenrechts. In folgerichtiger Anpassung an die innere Konstruktion der Reichsverfassung ist in deren Art. 10 Ziff. 3 dem Reiche die Befugnis vorbehalten, im Wege der Reichsgesetzgebung Grundsätze für das Recht der Beamten aller Körperschaften aufzustellen. Zugleich hat die Reichsverfassung in Art. 128 Abs. 3 den Reichsgesetzgeber verpflichtet, die Grundlagen des Beamtenverhältnisses für alle öffentlichen Beamten, also des Reichs, der Länder und aller anderen öffentlichen Körperschaften zu regeln. In Art. 129—131 hat die Reichsverfassung selbst Grundsätze über die Grundrechte der Beamten formuliert, die allerdings gegenüber den früheren Beamtengesetzen des Reichs und der Länder nichts wesentlich Neues brachten. Ihre Bedeutung liegt darin, daß sie nur durch ein verfassungsänderndes nicht durch ein einfaches Reichsgesetz oder durch Landesgesetze geändert werden können.

Weder über die Besoldung der Beamten noch über den Aufbau der Beamtengruppen enthält die Reichsverfassung eine Bestimmung. Die Besoldung der Beamten und die Einteilung der Beamten in Besoldungsgruppen sind kein geeignetes Feld für eine Gesetzgebung des Reichs, auch nicht für eine Grundsatzgesetzgebung. Die Beamtenapparate der Länder, die Funktionen der vielartigen Beamtenkategorien, die Vorbedingungen für die Erlangung der nach ihren Wirkungskreisen mannigfaltigsten Ämter usw. sind in den einzelnen Ländern und Verwaltungszweigen derart verschieden, daß die Durchführung eines Schemas bedenkliche Verwirrung anrichten würde. Wenn die Länder sich seinerzeit entschlossen, die Bemessung der Gehälter und die Einreihung der Beamten nur in eine bestimmte Zahl von Beamtengruppen in Angleichung an den Besoldungsaufbau der Reichsbeamten vorzunehmen, so geschah dies lediglich, weil aus allzu großen Verschiedenheiten zwischen den Beamtenapparaten von Reich und Ländern Unzuträglichkeiten befürchtet wurden. In solchen Umständen liegt eine Versuchung für das Reich, unter der Formel „Aufstellung

von Grundsätzen" auf dem Gebiete des Beamtenrechts möglichst viel zu regeln. Da zudem besonders die Zahl der unteren und mittleren Beamten sehr erheblich ist und das Verständnis dafür, daß im Beamtenrecht der öffentlich-rechtliche Charakter maßgebend sein sollte, in weiten Kreisen geschwunden ist, so sind gewisse Gefahren, die dem Beamtentum und dem Staate drohen, zweifellos unmittelbar geworden.

Solche Gefahren liegen in Bestrebungen, die wirtschaftliche und politische Unabhängigkeit der Beamten zu beseitigen, bisher zum Wirkungskreise der Beamtenschaft gehörige Verwaltungseinrichtungen und Aufgaben auf Interessenverbände zu übertragen, die Beamtenschaft zu gewerkschaftlichen Verbänden zusammenzuschließen und sie zu politisieren, dies entgegen dem sehr richtigen Grundsatze: „Die Beamten sind Diener der Gesamtheit, nicht einer Partei" (Art. 130 Abs. 1 der Reichsverfassung). Wenn die Beamtenschaft in Abhängigkeit dadurch gebracht werden soll, daß insbesondere leitende Beamte, sogar auch Richter, durch Wahlen und auf bemessene Zeiträume bestellt und ganze Beamtengruppen in privatrechtliche Vertragsverhältnisse überführt werden sollen, so ist in solcher Verminderung der Sicherheit der beamtenrechtlichen Stellung eine ernste staatspolitische Gefahr beschlossen. Die Abhängigkeit von politischen oder wirtschaftlichen Machtfaktoren entzieht dem Beamten die Voraussetzung, deren er bedarf, um ausschließlich dem Gemeinwohle zu dienen. Gleiches gilt für die Überführung berufsbeamtlicher Aufgaben in die wirtschaftliche Selbstverwaltung. Hier mag die Frage unerörtert bleiben, wo die Grenzen der Aufgaben des Staates und jener wirtschaftlicher Selbstverwaltung richtig gezogen sind und ob es nicht möglich oder zweckmäßig wäre, manche staatliche Aufgaben der wirtschaftlichen Selbstverwaltung zu überlassen, jedenfalls könnte für ein der letzteren angegliedertes Beamtentum nur mehr die Rücksicht auf den wirtschaftlichen Verband maßgebend sein. Die Belange des Staates und der Allgemeinheit würden zurückgedrängt werden. Daß eine parteipolitische Zersetzung des Beamtentums ernste Nachteile für die Allgemeinheit und für die Beamten hätte, bedarf keiner Ausführung.

Der Ernst dieser Gefahren für Staat und Beamtentum dürfte es rechtfertigen, zu untersuchen, welche Einflüsse auf den Staat als Behördenorganismus und auf den Beamtenapparat von einer Entwicklung des Reichsverfassungsrechts in unitarischer oder föderalistischer Linie zu erwarten wären. Für jede Art einer Vergesellschaftung, also auch für das Gesellschaftsgebilde des Staates gibt es zwei Möglichkeiten der sie bestimmenden Idee:

a) Die der Vereinigung der Gesellschaftsgebildeteile zu einem Zweckverbande unter Fortbestand der Individualität der Teile — individualistische Idee.

b) Die des Zusammenschlusses zu einer organischen Gemeinschaft — organische Idee.

Nach der ersten Alternative ist das Gesellschaftsgebilde des Staates eine Vereinigung der Teilnehmer zu einem Zweck- und Nützlichkeitsverbande, der Staat selbst die Summe seiner atomistischen Bestandteile, ein auf Übereinkunft der Individuen beruhendes Gebilde, die Organisation, kein eigenes organisches Geschöpf, kein Organismus. Die Staatsglieder machen den Staat aus und tragen ihn durch ihren organisierten, aber anorganischen Zusammenschluß. Der Staat ist ihnen Mittel zum Zweck, untergeordnet, ihr Werkzeug, ihr Organ, ihr Untertan. Staatszweck und Staatsdienst werden bestimmt durch die Rücksicht auf die Teilnehmer an der staatlichen Gesellschaft. Der Staat ist Objekt, sein Bürger Objekt. Ist der Staat nur für den Nutzen der einzelnen da, sein Zweck nur, das möglichst reibungslose Zusammenleben der Gesellschafter sicherzustellen und dafür zu sorgen, daß die individuelle Sphäre der einzelnen möglichst ungestört bleibt und ja keiner dem anderen ungleich sei, so folgt für das Verhältnis des Staates zu seinen Bürgern Betonung des Begriffs des Individuums im Sinne einer Atomisierung und Summierung oder Dissierung, der Gleichstellung und Gleichbewertung aller. Die Quantität, das Mehrheitsprinzip entscheidet, nicht die Qualität. Tüchtigkeit und Genie anzuerkennen, wäre systemwidrig, jeder hat so viel zu gelten wie der andere. Es gibt keine Führung, nur Zentralisierung. Nach der zweiten Alternative ist der Staat eine organische Volksgemeinschafts- und

Volkstums-Persönlichkeit, ein korporativer, überindividualistischer Gemeinschafts- und Eigenorganismus. Die Staatsbürger sind seine organischen Glieder, deren er sich als Eigenpersönlichkeit bedient, seine Untertanen, ihm untergeordnet. Der Staat ist Subjekt, der Bürger Objekt. Der Staat besitzt organische, eigenlebige Wesenheit. Gemeinschaftsleben, Nutzung der Glieder für das Ganze, nicht Nutzung des Ganzen für die Glieder sind entscheidend. Hier herrscht das Qualitätsprinzip, die Differenzierung der Qualitäten, und Gleichheit ist systemwidrig. Hier gilt Führung. Staatszweck und Staatsdienst werden bestimmt durch die Rücksicht auf den Organismus Staat.

Noch bedeutungsvoller als für ein Staatsgebilde sind diese Unterschiede für ein Volk. Volk ist keine Vereinigung zu einem Zweckverbande. Volk ist ein gewachsener, beseelter Eigenorganismus. Nicht Grenzen, nicht Wirtschaft, nicht Zivilisation, nicht Gleichheit der innen- oder außenpolitischen Verhältnisse, nicht Übereinstimmung des dogmatisch-religiösen Bekenntnisses, nicht Rasse, vielleicht nicht einmal Einheitlichkeit der Sprache machen ein Volk aus, sondern die Gemeinschaft der seelischen und geistigen Verfassung, die sich äußert im Triebhaften, in der Kultur, in der Einstellung zum Sittlichen, zur Wissenschaft und Kunst, im Gefühlsleben, Charakter und Temperament. Der gemeinschaftliche Typ der Geistes- und Seelennot macht das Volkstum aus. Aus dem Wesen der organischen Einheit des Volkes folgt die Forderung einer Übereinstimmung von Volk und Staat und die Kraft der Idee der Selbstbestimmung der Völker. Die Biologie der Völker lehrt, daß ein Volks- oder Staatsorganismus aus selbst wieder organischen Gliedern heraus- und zusammengewachsen sein kann. Die organische Natur des Gesamtorganismus und seine gliedhaften Teilorganismen bedingt, daß alles, was aus der organischen Idee sich ableitet, nicht nur für den Gesamtorganismus, sondern auch für seine organischen Teilorganismen gilt. Hierauf beruhen Wesen und Begriff des Föderalismus. Er ist der schärfste Gegensatz zum Partikularismus, der geradezu das Gegenteil der organischen Idee, die Zerstörung des Volks- und Staatsorganismus darstellt.

Wenn nicht parteipolitische Brillen den Blick trübten, könnte keine Meinungsverschiedenheit darüber entstehen, welche der beiden Ideen für das Gemeinwohl besser und dem Wesen des Volkes als eines beseelten Eigenorganismus angemessener ist. Es wäre nur folgerichtig, den Weg der Individualisierung zu meiden und den durch die organische Idee zur organischen Gliederung gewiesenen einzuschlagen. Das bedeutet für den deutschen Volksorganismus den Weg des Reichs-Föderalismus.

Die Beamtenschaft, sowohl vom Standpunkt der Volksgemeinschaft, als auch von der der Beamten aus gesehen, gibt eine Probe auf das Exempel ab. Der Beamte ist ein Organ der staatlichen Volksgemeinschaft. Das Beamtenverhältnis ist kein bloßes Arbeitsverhältnis, es gestattet kein Wuchern mit der Arbeitskraft. Der kategorische Imperativ der Pflicht macht das Wesen des Beamtentums aus. Dazu ist innere Verbundenheit mit der Gemeinschaft, der zu dienen der Beamte berufen ist, Voraussetzung. Verwurzelung mit der Gemeinschaft, nicht individuelles Gegenüberstehen schafft die Grundbedingung für restlose Hingabe an die Gemeinschaft. Nur eine Einstellung, die auf geistig-sittlicher Weltordnung sich gründet, kann unbegrenztes Staatsinhalts-, Staatserhaltungs- und Staatsaufbau-Wollen hervorbringen. Zu den Grundlagen und Quellen solcher, für die Lebenskräfte eines Volksorganismus unentbehrlichen Ideologie gehört da, wo der Organismus des Volkes aus Teilorganismen besteht, der Föderalismus. Denn gerade er bindet durch die Liebe zur Heimat, die enge Verbundenheit mit dem Heimatland und dem Stamm-Teilorganismus zur großen Gemeinschaft des Volkes.

Auch gegen die Gefahren, die dem Beamtentum und damit der Staatsgemeinschaft aus einer Umgestaltung des Beamtentums nach Begriff und rechtlicher Stellung drohen, ist in der organischen Idee der Staatsgemeinschaft und bei der Beschaffenheit des deutschen Staatsorganismus im Föderalismus ein schützender Damm zu erblicken. Dies liegt nicht

n der Oberfläche. Wenn aber der Inhalt des Föderalismus im Rahmen der organischen dee liegt und organische Aufbaukraft ist, dann sind die Folgerungen daraus ein Schutz- ittel gegen die zersetzenden Elemente der individualistischen Idee. Er steht im inneren egensatz zur anorganischen, mechanistischen, materialistischen, in der Zentralisierung ihre rönung findenden Denkweise über den Staatsorganismus.

Ist die organische Staatsidee richtig und soll das mit ihr verankerte föderalistische System Anspruch auf praktischen Wert erheben können, dann müssen sie auch tatsächlich hinsicht- ch der Wirksamkeit des Beamtentums zu besseren Ergebnissen führen als die Folgerungen us der individualistischen Staatsidee und dem zentralistischen System.

Solche Ergebnisse lassen sich in der Tat anführen.

Die Volksteile, die in einzelnen Teilorganismen vereinigt sind, können trotz Einheit s Willens zur Groß-Gemeinschaft und trotz mancher anderen Übereinstimmung doch esentliche Unterschiede aufweisen. Ein Beispiel ist der Staatsorganismus der Schweiz, o Stämme grundverschiedener Art und Sprache in kantonaler Verfassung zu einem rganismus vereinigt sind. Im deutschen Volksorganismus sind Verschiedenheiten in nem Maß vorhanden, daß in ihrer Mannigfaltigkeit, wie die Herausbildung mehrfacher ulturzentren beweist, ein Reichtum des deutschen Volkes besteht, Verschiedenheiten nach itten, Gewohnheiten und Gebräuchen, Sprache, Siedlungsweise, Bekenntnis, Wirt- aftsformen, Produktions- und Absatzverhältnissen, Abstammung, geschichtlicher Ent- icklung, Raumverhältnissen, geographischen Bedingungen, körperlichen und geistigen eschaffenheiten, Charaktereigenschaften, Temperament usw., oft bis zum Grade der remdartigkeit. Danach gestalten sich auch die Belange, Auffassungen und insbesondere e Bedürfnisse verschieden. Für den, der Staats- und nicht Tendenzpolitik treibt, ist es lbstverständlich, daß den Interessen der Gemeinschaft sowohl des Gesamtorganismus s auch seiner Teilorganismen mit einem Beamtenapparate, der mit diesen örtlichen, ndschaftlichen, teilorganischen Verschiedenheiten, weil aus deren Sphäre gliedhaft heraus- wachsen, vertraut ist, weit mehr gedient wird als mit einem Beamtenapparate, der den erhältnissen fremd und mit ungenügendem Verständnis gegenübersteht. Gleichgültig- t, Gleichmacherei, hohler Bureaukratismus, blutloser Akten- und Formelkult, verfehlte aßnahmen der Beamten, Mangel an Vertrauen, Mißverständnisse, Reibungen und pannungen im Gegenseitigkeitsverhältnis zwischen Beamtenschaft und Bevölkerung, ißtrauen, Verdrossenheit, Widersetzlichkeit der Bevölkerung sind die Folgen der Ent- mdung und Überfremdung. Der Beamtenapparat wird zur Maschine, unpersönlich nd als notwendiges Übel, schließlich als feindseliges Element betrachtet. Die Bestim- ung in Art. 16 der Reichsverfassung „die mit der unmittelbaren Reichsverwaltung in en Ländern betrauten Beamten sollen in der Regel Landesangehörige sein" ist richtig edacht. Schade ist nur, daß ihr Vollzug ganz in das Ermessen der zuständigen Dienst- ellen gestellt ist, und jede Garantie ihrer Befolgung fehlt.

Initiative gedeiht nur, wo sie sich entfalten kann. Grundfalsch wäre es, in den Beamten r Vollzugsorgane zu sehen, die an schöpferischer Arbeit nicht beteiligt sein sollen. Das öderalistische System schafft der Initiative freie Luft und läßt Schaffensfreude zu Schaffenskraft werden. Verantwortungsfreudigkeit und Entschlußkraft reichen ihr die Hand.

Initiative, Schaffenskraft und Verantwortungsfreudigkeit erzeugen Wettbewerb. nitarismus und Zentralisierung drängen dazu, alles über einen Kamm zu scheren, er- laffen und veröden. Föderalismus belebt und sorgt für gegenseitige Anspannung der äfte. Ohne Wettbewerb Stillstand und Versumpfung, kein Fortschritt. Wie soll ein Amter Neues und Besonderes zu wirken unternehmen, wenn er in der Erfüllung der uchstaben seiner Vorschriften am besten fährt?

Je weiter die Zentrale von ihren äußeren Ämtern entfernt ist und je umfangreicher das Gebiet ist, auf dem sie zu leiten hat, desto schwächer dringt der Pulsschlag des Lebens zu

ihr, desto mehr geht der Zusammenhang zwischen Verwaltung und Volk verloren, desto unübersichtlicher, unpersönlicher und schematischer wird die Verwaltung, desto schwächer die Staatsgesinnung der Bevölkerung. Regiererei, Gesetzesmacherei, Nivellierung, der grüne Tisch, alle jene Erscheinungen einer lebensfernen Bureaukratie treten auf. Je mehr Gesetze und Anordnungen, desto mehr verlieren sie sich in Kasuistik, desto mehr werfen sie ein verstrickendes Netz über das praktische Leben, verspinnen gesunde Entwicklung, desto schwerer wird ihre Durchführung, u. U. bis zu dem Grade, daß die Durchführung scheitert. Die Achtung vor Gesetz und Staatsautorität sinkt, die Zentralleitung erstickt in Kleinkram.

Auch die zweckmäßigste Zentralisierung bedingt, daß Mißgriffe in der Wahl der Leiter sich ohne Hemmung und Ausgleich geltend machen. Je stärker und ausgedehnter er ist, desto höher sind die Anforderungen an die verantwortliche Leitung, desto schwerer fällt die Bereitstellung geeigneter Kräfte für die Leitung. Je weniger aber die Leitung ihren Aufgaben gewachsen ist, desto verhängnisvoller werden ihre Fehler für die Gesamtheit. Keine Zentrale kann des ausgleichenden, hemmenden und schützenden Filters entbehren. Er ist im föderalistischen Systeme von selbst gegeben.

Die Konzentration der Funktionen hat viel Bestechendes. Zieht man aber den Schleier rationeller Theorie von der Wirklichkeit weg, dann enthüllt sich ein anderes Bild. Keine Zentralstelle kann ohne äußere Behörden arbeiten. Je größer die Entfernung zwischen beiden, desto mehr ist ein weitausholendes System der vermittelnden, vollziehenden und kontrollierenden Stellen bedingt. Das System der Zentralisierung führt zur Aufblähung des Beamtenapparats, zum Nachteil der Gesamtheit und der Beamten. Jede Zentralstelle trägt die Verantwortung für die Erfüllung ihrer Aufgaben. Nur zu leicht neigt sie zu umständlicher Gründlichkeit, zur Schaffung neuer Aufgaben und Hilfsaufgaben. Nicht die Beschränkung, sondern die Ausdehnung ist ihr regelmäßig eigen. „Lieber zu viel als zu wenig Personal" ist die stille Parole. Knappheit wird als lästig empfunden. Je größer der Aufgabenkreis, desto schwerer der Überblick über eine haushälterische Ausnutzung der Kräfte. Aus alledem ergibt sich ein übermäßiger Beamtenapparat. Das kostet Geld. Mit der Mehrung der Beamten steigt der Aufwand und sinkt die Möglichkeit ausreichender Besoldung. Es ist eine bedenkliche Tatsache, daß die Beamtengehälter heute weit unter ihrer Linie vor dem Kriege liegen. Nur Verminderung der Beamten kann Abhilfe schaffen. Zunehmende Zentralisierung aber vermehrt das Übel. Nur auf dem Wege des föderalistischen Systems ist Abbau möglich. Ausreichende Beamtenbesoldung und Beamtenzahl sollen sich die Wage halten.

Man möchte wünschen, es sei zu schwarz gesehen, wenn die Befürchtung laut wird, daß die Gewinnung geeigneten Nachwuchses an tüchtigen Kräften für die Beamtenlaufbahn aus Gründen schwieriger geworden ist, die mit dem Zuge nach Unitarisierung und Zentralisierung im Zusammenhange stehen, wie Rückgang der Aussichten, in entsprechende Stellen zu gelangen, Unsicherheit des Verbleibs im Heimatland, Einschränkung der Initiative, Nivellierung und vor allem unzureichende Besoldung. Sicher ist, daß die unzureichende Besoldung in dem Grade den Zugang zur Beamtenlaufbahn hemmt, in dem sie hinter der Möglichkeit, die Kosten einer angemessenen Lebenshaltung zu bestreiten, zurückbleibt. Insbesondere wird die Lust, die Laufbahn des höheren Beamten zu betreten, dadurch mehr und mehr erstickt, daß die Besoldung der höheren Beamten selbst innerhalb des ohnedies unzulänglichen Besoldungsrahmens der Beamtenschaft immer mehr zurückgeschraubt wird. Während die Wirtschaft, namentlich die Industrie, aber auch die Bank- und Handelswelt, die Werte hervorragender Kräfte auch in der Gehaltsbemessung, bei der Versorgung für den Fall der Dienstunfähigkeit und für den Ruhestand usw. anerkennt kommt in der staatlichen Besoldung mehr und mehr geradezu eine Geringschätzung hochwertiger Arbeit zum Ausdruck. Der sichtbare Rückgang des Nachwuchses bester Kräfte bestätigt die Berechtigung der Sorge, daß bei fortschreitender Zentralisierung der staatliche Beamtenapparat zum Sammelbecken der Minderwertigen wird.

Hamburg und der heutige Föderalismus

Von Wilhelm A. Burchard in Hamburg

Groß-Hamburg heißt ein lehrreicher Abschnitt in den Erörterungen über den heutigen deutschen Föderalismus. Das wichtigste deutsche Hafenunternehmen wird durch innerdeutsche Grenzen so verstümmelt, daß die vorhandenen Vorbedingungen für eine fast vollkommene Anordnung dieses einzigartigen Arbeits- und Wohngebietes nur ungenügend ausgenutzt werden können, und sogar der Wettbewerb gegen die ausländischen Plätze erschwert wird; weder das Bewußtsein der Verantwortung für die Ordnung einer Millionensiedlung noch die Rücksicht auf die allgemeinen deutschen Wirtschaftsbelange haben bisher zur Einigung der Länder geführt, und das Reich steht diesem innerdeutschen Gegeneinanderarbeiten, der dabei unvermeidbaren Verschwendung öffentlicher und privater Kräfte und Mittel machtlos gegenüber. Den Hamburgern mußte sich der Blick für die Folgen schärfen, die sich aus den Nachteilen der heutigen Reichsgliederung ergeben. Soll Hamburg durch Aufgehen in Preußen die Grenzen beseitigen? Irgendeine amtliche hamburgische Einstellung zu dieser Frage und zu der zukünftigen Gestaltung der Verfassung Deutschlands liegt nicht vor; aber man kann von einer geschlossenen öffentlichen Meinung reden, die ein Aufgehen in Preußen ablehnt. Hamburg hat auch unter der heutigen Verfassung, was es stets als wesentlich ansah, seinen besonderen Arbeits- und Aufgabenkreis unter eigener Fürsorge und Verantwortung und dabei die kurze Leitung zum Reiche. In beidem würde es sich verschlechtern. Besonders träte, wie für Berlin, für Leipzig und München, so auch für Hamburg zwischen es selbst und das Reich noch ein Einzellandtag. Hamburg würde sich weiter vom Reiche entfernen, nicht mehr Reichshafen, sondern preußischer Hafen unter Oberleitung von Berliner Stellen sein. Das Reich würde durch solchen Anschluß nichts gewinnen, ebensowenig wie durch den Anschluß anderer Länder an Preußen. Im Gegenteil, durch die Vergrößerung von drei Vierteln Deutschlands in einem innerhalb des Reiches wieder staatlich für sich geschlossenen Körper nördlich des Mains würde die Lage nur schlechter. Vielmehr muß für die Stärkung des Reiches als maßgebender deutscher Einheit über die einzelnen deutschen Stämmen und Ländern ein Weg gefunden werden. Das Bewußtsein von solcher Bedeutung des Reiches war in Hamburg von jeher lebendig. Dazu leitete schon die Grenzlage des Hamburgischen Staates, die stete Berührung seiner Bewohner mit dem nahen und fernen Auslande.

War die Lage unter der alten Verfassung besser? Ein Hamburger kann diese frühere, in den Jahren 1866/71 geschaffene bundesstaatliche Verfassung als Kunstwerk ansehen. Die Bundesgenossen wurden nicht nach dem Maße des Eingebrachten an Fläche oder Zahl bewertet. Etwa wie Brüder und Vettern aus ganz verschiedenen Lebenskreisen einen Familienverband bilden, so schlossen sich die deutschen Staaten grundsätzlich gleichberechtigt zu ihrem Bundesstaat zusammen. Sie alle konnten frei atmen und wachsen mühelos ein gewaltiges Reich, das für sie ein ungeheurer Gewinn war. Man konnte für die Gestaltung des Bundesstaates nicht nach der Einfachheit zwischen bestimmten Vorlagen wählen, wie bei Schaffung eines Handelsunternehmens zwischen G.m.b.H. und Aktiengesellschaft. Entscheidend für den Erfolg der Gestaltung war, daß der Riese im Vergleich zu den anderen, Preußen, als Vollstrecker der gemeinsamen Aufgaben neben besonderen Rechten zugehörige besondere Pflichten erhielt, und damit das Reich sein Rückgrat. Das war der alte Föderalismus.

Die frühere Verfassung war aber auf der preußischen Monarchie aufgebaut; ihre deutsche Grundlage fiel, als die Fürsten fielen. Zwar bewertete die neue Verfassung

noch die Lebensfülle der alten Bundesgenossen, jetzt Länder, als Lebensquelle des Reiches die Länder blieben noch Träger des Reiches, das Reich die Wölbung über ihnen, – doch Preußen war nicht mehr Hauptpfeilerwerk wie früher. Die persönliche Mitverantwortung preußischer Stellen für die Regierung des Reiches blieb nicht erhalten; das ist, wie Preußens Gegensatz zu seinen Nachbarn und dem Reich jetzt erweist, für das Reich sehr abträglich und in der Verfassung anderweitig nicht wettgemacht; aber es lassen sich bei der jetzigen Reichsgestalt durch staatlich geschlossene drei Fünftel der Reichsdeutschen die anderen nicht dauernd regieren. Andererseits erhielt das Reich ein Mehr an Eigenen gegen die frühere Zeit; ich nenne Reichswehr und Reichsbahn als selbstverständlich geboten, trotzdem ein Land wie Preußen wichtige Organe verlor. Gefährlich schwächten dann die neuen Reichssteuergesetze alle Länder, also organische Träger, die dem Reiche als notwendig verblieben waren. Das Reich ein geschwächtes Haupt für die Länder, die Länder geschwächte Stützen des Reiches: das eben wurde der heutige Föderalismus.

Wie soll aus diesem Zustande, den ein Hamburger nur als Übergang ansehen kann, ein neues Kunstwerk erstehen? Die Aufgabe ist, angepaßt an die veränderten Zeiten, das Reich und Preußen wieder zusammenzubringen. Sie wird nicht dadurch gelöst, daß man neben den Verwaltungsaufbau der Länder, also auch Preußens, einen eigenen des Reiches setzt. Unser Lebensraum wäre für dieses Gewirr und Nebeneinander auch zu beschränkt. Ebensowenig kann ein Hamburger eine Zerstörung des inneren Aufbaus der Länder zwecks Neubau eines eigenen Verwaltungsaufbaus des Reiches befürworten. Die Länder sind ein, zwar gegen die Zeit der Reichsgründung veränderter, aber doch noch gesunder organischer Unterbau des Reiches, fest gegründet in ihrer Geschichte und Überlieferung als Träger deutscher Kultur, Sitte, Verwaltungsgrundsätze und Arbeitsaufgaben. Das ist das Reich noch nicht und kann es sobald nicht werden. Es bleibt also nur der Weg, den Verwaltungsaufbau der Länder zur unmittelbaren Verwaltung des Reiches zu überführen, vor allem den von Preußen. Das wäre die folgerichtige Weiterentwicklung der alten Verfassung zu einer neuen Einheit von Preußen und Reich. Diese Einheit kann, seitdem unter der neuen Verfassung die Reichsregierung selbständig erstarkt ist, nur geschaffen werden, indem die Reichsregierung zugleich die Spitze von Preußens Verwaltung wird. Damit läßt sich ein eigener Landtag für Preußen augenscheinlich nicht mehr erhalten. Ohne einen solchen wird Preußen nicht „Reichsland" (der Name wäre irreführend), sondern selbst „Reich". Die Forderung nach Umbau und Einbau der anderen Länder ist selbstverständliche Folge. Dazu zwei Einzelheiten aus dem Schulbeispiel Groß-Hamburg: Die heutige Stellung Hamburgs zum Reich kann als Muster für die spätere Anordnung auch hinsichtlich anderer Großstädte dienen. Und wenn Preußen Reich wäre und Hamburg als Reichshafen Reich, so könnte das Reich an der Niederelbe unter seinem Dache eine zeitgemäße Verwaltungs- und Wirtschaftseinheit entwickeln, als Mitträger einer neuen Art Föderalismus.

Das Reich wurde nach schweren Wehen auf den Schlachtfeldern von 1866, 70 und 71 geboren. Jahrzehnte geistigen Ringens waren vorangegangen. Kaum wagt man zu hoffen, daß unsere Zeit des Abstimmens zu einer so einheitlichen Auffassung über die Kern- und Einzelfragen des Reichsumbaus kommt, daß auf diesem Wege etwas Ganzes und Großes erreicht wird. Allerdings läuft man gegen den jetzigen Föderalismus vielseitig Sturm, vor allem die Träger der Wirtschaft mit ihren Beschwerden. Auf die Wirtschaftlichkeit ist das Aburteil über die heutige Verfassung durchweg abgestellt. Die Wirtschaft sei dabei mit ihrer Stoßkraft willkommen; sie lasse uns aber nicht vergessen, daß der Umbau des Reiches höchstes politisches Ziel sein muß. Wie wir Hamburger, so werden auch die anderen Deutschen wegen der Schwäche des Reiches im heutigen Föderalismus besorgt sein. Unser Reich lebt politisch noch in der Leidensform. Doch wird eine Zeit stärkeren Handelns, Handelnmüssens, kommen. Dann ist eine Reichsform wie heute undenkbar

Gefährdete Außenpolitik

Von Erwein Freiherrn von Aretin in München

Für den Außenminister eines Staates hat das stehende Heer eine doppelte Bedeutung. Einmal redet er sich im Verkehr mit seinen Kollegen bedeutend leichter, wenn eine Anzahl schwer bewaffneter und marschbereiter Armeekorps seine Argumente unterstreicht, zum anderen sorgt das Heer durch seine Existenz dafür, daß Fehler in der Außenpolitik, wenn sie sich nicht gerade zu sehr häufen, nicht zur Gefährdung seines Staates führen. Denn die Ausnützung solcher Fehler durch den Gegner wird immerhin durch das Vorhandensein des Heeres erschwert, das die Erörterung jederzeit auf ein anderes Gebiet lenken kann.

Wir haben in Deutschland kein Heer mehr, das unsern Nachbarn gegenüber ernstlich in Betracht kommt. Wir sind etwa in der Lage eines Wanderers in den Tropen, dem das Chinin ausgegangen ist, mit dem er vorkommende Fieberanfälle bekämpfen konnte. Er wird genötigt sein, das Fieber sorgfältiger zu vermeiden. Auch wir sind gezwungen, der ruhigen und zielsicheren Führung unserer Außenpolitik wenn möglich größeren Wert beizulegen als je. Denn nur auf dem außenpolitischen Wege ist es möglich, unserem Volk wieder die Bahn zu einer gesunden Entwicklung freizumachen und ihm die Fesseln zu nehmen, die es gegenwärtig noch binden.

Außenpolitik treiben heißt sich ein festes Ziel vorsetzen, das mit Stetigkeit durch Jahre hindurch unverändert angestrebt wird. Es ist daher notwendig, daß jede Stelle des Reichs, die mit der Führung der deutschen Außenpolitik betraut ist, in möglichster Unabhängigkeit von allen parteipolitischen Kämpfen bleibt. Hierin liegt einer der größten Nachteile des parlamentarischen Systems, daß es leicht dazu verführt, der Innenpolitik den Vorrang zu geben. Wenn wir es trivial ausdrücken wollen, so können wir sagen, daß die Kollegen und mithin die Partner der Könige im Ausland lebten, der Verkehr mit ihnen also Außenpolitik war, während die Kollegen und Partner der im parlamentarischen Staat bestimmenden Parteiführer Volksgenossen sind, der Umgang mit ihnen also zur Innenpolitik führt. Frankreich und Sowjetrußland hatten, als sie von der monarchischen Staatsform zur Republik übergingen, den großen Vorteil, daß dies im Widerspruch zur ganzen übrigen Welt geschah und daß daher von vornherein der Blick ihrer Politiker über die Grenzen hinausgelenkt wurde. Die deutsche Republik, die beinahe auf Diktat der Gegner gegründet wurde, hatte diesen Vorteil nicht. Deshalb sind hier die Gefahren einer Beeinflussung der Außenpolitik durch die Innenpolitik besonders groß, zumal jeder der Nachbarn Deutschlands im Inland gewissermaßen überlieferungsmäßig befreundete Parteien besitzt. Man denke an Sowjetrußland und unsere Kommunisten.

Die zahlreichen Wechsel im Reichskabinett, die wir seit Inkrafttreten der Weimarer Verfassung erlebten, sind alle auf innerpolitische Ursachen und innerpolitische Rücksichten zurückzuführen. Diese enge Bindung zwischen Innenpolitik und Reichskabinett ist der Stetigkeit der Außenpolitik auch dann schädlich, wenn die Persönlichkeit des Reichsaußenministers dieselbe bleibt, da dieser mit einer Rechtskoalition natürlich nicht genau dieselbe Politik durchsetzen kann wie mit einer Linkskoalition, oder da, selbst wenn dieses Argument wegfällt, das Vertrauen des Auslands auf die Stetigkeit deutscher Politik jedenfalls durch die Gefahren nicht gewinnt, die bei der deutschen Neigung zur Bevorzugung der Innenpolitik jederzeit bestehen.

Wie sehr die Weimarer Verfassung den Reichstag mit innenpolitischer Arbeit und dadurch mit Konfliktmöglichkeiten belastet, zeigt eine Zusammenstellung über seine gesetzgeberische Tätigkeit. Die Reichsregierung beabsichtigt, das Reichsrecht zu kodifi-

zieren und bei dieser Gelegenheit die ungültig gewordenen Gesetze auszuscheiden. In einer Vorlage, die sie dem Parlament im Herbst 1926 machte, ist die Zahl der Reichsgesetze seit der Entstehung des Norddeutschen Bundes bis Ende 1925 auf die stattliche Höhe von 11140 Gesetzen angewachsen, von denen nicht weniger als 8228 als überflüssig verschwinden. 4350 Gesetze entfallen auf die Zeit von 1867 bis 1914. Der Krieg zeitigte 2287 Gesetze, die Nachkriegszeit 4503. Im Bismarckschen Reich wurden also, abgesehen von der Zeit des Weltkriegs, jährlich 92 Reichsgesetze erlassen. Unter der Herrschaft der Weimarer Verfassung ist die Durchschnittszahl der jährlichen Reichsgesetze auf 643 gestiegen. Daß von den 406 Gesetzen, die im Laufe des Jahres 1925 vom Reiche aus erlassen wurden, im Herbst 1926 bereits 112 als überflüssig galten, sei nur nebenbei bemerkt. Gewiß ist der Umsturz und die Notwendigkeit der Schaffung neuer Verhältnisse eine Erklärung für die erhöhte gesetzgeberische Tätigkeit in der Nachkriegszeit. Aber trotzdem wird man sagen dürfen, daß sich hier in einer gewissen Hemmungslosigkeit des souveränen Parlaments vielleicht doch eine Freude äußert, die ein bißchen mit jener des Firmlings an seiner neuen Uhr zu vergleichen ist.[1])

Es ist nicht schwer Beispiele zu bringen, daß die durch die Weimarer Verfassung genährte Sucht, sich gesetzgeberisch in Angelegenheiten zu mischen, die politische Klugheit den Ländern überlassen hätte, die Reichsregierung schwer gefährdete. Der Versuch der Fürstenenteignung 1926, an dem übrigens die Reichsgesetzgebung scheiterte, kann als typisch für eine solche Gefährdung gelten. Die Durchführung dieser Enteignung im Reich wäre für das gesamte deutsche Ansehen zweifellos ebenso vernichtend gewesen wie jeder andere Bolschewisierungsversuch. In Länderparlamenten, selbst mit den üblichen Sturmszenen verfochten, hätte er diese Gefahr niemals heraufgeführt. Ebenso ist der gegenwärtige Kampf um das Reichsschulgesetz eine durch die Weimarer Verfassung heraufbeschworene Gefährdung, ohne daß man bei näherem Zusehen imstande wäre, die Frage nach dem Warum zu beantworten. Für die deutsche Weltgeltung (auf die es allein ankommt) ist es gleichgültig, ob in Mecklenburg ein anderes Schulgesetz gilt als in Württemberg, und kommt es in diesen Länderparlamenten zu Schulkämpfen und Regierungskrisen, so ist das für die deutsche Weltgeltung auch wohltuend gleichgültig, während eine Regierungskrise im Reich durchaus nicht ohne Einfluß auf sie bleibt. Bei der überragenden Wichtigkeit, die die Außenpolitik im waffenlosen Deutschland hat, ist es nicht angängig, auf die gleichen Zustände in unitarischen Ländern hinzuweisen, die das Schutzmittel einer Armee besitzen. Und jedenfalls ist es unangebracht, die Gebrechen ihrer Verfassung nachzuahmen.

Denn für Deutschland ist es ein schweres Gebrechen, die Lebensfrage der Außenpolitik einem Parlamente anzuvertrauen, das seiner Zusammensetzung nach fast ausschließlich innenpolitisch denkt. Die Möglichkeit, die der Föderalismus bietet, sämtliche innenpolitische Fragen, mit Ausnahme der großen Gesetzgebungswerke (wie Strafrecht u. a.) den Ländern zu überweisen und zu belassen, ein Gedanke, den u. a. Shaw auf den britischen Inseln für Einzelparlamente in England, Schottland, Irland und Wales vertritt, würde für die zarte Pflanze der deutschen Außenpolitik eine ungeheure Entlastung bedeuten. Das Parlament des Reichs, dem nur die großen Fragen der Gemeinschaft überlassen blieben, wie eben die Außenpolitik und ihr ganzes Gebiet (Handelspolitik u. a.) würde von selbst den Demagogen ausscheiden und einen Stamm ernster Politiker vereinen, der bei Fernhaltung aller innerpolitischen Konfliktgefahren imstande wäre, eine stetige Politik zu verbürgen. Das Fortschreiten auf dem Wege des Unitarismus aber wird uns bei der deutschen Vorliebe, die Einigkeit mehr in Liedern zu feiern, als zu erstreben, eines Tages vor die Möglichkeit setzen, daß eine Reichsregierung über einer Debatte über eine innere Frage fällt, in einem Augenblick, wo ihr Bleiben deutsche Lebensfrage wäre.

[1]) Vgl. hierzu die Ausführungen über die Kosten der Gesetzgebung bei Fr. Lent, Der Föderalismus im Reichsganzen, S. 236 f. dieses Heftes.

Die föderalistische Staatsidee und ihre außenpolitische Bedeutung

Von Edgar J. Jung in München

Ein schwerer Irrtum geht durch die Lande: Wird ein politisches Verfahren geistig begründet, so gilt sein Urheber oder sein Verfechter als wirklichkeitsfremd. Wer jedoch im olitischen und sozialen Leben nur die primitiven Oberflächlichkeiten erkennt und ins Beich seiner politischen Berechnung zieht, der ist der sogenannte Realpolitiker. Geistige und eelle Armut werden also bemäntelt durch die Verleihung des Prädikates real. Daß nur r wirklichkeitssichere Mensch das Leben meistern kann, ist klar. Es ist nur die Frage, was irklichkeit ist. Und es kann kein Zweifel bestehen, daß geistige Dinge, daß Ideen das eben der Menschen und die geschichtlichen Zusammenhänge oft in stärkerem Maße berrschen als die sinnfällig erkennbare Tatsache. Für den geistig Bescheidenen haben deen deshalb keine Realität, weil er zu unproduktiv oder zu unbegabt ist, die Wirksamit unstofflicher Kräfte zu erkennen.

Der Föderalismus ist eine Kernfrage der inneren und äußeren Politik des gesamten utschen Volkes. Bayern muß namens des ganzen Volkes Vorkämpfer der föderalistischen taatsidee werden; nicht weil die „bayerischen Belange" (welch schreckliches und sinnloses ort!) auf diese Weise gewahrt würden, sondern weil die Zukunft und die Gesamtentcklung des deutschen Volkes davon abhängig sind. Für die junge Generation handelt s sich um die Zukunft des deutschen Volkes und nicht darum, welche Rechte etwa Bayern s der Vergangenheit herleitet, welche gegenwärtigen bayerischen Positionen in Gefahr ind und welche Ideologien durchgeführt werden sollen. Die innere und äußere Entfaltung s deutschen Volkes, die Wiedergewinnung einer europäischen Stellung, die seinen inneren räften angemessen ist, das allein liegt uns Jungen am Herzen. Daß gerade die jungen ationalisten Föderalisten sind, erklärt sich einzig aus dem Umstande, daß jenes Ziel nur f dem Wege föderativer Reichsgestaltung erreichbar scheint.

Es ist nicht schwer, den Föderalismus geschichtlich zu begründen. Interessant ist dabei Feststellung, wie bei diesem Beginnen oft Menschen konservativ werden, die sich sonst gen jeden Konservativismus verwahren. Aber konservativ sein heißt niemals, sich an ustände und Einrichtungen festklammern, sondern aus der jeweiligen Lage heraus polithe Entschließungen fassen, welche der Volkserhaltung dienen. Mag Bismarck überugter Föderalist gewesen sein, der Einwand des Unitaristen, daß Bismarck ein praktisches el bei der Reichsgründung verfolgt und dabei mit den vorhandenen politischen Kräften gerechnet habe, läßt sich ebensowenig widerlegen wie die Behauptung, daß die politischen räfte und die Zielsetzung der Gegenwart anders geartet sind.

Worin besteht die große Veränderung seit 1918? — Das deutsche Stammesherzogtum war schon seit vielen Jahrhunderten zerschlagen und durch das jung aufstrebende ndesfürstentum ersetzt. Der Stammesföderalismus des deutschen Volkes deckt sich also utzutage selten mit dem Staatenföderalismus. Nun läßt sich nicht leugnen, daß durch s Treueverhältnis zwischen Dynastie und Untertan in Verbindung mit dem Heraufmmen des modernen konstitutionellen Staates, der zentralistisch von der Bureaukratie eitet wurde, in manchen Territorialstaaten ein nicht zu unterschätzendes Staatsgefühl stand. Immerhin war dieses nicht verwurzelt genug, um nicht mit dem Wegfall der nastien einen empfindlichen Stoß zu erleiden. Daraus erklärt sich die Leichtigkeit, mit 1918 verschiedene Bundesstaaten auf ihr Eigenleben verzichteten. Wohl gibt es ndesstaaten, in denen das Staatsgefühl der Bewohner den Zusammenbruch der Dynstien überdauerte. Aber es ist fraglich, ob die Zukunftsentwicklung der Erhaltung dieses

Staatsgefühls dienlich ist. Zu dieser Fragestellung gelangen wir durch folgende Erwägung: Das Bismarcksche Reich war ein Bund, den die Fürsten in ihrer Eigenschaft als Souveränitätsträger schlossen. Der Legitimismus bildete also einen tragenden Bestandteil der damals verwirklichten Reichsidee. Nun war aber das Prinzip der Legitimität schon vorher schwer angekränkelt. Zahlreiche deutsche Fürsten hatten mit Hilfe Napoleons fleißig mediatisiert, und auch Bismarck hatte kurz vor der Reichsgründung in Norddeutschland Throne in Trümmer geschlagen. Die Größeren erweiterten eben ihren Machtbereich auf Kosten der Kleineren. Nun wurde 1918 das deutsche Volk verfassungsmäßig Träger der gesamtdeutschen Souveränität, der Gedanke der großdeutschen Einheit also zwangsläufig neubelebt. Die Revolution von 1918 ist also nicht nur eine Änderung der Staatsform, sondern auch der Staatsidee, indem die Souveränität an eine alles umfassende Einheit überging.

Nun wird eingewendet, es sei ja auch ein „ewiger Bund" zwischen dem bayerischen, dem badischen, dem hessischen, dem preußischen usw. Volk möglich. Gewiß wäre dies der Fall, wenn eine Reihe traditionserfüllter Republiken einen Bund miteinander schlössen. Dies ist aber 1918 nicht der Fall gewesen. Vielmehr zeigte sich in jenem kritischen Augenblicke der deutschen Geschichte, daß mit dem Übergang der Souveränität an das Volk die natürliche Vielheit fürstlicher Souveränität durch die natürliche Einheit der gesamtdeutschen Volkssouveränität ersetzt wurde. Ein Staat kann immer nur, wenn er republikanisch ist, von einem Volkskörper getragen werden, und es wäre doch vermessen, beispielsweise von einem lippe-detmoldischen Volkskörper zu reden. Die Wiederherstellung der Bismarckschen Verfassung scheint mir also deshalb unmöglich, weil die Vertragsteile, welche einen „Ewigen Bund" schließen könnten, heute nicht mehr vorhanden sind.

Betrachtet man die geschichtliche Entwicklung, so könnte man fast das Vorhandensein eines Gesetzes behaupten, nach dem eine unaufhaltsame Verschmelzung der früheren deutschen Territorialstaaten zu einem alle Deutschen umfassenden Einheitsstaate vor sich gehe. Man könnte von einer geschichtlichen Tendenz reden, wonach die Bildung großräumiger Staaten unaufhaltsam sei und kleinere Staaten aufgesogen würden. Der Ursprung dieses geschichtlichen Zuges ist aber zweifelsohne ein außenpolitischer. Denn es handelte sich in der deutschen Geschichte um souveräne Einzelstaaten, die zugunsten eines neu entstehenden Reiches auf immer größere Teile der eigenen Souveränität verzichteten. Wir vergessen allzu leicht, daß die Übersetzung für Föderativpolitik „Bündnispolitik" lautet und daß also eine außenpolitische Begriffsbildung dem hier behandelten Problem insofern zugrunde liegt, als die Entstehung föderalistischer Reiche geschichtlich immer auf ein Bündnis zurückzuführen ist. Da aber der Verschmelzungsprozeß im Laufe der geschichtlichen Entwicklungen ein natürlicher ist, so käme man, immer vom außenpolitischen Gesichtspunkte aus gesehen, zu dem überraschenden Ergebnis, daß Föderativstaaten mit unabweisbarer Notwendigkeit zu Einheitsstaaten werden müssen, also immer nur einen geschichtlichen Übergang darstellen.

Der Zweck dieser für den Leser vielleicht überraschenden Darlegung ist der Beweis, daß geschichtliche Gründe für die Notwendigkeit eines föderalistischen Reichsaufbaus umgewertet und auch von nichtföderalistischer Seite ins Feld geführt werden können.

An die innere Begründung der föderalistischen Idee muß demnach von einer ganz anderen Seite herangegangen werden. Wenn der Sinn aller Staatspolitik der ist, ein Volk rechtlich so zu organisieren, daß ein Höchstmaß der inneren Entfaltung gewährleistet ist, so ergibt sich daraus die Frage, ob der Einheitsstaat oder das gegliederte Reich zur Erreichung dieses Zieles geeigneter ist. Denn ein Reich ist zwar ein Staat, aber deshalb braucht ein Staat noch lange nicht ein Reich zu sein. Wenn wir zur Bejahung der föderalistischen Staatsidee gelangen, sie also für geeigneter halten, die Kräfteentfaltung des Volkes zu bewirken, so aus einem allgemeinen und aus einem besonderen Grunde. Der allgemeine liegt auf rein staatsphilosophischem Gebiete: Der moderne, zentralistisch-bureaukratisch organisierte Staat hat die menschliche Gesellschaft zerschlagen und atomisiert

Es bestehen nur noch Beziehungen zwischen den Einzelmenschen und dem Staate; was an gesellschaftlichen Organismen mit eigenen Selbstverwaltungs- und Gesetzgebungsrechten dazwischen lag, wurde im Lauf der letzten Jahrhunderte zerschlagen. Der heutige demokratische Staat, in dem die Mehrheit absolut herrscht, ist das genaue Gegenstück zu dem absoluten Polizeistaat der Territorialfürsten. Dieser Staat erstickt alles Eigenleben und bureaukratisiert sämtliche gesellschaftlichen Funktionen eines Volkes. Er befindet sich insofern in einer schweren Krisis, als die in jüngster Zeit erfolgte Entwicklung zum Mammutstaat gesellschaftliche Gegenkräfte auf den Plan ruft, welche die Grundfrage aufrollen, was denn eigentlich das Wesen und welches die Aufgaben des Staates seien. Diese hochinteressante Linie der allerjüngsten Entwicklung kann hier nicht weiter verfolgt werden. Nur so viel sei festgestellt: Was wir heute an Gegenäußerungen gegenüber einer zentralistischen Bureaukratie erleben, bleibt nicht bei der Kritik des Berliner Zentralismus stehen, sondern wendet sich genau so gegen die Zentralisierungsbestrebungen der Landesregierung (in unserem Falle also Bayerns) oder der Städtebureaukratie. Die von Stein vergeblich geforderte echte Selbstverwaltung, die in erster Linie auf den Gedanken des Ehrenamtes und nicht des Berufsbeamtentums gestützt ist, fängt wieder an, die Gedankenwelt des Volkes durch ihre logische Kraft zu beschäftigen. Denn man darf doch nie vergessen, daß Montgelas Bayern nach westlichem Vorbilde in einem Umfange zentralisierte, der heute mit Recht Bayern zum Vorwurf gemacht wird. Ich bin überzeugt, daß ein großer Teil der ablehnenden Reaktion, welche die Berliner Unitarisierungsbestrebungen hervorgerufen haben, nicht auf das Konto einer echt föderalistischen Idee im engeren Sinne, sondern einer Gegenbewegung gegen den modernen bureaukratischen Zentralismus zu setzen ist. Dies sind die allgemeinen staatsrechtlichen Bedenken, die also eine Krise des modernen Staates schlechthin bedeuten. Wird der Grundsatz der Staatsomnipotenz und der Staatsomnikompetenz durchbrochen und werden wieder Rechtsbezirke echter, unantastbarer Selbstverwaltung geschaffen, dann wird ein großer Teil der heute berechtigten Klagen verstummen. Wenn allgemein behauptet wird, die Kosten des öffentlichen Verwaltungsapparates seien zu hoch und müßten verringert werden, so liegt die Lösung dieses Problems eigentlich nicht auf dem Gebiete des Streites zwischen föderalistischer und unitaristischer Staatsidee, sondern auf dem gerade hier behandelten.

Nun könnte ja durch die Schaffung großer Selbstverwaltungskörper die hier erhobene Forderung erfüllt werden. Theoretisch ist denkbar, daß diese Selbstverwaltungskörper sich keineswegs mit den überlieferten bundesstaatlichen Grenzen decken. Würde man einen solchen Weg einschlagen, so verriete dies einen Mangel an Einsicht in die geistige Besonderheit des deutschen Volkes. Damit kommen wir auf die Grundlage des berechtigten und echten Föderalismus. Er kann nur aufgebaut werden auf Achtung vor der deutschen Geschichte und den in ihrem Verlaufe wirksam gewordenen Kräften. Wenn Bismarck von der Vaterlandsliebe spricht, die beim Deutschen des Mediums der Heimatliebe bedürfe, so beweist dieser Ausspruch eine seltene Kenntnis deutscher Geschichte und deutschen Charakters. Er wußte, daß in kleinräumigen organisatorischen Gebilden die eigenen Kräfte und die Anspannung des einzelnen Staatsbürgers fruchtbarer gestaltet werden können, als in einem Großstaate, von welchem das russische Wort gilt: Der Zar ist weit. Um das Höchstmaß der deutschen Volkskräfte zu entwickeln, muß auf die heimatbedingte Zusammengehörigkeit gewisser Volksteile Rücksicht genommen werden. Ob dabei der Stammesgedanke, der einer landschaftlichen Verbundenheit oder der eines gemeinschaftlichen Staatsgefühles der entscheidende ist, ob Kombinationen dieser drei Gesichtspunkte denkbar sind, kann hier nicht weiter ausgeführt werden, muß auch einer organischen Entwicklung überlassen bleiben. Feststeht, daß an dieser Grenze der oben erwähnte geschichtliche Verschmelzungsprozeß sein Ende erreichen wird und erreichen muß. Also nicht im staatlichen Denken, sondern in der Berücksichtigung der geistigen Besonderheit gewisser Volksteile liegt die Grundidee des künftigen Föderalismus. Daß dabei an vorhandene Kräfte und Vorstellungen

angeknüpft werden muß, ist selbstverständlich. Aber ebenso klar dürfte werden, daß de Anspruch auf Eigenstaatlichkeit im Sinne früherer Souveränität auf die Dauer vergebli erhoben werden wird. Daß die Außenpolitik, die Wehrmacht, das Rechtswesen und letzte Endes auch die deutsche Wirtschaftspolitik eine einheitliche Führung verlangen, dürfte al unbestrittene Lebensnotwendigkeit des deutschen Volkes gelten. Umgekehrt aber mu die Selbstverwaltung der Länder eine vollständige sein und dazu gehört insbesondere auc eine eigene Finanzwirtschaft.

Ist der föderalistische Staat gewissermaßen auf außenpolitischem Wege entstanden, s kann daraus gefolgert werden, daß das System des Föderalismus zu politischen Zu sammenschlüssen eine besondere Eignung aufweist. Nun ist wohl denkbar, daß, wie wi gesehen haben, ein gewisser Verschmelzungsprozeß stattfindet. Es ist nichts gegen ih einzuwenden, wenn er den Willen nach Selbständigkeit kleinerer Einheiten nicht verlet und keine Entblutung kleinerer Sozialkörper, die den Gesamtvolkskörper schwächen würde bewirkt. Die Unterdrückung kleinerer Einheiten durch eine zentralisierende Mehrheit ruf eine Zentrifugalbewegung gewisser Teile des Reichskörpers mit Notwendigkeit hervor genau so wie eine allzu schwache Bindung an den Reichskörper (der Fall des Heilige Römischen Reiches deutscher Nation). Aber darüber hinaus wird eine transpetale Bewe gung von Volksteilen, die sich außerhalb des Reiches befinden, unmöglich. Dies ist di gegenwärtige Lage des deutschen Volkes. Das Deutschtum in Mitteleuropa verteilt sic zurzeit auf nicht weniger als 16 verschiedene Staaten. Ich sehe nicht ein, wie eine rück läufige Entwicklung in dieser geschichtlichen Zersplitterungstragödie eintreten soll, wenn nicht die Gewähr für das außerhalb der Reichsgrenzen befindliche Deutschtum besteht, daß mit den imperialistischen Unterdrückungsmethoden des modernen Nationalstaates gebrochen wird. Man merke sich als eisernen Satz der modernen Geschichte, daß innenpoli tischer Unitarismus außenpolitischem Imperialismus entspricht. Daß umgekehrt die Schaffung eines großen Reiches nur möglich ist durch dessen innere föderalistische Ge staltung. Man vergesse ferner niemals, daß eine echte Bündnispolitik (also nicht das oppor tunistische Zusammenwirken zweier Staaten zu außenpolitischen Machtzwecken) nur mög lich wird auf der Grundlage des Vertrauens. Die deutschen Volksteile außerhalb der deutschen Reichsgrenzen werden nur dann nach dem deutschen Zentrum hinneigen, wenn ihre Selbstverwaltung, die Erhaltung ihrer Eigenart und ihrer Kultur durch die innere Verfassung des Reiches gesichert erscheinen.

Es ist klar, daß die Neugestaltung Europas die Idee ist, die das 20. Jahrhundert be herrschen wird. Ich bin überzeugt, daß der westlichem Denken entsprungene unitaristische und imperialistische Nationalstaat in Europa abwirtschaften wird. Die Früchte dieser überlebten Staatsidee sehen wir im östlichen Europa, wo eine Atomisierung in lebens unfähige Kleinstaaten eingetreten ist. Ihr Dasein gefährdet stündlich den Frieden der Welt Die Erlösung Europas wird von dem Volk ausgehen, das eine neue Staatsidee entwickelt Den Ideen der französischen Revolution, die zu Gewalt und Unterdrückung geführt haben ist der Gedanke der wahren Freiheit entgegenzustellen. Die Deutschen sind heute führend auf dem Gebiete des Minderheitenrechtes; die Kulturautonomie und die Schaffung der damit verbundenen modernen Begriffswelt sind ein Verdienst deutscher Geistigkeit. Ihr Hauptverdienst besteht in der Anerkennung sozialer Gemeinschaften, die zwischen Staa und Einzelmenschen stehend, lebendiges Eigendasein besitzen, das von keinem Mehrheits willen angetastet werden darf. Als Volk der europäischen Mitte sind wir, diesmal durch die Gunst unserer geographischen Lage, prädestiniert, dem allgemeinen Rufe nach Schaffung größerer wirtschaftlicher, verkehrspolitischer und rechtlicher Einheiten praktische Erfüllung zu gewähren. Der Weg zu einer großen europäischen Politik führt aber nur über den Ge danken des gegliederten Reiches, welches allen seinen Gliedern das Maß von Freihei gewährt, das allein imstande ist, die bisherigen Vorstellungen von Annexion, Ausbeutung und Völkervernichtung endgültig aus der Seele Europas zu entfernen.

Die Bedeutung des Föderalismus für Europa

Von Fritz Büchner in München

Es gibt zwei Arten menschlicher Gesinnungen, aus denen alle Wirkung im Tatsächlichen und alle Meinung im einzelnen sich ableiten läßt. Die eine glaubt am Ende oder wenigstens ganz nahe am Ende eines Weges zu stehen, den die Menschheit im steten und mühevollen Anstieg bis zu der schimmernden Höhe ihres eigenen Seins erklommen hat. Die andere, zweifelnder und doch gläubiger, sieht die unendliche Kette menschlicher Irrtümer, Völker kommen und gehen, Wege auf und ab und Schicksale wie das Meer: rätselhaft tief und weit, den Himmel spiegelnd oder von Stürmen zerwühlt; sich selbst eingebettet in ein Geschehen, das gestern war und morgen sein wird.

Beide Gesinnungen sind zu allen Zeiten lebendig gewesen und die Wage menschlichen Schicksals schwankt, von beiden wechselnd beschwert. Durch das ganze Mittelalter mündete jene erste Gesinnung, die im eigentlichen Sinne an einen Fortschritt glaubt, in religiöse Vorstellungen. Erst die Welle der Aufklärung, die breit über das 18. Jahrhundert sich ergoß und in der französischen Revolution geschichtliches Ereignis wurde, hat die umfassenden Vorstellungen des tausendjährigen Reiches durch die Vernunft unmittelbar praktischer Ziele ersetzt. Seitdem erleben wir jene rasche Folge von Anpreisungen verschiedenster Heilmittel für die unvollkommenen Zustände des menschlichen Gemeinschaftslebens.

Der Weltkrieg, seine Not und seine Größe, hat diese Unvollkommenheit in so fühlbaren Ausmaßen bestätigt, daß an ihm wieder eine klare Scheidung der Gesinnungen sich vollzog. Wie Blasen aus einem Sumpf steigen allenthalben Pläne und Meinungen über die Verhütung gleichen Geschehens. Ein wahlloses System wirtschaftlicher Zweckmäßigkeiten und politischer Ideologien versucht sich an dem kranken Körper Europas. Demgegenüber steht eine in fast allen Ländern am Erlebnis des Krieges gewandelte Jugend, abgekehrt von den behenden Lösungen vielgewandter Politiker, mißtrauisch gegen die Kunst, alten Wegen dadurch neue Richtung zu geben, daß man sie pflastert.

Es ist notwendig, diese geistig-politische Lage Europas zu überdenken, ehe man Ausschnitte aus ihr, Erscheinungsformen der praktischen Politik ernsthaft zu betrachten gewillt ist. Es ist nachstehend versucht, einen der merkwürdigsten Widersprüche aufzuzeigen, in den besonders für Deutschland jene Gesinnung des angeblichen Fortschritts bei ihren politischen Forderungen sich verwickelt hat: das gleichzeitige Erstreben einer europäischen Einigung und des Einheitsstaates. Beiden Zielen gemeinsam ist nur das äußerlich Neue. Und jene fatale Gewohnheit, dem Neuen an sich einen besonderen Wert beizumessen, verweist den Andersdenkenden achselzuckend in ein Museum. Der Föderalist wird, weil Deutschland gestern ein Bundesstaat war und diese staatsrechtliche Gliederung in das Heute übernommen wurde, von den Anhängern des Einheitsstaates als eine Art politischer Althändler verschrien. Althändler sind zwar ehrenwerte Leute, aber, da das Neue noch immer eine magische Anziehungskraft besessen hat, ist es politisch nicht ungefährlich, diesen Vorwurf des Veraltetseins mit der Ruhe einer guten Sache zu tragen.

Zumal er leicht zu widerlegen ist! Der Gedanke, daß Europa einmal zu irgendeiner Gemeinsamkeit, und sei sie noch so loser Art, kommen muß, wenn es nicht zur Bedeutungslosigkeit seines geographischen Raumes herabsinken will (der sich auf dem Globus als ein etwas zerklüftetes Anhängsel Asiens darstellt), ist durch die Erfahrungen und Folgen des Krieges unabweisbar geworden. Die Frage bleibt dabei offen, in welcher Form und zu welchem Zeitpunkt ein solcher Ausgleich der innereuropäischen Gegensätze gefunden werden wird. Die staatlichen Erfindungen von Versailles und St. Germain haben diesen Ausgleich auf friedlichem Wege fast unmöglich gemacht. Eine willkürliche Grenzziehung hat

nationale Minderheiten in einem Ausmaß geschaffen, wie sie das alte Europa nicht kannte, und die nun als Quellen eines dauernden und gefährlichen Hasses zwischen den Völkern jedwede Verständigung bis zur Aussichtslosigkeit erschweren.

Die Vereinigung der Versailler Grenzen, die als unerläßliche Voraussetzung jeder europäischen Verständigung gelten muß, kann nun Zahl und Umfang der Streitfragen wohl vermindern, aber nie beseitigen. Die nationalen Einheitsstaaten verlangen klare Scheidung und harte Grenzen. Die bevölkerungsmäßige Struktur Europas verträgt aber diese Scheidung nicht. Auch die gerechteste Grenze auf Grund jeweiliger Mehrheitsfeststellung bedeutet Unrecht. Minderheiten werden so oder so zurückbleiben und wider die Idee des nationalen Einheitsstaates sich empören, der sie seinem Charakter nach als andersnationale Gemeinschaft nicht dulden kann. Die neuere Geschichte kennt ein wegen der Schroffheit der vorhandenen Gegensätze und der Dauer des darum geführten Kampfes bemerkenswertes Beispiel der Beilegung eines solchen Konfliktes: die Verwirklichung der Eigenstaatlichkeit Irlands. Niemand wird sie als einen Sieg veralteter oder rückschrittlicher Ideen betrachten. Es handelte sich im Gegenteil um eine Absage an die Entwicklung eines Staatsprinzips, das von der französischen Revolution ausgehend und aufgebaut auf die einseitige Betonung der Rechte des Einzelmenschen durch die atomisierende Betrachtung des Volkes zu dem Staatsabsolutismus des 19. Jahrhunderts kam, der den nationalen Gedanken aus dem Schlummer dynastischer Beengungen weckte und zu einer Entwicklung führte, die noch heute von einer fesselnden Größe ist. Die französische Revolution, die Thron und Altäre stürzte und die Gliederung der Stände zerschlug, kannte nur noch eine Autorität: den Staat als die Gemeinschaft der Nation. Alle gemeinschaftsbildenden Kräfte der Menschen wurden auf die Nation hingelenkt, das erste Volksheer wurde geschaffen, der nationale Einheitsstaat (la république une et impartie) als theoretisch stärkste Zusammenfassung der Volkskräfte verkündet. Notwendig ergab sich daraus für den Staat der Zwang, andersnationale Bestandteile durch Güte oder Gewalt zu assimilieren, d. h. nationalen Minderheiten ihre Eigenart zu nehmen, die Gleichheit der Bürger im Nationalen herzustellen. Die innerfranzösischen Kämpfe der Revolution in der Vendée wie in Teilen Südostfrankreichs legen davon beredtes Zeugnis ab. Und die Bewegungen, die heute vom Elsaß und der Bretagne aus gegen die „unteilbare" Einheit der französischen Republik zielen und weitgehende Selbständigkeit fordern, weisen das Mißlingen des Versuches nach. Das eben durch den Sieg des Nationalgedankens geweckte Selbstgefühl der Völker wehrt sich gegen die Vergewaltigung durch den national begründeten Einheitsstaat.

Die Versuche durch neue Grenzziehungen und Staatsgründungen dem Selbstbestimmungsrecht der Nationen Geltung zu verschaffen, haben in ganz Europa nur neue Unruhe entstehen lassen. Ob die Südtiroler Deutschen oder die Ungarn in Rumänien, die Mazedonier in Südslawien oder die Deutschen in der Tschechei — immer ist der Kampf um die Erhaltung des Volkstums eine Folge des herrschenden Staatsprinzips, der Überspannung des Staatsgedankens im Nationalen. Der Staatsgedanke kann dieser Überspannung entraten. So wäre die Schweiz nach den Grundsätzen des nationalen Einheitsstaates überhaupt nicht vorstellbar. Die Schärfe der vorhandenen volksmäßigen Gegensätze, des französischen Westens und des deutschen Ostens, konnte nur durch ein föderatives System zu einer gemeinsamen Staatsgesinnung überbrückt werden. Die Gliederung des Gesamtstaates in 22 Bundesstaaten, die nach der Verfassung von 1874 weitgehende Selbständigkeiten besitzen, hat der Einheit des Schweizer Staatsgefühles keinen Abbruch getan, im Gegenteil hätte der Versuch einer einheitsstaatlichen Regelung die Schweiz notwendig in einen französischen und einen deutschen Teil sprengen müssen. Mit der von der Zentralregierung garantierten Einheit der Außenpolitik, des Militärwesens, des Rechtes, der Zölle und von Maß und Münze ist den gesamtstaatlichen Notwendigkeiten Rechnung getragen. Und der föderative Gedanke hat den praktischen Beweis seiner Fähigkeit völkerversöhnenden Wirkens in hervorragendem Maße erbracht.

Denn, indem er die Staaten in sich gliedert, zum Gesamtstaat die stufenweise sich erweiternden Gemeinschaften hinführt, mildert er die Bedeutung staatlicher Grenzen. Eine Betrachtung, die am Oberrhein etwa Badenser und Elsässer, am Unterrhein Westfalen und Holländer, im Süden des Reiches Bayern und Tiroler aneinander grenzen sieht, kommt notwendig zu milderen Urteilen, als sie die einheitsstaatliche Ausschließlichkeit fällen kann. Und der föderative Staat, in dessen Blut die gemeinschaftsbildenden und gemeinschaftsanerkennenden Kräfte kreisen, wird im Gegensatz zu dem heute herrschenden Einheitsstaatsprinzip auch die Gemeinschaft einer nationalen Minderheit anerkennen, sie vielleicht als etwas Fremdartiges, aber niemals als unerträglich empfinden. Der Einwand, daß es absurd sei, im Rahmen einer Aussprache über den deutschen Föderalismus eine Bedeutung für das Minderheitenproblem zu schildern, zielt in die Irre. Denn es handelt sich nicht darum, etwa die staatlichen Ansprüche Bayerns, Württembergs oder meiner hessischen Heimat mit den Ansprüchen nationaler Minderheiten gleichzusetzen oder nur zu vergleichen, sondern über ein Staatsprinzip nachzudenken, in dessen Rahmen auch die nationalen Minderheiten ihr Lebensrecht finden können. Es ist keine Geringschätzung des nationalen Gedankens, wenn man davon ausgeht, daß die volklich gemischten Randgebiete die natürliche Brücke des Ausgleichs nationaler Verschiedenheiten bilden. Das Prinzip des nationalen Einheitsstaates hat aber mit der Forderung der gleichnationalen Einzelbürger gerade diese Gebiete zu den eigentlichen Kampfplätzen Europas gemacht.

Der föderative Staat muß nicht notwendig und ausschließlich nach den Gesichtspunkten volklicher Verschiedenheiten sich einstellen. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, bei deren Zusammenschluß gewiß die großen Scheidungen zwischen dem mehr angelsächsischen Norden und dem mehr romanischen Süden eine Rolle gespielt haben, sind in der Begrenzung ihrer 46 Einzelstaaten zu wesentlichen Teilen durch Unterschiede der Lebensbedingungen, der geographischen und wirtschaftlichen Struktur bestimmt. Auch für Europa werden föderative Entwicklungen von der Gesamtheit solcher Unterschiede ausgehen müssen. Sie an Hand einer Landkarte, einer Bevölkerungs- und Wirtschaftsstatistik am grünen Tisch und durch Parlamentsbeschluß zu umgrenzen ist blasse Theorie. Auch Formen zu bestimmen, die Zuständigkeiten des Gesamtstaates gegenüber seinen Unterstaaten abzugrenzen, kann nicht Gegenstand dogmatischer Festsetzungen sein. Der föderative Staat hat in der Union der Sowjetrepubliken eine andere Gestalt gefunden als in Österreich. Die föderative Organisation des britischen Weltreiches, die bei der letzten Reichskonferenz sich durchgesetzt hat, läßt sich mit dem gegenwärtigen Aufbau des Deutschen Reiches nicht vergleichen.

Und doch ist allen der Grundsatz gemeinsam, den Nationalstaat nicht schroff und unmittelbar dem einzelnen, in ihm organisierten Menschen gegenüber zu stellen, sondern durch Anerkennung ihm eingeordneter Gemeinschaften den vielfältigen Verschiedenheiten und Bedürfnissen menschlicher Art einen gewissen Spielraum zu lassen. Man kann über Berechtigung und Zweckmäßigkeit einer solchen Staatsauffassung von dem Gesichtspunkt ein nationaler Interessen streiten. Es geht aber nicht, den Einheitsstaat wollen (der nach Lage der Dinge in Europa nur ein nationaler sein kann) und gleichzeitig von europäischen Gedanken zu schwärmen. Das Mittelalter hat dynastische Kriege geführt. Die Aufklärung hat die Kriege des dynastischen Machtstaates verdammt und mit dem Gedanken des nationalen Einheitsstaates die Voraussetzungen für die Nationalkriege des 19. Jahrhunderts geschaffen, die dann im Weltkrieg gipfelten.

Die Befriedung Europas ist darum nicht so sehr eine Aufgabe, die die Staaten untereinander zu lösen haben, als eine Frage des inneren Aufbaus dieser Staaten. Mit Völkerbundideen, Abrüstungsversuchen und Schiedsgerichtsverträgen wird der innerlich labile Zustand, in dem sich die abendländische Welt befindet, nur erhalten. Die Geschichte des letzten Jahrzehnts spricht eine deutliche Sprache! Zur Beseitigung dieses Zustandes ist das föderalistische Denken eine entscheidende Voraussetzung.

Föderalismus und Anschluß

Von Heinrich Mataja in Wien

Die Republik Österreich ist nicht nur nach dem Buchstaben und nach dem Geiste der Verfassung föderativ aufgebaut, die Länder (die im Deutschen Reich den Staaten entsprechen) sind überhaupt ihre psychologische und politische Grundlage. Man darf nicht vergessen, daß die Republik Österreich mit jenem Österreich, das im Jahre 1918 zu bestehen aufgehört hat, nur den Namen gemeinsam hat. Damals waren wir Bürger einer Großmacht, die in den Dingen der Weltpolitik ein gewichtiges Wort mitzusprechen hatte. Unsere innerpolitischen Probleme waren manchmal ein wenig eigenartig, aber großzügig und weittragend. Ich denke an die dualistische Verfassung, an das böhmische Staatsrecht, an die trialistische Idee, an den polnisch-ruthenischen Konflikt und an so vieles andere. Alles das gibt es für uns nicht mehr, das heutige Österreich lebt in einer anderen Sphäre und hat andere Probleme. Die Großmacht Österreich, mit ihrem Kaiser, mit ihrer Armee, mit ihren Staatsmännern, mit ihrem Beamtenapparat, war eine gegebene Größe, mit der jeder rechnen mußte. Die Republik Österreich vom Bodensee bis zum Neusiedlersee ist weder ein geschichtliches Faktum noch ein Produkt der freien Entschließung seiner Bevölkerung.

Der Zusammenhalt dieser Erfindung aus St. Germain-en-Laye war gering. Die Länder, aus denen das heutige Österreich zusammengesetzt ist, haben im alten Österreich keine Einheit gebildet. Es fehlte also die Grundlage eines neuösterreichischen Gemeinschaftsgefühls. Einen österreichischen Patriotismus hatten wir zunächst nicht, und ohne Patriotismus kann kein Staatswesen existieren. Da half uns der lokale Patriotismus der Länder, die schon im alten Österreich bestanden und einen mächtigen Gefühlsinhalt gehabt haben. Dem Tiroler war sein Tirol, dem Steirer seine Steiermark der starke Heimatsbegriff, der auch blieb, als man ihm sein Österreich weggenommen und durch ein gleichnamiges Surrogat ersetzt hatte. Deshalb läßt sich der föderative Charakter aus dem heutigen Österreich nicht wegdenken, so klein das Österreich von heute ist und so klein erst recht seine Teile, die Länder, sind.

Hätte sich nun dieses neue Österreich bei den Ländern recht gut und vorteilhaft eingeführt, hätte es ihnen wirklich ein Beispiel demokratischer Freiheit gegeben, wie man in den Tagen des Umsturzes als Ersatz für Macht und Glanz und Herrlichkeit versprochen hatte, so hätten sich die Länder ganz bestimmt stärker an die Gesamtheit angeschlossen, kräftiger in den Bund eingegliedert. Daß dies nicht geschehen ist, daran trifft die Schuld die österreichische Sozialdemokratie, die uns statt der Demokratie den Terror, statt des Bürgerfriedens den Republikanischen Schutzbund beschert hat. Es ist unrichtig, aber begreiflich, daß die Länder auch heute noch den Bundesbegriff mit Wien identifizieren. Wien ist eben der Sitz der Regierung, der Sitz des Parlaments und also Österreich. Zugleich ist es die Brutstätte der religionslosen Kindererziehung, der Eigentumsfeindlichkeit, der Gewalttätigkeit. So hat sich die Abneigung gegen die durch Wien dargestellte Gesamtheit verstärkt.

Werden die österreichischen Länder einmal dem Deutschen Reich einverleibt sein, so werden sie sicher diesem neuen großen Vaterland, dieser Gemeinsamkeit größere Opfer bringen als der Republik Österreich. Aber ihre föderative Denkungsart werden sie auch im Deutschen Reich nicht ablegen, und einem unitaristischen Staate werden sie nicht angehören wollen. Gewiß gibt es auch föderative Übertreibungen, vor denen sich jeder hüten soll. Diese Übertreibungen kann man bekämpfen, die Idee aber muß man bewahren. Jeder Politiker muß mit den großen Seelenströmungen rechnen, und wer den österreichischen Ländern durch den Anschluß das erhoffte hohe Gut bringen will, der muß dahin wirken, daß der unitaristischen Entwicklung in Deutschland ein Damm gesetzt werde.

Was wäre aus Österreich nach dem 15. Juli ohne die Länder geworden?

Von Richard Steidle in Innsbruck

Die Unruhen des 15. Juli rollten die Existenzfrage der österreichischen Republik auf. Es schlug die Prüfungs- und Bewährungsstunde für die oft skeptisch betrachtete bundesstaatliche Verfassung, der man es anmerkt, daß sie erst nach heißestem Kampfe mit starken zentralistischen Bestrebungen durchgesetzt werden konnte. Manche sahen in der weitgehenden Selbständigkeit der österreichischen Länder die Gefahr staatlichen Verfalls. Sie erkannten, daß ein kraftbewußtes Nebeneinanderstehen oft mehr verbindet als der stärkste Zwang. Sie hatten kein Augenmaß für den Vorteil, den die elastische Gliederung für den in sich widerspruchsvolles Gemeinwesen bedeutet. Diese beiden Vorzüge der österreichischen Bundesverfassung haben den Staat gerettet.

Man hat die Selbständigkeit der Länder in ihrer staatspolitischen Bedeutung auch in manchen nichtmarxistischen Kreisen nicht gewürdigt. Man betrachtete sie als ein Element der Zersetzung des Staatsgedankens. Die Juliereignisse haben das Gegenteil erwiesen. Es zeigte sich, daß die Hoheit der Länder ein Sammelbecken für die Kräfte der Ordnung bedeutet. Nie hat der Wille zur Bekämpfung der revolutionären und zerstörenden Mächte entschiedensprechenderen Ausdruck gefunden, als in der Erhebung der Länder gegen den roten Terror. Die Voraussetzung für das Wirksamwerden dieser Bewegung war die föderalistische Verfassung, nach welcher der aus dem Landtag freigewählte Landeshauptmann der Chef der gesamten staatlichen Verwaltung und Exekutive ist. Der Landeshauptmann ist nicht der Bundesregierung, sondern nur dem Landtage verantwortlich. Er braucht nicht ängstlich darauf zu achten, welcher Wind von der Zentrale weht, sondern weiß, daß jede seiner Handlungen, die er im Interesse des Landes unternimmt, von seinen Landsleuten Unterstützung erfährt. Auch der Beamte, dessen oberster Chef der Landeshauptmann ist, braucht nicht zu fürchten, daß sein Gehorsam gegenüber den Anordnungen der obersten Landesstelle ihm Nachteile bringt. So ist nicht nur eine freie, sondern auch eine entschlossene Initiative der Länder gewährleistet. Durch sie wurde es möglich, vollkommen im Rahmen der Gesetze eine Aktion zu entfalten, welche dem Staate mehr genützt hat als alle kleinlichen Versuche übereifriger Bureaukraten, im „Interesse des Staates" die Freiheit der Länder einzuschränken.

Wien war eine Insel geworden. Der Sitz der Bundesregierung wurde durch den von der Partei der Revolution angezettelten Verkehrsstreik von aller Verbindung mit den Ländern abgeschlossen. Durch volle drei Tage blieb man in den Landeshauptstädten ohne telephonische Nachricht über die Lage. Das eine schien sicher zu sein, daß die Regierung der Sozialdemokratie Widerstand leistete. Es fehlte auch zum Teil die Verbindung der Länder untereinander, ausgenommen dort, wo die Landesregierungen den Streik vom Telephon- und Telegraphenverkehr abzuwenden vermochten. So waren die Länder auf ihre eigene Initiative angewiesen, und als man sich in den westlichsten Alpenländern entschloß, den ungesetzlichen Eisenbahnerstreik mit den Mitteln der Regierungsgewalt und dem Aufgebot der Heimatwehren zu brechen, zeigte dieser Entschluß die wohltätigste Rückwirkung auf die Lage der Bundesregierung, die durch diesen für die Sozialdemokratie höchst gefährlichen Gegenstoß neuen Zuwachs an Autorität empfing. Es ist schwer zu sagen, wie lange die Bundesregierung, auf sich allein gestellt, dem Ansturm hätte widerstehen können. Sie befand sich zweifellos in höchster Bedrängnis, und der Entsatz kam zur rechten Zeit.

Wäre eine solche durchgreifende Hilfeleistung aus den Ländern möglich gewesen, wenn man Österreich als Einheitsstaat aufgebaut hätte? Wenn alle Macht bei der Zentral-

regierung in Wien liegt, wenn die Regierungsrepräsentanten in den „Provinzen" nur d
Vollmacht zur Ausführung der aus Wien ergehenden Anordnungen und Weisunge
besitzen, dann genügt es, die Ministerien der Hauptstadt zu besetzen, um eine Staat
umwälzung herbeizuführen. Eine Partei wie die österreichische Sozialdemokratie würd
keinen Augenblick zögern, eine so günstige Gelegenheit zur vollen Machtergreifung au
zunützen. Wäre es ihr so leicht gemacht, so hätte sie am 15. Juli ihren republikanische
Schutzbund in seiner vollen Stärke aufgeboten, um die gesetzmäßige Regierung zu stürze
und ihre eigene Herrschaft aufzurichten. Ihr tastendes Vorgehen hängt damit zusamme
daß sie das Verhalten der Länder in ihre Rechnung einstellen mußte. Sie konnte schlie
lich, wie ihr Führer, Dr. Otto Bauer wiederholt erklärt hat, wohl in Wien die Diktat
aufrichten, aber wegen der Haltung der Länder keinen endgültigen Sieg erringe
Die föderalistische Staatsverfassung erwies sich so als wirksames Mittel gegen das Sowje
system des Austromarxismus.

Es ist kein Wunder, daß die Sache des Föderalismus aus den Wirren der Julitage gestär
hervorgegangen ist. Es wurde schon erwähnt, daß es große Mühe kostete, die bunde
staatliche Verfassung durchzusetzen. Die österreichische Sozialdemokratie war schon
früheren Zeiten die erbittertste Gegnerin der selbständigen Landtage und Landesverwa
tungen. Das alte österreichische Staatsrecht sprach von den Ländern in glücklicher Wei
als von den „historisch-politischen Individualitäten", aus denen sich der Staat aufbau
Der formelle Rechtsgrund ihrer Existenz beruhte auf der Tatsache, daß diese sog. Kro
länder einstens eigene Fürstentümer und Grafschaften gebildet hatten. Der materiel
Grund ihrer Lebenskraft war einerseits die eigentümliche Prägung, welche diese Gebie
im Laufe der Jahrhunderte erfahren hatten, anderseits die wesentliche Verschiedenhei
die sie von anderen Ländern abhob. Die Zentralisierungsversuche Josephs II. und d
späteren des Absolutismus hatten sich daher auch niemals durchsetzen können. Die von de
Sozialdemokraten beherrschten Regierungen der Umsturzzeit gingen von der Anschauu
aus, daß mit dem Wegfall des dynastischen Moments auch die Selbständigkeit der Länd
des neuen österreichischen Staates hinfällig geworden sei. Sie wurden zuerst von Ti
aus eines Besseren belehrt. Im November und Dezember 1918 vertrat ich mit Unte
stützung meiner christlichsozialen Kollegen im Tiroler Nationalrat den Standpunkt, d
der Wegfall der Dynastie den Ländern das Verfügungsrecht über ihr zukünftiges sta
liches Schicksal zurückgegeben hat und daß Tirol von dieser Freiheit den ihm zweckmäß
erscheinenden Gebrauch zu machen entschlossen sein müsse. Als sich dann offenbarte, n
geeignet diese vom Tiroler Nationalrat angenommene Auffassung war, um den üb
sprudelnden Wiener Radikalismus zu dämpfen, schlossen sich die innerösterreichisch
Länder der Bewegung an, mit dem Erfolge, daß der Gedanke einer föderalistischen Aus
staltung Österreichs herrschend wurde. Praktisch konnte ja kein Land von der ihm
stehenden Freiheit Gebrauch machen. Der Vertrag von St. Germain schmiedete die Alp
länder und Wien zum österreichischen Staate zusammen. Grundsätzlich aber kann es n
von großer Bedeutung sein, daß die neue Zusammengehörigkeit auf einem Zwan
friedensvertrag beruht.

Die Sozialdemokratie war die schärfste Verteidigerin des Zentralismus, als man dar
ging, die endgültige Staatsverfassung zu bilden. Sie fand Hilfe bei der hohen Bureaukra
die eine Beschränkung ihrer hemmungslosen Regierungsfreude befürchtete und an
bürgerlichen Vertretern Wiens, welche die Stellung der Bundeshauptstadt innerhalb
neuen Österreichs überschätzten. Es ist richtig, daß die große Welt vom neuen Österr
oft nur den Namen Wien kennt. Daraus folgt jedoch noch nicht, daß Wien als Sitz
Bundesregierung zugleich allem politischen Leben Österreichs den gleichen Stempel
drücken müsse. Diesen Anspruch hat nicht einmal das alte Wien erhoben. Das neue k
ihn noch weniger erheben. Mit der in die neue Verfassung aufgenommenen Erklärung,

Österreich ein Bundesstaat sein solle, der nicht aus Kantonen (dieser Unterschied muß wohl beachtet werden), sondern aus grundsätzlich selbständigen Ländern besteht, hatte der Föderalismus in der Form gesiegt. Es wurden freilich genügend Fußangeln in dem Gesetze angebracht, um auf dem Umweg von Verwaltungsmaßnahmen die Rechte der Länder allmählich zu Falle zu bringen. Die hohe Bureaukratie hat sich in der Aushöhlung des Föderalismus weidlich geübt. Es gelang aber weder ihr noch der Berufung auf die Autorität des vom Völkerbund eingesetzten Generalkommissärs, unter dem Vorwand von Ersparungen die Länder um ihre Befugnisse zu bringen. In der Wiener Presse kam gelegentlich die Enttäuschung über diese Mißerfolge in krasser Weise zum Ausdruck. Der „homo alpinus" wurde als die Menschenrasse geschildert, deren Dickfelligkeit gegen die Weisheit hoher Ministerien den Untergang Österreichs in die Nähe rücke. Da die Länder aber in der Verteidigung des Föderalismus und im Ausbau der Folgerungen aus der neuen Verfassung standhaft blieben, vermochten sie einen Zustand herbeizuführen, der jedem einzelnen österreichischen Lande größere Freiheit sichert, als sie beispielsweise Bayern gegenüber dem Reiche besitzt. Dabei ist zu bedenken, daß jedes der drei westlichen Alpenländer der Einwohnerzahl nach fast um die Hälfte kleiner ist als die Stadt München. Als die Sozialdemokratie ihre Schlacht für den Zentralismus verloren hatte, suchte sie sofort aus der neuen Lage ihren parteipolitischen Nutzen zu ziehen. Sie verlangte, daß Wien, das seit alten Zeiten zum Lande Niederösterreich gehörte, abgetrennt und zu einem eigenen Lande gestaltet werde. Man gab diesem Wunsche nach. Die Meinungen, ob man damit recht getan hat, sind noch geteilt. Jedenfalls war es falsch, daß man das sog. Abgabenteilungsgesetz, welches die Verteilung der öffentlichen Einkünfte zwischen Bund, Ländern und Gemeinden regelt, zugunsten der Wiener Sozialdemokratie verfaßte. Die sozialdemokratische Stadtverwaltung von Wien bezieht auf diese Weise eine Doppelrente, da sie sowohl als Gemeindevertretung wie als Landtag an den Einnahmen beteiligt ist. Was Wien zu viel erhält, das erhalten die anderen Länder zu wenig.

Nach dem 15. Juli besteht nicht mehr das dringende Bedürfnis nach jener Art von Kompromissen, wie sie in früheren Jahren abgeschlossen wurden. Das föderalistische Prinzip hat Erfolg gezeitigt und damit an Anhang gewonnen. Dem Föderalismus ist jene Elastizität zu eigen, die unentbehrlich ist, um die in kleinen und großen Staatswesen unvermeidlichen Gegensätze zu mildern. Im österreichischen Föderalismus verbindet sich zudem ein politisches und ein kulturelles Prinzip. Er ist die geeignetste Form, um dem Gedanken der Heimat in all seinen weiten Beziehungen einen öffentlich-rechtlichen Ausdruck zu verschaffen. Und darin erblicken wir auch das gesunde demokratische Element unserer Verfassung, das trotz des zur Zentralisierung neigenden Parlamentarismus die Volksrechte wahrt. Es kann leicht sein, daß einmal das österreichische Parlament vergeht. Die Landtage der österreichischen Länder werden von einem solchen Stocken des Reindemokratischen Mechanismus wohl großenteils unberührt bleiben. Sie haben sich im Föderalismus ein Bollwerk gegen den Umsturz und die Keimzelle für eine Gesundung des öffentlichen Lebens auf echter demokratischer Grundlage geschaffen.

Gedanken eines Auslanddeutschen

Von Otto Freiherrn von Taube in Gauting bei München

Als ich ein Kind war, ereignete sich in meiner Umgebung folgender Fall: Einige Knaben gaben vor, an der Fähigkeit eines ihrer Kameraden, mannhaft Schmerz zu ertragen, zweifel zu hegen, und brachten ihn, damit er ihnen das Gegenteil beweise, dazu, sich eine dicke Stopfnadel ins Kniegelenk zu stoßen. Der Knabe tat es und schädigte sich fürs Leben.

Er hatte aus Ehrgefühl gehandelt, vielmehr er hatte nicht überlegt, ob seine Ehre wirkli im Spiele sei und, falls ja, wie er ihr wirklich hätte Genugtuung schaffen können. D Nämliche ereignet sich auch im öffentlichen Leben; gerade die deutsche Öffentlichkeit sie man oft aus dem Übel der Taubheit gegen die Ehre in das der Verwechslung des B griffes der Ehre mit dem leeren Worte taumeln; vom ersteren ist heutzutage begründete weise häufig die Rede. Das andere aber völlig zu verschweigen, wäre falsch, zumal Mäch am Werke sind, uns auf diesem Wege Schaden zuzufügen, nicht immer böswillig na der Gesinnung, darum aber nicht minder schädlich nach der Wirkung.

Stresemann hat das Wort geprägt: „Die höchste Pflichterfüllung ist der Sieg über d eigene Empfinden." Hüten wir uns, unser echtes Empfinden zu opfern, auch wenn m uns noch so sehr vorhielte, das sei Gebot der Pflicht, Gebot der Ehre; das geschehe um d Ganzen willen. Hüten wir uns, unsere Gefühle ausmerzen und fälschen zu lassen; der wir bilden das Ganze. Und das Ganze ohne echt fühlende Menschen wäre wertlos. Deutsc lands gegenwärtig steigende Wertlosigkeit ist ja schon die Folge gesteigerter Empfindung verwischung und Charakterlosigkeit. Gerade das ist darum einzudämmen. Deutschlan ist nur so viel wert wie seine Einwohner wert sind. Mit sechzig und einigen Millionen be tretbarer Nummern können wir zwar Arbeitskulis vorstellen, sonst aber nichts.

Ich will hier nicht auf alte Sünden kommen, die den Deutschen schon innerhalb d letzten monarchischen Jahrzehnte in seinem Werte gemindert haben. Ich will hier nur v dem einen heute besonders begangenen Wege zur Menschenverschlechterung sprechen, de Unitarismus. Hier schallt der Ruf, von ehrlichen Idealisten und von eigennützigen Mache ausgestoßen: „Bringt eure staatlichen Landeseigentümlichkeiten zum Opfer für das groß einheitliche herrliche Vaterland, das Reich!" So packt man einen an der Ehre wie jene Knaben, der sich die Nadel ins Knie stach, und wird, wenn man folgt, damit das gleic Ergebnis erzielen: Verkrüppelung.

Ich spreche nicht gerne von mir. Doch fühle ich mich an dieser Stelle dazu genötigt, u meine Berechtigung, vom Gegenstande zu reden, darzutun, zumal ich mich auf den Vo wurf gefaßt machen muß, ich lebte in Bayern und sähe mit bayerischen Augen. Der Fa liegt umgekehrt; einer der Gründe, weshalb ich nach dem Zusammenbruch nach Baye gezogen bin, ist, daß ich schon seit jeher die Dinge so ansah. Ich habe als gebürtiger Bal Bindung weder an einen einzelnen deutschen Stamm, noch an einen Staat oder eine Dyn stie. Ich habe seit meinem zwölften Jahre die Schulzeit erst in einer neupreußischen Provin dann in einem Thüringer Kleinstaat verbracht, meine Ferien gleich begeistert bald b Verwandten in Ostpreußen, bald im bayerischen Gebirge. Ich habe an sechs deutsch Universitäten studiert, von Königsberg und Breslau bis Göttingen und Jena. Ich w preußischer Beamter und als Soldat zeitweilig Preuße, zeitweilig Bayer, und als Beam in ländlichen Bezirken ward ich mit Schlesien und mit dem Lüneburgischen tief vertra Ich bin außer im allerwestlichsten Deutschland im ganzen Reiche und in Österreich g wandert. Ich kenne also das deutsche Volk, und kenne es als Balte mit dem unparteiisch Blicke des Auslanddeutschen, den keine Heimatvorliebe bestimmt. Und ich kenne das Au land; ich weiß, was Frankreich, England, Italien für Gebilde sind, auch politisch, da Staatsmänner jener Reiche ehemals oft zu sehen Gelegenheit hatte; ich habe aus eige Anschauung den spanischen Regionalismus kennengelernt und wußte schon vor dem We krieg vom Kampf zwischen Vlamen und Franschillons in Belgien Bescheid. So kann denn die Teile Deutschlands untereinander, Deutschland aber mit anderen europäisch Staaten vergleichen.

Zunächst ist es nicht wahr, daß der Föderalismus auf Erden ausgespielt hat; welche B deutung ihm zukommt und zukommen wird, hat Kurt v. Böckmann in seinem Vort vor dem deutschen Adelstag in München 1925 so vorzüglich dargetan, daß ich den in lan Schulung vom weitgereisten Leo Frobenius angeleiteten Mann nur als Kronzeugen

führen möchte. Eingestandener- und uneingestandenermaßen blicken unsere Unitarier auf das Vorbild Frankreichs, unklar genug, um an eine einzige, heilbringende „westliche Demokratie" zu glauben, wo doch kaum etwas so verschieden ist wie der Geist der Verfassungen Frankreichs und Englands. Wohl ging der Schrei der Julirevolution in Frankreich nach einer „France gouvernée par elle même", aber das Ziel hatte trotz gleichlautender Worte nichts gemein mit dem englischen „self-government", der wirklichen Selbstverwaltung. In England erfreuen sich Grafschaften und Gemeinwesen der weitesten Autonomien, in die kein Parlament hereinzureden hat; in Frankreich bezweckte jener Schrei nur, allen das Recht zur Wahl der Volksvertretung zu geben, deren jeweilige Mehrheit im ganzen Lande absolut zu bestimmen habe. Daß der Unitarismus Frankreich außenpolitisch nicht geschadet hat, steht fest, ebensosehr wie das gegenteilige System nicht gehindert hat, daß England wurde, was es ist; das eine entsprach der französischen Art, das andere der englischen. Und es ist nicht daran zu zweifeln, daß wir Deutsche schon durch Blutsverwandtschaft eher auf den englischen, amerikanischen, auch schweizerischen Weg gewiesen sind. Daß der Deutsche nur bei möglichster Selbstverwaltung sich wohl fühlt und die nötige Freudigkeit aufbringt am Gemeinwohl zu wirken, das wußte der Freiherr vom Stein, den, wie ich in einer Versammlung hörte, auch die Demokraten für sich in Anspruch nehmen; dies Wissen war der Ausfluß der Unabhängigkeit, in der er aufgewachsen war[1]) als Reichsritter; und es hatte Bestätigung gerade aus seiner auf Reisen erworbenen Kenntnis Englands gefunden. Jeder Preuße, der noch echt ist, weiß, was er dem ihm ursprünglich fremden Reichsritter zu danken hat. Föderalismus ist Selbstverwaltung, ausgebaut auf gegebenen geschichtlichen Grundlagen, unter Achtung der in den Teilen vorhandenen Besonderheiten; siehe das Bismarcksche Reich, die Schweiz, die Vereinigten Staaten von Nordamerika und die neuesten Wandlungen innerhalb Rußlands, die Kämpfe in Spanien um den Regionalismus usw.

Es ist bedauerlich, daß von den heutigen deutschen Staaten Bayern die Führung im Kampfe um den Föderalismus hat. Gerade Preußen sollte bedenken, was es durch den Unitarismus verliert und was damit Deutschland einbüßt. Deutschland braucht Preußen, braucht gerade Preußen, das weiß jedes Kind. Darum gerade aber soll Preußen alles tun, um Preußen zu bleiben. In einem unitarisierten Deutschland würde es nicht etwa zu einem Großpreußen werden, das sich mit dem Reiche deckte, sondern vom Reiche aufgesogen werden. Das Werk Friedrich Wilhelms I. und des alten Fritzen wäre auferstehungslos dahin. Mögen die Preußen sich drum nicht durch den falschen Ehrgeiz der Machterweiterung locken lassen; ihre Macht würde sich nicht erweitern, nur diejenige Berlins. Was ist aber Berlin? Berlin war mindestens bis zu den Gründerjahren Preußen; jetzt liegt es nur in Preußen. Berlin ist der Sitz des unpreußischen, aus Wahlen im ganzen Reiche gebildeten Reichsmachthabers, des Deutschen Reichstages und seines Ausbundes, der Reichsregierung; nicht Preußen ist in diesen beiden zur Geltung gekommen, wird es auch nicht, bisweilen ein Schwaben, das nicht das beste Schwaben ist; dieser Machthaber kann verkörpert nicht etwa eine zielbewußte, tätige Kraft; denn Parlament und Regierung müssen, nach deutschen Verhältnissen, von Kompromiß zu Kompromiß leben, und die Regierung ist gleichfalls ein Kompromißergebnis, und wo sie auf keinen Widerstand stößt, machthungrig wie alles selber Schwache. Da der Machthaber aber wie alle Lebewesen unter dem Eindruck seiner Umwelt steht, wird auch dieser hier von der seinen, d. h. von mancherlei beeinflußt; von der pöbelbestimmten Großstadtseele, die jede Großstadt hat, und von Geld und Geschäft, die in der heutigen Großstadt mehr noch als in der früheren mitsprechen. Einem solchen Machthaber würde der Unitarismus auch Preußen aufopfern. Es handelt sich für Preußen wie für Bayern um die Bewahrung vor dem gleichen Übel.

[1]) Daher ist das beste Werk über Stein dasjenige des Engländers Seeley. (Tauchnitz, Leipzig.)

Unitarismus bedeutet auch die Opferung der besten politischen und kulturellen Charakt
eigenschaften und Werte der Deutschen. Wurzeln, Treue, Überlieferung, Heim
gefühle werden aufgegeben, damit eben der vertretbare „Einheitsmensch" entstehe —
Ausdruck stammt von einem bayerischen Arbeiter —, ein Mensch, der ebensogut n
Oldenburg wie nach Kufstein passe und der überallhin nur passen kann, weil er kein Men
von Herz und Blut sein wird, sondern die Feder an einem Uhrwerk; und weiß Gott, n
wir nur allzu viel Uhrfedern hatten und keinen Mann, haben wir in der Politik vers
und aus diesem Versagen unser heutiges Elend erworben! Männer brauchen wir, du
Entpersönlichung, Tilgung der Eigenarten schafft man sie nicht. Der Unitarismus ka
wie der Deutsche nun einmal ist, nur Mißbehagen, Reichsverdrossenheit oder Farblosig
zeugen; wir erhielten das einheitliche Deutsche Reich ohne Deutsche. Und welchen kul
rellen Vorteil könnte es bringen? Die wenigen Jahre Republik haben infolge des Wegfa
der natürlichen Mittelpunkte, der Höfe, ungeheuer verarmend gewirkt. Von den klei
Hauptstädten haben dank dem Fortwirken der letzten Fürsten nur zwei den ehemalig
Stand gewahrt: Darmstadt und das nie sehr beträchtliche Gera. Was die größeren Land
Hauptstädte betrifft, so steht mir über Dresden kein Urteil zu; München — und wenn di
Meinung auch noch so sehr meinen bayerischen Mitbewohner erbose — wurde tote Provi
Stuttgart noch toter. Kulturell hat schon jetzt Berlin den Geist ihnen ausgesogen. Be
wehren sich die Universitäten; aber auch da erhält Berlin das Übergewicht. Hier gleic
sich die Zustände Frankreich an: die französische Provinz ist, soweit nicht Riviera o
Hafen, tot und fürchterlich; wir hatten schon darin vor Frankreich einen unendlichen Vorz
daß man bei uns in nervenschonenderer Umgebung, als es die Großstadt ist, geistig le
konnte. Nur die Eigenschaft staatlicher Landeshauptstädte kann die ehemaligen Residenz
vor völliger Verödung und Deutschland damit vor geistiger Verarmung und Verun
sundung bewahren. Denn Berlin, wo sich andernfalls der deutsche Geist zusammenzö
ist nicht Paris. Paris hat in den vorkapitalistischen Zeiten eine so starke Geistigkeit aus
bildet, daß Geist sich darin bis heute erhalten hat und erneut; und Paris ist die Blüte
Franzosentums. Berlin war vielleicht einmal die Blüte Preußens. Allein der Einf
der Gründerjahre war stärker als der alte Berliner Geist; heute tötet Berlin den G
und weit davon eine deutsche Stadt zu sein, ist es bestimmt von undeutschen Einflüss
Unitarismus wäre politisch und kulturell die Verberlinerung Deutschlands, wie er
Frankreich die Verpariserung ist. Man beherzige den Unterschied zwischen diesen Städt

Noch eine vorläufig außenpolitische Rücksicht wäre zu nehmen. Wenigstens nehme
sie, da ich, wenn ich innerhalb Deutschlands überhaupt zur Fahne einer bestimmten R
tung schwöre, mich als Großdeutschen bezeichne. Österreich kann sich nur einem föde
listischen Deutschland anschließen. Und zwar wäre es fürs Ganze je besser, je mehr es a
selbst föderalistisch eingeteilt wäre.[1]) Wien ist trotz aller Reize und aller Kultur ebe
wenig eine segensreiche Hauptstadt wie Berlin; es hat auf die Provinzstädte — Salzb
Innsbruck — schon allzusehr mit seinem balkanischen Kaffeehauswesen und Genießert
gewirkt; diese Art von Wiener Geist müßte gehindert werden, noch weiter auf die
völkerungen überzugreifen, die in Tirol, dem Salzkammergut und Oberösterreich noch
züglich sind und anderswo vermutlich auch. Der mit Recht vielgescholtene allzuwe
Österreicher ist ein Ergebnis der Wiener Schulung. Gott schütze davor die Länder!

Daß Ungebildete und Halbgebildete, einerlei ob völkisch oder international eingest
dem Unitarismus nachbeten, ist natürlich; andere Staaten sind unitarisch; seien wir's a
Es ist eine besondere Form des heute so sehr beliebten Snobismus. Wie ein wirklich
bildeter Mensch, d. h. mit Kultur im Blute, so denken kann, auch wenn er politisch De
krat ist, vollends gar ein Konservativer, wie ein voller Mensch, der liebt, so denken k
ist mir unbegreiflich. Sollten Kultur- und Vollmenschen bei uns so selten geworden s

[1]) Vgl. den Aufsatz von Heinrich Mataja in diesem Heft.

Reichsform und Hochschulen

Von Ludolph Brauer in Hamburg

Die hohe Entwicklung des deutschen Geisteslebens im vorigen Jahrhundert, besonders auch die kräftige Ausgestaltung aller Wissensgebiete, die unser wirtschaftliches Leben günstig beeinflußten, beruht auf der Tatsache, daß uns eine Zentralisation des geistigen Lebens nach französischem Muster erspart geblieben ist. Da in jedem der deutschen Länder ein anderer Kultusminister herrscht, kommt jeweils auch eine andere Geistesrichtung zur Geltung. So kann in einem Lande eine Denkart zur Entwicklung gebracht werden, die in einem anderen politisch unterdrückt wird. Schon zu Beginn unseres Jahrhunderts haben wir erlebt, daß politische Richtungen, von rechts, wie von links, auf unsere Hochschulen einen die geistige Freiheit beschränkenden Einfluß auszuüben suchten. Schon damals trat zutage, wie wichtig es ist, daß derartige schädliche Einflüsse ausgeglichen werden konnten durch eine liberalere Denkart an anderer Stelle.

Jetzt sind wir diesen Gefahren noch mehr ausgesetzt als früher. Man vergleiche den Kampf der preußischen Studenten gegen den Kultusminister Becker, dessen Machtbereich heute erfreulicherweise durch Preußens Grenzen umschrieben ist. Wie viel schlimmer würden sich die Dinge auswirken, wenn wir nur noch ein gemeinsames übermächtiges Kultusministerium in Deutschland hätten, dessen Chef, von politischen Parteien nach politischen Gesichtspunkten gewählt, sein Amt benutzen würde, um seinen politischen Ansichten Nachdruck zu geben. Es ist den Akademikern gleichgültig, welcher Art derartige politische Einwirkungen sind. Man lehnt sie auf das nachdrücklichste ab, einerlei, ob sie eine Rechts- oder eine Linksrichtung haben. Wir wollen — zum Wohle unserer Wissenschaft und unseres Volkes — auf unseren Universitäten frei sein.

Der Unitarismus muß auch deswegen abgelehnt werden, weil er einem der schlimmsten Schäden des akademischen Lebens, dem Kliquenwesen, das so oft unter dem Deckmantel einer „Schule" dahergeht, weit mehr die Wege ebnen würde, als es jetzt schon möglich ist. Es liegt auf der Hand, daß die einzelnen Kultusministerien sich in akademischen Fragen an die ihnen näherstehenden Akademiker im eigenen Lande wenden. Der Föderalismus gibt die Möglichkeit, gegen die schädigenden Einwirkungen übermächtiger Kliquen aufzutreten. Männer, die in einem Lande unterdrückt werden, können in das andere Land berufen werden und dort zur Entfaltung ihrer geistigen Kräfte kommen. Die Freiheit des Geisteslebens verlangt die Stärkung derartiger Möglichkeiten. Die kulturellen Aufgaben müssen wie früher von den Ländern und ihren Ministerien getragen werden. Es gibt schon heute in Deutschland Beispiele wie aus übermäßiger Zentralisation geistiger Machtfaktoren eine schädigende Bevormundung einzelner, dem Cliquenwesen abholder Persönlichkeiten folgt.

Auch der Wettbewerb der Länder bei der Berufung von Professoren ist wichtig für die Entwicklung unserer Universitäten und technischen Hochschulen. Jetzt muß jedes Land bestrebt sein, seine wissenschaftlichen Anstalten zu fördern, um seinen Hochschulen tunlichst die besten Gelehrten zu schaffen oder zu erhalten. Unter dem Unitarismus würde gar bald Berlin das übergroße Zentrum sein; unsere übrigen Universitätsstädte würden ähnlich verkümmern, wie die französischen Provinzuniversitäten.

Breite akademische Kreise wünschen den Hochstand der mittleren und kleineren Universitäten; sie sind mit mir der Ansicht, daß dieser Hochstand nur zu erhalten ist durch weitgehende Selbständigkeit der einzelnen Länder. Die Landesuniversitäten müssen wirklich die Universitäten ihrer Länder bleiben, den Geist ihres Bezirkes tragen, ihn fördern und ihn das treu zu schützende Kleinod sein.

Geistesgeschichtliche Betrachtungen

Von Arthur Hübscher in München

Der Kampf zwischen Unitarismus und Föderalismus ist keine einmalige geschichtli Tatsache, die aus der Besonderheit der heutigen Lage Deutschlands oder als Gl einer folgerichtigen Entwicklung zu deuten wäre. Er ist ein kleiner Teil des ewigen Kamp zwischen Auflösung und Begrenzung, der den Weg des deutschen Geistes seit Jahrhunder bezeichnet und irgendwie im Wesen des deutschen Geistes selbst verwurzelt sein m Die Formen dieses Kampfes wechseln im Lauf der Zeiten, sie wiederholen sich auf ande Stufe dennoch, aber immer wird er auf allen Gebieten des geistigen, politischen und wi schaftlichen Lebens ausgefochten, und wie er die Formen des äußeren Lebens bestimm so bestimmt er auch das Wesen des Menschen selbst, oder vielmehr das gleiche Gesetz, d im Menschen wirksam ist, wirkt aus auf seine Lebensformen.

Es sind zwei Typen des deutschen Menschen, die dem Wechsel der Zeiten das Gepräg geben. Man kann sie in Weiterführung von Unterscheidungen, die erstmals Georg Simm in seinem Goethebuch getroffen hat, als Persönlichkeit und Individuum bezeichne Unter Persönlichkeit soll der Mensch verstanden werden, der ein in sich geschlossenes D sein führt und geschlossene Formen hat, gleichgültig ob er sich von anderen unterscheid unter Individuum aber der Mensch, der sich von allen anderen unterscheidet und eben dar zu anderen hinweist. So bedeutet Persönlichkeit: Selbständigkeit des Da-seins grundsä lich gleicher Wesen; Individuum: Unverwechselbare Einzigkeit des So-seins grundsä lich ungleicher Wesen. Beide, Persönlichkeit und Individuum, streben zum Ganzen. Ab die Persönlichkeit durch Eingliederung in die nächst höhere Ordnung, das Individu durch ein unmittelbares Hinstreben zur letzten denkbaren Einheit, für das alle zwische liegenden Ordnungen nur Durchgangsstufen sind.

Es ist ein tief eingewurzelter Irrtum, der uns noch heute ganze Zeiträume falsch seh läßt, daß Individualismus und Kollektivismus sich ausschließende Gegensätze seien. sind umschließende Gegensätze, wie denn die Zeiten des Individualismus immer au die Zeiten großer Einheits- und Gemeinsamkeitsbildungen in Recht und Wirtschaft, Sittlichkeit und Politik, in Kunst und Wissenschaft gewesen sind.

A. W. Schlegel hat einmal dem klassischen Geist die Tendenz der Sonderung, de romantischen die der Vermischung der Formen zugeschrieben. Es ist eine Unterscheidung, die über die zeitliche Einschränkung auf bestimmte Stilepochen hinaus für die beid Typen des deutschen Menschen und die von ihnen geformten Zeiten überhaupt Geltu besitzt und in der neuzeitlichen Entwicklung des deutschen Geisteslebens schon an der Wan lung von Renaissance zum Barock zu verfolgen ist. Die Lyrik der Renaissance neigt zu Prinzip strophischer Gliederung und Wiederkehr, die Lyrik des Barock zu Vers- und Str phenformen, deren Tendenz eine große nicht wiederholbare Verschlingung ist (Terzin Sonette usw.). Das Renaissancedrama reiht unvermittelt Szene an Szene; Andr Gryphius führt im weitesten Maße den Grundsatz der liaison de scènes durch. Der R naissanceroman ist Aneinanderreihung einzelner selbständiger Geschehnisse, die oh Schaden für den Aufbau vermehrt oder vermindert werden könnten, und darum zerf er so leicht in eine Reihe von Schwänken, Abenteuern, Novellen. Der Barockroman zuerst die große Linie. Wo die Renaissancearchitektur in sich geschlossene und vollend Gebilde schafft, ist die Architektur des Barock in größere Zusammenhänge gestellt und darf des umgebenden Raumes. Und wo die Renaissance begrenzte Territorialpol treibt, herrscht im Barock der Geist großer Zusammenfassungen. Das religiöse Den dieser Zeit erstrebt in der Gegenreformation die Einheit der Konfession. Das politi

Denken geht auf große Staatenbünde, auf den militärisch-monarchischen Großstaat, auf die Erfassung eines einheitlichen Wirtschaftsganzen. Wenn die Reichsverfassung von 1648 noch die Selbständigkeit der Territorialfürsten bestimmt, so gibt sie, wie das im Barock so oft der Fall ist, nur die formelle Festlegung der Zustände des 16. Jahrhunderts, die von der neuen Zeit längst überholt sind.

Die Gegensätze von Renaissance und Barock wiederholen sich auf anderen Stufen der Entwicklung immer wieder. Sie werden an der Wende von Rationalismus zu Sturm und Drang so gut durchgefochten, wie an der Wende von Klassik zu Romantik. In den Bahnen Herders fordert die Romantik statt des Kabinettsstaates die größere sprachlich-geographische Einheit, statt des Völkerstaats den Volksstaat. Ähnliche Gegensätze spielen in der Kontroverse über Staatenbund oder Bundesstaat die wichtigste Rolle. W. v. Humboldt bringt in seiner Denkschrift vom Dezember 1813 einen Staatenverein in Vorschlag, der sich auf „feste, durchgängige, nie unterbrochene Übereinstimmung" der beiden Hauptstaaten Preußen und Österreich gründen soll. Freiherr vom Stein aber vertritt schon in der Denkschrift vom Juni 1807 die Einheit in der Bewegung des Staates, eine Lösung, die „die zerstückelten Geschäftszweige endlich an einem Punkt zu einem Ganzen" verbinden soll. Noch schärfer formuliert er in der Septemberdenkschrift 1813, die nicht nur die Verfassung von 1648, sondern auch die von 1802 ablehnt, da die Abhängigkeit der deutschen Fürsten vom Reich in ihr zu lose war. Wenn die Geschichte damals W. v. Humboldt recht gegeben hat, und nicht Stein, so muß man den Grund dafür tiefer suchen als in der Unmöglichkeit, den Dualismus Preußen-Österreich verfassungsmäßig zu beseitigen: in einer inneren Unsicherheit Steins, die sich in seiner unklaren und wechselnden Stellung zu den Fragen der Reichsverfassung deutlich kundgibt. Es ist, als ob das klassische Prinzip, das Humboldt vertritt, auch in ihm selbst (Gedanke der ständischen Verfassung!) gegen das romantische gestritten und dessen Niederlage herbeigeführt hätte.

Gewiß ist der Steinsche Reichsgedanke später in anderer Form im Reiche Bismarcks Wirklichkeit geworden. Und wohl zum erstenmal hat dieses Reich ein inneres Gleichgewicht zwischen den Tendenzen von Sonderung und Verschmelzung herzustellen vermocht. Die Verfassungskämpfe von heute aber gehen auf einer neuen Stufe der Entwicklung letzten Endes um die alten Gegensätze. Im Barock und noch in der Romantik lag das Schwergewicht des Problems mehr nach der Seite der Sonderung, heute liegt es mehr nach der Seite der Lösung und Verschmelzung. Wir sehen, wie im Barock, im Sturm und Drang, in der Romantik, auf der einen Seite einen ausgeprägten Individualismus, auf der anderen Seite das hemmungslose Streben nach Kollektivbildungen, nach der letzten Einheit, dem jedes neu erreichte Ziel doch wieder nur Begrenzung wäre. Es ist ein Irrtum zu glauben, daß die Schaffung des Einheitsstaates dieses Streben nach immer umfassenderen Zielen ausschalten würde. Sie würde nur zum Schaden des deutschen Volkstums der Arbeit an okkultistischen Weltbünden, an paneuropäischen und Völkerbundsutopien freiere Bahn schaffen. Es liegt in der Verkennung dieser Situation begründet, wenn noch heute national eingestellte Leute den unitarischen Gedanken vertreten.

Wenn aber nicht alle Zeichen trügen, so sehen wir gerade heute schon auf allen Gebieten des geistig-kulturellen Lebens eine neue Gegenbewegung gegen die individualistisch-kollektivistische Welle sich verwirklichen, in einer zunehmenden Stärkung des Triebes zur Begrenzung und zur organischen Form. Es ist dieser Trieb, der uns die Hoffnung auf die Zukunft des deutschen Geistes und der deutschen Kultur überhaupt beläßt. Es hat eine Zeit gegeben, wo der föderalistische Gedanke in gewissem Sinne als reaktionär betrachtet werden konnte. Wenn wir aber wirklich an einer neuen Wende der Zeiten stehen, so kann die Bezeichnung reaktionär, wenn sie überhaupt noch einen Sinn haben soll, heute nur auf den unitarischen Gedanken angewendet werden. Denn in ihm verkörpert sich ein Prinzip, das zwar noch in Form und Formel umkämpft wird, aber von der lebendigen Entwicklung schon überholt ist und jedenfalls nicht das Prinzip der kommenden Zeit sein wird.

Zentralisierung und Dezentralisierung der geistigen Kultur

Von Hermann W. von Waltershausen in München

Es ist naheliegend, das Problem der zentralisierten oder dezentralisierten Kultur, das für den Deutschen von heute vielleicht das entscheidendste und richtungbestimmendste ist, zunächst unter dem Gesichtswinkel der geschichtlichen Analogien zu betrachten. Man hüte sich aber davor, zu glauben, daß eine solche Betrachtungsweise uns mehr enthüllen kann, als eben Analogien und darüber hinaus vielleicht Methoden oder Ausgangspunkte einer Untersuchung. Bei vorsichtiger Wägung der Tatsachen kann man immerhin feststellen, daß in den großen Kulturen im allgemeinen die Neigung zur Dezentralisierung hervortritt, wenngleich zentralistische Elemente daneben fast immer vorhanden sind. Zweifellos war die griechische Kultur dezentralisiert, geheftet an die vielen ineinandergeschachtelten, durch Gebirge voneinander getrennten Landschaften und beherrscht von den Städten und ihren Tempeln. Neben der Dezentralisierung auf das ganze Land hat aber auch eine Zentralisierung in Athen bestanden, und zwar viel länger, als man im allgemeinen annimmt, lange noch nach dem politischen Zusammenbruch nicht nur Attikas, sondern Griechenlands. Einen eigenartigen Charakter erhält die griechische Kultur durch die verschiedenen Blütezeiten der Kolonien und Kolonialgebiete mit ihren deutlich erkennbaren und doch nicht immer greifbaren dauernden gefühlsmäßigen Bindungen an die Mutterstädte. Gerade an diesem Beispiel erkennen wir, wie Zentralisierung und Dezentralisierung fast immer in einem reizvollen und belebenden Wechselspiel stehen.

Das rein zentralistische Rom hat eigene geistige Kräfte nur in beschränktem Maß entwickelt und nur so weit, wie es diese als politische Machtzentrale gebraucht hat. Zweifellos dezentralisiert war die Kultur der Araber, wenn auch durch eine religiöse Idee zentralistisch zusammengehalten. Aufs äußerste dezentralisiert ist das Italien des Mittelalters, der Renaissance und des Barock, trotz der wiederum vorwiegend im Religiösen beruhenden zentralen Bedeutung Roms. Die Dezentralisierung erhält hier ihre reiche Gliederung durch die verschiedenen Aspekte, die sich aus der Mannigfaltigkeit der geistlichen, fürstlichen und städtischen Zentren ergeben. Nahe verwandt mit den Verhältnissen in Italien sind die in Deutschland vom Beginn der Städtekultur, also von der hochgotischen Zeit an bis zur Gegenwart. Auch über den Segen der kulturellen Mannigfaltigkeit und über den Unsegen der politischen Zerrissenheit lassen sich hier interessante Parallelen ziehen.

Den hier erwähnten Verhältnissen gerade entgegengesetzt sind die der Entwicklung in Frankreich, Spanien und England. In allen drei Ländern bricht ein starkes Königtum schon frühzeitig die Macht des hohen Adels und setzt an Stelle der föderalistischen Souveränität die Gliederung der Provinzen. Die französische, spanische, englische Kultur heißt Paris, Madrid, London. Das kulturelle Eigenleben außerhalb der Zentrale wird vernichtet; an die Stelle des Reichtums der kulturellen Dezentralisation tritt die „provinzielle" Verödung und Rückständigkeit, die dann geradezu sprichwörtlich geworden ist. Allerdings war die kulturelle Bedeutung der drei genannten Hauptstädte sehr groß und ist es teilweise heute noch. Anderseits tritt aber doch immer wieder hervor, daß der naturgemäß begrenzte Raum selbst einer Haupt- und Weltstadt niemals imstande ist, alle Kräfte zur Entfaltung zu bringen, die ihr aus dem ganzen Lande zuströmen. Somit steht fest, daß die Zentralisierung nicht imstande ist, die kulturellen Kräfte in vollem Maße auszunutzen; ein harter Kampf ums Dasein führt nur eine beschränkte Auslese zum Ziel.

Schon die wenigen und sich nur auf die allgemeinsten Gesichtspunkte beschränkenden Hinweise, die hier zum geschichtlichen Teil unserer Frage gegeben werden konnten, rollen eine Fülle von Sonderproblemen auf und zeigen, daß Zentralisierung und Dezentralisierung durchaus nicht zwei einheitliche Begriffe sind, sondern daß es fast ebenso viele

Spielarten gibt wie selbständige Kulturen überhaupt. Fast immer ist die Dezentralisation der politischen Kraft die Ursache des nationalen Verfalls, während anderseits jede Größe des Staates in machtvollen Kraftzentralen beruhte. Eng verbunden mit der zentralistischen politischen Einheit der Nation ist die Einheit und Geschlossenheit der geistigen Grundeinstellung, der nationalen Gesinnung, deren stärkstes Band die Sprache ist, und die allein der nationalen Idee Stoßkraft gibt. Keine organische Einheit ist ohne eine übergeordnete zentralistische Spitze möglich. Im Wesen des Organischen erschöpft sich wahrscheinlich das ganze Problem. Sobald eine Dezentralisation den beziehungsreichen Zusammenhang der einzelnen Glieder, also eine universalistische Bindung, vermissen läßt, erlahmt die Kraft. Sobald aber anderseits die Konzentration auf eine führende Stelle das Eigenleben der Glieder des Organismus der Verkümmerung preisgibt, treten die Verfallserscheinungen ein, die wir im menschlichen Körper aus der Störung des Blutkreislaufes kennen.

Vergleichende Bilder sind ebenso gefährlich wie Beweisführungen durch die Geschichtsklitterung. Nur beschränkt können wir den menschlichen Organismus, den nächstliegenden, mit dem Organismus des Staates in eine Parallele stellen. Man hat wohl gesagt, Berlin sei etwa der Kopf, München das Herz Deutschlands. Fast immer haben aber, um bei dem Bilde zu bleiben, dezentralistisch gegliederte Kulturen mehrere Köpfe und mehrere Herzen, von den anderen Organen gar nicht zu reden. Dies will heißen: eine der fruchtbringendsten Triebkräfte jeder Kultur ist der freie, in der Mannigfaltigkeit sich entwickelnde Wettbewerb. Dies hat beispielsweise Paris und London im eigenen Lande stets gefehlt; allerdings ist hier vielfach ein Ausgleich dadurch eingetreten, daß der Wettbewerb auf das internationale Gebiet hinübergespielt hat. Dieses letztere hat aber vielfach die nationale Bodenständigkeit der Kultur verwischt. Am großartigsten bekundet sich der Gedanke des freien geistigen Wettbewerbs, unter beschränkter Anerkennung der zentralistischen Hegemonie, in der Geschichte der deutschen Universitäten. Gewiß wird es vielfach zweckmäßig sein, besondere Forschungsinstitute zu zentralisieren. Gewiß haben einzelne Universitäten zeitweilig ein geistiges Übergewicht über die anderen erhalten, das ihnen ein Primat in die Hand gespielt hat. Im ganzen zeigt sich aber, daß die Entwicklung der deutschen Wissenschaft ohne den freien Wettbewerb der Universitäten, bei der stets nur die Leistungen, nie aber die Stellung in der Gliederung des nationalen Organismus entscheidend war, also ohne die bewußt behauptete Dezentralisation mit dem sich daraus ergebenden ungehinderten Spiel der Kräfte überhaupt nicht zu verstehen ist. Ebenso verhält es sich mit dem deutschen Theater, dessen Größe im Wettbewerb der Hoftheater begründet war und heute im ganz ähnlich gestalteten Wettbewerb der Städte, der Erben fürstlicher Kulturaufgaben, seine deutlich erkennbaren Grundlagen hat. Die ganze Entfaltung der bildenden Kunst, soweit ihr Ursprung im Auftrag zu suchen ist, beruht auf dem Ehrgeiz der reichen und mannigfaltigen dezentralisierten Kulturstätten. Fürsten und Städte sind die Träger der Idee und nicht nur im Wettbewerb mit den Zentralen, sondern auch untereinander.

Man hat behauptet, eine der segensreichsten Wirkungen der Zentralisation beruhe in der sich aus der Natur der Zentrale entwickelnden natürlichen Auslese der Kräfte. Der Kampf ums Dasein bringe automatisch die Tüchtigsten an die führenden Stellen. Dies mag für Politik und Wirtschaft richtig sein; keineswegs ist aber damit bewiesen, daß eine solche Auslese für die Kultur überhaupt zweckdienlich ist. Die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen ist hier mindestens so wichtig wie ihre Qualität. Der führende Künstler und Gelehrte steht in einem anderen Verhältnis zur Gegenwart und zum Zeitgemäßen als etwa der leitende Politiker oder Wirtschaftler; was von dem Führenden gilt, trifft mehr oder weniger auch bei den anderen zu, die sich um ihn scharen oder aus antipodischer Einstellung zu seinem Problem sich um einen oder zu einem Gegenpol kristallisieren. Wird nur die richtige Politik gemacht oder die zweckmäßigste Wirtschaft betrieben, so ist es für die Nation fast gleichgültig, ob der eine oder der andere politisch oder wirtschaftlich Begabte darüber verkümmert; Politik und Wirtschaft werden nicht um ihrer selbst willen, sondern

zu einem bestimmten Zweck betrieben. Kunst und Wissenschaft blühen aber um ihrer selbst willen, wenngleich sie sich zweckmäßig in das Ganze der Nation einfügen. Wenn ein Künstler die erhabensten Meisterwerke schafft, wenn ein Gelehrter die genialste Forschungsarbeit leistet, so ist damit die Notwendigkeit und Berechtigung der Existenz des anderweitigen Wertvollen noch nicht bestritten. Jede geistige Persönlichkeit vollbringt, wenn sie sich richtig entfaltet, irgend etwas, was ihr besonderes Eigentum ist und was kein anderer zu vollbringen vermag, selbst wenn er sonst alles besser kann. Die Kultur braucht deshalb Platz für die Entfaltung des Persönlichen im Nebeneinander und sogar im Gegensätzlichen, braucht die Möglichkeit der Bildung ungezählter großer und kleiner Zentren, die ihrerseits wieder in jedem Falle zusammenfassend zu wirken haben und doch im engen und engsten Gebiet der Mannigfaltigkeit und Freiheit der Gliederung Raum lassen müssen.

Man könnte noch weiter gehen und sagen, daß der produktive Künstler (und was vom Künstler gilt, läßt sich fast ganz auch auf den Gelehrten übertragen) trotz der Voraussetzung der engsten Verbindung mit dem Heimatlichen stets ein von den Dämonen der Phantasie zum rastlosen Schweifen verurteilter Heimatloser ist, der nur dann ruhen und rasten kann, wenn ihm die Liebe das Asyl schafft, dessen er bedarf, die Heimstätte, in der er sich nicht gedrückt als einer von vielen Parias fühlt, sondern in der er in irgendeiner Weise Mittelpunkt ist, Sammelpunkt der Wärme, die der Hochschätzung und Verehrung entströmt. Dies liegt so tief in der Natur des geistig Schaffenden begründet wie das Bedürfnis nach Erfolg und Resonanz in der Öffentlichkeit. Cäsar wollte lieber der Erste in einem gallischen Dorfe sein, als der Zweite in Rom; an diesem Beispiel klärt sich das ganze Problem der Hegung und Pflege des geistig Schaffenden innerhalb der nationalen Gemeinschaft. Die Bilder unzähliger Mäzene, besonders der kulturell großdenkenden Fürsten, steigen vor uns auf; wir denken an den Hof des Dionysios, den von Ferrara und Weimar, wir erinnern uns der zahlreichen Pflegstätten einer frühen deutschen Oper, an die reichgegliederten holländischen Malschulen. Wir wissen anderseits, daß in dem musikalischen Paris der 30er und 40er Jahre des 19. Jahrhunderts für einen Berlioz und einen Wagner kein Platz mehr war, daß aber die Musikpflege kleiner deutscher Fürstenhöfe dem ersteren die beglückende Freude zum Schaffen erhalten hat, daß ein süddeutscher Fürst dem anderen die Wege zur Vollendung seines Lebenswerkes gebahnt hat. Wir erinnern uns, daß Bayreuth weitab von jeder Großstadt liegt und daß doch vielleicht eine innere Gesetzmäßigkeit dazu geführt hat, Wagners Festspielhaus nicht in München erstehen zu lassen. Je größer der Chor der Nachtigallen, desto reicher die Harmonie.

Wollte man die besonderen deutschen Verhältnisse untersuchen, so müßte man darauf hinweisen, daß hier besonders das Problem der Gegensätzlichkeit innerhalb der Einheit eine Rolle spielt, daß die volkstümliche Eigenart einer engeren Heimat neben der einer weiteren ihr Recht beansprucht. Ein Herzog Karl August vermochte selbst innerhalb Weimars zu dezentralisieren; er gab einem Herder, einem Wieland und vielen anderen ihren Parnaß neben Goethe und Schiller. Es soll damit gesagt sein, daß es weniger auf die örtliche Dezentralisation ankommt als auf eine höhere, geistige, daß wir keine Partikularisten zu sein brauchen, wenn wir an den leitenden Stellen der Zentralen den persönlichen Takt vorfinden, den die fürstlichen Mäzene fast immer gehabt haben. Dieser Takt ist bei den heutigen Bestrebungen um Vereinheitlichung der Kultur außerordentlich selten. Takt selbst ist eine Kulturfrage, entweder eine solche der kulturellen Herzensbildung oder einer kulturellen Überlieferung. An Stelle dieser Bildung setzt man heute die intellektuell-mechanistische Schulweisheit, wie sie jeder normale Einheitsmensch erlernen kann; an Stelle der kulturellen Überlieferung tritt das Dogma der Partei mit Programm und Taktik. Einheitskultur ist ebenso wie der Einheitsstaat ein Wechselbalg der Intoleranz und der demokratischen Streberei. Viel Köpfe, viele Meinungen, Gefühle und Gesinnungen sollten nicht Anlaß zur parlamentarischen Prügelei sein, sondern zur Anbetung der unendlichen Größe und des Reichtums der göttlichen Polyphonie.

Vergleiche

Nachwort der S. M.

Wenn wir uns, was abgesehen von dem vielen, was wir über Sozialpolitik gebracht haben, in diesen 25 Jahrgängen nur ausnahmsweise geschehen ist, einmal mit ner Frage der inneren Politik — hoffentlich nicht der Parteipolitik — eingehend be- ssen, so deshalb, weil wir im Zentralismus die zurzeit größte Gefahr für die Erhaltung s Deutschtums erblicken.

Wir haben schon im Vorwort gestanden, daß wir noch vor sieben Jahren manches in penglers Konzeption für phantastisch gehalten haben, wovon wir jetzt sagen müssen: ir haben es erlebt, wir erleben es jeden Tag. Wer wollte leugnen, daß die inzwischen rflossenen sieben Jahre der Voraussage einer zu Ende gehenden Zivilisation in einem mfang und Tempo recht zu geben scheinen, wie man es kaum für möglich gehalten hätte? Den am Ende des 19. Jahrhunderts Aufgewachsenen erschien jene Zeit als fin de ècle — Ende des Jahrhunderts mit dem Beigeschmack: Ende einer Zeitepoche, wenn cht Ende der Welt. Die Sehnsucht der Bildungsbeflissenen galt vor allem dem 18. Jahr- ndert, allenfalls noch der ersten Hälfte des 19. Über keine Epoche der Literatur wurde mals so viel geschrieben wie über das 18. Jahrhundert. Man empfand es als Quelle r Bildung, als die Zeit der Vertiefung im Gegensatz zu der hastenden äußerlichen Zivi- ation der eigenen Zeit, in der es keine geistigen Führer mehr gab, und die großen egabungen sich nicht mehr der Literatur, sondern der Technik und — hier lag der einzige nerliche Fortschritt — sozialen Aufgaben zuwandten.

Wie idyllisch erscheint uns heute jene Zeit, die sich fin de siècle nannte! Wir em- anden uns nicht mehr als Ende des Jahrhunderts, sondern als Ende des Jahrtausends. Die Verstädterung ist so weit vorgeschritten, daß die Mädchen in Feldmoching dieselbe nartracht und Kleidung tragen wie in Montreal und San Francisco, daß sie nach den eichen Niggermelodien tanzen, daß durch Grammophonplatten und Radio die Welt- dte in Wort und Ton täglich hineinwirken in die Kleinstadt und das Dorf, in deren ille das entstand und geboren wurde, was man früher deutsche Kultur nannte.

In Berlin hat die Politisierung von Kunst, Theater, Literatur, Wissenschaft einen Punkt eicht, wie in Paris am Vorabend der großen Revolution, der Geburtsstunde der mo- rnen Zivilisation. Berlin ist, wie unsere Leser aus dem vorigen Heft wissen, zugleich iejenige Stadt des Abendlandes, die den größten Geburtenrückgang, und diejenige adt, die die größte Bevölkerungszunahme hat. Wohl auch diejenige Stadt, die die ößte Zunahme an Stätten des sogenannten Vergnügens aufweist.

Daß diese Stadt einmal ein Trümmerhaufen werden könnte wie Babylon oder Mem- is, erscheint uns unwahrscheinlich. Aber es hat wohl nie ein Volk außer im Krieg die mpfindung gehabt, unterzugehen. Das alte Babylon und Ägypten gewiß auch nicht. as Volk wie der einzelne empfinden sich trotz der Erfahrung des allgemeinen Sterbens, ange sie leben, als unsterblich.

Wenn man aber irgend etwas auf geschichtliche Analogien geben oder gar an geschicht- he Gesetze glauben wollte, so müßte man annehmen, daß Rußland mit seinem Geburten- berschuß, mit seiner überwiegend ländlichen Bevölkerung, mit seiner Loslösung von stlicher Zivilisation das Menschenreservoir wäre, von dem aus einmal die europäische Albinsel, in die der asiatische Kontinent ausmündet, überschwemmt und zum Kolonial- nd gemacht würde.

Wir sind so weit wie möglich entfernt davon, dies für wünschenswert zu halten. Aber ß es uns unglaublich dünkt, ist nur aus dem Selbsterhaltungswillen, der das geistige eben wie das körperliche beherrscht, verständlich und will nichts besagen.

Die höchsten Leistungen der Kunst, die raffinierteste Lebensführung war einmal i Kleinasien zu Hause, und Nordeuropa erschien als das Land der Barbaren; damals habe die Kleinasiaten gewiß nicht gedacht, daß Kleinasien einmal Kolonialland werden un von den Nachkommen jener Barbaren beherrscht werden würde.

Unter diesem Gesichtspunkt der Verstädterung sehen wir die Frage des Zentralismus und unter diesem Gesichtspunkt halten wir sie für die wichtigste, die augenblicklich di deutsche Öffentlichkeit beschäftigt.

Es gibt zahlreiche Deutsche, die den Einheitsstaat nur aus vaterländischen Gründe wünschen. Sie sehen die Entwicklung so: Die andern europäischen Länder, insbe sondere England, Frankreich, Italien, haben die Kleinstaaterei überwunden; an Stel der Kämpfe, die früher zwischen Engländern und Schotten, zwischen Franzosen un Burgundern, zwischen den italienischen Fürsten und Republiken wüteten, ist der Ein heitsstaat getreten, und mit ihm ist dort ein leidenschaftliches Nationalgefühl erwachse das sich in Deutschland nicht entwickeln konnte, weil der Gegensatz der Stämme und de Einzelstaaten bis in die Gegenwart hinein es nicht aufkommen ließ.

Wenn wir diese Auffassung für richtig hielten, so würden wir kein Opfer für zu gro halten, um dem deutschen Volk zu einem so starken nationalen Selbstbewußtsein zu ve helfen, wie die andern Völker es haben; wir würden glauben, daß mit einem solche nationalen Selbstbewußtsein das deutsche Volk sogar der Gefahr der Verstädterung un des mit dieser verbundenen Untergangs wenigstens eine Zeitlang trotzen könnte.

Aber wir halten jenen Vergleich, der viele Patrioten zu Anhängern des Einheitsstaat macht, für falsch, sowohl nach der Seite der zum Vergleich herangezogenen Vergange heit, als auch nach der Seite der deutschen Gegenwart.

Mag man noch so ungläubig gegen Geschichtsphilosophie sein, so wird man doch z geben müssen, daß es so etwas wie Jugend und Alter — rein biologisch — auch bei d Völkern gibt. Die Vereinigung Englands und Frankreichs hat in einem anderen Leben alter Europas stattgefunden. Sie drängten sich nicht um eine Weltstadt, sondern um e führendes Herrschergeschlecht, nicht um den internationalen, sondern um den national Teil des führenden Volkes. Sie stärkten die traditionellen Mächte, während viele Ve treter des deutschen Einheitsstaates sie zerstören wollen.

Und wenn der Vergleich auch zuträfe — hat denn der Zentralismus jenen Lände wirklich zum Segen gereicht? Daß er sich in ihnen bewährt habe, können seine Verfech doch wohl nur für diesen einen, allerdings wesentlichsten Punkt — das starke Nation gefühl — behaupten wollen. Ist die Ausschaltung der Provinz in Frankreich währe aller französischen Revolutionen ein Glück für das Land gewesen? Sehen wir nicht England die Zerstörung der Landwirtschaft durch den Übergang vom intensiven zu extensiven Betrieb in erschreckender Parallele zu dem, was in diesem Augenblick Deutschen Reich und Österreich vorgeht, in Ländern, die nicht in der Lage sind wie En land, das Getreide aus überseeischen Besitzungen zu holen? Wo ist in Frankreich und a in dem viel weniger zentralisierten England außerhalb von Paris und London eine St mit einem Kunstleben wie — wir wollen nicht von Wien und München sprechen sagen wir wie Dresden, Hamburg, Köln, Stuttgart, Karlsruhe, Augsburg, Nürnb und ein paar Dutzend weitere deutsche Städte? Wir nehmen an, daß die französische Minnesänger und die englischen Komödianten durch das ganze Land gezogen sind u nicht in Paris und London ansässig waren.

Die Erfolge des Zentralismus in den anderen europäischen Ländern sind überha zweifelhafter Art. England[1]) ist es zwar gelungen, Schottland und Wales zu assi

[1]) Über „Das Problem des Föderalismus in Großbritannien" handelt eine vorzügliche St des Rechtsanwalts Dr. Karl Löwenstein (München) in den „Annalen des Deutschen Reich (Jhrg. 1921/22, S. 1). Interessant ist vor allem, daß sogar das Recht auf den britischen Ins

ieren, denen es eine große Selbständigkeit beließ; dagegen ist es ihm nicht gelungen, nit gewaltsamem Zentralismus in Jahrhunderten die Iren auch nur so weit zu gewinnen, aß sie sich überhaupt als Engländer fühlen; die reiche politische Begabung der Iren etätigt sich nun in Amerika. Wo sonst wäre in Europa innerhalb eines Reichsgefüges o wie in Dublin mit Tanks und Maschinengewehren auf die Bevölkerung geschossen vorden? In Spanien hat die katalanische Bewegung einen Umfang angenommen, mit em der Umfang der föderalistischen Bestrebungen etwa der Welfen in Hannover nicht zu ergleichen ist. Die Bewegung der Katalanen zielt auf nichts Geringeres, als auf die Abrennung dieser industriell und auf manchen anderen Gebieten wichtigsten spanischen Provinz, und bekanntlich wird in keiner anderen europäischen Stadt so viel mit Bomben earbeitet wie in Barcelona. Aber auch der Regionalismus in Frankreich nimmt zu. Die Provinz wurde dort seit der großen Revolution unter dem Gesichtspunkt verwaltet, aß man Beamte aus Paris hinsandte, die für gute Wahlen zu sorgen hatten (vgl. z. B. ie Erinnerungen von Graf Dürckheim[1]), was z. T. schon bald zu gänzlicher Verödung ancher Departements führen wird (vgl. das vorige Heft „Geburtenrückgang", S. 176). talien, das dem Durchreisenden einen ungleich geordneteren Eindruck macht als früher, t ebenso schlecht verwaltet. Die wirtschaftlichen Bedürfnisse der Provinzen werden nur enig berücksichtigt, und die Unordnung im inneren Dienst der Provinzen ist größer denn ; nur daß die Unzufriedenheit sich nicht äußern darf, weil die Zentralgewalt das Land illitärisch fest in der Hand hat.

Vielfach haben aber die Länder, die den deutschen Anhängern des Einheitsstaates als orbild vorschweben, einen weit ausgebildeten Föderalismus. Dies gilt von den Verinigten Staaten von Nordamerika. Der Föderalismus geht dort so weit, daß die einlnen Staaten ihre eigene Gesetzgebung haben. Man hat erkannt, daß der landwirtaftliche Süden und der industrielle Osten nicht von einer Zentrale aus regiert werden nnen. Jeder Staat, ob groß oder klein, stellt zwei Senatoren für Washington. Jeder taat aber, ob groß oder klein, hat auch seine eigenen beiden Häuser, einen Senat und n Repräsentantenhaus. Trotzdem es nur zwei demokratische Präsidenten gegeben hat id die Republikaner als Zentralisten gelten, ist es seit Abschaffung der Sklaverei nie ehr vorgekommen, daß man sich von der Zentrale aus in die Rechte und die Verfassung r einzelnen Staaten eingemischt hat. Diese Verfassung hat sich über hundert Jahre währt. Man könnte vielleicht wünschen, daß mehr Rücksicht auf ihr Vorbild genommen rden wäre im Herbst 1918, als eine so große Wilsonverehrung in Deutschland bestand. Die Bundesregierung in Washington hat mit dem Schulwesen nichts zu tun, die Volksulen wie die höheren sind Sache des Einzelstaates. Jeder Staat ist in Distrikte eingeteilt, diesen wird in allgemeiner Wahl ein Superintendent gewählt, und ihnen sind Beiräte igegeben; dieser Distriktschulrat wählt die Lehrer und Lehrbücher aus, regelt die Bezüge. m den Steuern, die der Einzelstaat erhebt, ist ein bestimmter Hundertsatz für die Schulen timmt; die Verteilung auf die Distrikte erfolgt nach dem Bedarf. Die Bezirkssuperinidenten — mit Ausnahme derjenigen der größeren Städte — unterstehen einem Superendenten des Staates.

Auch kommt es in den Vereinigten Staaten selten vor, daß ein Mann in eine so hohe elle, wie es der Senat in Washington ist, gelangt, der nicht durch Arbeit in Par-

---

England, Schottland und Irland verschieden ist. Besonders lehrreich ist das Kapitel über die erfassung des Zentralparlaments und die beiden föderalistischen Verfassungsentwürfe des eakers Mr. Lowther und des Mr. Murray-Macdonald, die sich in den Grundzügen durchaus den gleichlaufenden Wünschen in Deutschland decken.

) Als er wegen des Ausfalls einer Wahl zum Bedauern seines von ihm vorzüglich verwalten Departements abberufen worden war, sagte der Minister des Innern zu ihm: „La province us est indifférente; c'est la chambre des députés qu'il nous importe de gouverner." (Vierte Auflage, 1910, Seite 193).

lament oder Regierung seines Heimatstaates das Vertrauen seiner Mitbürger gewonnen hat. Das was in einem deutschen Einheitsstaat käme, wäre wohl eine Wahlliste, die in Berlin von den Parteivorständen ausgearbeitet wird mit Leuten, die die Wähler großenteils nicht kennen, jedenfalls nicht als Menschen oder Arbeiter, höchstens als Redner.

Anders in den Vereinigten Staaten. Anders auch in der Schweiz. Die Schweizer Verfassung, die uns nicht in allem — z. B. nicht in ihren gewählten Richtern — ein Vorbild sein kann, hat jedenfalls dazu geführt, daß dort das Wort Demokratie keine Phrase ist. Hier steigen Leute, die das Vertrauen ihrer Mitbürger haben, aus der Gemeinde über die Kantonsregierung zur Bundesregierung auf. Die Selbstverwaltung im Kanton ist Erziehung und Grundlage für die Selbstverwaltung im Staat. Auch in dem russischen Militärstaat erweist sich die Autonomie der einzelnen Sowjetrepubliken, die so weit geht wie Autonomie in einem Militärstaat gehen kann, als förderlich; man kann vielleicht sogar sagen, daß ohne diese Autonomie das Reich bereits zusammengebrochen wäre.

Nun aber die deutsche Seite des Vergleichs. Man kann schon im gegenwärtigen Deutschland nicht sagen, daß das Volk wirklich ein Verständnis habe für die tieferen Gründe von Krisen und Ministerwechseln im Reichstag, und man stelle sich vor, wie es sein würde, wenn das deutsche Volk am staatlichen Leben keinen anderen unmittelbaren Anteil mehr hätte, als alle vier Jahre nach einer von Berlin kommenden Liste einen in Berlin residierenden Reichstag zu wählen. Ferner: wer wollte behaupten, daß ein Preuße, Bayer, Hesse wegen seines Staatsgefühls ein weniger guter Deutscher wäre? Wer die Dinge so sieht, sieht sie in einem viel zu kleinen Rahmen. Was wir erleben, ist die Auflockerung aller Überlieferung und des historisch Gewordenen; wer die Heimattreue auf dem kleinen Gebiet festhält, wird sie gewiß auch auf dem größeren festhalten. So daß man behaupten kann, wer sich als guter Preuße, Bayer, Hesse fühlt, fühlt sich gewiß auch als guter Deutscher. Es hat sich doch wahrlich im Krieg und später in Oberschlesien usw. gezeigt, daß die besten jugendlichen Kräfte aus den süddeutschen Ländern begeistert zuströmten, wenn es galt, das große Deutschtum zu schützen. Und wenn jene Überlieferung des Staates wegfällt, besteht die Gefahr, daß überhaupt jede geschichtliche Überlieferung aufhört.

Der Gegensatz liegt beim gegenwärtigen Zustand Europas, also nicht mehr zwischen Bayern und Preußen, sondern zwischen national und international. Auf der einen Seite Festhalten an der alten Kultur, an der Überlieferung, an Heimat und Großdeutschtum, auf der andern Seite: Angleichung aller Länder an alle, Völkervermischung, Amerikanisierung, Verstädterung.

Vielleicht würden manche Föderalisten eine andere Ansicht haben, wenn die Vertreter des Einheitsstaates an eine deutsche Mittel- oder Kleinstadt, ein deutsches Washington dächten und nicht an Berlin. Man kann Berlin gewiß viel Gutes nachsagen. Sein Wachstum nach einem verlorenen Krieg, seine Arbeitsfreudigkeit erregen die Bewunderung der Welt. Es geschieht auch an Wohnungsfürsorge, an gesundheitlichen Einrichtungen, an Kunstpflege so viel, wie in einer Weltstadt geschehen kann. Nur soll man nicht glauben, daß Berlin die deutsche Kultur retten und das deutsche Volk zu einem nationalen Körper zusammenschließen könne. Das liegt nicht an Berlin. Man könnte sogar bezweifeln, daß ein deutsches Dorf, das man heute zur Reichshauptstadt machte, etwas anderes würde als eine amerikanische Großstadt. Man kann eben in einer Zeit wie der jetzigen zwar alte Überlieferungen zerstören, aber nicht durch Verfassungsänderungen neue künstlich schaffen.

Hier zeigt sich wieder das Schiefe jener geschichtlichen Vergleiche. Paris und London waren die nationalen Mittelpunkte in Zeiten des stärksten Machtstrebens; Berlin ist schon durch seine geographische Lage — das Einfallstor für die Zuwanderung, für die Überfremdung in einer Zeit der machtpolitischen Schwäche. Wer unser voriges Ge-

elesen hat, wird von einem Zentralismus, der sich um die Stadt des größten Geburten-
ückgangs in Europa, Berlin, gruppiert, nicht die Einigung erwarten, die unter dem
eerbann mächtiger Könige und aristokratischer Parlamente im Mittelalter von Paris
nd London aus stattfand. Die vor unseren Augen entstehende Weltstadt würde nicht
radition schaffen, sondern zerstören. Sie würde nicht Großdeutschland schaffen, auch
icht Großpreußen, sondern Groß-Berlin. Und wie in dem großen Römerreich Athen
nd Korinth, Ephesus und Syrakus zu bedeutungslosen Provinzstädten herabsanken,
würde das, was in den letzten Jahren in Meiningen und Sondershausen, in Schwerin
nd Gotha vor sich gegangen ist, im Galopptempo alle deutschen Kulturzentren erfassen.
an beobachte, was Straßburg als Hauptstadt in der beschränkten Autonomie des
eichslandes gewesen ist und was es heute als französische Provinzstadt ist. Man be-
achte, wie in Frankreich fast jeder Universitätsprofessor, der etwas Besonderes leistet,
ach Paris berufen wird, und welche Bedeutung die französischen Provinzialuniversi-
ten demgemäß im Vergleich mit den deutschen Universitäten haben.

Man darf also, wenn man auch den Unterschied zwischen den Volkscharakteren noch
hoch einschätzt, doch nicht den Charakter der Zeit, in der sich ein geschichtlicher Vorgang
spielt, außer acht lassen. Die Völker des Abendlandes sind alt geworden — alt in dem
inn, daß sie in immer größerem Umfang vom Jungbrunnen des Menschen, der Natur,
m Jungbrunnen des Volkes, dem Bauerntum, sich entfernt haben. Gewiß kann man
ancherlei Gründe rationeller Art für Zentralismus anführen. Daß zuviel für Regieren
d Verwalten ausgegeben wird, ist richtig. Und wir sind der Ansicht, daß Bayern nichts
sseres und Wichtigeres zur Erhaltung seiner Eigenstaatlichkeit tun kann, als abgesehen
n Kulturaufgaben: Sparen. Übrigens ist der Eindruck in München — im Gegensatz
Berlin — durchaus der, daß gespart wird. Aber es mag sein, daß der Instanzenzug
d die Verwaltung in der bayerischen Provinz zu teuer sind. Nicht vergessen darf man
ilich, daß ein überwiegend agrarisches Land dünner besiedelt ist und vom Briefträger
gefangen mehr Beamte auf den Kopf der Einwohnerzahl braucht, als ein dicht be-
eltes. Nicht vergessen darf man ferner, daß es nirgends in Deutschland so viele ehemals
chsunmittelbare Herrschaften gibt wie in Franken und Schwaben — es ist begreiflich,
ß sie aus ihrer eigenstaatlichen Vergangenheit wenigstens irgendein Amt in die Zu-
ft hinüberretten möchten. Aber gerade um auch auf diesem Gebiet einen Wettbewerb
) Fortschritt zu ermöglichen, ist es nötig, die Eigenstaatlichkeit der Länder zu erhalten.
go Stinnes sagte einmal, Preußen sei zu groß, um von Berlin aus regiert zu werden,
müsse in drei Wirtschaftsprovinzen eingeteilt werden, die möglichst gleichmäßig Land-
tschaft, Industrie, Handel umfassen würden, um den Wettbewerb zu schaffen, der in
freien Wirtschaft die Voraussetzung des Erfolges sei. Der Satz, daß der größte Betrieb
vorteilhafteste sei, ist in dieser Allgemeinheit nicht richtig. Auf manchen Gebieten
eiten die mittleren Betriebe am billigsten. Bei einer gewissen Größe angelangt, werden
unübersichtlich, und es fehlt ihnen der gesunde Wettbewerb. Es ist nicht anzunehmen,
es zur Zeit des Weltkriegs weniger hervorragende Offiziere gegeben hat als zur
Friedrichs des Großen; aber Friedrich der Große konnte noch jeden einzelnen seiner
iziere kennen und beurteilen, was 1914 in den Wilhelm II. unterstellten Kontingenten
dann nicht mehr möglich gewesen wäre, wenn an seiner Stelle Friedrich der Große
ert hätte. Dieser Gedanke stammt nicht von uns, sondern von einem unserer Heerführer.

Alle solche Erwägungen dürfen aber gegenüber der Frage, in welcher Richtung Fort-
bestand und Untergang des Volkstums liegen, nicht in Betracht kommen. Gewiß haben
t die Verstädterung untergegangener Reiche ähnliche Erwägungen kluger Leute mit-
rochen wie jetzt, während auch damals die Masse durch die Hoffnung auf Brot und
iele in die Großstädte gezogen wurde. Die Bewohner Spaniens haben in den Zeiten,
ie im Römerreich eine führende Stelle einnahmen, gewiß nicht gedacht, daß ihre

Nachkommen einmal von Mauren beherrscht werden würden, so wie sich die Franzose jetzt nicht vorstellen können, daß sie vielleicht einmal marokkanische Kolonie sein werden Gewiß haben sich die Leute in Ägypten und Mesopotamien, in Mexiko und Peru, wo e große Kulturen und Weltstädte gab, nicht vorstellen können, daß an Stelle der Weltstädt einmal Sand oder Urwald sein würde. So kann man nicht erwarten, daß die Masse de Europäer sich vorstellen könne, Europa werde einmal ein Trümmerfeld sein. Für seine Raum und seine Zeit ist eben jeder geneigt eine Ausnahme vom Schicksal alles Vergäng lichen anzunehmen. Auch Naturkatastrophen hält man bei jedem Erdteil, bei jeder Planeten für eher möglich als beim eigenen. Man geht in Weltstädten sogar vergnüg zugrunde. Zum Schluß, bevor die Barbaren kamen, hat es vielleicht in Babylon un im alten Rom ebenso viele Tanzdielen gegeben wie jetzt in Berlin.

Weder die Vergleiche aus der Vergangenheit, noch die Vergleiche aus der Gegenwa können uns also davon überzeugen, daß der Einheitsstaat das Zusammenwachsen de deutschen Volkes befördern würde; denn die Gefahr des Separatismus liegt längst nich mehr bei den Ländern, sondern bei den Parteien. Und da muß man sagen, daß, wenn e noch Brücken zwischen den Parteien und Klassen gibt, diese Brücken immer noch am eheste wenigstens bei uns in Bayern und wohl auch in anderen Ländern, durch einen gewisse landsmannschaftlichen Zusammenhang gegeben sind. Jedenfalls spricht für diese Au fassung die Erfahrung der Revolution, in der z. B. der Berliner Eisner sehr wohl fühlt daß er auch den sozialistischen Arbeitern gegenüber sich nicht als Berliner, sondern als Bay geben mußte. Hier zeigte es sich in einer Zeit, in der alles Bestehende ins Wanken gerie daß sogar in revolutionären Kreisen der heimatliche Zusammenhang nicht abgerissen i

Wir glauben also nicht, daß durch einen Einheitsstaat der deutsche Hang zur Verehrun des Fremden und zur Bekämpfung des Landsmannes beseitigt werden kann — so wäre allerdings kein Opfer zu groß, um dieses Ziel zu erreichen. Aber die Gefahr d Auseinanderreißens besteht schon längst nicht mehr an der Naht der Länder, sondern der Naht der Parteien. Wer bei Aschaffenburg über die Grenze fährt, wird nicht d Eindruck haben, zu einem anderen Volk zu kommen; diesen Eindruck wird viel eher d haben, der aus der Versammlung einer Partei in die einer anderen geht, und diejenigen, von Berlin aus harte Worte gegen süddeutsche Länder sprechen, meinen ja auch wieder ni ihre politischen Gesinnungsgenossen in diesen süddeutschen Ländern, sondern diejenig Süddeutschen, die politisch anderer Ansicht sind. In Wirklichkeit ist also das Reich in G fahr, in Parteien auseinander zu fallen, und die landsmannschaftliche Bindung eine d ersten, die etwa in Bayern das Volk von den Fabrikarbeitern bis zu den Bauern Stunden der Gefahr noch irgendwie zusammenhält. Bismarck[1]) hat diese Entwicklu vorausgesehen und immer wieder vor ihr gewarnt. Er hat im Heimatgefühl der Läni eine der stärksten Stützen des Deutschen Reiches gesehen.

Wir geben aber, um es zu wiederholen, zu, daß viele Anhänger des Einheitsstaa durch jene von uns für falsch gehaltenen Parallelen aus rein vaterländischen Gründ zu ihrer Einstellung gekommen sind. Und wir möchten nur wünschen, daß die bev stehenden Kämpfe von beiden Seiten ohne die in Deutschland übliche persönliche häßigkeit geführt werden. Daß der Streit nicht dadurch vergiftet werde, daß man jei Gegner des Einheitsstaates für einen Separatisten und Reichsfeind, jeden Anhänger Einheitsstaates für einen Mann hält, der aus parteipolitischem Egoismus handelt.

[1]) Z. B. in der Ansprache an die Südwestdeutschen am 24. Juli 1892: „Die Einheit . . . in erster Linie bedroht durch das Parteiweisen".

Tagebuch

Von einer Balkanreise

Die Ordnung unserer Beziehungen zu den Völkern Ost- und Südosteuropas wird voraussichtlich eine der wichtigsten Aufgaben deutscher Auslandsarbeit im nächsten halben Jahrhundert sein. Mit dem Zusammenbruch Rußlands, Österreichs und der Türkei, der drei großen Staaten, die seit dem Wiener Kongreß die Ostpolitik bestimmten, und mit der durchgehenden politischen Neugestaltung Südosteuropas sind eine Fülle bisher latenter staatlicher, nationaler und kultureller Probleme akut geworden, mit denen wir uns ernst und sachlich auseinandersetzen müssen. Weder die gefährliche Überwertung der nationalen Eigenkulturen, noch die ebenso übliche Leugnung der gegebenen Tatsachen kann uns hier weiterbringen. Die S. M. haben verschiedentlich (z. B. in zwei Sonderheften „Der Balkan", Sept. 1915, und „Deutschtum in Südost", April 1927) einer sachlichen Klärung der Fragen vorgearbeitet, die Südosteuropa künftighin nicht minder in den Mittelpunkt der weltpolitischen Entscheidungen rücken werden als in den Jahren vor 1914. Es handelt sich um Fragen der Staatsvölker und um Fragen der deutschen Minderheiten. Wir sehen beide anders als noch vor zehn Jahren, nicht mehr weil wir uns nicht mehr der Vermittlung der Wiener Politik bedienen, sondern weil die Verhältnisse uns überhaupt zu einer sorgfältigeren, auf zahlreiche Sonderheiten eingestellten Betrachtungsweise zwingen, den Staatsvölkern gegenüber ebenso wie gegenüber den berufenen Mittlern zwischen ihnen und uns, den deutschen Minderheiten. Auch diese Minderheiten haben als Reste verschiedener Geistigkeiten und politischer Zustände an der Buntheit balkanischer Bevölkerungszustände teil: Wir zählen 800 Jahre Siebenbürger Sachsen, 200 Jahre Schwaben im Banat, 150 Jahre Deutsche in Beßarabien, 30 Jahre in der Dobrudscha, und die Ergebnisse dieser Entwicklungen sind von den jeweiligen Verhältnissen der Staatsvölker in sehr verschiedener Richtung weiter gebildet worden.

Die Arbeitsgemeinschaft deutscher Zeitschriften hatte den rechten Zeitpunkt gewählt, wenn sie im Herbst dieses Jahres eine Studienreise nach dem Südosten Europas veranstaltete. Es war die erste derartige Reise nach dem Kriege überhaupt, und so kam ihr noch eine besondere Bedeutung zu. Dreizehn Herausgeber und Schriftleiter führender deutscher Zeitschriften waren beteiligt, Männer aus den verschiedensten politischen und weltanschaulichen Lagern, aber, wie es in den Worten Rudolf Pechels, des Sprechers der Arbeitsgemeinschaft immer wieder zum Ausdruck kam, geeint in dem Verantwortungsbewußtsein für die deutsche Kultur und geeint in dem Bestreben, durch genauere Kenntnis von Land und Leuten die Beziehungen zu stärken, die bisher Gemeingut des deutschen Volkes waren.

Die Reise führt uns von Klagenfurt, dem Brennpunkt politischer und nationaler Auseinandersetzungen im Südosten, in das Gebiet des slowenischen Deutschtums, das wie das Deutschtum im ungarisch gebliebenen Burgenlande noch der kompakten, in der Karolingerzeit begonnenen Ostbewegung des deutschen Volkes entstammt. Kurz hinter der Grenze zeigt man uns das Denkmal eines zum Märtyrer erhobenen Slowenen. Es ruft zu Haß und ewiger Feindschaft auf und zu künftigen Eroberungen. Und bald sehen wir in Marburg (jetzt Maribor) den Kampf in einer Schärfe toben, wie wir es trotz allem kaum erwartet hätten. Gewiß, man ist freundlich und vorsichtig genug, uns einen ganzen Nachmittag zu der alten deutschen Weinbauernstadt Pettau (heute Ptui) zu fahren und uns bei römischen Antiken und Resten eines Mithrastempels möglich in eine politisch neutralere Welt zu entrücken. Doch kommen böse Einzelheiten und bösere Worte aus den Vorverhandlungen für das Bankett der Stadtgemeinde zu unseren Ohren und zeigen uns die tiefen Klüfte, die zwischen den Beteiligten aufgerissen sind, der deutschen Minderheit, dem Kreis der deutsch geschriebenen, aber slowenisch geleiteten „Marburger Zeitung" und den Slowenen selbst. Ein Wunder, daß sie an diesem Abend dann doch — es ist zum erstenmale — an festlicher Tafel vereint sitzen: der serbische Platzkommandant, die Vertreter der slowenischen Behörden und die Minderheitenführer. Ob unser Besuch im Sinne einer Verständigung gewirkt hat? Eine sachlich und versöhnlich gehaltene Aussprache des Präsidenten der deutschen Liga für den Völkerbund und Völker-

verständigung in Slowenien, Dr. Morocutti, hat, wie wir später hören müssen, nur einen neuen erbitterten Pressefeldzug gegen die Deutschen hervorgerufen.

Der nächste Tag bringt uns nach Zagreb, dem ungarischen Agram. Hier vergiftet kein Nationalitätenkampf die Atmosphäre, man mißt unserem Besuch auch kaum politische Bedeutung bei. Man erfüllt die Pflichten der überlieferungsmäßigen kroatischen Gastfreundschaft, und man erfüllt sie herzlich und fast allzu reichlich. Mit Stolz führt man uns den Aufschwung der Stadt unter den neuen Verhältnissen vor Augen: Weite Plätze, moderne Bauten von großem Ausmaß und einheitlichem Stil, Villenvororte, zwischen Weingärten an Hügel angelehnt: das ist nicht mehr die mittelgroße Landstadt der ungarischen Zeit, sondern, ohne die Übertreibungen der Höflichkeit muß es gesagt sein, die letzte ihrem Wesen nach westeuropäische Stadt, und doch auch aufstrebender Mittelpunkt der nationalen Überlieferungen des Kroatentums. Wir fühlen es immer wieder: Beim Obergespan in den prunkvollen alten Gemächern des Banalpalais, im Atelier des schon zur Weltberühmtheit gewordenen Bildhauers Meschtrovitsch, eines Künstlers von Eigenart und Formkraft, bei dem glänzend ausgestatteten Ballett, das man uns zu Ehren im Nationaltheater aufführt, und nicht zuletzt im ethnographischen Museum, das in Jahren mühevoller Arbeit zu einer unvergleichlichen Sammlung von Volkskunst und nationalen Trachten aufgewachsen ist. Wenn wir uns in Belgrad einige Tage später dies alles ins Gedächtnis zurückrufen, verstehen wir ein wenig die Abneigung des Altserben gegen den Namen Zagreb. Aber wir verstehen auch, daß bei den Kroaten mehr noch als bei den Slowenen Marburgs immer wieder ein Gefühl der Zurücksetzung gegenüber den Altserben laut wird, die angeblich alle wichtigen Stellen in Militär, Verwaltung und Regierung innehaben.

Wir kommen nach Neusatz (Novisad), in das Gebiet der geschlossenen Landsiedelungen der Batschka, und finden hier zuerst ein Deutschtum, das nicht auf die zusammenhängende große Ostbewegung zurückgeht, sondern auf die zweite große Leistung des Deutschtums im Osten, die Europäisierung und Christianisierung Südosteuropas. Neben den Eindruck einer ungeminderten Verbundenheit mit der deutschen Gesamtkultur stellt sich folgerichtig auch der zweite einer geschlosseneren Eigenentwicklung. Das Verhältnis zu den Serben hat offensichtlich angenehme, oft geradezu freundschaftliche Formen. Wenn es sachlich unhaltbar ist, so liegt das vermutlich weniger an den Menschen, als an einem von oben durchgeführten System. Die Schule, die wir sehen, hat für 364 Kinder 6 serbische und 1 deutsche Lehrer. Der Deutsche führt uns die erste Klasse vor, aber er hat sie niemals unterrichtet und muß darauf verzichten, auch nur eine Frage an die Kinder zu stellen. Solche Einzelheiten zeigen, wie wertlos das Zugeständnis des doppelsprachigen Unterrichts im Grunde ist. Wir hören im vertrauteren Kreise noch vieles über die wirklichen Verhältnisse: In den sogenannten nationalen Gegenständen wird von der 3. Klasse ab grundsätzlich nur in serbischer Sprache unterrichtet. In der 5. und 6. Klasse war der deutsche Unterricht seit einigen Jahren überhaupt abgeschafft, erst im Frühjahr 1928 wurden 4 Stunden wöchentlich zugestanden und auch diese nur auf dem Papier. Wir sehen das amtliche deutsche Lesebuch: Es enthält kein einziges deutsches Originalstück, nur jämmerliche Übersetzungen aus dem Serbischen. Kein deutscher Lehrernachwuchs, keine deutsche Mittelschule, keine Privatschule, nicht einmal ein deutscher Kindergarten — so wird allmählich ein Analphabetentum groß gezogen, das der kulturellen Überlieferung dieser deutschen Volksteile hohnspricht. Der zehnjährige Sohn meiner Quartierwirtin muß sein kleines Hirn mit den schlecht geordneten Trümmern von vier Sprachen belasten. Er versteht außer der im Elternhaus gepflegten deutschen Muttersprache auch serbisch, kroatisch und ungarisch alles gleich schlecht. Dazu lernt er vier verschiedene Schriftarten, die gotische und die cyrillische Schrift, die deutsche und die kroatische Lateinschrift. Natürlich können nur wenige vermögendere Eltern die traurigen Ergebnisse solchen Unterrichts durch den nicht minder traurigen Entschluß ausgleichen, ihre Kinder nach Deutschland oder Österreich zu schicken.

Es ist trotzdem höchster Achtung wert, wie diese Deutschen aus eigener Kraft für die Behauptung ihres Deutschtums leisten; sie haben im Schwäbisch-deutschen Kulturbund die maßgiltige Mittelstelle für ihre kulturellen und volkzialen Aufgaben geschaffen und damit auch den Mittelpunkt eines straffen völkischen Zusammenschlusses. Das Zukunftweisende also liegt vor allem darin, daß jeder einzelne durch eine unmittelbare, persönliche Anteilnahme mit dem Schicksal der Gesamtheit verbunden scheint, die großen Teilen unseres Volkes sich fremd geworden ist. Wir fühlen es noch e

nal, als wir zu kurzem Besuch die beiden roßen, rein deutschen Straßendörfer Alt- und leuwerbaß aufsuchen. Man hat das 115 Jahre lte Privatgymnasium in Neuwerbaß (1925) benso gesperrt wie das zweite in dem später n Rumänien abgetretenen Hatzfeld. Aber es t, als ob solche Gewaltmaßnahmen die schwäbi-hen Bauern nur eindringlicher auf ihren alt-berlieferten Bildungsbesitz zurückverwiesen ätten. Der schöne Abend in ihrem Kreise gibt ns die Hoffnung, daß diese deutschen Land-edelungen trotz allem in die Zukunft dauern erden, eine Hoffnung, die man dem städtischen eutschtum Sloweniens gegenüber leider eben-aufgeben muß wie gegenüber großen Teilen es Deutschtums im jetzt rumänischen Banat, as an erschreckendem Geburtenrückgang und nem Umsichgreifen schlimmer materialistischer ebensauffassung leidet.

In einer bösen Gründerperiode zeigt sich die seit dem Kriegsende mit unver-utet großen Aufgaben belastete Landeshaupt-dt. Noch immer stehen die schmutzigen Zi-:unerhütten und die Kabachen serbischer auern neben feinen, alten Wiener Häusern d neben Neubauten russischer, französischer, lienischer, neudeutscher Herkunft und ameri-nischen Wolkenkratzern. Altes und Neues :gt in einem unentschiedenen Kampf, die berbleibsel türkischer Unterdrückung und der nge Ehrgeiz eines kaum erst zum Bewußtsein ner selbst erwachten Volkes. Eine überstürzte ntwicklung versinnbildlichen die drei Par-lmente, die in geringer Entfernung von-nander an der Hauptstraße gelegen sind: is kleine unansehnliche Gebäude, in dem der edanke Großserbien erwuchs, heute durch e Straßenaufschüttung fast überhöht; der rstöckige Saalbau der heutigen Skuptschina d der große, im Bau begriffene Kuppelbau, r: für eine heiß erstrebte Zukunft steht. Es i als spiegelte die wenig einheitliche Gegen-nrt der Stadt das noch so wenig einheitliche Gefüge dieses Staates überhaupt, der nach ographischer ebenso wie nach völkischer Zusammensetzung (Slowenen, Kroaten, rben, Deutschen, Magyaren, Bulgaren), ch Konfession (römisch-katholisch, orthodox, hammedanisch), Kulturkreis, Alphabet (la-inische Schrift, cyrillische Schrift mit ihrer garischen Abart, arabische Schrift der Mohammedaner) und nach den rechtlichen Zu-inden der Vorkriegsstaaten in immer anderen chtungen zerfällt. Das in den Tagen unseres Belgrader Aufenthalts viel besprochene Witz-nrt von den drei Nationalhymnen hat schon seine tiefere Bedeutung. Man hätte sie, so heißt es, statt sie schlecht und recht zu einer einzigen zu verschmelzen, lieber allgemein austauschen sollen: Die serbische Hymmne „Gott des Rechts" passe im Grunde mehr für kroatisches Querulantentum, die kroatische „Herrliche Heimat" mehr für Slowenien und die slowenische „Auf in den Kampf" mehr für das serbische Soldatenvolk. Doch es ist richtig: Ein fester staatlicher Wille steht ebenso wie gegen das Chaotische der Stadt, so gegen das Chaotische des Reiches. Der Name Jugoslawien, der infolge des Zwiespalts der drei Staatsvölker in der Verfassung nicht durchzusetzen war, ist heute schon in allgemeinem Gebrauch, man legt durchaus Wert auf ihn und hört es gar nicht gerne, wenn noch vom Volk der Serben, Kroaten und Slowenen gesprochen wird. Und eigentliche Gefahren für den Bestand des Staates sind nirgends zu bemerken. Man fühlt es nicht nur aus der durchgängigen Hochschätzung heraus, mit der von der Person des Königs gesprochen wird.

Wir werden vom Außenminister Marinkowitsch empfangen. Seine Ansprache hält sich an der unteren Grenze dessen, was diplomatische Höflichkeit erfordert. Aber die Zeitungen des nächsten Tages bringen seine Worte in einer wesentlich freundlicheren Redaktion. Wir sehen darin ein Zugeständnis der franzosenfreundlichen amtlichen Einstellung an die öffentliche Meinung, die von einer ständig anwachsenden deutschfreundlichen Strömung getragen ist. Bei dem Festessen, das uns die Belgrader Sektion des südslawischen Journalistenverbandes gibt, spricht Dr. Miloslaw Stojadinowitsch von den alten wirtschaftlichen und kulturellen Beziehungen der beiden Länder, er nennt die Namen Goethes und Jakob Grimms, die zuerst die serbische Dichtung in die Weltliteratur eingeführt haben, und hofft von der neuen unmittelbaren Verbindung den immer festeren Ausbau der alten. Man stimmt ihm schon deshalb gerne bei, weil der Wille zu kultureller Annäherung hier wirklich in tausend Einzelheiten Tat wird und nirgends dem Hemmnis einer Kriegsschuldpsychose begegnet. Die Achtung vor dem deutschen Wesen geht nicht zuletzt auf die Zeit der deutschen Besetzung zurück, und sie ist gerade bei Kreisen eingewurzelt, die am meisten unter den Kriegsunbilden zu leiden hatten. Bei der Hindenburgfeier der deutschen Kolonie erzählt mir die Gattin des Publizisten Ozerowitsch — sie spricht ausgezeichnet deutsch — von ihren Kriegserlebnissen. Sie mußte mit ihren Eltern

zweimal aus Belgrad fliehen. Irgendwo im Süden auf einem mazedonischen Bauernhofe lernt sie doch noch die verhaßte und gefürchtete deutsche Einquartierung kennen: zwei deutsche Flieger. Rührend, wie sie von dem langsamen Erwachen menschlicher Einschätzung spricht und von dem Schmerz der ganzen Familie, als die beiden eines Tages von einem Erkundungsflug nicht mehr zurückkehren.

Der Haß hat den Krieg nicht überdauert. Bei einem Gang durch die alte Festung sehen wir an einem Punkte hoch über dem Zusammenfluß von Donau und Save die steinerne Ruhebank, die Wilhelm II. nach der Einnahme der Stadt 1916 hier errichten ließ. Sie ist unangetastet, nur der Reichsadler entfernt, aber die Inschrift unverletzt. Wir fahren auf einer Straße, die einst von unseren Truppen angelegt wurde, zum deutschen Heldenfriedhof. Die Gräber sind in bestem Zustand.

Gewiß, es scheint in Belgrad wenig Neigung zu bestehen, über eine kulturelle Verbindung hinaus eine politische anzustreben, trotzdem man der großzügigen Bündnispolitik Mussolinis nichts als die eine fragwürdige Tatsache des französischen Bündnisses entgegenstellen kann. Man spricht wenig von Politik, berührt kaum einmal das Verhältnis Jugoslawiens zu seinen unmittelbaren Nachbarn, und über eine so heikle Frage wie die mazedonische ist mit offiziellen Persönlichkeiten natürlich überhaupt nicht zu reden. Nur in einem Punkt sprengt ausbrechendes Gefühl alle Zügel der Zurückhaltung: wo es Italien angeht und die Lage der slawischen Minderheiten in Istrien und Triest. Und man ist allgemein der festen Überzeugung, daß die Italiener in dem fast als unausbleiblich angesehenen Kriege trotz ihrer materiellen Überlegenheit hinweggefegt würden wie die Spreu von einem Sturmwind.

Eine lange Bahnfahrt führt uns an der Morawa entlang nach Nisch und weiter nach Osten. Bei den Piroter Bergen überschreiten wir die jugoslawische Grenze und damit auch die Grenze des historischen deutschen Einflusses. Die deutsche Sprache, in Belgrad noch beim kleinsten Straßenhändler in notdürftigem Gebrauch, ist in Sofia Angelegenheit einer verhältnismäßig jungen intellektuellen Oberschicht. Aber auch das Französische geht nicht besonders tief, verdrängt nirgends völkische Eigenwerte. Bei Wahrung aller Tradition weist die Hauptstadt dieses armen besiegten Landes ein innerlich reicheres, einheitlicheres Bauen auf als Belgrad. Typisch, wie in der 1913 vollendeten Alexander-Newski-Kathedrale der russisch-byzantinische Stil in moderne Formen von hohem Eigenwert und mächtiger Wirkung hineinentwickelt ist. Und in der ernsten, tüchtigen und phrasenlosen Art des bulgarischen Volkes erhält der äußere Eindruck schönste Bestätigung. Gewiß, das Gegenwartsbild, das uns der Ministerpräsident Liaptscheff, der Sobranjepräsident Zankoff, der Metropolit zeichnen, weist den Grundton wirtschaftlicher und politischer Ratlosigkeit auf. Und gewiß auch, daß jede politische Verständigungsarbeit, zu der bester Wille vorhanden ist, durch das Problem Mazedonien von vornherein verhindert wird. Aber es steckt Zähigkeit in diesem Bauernvolk und ein bewunderungswürdiger Idealismus. In einem rein ideellistischen Sinne faßt man auch die Beziehungen zu dem alten Bundesgenossen auf. Man sagt es immer wieder zu uns: Bulgarien bedarf nicht nur der technischen Errungenschaften Deutschlands, sondern mehr noch des deutschen Buches, des deutschen Bildes und des deutschen Liedes. Professor Alexander Balabanoff (die Frage nach einer Verwandtschaft mit Angelika Balabanoff verneint er entrüstet) zeigt uns seine Faustübersetzung, die als eine philologisch wie dichterisch beträchtliche Leistung gerühmt wird — die Stellen, die man uns vorliest, treffen Rhythmus und Klangfarbe ausgezeichnet. Ich spreche mit dem Ordinarius für deutsche Philologie an der Universität, und finde nicht von Rückständigkeit oder ungenauen Vorstellungen, die bei der Schwierigkeit, die teure neue Literatur zu beschaffen, entschuldbar genug wären. Überall der Ernst und die Gründlichkeit, die einmal das Wort von den „Preußen des Balkans" entstehen ließ.

In schmutzigen rumänischen Wagen, deren zerbrochene Fenster notdürftig mit Holzleisten oder Papier verklebt sind, fahren wir nach Bukarest. Eben ist der Kongreß der lateinischen Presse zu Ende gegangen und das nachschwingende Gefühl romanischer Verwandtschaft läßt dem Gedanken einer kulturellen oder wirtschaftlichen Verbindung mit Deutschland wohl noch weniger Raum als sonst. Es oberflächlich das Romanische aber tatsächlich sitzt, dafür gibt unser Besichtigungsprogramm Musterbeispiele. Die rumänische Kunstausstellung besonders zeigt eine Übersicht aller Geschmacklosigkeiten aus dem letzten Vierteljahrhundert westeuropäischer Kunstentwicklung. Echt und gediegen wirkt nur das naturhistorische Museum, das unter kundiger Leitung nach modernen Gesichtspunkten eingerichtet ist.

Bei allen Vorbehalten hinsichtlich des herrschenden Systems: es gibt rumänische Politiker, mit denen sich zu reden lohnt. In dem einige Wochen später viel genannten Manoilescu lerne ich einen Menschen mit aufrichtigen deutschen Sympathien kennen und mit Ansichten über die verwickelten, im Sinn des nationalen Selbstbestimmungsrechts heute nicht mehr zu entscheidenden Minderheitenverhältnisse des Balkans, die man gern an offiziellerer Stelle hören würde. Auch der Vorsitzende des Regentschaftsrates, Patriarch Miron Cristea, sagt uns freundliche und verheißungsvolle Worte. Er ist aus Siebenbürgen gebürtig, hat in Wien die philosophische Doktorwürde erworben und weiß sich bei Gelegenheit noch eines unverfälschten Wiener Dialektes zu bedienen. Er kennt Bayern und seine Hauptstadt, erkundigt sich nach dem Ergehen des Kardinals Faulhaber, des Kirchenhistorikers Harnack, des Pädagogen Stein. Den Krieg, so meint er, sollten wir mit einem entschlossenen „Schwamm drüber!" endlich vergessen. Es gebe keine entscheidenden Gegensätze zwischen Deutschland und Rumänien. Gerne denkt er an die Zeiten einer alten Kampfgemeinschaft mit den Banater Schwaben zurück, die im alten ungarischen Staate in der gleichen Lage waren wie die rumänische Minderheit und deren deutsches Volksgefühl mit erweckt zu haben er sich als Verdienst anrechnet.

Wenn es richtig ist, daß die Siebenbürger Sachsen und die Banater Schwaben erst durch den Anschluß an Großrumänien die Mittel zum Wiederaufbau ihres Volkstums erhalten haben, ein deutsches Volksschulwesen und eine Reihe höherer deutscher Schulen, so beweist uns schon ein kurzer Aufenthalt in Hermannstadt, daß die rumänische Regierung ihre Stellung heute doch gründlich geändert hat und auf den verschiedensten Gebieten mit Romanisierungsversuchen vorgeht. Was der Bischof der evangelischen Landeskirche, D. Dr. Teutsch, der Vorsitzende des Verbandes der Deutschen in Großrumänien, Dr. Rudolf Brandsch, und der Leiter des deutschen Kulturamtes, Dr. Csaki, uns zu sagen wissen, deutet auf die gleichen Methoden der Unterdrückung des intellektuellen Nachwuchses, die wir aus Jugoslawien kennen. Immerhin lassen die niemals abgerissenen Überlieferungen Siebenbürgens, bekanntlich des ältesten deutschen Siedelungsgebietes in Osten überhaupt, noch starke Hoffnung. Bedeutend schlimmer scheint die Lage im Banat wo zwar die Neuschöpfung des deutschen Schulwesens dem offiziellen Wandel der Einstellung bisher standgehalten, der Mangel jeglicher Überlieferung aber dennoch zu einem Sprachenwirrwarr geführt hat, der schon die Generationen der gleichen Familie voneinander trennt: Der Großvater sprach noch deutsch, die Umgangssprache des Vaters wurde nach dem Einsetzen der rücksichtslosen Magyarisierungspolitik 1867 ungarisch und das Kind muß heute rumänisch lernen.

Die letzte Etappe unserer Reise: Budapest. Die politische Ideologie nervös, schillernd, im wesentlichen durch zwei Ereignisse bestimmt, die gleich schlecht geeignet sind, Beziehung zu uns zu schaffen: Die Rothermere-Aktion und das italienische Bündnis. Auch hier eine beachtenswerte kulturelle Selbsthilfe des Deutschtums im „Ungarländisch-deutschen Volksbildungsverein", auch hier die staatliche Unterdrückungspolitik, nur verbunden mit besonders eifersüchtiger Verschleierung der wirklichen Verhältnisse und gelegentlicher taktloser Verwahrung vor einer Einmischung in ungarische Angelegenheiten. Die öffentliche Meinung Ungarns scheint von einer Minderheitenfrage gar nichts zu wissen. Um so eindrucksvoller sind uns noch einmal die Worte der deutschen Minderheitenführer von der Notwendigkeit einer Ostorientierung der deutschen Wirtschaft, die allein berufen sei, unsere Minderheiten zu der großen Vermittlerrolle zwischen ihren Staatsvölkern und Deutschland zu befähigen.

München, Dez. 1927. Arthur Hübscher.

Alfred Huggenberger

ist am 26. Dezemb. in sein 60. Lebensjahr getreten. Die S. M. durften ihn von Anfang an zu ihren Mitarbeitern zählen. Manche sinnige und herzliche Gabe des Dichters erschien in diesen Blättern zum erstenmal. Er selbst erzählt in seiner stillen, feinen Weise aus seinem Leben in dem Erinnerungsbuche „Die Brunnen der Heimat". Über seine Persönlichkeit und sein Werk erschien eine kleine Schrift von Rudolf Hägni (beides bei Staackmann). Wir denken heute noch der Zeit vor dem Kriege, als plötzlich im Garten-Café Lutz in München zwischen den verschiedenen Literatentischen die schlichte Gestalt des Schweizer Dichters gewissermaßen luftreinigend unter den Kastanien stand. Es sind vielleicht berühmtere Leute an unserem Stammtisch erschienen. Ein werterer Gast niemals. Glück auf zum Sechziger, lieber Freund und Mitarbeiter Alfred Huggenberger!

Rosenheim Josef Hofmiller

Der Dichter von „Volk ohne Raum" Göttinger Ehrendoktor

Die Universität Göttingen hat den 100. Geburtstag Paul de Lagardes gefeiert, indem sie dem Dichter, der für die Not des deutschen Volks die nie wieder zu vergessende Formel fand, ihre höchste akademische Würde verlieh. Hier ist der Wortlaut der für beide Teile gleich ehrenvollen Urkunde:

„Anläßlich der Feier des hundertsten Geburtstages Paul de Lagardes und in Erinnerung an den kühnen Willen dieses prophetischen Geistes, der in Unabhängigkeit von allen Parteien, aber im Glauben an die geschichtliche Sendung unseres Volkes und die reine Kraft seiner Jugend die deutsche Nationalität in der Einheit eines neuen Ideals aller Deutschen suchte, ernennt die Philosophische Fakultät der Georg August-Universität unter der Amtsführung Seiner Magnifizenz des Rektors Professor Dr. med. Wolfgang Heubner durch ihren Dekan Professor Dr. phil. Hans Hecht den Schriftsteller Hans Grimm in Lippoldsberg a. d. Weser, den Schöpfer des Epos von Volk ohne Raum, der mit demselben unabhängigen Geist und gleichen leidenschaftlichen Herzen für die Größe Deutschlands sein Schicksal mit der seherischen Gewalt des Dichters sichtbar gemacht und in dem schlichten Heldentum des einfachsten Sohnes dieses Volkes unserer Jugend die Zukunft eines freien und adligen deutschen Lebens mit der erzieherischen Kraft seiner Sprache, der plastischen Strenge seines Stils und der Wahrhaftigkeit seiner reinen Phantasie in die Seele gezeichnet hat, ehrenhalber zum Doktor der Philosophie."

Unsere italienische Literaturgeschichte

Der folgende Hinweis entstammt nicht der Kritik eines Fachkenners, sondern der Dankbarkeit eines Laien. Aber man wird selten in der knappen, handbuchähnlichen Form eines Göschenbändchens so viel Inhalt in so persönlicher Prägung gefaßt finden wie in Karl Voßlers Italienischer Literaturgeschichte, die kürzlich in 4. durchgesehener und verbesserter Auflage erschienen ist. So sicher und ruhig wie Dante von Virgil wird man auf 144 Seiten von den Anfängen der italienischen Sprache bis zu den Futuristen von gestern geführt. Dante selbst, Petrarca, Boccaccio, Machiavelli, Tasso, Manzoni schreiten oder eilen samt ihrem Gefolge im Geisterschritt vorbei. Man schlägt das Buch auf, um darin zu blättern, und genießt es schließlich, Paragraph um Paragraph, Schluck um Schluck, vom Anfang bis zum Ende.

K. A. v. M.

Ein Verlagsalmanach

Der soeben von A. Albers herausgegebene 4. Almanach der Rupprechtpresse (C. H. Beckschen Verlagsbuchhandlung), enthält einige wertvolle literarische Erstdrucke: einen Jugendbrief Jean Pauls an einen Berliner Verleger, vermutlich Nicolai, ein launiges Hochzeitscarmen C. F. Meyers aus dem Jahre 1883, außerdem ein bisher unbekanntes Lichtbild des alten Schelling und ein in Deutschland noch unveröffentlichtes Porträt Sören Kierkegaards; daneben Bilder und Briefe aus der Sturm- und Drangzeit des Schweizer Malers Füßli und beachtenswerte Beiträge von Tim Klein: Götz von Berlichingen; Karl Wolfskehl: Die französischen Weinlieder und Worte beim Tode Gerhard Ouckama Knoops; Emil Preetorius: Über die ostasiatische Graphik. Das inhaltlich wie in der Ausstattung gleich ausgezeichnete Bändchen wird jedem Kunst- und Literaturfreund willkommen sein. A. H.

Gedanken

Was die modernen Spiritisten und Telekinetiker so abstoßend macht, ist, daß sie einen Trick suchen, wie man ohne Gott zu lieben hinter seine Geheimnisse kommen kann.

*

Wie wundergläubig die Mediziner sind, hat sich besonders in den beiden Epochen gezeigt, in denen sie Alchimisten und Materialisten waren.

*

Kleine Güte erregt böse Leute; nur große Güte überwältigt sie.

*

Vielleicht schätzt der Mensch die Gerechtigkeit deshalb so hoch, weil er von Natur zur Ungerechtigkeit neigt.

*

Bei der Pflicht ist immer zu fragen, ob man sie deshalb erfüllt, weil Pflichterfüllung von anderen geschätzt wird, oder deshalb, weil sie einem inneren Gebote entspricht.

*

Gibt es außer beim Menschen eine Tiergruppe, die mit Vorliebe erwachsene Artgenossen frißt?

*

Der deutsche Erzähler

Die Hochzeitskuh

Roman von Josef Magnus Wehner

(3. Fortsetzung)

Sechstes Kapitel.

Ein Wanderer sang ein Lied an einem düsteren Februarmorgen in die schneeschwarze Luft. Er trug auf seinem Lockenkopf einen spitzen grünen Hut, den er mit den Händen zum Kegel gewalkt hatte. Der Rucksack auf seinem Rücken barg seine ganze Habe, wie sie auf der Landstraße gebraucht wird: Teller und Töpfe, eine Spiritusflasche, Waschgerät und sogar eine Flasche Rotwein.

Als von einem Hügel herab die Türme der Universitätsstadt sichtbar wurden, schwang er den Eichenstock fechtend um sein Haupt, und rief seinem Gefährten, der ihm in einem großen Zwischenraum folgte, zu:

„Da, Erich, rollt sie sich zusammen im Schneenebel, unsere nährende Mutter. Ein paar Türme als Fühlhörner, das übrige Masse. Puh, da hineinkriechen müssen in irgendein Zimmerchen und dann Tag für Tag in toten Eingeweiden studieren! Mir graust!"

Erich stützte sich auf seinen Stock, überblickte ruhig das Gelände und sprach: „Das Gebirge ist ja ganz in der Nähe. Wir brauchen bloß die Hand auszustrecken, so sind wir frei, Otto."

Otto nahm Erichs Stock und stieß ihn in den Boden; dann umarmte er seinen Freund und schrie: „Das ist es ja. Wenn ich dem Gebirg die Hand hinstrecke, dann schnappt es den ganzen Kerl, und aus dem Studium wird wieder nichts. Ich wollte, ich säße unter der Erde, bis ich meinen Doktor gemacht hätte, Kellerassel, Aaskeller, Doktorfabrik. Laß uns einen Molch machen!"

Und sie hieben im Takt eines im Landsknechtston gedichteten Kochliedes ihre Messer in den Boden, da wo der Waldhang windgeschützt war und gruben sich eine Feuerstelle. Otto ging in den Wald und holte aus einem Reisighaufen das unterste Holz, das noch trocken war. Erich steckte zwei Äste, die oben eine Gabel bildeten, einander gegenüber in die Ecken der Feuergrube, legte seinen Stock in die Gabeln und hängte den Kessel daran. Dann schüttete er aus seiner geräumigen Feldflasche Milch hinein und bald loderte aus dem kunstvoll geschichteten Holzstoß die Flamme hervor. Die beiden Freunde faßten sich an den Händen und vollführten unter donnerähnlichem Geschrei einen Tanz, der sie immer tiefer in den Wald hineinschlang.

Als sie zurückkamen, kochte die Milch bereits. Otto schüttete Puddingpulver hinein, Erich rührte um und bald lag der schönste Molch glänzend und süß in der Pfanne. Sie begrüßten ihn mit Gesang, kühlten und aßen ihn. Dann zündeten sie sich eine kurze Pfeife an.

„Die Sonne kommt noch am Vormittag durch," sagte Otto.

„Dann werden wir in den Dom gehen." Erichs Auge durchdrang den Nebel.

„So fängt es ja immer an," lächelte Otto. „Da kommen wir in eine neue Stadt, um zu studieren. Zu gutem Beginn gehen wir zuerst in den Dom und trinken uns mit Raum

und Ungeheuern voll. Natürlich gefällt uns dann weder die schönste Villenkolonie noch das glatteste Lacklandgesicht. Wir müssen Bauern sehen, Menschen, zuerst an Sams- und Sonntagen. Dauert aber nicht lange, so siehlen wir uns die ganze Woche auf dem Land herum, beten uns von Kirche zu Kirche fort und suchen uns selbst in der alten Zeit."

„Wer weiß, Otto, wie lange wir noch leben in unserem bleichsüchtigen Jahrhundert; da wollen wir wenigstens rein und voll leben, solange uns das möglich sein wird."

„Du siehst immer in den Tod, mein Freund Dunkelauge."

„Weil ich das Leben liebe. Aber sieh, dort reißen sie der Erde den Leib auf und drücken Eisenschienen hinein, dort legen sie ihr häßliche Steinhaufen aufs Antlitz, dort ziehen sie Drahtgespinste durch die webende Luft. Die Spinne, die Mörderin ist fett und schwarz. Wehe, wenn sie los wird."

„Ich weiß, Erich."

Otto stand auf und schnürte den Rucksack. Erich fuhr fort:

„Bin ich nicht selbst die Erde, daß ich all das spüre? Vielleicht ich allein so verzehrend unter allen Lebendigen? Denn die es ebenso stark fühlten, die sind auch schon lange tot."

Die Freunde brachen auf. Die Traurigkeit, die so plötzlich über sie gekommen war, schwand nicht, während sie dahinschritten. Unterdessen drang die Sonne langsam durch die Wolken. Sie färbte das Gehölz, trieb den Nebel fort und rollte das Bild der Stadt auf. Zugleich fingen die Vögel an aus den Büschen zu singen. Otto wurde zuerst umgestimmt. Er begann leise ein altes Lied, das ihn schon oft getröstet hatte, und Erich sang auch bald mit. So zogen sie in die Universitätsstadt ein, dem Dom entgegen.

Berthold war in seiner Kammer lange im Vollmond wach gelegen und hatte an Birge gedacht. Aber ihr Bild wurde immer wieder verdrängt von der rätselhaften Gegenwart Annas. Sie war ihm in den letzten Tagen in der Stadt auffallend oft begegnet, war aber immer seinem Blick ausgewichen. Sie sah sehr blaß aus und trug sicher einen Kummer, vielleicht wegen Hott, um dessentwillen sie, wie Berthold vermutete, in die Stadt gekommen war. Er hatte die beiden im Anfang auch öfter zusammen gesehen, an lauen Abenden unten am Fluß. Vielleicht hatten sie einen schweren Streit gehabt und nun suchte die halb Verstoßene Zuflucht bei ihm. Aber wie konnte er ihr helfen?

Träume verschlangen seine Gedanken: Er sah ein kleines Tal ohne Fluß, das wie eine offene Muschel mild nach beiden Seiten aufstieg, dunkelrote Ackerstreifen liefen von der Talsohle furchig bis zu den Rändern des Himmels. Rechter Hand verflammte die untergehende Sonne in den tierähnlichen Wolken und lockte geheimnisvolle Farbenzeichen und Dämmerungen aus dem Erdrand hervor. Ihr gegenüber, auf der linken Seite des Tales, war der Mond im Aufgehen und warf sein magisches Licht durch die Gesträuche. In der Mitte des Himmels beschrieben die Sterne ihre Bahnen.

Gerade unter ihnen, in der Mitte des Tales, stand ein großer Baum. Seine Blätter waren glänzend und durchsichtig, der Stamm nur ein dunkler Schatten. An ihm, bis unter die Zweige reichend, lehnte im vollen Scheine ein Mädchen.

Ihre Augen ruhten versunken im Himmel, und doch war kein Tier und kein Blatt im ganzen Tal, das ihren Blick nicht empfunden hätte.

Berthold schaute ihr stumm ins Gesicht. Mit heimlicher Musik drängte alles, was süß und stark in ihm war, in dieses Tal wie in eine Arche.

Immer stärker und tiefer wurde das ruhige Feuer dieser Augen. Berthold schwankte und wollte ein Wort sagen, das Macht habe. Er fand es nicht und fiel endlich erschüttert in den Moorgrund.

Da hob ihn aber, so schien es, Birge wieder auf. Auf ihrem Kleide lag noch der matte, vielfarbige Schein der Himmelslichter. Ihr Auge aber war einfach und stark . . .

Endlich, gegen Morgen, läutete eine große, schwere Glocke. Berthold horchte, bis sie ausgeklungen hatte. Der tauende Schnee troff von den Dächern und die Sonne strahlte herein. „Frühling!" rief er, sprang aus dem Bett und wusch sich kalt ab.

Als er auf die Straße trat und die vielen lustigen Menschen sah, dazu den rosenroten Rauch aus den Dächern, zweifelte er nicht mehr; es wurde Frühling.

Und plötzlich stiegen vom Stadthügel die durchbrochenen Dolden der Domtürme vor ihm auf. Er glaubte sie noch nie recht gesehen zu haben, so herrlich standen sie im frühen Licht.

Aus den Büschen, die auf den großen Plätzen standen, dämmerte schon ein goldener Schein, ohne daß Knospen oder Blätter sichtbar waren. Und durch die Häuserrisse schauten Buchen und Birken des nahen Waldes herein und leuchteten in zartem Farbendampf. So dünkte er sich von einer großen Blütendämmerung umgeben, und wenn er gar das Gebirg am Rande des Himmels anschaute, wie es Berg über Berg immer heller und duftiger aufglänzte, dann hüpfte sein Herz und seine ganze Lust drang in jenes Bergtor, durch das der Weg nach Süden ging.

Da stand wie ein Donner der Dom vor ihm. Er erschrak und schloß die Augen. Dann rettete er sich ins Innere des Baues, indes seine Seele übermächtig wallte.

Er setzte sich in eine Bank, bis er ruhiger wurde. Dann blickte er auf.

Die Ordnungen der Säulen lagerten sich im Schwung zu seinen beiden Seiten auf. Schwer und kühn drangen sie aus dem Boden und verklangen hoch oben in leuchtenden Ästen. Sie trugen die Orgel in sich als ihr schlagendes und gedankenreiches Herz. Der Altarraum, feierlich und ewig, war ein Antlitz, die wogenden Seitenschiffe die Arme. Unhörbare Musik erfüllte den Raum mit himmlischem Tosen, und prächtig mußte es sein, wenn die Orgel einmal anfing, mit Blitz und Feuer streng und jubelnd durch dies Gefüge hindurchzuschreiten wie ein Priestergott, der uralte Geheimnisse verkündet vom Bau der Welt. Hier wollte er einst mit Birge sitzen und lauschen.

Zwei Fremde, die er bisher nur wie in einem Schleier durch den Raum hatte gehen sehen, erfüllten ihn nun auf einmal mit magischer Gewalt. Der Blonde hatte sich in eine Bank gesetzt und barg seinen Kopf in den Händen, während der Dunkle die Schulter des Freundes umschlang und ruhig mit dem Auge die Halle durchmaß. Der Sitzende stand endlich auf und ging mit dem Dunkeln Hand in Hand hinaus.

Es war Berthold, als bliebe sein Herz plötzlich stehen. Der Blonde war Otto, sein Freund vom Gymnasium her, Otto, der Dichter, den er sich in mancher trüben Stunde heiß herbeigewünscht hatte. Nun war er da.

Er folgte den beiden. Sie standen auf dem Domplatz. Der Dunkle deutete den Dom ab, Otto folgte seiner Hand. Berthold stellte sich in die Nähe. Der Dunkle sagte:

„Wer hebt aber wieder das Bild des Meisters aus dem Grabe? Es scheint versunken und niemand gewaltig genug es zu heben."

Der Dunkle schwieg. Otto wandte sich langsam um und sah Berthold vor sich stehen. Sie flogen sich in die Arme und sprachen kein Wort. Dann nahm Otto Bertholds Hand und führte ihn vor den Dunklen.

„Das ist mein Freund," sprach er, und legte beider Hände ineinander. Berthold griff herzhaft zu und fühlte im ersten Augenblick, daß sie sich gewogen seien. Erich, der anfänglich erstaunt war, wandte sich plötzlich ab und ging einige Schritte seitwärts.

„Laß ihn," sprach Otto, „er muß es erst fassen, daß wir auch zusammengehören. Er ist es aber wert, daß du um ihn kämpfst."

Sie gingen nun zu Erich, nahmen ihn Arm in Arm in die Mitte und wallten durch die Stadt, bis sie sich gefunden hatten. Sie sahen sich von nun an jeden Tag und hatten bald kein Geheimnis mehr voreinander.

In jenen Frühlingstagen erhielt Berthold einen Brief von Anna. Sie teilte ihm in ungelenken Buchstaben, die gar nicht zu ihrer zierlichen Figur paßten, mit, er möge sie doch einmal besuchen, sie habe ihm etwas Wichtiges mitzuteilen. Tag und Stunde waren angegeben, und so stieg Berthold in der Abenddämmerung die vier Treppen eines alten Hauses hinauf, in dessen Dachkammer Anna, wenn sie vom Dienst heimkam, schlief.

Er fand sie in der Ecke unter dem schrägen Dache sitzen. Die Lampe brannte, und es rührte Berthold zu sehen, wie Anna sich Mühe gab, in einem Buche zu lesen, das sie auch nicht aus der Hand legte, als Berthold schon im Zimmer stand. Sie sah ihn erstaunt an, als er sich bemerkbar machte, sprach ihr „Ach so!" und lud ihn erst dann zum Sitzen ein, während sie das Buch aufgeschlagen neben sich legte. Dann fing sie rasch und etwas hastig zu erzählen an; sie sprach in der Eile von allen fernen und nahen Dingen, kochte dann Tee und bewirtete ihn. Ihre Hände zitterten, als sie die goldgeränderte Tasse vor ihn stellte.

Als sie nichts mehr wußte, bat sie ihn zu erzählen. Der Blick, den sie ihm dabei zuwarf, war eigentümlich genug. Er war gemischt aus Scham und Zärtlichkeit. Beides hätte Berthold lieber vermißt. Er erzählte aber tapfer, was ihm erwähnenswert schien. Und plötzlich war er in der Heimat, bei Birge. Als er ihren Namen zum erstenmal aussprach, glühte leise Röte auf Annas Wangen. Aber sie ermunterte ihn selbst, weiterzusprechen, als er stutzte; sie stellte ihm hundert Fragen und Berthold gab unbefangen Antwort. Er merkte nicht, wie sich Anna immer tiefer in ihr Unglück hineinredete, und pries Birge nach Herzenslust.

Plötzlich sah er Anna hochatmend und blaß dasitzen. Ihr Gesicht, vom Schein der Lampe nicht getroffen, war vom Mondlicht übergossen und stand auf einmal in einer fremden Welt. Sie verstummte und sah starr zu dem alten Gestirn hinauf. Berthold betrachtete sie forschend. Als sie seinen Blick auf sich ruhen fühlte, fuhr sie erschrocken auf. Sie zitterte und sah an Berthold vorbei. Graue Schatten liefen über ihr Gesicht. Sie griff nach dem Herzen und stöhnte leise. Es war ihr nicht mehr möglich, zu sprechen.

„Mir ist nicht gut," sprach sie endlich.

„Wollen wir nicht ein Stück an die Luft gehen?" fragte Berthold. Da lief ein Schein über ihr Gesicht. Sie sah ihn strahlend und etwas verschmerzt an, holte eilig ihren Mantel und stieg mit ihm die Treppen hinab. Bald waren sie aus der Stadt am Flusse, der donnernd den Lärm der Bahnen verschlang. Berthold nahm Annas Arm, ihre warme Hand preßte unwillkürlich immer wieder die seine, während ihr Gesicht regungslos zur Erde gewandt war.

„Es ist doch schön," sagte Berthold, „wenn man jemand aus der Heimat bei sich hat."

„Den man noch nicht vergessen hat," antwortete Anna etwas unbeholfen.

„Nun," lachte Berthold, „das habe ich wirklich noch nicht vergessen, Anna, wie wir beim Paten Garben geworfen haben."

„Das hast du nicht vergessen," antwortete Anna. „Aber mich hast du doch sicher in der Zeit vergessen! Oder hast du einmal an mich gedacht?"

Berthold besann sich. Er wollte ehrlich sein. Nein, er hatte kaum mehr an Anna gedacht seit dem schlimmen Heimweg am Dreschabend. Durfte er ihr das sagen? Er ließ lange auf eine Antwort warten, während der Mond durch die bläulichen Äste schien. Warum

atte er eigentlich so wenig an sie gedacht? Sie war doch schön und hatte ihn nie gekränkt. War es der heimliche Makel, daß sie Hott geliebt hatte? Und plötzlich fragte er sie, wann e Hott zum letzten Male gesehen habe? Das war hart und sicher ein Vorwurf. Aber Anna schien das gar nicht zu fühlen. Sie sprach lachend:

„Das weißt du doch ganz gut, daß ich mit Hott nichts mehr habe. Ich habe ihn übrigens ie gemocht und bin froh, daß ich das alles jetzt hinter mir habe, du!"

Und plötzlich stand sie vor ihm und verstellte ihm den Weg. Sie schaute ihn mit halb eschlossenen Augen an und bat ihn, er möge ihr sagen, ob er nicht ein einzigesmal an sie edacht habe. Die Welt schwankte um ihn. Ein festes Nein lag ihm auf der Zunge. Aber r sprach es nicht aus. Und da rief sie jubelnd: „Nein, du brauchst es mir auch nicht zu sagen. chweig nur still!"

Sie legte ihren Kopf auf seine Brust, und wenn Berthold, dem sein Schweigen eine hwere Lüge dünkte, nun auch dastand, wie auf dem Dach der Hölle: er konnte in diesem ugenblicke weder vorwärts noch zurück. Er streichelte das Haupt des armen Fremdlings nd dachte in die Ferne, an Birge. Sie gingen dann wortlos, Arm in Arm weiter, bis es itternacht schlug. Berthold war verwirrt und ergriffen wie von der ersten heimlichen Sünde.

Sie trafen sich am nächsten Mittag nach dem Essen zu einem kurzen Spaziergang in n nahen Wald. Und dort küßten sie sich, scheu und flüchtig in der sonnigen Kälte.

Beide hatten das Tier nicht gesehen, das ihnen schlau und behend gefolgt war. Hott tte, seit Anna in der Stadt war, nichts getan, als sie und Berthold zu beobachten. Mit r Klugheit des geborenen Zwischenträgers hatte er Anna, nachdem er sie unter dem Vor- and, Berthold liebe sie heimlich, in die romantische Stadt gelockt hatte, immer wieder m Berthold erzählt und in dem schnell verliebten und neugierigen Mädchen allmählich ne Flamme entfacht, von der Berthold nichts wußte. Er war ihnen auch unbemerkt f dem buschreichen Pfad nachgeschlichen, als sie in den Wald gingen.

Kaum hatte Berthold dem glühenden Mädchen den verhängnisvollen Kuß gegeben, riß er sich blaß und jäh bewußt von ihr los. Sie sah seinen Schrecken nicht, sondern schaute in voll Liebe an...

Birge war wie vom Donner gerührt, als ihr der Vater einige Tage später ein schlechtes chtbild unter die Augen hielt. Sie erkannte Berthold sofort und verglich im ersten Augen- ck seine Gestalt mit ihrer Erinnerung. Sie wollte das Mädchen nicht sehen, das er am aldrande im Arm hielt. Sie kannte sie auch nicht und gab das Bild mit einem verlegenen chselzucken dem Vater zurück. Der aber fragte sie, ob sie die schöne Anna, die neue Braut rtholds nicht wiedererkenne? Es lag gar kein Spott in dieser Frage, das Lächeln auf n faltigen Zügen des Vaters entsprang vielmehr der Freude über einen gelungenen reich, bei dem sich der Alte auch beteiligt fühlte. Er war überzeugt, daß Hott die Sache n gemacht habe und erwartete in seinem verhärteten Herzen, auch Birge werde in sein sjundes Lachen ausbrechen.

Birge aber taumelte gegen den Ofen. Ihre Finger glitten an den heißen Platten hinab, ne daß sie einen Schmerz spürte. Sie war blaß wie der Tod, und hätte sie der Vater rht aufgefangen, dann wäre sie vor dem Gehäuse der alten Standuhr zusammengebrochen. trug das Mädchen auf sein dunkles Bett in der Kammer und eilte in die Küche, um die nne mit dem eiskalten Brunnen zu holen.

Als er zurückkehrte, saß Birge am Bettrand. Sie blickte starr auf das andere Bett, s leer in der Kammer stand. Dort war ihre Mutter gestorben, und niemand hatte sich her in die Linnen gelegt. Sie blickte lange in die gespenstische Stille, ihr Herz stockte,

ihr Atem ging stoßweise wie ein heftig getretenes Spinnrad und ihre Brust war in das Dunkel der winterlichen Kammer vorgebeugt. Der Vater stand mit der Wasserkanne vor ihr, regungslos wie eine Amme, der die Frau stirbt.

Auf einmal stand sie auf. Frost jagte über ihre Schultern und ihre Zähne klapperten laut. Dann schrie sie: „Das ist nicht wahr, das kommt von Hott, so wahr Gott lebt! Er soll ihn strafen für die Lüge!"

Sie stürzte an das kleine Fenster und wollte es öffnen. Aber es war vereist. Sie trat einen Schritt gegen das Bett ihrer Mutter, um ja nicht am Vater vorbei zu müssen, aber es war ihr unmöglich, in den Bannkreis einzudringen, den die Tote zog. Sie fuhr zurück, als sie die roten Pfosten der Bettstatt sah und prallte gegen den Vater, daß die Brunnenkanne übersprang. Und plötzlich war sie aus der Stube hinaus, während Friedrich ratlos stehen blieb. Sie taumelte an der hell lodernden Küche vorbei und lief wie von selber in den Stall.

Die Kühe standen dort in langen Reihen zu beiden Seiten des Ganges. Eine Laterne, die vom atemfeuchten Balken herabhing, verbreitete gelbes Licht über Stroh und Tierfelle. Birge wußte nicht, wie es kam; aber auf einmal stand sie neben der Kuh, die vor mehr als zwei Jahren in der Herbstnacht mit Berthold auf den Hof gekommen war. Alle übrigen Tiere hatten wie in stummem Einverständnis ihre Häupter umgewandt und auf die unglückliche Herrin gerichtet, deren Haupt am warmem Halse der Hochzeitskuh lag. Als aber Birge die Wärme des mütterlichen Tieres an ihren Wangen spürte, da kamen ihr die Tränen herauf und sie schluchzte herzzerbrechend.

Als Friedrich, der langsam und spürend auf den Flur gegangen war, sie so weinen hörte, sagte er sich, Birge sei nun über das Schlimmste hinaus, sie werde nun nicht mehr gegen ihr Leben angehen, das in den Tränen Übermacht über sie gewonnen habe, und er ging in die Stube zurück, um den Brief Hotts noch einmal zu überlesen. Dieser Brief, in der Eile hingeschrieben, teilte die nackte Tatsache mit, daß nach dem Augenschein Berthold und Anna sich demnächst verloben würden. Das Bild, das die beiden zeige, lasse wohl keinen Zweifel mehr. Er hoffe noch vor seiner tierärztlichen Prüfung einmal auf dem Berghofe vorzusprechen, um Friedrich allerlei zu erzählen und sich gleichzeitig in der Stadt nach einer Wohnung umzusehen, die er als künftiger Tierarzt standesgemäß beziehen werde. Er bitte ergebenst um gute Aufnahme und sende, wenn es erlaubt sei, einen schönen Gruß an Birge.

Im Kopf des Alten gingen, als er gelesen und verstanden hatte, seltsame Gedanken um, ungetüme, böse Gedanken, die sich auch vom leisen Weinen Birges nicht einwiegen ließen. Er haßte seinen stolzen Nachbarn tödlich. Wie, wenn er ihm jetzt einen Streich spielen könnte, gerade jetzt, da jener durch eine leichte Krankheit geschwächt war? Er stand auf und ging vor das Haus. Drüben im Krankenzimmer brannte die Lampe. — Ihr Schein streifte den rotsandenen Bildstock und zitterte im Weiher. Friedrichs Augen gingen lächelnd auf der Goldbahn des Lichtes gegen seinen Feind. Sie drangen durch die bleigefaßten Scheiben und senkten sich langsam auf ein gelbes Antlitz, das da drüben leer und etwas ängstlich in den Kissen lag. Wenn er jetzt vor seinen Todfeind treten und ihm die Verlobung seiner Tochter Birge mit Hott anzeigen würde? Vielleicht würde Mathies lachen, aber die Lachen würde ihm den Rest seiner Gesundheit kosten. Und der stolze Hans, der ihn damals an die Luft beförderte, würde vor Zorn die Dielen mit den Nagelschuhen reiben. Es gab nichts Schöneres für Friedrich in diesem Augenblicke, als den Zorn der Ohnmacht anzuschauen.

Als Friedrich in den Stall ging, um nach Birge zu sehen, war das Mädchen verschwunden

Er hörte ihre Schritte oben in der Kammer gehen. Sie deckte das Bett auf. Auch Friedrich ging schlafen. Ehe er aber in die hohe Bettstadt stieg, rührte er mit dem Knöchel an die Trommel, die an der Wand hing. Er probte einen Wirbel und die Trommel grollte dumpf durch das stille Haus.

Alle Leute wissen, wie schnell ein Gerücht über Täler und Berge springt. Als der Briefträger einmal den Brief Hotts heimlich gelesen hatte, verständigte er schon am nächsten Tage gegen ein gutes Frühstück die Familie Annas. Diese, zunächst betreten, weil niemand wußte, was Berthold eigentlich studiere, und ob er auch einen allgemeinen anerkannten Beruf wählen werde, dann aber beruhigt, weil Anna so auf jeden Fall für immer aus der Heimat verschwinden würde, beeilte sich, die Neuigkeit weiter zu tragen, wobei Berthold zum Doktor und künftigen Professor befördert, Anna aber mit allen Mitteln bäuerlicher Führungskunst reingewaschen und seelisch wieder geadelt wurde. Das Gerücht lief weiter und wurde immer glänzender, so daß es bald hieß, das Tal habe noch nie ein schöneres Paar gesehen, und man müsse Ehrenpforten aufrichten, wenn Doktor Berthold mit seiner Gemahlin, woran ja kein Zweifel sei, sich in der heimatlichen Dorfkirche trauen lassen werde.

So war bald das ganze Tal und die Berge noch hinter den Tälern von diesem undurchdringlichen Gerede übersponnen, dessen Ursprung niemand kannte, dessen Fäden aber jeder mit unerhörter Lebhaftigkeit seinen Nachbarn weitergab, nicht ohne sie vorher mit dem eigenen Speichel gehörig befeuchtet zu haben. Und leise wurde auch Birge eingesponnen. Wenn sie einsam auf dem Küchenstein oder auf irgendeinem Gerät im Stall oder in der Scheune saß und in Gedanken glitten die schreckhaften Bilder der letzten Vergangenheit immer in derselben Gestalt vorüber, dann mußte sie alles aufbieten, um den gewaltigen Zorn in sich niederzukämpfen, den sie über sich selbst empfand. Warum war sie blaß, einerlich und schnell erschrocken? Mußten es denn alle Leute sehen, wie sie litt? Berthold wußte sie nicht. Er war hinter eine Tür gegangen und stand nun in einem fremden Raum, zu dem sie keinen Zutritt mehr hatte. Auch auf Anna konnte sie nicht böse sein; sie war jetzt eine Städterin, mit der sie nicht mehr wettlaufen wollte. Beide mochten tun was sie wollten, es kümmerte sie nicht mehr. So sagte sie sich in Stunden stummer Verschlossenheit, wenn sie stark war. Aber das war nicht oft. Viel häufiger weinte sie einfach vor sich hin, an Tag in irgendeinem Winkel, wenn sie sich allein wußte und besonders nachts in ihrer Kammer, wenn die Geschwister nebenan schliefen. Daß sie Berthold schreiben und von ihm eine Erklärung fordern könne, fiel ihr gar nicht ein. Empfindliche und stolze Seelen sagen nicht, wenn sie gekränkt werden. Ja, wenn jetzt auch Berthold vor ihr gestanden wäre und hätte sie um Verzeihung gebeten, sie hätte sich von ihm abgewandt. Sie war so weit, daß sie ihn auch verschmäht hätte, wenn das alles, was jetzt über ihn gesprochen wurde, nicht wahr gewesen wäre. Sie witterte in der bloßen Tatsache, daß sich ein solches Gerücht überhaupt um ihn hatte spinnen können, etwas Unreines, Ungeschicktes, das Berthold zur Last fiel. Sie hatte ihn so groß und leuchtend im Gedächtnis getragen, daß sie ihn über völlig begrub, als ihn noch ein einzigesmal, geschändet von einer Fahrlässigkeit, die nur sie voll empfand, zu sehen. Aber es war ein langer und bitterer Weg, ehe sie sich von ihm losgerungen hatte.

Es wurde Ostern, ehe Berthold von der ganzen Lüge erfuhr. Weder seine noch Annas Angehörige hatten ihm das leiseste Wort geschrieben. Da stand er eines Tages im Universitätshof vor einer schönen blanken Bronze, die den Dornenzieher darstellte. Er strich den letzten Schnee von den Füßen des Knaben und betrachtete dann den lichtglänzenden Körper. Erst später störte ihn der hüstelnde Vortrag eines Professors, den er gut kannte.

Er wandte sich um und sah ihn, durch das Fenster, auf dem Podium stehen. Seine spärlichen Haare standen gerade in die Höhe; er bückte sich auf das Pult wie auf eine Krücke und las aus seinem Buche, das er selbst verfaßt hatte, und das in jedem Laden zu kaufen war, die Regeln der deutschen Grammatik vor. Es war ihm eine mühsame Arbeit, die er sich nur dadurch zu erleichtern schien, daß er allzu häufig die nothelfenden Geister anderer Gelehrter zitierte. Diese wichen immer um Haaresbreite von seinen eigenen Forschungsergebnissen ab, und um dieses Haares willen waren sie verdammt, ewig von ihren Nachfolgern zitiert zu werden. Lebendig wurde er nur, wenn er gegnerische Kollegen aus der Gegenwart heranzog. Er nannte nie ihre Namen, aber die älteren Studenten wußten immer, wer gemeint war, und unterstützten durch Trampeln den greisenhaften Redefluß ihres Lehrers, bei dem sie einst ihr Examen machen wollten. In solchen Augenblicken krächzte er lebhaft, tunkte sein Haupt mehrmals, nachdrücklich feststellend, in sein Buch und flog dann mit einer lässigen Handbewegung auf den nächsten Paragraphen, wo er alsbald wieder sein Gefieder sträubte, bis er mit heiserem Ton einen neuen Gegner gefunden hatte. So ging die Stunde trostlos und erbärmlich zu Ende. Einige empfanden heftiges Mitleid mit dem geplagten Greis, der offenbar ein Opfer seines Berufes geworden war, andere aber prägten sich die Sprachgesetze augenblicklich ein.

Plötzlich stand Hott vor ihm. Berthold schaute den gelben Gesellen verwundert an und verglich ihn in Gedanken mit dem Dornauszieher. Hott näherte sich ihm mit einem in den Mundwinkeln gefrorenen Lächeln und sprach:

„Schon lange nicht mehr gesehen; gratuliere zur Verlobung!"

Berthold nahm die verquollene, porige Hand nicht an. Er schaute dem Gratulanten fest ins Gesicht. Was ging jenen Birge an? Hott aber fuhr fort:

„Man hat mir geschrieben, Annas Verwandte schaffen schon tüchtig an der Aussteuer. Birge soll ein paar Wochen geheult haben; sie hat sich aber inzwischen beruhigt."

Jetzt stutzte Berthold. Hinter diesen Reden mußte ein böser Sinn lauern. Aber er konnte nicht fragen, er verachtete Hott zu sehr.

So fuhr er gespannt und erregt in die Osterferien. Er hatte nicht einmal ausgiebig Abschied von seinen Freunden genommen. Je näher er der Heimat kam, desto unruhiger wurde er. Von allen Kuppen floß ihm das Bild Birges entgegen. Einige Haltestellen vor seinem Dorfe stiegen Bekannte ein, Angestellte des nahen Bergwerks, die jeden Abend mit der Bahn nach Hause fuhren. Sie taten fremd und verlegen; es dauerte lange, ehe ein Gespräch aufkam, und Berthold merkte schon an der Zurückhaltung der rauhen Burschen, daß sie in ihm einen Verliebten, also einen Fremdling witterten. Plötzlich fiel Annas Name. Irgendein Spaßmacher hatte ihn wie zufällig zu seinem Nachbarn gesagt. Alle verstummten, sahen zur Seite oder sahen frech auf ihre roten Hände herab. Dann fuhr der Spaßmacher fort, ob man denn Berthold nicht einmal hoch leben lassen wolle, vielleicht gebe er einen aus. Er sagte gezwungen zu und erfuhr nun, als sie ausgestiegen waren und hinter den gelben Biergläsern saßen, daß er rechtmäßig mit Anna verlobt sei. Die Burschen wunderten sich über seinen jähen Aufbruch.

Auch der Vater war merkwürdig fremd. Es schnürte Berthold das Herz zusammen, als er den gealterten Mann mit dem grauen Bart hinter der Lampe sitzen sah, mißtrauisch und jede Rechtfertigung durch Stummheit abwehrend. Er schüttelte den Kopf, als Berthold das Gerede als eine Lüge bezeichnete und fuhr erst gegen Mitternacht mit der Wahrheit auf, Birges Vater habe sogar ein Verlobungsbild von den beiden, auf dem sie sich während eines Kusses hätten abbilden lassen.

Bertholds Zorn war unermeßlich. Warum hatte ihm kein Mensch von diesen Dingen geschrieben? Auch Birge nicht? Er warf ihr in dieser Nacht furchtbare Herzenshärte vor und tat ihr in jähen Gedanken jedes Unrecht. Ja, sie hatte dem Gerede der Leute, den Einflüsterungen irgendeines gleichgültigen Menschen mehr geglaubt als seinem Wort. Sein gekränkter Stolz kannte keine Grenzen. Er schwor sich, Birge, die Unwürdige, wie er sie nannte, nie mehr zu sehen.

Am nächsten Morgen fuhr er, ohne Abschied zu nehmen, wie ein Wirtshausgast, dem Berghofe zu. Er hatte sich plötzlich entschlossen, vor Birge zu treten und sie anzuklagen. Nur wenige Worte wollte er mit ihr wechseln, aber sie sollte erfahren, daß sie ganz allein Schuld daran sei, wenn er sie jetzt für immer aus seinem Herzen stoße. So panzerte er sich immer dicker und stachliger in seinen Zorn, als er den gefrorenen Berg hinaufstieg.

Als er die beiden Häuser vor sich sah, dämpfte er unmerklich den Schritt, als wolle er Birge überraschen. Aber sein Plan nahm ein völlig anderes Ende, als er gedacht hatte. Er sah auf einer braunen Eislache mitten in der Straße einen Mann stehen, der ihn unbeweglich anstarrte und den er bis auf wenige Schritte vor lauter Gedanken nicht gesehen hatte. Es war der Pate, Berthold blieb vor ihm stehen.

Sie maßen sich mit unbeweglichen Blicken, unfähig, ein Wort zu sprechen. Ihre Gedanken wurden zu Eis, ihre Füße zu Stein. So standen sie und schauten sich an. Nein, es war keine Verwunderung, kein Staunen über den unerwarteten Besuch, das Friedrich verstummen ließ. Sein Auge veränderte sich nur einmal im Nu, weil er blinzeln mußte. Aber da schoß Berthold eine spitze Garbe von Haß aus diesen grauen alten Augen an und sah, daß er an seinem Paten einen unversöhnlichen Feind habe. Sein Herz pochte, als der Alte blinzelte. Eben wollte er ihm sagen, er müsse mit Birge sprechen, da drehte sich, als habe er den drängenden Gedanken als Schlange über Bertholds Stirn laufen sehen, der hagere Mann auf dem Absatz um, daß das Eis unter seinen Füßen knirschte und schritt langsam, ein Hüter und Wächter, seinem Hause zu. Berthold warf noch einen Blick auf das Küchenfenster, dessen kleine Scheibe geöffnet war, aber er sah weder Birge noch eines der Geschwister. In diesem Augenblicke wurde er hart. „Sie will mich nicht sehen," rief er in sein Herz hinab und ging den öden erstorbenen Weg zurück. Er fühlte es, er sei in wenig Stunden viel älter geworden, älter als die alten rauchenden Dörfer, älter als die schweren Berge, ja älter als der alte Vater, der gebeugt in seinem Hause saß. Sein wilder Schmerz fand keine Türe. Er schwor, nie mehr in diese Heimat zurückzukehren und das, was er einst Liebe genannt hatte, heimlich und abseits von Freund und Feind in seinem Herzen zu begraben. Die Raben schrien über den Wald, als er in den Krug stieg. (Fortsetzung folgt)

Unveröffentlichte Briefe von Albin Egger-Lienz

Zu seinem 60. Geburtstag am 29. Januar 1928

Mitgeteilt von Josef Soyka in Wien

Am 29. Jänner dieses Jahres hätte Albin Egger-Lienz seinen 60. Geburtstag feiern dürfen; wie so vieles in seinem entsagungsreichen Leben ist ihm auch dies versagt geblieben. Das Schicksal war um Egger-Lienz geradezu von grausam berechnender Härte. Seinen 50. Geburtstag überschrie das Dröhnen des Weltkrieges, Berufungen als Lehrer

an die Wiener Akademie, die ihm zweimal zugedacht waren, schlugen ihm widrige Verhältnisse aus der Hand, die er nach langem Zögern in naivem Treuglauben zu freundschaftlichem Druck hingestreckt hatte. Das Ehrendoktorat der Universität Innsbruck war die letzte große Freude seines Lebens, und einen Königsdank wußte er dafür seiner Heimat: die Freskenmalerei in der „Kriegergedächtniskapelle" zu Lienz in Osttirol, die Architekt Clemens Holzmeister erbaut hatte. Von den Festesfreuden geht Egger-Lienz still davon, um sich ganz und gar neuen Arbeiten zu widmen. „Ein verzweifeltes Kreissen" nannte er selbst die Entstehung des künstlerischen Gedankens, „dem wie eine Erlösung der Geburtsakt der Malerei nachfolgte, und der seinem Leiden und Ringen ein Ende bereitete."

Eine „Pietà" und ein großes Wandbild „Der Protest der Toten" waren seine letzten Malerbekenntnisse an die Menschheit; nach schwerem Leiden ist der Dichter und Maler der tirolischen Historie des Jahres 1809, der Mäher und Säer, der Maler der Kinder, der Mütter, der Greise seiner Heimat, der große Tiroler, der in seinem Gemälde „Die Namenlosen" den Gedanken des unbekannten Soldaten genial voraus erfühlt haben mochte, am 4. November 1926 heimgegangen. Sein Wunsch war, in seiner Heimatstadt Lienz die letzte Ruhe zu finden; in der Kriegergedächtniskapelle wurde er beigesetzt.

Als des Meisters Biograph stand ich durch viele Jahre mit ihm in einem lebhaften Briefwechsel und glaube dem Gedenken an den Verewigten nicht besser dienen zu können, als wenn ich einige Schreiben des Künstlers an mich veröffentliche. Egger-Lienz darf trotz seiner sorglosen Rechtschreibung auch ein Meister des Briefes genannt werden, sein Stil, seine Diktion atmen die Unverfälschbarkeit, die Ursprünglichkeit seines Künstler- und Menschentums.

An Josef Soyka anläßlich der Kollektiv-Ausstellung im Wiener Künstlerhaus, 1925:

Diese Kunstschau erstreckt sich in der Merzahl auf einen Zeitraum von 15 Jahren. Die Periode vorher schloß mit dem großen Triptychon „Erde" in Weimar 1912. Von den Arbeiten der ersten Periode 1885—1903, welche mit dem in der Staatsgalerie befindlichen Bilde „Nach dem Friedensschluß 1809 in Tirol" schloß, ist keine Arbeit vertreten. Mit dem Bilde „Den Namenlosen im Weltkrieg" 1915 beginnt die III. und letzte Entwicklungsperiode.

In dem Bilde „Die Familie" ist nach fast 30jährigen Schaffen u. Suchen, eine Wandlung von großer Bedeutung in meiner „Schaffung" der Bilder geschehen: Das Problem der reinen Form auf consequenter Basis der organischen Natur. In diesem Bilde ist besonders auf die Formbehandlung der Köpfe hinzuweisen, wie der organische Bau des Kopfes im Ganzen, wie im Detail, Sympol geworden, die Naturform, durch die Gestaltung aufgesogen und „verlebendigt" (nicht stilisiert) zum Styl, von „Innen" heraus wurde. Nicht im Sinne des bekannten irrtümlichen Ausspruches: daß „Weglassen", Zeichnen sei[1]), sondern im Geiste der „Verdichtung". Das „Weglassen" ist mit Leermachung identisch. Organisch „bauen" scheidet schon in seinem Prinzipe alles, was nicht dient, von selber aus. Im weiteren sind „Die Mütter", „Kriegsfrauen", „Christi Auferstehung" und andere Arbeiten, ähnlich gemeint. Wenn die früheren Arbeiten (der II Periode) im Vergleiche zu dieser, schon unverkennbar diese Tendenz zeigen, so entfalten diese Bilder doch mit größerer Entschiedenheit den Zug der „Umgestaltung". Aber jedenfalls mußten die früheren Bilder, mit ihrem oft naturalistischen Geiste, zuerst gemalt werden, ehe ich zu den späteren gelangen konnte.

Die Einbeziehung des „Lichtes" in die Bildide, gibt der Form die größere Deutlichkeit und Plastik, Lebendigkeit und „Realität". „Bilder ohne Vorhänge" „Raumkompositionen". Man nannte meine Kunst „musikalisch". Dagegen muß ich protestieren. Harmonisch, ja. Nur durch die heutige Begriffsverwirrung, wo die „Grenzen" fast aller Kunstgattungen verwischt werden (besonders Musik und bildende Kunst) gelangt der

[1]) Egger-Lienz schwebte dabei wohl der ähnliche Ausspruch M. Liebermanns vor.

Nichteingeweihte zu solch sagen Schlüssen. Der Maler oder Plastiker, gehe nie von einer Abstraktion (aus) (die Musik). Seine Vorstellung sei nicht verschiebbar, eine Prägung von nicht umzudeutender Realität, eine Tatsache sei sie, ein „Raum" im Gegensatz des „Zeitgedankens" der Musik. Sonst entsteht die „Zwitterkunst" gemischt mit Musik, Physiosophie, Matematik, Dichtkunst u. s. w. aber eines mangelt diesen von naturaus in ihrer Eigenart sich widersprechenden Teilen „die Einigkeit". Da liegt wohl der Hauptgrund der unsere heutige Kunst im Bann hält und „schwächt". Das abhanden gekommene, klare „Scheidungsvermögen" den verschiedenen Künsten gegenüber. — Nur eine, aus einen, ganz dem Charakter der „Kunstgattung" ureigenen Elementen, bestehende Kunst, ist entwicklungfähig u. bedeutend, eine vermischte trägt den Zersetzungskeim schon vom Anfange in sich selbst. Anarchie — Chaos.

Meine Form baue ich aus dem organischen Leben der Dinge auf. Es wird nicht der „optische Eindruck" festgehalten, oder aus dem „Raumlosen" „Wahn" und „Gehirn" Phantasien geschöpft, dessen Ursprung nie das Herz, sondern nur das Gehirn ist. Je nach dem Grade der „Schmelzglut" des Herzen, der Liebe, mit welcher ein Mensch den „kalten Stein" umschlingt, wird der Wert der Form bestimmt; diese „entschleiert" und ist darum wahre Mystik", jene ver-schleiert und hat darum mit ihr nichts zu schaffen.

Taghelle Wesenheit, Deutlichkeit und Klarheit erfüllt die Mission der Bildenden Kunst.

Bozen 15. II 1925 Egger-Lienz

Als Österreich in der Zeit seiner furchtbarsten Not den Gedanken aufgegriffen hatte, sich seines wertvollsten Kunstbesitzes durch Veräußerung an das Ausland zu begeben und diese Frage geradezu leidenschaftliche Erörterungen auslöste, hatte ich auch Egger-Lienz darüber berichtet, und er nahm dies zum Anlaß eines seiner so ungemein temperamentvollen Schreiben:

St. Justina, Bozen 16. II 22

Sehr geehrter Herr Soyka!

Entschuldigen Sie daß ich solange auf Ihren geschzt. Brief vom 7. I. schwieg. Daß Sie bei plasierung Ihres Aufsatzes in Wien auf Schwierigkeiten stießen, glaube ich Ihnen gerne. Ich habe keine sogenannten Freunde welche für Publikation sorgen. Sei mir war und bleibt immer, mein Werk der alleinige Sprecher für mich. In hehren Zeiten, der beste Anwalt, heute macht es die „Mache". Im Grunde schafft man aber doch nur für sich, um die „Not des Ausdruckes" los zu werden. — Ohne Frage ist eine ernehme Interpretation insbesondere bei Arbeiten meines Schlages sehr wichtig, in ner Zeit wo nur das „Perverse" als lebendige Kunst ausgeschrien wird, der Gesunde ch verteidigen soll, wie ein „Manco". Meine künstlerischen Probleme schützen mich aber or diesen Sorgen — auch mein Ruf. So ist z. B. die Veräußerung des alten Kunstsitzes keine so wichtige Angelegenheit. Was haben die Wiener z. B. von Tintorettos usana und anderen Bildern im kunsthistorischen Mus. gelernt? man sehe die „Naktkultur" eines Makarts oder Klimts, jenes „Göttlichen", in Warheit „Kunstdekoratärs" l alles was seit fast 100 Jahren dort gemacht wurde. Ein totales „Manco". Auch wo anderst war oder ist es nicht besser. —

Gesunde sinnliche Menschen, erzeuge man — welche die Natur verschlingen und gelten können. Denn bildende Kunst heißt auf deutsch: die Natur nicht nachahmen, sondern sie durchdringen aber ohne ihre Charakterform zu verändern. Das kann nur eine Generation deren Blutpol den Nervenpol überwiegt. — Das habe ich schon oft gesagt, vielleicht können Sie sich an meine Zeitungsartikel, welche, weil sie das „Gesunde" verteidigten, das ganze Afterkunstjournalistentum in Deutschland aus dem Häusl brachten und mir fast das ganze deutsche und österreichische Schrifttum zum Feinde machte, erinnern. Darum war es Ihnen auch in Wien schwer, Ihren übrigens hübschen Artikel unterzubringen.

Venedig, könnte durch meinen großen Sal ein heilsamer Wink für die immer mehr im Sumpf des Scheines u. Schwindels versinkende moderne Kunst sein; aber wo wäre der Rufer? Zu tief ist alle Kritik an die „Moderne" verschuldet. Meine Kunst apelliert auf einen Kreis der „Nichtergriffenen" und das ist genug. Göethe sagte einmal: „Wir schaffen nur für einen gewissen Kreis der Verstehenden" (so ähnlich) und das ist auch genug.

Nun wenn Sie nach Venedig zur Ausstellung gehen, sehen Sie ja alles. Bei mir können Sie einen Teil der Arbeiten nur noch bis Ende dieses Monat sehen.

Ihr Egger-Lienz.

Neuerscheinungen

Von 1918 bis heuer hat der am 4. Juli verstorbene Karl Heinemann den Goethe-Kalender betreut. Der für 1928 ist ein gemeinsames Werk von ihm und seinem Nachfolger Robert Weber, der sich durch den Aufsatz „Vertonungen Goethischer Gedichte im Einzellied" als Goethekenner wie als Musiker gleich gut ausweist. Der Hauptteil des Kalenders ist Goethes Verhältnis zu Karl August in Leben und Dichtung gewidmet. Die Novelle vom ehrlichen Prokurator führt Heinemanns bewährte Übung, weniger bekannte Werke zugänglich zu machen, erfreulich fort. 8 Kunsttafeln sind beigegeben. (Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, geb. 3 M.) Es empfiehlt sich, auch die älteren Jahrgänge, zum Teil im Preise ermäßigt, zu erwerben, sie veralten nie. — Sehr gut ist der doppelseitig bebilderte Abreißkalender „Deutsches Wandern 1928", herausgegeben vom Verband für deutsche Jugendherbergen, Sitz Hilchenbach, aus dem man erst einen Begriff von dem bekommt, was diese Bewegung anstrebt und wie Großartiges sie bereits geleistet hat. Ebenso sei der (Abreiß-) „Kalender des Auslanddeutschtums" empfohlen, den das Deutsche Ausland-Institut Stuttgart herausgibt, und der uns eindringlich zu Gemüte führt, welche Wichtigkeit das Auslanddeutschtum für uns hat. Besonders die höheren Schulen seien auf diese beiden Kalender hingewiesen!

René Fülöp-Miller: „Der heilige Teufel: Rasputin und die Frauen", 450 S. in Lexikonformat, 94 Bildtafeln, in Ganzleinen 16 M. (Leipzig, Grethlein & Co.). Wie groß das Interesse für Rasputin ist, beweist, daß von allen Bänden der Beckschen Sammlung „Stern und Unstern" Taubes Buch über ihn als einziges inzwischen neu aufgelegt wurde. Fülöp-Millers umfangreiches Werk fußt auf authentischen, bisher unbekannten Beweisstücken aus verschollen geglaubten Archiven, Chiffrekorrespondenzen, Geheimakten der Polizei, Liebesbriefen und Bekenntnissen von Rasputins Geliebten und seinen eigenen Tagebüchern. Rasputins Aufstieg und Ermordung ist der tollste abenteuerlichste Film oder Schundroman der letzten 25 Jahre, und diese Orgie von Verbrechen, Ehrgeiz, Brunst, Blut ist buchstäblich wahr, jede ihrer Phasen ist dokumentarisch belegt, dies alles war wirklich: das verleiht dem Buche ein über die ordinäre stoffliche Spannung hinausreichendes geschichtliches Interesse.

Selma Lagerlöf, Heimat und Leben, Künstlerschaft, Werke, Wirkung und Wert von Prof. Walter A. Berendsohn, Univ. Hamburg. (19 Bildbeigaben in Kupfertiefdruck, geheftet 11 M., Ganzleinen 14 M. Verlag Albert Langen, München). „Es ist beschämend", schrieb der Stockholmer Verleger Albert Bonnier, der es zum 70. Geburtstag der Dichterin 1928 herausbringt, „daß nicht ein Schwede dieses Buch geschrieben hat. Es wird mir eine Freude sein, die schwedische Literatur um dies Werk von wirklicher Bedeutung zu bereichern." Es war tatsächlich eine Lücke, daß wir von der genialen Frau, deren Werke in den Langenschen Einzelausgaben allein in 1659000 Exemplaren hinausgegangen sind, keine Biographie hatten. Berendsohn füllt diese Lücke bei aller liebevollen Eindringlichkeit mit der unbefangenen Kritik des Gelehrten, der weiß, daß es in diesen Dingen nur eine

Maßstab gibt: den der Weltliteratur. Einen gründlicheren Führer durch die vielen Säle, Gänge, Stuben, Kammern des reichen Werks der größten lebenden Dichterin wird es auf lange hinaus, vielleicht überhaupt nicht geben. Ich habe das Buch fast in einem Zuge gelesen, und eine Menge daraus gelernt. Zum Jubiläum hoffe ich, ausführlicher darüber zu schreiben.

Hans von Bülow, Neue Briefe an Richard Wagner, Cosima Wagner, Daniela Thode, Karl Klindworth, Carl Bechstein, Luise von Bülow, herausgegeben und eingeleitet von Richard Graf Du Moulin Eckart. (München, Drei Masken-Verlag, Leinen 35 M.) So sind sie wirklich da, diese sybillinischen, mit Worten nicht zu fassenden Bekenntnisse, die Bülows Briefe an Wagner und vor allem an Cosima enthalten! (Die letzteren, durchweg französisch abgefaßt, wimmeln leider von Druckfehlern.) Ich las zuvor alle andern, bis ich mich an die an Cosima wagte; begann sie mit Angst, beschloß sie mit Erschütterung. Um sie ganz zu verstehen, muß man ja die Biographie Joachim Raffs durch seine Tochter Helene kennen! muß man die von Peter Cornelius kennen, die sein Sohn Carl Maria herausgab (beide bei Bosse in Regensburg)! muß man endlich vor allem die Biographie von Hans von Bülow kennen, die seine zweite Frau Marie (bei Engelhorn) veröffentlicht hat! Die Eindrücke, die ich aus der bloßen Kenntnis der äußeren Umstände durch diese Briefe empfing, sind so schwer ausdrückbar, daß ich nicht wagen kann, sie auszusprechen. Auch in Bülows anderen Briefen kommt seine ungeheure Noblesse immer wieder heraus, eine Vornehmheit, die an die Sphäre des Heiligen rührt, confessor et martyr, theologisch gesprochen. Mit innerer Tortur liest man seine sublimen Wortwitze und hört aus ihnen nur das schrille Übertäuben der tödlichen Verwundung. Es ist in jedem Betracht die am schwersten wiegende Briefveröffentlichung seit langem, wir können nur danken, daß wir sie erhielten. (Übrigens bräuchte der Band unbedingt auch Anmerkungen: wir verstehen ihn noch zur Not die meisten, oft komplizierten, oft an den Haaren herbeigezogenen Anspielungen. Aber wer versteht sie noch in 10 Jahren?)

Ernst Moritz Arndts Briefe an eine Freundin, herausgegeben von Erich Gülzow, 246 S., 3 Bildnisse und 1 Brieffaksimile, geh. 5, Leinen 7,50 M., Stuttgart, Cotta. Die Briefe, gerichtet an Charlotte von Kathen, Gattin eines Gutsbesitzers auf Rügen und Schwägerin Schleiermachers, zeigen Arndts Gemütstiefe und Zartheit. Vor 50 Jahren zuerst erschienen, inzwischen gänzlich vergriffen, werden sie hier ohne die damals vorgenommenen Striche geboten, vor allem auch von den 50 erhaltenen Antworten etwa der dritte Teil.

Briefwechsel zwischen Justinus Kerner und Ottilie Wildermuth, hgg. von Adelheid Wildermuth, 262 S., mit Bildern, geh. 4, geb. 5,20 M., Eugen Salzer, Heilbronn. Auch dieser Briefwechsel zweier gemütvoller, feiner Naturen ist ein Stück des unvergänglichen alten Deutschlands, das noch heute in tausendfacher Diaspora lebt, unbekümmert um „Keßheit" und ähnliche Ladenhüter der Literaturmode.

Otto von Bismarck: Ausgewählte Werke, herausgegeben von Hermann Granier. Erste Abteilung: Gedanken und Erinnerungen, Band I—III in 2 Bänden. 491 u. 522 S. mit Faksimile. Ganzleinen 13 M., Stuttgart, Cotta. Der Text der „Ged. u. Erinn." ist vollständig; weggeblieben sind lediglich die Erklärungen, Hinweise und Erörterungen zur großen Ausgabe. Da die „Ausgewählten Werke" nicht auf einmal, sondern auf eine Reihe von Jahren verteilt erscheinen und die Bände einzeln käuflich sind, ist die Erwerbung erleichtert. Die beiden anderen Abteilungen sind den Reden und den Briefen gewidmet. Der Herausgeber war lange Jahre hindurch Archivar am Königlichen Hausarchiv zu Berlin.

Morgen, Mittag und Abend. Schattenrisse zur Zeit- und Völkergeschichte von einem deutschen Auslandvertreter. 376 S., geheftet 10 M. Stuttgart, Cotta. Der Verfasser nennt sich nur unter dem Decknamen Dr. Josef Aquilin. Die Schauplätze seiner amtlichen

Wirksamkeit sind Nordamerika, Süd- und Ostafrika, der Balkan, der indische Archipel. Es ist zu bedauern, daß er nicht mit vollem Namen zeichnet; seine Klagen hätten ein anderes Gewicht. Denn nichts in diesem Buche ist erdichtet. Er erblickt den Anfang des Weltkriegs im amerikanisch-spanischen, dessen erste Fortsetzung im Buren-, die zweite im russisch-japanischen Kriege. Er spottet über die „Kaiserfahnen, welche man an die schwäbischen, bayerischen, plattdeutschen usw. usw. Gesang- oder Kriegervereine verschwendet hatte, von Orden, leibhaftigen Roten-Adler-Orden gar nicht zu reden, die Bierwirte in Neuyork und Weinwirte in Chicago auf amtlichen Antrag erhalten haben." Er spottet, daß bei Verbrüderungen „zum Ende immer der eine Teil den kürzeren zieht und daß dieser eine Teil der Irländer niemals ist." Er gedenkt der Ernennung „Speckys" zum deutschen Gesandten durch Wilhelm II. Er beschreibt den „neuen Kaiser-Wilhelm-Typus: der forsche Blick, die Raschheit der Geste, das überhastete Tempo. Bedächtigkeit, die gründliche deutsche Überlegung schwindet allmählich. Undankbarkeit und Schroffheiten gegen Untergebene, die das dulden müssen, sind hoffähig geworden und werden nachgeahmt. Das Überall-Dabeisein- und Auftrumpfen-Müssen wird zum Geheiß. Schlapp ist, wer nicht ebenso auftritt." „Auch Nicky (Zar Nikolaus) hat das herablassende Wohlwollen mit seinen ewigen Ratschlägen und Belehrungen als eine Qual empfunden, auf die er zum Schluß mit schleichendem Haß reagierte." Die Königin der Niederlande „hat sich im Weltkrieg nicht mehr zu der undankbaren Rolle der Vermittlerin herbeigelassen, besonders nicht, als Ludendorff nach dem August 1918 zur Einsicht gekommen war, jetzt wäre es an der Zeit, den Krieg mit anderen als militärischen Mitteln zu beenden und dabei an die Königin von Holland dachte, eine Einsicht, die damals aber eine etwas allzu späte war." Der Burenkrieg „war eine Art Generalprobe der strategischen Erdrückung, die 12 Jahre später gegen Deutschland angewendet wurde", der Diktatfriede, durch den er beendigt wurde, „zum regelrechten Vorläufer des Diktatfriedens von Versailles." Was der Verfasser über Friedrich von Erckert zu sagen weiß — man gedenkt der Erckert-Aristeia in Hans Grimms „Volk ohne Raum": welche moderne Ilias! — legt den Wunsch nahe, er möge uns die Biographie dieses heldenhaften Offiziers schenken, mit dem er volle fünf Jahre im Briefwechsel stand. „Immer sind es Minoritäten, welche die Tat an sich reißen. Majoritäten entscheiden nur in der Ideologie." Schon die wenigen Anführungen werden genügen, zu zeigen, wie aufschlußreich diese Denkwürdigkeiten sind.

Der Verlag Eugen Salzer in Heilbronn pflegt besonders die Literatur der Denkwürdigkeiten aus den ehemals russischen Randstaaten. Ich nenne vor allem „Mein Weg zur Kunst" von der Sängerin Monika Hunnius. Sodann: „Versunkenes. Erinnerungen aus Alt-Livland und Alt-Rußland" von Helene Hoerschelmann, und „Märzhoffen" von Mia Munier-Wroblewska. Endlich: Baltische Lebenserinnerungen, herausgegeben von Alexander Eggers, ein ansprechender Sammelband, ausgewählt aus verschiedenen Autoren. Den Preis aber möchte ich doch den zuerst genannten drei Frauen geben: sie verbinden mit dem besonderen Erzähltalent der Frau das noch besonderere Erzähltalent des Balten, das zur Causerie und zum Autobiographischen neigt, — wie sich deutlich an einem unserer geistvollsten Erzähler zeigt, nämlich an Korfiz Holm. Es gibt einen spezifisch baltischen Ton, den ich ebenso in Holms „Thomas Kerhoven", „Tochter" und „Herz ist Trumpf" finde, wie in den Erinnerungsbüchern, die ich eben nannte; wobei M. Hunnius am meisten autobiographisch eingestellt ist, H. Hoerschelmann novellistisch abrundend, Mia Munier familiengeschichtlich gestaltend. Jedenfalls sind alle drei viel lesenswerter als alle frischgekirnte Großstadtliteratur.

H. Mörike: Neue Märchen aus alter Zeit. Bilder von Hans Arndt (Pössenbacher Verlag Brüder Giehrl, München). Dies Dutzend Märchen einer Großnichte Eduard Mörikes hat noch Ludwig Thoma mit Vergnügen gelesen und die Verfasserin ermuntert, sie herauszugeben. Sie treffen den Märchenton, und auch die Bilder passen hübsch dazu.

Rosenheim Josef Hofmiller.

Das Krankheitsbild Annette von Droste-Hülshoffs

Von Hulda Eggart in Rosenheim

Merkwürdig, daß unter den Pathographien bedeutender Menschen, wie sie Moebius und nach ihm namhafte Ärzte verfaßt haben, sich noch keine mit Annette von Droste-Hülshoff beschäftigt; auffallend um so mehr, als die Quellen dazu überreich fließen und in sämtlichen bisherigen Lebensbeschreibungen der Dichterin dem Physischen immer noch zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden ist. Vielleicht hat die verwirrende Doppelgestalt des Krankheitsbildes den Forscher abgehalten, die launisch und unberechenbar, von den Symptomen der einen plötzlich auf die andere überzuspringen scheint, und die sich das ganze Leben der zarten Frau hindurch so verschlungen erweist, daß man sich wagt, ob sie mit 51 Jahren der konstitutionellen Schwäche ihres Nervensystems oder einer frühzeitig auftretenden, bald akuten, bald schleichenden Form der Lungentuberkulose erlegen ist. Diese Vermutungen sollen hier durch greifbare Anhaltspunkte unterstützt werden. Vielleicht verleiten sie den Arzt zu der dankbaren Aufgabe, sich gründlich mit dem Krankheitsbilde der Dichterin zu befassen, um von ihm aus nicht bloß die Persönlichkeit, sondern auch ihr Wirken sinnvoll zu deuten.

Allgemein bekannt ist, daß Annette von Droste als eine Frühgeburt des achten Monats körperlich aufs äußerste schwächlich war und ohne die hingebende Pflege einer bäuerlichen Amme wohl nicht hätte am Leben erhalten werden können. In dem Gedicht „Der zu früh geborene Dichter" schildert sie selbst ihr armseliges Erscheinen, überzeugt, daß es auf ihr ganzes Dasein schmerzlich bestimmend eingewirkt:

„Acht Tage zählt' er schon, eh' ihn
die Amme konnte stillen,
ein Würmchen, saugend kümmerlich
an Zucker und Kamillen,
statt Nägel nur ein Häutchen lind,
Däumlein wie Vogelsporen,
und jeder sagte: Armes Kind!
Es ist zu früh geboren!"

Ebenso läßt sie an einer Stelle des Erstlingsdramas „Bertha" im Dialog mit der Amme sich selbst sagen:

„... Ach, ein schwach kaum atmend Kind
sah ich das Licht und nur voll Trauer schauten
die Freunde mich; denn nicht, so wähnten sie,
sei für das Leben ich geboren ..."

Dieser Amme, der Annette bis zum Tode mit tochternahen Gefühlen ergeben war (sie nannte sie „Mutter"), war der eigene Säugling gestorben; ein Umstand, der nicht bloß der physischen Entwicklung des schmächtigen Kindes zugute kam, sondern zur Folge hatte, daß die arme Frau ihre ganze mütterliche Liebe auf das Brustkind übertrug. Wenn man Annettes Verhältnis zu ihrer leiblichen Mutter näher betrachtet, erscheint es als besonders günstige Fügung, daß die westfälische Bäuerin dem „Frölen" zur Seite stand. Mit Recht betont der Volksmund die Kräfte, die „mit der Ammenmilch" eingesogen werden; vielleicht darf man auch die geistig-seelische Beeinflussung gerade von dieser Seite nicht gering anschlagen. Die Neigung der Dichterin für ländliche antiaristokratische Verhältnisse, der „alte zähe Sachsensinn", das Daheimsein in der Natur, Urwüchsigkeit, Humor — solche Züge führen auf die Amme zurück. Die Dichterin hat denn auch der treuen „Mutter" wiederholt in poetischer und prosaischer Form rührende Denkmale der Kindesliebe gesetzt.

Von so treuer Hand behütet, schien die frühe Kindheit Annettens normalen Verlauf zu nehmen, sie gedieh in der guten Luft des Landsitzes, fuhr winters munter mit den Brüdern Schlittschuh, lief (freilich heimlich; denn die aristokratische Mama fand das der Schicklichkeit zuwider) mit Vergnügen barfuß; erwarb sich, dem Unterricht der Brüder zugesellt, mit spielender Leichtigkeit eine gediegene humanistische Bildung, schrieb vom 6. Jahr an Verse, übte sich, auch musikalisch außergewöhnlich begabt (unter den Vorfahren stößt man auf beachtenswerte Talente), eifrig im Klavierspiel und Gesang. Auffallend war neben der durchsichtigen Zartheit des Körpers eine erhöhte Reizbarkeit der Nerven und des Gemüts. In der „Dunklen That" Levin Schückings, wo das „Stiftsfräulein" als Abbild ihrer Persönlichkeit erscheint, findet sich zweifellos eine Reminiszenz an ihre Kindheit, wenn es heißt:

„Schon als Kind hatte sie viel Weiches, Anschmiegsames, ja Liebseliges gehabt, und zuweilen die Mutter ganz ernsthaft um die Erlaubnis gebeten, jetzt etwas weinen zu dürfen. Wenn die erteilt wurde, stieg sie ruhig die Treppe zu einem Bodenkämmerchen hinauf, schloß bedachtsam die Türe ab und sobald der Riegel vorgeschoben, schossen die Tränen in Strömen über ihre Wangen, bis gerade zu dem Augenblick, wo die erlaubte halbe Stunde vorüber war." Schücking, wohl der einzige, mit dem sie über solche Dinge gesprochen, fährt weiter: „Das konnte aber auch eine bloße Nervenschwäche sein."

Während des Entwicklungsalters, etwa vom 17. Jahr an, verändert sich das Bild plötzlich auf eine ungünstige, ja bedenkliche Weise. „Eine täglich zunehmende Magerkeit und Blässe, das Verschwinden meines Appetits, eine immerwährende Mattigkeit und die mit einem solchen Zustande unzertrennlich verbundene Niedergeschlagenheit" schreibt sie 1814 an ihren Freund Sprickmann, „brachte mich auf den Gedanken der Auszehrung." „Durch vierzehntägiges Faulenzen", meint sie obenhin, habe sie sich „vollkommen kuriert"; sie ist der Meinung, ihr Übelbefinden wäre bloß „die Folge des zu angestrengten Studierens und zu vielen Sitzens", und möchte sich „durch eine in die Tagesordnung eingeflickte Spazierstunde" beheben lassen. . . .

Von dieser Zeit an vernimmt man dauernd bald leise, bald lautere Klagen über ihren Zustand. Ist er jemals von ihrer Umgebung richtig erkannt worden? und hat man wenn man ihn erkannte Maßnahmen ergriffen ihn zu bessern? In der Verwandtschaft und zwar im nächsten Kreise, kamen mehrere Fälle von Schwindsucht vor; in späteren Jahren, wo die Dichterin, selbst leidend und hinfällig, wochenlang Schwerkranke, u. die lungenkranke Zofe („Mariechen") in aufopferndster Weise pflegte, werden die Symptome deutlicher; 1828 berichtet ein in Münster ansässiger Homöopath, Annette sei „von ihrem früheren Arzte, der keinen Rat mehr wußte, in einem schwindsuchtartigen Zustand an ihn verwiesen worden", und schließlich vermag die unmittelbare Ursache ihres Todes ein Blutsturz, die Gewißheit eines derartigen Leidens zu erhärten.

Ob die Familie die frühzeitigen Befürchtungen der Tochter so ernst nahm, wie es ihr Zustand erfordert hätte, ist nicht zu erkennen; eines jedoch ist sicher: Infolge ihrer Kränklichkeit, ja, man darf sagen eines frühzeitigen Siechtums, sehen wir die Mutter, die selbst von robustester Gesundheit, ein strenges Regiment führte, die Erziehungsstatt ändern, sehen der nie ganz Gesunden besondere Rücksicht und Schonung zuteil werden. Damit aber war sie im häuslichen Kreise wie in der Verwandtschaft zu einem Ausnahmewesen gestempelt, das, entgegen seiner abnormen geistigen und künstlerischen Veranlagung, körperlich nie für voll gelten konnte und infolge dieser Minderwertigkeit umsorgt und beaufsichtigt werden mußte. Die so Bemutterte, zeitlebens Gegängelte hat es schmerzhaft gespürt, wie „guten Willens Ungeschick" nicht bloß auf ihren „schwachen miserablen Körper" wirkte, sondern auch auf ihr Innenleben, so daß sie, zu krank und zu matt, um sich dessen zu erwehren, auch mit dem Herkömmlichen zu tief verflochten, noch erwachsen unter einer Bevormundung steht, die ihrer Persönlichkeit so unangemessen scheint wie möglich. Auf die eigentlichen Jugendjahre muß man blicken, die körperlich und seelisch

einträchtigten Jahre, will man manches an diesem Charakter und seiner Handlungsweise verstehen, was sonst mit seinem hochherzigen, freimütigen Wesen fast nicht in Einklang zu bringen wäre; vor allem eine immer wieder auftretende Neigung zum Verschen und Irreführen, besonders der mehr gefürchteten als geliebten Mutter gegenüber.

Abgesehen von den Briefen an Sprickmann, jener merkwürdig einseitigen Korrespondenz zwischen ihrem 17. und 22. Jahre, in welchen, neben bereits angeführten, Klagen über einen Kopfschmerz auftauchen, „der sehr nachteilig auf die Augen wirke", so daß sie sich „sogar die angenehme Anstrengung eines freundlichen Briefwechsels untersagen" muß (sind ihre häufigen Augenentzündungen Nachübel einer kindlichen Skrofulose?), liegeln die Werke der damaligen Zeit ihren Zustand. Sie ringt innerlich mit ihrem Leiden, cht sich darüber zu erheben, durch Gestaltung, Fixierung des Krankhaften das Gespenst t bannen, wie es bereits in dem dramatischen Fragment Bertha geschehen war. Kaum einem der Jugendverse fehlt ein schwermütig ichbezogener Ton; die „Geistlichen edichte", deren erster Teil schon 1820 abgeschlossen ist, sind fast alle auf Moll gestimmt, an sieht die Kranke in den Unlustgefühlen der Seele wühlen, und der Anfang des Romans „Ledwina", der in diese Jahre fällt, nimmt kranke und krankhaft veranlagte Wesen im Vorwurf. Gleich im ersten Kapitel zeichnet die Dichterin, welcher die Poesie sichtlich schon zum Medium alles dessen geworden, was sie beschwingte und bedrückte — r schwache Widerhall ihres Erlebens in ihrer Umgebung, der Druck der Verhältnisse irkte diesen Trieb —, in der Gestalt der Titelheldin das eigene Bild:

„Sie dachte nur dann an ihre kranke Brust, wenn heftige Schmerzen sie daran erinnerten, und nn war ihr dieses traurige Hüten, dieses erbärmliche, sorgfältige Leben, wo der Körper den eist regiert, bis er siech und armselig wird wie er selber, so verhaßt, daß sie gern diese ganze in unken verglimmende Lebenskraft in einem einzigen recht lohhellen Tage hätte ausflammen lassen. ir frommes Gemüt aber behielt die Oberhand über den sichtbar auflodernden Geist."

Auch in einem späten Werke[1]) kehrt die Schilderung der Lungenschwachen wieder, ir meinen sogar eine geheime Anklage gegen die Ihrigen zu hören:

„Ihre schlanke, immer etwas gebeugte Gestalt gleicht einer überschossenen Pflanze, die im inde schwankt ... Das Fräulein singt schön; aber dieses seltsame Modulieren ... dieser tief aurige Ton, eher heiser als klar, eher matt als kräftig ... Ich bin kein Arzt, aber wäre ich der ater, ich ließe das Fräulein nicht singen; unter jeder Pause stößt ein leiser Husten sie an, und ihre arbe wechselt, bis sie sich in roten, kleinen Fleckchen festsetzt, die bis in die Halskrause laufen — ir wird todangst dabei, und ich suche dem Gesange oft vorzubeugen."

Über die Schwankungen und Wunderlichkeiten ihres Gemüts erfahren wir gleichfalls is der Ledwina Verlässiges, um so mehr, als manche Stelle dort sich mit Wendungen r an Sprickmann gerichteten Briefe fast deckt:

„Sei ruhig, schade dir nicht selber", heißt es im Dialog der Heldin mit der Schwester (Jenny!), varum suchst du gewaltsam Gegenstände auf, die dich erschüttern und krank machen müssen? . Wenn ich am Tage ruhe, so habe ich in der Nacht keinen Schlaf; da stehe ich dann wohl zueilen auf und gehe in meiner Stube umher; es ist nicht zum besten, aber was soll man mit der ngen Nacht machen? ... Mein ruheloses, törichtes Gemüt hat so viele scharfe Spitzen und dunkle inkel, das müßte eine wunderlich gestaltete Seele sein, die da so ganz hinein paßte ..."

An Sprickmann 1814: „Meine in meinem damaligen Gemütszustande sehr aufgeregte Phantasie llte Sie mir, begleitet von allen Reiseunannehmlichkeiten vor, als da sind schlechte Wege und Beirtung, zerbrochener Wagen; oder wohl gar krank in dem fremden Lande ... O Gott, Sie können h die Angst nicht denken, die mich dann befiel ... lieber, teurer Sprickmann, ich sehe es täglich ehr ein, ... wie ich ohne Sie nur ein schwaches und unselbständiges Wesen bin. Bitten Sie ott um etwas mehr Festigkeit des Charakters für mich ..."

Februar 1816: „Ich höre soeben, daß die Lerchen sich draußen schon recht lustig machen; also den Garten: ich bin doch den ganzen Winter gar nicht vor die Tür gekommen."

[1]) Bei uns zu Lande auf dem Lande, 2. Kap.

Den erschütterndsten Eindruck unter den erhaltenen Jugendbriefen hat mir stets der vom Februar 1819 gemacht; fast Wort für Wort der Notschrei eines gequälten, über sein Ich und die Umwelt unklaren, um Verständnis, Anregung und Liebe ringenden Herzens. Die Biographen haben an diesem Brief, der den Sturm und Drang eines genialen und dabei tief kranken Menschen ahnen läßt, so gut wie vorbeigelesen, obwohl sie ihn gern zitieren; vermerkt wird mit einigem Erstaunen, daß der gute alte Freund (ein Siebziger, als er das Schreiben erhielt) auf dessen eigentlichen Inhalt überhaupt nicht eingegangen sei. Es widerstrebt einem, den Zusammenhang des Briefes zu zerreißen, und doch kann man nicht umhin, einzelne Worte herauszunehmen, da sie, wie keines der Gedichte, die Seele der Werdenden enthüllen:

„O mein Sprickmann, ich weiß nicht, wo ich anfangen soll, um Ihnen nicht lächerlich zu erscheinen ... Ich muß mich einer dummen und seltsamen Schwäche vor Ihnen anklagen ... Lachen Sie nicht, ich bitte Sie; nein, nein, Sprickmann, es ist wirklich kein Spaß. Sie wissen, daß ich eigentlich keine Törin bin; ich habe mein wunderliches, verrücktes Unglück nicht aus Büchern und Romanen geholt ... niemand weiß es, Sie wissen es ganz allein, und es ist durch keine äußern Umstände in mich hineingebracht, es hat immer in mir gelegen ... Dieser unglückliche Hang zu allen Orten, wo ich nicht bin, und allen Dingen, die ich nicht habe ... Seit einigen Jahren hat dieser Zustand aber zugenommen, daß ich es wirklich für eine Plage rechnen kann ... Mir wird für meinen armen Verstand bange ... Nachts, wo ich immer einige Stunden wach bin (die 22jährige!) .. Wenn das nicht Tollheit ist, so gibts doch keine. ...

Sagen Sie, was soll ich von mir selbst denken? und was soll ich anfangen, um meinen Unsinn los zu werden? ... Wie ich anfing, Ihnen meine Schwäche zu zeigen, fürchtete ich meine eigene Weichheit, und statt dessen bin ich über dem Schreiben ganz mutig geworden; mich dünkt, heute wollte ich meinen Feind wohl bestehen, wenn er auch einen Anfall wagen sollte ..."

In demselben Briefe heißt es über den Besuch einer Verwandten: „... ein gutes, stilles, verständiges Mädchen, deren Umgang mir sehr wert ist, besonders wegen ihrer klaren richtigen Ansicht der Dinge, womit sie oft, ohne es zu ahnden, meinen armen verwirrten Kopf wieder zum Verstande bringt."

Zusammengefaßt erschließt die Jugendgeschichte dem nachdenklichen Leser folgende Blickpunkte: Annette von Droste, ein vielseitig, widerspruchsvoll veranlagtes Wesen (Vater- und Muttererbteil vereinigten sich in ihr niemals zu ganz harmonischem Charaktergefüge), fühlte sich von Kindheit an mit stärkster Kraft zu künstlerischer Betätigung hingezogen; nicht minder war ihr glänzender Geist mit einer außergewöhnlichen Fähigkeit zur Kritik ausgestattet. Wer ohne sie zu kennen, ihre Urteile über Kunst und künstlerische Fragen, über Bildung, Menschen und Verhältnisse lesen würde, könnte den scharfen objektiven Standpunkte halber auf einen männlichen Urheber raten. Der ganze Ton ihrer Briefe, selbst der zärtlichen intimsten Privatbriefe, atmet männlichen Geist und dies nicht erst in reiferen Jahren, sondern von früher Jugend an. Völlig unvereinbar mit dieser Tatsache scheint das persönliche Wesen der Dichterin, der bis hinauf in die vierziger Jahre „bei aller Lebhaftigkeit und Geistreichigkeit in Gesellschaft etwas Drolliges, Kindliches anhaftet." Noch 1836 heißt es von ihr: „Sie wurde von ihrer ganzen Umgebung mehr heiter und drollig als ernst genommen." Nur wenige, darunter Junkmann und vorab Levin Schücking, haben das Wesenhafte unter dieser Hülle gesehen. War aber diese „Hülle" nicht trotzdem Natur?

Die Lebensbahnen aller genialen Menschen sind infolge des ungleichmäßigen Wechselspiels der Kräfte reich an Konflikten. Dreifach drängen sich die Qualen bittersten Entweder-Oders auch an die werdende Dichterin heran:

zwischen Musik und Poesie: sie studierte Harmonielehre und Kontrabaß, ging daran, Opern zu schreiben, übte sich voll Ehrgeiz im Gesang;

zwischen Glaube und Skepsis: sie stieß sich an dem Dogmatismus der Kirche und lehnte doch innerlich freiwillig ihrem Denken den Bannstrich gezogen; sie las, natürlich heimlich,

ise: Renans Bücher, David Strauß' Leben Jesu, Werke der Tübinger Schule, Rumpfs
Bibel und Christus" und schrieb: „Das Geistliche Jahr";
zwischen ihrem „angestammten" und ihrem natürlichen Frauenberuf.

Die Biographen nehmen durchweg an, aus dem unglückseligen Doppelverhältnis zu
traube- von Arnswaldt sei der körperlich-seelische Zusammenbruch des Jahres 20
rvorgegangen. Mir haben sich bei der Betrachtung des Entwicklungsganges Annette
n Droste-Hülshoffs Gesichtspunkte aufgedrängt, die zu dem Schluß führten, daß es
mals zu einer gesunden Entwicklung eines Liebeserlebnisses bei der 21jährigen nicht
mmen konnte. An dieser Stelle nur einige Hinweise; es hätte den Angelpunkt einer
chologischen Untersuchung zu bilden, in welchem Verhältnis der künstlerische Trieb
i Annette zu den übrigen elementaren Empfindungen stand.

Der künstlerische Trieb als Spieltrieb ist ein Urtrieb, ein Lebenstrieb schlechthin. Nicht
: jeden Menschen ohne weiteres, wie ja auch nicht jeder ein musikalisches Ohr oder
mut der Glieder mit auf die Welt bringt, aber für den, welcher, um mit der Droste
reden, „bei der Geburt geladen", ein lebensnotwendiger Trieb. Unstreitbar vorherr-
end in ihrer Entwicklung ist dieser Trieb; er bildet sie, sie bildet ihn, bewußter als jede
dere, vor allem jede frauliche Neigung und Gabe (wie nüchtern hat sie gewohnt, wie
licht bis zum Unschönen ging sie gekleidet!); sie beherrscht diesen Trieb, er ist nicht ein,
ist das Instrument ihres Ichs; sie kommandiert ihn, wie niemals eine Frau den poeti-
en Trieb kommandiert hat, mit einem Instinkt für Stil, Rhythmus, Anschaulichkeit
s Worts, daß, je weiter man sich in sie hineinliest, desto höher die Bewunderung wächst,
: man ihrem Können zollt; — aber ihr „schwacher miserabler Körper" ist nicht wider-
ndsfähig genug, die Zügel immer in der Hand zu behalten, und dem künstlerischen
ieb wurde es auffallend leicht, sich gegen andere Lebenstriebe übermächtig durch-
etzen. Aus der Lektüre des Briefwechsels sowie der frühen Prosa erhellt, daß gerade
der ersten reiferen Jugend, wo der Liebesinstinkt normalerweise stark betont ist, Annette
a Droste vom Willen zur Kunst in noch stärkerem Grade bewegt ist. Daß es in ihrer
ngebung nicht an Männern fehlte, die den Funken hätten entfachen können, beweist
s Erlebnis des Jahres 18. Stellen der Korrespondenz mit Sprickmann wie: „Es liegt
manches auf meinem Herzen, was sich heraus und an das Ihrige sehnt"; „Ihr liebes
ld bleibt doch immer ein reiner stiller Grund, auf den ich malen kann was ich will"
unden innige Sehnsucht nach Ergänzung durch das andere, Idealbildung am andern
); gewiß sind auch aus dem Brief an Anna von Haxthausen (Ende 1820), wie
s dem Begleitschreiben zum Geistlichen Jahr an die Mutter (Oktober 1820) ergreifende
ne herauszulesen; wird man aber zugleich inne, daß sie an eine dauernde Verbindung
vacht oder daß sie durch den, wie sie wohl erkennt — selbstverschuldeten unglücklichen
sgang ihrer Beziehungen zu den beiden jungen Männern um die wahre Bestimmung
es Daseins betrogen sei? Die verworrene Selbstanklage in dem Brief an die Vertraute
rdauns bemerkt, sie müsse halb von Sinnen gewesen sein, als sie ihn niedergeschrieben)
rt gar nicht auf den untersten Grund ihrer Kümmernis und jungen Verzweiflung,
il sie sich der wahren Gründe selbst kaum bewußt war. Und diese lagen nicht allein
dem verhängnisvollen Umstand der doppelten Neigung, nicht allein in Verhältnissen,
lche der Adeligen ein bestimmtes Verhalten in bestimmten Lebenslagen vorschrieben.
ist vielmehr anzunehmen, daß das einundzwanzigjährige Mädchen sexuell noch durch-
s unreif war. Frühgeburten pflegen ein spätes erotisches Erwachen zu erleben; denn
Ausbildung der sexuellen Funktionen wie auch der höheren Sinne, besonders des Auges,
en den Schlußstein der embryonalen Entwicklung. Annette von Droste hat schwär-
risch einer Augenblicksempfindung nachgegeben, einer zwiespältigen sogar, ohne die
Folgen zu bedenken, welche für beide Teile daraus entsprangen. Die Partner haben weiter
macht. Sie muß damals mit ihrer von den Zeitgenossen öfters hervorgehobenen „elfen-
ten" Figur, dem goldhellen reichen Haar, dem ausdrucksvollen Gesichte, „obgleich

das Näschen etwas schief saß", anziehend genug gewesen sein, um in einem Mann den Wunsch zu erregen, sie zur Frau zu nehmen. Sie sehnte sich nach Verständnis, nach Anregung, auch wohl nach keuscher Zärtlichkeit; aus dem Erlebnis selbst erst deutete sie ihr Ich; in der „Bertha", in welcher sie sich mit sich selbst auseinandersetzt, scheut sie vor dem harten Wort „Zwitter" nicht zurück. Fünf gelähmte stumme Jahre bestätigen, welch schmerzhafte Erkenntnisse sie damals errungen; es war der erste große Wendepunkt ihres Daseins, und wir sehen sie fortan nicht mehr den Weg der Frauen einschlagen, über deren Dasein steht: „Alles um Liebe"; mit gefestigtem geklärten Bewußtsein biegt sie weiter ab in den Pfad ihres Berufes, des Dichters, von dem sie einmal ergreifend singt:

„Meint ihr, der Sturm erschüttre nicht?
Meint ihr, die Träne brenne nicht?
Meint ihr, die Dornen stechen nicht?
Ja, Perlen fischt er und Juwele,
die kosten nichts — als seine Seele."

Wird sie sich für immer hinter eine Mauer verschanzen, wohin die Töne eines anderen als des Lebens, das die Schwerkranke mit trotzigem Willen aufs neue an sich riß, nicht dringen durften? Fühlt sie: nicht bloß ihrer kranken Seele, ihres zerbrechlichen Körpers wegen muß sie ähnlichen Konflikten aus dem Wege gehn? Busse vergißt in seiner Darstellung des Drosteschen Lebens[1]), daß die Kämpfende niemals aus Feigheit versagt oder weil sie bequem war, manchmal streckt sie die Waffen aus demütiger Treue an Überkommenen, aber fast immer: aus körperlicher Schwäche. Ebenso liegt das oft fragmentarische, ruckweise Schaffen, von Bartels richtig als „eruptiv" erkannt, das Anfangen und nicht Vollenden, liegen die Dunkelheiten und Verworrenheiten des Ausdrucks zu meist in der physischen Konstitution begründet; u. a. vielleicht in einer Störung des innersekretorischen Gleichgewichts, welche zu einer Hypertrophie des Denkens und künstlerischen Schaffens führte[2]), einer Hypertrophie, die sich nicht bloß aus angeborener Schwäche des Hemmungsapparates der Nerven, sondern um den Preis einstellt, daß andere wertvolle Lebenstriebe beschnitten, ja aufgesogen werden. So hat die Droste noch Mitte der dreißiger Jahre „drollig" und backfischhaft gewirkt; so hat sich ihr Liebesbedürfnis, ihre Aufopferungsfähigkeit, ihre Sehnsucht mehr nach Frauen als nach dem ergänzenden Mann gewandt, und als sie sich die letzten Lebensjahre in sich selbst einspann und von nichts mehr Notiz nahm, war's, weil sie krank und müde geworden.

Bis über die Meersburger Zeit hinaus aber wandeln neben charakteristischen Freunden gestalten die Freundinnen; ja diese Mädchenfreundschaften verleihen der Persönlichkeit ein besonderes Gepräge. Wie im Leben geistig bedeutender Männer nicht selten zärtlich betonte Männerfreundschaften bestanden haben, hat es seit Sappho geistig auf ihrem Geschlecht herausragende Frauen gegeben, die — es wäre geschmacklos an grob Sinnliches zu denken — innige, ins Geistig-Seelische oder Mütterliche hinaufgeläuterte Liebesbeziehungen innerhalb ihres eigenen Geschlechtes pflegten. Gerade das Leben Annette von Drostes ist eine Fundgrube solcher Beziehungen; es seien bloß die bedeutsamsten Namen genannt: die Generalin von Thielemann; Amalie Hassenpflug; Sibylle Mertens; Elise Rüdiger; Adele Schopenhauer; Philippa Pearsal. Der Briefwechsel erschließt die Verhältnisse; Gedichte wie „Auch ein Beruf" — „An Philippa" — „Lotte und Lied" — „Spätes Erwachen" u. a. nicht minder; obwohl ich trotz der Widmung

[1]) Die Bussesche Biographie berührt trotz mancher erstmalig und richtig gesehener Tatsachen wegen ihres saloppen, gönnerhaften Tones stellenweise immer aufs neue unangenehm.

[2]) „Ich bin lange sehr leidend gewesen und jetzt . . . mit einem Male ganz wohl, aber ungemein aufgeregt und nervenschwach und großer Phantasie-, Gefühls- und Gedankenanspannung nicht nur fähig, sondern gezwungen dazu . . . Gebe ich mich hin, so treibts mich um wie der Strudel ein Boot; will ich ruhen, so summen und gaukeln die Bilder vor mir wie Mückenschwärme . . ."

er Dichterin im Konzept: „An Amalie H." besonders das letztere als für Levin Schücking eschrieben und der Freundin untergeschoben halte, wie es z. B. für die Verse: „O frage icht, was mich so tief bewegt" erwiesen ist. Hüffer bemerkt über das Verhältnis zu Elise üdiger, wohl der Herzensnächsten neben der sehr geliebten Schwester:

„Wohl keiner anderen Freundin hat Annette so lebhafte und so oft sich wiederholende usdrücke einer überströmenden Zärtlichkeit zukommen lassen; es entsprach ganz ihrer erzensneigung, sich ein junges weibliches Gemüt so enge zu verbinden."

Wiederholt waren es auch die Freundinnen, denen Annette am Krankenbette Samariter- enste leistete. Mit Befremden betrachtet man, daß der Familie die Schwindsüchtige, e nach dem Ausspruch der Mutter „so wenig zur Hausfrau passe", gerade geeignet ien, Pflegedienst zu tun, wo immer hilfreiche Hände not waren. Schwester Jenny hat kocht, gegartelt, gestickt — Annette war das zurückgebliebene Kind, dessen man sich eigent- ch ein bißchen schämte[1]), mit dem man jedoch als Wunderkind, als poetischem Talent rn renommierte, ganz entgegen den Empfindungen der Bestaunten, die denn auch legentlich „in den Saal fuhr, grimmig wie eine Wildkatze", und die doch weder schrift- llerisch noch gesellschaftlich jemals einen bedeutsamen Schritt unternommen, ohne als horsames Kind zuerst die Mutter zu fragen, wenigstens bis auf die Tage, da Levin chücking ihren Weg kreuzte. Die unverheiratet gebliebene „Tante", das „hilfbereite nste Rad", wie sie von sich selbst sagt, opferte unzählige Tage und Nächte für noch Krän- re, Elendere, als sie selber war. Neben dem Vater pflegt sie den Lieblingsbruder Ferdi- nd, den sie „nach schwerem Siechtum" verliert, dann das Kind eines Bruders, das enfalls an Schwindsucht hoffnungslos hinsiechte; mehrmals in ernsthaften Krankheits- llen Sibylla Mertens, von andern Verwandten und ihr nahstehenden Personen ihrer mgebung — die Amme nicht zu vergessen — abgesehen. Aber diese anstrengenden Pflegen, ese Anspannung der Nerven, waren Gift für sie.

Selbstverständlich aber ertrug sie solche mühselige Zeiten. Eine einzige bedenkliche Äuße- rung aus dem Briefwechsel ist mir gegenwärtig: wie sie im Hause Mertens fast ohn- ächtig geworden, tagsüber ganz dumpf und duselig gewesen sei. Neuerliche Attacken des ehrmals auf eine fast wunderbare Weise besiegten Tuberkulosefeindes blieben denn auch cht aus. 1829, nachdem die vergangenen Jahre hindurch ihr körperliches Befinden e auch ihre Gemütsstimmung „Besorgnisse" erregt, wirft eine „schwere Krankheit" nieder — welcher Art erfahren wir nicht. „Nur Nervenreiz und Krämpfe" dia- ostiziert der Arzt — aber dieses „Nur" läßt die Ihrigen das Schlimmste befürchten. eder über den Verlauf der Erkrankung noch über die Maßnahmen zur Heilung des idens wissen wir Genaueres. War auch der Tuberkelbazillus noch nicht entdeckt, b es auch noch keine Röntgenplatte — würde man nicht Sonne, Klimawechsel, eine egekur oder doch mindestens das Vermeiden jeder körperlichen, nervösen und seelischen nstrengung für einen der „Auszehrung" Verdächtigen als selbstverständlich erachten, um mehr, als bereits der Familie ein Ahnen aufzudämmern begann, welch kostbares aus- wähltes Menschentum sich in dem zarten Edelfräulein verwirklichte?

Statt dessen pflegt es Kranke, sitzt gebückt mit beklemmter Brust über seinem Tische engen Stübchen im Rüschhaus[2]) und schreibt (mit einer schwer lesbaren Mikrographie olge des auffallend kurzsichtigen Auges) Werk um Werk! Aus ihrem elenden Zustand chtet Annette in die Kunst, das intensive Schaffen treibt sie, wie es besonders deut-) die Jahre 34/35 zeigen, aufs neue in schweres Siechtum, und dieser circulus vitiosus nmt nur ein einziges Mal — und auch da bloß scheinbar — zum Stillstand: in dem merk- irdigen Winter 1841, den die Biographen als den „Höhepunkt ihres Lebens" bezeichnen.

[1]) Vgl. P. Schulte, Hochland, Aug. 1907.

[2]) = Riedhaus; das zum Witwensitz hergerichtete Jagdhaus ist von Wassergräben umgeben!

Vorübergehend, während der gesundheitlich kritischsten Zeiten, tauchen Pläne einer Italienreise auf: „Florenz" oder „Nizza" ... (später „Mailand") — wie hätte man der sonnenbedürftigen Kranken ein Herauskommen aus dem „feuchten, dumpfigen westfälischen Klima" gewünscht, nicht bloß des Klimas und ihres Brustübels wegen![1]) Vielleicht hätte eine Auslandsreise ihren hungrigen empfänglichen Geist auf denkbar günstige Weise beeinflußt, hätte Hüllen ihres Wesens gesprengt, die in Wirklichkeit niemals abfielen ... Freilich diese „Vielleichts" sind so billig und so unfruchtbar, wenn ein Dasein längst unter den Horizont hinabgesunken ist ...

Daß eine Reise nach dem Süden nicht zustande kam, scheint vor allem in finanziellen Schwierigkeiten begründet. Die Leibrente der Unvermählten hätte, obwohl an sich nicht gering, zu einer Italienfahrt unter den damaligen Reiseverhältnissen bei weitem nicht ausgereicht. Und Annette war viel zu bescheiden, viel zu wenig auf ihr persönliches Wohl bedacht, als daß sie hätte ein Opfer ihrer Familie in Anspruch nehmen mögen. Aus der Lebensgeschichte ist ersichtlich: es gab in Abbenburg, in Köln, gab da und dort am Rhein Verwandte, wo Annette gelegentlich zu Besuch sein und die erwünschte „Luftveränderung" genießen konnte; kaum war Jenny in die Schweiz gezogen, war der „Süden" nicht mehr so unerreichbar, und als gar die milde Bodenseegegend zum Domizil Laßbergs wurde — der erste Besuch dort war der Kranken so außerordentlich gut bekommen —, da gab es einen gesünderen Aufenthalt, kein ihr zuträglicheres Klima als gerade Meersburg, und Frau von Droste brauchte sich, obwohl sie nicht so ohne weiteres ihre Einwilligung zu den Meersburger Reisen gab, nicht länger zu sorgen, wohin man die von Hustenanfällen Gequälte, Asthmatische, zu schicken habe, wenn sie es in Rüschhaus nicht mehr auszuhalten schien.

Wie viel seelischer Einfluß dazu beitrug, sowohl von Seiten der Schwester als noch mehr Schückings, um Annette in Meersburg wirklich zu einem gewissen Grade von Gesundheit zu verhelfen, davon braucht hier nicht näher die Rede zu sein.

Und doch: wie wenig sich im Laufe der Jahre ihr Leiden geändert hat, ja wie es ohne bemerkenswerte Gegenmaßnahmen sich mehr und mehr verschlimmerte, ist deutlich genug aus ihren eigenen Berichten in den Briefen zu entnehmen.

1834: „Ich soll weder lesen noch schreiben, aber das Verbot ist überflüssig, die Buchstaben schwimmen und rennen durcheinander wie Wassertierchen." Ein anderes Mal bezeichnet sie ihre Krankheit als „kaltes Fieber" und „Wechselfieber" (sie befand sich, ohne darum zu wissen, in dem dauernden Fieberzustand der an schleichender Lungentuberkulose Leidenden) und klagt, in den wenigen freien Stunden komme sie sich vor, „wie einer, der am Katzenjammer leidet, halb krank, halb zerschlagen, halb besoffen und zu allem unfähig"; so gehe es „schon seit fünf Wochen ..." Etwas später: „immer Rheumatismus, und immer im Kopfe"; „Gesichtsschmerzen, daß ich gar nichts tun kann" (treten neben der Lungenerkrankung qualvolle Neuralgien auf, oder handelt es sich um Steigerung der Allgemeinempfindlichkeit im Fieberzustand?). 1838: „Kurzatmig, nach vierzehntägigem Aufenthalt in der frischen Luft (Abbenburg!), jedoch um vieles besser". 1839 spricht sie direkt das Wort „Nervenleiden" aus. (Schon in früheren Briefen heißt es: die Nerven sind „schändliche Biester".) Dazu wird sie viel von Beklemmungszuständen gequält. „Der heftige Blutdruck nach dem Kopfe (frühzeitig einsetzendes Klimakterium) nimmt von Jahr zu Jahr mehr überhand, und ich zweifle kaum an einem plötzlichen Ende. Darf ich plötzlich nennen, was ich jahrelang voraussehe?"

(Schluß folgt)

[1]) Haxthausens waren 1830 in Rom ...

Redaktionell abgeschlossen am 22. Dezember 1927
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hübscher in München. — Druck- und Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München.

Zur Einführung

Von August Winnig in Potsdam

Abhandlungen über den Marxismus pflegen heute keine besondere Anziehungskraft auf das lesende Publikum auszuüben. Zwar ist der Kampf gegen den Marxismus heute so populär wie der Marxismus selber. Aber über diesem Kampfe liegt die Stimmung einer erschwiegenen Hoffnungslosigkeit. Sie ist die Frucht einer langen, niederdrückenden Erfahrung. Seit fünfzig Jahren bemühen sich Volkswirtschaftslehrer und Philosophen und eben ihnen die Leute des „gesunden Menschenverstandes" um die Widerlegung der marxistischen Lehre. Wer hätte nicht einige dieser Bücher oder Abhandlungen gelesen? Fast immer begannen sie damit, daß alle vorausgegangene Marxkritik falsche Wege gewandelt sei; alle bislang geäußerten Einwände gegen Marx seien nicht stichhaltig: erst diese Abhandlung treffe den Marxismus ins Herz. Franz Mehring schrieb spöttisch über diesen Kampf: „Jeder dieser Marxvernichter wird vom andern abgetan. Bei all dieser fleißigen Arbeit der Marxkritiker ging es dem Marxismus sehr gut. Der Name Marx wurde das Banner einer mehr und mehr anschwellenden Bewegung, deren Fortschreiten von keiner Kritik gehindert oder gehemmt wurde. Ob die nachprüfende Gelehrtheit Sach- und Denkirrtümer bei Marx feststellte oder nicht, das war für die Bewegung gänzlich unerheblich — war unerheblich bis zur Gleichgültigkeit. Denn die Marxschen Theorien sind eine Sache für einige hundert Gelehrte, und die Bewegung ist eine Sache von Millionen.

Auch die folgende Abhandlung wird der marxistisch-gläubigen Bewegung nicht das Leben nehmen. Aber sie schlägt eine gänzlich neue Richtung ein. Sie erfaßt den Marxismus als zeitwesenhafte Erscheinung. Sie sieht zum ersten Male die merkwürdige Beziehung zwischen Marxismus und Kapitalismus. Der Marxismus, der als der Todfeind der kapitalistischen Wirtschaft gilt, erscheint uns hier zugleich als ihr Schrittmacher. Das ist das Merkwürdige. Besonders merkwürdig ist, daß man bisher auf diese Beziehung noch nicht aufmerksam geworden ist. Es ist mir nicht klar, ob der Verfasser durch meine hier erschienene Abhandlung „Der Glaube an das Proletariat" (Dezemberheft 1924) zu seiner Untersuchung und Arbeit angeregt worden ist. Es könnte sein; ich will gestehen, daß ich seit der ersten Veröffentlichung jener Studie darauf gewartet habe, daß sich die Wissenschaft dieses Gegenstandes bemächtige. Von der alten Gelehrtengeneration habe ich allerdings die Aufnahme dieser Arbeit nicht erwartet, und sie kommt nun auch aus den Reihen der jungen Wissenschaft, die das Zeitwesenhafte im Marxismus erkennt, was der alten Generation wohl verschlossen bleiben mußte. Erst wir Jungen können den Marxismus in dieser Wesensart erfassen. Wir sehen in ihm die äußerste Anwendung zeitlich gegebener Denkgesetzlichkeiten. Der Marxismus ist nicht eine neue Art der Welterfassung, sondern der radikalste Ausdruck des Wertempfindens und die äußerste Anwendung der Wertmaßstäbe der Zeit, zu der er gehört. Er hat das Wertempfinden der Zivilisation bis in das letzte Hirn getragen, nicht etwa ein neues Wertempfinden geschaffen. Damit ist seine Größe, aber auch seine Grenze gezeichnet. Diese Grenze trennt ihn von dem Gebiet, aus dem die geschichtlich zeugerischen Kräfte kommen. Solche Kräfte sind nicht in den Dingen enthalten, ihr Träger ist der Mensch. Von diesem Menschen weiß der Marxismus nicht mehr als seine Zeit allgemein von ihm wußte, und das ist bekanntlich sehr wenig. Der Mensch wird den Marxismus überwinden, nicht die Wissenschaft. Die Aufgabe der Wissenschaft ist der Nachweis, daß der Marxismus nicht über die Zeit hinausführt, zu der er selber gehört, zu der er sich, trotz aller Kritik, selber bekennt, und diese Aufgabe ist in der folgenden Abhandlung mit Kraft und Geschick in Angriff genommen worden.

Karl Marx als Schrittmacher des Kapitalismus

Von Ottokar Lorenz in München

Einleitung

Diese Arbeit ist entstanden aus dem Erlebnis der deutschen Revolution. Die Novembe
revolution von 1918 ist ja etwas höchst Merkwürdiges: eine sozialistische Revolutio
die dazu führt, daß die Mächte des Kapitalismus einen schrankenlosen Sieg erringen, z
nächst auf dem außenpolitischen Gebiet, in der Folge nicht weniger auf dem innenpolitische
Denn waren nicht England, Frankreich, Amerika, also die Mächte, die nach dem Ausfa
Rußlands noch als die Hauptgegner Deutschlands aufrecht standen, die Vormächte de
Kapitalismus? Und gewann der Kapitalismus nicht in der Folge auch im revolutionierte
Deutschland selbst eine Stellung nach der anderen? Wurden nicht die meisten ehema
staatlichen Unternehmungen, also die sozialisierten Betriebe[1]), in kapitalistische Regi
genommen?

Ich brauche nur an die deutschen Eisenbahnen zu erinnern, einen der größten Betrieb
der Welt. Früher ein staatliches Unternehmen, das nach sozialistischen Gesichtspunkten g
leitet wurde, sind sie heute eine Aktiengesellschaft, in der allein das kapitalistische Erwerb
interesse herrscht. Wer etwa behaupten will, die frühere staatliche Leitung sei auch nur ve
kappter Kapitalismus gewesen, der wird durch die einschlägige Stelle im Dawesgutachte
eines Besseren belehrt. Dort heißt es in dem Abschnitt, der die Umwandlung der Reich
bahn in eine Aktiengesellschaft bestimmt:

„Der leitende Gedanke der Verwaltung durch die Regierung in der vergangenen Zeit war dara
gerichtet, die Eisenbahnen in erster Linie im Interesse der deutschen Wirtschaft zu betreiben und e
in zweiter Linie die Interessen des investierten Kapitals wahrzunehmen. Nach Ansicht der Sac
verständigen ist ein völliger Bruch mit alten Überlieferungen dringendes Erfordernis."

Hier treten sich zwei entgegengesetzte Arten der Wirtschaftsgesinnung gegenüber, d
man eben die kapitalistische und die sozialistische zu nennen pflegt. Früher, so heißt es, ka
es der Reichsbahnverwaltung in erster Linie auf die Leistung an und erst in zweiter Lin
auf den Gewinn; es kam ihr hauptsächlich darauf an, der deutschen Wirtschaft im ganze
der Gesamtheit zu dienen. Mit diesem sozialistischen Grundsatz ist heute allerdings völl
gebrochen worden. Maßgebend ist nur noch „das Interesse des investierten Kapitals
d. h. der Gewinn der Aktionäre.

Man sollte erwarten, daß jede sozialistische Partei sich gegen diese Umwandlung bis zu
Äußersten gewehrt hätte. Aber nein! Als es sich darum handelte, ob das Dawesgutachte
angenommen, ob die Reichsbahn dem Kapitalismus ausgeliefert werden sollte, da erh
sich keiner der Marxisten, die sich heute noch Sozialdemokraten nennen, da richtete kein
von ihnen flammende Worte gegen Kapital und Ausbeutung und Gewinnsucht, Worte w
wir sie früher oft von ihnen gehört hatten; da rief keiner von ihnen die Eisenbahner zu
Generalstreik auf zur Rettung des Sozialismus; sondern Mann für Mann gaben die deu

[1]) Sozialisierung bedeutet nämlich Verstaatlichung. Es herrscht darüber erstaunliche Unklarhe
Bei Marx findet sich der Begriff noch nicht. Er sagt dafür „Vergesellschaftung der Produktion
mittel". In welcher Form dadurch das „Gemeineigentum" hergestellt werden soll, führt er n
aus. An den wenigen Punkten, wo er praktische Vorschläge macht, fordert er aber jedenfalls d
Verstaatlichung des Transportwesens usw. Anders ist die Sozialisierung tatsächlich nicht vo
zustellen. Auch die Sowjetwirtschaft, soweit sie sich nicht in den hergebrachten Formen bewegt,
Staatswirtschaft.

n Sozialdemokraten ihre Stimme für das Dawesgutachten ab, dieses Dokument echt
talistischen Geistes. Und nicht zähneknirschend, nur mit verbissener Wut dem außen-
tischen Drucke weichend, nein mit Freuden gab die Sozialdemokratie hier den Sozialis-
s preis. Sie wollte die Unterwerfung unter das Dawesgutachten, sie hat nicht einmal
egen demonstriert. Der Vorwärts, das Zentralorgan der S.P.D., schreibt in Nr. 208
t 30. August 1924:

Die Annahme der Dawesgesetze durch diesen Reichstag — sogar durch diesen! — ist, rein sachlich
hen, ein ungeheurer Erfolg der sozialdemokratischen Politik. Die Sozialdemokratie
vom ersten Tage an, zuerst in fast völliger Isolierung, für die Annahme und Durchführung des
esplans gewirkt."

ie Eisenbahn ist jedoch nicht der einzige staatliche Betrieb, der in eine kapitalistische
ellschaft verwandelt wurde. Auch die gewaltigen Deutschen Werke und andere Staats-
iebe hatten das gleiche Schicksal, zum Teil noch in den ersten Jahren der Revolution,
die sozialistischen Parteien die alleinige Regierungsgewalt hatten.

uch außenpolitisch haben unsere Revolutionäre einen Widerstand gegen die Vormächte
Kapitalismus nicht einmal versucht. Sie hätten den Widerstand bis zum Äußersten
lamieren müssen, wären sie Sozialisten gewesen. Ja, ein echter Sozialismus hätte von
ang an den Kampf des deutschen Volkes zu seinem eigenen Kampfe gemacht, denn
Weltkrieg ging es nicht nur um die nationale Unabhängigkeit Deutschlands, es war auch
Kampf gegen das internationale Kapital[1]). Und ein Sozialismus, der sich an die Spitze
nationalen Kampfes stellte, hätte auch im eigenen Lande den Kapitalismus zerbrochen.
deutsche Sozialdemokratie aber kannte zu Beginn des Krieges nur einen Gegner, gegen
sie mit Begeisterung ins Feld zog: das zaristische Rußland. Rußland war nun merk-
digerweise die einzige feindliche Großmacht, in der die kapitalistische Wirtschafts-
ung nicht vorherrschte.

ie Folgen der Novemberrevolution sind genügend deutlich — ein Sieg des Kapitalis-
mus auf der ganzen Linie. Wir fragen: Waren diese Folgen von den Führern der
olution beabsichtigt? Oder sahen diese sich, nachdem sie die Herrschaft erlangt hatten,
r Erwarten in eine solche Zwangslage versetzt, daß ihnen die Verwirklichung ihrer
listischen Ziele unmöglich wurde, daß sie geradezu ein Anschwellen des Kapitalismus
nehmen mußten? Gewiß, alle die Leute, die auf der Straße für ihre sozialistischen
e gekämpft hatten, mußten blutenden Herzens mit ansehen, wie nach ihrem Siege
Erfüllung ihrer Ideale an rätselhaften Mächten scheiterte. Aber wie steht es mit den
ntlichen Führern der Revolution? Waren auch sie nur verblendete Utopisten? Über-
n sie so wenig die Folgen, welche die Revolution heraufführen mußte?

in zwingender historischer Beweis für ihre wahren Absichten läßt sich noch nicht führen.
haben noch nicht den notwendigen Überblick über all die verschlungenen Pfade, die zur
olution geführt haben. Aber wir sind in der Lage, den Mann zu durchschauen, den un-
Revolutionäre als ihren Meister verehren, Karl Marx. Seine Lehren liegen offen
ge und sind eingehend durchforscht worden, wir kennen seine Schriften und die meisten
r Briefe, zahlreiche Berichte über ihn sind gesammelt worden, wir wissen, wie er sich
en einzelnen politischen Lagen verhalten hat, seine Pläne können wir durchschauen.
nem Verhalten zum Kapitalismus wollen wir daher nachforschen. Wir kommen hier
icheren Ergebnissen und können von da aus das Verhalten seiner Nachfolger in der
ischen Revolution vielleicht eher begreifen.

---

[1]) Die S. M. haben schon während des Krieges darauf hingewiesen. Vgl. das Januarheft 1918 „die deutschen Arbeiter".

Die theoretischen Grundlagen der Marxschen Politik

Im Gegensatz zu anderen Sozialisten hat es Karl Marx vermieden, ein klares Bild der he beizuführenden Zukunftsgesellschaft zu zeichnen. Er erklärt dies wohl als Fortschri seines Systems, als Abwendung von utopistischen Träumereien. Aber er konnte dieses Bi auch gar nicht geben, denn seine Zukunftsgesellschaft will den Sozialismus und den Indiv dualismus zugleich verwirklichen, beide bis zu ihren äußersten Folgerungen[1]).

„Die Arbeiterklasse kann sich nicht von ihrer Knechtschaft befreien, ohne die menschlic Gesellschaft für immer von aller Knechtschaft zu befreien." Dies ist die stereotype Wendun mit der die Zukunftsgesellschaft eingeführt wird. Das „Aufhören des Staates", das „Au hören jeden Zwanges", die „freie Entwicklung eines jeden", die „vollendete menschlic Emanzipation", diese Ausdrücke kehren immer wieder in den spärlichen Andeutungen üb den kommenden Zustand. Völlige individuelle Freiheit, schrankenloser Individualism ist das Ziel. Sozialismus aber heißt Dienst an der Gesamtheit, Unterordnung unter d Gesamtheit, Aufgehen des Individuums in der Gesamtheit.

So fehlt dem Marxismus ein klar geschautes Ideal, eine Leitlinie, der er folgen könn wenn er Verbesserungen an dem Bestehenden anbringen will. Eine Reihe von Verbes rungsvorschlägen findet sich allerdings im Kommunistischen Manifest, am Ende des zweit Abschnitts. Im Vorwort von 1872 erfährt jedoch der erstaunte Leser, daß gerade auf die Partie von Marx und Engels kein Wert mehr gelegt wird. In ihren übrigen Schriften find sich kaum Andeutungen darüber, in welcher Weise der Übergang von der heutigen in d Zukunftsgesellschaft zu bewerkstelligen ist. Die „Diktatur des Proletariats" ist ja zunäc nur eine politische Form und sagt nichts über Möglichkeit und Weg der sozialen U gestaltung. Entscheidend wichtig ist ferner die Frage, in welcher Richtung sich die mar stische Politik zu bewegen hat, bevor die Stunde für die Diktatur des Proletariats gekomm ist. Die wirtschaftlichen Lehren von Marx verkünden nur, daß eine Änderung der beste den Verhältnisse notwendig ist, nicht wie sie durchzuführen ist.

In welcher Richtung soll sich also eine Politik bewegen, der es um Herbeiführung d sozialistischen Zukunftsgesellschaft zu tun ist? Der Weg dieser Politik wird allein v gezeichnet durch die Erkenntnisse, die Marx über den Ablauf der geschichtlichen Entwicklu auch der zukünftigen Entwicklung, gewonnen hat oder gewonnen zu haben behauptet. meint, durch seine materialistische Geschichtsauffassung einen sicheren, wissenschaftlic Einblick in den Gang der Entwicklung eröffnet zu haben. Schon 1847, im „Elend der Ph sophie", hat er diese Entwicklung in den wesentlichen Punkten dargelegt, im „Kapit erscheint sie noch völlig in der gleichen Linie. Am großartigsten ist sie im „Kommunistisc Manifest" ausgemalt. Oft genug hat Marx es ausgesprochen: „Es handelt sich nicht die Verwirklichung dieser oder jener Meinung, dieser oder jener politischen Idee; es hand sich um die Einsicht in den Gang der Entwicklung." Das heißt, man soll nicht nach Ideal nicht nach sittlichen Grundsätzen handeln, „der Arbeiter hat keine Ideale zu verwirkliche Man soll das tun, was geschichtlich notwendig ist. Diese Lehre ist geradezu das Kennzeic des marxistischen Sozialismus.

[1]) Allerdings hat Engels später im Anti-Dühring die Zukunftsgesellschaft etwas ausführli geschildert. Es handelt sich dort aber lediglich um eine breite Ausmalung der oben gegebenen deutungen. Hinzu kommt nur der wirtschaftlich widersinnige Gedanke vom Aufhören der Arb teilung. Wie die Menschen bei dieser Wirtschaftsordnung noch im Überfluß leben sollen, ja wie überhaupt ein friedliches Zusammenleben der Menschen ohne staatlichen Zwang möglich ist, dar findet man kaum die bescheidensten Andeutungen. Die Ausgestaltung des Sowjetstaats in Rußl ist eine originale Schöpfung Lenins und verwirklicht selbst die sozialistischen Ideen von Marx n sehr geringem Grade. Die individualistischen Ideen sind dort in der Praxis völlig preisgegeben. staatliche Gewalt ist aufs höchste gesteigert. Immerhin hält man den Freiheitsgedanken wenig als Fiktion fest — „für später"!

Geschichtlich notwendig ist nun natürlich eben das, was Karl Marx auf Grund seines profunden Wissens, und vielleicht auch seines politischen Wollens, als geschichtlich notwendig erkannt hat. Um die Richtung der marxistischen Politik klar zu machen, haben wir also lediglich darzustellen, in welcher Weise die Entwicklung der Gesellschaft nach Marxens Ihre verläuft. Ich schließe mich dabei möglichst an Marx' eigene Worte an:

Das kapitalistische System setzt sich immer vollständiger durch gegen alle reaktionären Kräfte, die es jetzt noch hemmen. Es produziert aber gleichzeitig in steigendem Maße die Bedingungen seines eigenen Untergangs. Mehr und mehr werden die jetzt noch selbständigen Existenzen, auch die kleinen Kapitalisten, expropriiert, in Lohnarbeiter verwandelt. Mit der beständig abnehmenden Zahl der Kapitalmagnaten, die alle Vorteile des Umwandlungsprozesses usurpieren und monopolisieren, wächst auf der anderen Seite die Masse des Elends, des Druckes, der Knechtschaft, der Entartung, der Ausbeutung, aber auch die Empörung der stets anschwellenden und durch den Mechanismus des kapitalistischen Produktionsprozesses selbst geschulten, vereinten und organisierten Arbeiterklasse. Auf einer gewissen Stufe der Entwicklung schlägt daher der Prozeß um. Was jetzt noch zu expropriieren ist, ist nicht mehr der selbst wirtschaftende Arbeiter, sondern der viele Arbeiter ausbeutende Kapitalist. Also Expropriation der Expropriateure, und damit Verwirklichung der Zukunftsgesellschaft.

Man hat nun häufig mit großem Scharfsinn nachweisen wollen, daß diese Prophezeiungen falsch sind. Diese Frage ist für uns zunächst gleichgültig. Uns kommt es darauf an, wie die Entwicklungslehre auf das praktische politische Verhalten der Partei einwirkt, einwirken muß. Dies ist bisher eigentlich kaum beachtet worden; und doch sollte man meinen, daß gerade diese Frage für den politischen Historiker die nächstliegende ist. Der marxistische Parteiführer setzt sich natürlich nicht hin und wartet, daß sich die wissenschaftlich bewiesene Entwicklung nun vollzieht. Er will etwas dazu tun, um den erhofften Idealzustand möglichst bald herbeizuführen — und gerade aus dem wissenschaftlichen Beweis für den endgültigen Sieg seiner Bewegung gewinnt er den Glauben und damit die stärksten Kräfte und Antriebe zum Handeln. Dies führt einerseits zu Organisation der Arbeiterklasse, Agitation, Klassenkampf; das ist bekannt. Andererseits aber, und dies soll hier bewiesen werden, führt es zunächst zum Kampf für den Feind, den man bekämpft, zum Kampf für das Kapital.

Das große Dogma des Marxismus ist die notwendige Entwicklung zum Sozialismus. Der Weg dieser Entwicklung ist vorgezeichnet; wir haben ihn oben geschildert. Nach Marx ist es unmöglich, Stufen dieses Weges zu überspringen. Es kann sich nur darum handeln, möglichst rasch von einer Stufe zur nächsthöheren fortzuschreiten. Fortschritt wird so das Schlagwort, Reaktion das Schreckgespenst.

Wir sahen nun, daß die letzte Vorstufe des Sozialismus ein auf die äußerste Spitze getriebener Kapitalismus war, ein Kapitalismus, der alle reaktionären Kräfte, den alten Staat, den Feudalismus, den Mittelstand niedergeworfen hatte und nur noch das Proletariat sich gegenüber sah — die reine Bourgeoisherrschaft. Bis dieser Punkt erreicht ist, wird das Kapital noch immer den Fortschritt verkörpern. Erst wenn es selbst zur schrankenlosen Herrschaft gekommen ist, verkörpert es nicht mehr den Fortschritt, sondern die Reaktion. Erst jetzt setzt der eigentliche Kampf des Proletariats gegen die Bourgeoisie ein, der Endkampf, der die Zukunftsgesellschaft bringen wird. Vorher aber gilt es, die Grundlage dieses Endkampfes zu schaffen. Man muß das Kapital zur schrankenlosen Herrschaft bringen, um es stürzen zu können.

Eine solche Politik folgt mit Notwendigkeit aus der Marxschen Entwicklungslehre. Tatsächlich haben Marx und Engels sich nicht nur mehrfach klar in diesem Sinne ausgesprochen, sie haben auch praktisch in dieser Richtung gewirkt. Das wird an den entscheidenden Punkten ihres politischen Verhaltens nachzuweisen sein.

Die praktische Politik von Marx und Engels

1. Kampf des Kapitals gegen den alten Staat (Preußen 1848)

Die Revolution von 1848 ist dasjenige geschichtliche Ereignis, bei dem Marx und Enge am sichtbarsten eine unmittelbare Wirkung auf den Gang der geschichtlichen Entwicklu ausgeübt haben. Hier haben sie, wenn auch auf beschränktem Gebiet, wirklich eine politisc Führerrolle gespielt. Zu jeder anderen Zeit ist ihre theoretische Wirksamkeit bedeutend wic tiger als ihre praktisch-politische.

Die Revolution, die im Februar in Paris das französische Bürgerkönigtum gestürzt hatt griff bereits im März auf Deutschland über und führte auch hier zu starken Erschütterunge Marx und Engels hatten bisher ihre publizistische Tätigkeit hauptsächlich von Belgien u Frankreich aus entfaltet, da die strenge Zensur der Heimat ihnen eine Vertretung ihr Ideen in deutschen Blättern fast unmöglich machte. Jetzt benutzten sie sofort die Gelege heit, ihre revolutionäre Wirksamkeit wieder nach Deutschland selbst zu verlegen. Es gela ihnen, in Köln festen Fuß zu fassen und dort die „Neue Rheinische Zeitung" zu gründen, d rasch zu großem Einfluß gelangte. Die Politik des Blattes unterstand, wie Engels bezeu der unbedingten Diktatur des Marxschen Genius. Die Zeitung erschien seit dem 1. Ju 1848. Ihre wichtigsten Artikel hat Franz Mehring zugänglich gemacht im dritten Ban seiner Sammlung „Aus dem literarischen Nachlaß von Marx, Engels und Lassalle".

Aus den Aufsätzen der „Neuen Rheinischen Zeitung" wird nun klar, daß Marx die Rev lution in Deutschland als eine bürgerliche Revolution aufgefaßt hat, d. h. als eine Revol tion, die bestimmt war, die große Bourgeoisie, das Kapital an die Herrschaft zu bringen u den alten Staat und die Feudalität zu stürzen. Ob die Revolution von 1848 wirkli diesen Sinn gehabt hat, ob es damals überhaupt eine klassenbewußte Bourgeoisie in Deutsc land gab, das tut hier nichts zur Sache. Für unsere Frage ist allein maßgebend, wie Ma sich die Dinge vorgestellt hat.

Es kann nun keinem Zweifel unterliegen, daß Marx sich für das Gelingen dieser Rev lution, also für die herzustellende Herrschaft des Kapitals rückhaltlos eingesetzt hat. Di Tatsache hat übrigens auch der Marxist Franz Mehring sowohl bei der Herausgabe jen Artikel als auch in seiner Marx-Biographie anerkannt. Die Neue Rheinische Zeitung w nach ihrer eigenen Angabe ein „Organ der Demokratie". Nach Sozialismus und Komm nismus suchen wir vergebens in ihren Spalten, und der Leser kann wirklich nicht auf d Gedanken kommen, daß die Redakteure dieser Zeitung wenige Monate vorher das Komm nistische Manifest verfaßt hatten! Von Klassenkampf zwischen Bourgeoisie und Arbeit klasse ist, wenigstens in den Artikeln über deutsche Zustände, überhaupt nicht die Rede. Al ist auf den Gegensatz gegen die Reaktion, gegen den alten Staat, gegen den Feudalism abgestellt. Wenn die Bourgeoisie zuweilen scharf getadelt wird, so nicht darum, weil i Herrschaft nicht gewünscht würde, sondern gerade deshalb, weil sie es falsch anfängt, z Herrschaft zu kommen, weil sie zu feige ist, den Kampf bis ans Ende, bis zur restlos Niederwerfung der alten Gewalten durchzuführen, weil sie aus Angst vor den Mächten i Tiefe mit dem Feudalismus Kompromisse schließt, was sie um die Früchte des schon h errungenen Sieges bringen muß, was die Reaktion schließlich wieder zur Herrschaft bring wird. Ich spreche hier zunächst nur von der Haltung, welche die N. Rh. Ztg. während d Jahres 1848 einnahm; wir werden sehen, daß sich um die Wende zum Jahr 1849 ei bedeutungsvolle Wandlung vollzieht.

Marx war viel zu klug, um nicht zu wissen, daß eine proletarische Revolution in de Deutschland von 1848 unmöglich war, denn ein Proletariat in seinem Sinne war d nur an wenigen Stellen vorhanden. Er war sich darüber so klar, daß sogar das W Proletariat in den Artikeln über deutsche Zustände fast zu fehlen scheint. Dafür figuri der sonst so gehaßte Begriff „das Volk", worunter nicht nur die Arbeiter, sondern auch i

leinbürger verstanden werden. Die Interessen der Arbeiterklasse treten in dem Maße rück, daß zu ihrer Vertretung in Köln noch ein eigenes Blatt erscheinen mußte. Die Neue heinische Zeitung ist ihrer ganzen Anlage nach nicht für Proletarier geschrieben, sondern r das Bürgertum.

Der Gedanke einer proletarischen Revolution gegen die Bourgeoisie taucht in den Artikeln er deutsche Verhältnisse zunächst überhaupt nicht auf. Nur wenn die Neue Rheinische itung englische und französische Zustände bespricht, ist öfter von proletarischen Interessen Rede. Besonders interessant ist der Artikel über die Junischlacht in Paris (N. Rh. Ztg. 6. 48). Die Pariser Arbeiter, die an der Spitze der Februarrevolution gestanden tten, sahen sich durch die demokratische Regierung, die sie selbst mit geschaffen hatten, um Früchte ihres Sieges betrogen und erhoben sich im Juni von neuem in gewaltigem ıfstand. Sie wurden durch Cavaignac in blutigen Kämpfen niedergeworfen. Über diese mischlacht brachte die Neue Rheinische Zeitung einen flammenden Artikel, der zweifellos n Marx selbst verfaßt ist — eine der großartigsten Schöpfungen seiner agitatorischen Be=ısamkeit, ein Hymnus auf die Pariser Arbeiter, die niedergeschlagen wurden durch die mokratie. Die Demokratie wird hier durchaus als Herrschaft der Bourgeoisie gezeichnet. otzdem, sagt Marx, sollen sich die Deutschen nicht irremachen lassen in ihrem Kampf ı die Demokratie:

„Nur schwache, feige Gemüter können die Frage aufwerfen. Die Kollisionen, welche aus den dingungen der bürgerlichen Gesellschaft selbst hervorgehen, sie müssen durchkämpft, sie können ht wegphantasiert werden. Die beste Staatsform ist die, worin die gesellschaftlichen Gegensätze ht verwischt, nicht gewaltsam, also nur künstlich, also nur scheinbar gefesselt werden. Die beste aatsform ist die, worin sie zum freien Kampf und damit zur Lösung kommen."

Die „Lösung", welche diese Gegensätze in Frankreich soeben unter der „besten Staats=m" erfahren hatten, konnte allerdings die deutschen Arbeiter nicht gerade zum Kampf die Demokratie ermuntern. Aber Marx denkt hier natürlich bereits an die „endgültige" sung, den Sieg des Proletariats. Es ist dies wohl die einzige Stelle in der Neuen Rheini=n Zeitung, wo klar ausgesprochen wird, daß die erstrebte Demokratie nicht Selbstzweck sondern erst die Grundlage für eine zukünftige proletarische Revolution schaffen soll.

Die bürgerliche Revolution brach in Deutschland am Ende des Jahres 1848 zusammen. Im Oktober wird das aufständische Wien von den habsburgischen Truppen zurück=bert und der König von Preußen konnte am 5. Dezember 1848 die „verfassunggebende rsammlung" auflösen, ohne Widerstand zu finden. Die „Reichsverfassungskampagne" Mai 1849 ist nur noch ein Abenteuer. Marx erkannte die veränderte Lage sofort. Es ist ressant, daß er nach diesem Sieg der deutschen Reaktion seine politische Taktik völlig änderte. Solange die bürgerlich=demokratische Revolution noch lebendig war, unter=te er sie mit aller Kraft, kämpfte er für die Herstellung der Bourgeoisherrschaft. Erst als Revolution völlig versandet ist, wendet Marx sich gegen die Bourgeoisie und beginnt proletarische Revolution zu predigen. Der Übergang von der demokratischen zur alistischen Politik erfolgt vorsichtig und allmählich. So konnte oberflächlichen Be=chtern diese entscheidende Richtungsänderung der Neuen Rheinischen Zeitung entgehen. Im 6. November 1848 bringt der Artikel über den Fall Wiens den ersten großen Haß=ng gegen die deutsche Bourgeoisie. In der folgenden Zeit wird immer mehr vom Prole=at gesprochen, immer schärfer der Klassengegensatz Proletariat—Bourgeoisie heraus=rbeitet. Der Gegensatz Bourgeoisie—Feudalismus dagegen wird verwischt. Konnte rx vorher nicht genug den mittelalterlichen Charakter der Feudalität betonen, so macht m 9. Dezember die überraschende Entdeckung, daß der Adel wesentlich verbürgerlicht ist. ie Geschichte der Revolution hat Marx gelehrt, daß die preußische Bourgeoisie nicht g ist, ihre „historische Aufgabe", die Errichtung einer bourgeoisen Klassenherrschaft unter trümmerung des alten Preußens, zu erfüllen. Die Camphausen und Hansemann waren doch mehr Preußen als Bourgeois. In die Marxsche Sprache übersetzt heißt das:

Die deutsche Bourgeoisie ist zu träge, zu feige, zu unentwickelt, um sich die Herrschaft zu erkämpfen. Am 29. Dezember 1848 schreibt Marx:

„Die Geschichte des preußischen Bürgertums, wie überhaupt des deutschen Bürgertums von März bis Dezember beweist, daß in Deutschland eine rein bürgerliche Revolution und die Gründung der Bourgeoisherrschaft unter der Form der konstitutionellen Monarchie unmöglich, daß nur die feudale, absolutistische Konterrevolution möglich ist oder die sozial-republikanische Revolution".[1]

Dies ist ein Frontwechsel, der durch den Hinweis auf die konstitutionelle Monarchie nur schlecht verdeckt wird. Es ist bemerkenswert, daß Marx mit dieser neuen Politik die Grundlagen seiner Entwicklungslehre verläßt. Es scheint ihm allerdings nicht ganz ernst damit zu sein, denn auch in dieser zweiten, mehr proletarisch-sozialistischen Periode der N. Rh. Ztg. treten die proletarischen Interessen jedesmal wieder zurück, sobald nur die leiseste Möglichkeit einer neuen Auflehnung des Bürgertums gegen die Reaktion auftaucht. Ich will hier nur auf den großen Leitartikel hinweisen, den die Zeitung am 22. Januar 1849 kurz vor den preußischen Neuwahlen brachte. Höchst energisch wird hier betont, es handle sich jetzt nicht um Republik und rote Republik, sondern darum, ob der Absolutismus oder das bürgerliche Repräsentativsystem herrschen solle. Es gelte jetzt keineswegs, die bürgerlichen Eigentumsverhältnisse abzuschaffen, sondern sie vielmehr zu retten vor der Gefahr, daß ihnen die Herrschaft von Repräsentanten der feudalen Eigentumsverhältnisse bringe. Die bürgerliche Industrie müsse die Fesseln des Feudalismus sprengen oder zugrunde gehen. Weiterhin redet das Organ der Kapitalistenfeinde von der Notwendigkeit, daß sie der Kapitalismus gegenüber dem kleinbürgerlichen Betrieb durchsetze, und kommt schließlich zu dem Aufruf:

„Wir sind sicher die letzten, die die Herrschaft der Bourgeoisie wollen. . . . Aber wir rufen den Arbeitern und Kleinbürgern zu: Leidet lieber in der modernen bürgerlichen Gesellschaft, die durch ihre Industrie die materiellen Mittel zur Begründung einer neuen, euch alle befreienden Gesellschaft schafft, als daß ihr zu einer vergangenen Gesellschaftsform zurückkehrt, die unter dem Vorwand, eure Klassen zu retten, die ganze Nation in mittelalterige Barbarei zurückstürzt!"

Dies ist eine unzweideutige Aufforderung, sich für den Sieg des Kapitalismus einzusetzen. Das Wort „mittelalterig" legt nahe, daß der Artikel von Marx selbst geschrieben ist.

Erst am 14. April 1849 trennt sich Marx offen von der Demokratie, indem er aus dem demokratischen Kreisausschuß austritt. Der Plan einer eigenen Verbindung der Arbeiterverein wird gefaßt. Die Neue Rheinische Zeitung tritt bereits offen kommunistisch auf. Seit dem 5. April beginnt in ihr Marx' „Lohnarbeit und Kapital" zu erscheinen. Doch mit Anfang Mai allenthalben in Deutschland neue Aufstände ausbrechen, ist der Kampf gegen die Reaktion wieder der einzige Schlachtruf der Zeitung. Sozialistische Forderungen werden nicht mehr erhoben.

So schwankte die Haltung der N. Rh. Ztg. hin und her, bis sie am 19. Mai durch die Zensur ihr gewaltsames Ende fand.

Zu erwähnen wäre nur noch, daß Marx und Engels auch späterhin nicht an der Meinung festhielten, in Deutschland sei nur eine proletarische Revolution gegen die vereinigte Feudalität und Bourgeoisie möglich. In ihrem Briefwechsel spricht sich im Jahre 1862 wieder die Hoffnung auf eine bürgerliche Revolution in Deutschland aus[2]) und gleich im Mai 1849 beteiligt sich Engels an der ganz „kleinbürgerlichen" Reichsverfassungskampagne, wenn auch nicht als politischer Führer, wie er ausdrücklich betont, sondern als „Soldat".

Wir sehen also, daß Marx seine feindliche Stellung gegenüber dem Staate stets beibehält, mag er sich nun für die bürgerliche oder die proletarische Revolution einsetzen. Ein Zusammengehen des Proletariats mit dem alten Staat gegen den Kapitalismus kommt für ihn

[1]) Mehring Nachlaß III 229. Die gleiche Lehre hatte Marx schon vor der Revolution vertreten, z. B. 1843 in der „Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie", Mehring Nachlaß I, 392 f.

[2]) Briefwechsel III, S. 99.

cht in Frage. Es muß nochmals betont werden, daß der „alte Staat" für Marx durchaus cht der „Ausdruck der bürgerlich-kapitalistischen Klassenherrschaft" war. Diese Lehre mag r den heutigen Staat zutreffen, der alte Staat aber befand sich damals geradezu in einem istenzkampf gegen den vordringenden Kapitalismus, auch nach der Meinung von Marx. ssalle suchte diese Lage in den sechziger Jahren im Interesse der Arbeiterschaft auszu-tzen, indem er wenigstens auf Zeit ein Bündnis mit dem Staat gegen die Macht der pitalisten erstrebte. Marx verurteilte dies Verhalten als Verrat der Arbeiterbewegung die Preußen[1]). Den Staatssozialismus, im Sinne einer Heilung der sozialen Not rch den Staat, lehnte er schon 1847 als unmöglich und unsinnig ab in dem Artikel über n Kommunismus des Rheinischen Beobachters[2]), den er noch 1865 Wort für Wort zu terschreiben sich bereit erklärte[3]).

Kampf des Kapitals gegen den Grundbesitz (Freihandel oder Schutzzoll)

In den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts wurde ein leidenschaftlicher Kampf um Freihandel und Schutzzoll geführt. Nie wieder in der Entwicklungsgeschichte des pitalismus hat die Zollfrage eine so zentrale Bedeutung gehabt, nie wieder wurde sie t einer solchen Leidenschaft und prinzipiellen Schärfe umkämpft wie damals. Es sind Jahre, in denen die **Anti-corn-law-league** in England ihre gewaltige Wirksamkeit ent-tet, in denen Friedrich Lists „nationales System der politischen Ökonomie" die Deutschen fzurütteln sucht. Auch Marx und Engels mußten zu dieser brennenden Frage Stellung mmen; und nirgends traten sie unzweideutiger für die kapitalistische Entwicklung ein als r in der Frage: Freihandel oder Schutzzoll. Sie legten sich nicht doktrinär fest auf das e gegen das andere System. Vielmehr erkannten sie, daß der Freihandel entgegengesetzte deutung hat für ein Land, das in seiner industriellen Entwicklung vor den anderen einen artigen Vorsprung hatte wie England, und etwa für Deutschland, dessen Industrie noch den Anfängen steckte. So bedeutete damals Schutzzoll in Deutschland Schutz der indu-iellen Produkte, Freihandel bedeutete dagegen in England Aufhebung des Schutzes für dwirtschaftliche Produkte. Die industriellen Produkte brauchten in England keinen hutz, denn sie wurden dort billiger produziert als in irgendeinem anderen Lande. Marx d Engels traten nun ein für Freihandel in entwickelten, für Schutzzoll in unentwickelten ndern, also jeweils für das System, das die industriell-kapitalistische Entwicklung am ten förderte. Und während die beiden Führer in anderen Fragen ihre Meinung ver-edentlich stark änderten, bleibt ihre Stellungnahme hier stets die gleiche. Unklar ist sie hstens in Engels' Reden in Elberfeld von 1845, die noch ganz owenistisch gehalten sind.

Unsere wichtigste Quelle ist hier die Rede über den Freihandel, die Marx 1847 in der de-kratischen Gesellschaft zu Brüssel gehalten hat. In deutscher Übersetzung ist sie abge-ckt als Anhang zum „Elend der Philosophie". Die Freihändler suchten damals die Ar-terschaft für ihre Ziele zu gewinnen, indem sie sagten, die Aufhebung der Getreidezölle rde das Brot verbilligen, den Arbeitern also eine bessere Lebensführung ermöglichen. arx wendet sich scharf gegen diese Behauptung. Seine Rede ist eine glänzende Beweis-rung, daß durch den Freihandel allerdings das Brot verbilligt, die Lage der Arbeiter r keineswegs verbessert werde, da das Sinken der Lebenshaltungskosten automatisch Sinken des Arbeitslohnes nach sich ziehe. So würden allein die Kapitalisten einen Vor-vom Freihandel haben, indem ihnen die Möglichkeit gegeben würde, noch geringere hne zu zahlen, also noch größere Gewinne zu machen. Die Lage der Arbeiter werde sich ar noch verschlechtern. Gegen die Heuchelei der freihändlerischen Bourgeois hageln die

[1]) Briefwechsel III, S. 210ff. (Januar—März 1865).
[2]) Mehring Nachlaß II, S. 433f.
[3]) Erklärung im „Sozialdemokrat".

Hiebe. „Was ist der Freihandel?" ruft Marx. „Die Freiheit des Kapitals .... Es bedeute die Freiheit, welche das Kapital genießt, den Arbeiter zu erdrücken." Und am Schluß – erklärt sich Marx für den Freihandel! Ich möchte diese Sätze wörtlich anführen, denn sie bieten einen tiefen Einblick in die Grundlagen des Marxschen Sozialismus:

„Glauben Sie aber nicht, meine Herren, daß wenn wir die Handelsfreiheit kritisieren, wir die Absicht haben, das Schutzzollsystem zu verteidigen. Man kann den Konstitutionalismus bekämpfen, ohne deshalb Freund des Absolutismus zu sein." In Deutschland, wo sich die Bourgeoisie erst Geltung verschafft, bedeutet der Schutzzoll Fortschritt. „Aber im allgemeinen ist heutzutage das Schutzzollsystem konservativ, während das Freihandelssystem zerstörend wirkt. Es zersetzt die früheren Nationalitäten und treibt den Gegensatz zwischen Proletariat und Bourgeoisie auf die Spitze. Mit einem Wort, das System der Handelsfreiheit beschleunigt die soziale Revolution. Und nur in diesem revolutionären Sinn, meine Herren, stimme ich für den Freihandel."

Das Gegenstück zu dieser Rede ist der Aufsatz über Schutzzoll und Freihandelssystem den Engels im Juni 1847 in der Deutschen Brüsseler Zeitung veröffentlichte. Er fordert für die deutsche Industrie, die sich erst heranbilden muß, den Schutzzoll. Diese Forderung steht im Einklang mit den oben mitgeteilten Sätzen von Marx. Doch ist das Eintreten für die ungeschmälerte Bourgeoisherrschaft hier noch offenherziger und wiegt viel schwerer. Denn konnte man in England den Sieg der Freihändler und die unumschränkte Herrschaft des Kapitals immerhin als kurze Übergangsperiode betrachten, deren Leiden die Arbeiter gern auf sich nahmen in der Hoffnung auf den baldigen notwendigen Umschlag, so ist diese Annahme für Deutschland unmöglich; hier galt es erst einmal, wenn auch abgekürzt, die ganze achtzigjährige Entwicklung Englands nachzuholen. Und dann war man immer noch nicht bei der proletarischen Revolution angelangt, sondern stand erst auf dem Punkte der Entwicklung, wo Marx den englischen Arbeitern die Unterstützung der kapitalistischen Freihändler anraten zu müssen glaubte, weil dies die soziale Revolution beschleunigen werde.

Die wichtigsten Sätze aus dem Aufsatz von Engels zitiere ich wieder wörtlich nach Mehring Ausgabe (Nachlaß II, S. 431). Engels schreibt:

„Da aber, wie oben gesagt, die Bourgeoisie in Deutschland des Schutzes gegen das Ausland bedarf, um mit den mittelalterlichen Überresten einer Feudalaristokratie und dem modernen [Königtum] von ‚Gottes Gnaden' aufzuräumen und ihr eigenstes innerstes Wesen [die Ausbeutung des Arbeiters?] rein und lauter zur Entfaltung zu bringen, so hat auch die arbeitende Klasse ein Interesse an dem, was der Bourgeoisie zur ungeschmälerten Herrschaft verhilft. Erst wenn nur noch eine Klasse — die Bourgeoisie — ausbeutend und unterdrückend dasteht, wenn Not und Elend nicht mehr bald dem, bald jenem Stande oder bloß dem unbeschränkten Königtum und seinen Bureaukraten in das Schuldbuch geschrieben werden können: erst dann entspinnt sich der letzte entscheidende Kampf, der Kampf zwischen den Besitzenden und den Besitzlosen, der Kampf zwischen der Bourgeoisie und dem Proletariat."

3. Kampf des Kapitals gegen den Mittelstand

Eine bewußte politische Auseinandersetzung zwischen Kapital und Mittelstand ist zu Marx' Zeiten kaum erfolgt. Wir sind daher auch nicht in der Lage, für diese Frage eine geschlossene Abhandlung von Marx heranziehen zu können. Es muß uns genügen zu wissen, daß er oft genug die „Kleinbürgerei" als reaktionär, ja mittelalterlich hingestellt und die Auflösung des Mittelstands in das Proletariat als notwendige Folge der industriellen Entwicklung bezeichnet hat. Die Auflösung des zwerghaften Eigentums vieler in das massenhafte Eigentum weniger ist ja eine der großen Thesen seiner Lehre[1]). Wenn der Mittelstand sich also gegen die Expropriation durch das Kapital wehrt, so stemmt er sich gegen die wirtschaftliche Entwicklung. Der Marxismus kennt kein schlimmeres Verbrechen; das ist die Sünde wider den heiligen Geist. Es ist somit klar, daß für Marx ein Bündnis zwisch

[1]) Vgl. z. B. Das Kapital 1. Bd., 24. Kap., 7: Geschichtliche Tendenz der kapitalistischen Akkumulation.

Proletariat und Mittelstand zum Kampfe gegen das Kapital nicht in Betracht kommt, ondern auch hier wieder höchstens eine Unterstützung des Kapitals.

Wir sahen allerdings, daß Marx im Beginn der Revolution von 1848 Kleinbürgertum nd Proletariat als „Volk" zusammenfaßt. Doch handelt es sich in allen Fällen, wo Marx in Zusammengehen mit dem Kleinbürgertum vertritt, nicht um einen Kampf gegen das apital, sondern um einen Kampf gegen den alten Staat und die Feudalität.

4. Kampf des Kapitals gegen die Arbeiter (Sozialpolitik)

Wir kommen hier zum interessantesten Punkte, zu Marx' Stellungnahme im Kampfe zwischen Kapital und Arbeit. Den oberflächlichen Betrachter wird dies kein Problem dünken. Doch wieder folgt aus Marx' Entwicklungslehre das Eintreten für die Entwicklung des Kapitalismus, selbst gegen die wirtschaftlichen Interessen der Arbeiterschaft. Und tatsächlich ist dies zeitweise erfolgt.

Wir sahen schon bei der Betrachtung der Rede über den Freihandel, daß Marx zugunsten des Fortschritts — oder wie er dort richtiger sagt, der Zersetzung — auch einen verschärften wirtschaftlichen Druck auf die Arbeiter in Kauf zu nehmen bereit ist. Wir sahen, daß ihm als beste Staatsform (natürlich nicht als beste Gesellschaftsform) die erscheint, die alle Gegensätze auf die Spitze treibt. Dies bedeutet eine Ablehnung aller Sozialpolitik[1]); denn deren Zweck ist es ja gerade, die Gegensätze möglichst auszugleichen unter grundsätzlicher Beibehaltung der bestehenden Wirtschaftsordnung.

Die schärfste, man möchte fast sagen, aufreizendste Formulierung dieser Ablehnung der Sozialpolitik finden wir in einem Aufsatz über die englische Zehnstundenbill, den Engels 1850 in der Revue der Neuen Rheinischen Zeitung veröffentlichte[2]). Die Zehnstundenbill war ein damals gerade heftig umkämpftes Gesetz, das die Fabrikarbeit auf zehn Stunden täglich beschränkte. Vorher hatte in England der Zwölfstundentag gegolten. Engels bezeichnet nun die Zehnstundenbill als unerträgliche Fessel der industriellen Entwicklung, daher als reaktionäre Maßregel. Er geht so weit zu sagen, sie biete den Arbeitern „einen bloß materiellen, ja ausschließlich physischen Vorteil". Später gibt er allerdings zu, sie sei den Arbeitern unentbehrlich. Sie könne aber erst eingeführt werden, wenn die Arbeiterschaft zur politischen Herrschaft gelangt sei. Es gelte daher, „den Entwicklungsprozeß, der diesen (den Industriellen) die Herrschaft geben und daher ihren Sturz vorbereiten muß, zu beschleunigen." Die Industriellen haben also die Herrschaft immer noch nicht, drei Jahre nach Einführung des Freihandels!

Im nächsten Heft der Revue der Neuen Rheinischen Zeitung wird abermals gefordert, die Arbeiter müßten „wieder mit den industriellen Bourgeois, den Finanzreformern zusammengehen und diesen ihre Feinde niederschlagen helfen, dafür sich aber Konzessionen von ihnen erzwingen"[3]). Der eben besprochene Aufsatz beweist, daß diese Konzessionen jedenfalls nicht wirtschaftlicher Natur sein können.

Diese radikale Stellung gegen die Arbeiterschutzgesetzgebung ist später von Marx und Engels aufgegeben worden. Es bleibt hier die Frage offen, ob sie wirklich ihre Meinung geändert haben, nachdem die Industrie trotz der Wiederherstellung der Zehnstundenbill nicht zugrunde gegangen war[4]), oder ob sie als Arbeiterführer durch die Logik der Tatsachen

[1]) Bekanntlich hat auch die deutsche Sozialdemokratie die sozialpolitischen Reformen Bismarcks im Reichstag abgelehnt.

[2]) Mehring Nachlaß III, 280f.

[3]) Mehring Nachlaß III, S. 469.

[4]) Die Wirkung solcher Reformen hätten sie immerhin schon 1850 erkennen können, da die langjährige Erfahrung des Zwölfstundentages vorlag, der dem Wesen nach doch auch eine „Fessel der Industrie" ist. Sonst wäre seine gesetzliche Einführung nicht notwendig gewesen. Früher war eben noch länger gearbeitet worden.

gezwungen waren, diese Gesetze als Errungenschaften gerade ihrer Bewegung hinzustellen. Jedenfalls erscheint die Zehnstundenbill in der Inauguraladresse der Internationalen Arbeiterassoziation als großer Sieg der Arbeiterklasse.

5. Proletarische Revolution

Die reine Bourgeoisherrschaft, diese „notwendige Vorstufe" der proletarischen Revolution war also für Marx auch in den entwickeltsten Ländern noch nicht erreicht, so daß er ihre Herbeiführung als nächstliegende Aufgabe des Proletariats betrachtet. Nun müssen wir fragen, ob Marx immer auf dieser Stufe des Kampfes stehen geblieben ist, oder ob er gelegentlich auch schon die Stunde für den wirklichen Entscheidungskampf der Arbeiter gegen die Kapitalisten gekommen sah.

Hier ist die Beurteilung schwierig. Denn Marx mußte ja schon aus agitatorischen Gründen häufig von dem unmittelbar bevorstehenden Endkampf reden. Den Kampf des Proletariats gegen die Bourgeoisie führt er immerfort im Munde, rein äußerlich scheint ja der Kampf gegen das Kapital seine Lebensarbeit zu sein — sonst hätte auch nie die größte Arbeiterbewegung sich auf seine Lehren aufbauen können. Aber es ist bemerkenswert, daß wir Marx als Führer einer unmittelbar gegen das Kapital gerichteten sozialistischen Revolution nie beobachten können. Eine wirkliche Arbeiterbewegung gab es zu seiner Zeit nur in England, Frankreich und Deutschland. Die französische führte zweimal zur tatsächlichen Revolution, in der Junischlacht von 1848 und im Aufstand der Pariser Kommune von 1871. Einen Einfluß auf den Gang, den Ausbruch und die Richtung dieser Bewegungen hat Marx in keiner Weise gehabt. Den Ausbruch des Kommune-Aufstandes hatte er vergeblich zu hindern gesucht. Nach ihrer Niederwerfung hat Marx die Aufständischen jedesmal mit flammenden Worten gefeiert. In der englischen Arbeiterbewegung dagegen scheint Marx eine gewisse Rolle gespielt zu haben. Jedenfalls suchte er sie zu beeinflussen, besonders in den Zeiten der ersten Internationale. Diese Verhältnisse sind höchst undurchsichtig; es liegt zu wenig Material vor, als daß wir uns ein Urteil erlauben könnten. Doch ist es zu entscheidenden Aktionen dort nie gekommen; dazu war schon die Zahl von Marx' Anhängern in England viel zu gering. Über Marx' Stellungnahme in den deutschen Verhältnissen haben wir bereits das Nötige gesagt. Andere Länder kamen für eine proletarische Revolution damals überhaupt nicht in Betracht.

So fand Marx bei seinen Lebzeiten keine Gelegenheit zu beweisen, daß er auch unmittelbar für den Sozialismus zu kämpfen verstand. Wenn im Briefwechsel zwischen Marx und Engels immer wieder Revolutionshoffnungen auftauchen, so müssen wir uns bewußt sein, daß Revolution und sozialistische Revolution nicht dasselbe sind. Und in der Regel ist dort lediglich von Revolution die Rede, an einigen Stellen ist es direkt die bürgerliche Revolution, auf die sich die Hoffnungen richten (vgl. S. 320). Aber auch der Wille zur proletarischen Revolution ist noch nicht der Wille zum Sozialismus (vgl. S. 325 und 331 f). Es ist geradezu kennzeichnend für den Marx-Engelsschen Briefwechsel, daß der Wille zur Revolution mit dämonischer Leidenschaft immer wieder hervorbricht, von einer zukünftigen sozialistischen Gesellschaft und ihrer Einrichtung aber nie die Rede ist. Über diese Frage findet sich in den 4 Bänden des Briefwechsels eine einzige Äußerung von Engels und da handelt es sich um — das Mälzsystem in der zukünftigen Gesellschaft (Briefw. IV, 963)[1]).

In seinen Schriften fordert Marx natürlich an vielen Stellen die direkte, endgültige Revolution des Proletariats gegen die Bourgeoisie oder scheint sie zu fordern. Solche Bemerkungen entspringen zum Teil dem Bestreben, den Arbeitern das Endziel näher, greifbarer erscheinen zu lassen, als es ist, in vielen Fällen jedoch lassen sie auch eine andere Deu-

[1]) Die Stelle Briefw. I, 3 stammt aus der Zeit, wo Engels noch „utopischer Kommunist" war. Im übrigen vgl. die mehr ketzerischen Andeutungen Briefw. I, 220, 221 f., 226 und IV, 378.

ung zu. Man denke an das Kommunistische Manifest. Jeder harmlose Leser entnimmt daraus einen Aufruf zur proletarischen Revolution. Dies beruht darauf, daß die Illusion geweckt wird, als bestehe die reine Bourgeoisherrschaft bereits. Tatsächlich wird dies aber gar nicht behauptet. Vielmehr wird eine geschichtsphilosophische Betrachtung über die Entwicklung der Bourgeoisie und des Proletariats gegeben. Das Raffinement der Anlage besteht darin, daß der Leser den ersten Teil für eine Schilderung der Vergangenheit zu halten geneigt ist und somit den prophezeiten proletarischen Endkampf als unmittelbar bevorstehend betrachten muß. Auf die Idee, daß das Proletariat erst auf der Entwicklungsstufe steht, wo es „gegen die Feinde seiner Feinde", für das Kapital kämpft, auf diese Idee kommt natürlich niemand. So kann selbst ein Mann wie Kelsen, der die subtilsten Untersuchungen über den Marxismus veröffentlicht hat, es sich nicht erklären, wieso am Schluß des Manifests eine Beteiligung der Kommunisten an der in Deutschland erwarteten bürgerlichen Revolution (1848) in Aussicht gestellt werden kann[1]). Wenn Marx in Deutschland 1849 und später für die direkte proletarische Revolution eintrat, so ist selbst diese unter der Fahne des Kommunismus unternommene Bewegung nicht als Kampf gegen das Kapital zu bewerten. Dies beweist z. B. ein Brief, den Engels am 12. April 1853 an seinen Parteifreund Weydemeyer schrieb (abgedruckt Neue Zeit XXV, 2 S. 166 f.). Engels ist in diesen Fragen täglich als Sprachrohr von Marx zu betrachten. Der Brief bringt zunächst einige Offenbarungen über die Politik, die Marx und Engels 1848 getrieben hatten. In der kommenden Revolution, die schon für 1854 erwartet wird, werde die Lage für die Kommunisten viel günstiger sein. „Diesmal fangen wir gleich mit dem Manifest an," mit dem Kommunistischen Manifest nämlich, das man 1848 sanft hatte unter den Tisch fallen lassen. Engels fährt dann wörtlich fort:

„Alles das bezieht sich natürlich nur auf die Theorie; in der Praxis werden wir immer darauf disponiert sein, vor allem auf resolute Maßregeln und absolute Rücksichtslosigkeit zu drängen. Und da liegt das Pech. Mir ahnt so was, als ob unsere Partei dank der Ratlosigkeit und Schlaffheit aller Übrigen, eines schönen Morgens an die Regierung forciert wird, um schließlich doch die Sachen durchzuführen, die nicht in unserem [d. h. nicht im proletarischen], sondern im allgemein revolutionären und spezifisch kleinbürgerlichen Interesse sind; bei welcher Gelegenheit man dann, durch den Proletarischen Populus getrieben, durch seine eigenen, mehr oder weniger falsch gedeuteten, mehr oder weniger leidenschaftlich vorangedrängten, gedruckten Aussprüche und Pläne gebunden, genötigt wird, kommunistische Experimente und Sprünge zu machen, von denen man selbst am besten weiß, wie unzeitig sie sind. Dabei verliert man dann den Kopf — hoffentlich nur physiquement parlant —, eine Reaktion tritt ein, und bis die Welt imstande ist, ein historisches Urteil über so was zu fällen, gilt man nicht nur für eine Bestie, was wurst wäre, sondern auch für bête [dumm], und das ist viel schlimmer.

Ich sehe nicht gut ein, wie es anders kommen kann. In einem zurückgebliebenen Land wie Deutschland, das eine avancierte Partei besitzt und mit einem avancierten Land wie Frankreich in eine avancierte Revolution verwickelt wird, muß beim ersten ernsten Konflikt und sobald wirkliche Gefahr eintritt, die avancierte Partei daran kommen, und das ist jedenfalls vor ihrer normalen Zeit. Indessen ist das alles wurst und das beste ist, daß für einen solchen Fall in der Literatur unserer Partei schon im voraus ihre Rehabilitierung in der Geschichte begründet ist."

Die Rolle, die Engels den Kommunisten in der kommenden Revolution zuweist, ist also keineswegs nicht die Durchführung des Sozialismus — dazu fürchtet er vielmehr wider Willen gezwungen zu werden — sondern ein möglichst rücksichtsloses Vorantreiben der bürgerlichen Revolution. Unter den „allgemein revolutionären Interessen" sind natürlich der ganzen Marxschen Theorie nach nur spezifisch kapitalistische Interessen zu verstehen. Ähnlich haben Marx und Engels häufig die Rolle des Proletariats in der großen französischen Revolution dargestellt. Nach ihrer Ansicht hat das Proletariat während der Schreckensherrschaft 1793 bis 1794 die politische Führung innegehabt und in diesen wenigen Jahren gewaltsam mit den „feudalen Ruinen" aufgeräumt, eine Aufgabe, mit der die „ängstlich rücksichtsvolle

[1]) Hans Kelsen, Sozialismus und Staat. Grünbergs Archiv Bd. 9, S. 9 f.

Bourgeoisie" in Jahrzehnten nicht fertig geworden wäre. Da aber die „materiellen Bedingungen" noch nicht die Abschaffung der bürgerlichen Produktionsweise ermöglichten, konnte das Proletariat nicht mehr erkämpfen als die Durchsetzung der Interessen der Bourgeoisie. Seine politische Herrschaft war „nur ein Moment im Dienste der bürgerlichen Revolution". Dies ist von Marx und Engels mehrfach dargelegt worden[1]) — vielleicht mit Rücksicht auf die spätere geschichtliche Rehabilitierung! Zur weiteren Verdeutlichung dessen, was Engels in dem zitierten Briefe meint, diene eine grundsätzliche Bemerkung über das Wollen und Können der revolutionären Führer, die Engels wenige Jahre vorher in seiner Schrift über den Bauernkrieg machte (Heft 5—6 der Revue der N. Rh. Ztg. 1850, S. 84.) Es heißt dort bei Betrachtung von Thomas Münzers Schicksal: Was der revolutionäre Führer tun könne, das hänge nicht von ihm ab, sondern von dem Entwicklungsgrad der Klassengegensätze. Was er aber tun solle, was seine eigene Partei von ihm verlange, das hänge ab von seinen bisherigen Doktrinen und Forderungen:

„Er findet sich so notwendigerweise in einem unlösbaren Dilemma: was er tun kann, widerspricht seinem ganzen bisherigen Auftreten, seinen Prinzipien und den unmittelbaren Interessen seiner Partei; und was er tun soll, ist nicht durchzuführen. Er ist mit einem Wort gezwungen, nicht seine Partei, seine Klasse, sondern die Klasse zu vertreten, für deren Herrschaft die Bewegung gerade reif ist. Er muß im Interesse der Bewegung selbst die Interessen einer ihm fremden Klasse durchführen, und seine eigene Klasse mit Phrasen und Versprechungen, mit der Beteuerung abfertigen, daß die Interessen jener fremden Klasse ihre eigenen Interessen sind. Wer in diese schiefe Stellung gerät, ist merkbar verloren".

Der Brief an Weydemeyer beweist, daß sich Engels vor dieser „schiefen Stellung" nicht gescheut hätte. Es ergibt sich das gerade für die Marxsche Klassenkampftheorie groteske Bild, daß auf diese Weise das Proletariat für die Durchsetzung kapitalistischer Interessen eingespannt wird, während es, selbst im Besitze der Staatsgewalt, auf die Durchsetzung der eigenen Interessen verzichten soll. Das Aufräumen mit den „Resten des Mittelalters" kann man, denke ich, getrost dem Kapitalismus allein überlassen, wenn dies nun einmal seine „historische Aufgabe" sein soll. Er wird damit schon aus eigener Kraft fertig werden und nicht die Unterstützung durch das Proletariat nötig haben.

Die Taktik des Marxismus ist vielleicht am klarsten von Friedrich Engels ausgesprochen worden in einem Briefe, den er am 18. März 1852 an Marx richtete. Es heißt darin über den Chartistenführer[2]) Jones:

„Jones ist ganz im richtigen Zug und wir können wohl sagen, daß er ohne unsere Doktrin nicht auf den richtigen Weg geraten wäre und nie gefunden hätte, wie man einerseits die einzig möglich Basis zur Rekonstruktion der Chartistenpartei, den instinktiven Klassenhaß der Arbeiter gegen die industriellen Bourgeois nicht nur beibehalten, sondern noch erweitern, entwickeln und der aufklärenden Propaganda zugrunde legen kann — und andererseits doch progressiv sein, den reaktionären Gelüsten der Arbeiter und ihren Vorurteilen entgegentreten."

Auch wenn wir aus Engels' Aufsatz über die Zehnstundenbill nicht wüßten, was unter den reaktionären Gelüsten der Arbeiter zu verstehen ist, so macht schon das „einerseits — andererseits doch" deutlich genug, daß es sich bei der Fortschrittlichkeit eben nicht um einen Kampf gegen das Kapital handelt, sondern um einen Kampf gerade für die Entwicklung des Kapitalismus.

Zur Kritik der Marxschen Entwicklungslehre

Da Marx' Politik ihre Begründung allein in seiner Entwicklungslehre findet, so haben wir zunächst diese einer kritischen Betrachtung zu unterwerfen, wenn wir zu einer

[1]) Vgl. z. B. den Artikel gegen Heinzen (D. Brüsseler Ztg. 1847) oder „Bilanz der preußischen Revolution" (N. Rh. Ztg. Dez. 1848), Mehring-Nachlaß II, 455f., bzw. III, 211.

[2]) Die Chartisten waren die große englische Arbeiterpartei. Zeitweise eine gewaltige Bewegung brach der Chartismus im Jahre 1848 zusammen.

htigen Würdigung seiner Politik kommen wollen. Wir haben die Entwicklungslehre reits S. 316 f. dargestellt, so weit sie für die Politik in Betracht kommt. Es handelt sich r Marx, um es nochmals zusammenzufassen, um eine notwendige Abfolge geschichtlicher eriodeu, die durch verschiedenartige Produktionsverhältnisse gekennzeichnet sind. Die ntwicklung der Produktivkräfte ist nach Marx das eigentlich bewegende Moment der Ge- ichte. Sie bewirkt, daß die feudalistische Periode durch die kapitalistische verdrängt wird, id mit gleicher Notwendigkeit wird sie eine Ablösung des Kapitalismus durch den Sozialis- us herbeiführen. Daraus wird dann von Marx gefolgert, daß man die Entwicklung des apitalismus beschleunigen müsse, um die Grundlage für den Sozialismus zu schaffen. Die Marxsche Entwicklungslehre hat einen richtigen Kern in dem Gedanken, daß für den odernen Sozialismus das Bestehen kapitalistischer Großbetriebe eine wirtschaftliche Vor- ussetzung ist. Für die Sozialisierung kommen eben letzten Endes nur kapitalistische Groß- triebe in Betracht. Kein vernünftiger Mensch wird heutzutage Bauerngüter oder Schuster- erkstätten sozialisieren wollen. Der Sinn des modernen Sozialismus kann nur in seinem egensatz zum kapitalistischen System gesucht werden[1]).

Wenn wir aber den Sozialismus wollen, um die kapitalistische Ausbeutung zu ver- chten, um die Arbeiterschaft zu befreien, so ist es sinnlos, wenn wir den Kapitalismus erhaupt erst schaffen, um ihn überwinden zu können, wenn wir das Proletariat erst affen, um es befreien zu können. Und im Deutschland der vierziger Jahre handelte sich tatsächlich nicht um die Abschaffung, sondern um die Schaffung des Kapitalismus. o geht denn Marx auch (theoretisch) nicht vom Willen zum Sozialismus aus, sondern vom illen zum wirtschaftlichen Fortschritt bzw. von der Notwendigkeit des wirtschaftlichen Fort- ritts. Als aufeinanderfolgende Stufen dieses wirtschaftlichen Fortschritts erkennt nun arx die handwerksmäßige, kapitalistische und sozialistische Wirtschaftsweise[2]). Tatsächlich nn man ja gegenüber dem Kapitalismus den Sozialismus als fortschrittliches System nstellen, da der Kapitalismus so wirtschaftlich widersinnige Begleiterscheinungen hat wie berproduktion und Arbeitslosigkeit. Man muß sich aber klar sein, daß andererseits mit r Abschaffung des Kapitalismus gewaltige Antriebe zur Arbeit in Wegfall kommen, an ren Stelle der Sozialismus zwar andere Antriebe setzen kann, aber wohl nicht gleich irksame. So ist es zweifelhaft, ob man vom rein wirtschaftlichen Standpunkt aus den ozialismus als Fortschritt betrachten kann. Doch wollen wir diese Frage beiseite lassen id uns auf den Standpunkt stellen, daß die von Marx gegebene Entwicklungsreihe richtig und außerhalb der Erörterung steht; wir nehmen also an, daß die handwerksmäßige, e kapitalistische und die sozialistische Wirtschaftsweise aufeinanderfolgende Stufen der irtschaftlichen Entwicklung verkörpern.

Aber Marx beschränkt sich nicht auf den Nachweis, in welcher Linie sich der wirtschaftliche Fortschritt bewegt, er will mit Hilfe der materialistischen Geschichtsauffassung darauf ne allgemeine geschichtliche Entwicklungslehre begründen. Erst in dieser erweiterten Form kommt die Marxsche Entwicklungslehre ihre maßgebende Bedeutung für die Politik. Aber rade in der Erweiterung verliert sie ihren Wahrheitsgehalt. Ich weise kurz auf die ent- heidenden Denkfehler hin, die dabei unterlaufen:

1. Wenn wir zugeben, daß der kapitalistische Großbetrieb eine notwendige Voraussetzung r die Sozialisierung ist, so folgt daraus noch nicht, daß der Sozialismus eine notwendige

[1]) Dies zu betonen ist nicht unwichtig, weil fast alle vulgären Argumente gegen den Sozialismus h auf Tatsachen einer vorkapitalistischen Entwicklungsstufe stützen.

[2]) Dabei setzt Marx die handwerksmäßige Wirtschaftsweise mit der feudalistischen gleich. Tat- chlich handelt es sich beim Handwerk um eine vorkapitalistische Privatwirtschaft — genau wie bei r freien Bauernwirtschaft, die doch sicher nicht in die feudalistische Periode gehört. Marx bringt n freien Bauern denn auch in der bürgerlich-kapitalistischen Periode unter. Die Tatsache einer rkapitalistischen Privatwirtschaft übersieht er — ein Beweis, daß Marx bei seiner Stufentheorie cht von wirtschaftswissenschaftlichen Gesichtspunkten ausging.

Folge des Kapitalismus ist. Für den Kapitalismus mag keine Fortentwicklung möglich sein als die zum Sozialismus; ist damit bewiesen, daß überhaupt eine Fortentwicklung eintreten muß? Die Entwicklung schließt nach Marx mit dem Sozialismus. Man kann sich immerhin auch vorstellen, daß sie mit dem Kapitalismus schließt.

2. Wenn wir zugeben, daß nur kapitalistische Großbetriebe sozialisiert werden können, so ist damit noch nicht gesagt, daß die gesamte Wirtschaft dem Kapitalismus ausgeliefert werden muß, ehe die Sozialisierung möglich ist. In dieser Voraussetzung einer annähernd gleichzeitigen und gleichmäßigen Entwicklung der gesamten Wirtschaft liegt der entscheidende Fehler der Marx'schen Entwicklungslehre. Die Erfahrung lehrt, daß die Entwicklung anders verläuft. Ihrer Natur nach entwickeln sich einige Wirtschaftszweige rasch, einige langsam. Wenn die Stufenfolge handwerksmäßige — kapitalistische — sozialistische Wirtschaftsweise auch in jedem einzelnen Wirtschaftszweig als richtig anerkannt wird, so ist es doch falsch, anzunehmen, daß sich die gesamte Wirtschaft einheitlich in dieser Stufenfolge bewegt, vielmehr verläuft die Entwicklung in den verschiedenen Wirtschaftszweigen auf Grund natürlicher Verschiedenheit zu verschiedenen Zeiten. Wenn wir z. B. das heutige Deutschland betrachten, so sehen wir in Industrie und Handel die kapitalistische Wirtschaftsweise vorherrschen, während das Verkehrswesen schon zum großen Teil sozialisiert werden konnte und während in der Landwirtschaft noch die vorkapitalistische Eigenwirtschaft überwiegt, die auch in einem wieder recht lebenskräftigem Handwerk eine Stütze findet. Es bestehen hier also drei verschiedene Stufen der wirtschaftlichen Entwicklung nebeneinander. Nach der Marxschen Theorie kommt nun freilich ein Nebeneinander von zwei aufeinanderfolgenden Stufen jedesmal vor, wenn sich eine fortgeschrittene Wirtschaftsweise aus der bis dahin herrschenden entwickelt und sie nach und nach auf allen Gebieten verdrängt. Aber eine Weiterentwicklung dieser neuen Wirtschaftsweise auf die nächsthöhere Stufe findet nach Marx erst statt, wenn sie sich restlos durchgesetzt und alle in ihr liegenden Möglichkeiten erschöpft hat. In der für diese Fragen grundlegenden Darstellung im Vorwort zur Kritik der politischen Ökonomie (Berlin 1859) sagt Marx: „Eine Gesellschaftsformation geht nie unter, bevor alle Produktivkräfte entwickelt sind, für die sie weit genug ist."

Da sich einige Wirtschaftszweige ihrer Natur nach rascher zum kapitalistischen Großbetrieb entwickeln als andere, werden sie selbstverständlich auch eher zur Sozialisierung „reif" als die anderen. Selbst vom Standpunkt des wirtschaftlichen Fortschritts aus ist es ein Unding, mit der Sozialisierung dieser „reifen Betriebe" zu warten, bis in allen Wirtschaftszweigen, z. B. auch in der Landwirtschaft der Kapitalismus die Eigenwirtschaft verdrängt hat. Ein Bedenken gegen die Sozialisierung der reifen Betriebe könnte vom Standpunkt des wirtschaftlichen Fortschritts aus nur dann geltend gemacht werden, wenn sich herausstellte, daß dadurch die Entwicklung der übrigen Wirtschaftszweige gehemmt würde. Tatsächlich ist dies nicht der Fall, wie die Sozialisierung der deutschen Eisenbahnen bewiesen hat. Sie hat die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands in keiner Weise gehemmt, sondern vielmehr gefördert, indem das private Kapital, das in anderen Ländern in großem Maße auf den Eisenbahnbau verwendet wurde, bei uns durch diese Aufgabe nicht in Anspruch genommen wurde, sondern der entwicklungsbedürftigen Industrie zufloß.

Es ist bezeichnend, daß in der Marxschen Theorie das Problem nie aufgeworfen wird ob eine sofortige Sozialisierung der reifen Betriebe möglich ist. Davon haben erst Spätere gesprochen. Bei Marx erscheint stets als die wichtigste Frage die Beseitigung aller Reste einer vorkapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung. Die Sozialisierung erscheint in der Theorie stets als ein Prozeß, der eine politische Voraussetzung hat — die Diktatur des Proletariats — und der dann gleich die gesamte Wirtschaft ergreift. So wird eine Eindämmung des Kapitalismus, soweit möglich, verhindert mit der Begründung, daß die Zeit noch nicht gekommen sei, um die kapitalistische Produktionsweise überhaupt abzuschaffen. Eine Sozialisierung auch nur der reifen Betriebe wird verhindert mit der Begründung, daß man noch nicht die gesamte Wirtschaft sozialisieren könne. Allerdings ist z

achten, daß in den Forderungen des Kommunistischen Manifests wie in den 17 Forde-
ngen der Kommunistischen Partei in Deutschland, beide von 1848, u. a. die Übernahme
s gesamten Transportwesens in Staatseigentum verlangt wird. Aber derartige Forde-
ngen nahmen Marx und Engels lediglich aus Gründen der Volkstümlichkeit in ihr Pro-
amm auf. Zur Herrschaft gelangt, hätten sie ebensowenig ans Sozialisieren gedacht wie
e Nachfolger im Jahre 1918. Dies beweist der Brief von Engels an Weydemeyer
gl. S. 325).

3. Die übrigen Mängel der Marxschen Entwicklungslehre ergeben sich aus dem Gesagten
n selbst. Als besonders verhängnisvoll in ihrer Auswirkung auf die Politik muß noch
arx' Ansicht gewertet werden, daß mit dem wirtschaftlichen Durchdringen des Kapitalis-
us die politische Herrschaft der Kapitalisten notwendig verbunden sei.

Zur Beurteilung der Marxschen Politik

Die Politik, die Karl Marx vertrat, ist klar: immer wieder handelt es sich darum, den Kapitalismus zu fördern, auf die Spitze zu treiben, damit er eben dadurch zum Unter-
nge reif wird. Wir unterstellen zunächst als richtig, daß Marx nur auf diesem Wege die
reichung der Zukunftsgesellschaft für möglich hielt. Wie nun, wenn Marx sich getäuscht
tte? Wenn die von ihm stets behauptete Naturnotwendigkeit des Umschlagens vom
pitalismus in den Sozialismus nicht besteht? — und sie besteht nicht, wie die geschicht-
e Erfahrung bewiesen hat! Dann mußte eine solche Politik geradezu für den Sozialis-
us verhängnisvoll wirken. Denn sie verhindert jedes Bündnis des Proletariats mit
deren Gesellschaftsklassen und Mächten zur Bekämpfung des Kapitalismus, sie schließt
en aktiven Kampf gegen das Kapital aus, solange dieses noch schwach ist, solange es
ch nicht auf allen Gebieten zur unumschränkten Macht gekommen ist. Und ob es dann
ht zu spät ist, ob dann noch eine Möglichkeit besteht, den Kapitalismus zu stürzen? Wäh-
nd man ihn auf die Spitze trieb, um seinen Untergang zu beschleunigen, erreichte man
hts als die Befestigung seiner Herrschaft. Die schrankenlose Bourgeoisherrschaft, die man
notwendiges Durchgangsstadium betrachtet hatte, erweist sich als der Schlußpunkt der
twicklung, der „general crash" bleibt aus! Der Kapitalismus, einmal in den Sattel
oben, sitzt zu fest, als daß man ihn noch stürzen könnte. Und ohnmächtig muß das Pro-
ariat, das für die Zukunftsgesellschaft zu kämpfen meinte, erkennen, daß es sich selbst in
Fesseln des Kapitalismus geschmiedet hat.

Ja, in den Händen unlauterer Menschen konnte Marx' Darstellung der zukünftigen Ent-
klung die bedenklichsten Folgen haben. Weitblickende Vertreter des kapitalistischen
stems mußten dazu verleitet werden, mit Hilfe dieser Lehre die Arbeiterbewegung ihren
enen Zwecken dienstbar zu machen; und gewissenlose Arbeiterführer, die sich ihnen ver-
sten, konnten eben diese Lehre zur Rechtfertigung ihrer Politik, zur Beschönigung des
Truges an ihren Anhängern gebrauchen.

In der Tat, wenn die Naturnotwendigkeit des Umschlagens vom Kapitalismus in den
zialismus nicht besteht, die Marx behauptet, dann gibt es kein System, das sicherer die
ernde Versklavung der Arbeiterschaft dem Kapital gegenüber begründen könnte als
Marxismus. Dann ist es, wie wenn ein Schalk einem Unkundigen anrät, einen Luft-
llon aufzublasen. „Blase nur," sagt er ihm, „blase nur weiter, mit Naturnotwendigkeit
rd er platzen, wenn ein gewisser Punkt erreicht ist." Die Hülle des Ballons aber erweist
sich als widerstandsfähiger, als der Schalk behauptet und der Unkundige geglaubt hatte, und
Ballon ist schließlich „bis zu dem Punkte" aufgeblasen, daß er zwar nicht platzt, aber
rplich sich in die Lüfte erhebt und den ohnmächtig sich Wehrenden mit fortreißt.

Es taucht nun in der Tat das Problem auf: Wollte Marx selbst denn überhaupt die Zu-
nftsgesellschaft oder liegt hier ein ungeheurer Betrug vor? Ist diese Lehre vielleicht er-
iden, um die Arbeiterschaft, von einem Phantom geblendet, vor den Wagen des Kapita-

lismus zu spannen? Diese Frage muß allerdings aufgeworfen werden, denn noch nie hat jemand eine so absurde Theorie aufgestellt, daß man seinem Feinde in jeder Weise gegen alle Gegner helfen soll, daß man ihn immer mehr erhöhen soll, weil er dann mit Sicherheit herunterfallen und sich den Hals brechen werde. Eine solche Lehre widerspricht dem gesunden Menschenverstand.

Es handelt sich nicht mehr um die Frage, ob Marx' Politik den Kapitalismus unterstützt. Dies ist bereits nachgewiesen. Wir kommen zu dem Problem, ob die Unterstützung des Kapitalismus nur als eine taktische, zeitweilige gedacht ist, und später in den Endkampf gegen den Kapitalismus umschlagen soll, oder ob dieser Endkampf für die Zukunftsgesellschaft nur eine demagogische Phrase ist, die das wahre Ziel, die Herrschaft des Kapitalismus verhüllt. Im vorigen Abschnitt galt es, offen zutage liegende Tatsachen festzustellen; dies konnte mit unwiderleglicher Sicherheit geschehen. Hier fragen wir nach den geheimsten innersten Zielen von Marx; damit begeben wir uns auf ein Gebiet, das der Erkenntnis naturgemäß weit größere Schwierigkeiten entgegensetzt. Wir glauben nicht, die Frage hier beantworten zu können; es ist jedoch Pflicht des Historikers, sie aufzuwerfen. Wir werden unsere Schlüsse immerhin zu hoher Wahrscheinlichkeit steigern können.

Manche werden nach der Lektüre des ersten Teils dieser Arbeit die Frage nach der Ehrlichkeit von Marx ohne weiteres verneinen wollen. Die Frage liegt aber nicht so einfach. Denn Marx hat offenbar jahrelang in ziemlichem Elend gelebt und wird daher gewöhnlich als Märtyrer und Idealist betrachtet. Man müßte freilich noch untersuchen, ob seine wirtschaftlichen Verhältnisse wirklich so trostlos waren, wie er sie in seinen Bettelbriefen an Engels schildert.

Gegen die Ehrlichkeit von Marx wird man zunächst geltend machen, der von ihm angegebene Weg zum Sturz des Kapitalismus sei so widersinnig, daß er von einem anerkannt klugen Manne nicht im Ernste empfohlen werden könne. Dieser Schluß wäre voreilig, denn gerade bei einem so abstrakten Denker wie Marx ist der Glaube an derartige Theorien gar nicht unwahrscheinlich. Können wir aber diesen Glauben nachweisen? Hat Marx wirklich geglaubt, daß der Weg zur Zukunftsgesellschaft nur über die Entfaltung des Kapitalismus gehe? Nein, wir können vielmehr das Gegenteil nachweisen!

In der von Marx und Engels gemeinsam verfaßten Vorrede[1]) zur zweiten russischen Übersetzung des Kommunistischen Manifests (1882) heißt es ausdrücklich, in Rußland könne unter Umständen das naturwüchsige Gemeineigentum am Boden unmittelbar in eine höhere kommunistische Form des Grundeigentums übergehen ohne denselben Auflösungsprozeß durchzumachen, der sich in der historischen Entwicklung des Westens darstellt. Indem Marx hier die von ihm selbst erfundenen Gesetze der wirtschaftlichen Entwicklung für Rußland feierlich außer Kraft setzt, gibt er ungewollt zu, daß sie eben keine unumstößlichen Naturgesetze sind, wie er sonst allenthalben zu beweisen sucht.

Aus welchem Grunde kann Marx veranlaßt gewesen sein, hier seine eigene Lehre preiszugeben? Gewiß nicht aus geschichtsphilosophischen Überlegungen; allein das politische Wollen kann ihm hier die Feder geführt haben. Marx wendet sich in Mittel- und Westeuropa stets an das Proletariat. Eine Klasse, so lehrt er, löst die andere in der Herrschaft ab, immer bleibt die Unterdrückung. Erst die Emanzipation des Proletariats wird die endgültige Befreiung der Menschheit bringen. Mit dieser Lehre war in Rußland nichts anzufangen, weil dort kein Proletariat existierte. Entweder mußte also Marx auf jeden Einfluß seiner Theorie in Rußland verzichten oder er mußte eine eigene Lehre für dieses Land erfinden. Er tat das letztere, denn wie hätte er dem Gedanken einer Revolutionierung

[1]) Abgedruckt in Engels' Vorrede zur dritten deutschen Ausgabe des Manifests 1890.

[2]) Auch für Deutschland macht Marx mehrfach eine Ausnahme! Vgl. oben S. 320. Für das hier aufgeworfene Problem ist nur das zweite Beispiel wesentlich. Denn die Ausbildung der geschichtsphilosophischen Theorie ist erst in das Jahr 1845/46 zu setzen.

ßlands entsagen können, Rußlands, das er fast noch fanatischer haßte als Preußen. Die litik von Marx ist nicht der Ausfluß seiner Geschichtsphilosophie, wie er dies darzustellen te, sondern seine „wissenschaftlichen" Theorien sind ihm Waffen für den politischen mpf. Dies hat Friedrich Lenz bereits mit größter Schärfe bewiesen[1]).

Wir lassen uns an einem Beweise nicht genügen. Die Anschauung von einem naturnotwendigen Umschlagen des Kapitalismus in den Sozialismus hat zur Voraussetzung die terialistische Geschichtsauffassung. Steht diese nicht außer Zweifel, so kann von einer turnotwendigkeit der Entwicklung keine Rede sein. Aber so viel Marx sich auch auf seine schichtsauffassung zugute tat, so kommt sie doch nicht einmal in seinen eigenen geschichten Werken zur Geltung. In den „Klassenkämpfen in Frankreich" und im „18. Brumaire", nso in Briefen und politischen Artikeln von Marx begegnet man auf Schritt und Tritt berssprüchen gegen diese Theorie.

Soviel ergibt sich mit Sicherheit, daß die merkwürdige Richtung der marxistischen Politik s etwaigen wissenschaftlichen Erkenntnissen nicht zu begründen ist. Diese „Erkenntnisse" n Marx können vielmehr nur als Ausdruck seines politischen Wollens betrachtet werden. lche praktischen Folgerungen diese „Erkenntnisse" haben, wurde bereits dargestellt. Wir ssen also schließen, daß die inneren Strebungen von Marx, die seinen Theorien zugrunde gen, ebenfalls auf den Sieg des Kapitalismus gerichtet sind[2]). Man vergleiche unter sem Gesichtspunkt besonders nochmals die von S. 324 f. hervorgehobenen Merkwürdigen seiner Theorie.

Die eigentlichen Ziele eines Menschen kommen in der Regel in seinen Handlungen utlicher zum Ausdruck als in seinen Worten. Die Betrachtung von Marxens Politik gte uns mit Bestimmtheit: die erste Stufe des Programms — die Förderung des Kapismus — wurde mit Erfolg vertreten. Daß der Kampf auf der zweiten Stufe — gegen n Kapitalismus — ähnlich wirksam geführt wurde, ist nicht nachzuweisen.

Wir suchen einen weiteren Gesichtspunkt zur Aufhellung unserer Frage nach der Ehrlichk von Marx. Sein Kampfziel ist angeblich die Zukunftsgesellschaft. Da ist es denn doch rkwürdig, daß er während seines ganzen Lebens niemals versucht hat, sich und anderen n dieser Zukunftsgesellschaft einen klaren Begriff zu verschaffen. Immer wieder wird n mit der Auskunft abgefunden, die Ordnung dieses paradiesischen Zustandes könne man ht theoretisch vorherbestimmen, sie werde sich aus den durch die Abschaffung des Privatentums geschaffenen wirtschaftlichen Verhältnissen von selbst ergeben. Merkwürdig mit welcher Selbstverständlichkeit aber gleichzeitig vorausgesagt wird, daß es eben ein radiesischer Zustand ist, der sich aus der Vergesellschaftung der Produktionsmittel herlen werde. Wir haben eingangs schon bemerkt, wie die Prophetien über die künftige eiheit, über das Absterben des Staates usw. in einem logischen Widerspruch eben zum zialismus stehen. Jedem denkenden Menschen muß dieser Widerspruch offenbar sein. arx war zu klug, als daß er an solche Utopien hätte glauben können. Es kann hier nur wußte Demagogie angenommen werden. Durch solche Zukunftsbilder sollte die Arbeiterschaft gewonnen werden. Daß sie nie zu verwirklichen waren, dürfte Marx gewußt haben.

Ein eigenartiges Licht auf Marx' Vorstellungen von der Zukunftsgesellschaft wirft seine chrift über den Bürgerkrieg in Frankreich. Diese preist in überschwänglichen Ausdrücken d Pariser Kommune von 1871 als die Herrschaft des Proletariats. Die Bewegung der

[1]) Friedrich Lenz, Staat und Marxismus. 2 Bde. Stuttgart und Berlin 1921 und 1924, vgl. sonders 1. Bd., S. 105. Dieses vorzügliche Werk rückt die Probleme des Marxismus endlich wieder die richtige Beleuchtung, indem es den Politiker Marx in den Mittelpunkt stellt. Die landläufige schichtschreibung behandelt Marx und Engels, als ob sie Professoren gewesen wären.

[2]) Damit ist noch nicht gesagt, daß diese inneren Strebungen Marx auch bewußt gewesen wären. ch der Freudschen Psychologie trägt der Mensch häufig eine Maske nicht nur vor der Umwelt, dern auch vor sich selber.

Kommune war nun etwa ebensoviel und ebensowenig sozialistisch, wie die deutsche Novem berrevolution. Der „Sozialismus" der Communards richtete sich im wesentlichen nur gege die Hausbesitzer, die man nicht gerade als hervorstechende Vertreter der kapitalistische Wirtschaftsordnung betrachten wird. In kleinem Umfang wurde allerdings auch die Kom munalisierung von industriellen Betrieben versucht. Das Zentrum des Kapitalismus aber die Bank von Frankreich blieb unbehelligt. Erst zwanzig Jahre später macht Engels di Bemerkung, daß die braven Communards darin unklug gehandelt haben. Dies hatte unterdessen auch andere Leute bemerkt, die freilich nicht Marxisten waren. Und doc betont Engels auch an dieser Stelle wieder: „Seht euch die Pariser Kommune an. Da war die Diktatur des Proletariats." Auf diesen Ton ist auch die ganze Schrift von Mar abgestimmt. Er lobt jede Maßnahme der Kommune unterschiedslos, und es kommt nicht zum Bewußtsein, daß bei dieser Diktatur des Proletariats etwas zu wünschen übrig blieb.

In Marx' Briefen an Kugelmann findet sich übrigens die gleiche Begeisterung für dies Leute, die „den Himmel stürmen" wollten — nur nicht das Palais Rotschild. Es ist be merkenswert, daß Marx in dem betreffenden Briefe auch von Fehlern der Communard spricht, dabei aber ihre Stellungnahme gegenüber dem Kapitalismus nicht erwähnt. Gegen Kugelmann pflegte sich Marx sehr offen auszusprechen.

Psychologisch höchst wichtig ist auch die Frage, aus welchen Wurzeln der Marx'sch Sozialismus entstanden ist. Häufig hat man behaupten wollen, Marx sei aus sittliche Empörung über die kapitalistische Ausbeutung Sozialist geworden. Für diese Behauptun läßt sich nicht der Schatten eines Beweises erbringen. Marx selbst hat eine sittliche Begrün dung des Sozialismus stets schroff abgelehnt. Ebensowenig wurde Marx durch eine inner Anteilnahme am Schicksal der Arbeiterschaft, durch Mitgefühl mit ihren Leiden zum So zialismus geführt. Dies erscheint wohl zuweilen als demagogische Phrase, aber wenn wi etwa den Briefwechsel zwischen Marx und Engels betrachten, so bemerken wir eine geradez erschreckende Gemütskälte gegenüber den Arbeitern, den „Straubingern", wie sie mei verächtlich genannt werden. Zwei Briefstellen will ich besonders anführen, die das inner Verhältnis der beiden großen Arbeiterführer zum Proletariat beleuchten; beide von Engels Marx war zu klug, als daß er ähnliche Äußerungen schriftlich von sich gegeben hätte. E ist bezeichnend genug, daß er kein Wort des Unwillens oder auch nur des Staunens der Freunde darauf erwidert. Engels schreibt am 9. V. 1851 an Marx: „Lieben wird uns de demokratische rote oder selbst kommunistische Mob doch nie." So kann nur ein Mann sic äußern, der diesen „Mob" eben auch nicht liebt. Ein andermal, am 11. XII. 1851, schreib Engels an Marx über die französischen Arbeiter: „Was ist denn noch an dem Gesinde wenn es verlernt, sich zu schlagen?"

Es gibt nur eine Triebfeder, die Marx zum Sozialismus geführt haben kann und wir ver mögen sie in seiner eigenen Entwicklung deutlich genug zu erkennen. Es ist die revolutio näre Leidenschaft, der Haß gegen die bestehende Ordnung, die ihm eine legitime Aus wirkung seiner dämonischen Machttriebe versagte, der Haß gegen die Reaktion, die sich i den Mächten der „Heiligen Allianz" verkörperte: Preußen-Deutschland, Österreich, Ruß land. Friedrich Lenz hat dies bereits überzeugend nachgewiesen. Schon längst, bevor Mar Sozialist wurde, kämpfte er gegen diese Mächte, indem er Freiheit und Gleichheit, die Idee der französischen Revolution ins Feld führte — die Brüderlichkeit kommt bezeichnenderwei nicht einmal als demagogische Phrase vor. Marx' Entwicklung zum Sozialisten läßt sich sel gut erkennen an zwei Aufsätzen, die er 1843 in den deutsch-französischen Jahrbüchern veröffentlichte. Im ersten, dem „Briefwechsel von 1843" sehen wir, wie Marx von de französischen Revolution ausgeht und erst am Schluß, geradezu überraschend, sich zu Sozialismus bekennt. Im anderen Aufsatz, „zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie finden wir zum erstenmal bei Marx das Wort und den Begriff „Proletariat". Im deu schen Proletariat glaubt Marx hier die einzige Klasse zu sehen, die die „Emanzipation d. h. die Revolution vollbringen kann, da es „in einem allseitigen Gegensatz zu den Voraus

ungen des deutschen Staatswesens steht". Deshalb und nur deshalb bekennt sich Marx
n Proletariat, mit dem er sonst nichts gemein hat. Um das Proletariat für seine Ziele
gewinnen, verkündet er den Sozialismus. So ist für Marx der Sozialismus besten Falls
tel zum Zweck. Sein Zweck aber ist, die Mächte der Heiligen Allianz zu stürzen. Wir
nern uns bei dieser Gelegenheit, daß diese Mächte eben gerade nicht kapitalistisch waren.
ist sein wahrer Feind nicht das Kapital, sondern die Reaktion. Und dieser Reaktion
enüber hat Marx mit Recht gerade den Kapitalismus als zersetzendes Element erkannt.
Die Proletarier, die glauben, es sei den Verfassern des Kommunistischen Manifests
die Durchführung des Sozialismus zu tun gewesen, können aus dem S. 325 zitierten
efe von Engels erfahren, daß sie „die gedruckten Aussprüche und Pläne" ihrer Führer
hr oder weniger falsch gedeutet" haben. Dies galt für 1854. Die Novemberrevolution
uns gezeigt, daß es auch noch auf der Entwicklungsstufe von 1918 gilt. Auch die Prole-
er, die 1918 für den Sozialismus zu kämpfen meinten, mußten erfahren, daß sie das
xistische Programm „mehr oder weniger falsch gedeutet" hatten. Es scheint überhaupt für
marxistische Programm kennzeichnend zu sein, daß nur die Führer wissen, was eigentlich
it gemeint ist, während die Geführten notwendig etwas anderes darunter verstehen.
: „beschränkte Untertanenverstand" macht sich offenbar nicht nur in absoluten Monarchien
end, sondern auch in der sozialistischen Bewegung. Marx und seine Nachfolger haben
t die Unwahrheit gesagt, wenn sie sich als Sozialisten bezeichneten — man hat ihre Ziele
falsch gedeutet. Dieser Aufsatz will der deutschen Arbeiterschaft sagen, wie das marxistische
Programm richtig zu deuten ist.

Rundschau

Probleme des Auslanddeutschtums 1927

Von Wahrhold Drascher in Stuttgart

In den vorhergehenden Jahren (vgl. S.M. Februarheft 1926 und Aprilheft 1927) haben
wir feststellen können, daß in der Nachkriegszeit im deutschen Volke das Gefühl lebendig
rde, für die jenseits der Grenzen verstreuten Menschen gleichen Blutes und gleicher Kul-
die Verantwortung mittragen zu müssen; daß dies Bewußtsein im Laufe der letzten
hre zum tätigen Eingreifen führte und die Reichsleitung diese Aufgaben als verpflich-
d ansah. Aus diesen Gründen fehlte es nicht an großen Kundgebungen, die teils die
mat von der Bedeutung der Dinge überzeugen, teils Übergriffe fremder Staaten gegen
Auslanddeutschen abwehren sollten. Im vergangenen Jahre ist es stiller um diese Dinge
worden. Das bedeutet keineswegs Vernachlässigung oder geringere Anteilnahme.
Aber, wie immer bei großen geschichtlichen Bewegungen: sobald der begeisternde Schwung
rüberliegt, mit der eine neue Idee sich die Seelen erobert, bedarf es unermüdlichen
Schaffens in stiller, der Öffentlichkeit entzogener Kleinarbeit, um die brauchbarsten Wege
zur Durchführung der neuen Gedanken zu finden. Bei den Schwierigkeiten, mit denen das
politisch zwar nicht ganz ohnmächtige, aber wenig aktionsfähige Deutschland ohnehin
zu rechnen hat, beruht der Erfolg auf dem Ausbau der inneren Hilfsmittel, d. h. in unserem
Fall auf einer stetigen Verengerung der Verbindungen zwischen der Heimat und den
Volksgenossen draußen. Vorbedingung ist aber: daß die Beziehungen zwischen beiden Teilen
in richtige Harmonie gebracht werden, indem der eine nicht zuviel fordert, der andere bereit-

willig gewährt. Manche auslanddeutsche Kreise überschätzen die Leistungsfähigkeit d Reiches und stellen ihre eigene Selbsterhaltungskraft nicht hoch genug in Rechnung. Fern gehört dazu, daß sich beide Teile noch besser kennen lernen, um die Möglichkeiten der weit ren Annäherung voll auszunutzen. Nur in wissenschaftlicher und wirtschaftlicher Kleinarbe werden auf die Dauer Erfolge erreicht und gerade dadurch gelangen wir immer wieder z überraschenden Aufschlüssen. Bei all dieser Arbeit aber bleibt zu berücksichtigen, daß d Abwehrkampf des Deutschen jenseits der Grenzen gegen alle Versuche, ihm sein Volkstu zu nehmen, die dringendste Aufgabe bleibt. Stets gilt es für ihn, abzuwägen, wieweit zur Erleichterung seiner Lage mit der Gegenseite verhandeln kann, ohne durch allzu wei gehendes Entgegenkommen den Abwehrwillen und sein Volkstum zu schwächen. D schwere Krise, in der sich das Sudetendeutschtum nun schon seit Jahren befindet, läßt die Tragik deutlich hervortreten. Auch reichsdeutsche Probleme können von weitgehend Bedeutung für die Volksgenossen außerhalb der Grenzen werden: man denke dara was die Neugliederung Deutschlands für den Anschlußgedanken bedeutet. Will man d in diesem Jahre gewonnene Erkenntnis auf eine kurze Formel bringen, so darf vielleic gesagt werden: Die Verhältnisse im Auslanddeutschtum an die des Reiches mehr als bish anzugleichen, das war das Grundproblem. Sehen wir, wie es gefördert wurde!

Das Jahr 1927 hat den Auslanddeutschen viele Sorgen bereitet. Manche erfreulic Entwicklung, die sich im Vorjahr anzubahnen schien, kam nicht weiter. Der Rückschlag a Locarno erlaubte der Reichsleitung nur in sehr beschränktem Maße, Erleichterungen für d Auslanddeutschen durchzusetzen. Weder für Danzig, noch für Memel konnte Stresema trotz aller Bemühungen beim Völkerbund nachhaltige Erfolge erzielen, da der Zusta politischer Spannung an der Ostgrenze diesen Bestrebungen eine Schranke setzte, die Deuts land nicht überschreiten durfte, falls es nicht in ernste Verwicklungen gezogen werden wollt

Die Hoffnung, zu einem Ausgleich mit Frankreich und Italien zu gelangen, veranlaß die deutsche Regierung zu größter Zurückhaltung diesen Ländern gegenüber; die Volk stimmung hat ein nachdrücklicheres Vorgehen zugunsten Südtirols erwartet, dess Unterdrückung anderen Staaten immer von neuem die Hoffnung gibt, ihre Deutsch in gleicher Weise mundtot machen zu können. Allerdings werden die Widerstände, n denen das Reich bei den Versuchen, das Los der Auslanddeutschen zu erleichtern, zu kämpf hat, immer erheblicher. Erst allmählich beginnt das Ausland einzusehen, daß die T treuungsarbeit von der Heimat als moralische Pflicht angesehen wird, deren Erfüllu wir uns von niemand verwehren lassen. Wir gestehen das Gleiche auch allen ander Völkern zu, trotzdem unsere Ohnmacht Gefahren mit sich bringt, die anderen erspa bleiben. Unsere offenen Grenzen bleiben ständig von Millionenheeren bedroht, die ein Tages das Ergehen ihrer Volksgenossen im Deutschen Reich zum Vorwand nehm können, ihre „Heimholung" mit Waffengewalt zu erzwingen. Daß beispielsweise die Fra der Gewährung einer weitgehenden Autonomie für die im Reich lebenden Polen ernst Erwägung bedarf, solange einflußreiche polnische Kreise die Einverleibung des deutsch Ostpreußens ernstlich erwägen, sollte von neutraler Seite berücksichtigt werden. Auf d zweiten Nationalitätenkongreß, der im August 1927 in Genf stattfand, zeigte sich der Er dieser Dinge: die polnische Minderheit in Deutschland nahm eine Frage zweiter Ordnu zum Vorwand, um die Zusammenarbeit zu sprengen, und noch ist es fraglich, ob die Versuch, unter der Parole gegenseitiger Gerechtigkeit die verschiedenen Nationalitäten einigen, auch nur den bescheidenen Erfolg haben wird, den man davon erwartete.

Hat sich eine staatspolitische Hilfe für die Auslanddeutschen nur in beschränktem Umfa leisten lassen, so ist erfreulich, feststellen zu können, wie sehr die deutschen Herzen der Heimat und in der Fremde im Gleichklang schlugen, als es galt, unsere Großen ehren. Im März gab Beethovens 100. Todestag Gelegenheit dazu. Im Oktober feiert wir Hindenburg: es geschah bei unseren Brüdern draußen mit einer Inbrunst und Lie die jeden ergreifen muß, der davon hörte oder las. Es gab keine deutsche Gemeinde

r ganzen Welt, die sich nicht an der Feier oder an der Spende beteiligt hätte. Mitten im rmbedrohten China fand sich die deutsche Kolonie in Schanghai zu einer Feier zusammen: e ersten nach langer Zeit. In Südamerika nahmen die befreundeten Staaten herzlichen teil, und vielerorts wohnten die Präsidenten selbst den Veranstaltungen bei. In Batavia f Java wurde am gleichen Tage das neu errichtete Deutsche Haus feierlich eingeweiht; in pstadt fanden sich Männer zusammen, den Bau eines solchen in die Wege zu leiten. mbol der Einheit und Verknüpfung von großer Vergangenheit mit freudvollerer Zu- ft: das ist den Auslanddeutschen Hindenburg. Doch auch auf gegenwärtige Leistungen rften wir stolz sein: Unter Führung von Kapitän Spieß kehrte das deutsche Vermessungs- iff Meteor 1927 nach zweieinhalbjähriger, erfolgreicher Ozeanforschungsfahrt in den imathafen zurück und brachte Ergebnisse mit, die in der Geschichte der Meereskunde ihres- ichen suchen[1]). Möge es gelingen, auch das meerentfremdete deutsche Inland von der twendigkeit der deutschen Seemacht zu überzeugen, die, wie kein anderes Mittel, den utschen Überseegemeinden, vor allem der Jugend, ein Stück lebendigen Reichskörpers stellt. Daß die Besatzungen sich überall tadellos benahmen, bezeugt uns die Welt und üllt uns mit besonderer Genugtuung. Die deutsche Wissenschaft blieb um die ausland- utschen Fragen bemüht: die Vorbereitungen für ein „Handwörterbuch des deutschen lkstums", das in Verbindung mit dem Deutschen Ausland-Institut und anderen Organi- ionen, von der „Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung" in Leipzig ausgegeben werden wird und das die freilich oft noch lückenhaften Forschungsergebnisse er Werden und Sein des Auslanddeutschtums zusammenfassen soll, sind weit gediehen. e großen deutschen Verbände, die sich diesen Aufgaben widmen, stellten ihren Tagungen ondere Aufgaben: der Schutzbund widmete sich (in Regensburg) bevölkerungspolitischen agen; die Deutsche Akademie legte (in München) umfangreiches Material über die deutung der Schriftarten für die Aufrechterhaltung der deutschen Kultur im Ausland ; der Verein für das Deutschtum im Ausland (V.D.A.) suchte (in Goslar) die Jugend : die Ideale zu begeistern; das Deutsche Ausland-Institut prüfte (in Stuttgart) Möglichkeit d Nutzen auslandkundlicher und auslanddeutscher Professuren an unseren Hochschulen.

Aber den größten Fortschritt bedeutete es wohl, daß die Anbahnung eines engeren wirt- aftlichen Austausches zwischen der Heimat und dem europäischen Siedelungsdeutschtum rsthafter ins Auge gefaßt wurde. Was der deutsche Überseekaufmann für unsere Ausfuhr d damit den Volkswohlstand bedeutet, ist längst Gemeingut aller geworden; der große folg, den die bereits zweite Tagung der deutschen Außenhandelskammern (im Juni zu mburg) hatte, gab erneut Gelegenheit, dies auszusprechen. Anders lag es bisher beim ntinentaldeutschtum. Die Betreuungsarbeit hatte sich hier zumeist in kulturellen Bahnen wegt. Wohl hatte der V.D.A. in unermüdlicher Arbeit Gelder gesammelt, die aber nicht r Stützung der auslanddeutschen Wirtschaft, sondern zur Aufrechterhaltung von Schule d Kirche verwandt wurden. Die harte Notwendigkeit erfordert aber heute, daß diese eise auch wirtschaftlich gestützt werden. Dies kann natürlich nur in dem Rahmen geschehen, dem sich kaufmännische Geschäfte überhaupt abspielen: angelegtes Geld muß verzinst, arenaustausch für beide Teile nutzbringend betrieben werden. Der Reichsdeutsche muß ssen, daß überall auf der Welt der Volksgenosse sein bester Geschäftsfreund ist, der Aus- ddeutsche darf nicht vergessen, daß Sympathie und Mitleid im Geschäftsleben nur dann tsprechen dürfen, wenn die anderen Vorbedingungen erfüllt sind. Es ist etwas Wahres dem Wort: es sei gefährlich, mit Verwandten Geschäfte zu machen. Aber alle Schwierig- ten dieser Art sind zu überwinden. Deutschland kann trotz seines Kapitalmangels infolge ner Wirtschaftsorganisation den mehr in älteren Formen schaffenden Auslanddeutschen Donaulinie neue Wege der Selbstbehauptung weisen, die zur Überwindung der von

[1]) Vgl. den Aufsatz „Wissenschaftliche Tätigkeit" von Fritz Conrad im Maiheft 1927 der S. M. „ie deutsche Seemacht".

den Staatsnationen angewandten Drosselungsmaßnahmen (Enteignungen, Kreditsperre Entlassungen) beschritten werden müssen. Denn die Aufrechterhaltung der kulturelle Wehr beruht auf wirtschaftlicher Leistungsfähigkeit. Durch die Anbahnung engerer Wirt schaftsbeziehungen zu diesen Gebieten — man darf 3 Millionen Deutsche dort annehmen — wird auch die deutsche Ausfuhr im Osten und Südosten neue Bahnen finden, denen e bisher zu wenig Beachtung geschenkt hat. Wenn der dortige Auslanddeutsche so dazu bei tragen kann, auch die Beziehungen zwischen unserem Reiche und dem Staate, in dem e lebt, enger zu gestalten: niemandem wird dies lieber sein als uns. Die enge Verknüpfun der auslanddeutschen Wirtschaft mit derjenigen ihres Staatsvolkes bringt handels- und zoll politische Schwierigkeiten genug mit sich, die sich vielleicht nie ganz beheben, aber doch we sentlich verringern lassen werden. Den Auslanddeutschen instand zu setzen, mit unsere Hilfe, aber aus eigenen Mitteln seine Kultur zu wahren: das muß unser Ziel sein.

Gehen wir zur Betrachtung der Lage in den einzelnen Gebieten über, so darf voraus geschickt werden, daß der Auswärtige Dienst des Reiches erheblich ausgebaut wurde von 1926 auf 1927 ist die Zahl der von Berufsbeamten versorgten Posten von 50 auf 9 gestiegen. Man gewinnt den Eindruck, daß wir über eine Anzahl tüchtiger Beamter ver fügen. Die aufrichtige Trauer über den Tod Maltzahns, des deutschen Botschafters in Washington, war ein Zeichen dafür. Möge man in Zukunft bei der Neubesetzung wichtige Posten in erster Linie an sie denken, und nicht an Persönlichkeiten, die durch ein Partei buch oder sonst „empfohlen" sind. Auch für die Pressewirkung im Ausland ist manches er reicht worden. Ein Versuch der Reichsregierung, die Entschädigungen für enteignet Auslanddeutsche aus dem Reparationskonto bestreiten zu können, scheiterte an einem Haage Schiedsspruch. Immerhin erfahren auch ohnedies die für diesen Zweck zur Verfügun stehenden Summen eine Vermehrung.

Im Auslanddeutschtum selbst gilt unser erstes Gedenken Südtirol, dessen Martyrium eine Kette ohne Unterbrechung war. Leider gelang es dem Faschismus, die deutsch Wirtschaftsorganisation (Bozener Zentralkasse) zu zerschlagen und zur Liquidation z nötigen, ohne daß rechtzeitig Hilfe gebracht werden konnte. Die Versuche des wohlwollen deren Präfekten Ricci, sich durchzusetzen, schlugen fehl: der Faschist Giarratana waltet unbeschränkt als Machthaber und setzte ein Unterdrückungsedikt nach dem anderen durch worunter gewisse Vorschriften über Italienisierung der Grabsteine besondere Roheite darstellten. Der Tod des Bischofs Raffl von Brixen stellt die Kirche vor die Frage, wie weit sie sich ihrer treuen Tiroler Söhne annehmen will und kann. Die Verbannunge folgten sich rasch, besonders genannt seien die des Dr. Noldin und des Lehrers Ried die ohne Rechtspruch auf Grund polizeilicher Befehle durchgesetzt wurden. Eine gewiss Milderung der Strafen ist zwar letzthin eingetreten, doch mußte erst jüngst wieder de bekannte Führer Reut-Nicolussi Sicherheit im Auslande suchen.

Auch die heimattreuen Elsaß-Lothringer haben ein schweres Jahr hinter sich. Di Hoffnung, daß der Locarnoverzicht Poincaré vom Willen des Reiches zur Nichteinmischun in die Elsässer Fragen überzeugen würde, hat getrogen. Man sieht in Paris nach wie vo in der Autonomiebewegung den Versuch, das Reichsland wieder von Frankreich abzu bringen, und verfährt mit drakonischer Strenge gegen alle „Verdächtigen", wie sich besonde im Dezember zeigte. Die Presse wird geknebelt, die Bankkonten werden gesperrt: kurz al die Dinge getan, über welche die Elsässer früher, oft unberechtigterweise, klagten.

Während in Nordschleswig der Kampf auf wirtschaftlichem Gebiet besonders heftig w (Gründung des deutschen Kreditinstitutes Vogelsang), konnte das Deutschtum in den balt schen Ländern sich leidlicher Ruhe erfreuen:

In Lettland gelang es, das Herderinstitut als Universität anerkannt zu sehen, wodur die Wirkung dieser berühmten deutschen Bildungsstätte vertieft wird; in Estland wur über die Art des Ausbaus der gewonnenen Kulturautonomie beraten, wobei die soziologisc

sammensetzung der Deutschen (Überzahl der Gebildeten, Mangel an Handwerkern) eines schwierigsten Kapitel des Deutschtums der Nachfolgestaaten erhellte.

Auch in Kärnten schweben Verhandlungen über ein Kulturautonomiegesetz. Die tschen Parteien haben einen Gesetzentwurf eingebracht, der allerdings noch nicht ein- end behandelt ist. Voraussichtlich wird dieses Vorgehen Rückwirkungen auf Südslawien ben, woraus sich interessante Schlüsse auf die internationalen Verflechtungen würden hen lassen.

In der Tschechoslowakei, wo im Ministerium Schwehla deutsche Vertreter sitzen, enen die Dinge sich zeitweilig zum Besseren gestalten zu wollen, zumal auch die Deutsch- tionalen zur aktiven Mitarbeit geneigt waren. Leider aber sind die von den deutschen nistern erzielten Erfolge so gering — es sei nur an das neue Verwaltungsgesetz erinnert, s den deutschen Wünschen in keiner Weise Rechnung trägt — daß über kurz oder lang eine aktion nur zu wahrscheinlich ist. Die Zertrümmerung des deutschen Einheitsblocks hat s Sudetendeutschtum neu zerrissen, ohne daß entsprechende Aktiva zu verbuchen waren. e kleinen Ansätze verbindender und vermittelnder Art, die vielleicht versucht wurden, ügen in keiner Weise.

Daß die Lage der Deutschen in Polen weiterhin schlecht sein würde, war vorauszusehen. r Rückzug, den die deutsche Regierung — wenn auch unter Wahrung des Rechtsstand- nktes — in der Frage der Einschulung der Kinder in die Minderheitsschulen vor dem lkerbund antrat, wurde ihr von verschiedenen Seiten sehr verdacht. Die deutsch-polni- en Handelsvertragsverhandlungen, bei denen die Belange der dortigen Deutschen in eblichem Maße mitsprachen, sind nach monatelangem Stillstand erst Ende des Jahres eder in Fluß gekommen. Es handelt sich vor allem um das Niederlassungsrecht für ichsdeutsche, das anzuerkennen beinahe alle Nachfolgestaaten sich heftig sträuben.

Der Ausfall der Wahlen in Danzig ist trotz des erfreulichen Rückgangs der polnischen immen nicht ohne Bedenken, da nicht vorauszusehen ist, ob der bisherige außenpolitische rs beibehalten wird.

Obwohl man glauben sollte, daß Litauen infolge seiner politischen Lage an der Her- lung eines guten Verhältnisses zu Deutschland liegen sollte, zumal es mit Polen Wilnas gen in scharfer Fehde liegt, hat der Diktator Woldemaras alles getan, um die Memeler utschen fühlen zu lassen, daß Gewalt vor Recht geht. Die ganze Skala der faschisti- en Unterdrückungsmethoden wurde durchlaufen. Dies hinderte aber nicht, daß bei den de August nach vielen Schwierigkeiten endlich erfolgten Wahlen unter 29 Mandaten Deutsche und 4 Großlitauer waren. Die Einsetzung eines Direktoriums, dessen Zu- nmensetzung den Wünschen der Deutschen in keiner Weise entsprach, wurde von ihnen dem anerkannt — ein neues Zeichen der Verständigungsbereitschaft unserer Volks- nossen. Ständig wurde das Auftreten noch verschärft, ohne daß eine Ratsmacht dem lkerbund nahegelegt hätte, den Versuch eines Einschreitens zu machen. Die Skepsis, weite Kreise in dieser Beziehung hegten, war nur zu berechtigt.

Auch in Rumänien fanden Neuwahlen statt, die den Deutschen aber nicht die Erfolge chten, wie im Vorjahre. Bratianu war seiner ganzen Einstellung nach den Deutschen geneigt. Die Zusammenschweißung der protestantischen Siebenbürgener Sachsen und katholischen Banater Schwaben zu einer Einheitsfront ist keine leichte Aufgabe. In Südslawien gingen keine größeren Veränderungen vor sich, bei den Gebietsvertreter- hlen konnten unsere Volksgenossen ihre Stimmenzahl steigern.

Die große Aktion des Lord Rothermere zugunsten der unter fremder Herrschaft leben- n Magyaren — wohl eine Folge der Londoner Bestrebungen, Ungarn in das anti- sische Bündnis einzugliedern — fand große Beachtung. Die Nachfolgestaaten setzten sich zur Wehr. Es wurde auch von anderer Seite darauf hingewiesen, daß Ungarn seinen genen Nationalitäten nicht eine derartige Stellung gebe, die ein Wiedereingliedern in nen Staatsverband erwünscht erscheinen lassen. Die Erfahrungen früherer Jahre, ins-

rl Marx als Schrittmacher des Kapitalismus (Südd. Monatshefte, 25. Jahrg., Heft 5)

besondere aber die Tatsache, daß die 600000 Deutschen im Land es weder kulturell noch politisch leicht haben, ihre bescheidenen Ansprüche durchzusetzen, stimmen nachdenklich. Die Zahl der Deutschen in Rußland wurde — die erste überhaupt vorgenommene Zählung — auf rd. 1010000 festgestellt.

Das Überseedeutschtum hat seinen gleichmäßigen, erfolgreichen Lebensgang fortsetzen können. Die deutsche Auswanderung, die sich immer noch zu 80 vH. nach den Vereinigten Staaten richtet, blieb auch 1927 etwa auf der Höhe des Vorjahres (rd. 60000). Im Zusammenhang mit der Reise Dr. Luthers tauchten verschiedentlich Ansiedlungspläne auf, denen das Reich seine finanzielle Unterstützung leihen sollte; man dachte an Unterbringung von Erwerbslosen in größerer Zahl u. ä. Konkretes ist nicht daraus hervorgegangen, doch ist es erfreulich, daß diese Probleme wieder stärker in den Vordergrund gerückt sind. Die Besuche der deutschen Kriegsschiffe, viele Gelehrtenreisen, sowie die erhebende Feier des 75jährigen Wiederkehr des Tages, an dem deutsche Siedler das Südchilegebiet zu bearbeiten begannen, und die Jubeltage der 50jährigen Einwanderung der Wolgadeutschen in Brasilien ließen die warme Anhänglichkeit der Südamerikadeutschen an die Heimat und ihre Verdienste um das neue Vaterland hervortreten. In Ostasien wurde in strenger Selbstzucht der deutsche Name weiter in Ehren gehalten: unbeirrt am Wiederaufstieg gearbeitet, ohne nach rechts und links zu schauen. In Nordamerika bot der Steubengedenktag (im Dezember) Gelegenheit wieder einmal auf das deutsche Wirken am Aufbau der Vereinigten Staaten hinzuweisen. Manchmal scheint es, als ob die Anerkennung dafür auch in nordamerikanischen Kreisen sich wieder hervorwagte. Die deutschen Veranstaltungen zeigten regeren Besuch, der „Progressive", die in englischer Sprache herausgegebene Zeitschrift der Steubengesellschaft, erfuhr eine gründliche Neugestaltung, so daß ihre wertvollen Aufsätze heute auch in der Heimat Verbreitung verdienen. In Südwestafrika liegen die deutschen Privatschulen mit den Staatsanstalten in scharfem Wettbewerb, wobei die Mandatsregierung vor Schikanen nicht zurückschreckte.

Zum Abschluß sei noch ein Blick auf die deutsche Kolonialbewegung geworfen. Trotz des Eintritts eines deutschen Mitglieds in die Mandatskommission des Völkerbundes sind die Aussichten vorläufig nicht günstig. Über die Stimmung des deutschen Volkes zu diesem Problem unterrichten eine Anzahl Rundfragen, die im vergangenen Jahre stattgefunden haben. Es ist zweifellos, daß die Furcht, durch koloniale Betätigung ohne entsprechende Machtmittel erneut dem mißgünstigen Nebenbuhler Gelegenheit zum Zugriff zu bieten, ebenso viele sonst für den Gedanken eingenommene Kreise beeinflußt wie die Einsicht, daß auf die Dauer alle Kolonialmächte dem konzentrischen Angriff der erwachenden Farbigen ausgesetzt sein werden. Beides will man vermeiden. Demgegenüber wird aber zu wenig betont, daß Kolonien heute zwar als Auswanderungsziel für Millionen nicht mehr in Frage kommen, daß sie aber eine vortreffliche Schulung für die junge Intelligenz darstellen, die dort praktische Kenntnis von Weltpolitik und Weltwirtschaft, sowie selbständiges Handeln in verantwortungsvoller Stellung lernen kann. Ein solches Wirken könne Studienreisen nicht und kann auch kaufmännische Tätigkeit nicht immer ersetzen. Und da die Gefahr der geistigen Verengerung des deutschen Horizontes um so näher rückt, je mehr es den jungen politischen Kräften an großzügigem Betätigungsgebiet fehlt, so muß das Ventil der Kolonialverwaltung und Erschließung geöffnet werden, um den sozialen Überdruck zu mildern, der die junge Generation in der Heimat der Wirkungsmöglichkeiten beraubt und den Nachwuchs der gebildeten Stände in das Proletariat hinabzwingt.

Die in den letzten Jahren erschienene auslanddeutsche Literatur findet sich knapp und übersichtlich zusammengestellt in dem Heftchen: Wichtige Bücher über das Auslandsdeutschtum (1919—1927), zusammengestellt im Deutschen Ausland-Institut, Preis 40 Pfennige, das allen, die sich an der Hand der Neuerscheinungen eingehender unterrichten wollen, empfohlen werden kann.

Sozialdemokratie und nationale Einheitsfront im Weltkrieg

Nun hat der Dolchstoßprozeß trotz allem, was weise Männer über ihn vorausgesagt hatten, noch seine wissenschaftlichen Folgen gehabt, und das umfangreiche Material, das er zu- ge gefördert, streng sachliche Bearbeitung gefunden. Der größte Teil des wertvollen erkes, das der Hallenser Privatdozent Dr. Hans Herzfeld veröffentlicht[1]), besteht denn auch us dem fast vollständigen Wiederabdruck der Zeugenaussagen und Dokumente des Dolch- ßprozesses, die also in Zukunft leicht zugänglich sein werden, und nicht mehr mühsam aus roschüren und Zeitungen zusammengesucht zu werden brauchen. Vorangeschickt aber t der Verfasser, der sich durch eine Reihe von Forschungen, besonders zur Bismarckzeit nen guten Namen gemacht hat, eine etwa 200 Seiten umfassende Untersuchung. In r beschränkt er sich nun in keiner Weise auf die Aussagen usw. des großen Münchner rozesses. Vielmehr zieht er alles sonstige erreichbare Material zur Stellung der Sozial- mokratie während des Weltkrieges heran, und dieses Material ist (auch nach strenger, tischer Sichtung) keineswegs spärlich. Auf breiter und sicherer Grundlage also baut der erfasser auf. Er geht mit gesundem Urteil und größter Besonnenheit an seine Aufgabe ran. Der Unterzeichnete hatte bei der Lektüre in dem Grade das beruhigende Gefühl, n einem sicheren Führer geleitet zu werden, so daß er (dem kritische Gesichtspunkte sonst cht fern liegen) sich im folgenden darauf beschränken darf, einige der Ergebnisse Herzfelds nfach berichtend mitzuteilen.

Der kennzeichnende Zug in der Haltung der sozialdemokratischen Parteimehrheit in n beiden ersten Kriegsjahren war ihre Halbheit. „Der Rubikon, den das volle Bekennt- s zum nationalen Gegenwartsstaat unter Wahrung des größten Maßes sachlicher Kritik deutet hätte, ist von der Partei nicht überschritten worden." Sie konnte in dieser ganzen it so oder so. Diese im Grunde klägliche Politik machten aber die Radikalen nicht mit, daß es im Jahr 1916 zur Spaltung kam.

Von weit größerer Bedeutung wurde aber das Jahr der russischen Revolution 1917. cht nur, daß dieses Vorbild die radikale „Arbeitsgemeinschaft" zur Nachahmung hin- : auch die Mehrheit der Partei wurde von ihm auf das stärkste beeinflußt. Besonders lt folgendes: Während bisher die Mehrheit für eine energische Kriegführung im Osten, gen den verhaßten Zarismus war, durfte jetzt den lieben Revolutionären an der Newa chts Ernstliches mehr geschehen. Dabei gewann die Partei, wie so häufig, Bethmann- llweg und das Auswärtige Amt für ihre Ideen. Und nun kam die Gründung der S.P. mit kaum verhülltem revolutionärem Programm und kam als ihre Frucht die große arinemeuterei, an der freilich auch die nunmehr so genannte „Mehrheitssozialdemokratie" cht in jeder Hinsicht unschuldig war, und zu der auf der andern Seite noch weiter links hende Elemente, als sie die U.S.P. darstellte, mitgearbeitet haben.

Auch über den Januarstreik 1918 kommt der Verfasser n. A. d. R. zu durchaus zutreffen- in Ergebnissen (vgl. meinen Artikel in den M.N.N. 1925, Nr. 351, 20. Dezember). Die altung der Führer der M.S.P. war wiederum eine klägliche Halbheit. Um die radikali- rten Massen bei der Stange zu halten, täuschten sie eine Mitarbeit am Streik vor, die i ihnen gar nicht vorhanden war; sie entschieden sich also nicht für Deutschland, aber auch cht ganz für die Partei! Aber — die Lauen wird Gott ausspeien aus seinem Munde, wie in der Schrift heißt.

Diese klägliche Haltung — immer ein paar Schritte hinter den Radikalen her — wurde n der Partei erst nach der Revolution aufgegeben, da es galt, ihre Existenz und das

[1]) Hans Herzfeld, Die deutsche Sozialdemokratie und die Auflösung der nationalen Einheits- ont im Weltkriege. Verlag Quelle und Meyer, Leipzig 1928.

Leben ihrer Führer gegen die Radikalen zu verteidigen. Daß sie im Bunde mit der O.H.L. in diesem Kampf gesiegt hat, wurde zweifellos Deutschland zum Heil, trotzdem er nicht in erster Linie um Deutschlands, sondern um der Partei willen geführt worden ist.

Die Wiedergabe dieser Ergebnisse Herzfelds vermittelt nur einen schwachen Begriff von der Bedeutung seines Buches. Es will ganz gelesen sein. Es bietet ein Beispiel dafür, wie auch eine durch und durch schwach geführte Partei, der die Umstände günstig sind — d. h. in diesem Fall, daß den verhaßten deutschen Staat eine furchtbare Notlage getroffen hatte — zu überragender Bedeutung gelangen kann.

Im Schlußwort, das, wie die ganze Untersuchung, für die besonnene Art des Verfassers Zeugnis ablegt, finden sich u. a. folgende Sätze, denen wiederum der Referent fast bis in jedes Wort hinein zustimmen kann. Sie werden hier als besonders kennzeichnend und inhaltreich wörtlich abgedruckt: „Die revolutionären Kräfte in der deutschen Sozialdemokratie sind vorhanden und wirksam gewesen, lange ehe das Schicksal des Krieges entschieden war." — „Die Vorstöße der Revolution fallen zeitlich streng mit kritischen Abschnitten des Kriegs zusammen, nur daß sie nicht etwa ausschließlich an Zeiten besonders gefährlicher Frontlage gebunden sind." — „Ohne die furchtbare Not des deutschen Volkes wäre der revolutionären Agitation niemals die Überwindung des Geistes von 1914 geglückt; ohne die bewußte Art der revolutionären Treiber wäre der Übergang der passiven Unzufriedenheit und Gärung im Volke zu bewußter Auflehnung gegen den nationalen Existenzkampf in keinem Fall denkbar." — „Das Schicksal der Nation hing in dieser ungeheuren Daseinskrise nicht mehr wie im Siebenjährigen Krieg in letzter Linie nur von der seelischen Spannkraft eines einzigen großen Mannes ab. Die Aufgabe und die Verantwortlichkeit aller leitenden Kreise war durch die Notwendigkeit, die Masse seelisch an ihre eigene Energie des Kampfwillens zu binden, unermeßlich gesteigert worden. Glänzende Beispiele vor allem aus den Reihen der Wehrmacht, die, aus gleichem Stoff bestehend, wie das Heimatland, dem sie entstammte, das Schwerste zu tragen und zu leisten hatte, bewiesen jedoch, daß diese Aufgabe bis zum letzten Kriegstag nicht unlösbar war. Das eingehende Studium des revolutionären Zersetzungsprozesses lehrt immer wieder, daß nicht die Stellen schwerster Belastung in der nationalen Verteidigungsfront, sondern die Stellen geringerer politischer Widerstandsleistung gegen die revolutionäre Unterwühlung barsten." — „Die Heimat hat dem Heer, wie das Groener am 5. November in einer Sprache ausgeführt hat, die an Entschiedenheit nicht im geringsten hinter Ludendorffs Anklagen zurückstand, Kritik und Polemik statt Stärkung und Stählung gegeben. ‚Wenn nicht schleuniger Wandel geschieht, richtet die Heimat das Heer zugrunde.'" — „Der Versailler Friede ist in seiner ganzen Furchtbarkeit erst durch die Revolution möglich geworden, die Deutschland alle Waffen, die physischen, wie die moralischen, aus der Hand schlug, und im Lager des Gegners alle Stimmen bedenklicher Mäßigung erstickte, weil sie auf keinen Feind mehr hinweisen konnten, dessen Dasein den Siegern Achtung einzuflößen vermochte." — „Wenn eine Politik durch Verkennung dessen, was ist, zusammengebrochen ist, so ist es diese revolutionär-sozialistische Politik der Kriegsjahre. Sie hat die geschichtliche Probe an den tatsächlichen Ereignissen in noch unendlich geringerem Maße bestanden als die Politik der von ihr abgelösten deutschen Regierung des alten Systems. Geblieben ist von ihr geschichtlich nur ihre lähmende Zersetzung der deutschen Widerstandskraft, deren Folgen der Gewaltfriede von Versailles festzuhalten versuchte und heute noch versucht."

An diesen Urteilen eines einzelnen hervorragenden Historikers, die um so stärker wirken als sie scheinbar ohne Leidenschaft, kühl und sachlich vorgetragen werden, dürfte das Verdikt späterer Geschlechter von Geschichtsschreibern nichts Wesentliches mehr ändern. Trotzdem sehen wir die Sozialdemokratie noch immer als reichste Revolutionsgewinnlerin da stehen. Gottes Mühlen mahlen langsam.

Tübingen. Adalbert Wahl.

Die Denkwürdigkeiten des Botschafters General von Schweinitz

Von Georg Karo in Halle a. S.

Seit dem Kriege sind wir mit Denkwürdigkeiten, Erinnerungen, Tagebüchern, Selbstbiographien förmlich überschwemmt worden. Über alle Gegensätze der Rasse und Sprache, der Stellung und Einstellung hinweg pflegen sie einen gemeinsamen Grundzug aufzuweisen: den unerschütterlichen Glauben an die eigene Auffassung, die eigenen Ziele und Methoden, die Überzeugung, daß alles in des Verfassers Vaterlande oder in der Welt gut gegangen wäre, wenn nicht Unverstand, Mißgunst, Bosheit anderer seine Bahnen durchkreuzt hätten. Man wird allmählich recht müde, von so viel verkannter Genialität und mißachteter Tugend zu lesen. Da berührt es doppelt erfrischend, wenn einmal ein Mann nicht im Brustton der Selbstgerechtigkeit zu uns spricht, sondern nach der guten alten, deutschen Weise, schlicht und ohne alle Apologetik, demütig und gottesfürchtig, ohne die Feinheit des eigenen Strebens, die Klarheit des eigenen Blickes pharisäisch zu verschleiern, der stets freudig bereit, sich vor der Größe anderer zu neigen; völlig frei von Opportunismus oder Liebedienerei, nie auf eigenen Ruhm oder Vorteil bedacht, zielbewußt ohne Eigensinn, die ganze Persönlichkeit ruhend in dem harmonischen Gleichgewicht einer tiefen, organischen Vaterlandsliebe und einer völlig klaren, einheitlich adeligen Weltanschauung: der beste Typus des altpreußischen Edelmanns und Offiziers. Das alles nacht meines Erachtens den höchsten Wert der beiden gewichtigen Bände aus, die Major Wilhelm von Schweinitz vortrefflich ediert hat, mit knappen, ausreichenden Anmerkungen und einem eingehenden Namenregister[1]). Er hat damit seinem Vater und dem alten Preußen ein würdiges Denkmal gesetzt.

Man könnte wohl sagen: der Botschafter und General von Schweinitz konnte leicht seine guten Eigenschaften pflegen. Aus altem schlesischem Geschlecht, geboren (1822) auf altangestammter Erde, aufgewachsen in den großen Überlieferungen der Freiheitskriege, in denen sein Vater sich als junger Offizier ausgezeichnet hatte, vertauscht er als Jüngling die finanziell zerfahrenen Verhältnisse des Elternhauses mit der heilsamen Zucht des Ersten Garderegiments. Durch die oft bedrückende Armut der Potsdamer Jahre (1840—1851) innerlich gestählt, durch den tiefen Schmerz über Preußens Erniedrigung vor und nach 1848 in seiner Treue zu König und Vaterland nur befestigt, wenn ihm auch, wie damals so vielen der Besten, das nationale Selbstvertrauen noch fehlt, das erst Bismarck schmieden sollte: so tritt der Neunundzwanzigjährige dank einem glücklichen Zufall 1851 in die Welt hinaus, um in einem langen Reisejahr den größeren Teil von Europa, Weltstädte wie Paris, London, Wien, Länder altehrwürdiger Kultur wie Spanien und Italien kennen zu lernen. Mit unendlich geweitetem Blick kehrt er ins Regiment zurück, das er schon 1854 wieder verlassen kann, um als Adjutant des Grafen Waldersee, des Kommandeurs der Bundestruppen, nach Frankfurt a. M. zu gehen. Die drei Frankfurter Jahre bestimmen sein ferneres Leben, wecken seine diplomatischen Fähigkeiten, bringen ihm Bismarcks Freundschaft, die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten, so daß er dann, nach kurzem Zwischenspiel als Kompagniechef in Potsdam, rasch von einer Stufe zur anderen aufsteigt: Adjutant des Prinzen Friedrich Wilhelm, des späteren Kaisers Friedrich (1857—1860), Militärattaché in Wien (1861—1863), wiederum Adjutant des Kronprinzen während der wichtigen Periode des dänischen Krieges (1863—1865); nach kurzer Dienstzeit als Flügeladjutant, die ihn dem König näher bringt und ihn dessen

[1]) Berlin 1927 Reimar Hobbing. 2 Bände. Mit 2 Bildnissen.

wundervolle Persönlichkeit noch tiefer als bisher verehren lehrt, 1865—1869 Militärbevollmächtigter in St. Petersburg, in höchst verantwortlicher Stellung bei Alexander II., dessen Vertrauen Schweinitz während jener kritischen Jahre zum Heil Preußens erwirbt und immer mehr vertieft; dann in der nicht minder kritischen Zeit von 1869—1876 Gesandter und Botschafter in Wien; endlich sechzehn Jahre lang Botschafter in Petersburg, wo er den heilsamsten, Frieden erhaltenden Einfluß ausübte: wahrlich, man wird schwer eine Laufbahn finden, die so geradlinig, ohne Schwankungen und Rückschläge zu höchster Ehre und Einfluß führte. Nimmt man hinzu, daß diese Laufbahn zusammenfällt mit Deutschlands Einigung und Aufstieg zu Macht und Größe, daß der Fünfzigjährige in Wien die schöne Tochter seines amerikanischen Kollegen Jay heimführte und mit ihr bis an sein Ende (1901) in einer offenbar ideal glücklichen Ehe lebte, die mit neun Kindern gesegnet war, so wird man versucht sein, zu wiederholen: er konnte leicht die oben skizzierten guten Eigenschaften pflegen!

Und doch würde ein solches Urteil in die Irre führen. Äußere Erfolge konnten einem so innerlich gerichteten Manne nicht genügen, Familienglück seinen dem Dienst am Vaterland geweihten Sinn nicht allein ausfüllen, Macht und Glanz des Reiches ihn nicht täuschen über alles, was ihm Abkehr vom rechten Wege, Niedergang, Entartung schien. Er wurzelte ganz in der altpreußischen Offizierstradition, deren herbe Tugenden er mehrfach in schönen warmen Worten schildert (I 79. 204. 243). Allen Halbheiten und Kompromissen abhold, vertritt er von der Jugend bis ins Alter den konservativ-legitimistischen Standpunkt strenger, oft starrer Observanz. Vor der Gründung des Reiches führt ihn dies bei aller Vaterlandsliebe zu einer einseitig engen Auffassung nationaldeutscher Fragen, die wir heute kaum mehr verstehen: „Ich gestehe offen und sogar mit Befriedigung, daß ich eine allmähliche Erweiterung unserer legitimen Suprematie in Norddeutschland der mit revolutionärer Unterstützung zu erkämpfenden Hegemonie in ganz Deutschland immer vorgezogen habe," schreibt er noch 1866, und meint damit die „revolutionäre" Entthronung deutscher Fürsten (I 201 ff., vgl. 31. 245). Nach 1870 wandelt sich dieser Standpunkt wohl einigermaßen, aber die konservative Einstellung bleibt bestehen, und zwar auf einem sehr hohen, edlen und sympathischen Plane. Noblesse oblige ist für ihn selbstverständlich, er hebt am alten Kaiser besonders die Art hervor, „wie er seine Adjutanten behandelte, nie etwas verlangend, was einem Kavalier nicht zustände, ja sogar jede Hilfeleistung zurückweisend, welche man etwa aus zu großem Diensteifer oder persönlicher Verehrung versucht hätte, sobald er eine solche als nicht ziemlich für einen Offizier erachtete" (I 173). 1866 dankt er es Bismarck, „daß ich in Unkenntnis von den Winkelzügen der Berliner Politik gehalten wurde, denn als Offizier und Kavalier hätte ich sie nicht verteidigen können, und ein diplomatisches Entstellen oder selbst nur Verschweigen wäre mir in meiner Stellung zum Kaiser Alexander unmöglich gewesen. Der militärische Vertrauensmann beider Souveräne hatte ja gerade die Aufgabe, die unwandelbaren Gesetze der Ehre und fast heiligen Freundschaft selbst dann zu vertreten, wenn die Raison d'état in Widerspruch damit trat" (I 200 f.). Als Botschafter hat er dann freilich von dieser hohen Warte bisweilen herabsteigen müssen, aber gewiß nie einen Schritt weiter als es unbedingt erforderlich war. Das Wort des Grafen Paul Schuwalow: „On peut être ambassadeur et pourtant rester gentilhomme" (II 400 f.), hat für keinen Botschafter mehr gegolten als für Hans Lothar von Schweinitz.

Ein solcher Mann mußte der Enttäuschungen nur allzu viele und bittre erleben — sicherlich sehr viel mehr als in seinen Denkwürdigkeiten zur Sprache kommen. Und über dem zusammenfassenden Rückblick, mit dem er das letzte seiner Dienstjahre einleitet (1892 II 430 ff.) liegt eine traurige Resignation, die kaum weniger schmerzlich klingt als heute die Äußerungen politischer und militärischer Führer des gedemütigten Deutschlands. Dennoch ist der Unterschied tief und wesenhaft. Er tadelt ohne Bitterkeit, er versteht es gerne anzuerkennen und zu danken. Das hübsche Wort über seinen ersten Exerzier-Unter

izier: „Wer weiß, ob ich ohne diesen Horak heute Botschafter wäre!" (I 89) ist typisch : seine lebenslange Einstellung zu Mitarbeitern und Untergebenen. Einer flüchtigen gung des Neides, als sein Jugendfreund Werder 1857 zum Flügeladjutanten ernannt rd, schämt er sich „seit zwanzig Jahren" (I 91 f.).

Wer solche Gesinnung hegte, mußte ein Mann nach dem Herzen des alten Kaisers sein. Und so ist denn auch das Verhältnis der beiden eine Bereicherung des Bildes, das r von dem verehrungswürdigsten aller neueren Fürsten gewinnen. Schon in dem ten Briefe des Prinzen von Preußen an den jungen Premier-Lieutnant (10. 4. 1854, 71) spricht sich das gütige Zartgefühl des hohen Herrn aus. 1869 empfängt der König n neu ernannten Gesandten, „wie ein Vater seinen geliebten Sohn, der das Examen t bestanden hat" (I 246). Zu Weihnachten 1871 schreibt der Kaiser: „Wie glücklich, daß e so weißes Haar tragen, wodurch der jugendliche Ambassadeur und General-Lieutenant ch etwas ehrwürdiger aussieht, dem sonst die Würdigkeit zu solchen Stellungen ins Herz .b im Kopf geschrieben steht" (I 294). Eine Menge rührender und bewunderungswürdiger ige sind durch das ganze Werk verstreut: hier nur die zwei schönsten: Als nach dem Siege n Königgrätz Alexander II. seinem Oheim das Georgskreuz schickte, schreibt dieser Schweinitz: „Dies ist viel zu viel!", während er unter das Telegramm, welches Verleihung desselben Ordens an General von Werder meldete, die Worte setzt: „Das fast zu viel!" (I 249). Als sich der Kaiser 1879 in dem schweren Gewissenskonflikt zwischen ner Freundschaft zu Rußland und Bismarcks Bündnis mit Österreich befand, erzählt Schweinitz, „er sei nahe daran gewesen, zu abdizieren, als Bismarck ihm bestimmt klärte, daß er zurücktreten werde; und Bismarck ist notwendiger als ich, sagte der edle err" (II 79). Aber derselbe Herrscher fährt bei Königgrätz zurückweichende Offiziere so hart , daß seine Worte, die Schweinitz allzu scharf scheinen, sie ins Feuer zurücktreiben; und r „milde, wohlwollende Herr konnte erst viel später und mit Mühe dazu gebracht werden, nen Offizieren einige freundliche Worte zu sagen" (I 229)[1]).

Der werbenden und erhebenden Kraft einer solchen Persönlichkeit kann sich kein wertvoller Mensch entziehen. So ist es nur natürlich, daß Kaiser Wilhelm bei seinem Neffen lexander II. gerade die schönsten Seiten zur Entfaltung brachte. Kein geeigneteres erbindungsglied aber hätte sich für beide finden lassen als der wesensverwandte Oberst n Schweinitz, der als Militärbevollmächtigter sehr bald das Vertrauen des Zaren gewann d es durch alle Wechselfälle der schwierigen deutsch-russischen Beziehungen auch als Botschafter nicht nur unvermindert bewahrte, sondern von Jahr zu Jahr festigte und vertiefte. roß ist sein Anteil daran gewesen, daß Alexander II. nicht nur 1866 und 1870, sondern ch in der weit gefährlicheren Krise von 1879 dem kaiserlichen Oheim die Treue wahrte, lem Deutschenhaß seines Hofes und Volkes, allen Einflüsterungen seiner von Preußen tthronten deutschen Verwandten, sogar seiner Gemahlin und Schwester zum Trotz[2]), beirrt auch durch die häufig rücksichtslose und vexatorische Politik der Wilhelmstraße. enn Schweinitz diese auch nur selten mildern konnte, bisweilen wohl auch ihre Berechti-

[1]) Dem entsprach „die bewundernswerte Einheit, Einfachheit und Kraft der obersten Leitung . . . r siebzigjährige König war erst wenige Stunden zuvor auf dem Punkte angelangt, nach welchem eldungen aus den Hauptquartieren . . . gebracht werden konnten; die ersten Flügelpatrouillen . . . tten eben erst Fühlung gewonnen, und schon ergreift der Monarch mit fester Hand die Leitung s Ganzen und sendet den Sohn und den Neffen zu gemeinsamem Kampfe um die Entscheidung; folgt bescheiden dem Rate Moltkes, er gibt den Ausschlag, wenn widerstrebende Ansichten von von, Alvensleben oder Podbielski ausgesprochen werden, und er gewährt der Politik, über deren tand Bismarck ihn stets in Kenntnis hält, nicht mehr aber auch nicht weniger Einfluß auf die trategie, als ihr gebührt" (I 226 f.). Dort auch die klassische Antwort Moltkes auf Alvenslebens arnung vor einem gefährlichen Angriff: „Ja, der Krieg ist überhaupt eine gefährliche Sache."

[2]) Die kaum verhüllte Abneigung der Kaiserinnen und Großfürsten tritt unter Alexander II. und gleich stark hervor.

gung nicht durchschaute — immer wieder beklagt er, wie wenig er unterrichtet werde — so hat des Zaren freundschaftliches Vertrauen zu ihm ohne Zweifel viel dazu beigetragen, die deutsch-russische Bundesgenossenschaft durch alle Stürme hindurch zu retten. Ja, sogar der seinem Vater so wenig ähnliche, durch die Bande der Pietät nicht mit Wilhelm I. verknüpfte Alexander III. hat trotz dem feindseligen Einfluß seiner dänischen Gattin dem alten Kaiser und seinem Botschafter unverändert Treue und Vertrauen gewahrt. Was das besagen will, erkennt man erst ganz aus diesem Buche. Nirgends kommt meines Wissens so erschütternd die Einmütigkeit zum Ausdruck, mit der in Rußland von jeher, lange vor 1866, Hof und Adel, Bürokratie und „Intelligenz", Heer und Volk, Preußen und Deutschland gegenüber feindselig und gehässig gesinnt waren. Natürlich gab es Ausnahmen; aber wie wenig zahlreich die waren, lehren am besten die Aufzeichnungen des persönlich so allgemein beliebten Generals von Schweinitz. Erschreckend klein ist die Zahl der Freunde Deutschlands, die im Laufe seiner fast dreißigjährigen Erfahrung vor seinem durch keine Illusion getrübten Blick bestehen.

Und selbst diese kleine Schar versagte nur zu oft! Graf Peter Schuwalow, „einer der wenigen Russen, die während des Krieges (von 1870/71) Sympathien für uns zeigten," überrascht Schweinitz 1883 mit der Bemerkung: „Es wäre besser für Rußland gewesen, wenn Frankreich gesiegt hätte" (II 218). Und der stolze Selbstherrscher Alexander III. „hat nicht den Mut, dem Vertreter der guten Beziehungen zu Deutschland (dem Außenminister von Giers) einen Orden zu geben, welchen er nach hiesigem (russischen) Gebrauche längst bekommen haben müßte" (II 293): und das, obwohl dieser dabei nur den Willen seines Herrn ausführte. Überhaupt ist eines der unerwartetsten Ergebnisse des Werks eine ganz neue Vorstellung von der Macht der öffentlichen Meinung im autokratisch regierten Rußland und von der verhältnismäßigen Machtlosigkeit der Regierung gegenüber der Presse[1]).

Wenn so aus Schweinitz' Denkwürdigkeiten klarer als je hervorgeht, daß das Band zwischen Berlin und Petersburg ausschließlich auf dem Willen des Zaren beruhte und daß es daher nur allzu leicht abreißen konnte, so wird man nun Bismarcks russischer Politik ein ganz neues Verständnis entgegenbringen. Der von seiner Londoner Botschaftertätigkeit und seinem Kriegspamphlet so rühmlich bekannte Fürst Lichnowsky hat den großen Kanzler scharf getadelt, weil er zwischen Rußland und Österreich nicht klar zugunsten des ersteren gewählt habe[2]). Es ist gewiß bedauerlich, daß Bismarck die Ratschläge des Fürsten Lichnowsky entbehren mußte; aber auch sie hätten nichts daran ändern können, daß das deutsch-russische Bündnis, ja der Friede zwischen den beiden Kaiserreichen, lediglich auf den beiden Augen des Zaren stand. Mit anderen Worten, Deutschland hatte nie die Wahl, und das Bündnis mit Österreich-Ungarn war ebensosehr ein Rückversicherungsvertrag wie der, welchen Fürst Bismarck 1887 mit Rußland abschloß. Es ist eben jederzeit eine naturgegebene Erschwerung und Gefahr für uns gewesen (und geblieben), daß ein slawischer Wall unsere Ostgrenze bedroht. Und niemand hat klarer als Herr von Schweinitz erkannt, daß die katholische

[1]) Vgl. zu dem oben Gesagten noch folgende Stellen: „Ich will nicht behaupten, daß Graf Peter Schuwalow sich von mir zurückzog, weil er wußte, daß es bei Hofe mißfällt, wenn man sehr artig für uns Deutsche ist, aber es macht sich hier in Rußland ganz von selbst, daß alle dem von oben gegebenen Beispiel folgen" (II 383; 22. 3. 1889). „Kaiser Alexander III. glaubt, daß ein (heimliches) Bündnis mit uns vorteilhaft ist für seine äußere Politik, scheinbarer Deutschenhaß aber notwendig für seine Popularität und Sicherheit im Innern" (II 337; 19. 3. 1887). „Ach," seufzte Herr von Giers, wenn ich nur den Grafen Tolstoi (Innenminister) sprechen könnte (um die Presse zu zügeln)! Ich antwortete: Sie werden doch im Ministerium des Innern einen Mann finden, der Autorität und Patriotismus genug hat, um in einem so hochwichtigen Moment die Presse für diesen Fall richtig zu dirigieren" (II 355; 29. 12. 1887).

[2]) In fünf langen Aufsätzen über die Schweinitzschen Denkwürdigkeiten, Berliner Tageblatt vom 12., 15., 20., 26. Juli, 4. August 1927, Nr. 324, 330, 338, 348, 364. Die Schrift „Meine Londoner Mission 1912—1914" ist im Verlag Neues Vaterland neuerschienen.

lawen, die Polen und Tschechen, fast noch gefährlicher sind als die orthodoxen (II 433). rophetisch klingen seine Worte über die von Bismarck aufgestellte „entsetzliche Be- uptung" einer vorübergehenden Wiederherstellung von Polen unter einem öster- ichischen Erzherzog (II 137; 25. 11. 1880), während anderseits der Ausspruch des Mini- rs von Giers: „Wir haben kein anderes Programm als den Frieden, aber wir können erbien nicht zertreten lassen" (I 320; 18. 4. 1876) fast wörtlich vorwegnimmt, was im Juli 14 Sasonow dem Grafen Pourtalès sagte[1]).

Daß übrigens Österreich-Ungarn kein bequemer Bundesgenosse war, hat Herr von chweinitz selbst erfahren. Er hatte während der schwierigsten Jahre nach 1866 sich mit so el Rücksicht und Takt bemüht, das Verhältnis Preußens und des Reiches freundlich zu stalten, daß ihn die bei seiner Abberufung hervortretende Undankbarkeit bitter ent- uschte (I 288 f. 311 f.). Dafür hat ihm Wien das Glück seiner Ehe gebracht. In St. Pe- rsburg war man, trotz allem Deutschenhaß, darin nobler. Als General von Schweinitz im hre der Allianz mit Frankreich die Botschaft verließ, wetteiferten Zar, Hof und Gesell- aft in Beweisen freundschaftlicher Dankbarkeit.

Merkwürdig farblos ist das Bild, das wir vom Kronprinzen und Kaiser Friedrich winnen. Schweinitz hat Jahre lang sein und seiner Gemahlin Leben geteilt, die guten genschaften beider stets in treuer Anhänglichkeit betont, so stark auch ihre Anschauungen n den seinen abwichen; die Freundschaft zwischen ihnen hat bis zum Ende ungetrübt standen. Aber irgend etwas Namhaftes steht über dieses begabte und, trotz vielfacher rungen, von edlem Streben beseelte Paar hier nicht zu lesen; und gerade aus jener rblosigkeit heraus wundern wir uns weniger als Schweinitz (II 344) darüber, daß noch 87 neben dem neunzigjährigen Kaiser der Thronerbe, der einst so umjubelte Held von 66 und 1870, und seine Gattin keine Rolle spielen, vereinsamt, fast vergessen von der rrschenden Gesellschaft, die sich nicht um sie kümmert.

Um so größer und reckenhafter beherrscht Fürst Bismarck die Welt dieser Denkwürdigkeiten. Wir sehen ihn in der Frankfurter Zeit einen bestimmenden Einfluß auf den jungen chweinitz gewinnen (I 75 ff.); und wenn auch „niemals auch nur mit einem Worte meiner rsönlichen Aussichten auf Beförderung gedacht wurde", läßt wohl nur übergroße Be- heidenheit den Jüngeren leugnen, „daß Bismarck in mir einen talentvollen Schüler blickt oder ein besonderes Wohlwollen an meiner Persönlichkeit gefunden hätte". Über e Art seiner Belehrung lesen wir: „Diese war nie verletzend, auch nie beabsichtigt, denn ismarck war damals weder rechthaberisch noch didaktisch, aber es lag in seiner Natur, inen Unsinn anhören zu können, und das Gespräch, wenn es töricht, die Diskussion, enn sie vag wurde, durch ein paar Worte zu resümieren, und das, worauf es ankam, einer sofort verständlichen und überzeugenden Weise zusammenzufassen."

Als dann der große Mann sein Chef wurde, wie man weiß ein unerbittlich strenger Chef ch gegen seine nächsten Freunde, hat Schweinitz oft unter ihm gelitten. Mögen auch die ifreundlichkeiten und Kränkungen, die ihm vor allem die Petersburger Jahre oft ver- tterten (II 312), das Vorenthalten wichtiger Nachrichten selbst in entscheidenden Zeiten nd die Mißachtung seiner Stimme in Fragen, die er beherrschte[2]), wohl großenteils

[1]) Ebenso bestätigt in verblüffender Weise Sir Edward Greys Kammerrede vom 2. August 1914 in Ausspruch des Grafen Schuwalow von 1877, „das englische Ministerium werde berechnen, eviel Mehrkosten ihm zur Sicherung der Verbindungen mit Indien erwachsen würden, wenn ußland neue Zustände an den Meerengen schüfe; betrügen diese Mehrkosten für verstärkte Flotte d neue Stationen kapitalisiert mehr, als ein Krieg voraussichtlich kosten würde, so würde es Krieg führen" (I 426).

[2]) Während des russisch-türkischen Krieges wurden selbst die Frontberichte des Militärattachés ajor Lignitz dem Botschafter nicht mitgeteilt (I 432), seine von Jugend an fortgeführten Studien er südslawische Politik vom Amte nie verwertet (I 312).

anderen Organen des Auswärtigen Amtes zur Last fallen; auch der Fürst selbst hielt mit schärfster, häufig verletzender Kritik nicht zurück. Auf eine harmlose Bemerkung über einen Zeitungsartikel „blitzte der elektrische Draht zurück: es sei im Dienste des Auswärtigen Amtes nicht üblich, daß die Vertreter des Königs sich in ihren Berichten der ironischen Redeform bedienten" (I 275; 1875). „Fast täglich bekam ich recht unangenehme Depeschen und Telegramme vom Grafen Bismarck, sein ganzer Groll gegen Beust entlud sich auf mich" (I 277; 1875). Auch mündlich konnte der Kanzler unbarmherzig genug sein. Aber daneben gab er Schweinitz, besonders bei dessen häufigen Besuchen in Friedrichsruh und Varzin, immer wieder die schönsten Beweise freundschaftlicher, gastlicher Gesinnung. Er achtete die aufrechte Gesinnung des Mannes, der ihm schon 1863 als Adjutant des Kronprinzen auf (sehr berechtigte) Vorstellungen erwidert hatte, „man müsse es meinem Takte überlassen, zu entscheiden, wann der Moment einträte, wo ich dem Prinzen nicht mehr gehorchen dürfe" (I 156); der 1879 als Botschafter erklärte „mein persönliches Verhältnis zum Kaiser Alexander mache es mir geradezu unmöglich, ihm, wenn er mich frage, mit einer Unwahrheit zu antworten" (II 81; 1879). Und wenn auch Schweinitz keineswegs mit allen Maßregeln des Kanzlers einverstanden war, am wenigsten mit der häufig allzu scharfen Tonart gegenüber Rußland, so bricht doch immer wieder nicht bloß Bewunderung für den Genius, sondern warme Verehrung für den Menschen durch.

„Die bewunderungswürdigen, schnell wechselnden, oft scheinbar ganz entgegengesetzte Richtungen verfolgenden Wege, auf welche ihn sein erfinderischer Geist führte, während sein unbeugsamer Wille stets dasselbe Ziel festhielt, blieben uns verborgen" (I 200; 1866).

„Der kranke Riese, an dessen Bett ich saß, bedachte sich keinen Augenblick für den Fall, daß er noch kränker werden sollte, dem König einen Stellvertreter vorzuschlagen, der eine der seinen entgegengesetzte Politik machen würde; daß der König dies gutheißen und dann ruhig warten würde, bis er, Bismarck, wieder gesund wäre, daran schien er nicht zu zweifeln. Übrigens war dies nicht der einzige Fall in meinem langjährigen Verkehr mit Bismarck, daß er, wenn sich irgendein Plan als unausführbar erwies, genau das Gegenteil davon vorschlug, aber ohne deshalb jemals den Zweck zu ändern oder das Ziel aus dem Auge zu verlieren" (I 206; 1866). „Ich aber verließ das gastfreie Haus voll Dankbarkeit für die mir zuteil gewordene Aufnahme und tief ergriffen von der Größe dieses wunderbaren Mannes, den ich nun seit dreißig Jahren kenne, und der mich doch fast bei jeder Begegnung aufs neue überrascht und zu ehrfurchtsvoller Bewunderung zwingt" (II 284; 28. 7. 1884).

Besser als die allermeisten hat Schweinitz auch Bismarcks „Eigenart, den Egoismus mit dem Patriotismus vollständig zu verschmelzen" erkannt: „Ich finde darin genau so viel Selbstaufopferung wie Selbstsucht, vor allem aber eine wirkungsvolle Konzentrierung sämtlicher diesem Mann verliehenen Kräfte." Er knüpft dabei an Bismarcks Ausspruch an, „er habe sich ganz mit dem Staat und dessen Interesse identifiziert; er sage freilich nicht wie Louis XIV: L'Etat c'est moi, sondern: Moi je suis l'Etat" (II 270; 6. 5. 1884).

Aus solcher Auffassung ergibt sich denn auch des Kanzlers Besorgnis, sein Werk möchte ihn nicht überdauern, die in einem Gespräch mit Schweinitz (II 253; 2. 12. 1883), aber auch schon in einem weit früheren mit dem Prinzen Reuß (I 301; Juni 1873) einen für uns heute prophetischen Ausdruck findet[1]).

Die ersten Sturmzeichen erschienen schon unmittelbar nach Bismarcks Entlassung bei der Nichterneuerung des Rückversicherungsvertrages mit Rußland. Freilich hatte der Fürst selbst am 25. November 1889 des Generals von Schweinitz Auffassung gebilligt, daß der Vertrag „wenig wirksam gewesen und fast vergessen sei; er würde also nicht davon

[1]) Zu Bismarcks Außenpolitik noch seine Äußerung vom 30. 10. 1879 (II 80): „Die hohe Politik zwischen Großmächten gleicht einem Spaziergang im Walde mit Unbekannten; greift einer von ihnen in die Tasche, so greife ich gleich nach meinem Revolver; höre ich einen Hahn knacken, so schieße ich schon." — Ablehnung eines Präventivkrieges, 14. 12. 1887 (II 353); dazu Schweinitz: „Niemals habe ich den Fürsten ernster, ruhiger, erhabener gesehen."

fangen, sondern, wenn Herr v. Giers dies täte, die Sache ad referendum nehmen" 392). Aber niemals hätte doch Bismarck die dringenden Aufforderungen der Russen fallen lassen, wie das, entgegen dem richtigen Instinkt des Kaisers, seine Nachfolger en. Die Darstellung dieser schicksalsschweren Vorgänge bei Schweinitz (II 397 f. 400. 4 ff.) ergänzt und berichtigt in einzelnen Zügen das schon bekannte Bild. Zum zweiten le in seiner Petersburger Zeit stand er in peinlicher Lage zwischen seinem Kaiser und n Kanzler: wie 1879 Wilhelm I. in Alexandrovo den Zaren seiner Freundschaft versichert te, während, ohne daß er es ahnte, Bismarck mit Österreich das Bündnis einleitete 76 ff.), so hatte 1890 Wilhelm II. dem russischen Botschafter die Erneuerung des Ver- ges zugesagt, den dann Caprivi und Marschall ablehnten. Beide Male hat Schweinitz r der verfahrenen Situation so viel gerettet, wie zu retten war, dank dem Vertrauen, ihm in Petersburg alle entgegenbrachten. Wenn er aber schließlich am 11. Oktober 1 in sein Tagebuch einträgt: „Ich sehe mehr und mehr ein, daß ich recht getan habe, n Grafen Caprivi den Antritt seines Amtes zu ermöglichen; hätte ich mich auf Schwa- s Seite gestellt und auf Einlösung des Kaiserlichen Wortes bestanden, so konnte Caprivi t bleiben" (II 429), so spricht daraus die müde Resignation des in Rußland oft Ent- schten und die Erkenntnis, daß Bismarcks Nachfolger der Erbschaft des Riesen nicht ge- chsen waren.

traurig und resigniert mußte, trotz allem, Hans Lothar von Schweinitz seine Laufbahn beschließen. Als junger Mann hatte er in London mit angesehen, wie vor dem alten zog von Wellington in Piccadilly „die Omnibusse, hoch emporragend über die Menge Cabs und Equipagen, wie diese ihren Lauf hemmten, um den greisen Feldherrn ruhig Verkehrsweg überschreiten zu lassen" (I 51 f.; 1852). Ein Vierteljahrhundert später egnet er (trauriger Gegensatz!) beim Grafen Beust in Paris Herrn Oppert aus Blowitz m berüchtigten Timeskorrespondenten Monsieur de Blowitz), dem „intelligenten und chtigen Journalisten, stark durch die Schwäche der parlamentarischen Staatsmänner; st die größten Redner, welchen Tausende zuhören, müssen sich vor demjenigen beugen, der einer Million gelesen wird; dies bringt die Ochlokratie mit sich" (II 75; 24. 10. 1879). Schon in seiner Jugend vermerkt der überzeugte Monarchist schmerzlich, daß „Fürst- keiten, die stets Aufmerksamkeiten verlangen, aber selbst keine ‚frais' machen, weder an lichkeit, noch an Gastfreiheit, zu dem schnellen Verschwinden des politisch notwendigen ubers, welcher die Höfe noch vor dreißig Jahren umgab, selbst mehr beitragen als die volution oder die freigewordene Presse" (I 36; um 1850). Dieselbe peinliche Situation bachtet er 1877 am russischen Hofe, wo sie nur teilweise der Feindschaft gegen Deutschland springt (I 411)[1]). Die unfaßbare Gleichgültigkeit Petersburgs nach der Ermordung xanders II. bestätigt seine Auffassung (II 151; 13. 3. 1881). 1891 schreibt er resigniert ner Gattin von der „schmerzlichen Überzeugung, daß die dynastische Politik, das Zu- ammenstehen der Monarchien gegen die Revolution, definitiv zu Grabe getragen ist . . . ine dreißigjährige politische Tätigkeit endet demnächst mit einem Zusammenbruch aller Prinzipien, für welche ich gearbeitet habe" (II 427 f.).

Das ist die Tragik dieses an vaterländischem Dienst, Erfolgen, Ehren und Glück sonst so chen Lebens. Dennoch ist es in seiner unwandelbaren Treue der Gesinnung kein bloßes Denkmal einer abgetanen Vergangenheit. Nicht als „ein Don Quixote der Legitimität", er sich mit schmerzlichem Scherze nennt (II 432, 1892), erscheint uns Hans Lothar von Schweinitz, sondern als ein Ritter ohne Furcht und Tadel. Und deren wird es hoffent- lich immer geben.

---

[1]) Dort auch das hübsche Wort der Prinzessin Karl von Preußen zur Cäsarewna, die sich über ihre Freundlichkeit gegen jedermann wunderte: »Je ne suis pas tellement aimable, je ne suis que bien élevée.«

Geburtenrückgang

Von Harold Picton in Elstead (England)

Von Harold Picton, dessen tapferes Kriegsbuch „The better German in War-Time" wir in gekürzter deutscher Ausgabe veröffentlicht habe („Das bessere Deutschland im Kriege", Oktoberheft 1921), erhalte wir nachfolgenden offenen Brief, den wir für sich selbst sprechen lasse D. Schr.

Die S.M. sind mir immer so freundlich gewesen, daß sie, glaube ich, es mir erlaube werden, einige Bemerkungen zu ihrem Dezemberheft „Geburtenrückgang" zu mache Die Arbeit Korherrs kommt mir wie ein langes Klagelied vor. Es ist für die Mensche aller Zeiten bezeichnend, daß sie mit Vorliebe Klagelieder singen und die Kassandra-Roll spielen. Man kommt sich erhaben vor, wenn man der übrigen Menschheit entgegenruft sie sei auf Irrwege geraten. Doch wenn wir Klagelieder singen, ist unsere Stimmun kaum nüchtern genug, um den Mitmenschen die Tatsachen untendenziös zu schildern. Mi dem Klagelied wollen wir die Menschheit von ihren Irrwegen abschrecken und sie dazu bekehren, unseren Weg einzuschlagen. Wir werden zu Predigern. Der Prediger ist kei unparteiischer Wissenschaftler, und es tut immer not, eine Moralpredigt nüchtern nach der Tatbestand zu prüfen.

Nach Richard Korherr dürfen wir aber nicht nachdenken. „Wo Gründe für Lebensfrage überhaupt ins Bewußtsein treten, da ist das Leben schon fragwürdig geworden" (S. 173 Nur frisch darauf los mit dem Kinderzeugen! Das klingt, hätte ich beinahe gesagt, etwa primitiv, doch haben die primitiven Völker selbst nicht so primitiv gehandelt. Die primitive Völker von heute, deren sexuelles Leben untersucht worden ist, wenden gewöhnlich rigoro Maßnahmen an, um die Vermehrung zu beschränken. Lange Enthaltsamkeit nach der Ge burt eines Kindes, Abtreibung, Kinderaussetzung usw. werden nach genau bestimmte Regeln betrieben[1]). Die Auffassung, daß Vermehrungsbeschränkung nur eine Erscheinun der Dekadenz sei, entbehrt jeder Begründung.

Die Vermehrungsprobleme — wie die sexuellen Probleme überhaupt — sind wichtig praktische Probleme, die wir am besten ohne Sentimentalität und ohne Vorurteile unte suchen. Wenn wir älter werden, lieben wir den Wandel der Dinge nicht, der Wandel i aber eine Grundtatsache des Lebens und Anpassungsfähigkeit eines der Hauptzeichen de Lebenskraft. Was in einem Lebensstadium günstig wirkt, kann in einem andern Leben stadium höchst verderblich sein. Hätte das Europa des Mittelalters dieselbe Bevölkerung dichtigkeit wie das Europa von heute gehabt, so wäre die große Mehrzahl dem Hungertod erlegen. Welches die Möglichkeiten von morgen sein werden, das wissen wir nicht. Ve nünftig ist, uns den Zuständen von heute anzupassen.

Es steht ziemlich fest, daß die christliche Aufhebung der Abtreibung und der Kinde aussetzung im Mittelalter keine günstige Wirkung gehabt hat. Die Menschheit war auf d Pest als Erhalter der Lebensmöglichkeit angewiesen. Nach dem schwarzen Tod des 14. Jah hunderts hat sich die Durchschnittslebenshaltung in England bedeutend gehoben, wo darauf hindeutet, daß vor dieser Pest das Land überbevölkert war. Vielleicht würde Ko herr die Pest als segenspendendes Mittel der natürlichen Auslese begrüßen. Ich bin pe sönlich nicht überzeugt, daß die Methoden des Mittelalters unübertrefflich waren. Wir habe keinen Grund zu glauben, daß die Menschen des Mittelalters kräftiger waren als d Menschen von heute. Jeder von uns, der eine Epidemie erlebt hat, weiß, daß die Schw

[1]) Vgl. z. B. das Büchlein von Carr-Sanders, Population (Oxford, University Press. 192 S. 15—19, 32—37.

en oft verschont werden und die Starken dahingerafft. In England wurden vor einigen ahren die meisten Bienen von einer Seuche (Isle of Wight disease) vernichtet. Ich habe e gehört, daß die Bienenzüchter irgendeine durch diese Auslese entstandene Kräftigung r Bienen entdeckt hätten. Die „natürlichen" Methoden sind ziemlich wahllos und un- rnünftig. Die Natur nachzuahmen bedeutet, auf alle Forschung und auf alles Mensch- he überhaupt verzichten. Allerdings: wenn wir nur primitive Menschen züchten wollen, llten wir sie primitiven Umständen aussetzen. Die meisten von uns bezwecken doch keine ückkehr zur Steinzeit. Wenn ich meinen Garten den „natürlichen" Umständen aussetze, erden die Folgen meiner Unvernunft und Faulheit entsprechen. Denn auf die Natur zu uen und den Verstand aus dem Spiel zu lassen, ist eine Faulheit, die sich durch absoluten ückgang und Niedergang rächen wird.

Die naturwissenschaftlichen Erfindungen haben die Bevölkerung Europas aus ihrem Elend rettet und ihr eine Zeitlang schnelle Vermehrung ermöglicht. Es wäre etwas naiv, die chlußfolgerung zu ziehen, daß es immer so weiter gehen kann. In England haben wir zt ständig mehr als eine Million Arbeitslose. Diese Tatsache ist wahrscheinlich mehr auf e durch den Krieg verursachten Welthandelsstörungen als auf Übervölkerung zurück- führen, aber die Vermehrung der Arbeitslosen durch Erhöhung der Geburtenziffern nn uns aus dem Sumpf, in den der Krieg uns alle gebracht hatte, nicht retten. Eine riedenspolitik wäre praktischer, aber die würde Korherr als „Schwärmerei für Weltfrieden" trachten (S. 170).

Es ist augenscheinlich, daß es für jedes wirtschaftliche Verhältnis ein Bestmaß der Be- völkerungsdichte gibt. Diese Tatsache ins Auge zu fassen, scheint mir das Wichtige. Unter wissen Umständen kann der Geburtenrückgang eine Verfallerscheinung sein, aber ohne ücksicht auf die besonderen Umstände das Schlagwort „Kampf dem Geburtenrückgang" prägen, heißt eine Politik der reinen Sentimentalität treiben. Korherr will uns mit inen Schreckgespenstern, die er aus den alten Zeiten heraufbeschwört, die Haare zu Berge igen lassen. Seine Schilderungen des Niedergangs der alten Großmächte haben mich hr interessiert; diese Bilderreihe der vergänglichen Mächte macht uns wieder darauf auf- erksam, daß alles auf Erden vergänglich ist. Daß ein Volk, bei dem die Lebenskraft schon nimmt, durch vieles Kinderzeugen seine Kraft erneuern kann, beweist sie doch nicht. ymptome zu unterdrücken bedeutet keineswegs den Körper heilen. Übrigens kann das- lbe Symptom zu verschiedenen Zeiten Krankheits- oder Gesundheitserscheinung sein. st der Geburtenrückgang von heute eine Krankheitserscheinung? Um diese Frage zu be- ntworten, müssen wir mehrere Gesichtspunkte in Betracht ziehen:

Erstens, was wären die Folgen, wenn kein Geburtenrückgang bestünde? Die Antwort uf diese Frage habe ich schon oben angedeutet.

Zweitens, aus welchen Gründen wird die Zahl der Kinder beschränkt? Nach meiner rfahrung beschränken die Eltern die Zahl ihrer Kinder hauptsächlich, um die Herabsetzung r Lebenshaltung für sich und die Kinder zu verhüten. Das Verfahren ist, wie die meisten enschlichen Verfahren, weder rein selbstsüchtig noch rein altruistisch; daß die Eltern in diesen ällen gewöhnlich bewußt an ihre Nachkommenschaft denken, weiß jeder, dem sie Zutrauen schenkt haben. Es ist für die Welt wichtiger, daß jedes einzelne Kind, viel mehr als irgend- ne Großmacht einen „Platz an der Sonne" habe. Daß Kinderelend Rückgang bedeutet, nn kaum einer bestreiten, der es gesehen hat. Zuviele Kinder bedeutet zu wenig Ernährung nd wir, die wir Deutschland lieben und ihm viel verdanken, wurden immer wieder durch e schrecklichen Folgen der Kriegsunterernährung erschüttert. „Besser viele Kinder und atürliche Auslese" ist das Schlagwort Korherrs (S. 179). „Natürlich" — mit diesem Aus- uck kann man alles, was man will, beweisen, denn was dem einen natürlich, ist dem anderen nnatürlich, aber nur für Eltern in einem sehr heruntergekommenen Zustand könnte es atürlich sein, ihre Kinder der natürlichen Auslese auszusetzen. Von jedem Gesichtspunkt us betrachtet wäre die bewußte Tötung der Neugeborenen vorzuziehen. Korherr scheint

nicht zu bemerken, daß wenn die Kinderzahl einer Familie zu groß wird, alle Kinde unterernährt werden. Die Tatsache, daß die Sterbeziffer dann in die Höhe schnellt wird den überlebenden Kindern nicht sehr zugute kommen. Ist die Jugend Deutschlands durch die Hungerblockade gestärkt worden? Ist der Hundertsatz der dienstfähigen Rekruten größer bei einer unterernährten als bei einer gutgenährten Bevölkerung? Man muß hier vorsichtig denken, um zu dem richtigen Schluß zu gelangen. Und dann wird man einsehen müssen, daß die Frage vielseitig ist. In einer Gesellschaft stehen nicht alle Menschen auf derselben geistigen oder moralischen Ebene. Es gibt heute selbstverständlich Leute, die aus zügelloser Genußsucht die Zeugung von Kindern vermeiden. Das ist bei diesen Leuten sicher eine Verfallserscheinung. Ob es aber der Gesellschaft helfen würde, sie durch besondere Besteuerung zur Zeugung zu zwingen, ist höchst fraglich. In der überwiegenden Zahl der Fälle von Geburtenbeschränkung gehen die Eltern aber, nach meiner persönlichen Erfahrung, planmäßig vor, um ihren Kindern, wie sich selbst Aussicht auf Gesundheit und Glück zu geben. Ich glaube ganz und gar nicht, daß der Geburtenrückgang bisher zu einer Verfallserscheinung geworden ist. Im Gegenteil, er scheint mir einen viel höheren Stand des Pflichtgefühls zu bedeuten als das tierische Darauflos-Zeugen. Wenn unsere Zivilisation einmal zugrunde geht, ist es gut möglich, daß eine übertriebene Geburtenbeschränkung eine Begleiterscheinung sein wird; die Aufhebung einer Begleiterscheinung würde jedoch kaum, wie schon gesagt, die Krankheit selbst heilen, und Maßnahmen zu treffen, die höchstens für eine zukünftige Zeit passen, ist, als ob man einem heute Strychnin einspritzte, weil er vielleicht nächstes Jahr an Herzschwäche leiden könnte. Und unsere Religion sollte uns doch etwas trösten können, wenn auch schließlich das Alter und der Tod auf uns kommen müssen. Gilt das nicht für Rassen wie für Individuen?

Aber, sagt der Verfasser des Aufsatzes, es sind gerade die oberen Schichten der Gesellschaft (S. 167) und die zivilisiertesten Staaten (S. 165), die die Geburtenbeschränkung üben. Das heißt, die vernünftigen Menschen benehmen sich vernünftig. Die herrschenden Klassen würden nicht lange Herrscher bleiben, wollten sie Kinder zeugen, die sie weder gut ernähren noch gut erziehen könnten. Übrigens ist manchmal eine Wahl zwischen Kindern und geistiger Arbeit. Wenn wir an die großen Weltführer denken — waren sie erfolgreiche Kinderzeuger? Sokrates, Goethe, Shakespeare, die großen Geistlichen? Soll man die letzteren bei der neuen Junggesellenbesteuerung außer Betracht lassen? Und warum? Es gibt viele Menschen, die ledig und kinderlos bleiben, weil eine andere Tätigkeit ihrer Natur besser entspricht. Es sind dies nicht nur die katholischen Geistlichen. Die Gewaltmenschen sagen immer: Freiheit für mich, aber für die anderen Zwang. Es gibt einige von uns, die sich verpflichtet fühlen, ledig und kinderlos zu bleiben. Wer ist berechtigt uns zu zwingen, gegen unser Pflichtgefühl zu handeln? Die Geburtenziffer der unteren Schichten ist höher, manchmal viel höher als diejenige der oberen Schichten. Ja und die Sterbeziffer ist ebenfalls bedeutend höher. Der Unterschied der zwei letzten hebt allerdings den Unterschied der zwei ersten nicht auf. Teilen wir die Bevölkerung von England und Wales in fünf Schichten, so verhalten sich die Geburts- und Sterbeziffern der obersten und der untersten folgendermaßen zueinander[1]):

	Geburtenziffer je 1000	Sterbeziffer je 1000	Das erste Jahr überlebend
Oberste Schicht (upper and middle-classes)	119	76	110
Unterste Schicht (unskilled workmen) (ungelernte Arbeiter) . .	213	152,5	181

Es ist anzunehmen, daß nach dem ersten Lebensjahr die Sterbeziffer der unterste Schicht noch immer bedeutend höher ist als diejenige der obersten. Immerhin, die unterste Schicht wird sich schneller als die oberste vermehren. Hierzu sind zwei Bemerkungen zu machen. Die oberste Schicht ist selbst zu keinem geringen Grad daran schuld, daß die unterste

[1]) Carr-Saunders, a. a. O., S. 109.

ch übermäßig vermehrt. In einem englischen Dorf kamen abgehärmte Frauen zu der rtskrankenpflegerin (die zugleich als Hebamme dient) und flehten sie an, sie vor dem fort- ährenden Gebären zu schützen. Die Hebamme erbarmte sich ihrer und gab ihnen Auf- luß, der sie aus diesem Elend retten sollte. Sie wurde von der Behörde entlassen. Die ehörde hat ihre „Pflicht" getan. Aber dann darf sie sich nicht beklagen, wenn die unterste esellschaftsschicht sich schneller vermehrt als die oberste. Ich bin persönlich der Meinung, aß hauptsächlich nur in pathologischen Fällen Menschen unnötige Kinder zeugen würden, o sie das vermeiden könnten. Wo sie ihre Verantwortung in dieser Hinsicht absolut nicht rstehen, sollte man sie sterilisieren. Und jetzt noch eine Bemerkung. Ein gewisser Überschuß i den unteren Schichten kann sehr günstig wirken. Geistige Tätigkeit zehrt; was wird aus r Nachkommenschaft von Goethe, Shakespeare oder Mark Aurel? Durch wie viele Ge- lechter bleibt eine geistig tätige Familie auf der Höhe? Selten durch mehr als drei. Die esellschaft gleicht einer Kerze, die oben brennt. Bei der Lebenskerze muß man den Brenn- ff von unten erneuern. Daß die Kluft zwischen den Klassen unüberbrückbar ist, ist eine uffassung, die sich nicht bewährt hat. Woher sonst Menschen wie George Stephenson, raham Lincoln, Ebert, Eckermann, Sudermann, Rosegger und eine Menge andere? in, wir wollen doch nicht glauben, daß ohne unbeschränkte Vermehrung unserer besonde- n Gesellschaftsschicht die Welt zugrunde geht. Die Welt ist zu ihrer Rettung nicht allein f uns angewiesen.

Die internationale Frage ist aber für Korherr, wie für uns alle, das Wichtigste. Zunächst möchte ich bemerken, daß der Aufsatz „Geburtenrückgang" eine Verachtung der Friedens- strebungen verrät. Korherr ist tief betrübt, weil er in der modernen Welt überall Abnahme r Religiosität und Zunahme der Humanität bemerkt. Die Religiosität nehme bei allen nfessionen ab (S. 168). Man schwärme für Humanität und Weltfrieden (S. 170). Rück- r zur „germanisch-gotisch-katholischen Religiosität" könne Deutschland heilen (S. 190) — ankreich und England natürlich nicht. Die „germanisch-gotische" Religion war, scheint r, kaum eine christliche, und diese neogotische Religion wird auch ihren Stammesgott ben[1]). Der deutsche Stammesgott wird wohl unsere englische Sprache nicht verstehen. wird seinen deutschen Auserwählten aber „eine primitive Fruchtbarkeit" bringen (S. 190), daß die bloßen Christen, die nicht germanisch-gotisch-religiös denken, vor dieser Kinderflut rückweichen und den Germano-Goten Platz machen müssen. Allerdings sind wir Eng- der und Schweizer und Skandinavier Germanen, aber nicht die auserwählten Germa- ch-Goten — was auch immer dieser Ausdruck bedeuten mag. Vielleicht hätte das einfache ort „Reichsdeutscher" dieselbe Bedeutung. Oder müssen wir „rasserein" hinzufügen? nn der germanisch-gotische Gott würde kaum andere anerkennen.

Man sieht also, worauf das alles hinausgeht — Platz für uns, aber keinen Platz für die deren. „Kampf dem Geburtenrückgang" ist gleich „Kampf den anderen Völkern". ner solchen Auffassung ist ein Weltfrieden höchst unsympathisch. Achtung vor anderen ölkern wäre nur „Geschrei von der Gleichberechtigung aller Menschen" (S. 183). So deutet die neue germanisch-gotische Religion nicht nur Kampf dem Geburtenrückgang, ndern auch Kampf den nicht germanisch-gotischen Rassen. Ein Wettrennen in der Kinder- zugung ist ein Wettrennen in den Kriegsrüstungen.

[1]) Hier und im folgenden verfällt der Verfasser einem sehr verbreiteten Mißverständnis, indem e Gotik und Gotentum verwechselt und einen Ausdruck zur geschichtlichen Physiognomik, den orherr mit Spengler teilt, als Bezeichnung eines Staatsvolkes nimmt. D. Schriftl. Zu dieser An- rkung möchte ich noch eine Bemerkung machen. Daß eine lebendig strebende und eine nüchtern regelte Kunstauffassung und Weltanschauung sich in der Geschichte abwechselnd ablösen, ist genscheinlich. Es ist mir immer fraglich erschienen, ob die Bezeichnung der ersten Richtung als tisch unseren Gedankengang klärt. Und meiner Meinung nach ist es nicht möglich, von einer ermanisch-gotischen" Religion zu reden, ohne die Frage der Weltanschauung mit der Rassenfrage verquicken. Diese Verquickung scheint mir bei Korherrs Aufsatz sehr deutlich zu sein. H. Picton.

Ist solch ein Wettrennen nötig? Korherr klagt, daß wir alle „irreligiös" geworden seien. Ich glaube, daß wir bedeutend religiöser geworden sind, nur ist die Religion von heute nicht eine Sache der Überlieferung, wie es Korherr wünscht (S. 170). Achtung vor dem Weltall ist die Religion von heute, und diese Achtung ist viel größer und viel mehr verbreitet als in meiner Jugend. Die Menschen sind bescheidener geworden und glauben nicht, daß sie alles wissen. Es gibt heute sehr wenige Materialisten, die glauben, daß die Menschheit nur auf ihre eigene Kraft angewiesen sei. Wir glauben, daß andere Mächte mitwirken, und wir glauben nicht, daß diese Mächte die Erde bloß zu einem blutigen Schlachtfeld bestimmt haben. „Alles nun, was ihr wollt, daß euch die Leute tun sollen, das tut auch ihr ihnen; das ist das Gesetz und die Propheten." Wir „irreligiösen" Menschen glauben an dies Wort Christi. Glaubt Korherr nur an die Macht, die, nach seiner Meinung, die großen Heere einem Land geben?

Gehen wir auf die internationale Bedeutung der unbeschränkten Vermehrung ein. Die „Schlacht der Geburten", die Mussolini schlagen will, wird von Korherr (S. 173, 180, 189) als nachahmungswertes Beispiel empfohlen. Durch diese Schlacht der Geburten habe Italien heute schon Frankreich überflügelt (S. 189). In was für eine Welt der Feindseligkeit führt uns Korherr ein! Daß das Italien Mussolinis überall Mißtrauen erweckt und den Frieden Europas bedroht, geht die Anhänger der „Schlacht der Geburten" nichts an. Wozu sind die Kinder da, wenn nicht andere Kinder zu bedrohen?

Diese Schlacht der Geburten ist kein praktisches Mittel, um die Völker zu retten. Die Erfindungen des 19. Jahrhunderts haben uns eine Zeitlang eine unbeschränkte Vermehrung ermöglicht. Diese Zeit ist vorbei. Wenn jetzt irgendein Land die Vermehrungsbeschränkungen aufhebt, stürzt es sein Volk in Elend. Um das zu vermeiden, wird es versuchen, sich auf Kosten der anderen Länder Platz zu verschaffen. Erst Elend im eigenen Land, dann Krieg gegen die anderen Länder. Auch wäre Krieg — der schreckliche Maschinen- und Giftkrieg von heute — kaum hinlänglich. Die Länder Europas sind schon beinahe überbevölkert. Wenn ein Volk sich mehr Platz verschaffen will, muß es nicht nur Krieg führen, es muß ein anderes Volk hinmetzeln. Verträgt sich das mit der „germanisch-gotisch-katholischen Religiosität" (S. 190)? Mit der „Verbrüderungsschwärmerei" (S. 170, 171) von uns Irreligiösen verträgt es sich nicht.

Sagen wir, daß irgendein Land so auftritt. Sofort erweckt es Mißtrauen bei den andern. Im nächsten Stadium kommt ein Sich-Zusammenschließen gegen den Störenfried. Ist es so sicher, daß seine hohe Geburtsziffer ihm behilflich sein wird? Zu Hause viel Kinder, dichte Bevölkerung — kann sich das alles nicht als Nachteil erweisen, wenn Einfuhr und Handel durch den Krieg aufgehoben werden? Jedenfalls wäre die einzig vernünftige Politik für ein solches Land, wenn es nicht durch Bevölkerungsdichte zugrunde gehen will, alle Greise und etwa dreiviertel der Kinder abzuschlachten. Das wäre eine natürlichere Auswahl als die Auswahl des Krieges.

Über die gelben und die schwarzen Rassen! Hier wieder ein Schreckgespenst. Ich bin kein Wahrsager; was die Zukunft aus ihnen machen wird, ist mir nicht offenbart worden. Aber daß sie auch Menschen sind, scheint mir persönlich klar; für Korherr sind sie, muß ich annehmen, nur Otterngezüchte, denn wir „Weißen" sollen uns alle „gegen sie zusammenschließen" (S. 187). Ob wir durch unser bisheriges Vorgehen unsere Überlegenheit über die asiatischen Völker bewiesen haben, sei dahingestellt; wie können wir uns aber zusammenschließen, wenn jedes Volk so viele Kinder zeugt, daß es schon gegen seine weißen Nachbar feindlich auftritt? Um uns zusammenzuschließen, müssen wir auf dem Geburtenrückgang bestehen. Kampf dem Geburtenüberschuß! Hoch der brüderliche Zusammenschluß! — sollten unsere Schlagworte sein. So kommen wir auf umgekehrten Wege doch wieder zu der „Verbrüderungsschwärmerei". So schwer fällt es der Menschheit, alle Ansprüche auf Frieden aufzugeben.

Sollte bloße Menschenvermehrung zur Macht führen, so wäre aus Indien längst eine oderne Großmacht geworden. Weder Indien noch China sind zu modernen Großmächten worden. Man wird mir vorhalten, daß sie es werden könnten wie Japan. Freilich aben wir Japan auf diese Bahn gebracht und könnten es auch mit den anderen asiatischen ölkern so weit bringen. Es wäre praktisch, ihnen ein besseres Beispiel zu geben, als wir bisher getan haben. Ich bin in dieser Beziehung nicht so schwarzseherisch wie die Bekämpfer des Geburtenrückgangs. Ich halte es für möglich, ja für wahrscheinlich, daß in sien, wie in der Vergangenheit, auch in der Zukunft Vermehrungsbeschränkung stattnden wird. Ich sehe keinen Grund anzunehmen, daß der Geburtenrückgang sich in uropa fortsetzen wird, bis die europäischen Völker ausgetilgt sind. Bei den Franzosen t der Geburtenrückgang schon aufgehört, wie Korherr selbst zugibt (S. 165). Wo es noch aum gibt und das Volk Kraft hat, kommen diese Änderungen von selbst und ohne Gerei. Ich persönlich betrachte einen Ausgleich zwischen Osten und Westen als keineswegs sgeschlossen.

Und wenn Asien immer übervölkert bleibt, was dann? Sollen wir deswegen das ganze uropa übervölkern und Krieg miteinander führen? Denn daß dies die Folge einer nderflut sein würde, ist so klar wie die Sonne am Himmel. Oder, wenn wir Europäer, ir Weißen und Überlegenen, uns zu einem Massenmorde der asiatischen Völker zusammenließen, was dann? Einerseits Streit und Krieg über die Verteilung des Landes, anderts die Notwendigkeit eines regelmäßig wiederholten Massenmordes. Ein schönes Ausngen unserer Kultur! Denn solche Mordtaten könnten wir kaum begehen und noch immer enschen bleiben.

Die Zukunft kann keiner von uns voraussehen, aber mit solchen Mitteln für das menschhe Glück kämpfen? Nein! Etwas, ob wir es wollen oder nicht, müssen wir den Göttern erlassen, und wenn dieser Gedanke alt ist, so ist er jedenfalls nicht dekadent. Unsere Pflicht n und etwas Glauben hegen scheint mir das Vernünftige. Wir sind selbst an der Überlkerung Indiens schuld, an den Weltmachtbestrebungen Japans, an der feindseligen ltung Chinas. Gingen wir mit ihnen friedlich und freundlich vor, spielten wir ihnen genüber keine Räuberrolle, täten wir (u. a. durch Geburtenbeschränkung) für unsere jenen Völker unsere Pflicht, so gäbe es mindestens etwas Aussicht auf ein friedlicheres d glücklicheres Zeitalter. Aber wenn wir mit Geburtenvermehrung, Feindseligkeit d Überfall vorgehen, können nur Elend, Massenmord und Rückgang die Folgen sein. h persönlich ziehe ein mögliches künftiges Glück einem sicheren künftigen Elend vor.

Geburtenrückgang in Südamerika?

Zu den Ausführungen von Richard Korherr über Südamerika (S. 185) seien einige Ergänzungen gegeben. Nach den Feststellungen von W. Mann in seinem verdienstllen Werk: Volk und Kultur Lateinamerikas (Hamburg 1927) wird bei einer Gesamtbevölkerung von rd. 100 Millionen Menschen in Lateinamerika folgender Anteil der einnen Rassen angenommen: Weiße etwa 29, Mestizen (Mischlinge von Weißen und Indianern) 33, Indianer 20, Neger 6, Mulatten (Mischlinge von Weißen und Negern) 12 Millionen. Es scheint allerdings, daß der Rückgang der Indianerbevölkerung allmählich zum illstand kommt, doch darf demgegenüber nicht vergessen werden, daß die europäische uwanderung in Südamerika im Laufe des letzten Jahrhunderts unter teilweiser Einrechng der ersten Nachkommenschaft sich immerhin auf nicht weniger als 10 Millionen belaufen hat. Da es sich dabei meist um wirtschaftlich tüchtige Elemente handelte, so kann in einem Rückgang der weißen Rasse hier nicht gesprochen werden. Es ist sehr bezeichnend, daß der Wille Südamerikas zur Selbständigkeit keineswegs nur von den Farbigen

getragen wird, sondern daß vielerorts die Nachkommen der Eingewanderten, auch wenn sie ihr weißes Blut bewahrt haben, Vorkämpfer dieses Gedankens sind. Beispielsweise ist dies bei dem Verlangen nach wirtschaftlicher Abschließung (Hochschutzzollsystem) der Fall, da die ansässigen Deutschen vielfach führende Industrielle sind. Im einzelnen sei bemerkt: Die Bevölkerung Chiles besteht wohl zu 80 vH. aus Indianern und Indianermischlingen (Mestizen). Kreolen sind übrigens auch Weiße, es sind die in den Kolonien geborenen Spanier zum Unterschied von den spanischen Kolonialbeamten aus dem Mutterland. Die Zahl der Neger in Paraguay ist verschwindend gering, Indianer und Mestizen bilden den überwältigenden Teil der Bevölkerung. Die Behauptung, daß „in Uruguay ebenfalls Indianer und Neger das weiße Blut überwältigen" ist irrig. Uruguay ist vielleicht das Land Südamerikas, in dem der reine Weiße am meisten ausschlaggebend ist, Neger gibt es auch hier wenige. Ähnliches gilt für Argentinien. Der Hinweis, daß „die Weißen Argentiniens bereits schwärzlich sind" dürfte bei den Landeskennern auf Widerspruch stoßen. Argentinien, das 1860 erst 1 Million Einwohner zählte, ist im wesentlichen durch die europäische Einwanderung auf seinen heutigen Bestand von 10 Millionen gebracht worden. Abgesehen von vereinzelten Teilen des Inneren sind die Menschen weißer Abstammung, wobei allerdings — worauf Korherr ja auch hinweist — nicht vergessen werden darf, daß die Südeuropäer durchaus vorwiegen (man schätzt bis zu 20 vH. italienisches Blut im argentinischen Volk der Gegenwart). Am schwierigsten dürfte es sein, die Verhältnisse in Brasilien zu klären, da die Unterlagen noch mehr als sonst fehlen. Was uns Deutsche betrifft, so ist die Vermischung mit den Eingeborenen natürlich vorhanden, aber nicht so stark wie man annimmt.

Stuttgart. Wahrhold Drascher.

Die Erinnerungen des Prinzen Max von Baden

Es war klug, daß Prinz Max von Baden so spät seine große Rechtfertigungsschrift veröffentlichte[1]). Denn nicht nur für die Gegner des Prinzen, sondern für alle die, denen sein Name mit Deutschlands dunkelsten Stunden verbunden ist, wäre es kaum möglich gewesen, sein Buch in den ersten Jahren nach dem Kriege objektiv zu würdigen.

Wir glauben kaum, daß irgendein Leser, mit Ausnahme der ergebenen Freunde des Prinzen, die Überzeugung gewinnen wird, daß seine frühere Kanzlerschaft Deutschland vor dem Schlimmsten bewahrt hätte. Denn wenn das Haus brennt, kommt es weniger darauf an, die Sturmglocke zu läuten, als zu löschen. Menschen der verschiedensten Parteirichtungen haben die Katastrophe vorausgeahnt, die Gründe sehr verschieden gesehen; auch die Gedankengänge des Prinzen gehören zu einer bestimmten Richtung. Wir hören kaum einen eigenen Ton.

Die S. M. würden ihre Vergangenheit verleugnen, wollten sie nicht stark unterstreichen, daß Max von Baden in sehr frühem Stadium des Krieges die zentrale Bedeutung der Kriegsschuldfrage erkannt und für die deutsche politische Kriegsführung eine leitende Idee verlangt hat. Heute, wo es noch Allzuviele gibt, die nicht mehr erkennen wollen, daß die letzten Entscheidungen in der Welt des Metaphysischen fallen, und daß keine noch so vernünftige Rechnung stimmt, wenn das Irrationale als Posten fehlt, ist solche Gemeinsamkeit schon sehr viel.

Im übrigen wird kein Ehrlicher gegen Max von Baden den Vorwurf erheben, daß er die Monarchie bewußt verraten habe. Aber es bleibt eine Frage des Gefühls, ob es gerade ein Erbe monarchischer Überlieferungen sein durfte, der die Abdankung des Kaisers öffentlich aussprach, bevor die Abdankungsurkunde vorlag. O. St.

[1]) Max Prinz von Baden, Erinnerungen und Dokumente. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1927.

Tagebuch

Bayern und der Südosten

Dank seiner geographischen Lage hat Bayern von der Römerzeit bis zum Dreißigjährigen ;iege, zuerst als römische Provinz, darauf als renzmark des Deutschtums gegen Italien und igarn eine überragende Rolle als Durch- ngsland des mitteleuropäischen Handels nach m Südosten und umgekehrt[1]) sowie als Trä- r der Kultur und des Christentums nach Un- rn gespielt. Die Wirren des Dreißigjährigen :ieges, das Erstarken des Habsburgerreiches d seine Orientierung nach dem Südosten d nach Italien drängten aber Bayerns Be- utung stark in den Hintergrund, worin auch Gründung des Deutschen Reiches 1871 nen Wandel schuf. Erst der Weltkrieg mit n Hoffnungen auf seine siegreiche Beendi- ng ließ die Erinnerung an Bayerns frühere ermittlerrolle nach dem Südosten wieder fleben. Prof. Adolf Dirr trat bereits 1915 r eine wissenschaftliche Forschungsstätte in ünchen für die Fragen des Südostens und s nahen Orients ein. Der Öffentlichkeit terbreitete er diesen Plan u. a. in einem ffatz „Das Balkan- und Vorderasieninstitut München", der im Dezemberheft 1915 der M. erschien. 1918 wurde dann von Mün- ener Universitätskreisen die Gründung eines herischen Orientinstituts in Aussicht ge- mmen, für die der Landtag bereits 80000 M. r Verfügung stellte. Der Ausgang des Welt- eges ließ diesen Plan scheitern. Trotzdem t Prof. Dirr den Gedanken eines Mün- ener Orientinstituts nach Art des Berliner rientalischen Seminars weiter vertreten. Von irtschaftlichen Gesichtspunkten aus in Bayern nteresse für den Südosten zu wecken, versuchte 21 Direktor Forchner im Zusammenhang it dem von der Ukraine geplanten Volga- nal, der dem deutschen Orienthandel neue öglichkeiten bieten würde. Auch diese Ver- che aber führten zu keinem greifbaren Er- bnis. Die einzelnen Verbände wie der Deutsch-Russische, der Deutsch-Türkische, Deutsch-Bulgarische und später der Deutsch-Griechische arbeiteten nebeneinander her, obgleich sie manche Interessen untereinander und mit den am Südosten interessierten bayerischen Stellen gemeinsam hatten.

Erst 1926 wurde wieder ein Versuch gemacht, Bayerns Beziehungen zum Südosten zusammenzufassen und wissenschaftlich sowie wirtschaftlich zu fördern. Studenten der Münchener Universität bildeten eine Südost-Arbeitsstelle, für die sie die Professoren K. A. v. Müller und Haushofer gewannen. Die Arbeit dieser Stelle gliederte ich in wissenschaftliche, historische und geographische Studien, in die Sammlung von Informationsmaterial und Anlage eines Zeitungsarchivs. Zur praktischen Auswertung des Materials aber kam es nicht mehr, da die von den Studenten aus eigenen Mitteln unterhaltene Arbeitsstelle nach drei Monaten bei Beginn der Ferien wieder einging. Bestehen blieb nur der in Verbindung mit ihr vom Verfasser geschaffene Südost-Verlag, der sich die Herausgabe von Werken über den nahen Orient zur Aufgabe gemacht hat. Die Südost-Arbeitsstelle auf breiterer Grundlage wiedererstehen zu lassen, bemühten sich Minister a. D. Schweyer, Geheimrat Oskar v. Miller und die Deutsch-Österreichische Arbeitsgemeinschaft, jedoch blieb ihnen ein Erfolg versagt.

Als dann im Spätherbst 1927 verlautete, daß man sich in Berlin der Südostfragen anzunehmen beabsichtige, da ergab sich für Bayern die Notwendigkeit, selbst etwas zu unternehmen mit immer unabweisbarerer Deutlichkeit. Jetzt war es der Sohn des Ministerpräsidenten Dr. Held, der als Herausgeber der Monatsschrift „Die freie Donau" am 12. Dezember die in Frage kommenden Stellen zu einer Sitzung einlud, in der denn auch die Gründung eines Südostverbandes erfolgte, der sich sowohl kulturpolitische als auch wirtschaftliche Ziele gesetzt hat. Es scheint, daß mit dieser Gründung endlich eine Dachorganisation für alle die Kreise geschaffen ist, denen an engeren Beziehungen zwischen Bayern und dem Südosten gelegen ist. Daß für Bayern selbst in dieser Richtung wichtige kulturelle und wirtschaftliche Aufgaben

[1]) S. die Schrift „Aus der Geschichte des yrischen Orienthandels" von Dr. R. Kummer, üdost-Verlag, München 1927.

und Möglichkeiten sich ergeben, ist um so einleuchtender, als der Bau des Rhein-Main-Donaukanals und der des Wolgakanals eine Wasserverbindung von Westdeutschland über Bayern bis nach Südrußland herstellen wird, wodurch sich ein billiger Austausch deutscher Industrieprodukte gegen die Agrarerzeugnisse und Rohstoffe des Südostens ergeben wird, als ferner durch den Ausgang des Weltkrieges in erster Linie Bayern die Betreuung der deutschen Minderheiten in Ungarn, Südslawien, Rumänien und Südrußland zugefallen ist und als auch die Staaten des nahen Orients die Verbindung gerade mit Bayern anstreben. So arbeitet z. B. Ungarn seit längerer Zeit auf die Errichtung eines ungarischen Lektorats und eines ungarischen Studentenheims an der Münchener Universität hin und erstrebt den Austausch zwischen deutschen und ungarischen Professoren und Studenten. Seinen alten Plan eines Münchener Orientinstitutes hat inzwischen Prof. Dirr nochmals in Nr. 51 der „Südd. Sonntagspost" 1927 erörtert, worauf das gleiche Blatt in seiner Nr. 1 von 1928 über die Gründung des Südostverbandes berichtete und seine Ziele im einzelnen besprach. Ob sich an der Universität später ein Südost-Institut gründen lassen wird oder nicht, jedenfalls ist es zu begrüßen, daß nach manchen Mißerfolgen und Fehlschlägen der Gedanke des Ausbaus der Beziehungen zwischen Bayern und dem Südosten in einer Vereinigung Verwirklichung gefunden hat, der zweifellos der Erfolg nicht fehlen wird, wenn sie die nötige Unterstützung des Staates und der maßgebenden Behörden erhält, auf die sie im Interesse Bayerns Anspruch erheben darf.

München. Adolf Dresler.

Schwäbische Heimatpflege

Von Julius Baum in Ulm

Der schwäbische Boden hat seit der französischen Revolution in politischer Hinsicht gewaltige Wandlungen durchgemacht. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts gab es nur zwei größere Mächte: Vorderösterreich, dem das ganze Donaugebiet bis zum Breisgau und bis zum oberen Neckar gehörte, und das Herzogtum Wirtenberg. Hieran reihten sich die Fülle größerer und kleinerer Standesherrschaften, die zuweilen wirkliche Kulturmittelpunkte waren, ferner die beiden Bischofssitze, Konstanz und Augsburg, und die zahlreichen mächtigen Klöster, deren Äbte Reichsfürstenrang hatten, wie Ottobeuren, Zwiefalten, Weingarten, endlich die meist protestantischen Reichsstädte. Diese Staatsgebilde hatten sich seit dem dreißigjährigen Krieg verfestigt und bildeten die Gewähr für eine konservative Kultur mit ihren Nachteilen und Vorzügen. Was die Gegenreformation in Schwaben an mächtigen Klosterbauten geschaffen hat, von Neresheim im Norden bis Friedrichshafen und Meersburg im Süden, das überragt an künstlerischer Bedeutung die gesamte übrige Baukunst des Landes, einschließlich der romanischen Dome und der gotischen Münster. Und wie die Baukunst in diesen großen Werken sich entfaltete, so jede Art handwerklichen Schaffens. Zumal die Goldschmiedekunst stand auf der Höhe. Ihre Entwicklung brach am Ende des 18. Jahrhunderts jäh ab. Das Verantwortungsgefühl gegenüber der eigenen Arbeit war noch stark, und vor allem vererbte sich eine feste Überlieferung von einem Geschlecht zum anderen.

Der Reichsdeputationshauptschluß hat diesem festgefügten Ganzen ein Ende gemacht. Das vorher zwar in viele Territorialherrschaften zersplitterte, aber kulturell einheitliche Schwaben wurde in einzelne Stücke zerrissen. In den neu geschaffenen süddeutschen Ländern wurden Teile verschiedener Stämme vereinigt. In Baden und Wirtenberg wohnen Schwaben und Franken. Obgleich die Länder nun schon seit mehr als 100 Jahren bestehen, hat sich eine kulturelle Vermischung nicht vollzogen. In diesem starken instinktmäßigen Erhalten der Stammeseigentümlichkeit liegt ein gesunder Zug, der Deutschland vor kultureller Zentralisierung bewahren wird. Überhaupt hat die Aufteilung der süddeutschen Stämme unter verschiedene Länder zwar die Wirkung gehabt, daß politische Kämpfe der einzelnen Stämme gegeneinander, wie sie bis in das hohe Mittelalter herrschen, nunmehr vermieden wurden; dafür aber war die Stammesminderheit jeweils vernachlässigt. Dies gilt besonders für das bairische Schwaben, das nach dem Wiener Kongreß in einen fast hundertjährigen Dornröschenschlaf versank. Es traf freilich auch für das wirtenbergische Oberschwaben zu. Die Beziehung zwischen dem evangelischen Wirtenberg und dem, bis auf die Reichsstädte, katholischen Oberschwaben blieb dauernd kühl, um so mehr, als auch die bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts größtenteils rein protestantischen Reichsstädte in den letzten 100 Jahren eine sehr starke Vermehrung der katholischen Bevölkerung erfuhren. Die Residenzen der neuen Länder, München, Stuttgart, Karlsruhe, zentralisierten in einem für das übrige Land schädlichen Maße die meiste

ehörden, die meisten höheren Schulen und fast
s ganze kulturelle Leben. Am deutlichsten
igt dies wieder die Kunst; in die Residenz-
useen wurden aus dem gesamten Lande alle
cker werdenden Kunstwerke und sonstige
enkmäler geschleppt. Das weite Land ver-
mte hingegen immer mehr. In den Residen-
n entstanden neue Stadtviertel und zahlreiche
auten, die kleineren Städte verloren zumeist
ren köstlichen Schmuck, die mittelalterliche
efestigung, und gewannen nichts; es sei denn,
ß eine Kirche im Geschmack der Romantik aus-
baut wurde, wie etwa das Ulmer Münster.
ine vollkommene Erschöpfung aller künst-
rischen Fähigkeiten trat ein. Die Münchener
unst ist fast ausschließlich das Werk eines Mon-
chen mit der Gewalt und den Zielen eines
enaissancefürsten, Ludwigs I. Was in Stutt-
rt und Karlsruhe an guten Kunstwerken
schaffen wurde, wie in Karlsruhe die Bauten
einbrenners, in Stuttgart die Bauwerke
arths und die Bildwerke Danneckers, ist durch
n Hof wenig gefördert worden. Auf dem
and vollends war die Kunst ein Mauerblüm-
en. Still im Verborgenen erwuchs einmal
n Künstler von örtlichem Ruf, wie der treff-
he Pflug in Biberach.

Das Land blieb hinter den Residenzen immer
eiter zurück. Bis zum 18. Jahrhundert
ar ganz Schwaben von einem engen Netz von
oststraßen überzogen. Jede Reichsstadt hatte
nschluß an den großen Verkehr. Im 19. Jahr-
ndert wurden wenige Schienenstränge ge-
gt. Der Schnellzugsverkehr beschränkte sich
n wesentlichen auf die Strecken Bruchsal—Ulm
-Augsburg bzw. Friedrichshafen und Würz-
urg—Stuttgart—Schaffhausen. Was zwischen
iesen beiden Diagonalen lag, verkümmerte.
an kann sich kaum mehr vorstellen, in welchem
rade die geistige Kultur in den Orten ver-
rmte, die abseits von den neuen großen Eisen-
ahnlinien lagen. Städte, die im 18. Jahr-
undert Mittelpunkte geistigen Lebens waren,
hliefen im 19. Jahrhundert vollständig ein;
ies gilt sogar für die größten, Augsburg, im
8. Jahrhundert Sitz einer blühenden Kunst-
kademie, und Ulm.

Während so die gesamte schöngeistige Kultur
immer mehr zurückblieb, erwuchs an
rer Stelle langsam eine neue wissenschaftliche
ultur. Auffallend ist die geringe Befruchtung
es geistigen Lebens durch die wirtenbergische
hilosophenschule, aus der Männer wie Hegel,
chelling, Strauß und Vischer hervorgingen,
uffallend überhaupt die schwache Strahlung
er Universität Tübingen und der Hochschule
Dillingen auf ihre örtliche Umgebung. Wurde in den größeren Landstädten das wissenschaftliche Leben durch die humanistischen Gymnasien auf einer gediegenen, wenn auch den Bedürfnissen des Alltags immer weniger Rechnung tragenden Höhe erhalten, so schuf man in den Hauptstädten wenigstens eine Anzahl von Ämtern, die zwar die geistige Kultur nicht befruchteten, aber immerhin am Leben erhielten. Dies gilt in Schwaben ganz besonders für das Statistische Landesamt in Stuttgart, das jene prachtvollen Oberamtsbeschreibungen herausgebracht hat, von denen ein Teil heute schon in zweiter Auflage vorliegt, Enzyklopädien der einzelnen Bezirke, die über alle Fragen sowohl des wirtschaftlichen wie des geistigen Lebens Aufschluß geben, und um die Wirtenberg von der ganzen Welt beneidet wird. Neben dem Statistischen Landesamt hat sodann seit der Mitte des 19. Jahrhunderts das Landesamt für Denkmalpflege eine immer weitere Tätigkeit entfaltet, zunächst durch Feststellung, später auch durch Erhaltung der Bodenfunde aus den frühesten Zeiten, sowie der mittelalterlichen und neueren Kunstdenkmäler. Die Altertumsvereine haben diese beiden Ämter wesentlich unterstützt.

So hatte sich das geistige Leben in Schwaben bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts entwickelt. Augsburg war bereits vor dem Krieg erwacht, die Industrie breitete sich mächtig aus; allgemein sichtbar wurde der Aufschwung, als München seine 100 Jahre alte feindliche Taktik gegen die früher größere schwäbische Stadt aufgab und Augsburg nach der Erbauung der Strecke Donauwörth—Treuchtlingen in den großen Durchgangsverkehr Berlin—Brenner—Italien und Berlin—Lindau—Schweiz einbezog. Friedrichshafen erwachte zu neuem Leben durch die Anlage der Luftschiff- und Flugzeugwerft, die dem früher so ruhigen Städtlein einen starken Zuwachs nicht bodenwüchsiger Beamten und Arbeiter brachte. Überhaupt hat einzelnen Städten die Anlage großer industrieller Betriebe in den letzten Jahrzehnten ein verändertes Gesicht gegeben. Dies gilt vielleicht am wenigsten für Ulm, in dem vor dem Krieg die Industrie gegenüber dem handwerklichen Bürgertum und der starken Garnison nur eine bescheidene Rolle spielte; erst recht heute hat wohl keine Stadt das mittelalterliche handwerkliche Gepräge der Bevölkerung gleich stark bewahrt.

Als nach der Umwälzung eine Woge neuen geistigen Lebens über ganz Deutschland hinwegging, schien es, als ob auch das schwäbische Land davon berührt werde. Inzwischen haben sich die Geister schon wieder beruhigt, und es be-

darf stärkster Arbeit, sie wach zu halten. Um die Neubelebung Schwabens hat im letzten Jahrzehnt ein Mann sich große Verdienste erworben, dessen Name später neben dem Pestalozzis und anderer großer Volkserzieher genannt werden wird, Theodor Bäuerle. Er hat in Stuttgart unmittelbar nach dem Kriege den Verein zur Förderung der Volksbildung ins Leben gerufen und ihn durch alle Fährden der letzten Jahre mit unerschütterlichem Idealismus hindurch gesteuert, nicht nur in der Hauptstadt selbst weite Kreise der Bürgerschaft aufgerüttelt und zur Pflege vertiefter Bildung erzogen, sondern auch in den kleineren Städten wie in Ulm, Göppingen und Heilbronn Zweigvereine geschaffen und vor allem eine Anzahl sich noch vermehrender Landschulen angelegt, unter denen die Landfrauenschule in Denkendorf und das neue Heim auf der Komburg sich weithin eines guten Rufes erfreuen. Bäuerle kommt es auf Vertiefung der Kultur an, nicht auf ihre Verbreitung; dies macht sein Wirken nachhaltig und über die Grenzen Schwabens hinaus wertvoll. In Nördlingen hat sich der bisherige Oberbürgermeister Dr. Mainer zum Mittelpunkt der erzieherischen Bestrebungen gemacht und eine segensreiche Tätigkeit entfaltet, die sich auf wissenschaftliche und künstlerische Erziehung erstreckt. In Kempten ist es der Bürgermeister Dr. Merkt, der für die Gemeinsamkeit der schwäbischen Kultur wirkt. Seiner Anregung ist die Schaffung des Schwäbischen Museumsverbandes zu danken. Durch Zusammenschluß der Museen in den Städten des bairischen und wirtenbergischen Schwabens — es gibt deren nahezu 100 — ist es ihm gelungen, eine Arbeitsgemeinschaft zu wecken und zu erhalten, in der der Gedanke der gemeinsamen schwäbischen Kultur vom Lech bis zum Schwarzwald durch Wanderversammlungen immer von neuem lebendig gehalten wird. Dieser Schwäbische Museumsverband, der sich vor allem die Förderung der Museen als der Sammelstätten der heimischen Kultur angelegen sein läßt, gibt eine eigene wissenschaftliche Zeitschrift „Das schwäbische Museum" heraus.

Die Museen, wenn sie ihrem Namen Ehre machen, sollten, zumal in den kleineren und mittleren Städten, die eigentlichen Mittelpunkte der geistigen Kultur sein. Diese Erkenntnis hat auch den Oberbürgermeister von Ulm, Dr. Schwammberger, veranlaßt, aus dem Ulmer Museum, das früher eine tote Rumpelkammer war, ein Institut mit starkem, geistigem Leben zu machen. Doch ist es nicht genug, daß eine Stadt ein solches Werk schafft; es müßte versucht werden, das ganze geistige Leben, das bisher immer noch viel zu sehr in den großen Städten zentralisiert ist, wieder, so wie es im 18. Jahrhundert war, über das Land zu verteilen. Man wird dies am wenigsten von Theater und Musikpflege erwarten. Es wird immer ein Vorrecht der großen Städte bleiben, sich Theater und Orchester ersten Ranges leisten zu können, die dem Grundsatz entsprechen, daß in der Kunst allein das Beste Lebensberechtigung habe. Hingegen kann auf dem Gebiete der bildenden Kunst, die nicht an den wirtschaftlichen Unterhalt größerer Vereinigungen geknüpft ist, durchaus Mustergültiges geleistet werden. Es gibt heute schon eine Anzahl von Museen in kleinen Städten, die teils dem künstlerischen Gefühl einzelner Industrieller, teils auch der Kenntnis ihrer Leiter vortrefflich ausgewählte Sammlungen verdanken; erinnert sei etwa an das von Osthaus angelegte Folkwang-Museum in Hagen, auf das verzichtet zu haben für die Stadt Hagen eine ewige Schmach bedeutet, oder an das hauptsächlich von der Familie Reinhart unterhaltene Museum in Winterthur, ferner an das ungemein frische Museum der Stadt Grenoble, die allerdings durch ihre Universität ein reges geistiges Leben besitzt. So hat man auch im Ulmer Museum versucht, in erster Linie die Reste der heimischen Kultur zu pflegen und zu sammeln, aber auch zumal aus der Gegenwart das Gute zu holen, wo immer es sich bietet. Und es gibt doch auch heute schon in der Kleinstadt einige Kunstfreunde, die sich über die Erwerbung eines guten modernen Gemäldes ebenso freuen wie über den Kauf eines alten Schrankes. Wichtig aber ist es, und dies hat schon Wicher in Mannheim gezeigt, daß die Kunstwerke nun nicht einfach tot aufgestellt und sich selbst überlassen sind; sondern es bedarf fortgesetzte Führung, immer wieder neuer Hinweise auf die in den Museen aufgestapelten Schätze. Erst dann werden sie lebendig. Ebenso notwendig wie die Führungen sind ständig wechselnde Ausstellungen; es ist wichtig, daß der Kunstpfleger einer Stadt Sorge trägt, daß alles, was in der Stadt geschaffen und gezeigt wird, die künstlerische Höhe, die er selbst anstrebt, erreicht. Andernfalls entsteht die Gefahr, daß was auf der einen Seite an künstlerischen Werten gewonnen wird, auf der anderen wieder der Ungeschmack verfällt. Besonders wertvoll sind vorbildliche Ausstellungen des heutigen Handwerks, wie sie die von Stuttgart ausgehende Werkbundausstellung „Die Form" zahlreiche Städten gezeigt hat. Gerade auf dem Gebiet des Handwerks und der Industrie, die sich m

er Herstellung von Gegenständen des täglichen Bedarfs, Möbeln, Tischgeschirr und derleichen, beschäftigen, herrschen immer noch verrauchte Form und Geschmacklosigkeit vor. Man ört nicht selten von Industriellen, daß sie das Schlechte herstellen müssen, um aus dem Gewinn hieraus sich den Luxus guter Arbeit eisten zu können. Diese Behauptung beruht uf der irrigen Voraussetzung, daß das Volk ninderwertige Ware verlangt. Man stelle keine geringwertigen handwerklichen Erzeugnisse her, nd das gesamte Volk wird, wie in den Tagen er Vergangenheit, zu gediegenen Schöpfungen reifen. Bessern läßt sich der heutige Zustand ur, wenn der Kunstpfleger mit Handwerkern, Industriellen und Künstlern dauernd in Fühung bleibt, um auf diese Weise eine Einwirkung uf die Gestaltung der Werkarbeit zu gewinnen.

Wie schon auf der einen Seite die verhältnismäßig kleine Zahl der Hersteller neuer handwerklicher und künstlerischer Schöpfungen erzogen werden muß, so noch viel mehr der Kreis der Aufnehmenden. Immer wieder st auf die Notwendigkeit der persönlichen Fühlungnahme mit den Dingen und Menschen hinzuweisen, die Werte geben. Die Betrachung einer wohl erhaltenen Rokokokirche vermittelt uns einen solchen Wert ebenso wie der Besuch einer Werkstätte, in der gutes neues Handwerk geschaffen wird. Indem wir das eine vie das andere in uns aufnehmen, erhöhen vir unsere eigene Wertigkeit. Der Hinweis auf die wertvollen Dinge erscheint daher ebenso richtig wie der Umgang mit Lebenden, die neue Werte schaffen. Aus dieser Erkenntnis heraus st seit längerer Zeit die Einrichtung von Fahrten gefördert worden, die einerseits die Verbindung mit der Landschaft und dem Boden, sowie den alten Denkmälern der Kunst herstellen, anderseits zu den Produktionsstätten guter neuer Arbeit hinführen. Die Landesämter für Denkmalpflege in München und Stuttgart haben derartige Führungen veranstaltet, die zunächst für Angehörige des Lehrstandes bestimmt sind, aber auch sonstige Bildungsbedürftige nicht ausschließen. Neuerdings richtet das Berliner Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht solche Bildungsfahrten, eine Art peripatetischer Hochschulkurse, planmäßig ein. In diesen Kursen wird eine erfreuliche Vertiefung der Bildung erreicht. So wurde im vergangenen Jahr eine achttägige Führung zu den mächtigen Barockkirchen Oberschwabens veranstaltet, die den Teilnehmern den Gesamtkomplex des Barocks in unvergeßlicher Weise nahe gebracht hat. Diese Arbeit läßt sich noch vertiefen durch Heranziehung der besten Fachleute aus ganz Deutschland zu Vorträgen, wie sie die Nördlinger Kurse schon seit Jahren vereinigen und wie sie auch in Ulm nunmehr eingeführt sind.

Mit der Kennzeichnung der genannten Bestrebungen ist die gesamte Fülle der Arbeit nicht annähernd umrissen. Sie wächst den Pflegern unter den Händen, und es läßt sich nur sagen, daß Staat und Gemeinden, die für oft nebensächliche wirtschaftliche Belange eine Fülle von Beamten beschäftigen, die Pflicht hätten, möglichst große Mittel zur Schaffung hauptamtlicher Kunstpfleger zur Verfügung zu stellen. In früheren Zeiten haben sich zuweilen Private gefunden, die diese Arbeit freiwillig übernommen haben; die gegenwärtigen wirtschaftlichen Nöte gestatten es nicht mehr. Um so größer ist die Verpflichtung des Staates und der Gemeinden, die vorhandene Kultur nicht vollends einschlafen zu lassen und die bestehende zu fördern.

Was hier von Schwaben berichtet ist, läßt sich in ähnlicher Weise aus allen deutschen Gauen erzählen. Darüber kann kein Zweifel sein, daß die gesamte Arbeit noch in den Anfängen steckt und jeder Förderung bedarf.

Ein Klassiker der Ferne

Der große Geograph und Naturschilderer Friedrich Ratzel hat über den Meister Alex. v. Humboldt fast noch Eduard Friedrich Poeppig gestellt, den Plauener Arzt und Südamerikaforscher (1798—1868). Warum, das erfahren wir eigentlich erst jetzt wieder, wo Poeppigs einziges größeres Werk „Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrom 1827/32" in seinem ersten, Chile behandelnden Bande unter dem Titel „Im Schatten der Cordillera" von Wahrhold Drascher im Verlag Strecker u. Schröder, Stuttgart, neu herausgegeben ist. Wahrlich keine unnötige Ausgrabung; vielmehr sind wir, die trotz oder wegen all des rasenden Reportertums Sehnsüchtigen, bald gefesselt von dieser seltenen, weimarischen Persönlichkeit, dieser Schönheit der Darstellung, diesem nicht alltäglichen Entdeckertum. Poeppig, sehr beschränkt in seinen Mitteln, reist fast immer allein im unerforschten Land, nächtigt allein auf Andengipfeln. Erkenntnisse, deren Richtigkeit wir schmerzhaft erfahren haben, kommen ihm so nebenbei, wie etwa: „Die politische Geschichte eines Volkes ist die Geschichte seines Charakters". Chile steht uns heute durch sein starkes, mit der Heimat fühlendes Deutschtum besonders nahe. Auch darum sei dieses heute noch lebensfrische Werk willkommen und die nicht leichte Arbeit des

den Lesern der S. M. als Mitarbeiter wohlbekannten Herausgebers Dr. Drascher, selbst eines Chilekenners, bedankt, ebenso der Verlag für die Ausstattung und Ausschmückung mit vielen guten Zeichnungen des Verfassers. Wir müssen heute erst recht Klassiker der Ferne lesen und den Poeppig als einen der allerbesten.

F. H.

Manfred Hausmann

Manfred Hausmanns Kindergeschichte „Ontje Arps", die unsere Leser aus dem Februarheft 1927 „Heimat und Volk" kennen, ist zusammen mit einer zweiten kleineren Novelle „Die Begegnung" bei Ph. Reclam, Leipzig, erschienen. Der Titel des schmalen Bandes „Die Verirrten" kennzeichnet eine mehr und mehr sich bemerkbar machende Wandlung in der seelischen Haltung des jungen Dichters. Das leichte, unbekümmerte Hinnehmen einer frühlingshaften Natur, das wir damals als maßgebend für seine Landschafts- und Menschenschilderung bezeichnet haben, wird immer mehr von der Frage nach unseren Beziehungen zu ihr, nach dem Wohin und Wozu überschattet, und immer wieder geht die Antwort auf die Unmöglichkeit sich zurechtzufinden. Wir hören sie ebenso aus dem Legendenspiel „Marienkind", einer entzückenden Umformung des Grimmschen Märchens ins Dramatisch-Mysterienhafte (Verlag Eduard Block, Berlin C 2) und noch mehr aus den neuen Landstreicherabenteuern, deren erste Sammlung unter dem Titel „Lampioon küßt Mädchen und kleine Birken" in diesem Frühjahr vorliegen wird (Verlag C. Schünemann, Bremen). Die vielfach als maßgebendes Stück jüngster Prosa betrachtete Geschichte „Zwei Mörder lieben das Leben" (in der „Anthologie jüngster Prosa") gehört ebenso zu ihnen wie die im Deutschen Erzähler dieses Heftes erscheinende „Spaziergang in die Wolken". Es ist kein romantisch-tragisches Zerbrechen an der Welt, sondern ein Gefühl von Unsicherheit, von Fremdheit und Heimatlosigkeit, von Unruhe und ständigem Weitermüssen, was dieses Landstreichertum bestimmt, das nichts von dem allzu irdischen Vagabundentum eines François Villon, eines Verlaine oder Bert Brecht besitzt, aber sehr vieles von der unendlichen Sehnsucht und der Demut des Eichendorffschen Taugenichts, und das sich freilich zu dem Landstreichertum Knut Hamsuns verhält wie das Sentimentalische zum Naiven. Oft genug weichen diese Abenteuer den Problemen aus, um das eigene und eigentliche Problem deutlicher sichtbar werden zu lassen. Vielleicht zeigen sie auch nur in ihrer Gesamtheit, in ihren vielfachen Beziehungen zueinander, warum sie eigentlich geschrieben und daß sie mehr sind als gute Feuilletons oder Skizzen. Sie verlangen in mancher Hinsicht ein Hintanstellen der üblichen Maßstäbe, fügen sich nicht recht in ein literarisches Schema, und doch werden sie in der jüngsten Entwicklung unseres Schrifttums nicht zu übersehen sein, weil sie einen bemerkenswert unmittelbaren Weg vom Erlebnis zur Form erstreben. Im Aufbau eines eigenen Stils begriffen, versagen sie sich die Maße eines fremden, von außen aufgezwungenen, und bekunden damit eine selten gewordene Eigenschaft echten Dichtertums. A. E.

Was mich das Leben gelehrt

Unter diesem Titel ist vor kurzem (im Verlag der Kesselringschen Hofbuchhandlung, Leipzig und Frankfurt a. M.) eine kleine Sammlung von Sinnsprüchen erschienen, die den Ertrag eines langen erfahrungsreichen Lebens darstellen. Der Verfasser, Geh. Konsistorialrat D. Dr. Hermann Dechent, einer der angesehensten evangelischen Geistlichen in Frankfurt, ist nicht nur durch seine soziale Gesinnung, sondern auch durch ein schönes Buch über Goethes „Schöne Seele", Susanna Katharina von Klettenberg, bekannt. Ein halbes Jahrhundert seelsorgerischen Wirkens in der Großstadt hat den edlen Mann mit sehr verschiedenen Menschen und Strömungen in Berührung gebracht und ihm die menschliche Überlegenheit verliehen, die etwas Vorbildliches hat. Ein gütiger, freier, durch nichts eingeengter Geist äußert sich in den schlichten, aber in sich geschlossenen und vollendeten Gedichten und Aphorismen, die ihre Freunde finden werden. Einige der Aphorismen mögen hier stehen:

Ein schlimmes Wort ist leicht zurückgegeben, aber nur schwer zurückgenommen.

*

Auf die hohe Kunst des Schweigens verstehe sich am schlechtesten nichtssagende Naturen.

*

Wenn ein feinfühliger Mensch einmal in seinem Verhalten entgleist, wird es ihm gleich schwer angekreidet; wenn aber ein Rüpel sich ausnahmsweise einmal anständig gebärdet, nimmt man den Hut tief vor ihm ab.

Gedanke

Es geht mit den Briefschulden wie mit den andern Schulden: je länger man sie anstehen läßt, desto mehr Zinsen muß man zahlen.

Der deutsche Erzähler

Der Spaziergang in die Wolken

Novelle von Manfred Hausmann

Was ist das denn für ein Juni um alles in der Welt! Die drei Eisheiligen sind fast einen ganzen Monat zu spät erschienen.

Mit oan san's doch no kimma, sagen die Bauern, de Eismannderln allezamm, Hergottsarn!

Als ich vorgestern bei Harbartshofen rechts abbog und mich ins Algäuer Gebirg schlug, ch ich erst richtig, wieviel Schnee es hier bei dem großen Sturm gegeben hat. Von den ipfeln will ich gar nicht reden, aber die Almen, die Tannenwälder alles verschneit bis in ie Täler hinunter. Da sperrt unsereins Mund und Nase auf. Neben der Landstraße anden Birken, und wenn ich ein paar Tage eher vorbeigekommen wäre, hätte ich sehen nnen, wie der Schnee in das hellgrüne Laub gefallen ist. Das muß schön gewesen sein.

Gestern Nacht bin ich schlecht und recht in Thalkirchdorf geblieben. Das Heu ist knapp m diese Jahreszeit, und mit dem verfluchten Preßstroh kann man sich nicht zudecken. Da östet man sich eben mit Heulen und Zähneklappern. Heute in Immenstadt habe ich mir agegen ein Bett aus leeren Kornsäcken herrichten dürfen. Das hält weich und warm. ußerdem hat es heute morgen Kaffee gegeben und Käse dazu, fütt! Und wenn ich mich tzt auf meinen Hintern schlage, so stecken da in der Tasche zwei Brote mit Schweineschmalz.

Am Bahnhof von Immenstadt steht ein gemaltes Gebirgspanorama. Ich habe daran erumstudiert und gelesen, daß der Stuiben eintausendsiebenhundertundfünfzig Meter och ist. Es gibt sicher höhere Berge in den Alpen und in Kaukasien, aber ich will heute uf den Stuiben. Ich will einen Spaziergang in die Wolken unternehmen, hoho.

Aus den Tälern, aus den düsteren Tannenwäldern dampfen Nebelfetzen an den Hängen uf, werden oben von der Sonne getroffen und verflüchten sich zu lauter Blau. Ein blauer immel leuchtet über den weißen Gipfeln.

Ich gehe im Steigbachtal aufwärts, vorbei an Bänken und Aussichtspunkten, vorbei an iesen und Enzianfeldern, Schritt für Schritt aufwärts. Warum soll ein Kerl wie ich nicht uch einmal im Gebirge umherwandern?

Wie ich hinter dem Wirtshaus Almagmach an den Schnee komme, ziehe ich ein Schmalzrot aus der Tasche und schmiere mit dem Fett meine Stiefel ein, damit mir das Schmelzasser nichts tun kann. O, ich bin nicht auf den Kopf gefallen! Den Rest verspeise ich.

Der Weg ist steil. Ich klatsche langsam durch den nassen Schnee höher und höher hinauf. ie Sonne, die zur Linken über den Kamm stürzt, setzt mir so sehr zu, daß ich meine Jacke usziehen und das Hemd über der Brust öffnen muß. Manchmal überholt mich ein Nebelölkchen, ein Gerieſel von kühlen Wassertropfen, meine Haut schauert zusammen, da ist es hon vorbeigeweht.

Der Steigbach, der unter mir über Felsentreppen donnert und durch Schlüfte tost, reißt urzeln und dickes Gestein mit sich in die Tiefe. Rumbum bum. Es gluckert und sickert ber auch von jeder Klippe, von jeder Wiese, von jeder Tanne. Die Wälder triefen. Wenn

in einer Seitenschlucht ein Gewässer niederschießt, so hört sich's an, als brummte der Be tief innen. Ich stampfe weiter und blicke rechts und links zu den eisernen, windumsauste Graten da oben am Himmel empor. Wenn mich ein Wölkchen einhüllt, friere ich etwa wenn die Sonne wieder auf mir liegt, schwitze ich. Alles in allem bin ich ein glücklich Mensch. Aber wenn ich stehen bleibe, höre ich, daß über dem verschiedenartigen Brumme und Brausen, das um mich her ist, immer der helle, klingelnde Laut schwebt, den irgende kleines Rinnsal zwischen Steinen hervorruft.

Allmählich wird es stiller. Je höher ich mich hinaufarbeite, um so stiller wird es. D Schmelzwasser fließt spärlicher, die Tannen triefen nicht mehr so, nur hier und da rutscht ei Last Schnee von den Zweigen. Zizizi flüstert die Meise um einen Stamm herum.

Dann bleiben die Tannen zurück, ein steiles Schneefeld zieht sich gegen einen Satt hinauf, dort oben liegt die Alpe Mittelberg. Die Luft streicht kalt herunter. Ich hänge m meine Jacke um die Schultern und folge dem ausgetretenen Pfad, und bald bin ich da. D Schneewächten, die der Sturm hier zusammengeweht hat, sind mindestens zwei Met dick. Das Vieh muß in diesen Tagen gefüttert werden. Da brauche ich mich nicht wundern, daß der Senne schlechte Laune hat. Aber sein Knecht sagt, wie ich mich erkundig wo der Aufstieg zum Stuiben wäre, ich sollte mich nur links an dem Abhang entlanghalte und dann immer der Spur nach, die dort liefe. Gestern wäre ein Fräulein hinauf, die woll auf den Gipfel und dann auf der anderen Seite nach Gunzesried hinunter.

Derselbigen Spur gehst fei nach, net wahr!

Und wie weit ist es noch bis zum Gipfel, ungefähr?

Wann ma's frisch opackt, na braucht's oiwei a Stund.

No ja, 's Gott! sage ich.

Bfüad Good! antwortet er.

Ich trete vorsichtig in die Fußtapfen des Fräuleins. Sie ist tüchtig ausgeschritten, i brauche nicht zu trippeln, ich kann gehen, wie ich immer gehe, jedesmal treffe ich in ih tiefen Stapfen. Sie hat Schritte gemacht wie ein Mann, das muß man ihr lassen. Ob hat sie es gar nicht erwarten können, bis sie auf dem Gipfel stand?

Man blickt hier schon weit über die Täler hin, und die Berge ringsum sind silbrig b schneit, aber an den Stellen, wo Wald steht, spielt das Silber ins Graue hinüber. Und tiefer die Wälder hinabreichen, um so schwärzer sind sie. Und die Wölkchen schwimm darüberhin.

Die Alpe ist bereits verschwunden, ein paar Urtannen, von Blitzen und Wettern zerfe strecken ihre bleichen, rindenlosen Äste wild aus dem Schnee heraus, der Wind heult lei Ich bin ganz allein hier oben auf den Schneefeldern.

Das Fräulein hat übrigens doch keine Eile gehabt, sie hat sich gestern wohl nur re munter befunden. Wie ein Betrunkener ist sie bald auf dieser, bald auf jener Seite von i Richtung abgewichen, hier hat sie sogar nicht umhin gekonnt, einen vollständigen Purz baum zu schießen, und nach hundert Schritten hat sie sich hingekniet und vor lauter Überm ihren Kopf im Schnee abgedrückt. Ich hätte wohl einmal heimlich zugucken mögen, was hier sonst noch alles getrieben hat!

Nun hebt sich die Spur über einen kahlen Bergrücken und läuft dann in großem Bog durch eine Mulde auf einen Steilhang zu. Und da bekomme ich auch den Gipfel des Stuib zu Gesicht. Der Koloß da oben muß es sein. Von rechts kann man gut herankomm Aber links stürzt er zackig und senkrecht in die Tiefe. Und der Gipfel weiter links ist wa scheinlich der Mittag. So stand es jedenfalls auf dem Panorama in Immenstadt.

Unten in der Mulde wuchern einige Latschen um einen Felsblock herum. Aus irgendeinem Grunde ist das Fräulein mitten durch die Latschen hindurchgezogen. Ach so! Sie hat sich wohl gut Bescheid gewußt. Wie ich an dem Felsen vorbei will, sehe ich, daß da in einem ausgehöhlten Baumstamm eine kleine Madonna aus buntem Porzellan wohnt. Und das Fräulein ist geradewegs und ohne Seitensprünge auf die Madonna losgegangen. Mein Gott, sie blickt so gleichgültig vor sich hin, die Madonna. Den Arm mit dem Jesuskind hat jemand abgebrochen und über den anderen segnend ausgestreckten gehängt. Davor liegt ein Gruß von Menschenhand, ein Enzianstrauß. Ob den das Fräulein hier abgegeben hat? Ich beuge mich vor und betrachte ihn genauer. Die Blumen sind noch ganz frisch, sie sind mit schwarzen Haaren zusammengebunden. Ich möchte wetten, daß sie unten aus dem Steigbachtal stammen. Das Fräulein hat sie sicher, als sie dort an den Wiesen vorbeikam, erblickt und mitgenommen. Und dann hat sie die Gabe der kleinen Gottesmutter in diesem Baumstamm geweiht. Sicher.

Ein schwarzhaariges Fräulein also. Ich sehe sie ordentlich vor mir, wie sie in ihrer Fröhlichkeit herbeiwandert und sich bückt und die Blumen niederlegt. Dann hat sie sich dort an der Seite in den lockeren Schnee gekniet und ein Gebet geflüstert. Hier merkwürdigerweise auch. Und zwar hat sie hier, wie es scheint, länger gekniet als dort, länger und inbrünstiger. Sie hat sogar mit ihrem Kopf und ihrem Ellbogen den Schnee berührt, und das sieht gerade so aus wie die Spur von vorhin, wo sie so übermütig war.

Ja .. sag mal ..

Ich betrachte den Enzianstrauß, ich betrachte die Spuren im Schnee, ich überlege mir etwas, und mit einem Male wandert ein kalter Gedanke durch mich hindurch: Vor diesem Andachtsbild hat sie sich doch sicher nicht übermütig benommen. Wenn sie nun auch vorhin gar nicht übermütig war, wenn sie da nun auch gekniet und gebetet hat, wenn sie da nun verzweifelt auf die Knie gesunken ist und ihren Kopf in den Schnee gedrückt hat, was dann? Und die ausgelassenen Seitensprünge nach rechts und links? Vielleicht ist sie da nur so getaumelt. Und der Purzelbaum? Vielleicht hat sie sich da längelang hinfallen lassen und hat nicht aus noch ein gewußt. Das ist doch gar nicht unmöglich, Herrgott verflucht noch einmal!

Ich bumse unwillkürlich mein Knie neben ihren Abdruck in den Schnee. Guck mal da, was für ein zierliches Persönchen sie gewesen sein muß! Ihr Knie nimmt sich so schmal neben meinem aus! Ich glaube, sie hat wahrhaftig seidene Strümpfe angehabt. Sieh mal, bei ihr sind die Formen so weich abgebildet, bei mir wird es bloß ein stumpfes Loch. Ist sie einfach irgendwo weggelaufen, ohne sich fürs Gebirge auszurüsten? Aber sie hat auch wieder genageltes Schuhwerk getragen. Hm.

Kein Zweifel, ich habe eine Entdeckung gemacht, indem es nicht ausgeschlossen ist, daß gestern hier ein Fräulein gelegen und vor Schmerz ihren Kopf niedergebeugt hat. Ich weiß es noch nicht, aber es ist nicht ausgeschlossen. Und ich sinke vorsichtig in die Form hinein, die ihr Körper gebildet hat, und halte meinen Kopf dorthin, wo ihrer gewesen ist. Es kommt mir so vor, als empfände ich mit meiner Haut all die Unruhe und Angst, die gestern hier gebebt hat. Sind auch Tränen in den Schnee gefallen? Der Schnee ist weiß und zusammengedrückt. Er schweigt. Die Madonna schweigt. Die Latschen schweigen. Sie haben mit angesehen, was hier passiert ist, aber sie verraten nichts.

Beim Aufstehen hat das Fräulein die rechte Hand in den Schnee gestemmt. Ich taste über den Schnee, über die Form der Hand, über den Ballen, über den Daumen, über die Finger. Am Goldfinger hat ein Ring gesessen. Ein Glück, daß der Schnee so feucht ist, sonst wären

die Zeichen da und dort längst wieder zugeweht. Was für Liebkosungen mag diese Har schon alles an Männern begangen haben? Möglicherweise hat sie auch jemandem eine Schlag versetzt. Aber als sie sich hier in den Schnee drückte, war sie nur eine unbeachtete Hand, die ihre geringe Pflicht erfüllte. Ich merke, daß sich in mir ein Gefühl von Barm herzigkeit gegen die Hand erhebt, ich möchte sie zwischen meine Pratzen nehmen und s wärmen und liebhaben. Laß mich noch einmal darüberstreicheln! Warum? Och, nur so.

Aber sollte es nicht besser sein, weiterzugehen und nach dem Fräulein und allem mi einander zu forschen?

Jetzt verfolge ich die Spur natürlich mit ganz anderen Augen als vorhin. Es gibt vielerlei, worüber ich mir Gedanken machen kann. Die Stapfen führen, ehe sie den Har erreichen, der zum Stuibengipfel überleitet, etwa hundert Meter an einem jähen Abstu entlang. Besagt es nun etwas oder besagt es nichts, daß das Fräulein manchmal geradez auf den vorgewehten Wächten, die jeden Augenblick wegbrechen konnten, hingewandert ist Es muß ihr ja vollständig gleichgültig gewesen sein, was mit ihr geschehen mochte. Spät hat sie sich eine Strecke lang nur zögernd vorwärts bewegt, da ist ihr wohl was Wichtige in den Sinn gekommen, sie hat die Füße nicht mehr richtig hochgehoben, sondern ist nur durch den Schnee geschlürft, immer langsamer, immer langsamer, wie ein Mensch, der tie nachdenkt. Hier ist sie gänzlich stehen geblieben. Aber dann muß ein heißer Entschluß i ihr aufgeflammt sein, die Spur ist wieder scharf abgezeichnet, die Schritte sind wieder gro Sie hat nun gewußt, was sie wollte. Das sieht man auch an der Art, wie sie den Han erstiegen hat. Immer wieder ist sie ausgerutscht, einmal hat sie sich sogar überschlage Aber sie ist blindlings weitergeklettert. Hier hebt sich zum Beispiel direkt neben ihre Stapfen die schönste Naturtreppe unter dem Schnee ab, sie hat nicht darauf geachtet. Un diese steile Stelle hier, an der sie sich so hat quälen müssen, kann man durch einen kleine Umweg mühelos überwinden. Sie hat es nicht gesehen. Dagegen entdecke ich etwa Neues: Hier ist sie wieder einmal abgerutscht und hat mit der rechten Hand mehrere Ma in den Schnee gegriffen, die Finger haben sich genau abgedrückt, gering und hilfsbedürft auch diesmal, aber von dem Ring ist nichts mehr zu sehen. Da, wieder die rechte Hand! Kei Ring. Hat sie das Kleinod verloren oder weggeworfen?

Ich wiege meinen Kopf hin und her. Man kann diese Sache betrachten, wie man wi sie ist so bewegend und seltsam. Einige Zeichen sind in der Einsamkeit der Berge in de Schnee eingegraben, ich beuge meine Augen darüber und buchstabiere etwas heraus. Ang und Not eines Menschen, mehr nicht. Die Zeichen liegen ja nicht tot herum, sie sind m einem merkwürdigen Leben erfüllt. So kann es geschehen, um etwas Ähnliches anzuführe daß ich in eine Wohnung trete, und da hängt auf dem Vorplatz ein Mantel am Kleide haken. Er hängt auch nicht einfach tot da, alles an ihm hat seine Bedeutung, der eine Arm ist halb umgestülpt, wenn ich heimlich in die Tasche fasse, so finde ich allerlei Gegenstän darin, die jemand hineingetan hat. Sie sind nicht gerade für meine Augen bestimmt. E ist, als ob ich jemanden, der sich allein glaubt, durch ein Schlüsselloch beobachtete. Eigentli sollte ich mich schämen.

Etwas Derartiges findet jetzt auch statt.

Das Fräulein weiß nichts von mir, aber ich bin mit ihrem Wesen schon ziemlich vertra Sie hat verschiedene Spuren im Schnee hinterlassen, aus denen ich in meinen Gedank folgere, daß sie nicht zu ihrer Lust und Ergötzung auf den Stuiben geeilt ist. Meine Finge spitzen haben die Formen ihrer rechten Hand liebkost. Ich habe die Farbe ihrer Haare wah genommen, ich kenne das Fräulein so gut, daß ich, wenn es darauf ankommt, imstande bi

beschreiben, was für eine Nase sie hat, was für eine Jacke sie trägt. Sie hat eine Nase, e ein ganz kleines bißchen gebogen ist, an der Nasenwurzel wachsen einige Augenbrauen, nd ihre Jacke ist aus schwarzem Samt. Ärmel, Taille, Kragen, alles ist aus schwarzem amt geschneidert. Ihren Kopf hat sie mit einer dunkelbraunen Pelzkappe geschmückt.

Ob sie deshalb so drauflosgejagt ist, weil sie sich vor jemandem fürchtete? Wenn ich neben r hergewandert wäre, hätte sie nicht so zu hasten brauchen. Verdammt noch einmal, daß) nicht schon gestern auf den Stuiben gestiegen bin! Ich hätte es wohl erleben mögen, as geschehen wäre, wenn ich gestern an dieser Stelle gestanden hätte! Ich hätte meine rme auseinandergebreitet, und dann wäre sie hineingeflüchtet: Gott sei Dank, daß Sie er stehen! hätte sie mit letzter Kraft geflüstert.

O keine Ursache! hätte ich geantwortet. Und dann wäre sie ohnmächtig niedergesunken. ber ich hätte sie in das Latschengebüsch da oben gebettet und sie mit Schnee und ruhigen Worten wieder zur Besinnung gebracht.

Ängstigen Sie sich nun nicht mehr, gnädiges Fräulein! Wer will Ihnen denn etwas tun?

Ach lassen Sie mich, würde sie unter Tränen gehaucht haben, ich bin eine arme Waise is edlem Geschlecht im Bayernland, und der Graf, mein Vormund, wollte mir Gewalt itun. Da bin ich in die Berge geflohen. Wer Sie auch sein mögen, retten Sie mich!

Dergleichen ereignet sich von Zeit zu Zeit unter den vornehmen Grafen und Königen eser Welt. Ich würde es nicht behaupten, wenn ich es nicht verschiedene Male schwarz if weiß in meinen Zeitungen gedruckt gefunden hätte.

Jedenfalls hätte ich schließlich doch gewagt, ihre Finger mit meinem Munde zu berühren. ein, lassen Sie mich Ihre Finger wärmen, Fräulein Gräfin, nicht aus Liebe oder aus lch einem Grunde, sondern nur weil sie so schmal und hilflos anzusehen sind. Doch, auch n Spürchen aus Liebe und Ergebenheit. Seien Sie nicht böse! Aber Sie liegen so fremd- :tig hier in den Latschen mit Ihrem schwarzen Haar unter der Pelzkappe und mit den ugenbrauen an der Nasenwurzel.

Ich hätte .. ich würde .. ich möchte .. ach ja! Nach Gunzesried hinunter, hat der Sen- :rsknecht gesagt. Was stehe ich denn hier im Schnee und Wind herum und phantasiere ir was zurecht! Wenn ich sie nun einholte! Denk nur an die hilflosen Hände! Los, nterher! Ich werde doch in Gunzesried herauskriegen, in welcher Richtung das Fräulein eitergewandert ist! Und dann hinterher! Und dann habe ich sie mit einem Male auf einem Saldweg vor mir. Das Fräulein aus Fleisch und Blut. Sie nimmt ihre Kappe ab und :wegt sich langsam vorwärts, ohne mich zu bemerken. Ich will nur eine Viertelstunde auf einen Fußspitzen in ihrer Nähe sein. Ich will nichts sagen, ich will nur ihre rechte Hand nmal ansehen und ihre Stimme einmal hören. Wenn sie sich umdreht, könnte ich sie ja ach dem Wege fragen.

Danke schön, gnädiges Fräulein und um Verzeihung, sind Sie in Ihrem Leben schon nmal auf dem Stuiben gewesen? .. So, gestern erst. Hm. Ich komme eben herunter und .. nd .. liebes Fräulein, ich habe eine alberne Frage auf dem Herzen: Ist Ihnen da auch diese orzellanene Madonna in dem hohlen Baumstamm aufgefallen? Und die Enzianblumen, e mit schwarzen Haaren zusammengebunden waren? Mit gerade solchen Haaren, wie ie an Ihrem linken Ohr herunterhängen haben, so kraus und schwarz. Ach, liebes Fräu- in .. ! Und ich nähere mich ihren Haaren, ihrem glühenden Gesicht, die Wärme von ihrem Gesicht schlägt über meine Wimpern und über meinen Mund, wir sehen uns scheu in die ugen, und dann muß alles seinen Lauf nehmen.

Indem ich mir das ausmale, arbeite ich mich immer ungeduldiger den Hang hinauf. De Wind pfeift, der Schnee rauscht unter meinen Tritten. Und da finde ich mit einem Mal das Allermerkwürdigste: Unterhalb des Latschengebüsches flattert in einer tief eingetretene Fußstapfe ein Fetzchen Leinwand hin und her. Ich hole mir's heraus. Der Satan soll mic fressen, wenn das nicht ein Stück von einem Hemd ist! Die eine Kante besteht sogar au lauter kleinen Bogen, wie die Damen sie oben an ihren Hemden tragen, und ferner sind d die Buchstaben M und S hineingestickt. Was soll ich davon halten? M und S . . ? Vielleich finde ich in dem Gebüsch noch etwas.

Nein, das Fräulein hat sonst nichts hinterlassen. Warte mal . . nein, nichts. Allerding scheint sie hier längere Zeit gesessen zu haben. Das soll ihr ja auch unverwehrt bleiben aber was auf Gottes Erde hat sie dazu getrieben, die beiden unschuldigen Buchstaben au ihrem Hemd zu reißen und vom Winde wegwehen zu lassen? Hätte sich der Fetzen nicht zu fällig in der Stapfe gefangen, dann würde ihn sicher keine Menschenseele jemals aufgetriebe haben. Und nun fällt mir ein, daß womöglich in dem Ring auch Buchstaben gestanden haben. Darum mußte er weg. Und nun fällt mir noch etwas ein. Und vielleicht ist es mi in diesem Augenblick gelungen, das Geheimnis vollständig aufzudecken. Aber um Himmels willen, es wird sich doch nicht so verhalten! Das wäre ja . . ! Liebes Fräulein, du wir das doch nicht getan haben!

Mir fällt etwas Entsetzliches ein.

Ich keuche vorwärts. Allmählich neigt sich der Hang ins Horizontale und gleitet in di Plattform über, die den Gipfel ausmacht. Da kommt mir die Spur aufgeregt entgegen biegt um und stürmt wieder zum Gipfel zurück. Dort läuft sie ein dutzendmal stumm au und nieder und bricht dann seitwärts aus, und dann sind es keine Fußtapfen mehr, und dann hat sich das Fräulein da im Schnee gewälzt, und dann stürzt der Felsen Hunderte vo Metern in die Tiefe. Sie hat sich hinübergewälzt.

Ich werfe mich auf den Bauch und schiebe meinen Kopf in den freien Raum hinaus Nein, nein! sage ich vor Grauen, mein Gehirn kreiselt, die furchtbare Tiefe saugt mich an und ganz da unten liegt ein Klumpen, ein Kleiderbündel, ein Mensch. Soll ich mir einen Stoß geben und mit angepreßten Armen hinterhersausen? Den ersten Aufschlag spüre ic unter Umständen noch, aber wenn ich dann blutig von Treppe zu Treppe geschmettert werde ist schon alles vorbei. Ich? Was schwatze ich denn von mir! Ein Mädchenkörper hat sic zweimal in der Luft um sich selbst gedreht, ist mit dem Rückgrat auf das Gestein da unten gekracht und zerbrochen weitergerollt. Es hat nur dumpf gekracht, weiter nichts, weiter nichts, weiter nichts . .

Ich stehe auf. Eine Wolke fährt heran und hüllt den Gipfel in kalten Dunst, die Sonn wird bleich, aber nach ein paar Sekunden hat sie schon wieder ihre alte Gewalt, die Blä strömt wieder um mich her. Und wie ich mich von dem Abgrund wegwende und, ohne z wissen, wo ich bin, nach der anderen Seite stiere, dehnt sich da ein unermeßliches Meer au weißen, spitzen Wellen hin. Aber die Wellen schaukeln nicht durcheinander, sie sind starr un tot, sie sehen aus wie verschneite Berggipfel. —

Nach einer halben Stunde bin ich auf der Alpe Mittelberg. Wir versehen uns m einer Tragbahre, der Knecht und ich, er geht voran, ich hinterher. Ein langer, schweigend Weg. Schließlich bewegen wir uns zwischen dem Geröll umher, das am Fuße des Stuiben felsens verstreut ist. Und da finden wir das Fräulein, wir arbeiten uns heran. Sie lie auf dem Gesicht und hat wie ein Schlangenmensch das eine Bein über den Kopf gezwäng Und wie wir sie umkehren, ist ihr Gesicht ein einziger Blutklumpen. Ihre linke Seite ist vo

r Hüfte bis zum Kopf aufgerissen, ihre Wange ist weggeschlitzt, die Zähne .. Nein, ich
m es nicht beschreiben! Ihr Rock ist auch zerfetzt. Wir sehen ihre Unterwäsche, ihre Schen-
l. Das Fräulein liegt halb nackt herum. Wir heben sie auf. Ich bemerke zufällig, daß die
trippen an ihren Bergschuhen abgeschnitten sind. Sie hat alles von sich getan, was Buch-
ben und Namen trug. Auf den Strippen stand wohl die Firma verzeichnet, bei der die
chuhe gekauft waren. Sie wollte unerkannt bleiben im Tode. Genau so ist es mir vorhin
igefallen. Ihre Haare sind so ausländisch schwarz. Vielleicht ist sie eine Spanierin.
. und S. Was könnte das bedeuten? Es könnte Manuela Santador bedeuten. Ich weiß
nicht. Oder auch einfach Minna Schmidt. Aber sie hat keine Samtjacke an, sondern einen
auen Sweater. Ihre Absicht war, unbekannt zu bleiben. Ich habe einen Hemdfetzen
it zwei Buchstaben in meiner Tasche. Aber ich werde ihn niemandem zeigen. Liebes
räulein, wie du auch heißen magst, ich werde den Fetzen niemandem zeigen, ich werde
einen Mund überhaupt nicht auftun. Ich habe gesehen, wie du gebetet und gezittert hast.
s ist beinahe so, als wären wir einen Tag lang Kameraden gewesen. Wenn du schweigst,
ter Kamerad, dann will ich auch schweigen.

Der Knecht schiebt das Bündel auf der Bahre zurecht.

An Apfischnaps, moan i, der richtet oan a wengl z'samm, moan i. Heiligkreiz Mariand-
sef, dees san jetzt Geschichten, san dees!

Wir schwanken davon. Das Bündel streckt ein Bein schräg in die Luft, der seidene Strumpf
ingt zerschlissen herunter.

Die Hochzeitskuh

Roman von Josef Magnus Wehner

. Fortsetzung)

Siebentes Kapitel.

Und sie hatte ihn doch gesehen. Als sie den Schritt ihres Vaters über den Hof schallen hörte, war sie erschrocken über den seltsamen Klang. Es schien, als sei dieser Schritt mit ner neuen unsagbaren Last beladen, und die hellhörige Birge lief eilig an das Küchen-nster, um zu sehen, was ihrem Vater begegnet sei. Das Fenster war sehr schmal, und so m es, daß Birge sich heftig an den Rahmen stieß, als sie ihren Kopf zurückschnellte. Sie tte sofort Berthold erkannt, der den Berg hinabschritt. Zitternd schrie sie auf, atmete wer und horchte auf den Vater, der sich langsam näherte. Dann schloß sie langsam das enster und schob, als wolle sie das Gesehene vor ihrem Vater verbergen, leise die Hand er die frostige Scheibe. Ihr Herz sprang wie ein Ball, ihr Ohr rauschte, und ihr Auge rschleierte sich.

Plötzlich sprang sie auf. Sie wollte zu Berthold. Noch im Laufen warf sie die Schürze die Holzecke auf die sauberen Scheite und riß die Küchentür auf. Da sah sie den Vater ter dem Pfosten der Haustür stehen. Er drehte ihr den Rücken zu und sah in die schwarze nde mitten im Hof. Nur ein einziger schmächtiger Gedanke beherrschte sie; wie sie wohl n Vater vorbeikommen könne, ohne ihn zu berühren. Erst wollte sie ihn rufen, aber sie achte das Wort Vater nicht heraus. Dann wollte sie Lärm machen, daß er sich vielleicht nschaue und ihr Platz mache. Sie stieß auch wirklich an einen der Holzschuhe, die in langer

Reihe im Flur standen, aber der gab nur einen schwachen Klang. So stand sie schwer a
mend und wartete. Der Vater rührte sich nicht. Plötzlich fühlte sie, wie ihre Augen bran
ten. Ihre Brust flammte, Tränen rollten aus ihren Augen. „Mein Gott," sprach sie v
sich hin; sie schämte sich, daß sie weinte und daß der Vater vielleicht ihr Elend sehen werd
Und leise ging sie in die Küche zurück, beladen mit einem neuen Unglück.

Der Vater blieb in der Haustür stehen, bis das Essen kochte. Jetzt war Berthold scho
im Dorf unten im Tale, wo der Zug stand. Selbst ein Vogel hätte ihn nicht mehr eingehol
Das mußte Birge hinnehmen. Sie erfuhr nie, was zwischen den beiden Männern vo
gefallen war. Und in den nächsten Tagen trat ein Ereignis ein, das sie völlig ablenkte,
sehr sie sich auch mühte, das Bild jenes Wintertages festzuhalten.

Es war, als würden die Fensterscheiben der beiden Bauernhäuser immer blinder. S
wollten nichts mehr voneinander wissen und jedes versank in die graue Sintflut eines u
heilbaren Hasses. Da, eines Abends, als Friedrich im Hofe stand, hörte er die Eisscholle
des Flusses im Tal gegen die Pfeiler der Brücke krachen; zugleich aber drang ein kurz
trockenes Hüsteln vom Nachbarhof durch die Dämmerung. Das war Mathies. Friedri
nickte nur, als bestätige er ein längst gefälltes Urteil.

Darauf hörte er von einem kleinen Bauern aus einem weit entfernten Tal, der zu ih
kam, um eine Kuh zu kaufen, seinem Nachbarn Mathies gehe es schlecht; er habe die Schwin
sucht und sei in der Stadt beim Rechtsanwalt gesehen worden, ohne Zweifel, um sein Teft
ment aufzusetzen. Friedrich erkundigte sich nur nach dem Namen dieses Anwaltes, und a
er erfuhr, es sei derselbe, der damals den Nachbarn im Streit um die Jauchegrube vertrete
hatte, klopfte er seine Pfeife am Gartenstock aus und sah in die jähe Frühlingssonne, a
könne sie zu schnell für seine Wünsche kommen. Er wollte, daß es kalt bleibe.

Das Gesinde merkte bald, was in Friedrich vorging. Es begann aus den Luken zu lauer
jeder Knecht und jede Magd beobachtete den kranken Nachbarn, wenn er die Hände auf d
schmerzende Brust gepreßt über den Hof wankte und sich bemühte, den fressenden Huste
zu unterdrücken. Jeder von den Spähern gab Kunde. Friedrich hörte wie ein Feldherr d
Berichte seiner Knechte, ohne je ein Wort dazu zu sprechen. Aber nun begann auch er z
horchen. Er machte sich öfter in den Gebäuden zu schaffen, die nach seinem Nachba
zu lagen, ja er stand oft am Kammerfenster, durch das der Schall des Hustens von d
Straße her williger eindrang, und wurde fast ängstlich, wenn er den bitteren Ton einm
nicht hörte. Manchmal sah er in halber Zerstreutheit sogar auf die Uhr.

Birge war gequält. Sie fühlte in ihrer Zerrissenheit den schleichenden Tod des Nachbar
als geschehe er an ihr. Sie betete für ihn und wünschte sehnlich, ihm helfen zu können. Ei
mal bat sie Gott in der Nacht, er möge ihr Leben von ihr nehmen und das des Nachba
retten. Und obwohl Friedrich seine Augen wie eine Kette um die Tochter legte, gela
es ihr doch, ungesehen eine Taube zu kochen und sie noch heiß über die Straße zu bringe
Wie von einem guten Geiste geschickt kam ihr da Hans entgegen. Sie drückte ihm lächeln
das Tellerchen in die Hand, daß er dem Vater die Taube bringe, und entfloh.

Es kam ein milder Sonnabend, angefüllt mit der schwimmenden Lichthelle des Föhn
Mathies, der vor vierzehn Tagen vor lauter Schwäche ins Bett gekrochen war, saß aufre
in den Kissen und wunderte sich, daß ihm heute so leicht auf der Brust sei. Er sah heit
zum Fenster hinaus und freute sich über Bäume und Büsche, daß sie ihn heute so liebrei
anschauten. Dann rief er Hans herein und teilte ihm mit, er werde versuchen, morg
aufzustehen, er habe sich noch nie so wohl gefühlt.

Hans aber wandte sich um und wurde blaß. Er hatte von den Leuten gehört, wenn e

chwindsüchtiger sich wohl fühle, gehe es auf den letzten Tag. Um sich aber nichts merken lassen, drehte er sich sofort wieder um und fragte den Vater, welche Hose er morgen ziehen wolle, es sei Sonntag. Da sagte ihm der Vater, er wolle morgen rechten Staat achen und die gute schwarze anziehen, die zum Gehrock passe. Hans erbot sich, sie ihm eich zu holen. Auf dem Flur aber winkte er einem Knecht, er möge ins Tal gehen und den farrer mit den Sterbesakramenten holen. Darauf legte er die schwarze Hose über die Lehne es Stuhles, der am Bette stand, und glättete sie dem Vater zu Gefallen.

Am Abend zog sich Nebel zusammen. Mathies lag mit zerstochener Brust ein wenig gstlich in den Kissen. Seine hohlen Augen gingen in dem schwarzen Fichtenbaum auf d ab, der vor dem Fenster stand. Er suchte jedes Fünklein Licht, das sich vor dem Nebel ttete, bis auch der dunkle Mantel des Baumes in der Nacht verging. Dann war es ihm, s setze sich ein großer schwerer Vogel auf seine Knie und begehre nach seinem Halse. Er ng und sprach mit ihm, aber der schwarze Geselle ließ sich nicht begütigen. Langsam kroch zu seinem Herzen herauf. Da schrie er nach Licht. Er schrie so laut, daß Friedrich ihn er sein Dach hinüber hörte.

Als die Lampe auf dem Tische stand, kam der Priester. Da wußte Mathies, daß es jetzt in n Himmel oder in die Hölle gehe. Er beichtete gut und gern, schonte sich nicht im minden, sondern gab eher bei jeder schweren Sünde noch ein Scheffel zu, damit der Sack ja cht voll werde. Dann empfing er den Leib des Herrn. Es lag allein an dem mißlichen onnabend, daß der Priester nicht zu Friedrich hinübergehen konnte, um ihn an das Lager s Sterbenden zu führen. Mathies hatte das gewünscht und beigefügt, man müsse dem drüben die Ehre wagenweise nachfahren, sonst fühle er sich gekränkt. Deshalb solle der te Pfarrherr doch selber hinübergehen um ihn zu holen. Nun warteten aber im Dorfe ten die Beichtkinder schon lange auf den Geistlichen, daß er ihnen ihre Sünden abnehme. s war keine Zeit zu verlieren, und der Geistliche ging eilig wieder zu Tal.

Friedrich hatte das Glöckchen des Meßbuben wohl gehört und war während der ganzen iligen Handlung nicht vom Kammerfenster fortgegangen. Er hatte so ungefähr in Gedanken dem Sterbenden da drüben die Sünden mit aufzählen helfen, ja er knotete, als er e Schelle in der Stube vor dem Leib des Herrn klingen hörte, seine Hände zusammen. s er aber die Schritte des Pfarrers verhallen hörte, da flocht er die Hände auseinander d sagte „Nein!"

Mathies war froh, daß er jetzt seine Ruhe hatte. Er hatte alles getan, was er tun konnte, d besprach mit Hans die Frühjahrssaat. Der Tod war ja noch nicht sichtbar, und er konnte h nicht vorstellen, daß er in drei Tagen unter der Erde sein werde, unsichtbar und über d über mit gefrorenen Schollen bedeckt. Da war es besser, bis zum letzten Augenblick n den Dingen zu sprechen, die er liebte, und obwohl alles in seinem Hause — bis auf die hlende Frau — gut geordnet stand wie die Heiligen und die Tage im Kalender, fing doch immer wieder an, dem geduldigen Hans Mahnungen und Vorschriften zu geben, st für jeden Tag des kommenden Jahres. Vielleicht aber waren alle seine Reden nichts deres als Verlegenheit. Er war ein wenig beschämt, so nichtstuerisch dazuliegen und fehle zu geben wie ein großer Herr. Bei Hans hatte doch immer ein karges Wort gegt. Und dann hatte seine Verlegenheit noch einen tieferen Grund, wie sich vermuten st. Der Priester im Chorrock hatte sich feierlich um ihn bemüht. Er hatte ihm die heilige stie bis zum Bettrand getragen und ihm den Leib des Herrn über die gewürfelte Decke weg wie über ein Kommuniontuch zum Munde gereicht. Und der kleine Meßdiener war f den Dielen gekniet, kerzengerade und ohne jede Neugier, frömmer noch als in der Kirche.

Da war dem Sterbenden aufgegangen, wie das Hinscheiden von dieser Welt doch ein feierliche Sache sei, daß Gott selbst sich in die kleine alte Stube bemüht habe, um den Fremden, den er bis jetzt eigentlich nur so von der Seite her gekannt hatte, ein Stück entgegenzugehen. Das rührte den Sterbenden. Sein Herz wallte, und er mußte sich anstrengen, nicht weich zu werden wie eine Frau. Deshalb sprach er so viel.

Und zuletzt scheute er noch vor einem anderen Bild. Mochte geschehen sein, was da wollte, er hatte doch immer gewünscht, Birge möge als junge Frau in sein Haus einziehen. Erst jetzt in den Dämmerungen des Todes, in den lichten Wehen des Abschiedes sah er, was die eitle Feindschaft zwischen ihm und Friedrich angerichtet hatte; beide hatten sich aus Trotz gegen ihre eigenen Absichten vergangen, und das war beschämend genug für zwei alte Knaben. Und wenn Mathies seinen guten Hans betrachtete, der gedrückt hinter der Lampe saß und vor lauter Kummer Stück für Stück von der Wurst aß, die er auf den feiertäglichen Befehl des Vaters aus dem Rauchfang geschnitten hatte, da vermißte er durchaus eine Braut an seiner Seite. Und so bat er endlich, eine Stunde vor Mitternacht den Sohn, er möge Friedrich zu ihm herüberholen. Hans errötete, als er den seltsamen Auftrag vernahm, und machte sich schwer auf den Weg.

Friedrich hörte ihn schon vom weitem kommen. Er kam als Bote aus einer anderen vergangenen Welt, die Friedrich längst zugeriegelt glaubte. Umso entschlossener gedachte er den verdächtigen Angriff abzuwehren. Er rief Birge herein, glättete das Schaffell auf der Siedel und wies sie mit einer stummen Handbewegung an, neben ihm Platz zu nehmen. Am liebsten hätte er die Ängstliche noch zurechtgerückt, damit sie feierlich wie eine Heilige dasitze und den nächtlichen Eindringling schon durch ihre Gestalt verstummen mache. Darum wartete er, bis Hans eintrat.

Der Sohn aus dem Sterbehause blieb schwarz und klein an der Tür stehen, gerade unter dem Weihwasserkessel, dessen glänzendes Porzellan wie eine Blume aus seinem Kopf wuchs. Er sagte seine Botschaft wie ein Schüler und wartete wie ein Bettler. Friedrich rührte sich nicht. Erst als Birge sich anschickte, ein gutes Wort zu sagen — sie hielt im Sitzen beide Hände vor sich — ging ein Zittern durch den hageren Oberkörper des Vaters. Er wußte genau, daß er frevle, als er jetzt sprach:

„Nun ist es so weit! Geh hin und sage deinem Vater: Er hat die ganzen Jahre keine Zeit gehabt zu mir zu kommen. Ich habe jetzt, wo es ihm eilt, auch keine Zeit. Hörst du?"

Hans schüttelte sich. Er sprach halb weinend: „Der Vater will ja nur Abschied von Euch nehmen."

Friedrich wollte etwas erwidern, aber während er noch das Wort suchte, tat die Uhr einen Schlag, einen einzigen nur. Da stand Friedrich auf und rückte den Zeiger zurück, denn die Uhr hatte zu früh geschlagen. Dabei sprach er in das Uhrgehäuse hinab: „So schnell geht das nicht."

Da aber konnte Birge sich nicht mehr länger halten. Sie stand langsam auf, glättete ihre Schürze und sagte, zu Hans gewandt, während sie doch den Vater meinte: „Wenn Ihr nicht gehen wollt, Vater, dann gehe ich."

Der Vater sah sie von der Seite an, indem er das nähere Uhrgewicht in der Hand wog. „Du wirst das bleiben lassen."

Aber Birge ging mit festen Schritten auf die Tür zu, öffnete sie und schritt mit Hans stumm in das Sterbehaus hinüber. Da spürte Friedrich, wie die letzte Wärme von seinem Herzen floh. Er verlor nun auch Birge, die Tochter.

Als die beiden Kinder in Mathies' Stube traten, fieberte der Kranke leicht. Er sah die

Mädchen und lächelte. Plötzlich aber wurden seine Augen groß. Er fragte nach Friedrich. Weder Hans noch Birge konnten eine Antwort geben. Da hieß er die beiden in den Stall gehen, er wolle einen Augenblick allein sein, um Friedrichs Absage zu verwinden. Es war so viel Macht in seiner Stimme, daß sie gehorchten, obwohl sie glaubten, der Kranke werde in diesem einsamen Augenblick gewiß sterben.

Im Stall war es totenstill. Die Tiere schienen zu ahnen, daß ihr Herr im Todeskampfe liege. Sie standen trotz der späten Stunde aufrecht und wartend im Stroh und blickten stumm auf Birge und Hans, die stumm in der sauberen Stallgasse standen und auf jeden Laut horchten, der von der Stube kommen konnte. Plötzlich erschraken sie, als habe ein Gespenst oder der Tod selbst die Klinke aufgedrückt: Sie hörten die Tür einfallen und vom Schall den Staub aus dem alten Gebälk zu ihren Häuptern rieseln. Aber während sie nun einen Augenblick lang beide dachten, das Schicksal habe sich gewendet und Friedrich sei in das Haus gekommen, um dem Sterbenden die Hand zu geben, hörten sie nun, wie einer mühsam die steinerne Treppe hinunterging. Sie erschraken noch mehr als vorher. Auch das Vieh wurde unruhig und schaute nach der Stalltür, die nach dem Hof führte. Folgendes war geschehen:

Als Mathies die beiden Kinder ohne den erbetenen Freund eintreten sah, faßte er halb im Fieber den Entschluß, nun selbst zu Friedrich hinüberzugehen und ihn zu holen. Er achte nicht daran, daß er auf dem Wege zusammenbrechen oder, was noch schlimmer gewesen wäre, drüben im fremden Hause vor den Knien seines Widersachers schwach werden und sterben könne. Er dachte überhaupt nicht mehr an seinen Tod; er fühlte, er müsse es unter allen Umständen noch richten, daß Hans und Birge vor den Augen Friedrichs sich die Hand gäben und sich damit für das Leben versprächen. Das wollte er noch schaffen, und Friedrich sollte Zeuge sein. So zog er sich mühsam an, warf eine Pferdedecke über die Schultern und machte sich auf den Weg.

Aber Friedrich war wach geblieben. Als er sah, wie Birge sich unaufhaltsam von ihm löste, ging er in die Kammer, seinem letzten und dunkelsten Zufluchtsort, und lauschte. Er hörte mit offenem Munde, wie die beiden Kinder im feindlichen Hause verschwanden. Er harrte weiter voll Zorn. Die Stille kochte sein Blut. Er dachte daran, sich das Leben zu nehmen, da ihn niemand mehr möge. Aber da hörte er wieder die Tür gehen und wußte sofort, wer jetzt kam. Sein Auge flammte, er glaubte zu sehen, wie jetzt ein Blitz unter seinen Lidern hervorschoß.

Mathies stand keuchend in der Mitte seines Hofes. Er konnte nicht weiter, die Kälte überlief ihn wie körniges Eis. Er hörte, wie die beiden Kinder die Stalltür öffneten und sah den gelben Lichtschein wie ein Hündchen vor seinen Füßen wedeln. Aber er wollte weiter und hob die Arme, um einen großen Schritt zu tun.

Plötzlich schrien alle drei auf. Die Uhr schlug Mitternacht und im Hause Friedrichs begann es zu donnern. Sie wußten alle drei, von wannen dieser furchtbare Donner kam. Er rollte im Schritt, im Marsch, im knochenharten Takt gegen den Sterbenden an und schlug seine Arme wie gebrochen herab. Das war die Trommel. Friedrich schlug sie in seiner Kammer dem Feind entgegen.

Hans und Birge hatten schwere Mühe, den Kranken ins Haus zu tragen. Erst nach einer Stunde hatten sie ihn gebettet. Die Trommel rollte die ganze Nacht. Niemand sprach ein Wort. Ja, als die ersten Kirchgänger von den Bergen an Friedrichs Hause vorbeigingen, hörten sie ihn noch trommeln und erzählten es unten im Tal vor der Kirche. Erst gegen Mittag starb Mathies. Er war nicht mehr zum Wort gekommen mit seinem Wunsch. Als

er den letzten Seufzer tat, schwieg die Trommel. Birge öffnete die Fenster und gab Hans die Hand. Die Tränen in ihren Augen waren wie gefroren. Sie konnte dem Überlebenden kein einziges gutes Wort sagen und mußte sich abwenden, als Hans ihr sagte, er werde ihr diese Nacht nie vergessen.

O, es graute Birge, den Vater zu sehen. Als sie heimkam, sah sie die Geschwister im Sonntagsstaat ängstlich in der Küche stehen. Niemand hatte sich getraut, das Haus zu verlassen und zur Kirche zu gehen; aber niemand ging auch in die Kammer und fiel dem Vater in den Arm, als er am heiligen Morgen noch den Schlägel schwang. Nur Birge ging zu ihm hinein, freilich nur ein Stück, indem sie die Kammertür vor sich aufstieß, mehr aus Furcht, er könne auch in seinem Zorn gestorben sein, als um ihm zu helfen. Er saß leer wie eine Erbsenschote, gelb und dürr auf dem Bettrand, ein Lächeln auf den dünnen Lippen, das schrecklich stimmte zu der flackernden, über die Gelände laufenden Sonne.

Als Mathies begraben wurde, ging Friedrich mit. Er war der letzte im Zuge. Niemand mochte ihn recht grüßen. Wer ihn sah, nickte ein halbes Ja mit seinem Kopfe und walkte dann verlegen den Hut mit den Händen, um ihm nicht die Hand geben zu müssen. Alle sagten, es könne nicht ungestraft bleiben, was er getan habe. Nur einer war freundlich zu ihm, Hott, der wie zufällig am Begräbnisse teilnahm. Er schüttelte dem Alten geschäftig die Hand und ging nach dem Amt mit ihm heim. Da hatten die Leute noch mehr zu reden und alle waren sich einig, daß er Birge über kurz oder lang freien werde.

Es dauerte Wochen, ehe der Vater wieder sprach. Birge aber wünschte, er wäre lieber stumm geblieben, denn sein erstes Wort war Hott. Er teilte ihr von nun an den Inhalt aller seiner Briefe mit; Hott schien seine letzte große Hoffnung zu sein. Birge hörte ihn streng an und ging dann immer gemessen an ihre Arbeit. Jeder Gedanke an die Zukunft war ihr wie mit der Schere abgeschnitten.

Auch in der Stadt wurde voller Frühling. Berthold, in seine Bücher vergraben, bereitete sich mit aller Kraft auf die Prüfung vor. Er gedachte danach in die afrikanischen Kolonien zu gehen. Otto und Erich wußten, obwohl Berthold nie davon sprach, längst, daß er sich von Birge geschieden habe, und daß daher sein ganzes Unglück komme. Sie berieten oft, wie ihm zu helfen sei; aber es schien ihnen immer wieder, als habe in Dingen der Liebe nur das Schicksal zu sprechen.

Am meisten aber litt Anna. Sie konnte sich die jähe Verfremdung ihres Berthold nicht im mindesten erklären, wie sehr sie auch darüber nachgrübelte. Er besuchte sie nicht mehr und ging ihr überall aus dem Wege. Ihre kleinen Briefe kamen, auch wenn sie die Adresse mit verstellter Hand schrieb, uneröffnet zurück. Sie wurde schwermütig und sagte sich voll Überzeugung, daß sie zum Unglück geboren sei. Je voller der Frühling ausbrach, um so größer wurde ihre Scham, daß sie von der Liebe ausgestoßen sei. Langsam begann sie zu erkranken. Und während ihre Leute zu Hause ihr jede Woche schrieben, wann sie denn nun heiraten werde, es sei alles bestellt, neigte sie sich in eine unheilbare Schwermut.

Eines Tages kam ein Briefchen von ihr aus der Nervenklinik. Sie bat Berthold auf einen Augenblick zu sich. Der arme Student erschrak heftig. Erich wurde ernst, als ihm Berthold von dem Briefe erzählte, riet ihm aber hinzugehen.

„Alles bleibt in dir," sprach er, „mit dem du dich einmal, und sei es nur in Gedanken, gemischt hast. Davon leben Schicksal und Schuld."

Er fand Anna in einem großen Saale neben vielen Frauen. Sie lag zu Bett und weinte, als sie ihn erblickte. Sie wandte sich ab, als er näher kam, und vergrub ihren Kopf in den Kissen. Verlegen stand Berthold unter den Neugierigen und starrte in die Luft.

wie ein ungebetener Bräutigam. Plötzlich warf sich das Mädchen herum und streckte ihm beide Arme entgegen. Sie streichelte seine Hand und sagte, nun werde alles wieder gut. Der Doktor sei sehr lieb zu ihr, und sie werde entlassen, sobald sie gesund sei ... Ihre Reden verwirrten sich, als sie weitersprach. Sie fuhr zusammen, wenn Berthold auf die Uhr sah. Er tröstete sie, so gut er konnte, aber das Wort, auf das sie wartete, konnte er ihr nicht sagen. Als es Zeit war zu gehen, warf sie sich um seinen Hals und wollte ihn um keinen Preis lassen. Die Wärter mußten die Arme der laut Weinenden von Berthold lösen.

Wie ein Irrsinniger streifte Berthold durch die Nacht. Er begriff nicht, was ihm da von neuem widerfuhr. Zum ersten Male seit seiner Jugend weinte er hilflos in diesen Nächten.

Achtes Kapitel.

Die drei Freunde waren von ihrer Pfingstwanderung zurückgekommen. Zum ersten Male hatte Berthold in einer knospenden Nacht im Walde den beiden von Birge erzählt, und sie hatten wohl verstanden, daß er trotz aller Leugnung mit jeder Faser seines Herzens an ihr hänge. Er hatte die Geschichte nur stückweise und leichthin so vorgetragen, als sei nun alles aus und vorbei. Und da sich die Jugend gern in tragischen Bildern gefällt, so hatte er mit einem Blick auf die Sterne, die glitzernd durch das Walddach schienen, geäußert, für ihn sei es besser in ein fremdes Land zu gehen und dort ungekannt zu sterben. Damit konnte er einfach die Kolonien gemeint haben, die er ja nach der Prüfung aufsuchen wollte. Aber die jenseitige Schönheit der erhabenen Pfingstnacht ließ auch eine andere Absicht zu, die besonders Otto heftig ergriff: Vielleicht wollte Berthold aus dem Leben gehen! Otto geriet in Angst. Und obwohl Berthold gleich nach seinem Geständnis aufsprang und erklärte, er lasse sich von seinem Gram nicht aufzehren, und überhaupt sei es unerhört, welche Rolle die jungen Mädchen im Leben des heutigen jungen Mannes spielten, als seien Staat und Kirche, Gesellschaft und Bildung keine Aufgaben mehr, nahm Otto jenen Ausbruch der Verzweiflung gewaltig ernst. Er fuhr zwei Tage später, indem er vorgab, seine Eltern zu besuchen, in Bertholds Heimat, um Birges wahren Zustand und ihre Meinung über Berthold zu erfahren.

Der offenherzige schöne Junge gewann sich sofort das Herz von Bertholds Vater. Denn zu ihm war er zuerst gefahren, in der klugen Überlegung, es sei unmöglich, zu Birge vorzudringen, ohne einen Bundesgenossen zu haben. Der vergrämte alte Herr wurde warm, als ihm Otto von Bertholds Erfolgen an der Universität erzählte, und er fing Feuer, als er von Hotts dummen Streichen erfuhr. Es stellte sich heraus, daß auch er Birge gut leiden mochte, und es machte ihm diebische Freude, ihren Vater einmal mit Vorbedacht zu überlisten. Es galt nur an Birge heranzukommen, ohne daß Friedrich Verdacht schöpfte, Otto sei von Berthold geschickt; denn dann hätte der Alte jede Verhandlung sofort abgebrochen.

Es gab nun in jenem Bezirk einen Lehrerverein, dessen Vorstand Bertholds Vater war. Er war über die Angelegenheit des Vereins genau unterrichtet und stellte demgemäß folgenden Plan auf: In dem Dorfe, zu dem auch der Berghof gehörte, wurde ein zweiter Lehrer erwartet. Dieser hatte dem Vorstand des Lehrervereins seine Ankunft für Sonntag über vierzehn Tage angesagt und ihn kollegial gebeten, sich nach einer geeigneten Wohnung für ihn umzusehen. Bertholds Vater war denn auch schon oft in jener Gemeinde gewesen und hatte für den jungen Lehrer, den noch niemand im Dorfe gesehen hatte, ein Zimmer gefunden, das zur Not als Wohnung gelten konnte. Es war die sogenannte gute Stube eines Bauern, der mit der ihm zugedachten ständigen Einquartierung durchaus nicht ein-

verstanden war. Er hatte, um seine Bosheit recht zu zeigen, in der guten Stube eine wahrhaft babylonische Unordnung angerichtet, hatte Bettdecken, Stühle und Töpfe auf einen Berg geschichtet und dem Vorstand des Lehrervereins, wie auch dem verlegen-verstockten Bürgermeister erklärt, wenn der neue Lehrer Ordnung haben wolle, so solle er sie sich selbst schaffen, er rühre keine Hand mehr. Das war, obwohl die Bosheit Allgemeingut der Bauern in jenem Tal ist, vielleicht nicht so bös gemeint. Vielleicht wäre jener Hausherr eine Stunde vor Ankunft des neuen Lehrers doch in die Oberstube hinaufgegangen und hätte mit den Fingerspitzen und etlichen Verwünschungen soviel Ordnung gemacht, daß sie zwar wie eine Beleidigung wirkte, aber durch den scheinbar aufgewendeten guten Willen nicht weiter verfolgbar war.

Aber wie war es nun, wenn der junge Lehrer acht Tage früher kam? War es dann nicht mehr als natürlich, daß er sich vor dem Chaos entsetzte und nachdrücklich nach einer weiblichen Hand verlangte, die das Zimmer sofort aufräume und wohnlich mache? Kein Mensch würde etwas dahinter finden können, wenn Bertholds Vater am nächsten Sonntag mit Otto — der natürlich den jungen Lehrer spielen mußte — nach der Messe zu Friedrich ging und ihn bat, er möge Birge für ein Stündchen beurlauben, damit sie das verwahrloste Zimmer richte. Auch Friedrich konnte das nicht weiter verwunderlich finden, daß gerade Birge zu diesem Amt herangezogen wurde. Er hatte im Gemeinderat die Schaffung einer zweiten Lehrerstelle eifrig betrieben — politische Erregungen taten ihm wohl, indem sie ihn ablenkten — er war also gewissermaßen dem neuen Lehrer schon verpflichtet. Übrigens sind junge Lehrer eine begehrte Partie für Bauerntöchter; jede Schöne im Dorf hätte sich um die Ehre gerissen, als erste in die unberührte Wohnung einzudringen und für den Ankömmling Staub zu wischen. Es mußte dem Alten Freude machen, daß Birge den anderen Mädchen hierin den Rang ablief. Nur ein Punkt blieb bedenklich. Was würden die Bauern sagen, wenn vierzehn Tage später der richtige, zweite Lehrer eintraf? Die beiden Verschwörer entschlossen sich, wegen dieser Verlegenheit Otto lieber als Kollegen des jungen Lehrers vorzustellen, der für seinen Amtsbruder Quartier machen wolle.

Diese Vorsicht war gar nicht nötig. Kaum hatte Friedrich am nächsten Sonntag von Bertholds Vater, der den Bergbauern unter den Kirchgängern schnell herausfischte, nur ein Wort vom zweiten Lehrer gehört, da bot er nach einer geschickten Fragestellung Birge selbst an, daß sie mit dem jungen Herrn hinaufgehe und Ordnung schaffe. Dann rückte er seinen Hut, empfahl sich und stieg den Berg hinauf, während Vater und Otto nach Birge spähten. Plötzlich kam sie. Sie hörte ihren Namen rufen und kam langsam auf Bertholds Vater zu. Sie hatte ihr Kopftuch zurückgeschlagen. Als sie vor dem alten Herrn stand, wurde ihr feines Gesicht so feuerrot, daß sogar das gelbe Haar zu brennen schien. Otto fühlte ihre Hand in der seinen zittern und sah, daß Birge überaus schön war, von den Fesseln bis zu den fein geschwungenen Brauen. Sie schlug ihre Augen voll auf, als sie hörte was man von ihr verlange, und sagte zu, als sie erfuhr, ihr Vater habe es erlaubt.

Auch die Überraschung des bäuerlichen Hausherrn gelang. Er übergab Bertholds Vater sofort die Schlüssel zu dem Zimmer des jungen Lehrers, und so stiegen die drei die dunkle Stiege hinauf. Oben angekommen, empfahl sich der alte Herr unter dem Vorwand, er müsse mit dem Bauern noch über die Miete sprechen, Otto möge nur anordnen, wohin er die kunterbunten Sachen gebracht haben wolle, Birge würde ihm unzweifelhaft gehorchen. Das Mädchen sah mit ängstlichem und verwundertem Blick die Tür zugehen, machte sich aber an die Arbeit. Schon hatte sie das Bett gerichtet und Kissen und Decke geglättet, ohne daß Otto ein bedeutendes Wort gesprochen hatte. Er schlenderte im Zimmer herum

ıd zog plötzlich seine Brieftasche heraus, in der ein Bild Berthold lag. Er öffnete sie ıd richtete es so ein, daß das Bildchen oben auf den Haufen Unordnung fiel, das Gesicht ıch unten. Birge drehte dem Verschwörer in diesem Augenblick gerade den Rücken zu. arauf stellte sich Otto in die Fensternische und wartete, was nun komme. Birge wandte ch und wollte das nächste Stück — es war ein geblümtes Tuch, mit dem das hochgebaute ett zugedeckt werden mußte — ergreifen. Sie sah das Bildchen nicht sofort liegen. Erst s sie das Tuch in schnellem Eifer an ihre Brust gezogen hatte, sah sie es die schräge Bahn nunterflimmern. Sie bückte sich und hob es auf.

Da hätte niemand sagen können, wessen Herz jetzt am heftigsten schlug. Otto sah, daß irge den Abgebildeten sofort erkannte. Ihre Hand sank blitzschnell herab, als halte sie eine ühende Kohle und wolle sie fallen lassen. Diese Bewegung war rührend genug, um Otto ı überzeugen, daß Birge noch an Berthold hänge. Nun aber geschah etwas Wunderbares. ieselbe Hand, die das Bildchen hatte wegwerfen wollen, ging ebenso schnell wieder zurück ıd näherte sich der Tasche. Birge hatte offenbar die Absicht, einen Diebstahl zu begehen. ie mochte denken, daß Dinge, die so unerwartet erscheinen, mit vollem Recht auch ge- imnisvoll verschwinden dürfen. Aber da warf sie wie ein ungelernter Dieb schnell noch nen Blick auf Otto, ob er nichts von alledem gesehen habe. Dieser Blick war ihr Verhäng- s. Sie sah in die blauen Augen Ottos, diese forschenden, unwillkommenen Augen, und jämte sich furchtbar, daß sie ertappt war.

Und nun kam dieser blonde Gast auch noch auf sie zu und fragte sie scheinheilig, was sie ı in der Hand habe. Birge versuchte zu lügen, aber ihre Gedanken verwirrten sich, es el ihr durchaus nichts Brauchbares ein. Da nahm Otto ihre Hand und wollte sie langsam ıfdrücken. Birge hatte ihre Finger um das Bildchen gerollt und wehrte sich. Was ging m frechen Menschen ihr Fund an? Die Tränen standen ihr nahe; sie wollte fliehen. Da ließ Otto die Hand los und sagte gleichmütig: „Wenn Sie es durchaus behalten wol- n, so schenke ich es Ihnen. Ich weiß auch so, wie mein Berthold aussieht."

Da endlich konnte auch Birge reden. Sie warf den Kopf zurück, stolz, beinahe hochmütig ıd sprach — und das war eine ausgemachte Lüge: „Ich will Ihnen Ihren Berthold nicht ehmen. Da haben Sie ihn wieder."

Und sie reichte Otto, indem sie zum Fenster hinaussah, das Bildchen hin. Er bemühte ch nicht im mindesten, es ihr abzunehmen. So stand sie eine grausame Weile, das Bild- ıen in der Hand, dann legte sie es, ohne ein Wort zu sagen, sorgsam auf die Kante des isches. Kaum hatte sie sich aber seiner entledigt, da fuhr sie wie der Blitz herum und ef Otto zu: „Was wollen Sie hier? Sie sind ja gar kein Lehrer!"

Jetzt war sie im Recht. Sie ahnte, daß man sie fangen wolle, ja sie durchschaute sofort as ganze Gewebe, das die beiden Männer, der alte und der junge, um sie spinnen wollten, nd nun war sie nicht mehr zu fangen. Otto war bestürzt. Mit mühsamem Gleichmut ahm er das verhängnisvolle Bildchen und betrachtete es, als solle es ihm einen guten Gedanken einhauchen. Und plötzlich tat er das Beste und Einfachste: er sagte die Wahrheit.

Während Birge nur noch langsam Stück für Stück aufräumte, erfuhr sie, wie es Bert- old gehe. Sie wurde blaß wie der Tod, als Otto schwor, sein Freund habe nie etwas mit Inna gehabt. Dann brach sie los, nicht laut und heftig wie andere Mädchen, sondern so eise und keusch, als wolle sie weder Erregung noch Wunden zeigen. Sie klagte zitternd en Liebsten an, er habe eine andere geküßt. Er habe sich bis heute noch nicht gerechtfertigt, nd sie glaube auch nicht, daß er das könne; denn das Bild, auf dem er mit Anna am Wald- and stehe, könne er nicht aus der Welt schaffen.

Das konnte auch Otto nicht. Aber er stritt tapfer für seinen Freund; er erzählte, was ihm Birge bedeute, und daß er ihretwegen nach der Prüfung in die Kolonien gehen werde, um in der Fremde und Weite Vergessen zu finden. Er sprach so gut und feurig, daß Birge schon begann, ihn mit Scherzen zu unterbrechen, Berthold habe sich einen tüchtigen Werber gesucht. Als er aber geendet hatte, schüttelte sie dennoch den Kopf. Sie hatte zu viel gelitten, um in einer kurzen Stunde das Unglaubliche zu glauben. Das verstand Otto, und er gab ihr in allem Recht. Schließlich sagte er:

„Wir wollen es gut sein lassen, Birge. Aber eines müssen Sie mir versprechen: Schreiben Sie mir öfter, wie es Ihnen geht, und ich werde Ihnen, wenn Sie wollen, über Berthold schreiben. Ich will Sie nicht Hals über Kopf zusammenbinden. Sie müssen sich langsam wieder zusammenleben. Nur das eine muß ich wissen: ob ich nicht umsonst hierher gekommen bin?"

Da setzte sich Birge auf den Rand des Bettes. Sie sah nachdenklich in ihre Schürze hinunter und sprach dann langsam:

„Nein, Sie sind nicht umsonst gekommen. Ich verspreche auch, Ihnen zu schreiben, wie es mir geht. Es wird nicht viel sein, was ich da zu schreiben habe, und ich will auch nicht, daß Berthold davon erfährt. Er könnte sonst glauben, ich schriebe um seinetwillen. Das soll nicht sein. Er muß ganz von selbst kommen, und wenn ich ihm je wieder schreibe, dann nur, wenn er zuerst wieder gekommen ist. Sie sollen ihm auch nicht erzählen, daß Sie hier gewesen sind. Und dann hören Sie eines: Unser Nachbar ist gestorben; es ist drüben keine Frau im Hause. Wer weiß, was ich da tun muß ... Jedenfalls will ich drüben helfen, es ist nur ein Sohn da. Und dann muß ich bei meinem Vater bleiben; er braucht mich. Sie dürfen sich also nicht wundern, wenn Sie recht wenig Briefe von mir bekommen. Und wenn ich einmal gar nicht mehr schreibe, dann wissen Sie, daß Sie auch Berthold nie mehr von mir zu erzählen brauchen. Denn dann bin ich nicht mehr zu Hause. Wer weiß, was ich noch tun muß ..."

Das war das Ende der Unterredung. Mit verlorenem Ausdruck stand Birge auf und öffnete die Fenster, daß die Frühlingsluft in die reine Stube einströme. Otto bot ihr mit bescheidenen Worten nochmals Bertholds Bild an. Sie nahm es nicht, weil es zu früh sei und weil es nicht von ihm selbst komme. Dann gab sie dem Studenten die Hand und ging schnell fort, ohne dem alten Herrn noch zu begegnen. Auf dem Wege zum Berghof stritten die heftigsten Gefühle in ihr. Sie war einmal zornig, daß sie überhaupt mit Otto gesprochen hatte. Sie sagte sich, sie habe sich überlisten lassen. Dann aber tat es ihr leid, daß sie das Bildchen nicht genommen habe, und sie ertappte sich dabei, wie sie Bertholds Züge im Geiste nachmalte. Das Bildchen geisterte überall im Frühlingslicht. Sie mußte blinzeln, um es aus der Augenwelt hinauszupressen, aber da stand es in ihrem Herzen wieder auf .. Sie war in diesem Kampfe sogar froh, daß ihr Hans ein Stück heimlich entgegenkam. Der gute Bursche stand in einem Haselbusch und schaute sie freundlich an. Mit wehem Herzen gab sie ihm die Hand und winkte ihm zu schweigen. Hans zog die Zweige wieder über sein Gesicht und sah der Davoneilenden verwundert und glücklich nach, als sei sie eine von den großen und unbegreiflichen Heiligen des Neuen Bundes.

Otto war mit dem Ergebnis seiner Reise nicht unzufrieden. Zwischen Berthold und Birge war nun wieder die unsichtbare Brücke geschlagen, auf der die Gedankengeister bei Tag und Nacht hin und wider eilen konnten. Und wenn auch Berthold nichts von dieser Geisterbrücke erfuhr, so wußte Birge um so mehr davon. Sie mußte jedenfalls jetzt immer an Berthold denken, so oft sie an die Briefe dachte, die sie Otto versprochen hatte. Der

Freund zweifelte nicht daran, daß das Mädchen bald wieder einen bunten Schleier um den Geliebten weben würde, so daß er ihr nicht völlig fremd sein würde, wenn er wieder zu ihr käme. Der gute Junge ahnte nicht, wie schwer er sich getäuscht habe.

Für Berthold war jene Brücke vorläufig nur eine Seufzerbrücke. Seine Schwermut war stärker als seine Tapferkeit. Und nun trat zu allem Überfluß ein Ereignis ein, das ihn noch weiter von Birge fortriß, als ein oberflächlicher Beobachter hätte vermuten können. Anna hatte ihm aus dem Krankenhause schon dreimal Botschaft geschickt, und er war nicht hingegangen. Er konnte sich nicht wieder der Verzweiflung eines Mädchens aussetzen, das er nicht liebte, und er war noch zu jung, um Anna zu beruhigen und sie leise wieder dem Leben zuzuführen, einem Leben ohne ihn. Er sah nur ein Entweder-Oder. Entweder er besuchte die klammernde Kranke, dann mußte er sie anerkennen und schließlich heiraten, oder er ging nicht zu ihr, sondern überließ sie ihrem Schicksal. Mit schwerem Ernst fällte er die Entscheidung. Doppelt bitter war es ihm, daß er Anna jetzt verstoße, ohne zu wissen, ob er je wieder den Weg zu Birge finde. Er bereute, daß er damals nicht einfach an Friedrich vorbeigegangen war und mit Birge um jeden Preis gesprochen hatte. Dann hätte er doch jetzt wenigstens Klarheit gehabt.

Seine Unruhe wuchs von Tag zu Tag. Er teilte alles seinen Freunden mit, und diesmal war es Erich, der ihm riet, Anna zu besuchen; er dürfe die Ärmste nicht allein liegen lassen. Er wartete dann noch einen Tag und schellte endlich mit klopfendem Herzen an der Tür des Krankenhauses. Als das Tor aufging, prallte er, von einer düsteren Ahnung angeweht, zurück. Die Lorbeerbäume, die zu beiden Seiten der Marmorstufen bis zur großen Glastür hinaufstanden, rochen nach Tod ... Er sah schnell Otto, der ihn begleitet hatte, in die Augen, aber der Freund wandte sich ab. Die Pförtnerin, eine blasse Schwester, zuckte die Achseln, als er sagte, er wolle Anna besuchen. Sie wies ihn schließlich zur Oberschwester. Er traf die hochgewachsene Frau, die Mutter des Hauses, auf dem Gang. Als er Annas Namen nannte, sah sie ihn streng und durchdringend an. Es würgte ihn im Halse, er stand da wie ein Sünder, dem die Hinrichtung verkündet wird. Dann kam von fernher ein Sturm in seine Ohren. Nur undeutlich hörte er die klare, nonnenhafte Stimme der Oberschwester: „Anna ist nicht mehr hier. Sie hat das Haus in der letzten Nacht heimlich verlassen. Ihre Spur wurde noch nicht gefunden; vielleicht ist sie nicht mehr. Wehe dem, der die Verantwortung trägt."

Berthold stürzte fort. Er kam erst zu sich, als er Otto erblickte, der am Eingang des Krankenhauses auf ihn wartete. Er stürzte die Nachricht auf Otto herab. Der Freund stand einen Augenblick entgeistert; Birges Bild schoß vor seine Augen. „Anna mußte gehen, weil Birge kam," dachte er. Dann lief er zur Oberschwester, um Näheres zu erfahren. Er hörte, die Polizei sei verständigt, nach auswärts sei telephoniert worden, man habe aber noch nicht die geringste Meldung über die Entflohene. Berthold, der sich vorher nicht um Anna bekümmert hatte, wäre ihr nun, da sie aus der Welt auszubrechen drohte, am liebsten auf der Stelle nachgestürzt. Aber noch war es Nacht in ihm und er wußte nicht, wohin er sich wenden sollte. Plötzlich blickte er auf. Vor seinen Augen dehnte sich der zackige Kranz des Gebirges. Er sah ein riesiges Horn in der Ferne aufragen und erinnerte sich, daß Anna bei einem letzten und einzigen Besuch ihn unter Thränen gebeten hatte, am ersten schönen Tage mit ihr dorthin zu gehen; sie sei mit Gott schon auf jenem Berge gewesen und das wolle sie abbüßen. Abbüßen ... Berthold hob die Hand vor die Augen, dann deutete er gegen den violetten Berg. Otto verstand ihn. Sie holten Erich und machten sich auf die Wanderung.

Am späten Nachmittag kamen sie oben an. Otto hatte unterwegs aus einer Alm Milch und Brot geholt. Er aß jetzt und trank mit Erich, da beide völlig erschöpft waren. Berthold war nicht fähig dazu. Er suchte mit den Augen die rissigen Gefälle der Nordwand ab. Aber er sah nichts. Da sank er unter den Dornstrauch, der neben ihm stand und betete.

Als er seine Augen wieder erhob, erblickte er im Strauche ein Vogelnest. Er erhob sich scheu und wollte sich zurückziehen. Aber sein Blick fiel unwillkürlich in das Nest und blieb gebannt stehen. Eine tote Vogelmutter lag darin und bedeckte mit ihren morschen Flügeln ihre toten Kleinen. Das war ein Zeichen für alles.

Er wandte sich schluchzend um. Da sah er, wie Otto und Erich aneinandergelehnt schliefen. Müdigkeit und Sonnenwärme hatten sie übermannt. Er trat an den Rand des Felsens und blickte in die strudelnde Tiefe. Die Klüfte wirbelten um ihn. Er rang um das verlorene Leben, das sich sicherlich da unten auf einem Stein verblutet hatte.

Wirre Worte sprach er in die Tiefe hinunter, kaum konnte er noch die vielen Schneeflecken miteinander vergleichen. Die Sonne ging unter. Otto und Erich schliefen noch. Er kroch an den Rand des Felsens und sah die letzten Sonnenstrahlen verlöschen. Plötzlich schrie er auf. Er hatte gerade unter der Platte, auf der er stand, ein Mädchenkleid erblickt. Er schnellte empor und weckte die Freunde. Sie stiegen hinunter und fanden Anna.

Ihr Gesicht war schön. Wenig trockenes Blut war an ihren Lippen. Ihre Knie waren geschlossen. Ihre Hände lagen lässig auf dem Stein. Sie knieten nieder.

Und während sie zur Erde sanken, erhob sich das Haupt der Toten über ihre Stirnen, es wuchs strahlend über das Gebirg, bis der Mond über ihr Haar flimmerte in urweltlichem Schein.

Sie entschliefen neben ihr und hörten nur die Rufe der Tiere und die Laute der Nacht. Berthold träumte, er sauge Anna vom Erdboden fort und sie fließe wieder aus seiner Brust als schöner Vogel. Am Morgen flochten sie eine Bahre und trugen sie in die Stadt. Dort wurde sie nach drei Tagen begraben.

Am Tage nach ihrem Begräbnis wachte Berthold gegen Mitternacht auf, noch von den geheimnisvollen Ahnungen eines Traumes umfangen. Da sah er über sich den ungeheuren Himmel voll tiefgeneigter Sterne hängen. Er dehnte seine Arme aus und fühlte sein Herz hinaufschmelzen in unsagbarer Lust. Die Tränen kamen ihm, und dann, als er wieder mit eiskalter Brust in die Kissen zurücksank, war es ihm, als ob da oben unter den holden Flammen des Himmels auch sein Herz mitschlage, fern und mahnend. Und er mochte sich denken, als sein innerer Sinn immer klarer wurde, daß auch seine Mutter da oben als Stern im Blauen begraben sei und ihn von dort aus umhülle und lenke. Und wie die Umrisse des vergangenen Tages mit all seiner Traurigkeit nun wieder in ihm aufwachten — Anna — da war es ihm gewiß, daß auch sie dahin gegangen sei, von wo ihn der Friede angeweht habe.

Dann schloß sich die Welt. Er wogte auf und ab zu den Sternbildern; bald kamen sie über ihn, verdunkelten und begruben ihn, bald zog er selbst mit ausgebreiteten Armen die dunklen Goldspeere, die seinem Atem den Weg bedrohten, in seine Brust.

Neuntes Kapitel.

Es war Tatsache, daß jetzt Birge öfter in das verwaiste Nachbarhaus hinüberging. Es war so sehr Tatsache, daß die Leute sie übertrieben und schon an einer Hochzeit richteten über die die Beteiligten, Hans und Birge, noch kein öffentliches Wort verloren hatten. Was Birge in die verödeten Räume trieb, war die große Unordnung, die nach dem Tod

s Herrn überall herrschte. Die Knechte und Mägde regierten den gutmütigen Hans nach rem Belieben; sie standen spät auf, obwohl das Sommerkorn schon in den Halmen brannte, hockten oft in Gruppen beisammen und vertrieben sich die Zeit mit Geschwätz, und gar Mägde: keine kümmerte sich um die einsame Küche, in der es keine Gesellschaft gab; e wollte zum großen Haufen und dort wichtig tun. So wären Geschirr und Gewand verimmen, wenn Birge nicht eingeschritten wäre. Merkwürdigerweise fand sie beim Vater lle Unterstützung.

Friedrich sah ein, daß mit dem Tode des Nachbarn eine öde Lücke in sein Leben gerissen ar. Er hatte niemand mehr, mit dem er ernstlich streiten konnte, und das war lähmend. iedrichs Rachegedanken waren erloschen. Er stöberte erst mit Neugier, dann mit Lust den Gebäulichkeiten des Nachbarn umher, er kehrte vom Dachboden bis zum Keller es um, und wenn ihm da ein Stück durch die Hände ging, das Mathies oft getragen hatte, alter Rock oder ein Gerät, dann schüttelte er den Kopf, brummte etwas und stellte es an seinen rechten Platz zurück. Als er in Haus, Scheune und Ställen gründlich Beeid wußte, träumte er von nichts anderem mehr, als alle diese Dinge in nützliche Bewegung zu setzen. Er dachte an eine Auffrischung des Viehbestandes, an eine Verbesserung r landwirtschaftlichen Maschinen, an Saat und Ernte. Und plötzlich hatte er Hans einen ten Rat gegeben, und nicht viel später schnitt er einem faulen Knecht eine Ohrfeige runter, so aus heiterem Himmel, daß der Getroffene vor lauter Erstaunen den Mund friß, als solle jetzt ein neuer Geist in ihn fahren. Diese wunderbare Ohrfeige verwandelte n ganzen Hof. Aus Faultieren wurden Ameisen, die Spinnweben flogen von den änden, und das Vieh ließ sich verwundert striegeln und bürsten. Der scharfe Zug ließ cht nach. Jeder spürte, daß wieder ein Herr im Anzug sei, und Friedrich selbst vernachsigte lieber seinen eigenen Hof, um den des Nachbarn auf die Höhe zu bringen.

Freilich, ganz ohne Hintergedanken ging diese Rettung nicht ab. Wenn Friedrich seine irge so in der Nachbarküche hantieren sah, wenn er bemerkte, wie Hans um sie herumstrich d sich ein wenig vor ihm fürchtete, dann mochte er sich gern als Vater dieser beiden inder fühlen, die ihm so gehorsam waren.

Manchmal aber seufzte Birge doch, wenn diese Zeit ihr auch, verglichen mit den verflosnen Schrecken, ruhig vorkam. So oft sie an ihr Versprechen dachte, Otto zu schreiben, b sie sich die Hände und schaute sich ängstlich um, ob ihr niemand beim Denken zusähe. enn ihre Gedanken bekümmerten sich gar nicht um ihren neuen Beruf; sie machten mit r, was sie wollten. Wenn sie zum Beispiel das Feuer anblies, sah sie Berthold's Gesicht den Flammen; paßte sie auf die Milch auf, daß sie nicht überlaufe, so flog ihr das Geräch mit Otto Wort für Wort durch den Sinn und plötzlich hob sich die weiße Haut der ilch ... Der erste Brief an Otto bestand nur aus fünf Zeilen; sie schrieb, daß sie jetzt rüben aushelfen müsse, es gebe viel zu tun und sie sehe kein Ende; auch der Vater packe it an ... Kurz darauf erfuhr sie den Tod Annas — nicht durch deren Verwandte; die elten den Trauerfall so geheim, daß sie nicht einmal schwarze Kleider anlegten. Otto teilte r alles mit und versäumte nicht, Berthold in das rechte Licht zu setzen. Zugleich schrieb er Berthold's Vater. Das waren die einzigen Menschen im Tal, die wert waren, die ganze ahrheit zu hören. Die übrigen nährten sich von den wildesten Gerüchten, die Hott insheim verbreitete, und die in seltsamem Gegensatz standen zu den heuchlerisch lächelnden esichtern von Annas Verwandten. Es hieß, Berthold habe Anna in den Tod getrieben, nd der ahnungslose Student, der gar nicht daran dachte, sich vor seiner Heimat zu rechtrtigen — hätte er etwa zum Bürgermeister gehen sollen? — wurde von allen Seiten zum

Tod verurteilt. Der einzige Mensch außer dem Vater und Birge, der nicht schlecht von ihm sprach, war Friedrich. Er sagte einmal zu Birge, nachdem er ihr die Neuigkeit, die sie längst wußte, mitgeteilt hatte: „Was ein Mann werden will, darf kein Weib sein." Er meinte damit, Berthold habe recht gehandelt, daß er hart gegen Anna gewesen sei. Birge schwieg zu dieser seltsamen Anerkennung.

Vielleicht hatte Friedrich in diesem Augenblicke an Hott gedacht. Der Bursche gefiel ihm immer weniger. Fast täglich kam ein Brief von ihm, in dem er sich nach „seiner" Birge erkundigte. Öfter, als seine Studien zuließen, kam er auch selbst über den Sonntag aus der Universitätsstadt gefahren und saß auf dem Berghof herum. Der Bauer hat im allgemeinen nur Achtung vor Menschen, die sich viel bewegen, er schätzt einen Handwerksburschen, der Deutschland durchwalzt, höher als einen Gelehrten. Für einen begabten jungen Mann irgend eines geistigen Berufs haben sie in jener Gegend den bezeichnenden Ausdruck „Ein Schlauer" geprägt. Sobald nun Hott durch seine bloße Gegenwart sich die Braut ersitzen wolle, zweifelte Friedrich an seiner „Schlauheit". Er riet ihm, lieber zu studieren und das Mädchen jetzt in Ruhe zu lassen.

Wäre Hott nun der erfahrene Menschenkenner gewesen, als den er sich gern ausgab, so hätte er jetzt in aller Stille sein Examen gemacht und wäre dann vor den Vater getreten. In Wirklichkeit war er ein schwacher Schachspieler, der Birge nur deshalb liebte, damit sie kein anderer bekomme. Er hatte sich ein Bauernmädchen anders vorgestellt; vielleicht hatte er geglaubt, seine bloße Erscheinung genüge, um so ein Kind in Feuer und Flamme zu verwandeln. Und er hatte eigentlich nur angefangen, sich in Birge zu verlieben, weil er sich vom ersten Augenblick an von ihr abgedrängt sah. Sein Zorn, als er nun keineswegs als Schwiegersohn gebührend gefeiert wurde, kannte keine Grenzen. Er hatte sowohl von dem Besuch Ottos erfahren, als auch von der Hilfe, die Birge dem Haus ihres Nachbarn angedeihen ließ. Er schwankte eine Zeit lang, welchen von den beiden Nebenbuhlern er nun endgültig treffen wolle. Bleich und abgezehrt hockte er zu Hause und sann auf Rache. Manchmal in der Nacht floh er ins blinde Feld hinein, lief durch die Wälder und kam erst am Morgen erschöpft nach Hause. Es trieb ihn auch in diesen Nächten immer nach Friedrichs Hause auf den Berg. Aber er drang nie weiter vor als zu einem alten Tannenbaum, der hundert Schritte vom Gehöft entfernt stand. Dort blieb er, die Augen in die Öde gebohrt, und heulte wie ein Hund. Eines Tages aber fuhr er in die Stadt zurück. Er schien einen Entschluß gefaßt zu haben. Die Eltern sahen ihm lange nach.

Es muß hier erzählt werden, daß Birge noch ein anderes Tier außer der Hochzeitskuh besaß, das in alle ihre Geheimnisse eingeweiht und mit der Herrin völlig eins schien. Das war eine schwarz und grau gestreifte Katze, der Birge den Namen Treue gegeben hatte. Treue schlief mit Birge in einem Bett; sie lag am Fußende der Decke, halb in den Federflaum eingerollt.

Kurz nach der Abreise Hotts wachte Birge bei halber Nacht plötzlich auf. Treue, die Katze, knurrte und ließ ihre Phosphorlichter gegen Birge spielen. Dann miaute sie kläglich und begehrte hinaus. Birge kleidete sich an, verwundert, weil die Katze bisher nach immer Ruhe gegeben hatte. Das Tier drückte seinen Rücken an Birges Füße und drängte sie klagend die Treppe hinab auf den Hof. Kaum stand sie in der frischen Luft, da sah sie einen Mann aus dem Scheunentor springen. Sie erschrak im ersten Augenblick, dann aber duckte sie sich gleich der Katze, die mit gesträubtem Rücken den entfernten Eindringling anfauchte. Der Mann schlich im Schutze der Dunkelheit an der Mauer entlang und gewann durch die Öffnung des Gevierts das Freie. Er war kaum verschwunden, da dachte Birge

müsse Berthold gewesen sein. Sie hatte eben von ihm geträumt. Plötzlich aber, als sich die Bewegungen des Fremden vorstellte, kam ihr blitzähnlich Hott vor die Augen. war es gewesen und kein anderer.

Sie weckte niemand und entschlief, nachdem sie sich mit gutem Grunde gesagt hatte, r verscheuchte Mensch werde nicht wiederkehren, wenigstens in dieser Nacht nicht. Als am nächsten Morgen dem Vater alles erzählte, lachte der und verspottete sie mit ihren eiern, die ihr auch in der Nacht keine Ruhe ließen. Dann aber wurde er ernst. Drohend ng er vor der Tochter zurück und sprach aus der Entfernung: „Hüte dich! Wenn du mir ch mehr Unglück bringst . . ."

Er vollendete den Satz nicht. Die Sonne brach hell ins Zimmer und Friedrich beschloß, h in den nächsten Tagen einen Hund zu kaufen, der an Stelle des eben verstorbenen achen solle. Birge aber ging in ihre Kammer hinauf und schrieb einen Brief an Otto. war eine schwüle Nacht, eine von den letzten des Juli. Sie teilte ihm ihre Befürchtungen it und fragte zum ersten Male nach Berthold. Sie bestellte ihm sogar einen Gruß, strich n aber sofort wieder durch, so, daß er mit einiger Mühe noch zu lesen war. Als sie ihn n nächsten Tage unter irgend einem Vorwande zur Post brachte, lag auch ein Brief von tto für sie bei ihrer Vertrauten; sie las ihn auf dem Heimweg. Es standen absonderliche inge darin. Noch einmal war von Annas Tod die Rede und von seiner Wirkung auf erthold. Er habe sich, so schrieb Otto, fast völlig von der Menschheit zurückgezogen. Er ache oft einsame Spaziergänge, ohne die Freunde, und suche den Tod des Mädchens, an m er sich doch einige Schuld beimesse, durch harte Einsiedelei zu büßen. Ob Birge kein rostwort für ihn wisse? — Bei den nächsten Sätzen erschrak die wandelnde Leserin heftig tto schrieb, es sei nicht ausgeschlossen, daß sie alle drei bald Soldaten werden müßten. er österreichische Thronfolger sei ermordet worden und Deutschland werde höchstwahr- einlich an der Seite seines Bundesgenossen, der dem Mördervolk bereits den Krieg er- ärt habe, zu Felde ziehen. In den Kasernen der Stadt sei man auf alles gefaßt. Wenn eine gute Botschaft für Berthold habe, möge sie doch unverzüglich schreiben . . .

Als Birge diese Sätze gelesen hatte, geriet sie zum ersten Male seit langer Zeit aus der assung. Sie sah Berthold als Soldaten in den wilden Krieg ziehen und sah ihn fallen. ränen stürzten aus ihren Augen. Sie lief eilends zurück, ließ sich ihren Brief noch ein- al geben nnd schrieb hinein, sie könne es sich nicht denken, daß sie Berthold nicht noch nmal sehen solle, ehe er ins Feld ziehe. Er solle es doch möglich machen, vorher auf den erghof zu kommen, geradewegs zu ihr. Er möge sich nicht vor dem Vater fürchten, er i doch sein Pate, und sie werde dafür sorgen, daß er gut aufgenommen werde . . . Diesen rief warf sie ein.

Zu Hause erzählte sie sofort dem Vater, man rede unten im Tale von einem drohenden rieg. Friedrich sprang freudig auf: Krieg, das war seine Sache. Er schielte nach der Trom- el, die seit ihrem letzten Lied wie verflucht an der Wand hing. Das Kalbfell glänzte im onnenlicht. Birge fuhr fort, da werde es doch manchen Soldaten geben, vielleicht müsse ich Hans fort, ebenso wie ihr Bruder. „Schadet nichts," begehrte da der erregte Alte uf „Soldaten müssen sein. Wir werden es schon schaffen, Birge, wie?" „Ich habe keine ngst," bestätigte Birge und überlegte, wie sie die Rede auf Berthold bringen könne. nd plötzlich sagte sie: „Und wenn dein Pate als Soldat heraufkommt und will Abschied n dir nehmen, dann können wir ihn auch nicht so fortschicken. Wir müssen ihm doch etwas itgeben!" — „Freilich, freilich," polterte Friedrich fort. „Warum läßt er sich überhaupt cht mehr sehen, der Teufelskerl? Richte ihm nur etwas zusammen!" Birge fiel ein Stein

vom Herzen. Sie verschwand sofort in der Küche. Friedrich aber redete den ganzen Ta vom Krieg.

Birge konnte in dieser Nacht nicht einschlafen. Ihr Herz war von Bangigkeit erfüllt Sie träumte von nichts anderem, wenn sie die Lider nur halb schloß, als von blutige Schlachten. Die schwüle Luft lag schwer auf ihrer Brust; auch durch das geöffnete Fenste drang keine Kühle. Dazu ging jemand unten auf der Straße dauernd auf und ab wie ei Posten. Birge sah undeutlich, daß es Hans war. Sie machte Licht und hörte kurz darauf wie er ihren Namen rief. Sie lehnte sich aus dem Fenster, und als sie sah, daß er seine Hund bei sich hatte, rief sie Antwort und fragte ihn, ob die Russen schon im Land seien weil er ihr Haus bewache. Der Bursche aber versetzte sehr ernst und gemessen, das wiss er nicht. Er habe aber ein verdächtiges Geräusch in Friedrichs Scheune gehört, auch de Hund habe gebellt und er überlege sich seit einer Stunde, ob er nicht Friedrich wecken solle damit sie einmal gemeinsam nachsähen.

Als sie ihn so reden hörte, lief siedende Angst über Birges Rücken.

Sie wandte sich um und sah Treue, die Katze, an der Tür stehen und gegen den Pfoste springen. Sie riß die Tür auf. Vor dem Gangfenster funkelten die Sterne. Der Hof la schwarz. Eben wollte sie wieder in die Kammer zurück und den verliebten Wanderer be ruhigen, da sah sie eine Flamme aus dem Scheunendach fahren. Sie rieb sich die Auger rüttelte am Gangfenster, daß eine Scheibe zu Boden klirrte und sog den bitteren Geruc des Brandes ein. Sie sah noch Hans in den Hof springen — er hatte unterdessen auch di Flamme gesehen — dann rief sie gellend durch das schlafende Haus „Feuer, Feuer!" un riß, nur notdürftig bekleidet, den Vater aus dem Bett.

Der weckte Kinder und Knechte. Birge machte Licht und die schlaftrunkene Besatzun des Hauses taumelte, von den Flammen höllisch beleuchtet, in den Hof. Man sah braun Gäule steil sich bäumen, sah die Kühe wie irr ineinandergeschoben den Stall verlasse Die Knechte hieben wie wütend auf Schafe und Schweine ein, die ihre Arche nicht m der Wiese vor dem Hause vertauschen wollten. Die Tauben saßen in Reihen auf der schlohweißen Dach und kreisten um die Flammen, eine nach der anderen. Alles schien be sessen vom Rasen des Feuers, das wie eine Riesentrommel unaufhörlich donnerte. Unte im Tal läutete plötzlich eine Glocke, alle hörten sie, und jeder dachte: „Zu spät!"

Einer der eifrigsten und besonnensten Retter war Hans. Er ließ sich auch in dieser höchs sten Not genügend Zeit. Während die übrigen sich mit dem Vieh und der Räumung de Erdgeschosses abgaben, stieg er die Treppe zu den Zimmern hinauf, die um Birges Schla zimmerchen lagen. Stück für Stück trug er sorgsam hinab und verstaute es in einer Ec des Gartens. Er schaufelte Korn ein und trug es in Säcken davon, er belud sich mit der Inhalt der Kleiderschränke und schleppte sie wie ein Trödler durch den Lärm. Es gelang ih sogar, den Glasschrank, den er keuchend auf dem Rücken trug, zu retten. Ganz zule schritt er feierlich und vom Rauche hustend in Birges Schlafkammer. Er umarmte d Decken, die noch warm waren von Birge und trug sie zärtlich in den Garten. Er soll sog gesungen haben, als er unter dieser lieblichen Wolke einherging. Und während die Knech Wagen und Maschinen donnernd durch den Hof zerrten, schleppte er die Milchtöpfe, d Brotlaibe aus dem Keller, angelte die Schinken und Würste ruhig aus dem Rauchfang ur trug zuletzt Birges Bettstatt selber, nachdem er sie säuberlich auseinandergenommen hatt in den Garten. Unter einem Birnbaum setzte er die Stücke wieder zusammen, legte Stro Leilach und Kissen hinein und verabschiedete sich mit einem Seufzer von seiner Ec Er hätte sich gar zu gern dort schlafen gelegt.

Als das Vieh gerettet, die Geräte geborgen waren, wälzte sich das Feuer auf das Wohnaus. Erst jetzt dachte Birge an das Ihrige. Sie stand gerade am Brunnen und zerrte an er großen Hochzeitskuh, die durchaus nicht von der Stelle wollte. Sie weinte bald vor Zorn, wenn sie dachte, daß jetzt oben im Schrank ihre schönen Kleider verbrannten. Da rat Hans zu ihr und teilte ihr mit, indem er seine breite Rechte hinter sich in die Gegend allen ließ, wo er seine Schätze aufgestapelt hatte, sie brauche sich weiter keine Gedanken m ihre Sachen zu machen, er habe sogar ihre Holzschuhe in Sicherheit gebracht. Mit ieſen Worten zog er die hölzernen Schuhe unter seiner Drillichjacke hervor, in der Absicht, e im danebenstehenden Brunnen zu waschen. Da gab ihm Birge zum zweiten Male die and. Sie wußte nicht, was sie sagen sollte. Aber auch jetzt kam ihr die Hochzeitskuh zu ilfe. Birge nahm die Kette, an der die Kuh hing, drückte sie ihrem treuen Helfer in die and und beide blieben am Brunnen stehen.

Es wäre auch jetzt nichts mehr zu retten gewesen. Das Feuer schaffte sich Raum in ewaltigen Stößen. Es schmolz in den Keller hinab und zerfraß das Gebälk, es schleuderte iegel und Späne in Schwärmen über sich her, es warf sich jachend von Scheibe zu Scheibe ie Fenster des gestreckten Hauses entlang, und wenn es eine Weile ruhte, um sich in die tarre des geduckten Opfers zu verwühlen, dann fuhr es kurz darauf umso jauchzender ieder in die kochende Luft. Die Knechte standen zuletzt im ummauerten Hofe wie in nem Hochofen. Sie warfen die Jacken ab und arbeiteten mit nackten Schultern. Friedrich and während des letzten Aktes unbeweglich unter dem erregten Gesinde. Er sah zu, wie ie grüne Linde mitten im Hof langsam ihre Blätter verlor, bis sie, ein kohlschwarzes Geppe allein noch unter den feurigen Trümmern stand. Dann ging er in den Garten und ihlte sich im Grase. Er konnte die Verwüstung nicht mehr sehen. Das Gesinde schlief nd um die große Trommel, die die jüngste Magd des Hauses in den Garten geworfen atte. Friedrichs Kinder aber saßen schlaflos am Brunnenrand, netzten sich die heißen ände und sprachen hin und wider ein Wort.

Erst die Feuerwehr des Dorfes, die gegen Morgen auf dem verstummten Brandplatz schien, brachte die Rede auf den etwaigen Brandstifter. Friedrich schickte die trödelnden chwätzer heim. Dann rief er Birge zu sich, die neben Hans und der Kuh bei den Geschwiern die Nacht verbracht hatte. Das Zwielicht kroch eben über das verschonte Backhaus n Garten.

Friedrich stand blaß und hager wie ein Siedler im fremden Lande da. Er blickte weder ach Osten, wo das Licht eben aufkeimte, noch sah er zu Birge hinab, die zitternd vor ihm and; sie wußte, was jetzt kommen mußte. Sie sah ihres Vaters kohlschwarze Hand wie nen Vogel über den Himmel fliegen. Friedrich deutete auf die Brandstätte, die wie ein hlender Holzmeiler hinter Birges Rücken lag. Dann sprach er schwer:

„Das ist nun alles fort ... ja ... fort! Und nicht von ungefähr ... Seit du groß bist, , hat mich das Unglück nicht mehr losgelassen. Ich will dich nun nicht mehr, Birge. Wir können uns nicht mehr vertragen, das spür ich, und das ist so. Da — und er zog einen rknitterten Geldschein aus der Tasche — geh wohin du willst. Die Kuh habe ich dir verißen, die kannst du mitnehmen. Machs gut!"

Birge nahm das Geld nicht. Sie stand wie entseelt und starrte auf die schwarze Hand s Vaters, die den Geldschein hielt und ihr den Abschied geben wollte. Plötzlich drehte sie h um, sie konnte den Vater nicht mehr sehen. Und da blickte sie über die vom Morgenlicht ammenden Häupter der Geschwister hinweg auf die Brandstätte, und auch hier konnte r Auge nicht ruhen. Da riß sie sich vom Boden und ging zu den Geschwistern. Die hiel-

ten alle zum Vater, und niemand sah sie an. Eins nach dem anderen vielmehr löste sich vom Brunnenrande und schlürfte zum Vater. Und endlich rief Friedrich auch den ahnungslosen Hans, der am Hals der Kuh mit dem Schlafe kämpfte, zu sich, und Hans tappte verdutzt zu seinem Herrn. So stand Birge allein neben der Kuh. Die Zeit war ihr verloren. Als sie wieder aufblickte, fand sie den Garten menschenleer. Sie sah ihr Bett, vom Taue feucht, unter dem Birnbaum stehen, im grauen Grase lagen ihre Kleider.

Wie im Traume ging sie dorthin. Sie legte langsam und nachdenklich ihre verrußte Schürze nieder, dann nahm sie ihr schönstes Kleid und ihre besten Schuhe und kleidete sich im Backhause um, machte aus den übrigen Kleidern ein Bündel und verschnürte es sorgfältig. Als sie damit fertig war und nun vor ihrem Bette stand, hob sich Treue, die Katze, aus der warmen Decke, wo sie die Nacht über geschlafen hatte. Sie ging am Rande des Bettes entlang, schmiegte sich noch einmal an das Kopfkissen und sprang dann schnurrend zwischen Birges Füße. Da nahm sie das warme Tier an ihre zitternde Brust, ihr Kleiderbündel trug sie in der Linken, ging zur Kuh und sagte ihr: „Komm!" Niemand sah den dreien nach, als sie in der aufgehenden Sonne den Berg hinabschritten.

Friedrich nahm mit seinen Kindern und dem Gesinde stillschweigend vom Nachbarhause Besitz. Gegen Mittag aber kamen zwei Polizeileute und verhafteten Hans als Brandstifter. Friedrich sah ihn einen Augenblick schief an, als traue er ihm, der mit Birge zusammenhänge, auch dies zu. Er gab an, was er wußte, und bemühte sich nicht, für den völlig entsetzten Hans einzutreten, der denn auch abgeführt wurde.

Die Leute im Tal wunderten sich sehr, als sie Birge mit der Kuh durch das Dorf ziehen sahen. Aber niemand wagte eine Frage an das Mädchen zu tun, das so still und ernst vor dem Tiere einherging; niemand bot ihr Unterkunft und Mahlzeit, denn nun war wirklich der große Krieg ausgebrochen, und alle Welt kümmerte sich nur um die Soldaten. Birge sah in der Ferne viele Urlauber, die singend in die Ferne zu den großen Bahnhöfen zogen und weder an die Ernte dachten noch an ihre Angehörigen. Wenn Birge in solch einen Trupp geriet, hatte sie viel auszustehen, und doch ließ sie sich alles gefallen in der törichten Hoffnung, irgend einer der Soldaten müsse von Berthold wissen. Einmal erwähnte sie auch die Nummer des Regiments, das in der Universitätsstadt lag; aber da riefen alle, das Regiment sei sofort zur Grenze gezogen und Birge meinte nicht anders, als daß auch Berthold nun schon in Feindesland sei; sie wußte nicht, daß es mit den Kriegsfreiwilligen nicht so schnell gehe und daß Berthold jetzt auf dem Wege zum Berghofe war. Je näher sie ihrem Ziele kam — sie wollte zu einer entfernten Verwandten gehen, die ihr immer geschrieben hatte — desto trauriger wurde sie. Aber was sagen Gedanken? Das Schicksal geht stumm seinen Weg ...

Als Berthold den Brief Birges von Otto empfing, meinte er, der Himmel breche vor ihm auf. Es war der Tag der Kriegserklärung, und doch versank das gewaltige Ereignis, das ein ganzes Volk zu den Waffen rief, vor der unerhörten Botschaft, die ihm vom Berghof kam. Berthold hatte sich sofort freiwillig gemeldet, es war ihm gesagt worden, er habe noch einige Tage Zeit, ehe er in die Kaserne gerufen werde. So bestieg er den ersten Zug und fuhr in die Heimat. Vom Vater hörte er, daß der Berghof in Trümmern liege. Er stürmte aus dem Vaterhause und sah nach einem Eilmarsch die Verwüstung. Friedrich nahm den Paten freundlich auf; Berthold wurde Soldat, da gab es keine Feindschaft mehr. Der Alte bewirtete ihn; stockend erzählte er von seinem Unglück und daß Hans abgeführt sei. Da fragte Berthold nach Birge. Friedrich zuckte mit den Schultern, sein Gesicht wurde steinhart. Berthold, der nichts anderes glaubte, als Birge sei in den Flammen umgekom

ten, stürzte auf die Knie und packte Friedrichs Hände, aber der gab auf den eisernen Griff
icht nach, er lächelte hart und schwieg. Erst von den Geschwistern erfuhr Berthold, daß
irge Haus und Hof verlassen habe und mußte ihnen glauben, daß sie nicht wüßten, wohin
sich gewandt habe. So kehrte er zurück, hart, entschlossen, wenn von Birge keine Nachricht
ehr komme, im Felde bei den ersten Gefechten mit unerhörter Tapferkeit den Tod zu suchen.
Unterdessen wanderte Birge von Dorf zu Dorf. Ihre kleinen Geldmittel waren bald
schöpft. Am fünften Tage kam sie hungrig und bestaubt bei ihrer Verwandten an und
urde freundlich aufgenommen. Auch Treue, die Katze, und die Kuh fanden an ihr eine
ute neue Herrin. Am Abend ihrer Ankunft schrieb Birge noch einmal an Otto. Aber da
aren alle drei Freunde schon Soldaten geworden, und jeder hätte sich geschämt, noch um
rlaub zu bitten. Auch Birge wollte das nicht. Sie schrieb an Otto, sie wolle Berthold das
erz nicht schwer machen. Er möge sie nie vergessen, sie werde jeden Tag für ihn beten und
solle ihr nicht zürnen, daß sie ihm ihren Aufenthaltsort nicht verrate. Der Krieg müsse
bald ein Ende nehmen, erst dann wollten sie sich wiedersehen, wenn Berthold sie nicht
rgessen habe. Nur Otto dürfe ihren Aufenthalt wissen, sie bitte ihn, ihr zu schreiben,
oft er Zeit habe. Schon nach zwei Tagen kam ein Brief von Otto; als Birge erfuhr,
erthold habe auf dem Berghof nach ihr gesucht, brach ihr bald das Herz. Aber sie glaubte
m einmal, es könne alles erst dann wieder gut werden, wenn sie Berthold gesehen habe.
nd deshalb bat sie auch jetzt den gemeinsamen Freund, er möge gegen Berthold von ihren
riefen schweigen.

(Fortsetzung folgt.)

Neue Romane

Der norwegische Erzähler Johann Bojer ist durch die „Lofotfischer" rasch zu Ruhm gekommen. Sein neues Werk „Die Auswanderer" (München, C. H. Beck, Leinen M.) hat als Helden ein Fähnlein unternehmungslustiger Dorfbewohner, die nach merika gehen und den gewaltigen Kampf mit der Prärie aufnehmen, ihrer erdrückenden röße und Einsamkeit, ihren Bränden, ihren Schneestürmen, ihren Tieren. Niemand r Bojer, höchstens allenfalls Zane Grey, hat diese Landschaft so erlebt und so gestaltet. ber daß nicht ein einzelner, sondern eine ganze Schar mit ihren Geschicken das Werk herrscht, verstärkt seine epische Wucht.

Daß es, im Gegensatze zu dem abgedroschenen Casanova, bisher noch keinen deutschen oman über Cagliostro gab, ist erstaunlich. Johannes von Guenther hat ihn geschrieben (Grethlein & Co., Leinen 8,50 M.). Er zeigt seinen Aufstieg vom Apotheker ist durch die Welt der Freimaurerei und Alchemie, seinen Höhepunkt in Paris, seine erstrickung in die berüchtigte Halsbandgeschichte, sein rätselhaftes Verschwinden im erker. Das Buch wurde noch vor Erscheinen der deutschen Ausgabe von William Heinemann für England und von Harper Brothers für Amerika erworben. Es ist glänzend schrieben und so kaleidoskopisch reich an spannenden Situationen, daß wir es sicher ich im Film sehen werden.

Bruno Hanns Witteck schildert in „Sturm überm Acker" (Ostdeutsche Verlagsanstalt Breslau, Leinen 7 M.) den schlesischen Bauernbefreier Hans Kudlich bis zu seiner lucht nach Amerika, die dumpfe Zeit des Vormärz, das Jahr 1848, das tragische Vergen, die Reaktion. Die Dichtung ist reich an packenden Szenen und erfüllt von einem urigen Atem. Sie wird ohne Zweifel ihren Weg genau so machen, wie Paula Groggers t selben Verlag erschienenes „Grimmingtor". Solche Bücher tun uns not, solche Bücher nnen wir brauchen, nicht den Berliner Bockmist mit oder ohne Psychologie, Parapsychologie und Psychanalyse.

Rosenheim. Josef Hofmiller.

Neuerscheinungen

Die „Prinzipien der Charakterologie" von Klages liegen heute in 4. Auflage unter dem Titel „Grundlagen der Charakterkunde" vor. Wenn Klages im Vorwort mit jenem Freimut, wie er nur überlegenen Köpfen eignet, eingesteht: „er konnte sein eigenes Buch nicht mehr lesen aus heftigem Widerwillen gegen die Unzahl der darin vorkommenden Fremdwörter", so ist das sicher nicht, wie er offen läßt, eine Zeitströmung, sondern eine persönliche Wandlung. Dieselbe persönliche Wandlung, die ihn trieb, sich so heftig mit sich selbst auseinanderzusetzen, daß die neue Auflage einen doppelten Klages zeigt: den von 1910, der mit erstaunlicher Treffsicherheit bereits alle wesentlichen Begriffe und Unterscheidungen aufstellt und den heutigen, der inzwischen seine Grundauffassungen auf eine Reihe anderer Gebiete angewandt hat. Im knappen Rahmen dieser Hinweise nur einen Begriff von den „Grundlagen" zu geben, ist unmöglich. Aber es ist auch überflüssig; denn das Werk, dessen drei erste Auflagen sich Schlag auf Schlag folgten, ist einer Leserschaft sicher, die sechs Jahre nach dieser vierten verlangt hatte. (Verlag J. A. Barth, geh. 8 M.)

Da Treitschkes Werke frei geworden sind, gibt es bereits gute Auszüge aus der „Deutschen Geschichte". Zwei der besten sind folgende: „Charakterbilder aus der deutschen Geschichte", hgg. von Richard Sternfeld und Heinrich Spiero, durch die Deutsche Buchgemeinschaft Berlin; ausgewählt vorwiegend vom biographischen Standpunkt aus: Herrscher, Staatsmänner, Feldherren, Gelehrte, Künstler. Sodann „Ausgewählte Schriften, 1./2. Band Deutsche Geschichte des 19. Jahrhunderts" für den Volksverband der Bücherfreunde besorgt von Wilhelm Mommsen; diese Auswahl ist geordnet nach der Folge von Zuständen, Ereignissen und Entwicklungen. Jede dieser beiden Auswahlen ist gut. Sie kommen einander nicht ins Gehege, eine ergänzt und erhellt die andere. Jede war auch notwendig. Denn das Werk selbst ist für viele, ja die meisten Leser zu umfangreich und zu kostspielig. Anderseits ist Treitschkes Persönlichkeit so groß und mitreißend, daß sein Werk zu den unverwelklichen und unerläßlichen Bildungswerten des vergangenen Jahrhunderts gehört so gut wie Ranke und Burckhardt.

Albert Langen führt seine Gesamtausgaben nordischer Dichter weiter. Von Martin Andersen-Nexö erschienen die „Bauernnovellen", 20 an der Zahl, jede anders, in Stoff und Darstellung von brutaler Wirklichkeitsschilderung bis zur Satire, Humor, Zartheit den ganzen Bereich ländlichen Lebens umspannend. Knut Hamsuns neuester Roman „Landstreicher" erschien zunächst sofort in einer Auflage von 20000 Stück außerhalb der mit 12 Bänden vorläufig abgeschlossenen Gesamtausgabe. (Preise: Nexö geh. 6, Leinen 8,50; Hamsun 7 u. 10 M.) Ein neuer Roman von Hamsun ist ein Ereignis der Weltliteratur. Thomas Mann nennt ihn den Größten unter allen Lebenden.

J. P. Jacobsen, Gesammelte Werke in 3 Bänden: 1. Frau Maria Grubbe, 2. Niels Lyhne, 3. Novellen, Biographie des Dichters von Georg Christensen. München, C. H. Beck 3 Ganzleinenbände in Geschenkkarton 7,50 M. Das Wichtigste, die Übersetzung, ist ausgezeichnet; sie stammt von J. Sandmeier, dem Übersetzer Knut Hamsuns und Sigrid Undsets. Druck und Einband sind geschmackvoll und gediegen, der Preis rätselhaft billig. Es ist merkwürdig, wie gut sich Jacobsen gehalten hat seit den über 40 Jahren, die seit seinem Tode verstrichen sind. Wie viele neue Namen sind aufgetaucht, und kein Mensch spricht mehr von ihnen. Der Niels Lyhne, Marie Grubbe, Mogens, Frau Fönß sind so frisch als wären sie gestern geschrieben worden.

Der arbeitende Mensch in der erzählenden Literatur. Ein Lesebuch, ausgewählt und herausgegeben von Otto Neuburger. Albert Langen, Ganzleinen 3 M. Der Gedanke dieses Lesebuchs war besonders glücklich. Nicht nur ältere Dichter sind vertreten, wie Goethe, Gotthelf, E. A. Hoffmann, Keller, Abraham a Santa Clara, Rosegger

ontane, sondern noch lebende: Will Vesper, Leonhard Adelt, Hermann Hesse, Friedrich ienhard, Heinrich Lerch, Emil Ertl, Carl Sternheim, Gerhart Hauptmann, Leonhard rank, Jacob Schaffner, Thomas Mann, Georg Hermann. Und nicht nur Deutsche, ndern auch große Ausländer, lebende und tote: Knut Hamsun, Zola, Romain Rolland, alzac, Andersen Nexö, Jack London, de Coster, Gogol, Geijerstam, Selma Lagerlöf.

Schelmen- und Liebesgeschichten von Miguel de Cervantes Saavedra. (Albert angen, 3 M.) Ausgewählt und eingeleitet von Dr. Owlglaß. Der Band enthält drei der stlichsten Novelas ejemplares: „Die vornehme Küchenmagd", das unsterbliche Zwie-spräch zwischen den Hunden Cipion und Berganza (ohne das wir vermutlich E. T. A. offmanns „Kater Murr" nicht hätten), und die Krone aller Schelmengeschichten: „Ecklein id Schnittel". Wer Cervantes näher kennen will, sollte nicht mit dem Don Quijote be-nnen, sondern mit den Novellen, die zum Schönsten der Weltliteratur gehören.

Rosenheim. Josef Hofmiller.

Erklärung

Im Dezemberheft der S.M. „Geburtenrückgang" hat Herr Professor Fritz Behn in Mün-chen in einem Aufsatze „Meine Erfahrungen als Diktator" schwere Angriffe gegen meine erson und meine Amtsführung gerichtet. Diese Angriffe haben sofort in einer von einem Chef, dem Herrn Staatsminister für Unterricht und Kultus, der Presse über-benen amtlichen Erklärung entschiedene Zurückweisung erfahren. Die Presseerklärung itte folgenden Wortlaut:

„In Heft 3 der „Süddeutschen Monatshefte" für Dezember 1927 hat der ehemalige Präsident der ünchener Künstler-Genossenschaft Herr Professor Fritz Behn unter dem Titel ‚Meine Erfahrungen s Diktator' gereizte Angriffe gegen den Referenten im Staatsministerium für Unterricht und Kultus, errn Ministerialdirektor Hendschel, unternommen. Diese Veröffentlichung, die in einem besonders rletzenden Satze den Weg in die Tagespresse gefunden hat, deckt sich im wesentlichen mit einem Briefe, n Herr Professor Behn bereits am 10. November 1927 an den Herrn Staatsminister für Unterricht id Kultus gerichtet hat. Dieser Brief war nur das letzte Glied in der Reihe mündlicher und schrift-her Auseinandersetzungen mit Herrn Professor Behn vor, während und nach seiner Präsidentschaft. n Anbetracht der Erfahrungen während dieser Zeit hatte der Herr Staatsminister es ausdrücklich gelehnt, den besagten Brief zu beantworten.

Nachdem nun aber die Anwürfe den Weg in die Öffentlichkeit genommen haben, wird seitens des taatsministeriums nachdrücklich festgestellt, daß die sämtlichen Anklagen des Herrn Professors Behn, ferne sie nicht unbelehrbarer Verkennung der in der Ministerialverfassung gegebenen Verhältnisse ntspringen, Entstellungen der tatsächlichen Vorgänge sind. Der Ministerialreferent hat allen Ausfällen id persönlichen Invektiven des Herrn Professors Behn gegenüber mit großer Geduld immer jene chliche Ruhe und Objektivität bewahrt, die dem Interesse des Staates und der öffentlichen Kunst-lege am besten dienen.

Die Angriffe im erwähnten Aufsatze sind um so unangebrachter und um so mehr zu bedauern, als zwischen unter der nach Weisung des Ministers betätigten Mithilfe des Ministerialreferenten jene inigung unter den Künstlergruppen der linken Glaspalasthälfte zustandegekommen ist, die Professor ehn bekanntlich nicht gelungen war."

Wenige Tage später haben auch die Führer fast sämtlicher bedeutenderer Künstlervereini-ngen Münchens der Presse folgende Erklärung übergeben:

„Die Unterzeichneten erblicken zwar in der in letzter Zeit zuweitgehenden Inanspruchnahme der ffentlichkeit bei internen Zwistigkeiten innerhalb eines Teiles der Künstlerschaft eine Gefahr für deren sehen, sehen sich aber anläßlich der Angriffe, die Professor Behn in der Dezembernummer der Süd-utschen Monatshefte gegen den Kunstreferenten im Kultusministerium gerichtet und bis zu persön-hen Beleidigungen gesteigert hat, als Vorstände der maßgebenden Künstlervereinigungen, welche den eitaus größten Teil der Münchener Künstlerschaft aller Richtungen repräsentieren, veranlaßt, ohne e Eignung Professor Behns als Organisator in die Debatte zu ziehen, in aller Kürze wie folgt Stel-ng zu nehmen:

1. Wie schon in der Kundgebung des Kultusministeriums angedeutet wurde, hält keiner der konkreten, dem Kunstreferenten gemachten Vorwürfe einer Prüfung auf seine Berechtigung stand, vielmehr kann jeder einzelne Vorwurf auch nach unserem Wissen kurzerhand widerlegt werden.

2. Auch wir bedauern lebhaft, daß der Kunst in München materielle Unterstützung auch nicht entfernt in dem Maße zu Gebote steht, wie in anderen deutschen Kunststädten; aber es zeugt nach unserem Ermessen von einer einseitigen gefühlsmäßigen Verkennung der Tatsachen, wenn die Verantwortung hierfür einer einzelnen Persönlichkeit, und sei es auch der Kunstreferent im Kultusministerium, in die Schuhe geschoben wird.

3. Wir bestätigen dagegen aus voller Überzeugung, daß die Künstler in der Person des Kunstreferenten stets einen warmherzigen Freund der Kunst, einen gewissenhaften und gerechten Vertreter künstlerischer Interessen und einen über jeden Verdacht erhabenen, ehrenhaften Mann gefunden haben, der seinem schwierigen Amte vollauf gewachsen und frei von jeder Art bureaukratischer Voreingenommenheit ist.

4. Die vagen Angriffe gegen künstlerische Mitglieder staatlicher Kommissionen weisen wir aufs nachdrücklichste zurück.

Münchener Künstler-Genossenschaft, G. Hönig; Verein bildender Künstler Münchens ‚Sezession', Habermann; Münchener Neue Sezession, H. Lichtenberger; Künstlervereinigung ‚Luitpoldgruppe', H. Heider; Künstlerbund ‚Bayern', Hermann Urban; Künstlergruppe ‚Der Bund', W. Löwith; ‚Neue Münchener Künstler-Genossenschaft', L. Bolgiano."

Angesichts dieser Erklärungen kann ich davon absehen, meinerseits auf die einzelnen Punkte einzugehen, die Herr Professor Behn zur Begründung seiner Behauptungen anführt. Die aktenmäßige Widerlegung sämtlicher tatsächlicher Behauptungen seines Aufsatzes kann jederzeit erfolgen, sie könnte in ihren Einzelheiten aber für die Leser der S. M. kein Interesse bieten. Ich will nur feststellen, daß Herr Professor Behn schon längst vor der Veröffentlichung seiner Angriffe durch Schreiben des Herrn Kultusministers vom 20. April, 14. Mai und 15. Okt. 1927 und eingehende mündliche Aussprachen die erforderlichen Aufklärungen erhalten hat. Er ist auch zu wiederholten Malen darüber belehrt worden, wo die in der Ministerialverfassung begründeten Grenzen der Wirkungsmöglichkeiten und der persönlichen Verantwortung eines jeden Ministerialreferenten liegen. Gleichwohl hat er sich nicht gescheut, mit denselben Behauptungen, über deren Haltlosigkeit er nach den ihm gewordenen Aufklärungen sich hätte klar sein müssen, einen Beamten öffentlich anzugreifen, der infolge seiner Stellung in der Abwehr solcher Angriffe nicht frei ist, sondern das dienstliche Interesse über sein persönliches stellen muß. Diese Unbelehrbarkeit des Herrn Professors Behn war auch der Grund, weshalb der Herr Staatsminister davon abgesehen hat, Herrn Professor Behn auf sein an den Herrn Minister gerichtetes Schreiben vom 10. November 1927 eine Antwort zu erteilen, dieses Schreiben vielmehr mit der angegebenen Begründung lediglich zu den Akten schrieb.

Von den Anwürfen des Herrn Professors Behn, die teilweise in die Tagespresse übergegangen sind, spielte Punkt 6 auf Seite 230 des Dezemberhefts eine Hauptrolle. Wer dieser Absatz aufmerksam liest, kann nicht darüber im Zweifel sein, daß Herr Professor Behn das Wort „lügen" hier in einem Sinne gebraucht, der der deutschen Sprache fremd ist. Lügen heißt bewußt die Unwahrheit sagen. Das Nichterfüllen — in meinem Falle genauer gesagt das Nichterfüllenkönnen — eines Versprechens, in Wahrheit aber nur eines bedingten Inaussichtstellens, nennt niemand sonst eine Lüge. Herr Professor Behn hat auch unterlassen anzuführen, daß sich der Vorgang, auf den er Bezug nimmt, bei einem Festabend im alten Rathaussaale zu München abgespielt hat, wo gar keine andere Wahl blieb, als das Gespräch inmitten der Festteilnehmer in unauffälliger und äußerlich höflicher Weise zu Ende zu bringen.

München. Ministerialdirektor Richard Hendschel.

Das Krankheitsbild Annette von Droste-Hülshoffs

Von Hulda Eggart in Rosenheim

Schluß) [1])

Wertvolle Schilderungen des körperlich-seelischen Zustandes der Droste verdanken wir Luise Meller, dem früheren Dienstmädchen in Abbenburg, ja gerade dieser unten- enziöse, naiv glaubwürdige Bericht, der als Quelle von Cardauns in die neue Auflage der üffer-Biographie mit der Bemerkung aufgenommen wurde, er enthalte „eine solche Menge kleiner Züge, die auch anderweitig belegt seien, so daß an der Echtheit und wesentlichen ichtigkeit nicht zu zweifeln sei" — dieser Bericht führt, besonders was die geistige Konsti- ution der Dichterin betrifft, auf ganz neue Spuren. Der Raum läßt es nicht zu, die Er- nnerungen der Greisin hier wiederzugeben.[2]) Für den Psychiater ist Satz für Satz wichtig, orab die Schilderung der Fieber- und Dämmerzustände. Lassen sie sich nicht, überblickt an das ganze Dasein der kranken Frau, als Ausdrucksformen manisch-depressiver Zu- ände erkennen? Man vergleiche die Erregungszustände und das Weinen des Kindes; ie Heftigkeits- und Schwermutsausbrüche des Mädchens; man vergegenwärtige sich den n Auszug zitierten charakteristischen Brief an Sprickmann vom Jahre 19; Gedichte wie Durchwachte Nacht", „Ein Sommertagstraum" u. a.; man höre die Zeitgenossen ein- ütig von der oft geradezu beängstigenden Lebhaftigkeit Annettens in Gesellschaft er- ihlen, einer Lebhaftigkeit, welcher zugleich etwas „Drolliges" und „Zerstreutes" an- ftete, so daß die Mutter sie tunlichst dem Salon fernzuhalten trachtete. Wichtig mag ch die Feststellung sein, daß „Luischen", welches als 80jährige ihre Erinnerungen hervor- olt, mit der über 40jährigen (man nimmt das Jahr 1839 als das dem Bericht zugrunde egende an) etwa 12—15jährig in Berührung trat: erst wenn man sich diese Zahlen berlegt, erscheint die Erzählung der merkwürdigen Exaltations- und Depressionszustände nes doch sonst gereiften Menschen im rechten, d. h. pathologischen Lichte.

Man stelle sich bei Betrachtung der Werke und besonders der Briefe auf diese — freilich elmißbrauchte und billige psychiatrische Formel für äußerst komplizierte seelisch-geistige orgänge im Leben der Droste einmal vorübergehend ein, und es wird einem wie Schuppen n den Augen fallen. Wie die Kranke im Zustand der Manie alles ergreift und in den irbel ihres „Glühens und Rasens" zieht (sie gebraucht selbst diesen Ausdruck), was ihr den Weg kommt: — Luischen, die scheue Verbündete ihrer Heimlichkeiten; den Dorn- auch auf der Heide, daran sie sich die Kleider zerreißt; den grausigen kühnen Stoff zu ner Ballade, die sie in kühnstem Wurfe dann gestaltet; eine Gesellschaft ehrbarer Tee- men, die sie durch sprudelndes Temperament, ungezügelten Mutwillen, sprühenden eist, beißende Spottlust in peinliches Erstaunen setzt — so faßt sie in der Depression nach dem erreichbaren, erinnerbaren Erlebnis schwermütig-trauriger Färbung, um nur mmer ein Motiv für die ihr ach, im innersten Grunde so unerklärbare unbewußte Trauer finden: Gedanken an eben dahingeschiedene Verwandte, mochten sie ihr gleich gar cht nahe stehen, eher unsympathisch sein; Sehnsucht nach fremden Ländern; eine Ent- uschung, einen verblaßten Kummer; das Bewußtsein ihrer Sündhaftigkeit — alles spannt in gespenstischer Größe gleich riesenhaften Schatten in solcher Stunde der Wellen- ese über ihren dunklen Himmel!

---

[1]) Im 1. Teil des Aufsatzes (Januarheft) muß S. 310, Z. 20 das Wort bequem in „" stehen; 32 muß der Text lauten: „weil sie durch und durch krank, mutlos und müde geworden."

[2]) Hochland, Augustheft 1907.

„O Gott, ich kann nicht bergen
wie Angst mir vor den Schergen,
die du vielleicht gesandt,
in Krankheit oder Grämen
die Sinne mir zu nehmen,
zu töten den Verstand . . ."

Dem Nervenarzt, der sich mit der Krankheitsgeschichte Annette von Drostes befassen wird und dem allein die Analyse gerade dieser Seite ihrer Persönlichkeit zusteht, seien aus der Fülle des Materials in diesem Zusammenhang bloß noch einige Quellen aufgedeckt.

Das Erbe zu solcher Anlage scheint von der Haxthausenschen Familie zu kommen. Man höre Elise Rüdiger, aus dem nächsten Freundeskreise der Droste: „Die Familie von Haxthausen galt in Westfalen, dem Heimatlande der Originale, sogar noch als das non plus ultra von Originalität. Im Volksmunde wurde dies drastisch als ‚übergeschnappt' bezeichnet."[1]

Sprunghaftigkeit, Ruhelosigkeit, beinahe krankhafte Wißbegierde, unersättlicher Ehrgeiz, Abenteurerlust kennzeichnen Glieder der Familie, die Zeitgenossen[2] und Vorfahren Annettes waren. (Die Schwermutsanfälle eines greisen Urahnen der Drosteschen Seite gehen auf ein tragisches Jugenderlebnis zurück.) Zu diesem geistigen Erbe nehme man die durch die ganzen Jugend- und besonders die Entwicklungsjahre Annettens währende Überbürdung des Gehirns (Annette galt als „lebendiges Nachschlagebuch" in ihrer Umgebung), nicht bloß durch jede Art von Wissenschaft und frühzeitiger produktiver Tätigkeit, sondern auch durch theoretisch wie praktisch geübte Musik entgegen den Warnungen der Verwandten. Man lese darüber Kreiten in Stimmen aus M. Laach, 1883, wo S. 412 eine Fußnote auch Aufschluß über das in manischem Zustand betriebene dichterische Schaffen gibt. Ebenso führt Elise Rüdiger in dem oben angezogenen Aufsatz in Schorers Familienblatt Ähnliches an, so daß sich — es mag ohne weiteres Eingehen auf das zutage liegende Material gewagt erscheinen — der Schluß aufdrängt: wo es sich um Dichtungen begeistert gehobener Sprache handelt, auch um dramatisch-bewegt Gestaltetes (Balladen!), dürfen wir annehmen, daß sie in der manischen Hochwelle konzipiert wurden, während — und auf einmal scheint dieses Werk in ein neues Licht gerückt, das die Dichterin lebenslang begleitende „Geistliche Jahr" die Gestaltung ihrer depressiven Stimmungen darstellt, die stets von Skrupulosität, Angst und Ohnmachtsgefühlen begleitet waren.

Kreiten ist m. E. der erste, der den pathologischen Einschlag des „Geistlichen Jahres" hervorhebt. „Man kann diese krankhafte Gemütsstimmung Annettens", urteilt er 1883, „nicht stark genug betonen, will man ihr bei Beurteilung eines ihrer Hauptwerke kein schweres Unrecht tun, ja diese Schöpfung überhaupt auch nur richtig verstehen", und weist mit Recht, als auf die charakteristischste Probe, auf das Lied zum „Gründonnerstag" hin.

Seine Schlüsse decken sich mit einer Bemerkung, die sich als Fußnote in der Einleitung zu Band II 2 der „Sämtlichen Werke" (Gg. Müller 1925) findet: Scheiwiller führe die Seelenkämpfe der Dichterin auf ihre „unglücklich krankhafte physisch-psychische Konstitution" zurück. Ohne bei dieser bedeutsamen Frage, an welcher die Droste-Forschung bisher achtlos vorübergegangen ist, länger zu verweilen, sei zu weiterer Beleuchtung des Gesagten auf die bereits zitierten Briefstellen sowie auf eine kleine Anekdote verwiesen, die Kreiten a. a. O. erzählt: Annette soll einmal von einem etwas dreisten Kunstfreund um eine Haarlocke gebeten worden sein. Sofort habe sie in einer übermütigen Laune diese Bitte willfahren, ohne die entstehende Lücke an der Stirn zu achten. Sowie jener aber Miene gemacht habe, sich mit ihr näher einzulassen, habe sie ihn lachend mit den Worten abgefertigt, sie habe Zeiten, wo sie unausstehlich sei und sich deshalb zuweilen gänzlich von der Gesellschaft zurückziehen müsse . . . Annette hat sich hier ein groteskes Scherzwort erlaubt — steckt hinter diesem Scherz aber nicht ein unheimliches Stück Wahrheit

[1] Schorers Familienblatt. Blatt VI; Nr. 40.

[2] Vgl. z. B. in dem Brief an S. Mertens, Juli 43, die Stelle über die Tante Dorothea v. H.

Zn bezug auf das Droste-Schücking-Erlebnis wäre von ärztlicher Seite hervorzuheben, daß es sich in dem jähen Aufflackern eines fast leidenschaftlich heftigen Gefühls (die inni- n Töne des Briefwechsels kann bloß ein schwerhöriges Gemüt als Ausdruck „mütterlicher eundschaft" deuten) weniger um ein spätes Freiwerden des Erotischen handelt als um ne Störung des sexuellen Gleichgewichts der bereits im Klimakterium stehenden Frau; ß der späten Reife der Frühgeburten nicht ein um so späteres, sondern wie bereits betont, n so früheres physiologisches wie psychisches Klimakterium gegenübersteht: an der Tat- che verfrühter Wechseljahre bei Annette von Droste ist teils körperlicher, teils seelischer ymptome wegen nicht zu zweifeln; daß die Hyperproduktion des Jahres 41/42 der physio- gischen Störung parallel läuft; daß diese überreiche Fülle künstlerischen Hervorbringens nen letzten steilen Zacken des ohnehin in sichtbar periodischen, zum Teil pathologischen urven verlaufenden Daseins bedeutet. Es wären Veröffentlichungen über die geistigen ähigkeiten der Frühgeburten heranzuziehen, wäre zu erörtern, daß der durch die Tuber- lose bedingte gesteigerte Zellenumsatz, der den Körper ununterbrochen Abwehrkräfte zu oduzieren zwingt, auch das Gehirn zu rascherem Kraftverbrauch veranlaßt — freilich n den tückischen Preis, daß ein so enorm arbeitender Zellenstaat auch vorzeitig ermatten, ne so kräftig brennende Flamme gleich einer Kerze, die an zwei Enden brennt, sich um so scher aufzehren muß: eine erschütternde Tatsache, für welche die Geschichte des Genies ehr als dieses eine Beispiel bietet.

Es liegt nicht im Rahmen dieses Aufsatzes, die inneren Wirkungen jenes glückhaften Hinters auf Annette zu betrachten; für die Krankheitsgeschichte kommen noch zwei Gesichts- unkte in Frage: Aus verschiedenen bisher z. T. unbenutzten Quellen geht hervor, daß chücking in der vierundvierzigjährigen Frau (wie auch bereits Jahre früher in Rüsch- aus) nicht das Weib gesehen, das der Mann liebt und umwirbt, obwohl in dieser Frau iebe ein bewegtes Spiel spielt von Mütterlichkeit, Hingebung, Stolz, Eifersucht, jauchzen- m Lebensdrang bis zu dumpfer Entsagungsbereitschaft und Schwermut; daß Levin elmehr stets und stark betont die außergewöhnliche, interessante Persönlichkeit, eine Per- nlichkeit so einzigartiger Prägung, daß sie zu verpflichten schien, sich immer wieder mit r auseinanderzusetzen; eine Individualität, welche unter den Mitlebenden vor allem ürdig schien, daß man sie um ihrer hohen geistigen, künstlerischen, seelischen Gaben willen ls eine Gottbegnadete würdige, als eine „Berufene" verehre. Man denke sich in Schückings age hinein, der sich mit solcher Gefühlseinstellung der 17 Jahre Älteren näherte, ahnungs- os, welche Wirkungen seine Persönlichkeit in der einsamen Liebearmen hervorrufen würde! Die Entwicklung des Verhältnisses, das sich in Westfalen zu traulicher Kameradschaft fort- esponnen, mußte ihn frappieren; ungeheurer Herzenstakt, bewundernswerte Zartheit es Gemüts und Geistes gehörten dazu, die Leidende aus seiner Nähe zu lösen ohne sie is auf den Tod zu verwunden. Levin Schücking hat diesen Takt besessen. Man stellt sich mmer noch nicht klar genug vor, wie nahe auch ihm Annettens Kampf ging: so nahe, daß r sein langes Leben hindurch der leidumwobenen Gestalt, auch als sie sich äußerlich ihm ntrungen (schlechte Kenner der Frauenseele, die aus Annettens feindseliger Stellung egen Schücking, aus den späteren gehässigen Äußerungen nicht ihre gemarterte Liebe eraushören!) treu Gefolgschaft hielt und ihr als Dichterin den Weg bereitete, wo immer ir nur konnte.

War Schücking so der einzige, der in Annettens tragisches Erleben ganz hinabsah, als er eine, der ungewollt Urheber ihres tiefsten Schmerzes geworden, so war er auch er Vertraute, der am genauesten wußte um ihre familiären Verhältnisse, vorab um ihre Stellung zur Mutter. War Annette infolge einer bis in späte Jahre verfolgbaren infantilen Einstellung auch nicht eigentlich in der Hauptrichtung ihrer persönlichen Entwicklung gestört, die ja im wesentlichen auf eine künstlerische Entwicklung hinausläuft, so war das onfliktschwere Eltern- bzw. Muttererlebnis tief genug, ihr Fühlen und Denken in gewissem Grade festzulegen, und auf diese Spur stoßen wir z. B., wenn wir sie der adeligen Über-

lieferung, den Ansichten der Angehörigen in allen ernsthaften Fragen, vorab in der religiösen, die eigene Meinung und Erkenntnis opfern sehen. Schücking, der sie hierin richtig beurteilt, kommt zu dem Schlusse, „daß ihre Überzeugungen nicht zur Klarheit und Unerschütterlichkeit durchgedrungen, daß ihre Augen aber doch dann und wann das hohe Humanitätsideal erblickt hätten".

Die Grenzen ihrer Persönlichkeit erscheinen so nicht allzuweit gesteckt; theoretisch sieht man sie alle Register ziehen: die durchaus verschieden gearbeiteten menschlichen Gestalten ihrer Epen und Balladen wie auch der prosaischen Werke umreißt sie mit scharfer Linie; der Umfang ihres eigenen Erlebens ist genau und sich fast gleichbleibend umzirkt: ihr stärkstes Empfinden umfaßt die Natur, reich genug freilich, von den Infusorien bis zum All vorzudringen, und das Göttliche, als welches ihr die Gottesferne deutlicher als die Gottnähe, Gotteskindschaft bewußt ward. Hält man diese Grundrichtungen ihrer Denk- und Fühlweise fest, so wäre nicht bloß Busse, sondern selbst Schücking zu widerlegen, wenn sie annehmen, Annette sei in der Entwicklung ihrer künstlerischen Persönlichkeit durch ihre Umgebung aufgehalten worden. Der „Adler im Käfig" war ein „Aar mit gebrochenen Schwingen", gebrochen von Krankheit und Siechtum. Hätte sie äußerlich „frei" sein wollen, ihre Seele hätte alles frommen Herkommens, aller Schwierigkeiten gespottet, sie hätte den Weg in die Weite gefunden. So aber verschanzt sie sich, der Grenzen ihres Ichs, ihrer Wünsche bewußt, völlig klar sehend immer eigenwilliger hinter die Schranken gegebener Verhältnisse und Lebensmöglichkeiten. Zwei ihrer tiefsten Verse:

„Wir leiden nach dem alten Rechte,
daß, wer sich selber macht zum Knechte,
nicht ist der goldnen Freiheit wert" und
„Nicht würdig sind wir bessrer Tage,
denn wer nicht kämpfen mag, der trage,
dulde, wer nicht zu handeln weiß" —

Worte, die Nietzsches Herren- und Sklavenmoral mit souveräner Schlichtheit umschreiben, gewähren Einblick in ihre Auffassung über ihre Stellung zur Mitwelt. Wenn wir sie trotzdem zu Kompromissen ihre Zuflucht nehmen, Wege der List einschlagen sehen, um einen Hauch der Freiheit zu kosten, und wenn solches Vorgehen eingangs als ihrem eigentlichen Wesen widersprechend gedeutet wurde, so geschah es, weil sie, um eine derartige Handlungsweise vor sich selbst zu rechtfertigen — wie leicht müßte ihr das geworden sein im Andenken an alles, was sie unter der gutwillig-ungeschickten Autorität der Ihrigen duldete — nicht reif und selbstsicher genug war. Je älter sie wird, desto entschiedener versagt sie sich jeden freien Atemzug, verurteilt sie jedes selbständige Denken und Handeln, das sie sich irgend zugestanden, und wird so von Zeit zu Zeit — dieser Zug ist besonders durch die Dichtung des Geistlichen Jahres verfolgbar — in fruchtlosen Konflikt, lähmende Selbstanklage zurückgeworfen. Ihre auffallende Sensibilität läßt sie nicht bloß jeden körperlichen, sondern auch jeden Schmerz des Gemüts gesteigert empfinden; trotz dieser gefährlichen Anlage war sie aber nichts weniger als weichlich. Sie weiß sehr wohl, so und so oft ist es bloß ihr Wille, die Gewalt ihrer Autosuggestion, die ihr Genesung und Kraft vortäuschen. Sie spricht das gelegentlich auch aus: „... Vorher ließ ich mich sinken, jetzt kämpfe ich gegen den Strom." Nicht so leicht wird sie mit den inneren Erlebnissen fertig, ja die Lust zur Selbstzerfleischung, die schon deutlich aus den Jugendwerken spricht, wächst sich, am krankhaftesten nach dem Bruch mit Schücking, zu seelischer Selbstverstümmelung aus: ein Zug, der unter dem Einfluß körperlicher Qual schließlich zur Selbstverneinung führt: „Nur nicht wieder besser werden, nur tot! tot!"

In um so erstaunlicherem Lichte steht, mit allen diesen Schmerzenszeichen beladen, die Gestalt der Droste als Dichterin. Denn als Lyrikerin, als Stilistin hat die große Westfälin trotz ihrer Umgebung Großes erreicht. Erstaunlich, was sie ihrer geschwächten Konstitution, ihren zarten Nerven abkämpfte; ja, ihre Selbständigkeit in künstlerischen Fragen

heint durch Schwierigkeiten von allen Seiten an Elastizität und Stärke zu gewinnen. Wer
bei ihren Arbeiten belauscht, ihr z. B. bei dem mit achtunggebietender Zähigkeit und In-
nktsicherheit betriebenen Feilen der Gedichte über die Schulter blickt, beobachtet, wie in
m Maße wie ihr Ich wächst, Fülle und Kraft ihres Ausdrucks wachsen, der kann nicht den
ndruck empfangen, mehr Anregung, positive Förderung und sachliche Kritik hätten sie noch
eiter gebracht. Im Gegenteil, sie hat, ob immer ganz zu Recht, Freundes Rat in den Wind
schlagen; sie wollte durchaus nichts entwickeln, als was aus ihr selbst sprach: auch ihre
erworrenheiten und Schwächen.

Denn die Linie dieses Lebens ist, welch kühnen Bogen es auch zur Höhe nimmt, genau
sehen, eine vielmals gebrochene; ihr Wesen bei allem Reichtum glänzender Gaben ein
oßartiges Fragment. Fast jedes einzelne Gedicht, ja oft die einzelne Strophe, spiegelt dies
ider: neben Versen von einem Eigenlaut, einer Bildhaftigkeit und Prägnanz des Aus-
ucks, wie sie in deutscher Zunge nie vorher und seit der Droste nie wieder geschrieben
orden, merkwürdig dunkle, fast unsinnige Stellen — oder auf einen glänzenden packenden
ifang hin ein unbeholfenes, schwerverständliches Ende, und so häufig der wehmütig
mmende Eindruck wie vor einem Torso Michelangelos: Das Antlitz, ein Arm oder ein
ie prachtvoll herausgemeißelt, Rumpf und Glieder nur angedeutet, zaghaft umrissen;
zzenhafte Meisterwerke, wenn auch überall fühlbar: der Hauch der Genialität, der Ein-
aligkeit. Als die Dichterin eines Morgens sieht, wie blumentötender Reif die lachende
ühlingspracht verheert, fragt sie mit beißendem Sarkasmus: „Ist das nicht ein perfider
treich von unserm Herrgott?" — Dies bittre Wort möchte man über ihr leidvolles Leben
zen, das Dreiviertelmeisterstück der Natur, dem die letzten Stufen der Vollendung,
enschlicher mehr als dichterischer, unerreichbar geblieben.

Man kommt immer wieder auf den gleichen Punkt zurück: eben weil dies Leben von Natur
hemmt war, hätte nicht außerordentliche Pflege, liebende Sorgfalt das zarte Gewächs zu
llerer Blüte bringen oder wenigstens der gebrechlichen Hülle manchen grausamen Schmerz
paren können? „Ein böser, hartnäckiger Husten plagte sie oft sehr und wir Dienstboten
tten dann großes Mitleid mit ihr." Luise Meller spricht nichts weiter aus — Pietät der
grauten Dienerin hätte ihr verboten ein Wort wider ihre Herrschaft zu richten — und doch
ubt man aus ihren Worten herauszuhören: die Umgebung, wie es schien, war an das
iden gewöhnt, zeigte kein besonderes Mitleid . . .

Wenn aus dem Munde eines Menschen, dessen Leben man bei aller Hinfälligkeit und Schwäche Schritt vor Schritt bestaunen muß ob seines eisernen Willens, so viele, oft wiederholte Selbstzeugnisse gleich Notschreien in den Briefen laut werden, muß es ne Gründe haben. Hier ruft ein gepreßtes Herz die Gefreundeten, die Mitwelt zu Zeu-
n seines Schmerzes auf; denn da, wo es Teilnahme sucht, scheint es kein Echo zu finden.
hl harren noch manche Quellen der Erschließung; so z. B. die vollständigen Familien-
efe; das Tagebuch der Schwester Jenny; die Briefe an Elise Rüdiger. Unzählige
iefe scheinen von der Hand der Angehörigen wie der Freundinnen vernichtet worden
sein; vieles hat Annette nach dem Erlebnis mit Levin selbst verbrannt; Adele Schopen-
uer und Amalie Hassenpflug gibt sie ihr „ausdrückliches Wünschen" kund, alle an sie
richteten Briefe zu verbrennen — es scheint restlos erfüllt worden zu sein. Bei Hüffer[1])
n man über das Auto da fé nachlesen, welches sie (jedenfalls viel gründlicher als bisher
genommen) nach dem Meersburger Winteraufenthalt veranstaltet. (Die dort zitierte
iefstelle an Elise ist psychologisch besonders interessant.)

Sind uns durch solch konsequentes Vorgehen der Dichterin beängstigende Gewißheiten
rleichternde Möglichkeiten verwandelt? Es bleiben Anhaltspunkte genug, das Gewohn-
t gewordene Sohinnehmen ihres körperlich-seelischen Zustandes durch die Familie be-
mdlich zu finden. Frau von Droste strickt Strümpfe für die Armen; sie speist Hungrige;

[1]) 3. Aufl. S. 237.

nimmt Schutzbedürftige in ihr Haus auf; sie hilft Töchter benachbarter und verwandter Güter erziehen; sie kümmert sich voll Energie um alles und jedes — hatte die gescheite tatkräftige Baronin aber ein Herz für ihre sieche nervenschwache Tochter?[1]) Findet man im ganzen Hüffer ein warmes Wort über das gegenseitige Verhältnis? Hört man nicht selbst aus der Bemerkung über den sehnsüchtigen Heimwehbrief von 1847 die Verlegenheit heraus, auf da und dort laut werdende anklagende Bemerkungen nicht mit beweiskräftigeren Gegentatsachen antworten zu können? Ist jemand schon ein Wort darüber zu Gesicht gekommen, wie Frau von Droste das Ableben ihrer armen Tochter fern der Heimat aufnahm? Ob sie gebot den Hügel am Bodensee in Ehren zu halten? Ob es sie, die hochbetagt noch Reisen machte, verlangte, zu diesem Hügel wenigstens einmal in ihrem Leben zu wallfahrten? Peinlich wirkt auch die Aussage Luise Mellers, wonach Fritz von Haxthausen gegenüber das Wort gefallen sein soll: „Ich wollte, Annette würde vor mir hergetragen." — Wie meinst du das? — „Ach Gott, ich bin bange, daß es mit Annette kein gutes Ende nimmt."

Es lägen zahlreiche Briefstellen vor: von Verwandten, Freundinnen, von der Schwester, aus denen inniges Mitgefühl mit der Kranken, zitternde Besorgtheit um ihren Zustand spricht; (man lese z. B. nach, was Jenny an W. Grimm unterm 27. Juli 1829 schreibt, ebenso Hüffer 298, 308; Thekla Schneider in „Meersburg, Annette von Drostes Dichterheim") — selten stößt man auf ein liebevolles oder besorgtes Wort der Mutter. Um so tiefer bewegt der Ton der Briefe Annettens an sie, dieser werbende, demütige Ton voll scheuer Zärtlichkeit; Briefe, aus denen man erkennt: sie hofft und hofft immer wieder die Mutter endlich zu überzeugen von dem Ernst, ja man möchte sagen: dem Ethos ihres Lebensberufes. Gedichte wie: „Mein Beruf" — „Auch ein Beruf" — „Der Dichter" — „Spiegelbild" gehören zu den Versen, die besonders der Mutter Herz und Sinn öffnen sollten; aber die Lösung der Spannung erfolgt nie und nimmer, Annette bleibt an das kühle Wächterauge gebunden; umsonst sucht sie sich ihm gegenüber zu beweisen, umsonst ringt sie um sein Vertrauen; viel mehr als auf Levin Schücking scheint für das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter das Wort zu gelten:

„Hat das Geschick uns, wie in frevlem Witze,
auf feindlich starre Pole gleich erhöht . . ."

Wieviel Kraft, körperliche wie seelische, die niemals ganz in sich Ruhende an diesen Kampf gesetzt; wieviele körperliche Niederlagen, Anfälle von Schwermut und Verzweiflung auf dieses niemals überwundene Kindheitserlebnis zurückgehen, dies zu erörtern neigte sich leise der psychopathischen Ebene zu.

Andererseits verkennte man den Tatbestand, ließe man es unversucht, sich in die Lage der Mutter hineinzudenken. Wir wissen ja so gut wie nichts von Annettens Kindheit und frühe Jugend. In einem Gedicht, aus dessen späterer Fassung der Ausdruck getilgt ist, spricht sie von der Jugend als einer „Last". Was mag sie damit meinen? . . . In einem andern rühmt sie sich: „Mir gab Natur ein kühnes Herz, ich senke nicht so leicht den Blick." Eine spätere Äußerung der Schwester, Nette sei jetzt „viel herzlicher und sanfter" geworden bestätigt die Aussagen anderer, daß sie in jungen Jahren durch Heftigkeit, Reizbarkeit, eine Neigung, durch Spott zu verwunden, aufgefallen; tritt in letzterer aber nicht vielmehr

[1]) Annettens Zeichnung ihrer Persönlichkeit in Bei uns z. L. trägt wahrhafte Züge, ist aber doch in dem Gedanken an die Zensur der Familie entstanden; einen lebendigeren Eindruck vom Schalten und Walten der Mutter bekommt man bei der Lektüre Ledwinas durch die Gestalt der streng an aristokratischen Zeremoniell festhaltenden Frau von Brenkfeld, der, als von Erziehung die Rede ist, das Wort in den Mund gelegt wird: „Widerspruch gab es in der Ordnung von der einen Seite gar nicht, und nur selten dargelegte Gründe von der andern." Kreiten urteilt: „Das Familienbild der Mutter und Geschwister Ledwinas bietet bei allem guten Willen der einzelnen Glieder mitunter einen wenig erfreulichen Anblick."

Härte des Gemüts eine psychische Reflexbewegung zutage, und wo anders als in Zu-
mmenstößen mit der Mutter haben wir die Auslösung solchen Reflexes zu such'n?[1])
Und doch: man muß Frau von Droste Gerechtigkeit widerfahren lassen. Wie oft mag sie,
wohl zu der Zeit, als sie den Elementarunterricht der Kinder leitete, als auch später, da
Hauslehrer ihre Rolle übernommen, mit Besorgnis in das vor Geist glühende, vor Ner-
ität zitternde Kindergesicht geblickt haben; etwas Ungewohntes, ja Befremdendes, jeden-
ls nicht in die Norm ihrer Erfahrungen und Lebensansichten Passendes war mit diesem
nen Wesen in die Familie gekommen. Es mag ihr oft zumute gewesen sein wie jener
nne im Märchen, der unter ihren Küchlein ein „häßliches junges Entlein" anver-
ut worden, nach dem sie, als es Lust zeigte aufs Wasser zu gehen — und das geschah
hzeitig — unruhig glucken ausschaute, gewillt, den Störenfried zu überzeugen was in
em Bereiche Brauch sei. Und als sie dann, hin und wieder nicht ohne ein Gefühl
n Stolz, nach und nach eines andern belehrt worden durch das so sicher, so selbst-
ständlich die Flut als sein Element Beherrschende, kam sie seiner, des Schwanes Art,
swegen doch nicht eigentlich näher — sie, die Robuste, Gesunde stieß sich früh an krank-
ten undeutbaren Zügen, so daß da, wo das Verstehen hätte beginnen sollen, es voll-
ndig aufhörte. Der Vater sowohl als die Geschwister schienen die Kluft, die zwischen
em und dem Wesen der Kränklichen lag, mit Freundlichkeit und schweigender Nachsicht
überbrücken; der unerbittlichen Autorität der Mutter gegenüber konnte die Denk- und
ndlungsweise Annettens nicht aufkommen, wie ja auch die Individualität des stillen
pas, den man erst durch die Schilderung der Tochter kennen lernt, von der gewichtigen
rsönlichkeit der Hausherrin fast erdrückt scheint[2]).

Indessen: die Familie, jahrelang in ihrer harmonischen Geschlossenheit durch die proble-
matische Tochter beeinträchtigt, gewöhnte sich mählich an ihr Leiden wie an ihren ab-
chenden Charakter; Frau von Droste, der das schwächliche Mädchen bei häuslichen
beiten bloß im Wege stand, wußte sie glänzend versorgt bei ihren Büchern, am Klavier
d mit ihren Versen; man nahm, da sie körperlich über eine gewisse Entwicklung nicht
nauszukommen schien, gebührend Notiz von ihren geistigen und künstlerischen Qualitäten;
m war rücksichtsvoll, weil man gesehen, mit Strenge war diesem sensiblen Kinde nicht
druck zu machen; man ängstete sich gelegentlich, wenn „die Krankheit" es gar zu erbärm-
schüttelte; ängstete man sich aber nicht mit einer leisen Hoffnung? . . . (Luise Meller!)
tte man durch eine Reise nach dem Süden, die dem Bruder, der Hülshoff über-
mmen, unerhörte Geldopfer zugemutet, dies immerfort dem Verglimmen, dem Ver-
ern nahe Leben künstlich verlängern sollen? Frau von Droste dachte praktisch und nüch-
n. Sie widmete sich den Gesunden. Mochte die alte Amme sich mit „Frölen" zusammen-
en. Sie hatten Zeit füreinander, schienen auch Sympathie füreinander zu haben. Moch-
sie beten zusammen oder „Vorkieker-Geschichten" erzählen — wenn sie bloß beschäftigt
r; wenn sie bloß die Geschäftigen, die Regsamen, Lebenstüchtigen nicht aufhielt. Und
s hat die Feinfühlige nie getan. Sie ist — wider Willen — in die Schweiz gereist,
man sie hinzitierte; sie hat sich winterlang brav und still in ihrer Stube gehalten, wenn
böse Nebel über der westfälischen Heide brauten, hat sich wohl manchmal von Hause
gestohlen um draußen in der Natur sie selbst zu sein; hat niemals zu bitten gewagt,
chdem ihre Amme, die „treue Mutter" für immer die Augen zugetan, jemand möchte um
bleiben, es stehe schlecht um sie. Wochenlang, während die unternehmungsfrohe Mama
Verwandtenreisen war (wo es stets genug zu erfahren, zu ordnen, zu helfen gab), hat
in Rüschhaus einsam mit den Dienstboten gelebt, so einsam, daß ihr, die das Alleinsein
ch liebte und suchte, vor der grauenhaften Stille bang wurde, und ihre übererregten

[1]) Auch eine Zusammenstellung des Vokabulars der Droste, der von ihr bevorzugten Adjektiva
d Verben wäre für den Nervenarzt aufschlußreich.
[2]) Vgl. hierzu Kreiten, Stimmen a. M. L. 1883.

Nerven zu halluzinieren begannen. Die Mägde, von früh bis abend in Haus und Fel beschäftigt, sollten ihretwegen ja nicht behindert sein, sie brauchte so wenig. Gewohn kalt und äußerst einfach zu frühstücken (bemerkenswert ist ihre dauernde Abneigung gege warme und gegen Fleischspeisen, gegen jedes Gewürz und alle Narkotica), war sie es zu frieden, von einer „Sonntags für sie zubereiteten Leber die ganze Woche kalt zu essen" (und sich im übrigen mit Obst, Milch (Schafmilch!), einer leichten Mehlspeise — Reis bevor zugte sie besonders —, einem Butter- oder Käsebrot durch den Tag zu helfen: ganz genau wissend, was ihrem sensibilisierten Organismus angemessen, allein zuträglich war. Imme aufs neue herzergreifend berührt der Brief mit der Schilderung ihrer letzten Krankheits wochen in Rüschhaus vom Sommer 1846 (er müßte von a bis z zitiert werden), wo sie sich selbst vorkam „wie ein armer Soldat, der sich auf dem Schlachtfelde verblutet". Hielt man es nicht für selbstverständlich, daß die Mutter wenigstens jetzt nicht von dem Lage der zu Tod Erschöpften gewichen? Frau von Droste aber ist gar nicht daheim. Man hätt die Kranke nach Meersburg mitgenommen, indessen, der Mutter „ist ein Stein von Herzen gefallen", als man sich endlich entschloß sie in Rüschhaus zurückzulassen. Wär es nicht auch eine Zumutung gewesen, in dieser Weltabgeschiedenheit bei der ewig Kranken abgeschnitten von allen Ereignissen und Tagesneuigkeiten Hülshoffs, Münsters und des weiteren Verwandtschaftskreises, stillsitzen und womöglich Nettens Fieberdelirien und an dere Tollheiten tagaus tagein anhören zu müssen! Und doch war wieder einmal der Augenblick da, wo Angst des Abends und des Morgens fragte: Wie wird es weitergehen? Nein, schließlich war es nicht ganz ratsam, die Unberechenbare in Rüschhaus dauernd allein zu lassen. Aber wohin? Man mußte auf der Durchreise mit Werner verhandeln. Am besten Tante Nette siedelte, wenn es schlechter mit ihr werden sollte, nach Hülshoff, über, da gäb es Hände und Augen genug, die nach ihr sehen könnten. Und was Frau von Droste anregt das wird ausgeführt. Die Kranke, der schon der Tod auf bleicher Stirn gezeichnet ist die ihn, lebensmüde, mit ihrem Willen längst angezogen, nimmt nach schlimmsten Leidens wochen gehorsam, obwohl „Gottes neunfachen Segen in Hülshoff scheuend", Abschied von dem einsamen Hause; sie weiß, es ist ein Abschied für immer:

„Mein guter Bruder will es so und hat recht daran; denn so verführerisch, ich möchte sagen betäubend lieblich mein Klausnerleben auch ist, so ist es doch allerdings nicht geeignet, jemandem der sehr an den Nerven und noch mehr an Apprehensionen leidet, wieder zurecht zu helfen . . .

„Wenn Sie dieses lesen, habe ich meinem guten, kleinen Rüschhaus Lebewohl gesagt . . . Alles ist eingepackt und eingeschlossen, meine Zimmer gleichen Ruinen. Adieu, mein Herz ist sehr schwer.

Deutliches Todesahnen klingt aus den Zeilen an Schlüter heraus. Lange kann es nicht mehr dauern. Sie wird in Hülshoff in den Armen der Schwägerin oder einer treuen Zofe sterben . . .

Nun aber ereignet sich das Ungewöhnliche, das Überraschende: sie bäumt sich plötzlich auf gegen die Berührung des Knochenmannes, sie wehrt sich jählings gegen das Er löschen. Sie will nicht in Hülshoff sterben! In Hülshoff umweht sie's trotz aller Fürsorg nicht heimatlich. Nein! Eilends fort, solang es noch Tag ist! Aber ist es denn noch Tag ist es nicht später Abend? Steht nicht die Nacht mit dem unergründlich dunklen Aug über ihrem „öden letzten Lager?" „Dennoch Himmel, mir nur dieses Eine nur!" Der Seufzer entquillt nicht bloß der „süßen Ruh im Gras", sie hat ihn hundertmal geseufzt vor dieser Reise; „dieses Eine nur": nach Meersburg! an den See! Dahin, wo sie, um mit Hölderlin zu sprechen, dem sie in manchem ähnelt: „einmal lebte wie Götter", wo sie am glücklichsten war und auch amtraurigsten.

Und sie vollbringt das Unglaubliche; das Höchste an Selbstüberredungskunst, was sie je geleistet: sie reist todkrank und mutterseelenallein — an den Bodensee. Und: man läßt sie reisen, weil „Bleiben noch schlimmer schien". Was für Briefe mag sie in dieser Zeit mit Jenny getauscht haben, die Mutter zu besänftigen. Niemand weiß davon.

Und wie ist diese Reise dann vonstatten gegangen! So etwas konnte nur gelingen, so-
nge der manische Wellenberg sie trug. Und er hat sie getragen, bis über den See. Ein
nger Neffe betreute sie in rührender Weise das erste Stückchen des langen Weges; noch
ch Jahren dankt sie es ihm; acht Tage liegt sie in Bonn „an abscheulichem Kopfweh fest";
ch trotz des Kopfschüttelns von Freunden und Verwandten, denen ihr Entschluß zur
eiterreise toll erscheint, treibt ihr Heimweh sie weiter. Wieder der autosuggestiv-hysterische
ug:

„Ich machte mich in der letzten Zeit stärker als ich war, um Paulinens (der Verwandten[1]) Widerstand
besiegen, die mich nicht begleiten konnte ... Die Herren Kondukteure nahmen anderen Kanapees
e Kissen um es mir bequem zu machen ... führten mich selbst an den Omnibus ... fast bei jeder
tation erschien ein Gesicht am Wagenschlage um zu fragen ob ich etwas bedürfe ... Ich bin wie
einem verschlossenen Kästchen gereist ... fühlte mich in Freiburg so wenig erschöpft, daß, statt
e früher beschlossen, Extrapost zu nehmen, ich mich dem Eilwagen anzuvertrauen beschloß ... In
eersburg war große Freude über meine Ankunft, aber auch große Bestürzung über mein Aussehen.
h mußte gleich zu Bette ..."

Der überspannte Bogen bricht — bedarf es doch keines unmäßig gestrafften Willens mehr;
e Reaktion folgt dem Willensexzeß auf dem Fuße: fünf Monate lang ist sie ans Bett,
st dreiviertel Jahre ans Zimmer gefesselt ...

Welch ein Esel von einem Brunnenarzt, der sagen konnte, sie sei „in allen innern Teilen
llig gesund"! Indessen: er gibt wenigstens einen „Zustand von Überreizung ihrer Nerven"
, wie ihm „noch nie vorgekommen" ...[2])

Aus der Zeit ihres letzten Leidens besitzen wir ein Daguerreotyp. Bedauerlich, daß es sowohl „unter Leitung von Freifräulein von Laßberg aus dem halben face ins Profil umgezeichnet" (das Umchnen von Photographien ist immer eine gewagte Sache!) als auch sonst zu mehr oder minder phantavollen Nachbildungen benützt wurde, so daß sich — ich weiß nicht, ob und wo das Original-Lichtd aufbewahrt wird — augenblicklich nicht sagen läßt, welcher von den bisher erschienenen :ucken der Aufnahme am ehesten gleicht. Wormstall, dessen Verdienst es ist, den Drosteschen Falien- und Freundeskreis in Bildern festgehalten zu haben, soweit sie ihm um die Jahrhundert:nde erreichbar waren (eine vermehrte Neuausgabe des Heftes wäre sehr zu wünschen) bringt ie Nachzeichnung des Daguerreotyps mehr von rechts, während in Hüffers Drostebiographie s Antlitz von links, in Bd. II, 2 der Sämtlichen Werke von 1925 dasselbe Bild im Profil erscheint! n Fürstenhäuschen zu Meersburg machte mich seinerzeit der jetzt verschiedene Baron von Drostelshoff auf ein Bild aufmerksam (ich meine nicht das vielgenannte Jugendporträt!), welches die chterin in gereiftem Alter mit ernstem leidenden Ausdruck darstellt, wobei er mir versicherte, ß es „Züge großer Naturwahrheit" trage. Sollte es die gelungenste von den seitherigen Nachchnungen des Daguerreotyps von 1845 sein, so hätte es allein als Drostebildnis zu gelten und e „literarischen Porträts"[3]) sollten aus den Drosteausgaben verschwinden.

Freilich: bei genauerer Überlegung müssen wir mit Bedauern feststellen, daß wir trotz des Urteils : Rüschhauser Köchin beim Anblick der Daguerreotyp-Platte: „Es gleicht ganz accurat, aber, o rr, wie betrübt!" in der photographischen Aufnahme so wenig wie in den die Wirklichkeit korrirenden Gemälden — eine Tatsache, die von den Zeitgenossen durch verschiedene Aussagen ertet wird — das wahre Drostebildnis vor Augen haben. Man muß wissen, wie mangelhaft die chnik der Photographie um jene Zeit noch war. Im „Morgenblatt" (Juli 1842) findet sich folgende tiz darüber:

„So sehr die Technik des Verfahrens in der Daguerreotypie verbessert worden ist, so ist es doch h nicht gelungen, ein schönes Gesicht hervorzubringen. Es bleibt immer in den Augen der darellten Personen etwas Düsteres und Grämliches, welches die ganze Physiognomie verdirbt. ter den vielen ... ausgestellten Bildern sieht man daher wenig Porträts von Frauenzimmern; haben alsbald eingesehen, daß ihnen die neue Kunst nicht allein nicht schmeichelt, sondern ihnen ar manches von ihren natürlichen Reizen benimmt. So lange diesem Übelstande nicht abge-

[1]) Frau ihres Vetters Clemens v. Droste, Prof. d. Rechte in Bonn.
[2]) Vgl. Hüffer S. 305 f.
[3]) Eduard Arens, Köln. Volkszeitung 19. 8. 1926.

holfen wird, läßt sich schwerlich hoffen, daß das weibliche Geschlecht das Daguerreotyp der Malere vorziehen wird, so wenig Minuten oder Sekunden auch ersteres braucht; sie werden lieber stunde lang einem Maler sitzen, als sich in 20 Sekunden durchs Daguerreotyp verhäßlicht sehen."

Wesentlich besser scheint es drei Jahre später um „die neue Kunst" noch nicht bestellt gewese zu sein; das sarkastische Urteil Annettens über eine Daguerreotyp-Aufnahme der Familie Schlüte ist bekannt. Trotzdem haben mir von allen Bildnissen der Dichterin jene beiden anscheinend nach den Daguerreotyp hergestellten Reproduktionen (im Fürstenhäuschen und in der Schrift von Worm stall), obwohl auch sie sich nur wenig gleichen, stets den größten Eindruck gemacht. Verglichen mi den Porträts gibt die Photographie der Gealterten, wenngleich das Auge schon auf dem liebliche Gemälde der Jugendlichen nicht den schimmernd-heitern Glanz der Lebensfrohen, Lebenbejahen den zeigt, in verstärktem Maße etwas Bohrendes, Krankhaftes, Starres, Geschrecktes wieder.[1] Zugegeben, solcher Gesichtsausdruck falle zum Teil der mangelhaften Technik der Lichtbildkunst jene Tage zur Last, muß er bei der dargestellten Persönlichkeit doch möglich und bekannt gewesen sein wie anders wäre es zu dem Ausruf der Köchin gekommen, wäre das Daguerreotyp als wirklich keitstreu aufbewahrt und zu Nachbildungen bis auf den heutigen Tag benutzt worden? Je länge man sich in die Reproduktion des Wormstaller Buches hineinsieht, desto deutlicher scheint der Mensch Annette zu einem zu sprechen: ein armseliger, kranker, körperlich-seelisch gehemmter Mensch. Ein das größte Mitleid erweckende furchtbare äußere und innere Verlassenheit klagt aus diesem halb geschlossenen Blicke; die niemals ganz zum Schweigen gebrachte Furcht, es möge in ihrem Geist plötzlich Nacht werden. In die „Charybdis ihrer toten Stunden" fallen die Tränen dieses Auge hinein, „verlorner" Stunden, wo sie um „das Kind der Schmerzen, ihr angefochtnes Selbst" ver zweifelnd kämpfte, sich immer wieder fragend, ob statt seiner nicht ein „Seelenbastard" Gestal gewonnen. „Herzwehfurchen", Runen, von Qual und Schmerzen eingegraben, laufen durch dies Züge. Äußerste Anspannung, sich selber zu bewahren („In Ruhe wohnt die Kraft, du mußt nu ruhig sein") drückt diese verkrampfte Rechte aus. In vielen Gedichten der „Letzten Gaben", i denen sich (abgesehen von der Geistlichen-Jahr-Dichtung) ihr scheues Herz am weitesten auftut könnte man Geleitworte zu diesem herben Bildnis finden:

„Unsre Morgen morden unsre Heute . ."
„Ein Herz, das überall von Glück und Leid
und Bildern seliger Vergangenheit . ."
„Tote Lieb, tote Lust, tote Zeit,
all die Schätze, im Schutt verwühlt . ."
„Ein verkümmert Herz, allein,
einsam mit seiner Schuld und seiner Pein . ."

Bald nachdem die Meersburg ihre Tore aufgetan, umströmt die Schwerkranke ein Hauc von Ruhe und Frieden. In Rüschhaus, in Hülshoff, am Rhein — überall hat sie ei abgestorbenes Stück ihres Selbst zurückgelassen; in Meersburg ist alles reine Vergangenheit reine Gegenwart. Die Mutter reist wieder nach Westfalen zurück, sie nimmt, wohl für immer Abschied von ihr; denn in den Norden wird sie nie mehr zurückkehren. Die Briefe, dene die Leidende so oft ihr Weh vertraut, ihres armen Leibes vielfache Beschwerde, werde spärlich, sie hören ganz auf. Niemandem klagt sie mehr. Jenny ist da. Die Räume sind do die alles wissen, alles verstehen. Wie sie einst das Verblühen und Welken, Verzicht un Entsagung trug, als sie stolz und gefaßt von ihres Turmes Balkon herabrief:

„Verlassen, aber einsam nicht,
erschüttert, aber nicht zerdrückt
solange noch das heilge Licht
auf mich mit Liebesaugen blickt —"

jetzt empfindet sie es so wieder. Noch stiller, noch aufrichtiger. Die „wilde Muse" selb schweigt und schläft; und als körperliche Schwäche sie nicht mehr aus diesem Schlummer z

[1]) Ein von den Zeitgenossen betontes auffallendes Vortreten des Augapfels, Schwellung de Halses, deutlich bemerkbare Engbrüstigkeit treten zu den übrigen konstitutionellen Merkmalen al Symptome krankhafter Störungen.

wecken vermag, legt sie das nach ihrem Meinen irr gefahrene Segel ihres Lebens-
otes zurück in den Strom des Göttlichen, aus dem es entstieg, und wo es endlich, als in
n sichersten Wassern, dem sichersten Hafen, stille hielt.

Das Bild der letzten Jahre ist von einem seltsam unirdischen Schein umflossen. Sogar
ruder Werner in Hülshoff, aus dessen Worten nicht eben besondere Zärtlichkeit oder Ver-
rung gegen die Schwester spricht, so wenig wie man besondere Hochschätzung und Ehr-
bietung gegen den treuesten und langjährigsten von Annettens Freunden heraushört,
t es ahnend gespürt. Kurz nach Annettens Tode schreibt er an Schlüter:

„Euer Wohlgeboren Vermutung, daß die Verstorbene ihr nahes Ende bereits länger geahnt habe,
rd durch einen Brief meiner Schwester, der Laßberg, vollständig bestätigt. Nach demselben be-
tete dieselbe sich längere Zeit beständig auf den Tod vor; ihr Charakter hatte sich in der letzten
it fast gänzlich geändert, indem sie all ihre sonstigen Fehler und Schwächen ablegte und nur
hr für andere lebte."

Dieselbe Zurückhaltung gegenüber der phänomenalen Erscheinung Annette von Droste-
ülshoffs bewahrt oft in auffallenden Lagen die ganze Familie; es scheint, daß vieles, was
ihrer krankhaften physischen und psychischen Konstitution beschlossen lag, der Rätsel-
llen — hätten wir als Mitlebende wohl anders geurteilt? — als Charakterfehler ausge-
gt worden; mag sie sich in jungen Jahren durch Heftigkeit, auch Spott dagegen gewehrt
ben, lernte sie später die Zusammenhänge ihres Wesens, wenn nicht verstehen — selbst
lcher „normale" Mensch dürfte dies in vollem Umfang von sich sagen! — so doch in der
chtung seines Wollens und Denkens erahnen. Daß auch die Freunde und Freundinnen,
lleicht mit Ausnahme Schückings, nicht immer imstande waren, die vom Gewohnten
weichende Art ihrer Landsmännin zu deuten, spiegelt sich in mancherlei schriftlichen
ußerungen wieder; in der Art z. B. wie Elise Rüdiger in ihren viel zitierten Schriften zu
ren der Droste bewußt oder unbewußt Fehlfarben aufgetragen hat, zu welchen der
halt vielleicht mancher der noch zurückgehaltenen Briefe in Widerspruch stehen mag.
ertlos wäre es, die Elise Rüdiger überlebende Nichte in Berlin wegen der Preisgabe ihres
chatzes zu bestürmen; wenn die Drosteforschung weit genug gereift ist, wird er uns, wie
ch manches ungeahnte andere, gleich einer zeitigen Frucht von selbst zufallen.

Im noch einmal ein Streiflicht auf die letzten Jahre zu werfen: Mit dem nach innen, nach
dem Ewigen gekehrten Auge, der unbeschreiblichen Geduld, mit der sie die sich häufen den
schwerden ihres Siechtums ertrug, wuchs sie hoch über ihre Umgebung hinaus. Zeiten
ffster Erschöpfung, wo sie sich „hundekrank", „ganz miserabel" fühlt, wo sie sich „halbtot
ftet", an „furchtbarem Gesichtsschmerz", an „Blutruhr", „Erbrechen", an einer „Ge-
wulst im Ohre wochenlang" leidet, werden unterbrochen von Perioden merkwürdiger
umpfheit und Dämmrigkeit:

„O wunderliches Schlummerwachen, bist
der zartren Nerve Fluch du oder Segen?"
„O schlafen möcht ich, schlafen
bis meine Zeit herum!" —

ständen, während deren sie kaum ein Bewußtsein ihrer selbst hat, „Vorgesichte" erlebt,
t der Natur zu zerfließen meint:

„Und noch zuletzt sah ich, gleich einem Rauch,
mich leise in der Erde Poren ziehen . . ."

e von Tagen ungemeiner Reizbarkeit und Aufregung. Schücking bemerkt in der schönen
arakteristik der Dichterin von 1847: „Inspirationen einer sibyllinischen Gefühlswelt führen
ihr zu mächtigen Aufregungen", und ist so der einzige Zeitgenosse, der für diese Seite
ires Wesens Verständnis zeigt[1]).

[1]) Manche Gedichte kommen als Quellen für die Schilderung solcher Zustände in Betracht,
bei oft Kleinigkeiten beachtenswert sind, wie z. B. daß der „Sommertagstraum" und „Die

Das letzte poetische Werk, das Annette von Droste beschäftigte, das Geistliche Jal die eine Dichtung, die sie mit vollem Recht als die künstlerisch wertvollste ihrer Jugendta erkannte, hatte in Rüschhaus seine letzten Blüten getrieben. Über alle mühseligen We strecken hatte sie dieses persönlichste aller Werke begleitet, und durch diese Selbstbekenntni scheint sie mehr als in die Nähe unserer Klassiker, obgleich sie nicht nahe genug bei d Größten gedacht werden kann, an die Seite der Martyrer und „christlichen Helden" gerückt. Nur eine einzige deutsche Frau dünkt mich der Droste vergleichbar, ihr ebenbürt an Großzügigkeit und männlicher Unerschrockenheit des Charakters, Kraft und Reichtu des Geistes, Tiefe des Gemüts und der poetischen Begabung: Hildegard von Bingen. V der Lektüre des Lebenslaufs der rheinischen Heiligen, beim Vergleich von Briefen und Werke setzt auffallende Ähnlichkeit des Wesens und der Ausdrucksweise, besonders der poetisch Bilder (den Ton der Mystiker trifft Annette in vielen vollendet schönen Versen des Gei lichen Jahres aufs glücklichste) — oftmals in Erstaunen; die zarte, zu ihrer Zeit so unerkann Adelige scheint wahrhaftig gleich der körperlich ebenso hinfälligen, durch Überlegenheit d Willens nicht weniger auffallenden Äbtissin aus einem Holz gewachsen, aus dem Gc seine Heiligen schnitzt.

Und so dürfen wir am Ende ihr unheilbares Leiden, das langsame Sich-Aufzehren d im Innern glühenden Lebens nicht bedauern? Vielleicht, wir haben, allzu äußerlich Symptomen folgend, über ihr geheimnisschweres von ihr so willig erduldetes Wehtu wohlfeile Schlüsse gezogen, haben unrecht mit unseren, wenn auch mitleidender Ei fühlung entsprungenen, dennoch aus der Vogelschau konstruierten Erkenntnissen? Vielleic sie wäre ohne ihre Krankheit unvollkommener, wäre etwas Armseliges, etwas Alltäglich gewesen und das Krankhafte, das Ekstatische, das Asketische ihr wahres, ihr notwendig Ich, ihre Weise, sich als Mensch und Dichterin zu erfüllen? . . .

„Auch das Unnatürlichste", heißt es in Toblers Essay Natur, „ist Natur. Wer sie nicht allenthalt sieht, sieht sie nirgendwo recht. Man gehorcht ihren Gesetzen, auch wenn man ihnen widerstre man wirkt mit ihr, auch wenn man gegen sie wirken will. Sie macht alles, was sie gibt, zur Wohlt Sie scheint alles auf Individualität angelegt zu haben und macht sich nichts aus den Individu Sie baut immer und zerstört immer. Alles ist ihre Schuld, alles ist ihr Verdienst . . ."

Mit den großen Einsiedlern, den Asketen, den Heiligen, teilt sie, wie sehr er sie a beschäftigt, die Mißachtung des Leibes; die Neigung zur Selbstkasteiung, Selbstzerfleischur gleich ihnen schwelgt sie in der Vorstellung von Blut, von Angst, Mord und Grauen; gle ihnen sucht sie, führerlos, zu unmittelbarer Anschauung des Höchsten — kein Weg ist ihr hart, zu dornig dazu — vorzudringen. —

Wenn ich eines Tages zu ihrem Bild das der Seherin vom Bamberger Dom gesell geschah es nicht ohne ein Gefühl innern Bezugs: Das sanctum et providum, das Taci den Germanenfrauen nachrühmt, war dieses auserwählten Wesens besonderer Teil, u ich denke mir ihr edles Haupt nicht sowohl von dem Grün unwelkbaren Lorbeers geschmü als von dem schimmernden Reif umwoben, mit dem die Künstler aller Zeiten „Got schwer geprüfte Kinder", die Martyrer und Heiligen, gemalt haben.

ächzende Kreatur" auch als Schriftstücke (die Entwürfe sind erhalten) äußerst schwer entziffer sind, oder daß bei Versen, die im Druck vom Konzept stark abweichen, eben die Schilderung körperlichen Zustandes getilgt ist.

[1]) Vgl. O. Werle, Der Gotteskampf der Droste.

Redaktionell abgeschlossen am 20. Januar 1928
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hübs in München. — Druck u. Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München.

Rassenhygiene

Unser Dezemberheft „Geburtenrückgang" hat die Spenglersche Parallele zwischen dem Antiken und dem abendländischen Kulturniedergang zum erstenmal mit umfangreichen statistischen Tatsachen belegt und damit die drohende Gefahr des endgültigen Untergangs unserer Kultur in vollem Umfang sichtbar gemacht. Die Beiträge des vorliegenden Heftes beschäftigen sich zum Teil mit denselben Tatsachen, aber sie nehmen einen grundsätzlichen anderen Standpunkt ein. Sie sehen den vorgezeichneten Weg nicht im Sich-bescheiden bei einer notwendigen und unvermeidlichen Entwicklung und bei dem Versuch, ihr noch die verhältnismäßig besten Möglichkeiten abzugewinnen, sondern im schärfsten Kampf gegen den drohenden Niedergang. In einem wesentlichen Punkte unterscheidet sich unsere Zivilisation ja wirklich von der antiken: sie besitzt zum erstenmale in der Weltgeschichte eine genauere Kenntnis von den Gesetzmäßigkeiten ihres biologischen Daseins, die nur allgemein anerkannt und nutzbar gemacht werden müßte, um die Mittel zur Abwendung des Untergangs zu liefern. Und damit ständen wir vor der Entscheidung, entweder ein unbegriffenes Schicksal ratlos hinzunehmen oder aus dem Glauben an die Zukunft planmäßig die Erneuerung in Angriff zu nehmen. Ob die Spenglersche These von der Zwangsläufigkeit jedes Kulturablaufs richtig ist oder nicht, läßt sich vielleicht nicht weifellos entscheiden. Aber selbst wenn alles dafür sprechen würde, dürften wir nichts unversucht lassen, das Verhängnis abzuwenden.

Man hat in diesen Jahren unendlich viel von der religiösen, geistigen und sittlichen Entartung gesprochen, die mit dem Zusammenbruch Deutschlands offenbar geworden sei, und von der Notwendigkeit der völkischen Erneuerung. Wenn es aber richtig ist, daß die in Frage stehenden Erscheinungen im inneren Zusammenhang mit einer biologischen Entartung stehen und in dieser erst ihre eigentliche Begründung finden, so ist auch die Wiedergeburt unseres Volkstums in geistiger und sittlicher Erneuerung nur im Zusammenhang zu denken mit den Bestrebungen, die biologische Grundlage des Volkes einer Gesundung zuzuführen. Dieses Ziel hat sich die Rassenhygiene gesteckt.

Schon die ältere Hygiene hat ihre Aufgabe, die besten Bedingungen für das Leben festzustellen und praktisch zu erfüllen, über die Erhaltung des Individuums hinaus auf die Erhaltung von Generationen ausgedehnt. Die moderne Hygiene aber entwickelt sich nach einem Wort unseres verewigten Mitarbeiters Max v. Gruber zur Rassenhygiene. Seit die Abstammungslehre ihren Siegeszug angetreten und von der Zoologie und Botanik allmählich auf alle biologischen Wissenschaften übergegriffen hat, seit schließlich die Fragestellungen Galtons, Weismanns, Mendels und ihrer Nachfolger die schwierigen Probleme der Vererbung einer Klärung zugeführt haben, sieht man das hygienische Problem immer deutlicher im Zusammenhang der Generationen. Der Individualhygiene ist die Förderung des Gesundheitszustandes der heute lebenden Menschen als Aufgabe geblieben, der Rassenhygiene aber ist die Gesunderhaltung der erblichen Veranlagungen des Volkes und ihre Verbesserung im weitesten Sinne zugefallen. Es sind Ziele, die schon die zahlreichen in unserem Juliheft 1927 „Die Rassenfrage" zum Ausdruck gekommenen Gegensätze überbrücken konnten, und die hier neuerdings zu einer bemerkenswerten Einmütigkeit, wenn nicht in allen praktischen Folgerungen, so doch in allen wesentlichen Zielsetzungen geführt haben.

Es ist gelungen, für die Zusammenarbeit an diesem Heft Katholiken und Protestanten, Pazifisten und Nationalisten, Sozialisten und Nichtsozialisten zu gewinnen. Sie haben sich gefunden im Dienst an einer großen Aufgabe, einer der größten, die der Menschheit je gestellt waren. Über alle Unterschiede der Weltanschauung verbindet sie ein gemeinsames Ziel. Sollte die Arbeit an diesem Ziele nicht doch einmal alle Deutschen einig sehen?

Ziele und Aufgaben der Rassenhygiene

Von Alfred Ploetz in Herrsching am Ammersee

Wenn an einem schönen Nachmittag die Spaziergänger an uns vorüberziehen, so fällt einem geschulten Auge auf, wie wenig gutgewachsene, gesunde, kräftige Männer mit energischen intelligenten Zügen und wie wenig frische hübsche Frauen mit anmutigem, mütterlichem Gesichtsausdruck in der Menge auftauchen. Es mögen einige unter hundert sein, die ungemischte Freude über ihren Anblick hervorrufen. Denkt man dann an die vielen Hunderttausende unseres Volkes, die Krankenhäuser, Heilanstalten, Irrenhäuser, Anstalten für Schwachsinnige, Epileptiker, Gefängnisse und Zuchthäuser bevölkern, und an das Drittel der jungen Männer, die nicht imstande sind, im Kriegsfalle ihr Vaterland zu verteidigen, packt einen der Menschheit ganzer Jammer an. Es wird noch schlimmer, wenn man an die gewollte Kinderarmut der begabten und führenden Schichten unseres Volkes denkt, die früher oder später seinen geistigen Niedergang herbeiführen muß. Die Freude an allem menschlich Gutem, Starkem, Schönem und der Vergleich mit dem Zustand unserer Rasse in der Gegenwart ruft Kräfte zur Abhilfe und Weiterentwicklung wach, die in der Wissenschaft und Praxis der Rassenhygiene ihren Brennpunkt finden.

Das Wort Rasse wird in doppelter Bedeutung gebraucht. Einmal im morphologischen Sinne der Systemrasse, gleich Varietät, als Zusammenfassung der sich im selben Alter und Geschlecht bei kleinen Unterschieden gleichen Individuen. Sodann im biologischen oder eigentlich physiologischen Sinne der Vitalrasse, der Erhaltungs- und Entwicklungseinheit des über das Individuum fortdauernden Lebens: eines Kreises von ähnlichen Lebewesen, die ähnliche oder leicht abgeänderte Nachkommen liefern, die wegen ihrer Ähnlichkeit gegen dieselben äußeren Einflüsse in ähnlicher Weise reagieren und sich ersetzen und die wegen ihrer erblichen Abänderung sich zu neuen Lebensformen entwickeln können. Die Individuen der Vitalrasse wirken durch alles das dahin zusammen, den gesonderten Lebensstrom, den sie miteinander bilden, dauernd zu erhalten und weiter zu entwickeln. Die Vitalrasse ist die Dauereinheit des Lebens.

Die Menschheit im besonderen enthält zwar mehrere Systemrassen (anthropologische), ob sie aber mehrere Vitalrassen enthält oder nur eine, ist noch nicht sichergestellt, wahrscheinlich bildet sie nur eine einzige, so daß der Ausdruck „menschliche Rasse" zu Recht bestehen würde. Jedenfalls hat auch diese „menschliche Rasse" Unterrassen, deren Erhaltungs- und Entwicklungsgesetze sich grundsätzlich voneinander nicht unterscheiden, wenn auch die Einzelheiten ihrer Lebensprozesse und ihrer Bedeutung für die Gesamtrasse verschieden sind.

Rassenhygiene nun ist die Wissenschaft (und Praxis) der Bedingungen der bestmöglichen Erhaltung und Entwicklung einer Vitalrasse, bei uns Menschen also der menschlichen Rasse und ihrer Unterabteilungen. Auch die gesellschaftlichen Bildungen Volk, Staat, Religionsgemeinschaften usw. kann man, soweit ihre biologischen Unterlagen in Betracht kommen, rassenhygienisch behandeln. Ich kann das große Gebiet der Rassenhygiene hier nur in gröbsten Umrissen zeichnen, unter Vereinfachung der Probleme und Beiseitelassen der Einzelheiten. Zur Ausfüllung mancher Lücken, besonders in bezug auf die hohe Bedeutung der anthropologischen Rassen für die Rassenhygiene, möge der Leser meinen Aufsatz „Rasse und Menschheit" im Juliheft 1927 „Die Rassenfrage" der S. M. benutzen.

Das allgemeinste Ziel der Rassenhygiene erhellt aus der gegebenen Begriffsbestimmung. Es sondert sich in seine Teilziele gemäß der günstigsten Gestaltung der einzelnen Erhaltungs- und Entwicklungsfaktoren.

Damit die Individuenzahl erhalten und wenn möglich überschritten wird, ist ein ausreichender Ersatz der Gestorbenen durch Neuerzeugte nötig: 1. Faktor Erhaltung und Vermehrung der Zahl.

Damit die Eigenschaften der Eltern sich bei den Nachkommen wieder entwickeln können und infolgedessen die Nachkommen die Eltern in der vorhandenen Umwelt ersetzen können, ist es nötig, daß die günstigen Anlagen der Eltern sich auf die Nachkommen vererben und daß die neben der Vererbung vielfach auftretenden Erbänderungen (Mutationen) möglichst wenig nach der Richtung der Entartung und möglichst stark nach der Richtung der günstigen Weiterentwicklung der Rasse gehen: 2. Faktor Vererbungs- und Mutationshygiene, Eugenik im eigentlichen Sinne.

Damit die erzeugten Anlagen sich in der Umwelt günstig entfalten können, ist die Umwelt der Individuen möglichst günstig hierfür zu gestalten: 3. Faktor Individual- und die ihr dienende Sozialhygiene, einschließlich Erziehung.

Auf der anderen Seite müßten aber die Schwachen und Untüchtigen ausgemerzt werden, damit sie nicht durch Vererbung ihrer Schwächen und Fehler die Rasse mit Minderwertigen belasten, also auch nicht durch Gegenauslese (Kontraselektion) besonders gehegt werden. Die Tüchtigen dagegen müßten ausgelesen und bewahrt werden, um den Durchschnittsstand der Rassen zu heben, also auch nicht durch Kontraselektion (Kriege) besonders geschädigt werden: 4. Faktor Ausmerzung und Auslese.

Man sieht leicht, daß der 3. Faktor, die Individualhygiene, eher den Schwachen als den Tüchtigen zugute kommt, welch letztere durch ihre angeborene größere Kraft die ausmerzenden Schädlichkeiten der Umwelt durchschnittlich leichter überwinden. Er hat dadurch neben seinen günstigen Wirkungen auch eine kontraselektorische, den Schutz der Schwachen, die dem 4. Faktor, der Forderung der Ausmerzung der Schwachen, widerspricht. Der Gegensatz ist hart. Auf der einen Seite stehen das Mitleid und die humanitäre Moral, einschließlich der christlichen, die nicht nur starke Kräfte unseres Gefühlslebens darstellen und sich gebieterisch in der ganzen Menschheit auswirken, sondern auch den notwendigen Kitt für den inneren Zusammenhang unserer gesellschaftlichen Bildungen abgeben. Auf der anderen Seite steht die Einsicht in die Notwendigkeit der Beibehaltung der Ausmerzung, damit die fortwährend neuerzeugten Schwachen nicht den Fortschritt der Rasse hemmen oder gar ihren Hochstand in wachsende Mittelmäßigkeit hinabdrücken.

Der Ausgleich dieses Widerspruchs kann nicht plötzlich durch irgendwelche sozialen Künste erfolgen, sondern nur nach und nach durch allmähliche Weiterentwicklung der Rassenhygiene. Ein Teil der Schwachen wird, ohne daß wir es hindern können, immer noch durch Krankheiten ausgemerzt, aber wir können die Neuerzeugung von minderwertigen Anlagen einschränken durch Verhinderung der Fortpflanzung solcher Personen, die nach den Vererbungsgesetzen minderwertige Kinder hervorbringen würden (Eheverbote, Sterilisierungen). Das wäre immer noch im biologischen Sinne eine Ausmerzung, allein es bedeutet weniger Elend, wenn ein Mensch durch Ehe- oder Kinderlosigkeit aus dem Buche des Lebens gestrichen wird, als wenn seine Kinder vor Erfüllung ihres Lebens in Krankheit und Siechtum zugrunde gehen oder mit dem niederdrückenden Gefühl der Minderwertigkeit beladen langsam in den sozialen Abgründen versinken.

Eine weitere Einschränkung der Ausmerzung würde dadurch ermöglicht werden, daß wir die auch in den Ehen Gutbeanlagter vorkommende Neuerzeugung von Schwachen durch Keimschädigungen (zu denen wir wahrscheinlich Syphilis, Alkohol und andere noch unbekannte Faktoren rechnen müssen) durch Zunahme der wissenschaftlichen Erkenntnis und der richtigen persönlichen Selbststeuerung vermeiden lernen. Alle hier geübte Entsagung würde unmittelbar die Zeugung Minderwertiger verhüten und das Elend ihrer notwendigen Wiederausmerzung überflüssig machen. Schon hier stoßen wir auf die Wichtigkeit der Beeinflussung von Mutationsvorgängen, wenn auch nur der degenerativen.

Noch unmittelbarer haben wir damit zu tun bei der fortschreitenden Mutation, de Hervorbringung neuer Anlagen, deren Entfaltungsmöglichkeiten die der alten über steigen. Hier gälte es, in den tiefsten Schächten der genetischen Biologie zu graben un das Gold heraufzufördern, das uns von allen Ausmerzungsnöten freimachen könnte In demselben Maße, wie es uns gelänge, die Erzeugung schlechter Anlagen zu vermeide und die guter und fortschreitender Anlagen zu bewirken, könnte — nach einer Zeit de Fruchtbarkeitsausmerzung Minderwertiger durch Eheverbote, Sterilisationen — di Personenausmerzung mehr und mehr gemildert, bei völliger Beherrschung der Mutatio sogar soweit überwunden werden, daß die sozialen Tugenden sich frei auswirken würden ohne von der Last naturwissenschaftlichen Gewissenzwanges bedrückt zu werden: ein i weiter Ferne winkendes Hochziel menschlicher Erlösung, zu erhoffen von der Entwicklun der genetischen Biologie und der auf ihr sich erhebenden Rassenhygiene.

Grundsätzlich wäre übrigens auch dann die Ausmerzung des Ungeeigneten, die un bei unserer heutigen Kenntnis noch als unentbehrliches allgemeines Lebensprinzip er scheint, nicht beseitigt, sondern nur von der Organisationsstufe der bewußt fühlende Person auf die Stufe der Zelle und ihrer Elemente zurückverschoben.

Nachdem wir Ziel und Teilziele der Rassenhygiene kurz umrissen haben, erübrigt noch ihre heute unmittelbar notwendigen und dabei erfüllungsfähigen Aufgaben anzudeuten Ich beschränke mich dabei auf eine Rassenhygiene des großdeutschen Volkes. Was di Erhaltung und Vermehrung der Zahl anlangt, so kann ich im ganzen auf Richard Korherr Arbeit „Geburtenrückgang" im Dezemberheft der S. M. verweisen. Besonders hervor heben will ich, daß eine Erhaltung der Zahl nur erreicht wird, wenn man nach ihrer Ver mehrung strebt. Das deutsche Volk, beraubt seines Schildes gegen fremde Einbrüche gegen Verminderung seines Gebietes und Entnationalisierung seiner ausgesperrten Mil lionen von Volksgenossen, hat als einzige Waffe das Hinausschieben von neuen Millione in bestimmte Staaten, in denen deutsche Auswanderer fortkommen können. Aber dies kostspieligen „Volksfrühlinge" haben nur dann Wert, wenn die Hinausgesandten neb Kindern und Kindeskindern zäh an ihrem Deutschtum festhalten. Dies wiederum ist nu möglich, wenn die heutige, im Vergleich zu vielen anderen Nationen lächerlich flaue vater ländische Erziehung einer solchen weicht, die die Heranwachsenden mit einer nicht an maßenden, aber um so innigeren starken Liebe zu ihrem Volkstum erfüllt, so daß sie diese auch in der Fremde nicht aufgeben. Daß dies möglich ist, beweisen die Angelsachsen

Mittel gegen den Geburtenrückgang sind: Pflege des Mutterinstinktes bei der Frau des Vaterinstinktes beim Manne, Kampf gegen die Veräußerlichung des Lebens, gege zu viele Kulturreize, gegen Überwucherung des Sports, Ehrung der Mütter vieler un tüchtiger Kinder, Lohn- und Steuermaßnahmen und ähnliches.

Diese Mittel dürfen aber nicht die Kindererzeugung hauptsächlich der minderbegabte Volksschichten heben. Was noch viel mehr nottut, ja, was man als den heutigen Kernpunk der Rassenhygiene bezeichnen kann, ist die Vermehrung der Kinderzahl in den Ehen Be gabter. Wie wir schon oben sahen, besteht eine verhängnisvolle Art der Gegenauslese darin, daß die Begabten einen geringeren Nachwuchs erzeugen als die Minderbegabte ein Umstand, der unser Volk mehr und mehr auf den Weg zu dumpfer Mittelmäßigkei bringen wird. Die Hauptmittel gegen den Geburtenrückgang müssen deshalb geeigne sein, die Kinderzahl gerade der Begabten zu heben. Dahin gehört z. B. die Frühehe die durch Kürzung des widersinnig langen Bildungsganges der begabteren Volksschichte ermöglicht werden muß, der Kampf gegen die die Unfruchtbarkeit vermehrenden Ge schlechtskrankheiten, der Lenzsche Vorschlag einer Änderung des Erbrechts[1]) und vieles andere

In Bezug auf die schlimmste Gegenauslese, die des Krieges, muß ich ebenfalls auf meine Aufsatz im Juliheft 1927 verweisen. Ein mächtiger Staatenbund verwandter Völke

[1]) Vergl. den Aufsatz von Fritz Lenz in diesem Heft. Die Schriftl.

am ehesten vielleicht der germanischen und angelsächsischen, weniger ein von Mussolini empfohlener der „lateinischen" Völker, könnte Aussicht auf Verminderung der Kriege geben.

Die Ausmerzung Minderwertiger wäre zu bewirken durch Abraten von der Ehe bei dazu Untüchtigen (Eheberatungsstellen), durch Eheverbote, durch freiwillige Sterilisierungen von Verbrechern (Möglichkeit von Straferlaß bei Sterilisierung), dauernde Asylierung der Geistesschwachen, Epileptiker und ähnliches.

Getragen werden müssen alle diese Maßnahmen, wenn sie wirklich Erfolg haben sollen, von einer im ganzen Volke verbreiteten rassenhygienischen Gesinnung. Diese durch eine groß angelegte Propaganda zu schaffen, wäre unsere nächste Aufgabe. Jeder sollte wissen, daß die Rassenhygiene den Weg zeigt zur Gesundheit, zur Geistes- und Körperkraft seiner Kinder, zu ihrer Schönheit, ihrem Frohsinn und ihrem Glück. Jeder sollte wissen, daß ein tüchtiges Volk nur aus tüchtigen Kindern entsteht, so daß die Wege der Rassenhygiene zugleich die Wege des Aufstiegs für unser deutsches Volk sind. Sorgen wir, daß uns bei unserer Neigung zur geisteswissenschaftlichen Verstiegenheit andere Völker nicht zuvorkommen, die in bezug auf die natürlichen Bedingungen des geistigen Lebens klarer denken.

Darwinsche Auslesetheorie und moderne Genetik

Von Jakob Seiler in München

Die Darwinsche Auslese- oder Selektionstheorie gilt im Kreise der Gebildeten und selbst bei einem Teil der Biologen als eine längst überwundene Sache. Gott sei Dank ist diese materialistische Denkweise abgetan, hören wir sagen. Die Auslesetheorie scheint also auch etwas Anrüchiges an sich gehabt zu haben, und wir müßten froh sein, daß sie überwunden ist. Davon ist man jedenfalls fast allgemein so fest überzeugt, daß man ein mitleidiges Lächeln erntet, wenn man heute ein Wort zugunsten der Theorie einlegt. Ich möchte das trotzdem tun und behaupte, daß die Richtigkeit der Grundlagen der Auslesetheorie experimentell bewiesen ist.

Darwins Gedankengang, welcher der Auslesetheorie zugrunde liegt, ist ebenso genial wie einfach und überzeugend. Will der praktische Tier- oder Pflanzenzüchter seine Rassen verbessern, so trifft er unter seinen Zuchtstämmen eine Auslese; er wählt zur Fortpflanzung nur Individuen, die seinen Zwecken am besten entsprechen und rechnet damit, daß die guten Eigenschaften seiner Auserwählten auf die Nachkommen übertragen werden. Alles Untaugliche schaltet der Züchter aus und weiß aus hundertfältiger Erfahrung, daß diese Methode zum Ziele führt. So, also durch das Mittel der künstlichen Zuchtwahl, durch willkürliche Selektion, ist in verhältnismäßig kurzer Zeit der Großteil der zahllosen Kulturrassen entstanden, die wir heute besitzen.

Ganz ähnlich arbeitet nun, so schloß Darwin, auch die Natur. Jede Pflanzen- und Tierart erzeugt eine viel größere Zahl von Sprößlingen, als erhalten bleiben können. Aus diesem Geburtenüberschuß ergibt sich mit Notwendigkeit ein Kampf ums Dasein, d. h. ein Wettbewerb aller gegen alle um die Güter des Lebens, um Wohngelegenheit, um Nahrung, Licht, Luft usw., ein Kampf auch der Lebewesen mit der unbelebten Natur.

Da lange nicht für alle Platz und Nahrung vorhanden ist, unterliegt der Großteil der Konkurrenten in diesem Kampfe schon vor der erlangten Fortpflanzungsfähigkeit. Ein anderer Teil kommt zwar in das fortpflanzungsfähige Alter, wird aber jetzt noch, gleichsam im letzten Augenblick, ausgeschaltet durch den kleinen Rest der Glücklichen, die allein zur Fortpflanzung kommen und die Erzeugung der nächsten Generation übernehmen.

Die Entscheidung darüber, welche Individuen Nachkommen haben, welche nicht, hängt zum kleineren Teil vom Zufall ab. Meist aber entscheidet in diesem Kampfe die persön-

liche Tüchtigkeit. Schwache Individuen werden untergehen und verdrängt, gute setzen sich, allen Hindernissen zum Trotz, durch. Nun variieren alle Lebewesen, d. h. keine zwei Individuen einer Art oder Rasse sind gleich gut ausgerüstet, gleich gut an die Umwelt angepaßt, und es ist klar, daß die am besten an die Umwelt Angepaßten die Sieger sein werden. Und sofern es sich um erbliche Variationen handelt, werden sie ihre bessere Beschaffenheit auf die Nachkommen übertragen.

Da dieser Auslesevorgang in jeder Generation wieder wirksam ist, verstehen wir die Tatsache der Abstammung, der Entwicklung der Lebewesen von den primitivsten Formen bis zu den höchst entwickelten, und die wunderbare Zweckmäßigkeit der Organismen wäre so einer wissenschaftlichen Erklärung zugänglich und zurückgeführt auf natürliche Kräfte.

Das ist die Selektionstheorie Darwins in wenigen Worten geschildert. Ich brauche kein Wort zu verlieren über ihre ungeheure Tragweite, brauche nicht weiter auszuführen, daß sie bis in weite Kreise des Volkes hinein begeisterte Anhänger gefunden hat und daß sie ebenso leidenschaftlich bekämpft worden ist bis auf den heutigen Tag. Sehr lehrreich aber ist, daß die Auslesetheorie gleichsam auf dem Existenzminimum angekommen war, zu einer Zeit (ungefähr um die Jahrhundertwende), als ihre Grundlagen überhaupt noch nicht wissenschaftlich geprüft waren.

Die Selektionstheorie arbeitet mit folgenden Voraussetzungen und Elementen: 1. Überschüssige Fruchtbarkeit, 2. Variabilität und Vererbung, 3. Kampf ums Dasein und Auslese. Es ist ohne weiteres klar, daß diese Grundlagen experimentell geprüft werden können. Außer Darwin hat aber, bis zum Beginn der modernen Erblichkeitsforschung im Jahre 1900, niemand an diese Möglichkeit gedacht, niemand die Theorie, die man so leidenschaftlich verteidigte und bekämpfte, wirklich, d. h. durch das Experiment geprüft.

Inzwischen hat die Genetik in jahrzehntelanger experimenteller Arbeit ein Riesenmaterial an Tatsachen gesammelt, und es soll meine Aufgabe sein zu zeigen, zu welchen Ergebnissen sie in bezug auf die Auslesetheorie gekommen ist.

Was die erste Voraussetzung der Selektionstheorie anbelangt, die überschüssige Fruchtbarkeit, so sind die Vorstellungen Darwins nie ernstlich bestritten worden. „Es gibt keine Ausnahme von der Regel", so sagt Darwin, „wonach jedes Lebewesen auf natürlichen Wege sich so stark vermehrt, daß, wenn es keiner Vernichtung ausgesetzt wäre, die Erde bald von den Nachkommen eines einzigen Paares bedeckt sein würde". Kennen wir die normale Fruchtbarkeit und die Lebensdauer eines Tieres, so können wir leicht berechnen, wieviel Zeit notwendig wäre, um die Erde mit den Individuen einer Art so dicht zu bevölkern, daß Vertreter anderer Arten nicht mehr Platz hätten. Zwei Beispiele: Die geringste Fruchtbarkeit unter den höheren Tieren der heutigen Fauna hat vielleicht der Elefant. Er bringt in den 100 Jahren, die er lebt, ungefähr 6 Junge zur Welt. Blieben diese alle am Leben und auch deren Nachkommen wieder, so würden von einem Elefantenpaar in ca. 750 Jahren schon 19000000 lebende Nachkommen existieren. Die Nachkommen eines Kaninchenpaares würden, wenn alle Individuen eines natürlichen Todes stürben und sich ungehemmt fortpflanzten, schon nach der 10. Generation die Erde so dicht bevölkern, daß sie kaum mehr Platz zum Stehen finden würden.

Was die zweite Voraussetzung der Auslesetheorie betrifft, Variation und Vererbung, so variieren nach Darwin alle Lebewesen, keine zwei Individuen einer Art sind sich vollkommen gleich. Darwins Scharfblick entging es nicht, daß nicht alle Variationen gleicher Natur sein können. Er unterschied:

1. Nichterbliche Variationen, hervorgerufen durch die verschiedenen Umweltbedingungen. Gute oder schlechte Ernährung, klimatisch günstige oder ungünstige Wohnverhältnisse usw. Diese Variationen können bei der Umwandlung der Arten keine Rolle spielen, eben weil sie nicht erblich sind;

2. erbliche Variationen. Diese treten sehr häufig auf, und zwar weisen Individuen derselben Art, die unter den gleichen äußeren Bedingungen leben, die verschiedensten Variationen auf, die beim einen Individuum erhebliche Abänderungen bedeuten, beim anderen nur geringfügige. Diese Kategorie von Variationen tritt spontan auf. Über ihre Ursache ist nichts Sicheres zu ermitteln. Im Kampf ums Dasein kann eine Variation dem Träger nützlich, indifferent oder schädlich sein. Träger schlechter Varianten werden untergehen, Träger nützlicher Eigenschaften den Trägern indifferenter überlegen sein, sich stärker vermehren und damit ihre guten Eigenschaften auf die nächste Generation übertragen.

Diesen Vorstellungen Darwins stellen wir die Ergebnisse der modernen Erblichkeitsforschung gegenüber. Das schwierigste Problem, das die Genetik zu lösen hatte, war das der Variabilität. Ohne Übertreibung kann man sagen, daß seit 1900 an der experimentellen Analyse der Variabilität mit leidenschaftlichem Eifer gearbeitet wurde. Eine restlose Lösung ist noch nicht gefunden. Ich werde gleich auf eine grundlegende, noch vollkommen rätselhafte Erscheinung zu sprechen kommen. Abgesehen aber von dieser Lücke, wissen wir heute über die Variabilität Bescheid, kennen ihre Ursachen und namentlich das erbliche Verhalten ganz genau.

Die moderne Genetik kennt drei Formen der Variabilität: Die Modifikationen, die Kombinationen, die Mutationen.

Die Modifikationen sind Varietäten, die durch Umwelteinflüsse hervorgerufen werden und nicht erblich sind. So groß der Einfluß einer guten oder schlechten Umwelt auf das Einzelindividuum auch ist, und so sehr der Laie geneigt ist, die Bedeutung dieser Tatsache zu überschätzen, so können wir doch auf Grund des großen Tatsachenmaterials, das wir heute besitzen, mit Sicherheit behaupten, daß durch Auslese von Modifikationen niemals eine Rasse bleibend verändert wurde. Die Genetik gibt in diesem Punkte also Darwin recht und widerspricht der Lamarckschen Auffassung der Entstehung neuer Arten.

Kombinationen und Mutationen sind erbliche Variationen. Darwin hat sie nicht unterschieden und konnte sie nicht unterscheiden, denn erst das ausgedehnte Vererbungsexperiment enthüllte den grundlegenden und für die Auslesetheorie wichtigen Unterschied im Wesen der erblichen Variationen.

Abgesehen von der Möglichkeit, daß ein Lebewesen auf Außeneinflüsse mit Modifikationen antworten kann, ist seine Erscheinungsform bis in die kleinsten Einzelheiten erblich bedingt, und all die unendlich komplizierten Entwicklungsvorgänge vom befruchteten Ei bis zum ausgewachsenen Individuum sind festgelegt und geleitet durch das Zusammenwirken der sog. Erbfaktoren oder Gene. Aus dem Riesenmaterial an Tatsachen der Vererbungsexperimente können wir Rückschlüsse ziehen auf die Natur und das Verhalten des Dinges, das wir Erbfaktor nennen. Wir wissen, wo die Erbfaktoren in der Zelle liegen, wissen, nach welchen Gesetzen sie von einer Generation auf die andere übertragen werden. Es sind die sogenannten Mendel'schen Gesetze. Im Kreuzungsexperiment können wir die Erbfaktoren genau so behandeln wie der Chemiker seine Verbindungen im Reagensglas. Wir wissen weiter, und das ist theoretisch sehr bedeutungsvoll, daß der Erbfaktor ein verhältnismäßig stabiles organisches Gebilde ist und unverändert bleibt, gleichgültig, in welche Zusammenstellung mit anderen Erbfaktoren wir ihn bringen.

Endlich wissen wir, das ist wieder eine entscheidende Tatsache, daß die einzelnen Erbfaktoren bis zu einem gewissen Grade unabhängig voneinander vererbt werden. Kreuzen wir beispielsweise zwei Rassen, die in zwei Merkmalen sich unterscheiden, so erhalten wir in der 2. Bastardgeneration, der sogenannten F_2-Generation, 4 verschiedene erbliche Varietäten. Kreuzen wir zwei Rassen, die in drei Merkmalen sich unterscheiden, so erhalten wir in F_2 $2^3=8$ verschiedene erbliche Varietäten; bei 10 Eigenschaften $2^{10}=1024$ verschiedene erbliche Varietäten.

In der freien Natur sind, wie wir aus der Nachkontrolle im Vererbungsexperiment wissen, die Individuen einer Art niemals erblich vollkommen identisch. Sie unterscheiden sich

vielmehr meist in vielen Eigenschaften, und daraus folgt nun, daß jeder Befruchtungsak einer Fülle von erblichen Varietäten den Ursprung geben muß und, wie die Analyse zeigte tatsächlich gibt. Diese Varietäten nennen wir eben die Kombinationen. Darwin hatte also recht, wenn er angab, daß in der freien Natur erbliche Variationen überaus häufig sind. Es sind, wie wir heute wissen, in der Hauptsache Kombinationen, deren Ursprung nun aufgeklärt ist; er liegt in der Bastardierung.

Wichtiger für die Frage der Auslese ist die zweite Art der erblichen Variabilität, das Auftreten der Mutationen. Mutation nennen wir das Auftreten einer neuen Eigenschaft die von Anfang an erblich ist. Solche Mutationen sind im Laufe der Vererbungsexperimente an fast allen Objekten, mit denen länger gearbeitet wurde, beobachtet worden. An dem Objekt, das in erblicher Beziehung am besten bekannt ist, an der kleinen Fliege Drosophila, mit der seit 1910 ein ganzer Stab amerikanischer Biologen arbeitet, sind inzwischen ca. 500 Mutanten aufgetreten und erblich genau untersucht worden. Damit der Leser sich über die Frage der Häufigkeit der Mutation ein Bild machen kann, muß ich noch sagen, daß im Laufe der Experimente ungefähr 10 Mill. Fliegen durch die Hände der Forscher gingen.

Die Mutation wäre demnach eine sehr seltene Erscheinung. Doch haben wir zu bedenken, daß sie erst entdeckt sein will. Die besonders auffälligen Mutanten, die eine starke Abweichung von der Ausgangsform darstellen, werden dem Forscher verhältnismäßig leicht in die Augen springen. Sie werden in ihrer Gesamtheit aber keinen Maßstab abgeben für das durchschnittliche Aussehen aller vorkommenden Mutationen. Sie werden vielmehr gleichsam ein Raritätenkabinett darstellen und eine gewisse Ähnlichkeit haben mit den Insassen der Spiritusgläser der Pathologien. Jedenfalls ist es sicher, daß der Hundertsatz der Mutabilität viel größer ist als der tatsächlich beobachtete. Das zeigte sich vor allem an dem pflanzlichen Objekt, das in bezug auf Erblichkeit am eingehendsten untersucht ist: Am Löwenmäulchen sind bisher ca. 100 Mutanten entdeckt worden, wobei die ersten Mutanten, die beobachtet und erblich untersucht wurden, auffällige Abweichungen darstellen. Im Maße wie das Auge des Untersuchers geschärft wurde, kamen auch geringfügige Abweichungen zur Beobachtung, und heute wissen wir aus den bahnbrechenden Untersuchungen eines deutschen Forschers, Baur, daß es besonderer Methoden bedarf, um die kleinen Mutanten zu entdecken, und daß diese die häufigsten sind.

Worauf beruht nun die Mutabilität? Über diese Frage wissen wir soviel wie nichts. Ebensowenig wissen wir, ob eine neue Eigenschaft dadurch entsteht, daß ein Erbfaktor ausfällt oder einer neu gebildet wird, oder ein vorhandener abgeändert wird, oder endlich alle diese Möglichkeiten verwirklicht sind. Wir wissen nur, daß die Mutationen auf einer Abänderung der Mendelschen Erbfaktoren beruhen, denn alle Mutationen, die wir kennen, vererben sich nach den Mendelschen Gesetzen. Untersuchungen über diese grundlegenden Fragen vom Wesen der Mutation sind erst in den letzten paar Jahren in Fluß gekommen und haben übrigens schon ein bemerkenswertes Ergebnis gebracht.

Einem amerikanischen Forscher der Morganschule ist es zum ersten Male gelungen, willkürlich Mutanten zu erzeugen, und zwar durch natürliche Faktoren: Einwirkung erhöhter Temperatur, durch Radiumstrahlen usw. Falls sich diese Untersuchungen bestätigen lassen, wären wir einen wesentlichen Schritt weiter, und wir könnten dem größten Rätsel, das die Genetik noch zu lösen hat, dem der Mutation, auf den Leib rücken.

Diese Mitteilungen, die natürlich fragmentarisch sind, zeigen jedenfalls, daß in den Mutationen ein reiches Material für die Auslese zur Verfügung steht. Somit ergibt die Prüfung der wesentlichsten Voraussetzung der Ausleselehre, der Variation und Vererbung, daß die Darwinschen Forderungen erfüllt sind.

Wir haben zum Schluß nun noch zu prüfen, ob eine Auslese stattfindet und wie sie wirkt. Die Erblichkeitsforschung hat auch dafür bindende Tatsachen.

In der Hauptsache stehen der Auslese Kombinationen zur Verfügung. Wie die Auslese von Kombinationen, und zwar die natürliche und die künstliche wirkt, können wir im Experiment nachprüfen und auf Grund der Mendelschen Vererbungsgesetze errechnen.

Ich skizziere nur das Prinzip des entscheidenden Experimentes. Wir haben ein Kaninchenvolk, entstanden aus Kreuzungen verschiedener Farbenrassen, die erblich sind, sperren es in einen großen Käfig und zählen das Ausgangsverhältnis der verschiedenen Kombinationen. Das Verhältnis der vorliegenden Kombinationen, die an der Farbe zu erkennen sind, sei 1:2:3:4:5:6:—10. Lassen wir diese Tiere sich ungehemmt weiterpflanzen, so werden sie sich wahllos kreuzen, und sorgen wir dafür, daß alle Sprößlinge gleiche Lebensbedingungen haben, so bleibt das ursprüngliche Zahlenverhältnis der Farbkombinationen das alte. Ist aber irgendeine der Kombinationen empfindlicher als die anderen, ist die Sterblichkeitsziffer dieser Typen größer als bei den übrigen, so wird das Zahlenverhältnis langsam verschoben und die empfindliche Rasse schließlich ganz ausgemerzt. Man hat solche Untersuchungen an Drosophila vorgenommen und ist zu diesem Ergebnis gekommen, das der Erblichkeitsforscher übrigens ohne weiteres aus den Mendelschen Gesetzen ableiten kann.

Man stellt solche Experimente heute in großem Maßstabe auch in der freien Natur an, und zwar in der Kulturpflanzenzüchtung, die sich von jeher auf die Darwinsche Auslesetehre gründete. Haben wir z. B. eine Weizenrasse, die winterhart und unempfindlich gegen Rost ist, im übrigen aber nichts taugt, und haben wir eine ertragreiche Rasse, die aber rostempfindlich und nicht winterhart ist, so kreuzen wir diese Rassen und erwarten, daß in der F_2-Generation unter den Bastarden die Kombinationen sich vorfinden, die alle guten Eigenschaften besitzen. Diese Typen im Experiment ausfindig zu machen, ist mühsam und zeitraubend. Viel bequemer geht es, wenn wir die verschiedenen Kombinationen aussäen in die freie Natur und diese walten lassen. Die nicht winterharten und nicht rostfesten Typen werden durch die Auslese in wenigen Generationen von der Natur ausgemerzt, und da die ertragsreichen Typen bei jeder Aussaat in größerer Zahl vertreten sind, werden sie schließlich allein übrigbleiben. So macht uns die praktische Pflanzenzüchtung das schönste Experiment für die Richtigkeit der Selektionslehre vor.

Es ist ohne weiteres klar, daß eine Auslese von Kombinationen nicht zur Erklärung der Evolution ausreichen würde. Das Rohmaterial für die Auslese, die für die Evolution ausschlaggebend ist, sind die Mutationen. Daß sie in der freien Natur von der Auslese tatsächlich erfaßt werden, ist selbstverständlich.

Die moderne Erblichkeitsforschung ist also auch in bezug auf die Auslese imstande, die Richtigkeit der Auslesetehre zu beweisen.

Reicht nun das Darwinsche Prinzip der Auslese aus zur Erklärung der Evolution? Wir wissen darüber noch nichts Bindendes. Die zukünftige Forschung wird jedenfalls die Möglichkeit im Auge behalten müssen, daß andere Prinzipien mit eine Rolle spielen.

Entartung

Von Johannes Lange in München

Der einzelne kann krank werden; er kann „aus der Art geschlagen", „entartet" sein, aber selbst nicht entarten. Entartung als Vorgang geht immer eine Vielheit an, eine Familie, ein Volk, eine Rasse, das Menschengeschlecht. Sie weist auf eine bessere Vergangenheit zurück, in eine schlimme Zukunft hinein. Wo in der Geschlechterfolge die Gesamtsumme der wertvollen Erbanlagen einer Art abnimmt, wo an ihrer Stelle wertlose, krankhafte, gefährliche Anlagen sich vermehren, da herrscht Entartung. Sie bedeutet „Ver-

lust der erblichen Tüchtigkeit der Vorfahren" (Lenz). Ihre Zeichen sind Ausbreitun erblicher Krankheiten des Körpers und Geistes, Verminderung der durchschnittliche körperlichen Tüchtigkeit und seelischen Schöpferkraft, Verlust an innerem Ebenmaß, Ei buße an sozialen Strebungen, Abnahme der Fruchtbarkeit, alle diese Erscheinungen, sowe ihr Auftreten erblich bedingt ist. In ihrer Gesamtheit bedeuten sie erbliche bleibende Ä änderungen der Art, welche eine mangelhafte Anpassung an die Umwelt mit sich bringe die Erreichung allgemeiner Lebensziele erschweren.

Es ist schwer, bei menschlichen Gruppen das Fehlen oder Vorhandensein von En artung festzustellen. Eine einfache Betrachtung der Erscheinungen, die wir vor Auge haben und ihr Vergleich mit jenen früherer Zeiten gestattet dies jedenfalls nicht. W sehen die Anlagen nicht, sondern nur das, was Umwelt und Schicksal aus ihnen heraus entwickeln. Ein Geschlecht kann unter der unheilvollen Einwirkung äußeren Druck verkümmern; vorübergehende schädliche Sitten mögen sein augenblickliches Gesamtbil elend und kraftlos erscheinen lassen, seine Art braucht deshalb nicht verdorben, es brauch nicht entartet zu sein. Dem schwächlichen „entarteten" Vorkriegsgeschlecht hat niemand die Leistungen zugemutet, die es im Weltkrieg vollbracht. Man nehme dem Nachkriegs geschlecht die niederdrückende Last, gebe ihm neue günstige Entwicklungsbedingungen, un es wird zeigen, ob es entartet ist, wie es uns heute scheinen kann. Vielleicht haben wi doch nur den Ausdruck einer äußeren Belastung vor uns.

Auch erkranken kann ein ganzes Volk, wie die aus der Sklaverei befreiten Neger i Nordamerika an Alkoholismus und Syphilis erkrankten und zahllos zugrunde ginge Jetzt hat gerade ihnen die Gesetzgebung den Alkohol genommen; die Syphilis wird aus gerottet werden, wie wir von Pest und Aussatz frei geworden sind. Fast will es heute scho scheinen, als ob die Neger gesundeten; sie sammeln sich in neuer, für ihre weiße Um gebung bedrohlicher Kraft. Ob sie dennoch entartet sind, wissen wir nicht. Es kann s sein, und eine frühere Zeit würde dies sogar für sicher genommen haben; denn gerad Alkohol und Syphilis hielt man für geeignet, nicht bloß Gesundheit und Leben der Ein zelnen und der vielen zu zerstören, sondern auch das Erbgut anzutasten und damit di Wurzeln der kommenden Geschlechter.

Von äußeren Einflüssen, welche die Träger des Erbgutes, die männlichen und weib lichen Keime, schädigen und in dem verwickelten, das künftige Leben bestimmende Bauplan, den sie enthalten, Abänderungen herbeiführen, Zusammenhänge zerreißen un verschieben (Idiokinese), stammt letzten Endes alle Entartung. Daß gerade Alkohol un Syphilis solche schädliche Erbabänderungen (Idiovariationen, Mutationen) mit sich bringe ist in neuester Zeit bezweifelt worden. Dem Unvoreingenommenen freilich sprechen di Tatsachen zum mindesten beim Alkohol viel eher für als gegen einen solchen schlimme Einfluß. Ein Gift, das mit aller Sicherheit die gesamten Träger der Erbmasse vernichten den Tüchtigen unfruchtbar machen kann, das die werdende Frucht im Mutterleibe abzu töten vermag, warum sollte es nicht auch das Erbplasma in geringerem Maße, wenn au für die Stammeszukunft verhängnisvoller, treffen können! Verhängnisvoller deshalb weil alle Erbabänderungen unerbittlich in der Folge der Geschlechter weitergegeben werden

Wie vom Alkohol, dürfen wir idiokinetische Wirkungen auch von akuten und chronische erschöpfenden Krankheiten und von vielen gewerblichen Giften, vom Blei, Quecksilber Phosphor, Schwefelkohlenstoff, Anilin usw. erwarten, nicht weniger von gewissen Arzne mitteln, Chinin, Arsen, Jod, die, wie der Alkohol, das keimende Leben zu zerstören ge eignet sind. Wiederum begegnet uns hier das Quecksilber, das gerade in der Syphilis behandlung eine große Rolle spielte und dem vielleicht ein Teil der Schäden zuzuschreibe ist, die man auf die Syphilis selbst zurückgeführt hat. Fast allenthalben freilich fehlt e uns an sicheren Tatsachen. Nur für die idiokinetischen Wirkungen der Röntgen- und radio aktiven Strahlen, die erst seit kurzem Bedeutung erlangt haben, ist der unumstößlich

Nachweis erbracht. Aus Tierversuchen wissen wir zudem, daß etwa große Wärme, ja daß offenbar jede grundlegende Wandlung der Lebensbedingungen die Erbabänderungen vermehrt und, weil diese fast ausnahmslos schädlich sind, zur Entartung führt. So sterben künstliche Schmetterlingszuchten auch unter den günstigsten herstellbaren Bedingungen — sie bleiben immer unnatürlich — aus.

Es ist freilich nicht ausgemacht, daß ausschließlich ungünstige, „Verlust"-Mutationen eintreten müßten; auch glückliche Erbabänderungen werden vorkommen, wenn sie auch offenbar sehr selten sind. Da nach dem Gesetz der Erblichkeit an sich alle Erbanlagen die gleiche Aussicht haben, in der Geschlechterfolge fortgegeben zu werden, so würde über die Zukunft der Art lediglich das Häufigkeitsverhältnis von ungünstigen zu wertvollen Erbabänderungen bestimmen, wenn nicht noch andere Vorgänge in Wirksamkeit träten. Unter natürlichen Bedingungen, im Kampfe ums Dasein, bleiben die günstigen Erbabänderungen allein bestehen und bestimmen die Aufwärtsentwicklung der Art, während alles Wertlose rücksichtslos ausgemerzt wird. Wir leben aber nicht mehr unter solchen natürlichen Bedingungen. Unsere gesamte kulturelle Entwicklung begünstigt das Erhaltenbleiben minderer Anlagen und so auch schlechter Erbabänderungen. Auch heute noch geht freilich vieles Minderwertige zugrunde, aber eben längst nicht alles, und ob die Art sich noch aufwärts entwickelt, ob Entartung eintritt, das wird nicht mehr durch die Häufigkeit von günstigen und ungünstigen Mutationen, sondern vielmehr dadurch entschieden, ob wertvolle oder schlechte Anlagen sich stärker fortpflanzen.

Von den Verlustmutationen sind die gröbsten nicht zugleich die schlimmsten für die Art. Sie lassen vielleicht schon die Frucht im Mutterleibe, das Neugeborene, zugrunde gehen oder machen doch die Fortpflanzung unmöglich. Gefährlich sind nur die leichteren Abweichungen, die sich mit Paarung und Zeugung vertragen, vor allem aber jene, die an ihrem Träger zunächst durch gesunde Anlagen verdeckt sind, wie dies offenbar bei den meisten leichteren Verlustmutationen der Fall ist. Da hier der ganze Schaden erst an Nachkommen von Eltern offenbar wird, die beide die gleiche abnorme Anlage in sich bergen, so können idiokinetisch entstandene schlimme Anlagen sich unter Umständen durch Generationen hemmungslos ausbreiten. Freilich machen sich solche im wesentlichen verdeckte Anlagen doch nicht selten in leichteren Abweichungen bemerkbar und vermindern die soziale Tüchtigkeit des Trägers, ohne ihm jedoch die Möglichkeit zur Fortpflanzung zu nehmen. Dies ist das Allerschlimmste. Denn Bedingungen, unter denen wir heute leben, sind gerade der Vermehrung solcher Menschen günstig. Krieg und gefährliche Arbeit räumen unter den Tüchtigen auf, unsere wirtschaftlichen und kulturellen Verhältnisse beschränken vor allem ihre Kinderzahl. Die Geschlechtskrankheiten schalten neben untauglichen gerade auch viele wertvolle Menschen mit gesunder Triebhaftigkeit von der Familienbildung aus. Schlechtere dagegen, die Entarteten, die dem Alkoholismus verfallen, sind überdurchschnittlich fruchtbar; die wegen ihrer Untüchtigkeit vom Kriege und von der Arbeit daheim bleiben, zeugen Nachkommen.

Ob und wieweit wir schon entartet sind, läßt sich nicht sicher sagen. Wir wissen nicht einmal mit hinreichender Bestimmtheit, ob die erblichen Geisteskrankheiten, diese schlimmste Geißel der Menschheit, tatsächlich häufiger werden. Auch auf allen anderen Gebieten fehlt uns noch gesicherte Erfahrung. Es ist ein ernstes Gebot der Zeit, uns Gewißheit zu verschaffen und alle verfügbare Kraft dieser Aufgabe zuzuwenden. Wie immer aber die Entscheidung fällt, das eine wissen wir bestimmt: Der Quell wertvollsten Erbgutes ist nicht unversieglich, und gerade heute pflanzen sich von den ungleichwertigen Erbanlagen innerhalb unseres Stammes, unseres Volkes, unserer Rasse die wertvollsten viel langsamer fort als die weniger günstigen. Dieser Auslese-Entartung, die uns schwerer bedroht als alles andere, können wir theoretisch und, wenn wir nur wollen, wohl auch praktisch begegnen. Darüber ist hier nichts zu sagen. Für uns fragt sich nur, ob auch neue Entartungsvorgänge im Sinne der Idiokinese uns ernstlich gefährden.

Daß klimatische Wirkungen auch das menschliche Erbgut verschlechtern, könnte man m
Vorsicht aus dem Zugrundegehen der Auswandererstämme in den Tropen schließe
Der Süden und die Wärme haben ja vielleicht in früheren Jahrhunderten die Germane
stämme mit vernichten helfen. Schweren Schaden mögen die gewerblichen Gifte a
richten; aber ihnen werden wir zu begegnen lernen. Durch radioaktive Einwirkunge
sind vergleichsweise nur wenige, doch überdurchschnittlich tüchtige Anlagen gefährde
Arzneimittel, auch idiokinetisch wirksame, brauchen wir noch; doch schaffen sie für die A
wohl mehr Gutes als Schlimmes. Schwere Krankheiten, vor allem Infektionen, sin
ungleich seltener geworden als früher. Bedrohlich könnte von all den bekannteren Ei
flüssen nur der Alkohol sein. Wir müssen alles daran setzen, hier Klarheit zu schaffen. E
ist ja kaum einer unter uns, der ihm nicht opferte. Sind unsere Kinder gesund und unse
Enkel, dann meinen wir, das Schicksal sei an uns vorbeigegangen, und täuschen uns vie
leicht doch. Idiokinetisch entstandene schlimme Anlagen sind nun einmal zunächst me
von gesunden verdeckt; sie treten erst nach Generationen zutage, unter den durchschnit
lichen menschlichen Verhältnissen nach mehr als einem Jahrhundert. Was wir gesündig
unsere Urenkel werden es vielleicht tragen müssen und damit nicht weniger unsere eigen
Art. Wenn der Alkohol auch gerade unter den Untüchtigsten am meisten aufräumt,
sollten wir diese Art von Auslese doch auf anderen Wegen herbeiführen.

Ein drohendes Gespenst von noch viel furchtbareren Ausmaßen ist unsere Kultu
Denken wir an jene Schmetterlingszuchten, die in der Gefangenschaft unweigerlich z
grunde gehen, an jene edlen Pferde und Hunde, die ihre Vollkommenheit mit dem Ve
lust ihrer Fruchtbarkeit erkaufen und oft widerstandslos allem erliegen, was ihre unedl
Stammesgenossen kaum berührt! Denken wir an unser edles Obst, das nur auf fremde
Reis gedeiht! Dann müssen wir fragen, ob unsere einseitige Entwicklung, unsere z
nehmende Domestikation, unsere Flucht vor jenen Bedingungen, denen das Menschen
geschlecht seit Jahrtausenden angepaßt war, nicht Anforderungen bedeuten, denen w
nicht nur noch nicht angepaßt sind, denen wir uns vielmehr gar nicht anpassen könn
und an denen auch unser Erbgut unwiderbringlich Schaden leidet. Wir wissen das nic
und wenn wir es wissen könnten, den Gang unserer Kultur würden wir doch nicht zurü
schrauben. Sie ist stärker geworden als wir selbst.

Aber wir werden diese letzten Dinge sobald nicht erkennen. Wenn alle großen Kultu
völker der Vergangenheit zugrunde gegangen sind, so ist keineswegs bewiesen, daß gera
Entartung als Folge ihrer Kultur sie vernichtet hat. Wir haben daher kein Recht, zu v
zichten und von Verhängnis, Schicksal und Gesetz zu sprechen, solange wir der uns d
schlimmsten bedrohenden Gegenauslese mit ernstem Wollen begegnen können und solan
in vielen anderen Dingen unser Ahnen Wissen, unser Wissen Handeln werden kann.

Wege der Forschung

Von Frhr. Otmar von Verschuer in Berlin

Die Aufgabe der Rassenhygiene besteht in der Pflege der guten Erbanlagen des Volk
Aufgabe der Forschung ist es, die Voraussetzungen hierfür zu schaffen und die für
Rassenhygiene vorgeschlagenen Mittel auf ihre Wirkungsmöglichkeit hin zu untersuch
sowie die Erfolge durchgeführter Maßnahmen zu prüfen. Angesichts dieser Aufg
erhebt sich als erstes die Frage: Was ist erbliche Veranlagung? und weiter, welche Eig
schaften des Menschen sind erblich oder vorwiegend erblich bedingt und welche nicht?
Beantwortung dieser Frage gehört zu den Aufgaben der menschlichen Erblehre.

Über die Vererbung von zahlreichen Krankheiten und Mißbildungen sind wir heute schon gut unterrichtet. So wissen wir z. B., daß eine Form des Veitstanzes, die im 4. bis 5. Lebensjahrzehnt mit zuckenden Bewegungen der verschiedensten Körperteile beginnt und von fortschreitender Verblödung begleitet ist, nach Untersuchungen von Davenport und Entres ausnahmslos von einer Generation zur anderen weitergegeben wird und auf eine dominat (überdeckend) sich vererbende Anlage zurückzuführen ist. Ein anderes schweres Nervenleiden, das im ersten oder zweiten Lebensjahrzehnt mit Bewegungsstörungen beginnt und zur vollständigen Gehunfähigkeit führt (ausfahrende Rückenmarkslähmung), hat nach den Untersuchungen des Schweizer Erbforschers Hanhart seine Ursache in einer einfach rezessiven (überdeckbaren) Erbanlage; d. h. dieses Leiden wird meist in den Seitenlinien einer Familie beobachtet, also bei Onkel und Tante, bei Vetter und Base, bei Neffe und Nichte, aber auch bei den Großeltern und bei den Enkeln, fast nie dagegen bei den Eltern oder bei den Kindern. Demselben einfach-rezessiven Erbgang folgt nach Lundborg auch eine bestimmte mit Verblödung einhergehende Form der Epilepsie. In weiten Kreisen bekannt ist die Vererbung der Bluterkrankheit; die Krankheit tritt in der Regel nur bei Männern auf und äußert sich in mangelhafter Gerinnungsfähigkeit des Blutes, wodurch jede kleinste Verletzung lebensgefährlich wird; die meisten davon befallenen Männer sterben oft nach schwerem Leiden in jungen Jahren. Der Kranke vererbt das Leiden selbst nicht unmittelbar auf seine Söhne, jedoch werden seine äußerlich gesunden Töchter die Anlage dazu erhalten, und durch sie vererbt er die Krankheit auf einen Teil der Enkel. Man spricht dann von geschlechtsgebunden-rezessivem Erbgang.

Die Vererbung der genannten Krankheiten oder anderer Eigenschaften, die deutlich hervortreten und auf nur einer einzigen nachweisbaren Erbanlage beruhen, ist leicht festzustellen und läßt sich oft durch die Sippschaftstafel einer einzigen Familie in ihrer Besonderheit erkennen. Viel schwieriger, ja nahezu unmöglich gemacht wird die Erbforschung, wenn es sich um Eigenschaften handelt, die durch Zusammenwirken mehrerer Erbanlagen bedingt sind. Dabei kann es vorkommen, daß mehrere Anlagen nur graduelle Verschiedenheiten derselben Eigenschaft zur Folge haben. In solch verwickelten Bahnen bewegt sich der Erbgang der meisten normalen körperlichen und geistigen Eigenschaften.

Noch eine andere wesentliche Tatsache tritt der Erbforschung hindernd in den Weg: die wechselnden Einflüsse der Umgebung verschleiern im Laufe der Jahre das Erbbild der Eigenschaften. Aber auch dieses Hindernis wird die Forschung überwinden: wir können einerseits an den eineiigen (erbgleichen) Zwillingen erforschen, wie zwei gleiche Erbmassen erscheinungsbildlich auf verschiedene Umwelteinflüsse reagieren, andererseits läßt sich an den zweieiigen (erbverschiedenen) Zwillingen sowie an Geschwistern überhaupt feststellen, wie bei gleichen Umweltverhältnissen verschiedene Erscheinungsbilder infolge verschiedener erblicher Veranlagung entstehen. Solche Untersuchungen geben uns Aufschluß über die Frage nach dem Anteil der Erbanlage hier und der Umwelt dort an den Ursachen für die Verschiedenheiten der Menschen untereinander. Auf diese Untersuchungen bauend, werden die weiteren Forschungen, die den Nachweis des Erbgangs der Anlagen zum Ziele haben[1]), schließlich zur Kenntnis dessen führen, was wir erbliche Veranlagung nennen.

Die Rassenhygiene begnügt sich nicht mit der Erforschung der erblichen Veranlagung des einzelnen, sie will die des Volksganzen erfassen. Wir fragen uns deshalb: Welche Erbanlagen bilden den biologischen Grundstock des Volkes, wie ist ihre geographische Verbreitung und in welcher Häufigkeit treten sie auf? Die Erbanlagen als solche können nicht unmittelbar erfaßt werden; jedoch erlaubt uns das Erscheinungsbild — die körperlichen und geistigen Eigenschaften — aus der Kenntnis seiner erblichen Veranlagung zuverlässige Schlüsse zu ziehen für die Beantwortung jener Frage. So ist es angesichts

[1]) Die beste Methode hierfür bleibt stets die Familienuntersuchung, die sich in besonderen Fällen auf die Untersuchung von Rassenkreuzungen ausdehnen muß.

der zu ergreifenden rassenhygienischen Maßnahmen von größter Wichtigkeit zu wisse wie häufig z. B. Zuckerkrankheit und Taubstummheit oder Geisteskrankheiten und Schwac sinn oder Verbrechertum auftreten. Der allgemeine Gesundheitszustand des Volkes i hier ein trügerischer Maßstab. Die äußeren Umstände (Ernährungs-, Kleidungs-, Woh nungsverhältnisse usw.) lassen ihn oft besser oder schlechter erscheinen, als er erbmäßi ist. Die amtliche, nach Krankheitsgruppen getrennte Sterblichkeitsstatistik gibt wohl wer volle Hinweise, kann aber keineswegs genügen. Erforderlich wäre vielmehr eine na erbbiologischen Gesichtspunkten eingerichtete medizinal-statistische Registrierung des ganze Volkes; die bereits bestehenden regelmäßigen schulärztlichen Untersuchungen könnten i dieser Richtung ausgebaut werden. Daß unser heutiges vererbungswissenschaftliches Wisse bereits genügt, um solche Einrichtungen durchzuführen, sei nur nebenbei erwähnt.

Das Erbbild des Volkes selbst gibt uns wertvolle Hinweise für die Beurteilung der z erwartenden Erfolge rassenhygienischer Maßnahmen. Nehmen wir an, ein rassenhygie nisches Gesetz würde sämtliche Träger einer dominat sich vererbenden Krankheit ausschalte von der Fortpflanzung durch Absonderung oder künstliche Unfruchtbarmachung (Steril sierung); die Folge wäre eine endgültige Ausmerzung der Krankheit. Schwieriger lie der Fall, wenn es sich um rezessiv sich vererbende Krankheiten handelt; treten solche do nur in Erscheinung, wenn zwei mit derselben dahingehenden Anlage belastete Menschen sich miteinander verbinden. (Die einfach Veranlagten, die Heterozygoten, sind gesund, ve erben aber die Krankheitsanlage weiter.) Nehmen wir beispielsweise an, 1 v. H. der Be völkerung wäre mit einer derartigen Krankheit behaftet, so läßt sich berechnen, daß no weitere 18 v. H. der Bevölkerung wohl gesund, aber mit der Anlage zu der betreffende Krankheit belastet sind. Sollte es uns nun gelingen, die 1 v. H. Kranke von der Fortpflanzun auszuschalten, so bliebe immer noch die Wahrscheinlichkeit, daß durch Verbindung äußer lich gesunder Anlagenträger die Krankheit immer wieder erneut zutage tritt: tatsächli würden in unserem Fall 0,9 v. H. der Bevölkerung in der kommenden Generation wied mit der Krankheit behaftet sein. Ein solch geringer Erfolg darf uns jedoch nicht entmutige Vielmehr müssen wir bedenken, daß die Durchseuchung des Volkes mit rezessiven kran haften Anlagen sehr umfangreich ist, auch wenn die betreffenden Krankheiten selbst selte in Erscheinung treten. Darum ist der geringste Erfolg von wesentlicher Bedeutung.

Hinsichtlich dieser Schwierigkeiten wäre es ein großer Fortschritt, wenn es der Wisse schaft gelänge, das Vorhandensein von einfachen rezessiven Anlagen jeweilig beim Ei zelnen sicher festzustellen. Einen ersten Schritt in dieser Richtung bedeutet die Feststellu von Schloeßmann, daß „gesunde" Mütter von Blutern die in ihrer Erbmasse einfach vo handene Anlage zur Bluterkrankheit durch eine gegenüber der Norm etwas aber nic krankhaft herabgesetzte Blutgerinnung zu erkennen geben. Auch auf anderen Gebiete z. B. bei der Vererbung von Geisteskrankheiten, scheint manches dafür zu sprechen, d mit feinen Untersuchungsmethoden die einfachen rezessiven Anlagen zu erfassen sin

Nachdem auf diese Weise die Voraussetzungen für die Rassenhygiene geschaffen sin wird es weiterhin Sache der Forschung sein, die Mittel und Wege der Rassenhygie auf ihre Wirksamkeit hin zu prüfen. Im Vordergrund rassenhygienischen Strebens wi stehen, das vorhandene wertvolle Erbgut zu erhalten und zu bewahren. Hochwertige Er anlagen sollen erhalten werden; sie sollen nicht mehr durch Aussterben oder ungenügen Fortpflanzung ihrer Träger verlorengehen: gesellschaftliche Reformen und erzieherisc Maßnahmen müssen ersonnen werden, die diesem Zwecke dienen. Individuelles Er gut soll vor Schädigung bewahrt bleiben: die Ergebnisse der Forschung über Erbänderu weisen hier den Weg. Durch die in diesem Jahre veröffentlichten bahnbrechenden Fo schungen des Amerikaners Muller wissen wir beispielsweise bestimmt, daß durch Röntge und Radiumstrahlen das Gefüge der Erbanlagen und diese selbst schwer geschädigt werd und daß solche Änderungen sich nach dem Mendelschen Gesetz vererben. Wir können a

nehmen, daß auch gewerbliche und Genußgifte sowie das Gift einiger Krankheitserreger für die Erbanlagen von Nachteil sind.

Die soziale Rassenhygiene wird selbstverständlich ebenfalls Maßnahmen zur Bewahrung des Erbguts ergreifen. Das wertvolle Erbgut soll aber darüber hinaus auch vor Überwucherung und Durchsetzung mit minderwertigen Erbanlagen bewahrt werden: erbbiologische Untersuchungen ermöglichen, den Begriff „minderwertig" in biologisch einwandfreier Weise zu erfassen. Für die Beurteilung, ob im Einzelfall die rassenhygienische Unfruchtbarmachung (Sterilisierung) erlaubt bzw. notwendig ist, bietet die heutige Wissenschaft schon vielfach die erforderlichen Grundlagen. Um die Folgen dieses Eingriffes für das persönliche Leben endgültig abzuschätzen, bedarf es noch weiterer Erfahrungen.

Eine weitere Beeinträchtigung des Erbgutes bedroht unser Volk: die biologische Auslese[1]) ist gehemmt und die Richtung der Auslese ist eine ungünstige (Gegenauslese). Diese Tatsache ruft wiederum den Rassenhygieniker auf den Plan. Zunächst wird er erforschen müssen, wie sich die menschlichen Umschichtungen des Volkes infolge verschiedener Fruchtbarkeit bestimmter sozialer, rassischer oder anderer Gruppen, infolge des Wechsels zwischen Stadt und Land, infolge der Ehelosigkeit bestimmter Gruppen (Frauenberuf, Zölibat der Priester) und nicht zuletzt infolge Auswanderung und Zuwanderung gestalten und biologisch auswirken. Welche Veränderung erleidet das Erbbild des Volkes durch alle diese Vorgänge? Weiterhin wird sich die Frage ergeben, wie die Folgen dieser Veränderungen im Hinblick auf unser Volkstum zu beurteilen sind; daraus ist dann zu folgern, ob rassenhygienische Maßnahmen, die also eine Vermehrung der guten Erbanlagen zum Ziele haben, auch hier dem Wohle unseres Volkes dienen können.

Die Einsicht über die dringliche Notwendigkeit rassenhygienischer Forschungen dringt immer mehr durch. Es ist selbstverständlich, daß so schwierige und langdauernde Untersuchungen nur an eigens dafür eingerichteten Forschungsinstituten durchgeführt werden können. An solchen Instituten könnte auch die Ausbildung von Ärzten, zukünftigen Beamten und Erziehern in den Grundlagen der Vererbung und Rassenhygiene erfolgen. Die einzigen Einrichtungen dieser Art, die wir in Deutschland besitzen, sind die seit 1923 bestehende rassenhygienische Abteilung am Hygienischen Institut der Universität München unter Leitung von Professor F. Lenz und das am 1. Oktober 1927 eröffnete Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik (Direktor: Professor E. Fischer). Damit ist die rassenhygienische Forschung auch in Deutschland in Fluß gekommen. Die Bedeutung ihrer Aufgaben erkennend, dürfen wir hoffen, daß weitere Neugründungen von Instituten erfolgen, die sich in den Dienst der großen Sache stellen.

Lebensraum und Geburtenregelung

Von Karl Valentin Müller in Zwickau

Der praktische Erfolg der Rassenhygiene, mindestens der positiven Rassenhygiene, die ihr Augenmerk auf die Vermehrung der Rassetüchtigen richtet, wird in unserem Volke ungemein erschwert durch die tatsächliche Enge des Lebensraumes. Das niederdrückende Gefühl dieser Enge, das in allen Schichten unseres „Volkes ohne Raum" lebhaft und schmerzlich empfunden wird, führt gerade die Verantwortlichen, die an sich Rassetüchtigen, zu einer überdurchschnittlichen Einschränkung ihres Nachwuchses. Man will nicht sehenden Auges Kinder für ein arges Lebenslos erzeugen, man glaubt angesichts der Überfüllung des deutschen Lebensraumes nur einem oder zwei Kindern den Weg zu einem menschenwürdigen Dasein bahnen helfen zu können.

[1]) Über den Begriff Auslese siehe den Aufsatz von Jakob Seiler in diesem Heft.

Diese Regel gilt nicht nur, wie man früher annahm, für die obersten Bevölkerungsschichten; mindestens in demselben Ausmaße wirkte sich der Geburtenrückgang bereits in den Mittelschichten, im Beamten- und Mittelstand aus. Einer Umfrage der Fabian Society gelang es schon zu Beginn dieses Jahrhunderts, den überdurchschnittlichen Geburtenrückgang gerade in den qualifiziertesten, bestorganisierten Schichten der englischen Arbeiterschaft nachzuweisen; genau zu demselben Ergebnis führte eine Untersuchung, die ich in thüringisch-sächsischen Arbeiterkreisen anstellte[1]). Die täglich breiter werdende führende Oberschicht unseres Arbeiterstandes, die das rassetüchtige Blut des mitleidlos aufgeriebenen und proletarisierten Mittelstandes mit sich führt, schränkt heute bereits in erschreckendem Maße ihre Geburtenziffern ein und verurteilt sich durch das Ein- und Zweikindersystem zum raschen Aussterben.

Durch Weckung von rassenhygienischem Bewußtsein ist diesem Übel kaum ausreichend zu steuern. Nur verhältnismäßig wenige werden sich dadurch bereit finden, unter unsäglichen Opfern und Entbehrungen dem rassenhygienischen Ethos zuliebe ein oder zwei Kinder über den Durchschnitt hinaus großzuziehen.

Aus demselben Grunde wird eine allgemeine öffentliche Geburtenregelung auf dem Wege, den uns A. Grotjahn (Die Hygiene der menschlichen Fortpflanzung, Berlin 1926) vorschlägt, kaum in absehbarer Zeit die Zustimmung der gesetzgebenden Körperschaften finden. Grotjahn will kinderreichen rassentüchtigen Familien für jedes über die Mindestzahl von 3 Kindern hinaus aufgezogene Kind die Aufzuchtkosten im vollen Umfang durch eine obligatorische Elternschaftsversicherung abnehmen; die Mittel dazu sollen aus einer entsprechenden Belastung der Ledigen oder hinter der Pflichtzahl zurückbleibenden Familien fließen. So überzeugend für den rassenhygienisch denkenden Menschen ein solcher Vorschlag wirkt, so unpopulär wird er der Masse unseres Volkes sein; es sei denn, man wählt als Ausgangspunkt nicht das Drei-, sondern das Zweikindersystem.

Da aber nicht nur die Sorge um die Aufzucht, sondern um das spätere Fortkommen der Kinder, da sogar bereits allgemeine arbeitsmarktpolitische Erwägungen die Kleinhaltung der Familie veranlassen und zur Sitte machen, sieht selbst bei Durchführung des Grotjahnschen Vorschlags die Zukunft der Rassenhygiene ziemlich trüb aus. Sicher würde von der Gesamtzahl der als „rassetauglich" anerkannten Familien die untere Hälfte (biologisch gesehen) die Mittel der Elternschaftsversicherung rascher verbrauchen als die obere Hälfte, selbst wenn die von Grotjahn für die höheren Einkommensstufen vorgeschlagenen Erziehungsbeihilfen nicht den herrschenden Anschauungen zuliebe aus einem solchen Gesetz gestrichen werden müßten.

Das praktische Nordamerika verfiel deshalb auf die vorzugsweise Förderung der negativen, vorbeugenden Rassenhygiene; die Forscher dieses Landes schlagen eine Verallgemeinerung der Kenntnis der Präventivmittel vor, sowie eine großzügige Anwendung von unfruchtbar machenden Operationen gegenüber die Rasse gefährdenden Bevölkerungselementen. Man möchte auf diese Weise wenigstens wieder ein Gleichgewicht in der Vermehrungsrate der Tüchtigen und der Mindertüchtigen herstellen, das immer noch erträglicher wäre als der vollendete Geburtensieg des mindertüchtigen Rassenelements. Ein solcher plötzlicher Abbau unserer Bevölkerungszahl wäre aber schon aus national- und rassenpolitischen Gründen unerwünscht, ganz abgesehen davon, daß ein plötzliches Versiegen des Nachwuchses in einer Reihe aufeinanderfolgender Jahrgänge durch Verallgemeinerung des Einkindsystems zu ernsten wirtschaftlichen Störungen führen müßte.

Ein Abbau des minderwertigen Bevölkerungsschlages bei gleichzeitiger Aufforstung des vollwertigen Schlages: so allein kann die Losung heißen. Ein in seiner zahlenmäßiger Stärke nicht zurückebbendes, wohl aber in der durchschnittlichen Tüchtigkeit und Begabung

[1]) Die Besprechung der Ergebnisse und Begründung der hier vorgetragenen Ansichten findet sich in meinem Büchlein „Arbeiterbewegung u. Bevölkerungsfrage", Verlag Karl Zwing, Jena 1927

einer Bevölkerung wacker voranschreitendes Deutschtum wird sich behaupten und den nötigen Lebensraum erschließen können.

Die Stärkung der Rassetüchtigkeit, d. h. der Geburtensieg der überdurchschnittlich Begabten, ist aber nicht nur Voraussetzung künftigen völkischen Aufstiegs, sondern kann erst eintreten als Folge tatsächlicher Lebensraumerweiterung. Das Problem „Lebensraum und rassenhygienische Geburtenregelung" spitzt sich also letzten Endes auf eine wirtschaftliche Fragestellung zu. Als erstes Gebot erscheint uns: Schaffung von Lebensraum; durch greifbare Tatsachen muß dem rassetüchtigen Familienvater die Überzeugung werden, daß für mehr als zwei Kinder Behauptungs- und Aufstiegsmöglichkeiten bestehen. Glückliche Kolonialländer, wo jeder Farmer Tag für Tag um sich die weite jungfräuliche Fläche überschaut, die auf gesunde Arme förmlich wartet! Hätten wir heute noch die gesunden Weiten von Deutsch-Südwestafrika, die Hochebenen von Deutsch-Ostafrika; hätten wir wenigstens, wie Italien, günstige Staatsverträge, die die wirtschaftlich erfolgreiche Ansiedelung von großen völkisch geschlossenen Gruppen in Übersee oder in Anlehnung an das östliche Deutschtum ermöglichten! Es brauchte uns dann nicht so bang zu sein um unsere rassenbiologische Zukunft.[1])

Augenblicklich aber sind wir darauf angewiesen, den sauren Weg als Industriestaat ohne eigenes agrarisch-koloniales Hinterland zu beschreiten: doppelt sauer angesichts der wachsenden Industrialisierung der ehemaligen Bauernländer der Weltwirtschaft, die mit ihren billigen farbigen Arbeitskräften die künftigen Absatzmöglichkeiten wenigstens für unsere qualitätsarmen Industriezweige zusehends zusammenschrumpfen lassen. In solcher Lage müssen wir versuchen, wenigstens alles zu tun, was zur Verteidigung des in unserem Volke heute noch gegebenen Rassengutes taugt.

Die Industrialisierung Deutschlands brachte es mit sich, daß wir ein Volk von Arbeitnehmern geworden sind, daß die Lebensbedingungen, der Lebensraum des Lohn- und Gehaltsempfängers typisch für das ganze deutsche Volk wurde. Die letzte Berufs- und Betriebszählung zeigt, wie sehr wir ein Volk von Werktätigen geworden sind. Eine rassenhygienisch eingestellte Wirtschaftspolitik wird also darauf Bedacht zu nehmen haben, wie der Großteil unserer Rassetüchtigen, der sich heute bereits hinter der Maske des Proletariats und niedergehenden, unselbständig gewordenen Mittelstandes verbirgt, vor der rassischen Verarmung zu retten ist. Wie gelangen wir aus der gegenwärtigen Wirtschaftslage wenigstens annäherungsweise zu der Lebensraumweite des Koloniallandes, wie geben wir unserem tüchtigen Volksteil die Überzeugung, daß Aufstiegs- und Behauptungsmöglichkeiten für seine Kinder bereitstehen?

Viele meinen, daß ein solcher Wirtschaftsaufstieg des Volkes nur möglich wäre durch — vorübergehende, aber doch langdauernde — Senkung des Lebensstandards der werktätigen Schichten; d. h. Abbau der Löhne und der Sozialpolitik, in Verbindung mit einer Verlängerung der Arbeitszeit; also ein Wettlauf mit den niederen Gestehungskosten der auf dem Weltmarkt neuentstehenden, auf billiger Kuliarbeit beruhenden qualitätsarmen Konkurrenzindustrien soll damit versucht werden. Von unseren besten Volkswirtschaftlern wurde indessen die Hoffnungslosigkeit und Gefahr einer solchen Wirtschaftspolitik aufgezeigt. Folgende Gründe sprechen gegen sie:

1. Die Erfahrung lehrt, daß wir in den Ländern, die Qualitätswaren von uns beziehen möchten, durch Schleuderkonkurrenz unseren Absatz künstlich schmälern, da man uns auf solche Versuche mit „Dumping"-Schutzzöllen antworten würde;

[1]) In beschränktem Umfang kann hier die innere Kolonisation Ersatz schaffen, insbesondere wenn die Siedlung unter rassenhygienischen Gesichtspunkten erfolgt, wie es Lenz in seinem Vorschlag der „bäuerlichen Lehen" anregt. (Baur-Fischer-Lenz, Grundriß der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenhygiene, II.)

2. Die Qualität unserer Arbeit leidet auf die Dauer bei Herabsetzung der Arbeitsbedingungen oder führt zur Abwanderung der Fachkräfte;

3. ein Wettlauf mit den farbigen Arbeitsheeren um den Vorzug der billigsten Erzeugung qualitätsarmer Güter ist vollends aussichtslos, da selbst die erbärmlichsten Lebensbedingungen, die einem deutschen Arbeiter zugemutet werden könnten, noch von dem außereuropäischen Wettbewerb unterboten werden.

Der gegebene Ausweg wäre dieser Anschauung zufolge nur in einer rücksichtslosen raschen Steigerung der Qualitätsleistungen unserer Industrie zu erblicken. Man verweist mit Recht auf das Beispiel der führenden nordamerikanischen Industriellen. Diese erschlossen sich den Weltmarkt durch qualitative Verbesserung des Arbeitsprozesses, gestützt auf eine Auswahl hochstehenden Arbeitermaterials, die man allerdings nur gewann durch Beiseitestellen sozialer Vorurteile; deren Kraft man erst voll ausschöpfte durch Weckung der schöpferischen Tatkraft auch des letzten Mannes im Betrieb; deren Energien man leistungsfähig erhielt durch steigende Löhne und möglichste Vermeidung jedes Raubbaus an wertvollen Arbeitskräften (man denke an die Safety-first-Propaganda). Wenn man auf diese Weise „Muskel durch Geist zu ersetzen" versteht, kann man freilich der Schleuderkonkurrenz billiger Kuliindustrien spotten.

Diesen Weg erkennen auch mehr und mehr führende deutsche Industrielle als hoffnungsvoll an. Will man rassenhygienisch eingestellte Wirtschaftspolitik, so verbietet sich der erstgenannte Ausweg von selbst. Der Weg der Verschlechterung der Lebensbedingungen des deutschen Arbeitsvolkes wirkt unmittelbar im Sinne einer verhängnisvollen Gegenauslese. Er verurteilt das, was heute mutmaßlich an tüchtigen Rassenelementen noch recht zahlreich in unserer werktätigen Bevölkerung sich findet, zu raschem Aussterben und züchtet dafür ein haltloses, unstrebiges Kulivolk, er bewirkt eine Vervollständigung des Geburtensieges der Mindertüchtigen, Minderehrgeizigen.

Es ist etwas anderes, ob ein minderwertiger oder ein vollwertiger, ein haltloser oder ein verantwortungsvoller Mensch durch die Übermacht sozialer Verhältnisse auf der sozialen Stufenleiter herabgepreßt wird. Der erstere wird, wie die Erfahrung lehrt, keineswegs in der Befriedigung seiner urwüchsigsten Triebe sich Zwang antun, durch Sorgen um die Zukunft sich von der Erzeugung von Kindern abhalten lassen; der letztere antwortet auf jede Beschränkung seines Lebensraums, auf jede Vergrößerung des Mißverhältnisses zwischen Aufstiegswillen und Aufstiegsmöglichkeit mit um so größerer Beschränkung seiner Familie. Daher die auffällige Erscheinung, daß mit dem Absinken immer breiterer Schichten des ehemaligen Mittelstandes auf proletarische Stufe während des 19. Jahrhunderts gerade in diesen Schichten (die übrigens hauptsächlich als die Träger der gewerkschaftlichen Organisation anzusehen sind) die Fruchtbarkeit rasch zurückbleibt, während sie beim unteren (unorganisierten) Proletariat noch in gewohnter Stärke anhält.

Angesichts dieser Erfahrung ist leicht einzusehen, daß jeder Pfennig Reallohnkürzung den Geburtensieg des „Untermenschen" beschleunigen muß; jede Erhöhung des allgemeinen Lohnniveaus aber Aussichten für die positive Rassenhygiene gibt.

Zu erwägen wäre vielleicht noch eine stärkere Differenzierung der Löhne zwischen „Gelernten" und „Ungelernten". Das wäre in der Theorie sehr einleuchtend. Doch ersetzt ebnet heute die fortschreitende Umbildung der Industrie im Gefolge der Rationalisierung jene alten Unterschiede zwischen (handwerklich) gelernten und nicht gelernten Arbeitern mehr und mehr ein. Zum andern liegen die Dinge so, daß die Differenzierung nach oben von der heutigen Grundlage der „ungelernten" Löhne aus, bereits im möglichen Rahmen durch die Gewerkschaften, die ja zumeist nur gelernte Arbeiter umfassen, verwirklicht oder angestrebt wird; wer ihnen hierbei hilft, wird sich um die rassenhygienische Zukunft des Volkes wohlverdient machen. Im allgemeinen sind heute noch die Möglichkeiten solcher Lohnerhöhungen in größerem Ausmaß beschränkt; erst die ihnen folgende Ertüchtigung

unseres Produktionsapparates soll ja wachsenden Lebensraum in genügendem Umfang schaffen. Eine Differenzierung nach unten jedoch, die die geltenden Löhne der Gelernten als Grundlage wählt, um die der Ungelernten zu schmälern oder, was auf dasselbe hinausläuft, die Sozialpolitik abzubauen, würde das Übel des heutigen Fortpflanzungsmodus nicht verkleinern, sondern eher vergrößern: die unter den „Ungelernten" steckenden tüchtigen Kräfte würden dann zum Zölibat verurteilt werden, die Untüchtigen aber auch auf das größere Elend nicht mit einer Einschränkung ihrer unerwünschten Vermehrung antworten. Die Gewerkschaftsbewegung, die straffe, opfermutige, kameradschaftliche Organisation des tüchtigsten und aufstiegsfreudigsten Arbeiterschlages, stellt in unserem Industrievolk die einzige in großem Maßstab wirksame Form gesellschaftlichen Aufstiegs der Rassetüchtigen dar; der Lebensraum, den sie Millionen der tüchtigsten Arbeiterfamilien erzwingt, ist in der Hauptsache das Bollwerk, hinter dem wir unser gutes völkisches Rassenerbe vor dem völligen Versiegen schützen können.

Jede Steigerung des Reallohns durch gewerkschaftliche oder sozialpolitische Erfolge bewirkt jedoch zugleich eine Verschärfung der sozialen Aufgaben, die der Führerschaft unserer Volkswirtschaft zur Lösung vorgelegt werden, bewirkt also auch eine Verschärfung des Auslese prozesses in diesen obersten Schichten: nur die siegfriedhaften Pfadfindernaturen vom Schlage eines Abbe oder Henry Ford werden sich auf die Dauer größeren Anforderungen gegenüber als wirkliche Führer behaupten können, alle Parasiten werden immer mitleidloser dem wohlverdienten Abbau verfallen — wenn überhaupt unser Volk noch seelisch und sittlich gesund genug zu solchem Aufstieg ist. Auch diese Auslese in Führerkreisen kann natürlich neben ihrer wirtschaftlichen auch (in geringerem Umfange) rassenhygienische Bedeutung besitzen.

Damit ist hier in betonter Einseitigkeit eine Frage behandelt, die bisher bei Betrachtung rassenhygienischer Maßnahmen allzusehr zurückzutreten pflegte: die Frage, welche rassenhygienische Auswirkung der Gestaltung des Lebensraums der für das deutsche Volk mehr und mehr typisch werdenden Schicht des werktätigen Volkes zukommt, d. h. jenes Bevölkerungsteiles, der in abhängiger, unselbständiger Stellung sein Brot erwirbt.

Eheberatung als Mittel der Auslese

Von Josef Mayer in Freiburg i. B.

Man hat Darwin den Urheber der modernen Eheberatung genannt. In seinem Werk über „Die Abstammung des Menschen" hat er darauf hingewiesen, daß der Mensch mit skrupulöser Sorgfalt den Stammbaum seiner Pferde, seines Hundes, seines Viehs berücksichtige, bevor er sie paart, daß man aber bezüglich der menschlichen Stammbäume gleichgültig sei und alles dem Zufall überlasse. „Beide Geschlechter", sagt er, „sollten von der Heirat Abstand nehmen, wenn sie in irgendeinem ausgesprochenen Grade körperlich oder geistig minderwertig sind". Längst vor Darwin hat ein katholischer Staatstheoretiker ähnliche Forderungen gestellt: der englische Kanzler Thomas Morus, der im Jahre 1535 als Märtyrer im Kampf um das Heiligtum der Ehe auf dem Schafott endete. In seiner „Utopia" beschrieb er schon 1516 einen Brauch, der zunächst als sonderbar und unschicklich erscheinen könnte, der aber nach seiner Ansicht geradezu notwendig wäre:

„Eine würdige und ehrbare Matrone führt nämlich das zur Heirat begehrte Weib, sei es nun eine Witwe oder ein Mädchen, dem Freier nackend vor, und entsprechend stellt ein ehrenwerter Mann dem Mädchen den Freier nackend vor. Während wir nun diese Sitte als unschicklich lachend mißbilligten, wunderten sie (d. i. die Utopier) sich im Gegenteil über die außerordentliche Torheit aller anderen Nationen, wo man beim Einkauf eines armseligen Pferdes, bei dem es sich doch

nur um ein paar Goldstücke handelt, so vorsichtig ist, daß man den Einkauf verweigert, ehe nicht der Sattel abgenommen ist, und alle Pferdedecken entfernt sind, (obschon das Tier doch von Natur fast nackt ist), damit ja nicht unter den Hüllen irgend ein Schaden versteckt bleiben kann .... Man sollte auf gesetzlichem Wege wenigstens vor der Trauung zu verhüten suchen, daß niemand in die Falle gerät."[1])

Während Morus in erster Linie an die schlimmen Folgen einer Krankheit für die Eheleute selbst dachte, hatte sein Zeitgenosse Johann Ludwig Vives schon die Vererbung im Auge; in seiner Schrift „Von den Jungfrauen" handelt ein eigenes Kapitel über die Gattenwahl, in dem die Stelle vorkommt:

„Auf Gesundheit ist recht viel Bedacht zu nehmen, sowohl wegen der Aufgaben, die dem Manne obliegen, als auch aus dem anderen Grunde, weil er mit seiner Krankheit leicht Frau und Kinder anstecken könnte. Dies ist umsomehr zu befürchten, wenn die Krankheit bösartig ist und zu denen gehört, welche die Mediziner erblich nennen. Wie schrecklich ist z. B. die Krankheit des Irrsinns, die sich so leicht und so oft fortpflanzt!"[2])

Die neuzeitlichen Bestrebungen, eine organisierte Eheberatung durchzuführen, gehen von den Vereinigten Staaten von Nordamerika aus. Ziel der Bewegung ist, dem Überhandnehmen neuer Verbrecher, Irrsinniger, Epileptiker usw. vorzubeugen. In Nord-Dakota, Oregon und Washington wurde der gesetzliche Austausch von Gesundheitszeugnissen vor der Eheschließung eingeführt; doch mußte man in Washington das Gesetz schon nach 6 Monaten infolge des allgemeinen Widerspruchs wieder aufheben, und in den beiden anderen Staaten wird nur von den Männern ein Zeugnis verlangt, nicht von den Frauen und Mädchen, deren Eltern sich weigern würden, ihr Kind der ärztlichen Untersuchung zu stellen. Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland, die Tschechoslowakei, Ungarn, die Türkei, sogar die armenische Kirche haben in dieser oder jener Form Gesundheitsscheine vor der Eheschließung eingeführt, ärztliche Untersuchungen oder eidesstattliche Versicherungen der Brautleute gefordert, und teilweise auf die Nichtbeachtung oder absichtliche Hintergehung dieser Gesetze schwere Strafen gelegt. Doch wissen wir aus allen Berichten[3]), daß die Gesetze vielfach umgangen werden oder, wo man sie befolgt, nur ein gewaltiges Ansteigen der unehelichen Geburten zur Folge haben. In Deutschland sind wir immer noch im Stadium der Vorbereitung. In Preußen ist zwar eine Verordnung ergangen, welche die Einführung staatlicher Eheberatungsstellen vorsieht. Einige Städte, darunter wenige Bezirke in Berlin, haben kommunale Eheberatungsstellen errichtet; sie dienen der Abwehr der Tuberkulose und der Geschlechtskrankheiten und scheinen bisher mehr wie eine Beratungsstelle für Eheleute in den Krisen der Ehe als für Brautleute zur Raterteilung vor der Eheschließung aufgefaßt zu werden. In Zürich haben sich heftige Kämpfe um die dortige städtische Eheberatungsstelle abgespielt, da diese sich unter sozialistischer Leitung in erster Linie zum Antikonzeptionsbureau auswachsen wollte; Vertreter der kommunistischen und sozialistischen Partei sprachen offen aus, daß sie als Nebenabteilungen der Beratungsstelle eine Klinik zu sofortiger Schwangerschaftsunterbrechung und Sterilisation fordern, und sie verlangen, daß zu diesen Zwecken die sog. soziale Indikation gesetzlich anerkannt werde.

Eine Eheberatung muß zweifellos durchgeführt werden, nicht weil die Menschenzucht mit der Tierzucht auf gleicher Stufe steht, sondern weil sie weit höher stehen müßte als die Tierzucht. Das setzt aber voraus, daß die Eheberatung außer den hygienischen und biologischen Gesichtspunkten auch seelische, wirtschaftliche, pädagogische und psychologische ins Auge faßt. Meines Erachtens müßten hier die Mediziner mit Soziologen, Nationalökonomen, Pädagogen und Theologen vertrauensvoll Hand in Hand arbeiten.

[1]) Thomas Morus, Utopia, übersetzt von G. Ritter. Berlin 1922, S. 82.

[2]) Vives, Ausgewählte Schriften, übersetzt und hrsg. von J. Wychgram (Pädagogische Klassiker Bd. 14). Wien-Leipzig 1883.

[3]) Vgl. namentlich J. Schwalbe, Gesundheitliche Beratung vor der Eheschließung. Leipzig 192[illegible]

um wirklich praktische Hilfe zu leisten, um biologisch und sittlich hochwertigen Menschen zur Eheschließung zu verhelfen, erblich belasteten aber andere Wege zu weisen.

Die christliche Moral verbietet allen Menschen, ob verheiratet oder unverheiratet, daß sie geschlechtlich verkehren, wenn die Gefahr der Ansteckung für den Partner, ganz besonders aber wenn die Gefahr besteht, hochgradig kranken Kindern das Leben zu geben. Diesen Grundsatz hat schon 1517 der berühmte Moralist Kardinal Cajetan aufgestellt. Neuzeitliche Theologen wie Hermann Muckermann, Prof. Tillmann in Bonn, Fallon und Messenger in Belgien treten dafür ein, daß erblich Belastete von der Ehe zurückzuhalten seien. P. Fallon sagt, Gott wolle ein Geschlecht von Menschen, nicht ein Geschlecht von Ungeheuern. Auf evangelischer Seite ist es namentlich Geheimrat G. v. Rhoden in Halle, der sich mutig dafür einsetzt, daß die Folgerungen aus der erblichen Belastung gezogen werden müssen, weil das sittliche Verantwortungsgefühl nicht zulasse, daß jemand bewußt geisteskranken oder ähnlich defekten Kindern das Leben gebe.

Die Wirkungskraft der Eheberatung hat ihre Grenzen. Vor allem kann ein Eheberater nur einen Rat geben, keinen Zwang ausüben. Jeder Mensch weiß, wie viele Brautleute auf einen Rat etwas geben. Ein ärztliches Zeugnis allein ist ferner nicht ausreichend; denn es können Fehlerquellen vorliegen, man kann ein Gesundheitszeugnis auf mancherlei Art erschleichen. Ein Zeugnis kann weiterhin nur negativ gehalten sein, es kann nur einzelne Gruppen von Epileptikern, Schwachsinnigen, Geisteskranken usw. erfassen, meist aber kann man die Diagnose und die Prognose nicht in kurzer Untersuchung sicher feststellen. Die Erblichkeit der Krankheiten könnte nur durch eine unanfechtbare Familiengenealogie zureichend bewiesen werden. Die Liebe ist einstweilen irrational, d. h. Vernunftgründen wenig zugänglich. Nach der positiven Seite hin wäre vor allem daran zu arbeiten, daß geeignete und zusammenpassende Menschen sich aus eigener Initiative im Sinne der natürlichen Zuchtwahl suchen. Psychologische und weltanschauliche Momente dürfen dabei nicht vernachlässigt werden; sie sind eine Grundvoraussetzung dafür, daß eine Ehe harmonisch wird, und daß die Kinder normal geboren und erzogen werden.

Folgende Grundlinien sind zu beachten:

1. Die natürliche und beste Eheberatungsstelle wäre die Familie. So wie der alte Tobias seinen Sohn über alle Dinge der Ehe aufklärte, so sollte jeder Vater seine Söhne, jede Mutter ihre Töchter über alle Voraussetzungen und Folgen der Ehe aufklären. Daraus folgt: Wenn das heutige Geschlecht noch nicht soweit ist, um diese selbstverständlichen Elternpflichten zu erfüllen, so müssen wir die nächste Generation soweit erziehen, daß die heutigen jungen Leute später als Eltern diese grundlegende und natürliche Pflicht der Eheberatung erfüllen können. Unsere ganze Aufklärungsarbeit wird sich in diesem Sinne ohnehin langsam aber sicher auswirken.

2. Als Helfer der natürlichen Eheberatungsstelle im Vaterhause sollen andere Organisationen mitarbeiten. Ob man immer nach neuen Gesetzen rufen und alles, auch die feinen und zarten Angelegenheiten der Neugründung von Familien, durch staatliche oder städtische Bureaus besorgen lassen soll, ist fraglich; nichts paßt weniger ins Bureau als Eheberatung. Am besten wäre der Zusammenschluß einsichtsvoller Menschen, die sich gegenseitig verpflichten, keine Ehe abzuschließen, ohne sich selbst vorher in jeder Weise geprüft zu haben, vor allem nach der gesundheitlichen und biologischen Seite hin, und die sich von Jugend an darauf einstellen, nur einen gleichwertigen Ehepartner zu wählen. Solche Verbände gibt es bereits in England. Jedenfalls dürften sie starken erzieherischen Einfluß auf die ganze Umgebung haben. „Die Mitglieder der von Galton gegründeten und geleiteten Eugenics Education Society verpflichten sich, eine Ehe nur dann einzugehen, wenn beide Teile für Ehe und Fortpflanzung eine ärztliche Tauglichkeitserklärung herbeigeschafft haben" (Schwalbe 10). Das müßte im Lauf der Zeit eine Familienüberlieferung schaffen; so könnte eine Elite eines adeligen Geschlechtes im guten Sinne des Wortes heranwachsen.

3. Ärzte und Priester müßten in der Eheberatung zusammenwirken. Beide müssen ein solches Verantwortungsgefühl und eine so hohe Berufsethik in sich tragen, daß sie die Grenzen ihres Amtes nicht überschreiten. Die Ärzte müssen im Bereich ihrer medizinischen und biologischen Fachkenntnisse bleiben und müssen auf die weltanschauliche und ethische Einstellung der Ratsuchenden Rücksicht nehmen. Für andere als ärztliche Auskünfte und Ratschläge müßten eigene Organe einer Eheberatungsstelle angegliedert sein. Vor allem müßten die Klienten auch in wirtschaftlichen, seelischen und religiösen Nöten und Kämpfen dort Rat und Wege zur Abhilfe finden können. Die Eheberatungsstelle müßte eine Zelle werden, aus welcher neue Lebensmöglichkeiten, neue hochwertige sittliche Motive und neue Kinderfreudigkeit herauswachsen würden. Mit negativen und sittlich nicht zu rechtfertigenden Eingriffen in das werdende Leben ist es jedenfalls nicht getan.

Die katholische Kirche ist keine Gegnerin, wenn es gilt, Eheberatungsstellen neu zu gründen. Sie kann im Gegenteil eine wirksame Mitarbeiterin werden. Die Eheberatungsstellen dürfen die Freiheit des Individuums nicht unterdrücken. Die Kirche schützte von jeher die Persönlichkeitsrechte des Einzelmenschen gegenüber jedem Übergriff des Staates. Der Staat dürfte nicht ohne weiteres neue künstliche Ehehindernisse aufrichten. Die Kirche steht auf dem Standpunkt, daß bei der Eheschließung nicht nur rein materielle Belange in Frage stehen. Es muß auch fernerhin kranken, ja sterbenden Menschen möglich bleiben, aus sittlichen Gründen eine Ehe zu schließen, z. B. um frühere uneheliche Kinder zu legitimieren, um wilde Ehen zu sanieren, um das Seelenheil in Ordnung zu bringen usw. Wir müssen bedenken, daß Tausende von Minderwertigen sich einfach unehelich fortpflanzen, sobald Eheverbote kommen. Wir haben aus früheren Jahrzehnten Beispiele genug. Es gab eine Zeit, wo ein Drittel aller Geburten infolge staatlicher Einschränkungen der Ehemöglichkeit unehelich war.

Die Kirche hat schon längst Eheberatung gepflegt, im Beichtstuhl und durch den Brautunterricht. Hier hat sie dieselbe Aufgabe wie die Ärzte, nur unter Berücksichtigung sittlicher Werte. Man ist daran, die kirchliche Institution des Brautunterrichts modern auszugestalten. Die deutschen Bischöfe haben ein lebhaftes Interesse an der Ausgestaltung der Eheberatungsstellen. Die Organisation der Caritas hat bereits ländliche Aufklärungskurse über moderne Eheberatung abgehalten[1]). Der Freiburger Moralist Professor Franz Keller hat den beachtenswerten Vorschlag gemacht, daß die Eheberatungsstellen möglichst von reifen und erfahrenen Ehemännern und Ehefrauen mit getragen sein müssen, von Sachverständigen, zu denen man in allen Schwierigkeiten vor und nach der Eheschließung Vertrauen haben kann, die Gewähr geben, daß nicht Mißgriffe gegen die weltanschauliche und sittliche Einstellung der Ratsuchenden Schaden stiften, die vor allem auch wirtschaftliche und psychische Hilfsmöglichkeiten in den Krisen der Ehe aufzeigen können. Es müßte also weitgehende Freiheit bestehen, diesen oder jenen Vertrauensmann aufzusuchen. Medizinische und biologische Bildung des Beraters sind Voraussetzung.

Das Wichtigste wird die Aufklärung des ganzen Volkes über die Tragweite einer unglücklichen und unbiologischen Eheschließung sein, aber nicht nur eine Aufklärung des Verstandes, sondern mehr noch die Weckung und Erziehung eines gewaltigen sittlichen Verantwortungsgefühles gegenüber dem kommenden Geschlechte.

Schulfragen im Licht der Rassenhygiene

Von Wilhelm Hartnacke in Dresden

Es galt bis in die jüngste Vergangenheit allgemein und gilt noch heute allermeist als selbstverständlich, daß der Stand der Bildung eines Volkes oder eines Menschen in

[1]) Vgl. Joh. Dieing, Zur Frage der Eheberatung. Freiburg i. Br. 1927.

wesentlichen davon abhängig sei, welche Bildungsstätten sich das Volk geschaffen habe und wieweit sie dem einzelnen in der Jugend zugänglich gewesen seien. Wenn verhältnismäßig wenige Kinder aus den breiten Schichten des Volkes zur höheren Bildung und zum sozialen Aufstieg gelangten, so hielt man das für die Schuld des unsozialen Staates, der die Kinder des Volkes nicht an die höhere Bildung heranlasse. Über der Sorge um Bildungsstätten, Bildungsgut und Bildungsverfahren dachte und denkt man kaum daran, ob denn nicht die Sorge um die Bildungsträger noch nötiger sein könnte. Denn was würde uns das wertvollste Bildungsgut nützen, wenn etwa die nachwachsenden Menschen als Bildungsträger es nicht gehörig aufzunehmen und weiterzubilden vermöchten.

Einige Tatsachen neuerer Erfahrung möchte ich in das Licht rassehygienischer Betrachtung rücken. Die Grundtatsache der Vererbung geistiger Anlagen darf soweit als gesichert gelten, daß beiderseits beschränkte Eltern so gut wie sicher keine begabten Kinder und beiderseits begabte Eltern aus begabtem Stamme ziemlich wahrscheinlich, abgesehen von pathologischen Fällen, keine dummen Kinder haben. Die Folgerung daraus? Ein Volk, dessen begabterer Teil sich stärker vermehrt als der unbegabtere, wird an geistiger Kraft wachsen, eins, dessen unbegabter Teil stärker zunimmt, an geistiger Kraft abnehmen.

Vor weiterem noch eine zweite Tatsache: Die Kinder aus den verschiedenen Volksschichten oder Berufsgruppen sind in verschiedenem Grade förderungsfähig.[1]) Wenn ich von Förderungsfähigkeit spreche, so meine ich, was etwa zum Ausdruck kommt in der Entscheidung der Lehrerschaft der Volks- und höheren Schulen über die Eignung zu gehobener Bildungsbahn. Als förderungsfähig wird man die bezeichnen dürfen, die mit guter Beurteilung durch die Grundschule die Aufnahmeprüfung für die höhere Schule bestehen, und dazu diejenigen, die nicht für die höhere Schule angemeldet worden waren, aber ohne Zutun der Eltern von der Lehrerschaft der Volksschule für unentgeltliche höhere Volksschulabteilungen (5. bis 10. Schuljahr) auch auf Grund von Aufnahmeprüfungen mit Vorauslese ausgesucht worden sind. (Diese Auslese durch die Lehrerschaft der Volksschulen ist als positive Korrektur der Elternauslese für gehobene Bildungsbahn anzusehen. Was von ihr nicht erfaßt ist, kann nicht als über das normale Maß förderungsfähig erachtet werden.) Als in solchem Sinne förderungsfähig erwiesen sich in Dresden 1926 rund 3 v.H. der Knaben des Grundschuljahrganges. In diese Auslesegruppe gelangten nun die Angehörigen der verschiedenen Berufsgruppen in ganz verschiedenem Maße. Die Söhne der Oberbeamten, der leitenden kaufmännischen Angestellten, der Lehrer aller Schularten gelangten ziemlich ausnahmslos in gehobene Bildungsbahn. Bei den selbständigen Gewerbetreibenden einschließlich der Kleinhändler ergab sich, daß nur 43 v.H. des Knabengrundschuljahrgangs als für gehobene Bildungsbahn geeignet befunden worden sind, immerhin viel mehr als der Gesamtdurchschnitt. Bei der Arbeiterschaft stellt sich die entsprechende Zahl auf 8,3 v.H. Diese Erscheinung ist nicht schwer zu erklären: Diejenigen, die infolge geistiger Tüchtigkeit in geistige Berufe gelangen, haben im Massendurchschnitt die Aussicht, ihre Begabung auf ihre Kinder weiter zu vererben, und so haben Auslesеberufe im Durchschnitt befähigtere Kinder. (Denken wir uns das Volk in zwei Hälften, so stecken in der einen alle die, die mit Erfolg gehobene Schulen besucht haben, Schul- und Hochschulprüfungen bestanden haben und so in gehobene Berufe gelangt sind. In der anderen Hälfte stecken neben vielen gewiß nicht Untüchtigen doch die vielen, die nicht einmal glatt durch die Volksschule gekommen sind[2]), die in die Hilfsschule mußten usw.) Natürlich lehne ich die Folgerung, daß, wer nicht in geistige Berufe gekommen ist, dies nur mangelnder Begabung zuzuschreiben habe, für den Einzelfall entschieden ab.

[1]) Umfangreiches zahlenmäßiges Belegmaterial dazu: Hartnacke, Organische Schulgestaltung, 1. Aufl. 1926 Dresden-Radebeul, Kupky und Dietze. Vgl. ferner Lenz, Die biologischen Grundlagen der Erziehung, 2. Aufl., München 1927, J. F. Lehmann.

[2]) In Berlin und Hamburg konnte vor dem Kriege nur rund die Hälfte der Volksschulkinder bis der obersten Klasse entlassen werden!

Ebenso aber auch die Auffassung, daß die Kinder der geistig gehobenen Schichten etwa nu deshalb Schulerfolge hätten, weil sie mit „Privatstunden und Bonnen" künstlich dazu tauglich gemacht worden seien, wie man hat glauben machen wollen, und daß der durch schnittliche Erfolgsrückstand bei den Kindern aus den breiten Massen in der Hauptsach auf Umweltungunst zurückzuführen sei. Wie könnte sonst auch aus ungünstiger Umwel Menschen mit geistiger Höchstleistung hervorgehen? Es kommt hier nur auf das Massen ergebnis an: Alle Massenstatistiken zu diesem Gegenstande haben, unbeschadet gewisse zahlenmäßiger Abweichungen in den Unterschiedsgraden, die ungemein große Unter schiedsspanne dargetan in der Zahl der Geeigneten im Nachwuchs der gehobenen Bildungs schichten einerseits und der nicht gehobenen andererseits.

Und ein Drittes: Die gehobenen Berufe haben in neuerer Zeit eine verschwindend ge ringe Kinderzahl, die nicht ausreicht, den Nachwuchs dieser Berufsgruppen auch nur an nähernd in seiner anteiligen Stärke an der Gesamtheit zu erhalten. Wenn die Eltern schaft der höheren Schule z. B. in Bremen 2,1 Kind je Familie hat (viel mehr als anderwärts weil Bremen vorbildliche Wohnverhältnisse hat) und die Elternschaft der Hilfsschule un Nachhilfeklassen 4,1 und 4,2 Kinder, so besagt das nichts anderes, als daß die Grupp der Begabteren rapid abnimmt. Die studierte Beamtenschaft ist heute in der Kinder generation kaum 60 v. H. der Elterngeneration stark. Man denke sich das über wenig Generationen fortgesetzt!

Kann man dieser verhängnisvollen Entwicklung, die geradezu auf die Erschöpfung de Begabtenvorrates im Volke hinauslaufen muß und infolgedessen den künftigen ge stigen und wirtschaftlichen Hochstand des Volkes aufs schwerste bedroht, auf dem Gebiet des Erziehungswesens zu Leibe gehen? Es handelt sich zunächst um eine Frage der G sinnung des heutigen Geschlechts, das bei den Zivilisationsansprüchen weder Zeit no Geld für Kinder zu haben glaubt. Es handelt sich viel weniger um eine Folge absolute wirtschaftlichen Notstandes, sondern mehr darum, daß die Decke zu kurz wird für die j weiligen Ansprüche oder daß man nicht Kindern zuliebe etwas von der Lebensbreite lasse möchte. Wenn es anders wäre, müßten ja die Reichen ohne weiteres die meisten Kind haben. Gewiß spielen wirtschaftliche Verhältnisse mit hinein, denn es scheint, als innerhalb eng umschriebener sozialer Gruppen die Familien mit größerem Einkomm im Durchschnitt ein wenig besser in der Kinderzahl dastehen. Auf den engeren Gebiet der Gesinnung und der Wirtschaft kann die Schulerziehung als solche nicht viel tun, wen gleich wenigstens in der Gesinnungsbildung Mädchenberufsschulen und Frauenschul hier gewissen Einfluß nehmen könnten und gewiß auch nehmen. Diese Wirkung ist begren Es kann sich bei unserer Betrachtung im wesentlichen nur um Maßnahmen der Erziehung organisation handeln, und zwar auch nur so, daß die gekennzeichnete Entwicklung nic durch falsche Maßnahmen noch schlechter wird. Welche Forderungen sind zu stelle

Entschiedenste Abkehr von jeder unangebrachten Gleichmacherei im Schulwesen, se kritische Betrachtung des Schlagwortes „Einheitsschule", schnelle Durchförderung der wi lich Begabten, wirksame Entlastung der überstopften Lehrpläne. Für die Begabten frühe Möglichkeit, die Reifeprüfung abzulegen, früheren Studienabschluß, frühere Möglichk zur Gründung eines Hausstandes, Bevorzugung hervorragend tüchtiger Anwärter auß halb der Altersliſten, entschiedene Ablehnung aller Bestrebungen, die Studiendauer verlängern. Solche Bestrebungen haben oft ihre Wurzel in berufspolitischen Absicht (z. B. der Absicht, Zuzug fernzuhalten, den Seltenheitswert des Berufs zu heben und a Gehaltsgründen den Abstand von anderen Berufen mit geringerer Vorbildung zu wahre

Abkehr von der Übersteigerung der Berufsvorbildungsforderungen. Das Volksschu lehrerstudium als Zwang für alle ist unnötig, da die Erfolgsgrenzen in der Volksschularb in der begrenzten Förderungsfähigkeit der Schüler und nicht in der nicht ausreichend Bildung der Lehrer bestehen. Die Forderung höherer Schulbildung mit Prima- o

gar Reifezeugnis für große mittlere Berufsgruppen führt dazu, daß kaum noch geistige Berufe da sind, die anders als über die höhere Schule erreichbar sind.

Es muß allgemein anerkannter Grundsatz werden, daß für kein Amt eine weitergetriebene Bildung gefordert wird, das auch mit bescheidenem Bildungsgang gut geführt werden könnte. Läßt man diesen Grundsatz außer acht, setzt sich das Überbieten mit äußerlichen Berechtigungsnachweisen fort, so wird entweder der Aufbau der Berufe wirtschaftlich zu kopfschwer oder, weil das seine Grenzen hat, die Stellen, die wirklich gehobene Bildung und hohe geistige Schulung fordern, werden in zunehmendem Maße in Ansehen und Entlohnung gedrückt. Ein alter Landgerichtsrat wird in Sachsen nach der neuen Besoldungsordnung voraussichtlich nur um 900 RM. im Jahresgehalt besser stehen, als künftig die studierte (!) Koch- oder Nadelarbeitslehrerin. Das heißt Selbstmord für den Staat.

Die blinde Angleichung des Frauenstudiums an das männliche Studium ist vom Übel, schon deswegen, weil damit dem Familienvater alle die Erziehungslasten, die bisher für die männliche Jugend erwachsen, auch für die weibliche Jugend auferlegt werden. Wenn man die Frau nach Bildungsgang und vor allem nach Besoldung dem Manne grundsätzlich so gut wie gleichstellt, so bedeutet das die Verneinung der wichtigsten Aufgabe des Mannes, nämlich die des Familienvorstandes, der dem Staate Kinder heranzuziehen hat. Es bedeutet das Opfer der geistigen Zukunft des Staates. Studierte Frauen sind zudem in der weit überwiegenden Zahl der Fälle für den Mutterberuf verloren. Das Frauenstudium zur Regel machen, heißt die Bestbegabten der Nachwuchsträgerinnen zumeist von der Fortpflanzung ausschalten und den Begabtenvorrat zerstören.

Wenn man auch aus sozialem Pflichtgefühl heraus sich bemühen wird, den förderungswilligen Begabungen aus wirtschaftlich schwieriger Lage nach Möglichkeit zu gehobener Bildung zu verhelfen, so sollte man sich doch mehr als bisher besinnen, sich allzusehr zu bemühen, nun auch die allerletzte Begabung herauszuholen, die vielleicht in Gefahr ist, in nicht gehobener Lebenslage zu bleiben. Bei allem Verständnis für das Streben des einzelnen nach der Höhe darf man nicht aus dem Auge verlieren, daß die Rücksicht auf die Gesamtheit und deren Zukunft die Vorhand haben muß vor der Rücksicht auf das Streben des einzelnen. Die Rücksicht auf die geistige Zukunft fordert, daß nicht mit aller Kraft jede Begabung in die kinderfeindlichen Großstadtberufe gewissermaßen hereingesogen wird, denn das bedeutet beschleunigten Verlust an Erbbegabung, gerade an dem Gute, das für die Zukunft eines Volkes ausschlaggebend und dabei unersetzlich ist.

Als positive Maßnahme im Sinne dieser Ausführungen ist der Ausbau aller Schuleinrichtungen zu fordern, die zwischen Volksschule und höherer Schule (= Mittelschule im süddeutschen Sinne) stehen (Mittelschulen im norddeutschen Sinne oder auch unentgeltliche höhere Abteilungen der Volksschulen etwa wie in Sachsen, das sind Schuleinrichtungen mit einer verbindlichen Fremdsprache und einem Plane, der über das hinausführt, was die Volksschule als allgemeine Pflichtschule bieten und von ihren Kindern erwarten kann). Bayern mit seinem billigen Schulgeld in seinen Mittelschulen (= höheren Schulen im norddeutschen Sinne) mag diese Einrichtungen nicht als so nötig empfinden, aber auch da würden sie den Wert haben, Schüler, die kein ausgesprochenes Wissenschaftsziel haben, von der höheren Schule abzulenken. So würden Unterrichtstempo und Höhenlage der höheren Schule im Interesse der Förderung der Bestauslese sich steigern lassen.

Es ist dringend an der Zeit, auch Schulfragen im Lichte rassenhygienischer Betrachtung sehen zu lernen. Auch die Bildungseinrichtungen müßten so gestaltet werden, daß die Träger der besten geistigen Kraft in der Gegenwart auch Träger der geistigen Zukunft werden als Väter künftiger Führer. Das Land ist nicht mehr unerschöpfliches Vorratsgebiet für neu aufkommende Begabungen. Die Begabungen sind in den letzten Generationen allzu schnell und gründlich herausgezogen worden, und wenn wir uns nicht schnell auf die Aufgabe der Pflege des geistigen Nachwuchses besinnen, könnte es bald mit der Führerrolle aus sein. Die Wege Roms und Griechenlands sollten schrecken.

Die Rassenhygiene und die Frau

Von Oda Lerda-Olberg in Bahia Blanca (Argentinien)

Wie soll die Rassenhygiene um die Frau als Mitarbeiterin werben, und was hat sie von der Frau zu fordern? Handelte es sich um eine politische Partei, so fiele die Antwort auf diese beiden Fragen, nach der Propaganda und nach dem Programm, beinahe gleichartig aus. Eine politische Partei vertritt Gegenwartsinteressen und wirbt durch ihr Programm; auch wo sie sich die Aufgabe stellt, die Gegenwart zu überwinden, ist sie der Ausdruck von Tagesforderungen und bestehenden Machtverhältnissen. Die Rassenhygiene mit ihrem „vos, non vobis" hat für den einzelnen nur ein Programm der Forderungen, nicht der Verheißungen. Ihre Werbearbeit besteht darin, Erkenntnis zu verbreiten, um so die rassenhygienischen Werte sichtbar werden zu lassen, richtunggebend für die, die überhaupt bestimmbar sind durch überpersönliche Werte. An die Geworbenen stellt sie dann ihre Forderungen.

Werben wir aber um die Frau als Mitarbeiterin im rechten Geiste und mit den rechten Mitteln? Folgt nicht die Rassenhygiene einem Trugschluß, wenn sie sagt: Wo die Frauenbewegung sich zur Geltung bringt, wird die Ehe zersetzt, die Familie zerrüttet, es steht schlecht um die Fruchtbarkeit, und das rassenhygienische Gewissen ist stumpf; die moderne Frau ist ein dürrer Ast am Baume der Rasse: die Rassenhygiene kann nur gegen sie, nicht um sie kämpfen?

Denn es ist ein Trugschluß, wenn wir aus dem Gewirr der modernen Wirklichkeit eine Erscheinung herausschälen und aus ihr Folgen ableiten, wo es sich um eng verstrickte Bedingtheiten handelt, die auf viel tieferliegende Ursachen zurückgehen, als die Einzelerscheinung, die wir verantwortlich machen. Die Zersetzung der Ehe und Familie, der Geburtenrückgang, der fehlende Mut zu Werturteilen sind nicht Folgen des weiblichen Individualismus und Rationalismus, sondern sie sind auf demselben sozialen und historischen Boden gewachsen, auf dem Individualismus, Rationalismus, Frauenemanzipation, Industrialismus, Urbanismus, die Gier nach immer stärkeren Reizen und die Reizmüdigkeit, das Sehnen nach dem Glauben und die Unfähigkeit zu ihm gewachsen sind. Auf dem Boden jener besonderen Form der Naturbeherrschung, die dem menschlichen Daseinskampfe ihren Stempel aufdrückt. Auf demselben Boden, der die biologische Tüchtigkeit der Rasse gefährdet und das Bewußtsein dieser Gefährdung und den Willen zur Abwehr keimen ließ.

Darum möchte ich den Werbern der Rassenhygiene sagen: Kommt nicht zur modernen Frau mit Urväterhausrat, mit Spindel und Gebetbuch, mit Geschlechtsuntertänigkeit und Gebärzwang. Denn es geht euch ja um die moderne Frau, um die, die in unserer Zeit steht, in dieser Zeit, durch die wir hindurch und über die wir hinaus müssen. Ihr könnt die Frau nicht herauslösen aus dem, was euch selbst im Bann hält, aus dem Wissen und Vermögen unserer Zeit und aus ihrem Unwissen und Unvermögen. Da, wo wir heute stehen, auf dem grauen Straßenpflaster der Großstadt, im Lärm der Maschinen und im Hasten des Verkehrs, unter einem Himmel, aus dem kein Gott herabsieht, da müssen wir anfangen. In diese unsere Gegenwart haben wir uns ja nicht verirrt, indem wir einem Trugbilde nachjagten; wir sind nicht in ihr stecken geblieben wie in einem Sumpfe, dem zu entrinnen wir zu schwach wären. Die Menschheit hat sich durch eine Riesenleistung bis zu ihr hinaufgearbeitet. Und wenn sie nun sieht, daß all das, was zu dieser Riesenleistung nötig war, was durch sie geschärft oder durch sie verbraucht wurde, bloßgelegt oder verschüttet, eine neue Gefährdung einschließt, größer als alle gebändigten Umweltgefahren, so dankt sie auch diese Erkenntnis dem gesamten modernen Kulturgebilde. Die Rassenhygiene selbst ist das Modernste des Modernen, sie mag wollen oder nicht. Sie

wird sich selbst untreu, wenn sie versucht, die kulturgemäß zersetzten Bindungen, gleichsam als „technische Nothilfe" und wider besseres Wissen in Kraft zu erhalten.

Wir können nicht zur triebhaften Bindung des Individuums zurück, könnten es nicht, auch wenn wir es wollten. Kein Mensch, weder als einzelner noch als Gruppe, gibt einmal erlangte Erweiterungen seines Machtbereiches preis, auch wenn sie ihm zum Verderben gereichten. Gewiß waren Fortpflanzung und Aufzucht beim instinktgebundenen Menschen in besserer Hut. Heute ist diese Hut dem Bewußtsein übertragen worden, und das hütet schlecht. Erkenntnis und Willen zu besserer Hut soll die Rassenhygiene verbreiten. Nicht zurück zum unbewußten Dienste der Art, sondern vorwärts zum bewußten.

Nicht um die breiten Schichten der Frauenwelt, die noch vom modernen Geiste unberührt sind, soll sich die Rassenhygiene kümmern, so wenig wie die Religion sich kümmert um die Menschen vor dem Sündenfall. Es ist eine Utopie zu denken, daß man diesen die Frucht vom Baume der Erkenntnis vorenthalten könne. Werben muß die Rassenhygiene um die moderne Frau, die das ist, was ihre Schwestern morgen sein werden. Übrigens ist diese moderne Frau längst nicht mehr die Emanzipierte der Jahrhundertwende, die noch so schwer um Studium und Selbstbehauptung kämpfte, daß sich die andauernde Trutzstellung in seelischer Verzerrung äußerte. Nicht das Studium, wohl aber der mit ungleichen Waffen geführte Kampf um das Studium hat damals sicher wertvolle Elemente der Mutterschaft entzogen. Heute ist der Kampf mit ungleichen Waffen vorbei, und die Verzerrung auch. Die emanzipierte Frau, die aus Liebe zum Beruf die Mutterschaft ablehnt, ist längst irgendwo am Wege gestorben. Die Frau hat die Bahn frei zum Studium, zum politischen Wirken, zum Kampf ums Brot, zum Entfalten oder zum Verkümmern, satt zu werden oder zu verhungern an Leib und Seele. Es nützt nichts, ihr zu sagen: es stünde besser um kommende Geschlechter, du hättest dein unfriedetes Heim und zögest eine Schar von Kindern auf. Nicht Zurückführenwollen in die unfriedete Enge, sondern vorwärts zur gewollten, bewußten Bindung. Wir wollen der Frau sagen: Mit einem Willen oder gegen deinen Willen sind die Bedingungen der menschlichen Arterhaltung anders geworden. Du selbst bist anders geworden. Aber die Werte, um die es sich handelt, sind gleichgeblieben: es sind ewige Werte. Neu ist ihre Gefährdung, neu die Erweiterung unserer Machtvollkommenheit im Erhöhen oder Vermindern dieser Gefährdung, neu das Bewußtsein davon und die ethische Forderung, diese Werte zu hüten. Wir werben für die aus Erkenntnis und aus Ehrfurcht vor dem Leben quellende Bereitschaft zur Übernahme dieser Forderung. Die Frau soll sie annehmen wie der Soldat seine Waffen und der Bekenner sein Kreuz.

Daß die Forderungen der Rassenhygiene in vielen Punkten dem abträglich sind, was man als individuelles Ausleben zu bezeichnen pflegt, steht auf einem anderen Blatt. Wir gelangen nicht zu diesen Forderungen durch ein Herummäkeln an wesentlichen Äußerungen unserer Kultur, deren Pandorabüchse wir doch nicht wieder schließen können, sondern durch Bewertung bestimmter Erscheinungen auf ihre Zweckmäßigkeit für den menschlichen Nachwuchs. Wir beanspruchen sogar das Recht, unsere Forderungen mit der moralischen und politischen Abstempelung verschont zu sehen. Innerhalb des Kreises derer, die die biologischen Erbwerte für das kostbarste Gut der Menschheit halten, wollen wir ihre Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit erörtern. Ob man sie reaktionär oder revolutionär, moralisch oder unmoralisch nennt, kümmert uns wenig. Für uns haben sie den Nachdruck und die Würde einer sittlichen Forderung.

Im Interesse des menschlichen Nachwuchses ist auf die Aufrechterhaltung und Festigung der Ehe zu dringen. In der langen Kindheit des Menschen liegt die biologische Voraussetzung seiner Überlegenheit über die anderen Tiere, und umgekehrt kommen wohl alle Keime der Kultur aus den hohen und langen Anforderungen der Brutpflege. Ein Lebewesen, das mindestens fünfzehn Jahre der Schutzbedürftigkeit hat, muß durch eine dauernde Verbindung der Eltern betreut werden. Das ist Binsenweisheit. Mit der Auf-

lösung der Familie verlören wir außerdem die Möglichkeit, die Erbwerte einer Blut gemeinschaft und somit das biologische Patrimonium eines Individuums überhaupt z erfassen. Ohne sie könnten wir mit unserer rassenhygienischen Erkenntnis gar nichts an fangen; sie bliebe ein ungemünztes Gold, das nicht in Umlauf kommt. Es könnte kei rassenhygienisches Gewissen entstehen, weder Stolz noch Schuldbewußtsein. Dem Instinkt teilweise entronnen und ohne den Kompaß der Erkenntnis und Erfahrung würde di Menschheit der Vernichtung entgegentaumeln.

Ob die Rassenhygiene durch eine gesetzliche Erschwerung der Ehescheidung zu gewinnen hat, lasse ich dahingestellt. Am Aufrechterhalten innerlich zerfallener Ehen kann ihr nich gelegen sein. Daß kinderlose Ehen leicht lösbar sein müssen, ist einleuchtend. Im allge meinen mutet mich die Frage, ob man für oder gegen die Ehescheidung, für oder gege die Freigabe der Abtreibung sei, immer so an, als ob man von mir eine Stellungnahm für oder gegen chirurgische Operationen verlangte. Das Recht auf Kur muß der kranke Ehe wie der unheildrohenden Mutterschaft bleiben. Daß man aber der gesunden und ver heißenden Opfer bringe, Opfer an individuellem Glück, denn aus anderem Stoff werde sie nicht geschnitten, das fordert die Rassenhygiene.

Ebenso verlangt sie von der gesunden Frau eine bewußte und gewollte Mutterschaf mindestens vier Kinder. Wenn, wie ich glaube, unsere Erkenntnis uns dahin führen wird wenigstens als Übergangsstadium, gleichsam zum Abbau der Schläge mit grob schadhafte Erbmasse, einen größeren Bruchteil von Individuen von der Erzeugung des Nachwuchse auszuschließen, so wird sich eine stärkere Inanspruchnahme des anderen Bruchteils ergeben

Und mit dieser Forderung haben wir gleich ein anderes Pandorengeschenk. Der Aus schluß von der Fortpflanzung greift viel tiefer in das Einzelschicksal der Frau als in de des Mannes. Die um die zentrale Funktion ihres Organismus verkürzte Frau findet wohl in der Gesellschaft Verwertung für ihren geistigen und körperlichen Überschuß, kann außerhalb der Mutterschaft sozial Gleichwertiges leisten, erleidet aber Einbuße ihres innere Gleichgewichts. Sie ist friedlos und macht friedlos. Ein großer Teil aller Ehetragödie ist auch heute eine unmittelbare Folge der geringen Inanspruchnahme der Frau dur die Fortpflanzung. Der kinderlose Mensch — „ein Weg, der nirgend hinführt" nennt il das chinesische Sprichwort — hat in seinem individuellen Verhalten größeren Spielraum Wer Kinder hat, dem ist ein eiserner Bestand an Gefühlen, Interessen, Willensleistung mit Beschlag gelegt: innerhalb dieses Kreises verstehen sich Eltern untereinander, ung achtet jedes individuellen Abstandes. Die kinderlose Frau kann für die Mitmensch oder für eine Idee mehr Aufopferung, mehr Energie, mehr Mut haben, als der Mutt nach Entrichtung ihrer Abgabe an die Familie bleiben; es können ihr auch, durch fehlen Inanspruchnahme, die Leitungen veröden, durch die fremdes Erleben an uns herantri Immer ist es ein Mehr oder ein Weniger; sehr oft ein Mehr und ein Weniger. Was n aus der Rasse ausschalten, muß sich in der Gesellschaft betätigen, treibend und hemmen

Hätten wir nur das Individuum und die soziale Einordnung unserer Generation i Auge, so müßten wir jeder gebärfähigen Frau zwei bis drei Kinder gönnen oder zumute je nach dem Standpunkt. Wenn wir die körperlich und seelisch Mindergeeigneten au schließen, so versagen wir zahlreichen Frauen die Mutterschaft als Kur, zu deren Sa walter sich seinerzeit der italienische Frauenarzt L. M. Bossi aufgeworfen hat. M schlage das nicht gering an, sowohl als Summe individueller Verkürzung wie in sein gesellschaftlichen Folgen.

So barbarisch, wie es in dieser skizzenhaften Darlegung erscheint, dürfte die Inanspru nahme der Frau im Dienst der Rasse wohl nicht ausfallen. Selten wird eine Frau r erkennbarer biologischer Minderwertigkeit ein starkes Bedürfnis nach Mutterschaft hab Manches von dem, was heute als Auswüchse der Zeit abgelehnt wird, als Hyperintell tualismus und moderne Lebensgier, die jede Pflicht abschütteln wollen, spiegelt wi nur in seelischer Unfruchtbarkeit die Tatsache der körperlichen wieder. Vieles, was r

en „Unsitten" unserer Zeit zur Last legen, ist schon Ausdruck ererbter Minderwertigkeit; as wir als Ursache des Abbaus ansehen, ist nur die äußere Form, in der sich der längst ekretierte Abbau vollzieht. Gewiß kann die Umwelt durch Sitte, Beispiel, Zwang ge- ade in bezug auf die Fruchtbarkeit vieles verderben. Wenn aber die rassenhygienische rkenntnis zu allen gelangt, dann werden sich eben doch nur die Minderwertigen ihr ver- chließen: die Trieblahmen, Feigen und Unfrohen. Dann wird die Möglichkeit der Be- chränkung der Fruchtbarkeit nicht, wie heute, der Gegenauslese dienen, sondern auslesend irken, wie eine Krankheit, der der Vollwertige nicht erliegt.

In der Rassenhygiene bekämpft die Kultur bewußt eine ihr innewohnende Tendenz utomatischen biologischen Abbaus. Sie ist eine Krönung, nicht eine Ablehnung der Kultur. Sie verlegt eine Bedingung der Tüchtigkeit und des Hinaufbaus aus dem äußeren Hemm- is in die innere gewollte Bindung, aus dem Unbewußten ins Bewußte. Und so dient e dem Ideal der höchsten Lebensbejahung, wie sie keinem Geschlechte vor uns abverlangt urde. Für dieses Ideal fordert sie Opfer, von der Frau wie vom Manne. Vielleicht erkürzt sie uns um einen Teil dessen, was wir Lebensgenuß nennen; aber sie gibt uns twas, wonach unsere Zeit lechzt: sie gibt uns Lebensinhalt.

Eugenik und Katholizismus

Von Hermann Muckermann in Berlin

Da der Katholizismus die natürliche Ethik restlos umgreift, um sie zugleich in die Welt der Übernatur emporzutragen, wäre es verwunderlich, wenn er nicht bereit wäre, esicherte Ergebnisse und begründete Forderungen der Eugenik fortschreitend zu assimilieren.

Leider gibt es manche, die bei dem Wort Eugenik sofort an die Ausrodung lebens- nwerten Lebens denken und von dem operativen Auslöschen belasteter Erblinien eine llmähliche Ausmerzung von Minderwertigkeit erhoffen. Man kann nicht erwarten, daß er Katholizismus eine solche Forderung, die in dieser allgemeinen Form nicht einmal nit den Grundgesetzen der natürlichen Ethik übereinstimmt, billigt. Dies ist um so weniger u verwundern, als selbst in der Zurückstellung grundsätzlicher Bedenken die wissenschaft- che Durchforschung der Kriterien für den Eingriff noch längst nicht genügend fortgeschritten st. Vorderhand bleibt die Asylierung der erblich Belasteten in den Heil- und Pflege- nstalten, die in den meisten Fällen immer unvermeidbar sein dürfte, die einzige Möglich- eit, die Träger asozialer Anlagen zwangsweise aus dem Volk herauszunehmen und ihre ortpflanzung durch Trennung der Geschlechter zu verhüten. Man würde sich indessen äuschen, wenn man glauben wollte, daß der Katholizismus, selbstverständlich unter Aus- haltung der Freigabe lebensunwerten Lebens, die niemals in Frage kommen kann, die terilisierung unter allen Umständen und für alle Zukunft ablehnen wird. Soweit diese peration zu Heilzwecken durchgeführt wird, besteht überhaupt kein Zweifel an der sitt- chen Berechtigung. Die Frage ist nur, ob eine Sterilisierung zum Zweck der Ausschaltung on Nachkommenschaft vorgenommen werden darf. Daß dies niemals auf private Auto- ität hin gestattet werden kann, ist einleuchtend. Der Mißbrauch wäre grenzenlos. Warum llte es indessen unerlaubt sein, zum Schutz der menschlichen Gesellschaft, z. B. auf Grund on Staatsgesetzen, Sterilisierungen vorzunehmen? Vorausgesetzt, daß ein sozialer oder oralischer Notstand des Staates aus der Zunahme erblich bedingter Entartung erwiesen t, der auf keinem anderen Wege behoben werden kann, dürfte die Sterilisierung sittlich enügend begründet sein, sobald die fortschreitende Forschung die biologischen Kriterien ür den Eingriff im Einzelfall genügend geklärt hat. Ich denke z. B. an erblich belastete erbrecher. Tatsächlich wird diese Auffassung von einem hervorragenden Theologen,

dem Privatdozenten Josef Mayer in Freiburg (Breisgau), vertreten. Das wichtige Werk dem bemerkenswerterweise das kirchliche „Imprimatur" nicht vorenthalten wurde, trägt den Titel „Gesetzliche Unfruchtbarmachung Geisteskranker", eine Formulierung, die auch Verbrecher einbezieht, die aus ererbter Belastung zwangsläufig handeln. Persönlich glaube ich, daß bei der maßlos wachsenden Fürsorgebedürftigkeit des deutschen Volkes der obenerwähnte Notstand nahezu erreicht ist, weshalb die Erblichkeitsforschung sich beeilen sollte, um die notwendige Klarheit über die Kriterien im Einzelfall zu gewinnen.

Allein das Hauptmittel der Eindämmung erblich bedingter Minderwertigkeit in einem Volke ist überhaupt nicht die Sterilisierung. Hätte man dies immer genügend betont, so würde niemand das menschenfreundliche Angesicht der Eugenik entstellt haben. Entscheidend ist zunächst die Abdämmung der Entartungsquellen und eine entsprechende Erziehung der werdenden Menschen zu einer Gattenwahl, die die Gesundheit des kommenden Geschlechtes wenigstens nicht gefährdet. Es ist wohl überflüssig, hinzuzufügen, daß das Wort Gesundheit nicht nur rein Körperhaftes umfaßt, sondern tief ins Seelische hineingreift, was in diesem Zusammenhang um so mehr zu betonen ist, weil doch seelische Äußerungen durch Organe bedingt sind, die zuletzt aus Erbanlagen hervorgehen.

Daß der Katholizismus jedes Bemühen fördern wird, das geeignet erscheint, die Quellen der Entartung abzudrängen, ist selbstverständlich. Ich erinnere nur an die Bestrebungen zur Überwindung des Alkoholmißbrauchs, die sich von Übertreibungen fernhalten und nur so dem Ziel der Eugenik, die Idiokinese der Entartung zu meistern, dient. Auch die Geschlechtskrankheiten, die soviel zur Verödung der Werdestätte des Lebens in beiden Geschlechtern beitragen, werden durch kein System wirksamer eingeschränkt als durch den Katholizismus, der nicht nur schon das Begehren nach dem fremden Weibe oder dem fremden Mann als Ehebruch verurteilt, sondern auch die voreheliche persönliche und gesellschaftliche Keuschheit als unverrückbares Naturgebot festhält. Man bedenke nur, daß die Ansteckung in den meisten Fällen durch Verletzung der gesellschaftlichen Keuschheit erfolgt.

Mehr noch ist der Katholizismus seinem ganzen Wesen nach bereit, jede neue Erkenntnis zu begrüßen, die geeignet ist, die Gattenwahl so zu gestalten, daß ein gesundes Geschlecht erblüht. Gewiß wird das einmal vorhandene minderwertige Leben niemals von jener großen Nächstenliebe ausgeschlossen, die in der Form des „mandatum novum" der Abschiedsrede des Erlösers das praktische Kriterium der Jüngerschaft Jesus darstellt. Auch den erblich Belasteten gilt das Wort: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder tut, habt ihr mir getan." Es wäre indessen eine falsche Auslegung, wollte man die Minderwertigkeit als etwas in sich Wertvolles bezeichnen, und nicht daran denken, daß alle Bestrebungen zuletzt der Abdämmung der Fürsorgebedürftigkeit dienen müssen. Es ist dies um so dringlicher hervorzuheben, als die Zahl der Gesunden und sittlich Treuen immer mehr abnimmt, wenn man nicht die vorbeugende Fürsorge in den Vordergrund drängt. Die Zukunft von Staat und Kirche beruht auf Menschen, die an Leib und Seele gesund sind. Je größer der Reichtum und die Harmonie im Erbgefüge ist, um so mehr werden die Menschen geeignet sein, den Auftrag an das Menschengeschlecht zu erfüllen, der auf dem ersten Blatt der heiligen Bücher steht und später im Neuen Testament unter Bezugnahme auf die Vermählung von Christus und der Kirche die Ausdeutung für das Reich der Übernatur fand.

Wer die Bestimmungen des Kirchenrechts über die Vorbereitung zur Ehe genau erforscht, wird entdecken, daß nicht nur Einzelbestimmungen, wie z. B. das Hindernis der Blutsverwandtschaft bis zum dritten Grade der Seitenlinie eugenisch wirksam sein muß, sondern daß im ganzen die Art der Vorbereitung zur Ehe und die Zielsetzung selbst vom Eugeniker nur begrüßt werden kann. Der erste Kanon über die Vorbereitung lautet, daß vor einer Eheschließung feststehen muß, ob nicht Gründe dagegen stehen, die eine Ehe unmöglich machen oder sie als unerlaubt hinstellen. Von der zuständigen kirchlichen Behörde wird dringend verlangt, sorgfältige Nachforschungen in dieser Hinsicht zu fordern und anzustellen. Es ist natürlich zunächst die Aufgabe des Kirchenrechts, jene Gesichts-

punkte zu entwickeln, die das Gottesreich der Übernatur betreffen. Indessen soll dadurch nicht zum Ausdruck gebracht werden, daß die biologische Ordnung nicht grundlegend sei. Die Übernatur setzt die Natur voraus. Was im Rahmen der natürlichen Ethik unerlaubt ist, wird auch vom Katholizismus niemals gebilligt. Es ist aber einleuchtend, daß unter bestimmten Voraussetzungen, die die Eugenik genauer zu begründen hat, eine Eheschließung vielleicht gültig, aber zugleich unerlaubt ist. Wenn schwere erbliche Belastungen gehäuft auftreten, so daß zumal infolge von Verwandtenehen die Gesundheit des kommenden Geschlechtes bedroht wird, ist der Verzicht auf die Ehe je nach dem Grade der Sicherheit über zukünftiges Verhängnis sittliche Pflicht. Gleiches gilt von Eheschließungen mit Menschen, die einem groben Alkoholmißbrauch verfallen sind oder unter ungeheilten Geschlechtskrankheiten leiden. In diesen und ähnlichen Fällen hat der Rat fachkundiger, gewissenhafter Ärzte eine Tragweite, die die Gewissen bindet. Es ist auch sicher, daß eine Eheschließung nicht eher als sittlich erlaubt gelten darf, als bis man den Grundforderungen der Lebensbedingungen, die einem bestimmten Mindestmaß entsprechen, genügen kann. Auch im Namen des Katholizismus muß man verlangen, daß die Menschen, die sich zur Ehe bereiten, ihren Entschluß erst dann durchführen, wenn die Lösung der Wohnungs- und Arbeitsfrage gesichert erscheint. Der von der Natur aus gesehene Hauptsinn der Ehe besteht nicht nur darin, daß Kinder werden, sondern daß diese Kinder auch ihre volle Gestaltung und Erziehung finden, eine Aufgabe von ungeheurer Verantwortung.

Dieser Gedanke führt mich sofort zur positiven Eugenik, die wohl nirgendwo eine stärkere Unterstützung findet als im Katholizismus. Ausgehend vom doppelten Zweck der Ehe, den der Kanon 1013 des neuen Kirchenrechts gleichsam als präzise Zusammenfassung der natürlichen Ethik formuliert, wird man sofort entdecken, daß die Erfüllung dieser schlichten Weisheit die höchsten Ziele der Eugenik verwirklicht. Als objektiv ersten Zweck der Ehe wird die „procreatio atque educatio prolis", d. h. das Werden und die volle Entwicklung des Kindes bezeichnet. Es handelt sich also um die Nachkommenschaft. Gegenüber dieser Aufgabe tritt der zweite Zweck, der im gegenseitigen hilfreichen Ausgleich nach der typischen Eigenart der Geschlechter und in der menschenwürdigen Harmonisierung des Trieblebens („mutum adiutorium et remedium concupiscentiae") besteht, gleichsam zurück. Die Betonung des ersten Natursinns der Ehe durch den Katholizismus hat manche zu der Anschauung gedrängt, als ob die Zahl der Nachkommenschaft entscheidend wäre. Man sagt, daß die Formel „Kinder über Kinder" dem Ideal des Katholizismus entspreche. Diese Auffassung ist abwegig. Worauf es im Katholizismus ankommt, ist die restlose Treue zur gottgegebenen Lebensordnung. Auf die Zahl der Kinder kommt es in keiner Weise an. Die Treue bedeutet praktisch die rückhaltlose Verurteilung jedweder Verkehrung der Lebensordnung, wenn sie auch durchaus nicht gebietet, alles zu tun, damit Kinder werden. Das Entstehen des neuen Lebens ist im Einzelfall kein positives Gebot, sondern ein negatives. Positiv werden die Verpflichtungen erst in dem Augenblick, wo das Kind den Anfang des Lebens genommen hat. Dann allerdings muß alles geschehen, damit Gestaltung und Erziehung in natürlicher und übernatürlicher Hinsicht möglichst vollkommen sei. Abgesehen von den Lastern der Gegenwart, die Paulus im Anfang des Römerbriefes für alle Zeiten gegeißelt hat, wird der Katholizismus niemals zugeben, daß es erlaubt sein kann, die Verbindung der Erbanlagen, die durch die hingebende Liebe von Gatte und Gattin von der Natur erstrebt wird, künstlich zu verhindern. Der Katholizismus wird ebenfalls, und zwar mit erhöhter Dringlichkeit, in Übereinstimmung mit der Naturethik niemals zugeben, daß das keimende Leben vorsätzlich getötet werden darf, auch nicht, um z. B. einen an sich edlen Zweck, der auf andere Weise nicht verwirklicht werden kann, zu erreichen. Er betrachtet in Übereinstimmung mit der Biologie das Kind im Augenblick der Vereinigung der Erbanlagen zur befruchteten Eizelle als echten Menschen, dessen Entwicklung erst am Ende der Jahre der Reife vollendet ist. Der Katholizismus verlangt, daß man die wirtschaftlichen Gründe, die die Treue zur Naturordnung in der Gegen-

wart außerordentlich erschweren, auf wirtschaftliche Art, d. i. durch Erfüllung der Gesetze der Gerechtigkeit und Liebe, zu überwinden suche, und daß man die gesundheitlichen Bedenken durch Beobachtung hygienischer Maßnahmen und durch vorbeugende Fürsorge auszuschalten suche. Der Austausch von Gesundheitszeugnissen vor der Verlobung, die Körperliches und Seelisches in geordneter Abstufung berücksichtigen, kann nur als eine willkommene Formulierung dringlichster Wünsche auch vom Katholizismus bezeichnet werden. Doch die Verletzung der großen Gottesordnung darf nie, auch nicht für Ausnahmefälle, als ein beglückender Weg zur Heilung von Unheil und zur Erzielung einer gesunden Nachkommenschaft beschritten werden. Wer die stürzenden Ziffern der Lebendgeborenen, die heute bereits die für ein Volk verhängnisvolle Tiefe von 19,5 auf 1000 Einwohner erreicht haben, vergleicht, und auch nur einen Augenblick erwägt, daß die Zahl der im Mutterschoß Erschlagenen etwa halb so groß sein soll wie die Zahl der Lebendgeborenen überhaupt, wird nicht mehr daran zweifeln, daß alles versucht werden muß, um die Angleichung an das Seinsollende wiederzugewinnen, wie es die natürliche Ethik und mit ihr der Katholizismus erheischt.

Was aber den positiven Aufbau von Ehe und Familie betrifft, so darf man sicher sein, daß es keine biologische Forderung gibt, die der Katholizismus nicht begrüßen wird, sobald der Nachweis erbracht ist, daß jene Forderungen ein Bestandteil der natürlichen Ethik sind. Die hingebende Liebe von Gatte und Gattin darf sich niemals auswirken, wenn dadurch den Ehegatten oder dem Kind eine ernste Gefahr erwüchse. Die Enthaltsamkeit in der Ehe ist eine heilige Pflicht, sobald Leben und Gesundheit von Mutter und Kind sie fordert. Und es wäre unerhört, in opfervollen Tagen für Mann und Weib die Durchführung einer doppelten Moral gelten zu lassen. Viele Ziele der Eugenik wären sofort erreicht, wenn es gelingen würde, nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch anzuerkennen, daß Mann und Weib durch gleiche sittliche Bindungen verpflichtet sind. Auch das Gebot der natürlichen Ernährung des Kindes innerhalb der Grenzen biologischer Ansprüche und tatsächlicher Möglichkeiten ist nicht nur ein guter Rat, sondern eine Forderung, die das Gewissen bindet. Gelegentliche Äußerungen moraltheologischer Bücher beruhen auf Unkenntnis biologischer Zusammenhänge, wie auch die überspannten Zugeständnisse an das Recht auf hingebende Liebe beim Mann in den gleichen Werken richtigzustellen sind. Der Katholizismus billigt auch in dieser Beziehung keine Verkehrung der Naturordnung.

Es besteht keine Möglichkeit, in diesem kurzen Abriß die Gesamtheit der biologischen Gesetze in ihrer Beziehung zu Ethik und Katholizismus darzulegen. Es möge genügen, darauf hinzuweisen, was ich zumal in dem Buche „Kind und Volk" eingehend dargelegt habe, daß die menschenwürdige Treue zur gottgegebenen Lebensordnung, die im einzelnen durch genaue Erforschung biologischer Harmonien zu ergründen ist, zu einem Familiengebilde führt, das beste Qualität der Nachkommenschaft mit einer entsprechenden Quantität verbindet. Es ist dies nicht ein rein theoretischer Satz, der noch keine praktische Erprobung gefunden hätte. Im Gegenteil. Aus der lebendigen Wirklichkeit ist alles abgeleitet. Ich erinnere an meine Untersuchungen über die naturtreue Normalfamilie, die im Gegensatz zur unnatürlichen Zwergfamilie und zur unnatürlichen Großfamilie das Ideal der natürlichen Ethik und somit des Katholizismus darstellt.

Gern füge ich hinzu, daß das, was ich in diesem Beitrag andeutete, nicht nur eine Äußerung des Katholizismus darstellt, so wie ich persönlich die Beziehungen sehe, sondern daß alle im deutschen Volke, die auf dem Boden der natürlichen Ethik stehen, dem gleichen Ideal zustreben. Hier liegt der Grund, weshalb ich, soviel wie nur möglich, den Gedanken vertrete, doch alles aufzubieten, um eine Einheit aller Deutschen anzustreben. Die Konfessionen haben einen verschiedenen Inhalt. Aber allen sollte die natürliche Ethik gemeinsam sein. Auf keinem Wege können wir besser der Zukunft unseres Volkes dienen, als auf diesem Zusammenwirken in der Verfolgung eugenetischer Ziele.

Rassenhygiene und protestantische Ethik

Von Bernhard Bavink in Bielefeld

Wenn ich über Rassenhygiene und protestantische Ethik hier ein paar Worte zu sagen versuche, so muß ich vorab bemerken, daß ich die tatsächlichen Grundlagen des rassenygienischen Problems voraussetzen muß. Die Unhaltbarkeit der „Umweltlehre" (des amarckismus), die erbliche Ungleichwertigkeit der verschiedenen Bevölkerungsschichten nd die umgekehrte Proportionalität der Vermehrungsquote mit dem Erbwert sind m. E. ststehende Tatsachen, aus denen die Forderung der Rassenhygiene zwangläufig folgt: örderung verstärkter Vermehrung des Höherwertigen, Hemmung der relativ zu starken ermehrung des Minderwertigen. Es ist hier nur zu untersuchen, was die evangelisch ristliche Sittlichkeit zu diesen Forderungen zu sagen hat.

Diese Frage ist vom evangelischen Standpunkte aus nicht so leicht zu erledigen wie vom tholischen. Die katholische Ethik besitzt gerade in diesem Punkte (der sexuellen Moral) n bis in die Einzelheiten ausgebildetes Kasualsystem, das sie mit Hilfe des Beichtstuhls weit wie irgend möglich durchzuführen bestrebt ist. Da die bereits getroffenen Entheidungen der Kirche absolut verbindlich sind, so gibt es hier kein grundsätzliches Problem ehr, sondern nur noch das praktische, wie den Forderungen der Kirche Geltung verschafft werden kann. Für einen protestantischen Ethiker gibt es dagegen keine ein für alleal feststehende Formulierung sittlicher Gebote in menschlichen Beschlüssen oder Verdnungen. Auch der Bibelbuchstabe nützt nichts, wenn hinter ihm nicht der Geist steht, r ihn erst lebendig machen muß.[1]) Wir dürfen daher weder erwarten, daß uns aus dem euen oder gar Alten Testament die Regeln für das sittliche Verhalten im vorliegenden alle in den Schoß fielen, noch dürfen wir einfach das bisher Gewesene als das Sittliche rkünden. Auch von dem sittlichen Gebot gilt nach protestantischer Auffassung das Wort: rwirb es, um es zu besitzen. Jedem neuen Geschlecht stellt Gott nach dieser Auffassung ue Aufgaben. Welcher Art sind nun die unsrigen?

Hier muß zunächst zweierlei festgestellt werden. Zum ersten, daß die kurz angedeuteten rkenntnisse der modernen Biologie eine völlig neue Lage geschaffen haben. Es handelt h, wie Stoddard[2]) sagt, um eine „neue biologische Offenbarung", deren Bedeutung ir gar nicht zu hoch anschlagen können. Zum anderen dies, daß wir ebenfalls der modernen iologie die Wiederentdeckung der Tatsache verdanken, daß auch den höheren überindiviuellen Lebenseinheiten (den sog. Lebensgemeinschaften) eine sehr reale Existenz zummt, bei der „das Ganze weit mehr als die Summe seiner Teile ist" (Driesch). Auf n Menschen angewendet bedeutet das, daß auch Familie, Volk usw. nicht bloße Begriffe, ndern reale überindividuelle Lebenseinheiten vorstellen. Damit sind sie aber für den hristen als besondere Schöpfungsgedanken Gottes legitimiert, und die Pflege und Erltung ihres Lebens wird sittliche Pflicht genau so wie die Pflege des Individuallebens. er sein Volk verkommen läßt ist der fahrlässigen Tötung genau so schuldig wie einer, r einen Mitmenschen verkommen läßt. Es gibt, anders gesagt, eine „Sozialethik" nicht nur ie man meist meint) im Sinne einer Verpflichtung gegen den „Nächsten", sondern auch gen die Gesamtheit. Daraus folgt sofort, daß der Christ verpflichtet ist, sich für diese flege das zunutze zu machen, was Gott uns an Erkenntnissen über die Ursachen lkischen Aufstiegs und Abstiegs geschenkt hat. Denn „wer da weiß, Gutes zu tun und t's nicht, dem ist es Sünde". Hieraus ergibt sich weiter sofort, daß jeder Christ verpflichtet

[1]) Die Frage, wie bei solcher Autonomie der Moral dem Relativismus zu entgehen ist, habe in einem Aufsatz „Vom Relativen zum Absoluten", Unsere Welt 1925, Heft 768 behandelt.

[2]) Der Kulturumsturz, die Drohung des Untermenschen, Verlag J. F. Lehmann München 1925, S. 31.

ist, sich über die tatsächlichen Verhältnisse, so gut er kann, zu unterrichten und, wenn e selber sie durchschaut hat, auch seine Volksgenossen darüber zu belehren. Denn hier kan nur aus weitester Verbreitung der Erkenntnis die Heilung kommen.

Was ist nun die Hauptsache an der neuen Erkenntnis? Dies, daß es auch innerhal der christlichen Ethik ein Irrtum war, wenn man, im lamarckistischen Gedanke befangen, ohne weiteres glaubte, die Ursachen des rassischen Niedergangs nur in de Sünde und das Mittel zum rassischen Aufstieg nur in der Wiederherstellung der individuellen Moral sehen zu sollen. Mittelbar sind allerdings Moral und Unmoral am Aufstieg und Abstieg sehr stark beteiligt (s. u.). Die Mehrzahl der christlichen Ethiker hat abe dieses Verhältnis bisher ohne näheres Nachdenken so angesehen, als ob Förderung de sittlichen Standes der gegenwärtigen Generation ohne weiteres auch die erblichen Qua litäten der nächsten verbessere und umgekehrt: sie hat allgemein geglaubt, daß die Ursach der tatsächlichen erblichen Entartung in der Hauptsache in den Lastern und Fehlern de lebenden Generation liege. In diesen Punkten gilt es zuzulernen bzw. umzulernen Die Förderung des sittlichen Zustandes der lebenden Generation ist freilich aus zwe Gründen unentbehrlich. Erstens weil bei einmal gegebenem Genotyp (Erbbilde) die Er ziehung das möglichst Gute herauszuholen versuchen muß; auch der Landmann mu sich nicht nur gutes Saatgut zu verschaffen suchen, sondern auch pflügen, eggen und düngen wenn er eine ordentliche Ernte haben will, auch wenn er weiß, daß sein Getreide dadurch erblich nicht besser wird. Und zweitens, weil der sittliche Wille allerdings auch zur Be serung des Genotyps unentbehrlich ist, nicht so, als ob er diesen unmittelbar verändern könnte, aber so, daß er uns antreiben kann und muß, diejenigen Maßregeln durchzuführen die uns die neue Erkenntnis an die Hand gibt. Der neue kategorische Imperativ heißt: Handle auf sexuellem Gebiete so, wie du es vor dir selber, deiner Frau (deinem Mann und ihrer Familie, vor deinen Kindern und vor deinem Volke verantworten kannst. Die letztere Forderung schließt ohne weiteres ein, daß wir die neuen Erkenntnisse benutzen müssen, wenn wir nicht sittlich schuldig werden wollen. Da nun tatsächlich nach ihnen nu positive Auslese einen Erfolg verspricht, so müssen wir als Christen uns eben entschließen diese zu fördern, und dürfen nicht um liebgewordener Vorurteile willen diesen einzige Weg zur Rettung unseres Volkes in rassischer Hinsicht ablehnen.

Zu diesen Vorurteilen gehört auch die zweite oben angezogene Meinung christlicher Kreise, daß das ganze Unheil von den Fehlern und Lastern, besonders vom Alkohol un den Geschlechtskrankheiten, herkäme. Wieviel direkte Keimschädigungen davon herkommen ist bis heute strittig. Unzweifelhaft ist aber ein großer Teil der so gedeuteten Fälle anders zu erklären, nämlich entweder so, daß schlechte Erbanlage einerseits den Vater zum Trinker andererseits das Kind zum Idioten usw. (direkt auch ohne Alkohol) machte, oder so, daß „parathypisch" das Kind im Mutterleibe durch die Krankheit der Mutter geschädigt wurde Aber lassen wir auch einen erheblichen Bruchteil echter, erblicher Keimschädigung auf diese Wege bestehen, so steht doch wohl schon fest, daß gegenwärtig diese Quelle etwaiger neu auftretender Degeneration nur wenig mehr in Betracht kommt gegenüber der Ausbreitung bereits vorhandener schlechter Erbanlagen durch die Gegenauslese. Die christlichen Ethiker neigen zur Überschätzung jener, zur Unterschätzung dieser Ursache. Die furchtbare Tatsache besteht, daß, auch wenn von morgen ab in Deutschland kein Tropfen Alkohol mehr getrunken und keine Lues mehr übertragen würde, dann die Entwicklung doch fo ebenso stark weiter abwärts gehen würde, weil ihre Hauptursache, die stärkere Vermehrung erblich Minderwertigen, ungehindert weiter bestände. Die Ursachen dieser umgekehrten Beziehung von Erbwert und Vermehrung liegen aber zum größten Teil anderswo als in unseren Lastern und Fehlern.

Doch auch dies wird von christlicher Seite angefochten werden. Ist es nicht schon ein moralischer Defekt, nämlich unsere Bequemlichkeit und Genußsucht, die unsere oberen Stände zur Geburtenverhütung veranlaßt? Hat also nicht doch die Forderung auch v

hier aus Recht, daß mit der sittlichen Besserung der Aufstieg anfangen müsse? Ja und nein. Gewiß ist auch in diesem Punkte, wie schon erwähnt wurde, der sittliche Wille unentbehrlich. Aber es ist ein Fehler, wenn der für sein Volk verantwortliche Politiker — und das sind wir heute alle — im Vertrauen auf die Ethik die Gesetzgebung so machen wollte, als ob alle Menschen der strengsten sittlichen Forderung folgen würden. Der Gesetzgeber ist verpflichtet, mit der Tatsache zu rechnen, daß die Menschen weder Engel noch Teufel, sondern eben Menschen sind. Er muß also die Bedingungen so zu stellen suchen, daß die Befolgung des Wünschenswerten nicht nur von einer kleinen Minderheit besonders stark ethisch Veranlagter erfüllt wird, sondern daß zum wenigsten der „gute Durchschnitt" ihnen zu entsprechen in der Lage ist. Das ist aber heute nicht der Fall, wo infolge unserer gesetzgeberischen und sozialen Zustände es für die Familie des guten Mittelstandes (auf die es hier in erster Linie ankommt) fast nur noch eine Strafe bedeutet, wenn sie viele Kinder hat, während umgekehrt der Arbeiterfamilie, von den persönlichen Unbequemlichkeiten abgesehen, kaum wesentliche Benachteiligung dadurch erwächst, weil die Gesellschaft ihr das meiste abnimmt und die Kinder später sogar ein pekuniärer Vorteil werden. Schafft erst diese Zustände ab, und wenn es dann noch nicht besser wird, dann schreibt den Rest auf das Konto der sinkenden Moral! Ich glaube aber, daß die große Mehrzahl insonderheit der Frauen in unseren guten bürgerlichen Kreisen noch heute mütterliches Empfinden genug haben, um die ausreichende Zahl (4—5) Kinder großzuziehen, wenn sie ihnen eine entsprechende Ausbildung und Lebensstellung verschaffen könnten.

Umgekehrt sollte der christliche Ethiker sich aber ernstlich überlegen, ob er es vom Standpunkte der Volksgesundheit aus heute noch verantworten kann, wenn er allen Kreisen ohne Unterschied das „Seid fruchtbar und mehret euch" als göttliches Gebot predigt.

Zwei Punkte bedürfen noch der Erwähnung. Gegen die rassenhygienischen Forderungen wird von christlicher Seite oft eingewendet, daß das Christentum nun einmal eine Religion für die Armen, Schwachen und Kranken sei, während der Schutzpatron der Rassenhygiene letzten Endes doch Nietzsche sei. Darauf ist zu erwidern, daß die Verpflichtung des Christentums gegen die Schwachen nur dahin geht, die vorhandenen Schwachen zu pflegen, aber nicht, die Entstehung möglichst vieler solcher Schwacher und Hilfsbedürftiger zu begünstigen. Alle sozialen, hygienischen usw. Maßnahmen zugunsten des Individuums müssen ihre Grenze finden daran, daß sie nicht der Gesamtheit zum Verderben werden dürfen. Zum mindesten müssen dann Einrichtungen, die diese unerwünschte Folge haben, ausgeglichen werden durch ergänzende Maßnahmen, die eine Vermehrung des so sorgfältig gepflegten Schwachen einschränken. Im anderen Falle könnte es geschehen, daß der Christ, indem er Gott zu dienen glaubte, tatsächlich dem Teufel in die Hände gearbeitet hätte.

Ein letzter, oft gehörter Einwand ist dieser: Die Rassenhygiene stellt die Frage des Aufstiegs oder Abstiegs der Völker ganz aufs Naturhafte, wo bleibt dabei der Glaube an die Freiheit des sittlichen Willens? Antwort: Daß auch das sittliche Verhalten des Menschen zu einem großen Teile durch Erbanlagen mitbedingt ist, kann nur ein Blinder leugnen. (Vgl. die berüchtigten Stammbäume Kallikak und Juke.) Es bleibt innerhalb dieser Naturgebundenheit für das einzelne Individuum immer noch soviel Freiheit, daß der für es einzig maßgebende sittliche Maßstab: das Gleichnis von den anvertrauten Talenten, auf das Individuum angewendet werden kann. Übrigens geht uns diese Frage hier nichts an. Über den sittlichen Wert des Individuums richtet Gott, nicht wir. Aber über die Zukunft unseres Volkes entscheidet der tatsächliche Bestand an positiven und negativen sittlichen und intellektuellen Werten. Es steht bis zu einem gewissen Grade wieder in unserer Hand, wie sich dieser in der nächsten Generation ändern wird. Hier, Christenheit, wende die Forderung des freien sittlichen Willens an[1].)

[1]) Ausführlicher ist der Verfasser auf das Problem eingegangen in einer Aufsatzreihe („Unsere Welt" 1926, 12 bis 1927, 4), die demnächst als Broschüre erscheint (G. Thomas, Bielefeld).

Soziale Notwendigkeiten der Rassenhygiene

Von Fritz Lenz in München

Wir stehen mitten in der größten Krise, welche die Menschheit zu überwinden gehabt hat. Durch alle bisherigen Jahrtausende haben die Tüchtigen sich stärker fortgepflanzt als die Untüchtigen. Das hat den Aufstieg der Menschheit bewirkt, ja, dadurch ist der Mensch erst zum Menschen geworden. Gegenwärtig aber pflanzen sich die Tüchtigen viel geringer fort als die Untüchtigen. Das fing vor einer Reihe von Jahrzehnten an; und heute hat die Gegenauslese ein Ausmaß erreicht, daß, wenn es so weiter geht, der völlige und nicht wieder gut zu machende geistige Niedergang nur noch eine Frage weniger Generationen ist.

Herbeigeführt worden ist diese Krise durch zwei Dinge, die eng miteinander verknüpft sind: die Überfüllung des Lebensraums und die Geburtenverhütung. An sich wäre der Geburtenrückgang kein Übel; er wäre sogar von größtem Segen für die Menschheit, wenn er vorwiegend die Untüchtigen beträfe. Aber er hat ganz überwiegend die Tüchtigen, insbesondere die Einsichtigen, die Verantwortungsbewußten und Selbstbeherrschten betroffen. Damit ist das Schicksal nicht nur unseres Volkes, sondern aller Völker abendländischer Kultur besiegelt, wenn es nicht in letzter Stunde gelingt, die Tüchtigen wieder zu stärkerer Fortpflanzung zu bewegen.

Es gibt wohlmeinende Leute, die glauben, jede absichtliche Verhütung der Befruchtung moralisch brandmarken zu müssen. Die katholische Kirche erklärt es für eine schwere Sünde. Trotzdem ist auch das katholische München heute beim Zweikindersystem angekommen und seine gebildete Oberschicht beim Einkindsystem. Kein Zweifel, auch in katholischen Ehen ist heute Empfängnisverhütung die Regel. Ein Volk, das keinen Lebensraum hat, wird sich durch keine Macht der Welt die Geburtenbeschränkung wieder nehmen lassen. Die moralische Verurteilung jeder Verhütung der Befruchtung verschlimmert unter diesen Umständen nur die Gegenauslese. Eine Erhebung hat mir gezeigt, daß jene Familien, welche die schwachsinnigen Zöglinge der Münchener Hilfsschulen stellen, sich fast doppelt so stark fortpflanzen wie der Durchschnitt der Münchener Familien. Eine andere Erhebung hat gezeigt, daß jene Münchener Familien, welche die Fortbildungsschüler mit Note 5 stellen, doppelt so viele Kinder haben wie der Durchschnitt. Wir züchten, ohne es zu wollen, auf Note 5. Wie das zustandekommt, liegt auf der Hand. Es ist daher höchste Zeit, mit der unterschiedslosen Verurteilung der Geburtenverhütung aufzuhören. Die Einsichtigen und Verantwortungsbewußten wird man unter den bestehenden wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen sicher nicht wieder davon abbringen. Folglich muß sie bei den Untüchtigen nach Möglichkeit gefördert werden. Es wäre an der Zeit, auch bei uns Beratungsstellen, wie sie z. B. in Holland und England bestehen, einzurichten, wo Unterweisung in der Verhütungstechnik erteilt wird. Es wäre auf diese Weise möglich, im Deutschen Reich jährlich mehrere hunderttausend Abtreibungen zu verhüten. Gegenwärtig gehen im Reich jährlich mehrere tausend Frauen an den Folgen der Abtreibung qualvoll zugrunde, das macht in einem Jahrzehnt Zehntausende von Frauen, meist Familienmütter. Alle diese könnten ihren Familien erhalten bleiben. In einer Denkschrift des Sächsischen Arbeits- und Wohlfahrtsministeriums über Ehe- und Sexualberatung vom 20. Dezember 192 ist ebenfalls in diesem Sinne Stellung genommen.

Nicht wenige Leser, die den Ernst der Lage nicht kennen, werden vermutlich entsetzt den Kopf schütteln und sagen, das hieße den Selbstmord des Volkes noch beschleunigen. Denen habe ich zu antworten, daß es ein aussichtsloses Unterfangen ist, die Zukunft des Volkes auf erzwungene Fortpflanzung wider Willen gründen zu wollen. Glücklicherweise hat der normale Mensch, zumal die normale Frau, durchaus den Wunsch, Kinder zu

haben und Opfer für diese Kinder zu bringen, wenn nur einigermaßen Aussicht vorhanden ist, daß die Kinder ein angemessenes Unterkommen finden. Es ist psychologisch falsch gesehen, daß dem modernen Geburtenrückgang ein „metaphysischer Wille zum Tode" zugrunde liege. Wenn das richtig wäre, dann wäre freilich alles umsonst. Aber ich brauche nur daran zu erinnern, wie ungeheure Anstrengungen alle am Weltkriege beteiligten Völker gemacht haben, welche Opfer an Gut und Blut Millionen einzelner gebracht haben, weil sie meinten, daß es im Interesse des Lebens der Nation nötig sei. Also an Lebenswillen fehlt es nicht; der normale Mensch will Kinder.

Es ist auch nicht richtig, daß die ungenügende Fortpflanzung der Tüchtigen auf einen Mangel an Moral des einzelnen zurückzuführen sei. Wenn der einzelne Mensch bzw. das einzelne Ehepaar auf die Erzeugung von Kindern, für die voraussichtlich kein angemessenes Unterkommen vorhanden ist, verzichtet, so ist das nur eine Folge der übernommenen individualistischen Moral. Und wenn unter den gegebenen Verhältnissen gerade die Einsichtigen und Verantwortungsbewußten zu wenig Kinder erzeugen, so ist das nicht eine Folge von Unmoral, sondern ein Versagen der individualistischen Moral selber. Die überkommene individualistische Weltanschauung hat in der sozialen Moral, welche die Pflichten der Gesellschaft umfaßt, versagt. Wohl spricht man dem einzelnen heute weitgehende Ansprüche an die Gesellschaft zu; aber daß die soziale Moral, die den Einrichtungen der Gesellschaft zugrundeliegt, in erster Linie das Gedeihen der organischen Gesamtheit zum Ziele haben muß, das hat man vergessen. Man führt so viel das Wort „sozial" im Munde; die meisten unserer „sozialen" Einrichtungen aber sind in Wahrheit rein individualistisch; sie lassen die Rücksicht auf das wahre Wohl der Gesamtheit vermissen. Wie kann man sich da wundern, wenn der einzelne es ebenso macht? Krank und mangelhaft ist also nicht so sehr die Moral des einzelnen als die Moral der Gesellschaft. In erster Linie die soziale Moral, welche den Einrichtungen und Maßnahmen der Gesellschaft zugrundeliegt, ist daher erneuerungs- bzw. ergänzungsbedürftig.

Ein Beispiel ist die Beamtenbesoldung. Das bestehende System der Besoldung, das durch die letzte „Reform" keineswegs verbessert worden ist, führt auf die Dauer mit völliger Sicherheit das Aussterben der Familien der höheren und mittleren Beamten herbei. Wenn in den höheren Besoldungsstufen der Junggeselle und der Kinderlose beinahe dieselben Einkünfte hat wie der Familienvater, so richtet sich die Lebenshaltung eben nach den Ansprüchen der Kinderlosen; und die Folge ist die äußerste Beschränkung der Kinderzahl. Daher kommt es, daß die höheren Beamten im Durchschnitt nicht viel mehr als ein Kind haben und die mittleren auch nicht mehr ganz zwei. Da zur Erhaltung im Durchschnitt mehr als 3 Kinder nötig wären, ist die Gesamtheit der höheren und mittleren Beamtenfamilien in schnellem Aussterben begriffen. Die Kinderzulagen, die schon in den unteren Gehaltsstufen nicht ausreichen, sind in den oberen völlig unzulänglich, um den unvermeidlichen Mehraufwand für die Erziehung der Kinder zu bestreiten. Die schematische Gleichmacherei richtet sich hier in verhängnisvoller Weise gegen das Leben der Nation. Nachdem die Beamtenschaft sich nun einmal durch Kinderlosigkeit oder äußerste Kinderarmut an das bestehende System „angepaßt" hat, darf man sich nicht wundern, daß sie in den Kämpfen um die letzte „Besoldungsreform" von Kinderzulagen nichts wissen wollte; — sie befürchtete davon eine Herabdrückung des Grundgehalts. Das heißt: die Interessen der Junggesellen und Kinderlosen haben den Ausschlag gegeben. Die Erregung weiter Kreise über diese Besoldungsreform ist leider nicht unberechtigt. Die Gehälter der ledigen und kinderlosen Beamten, zumal die der Beamtinnen, waren schon vorher ausreichend; die Besoldung der Familienväter dagegen reicht auch jetzt nicht aus. Eine gesunde Besoldungsreform hätte sich daher nur auf die Familienzulagen erstrecken dürfen. Für jedes Kind wäre ein Zuschlag im Betrage von mindestens 20 v. H. des Grundgehaltes nötig und ebenso für die Frau, wenn wirklich für alle Beamten derselben Stufe auch nur annähernd die Möglichkeit gleicher Lebenshaltung bestehen soll. Die Familien-

zulagen müssen in den oberen Besoldungsstufen also entsprechend dem Grundgehalt höher sein; denn die Erziehungskosten der Kinder höherer Beamten sind nun einmal unvermeidlich höher als bei den unteren; zudem dauert die Ausbildungszeit viel länger und das Anstellungsalter ist viel höher. Durch eine bevölkerungspolitisch richtige Gestaltung der Besoldung hätte der Staat Gelegenheit zu zeigen, daß er die Grundlagen seiner Existenz begriffen habe. Einstweilen scheint das leider nicht der Fall zu sein. Eine entsprechende Eingabe der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene scheint unbeachtet geblieben zu sein.

Die Moral, d. h. die Anschauungen über das, was gut und schlecht, recht und unrecht ist, bildet eine wesentliche Grundlage des Wirtschaftslebens. Die Volkswirtschaftler haben das oft genug dargelegt. Unsere Wirtschaft hat aber mehr und mehr eine Richtung angenommen, die darauf hinausläuft, die wirtschaftlich Tüchtigen zum Aussterben zu bringen und mit den Trägern der Wirtschaft sich selbst zu vernichten. Unter der extrem individualistischen Form der Wirtschaft hat eine biologisch ausreichende Kinderzahl eine so starke wirtschaftliche Benachteiligung zur Folge, daß die wirtschaftlich Tüchtigen zur äußersten Kinderarmut und damit zum Aussterben getrieben werden. Am verhängnisvollsten wirkt die Rücksicht auf die Erbteilung. Ein Kind erbt das ganze Vermögen, eines von Zweien nur die Hälfte; eines von vieren nur ein Viertel. Folglich haben die wohlhabenden Familien nur noch ein, höchstens zwei Kinder. Auf ausreichende Fortpflanzung gerade der wirtschaftlich Tüchtigen kann aber die Rassenhygiene nicht verzichten; ihre Vermehrung liegt auch im dringenden Interesse der Wirtschaft der Zukunft. Folglich muß die Gesellschaft verhindern, daß Einschränkung der Kinderzahl unter das zur Erhaltung notwendige Maß wirtschaftlichen Vorteil bringt. Das würde durch eine Reform des Erbrechts erreicht werden, wie sie der sozialdemokratische Politiker Quessel auf dem Parteitage von 1917 vorgeschlagen hat. Danach sollte jedes Kind höchstens ein Drittel des elterlichen Vermögens erben dürfen. Ein einziges Kind würde also auch nur ein Drittel erben, und zwei Drittel würden in diesem Falle an das Reich fallen. Wenn zwei Kinder vorhanden wären, würden diese zusammen zwei Drittel erben, und ein Drittel würde ans Reich fallen. Erst drei Kinder würden das ganze elterliche Vermögen erben. Es ist m. E. kein Zweifel, daß diese 3 Kinder in der Regel dann auch vorhanden sein würden. Wenn Quessel mit seiner Forderung wenig Anklang gefunden hat, so lag das außer an den vordringlichen Sorgen der Kriegszeit vermutlich daran, daß seine Partei die Berechtigung erblichen Eigentums überhaupt nicht anerkennen wollte. Bürgerliche Politiker andererseits werden geneigt sein, die Forderung „sozialistisch" zu schelten. Es liegt mir völlig fern, die unersetzliche Bedeutung des Privateigentums für die Wirtschaft zu verkennen. Daß bei kommunistischer Wirtschaft nicht entfernt dieselben Leistungen erzielt werden können wie bei privatwirtschaftlicher, ist selbstverständlich. Außerdem lehrt es das sowjetrussische Riesenexperiment mit schlagender Evidenz. Die kommunistische Wirtschaft ist eben nicht wahrhaft sozial, sondern im Grunde auch nur individualistisch gerichtet. Dem erhofften Glück der einzelnen wird das Gedeihen der Gesamtheit geopfert und damit auch das Glück der einzelnen. Aber auch der extreme Privatkapitalismus ist nicht die für das dauernde Gedeihen der Gesamtheit zweckmäßigste Wirtschaftsform, und zwar deshalb nicht, weil er die wirtschaftlich erfolgreichen Familien zum Aussterben bringt. Er bedarf also im Interesse der Gesamtheit gewisser sozialer Beschränkungen. Durch eine Reform des Erbrechts, wie die von Quessel vorgeschlagene, würde das erbliche Eigentum keineswegs aufgehoben, sondern nur seinem ursprünglichen Zweck zurückgegeben: der Erhaltung der Familie. Mir ist eingewendet worden, in vielen Fällen lasse sich das Vermögen einfach nicht teilen, z. B. ein Fabrik oder ein Landgut. In solchen Fällen müssen sich die Geschwister eben verständigen, wie das bisher auch schon nötig war. Denn Vermeidung jeder Teilung könnte nur durch das Einkindsystem erreicht werden. Will man das im Ernst fordern? Die Wirtschaft ist doch der Menschen wegen da und nicht die Menschen der Wirtschaft wegen.

Schon heute durchführbar dürfte eine Reform der Erbschaftssteuer sein. Die utsche Gesellschaft für Rassenhygiene hat auf meinen Antrag die Forderung aufgestellt, ß Familien mit mindestens 3 Kindern von der Erbschaftssteuer befreit werden sollen d daß der entstehende Ausfall für das Reich durch entsprechend stärkere Heranziehung r Zweikinder- und besonders der Einkindfamilien gedeckt werden solle.

Das Steuerwesen bietet auch sonst wirksame Handhaben einer rassenhygienischen Bevölkerungspolitik. Hier wäre eine Gelegenheit, die schönen Worte über die Förung der Familie, die sich auf dem Papier der Weimarer Verfassung so nett ausnehmen, die Wirklichkeit umzusetzen. Statt dessen haben wir immer noch eine besondere Eheuer, weil Vermögen und Einkommen der Ehegatten bei der Veranlagung zusammenechnet und folglich steigend besteuert werden. Demgegenüber ist zu fordern, daß die milien ausgiebig von der Steuer entlastet werden; und zwar muß für jedes Kind so hoher Hundertsatz der Steuer nachgelassen werden, daß Familien mit mehreren idern steuerfrei ausgehen. Der Hauptfehler des gegenwärtigen Systems ist, daß der euernachlaß in den oberen Einkommensstufen zu wenig ins Gewicht fällt und von er gewissen Einkommenshöhe ab überhaupt nicht mehr gewährt wird. Falls eingendet werden sollte, daß bei großem Einkommen ein „Kinderprivileg" nicht mehr am latze sei, so ist darauf zu erwidern, daß die gegenwärtige Steuergesetzgebung auf ein nggesellen- und Kinderlosenprivileg in den höheren Einkommenstufen hinausläuft. rade innerhalb der einzelnen Einkommenstufen muß der von der Weimarer Verfassung sprochene Ausgleich zugunsten der kinderreichen Familien verwirklicht werden. In den hsten Einkommenstufen bringt eine größere Kinderzahl gegenwärtig die größten Nache; folglich ist hier der Ausgleich am nötigsten. Und für die Rasse ist es von entscheider Wichtigkeit, daß gerade die hohen wirtschaftlichen Begabungen nicht aussterben.

Der Gesichtspunkt der Qualität muß bei allen bevölkerungspolitischen Maßnahmen entscheidend sein. Daher sind allgemein gleiche Kinderbeihilfen oder gar Geburtenprämien, sie in Frankreich seit einigen Jahren bestehen, unbedingt abzulehnen. Die tüchtigen Rassenmente kann man dadurch sicher nicht zur Fortpflanzung veranlassen, am allerwenigsten führenden Begabungen, auf deren Erhaltung es ankommt. Geburtenprämien und derbeihilfen fördern vielmehr nur die Fortpflanzung der wirtschaftlich Untüchtigen, nal der Arbeitsscheuen, die ohnehin schon zu viele Kinder haben. Das Übel der Gegenlese, das unsere Rasse und Kultur mit nahem Untergang bedroht, wird dadurch also h vergrößert. Daher kann nicht eindringlich genug davor gewarnt werden, auf dem biet der Bevölkerungspolitik das Beispiel Frankreichs nachzuahmen.

Die Fortpflanzung der Untüchtigen muß vielmehr mit allen zweckdienlichen Mitteln emmt werden. Der sicherste Weg dazu ist die Sterilisation. Um Mißverständnissen zubeugen, sei betont, daß diese keineswegs gleichbedeutend mit Kastration ist. Die mdrüsen bleiben bei der Sterilisation vielmehr erhalten; auch die Begattungsfähigkeit die Lust der Begattung erleidet keine Einbuße. Aus Amerika, besonders Kalifornien, en schon über 6000 Fälle vor, die die Unschädlichkeit der Sterilisierung für das individuelle Befinden dartun. In unserer Bevölkerung sind mindestens 10 v.H. geistig nicht rwertig; ein noch größerer Teil ist körperlich minderwertig. Im ganzen kann man mit tjahn den Anteil der Minderwertigen auf ein Drittel der Bevölkerung schätzen. In roßem Umfang sollte auch die Sterilisierung freigegeben werden. Ich sage ausrklich: freigegeben; denn ich halte die Zeit für zwangsmäßige Sterilisierungen nicht für mmen. Durch Eintreten für zwangsmäßige Sterilisierung schadet man nur der guten he. Die allermeisten Minderwertigen haben gar kein Interesse an Nachkommenft. Durch Erzeugung elender Kinder wird ihre Lage nur noch schlimmer. Die Erungen in Amerika haben denn auch gezeigt, daß die Zustimmung zur Sterilisierung t leicht zu erreichen ist. Viele Minderwertige drängen sich geradezu danach. Es ist eine

bahnbrechende Tat des Zwickauer Arztes Dr. Boeters, daß er in den letzten Jahren a eigener Verantwortung eine Anzahl Sterilisierungen hat vornehmen lassen. Gegenüb anderslautenden Auslegungen hat er damit vor allem praktisch bewiesen, daß die Sterilisi rung durch unser Strafrecht nicht verboten ist. Der Staatsanwalt, mit dem man ih gedroht hatte, ist nicht eingeschritten, weil er keine gesetzliche Unterlage für ein Einschreit hatte. Durch Sterilisierung aller Untüchtigen und Minderwertigen könnte unserm „Vo ohne Raum" Lebensraum für mindestens 20 Millionen tüchtiger Menschen geschaff werden. Man muß nur endlich den Mut haben, den Dingen ins Gesicht zu sehen.

Noch wichtiger als die Hemmung der Fortpflanzung der Untüchtigen aber ist natürli die Förderung der Tüchtigen. Alles, was die Bahn der Tüchtigen versperrt, m beseitigt werden. Schwere Hindernisse liegen hier besonders in unserm Erziehung- und Bildungswesen. Die törichte Überschätzung des angelernten Wissens bzw. d ersessenen Bildung hat zu fürchterlichen Mißständen geführt. Hunderttausende „geb deter" Schwachköpfe drücken das Ansehen und die Lebenshaltung unserer geistigen Beru Und Abhilfe sucht man unsinnigerweise durch immer größere Verlängerung der Au bildungszeit zu erreichen. Für immer mehr Berufe wird das Zeugnis der „Reife" od gar akademisches Studium verlangt. So wird das Übel immer schlimmer. Hier m radikal der entgegengesetzte Weg eingeschlagen werden. Die zu geistigen Berufen nic Befähigten müssen unbedingt von den Hochschulen ferngehalten werden, nach Mö lichkeit schon von den höheren Schulen (Mittelschulen). Jedes unangebrachte Mitle mit einzelnen ist eine Sünde an der Gesamtheit und an der Kultur. Ich lese mit Freud daß das bayerische Kultusministerium kürzlich den Mittelschulen eine schärfere Siebu zur Pflicht gemacht hat. Es ist nur zu fürchten, daß man nicht radikal genug vorgeh wird. Wirklich begabten jungen Leuten aber muß der Weg nach Möglichkeit erleicht werden. Heute sind sie gezwungen, bevor sie zum Hochschulstudium zugelassen werde zuerst 4 Jahre Grundschule und dann noch 9 Jahre Mittelschule abzusitzen. Das ist u mehrere Jahre zu viel und folglich nicht zu verantworten. Die Ausbildung der Söh unserer gebildeten Familien wird dadurch zu sehr verlängert und verteuert, der Zwa zur Kinderarmut immer größer. Das Heiratsalter der jungen Leute selber wird w über das erträgliche Maß hinausgeschoben. Hunderttausende von Opfern der Syphi und Gonorrhöe fallen im Grunde unserm unsinnigen Bildungswesen zur Last. Seit dagegen auftrete, habe ich schon zahlreiche Zustimmungen erhalten, darunter von mehrer Hochschullehrern und sogar einigen Fachpädagogen. Als Hauptbedenken wird der Abb von Studienratsstellen, der daraus u. U. folgen könnte, ins Feld geführt. Ist es wirkl schon so weit mit uns gekommen? Non vitae, sed scholae? Ganz unverantwortlich es, daß auch hochbegabte Kinder 4 Jahre lang in der Grundschule festgehalten werd zumal in kleinen Orten, wo es keine Hilfsschulen für Schwachsinnige gibt, werden sie 4 Ja lang mit einem Pensum gelangweilt, das sie in 2 Jahren spielend erledigen könnt Der Schaden, den der begabte Nachwuchs unseres Volkes durch diese verlorer Jugendjahre erleidet, ist nie mehr gutzumachen. Zunächst mag es scheinen, als ob paar Jahre wenig ausmachen. Später aber rächt es sich bitter. Es muß unter al Umständen erreicht werden, daß auch die Akademiker wieder mit 25 Jahren heira können. Sonst fällt die Verantwortung für all die Unnatur, das sittliche und körperli Elend, das aus der Überalterung erwächst, denen zur Last, die für die Gestaltung unse Bildungswesens verantwortlich sind.

Fast noch schlimmer als das Los der gebildeten jungen Männer ist das der gebilde Mädchen. Durch unsere verfahrenen Zustände werden Millionen netter und ti tiger Mädchen um die eigentliche Erfüllung ihres Lebens gebracht. Die Eröffnung höheren Berufe für die Frau hat die Frauenfrage im Grunde nur verschärft, da di die Besetzung zahlreicher Stellen mit Frauen ebenso vielen Männern die Möglichkeit Heirat und Familiengründung entzogen worden ist. Die allermeisten berufstätigen Fra

ber fühlen sich unbefriedigt. Eine Berufsberaterin an einer amerikanischen Universität
t gesagt, das Los der Akademikerin komme auf die Dauer einer langsamen Kreuzigung
eich. Ich kann es nach meinen Erfahrungen nur bestätigen. Die Beantwortung der
rauenfrage ist daher in ganz anderer Richtung zu suchen; der Weg zu ihr führt aber nicht
ber die Aufhebung der Dauerehe. Einstweilen könnte die Frauenfrage immerhin dadurch
milder werden, daß den tüchtigen jungen Männern die baldige Erringung einer Lebens-
llung und damit die Ehe ermöglicht wird und daß auf diese Weise nicht mehr Hundert-
usende der Syphilis überantwortet und damit vielfach eheuntauglich werden. Wenn
e Familienväter entsprechend dem unvermeidlichen Mehraufwand besser besoldet
ürden, die Junggesellen, besonders auch die Junggesellinnen aber entsprechend geringer,
würde sich die eigentliche Frauenfrage, die gar nicht in erster Linie wirtschaftlicher
atur ist, zum großen Teil von selber erledigen. Heute aber werden gerade die begabtesten
nd tüchtigsten Mädchen scharenweise aus dem Lebensstrom der Rasse ausgeschaltet und
im Verdorren verurteilt. Dadurch erleidet die Rasse einen unersetzlichen Verlust.

Es ist natürlich nicht möglich, im Rahmen eines Aufsatzes alle Mittel und Wege der
assenhygiene zu zeigen. Ich konnte nur einige grundsätzlich wichtige beleuchten. Ent-
eidend ist die Einsicht, daß die Tüchtigkeit der Rasse die Voraussetzung aller übrigen
ebens- und Kulturwerte ist. Sobald diese Einsicht einmal Allgemeingut der öffentlichen
einung geworden sein wird, wird alles gut sein. Dann wird das Wort gelten: Wo ein
ille ist, da ist auch ein Weg. Über die Verständnislosigkeit unserer Zeitgenossen und
re Bedenklichkeiten wird man dann den Kopf schütteln. Das eben ist die Tragik unsrer
age, daß wir die Möglichkeit hätten, dem Niedergang Einhalt zu tun und daß nichts als
nkenntnis der Gefahr schuld daran ist, daß nichts geschieht. Die Nationen Europas
olpern in den Abgrund der Entartung, wie sie in den Weltkrieg gestolpert sind. Und
er geht es um ein Gut, neben dem die Streitobjekte der Parteien, ja sogar die Streit-
jekte der Nationen sich geringfügig ausnehmen. So tragisch diese Verblendung ist, so liegt
ch eben darin, daß es nur Verblendung und nicht der Wille zum Tode ist, ein Rest von
offnung begründet. Die Wahrheit ist auf dem Marsch.

Literatur zur Rassenhygiene

1. Kurze volkstümliche Schriften

Just, G., Die Vererbung. 132 S. Breslau. F. Hirt. 1927. Geb. 3,50 M. — Dieses kleine uch ist vortrefflich geeignet, den gebildeten Laien in die Erblichkeitslehre, die ja eine Grundlage r Rassenhygiene ist, einzuführen.

Siemens, H. W., Vererbungslehre, Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik. 5 S. 3. Aufl. München. J. F. Lehmann. 1926. Geb. 4 M. — Auch diese Schrift bietet eine te Einführung in die biologischen Grundlagen der Rassenhygiene.

Lenz, F., Über die biologischen Grundlagen der Erziehung. 51 S. 2. Aufl. Mün-en. J. F. Lehmann. 1927. 1,50 M. — Behandelt auch die rassenhygienischen Mißstände in unserem rziehungs- und Bildungswesen und zeigt Wege zur Abhilfe.

Muckermann, H., Kind und Volk. 1. Teil. Vererbung und Auslese. 6. bis 10. Tausend. reiburg i. B. Herder u. Co. 1922. — Empfehlenswerte gemeinverständliche Werbeschrift für den ssenhygienischen Gedanken vom katholischen Standpunkt.

Müller, K. V., Arbeiterbewegung und Bevölkerungsfrage. 154 S. Jena. K. Zwing. 927. — Eine gemeinverständliche, zugleich aber wissenschaftlich gründliche Darstellung der Be-ölkerungsfrage vom sozialistischen Standpunkt. Müller zeigt, daß die Ziele der Rassenhygiene it denen eines wahrhaften Sozialismus vereinbar sind.

2. Umfangreichere Bücher

Baur, E., Fischer, E. und Lenz, F. Menschliche Erblichkeitslehre. 601 S. 3. Aufl. München. J. F. Lehmann. 1927. Geb. 18 M. — Umfassende Darstellung der menschlichen Erblichkeits- und Rassenlehre, d. h. der biologischen Grundlagen der Rassenhygiene. Auch die seelischen Unterschiede der großen Rassen sind ausführlich besprochen. Das Buch ist für gebildete Laien verständlich (vgl. auch Juniheft 1927, S. 291).

Lenz, F., Menschliche Auslese und Rassenhygiene. München. J. F. Lehmann. — Dieses Buch, das die sozialbiologischen Grundlagen und die praktischen Möglichkeiten der Rassenhygiene behandelt, ist zurzeit vergriffen. Es wird im Laufe des Jahres 1928 in 3. Auflage erscheinen.

Schallmayer, W., Vererbung und Auslese. 536 S. 4. Aufl. Jena. G. Fischer. 1920. — Diese erste umfassende, gewissermaßen klassische Darstellung des Gebiets, kann auch heute noch warm zum Studium empfohlen werden.

Grotjahn, A., Die Hygiene der menschlichen Fortpflanzung. 344 S. Berlin. Urban und Schwarzenberg. 1926. Geb. 17,70 M. — Wertvolle Darstellung der praktischen Rassenhygiene vom sozialdemokratischen Standpunkt. Die Stellungnahme gegenüber der „Münchener Richtung" der Rassenhygiene, der nachgesagt wird, sie sei mehr „Aristogenik" als Eugenik und stehe in einem „Gegensatz zum Volksstaat und zur demokratischen Entwicklung", ist nicht unvoreingenommen. Tatsächlich besteht kein wesentlicher sachlicher Gegensatz; denn auch Grotjahn tritt für die Erhaltung der Familien mit Führerbegabung und für Hemmung der Fortpflanzung der Untüchtigen (ein Drittel der Bevölkerung!) ein; ja er spricht sogar einer Rassenpolitik grundsätzliche Berechtigung zu.

Günther, H. F. K., Rassenkunde des deutschen Volkes. 498 S. 12. Aufl. München. J. F. Lehmann. 1928. Geb. 14 M. — Trotz einseitiger und schematischer Behandlung der Rassenfrage ein lesenswertes Buch. In den späteren Auflagen hat Günther die Rassenhygiene — er sagt „Erbgesundheitslehre" — immer mehr gewürdigt. Er sieht ein, daß eine staatliche Rassenhygiene sich nicht auf eine bestimmte Rasse beschränken darf. Andererseits aber besteht für ihn „kein Zweifel, daß die Bestrebungen, welche der Ertüchtigung des deutschen Volkes dienen, fast immer zugleich auch die nordische Rasse, bzw. die nordischen und nordischeren Bestandteile des deutschen Volkes, schützen, ja fördern müssen." D. h. wenn die nordischen Bestandteile wirklich die wertvollsten sind, so kommt eine Förderung der wertvollsten Elemente von selber der nordischen Rasse zugute. In diesem Sinne sollte eine Einigung wohl möglich sein.

East, E. M., Die Menschheit am Scheidewege. (Aus dem Englischen.) 369 S. Basel. B. Schwabe. 1926. Geb. 9,60 M. — Ein bedeutender amerikanischer Forscher, Professor an der Harvard-Universität, gibt in diesem Buche eine eindringliche, auf umfangreiches Tatsachenmaterial gestützte Darstellung der Begrenztheit des Lebensraums. Leider steht ihm die quantitative Bevölkerungspolitik und zwar ihre negative, neumalthusianische Richtung an erster Stelle, die qualitative, rassenhygienische erst an zweiter.

Stoddard, L., Der Kulturumsturz. Die Drohung des Untermenschen. (Aus dem Englischen.) 212 S. München. J. F. Lehmann. 1925. Geb. 7 M. — Eine packende Darstellung der drohenden Gefahr des Niedergangs durch einen amerikanischen Autor.

Sorokin, P., Die Soziologie der Revolution. (Aus dem Englischen.) 360 S. München. J. F. Lehmann. 1928. Geb. 10 M. — Dieses Buch eines russischen Soziologen, der früher Professor an der Universität Petersburg war und dort die russische Revolution bis zum Jahre 192 miterlebt hat, sei deshalb besonders empfohlen, weil es auch die furchtbare, nicht wieder gut zu machende Schädigung der Rassentüchtigkeit auf Grund reichen Tatsachenmaterials darstellt. Rußland hat durch die Revolution sein bestes Blut, sein „Gehirn und Gewissen" verloren.

Olberg, O., Die Entartung in ihrer Kulturbedingtheit. 179 S. München. E. Reinhardt. 1926. 7 M. — Das Buch stellt ein tapferes und temperamentvolles Bekenntnis einer radikalen Sozialistin zum rassenhygienischen Gedanken dar. Die Verfasserin war früher Mitarbeiterin Kautskys und orthodoxe Marxistin. Sie meint, daß „der wesentliche Grundgedanke des Marxismus" die Grundlage ihres Buches bilde. Eine „Auseinandersetzung mit dem Geschichtsmaterialismus", der ursprünglich ein besonderes Kapitel zugedacht war, ist leider unterblieben, und zwar aus dem Gefühl der Unzulänglichkeit der der Verfasserin zur Verfügung stehenden Hilfsmittel. Hoffentlich wird sie das noch einmal nachholen können.

Seeck, O., Geschichte des Untergangs der antiken Welt. 1. Band. 428 S. 4. Aufl. erlin. F. Siemenroth. 1922. — In diesem Buch hat der bekannte Historiker Seeck, der bis zu nem vor wenigen Jahren erfolgten Tode Professor der alten Geschichte in Münster war, dar- legt, wie im Altertum „die Ausrottung der Besten" die „geistige und körperliche Verkommen- it der Rasse" und damit das Ende der antiken Kultur zur Folge hatte.

Kern, F., Stammbaum und Artbild der Deutschen. 305 S. München. J. F. Lehmann. 27. Geb. 15 M. — Kern, der ordentlicher Professor für allgemeine und für neuere Geschichte Bonn ist, schildert in diesem Buch die rassische Grundlage der Geschichte. „Es läßt sich durch inen Zweifel erschüttern, daß ein gewaltiges Erbteil in Blut und Überlieferung der Eurasier, r nordischen Rasse, zuletzt der Germanen ruht: der kategorische Imperativ einer Adelsrasse." ie Zukunft beurteilt er düster: „Die jetzt unheimliche Schnelligkeit und Gewaltsamkeit des Nieder- uchs der alten seelisch-körperlichen Lebensverhältnisse hat selbst in der antiken Hochkultur, die doch s warnendes Beispiel dienen könnte, bei weitem nicht ihresgleichen."

Mayer, J., Gesetzliche Unfruchtbarmachung Geisteskranker. 466 S. Freiburg i. B. erder u. Co. 1927. Geb. 15,50 M. — Es handelt sich um eine umfassende Behandlung der Ste- ilisierungsfrage vom Standpunkte der katholischen Moraltheologie. Darüber hinaus stellt das uch eine Auseinandersetzung der katholischen Morallehre mit dem rassenhygienischen Gedanken erhaupt dar. „Vielleicht wird man einmal in der biologischen Einstellung der katholischen Moral nen Wendepunkt in der Geschichte der Moraltheologie erkennen."

Lange-Eichbaum, W., Genie-Irrsinn und Ruhm. 498 S. München. E. Reinhardt. 28. Geb. 16 M. Dieses Buch ist das bedeutendste Werk, das bisher über den Zusammenhang ischen Genie und geistiger Anomalie veröffentlicht worden ist. Der Gegenstand ist für die Rassen- giene von höchster Bedeutung. Das Buch ist in den wesentlichsten Teilen auch dem gebildeten ien verständlich.

Marcuse, M., Die Ehe, ihre Physiologie, Psychologie, Hygiene und Eugenik. 621 S. Marcus d Weber 1827. Geb. 20 M.—. Der Berliner Sexualforscher hat es unternommen, zusammen t 12 Mitarbeitern, ein „biologisches Ehebuch" herauszugeben.

3. Zeitschriften

Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, Schriftl. Dr. A. Plötz und Dr. F. Lenz. erlag J. F. Lehmann, München. Wissenschaftl. Organ der Deutschen Gesellschaft für Rassen- giene.

Volksaufwertung, Erbkunde, Eheberatung. Schriftl. Obermedizinalrat Dr. A. Oster- nn, Berlin. Verlag A. Metzner, Berlin.

München. Fritz Lenz.

Aus Zeit und Geschichte

Das Spektrum Europas

Von Arthur Hübscher in München

Die große Gerichtssitzung, die Graf Hermann Keyserling in seinem neuen Buch „Das Spektrum Europas" (Niels Kampmann Verlag, Heidelberg) über die europäischen Völker abhält, ist von selbstherrlichem Geist erfüllt. Keyserling fällt sein Urteil auf Grund eigener Erfahrungen, ohne Kenntnis der gesamten völkerpsychologischen Literatur seit W. Wundt und ohne Rücksichtnahme auf das reiche Material, das in den letzten Jahrzehnten durch Forschungen auf soziologischen Teilgebieten gebracht haben. Man hat also die Persön-

lichkeit des Verfassers mehr zu berücksichtigen als es sonst üblich ist, und muß sich damit abfinden, daß das Werk an wissenschaftlicher Gründlichkeit verliert, was es an Unbefangenheit und Selbständigkeit des Urteils gewinnt. Keyserling beobachtet die Völker vom Standpunkt eines besseren Europas aus, das einmal das Gesamtbild der Möglichkeiten verwirklichen soll. Zu diesem Gesamtbild trägt jedes Volk nur einen entscheidenden, repräsentativen Zug bei, der es für eine ganz bestimmte Aufgabe prädestiniert erscheinen läßt. Unter Volk aber versteht er eine nicht so sehr blutmäßig als rein landschaftlich gebundene Einheit. Wenn die moderne Rassenforschung der Ansicht ist, daß die Umwelt keinen Einfluß auf Rassenmerkmale besitzt, so stützt sich Keyserling, ohne sich dieser Abhängigkeit bewußt zu sein, auf die ältere lamarckistische Theorie von der Vererbung erworbener Eigenschaften, die in der Rasse lediglich das Produkt der Umwelt sieht. Er sieht, wie übrigens auch Spengler, Landschaft und Volk in einem unzertrennlichen Zusammenhang: Der Wüstencharakter Kastiliens bestimmt das ganze Spanien, verleitet zu herber Düsternis, aber auch zu ungehemmter Phantasie, und stellt den einzelnen in der Haltung Don Quichotes gegen die Zusammenhänge der Natur. Die landschaftliche Struktur bedingt für Italien Matriarchalismus, Sippenzusammenhang und eine besondere kondottierihafte Form des Individualismus, für das Schweizer Bergvolk den „endemischen Kretinismus", eine Gnomen- und Troglodytennatur. Die Landschaft formt die Einheit des baltischen Volkstums und macht den Erdgeist des Balkans zum Geist des ewigen Streits. Und wieder bedingt die Gartenlandschaft Frankreichs, daß sich der Franzose der Außenwelt gegenüber als Gärtner, als Bereiter gebildeter Natur fühlt, und wie in Frankreich, so haben auch in Deutschland Landschaft und Geschichte Verschiedenblütige zusammengeschweißt, Deutsche zu Deutschen gemacht.

Keyserling sieht eine landschaftliche Einheit durch den Gang der Geschichte hin. Er sieht die regionale Gebundenheit des Italieners schon in den Zeiten der Etrusker wirksam, und in den spanischen Steinzeitdenkmälern denselben Geist, der später römische Imperatoren entsandte und die Eroberer der Neuen Welt. Es scheint ihm sicher, daß die Schweizer Pfahlbauern schon den gleichen physiologischen Zusammenhang mit dem Boden aufgewiesen haben wie die heutigen Schweizer, und daß nach einem Aussterben der heutigen Franzosen sich neue Einwanderer bald zum Typus des französischen Gärtners umformen würden.

Versagt diese Umwelttheorie schon vor den heutigen Tatsachen, etwa dem vielfachen Zusammenleben von Blut- und Geisteseinheiten sehr verschiedener Art im selben Raume von Skandinaviern und Lappen im Norden, von Serben, Bulgaren und Türken in Mazedonien, so mißlingt erst recht ihre geschichtliche Begründung. Tatsachen wie der Wechsel der altägyptischen, hellenistischen und mohammedanischen Kultur in Ägypten oder auch nur die Umformung eines Volkstums durch den bloßen Wechsel der herrschenden Schicht wie bei Sumerern und Semiten in Mesopotamien, bleiben natürlich außerhalb seines Gesichtskreises. Aber schon die Mannigfaltigkeit der deutschen Entwicklung bereitet ernste Schwierigkeiten, und bei England wird die Not gewissermaßen zur Tugend gemacht, erscheint die Fähigkeit zu aktueller Neueinstellung geradezu als national-seelisches Bindeglied zwischen Normannen, Puritanern, Methodisten, den viktorianischen und den manchmal halbbolschewistischen Engländern von heute. Man findet schließlich Sätze wie: „Die heutigen Griechen sind immer noch durchaus Griechen" — vom Schema veranlaßte absurde Behauptungen, denen niemand im Ernste beistimmen kann.

Die besondere Gefahr der Methode Keyserlings liegt darin, daß sie letzten Endes nicht auf die Seele eines Volkes anzuwenden ist, sondern auf bestimmte, gegenüber verschiedenen Objekten sich wiederholende Einflüsse der Umwelt. Demgegenüber wird es manchmal fast ein Vorzug, daß Keyserlings historisches Vergleichsmaterial lückenhafter und zufälliger Art ist und auch nur dann zum Beweise herangezogen wird, wenn es die Eindrücke aus der durchreisten Gegenwart bestätigen kann. Man fühlt dieses zufällig nicht methodisch erarbeitete und verwertbare Wissen immer wieder heraus. Aus ein

itiger Berufung: auf Unamuno bei Spanien, auf Prezzolinis Culture Italienne bei dem odernen heidnischen Italien. Aus der ungeschickten Unterbauung gewisser Theorien urch Ergebnisse der jungen Rassenkunde. Aus den nicht gerade zahlreichen Zitaten und Beispielen, bei denen es oft genug ein Unglück gibt — wenn Fischart mit Hofmannswaldau erwechselt wird, wenn das Goethewort „Höchstes Glück der Erdenkinder . ." in der üblichen lschen Gleichsetzung mit der Meinung des Dichters zitiert wird, wenn die ziellose Naturaftigkeit Karls XII. zum Symbol des schwedischen Nationalcharakters erhoben wird, hne Rücksicht darauf, daß in dem Helden von Poltawa etwas von dem gleichen Blute oß, das den Winterkönig in sein abenteuerliches Unternehmen trieb.

Das Beste des Buches liegt naturgemäß in den Teilen, in denen Keyserling darstellt, as er gesehen hat, und was als Frucht des Gesehenen in ihm weiterlebt. Gewiß, man hat nige Fälle auszuscheiden, in denen schlecht verdecktes Ressentiment das Urteil spricht. in paar erlebte „Ausbrüche von Flegelhaftigkeit" bei gebildeten Holländern verleiten n Verfasser zu der verallgemeinernden Gleichung holländischen Wesens mit roher atur, tölpelhafter Sprache (!) und roher Kultur. Das Scheitern eines Vortragsplanes Sofia, das nach den sachlichen Aufklärungen, die ich persönlich an Ort und Stelle erlten habe, nicht eigentlich auf bulgarische Ungehörigkeiten, sondern mehr auf eine dem nsehen des deutschen Geistes in Bulgarien nicht gerade förderliche persönliche Hochhrenheit Keyserlings zurückzuführen ist, wird zum Anlaß einer oberflächlichen Verurteilung s bulgarischen Volkes, und dies in einer Form, wie sie sonst nur bei Streitigkeiten von chulkindern üblich ist.

Trotz aller Mängel enthalten die nationalpsychologischen Analysen Keyserlings weite artien, in denen sich gründliche Kenntnis mit einer seltenen Einfühlungsgabe eint. Es unmöglich, von der Fülle der Beobachtungen und wegweisenden Ideen hier einen Beiff zu geben. Der Schwerpunkt des Ganzen aber liegt in dem Abschnitt über die Schweiz. r ist von besonderer Bedeutung, nicht weil hier endlich Dinge ausgesprochen werden, e wir alle fühlen, die man im allgemeinen aber aus einer gewissen Scheu zu sagen unterßt, vielleicht aus einem Gefühl der Blutsverwandtschaft oder aus der Idee einer kultllen Gemeinschaft heraus, sondern weil ein richtiges Verstehen des Schweizer Zustandes, ie Keyserling sehr deutlich macht, sich zu umfassender europäischer Bedeutung weitet. lle Völker können in die Lage des schweizerischen kommen, eine Entwicklungsmöglichkeit, e m. W. zuerst Max Weber als Verschweizerung im Sinne einer zunehmenden politischen hnmachtstellung mit Kleinvolk-Kulturwerten und die noch jüngst Justus Freiherr v. Liebig die Verschweizerung des deutschen Volkes, Hammer-Verlag, Leipzig) als Verschweizerung n Sinne einer geistigen Haltung von weitestem Sinn bezeichnet hat. Man muß vorausicken, daß Keyserling manchem Positiven wenig gerecht wird: nicht nur den innerschweizchen Problemen von Ordnung und Verkehr oder einem so zuverlässigen Menschlichitsmaßstab wie der Tierbehandlung, die außer in den skandinavischen Ländern wohl i der Schweiz am besten ist, sondern gerade auch der nicht seltenen Europagültigkeit, f die eine Fülle von Bildung und Urbanität ein Anrecht gibt. Nur ist allerdings tscheidend, daß nichts so sehr den Widerspruch und den Boykott der eigenen Landsleute rausfordert wie das Emporragen über den allgemeinen Durchschnitt, und daß eine n Gottfried Keller in seinen letzten Werken mit Besorgnis vorausgeahnte Entwicklung e ganze Breite des Schweizer Volkes erfaßt hat. Der heutige Schweizer ist nach yserling der Typus eines Geistes, der im engsten Rahmen des Bergdorfes am atze ist, in weiteren Zusammenhängen aber geradezu demoralisierend und satanisch rkt. In Lebenseinstellung und Lebensformen gesättigt, aber nicht selbstgenügsam, idern in aggressiver Weise selbstgerecht, veränderungsfeindlich mit hämischer Wendung gen alle innerlich Freien, durchaus auf den kleinen Mann hin typisiert und bar aller adligen instinkte, so wirkt er in gehobenen Schichten immer unsicher und fehl am Orte. Er hat genschaften, die nach der Freudschen Psychologie nur als Abreaktion extremen Minder-

wertigkeitsgefühls gedeutet werden können: seinen Grobianismus, seine pharisäische Moral. Für uns ist wesentlich, daß dieser Geist auch in Deutschland zwangsläufig entstehen würde, wenn die heutige demokratische Ordnung und die Bevormundung durch die anderen Mächte andauerten: der Geist eines Gastwirtsvolkes, der Geist einer gewinnbringenden Zwangsneutralität, die letzten Endes Feigheit und Gesinnungslosigkeit ist. Wenn Keyserling nicht die Gewohnheit hätte, sich fast ausschließlich auf eigene Arbeiten zu beziehen, so hätte er zahlreiche Beweise dafür finden können, daß die Schweiz innerlich bei der Reformation stehen geblieben ist und bei allen großen europäischen Aufgaben der letzten Jahrhunderte versagt hat, von der Abwehr der Türkeneinfälle im 17. Jahrhundert bis zur Abwehr der Russeneinfälle im Weltkrieg. Und wenn er feststellt, daß sich die Schweiz heute in den Fragen der unterdrückten Minderheiten grundsätzlich auf die Seite der Großen und Mächtigen stellt, so kann gar nicht oft genug daran erinnert werden, daß sie auch im Kriege jene merkwürdige Neutralität betätigte, die ein Schweizer, Jakob Schaffner, schon 1911 in der Hamburger Halbmonatsschrift „Die Zeitschrift" (Jg. 1, Heft 11) gekennzeichnet und die z. B. dazu geführt hat, daß kein Tüll über die deutsche Grenze geliefert werden durfte, der nicht durch maschinengestickte Knötchen für Verbandszwecke unbrauchbar gemacht worden war (vgl. Kurt Baschwitz, Das Rote Kreuz vor und nach Versailles, Juliheft 1924 der S. M. „Zehn Jahre Krieg").

Die Aussichten, die Keyserling in die Zukunft öffnet, gehen in zwei entgegengesetzte Richtungen. Die eine: Herabminderung und Verwischung der Persönlichkeitsstile der Völker, falsch verstandene Demokratisierung, Verschweizerung und damit der Untergang. Wer Keyserling an die andere glaubt, sieht er, nebenbei bemerkt, auch keine europäische Zukunft für die Schweiz. Sein ganzes Buch betrachtet die Völker in ihrer Beziehung zueinander, nicht nur das eine auf dem Hintergrund des anderen, und so erweist sich ihm Europa einerseits als Mannigfaltigkeit, andererseits als geistige Einheit. Nur die Erhaltung dieser Spannung wird es zu seiner künftigen Aufgabe befähigen, die Keyserling durchaus in der bewährten Linie unseres historischen Denkens sieht: „Ihm und ihm allein ist es anheimgegeben, das Heilige Feuer des Geistes in der langen geistigen Nacht, die der Menschheit als Ganzem bevorsteht, vor dem Verlöschen zu hüten." (S. 487f.). Eine deutliche Absage an die kulturphysiognomische Richtung, auf die Keyserling seit dem „Reisetagebuch" festgelegt schien!

Je mehr nun der Raum als Bedeutsamkeit überwunden ist, je mehr das Gemeinsame hervortritt und die Unterschiede zu russischem oder asiatischem Wesen einerseits, zu amerikanischem Wesen andererseits bedeutsamer werden als die zwischen deutschem und französischem, wird sich nach Keyserling die neue Wirklichkeit Europa aufdrängen. Wenn die organische Stufenfolge der Beziehungen vom Ich zur engeren Heimat, darüber hinaus zum Land, zum Reich, und wieder darüber hinaus vielleicht einmal zu Europa bei Keyserling nach seinem eigenen Bekenntnis (S. 451) eine Umkehrung erfährt, so daß die Seelenschicht des Europäers vor der des Balten und der des Deutschen kommt, so mag ihn die dazu geführt haben, die Wirklichkeit Europa greifbarer vor sich zu sehen, als sie es tatsächlich ist. Wie dem auch sei, Keyserlings Europa wird keine neue Rasseneinheit bilden, kein neues Volk, sondern eine neue Stileinheit, wie denn nur die Völker und Kulturen, die eine hohe Stileinheit verkörpern, im Menschheitserbe weiterleben. Diese Stileinheit kann sich keinesfalls aus zunehmender Ausgleichung und Vereinheitlichung ergeben, sondern im Gegenteil durch Erhebung der eigenen Ausschließlichkeit und ihre Nutzbarmachung für die anderen, also durch Aufrechterhalten der nationalen Besonderheiten und der Spannungen im Blut. Im Gegensatz zu der Massenkultur Rußlands und Amerikas muß eine neue Kultur die persönlichen und völkischen Sonderwerte erstehen, und damit bezeichnet Keyserling für die europäische Stufe das gleiche Problem, das für uns Deutsche im Föderalismus nach seiner kulturellen wie nach seiner politischen Seite hin liegt. Die Preisgabe des Volkstums wäre zugleich Preisgabe des Internationalen.

Geburtenrückgang

Von Richard Korherr in Regensburg

Im Februarheft der S.M. „Karl Marx als Schrittmacher des Kapitalismus" haben Harold Picton und Wahrhold Drascher in längeren Ausführungen zu meiner Arbeit „Geburtenrückgang" (Dezemberheft der S.M.) Stellung genommen. Beide Erwiderungen versehen, daß der beschränkte Raum mir das Eingehen auf Einzelheiten unmöglich machte, nd daß mein Aufsatz eigentlich nur einen gedrängten Überblick darstellte, in dem ich sogar ichtige Punkte weglassen mußte.

Zur Erwiderung Draschers darf ich einige Bemerkungen machen: Es handelt sich in üdamerika mehr um die Vermischung (der Weißen mit Indianern und Negern) als um n Geburtenrückgang, obwohl auch dieser sich in den überwiegend von Weißen bewohnten ebieten wie dem Osten Brasiliens und Argentiniens und in Uruguay sehr stark zeigt Geburtenziffer um 25), während die westlichen Indio- und Negergebiete sehr hohe Geurtenziffern (um 40) haben. Das Material zu meiner leider nur zehn Zeilen langen rwähnung Südamerikas habe ich aus Hübners Statistischen Tabellen, ferner aus States-ans Yearbook, den Büchern „Der Untergang der großen Rasse" von Madison Grant nd „Der Kulturumsturz" von Lothrop Stoddard entnommen. Diese Quellen sind nicht eniger einwandfrei als die Draschers. Der Gegensatz zwischen seinen und meinen An-aben zeigt, wie vorsichtig man die Verhältnisse in Südamerika beurteilen muß. Trotz-em bin ich nach wie vor der Gewißheit, daß die reinen Weißen Südamerikas vor In-anern, Negern und Mischlingen — die letzteren bedeuten ja die größte Gefahr — immer ehr zurückweichen müssen. Im Westen und Norden ist der reine Weiße bereits eine Selten-it. In den Parlamenten Perus und Ecuadors sind kaum noch Weiße zu finden, von enezuela ganz zu schweigen. Der Osten Südamerikas steht noch verhältnismäßig gut i. Aber die von reinen Weißen bewohnten Gebiete sind trotz der großen Zuwanderung ch örtlich begrenzt. Die Blutmischung zwischen Weißen und Farbigen schreitet rasend rt. Sie wird besonders begünstigt durch die moderne Proletarisierung weiter Volks-ichten, durch die der Weiße auf gleiche wirtschaftliche Stufe mit dem Farbigen gestellt ird. Der Rückgang der weißen Rasse in Südamerika ist nicht mehr abzustreiten. Süd-nerika war rot, ehe die Weißen kamen; es ist seitdem im tiefsten Grunde rot geblieben nter der weißen Decke; es wird wieder rot werden. Der Künder dieses kommenden roten eitalters ist einer der bedeutendsten Männer Südamerikas, Prof. Dr. Ernesto Quesada.

Zur Erwiderung Pictons seien nur einige Ausführungen gemacht, da ich in meinem demnächst erscheinenden Buch über den Geburtenrückgang auch auf die von ihm ver-retene Meinung eingehen werde. Seine Ausführungen tragen nur wenig wissenschaftlichen harakter. Mit pazifistischen Wendungen widerlegt man Tatsachen nicht. Picton spricht von nem Klagelied. Wer meine Arbeit mit ihren nüchternen und kaum widerleglichen Fest-llungen tatsächlich als Klagelied empfindet, versteht natürlich nicht, daß man der eburtenfrage auch rein wissenschaftlich, ohne Tendenz, gegenüberstehen kann. Picton utet meinen „primitiven" Satz: „Wo Gründe für Lebensfragen überhaupt ins Be-ußtsein treten, da ist das Leben schon fragwürdig geworden" als tendenziös, obwohl r Zusammenhang und überhaupt der ganze Aufbau meiner Arbeit zeigt, daß dieser atz keine Aufforderung zum Nichtnachdenken oder zum Kinderzeugen enthält, sondern ß er lediglich eine Tatsache feststellt, ebenso wie auch das Wort von der germanisch-gotisch-tholischen Religiosität nicht einen Wunsch ausdrückt, sondern auf eine sich bereits ankün-igende Erscheinung Bezug nimmt, die ich mit allem wissenschaftlichen Ernst erforscht habe.

Ich finde in der Erwiderung auch den Satz, ich gäbe selbst zu, daß der Geburtenrückgang Frankreich schon aufgehört hat. P cton scheint meine Arbeit sehr flüchtig gelesen zu haben,

sonst müßte er wissen, aus welchen Gründen Frankreich 1926 dieselbe Geburtenziffer hat wie 1913 und daß der Geburtenrückgang seitdem weiter fortgeschritten ist.

Ich begreife nicht, wie man meine Ausführungen über den Sieg der Weltstadt über das Bauerntum lesen kann, um dann doch wieder mit der alten Behauptung der Übervölkerung zu kommen. Soll ich nochmals wiederholen, daß, während die Städte immer mehr anwachsen, das Land draußen entvölkert; daß das Land entvölkern muß, weil die Massen in den Städten möglichst billiges Brot wollen und die Landwirtschaft unrentabel gemacht wird, indem man Brot vom Ausland hereinholt; daß das amerikanische Getreide für das deutsche Bauerntum denselben Todesstoß bedeutet wie vor 2000 Jahren das ägyptische Getreide für das römische Bauerntum.

Ich kann hier nicht auf alle Punkte eingehen, die Picton angeführt hat. Mein Buch wird darüber sprechen, besonders über die Frage, ob der heutige abendländische Geburtenrückgang eine Krankheitserscheinung ist. Aber an einem besonderen Kapitel kann ich nicht ohne ein ernstes Wort vorübergehen. Picton fühlt aus meinem Aufsatz eine Verachtung der Friedensbestrebungen heraus. Er schreibt wörtlich: „Man sieht also, worauf alles hinausgeht — Platz für uns, aber keinen Platz für die anderen. ‚Kampf dem Geburtenrückgang, ist gleich ‚Kampf den anderen Völkern'. Einer solchen Auffassung ist ein Weltfrieden höchst unsympathisch."

Ich bekenne mich offen als Verächter der „Friedens"bestrebungen, wie sie in den Weststaaten seit Versailles üblich sind, und die nur die Unterdrückung Deutschlands zum Ziele haben. Ich bekenne mich als Freund jeder ehrlichen Friedensbestrebung.

Ich weiß, daß Harold Picton im Namen der Menschlichkeit, vieles für Deutschland getan hat. Aber in seiner Erwiderung lugt hinter Menschlichkeit und Pazifismus doch auch der Engländer hervor. Der deutsche Träumer wird zu lebendig. Er merkt allmählich, daß er mit seinen fruchtbareren 60 Millionen eigentlich mehr Anspruch auf Land hätte als die sterile französische und englische Bevölkerung mit je 40 Millionen, die zum großen Teil für ihr eigenes Land nicht genug Menschen haben, geschweige denn für ihre riesigen Kolonien. Des deutschen Michels Wort lautet heute und in Zukunft „Platz für uns und Platz für die anderen." Wir fordern eine gerechte Verteilung des Bodens unter den Völkern.

Ich habe kein Vertrauen auf den friedlichen Sinn der Westmächte. Ich weiß zu gut warum aus Indien noch keine Großmacht geworden ist, warum Irlands Bevölkerung auf die Hälfte gesunken ist, warum England gegen uns den Weltkrieg geführt hat, warum es die Blockade errichtet hat, wozu das Diktat von Versailles geschaffen ist. Ich weiß auch sehr gut, daß Frankreich eine Stabilisierung der heutigen Verhältnisse erstrebt. Es gibt unter den deutschen Träumern doch so manche, die das alles wissen.

Wir Deutsche werden nicht zögern, noch mehr für den Frieden der Welt zu tun als bisher. Aber wir wollen vorher den ehrlichen Willen zum Frieden auch bei den anderen Mächten sehen. Wir sind mißtrauisch geworden. Das Versailler Diktat, der Dawestribut, das Waffengeklirr und Kriegsgeschrei rings um das wehrlose Deutschland, die ungeheuren Flotten- und Heeresrüstungen trotz aller „Abrüstung", der neuentstehende französische Festungsgürtel gegen Deutschland, die Besatzung, die schwarze Schmach am Rhein: Sind das die Zeugen ihrer Friedenspolitik? Der ehrliche Deutsche ist gegenüber dieser Kampfesweise stets zu kurz gekommen. Er war immer der dumme Michel, der in der Welt verleumdet wird und noch mithilft, wenn man ihm Ketten anlegt.

Wir Deutsche wollen einen gerechten und wahren Frieden. Man hat uns in den letzten zehn Jahren gelehrt, nicht auf Wahrheiten zu vertrauen, sondern nur auf Tatsachen. Man hat uns in Versailles Wohlstand, Geld und Güter geraubt; man hat damit Kriegsschiffe, Flugzeuge und Tanks gebaut. Unser Volk aber, unsere 64 Millionen kann man uns nicht rauben, trotz der angelsächsischen Propaganda für die Geburtenbeschränkung. Das ist unser Kapital für die Zukunft. Es gibt die beste Garantie für den Frieden.

Der Vormarsch des Englischen

Von Josef Hofmiller in Rosenheim

Den Lesern der S.M., die sich des Aufsatzes „Soll unsere Jugend Französisch oder Englisch lernen?" vom Oktober 1915 noch erinnern, wird es vielleicht von Interesse sein zu erfahren, wie sich der darin gegebene Anstoß ausgewirkt hat.

Zunächst gar nicht, obwohl oder weil die Argumente für Englisch als erste Fremdsprache rein sachlich waren. (Man kann ihn übrigens in meinem Buche „Vom alten Gymnasium" nachlesen, das bei Hugo Bruckmann in München erschien). In Fluß kam die Entwicklung erst durch die Ruhrbesetzung im Januar 1923. Die Versetzung des Französischen von seiner Vorzugsstellung in die zweite Reihe war die Reaktion einer spontanen Empörung. Wenn ich nach meinen eignen Erfahrungen urteilen darf, hätten die Schüler zum mindesten passive Resistenz geleistet, wenn man ihnen weiterhin das Französische zugemutet hätte. Andrerseits jedoch hätte dessen Vormachtstellung niemals so auf einen Schlag beseitigt werden können, wäre die Tendenz nicht längst in der Luft gelegen, hätten nicht triftige sachliche Gründe für die Auswechslung gesprochen.

Ich kenne lediglich die Leitsätze, die der Vertreter Bayerns im Reichsschulausschuß 1923 als Referent in der Frage vertrat, und die folgendermaßen lauten:

1. Es ist anzuerkennen, daß im Weltwirtschaftsleben England eine viel größere Bedeutung hat als Frankreich und demgemäß die englische Sprache in den wirtschaftlichen Beziehungen der Kulturländer in erheblich weiterem Umfange angewendet wird als die französische.

Die Schule muß hieraus die Folgerung ziehen und Englisch in weit höherem Maße als bisher im Fremdsprachlichen Unterrichte berücksichtigen, ohne jedoch dem Französischen, das als die Sprache eines für die europäische Kultur der Vergangenheit wie der Gegenwart bedeutungsvollen Volkes immer noch wichtig genug ist, den entsprechenden Raum im Schullehrplane zu versagen.

2. Demgemäß haben an höheren Lehranstalten, an denen bisher schon Französisch und Englisch als Pflichtfächer eingeführt waren, diese beiden Sprachen im Lehrplane zu bleiben. Im allgemeinen Falle, wo nicht örtliche Verhältnisse es anders bedingen, mit dem Englischen begonnen werden, während das Französische als zweite lebende Fremdsprache folgt.

3. Mit dem Englischen wird, namentlich an Realschulen und Oberrealschulen, zu beginnen sein, weil diese Sprache

a) für deutsche Schüler in der Formenlehre und im Wortschatze geringere Schwierigkeiten bietet als das Französische, und auch die Aussprache und Schreibung nicht schwerer zu erlernen ist als im Französischen,

b) weil die Schüler früher zur Lektüre gelangen können als dies bei der Überfülle der französischen Formenlehre möglich ist und weil die englische Literatur unserer Jugend in vieler Hinsicht geeigneteren Lehrstoff bietet als die französische.

4. Das Französische sollte, soweit dies nicht schon der Fall ist, an Real- und Oberrealschulen von der VII. Klasse (Untertertia) an einsetzen. Auf diese Weise kommen die Schüler an das verwirrende Regelwerk des Französischen erst heran, wenn sie schon drei Jahre in einer lebenden Sprache geschult worden sind.

5. An den Realgymnasien kann mit Englisch in der IV. Klasse begonnen werden, während das Französische in der VI. Klasse einsetzt.

6. An den humanistischen Gymnasien soll Englisch als Pflichtfach eingeführt werden, während Französisch als Wahlfach in stärkerem Maße als bisher das Englische zu betreiben wäre.

7. Soferne in den einzelnen Ländern deutsche Oberschulen mit einer Fremdsprache als Pflichtfach eingerichtet werden, soll diese fremde Sprache die englische sein. Das gleiche gilt für die deutsche Aufbauschule.

8. Inwieweit die vorstehenden Grundsätze etwa auf die höheren Mädchenschulen und die Mädchenmittelschulen angewendet werden sollen, muß besonderen Besprechungen und Beratungen vorbehalten bleiben.

9. Eine Herabsetzung der jetzt für den Unterricht in den neueren Sprachen eingesetzten Gesamtstundenzahl darf durch die Neuverteilung des Französischen und Englischen keinesfalls eintreten.

10. Beim Übertritt von Schülern aus Anstalten mit Französisch als Anfangssprache an solche mit Englisch und umgekehrt kann bei der Nachholung der betreffenden Fremdsprache billige Rücksicht genommen und ähnlich verfahren werden wie jetzt beim Übergang von einer höheren Lehranstalt mit Latein an eine solche ohne Latein oder umgekehrt.

In Württemberg traten etwas später 95 Lehrer und mehr als 1200 Studierende der Landesuniversität Tübingen für eine neuzeitliche Umgestaltung des englischen Unterrichts ein. Die Antwort des Kult-Ministeriums lautete:

„Die Unterrichtsverwaltung stimmt der Auffassung zu, daß im Unterricht der höheren Schulen in Zukunft dem Englischen ein Vorrang vor dem Französischen zuzuweisen sein wird. Diese Umstellung in dem Betrieb der beiden neueren Fremdsprachen erscheint geboten im Hinblick auf die politische und wirtschaftliche Weltlage, wie auch mit Rücksicht auf die kulturelle Bedeutung englisch sprechender Länder. Auch darin stimmt das Ministerium der Eingabe zu, daß das in englischer Sprache niedergelegte Schrifttum für den Unterricht in den Schulen von höherem Werte ist, als das in französischer Sprache vorliegende, sowie daß der formalbildende Wert der englischen Sprache zwar verschieden von dem der französischen, aber darum nicht von geringerem Werte ist. Aus dieser allgemeinen Stellungnahme ergibt sich, daß das Ministerium die Anregungen der Eingabe für sehr beachtenswert hält und sie bei Neuaufstellung der Lehrpläne für die höheren Schulen berücksichtigen wird. Heute schon kann gesagt werden, daß bei der Umwandlung einiger Lehrerseminare in Aufbauschulen nach dem Lehrplan der deutschen Oberschule in erster Linie Englisch als die für alle Schüler verbindliche Fremdsprache, die sechs Jahre lang mit ansehnlicher Stundenzahl betrieben werden soll, in Aussicht genommen ist."

Bayern führte die Neuordnung schon für das Schuljahr 1923/24 durch, mit Ausnahme der Rheinpfalz, wo die Franzosen aus Prestigegründen die Ausführung der Ministerialentschließung hintertrieben.

In Preußen hatten vor dem 1. April 1923 nur 17 Anstalten mit Englisch begonnen. Jetzt ändert sich das Bild mit einem Schlage. Im Schuljahr 1923/24 begannen auch in Preußen, abgesehen von der Rheinprovinz und dem besetzten Teile von Hessen-Nassau, wo die Verhältnisse lagen wie in der bayerischen Pfalz, mit Französisch 790, mit Englisch 189 öffentliche höhere Lehranstalten.

Fürs Jahr 1927 sind die entsprechenden Ziffern 692:468, d. h. 60 vH. : 40 vH.

Aufschlußreich sind die Prozentzahlen nach Provinzen (berechnet nach der Zahl der Schularten, nicht der Anstalten):

	Französisch	Englisch
1. Rheinland	97 vH.	3 vH.
2. Hessen-Nassau	90 „	10 „
3. Westfalen	77 „	23 „
4. Brandenburg	74 „	26 „
5. Berlin	73 „	27 „
6. Grenzmark	53 „	47 „
7. Oberschlesien	46 „	54 „
8. Ostpreußen	38 „	62 „
9. Sachsen	33 „	67 „
10. Pommern	23 „	77 „
11. Hannover	19 „	81 „
12. Schleswig-Holstein	7 „	93 „
13. Niederschlesien	5 „	95 „

Beachtenswert sind die großen Sprünge zwischen 2 und 3, 5 und 6, 10 und 11.

Im Freistaat Sachsen wurde die analoge Entwicklung durch die damalige Regierung, die das Französische teils nicht abschaffte, teils neu einführte, gewaltsam gehemmt, wie überhaupt Haß des Lateins und Vorliebe für Französisch ein Leitfossil des Linksradikalismus zu sein scheint.

Die Neuordnung hat sich in Bayern, wie vorauszusehen, bewährt und ist auch an den höheren Mädchenschulen rest- und reibungslos durchgeführt worden; auch die klösterlichen

Anstalten hatten die nötige Anzahl englischer Lehrkräfte sogleich bereit. Natürlich fehlte es nicht an vereinzelten Gegenstimmen, zuletzt noch auf der Neusprachlertagung 1927 in Würzburg. Sie fallen jedoch nicht ins Gewicht, angesichts der einen Tatsache, daß Karl Voßler, der führende Romanist nicht nur Bayerns, vorbehaltlos für die Neuordnung eintrat.

Neuerdings werden Stimmen laut, als sei der Vormarsch des Englischen zum Stillstand gekommen. Ich bezweifle es, weil er nicht auf Deutschland beschränkt bleibt. Auch die neue Türkei hat Deutsch und Englisch amtlich den Vorzug vor Französisch erteilt, vor allem aber hat auch in Österreich eine starke Bewegung zugunsten der Auswechslung eingesetzt, teils aus sachlichen, teils aus politischen Gründen (Tschechoslowakei und Polen sind souveräne Gebilde von Frankreichs Gnaden).

Englisch setzt sich als Weltsprache durch, rein schon durch das Gewicht seiner Masse. „Ich hatte vor einigen Jahren eine Reise um die Welt zu machen; auf der ganzen Fahrt habe ich nicht einmal ein Gespräch anders als in englischer Sprache zu führen brauchen", äußert der Großindustrielle Dr. Böttinger schon 1900 auf der Berliner Schulkonferenz. Durch den Ausgang des Kriegs, vor allem das gigantische Wachstum von Amerikas Macht ist Englisch als Weltsprache noch wesentlich wichtiger geworden.

Schon 1922 verlangte die „Münchener Medizinische Wochenschrift" einen intensiveren englischen Unterricht, vor allem, weil infolge der unbegrenzten Mittel der medizinischen und naturwissenschaftlichen Institute der Vereinigten Staaten der deutsche Mediziner, der sich auf dem Laufenden halten will, darauf angewiesen ist, ihre Veröffentlichungen regelmäßig und genau zu verfolgen. Aus dem nämlichen Grunde stellte der Verein deutscher Ingenieure dieselbe Forderung auf. Der Nobelpreisträger E. Fischer erklärte, kein Chemiker könne der eingehenden Kenntnis des Englischen entraten. Der Mathematiker Klein in Göttingen betont, wer Mathematik studiere, müsse unbedingt Englisch können. Auf der vorhin genannten Schulkonferenz hat der klassische Philologe Diels schon 1900 erklärt: „Es kann so nicht weiter gehen, wir, d. h. wir klassischen Philologen können auf der Universität keinen Unterricht erteilen, ohne bei den Studierenden die Kenntnis des Englischen vorauszusetzen; in unserem Fach hängen die Fortschritte der Wissenschaft vielfach von neueren englischen Publikationen ab." Das alles ist durch den Ausgang des Kriegs nur verstärkt worden. Wer nicht Englisch kann, ist nicht mehr wettbewerbsfähig.

Wer die Anzeigen der großen Tagesblätter verfolgt, kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Französisch auf der ganzen Linie zurückweicht: auf 10 englische, italienische, spanische und russische Angebote von Sprachlehrern oder Nachfragen von Sprachstudierenden treffen oft nur 2 französische, und auch hier handelt es sich weniger um Nachfrage als um Angebot.

Vollends die schöne Literatur ist auch in diesem Punkte ein empfindliches Barometer. Während vor dem Kriege von neueren englischen Schriftstellern außer Wilde nur Shaw in Deutschland bekannt war, hat sich das Bild seitdem von Jahr zu Jahr zugunsten der englischen Literatur verschoben, in einem Maße, daß bereits deutsche Autoren, wie unlängst Jakob Schaffner, gegen die Masseninvasion englischer Literatur protestieren. Zurzeit erscheinen von folgenden englisch schreibenden Schriftstellern deutsche Gesamtausgaben: Galsworthy, Kipling, Joseph Conrad, Wells, Upton Sinclair, Stevenson, Jack London, Sinclair Lewis. Einzelausgaben von Deeping, Zane Grey, Arnold Bennett, Hardy, Chesterton, Prentice Mulford, Pickthall, Kennedy, Theodore Dreiser, Rider Haggard. Sogar wissenschaftliche Werke, wie Prescott's Eroberung von Peru und von Mexiko, und Berensons Geschichte der italienischen Malerei werden übersetzt und viel gekauft. Das ist um so bemerkenswerter, als vor etwa 20 Jahren noch der Versuch von Tauchnitz, seine gesensten Autoren auch in Übersetzungen herauszubringen, an der Teilnahmslosigkeit des Publikums scheitert. Damals herrschte noch Französisch.

Demgegenüber wollen die derzeitigen Übersetzungen aus dem Französischen wenig besagen. Auf zehn Leser, die mit einem Dichter wie Proust oder Valéry etwas anfangen können, treffen zehntausend, die im „Dschungelbuch" schwelgen, oder in der „Schatzinsel" von Stevenson, oder im „Hauptmann Sorrell" von Deeping, oder in „Said der Fischer" von Pickthall. Auch von den Nordländern (Hamsun, Lagerlöf, Undset) wird die französische Belletristik übrigens stark zurückgedrängt, nicht minder von Italienern (Deledda, Pirandello) und Spaniern (Unamuno, Ibañez), von den Russen ganz zu schweigen.

Daß der Vormarsch des Englischen nicht aufzuhalten ist, beweist die neueste Tatsache, wonach in den Lehrplan der Berliner höheren Schulen als zweite Fremdsprache statt Französisch nunmehr Englisch aufgenommen werden soll (Literarische Welt 1928, Nr. 1, S. 2). Dies Vorgehen (wodurch die oben für Berlin angegebenen Prozente stark geändert werden) kann nicht verfehlen maßgebend zu werden, denn Berlin bedeutet Preußen, und Preußen bedeutet Deutschland bis zum Main; südlich des Mains, in Bayern, ist der Tausch schon seit 6 Jahren durchgeführt. Diese Berliner Verfügung ist daher die einschneidendste seit 1923. Der Pariser Literaturkritiker Paul Souday nimmt in den „Annales" dazu Stellung: „Er warnt die französischen Schriftsteller davor, eine allzu künstliche Sprache zu schreiben; er meint, so ganz aus der Luft gegriffen wäre die Behauptung nicht, es gäbe jetzt in Frankreich zwei Sprachen, eine fürs Volk und eine für die Eingeweihten der nebelumhüllten Gipfel der Literatur." („Lit. Welt.") Tatsächlich scheinen außer Romain Rolland keine lebenden Franzosen als Schullektüre in Betracht zu kommen. Psychologie als Würze ist ausgezeichnet. Aber wenn ein Werk nur noch aus Psychologie besteht, ist es ungenießbar. Die Luft der gepflegten französischen Prosa von heute ist für einen jugendlichen Leser zu fein und zu dünn. Ein Sprachgebiet von der ungeheuern Ausdehnung des Englischen liefert naturgemäß einen starken Nachwuchs erzählender Prosa für jedes Bedürfnis. Der Vormarsch des Englischen könnte gar nicht in diesem Tempo vor sich gehen, hätte sich nicht das Werturteil über die französische Literatur, vorab der Gegenwart, verschoben.

Es ist mehr als fraglich, ob sich Französisch auf die Dauer als zweite lebende Fremdsprache halten kann. So sehr es vielleicht für die Rheinlande das Gegebene ist, so sehr ist anderseits das Gegebene für die Hansestädte Spanisch und Portugiesisch (Brasilien!), für Südbayern Italienisch (man sehe sich z. B. das Münchener Adreßbuch darauf hin an), für andere Gebiete Russisch, Polnisch, Serbisch. Wenn praktische Erwägungen für die Wahl der zweiten Sprache den Ausschlag geben, kommt das Französische für die Mehrzahl der Länder nicht mehr in Betracht. Die Lehrziele der zweiten lebenden Fremdsprache jedoch werden wenigstens an Realanstalten, wesentlich praktisch sein müssen; das Literarische tritt zurück. Das humanistische Gymnasium kann hoffentlich auch in dieser Hinsicht von seinem schönsten Vorrechte Gebrauch machen: nämlich Bildungsgüter zu vermitteln, deren praktischer Nutzen nicht ohne weiteres einleuchtet. Aber ich sehe eine Zeit kommen — vielleicht ist sie näher, als wir alle glauben — wo in ganz Europa die erste lebende Fremdsprache Englisch heißt. Es wird dann die Stelle einnehmen, welche die griechische Koine zur Zeit Christi, und welche das Latein durch das ganze Mittelalter bis zur Schwelle des 19. Jahrhunderts (im 18. Jahrhundert neben Französisch) eingenommen hat.

Die Franzosen selbst sind durch ihre Intoleranz ganz wesentlich mit die Ursache, wenn ihre Sprache überall zugunsten des Englischen an Boden verliert. Frankreich hat das Kunststück fertiggebracht, sich die Sympathien von 1918 auf der ganzen Welt restlos zu verscherzen. Sein Vorgehen im Elsaß zeigt, wie das Italiens in Südtirol, daß der Sieg selbst in Anführungszeichen verdummt. Wer gefürchtet hatte, die autonomistischen Fliegen könnte durch kluge Tropfen Honig gefangen werden, kann sich beruhigen angesichts der aufgefahrenen Riesenfässer Essig. Doch das ist eine Geschichte für sich, wie Kipling sagen würde.

Tagebuch

Briefe und Schriften Friedrichs des Großen

Das Ringen der Gegenwart um die Grundlagen des deutschen Staates hat der geschichtlichen Erkenntnis seines Werdens eine alle Schichten der Bildungswelt erfassende Bedeutung verliehen, wie sie der äußerlich höheren Zeit vor 1914 nicht zu ihrem Vorteil bekannt geworden war. In dieser Lage hat sich herausgestellt, wie gering die Anzahl großer politischer Erinnerungen ist, die unserer Nation als Gebote stehen, und zugleich die schmerzliche Tatsache immer neu bekräftigt, daß die großen Namen unserer neueren Geschichte nicht entfernt Gemeingut der Verehrung auf Grund einer wenigstens annähernd gemeinsamen Auffassung ihrer geschichtlichen und nationalen Bedeutung geworden sind.

Friedrichs des Großen Name ist heute noch ebenso Symbol politischer Gegensätze wie der Name des Reichsgründers. Wie aber die Erkenntnis Bismarcks durch das Ringen um die Wertung seines Erbes fruchtbar gefördert ist, so steht es auch mit dem großen Preußenkönig. Erst der revolutionäre Umsturz von 1918 hat die letzten Siegel von seiner politisch-literarischen Hinterlassenschaft gelöst und die volle Veröffentlichung seiner Politischen Testamente gebracht, die bis dahin ängstlich als politisches Geheimnis gehütet wurden. Und indem die Not der Gegenwart die Blicke suchend auf die Kraftquellen der vaterländischen Geschichte zurückleitet, hörte der Verfasser dieser Testamente auf, geschichtliche Erinnerung zu sein, sondern forderte vielmehr erneut lebendige Beschäftigung mit seiner politischen Größe, um ihrin Belehrung für eine neue Zeit nationaler Existenzkreise zu gewinnen.

Es ist die besondere Bedeutung einer eben erschienenen Auswahl der Briefe und Schriften Friedrichs des Großen[1]), die der Hallenser Historiker Richard Fester herausgegeben hat, daß sie Friedrichs literarische Tätigkeit nicht als begleitende Erholung seiner überreichen Regierungsarbeit, sondern als wichtigen Teil seines politischen Wirkens auffaßt. Fester hat es verstanden, in seinen knappen, gehaltvollen Einleitungen, aus denen auch der Fachgelehrte eine ganze Anzahl weiterführender Anregungen zur Friedrichforschung entnehmen kann, dem Laien einen Leitfaden zu geben, der mit sicherer Hand die Verbindungen zwischen vertraulichem Briefwechsel, historischen Darstellungen, militärischen Lehrschriften und dem Kern dieser Auswahl, den politischen Testamenten von 1752 und 1768, in denen der König die Summe seiner politischen Erfahrungsweisheit zog, herstellt. Von dem Auftakt der Sammlung, Friedrichs „Briefen über die Vaterlandsliebe" mit ihren unmittelbar in die Gegenwart eingreifenden Erörterungen über Egoismus und Altruismus, Welt- und Staatsbürgertum, bis zum Testament von 1768 mit seiner jeden Nerv anspannenden Energie der Wachsamkeit für die Erhaltung der eigenen Schöpfung, mit seinem an Bismarcks Altersorgen gemahnenden tiefen Mißtrauen gegen die Nachfolger, führt diese Auswahl immer wieder in das eigentliche Zentrum dieser großen Herrscherpersönlichkeit.

Die Einwände, die in der Gegenwart gegen Friedrich erhoben werden, gehen in der Regel aus von großdeutschen Gesichtspunkten. Sie beurteilen nach der Aufhebung des preußisch-österreichischen Dualismus durch den Ausgang des Weltkrieges nun das kleindeutsche Zwischenglied der deutschen Geschichte unhistorisch genug als einfach verdammenswert. Die Auswahl Festers kann auch gegenüber solcher Kritik als Führer zu einem gerechten Urteil dienen. Sie zeigt, wie die Kulturpropaganda des großen Königs, der seine Schriften dienen sollten, sich zwar mit notgedrungener geschichtlicher Selbstverständlichkeit in das Gewand der französischen Weltsprache seiner Epoche hüllte, darum aber doch im Wesen so deutsch bleibt, daß paradoxerweise das tüdeske Französisch Friedrichs besonders schwer in die Sprache des modernen Deutschen zu übertragen ist. Dieser Kern deutscher Gesinnung durchdringt alle Phasen seines schriftstellerischen Werkes bis zu der vielberufenen Altersabhandlung über die deutsche Literatur, die zwar verkennt, daß die Blütezeit deutscher Dichtung bereits angehoben hat, aber doch ganz von der echten Sehnsucht erfüllt ist, als Moses in das gelobte Land noch hineinschauen zu dürfen. Der rein preußische

[1]) Friedrich der Große. Briefe und Schriften. Eingeleitet und erläutert von Richard Fester. Bibliographisches Institut. Leipzig 1927.

Charakter der friderizianischen Politik bleibt natürlich bestehen. Er war trotz der schmähenden Angriffe, die in neuester Zeit auf sie gerichtet sind, eine unvermeidliche Folge der Lage Deutschlands, wie sie Friedrich vorfand, und eines Jahrhunderts, dem nationale Denkweise in modernem Sinne überhaupt noch fremd war. Fester hat aber mit packender Eindringlichkeit herausgearbeitet, wie dieser Staat Friedrichs des Großen doch die Aufgabe einer staatlichen Notgemeinschaft für das politisch zerfließende Deutschland des 18. Jahrhunderts erfüllen konnte. Indem sich hier ein fester Kern von achtunggebietendem, machtpolitischem und sittlichem Inhalt bildete, konnte das Preußen Friedrichs des Großen zuerst bedeutende Kräfte nicht nur aus dem Reiche seiner eigenen Untertanen, sondern auch aus dem nichtpreußischen Deutschland wieder in den Dienst politischer Aufgaben ziehen. Preußisch-egoistisch in seiner tatsächlichen Politik wurde es dadurch der unentbehrliche Kern des modernen deutschen Staates und erfüllte eine Aufgabe, die über seine eigenen Grenzen hinaus wies.

Wenn der Herausgeber seine Einleitung mit Friedrichs Doppelforderung schließt, daß der preußische Staat bessere Grenzen und festeren inneren Zusammenhalt brauche, so entspricht dies Wort auch den Notwendigkeiten der deutschen Gegenwart. Es deutet am knappsten an, in welcher Richtung die Werte dieser Dokumente für den Lebenden zu suchen sind, und mahnt, daß neue Schicksalsentscheidungen des deutschen Volkes nicht wieder unter dem tragischen Zeichen versäumter Gelegenheiten stehen dürfen, weil die Nation politische Lehrmeister, wie sie größer kein anderes Volk besitzt, zu verstehen und auszuwerten sich nicht ernstlich genug bemüht hat. Die vorliegende Auswahl ist geeignet, dem politische Bildung suchenden Leser in diesem Sinne zu einem Quell politischer Erbweisheit zu führen, der nicht nur preußische und zeitgebundene, sondern allgemein und gesamtdeutsche Bedeutung hat.

Halle a. S. Hans Herzfeld.

Gedanken

Das Bedürfnis unsere Gesinnungen und Taten durch Menschen anerkannt zu sehen beruht darauf, daß wir Kinder der Welt selbst den Maßstab der Menschen an unsere Gesinnungen und Taten anlegen. Legten wir selbst den Maßstab Gottes an, so hätten wir das Bedürfnis, seinen Beifall und nicht den der Meuschen zu erwerben. Wer sich um den Wolf Verdienste erwirbt, erwartet nicht, seine Anerkennung bei den Lämmern zu finden; wer das Lamm beschützt, erwartet nicht, von den Wölfen geliebt zu werden. Wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz.

*

Nietzsche

Vielleicht hat es keinen bedeutenden Schriftsteller gegeben, der von Ressentiments so erfüllt war, wie dieser Gegner des Ressentiments.

*

Richard Wagner.

Man möchte, daß es Leute gibt, die ätherische Gebilde gestalten, wegen dieser Gestaltung als Narren verlacht und mit Steinen geworfen werden, und ist entrüstet, wenn sie so organisiert sind, daß sie unter diesem Steinhagel sich zu erhalten wissen.

*

Aufbau

Vom Standpunkt der Mikroben aus kann der Verfall eines gesunden Organismus mit Recht als Aufbau bezeichnet werden.

*

Denselben entfremdeten, daher objektiven Blick, den der Mensch auf ein fremdes Land wirft, das er zum erstenmal betritt, wirft der Genius auf die Erde.

*

Auch dem Unbegabtesten ist die Lehrbegabung für Moral in die Wiege gelegt.

*

So wiederholt, wie der Geschichtsphilosoph meint, ist die Zeit nicht. Aber so einmalig, wie der Zeitgenosse meint, auch nicht.

*

So wie etwas zu dumm sein kann, um verstanden zu werden, kann etwas auch zu gescheit sein, um verstanden zu werden.

*

Gegenüber Phantasmen gut sein ist leichter als gegenüber den wirklichen Menschen.

*

Wir sind sonst nicht geneigt, ohne weiteres Wesensunterschiede zwischen dem menschlichen und dem tierischen Denken anzunehmen. Aber eine wenig benutzte Eigenschaft halten wir für einen Vorzug des Menschen: Die Möglichkeit, sich selbst zu übersehen.

*

Wenn die Kinder wüßten, was unanständig ist, würden sie viel öfter die Gouvernante ermahnen, als sie von der Gouvernante ermahnt werden.

*

Demütig sein ist nicht so gar schwierig. Nicht stolz auf seine Demut sein, das ist schwierig.

Die Hochzeitskuh

Roman von Josef Magnus Wehner

. Fortsetzung)

Zehntes Kapitel.

Die Bewegung, die ganz Deutschland erschütterte, ließ auch die Freunde erbeben. Sie sahen das große, heilige Vaterland, das sie bisher nur stückweise durchwandert hatten, f einmal als glühende Insel voller Türme und Krieger vor sich, umbrandet von Neid und ɔd. In diesem Augenblicke fühlten sie jeden einzelnen Deutschen als Bruder neben h, geadelt und gewaltig durch die Größe der Zeit. Die Schranken von Mensch zu Mensch aren über Nacht gefallen, und alle fanden sich tosend zusammen um die Heerführer, die e Götter im Wetterleuchten standen. Hätte Deutschland jetzt seine Grenzschleusen ge- snet, die Feinde wären im Sturm zerstoben, und wenn jeder Deutsche nur ein Messer der Hand gehabt hätte. Das Gefühl der Unbezwinglichkeit, das jeden beseelte, machte ch den Einzelnen gut; nie noch hatte man so seine Habe mit den Kameraden geteilt, nie ch den andern in seiner Art so tief verstanden und geliebt.

Die Freunde hatten nur eine Furcht: sie möchten zu spät ins Feld kommen. Die Zeit r Ausbildung wurde ihnen lästig lang. Wozu die peinliche Ordnung bis in die kleinsten cuppen hinunter, wenn Gott in der Wolke über ihnen einherfuhr?

Nach langen Wochen endlich wurden sie in das Gewittergrollen der Fronten entlassen. e saßen am Abend vorher zusammen und tranken den Abschiedswein. Wohl zersprang erthold das Glas in der Hand, als er Otto zutrank, wohl blitzte ihm in diesem Augenblick : Gewißheit auf, daß Otto sterben müsse. Seine Augen waren seltsam verändert. Aber as hieß das? Es erhöhte ihre Freude und stärkte ihren Mut, den Tod vor sich zu wissen. n nächsten Tage zogen sie in einer Flut von Blumen, Menschen und Musik zum Bahnhof. e Mädchen lachten und weinten und hingen ihnen am Arm, als sie durch die Straßen zen. Und in einem Braus, der zum Himmel schlug, fuhren die geschmückten Wagen die Nacht davon.

Sie sahen in der Frühe des ersten Tages den Domturm von Ulm, am Morgen des zwei- Tages brannten ihnen in zartem Nebel die hundert Blumen des Kölner Domes entgegen. Dann fuhren sie über den Rhein, der grün wie Wein, breit und mild ihre Seele tränkte. e sangen, heulten und schrien, die Leute vom Gebirg und die aus den Wäldern, in die asser hinunter, die Rebhügel hinauf, sie hingen aus den Fenstern und sangen, bis ihnen die Stimme verging.

Zu den drei Freunden, die in einer Gruppe waren, hatte sich noch ein vierter gesellt. Luard Blank, ein Lehrer, der in der Ausbildung zum Dirigenten durch den Krieg unter- ochen worden war. Er konnte viele alte Lieder und sang sie leise und innig in seiner Ecke.

Langsam fuhren sie über die Grenze. Hier war schon erobertes Land, geweiht durch ɔt Tod von Kameraden, deren Gräber mit Helm und Kreuz bedeckt, hie und da auftauchten.

In der fünften Nacht mußten alle Lichter im Zuge gelöscht werden. Sie hörten das ferne Grollen der Geschütze. Eduard Blank sang ein altes Lied „Allvorwärts vor den Feind". Die Offiziere standen auf den Stationen zusammen, empfingen ihre Befehle und es schien, als gehe es gleich morgen in die Schlacht.

Aber sie marschierten noch zwei Tage durch öde, zerschossene Dörfer, an toten Pferden vorbei, ehe sie zum Feldregiment stießen. Hier wurden sie erst den einzelnen Kompagnien zugeteilt, die teils in Stellung, teils in Ruhe lagen. Die vier Freunde blieben zusammen und kamen in der Nacht zu ihren Kameraden, die etwa eine Stunde hinter der Front in Ruhe lagen.

Die feindliche Artillerie schoß in langen Zwischenräumen. Sie hörten die Erde aufdonnern, sahen die roten Feuerblitze und die glühenden Eisenstücke zum ersten Mal. Die Nacht war unendlich lang. Sie saßen bei ihren Gewehren alarmbereit in einer Scheune und schliefen nicht. Blank erzählte mit leiser Stimme von seiner Frau, sie sei eine Heilige, er habe sie noch nicht berührt. Ein Mann schrie auf, es roch nach Pulver und Feuer, die Sanitäter sprangen unter das krachende Gebälk und trugen einen jungen Unteroffizier hinaus, dem ein Eisenstück die Brust aufgerissen hatte. Er starb und wurde in dieser Nacht noch begraben. Ein Offizier sprach das Gebet.

Als der düstere Tag anbrach, krochen die alten Krieger aus ihren Lehmlöchern, die sie sich in die Höfe und Gärten des Dorfes gegraben hatten, verwildert, rauh, spöttisch, schlachteten Hammel und brieten sie in großen Kesseln. Den Freiwilligen gaben sie nichts, stießen sie vom Feuer weg, hieben ihnen die Knochen um die Ohren und waren auch mit Worten nicht freundlich. Das ging so fort, bis ein Freiwilliger, ein Metzger, selber einen Hammel auftrieb, ihn schlachtete und briet, dann aßen die Freiwilligen für sich, und die Alten, die schon satt waren, schauten ihnen zu. Es schien aber nicht, als ob heute noch Freundschaft geschlossen werden sollte.

Am Nachmittag wurde die Kompagnie zusammengestellt und marschierte bei einbrechender Dunkelheit in Stellung. Man erwartete einen Durchbruch des Feindes.

Der Himmel blitzte fahl. Riesige Farbscheine, Mündungsfeuer der fernen Geschütze, flammten wie Flügel über den feuchten Himmel. Hie und da schlug eine Granate ein, ohne zu treffen. Die Leute gingen gebückt. Ein Gehölz kam, der Sternwald, der tags unter Feuer gelegen war. Zersplitterte Bäume lagen über dem Pfad, Artilleristen krochen im Dunkel umher, manchmal schnellte ein Blitz aus den Waldschlünden.

Dann kam freies Feld. Pulvergeruch brandete in der Luft. Flachbahngeschosse zischten hart über die Köpfe der Truppe hinweg und schlugen rückwärts ein. Endlich kam der Graben, die Plätze wurden verteilt, Berthold, Otto und Erich meldeten sich auf Patrouille. Sie erhielten den Befehl, fünfzig Meter vor dem Graben auf Lauer zu liegen. Berthold übernahm die Führung. Sie krochen aus dem Graben gegen den Feind und legten sich auf den Bauch. Andere Freiwillige schlossen sich rechts und links an.

Eine Stunde mochten sie wohl so gelegen sein, da rief Otto gedämpft: „Berthold, die Schwarzen kommen!"

Berthold schrak auf. Er hatte scharf beobachtet, obwohl stürmische Gedanken von Kampf Sieg und Heimkehr ihn zu verwirren drohten. Da sah er nicht weit vor sich vier baumlange Kerle im schwarzen Nebel stehen. Er legte an. Mochten die in den Gräben ruhig sein, die alten Bärtigen und die jungen Unbeholfenen, er dünkte sich den vieren gewachsen. Jetzt kamen sie näher, aufrecht, blieben stehen, berieten sich. Otto wollte schießen, Berthold befahl zu warten. Er sah schon einen Messerkampf vor sich — da ging der Mond aus der

ewölk und goß sein Licht auf die Gesichter der Schwarzen. Berthold lachte: es waren ier Weidenbäume.

Die Freunde wurden friedlich. Otto schob plötzlich seinen Kopf heran und fragte gedämpft: „Möchtest du etwas von Birge wissen?"

Berthold schwieg. Otto fuhr fort: „Ich habe ihr fest versprechen müssen, dir nichts von ir zu erzählen. Aber ich glaube, sie liebt dich noch."

„Hat sie dir geschrieben?" — „Ja." — „Dann will ich weiter nichts wissen."

Die Ablösung kam. Die Freunde krochen in den Graben zurück. Eduard gab ihnen zu ssen. Dann saßen sie mit ihren Gedanken in den niedrigen Unterständen und sehnten sich arnach, Frankreich zu durchstürmen und durch den Pariser Triumphbogen zu marschieren. Die Nacht war lau, die Granaten selten.

Plötzlich lief ein Befehl durch: Die eigene Artillerie würde um ein Uhr Vernichtungsfeuer uf die feindlichen Gräben legen. Jeder rollte sich zusammen und wartete. Schlag eins — e Phosphoruhren zeigten es an — schwirrte die erste Salve hart über die Köpfe der Kompagnie. Dann brach das Feuer los. Die französische Artillerie antwortete. Der Himmel ckte, rote Flammen spieen aus der Erde, der Graben wankte. Nicht weit schrie einer auf, on den eigenen Leuten. Geschosse atmeten heran und barsten im Rücken; das war die eigene rtillerie, sie schoß zu kurz. Die Fernsprechleitung klappte nicht, der Hauptmann schickte nen Läufer zurück, die Soldaten hingen zwischen zwei Feuern.

Da drang ein markerschütternder Schrei von den Franzosen herüber: „Jesus Marie, Marie! Marie!"

Da drüben war einer zu Tode getroffen. Die Stimme starb ab, andere mischten sich dazu, agend, eine Herde von Heulern. Die ersten Verwundeten eilten durch den Graben. ann schwieg das Feuer. Die Stimmen der Sterbenden drüben hallten über das Feld. on den eigenen schrie keiner mehr, sie waren nur leicht verwundet. Jeder lag zum Aufhnallen bereit, aber es kam kein Befehl zum Sturm. Es hieß, man habe zu wenig Ersatz.

So gingen die ersten Stellungstage hin. Das Regiment wurde abgelöst und überall n den Stellen der Front eingesetzt, wo ein Gefecht im Gange war. Aber der erlösende urchbruch blieb aus, und es begann, je mehr es Winter wurde, in Lehm, Regen und Feuer r Stellungskrieg, der jedem verhaßt blieb. Schön waren die Abende an den französischen aminen, hart das ewige Exerzieren, Schanzen und Balkenschleppen. Als Gegengewicht erzu gründete Eduard einen Gesangverein.

Der Frühling kam, ein Frühling an der Somme mit tausend Tierstimmen aus den Flußederungen, mit viel Blumen und jähen Liebschaften.

Da trat Italien in den Krieg ein. Das Regiment wurde in die Alpen geworfen, Otto und rich wurden zu einem anderen Regiment versetzt, das in Frankreich blieb. Der Abschied ar stumm und groß.

Regen strömte, als die Soldaten in die alten Tiroler Städte einzogen. Aber sie sangen, ß die Mauern wankten und die Mädchen fast aus den Fenstern stürzten, allen voran uard. Er schrieb in dieser Zeit heftige Liebesbriefe und erhielt ähnliche von seiner Frau. as heiligmäßige Verhältnis schien zu schmelzen.

Sie tranken roten Tirolerwein und sangen, klommen die Gebirge hinauf und wehrten e Italiener ab, die wie eine Schar Kinder mit Hirtenstäben und großen Gesten gegen die utschen Drahtverhaue anliefen. Berthold war bei einem ständigen Patrouillenkommando id zeichnete sich aus, wurde aber nicht befördert, weil er nicht danach lief.

Es waren große Tage in den Bergen, die blauen Venezianer Alpen vor Augen, auf den

Märchenpfaden der Dolomiten, die verzauberten Burgen glichen, in den Tälern des Monte Cristallo, über denen noch Adler kreisten, an Seen und Bächen. Hier wurde selbst der Tod zum Schein.

Otto und Erich waren Offiziere geworden. Sie schrieben Berthold oft und schickten ihm von ihrem Gehalte.

Endlich im Winter des zweiten Jahres wurde das Regiment zum Sturm befohlen, gegen Serbien.

Sie wateten durch den Talschlamm, durch pestfahnenschwarze Dörfer, schliefen im Schnee und litten furchtbaren Hunger. Aber sie trieben den Feind von Berg zu Berg, es war ein einziger Sturm hoch oben über den gewaltigen Flußtälern, über die Weinberge der Morawa und die granitnen Täler des Ibar. Sie fühlten Tornister und Gewehr nicht mehr, sie jauchzten und schrieen, wenn es zum Sturm ging. Sie fühlten Deutschlands Grenze vor der Brust und trugen sie jubelnd und todverachtend in die Unendlichkeit. Es ging mit feuriger Gewalt vorwärts durch alle Schrecken: an todeswunden Serben vorbei, die stolz am Wegrand saßen, an nackten Leichen vorüber, unten am Fluß, die um ein ausgebranntes Feuer hockten, die Bergstraßen hinauf, deren Mitte eine rote Blutspur von den erschossenen Pferden oft lange durchlief, an deren Seiten, die Schluchten hinunter, abgespannte Rosse standen und unbeweglich auf den Tod warteten. Täglich brausten sie über das Kampfziel hinaus und mußten in der Nacht ein Stück zurückgehen. Sie kamen in mohamedanische Städte und stauten sich an den silbernebligen Gebirgen von Griechenland, unter dem magischen Mond, der da unten hell und körperhaft leuchtete.

Nur einmal schrak Berthold auf.

Sie waren in ein mazedonisches Dorf einmarschiert, das von Dornen überwachsen, von Wassern überstürzt, in einem Seitentale lag. Berthold wurde in ein Bauernhaus eingewiesen. Er hatte kaum die gebälkreiche hohe Stube betreten, da sah er am Feuer ein Mädchen sitzen. Sie war überaus schön und trug eine kostbare Tracht.

Jetzt stand sie auf und ging zu ihm. Ihr Gang war priesterlich ruhig. Sie bot ihm aus einer Buchsbaumflasche zu trinken.

Da stürzte er vor ihr nieder, als ob ihn der Blitz getroffen hätte, und stammelte sie an. Die Kameraden lachten ihn aus. Er stand verwirrt auf und rieb sich die Augen, aber die Besessenheit wich nicht von ihm. Das Regiment brach noch in dieser Nacht auf, er drückte seinen Schmerz gewaltsam hinunter und wünschte sich den Tod, so sehr hatte ihn die Schönheit der stillen Fremden verwundet. Aber als sie weitermarschierten, da wurde ihm klar: Er hatte nicht mehr an Birge gedacht. Hatte er sie überhaupt nicht schon längst vergessen? Ebenso wie den Vater, die Geschwister, wie sich selbst?

Im heißen mazedonischen Frühling traten sie nach Sicherung der Front den Rückmarsch an. Sie kamen wieder nach Frankreich und übten lange in den Dörfern hinter der Front künstliche Stürme. Der Name Verdun wurde zwar in dunkler Ahnung genannt, doch niemand wollte glauben, daß das stolze Regiment in jener Hölle eingesetzt werde. Aber der Zug, der sie einlud, fuhr in der Nacht mit heimlicher Biegung gen Verdun.

In einem hügeligen Gelände wurden sie ausgeladen. Dort, wo die Wolken finster im Hintergrund standen, war das Schlachtfeld, unsichtbar, von ständigem Donner umhüllt. Drei Monde schon dauerte der Kampf. Jetzt sollte der letzte Durchbruch erfolgen. Jeder wußte, daß sich hier der Krieg entscheiden werde.

Sie lagerten in einem kleinen Dorfe in der Nähe der Riesengeschütze und warteten auf ihre Stunde.

Eduards Augen waren verändert, Berthold wußte, daß er fallen werde, er hatte schon u oft erfahren, daß sich seine Ahnungen bestätigten. Aber Eduard selbst wußte es auch. r fastete, betete und tötete sich ab, sein Antlitz war verklärt; nur wenn er von seiner Frau prach, drang Unruhe in ihm auf. Er sprach oft mit Berthold über den Tod, scherzend nd voll Glauben an den Himmel. Berthold suchte ihm den Todesgedanken auszureden, lange, bis Eduard ihn lächelnd aufforderte, sie wollten eine Partie Schach zusammen pielen, und wer verliere, der solle fallen, dann werde Ruhe sein. Berthold nahm die Heraus- rderung an, und sie spielten in der Lagerscheune ihr letztes Spiel. Eduard gab sich alle Mühe zu siegen, Berthold hätte ihm gern den Sieg gegönnt, mußte aber so ziehen, daß duard nicht merkte, er spiele ihm zu liebe schlecht. So kämpften sie miteinander, und schon hien Berthold verloren, da tat Eduard in der Eile einen falschen Zug und setzte sich selbst natt. Berthold wollte ihm den Zug schenken, allein Eduard bestand darauf, seine Seele abe diesen Zug getan, sie wisse um ihr Schicksal. Da verneigten sie sich voreinander, gaben ch die Hand und schwiegen. Morgen sollte der Abmarsch zum Angriff sein.

Als sie so in der dämmerigen Scheune saßen, hatten sie nicht gemerkt, daß zwei Offi- iere auf sie zukamen und vor ihrem Holztisch stehen blieben. Plötzlich sah Berthold auf. Die beiden Ankömmlinge nahmen ihre Stahlhelme ab. Es waren Otto und Erich, und sie logen sich in die Arme.

„Wir stürmen morgen mit euch," rief Otto.

Da sah ihm Berthold in die Augen und zitterte: auch in Ottos Blick war jene verhängnis- volle Veränderung zu lesen, die er in Eduards Auge bemerkt hatte.

Sie gingen nun, nachdem Eduard und Berthold Urlaub genommen hatten, die steile Dorfstraße hinauf auf den Friedhof, der auf der Höhe des Hügels um die Kirche lief. Der Mond war aufgegangen und schien auf die Toten und Lebendigen herab, und selbst das rochende Lodern der Artillerie ringsum schien in diesem Lichte milder zu werden. Sie rzählten sich ihre letzten Schicksale, indem sie die Arme umeinander schlangen und sich an ie Friedhofsmauer lehnten. Keiner aber wollte von der Zukunft anfangen.

Da schwang sich Erich, der Denker, auf die Mauer, dehnte sich aus und brachte das Ge- spräch auf den Tod.

Seine Worte zitterten und klangen um ein Mädchen in der Heimat. Er sagte, er werde ie nicht wiedersehen.

Berthold stritt ihm das ab und sagte ihm, er werde in diesem Kampfe nicht fallen. „Ber- hold weiß das," bestätigte Eduard lächelnd.

Da fühlte Berthold Ottos Augen auf sich ruhen; sie glänzten rätselhaft und fragend und o voll Liebe, daß Berthold wie zerschmettert an seine Brust stürzte. Erich hob sich erschrok- en auf, Eduard zog sich einen Schritt zurück gegen ein frisches Grab und stützte sich auf das Holzkreuz. Es wurde unendlich still.

Da hörten sie die jungen Lindenbäume über den ganzen Friedhof rauschen. Sie er- chauerten und fühlten die rieselnde Macht des Lebens.

„Keiner weiß, wo er hinkommt," sprach Erich nach einer Weile, „und ob er drüben Freunde findet. Aber ich glaube, wenn wir fallen, dann werden wir um die Lebendigen ein, so lange, bis uns der letzte Mensch vergißt. Dann mag die Erde in die Sonne stürzen und alles wiedergeboren werden."

„O nein," erwiderte Eduard, „es gibt Tieferes als den Kampf. Ich sah einst in die Augen ines sterbenden Kindes. Seitdem weiß ich von der ewigen Ruhe."

„Glaubt nicht," sprach Berthold, „ daß ich freble, wenn ich jetzt etwas sage. Der Tod

gilt mir nichts, und ich würde für euch tausendmal sterben, wenn ich dürfte. Als ihr so lange von mir fort wart, da habe ich oft vor euren Bildern gekniet, die auf einmal um mich waren. Ich habe euch angebetet, wenn dies Wort das unerschöpfliche Gefühl, das ich hatte, ausdrücken kann. Und auch jetzt bin ich so im Traum, daß ihr als Bilder vor mir steht. Ich sehe Mondflammen um euch spielen, ihr Großen, Heiligen. Und wenn ihr mich noch hört, dann sage ich euch auf diesen Gräbern: Meine Brust will zerspringen wie in den Tagen meiner Jugend. Lust und Weh erschüttern mich, und der Tod hat sprengende Kraft. Und ich sehe uns als Sterne emporsteigen in die blaue Nacht, flammend und fern. Und wir schreiten miteinander durch die glühenden Gründe und jauchzen im Untergang. Und von uns lebt die Welt, und wir essen und trinken von ihr und werden zerrissen von ihr im Feuer, ewig, und ein Kuß —"

Donnerschläge erschütterten plötzlich die Luft. Aus allen Tälern zuckten Feuergarben. Die Erde schien ringsum zu schwanken.

„Da werden sie geopfert, die Menschen," rief Erich. „Jetzt geht der Kampf auf der Höhe der Welt, der uralte Kampf, der vor aller Zeit schon begann zwischen den Göttern und dem Neid. Der Neid will herrschen und töten, der Gott durchdringen und zeugen. Und wir kämpfen diesen Kampf, und die lebendigen Götter werden erliegen."

Otto sagte jetzt, indem er Erichs Kopf in die Arme nahm:

„Noch sind wir lebendig, Liebster. Und wenn uns hier die Sonne erlischt, dann blüht uns die Fackel. Ich habe keine Angst in der unendlichen strömenden Welt."

„Aber die Götter unterliegen", beharrte Erich.

„Deshalb ist es Zeit, daß wir gehen. Unser Opfer wird ihnen helfen. Ich spüre ihren Drang und Atem."

„Es ist mir, als ob ich noch warten müsse", sagte Berthold.

„Du bist schon oft der letzte gewesen", lächelte Erich.

„Laß ihn gehen," erwiderte Otto. „Er ist stärker als wir, wir gehen ihm voraus."

„Es wird kein Spiel sein und auch kein Lied," sagte Berthold. „Ihr werdet es sehen, was ich weiß."

Und er ging auf die beiden Freunde zu und sah ihnen in die Augen. Sie sprachen nun kein Wort mehr, sondern hielten sich umschlungen.

Als ihre Stunde um war und sie gehen wollten, da sehen sie Eduard auf dem Grabe knien und beten. Er hatte seinen Kopf gesenkt, sein hellblondes Haar schimmerte.

„Ich bin ein Christ," sagte er leuchtend im Aufstehen.

„Warst du eben in der Ewigkeit?" fragte Berthold lächelnd.

„Ich war jenseits," erwiderte er.

„Und wir waren im Herzen der Welt", sagte Berthold leise in die Luft.

„Gott gebe uns ein Wiedersehen," schloß Eduard Blank.

Musik weckte am nächsten Morgen. Sie gingen in die Kirche und hörten die Messe und sahen die Hostie unter dem Wirbel der Trommeln aus dem Wald der gesenkten Fahnen steigen. Es war ein kriegerischer Gott.

Dann zogen die Regimenter in die Schlacht.

Mit Keulen, Stöcken und Handgranaten, jeder den Blick in seine Ferne gewandt, so zogen die Riesen in die Schlacht.

Otto und Erich winkten an der Spitze ihrer Kompagnien Berthold und Eduard zu, dann verschlang sie Musik und das Grauen der rauchenden Hügel.

Bertholds Kompagnie trat zum Abmarsch an.

Elftes Kapitel.

Es war Spätnachmittag.

Die Kompagnie marschierte bergauf, bergab. Zerschlissene und mürbe Soldaten, die aus der Schlacht einzeln zurückkamen, gingen wie Gespenster vorbei. Die Friedhöfe, auf denen viele Särge standen, rochen nach frischem Tannenholz. Sie marschierten auf den Feuergürtel der Artillerien zu, die wie eine einzige Maschine rings um Verdun standen und Luft und Erde erschütterten.

Aus den kleinen Wäldern schossen feurige Zungen. Je mehr es Abend wurde, um so stärker wurde der Donner.

Berthold betrachtete einen Landwehrmann, der vor ihm marschierte; der hatte gestern den Altar der Muttergottes mit Maiblumen geschmückt und ging nun ernst mit seinem langen Barte in Reih und Glied, ein schwäbischer Bauer. Eduard Blank schritt mit halbgeschlossenen Augen vorwärts. Manchmal lächelte er Berthold zu.

Die ersten schweren Geschosse heulten heran und rissen die Äcker auf. Die Kompagnien ballten sich in Reihen zu zweien auf und gingen langsam an den Fesselballonen und den eigenen schweren Geschützen vorbei. Es wurde schwül.

Sie waren jetzt auf einem Hügel. Granaten gurgelten über ihre Häupter und hielten jedes Herz im Bann. Brandgeruch schwelte über die Äcker, notdürftig Begrabene stanken aus ihren Gräbern herauf. Fern hingen die feindlichen Fesselballone wie Fledermäuse im rauchigen Himmel. Die Trichter wurden häufiger. Mancher Feige schielte seitwärts und wäre gern gefallen und hätte sich den Fuß gebrochen, aber die Feldgendarmen trieben die Säumigen nach.

Als die Sonne hinter dem Berg Douaumont, der hoch über den anderen Hügeln stand, untergegangen war, hörte man die ganze Kompagnie atmen, keiner fluchte mehr.

Sie waren jetzt an der schweren Artillerie vorbei und kamen in die Zone der Verwesung, zuerst zu den toten Pferden, die süß und übel rochen, dann sahen sie die ersten Toten, um die sich keine Hand rühren konnte, zähnegrinsende Gesichter, blau und schwarz, entfleischte Knochen, die mit glänzenden Fliegenschwärmen bedeckt waren. Verwundete mit weißen Kopfbinden, aus denen das Blut quoll, gingen, feierlich grüßend, vorüber.

Der Weg wurde ungangbar. Man mußte von Trichter zu Trichter springen, um vorwärts zu kommen.

Da lag ein Toter. Ein Munitionswagen, der zur leichten Artillerie fuhr, ging über ihn, und sein Leib bog sich krachend um die Räder.

Es wurde halbfinster. Ein Gesauch und Geheul war unaufhörlich in der Luft wie von liegenden Katzen, und der Laut eines einfallenden Geschosses glich dem Lustgeschrei von Katern.

Da krachte die erste Granate in die Kompagnie. Sterbende schrieen, die Sanitäter flogen, die Kompagnie zog weiter.

Der Kotsarg von Douaumont lag gespenstisch unter dem Nachthimmel. Riesige Feuerblitze entschossen ihm.

Berthold schrak plötzlich auf. Am Wegrand saß ein Toter. Er hatte den Helm abgenommen und grinste die Vorübergehenden an. Die eine steife Hand hatte er ausgestreckt und irgend jemand hatte ihm eine Münze hineingelegt. So saß er wie ein Bettler und grinste.

Ein schwerer Druck schnürte allen den Atem. Hier war kein Ausweichen und kein Gedanke möglich. Hier galt nur der Befehl.

Berthold blickte zuweilen auf, um sich am Himmel zu trösten. Aber er hing voller Rauch,

und Orion, der in den Schützengräben, in Serbien und Italien so oft in seine Seele geschienen hatte, war mit allen Sternen erstickt.

Sie klommen den Berg Douaumont hinauf. Hunderttausende von Geschossen glühten und zuckten wie ein undurchdringliches Geflecht über ihnen. Keine Seele konnte da hindurchfliegen. Von allen Seiten flügelte und zischte Eisen heran, und der Brand- und Totengeruch wurde bald so furchtbar, daß keiner mehr atmen mochte.

Plötzlich ging es steil hinunter wie im Gebirg auf Felspfaden. An Brustwehren vorbei, unter Überhängen hindurch, eine tiefe, feuchte Treppe hinunter, die nach Karbol roch. Man war in Douaumont. Es wurde Rast gemacht. Jeder sank in die Knie und trank aus seiner Flasche. Ärzte mit Sägen und Gummihandschuhen eilten durch die Gänge, Ordonnanzen flogen, und in manchen Winkeln lagen lallende Frontsoldaten, die irr geworden waren. Die ganze Festung aber wankte dumpf vor den unaufhörlich einkrachenden Geschossen. Verwundete stöhnten in den Höhlen, wo die Ärzte ihr Werk verrichteten, Tote wurden hinausgeschleift. Die Kunde lief durch die Reihen, der Bataillonsführer sei mitsamt seinem Adjutanten vor dem Abmarsch plötzlich krank geworden. Einige lachten. Das Gerücht wurde bald bestätigt. Bertholds Kompagnieführer erhielt den Befehl über das Bataillon. Die Kompagnie mußte sofort weiter.

Es war aus Douaumont heraus ein einziger Ausgang gegen den Feind, und dieser lag unter ständigem Feuer. Man konnte nur hinauskommen, wenn man unmittelbar nach dem Einschlag einer Salve hinaussprang. Viele Tote lagen dort und Verwundete wurden blitzschnell hereingeworfen, es war schwer, durch das Gerümpel zu fliegen.

Man sprang zu zweien durch den schmalen Ausgang. Die ersten Paare kamen glücklich hinaus. Der alte schwäbische Landwehrmann mußte mit Berthold springen. Berthold lag herzklopfend zum Sprung bereit. Donner — und er sprang hinaus in die saure Luft, wirbelte herum und sah nach seinem Kameraden. Er sah ihn im Erdspalt stehen, unfähig, einen Schritt zu tun. Da krachte eine Brandgranate herab und hüllte den Alten in lodernes Feuer. Sein Bart brannte, er ringelte sich zusammen.

Im nächsten Augenblick sauste das nächste Springerpaar aus dem Festungsschlund. Sie waren sehr aufgeregt und stießen Berthold mit dem Gewehr in die Seite, er solle weitergehen. Sie sprangen zu dritt weiter und sausten in eine haushohe Schlucht hinunter, die von einer Zweiundvierzigzentimeter-Granate aufgewühlt war. Sie traten in vermorschte Leiber, die mit Kalk bespritzt waren, tote Franzosen, und klommen eilig wieder den jenseitigen Hang hinauf, um die Verbindung mit der Kompagnie nicht abzureißen. Rufe, Schreie schollen durch das Feuer, jeder lief dem Schatten des anderen nach, den Hang hinunter an den Bahndamm. Es war gesagt worden, hier solle gesammelt und dann der Bahndamm, der im Salvenfeuer lag, übersprungen werden. Aber alle waren schon hinüber.

Da ging auch Berthold, der nun seine Ruhe wiedergefunden hatte, aufrecht hinüber. Eine riesige Granate fauchte vor ihm in den Boden und hob ihn in die Luft, es war aber ein Blindgänger.

Er hatte heftige Lust, seine Freunde zu sehen. Aber alle flohen eilig durch den Wald, der nur noch aus kniehohen, stumpfen Säulen bestand, um in die Feuerlinie zu kommen. Gegen Mitternacht kamen sie dort an und sanken erschöpft in ihre Granatlöcher. Geschosse mit glühenden Spitzen pfeilten durch die Nacht, mit Hall und Schlag bebte die Erde, aber jeder schlief fest.

In der Frühe weckte sie teuflischer Donner. Der Feind wurde sturmreif geschossen. Infanteriekugeln pfiffen über das Gelände, Maschinengewehre knatterten, der Sturm schwol

zum Orkan an, weit und breit die aufgerissene Erde warf Wolken von Staub und Schollen n das rote Feuergezisch. Befehle wurden durchgeschrien, die Uhren gestellt.

Plötzlich ein gellender Pfiff: Sturm!

Die Soldaten reckten sich, standen aufrecht im Feuer, Berthold und Eduard ein glühender Blick, der letzte?

Sprung auf, marsch, marsch!

In die Feuerwalze hinein, die sich langsam weiterfraß.

Sie stürmten über freies Feld, durch Rauch und Tote, die Gesichter geschwärzt. Sie chrieen und stampften, blaue Uniformen kamen ihnen flehend entgegen, französische Gefangene. Vorbei! Rauchgebilde aus geborstenen Granaten zergingen wesenlos neben ihnen. Es gab keinen Tod mehr!

Nun standen sie atmend in den feindlichen Gräben. Sie wollten weiter. Nichts! Die Linie war erreicht!

Sie legten sich nicht nieder, die Stürmer. Sie gingen lachend zueinander, und der verwirrte Feind störte sie nicht. Sie standen auf dem freien Feld wie auf einem Acker und sangen, alles Schwere war vergessen.

Eduard kam lächelnd auf Berthold zu: er lebte also noch.

Sie warteten die ganze Nacht auf den Befehl zum Weiterstürmen. Er kam nicht. Kam weder in Tagen, noch in Wochen.

Der Feind, der schon seine Geschütze verlassen und das Feld weit und breit geräumt hatte, kehrte in seine Stellungen zurück und schoß sich frech wieder ein. Die eigene Artillerie, die über die Kraterwüste nicht hinüberkonnte, kehrte wackelnd wieder in ihre uralten Löcher zurück und funkte nun auf die eigenen Leute, Deutsche! Kein Befehl, das Feuer einzustellen, kam durch das feindliche Sperrfeuer zurück. So schossen französische und deutsche Geschütze auf die deutschen Gräben, Tag um Tag verrann nutzlos, Regen setzte ein und verwandelte den Boden in Lehm. Gekreuzigt und naß saßen die Helden in ihren Löchern und mußten zusehen, wie der Feind auch in ihren Flanken Geschütze aufstellte und sogar vom Rücken her mit Maschinengewehren in sie hineinschoß.

Es war unendlich schwer, sich da hineinzufinden und stilliegend zu vermodern.

Eines Morgens erfuhr Berthold, Eduard Blank sei in der Nacht beim Wassertragen gefallen. Eine Granate habe ihm das Bein am Leib abgerissen. Er sollte keine Kinder mehr haben, dachte Berthold bitter. Er versuchte, wenigstens seine Leiche zu finden und zu begraben; aber es war unmöglich, die vielen Toten in der Nacht voneinander zu unterscheiden. Berthold kroch verzweifelt zurück.

Tote und Verwundete mehrten und häuften sich. Alle Schrecken türmten sich um die still liegende Truppe. Am ärgsten aber war es, wenn plötzlich beim Wasserholen in der Nacht der Arm eines Verwundeten, Sterbenden oder Irren aus irgend einem Granatloch heraus sich um die Schuhe der Träger klammerte, und eine brüchige Stimme um Hilfe schrie. Es gab Verwundete, die wochenlang auf dem Felde lagen, mit eiternden und wurmigen Wunden. Aber der Feuerschwall des Feindes schlug die Träger nieder, die Sanitäter waren tot, keiner konnte allen zugleich helfen. So war es nicht zu verwundern, daß einige von den Soldaten irrsinnig wurden. Man hörte in Mondnächten Kommandos von wahnsinnigen Unteroffizieren, die eine Gruppe von Verrückten um sich geschart hatten und mit ihnen im Feuer exerzierten wie auf dem Kasernenhof.

Endlich kam der Befehl zum Weiterstürmen am nächsten Morgen. Berthold war einige Tage vorher auf Patrouille geschickt worden und hatte allein mit zwei Mann des Nachbar-

regiments — die anderen Mitgänger fielen — eine Gruppe Franzosen gefangen genommen, die weitgehende Aussagen machten. Man hielt jetzt auch bei den Stäben den Sturm für notwendig. Berthold wurde das Eiserne erster Klasse versprochen.

Da er sich auch sonst ausgezeichnet hatte, wurde er zum Unteroffizier befördert. Er erhielt am Tage vor dem Sturm den Befehl, da er das Gelände genau kannte, mit zwei Leuchtpistolenschützen zwischen die feindlichen und die eigenen Gräben zu kriechen, den Feind zu beobachten und, da kein Artillerist sich in der Front blicken ließ, das Feuer wirkungsvoll zu lenken. Er löste seine Aufgaben.

In der Frühe rollten die Regimenter zum Sturm.

Es galt die letzten festen Hügel vor Verdun zu nehmen.

Berthold stürmte an der rechten Flanke.

Da sah er plötzlich Otto nebenan vor seiner Truppe stürmen.

Er warf den Helm in seine Hand und jauchzte ihm zu.

Otto sah ihn an.

Da prallte Feuer aus der Erde, Otto versank.

Berthold stürzte halb von Sinnen auf ihn zu.

Die Kompagnie ging einen Augenblick in Stellung.

Otto lag in Bertholds Armen, ein Eisenstück hatte ihn an den Kopf getroffen.

Er lallte mit verdrehten Augen, sein Blut tropfte auf Bertholds Knie.

Auf einmal wurde sein Auge lebendig.

Er riß den Rock auf und deutete in die Brusttasche. Die Hand zerbrach mitten in der Bewegung.

Berthold sah einen Stoß Briefe und nahm sie an sich. Sie trugen den Namen Birges als Absender.

Otto verzog sein Gesicht, als ob er nun alles getan habe, und starb.

Bertholds Herz klopfte fieberhaft. Die Welt verging ihm.

Da rief ihn der Hauptmann; er deutete auf seinen Freund.

Der Hauptmann rief: „Ich muß Sie haben."

Die Kompagnie duckte sich zum Sprunge.

Berthold ließ seinen toten Otto auf die Erde gleiten. Seine Hände waren noch warm. Blut rann ihm in die Augen. Berthold wischte mit dem Ärmel sein Gesicht rein.

„Sprung auf, marsch, marsch!"

Im Sturm flogen die Wälder vor Bertholds Augen. Er sah einen Fluß schillern. Der Hauptmann rief ihn neben sich. Sie stürmten die Festung hinauf: da lag Verdun. Der Feind floh weit und breit.

„Weiter!" schrien die Soldaten die Front hinunter.

Ihre Rufe wurden eine unerhörte Brandung.

Sie wollten nach Verdun, dann war der Krieg gewonnen.

Kein Schuß fiel mehr....

Die Offiziere geboten Halt. Hier war die befohlene Linie. Die Soldaten ächzten vor Wut. Nichts half. Der Befehl galt.

Da warfen sich die Männer auf den Boden. Die Stahlhelme kollerten über die Erde. Sie lagen stumm da und atmeten aus. „Es wird ewig Krieg sein!"

Berthold wurde wieder zwischen die Fronten geschickt. Er erwirkte vom Hauptmann die Erlaubnis, daß vier Mann von der Kompagnie Otto zurücktrugen, damit er in guter Erde begraben werde. Er beschrieb ihnen genau den Ort, denn er durfte selbst nicht mitgehen.

Über Erich konnte er nichts erfahren.

Als er jetzt in seinem Granatloch saß, kam ungeheure Müdigkeit über ihn. Aber er mußte die Augen offenhalten.

In der Nacht kamen Bataillonsführer und Feldwebel zu ihm. Sie hatten ihre Sicherheit verloren und suchten neuen Mut bei ihm.

Gegen Mitternacht kam Befehl, am übernächsten Morgen weiter zu stürmen. Frischer Ersatz rückte an. Die Nacht schlich vorüber, der Vormittag in langen Gesprächen, einer erzählte dem anderen seine Vergangenheit aus, es waren nur noch wenige alte Leute bei der Kompagnie.

In Berthold wühlte namenloser Schmerz.

Da sah er auf einmal das Gesicht des Feldwebels mit Blut bedeckt.

„Sie sind ja verwundet," rief er.

Der Feldwebel wischte sich das Blut ab, entdeckte aber keine Wunde.

Da beugte sich der Hauptmann über Berthold und rief ihm zu: „Mensch, schauen Sie Ihr Bein an."

Da sah Berthold herunter. Seine Hose war zerrissen, das Fleisch an seinem Oberschenkel hing herunter. Das Blut schoß heraus.

Der Hauptmann verband ihn. Während des Verbindens rief er: „Sie haben ja noch eine Wunde."

Und Berthold sah in seiner Wade ein großes Loch, darin stak ein Schrapnellzünder in Faustgröße. Er versuchte ihn herauszuziehen, es gelang ihm aber nicht mehr.

Der Hauptmann verband ihn notdürftig, dann kroch Berthold in ein weiter zurückliegendes Granatloch zurück und schlief ein.

Kameraden kamen zu ihm und wollten ihn ein Stück zurücktragen. Aber da hätte er auf diesem Felde liegen müssen, bis ihn die Sanitäter holten. Er sagte deshalb, er wolle hier sitzen bleiben. Man gab ihn auf und ließ ihn in Ruhe.

Da schnallte er seinen Gürtel ab und legte Gewehr und Patronentasche neben sich. Er lehnte sich tief in die Erde zurück; er war jetzt kampfunfähig und wollte warten, bis es Abend würde, dann wollte er nach Douaumont zurückkriechen; er hoffte, wenn er in der Nacht gut vorwärtskomme, am Morgen in der Totenschlucht zu sein, wo der erste Verbandsplatz war. Er hatte, wie alle Verwundeten, den festen Glauben, jetzt könne ihm nichts mehr geschehen.

Das Granatloch, in dem er lag, war nicht sehr tief. Aber es tat unendlich wohl, so unter der Erde zu liegen. Er hörte den Kanonendonner kaum mehr in seiner Gruft, roch kaum mehr den schwelenden Brand- und Leichengeruch. Und wenn die Erde von dem zerkrachenden Eisen wankte, dann fühlte er es als leises Schaukeln. Die ganze Welt, auch die Erinnerung wurde ihm undeutlich und floß in einem lustvollen Schauer zusammen. Auch die Briefe, die er Otto abgenommen und über sein Herz gesteckt hatte, lagen dort wie ein süßes Geheimnis, er wollte sie jetzt nicht öffnen. Die Seligkeit des Sterbens kam ohne Schmerzen über ihn.

So verbrauste die Welt über ihm. Nicht weit von ihm schrie ein Soldat im Todeskampfe. Eine Granate hatte ihm den Leib aufgerissen. Es war ein junger Bursch, und das Sterben fiel ihm schwer. Berthold hörte ihn klagen, er müsse jetzt schon fort und habe das Leben noch nicht genossen. Mitten in seine Todesschreie aber brach der Jubel der Lerchen, die sich von keinem Grauen beirren ließen. Wie oft hatte sich Berthold schon an ihnen gefreut. Sie und der Sternenhimmel gaben ihm die Gewähr, daß Gott noch lebendig sei.

Die einschlagenden Geschosse schmetterten die Wände seiner Höhle zusammen. Langsam stieg er so wieder auf die Oberwelt. Er sah die seltsamsten Rauchgestalten aus den zersprungenen Granaten steigen, Teufelsbilder, häßlich und unheimlich. Sie umrauschten ihn, aber sein Herz war voll Frieden. Dieser Friede wurde auch nicht zerstört durch das schamvolle Bewußtsein, daß die Schlacht im ganzen verloren sei, und daß jetzt Deutschlands Niedergang beginne. So gewiß die Lerchen jubelten und Orion am Firmament heraufstieg, so gewiß würde Deutschland leben.

Die Franzosen schossen Giftgase. Berthold roch es, legte aber die Gasmaske nicht an, er wußte, daß es ihm nicht schaden könne. Der Abend kam.

Douaumont, der einsame Sarg über den Hügeln glühte im Höllenfeuer. Als die Dämmerung herabschlich, richtete sich Berthold auf, um nach der Totenschlucht zu kriechen. Er kam halb hoch, das verwundete Bein, das stark angeschwollen war, wurde ihm zentnerschwer, und er konnte es nicht hinter sich drein ziehen. Als er es mehrmals versucht hatte, gab er die Hoffnung auf. Er dachte, daß er hier wohl sterben müsse.

Aber er wollte nicht auf offener Erde liegen und da grauenvoll verwesen. Er griff nach seinem Spaten, grub rechts und links eine Rinne und bedeckte sich mit Erde bis an den Hals. Mit Gott hatte er längst abgeschlossen: sollte er sterben, dann wollte Gott nichts weiter mehr von ihm, sollte er aber gerettet werden, dann würde das ein Zeichen sein, daß er noch viel von ihm erwarte.

Und so lag er. Keine Seele war um ihn.

Die Kräfte verließen ihn. Er hatte seit Wochen fast nichts gegessen als Schokolade, Brot und Rum.

Ehe ihm die Sinne schwanden, tauchte die Heimat, Otto, Erich und Birge noch einmal aus schmerzlicher Versunkenheit vor ihm auf. Dann ward es stille.

Er sah ein großes blaues Meer und hörte die Wellen unter dem Himmel rauschen. Und ein blendend weißer Vogel stieg von der Meeresfläche gegen die Sonne.

Berthold entschlief.

Als er wieder aufwachte, war es Tag.

Neben ihm kauerten Kameraden im Sturmgepäck, junge, unbekannte Gesichter aus den Wäldern der Heimat. Sie spähten in die Ferne auf das Kampfspiel, die Artillerien rollten und plötzlich brachen sie los. Ihr Geheul verklang in den Lüften.

So ging es wieder an den Abend. Die Wunde fing an zu riechen. Gefangene Franzosen schwärmten durch das lodernde Dunkel und suchten möglichst schnell aus dem Feuerbereich herauszukommen. Verwundete auf Bahren standen um Berthold herum, darunter ein junger Gymnasiallehrer, der im Delirium französisch sprach.

„Was wollt ihr von mir?" dachte Berthold.

Da geschah wieder ein furchtbarer Donnerschlag. Vier junge Franzosen sprangen zitternd in Bertholds Krater und suchten Deckung vor dem Feuer. Sie schienen ihn nicht zu bemerken, schluckten hastig Wein und Milch und zündeten sich mit tanzenden Fingern eine Zigarette an.

Sie sprachen sehr aufgeregt, Berthold hörte, daß sie Studenten waren.

Da gab er sich zu erkennen. Er wünschte ihnen guten Abend.

Die Studenten, die in ihm einen Toten vermutet hatten, fuhren entsetzt zusammen, aber Berthold überzeugte sie bald, daß er lebendig sei.

Da sprangen sie hoch, begeistert. Einer hob die Hand und schwur, sie würden Berthold nie verlassen und ihn zurücktragen, und wenn es ihr Leben kosten sollte.

Und ein anderer brachte schnell eine Stange herbei. Sie banden daran ein Zelttuch in
r Art einer Hängematte, legten Berthold hinein und nahmen die Stange auf die Schultern.
So reisten sie fort, durch Gestank, Brand und Erdrisse.
Die Träger schwankten auf und ab.
Sie hatten offenbar ihre Kraft überschätzt. Als sie kaum eine Viertelstunde gegangen
ren, stürzten sie alle miteinander, als eben eine Granate einschlug, vor Schreck und Er-
öpfung in ein Riesengranatloch hinunter. Dort weinten und klagten sie lange Zeit und
mten sich nicht entschließen, den Weg fortzusetzen.
Da tauchte oben über den Kraterrand ein Gewehrlauf auf. Eine Stimme rief hinunter:
ände hoch!"
Die Franzosen jammerten. Berthold rief zornig hinauf, hier seien Wehrlose. Da löste
) eine Gestalt von der Höhe und rutschte zu ihnen herunter.
Es war ein deutscher Jäger, ziemlich dick, der sich wahrscheinlich gedrückt hatte und nun
ie Gelegenheit suchte, mit Ehren nach rückwärts zu entkommen.
Die Kratergesellschaft kam ihm sehr gelegen.
Er zückte sein Gewehr und befahl den Franzosen, den Verwundeten sofort aufzunehmen
d weiter zu marschieren. So verwirklichte er die Absicht, mit einem Gefangenen- und
rwundetentransport zugleich glorreich in die Etappe einzumarschieren.
Es ging trotzdem sehr langsam vorwärts. Vor jedem ansausenden Geschoß sank die Kara-
ne in die Knie, und Träger und Treiber steckten ihre Nasen in den Staub, während Ber-
old, am Boden hinschleifend, in unmöglichen Lagen hing.
Gegen Morgen kamen sie dennoch in der Totenschlucht an. Der Jäger, der noch einige
renlose Franzosen zusammengetrieben hatte, machte Meldung.
Der Arzt trat aus seinem Erdloch und musterte Berthold.
Dann gab er einen Wink.
Berthold wurde erst auf den Boden gelegt und dann in eine Ecke unter einen Erdüber-
ng getragen. Der Verband, der sehr übel roch, wurde ihm zwar abgenommen, aber
der das Geschoß entfernt, noch ein dauerhafter Verband angelegt.
Er schenkte den Trägern den Rest von Tabak und Rum, den er noch hatte, schrieb sich ihre
men auf und sah sich dann rasch um. Entsetzt fuhr er zurück.
Um ihn herum lagen lauter Tote und solche, die im letzten Delirium schwebten. Da ging
n die grauenvolle Erkenntnis auf, daß der Arzt auch ihn zu den Sterbenden gerechnet
tte. Und als er sah, wie andere Verwundete, die zugleich mit ihm eingeliefert worden
ren, verbunden und von kräftigen Männern zurückgetragen wurden, da blieb ihm kein
weifel mehr: man hatte ihn aufgegeben. Er sah den Erdüberhang, der sich wie ein Dach
er ihnen wölbte. Wenn sie alle tot wären, würde man das Dach durchstechen, dann wären
im Nu begraben.
Da wachte Berthold auf. Jetzt wollte er nicht mehr sterben.
Er rief Sanitäter herbei, sprach laut und vernünftig mit ihnen, machte Scherze, gab
nen sein letztes Geld und erreichte, daß sie ihn nach langem Widerstreben auf die Bahre
ben und zurücktrugen.
An einem Waldrand, der außerhalb des Feuerbereichs lag, erhielt er in der Nacht den
sten Verband.
Dann rollte er mit einer Heerschar Verwundeter auf den Geleisen einer Feldbahn ins
al hinunter. Ein dicker Lazarettinspektor wollte ihm die Hand schütteln, er wandte sich
und spuckte aus.

Zwei Leute in sauberen, weißen Kitteln trugen ihn in eine Kirche, an deren Wänden und Säulen Betten mit Verwundeten standen. Sie trugen ihn vor den Altar; dort, im weißen Licht der großen Fenster stand der Operationstisch. Der Arzt im gelben Ornat kam aus der Sakristei, von seinen Assistenten gefolgt, von denen einer die Äthermaske schwang. Als Berthold den Äther roch, der ihn das Bewußtsein nehmen sollte, da jauchzte er inwendig, er fuhr gern hinunter und sprach dem Arzt in der Narkose seine Glückwünsche aus.

Als er lange danach in seinem Kirchenbett aufwachte, beugten sich zwei dunkle Gestalten über ihn, ein sehr dicker Mönch und ein schmaler Gelehrter. Der Dicke war ein früherer Heidenmissionar, der bei Kriegsausbruch in die Heimat geeilt war, der Schmale ein Studienfreund von ihm. Das Spiel des Schicksals hatte es so gefügt, daß beide, die aus Bertholds Heimat waren, ihn hier fanden und zuerst begrüßten. Der Mönch gab ihm aus einem großen Feldkessel zu trinken. Dann entschlief Berthold wieder.

Als er aufwachte, lagen Auszeichnungen auf seinem Bett. Auch der Bataillonsführer schrieb ihm und dankte ihm. Man hatte ihn tot geglaubt.

Als er zum ersten Male seine Wunde sah schauderte ihn; sie war so groß, daß er die Hand durch sein Bein stecken konnte. Aber er hatte nie Fieber, das war das gute Blut seiner Mutter.

Viele starben um ihn herum und wurden nachts hinausgetragen. Irre redeten, sangen und lallten in einem fort. Um die Heiligen loderte böser Geruch.

Nach einigen Tagen kam Berthold in ein größeres Lazarett und von da in einigen Wochen in die Heimat, nach Deutschland.

Erst dort verließ ihn die gewaltsame Spannung, die ihn am Leben erhalten hatte. Er brach zusammen, innerlich, völlig.

Es wurde Herbst, bis er genas. Sein Bein, das im rechten Winkel stand, wurde täglich mit Sandsäcken und Maschinen bearbeitet. Er stieß nie einen Klagelaut aus.

Als er zum ersten Mal hinausgefahren wurde, war das Laub goldbraun. Sein Kopf war noch wirr, er sah überall Otto stehen, allein, zur Wanderung gerüstet. Er sprach mit ihm im Schatten der Bäume und brachte ihm heimliche Opfer dar. Die Briefe Birgers, die er im französischen Lazarett noch gehabt hatte, waren mitsamt dem Rock auf dem Weg nach Deutschland abhanden gekommen, er war nackt in die Heimat eingezogen, auch das Hemd gehörte dem König.

Mit Erich stand er im Briefwechsel.

Otto trat immer mehr in eine tiefe Stille zurück. Nachts stand sein Bild noch manchmal an Bertholds Bett, er stellte ihm immer ein Glas Wein hin, tagsüber kam er nur noch selten. Berthold erschrak manchmal vor dem Gesicht eines Kameraden, das dem totem Freund in irgend einem Zuge glich.

Heftiger und heißer, je mehr er gesundete, kreisten seine Gedanken um Birge. Er schrieb viele Briefe, konnte aber nicht erfahren, wo sie sich aufhalte. Er hörte nur, auch Hans, den man aus dem Untersuchungsgefängnis entließ, sei gefallen. Gott aber liefere Vieh an das Heer und gelte als reicher Mann in seiner Heimat.

Es kam ein Tag, da konnte er auf den Krücken gehen. Ein Jahr dauerte es noch, bis er auch die Stöcke, die die Krücken ablösten, fortwerfen konnte.

Und plötzlich war es Winter geworden. Der Himmel stand unbeweglich in grauer Stille. Kein Licht war da, kein Wolkenzug. Zwischen den Häusern der Stadt wurden die Friedhöfe unheimlich sichtbar, und mancher Trinker, der aus der Schenke torkelte, sah Gespenster.

Schön aber waren die Bäume. Sie standen schwarz und regungslos an ihrem Ort und

lten mit ihren Wurzelhänden tief drunten ihr Lebensblut umschlossen. Drunten war es
ch lebendig, wenn es auch niemand sah, selbst die blinden Bäume nicht.
Es war lebendig, wie tausend Schicksale, die sich unter die Friedhoferde geflüchtet hatten,
l, müde, doch noch tausend Bilder in ihrem Schlaf, über die kein Tod Macht hatte.
So standen die Bäume da, die einen stolz und allein, andere in wolkigen Gruppen im
istigen Wintertag und einige auch — es waren wohl die Frauen — lässig zur Seite ge-
gt, als habe sie ihr Tänzer so halb im Schlaf stehen lassen. Alle aber waren mit Reif
d Schnee behangen, mit kühlem Reif und Schnee, der in märchenhaftem Feuer alle diese
varzen Gelenke und Gesichter bedeckte, nicht anders als die Sterne in der Nacht Gottes
valtige Gestalt bedecken.
Als der Föhn im Frühlingston um die Häuser sang, brach er zum zweiten Mal auf, um
ge zu suchen. Man hatte ihm Urlaub gegeben, damit er seine Studien vollende.

(Schluß folgt.)

Kriegsromane

Die Aufgabe, einen Roman des Weltkrieges zu schreiben, ist so ungeheuer, daß die wenigen wahrhaften Dichter, die ihn an der Front überlebten, jahrelang vor diesem ute zurückbebten. Die Größe der Verantwortung war ihnen bewußt: Richter zu sein er die Lebendigen und die Toten; Entfalten der letzten Wünsche, Gedanken, Gebete, rzweiflungen der Sterbenden; Tröster der Hinterbliebenen, Baumeister eines zerstörten es. So haben wir vorläufig nur wenige, deren stille Lebenskraft dem allgemeinen sammenbruch entgegenwuchs und die Brücke schlug zwischen gestern und morgen: ns Carossa, der das ergreifende „Rumänische Tagebuch" schrieb (Inselverlag), Ernst echert, der in seinem „Totenwolf" die lebenzeugende Kraft des Krieges gestaltete. An Stelle der Toten aber, die irgendwo in fremder Erde einem neuen deutschen Tage gegenfruchten, erheben sich jetzt überall die Thersitesse des Krieges, die zahllosen Simu-ten, die ihr erbärmliches Leben retteten, um den Tod der unverstandenen Anderen, die ch für sie starben, zu schmähen; kleine Wichtigtuer und Gernegroße, die den Stachel an-borener Feigheit und eine blinde Befangenheit in der eigenen süßen Existenz dadurch chtfertigen möchten, daß sie, wie nur ein internationaler Kriegsgewinnler, die ethischen erte des kämpfenden deutschen Volkes, Vaterlands- und Freiheitsliebe, auf dem Markte s Pazifismus verschachern.

Ich habe keine Lust, den „Soldat Suhren" von Georg von der Vring (Verlag Spaeth, Berlin) zu lesen, seit ich die Besprechung kenne, die Gabriel Gobron diesem uche im Januarhefte der französischen pazifistischen „Evolution" angedeihen läßt. Gobron stellt zunächst fest, daß der „Soldat Suhren" von Thomas Mann und Wilhelm Schmidt-onn begrüßt wurde. Es wird wohl, zehn Jahre nach dem Kriege, keine allzu militärische grüßung gewesen sein. Dann gibt er das Personenverzeichnis des Romans: Suhren sich vergeblich zu drücken versuchte; würdige Wotanssöhne, die an die Verbreitung der „berlegenen deutschen Zivilisation" glauben; Aspirant Meyer, der an die soldatische pferkeit glaubt; anmaßende und brutale Unteroffiziere und Offiziere, die ihre Soldaten lagen und fesseln lassen; eine Horde von Beförderten, welche die Gebildeten wütend ssen ... So sieht die Armee dieses Dichters aus ... Gobron stellt weiter fest, daß das erk voll von Einzelheiten ist, die für die ungeheure Dummheit des Heeres, des Krieges zeugen. Die Mehrzahl der Soldaten lebt von den kleinen täglichen Ereignissen: Feld-he, Schnaps, Post. Alle Soldaten, Russen, Engländer, Patagonier, Chinesen wissen, ß die Siege nur für Generäle und Zivilisten da sind. „Man sieht daraus, wie kostbar

dieses Buch für alle ist, die die göttliche Wahrheit suchen und nicht das hündische Vater land ..." Zum Schluß erteilt der Franzose dem Deutschen den europäischen Segen „Ich habe nur einmal in Deinem Buche das Wort „Held' gefunden, es sind sonst nur Men schen darin... Gehe in Frieden! Einige Stellen lassen europäischen Geist ahnen, noch etwas verschwommen, aber das ist ja leicht verständlich, guter Deutscher..." Nein, ich habe keine Lust, dieses Buch zu lesen.

Dafür las ich das Werk von Arnold Zweig „Der Streit um den Sergeanten Grischa", das bei Gustav Kiepenheuer in 15000 Exemplaren herauskam, und stelle nun meinerseits fest: Arnold Zweig, der Zionist, sei dafür gesegnet, daß er sein Volk liebt Er liebt es so sehr, daß er öfter ein Dutzend Seiten lang einnickt und völlig vergißt, was er eigentlich erzählen wollte, daß er kilometerweise seine Rasse lobt, weil sie (wie sonst nur die Antisemiten — logen) die Revolution vorbereitete, um das deutsche Heer zu ver nichten und damit die Idee der Menschlichkeit zu retten — gleichgültig: jede Nation hat das Recht, ihre Angehörigen unter die Sterne zu versetzen — wenn sie nur leuchten! Aber es fällt schwer, ernst und unbefangen zu bleiben, wenn Arnold Zweig nur die Juden gute Menschen sein läßt, wenn er den östlichen Kriegsschauplatz benutzt, um zu zeigen daß der jüdische Kriegsgerichtsrat Posnanski und der jüdische Schreibstubeninsasse und Dichter Bertin die Idee der Menschlichkeit im Kriege retteten, daß S. Freud ein große Mann ist, und daß das deutsche Heer, besonders aber der Generalmajor Schieffenzahn, von Grund auf böse und unmenschlich waren. Und peinlich wirkt die Geste des Buches: Währen der Dichter mit der einen Hand Toleranz predigt, zieht er mit der anderen den Angepredigten den Skalp vom Kopfe, die Haut vom Leibe und stülpt ihm nach Schluß der Predigt eine von zahllosen „Tendenzen" gefältelte neue Haut über mit dem Ausruf „Seht her, ihr Franzosen und Belgier, ihr Bolschewiken und Revolutionäre — das ist der deutsche Krieger!" Diese Methode der Verhäßlichung, die ja seit langem auch von anderen Schriftstellern geübt wird — ich nenne nur Jakob Wassermann — will das Gegenteil von Ver söhnung. Es ist unmenschlich, das Antlitz eines Mitmenschen zu zerstören, selbst wenn man so nationalistisch denkt wie der Zionist Arnold Zweig. In dieser Feststellung weiß ich, auf Grund zahlreicher Versicherungen, auch jene vornehmen und duldsamen Juden auf meiner Seite, die in echter Erkenntnis des deutschen Wesens ihre Liebe zum deutschen Menschen auch dann nicht aufgaben, als Deutschland das Freiwild der öffentlichen Weltmeinung wurde: nach dem Kriege. Im Geiste sehe ich hier auch den Bund jüdischer Frontsoldaten mir zustimmen.

Wie die willigen Propagatoren des Zweigschen Werkes betonen, ist der „Sergeant Grischa" ein Kriegsroman. Deshalb, wahrscheinlich, spielt er in der Etappe. Das Herz des Autors reichte nicht bis zur Front, es blieb in der Schreibstube des Stabes hängen und verkörperte sich in dem Schreiber Bertin, der Gedichte schreibt und gern revolutionär denkt was ihn aber nicht hindert, sich von einer adeligen Krankenschwester verführen zu lassen. Also ein Krieg, nicht wie ein Zola'sches oeuvre als **coin de la nature vu à travers un tempérament**, sondern **vu à travers le judas** (Guckloch) **d'un bureau** ... In einem Kriegsroman darf mit Rücksicht auf den Leser und die pazifistische Tendenz natürlich nicht ge schossen werden. Das würde auch die „Scheinheiligkeit der Heeresatmosphäre" stören Sollte doch einmal ein Schuß fallen, dann bitte nur im erzählenden Dialog, und dann muß der Schütze ein abgelegter Fürst sein, der auf seinem Frontspaziergang einen zwischen den Fronten sich unschuldig tummelnden Russen abschießt. Alles für die Tendenz. Dieser Fürst muß natürlich eine Jagdbüchse haben (Anstand!); denn wie sollte er mit einem Dienst schießen können, das, Modell Arnold Zweig, also beschrieben ist: „Ein langer, schwerer Prügel, Holz gefügt an maschinenartig geformte Eisenteile." Solche Knüppel passen treff lich zu dem pazifistischen Wegelagererbild, das Zweig vom deutschen Soldaten entwirft Er erkennt ihn an der Uniform. Der Soldat nämlich „hat einen eisengrauen Mantel a mit sinnlosen roten Vierecken auf dem Kragen unterm Kinn und einem Streifen blau

ches mit einer Nummer auf jeder Schulter. Unter den Arm geklemmt steckt ihm (!), hrend er über Erbsen nachdenkt und Schmalz . . . ein langer schwerer Prügel (s. oben!)."
n wird nach solch anschaulicher Schilderung verstehen, warum Deutschland mit solchen ffen und Soldaten den Krieg nicht gewinnen konnte. Auch über die moralische Minder- tigkeit Deutschlands klärt uns der Verfasser auf: „Die Deutschen dienen dem Teufel, hrend Russen, Juden, Litauer, Polen an Gott glauben." Wie die Deutschen im be- en Gebiete hausten, lehrt folgender vorurteilsloser Satz: „Unter dem Vorwand drohen- Spionage hätte man am liebsten jeden über zehn Jahre alten Bewohner dieser zu- ftigen preußischen Provinzen in seiner Stube angenagelt." Wem Zweifel kommen soll-, ob diesen Satz ein deutscher Schriftsteller schrieb, der lasse zum Überfluß noch das Bild sich wirken, das der Verfasser vom Deutschland des Jahres 1917 zeichnet: „. . . ein gi- tischer Landkrake, der die Gegenden aussog, aus denen noch etwas zu holen war."
Daß in einem Kriegsroman nicht geschossen wird, bleibt eine witzige Erfindung Zweigs. ch geistreicher dünkt mir die Tatsache, daß der Held dieses deutschen Kriegsromans kein utscher ist. Es scheint, als seien dem deutschen Volk bei Kriegsausbruch plötzlich seine Hel- abhanden gekommen und erst zum Beginn der Revolution mit unversehrten Hosen Ideen wieder aufgetaucht: der Weltkrieg wurde auf deutscher Seite vielmehr nach dem tto geführt, das Georg Hermann, der Verfasser von Jettchen Gebert prägte: „Lieber f Minuten lang feig, als ein ganzes Leben lang tot," aus welchem Motto dann die Heeres- hle abgeleitet wurden. So überschreitet denn Zweig die deutschen Linien, läßt den russi- n Sergeanten Grischa durch andere gefangen nehmen und erklärt ihn zum Helden seines tschen Kriegsromans. Er verliebt sich — was in dieser Zeit auch bei Frauen öfter gekommen sein soll — in Grischa, ja, er verbündet sich mit ihm und macht nun seiner- s Krieg, indem er mit seiner revolutionären Literaturkanone in das deutsche Heer hinein- eßt — durch das Guckloch der Schreibstube. Und das ist sein dritter Witz: daß in diesem egsroman Krieg gegen das deutsche Heer geführt wird. Zwar, er hat eine „zitternde gst vor allem, was einen Rang, Knöpfe, Tressen, Achselstücke besaß", aber diese Angst liert sich allmählich unter dem heilenden Einfluß der zivilen Schreibstubenluft und macht zum Revolutionär. Und plötzlich fängt er an zu bellen, verhohlen, ärgerlich, weil immer h ein Rest dieser Angst im Halse steckt — er geht nicht auf die Straße um zu bellen, bellt nicht die Knöpfe und Tressen an, sondern er bellt in die verschwiegenen Seiten es Tagebuches hinein — aber so bellen eben Schreiber. Und plötzlich wird Grischa zum de verurteilt: er ist geflohen und hat die Papiere eines toten russischen Spions bei der rhaftung bei sich . . . Jetzt hat der Dichter ein Motiv, um das herum er entfesselt bellen n. Und jetzt fallen sie scharenweise, die falschen Fronthelden. Voran die Offiziere. Der hter überrascht sie beim Stehlen von feindlichen Klavieren — und bellt sie um. Er ertappt im Liebesgeflüster mit „Bettmatratzen", worunter, durch die Blume, Krankenschwestern standen sind, ja er treibt sie herdenweise zu großen Gelagen zusammen, läßt sie die lichsten Dinge fressen und saufen und richtet dann ein fürchterlich-moralisches Blutbad er ihnen an: So ist das deutsche Heer! In seinem Eifer vergißt er ungeheure Wort- ken lang seinen Sergeanten Grischa, Dutzende von Seiten lang bleibt sein Held anonym, r die Tendenz will ihre Opfer haben, selbst auf Kosten des Kunstverstandes. So wälzt dieser Roman breit und langweilig, wie sein Schauplatz, die Etappe, über 552 Seiten t. Auf Seite 532 fällt Grischa: das deutsche Gewehr tritt in Tätigkeit, als Instrument es Justizmordes! Der lange, schwere Prügel ist entlarvt.
Auch sachliche Notwendigkeiten stören die Tendenz nicht. Wenn sie schon, unberührt von ahrheit, Ehre und Gerechtigkeit, die magere Fabel des Romans in die Breite walzt, rum soll sie vor schlichten, militärischen Tatsachen haltmachen? Vor der Tatsache etwa, ß ein 18- oder 20jähriger Oberleutnant zu der Zeit, da die Geschichte spielt, technisch möglich ist? Ein Schriftsteller, der Gesichter „verleiht", kann auch Sterne verleihen, wenn der höhere Zweck erfordert. Macht auch nix, daß es einen Generalquartiermeister nur bei

der Obersten Heeresleitung gegeben hat, nicht bei Oberost; macht auch nix, daß der Dienstweg der Kriegsgerichtsverhandlung unmöglich ist: Der Oberquartiermeister Oberost wäre nie in die Verlegenheit gekommen, einem Divisionskommando wegen eines Todesurteils dreinzureden; in dem Augenblick, wo es sich herausstellt, daß der Verurteilte eine andere Person ist, hätte das Kriegsgericht nicht die Akten weitergegeben, vielmehr das Verfahren für null und nichtig erklärt und wieder aufgenommen. Es gibt in diesem Buche einen Divisionsstab, der sich nicht von der Stelle rührt, als die Division 200 Kilometer vorverlegt wird, es gibt Telephonleitungen durch den Urwald, eine Störung sämtlicher Leitungen, so daß es unmöglich ist, Verbindung mit Oberost herzustellen — alles Dinge, die „diesseits der Kunst" nicht bekannt sind.

Wenn der Leser dieser Zeilen sich leise gelangweilt fühlt, so möge er mir verzeihen. Es ist mir bei der Lektüre dieses „Kriegsromans" ebenso ergangen. Und so möge es allen denen ergehen, die auf die anpreisenden Worte auf dem Umschlag des Romans hereinfallen: „Festhaltend am tragischen Geschick eines russischen Kriegsgefangenen wird mitreißend die Welt des großen Krieges (!) erzählt, und liebevolle (!) Gestaltung aller (!) Charaktere und die wahrhaft dichterische Fülle (!) der Landschaften, Stimmungen und Begebenheiten machen diesen aus leidenschaftlichem Miterleben (!) geborenen Roman zum würdigen Repräsentanten des Schaffens unserer Generation."

Jawohl, würdig!

München. Josef Magnus Wehner.

Neuerscheinungen

Ricarda Huch: Im alten Reich. Lebensbilder deutscher Städte. 500 S., 29 Wappenbilder, in Ganzleinen 10 M. (Leipzig, Grethlein & Co.). Die Städte sind: Frankfurt a. M., Mainz, Friedberg i. H., Limburg a. d. Lahn, Gelnhausen, Wetzlar, Schwäb.-Hall, Schwäb.-Gmünd, Nördlingen, Regensburg, Bautzen, Görlitz, Stendal, Tangermünde, Stralsund, Wismar, Lübeck, Lüneburg, Hildesheim, Goslar, Quedlinburg, Halberstadt, Hameln, Enger i. W., Münster, Soest, Paderborn, Hersfeld, Erfurt. Es steckt erstaunlich viel Wissen in diesen Städtebildern deutscher Vergangenheit, erstaunlich viel Arbeit und eine durch jahrzehntelange Übung erworbene Reife der Darstellung. Jedes ist in sich künstlerisch abgerundet, jedes verbindet Vergangenheit und Gegenwart mit einer Meisterschaft, die den Band neben Darstellungen wie Albert von Hofmanns „Historischen Reisebegleiter für Deutschland" stellt.

Gestaltungen des Faust, herausgegeben von H. W. Geißler. 3 Bände: 630, 554, 554 S. I enthält das älteste Volksbuch, die Historia von Dr. Johann Fausten von 1587, die schon im nächsten Jahr gedruckte englische Faustballade, den „Faustus" von Marlow, ein fliegendes Blatt aus Köln, 3 Theaterzettel aus den Jahren 1738, 1742, 1767; das Puppenspiel; Lessings Faustpläne; die beiden Fauststücke von Maler Müller; Lenzens Fragment „Die Höllenrichter"; Klingers Faust-Roman. Band II enthält Goethes „Urfaust", das Fragment von 1790, den 1. und 2. Teil. Band III Chamissos merkwürdiges Fragment von 1804, Klingemanns Faust von 1815, Grabbes „Don Juan und Faust" (1828), Lenaus epische Dichtung, Heines Programm zum Tanzpoem und Fr. Th. Vischers „Dritten Teil" (in der Einleitung wäre S. 375 Wagners Faustouvertüre nachzutragen) nach dem Texte der Auflage von 1886. Die schöne Ausgabe war ein Bedürfnis und füllt eine Lücke. Der Preis für die 3 biegsamen Leinenbände (10 M.) ist unbegreiflich niedrig (München, Parcus & Co.). An der Hand von Band I das Entstehen der Faustsage von Goethe zu verfolgen, führt sicherer ins Herz seiner Dichtung als der längste Kommentar.

Rosenheim Josef Hofmiller.

Redaktionell abgeschlossen am 22. Februar 1928
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hübscher in München. — Druck- und Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München.

Zur Einführung

Von Eduard Meyer in Berlin

Mit lebhaftester Teilnahme wird jeder deutsche Patriot die folgende Abhandlung lesen, in der ein geistvoller französischer Gelehrter, erfüllt von schweren Sorgen über die durch en Weltkrieg und seine Folgen geschaffene Lage Europas und die Zukunft seiner Kultur, ür die Anbahnung einer geistigen Zusammenarbeit zwischen Frankreich und Deutschland as Wort ergreift und mit klarem geschichtlichen Blick seinen Landsleuten nachdrücklich ns Gewissen redet. Ob seine Hoffnung, daß gegen die bisher in der französischen Politik orherrschende deutschfeindliche Auffassung sich „ein anderes, friedliebendes, anstän- iges und vernünftiges Frankreich" durchsetzen wird, sich jemals erfüllt, kann nur die Zukunft lehren. Um so mehr wollen wir, bis es dahin kommt, seine Mahnung beherzigen, aß man „nicht versuchen soll, Leute zufrieden zu stellen, die nichts zufrieden stellen kann", aß es unsere heilige Pflicht ist, immer von neuem gegen die Schuldlüge des sogenannten riedensvertrages zu protestieren, und offen aussprechen, wie das ja jetzt auch die Reichs- egierung getan hat, daß von irgendwelcher Annäherung nicht die Rede sein kann, solange och ein Stück deutschen Bodens vom Feinde besetzt ist.

Auf die gehaltreichen, weite Aussichten eröffnenden Gedankengänge näher einzugehen, uf die Edouard Dujardin seine Auffassung aufbaut, ist an dieser Stelle nicht möglich. Nur zu einem Punkte möchte ich in Kürze Stellung nehmen. Daß Ende Juli und Anfang August 1914 die entscheidende Krisis über die Zukunft Europas hereingebrochen ist, daß amit der Höhepunkt seiner Kulturentwicklung überschritten und sie auf dem absteigenden ast angekommen war, ist gleich damals gar manchen lebendig vor die Seele getreten und eitdem bei allen Denkenden Gemeingut geworden; auch die schon vorher oft mit innerem Bangen erwogene Frage, an welchem Punkte der parallelen Entwicklung der antiken Kultur wir stehen, hat sich damit unabweisbar aufgedrängt.

Hier vermag ich dem Verfasser nicht beizustimmen, wenn er unsere Gegenwart der Krisis gleichsetzt, die seit dem Ende des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts über das Römerreich und seine Kultur hereingebrochen ist. Ich kann die Zeit der Antonine und die ange Friedensepoche, die unter ihnen herrschte, angeblich die glücklichste Epoche der Ge-

schichte der Menschheit, nicht so hoch einschätzen; denn trotz alles äußeren Glanzes, der sie umstrahlt, ist sie innerlich morsch und ausgehöhlt, wie die Zeitgenossen selbst empfunden haben eine Epoche der Senilität und Stagnation, die keine großen Aufgaben mehr kennt oder gar zu lösen versuchen kann; die Homogenität unter einer wohl geordneten Regierung von oben her hat das selbständige Leben und die freie Bewegung erstickt. So bricht der ganze Bau von innen zusammen, sobald irgendeine Krisis, von welcher Seite immer, eintritt; die Gebildeten haben sowohl das Schwert wie die geistige Führung aus den Händen gegeben, und so geht die Entscheidung auf die Soldateska und die Massenbewegungen über. Nur dadurch ist das Vordringen der germanischen Stämme überhaupt möglich geworden; es ist nicht die Ursache, sondern lediglich das Symptom der inneren Zersetzung.

Als die wirkliche Parallele zu unserer Gegenwart erscheint mir vielmehr, wie ich auch sonst schon ausgeführt habe, der Niedergang des hellenistischen Staatensystems und seiner Kultur durch das Eingreifen Roms. Im 3. Jahrhundert vor Christus beherrscht die hellenistische Kultur die bekannte Welt vom westlichen Mittelmeer bis zum Indus; ihr Schwerpunkt liegt in den großen makedonischen Reichen des Ostens. Aber diese befehden sich untereinander und legen sich dadurch lahm; und da greift, seit dem Kriege Hannibals, Rom, das stark von ihnen beeinflußt, aber politisch ihrem Kreise nicht angehörig selbständig neben ihnen stand, mit seiner herrischen Politik, die nur ihr eigenes Interesse kennt, übermächtig ein und zerstört sie. Die Folge ist ein ungeheuerer Rückgang der Kultur. Der ganze Osten vom Euphrat an geht ihr verloren, und stets fortschreitend dringt die Orientalisierung auch im Westen immer weiter vor. Es bedarf kaum des Hinweises darauf, wie vollständig dem das Eingreifen der Vereinigten Staaten von Amerika in die Geschicke Europas entspricht; und auch die Zivilisation und die unter dem Schein der Gerechtigkeit lediglich selbstsüchtige Ziele verfolgende Politik Amerikas sind durchwegs denen Roms weit näher verwandt, als eine oberflächliche Betrachtung empfindet. Amerika ist der alleinige Sieger im Weltkrieg; und die Folge ist die unaufhaltsam fortschreitende Amerikanisierung Europas, die alle wahre Kultur ertötet.

Hier liegen die Probleme der Zukunft und die furchtbaren Gefahren, vor die wir gestellt sind. So weit wie die Welt des römischen Kaiserreichs sind wir noch nicht; noch besteht bei uns, trotz allem, selbständiges Leben und innerlich freie Kultur. Aber der Weg weist dahin. Ob wir ihn vermeiden können oder bis zu Ende werden gehen müssen, hängt zwar in weitem Umfang von Umständen ab, gegen die wir machtlos sind, aber daneben und in erste Linie doch davon, ob wir uns widerstandslos überfluten lassen oder ob wir die innere Kraft und den zähen Willensentschluß besitzen, uns selbständig zu behaupten.

Geistige Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Frankreich

Von Edouard Dujardin in Paris

Einleitung

Ich wollte hier nur von den Bedingungen sprechen, unter denen sich eine geistige Zusammenarbeit von Deutschland und Frankreich in der gegenwärtigen Krisis der europäischen Zivilisation ermöglichen läßt. Aber eine Zusammenarbeit setzt zuerst eine Annäherung voraus, und so komme ich dazu, einleitend die oft gestellte Frage nach den Bedingungen, unter denen sich diese Annäherung bewerkstelligen läßt, ins Auge zu fassen. Ich tue das um so lieber, als beide wechselseitig voneinander abhängig sind.

Man kann grundsätzlich feststellen, daß keine aufrichtige und vollständige Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich möglich ist, solange nicht zwei wesentliche Bedingungen erfüllt sind:

1. Solange nicht die doppelte Frage der Verantwortlichkeiten und der Kriegsverbrechen beantwortet ist.

2. Solange es in Frankreich eine böswillige Gesinnung gibt, die teils hartnäckig darnach strebt, Deutschland an der Vollendung seines Wiederaufbaus zu hindern, teils sogar bedauert, daß man es 1919 nicht zerstückeln konnte, und insgeheim wünscht, eines Tages doch noch so weit zu kommen, in jedem Fall fest gewillt ist, alles ins Werk zu setzen, um das Rheinland niemals zu räumen.

In einem Aufsatz im Septemberheft der S.M. „Verständigung mit Frankreich?" habe ich erklärt, daß man nicht ganz Frankreich die Gefühle einer deutschfeindlichen Minderheit beilegen darf, daß aber leider diese Minderheit lärmend und mächtig ist, während die vernünftige Mehrheit ihre Stimme nicht laut genug zur Geltung bringt oder daran gehindert ist. Ich beschränke mich also darauf, hier noch einmal zu versichern: es gibt ein doppeltes Frankreich. Das eine Frankreich begreift, daß die Kriegsverantwortlichkeiten nicht einseitig sind, und daß der größte Teil davon nicht die deutsche Seite trifft; es begreift, daß die Kriegsverbrechen eben die Tatsache des Krieges selbst sind, und daß sie auf allen Seiten begangen wurden; es begreift, daß Deutschland und Frankreich, beide so schwer geprüft, beide ihre europäische Stellung wieder einnehmen müssen; dies Frankreich hat in Locarno die Morgenröte der notwendigen Annäherung begrüßt.

Aber es gibt auch ein nationalistisches, militaristisches, deutschfeindliches Frankreich, und unglückseligerweise gehören diesem die bedeutendsten Zeitungen. Dieses Frankreich ist unversöhnlich; es weiß nicht nur nichts, es will auch nichts wissen; es versteht nicht nur nichts, sondern es verstopft sich auch die Ohren.

So wiederholen die großen Pariser Zeitungen unermüdlich seit 14 Jahren wie eine gelernte Lektion die gleichen Phrasen über die Verantwortlichkeiten und Grausamkeiten des Krieges und haben auf Einwürfe nur eine Antwort: Verweigerung jeder Erörterung.

Ich kenne eine distinguierte Dame von guter Geistesbildung mit den erlesensten Beziehungen, eine typische Vertreterin der vornehmen französischen Bourgeoisie. Was die Deutschen auch tun, sie sind Verbrecher; tun sie etwas, was man kaum tadeln kann, dann sagt die Dame: Traut ihnen erst recht nicht, denn sie haben eine um so ruchlosere Treulosigkeit vor.

Schlußfolgerung: Kein Vertrauen kann dem deutschen Volk geschenkt werden; Locarno ist ein Schwindel, die Räumung des Rheinlandes wäre ein Wahnsinn.

Nun, ich als Franzose, der seine Landsleute kennt, kann nicht umhin zu sagen: dieses Frankreich wird niemals seine Zustimmung zu Erörterungen geben und wird niemals zufrieden sein. Der Haß, den es gegen Deutschland hegt, ist ein hysterischer Haß. Alle Anstrengungen, um die Dame und die Zeitungen, von denen ich spreche, zu überzeugen, alle Zugeständnisse, welche die deutsche Regierung machen würde, um ihnen genug zu tun, würden zu nichts führen. Wenn die deutsche Regierung in ihrer Gesamtheit käme, barfuß und den Strick um den Hals, wie die Bürger von Calais, und brächte die Schlüssel von Deutschland, so würden sie weitere Pfänder und Sicherheiten verlangen. Das muß man in Deutschland wissen. Niemals werden diese Leute, ohne dazu gezwungen zu sein, das Rheinland räumen, niemals der Abrüstung zustimmen.

Ein Beweis unter vielen anderen: In allen Ländern der Welt ist es dem Angeklagten erlaubt, sich zu verteidigen, dem Verurteilten, den Versuch zu machen, eine Revision seiner Verurteilung zu erreichen. Aber die französischen Deutschenfeinde haben es nicht zugelassen, daß Deutschland gegen seine „Verurteilung" protestierte. Es genügt, einen Blick auf die großen Pariser Zeitungen zu werfen; das „verurteilte" Deutschland hat nicht das Recht, gegen das in Versailles erlassene Urteil Berufung einzulegen; jeder seiner Proteste ist ein neuer Angriff auf das Recht. Man würde in der Geschichte vergeblich einen verbohrteren Inquisitionsgeist suchen.

In Betracht zu ziehen ist nur das andere Frankreich, das friedliebende, anständige und vernünftige Frankreich, das seine Ohren öffnet und die Hand darbietet. Nur mit diesem kann man sich verständigen. In diesem friedliebenden Frankreich gibt es noch Zaudernde; aber da sie ohne Voreingenommenheit sind, können sie überzeugt werden. Mit gutwilligen Menschen soll man gutwillig sein, böswilligen gegenüber soll man nicht im geringsten nachgeben. Man soll nicht versuchen Leute zufriedenzustellen, die nichts zufriedenstellen kann.

Deutschland soll also vor allem weiter gegen diejenigen protestieren, die es der Umwälzung der Welt anklagen. Und dann soll es sich nicht einlassen auf die Anmaßung derjenigen, die ihm vorwerfen, es wolle eine zweite Umwälzung der Welt.

Gewisse Leute sagen: Die Verantwortlichkeiten, die Kriegsverbrechen? Lassen wir das, wecken wir nicht den alten Hader wieder auf, das gehört der Vergangenheit an.

Nichts ist falscher. Durch das Zugeständnis des Schweigens würde Deutschland die Gutwilligen abschrecken; von denen, die es hassen, aber nichts erreichen. Und was die Zukunft betrifft, so mögen sich die Deutschen erinnern: Was sie auch tun, die besagte Dame wird immer sagen, daß sie unrecht haben.

Auch Deutschland hat seine Unversöhnlichen; meine deutschen Leser kennen sie besser als ich, und es ist nicht meine Aufgabe, sie vorzunehmen; ich schreibe nicht über das, was ich schlecht kenne, sondern über das, was ich gut kenne, und das ist mein eigenes Land.

Die große Mehrheit in Frankreich wünscht eine wahrhafte Annäherung, aber diese Annäherung wird erst möglich an dem Tage, an dem die deutschfeindliche Minderheit nicht mehr die ausschlaggebende Stimme hat, nicht eher. Was Deutschland betrifft, so würde es sich in der Geschichte der Menschheit ehrlos machen, wenn es seiner Verurteilung zustimmte; ein Volk, das sich unschuldig weiß und doch das Zugeständnis eines Schuldbekenntnisses macht, hat seinen Platz unter dem einer Schafherde. Die wahrhafte Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich muß nicht nur in Aufrichtigkeit und Vertrauen kommen, sondern auch in Ehre. Deutschland hat eine Aufgabe zu erfüllen, die es nicht erfüllen kann und bei der Frankreich nicht mitarbeiten kann, wenn die Ehre nicht unversehrt ist.

Das Ziel der Annäherung ist in der Tat außerordentlich viel höher, als manche meinen. Es handelt sich für unsere beiden Völker nicht nur darum, als anständige Nachbarn zu leben; sicher ist es für Deutschland und Frankreich von Wert, ausgezeichnete Beziehungen zu unterhalten, die Reibungen zu vermeiden, die Meinungsverschiedenheiten nicht zu

erewigen, sich wirtschaftlich und politisch zu verstehen, mit einem Wort, den Frieden zu enießen, der zwischen „guten Nachbarn" bestehen soll. Aber das genügt nicht. Ein Werk uß heute vollendet werden, das unendlich viel schwieriger ist als die Herstellung einer uten Nachbarschaft, ein Werk, das die Kräfte von allem beansprucht, was in Europa och ein geistiges Leben besitzt, ein Werk, das nur von dem besseren Deutschland ausgeührt werden kann, wobei aber das bessere Deutschland die Mitarbeit aller bedarf, die in einer Umgebung mitarbeiten können.

Die europäische Zivilisation ist heute in eine Krisis von fürchterlicher Schwere geraten; s handelt sich darum zu wissen, ob eine Zusammenarbeit zwischen dem besseren Deutschnd und dem besseren Frankreich zur Lösung dieser Krisis möglich ist.

Aber der Augenblick ist gekommen, zu prüfen, worin diese Krisis der Zivilisation besteht, elche Drohungen sie über Europa verhängt und wie sie beseitigt werden kann.

Das Irrationale und das Rationale

Fürchterliche Probleme bieten sich heute dar; der Krieg von 1914 hat Drohungen erscheinen lassen, die in Wahrheit seit langem da waren und die einige Denker geahnt atten (z. B. Nietzsche, allerdings nicht ohne starke Irrtümer). Die Grundlagen unserer ivilisation sind bedroht; das Gefühl wächst in unserer Mitte, daß wir am Vorabend eines msturzes stehen. Die Studien, die ich seit einem Vierteljahrhundert über die Geschichte er Religionen und die parallele Geschichte der Zivilisationen betreibe, haben mich zu em Glauben geführt, daß das Übel, an dem unsere Zivilisation leidet bei allen Verchiedenheiten grundsätzlich ungefähr dasselbe ist wie vor 18 Jahrhunderten im Augenlick des beginnenden Untergangs der antiken Gesellschaft.

Ich will hier nicht etwas längst Bekanntes als Neuigkeit auftischen. Die Ähnlichkeit nserer Zeit und der Zeit des griechisch-römischen Verfalls ist öfters dargestellt worden; ber vielleicht ist die Beobachtung meistens etwas oberflächlich gewesen und hat nicht hineichend geklärt, wie verschieden sich die Probleme damals und heute darstellten; und was ie Analogien betrifft, so sind die tiefen soziologischen Ursachen vielleicht in falscher Richung gesucht worden. Sei dem wie immer, ich muß meine Leser bitten, am Anfang Dinge nzuhören, die sie schon wissen, die aber die nötigen Voraussetzungen für die Schlußfolgeungen sind, die ich daraus ableiten will.

Am Ende des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung hatte die mittelländische Welt erade zwei Jahrhunderte des römischen Friedens genossen, der die längste Friedensperiode st, welche die Menschen jemals gekannt haben. Die Wirren nach dem Tode Neros und päter nach dem Tode Domitians waren rasch niedergeschlagen worden, und die Antonine atten die pazifistische Prophezeiung Vergils verwirklicht: Novus rerum nascitur ordo.

Es ist heute unter Gelehrten Mode, die Tatsache des römischen Friedens zu bestreiten. Die Ungerechtigkeit kommt daher, daß man das römische Reich als ein geschlossenes Ganzes nimmt. Es gab aber die Vorbereitungen des römischen Friedens, es gab seine ersten Versuche, es gab den römischen Frieden selbst und es gab seinen Untergang.

In der Tat: Kaum war Mark Aurel gestorben, so sah man die Bürgerkriege sofort, ast gleichzeitig wieder beginnen, die bis dahin weit entfernten Barbaren wurden gefährich, und das Christentum, das bis dahin verborgen und fast unbekannt war, verbreitete ine sittliche Revolution, die noch viel schrecklicher war, während zu gleicher Zeit allerorten ie Einrichtungen, die Sitten und die Kultur zugrunde gingen.

Ich habe öfters Gelegenheit gehabt, meine Gedanken darüber auszusprechen: Von dem Tode Mark Aurels im Jahre 180 unserer Zeitrechnung datiert für die Menschheit eine Periode, die ich die Epoche der Verzweiflung nenne. Weshalb diese Bezeichnung? Etwa wegen des Unheils, das damals über die Welt hereinzubrechen begann? Nein, denn die

Menschheit hatte schon ebenso große Bedrängnisse gekannt und sollte sie in Zukunft wieder kennen lernen. Verzweiflung (désespoir) bedeutet nicht Unglück, sondern Ende der Hoffnung (espoir), also Hoffnungslosigkeit. Zu anderen Zeiten konnte die Menschheit ebensoviel leiden wie im dritten uno vierten Jahrhundert; aber was diese Zeit so furchtbar kennzeichnet, ist der Umstand, daß sie am Leben verzweifelte.

Und dies ausgerechnet, weil sie dank dem römischen Frieden die Hoffnung auf ein besseres Los hatte fassen können. Man bedenke! Die Welt befriedet und nicht nur befriedet, sondern organisiert! Dieser tausendjährige Traum endlich verwirklicht, die Ordnung hergestellt und plötzlich der Zusammenbruch!

Es ist meine schreckliche Überzeugung, wenn ich heute, am Ende meiner Laufbahn, vom Jahre 1914 her den Beginn einer neuen Periode datiere, die ebenfalls die Epoche der Verzweiflung sein wird.

Der Vergleich zwischen der Epoche, die auf den Tod von Mark Aurel folgte, und der unsrigen drängt sich auf, und das wird unsere Studie zeigen. Es ist auffällig: Außer einer kleinen Zahl von Pessimisten hatten die meisten von uns vor 1914 dieselben Illusionen, wie die Römer vor 180 sie hatten. Und in diesem Augenblick ist der Krieg ausgebrochen. Ich sage nicht, daß das Unheil und die Greuel des Krieges von 1914 die anderer Kriege übertroffen haben, ich sage nur, und das ist das Gefühl, das fast die ganze Welt hatte, daß dieses Unheil und diese Greuel eine Ära neu eröffnet haben, die man abgeschlossen glaubte, und daß sie den Beweis geliefert haben, daß nichts abgeschlossen war, daß alles wieder anfing: das ist das Schreckliche, das ist die Hoffnungslosigkeit! Krank werden ist nichts, aber in sich eine lange Krankheit tragen, sich allmählich erholen, sich genesen glauben und eines schönen Tages einen Rückfall erleben und bemerken, daß nichts gebessert ist, das ist die Verzweiflung. Glücklich diejenigen unter uns, die sich in dem Glauben gefallen, daß der Rückfall von 1914 der letzte gewesen sei! Ich weiß, wenn man derartige Illusionen zerstört, so wird man des Defaitismus beschuldigt. Vor 25 Jahrhunderten wurde Jeremias ins Gefängnis gesteckt, weil er den Untergang dessen prophezeite, was für den Horizont Israels die ganze Zivilisation war.

Aber der Defaitismus der Propheten ist kein absoluter Defaitismus. Nach dem Zusammenbruch predigte Jeremias den Wiederaufbau. Der Zusammenbruch der antiken Gesellschaft hat den Weg für das Christentum frei gemacht. Was ich Verzweiflung nenne, ist die Tatsache, an der Gesellschaft zu verzweifeln, so wie sie ist, und nicht an der Gesellschaft an sich. Wenn der Geschichtsschreiber die Epoche der Verzweiflung betrachtet, so geht seine Überlegung also weiter und wendet sich an diejenigen, die mit ihm weitergehen wollen.

Als Jeremias das Unglück ankündigte, das Israel bevorstand, bezeichnete er als Grund den Zorn Gottes. In die profane Sprache übersetzt heißt Zorn Gottes: soziologische Notwendigkeit. Diese soziologischen Notwendigkeiten muß man studieren. An anderem Ort habe ich gesagt, daß die Soziologie nur die Verweltlichung der Theologie ist.

Ich werde also kein Bild malen, das den Zustand unserer und der antiken Zivilisation vergleicht. Ich halte es für nützlicher, auf die Grundtatsachen zurückzugehen und zu zeigen, daß die Krisis unserer Zeit dieselben tiefen Gründe hat wie die vor hundert Jahren.

Diese soziologischen Notwendigkeiten leite ich aus zwei Voraussetzungen ab, deren Exaktheit mir unleugbar erscheint, selbst wenn man die Schlüsse ablehnt, die ich daraus ziehen will.

Erste Voraussetzung: Es gibt im Grunde der menschlichen Seele zwei Arten des Denkens, die durchaus verschieden und gegensätzlich sind, obwohl sie in der konkreten Wirklichkeit immer vermengt sind: das irrationale und das rationale Denken.

Anders ausgedrückt, die Erkenntnis umfaßt zwei Gebiete: das Reich des Irrationalen, der außerhalb der Erfahrung erworbenen Erkenntnis; das Reich des Rationalen, der experimentell erworbenen Erkenntnis.

Ich bringe damit nichts Neues vor, ganz im Gegenteil; es handelt sich nur darum, is gegebenen Voraussetzungen die Schlußfolgerungen zu ziehen, die sie zulassen. Man ird mir vielleicht vorwerfen, daß ich mich zu sehr anregen ließe durch die berühmten rbeiten von Keyserling, Tröltsch oder Spengler. Wenn die Ideen, die ich hier entwickle, gendwie der Wahrheit entsprechen, so müssen sie sich notwendigerweise mit andern, on ausgesprochenen berühren; die Denker schaffen die geistigen Bewegungen nicht, sie ıdieren und deuten sie, und jeder trägt sein Steinchen bei. Was mich betrifft, so hoffe ı, meinen persönlichen Beitrag zu liefern, indem ich als Unterlage dieser Studie die ehre vom Irrationalen und Rationalen aufstelle.

In der konkreten Wirklichkeit, sagten wir, sind die zwei Arten des Denkens, die irrationale nd die rationale, miteinander verbunden. Wenn das Individuum Erfahrungen macht, bedient es sich immer eines Mindestmaßes von Tatsachen, die nicht aus der Erfahrung ervorgehen; ebenso werden die Errungenschaften der irrationalen Erkenntnis immer it einem Teil rationaler Erfahrung verfälscht. Genau genommen, müßte der Ausdruck rrationaler Bereich" ersetzt werden durch „Bereich, wo das Irrationale herrscht", und hnlich müßte man statt „Bereich der Erfahrung" sagen „Bereich, wo die Erfahrung herrscht". heoretisch ebenso notwendig ist diese Unterscheidung zwischen zwei Prinzipien, die im roßen und ganzen dem entsprechen, was die alte Philosophie unter dem a priori und em a posteriori verstand.

Die Vernunft ist die Fähigkeit, die den zweiten dieser beiden Bereiche beherrscht, wenn ir unter Vernunft nicht den reinen Verstand des Descartes verstehen, sondern nur die ähigkeit des Menschen, die Tatsachen seiner Erfahrung zu sammeln, zu ordnen und zu ewahren und sie in den Schatz der einregistrierten und beglaubigten Erfahrung einzuordnen.

Im Gegensatz zur Vernunft ist der Geist die Fähigkeit, die, außerhalb der Erfahrung sich ewegend, von den nicht beglaubigten und nicht zu beglaubigenden Tatsachen ausgeht, e sich dem Menschen mit ebenso großer Autorität aufdrängen, als wenn sie durch eine öhere Macht bekannt gemacht worden wären.

Diese beiden Begriffsbestimmungen führen uns dazu, in dem einen dieser Bereiche den ligiösen Bereich wiederzuerkennen und in dem anderen den weltlichen Bereich.

Ich weiß, welche Anstrengungen die katholische Kirche seit den Kirchenvätern und im amen der immerfort verfolgten Aufgabe, das Christentum zu intellektualisieren, darauf erwandt hat, das Werk des Geistes, d. h. den Glauben, der Vernunft zu unterwerfen. s ist das betrübliche Ergebnis eines seit Jahrhunderten dauernden Unterrichts, daß eine hr große Anzahl von Menschen sich einbildet, daß der Glaube die rationale Zustimmung ı ebenso rationalen Vorschlägen ist. Die Lehrsätze des liberalen Protestantismus begrüßen n Gegensatz dazu im Glauben einen Zusammenhang des Herzens, nicht des Intellekts.

Wir kommen zu einer neuen Unterscheidung. Das rationale Denken ist positiv, das ir-ıtionale mystisch. Und von der Mystik hat die katholische Kirche ebenso wie vom Glauben ne nicht annehmbare, da in gleicher Weise tendenziöse Begriffsbestimmung gegeben. nter der Gefahr, ihre großen Mystiker dem Verdacht der Häresie auszuliefern, hat sie ch gezwungen gesehen, sich zu gleicher Zeit die Eigenschaften der reinen Mystik und die ewissermaßen entgegengesetzten Eigenschaften des Intellektualismus beizumessen.

Wenn wir unsere zweifache Analyse fortsetzen, werden wir uns bald Rechenschaft ab-gen, daß die irrationale Erkenntnis den Anfängen des menschlichen Denkens bzw. dem rimitiven Denken entspricht, während das Reich der Vernunft dem des fortentwickelten enkens entspricht. Wir bleiben uns dabei immer bewußt, daß in Wirklichkeit nichts rein ı Erscheinung tritt, und daß wir unsere Ausdrücke immer richtigstellen müßten in Erinne-ıng daran, daß das irrationale Denken keinen Augenblick völlig irrational gewesen ist, nd ebensowenig das rationale Denken ganz frei von irrationalen Einflüssen. Hier kommen ir zu der zweiten der beiden Voraussetzungen, auf die sich diese Studie gründet.

Zweite Voraussetzung: Die Zivilisation beginnt mit einem Zustand, in dem das irrationale Denken herrscht, und sie entwickelt sich zu einem Zustand, in dem das rationale Denken herrscht.

Wir haben die Vernunft als den Schatz der menschlichen Erfahrung bestimmt und nicht als irgendeine Möglichkeit, sich zum Absoluten zu erheben. Daraus ergeben sich nicht nur die langsame Entwicklung der Vernunft und ihre Grenzen, sondern auch die absolute Unfähigkeit der frühen und die relative Unfähigkeit der entwickelten Zivilisationen, ihre eigenen Notwendigkeiten rational zu begreifen, wo es sich darum handelt, sich über das tägliche Essen und Trinken zu erheben und über die Vorurteile, die der Menschheit und den höheren Tieren gemein sind.

Aber sogleich drängt sich eine Beobachtung auf. Die Tiere um uns scheinen eine experimentelle Kenntnis der Dinge zu besitzen; warum sind sie in diesem Bereich nicht zu einer höheren Stufe erhoben als zu der unentwickelten, auf der sie sich befinden? Mehrere Gründe können angeführt werden; der wesentlichste ist wohl der, daß die experimentelle Erkenntnis, auf ihre Kräfte allein beschränkt, unfähig ist, noch weiter zu führen.

Tatsächlich hat der primitive Mensch der nichtexperimentellen, d. h. der irrationalen Erkenntnis bedurft, da er keine Erfahrung besaß und keine Kontrolle hätte eintreten lassen können. Der Mensch würde noch auf der tierischen Stufe verharren, wenn er nicht mit der Fähigkeit begabt wäre, außerhalb jeder Erfahrung und jeder Kontrolle zu begreifen, Begriffe, die man aprioristisch nennen kann. Was die rationale Erkenntnis betrifft, so kann sie auch unter der Voraussetzung, daß sie die Quittung für eine lange Anstrengung ist, nicht anders zu irgendeiner Sicherheit gelangen als durch unzählige Versuche und durch Zusammenarbeit mit der irrationalen Erkenntnis und ständige Berührung mit den Tatsachen, die ihr diese allein liefern kann; darum haben ausgezeichnete Gelehrte behaupten können, daß die wissenschaftliche Forschung, auch wenn sie Experimentalcharakter hat, ihren Ausgangspunkt in der mystischen Intuition hat.

Diese ersten Einsichten lassen uns dunkel erkennen, welches die Rolle der irrationalen Erkenntnis neben der rationalen Erkenntnis hat sein können. Eine tiefere Einsicht würde uns verstehen lassen, daß, wenn die rationale Erkenntnis ihren Ursprung in den tierischen und individuellen Bedürfnissen hat, die irrationale Erkenntnis ihn in den Bedürfnissen der Gesellschaft hat.

Dem sozialen Zustand ist ein Zustand vorangegangen, den man als tierisch bezeichnen kann. Es ist der Zustand, auf dem die höheren Tiere steheng eblieben sind und auf dem sich der Mensch befand, bevor er ein soziales Wesen, d. h. in Wahrheit Mensch wurde. Um uns an die Frage der Erkenntnis zu halten, die wir hier allein zu erwägen haben, so gestattet der tierische Zustand eine rudimentäre Erkenntnis rein experimenteller Art, durch die das Tier erkennt, was ihm nützlich oder schädlich ist, was seinen Bedürfnissen schaden oder nützen kann; und solcherart ist tatsächlich der Ursprung der Vernunft, eines Werkzeugs, dessen ursprüngliche Funktion wesentlich vom Nutzen bestimmt ist.

In gleicher Weise entsteht der Geist aus dem Nutzen, auch er ein Werkzeug, aber ein Werkzeug des Sozialen, während die Vernunft das Werkzeug des Individuums ist. Die Gesellschaft konnte nicht früher entstehen, als bis die Menschen sich der Bedürfnisse der Gruppe und nicht allein der Individuen bewußt wurden, die diesen oft entgegengesetzt waren oder, wenn man will, ihnen entgegengesetzt schienen. Die Geschichte und die Soziologie lehren, daß diese den Tatsachen der individuellen Erfahrung fremden und oft entgegengesetzten Tatsachen religiöser Natur waren, und daß sie durch den Menschen außerhalb jeder kollektiven wie individuellen Erfahrung erfaßt wurden, weil sie die Kollektivität geschaffen haben und weil die religiöse Grundtatsache als der Glaube an eine Welt von Möglichkeiten zu bestimmen ist, die der physischen Welt fremd ist und jeder Kontrolle unzugänglich. So hat sich die Tatsache festgesetzt, über die heute alle Gelehrten übereinstimmen, mögen

auch sonst noch so weit auseinandergehen. Sie hat den Wert eines Axioms bekommen: ie Religion ist die primitive Form der Zivilisation gewesen[1]).

Wer hat dem Menschen diese Tatsachen a priori eingeben können? Die Theologen tworteten: Gott, Durkheim antwortet: Die Gesellschaft, was mit anderen Worten sselbe ist.

Das vatikanische Konzil hat eine berühmte Begriffsbestimmung vom Glauben gegeben: Wir halten für wahr, was Gott uns geoffenbart hat, weil wir die innere Wahrheit nicht rch das Licht der Vernunft erhalten, sondern durch die Autorität Gottes, der sie uns thüllt." (Conc. Vat. Sess. III cap. 3).

Es genügt zu übersetzen: „Wir halten für wahr, was die Gesellschaft uns lehrt, weil wir e innere Wahrheit nicht durch das Licht der Vernunft erhalten, sondern durch die utorität der Gesellschaft, die sie uns auferlegt."

Man kann mit einem circulus vitiosus sagen, daß die von der Gesellschaft geschaffene eligion die Gesellschaft geschaffen hat. Vor der Religion ist der Mensch nur ein Tier; rch sie wird er ein soziales Wesen. Es ist einer der Ruhmestitel von Durkheim, daß er se Tatsache wissenschaftlich begründet hat; die Formel „Das Heilige ist das Soziale" rd in der Geschichte des menschlichen Denkens keine geringere Bedeutung haben als zwei b ein halbes Jahrhundert vorher das „Cogito ergo, sum."

Die irrationale Erkenntnis, dem Individuum auferlegt durch eine Macht, die man enso gut Gott wie das Soziale nennen kann, erscheint also vorzüglich zu sozialem Zweck d von sozialer Artung; sie widerspricht wirklich oft den Bedürfnissen des Individuums, n denen der Gruppe Genüge zu leisten; sie ist von Anfang an das Prinzip, das dem enschen sagt, daß etwas über seinen individuellen Bedürfnissen besteht.

So denken wir festzustellen, daß der Mensch aus der Tierheit hervorgegangen und Mensch worden ist, nicht durch die Entwicklung seines rationalen Erkenntnisvermögens, sondern rch sein irrationales, mystisches Erkenntnisvermögen. Ich höre Herrn Homais[2]) mit nem unwilligen Auffahren mich fragen, ob ich sagen will, daß die Überlegenheit des enschen über die Tiere darin besteht, daß er fähig ist, „das nicht Existierende" zu begreifen. nau das. Es möge Herrn Homais nicht mißfallen: aus dieser Fähigkeit, außerhalb der fahrung zu begreifen, ist die Gesellschaft geboren und mit ihr die Folge der Zivilisationen. n folgenden gebe ich nicht den Beweis, aber die Erklärung dafür:

Der Ursprung des Menschen liegt nicht, wie man so lange geglaubt hat und noch häufig wiederholt, in der natürlichen Familie, sondern in der mystischen Familie, der fiktiven milie des Clan. Der Mensch hat immer seine Mutter gekannt; aber bevor er seinen ter gekannt hat, hat er sich für den Sohn imaginärer Wesen gehalten, und auf diese

[1]) Ich muß feststellen, daß ich das Wort Religion in dieser Studie in seiner allgemeinsten Bedeutung verwende und nicht in der besonderen Bedeutung, die es in Europa mit dem Christentum bekommen hat. Ich bin immer erstaunt, daß eine große Anzahl nicht nur von Essayisten, sondern von Philosophen und Historikern der Zivilisationen allen Religionen beständig einen Charakter zumessen, der allein der christlichen Religion zukommt. Ebenso sehe ich die marxistische Schule (obwohl sie vorgibt, sich auf die Geschichte zu gründen) behaupten, daß die Religion in einem messianischen Glauben an eine andere Welt bestehe, wo sich das Reich der Gerechtigkeit verwirklichen müßte. Vielleicht trifft das außer für das Christentum bis zu einem gewissen Punkte für einige Religionen wie die antiken Mysterien zu; es ist unweigerlich falsch für den größten Teil der heutigen nichtchristlichen Religionen; ebenso falsch für die offiziellen Religionen des Altertums und die primitiven Religionen, und was das Judentum betrifft, wer weiß nicht, bis zu welchem Grade das zukünftige Leben der Bibel fremd ist? In ihrer allgemeinen Form enthält die Behauptung also einen unverzeihlichen historischen Irrtum. In Wahrheit fordern die Religionen im allgemeinen einstimmig das Dasein einer Welt außerhalb der physischen Welt und in Beziehung mit dieser, und nur einige von ihnen fügen hinzu, daß diese zweite Welt das Ziel ist, zu dem die Erde hinstrebt oder hinstreben soll.

[2]) Figur aus Flauberts „Madame Bovary". D. Schr.

imaginäre, irrationale Sohnschaft hat sich die Gesellschaft gegründet. Die Gesellschaft ist entstanden, der Mensch ist Mensch geworden an dem Tage, an dem er die mystische, irrationale Idee erfaßt hat, die ihm keine Erfahrung lieferte, die „falsche", „absurde" Idee, würde Herr Homais sagen, die einem tierischer oder pflanzlicher Art verwandten Haufen zugehörte, dem Totem; an diesem Tage hat die Gesellschaft die Horde ersetzt.

Unsere Antithese bestimmt sich näher: Irrationaler, religiöser, sozialer Bereich; und auf der anderen Seite der Schranke: Rationaler und experimenteller, weltlicher, individueller Bereich. Während der Geist ein der sozialen Gruppe gemeinsamer Ausbruch ist (daher kommt seine Stärke), ist die Vernunft das Produkt der individuellen Reflexion. Es ist also ein ungeheuerer Irrtum, die Antriebe der Mystik mit dem Individuum zu verbinden, die ganz im Gegenteil das gemeinsame Band sind, an dem alle teilhaben. Sonderung, Individualismus, das ist Intellekt.

Aus dem Bereich des Irrationalen kommt in gleicher Weise der Spiritualismus.

Zunächst müssen die spirituellen Tatsachen, die erfaßt werden durch den Geist, d. h. durch das Mittel der mystischen Erkenntnis, also jenseits jeder Erfahrung und jeder rationalen Nachprüfung, bestimmt werden als außerhalb der physischen Welt und in Beziehung mit dieser stehend. Ich sagte eben, daß sich der Mensch über das Tierische erhoben und zum Sozialen gelangt ist, weil er der mystischen Erkenntnis fähig ist; es muß wiederholt werden, daß er sich von den anderen Tieren insoweit unterscheidet, als er die spirituellen Tatsachen zu erfassen fähig ist.

Das Wort Spiritualismus wird gemeinhin nicht in einer so weiten Anwendung gebraucht; die katholische Kirche hat ihrer Theologie mit dem Spiritualismus die Krönung gegeben und setzt das geistliche Leben als höchstes Ziel, nach dem der Christ streben muß. So wie ihn die christlichen Heiligen verstanden und geübt haben, ist der Spiritualismus gleichwohl nur eine Verfeinerung der primitivsten religiösen Grundtatsache. In Wirklichkeit ist das Spirituelle dem Materiellen ebenso entgegengesetzt wie das Mystische dem Rationalen, wie das Heilige dem Profanen, wie das Soziale dem Individuellen, wie der Geist der Vernunft. Die Spiritualität eines Hottentotten hat den gleichen Abstand und die gleiche Beziehung zu der des heiligen Franz von Assisi, wie ein Hottentottengott zu Jesus.

Der Spiritualismus, so niedrig er sein mag, ist in dem Augenblick geboren, in dem der Mensch an ein Dasein von Mächten geglaubt hat, das ihm nicht durch die physische Erfahrung gegeben war.

Von rohester Herkunft, hat sich der Spiritualismus durch eine langsame Arbeit fortschreitender Verfeinerung gereinigt, so daß er leicht zu verstehen ist. Wir haben gesehen, daß der Ursprung der Vernunft in der Fähigkeit des Tieres liegt, zu erkennen, was ihm nützlich oder schädlich ist, und daß der Ursprung des Geistes in der von der Gesellschaft erworbenen Fähigkeit liegt, vermittelst ihrer Glieder zu erkennen, was ihr nützlich oder schädlich ist, unabhängig von den einzeln verfolgten Teilinteressen jedes ihrer Glieder. Wie groß auch die Beständigkeit sein mag, mit der die Menschen während Tausenden von Jahren von den Religionen die Erfüllung der materiellen Bedürfnisse des Individuums wie der Gesellschaft gefordert haben, es hat sich trotzdem allmählich gezeigt, daß die rationale Arbeit das alles mit größerer Sicherheit gewährleistete, während diese dagegen unfähig war, die Erfüllung der moralischen Bedürfnisse zu gewährleisten. Zu derselben Zeit, als die Sorge um das materielle Leben durch die Fähigkeiten der experimentellen Art übernommen wurde, ist das geistliche Leben reines Objekt der Religion geworden; alle seine Kräfte spielen von da an auf der neuen Ebene; der Geist bescheidet sich bald nicht mehr damit, der Erfahrung die Sorge um die positiven Dinge zu überlassen; er verneint sie, und nicht nur dies, er geht bis zur Feindschaft. Das materielle Leben ist der Feind, und ebenso alles, was das materielle Leben einschließt, selbst das Wissen, das daran arbeitet, es zu sichern, selbst der Staat, der seine notwendige Vorbedingung ist; nur das geistige Leben gilt.

So führt der Spiritualismus zur Askese, die in der katholischen Lehre die Vorbedingung ...erer Geistigkeit wird. Man muß aber wissen, daß die Verachtung des Körpers nicht am ...fang des Spiritualismus steht und daß sie dem primitiven Christentum fehlt, das die ...ichzeitige Auferstehung des Körpers und der Seele lehrt.

Allmählich verweltlicht sich auch der Spiritualismus und wird die Befreiung des Geistes ...s der Knechtschaft des materiellen Lebens. Und so bestimmt sich die Antithese von ...piritualismus und Materialismus weiter dahin, daß der eine dem rationalen, der andere ...n irrationalen Denken entspricht.

Es wäre nicht schwierig zu zeigen, daß die dem irrationalen, mystischen und geistlichen Denken eigene Sprache die Poesie ist, während die Prosa diejenige des rationalisierten ...nkens ist; es wäre ebensowenig schwierig auseinanderzusetzen, daß die Poesie die pri...tive Sprache der Menschheit ist, und daß die Entwicklung der Sprache von der Poesie ...: Prosa geht, gleichzeitig mit der Entwicklung des Denkens vom Irrationalen zum ...tionalen. Die Begriffsbestimmung der reinen Poesie, die man in Frankreich in den ...ten Jahren viel erörtert hat, scheint zu sein: Ausdruck des Irrationalen.

Noch leichter wäre es zu zeigen, daß zum Bereich des Irrationalen und Mystischen, ...o zu den primitiven Zeiten, die Konzeptionen absoluten Charakters gehören, und daß ...n rationalen Bereich, also zu den späteren Zeiten, die Relativismen gehören. Alles ...s aus der Erfahrung hervorgeht, ist Gegenstand von Streitigkeiten, weil jede Erfahrung ...Überprüfung durch eine andere Erfahrung erfordert. Alles was aus dem Irrationalen ...vorgeht, gibt sich als absolut, weil es sich als soziale Wahrheit gibt und die Überprüfung ...schließt.

Was die Moral angeht, so kann sie nur dann den Charakter des kategorischen Imperativs ...alten, wenn sie sich vorstellt als durch eine höchste Gewalt auferlegt, wie die Zivilgesetz...ung in den antiken Gesellschaften. Ebenso wie die Zivilgesetzgebung ist die durch die ...rnunft begründete Moral wandelbar wie die Vernunft selbst; sie weiß nichts Besseres, ...daß die Vernunft eine Stimme hören macht, der jeder blind zu gehorchen hat. So wird ...n den Einwand kluger Pädagogen gegen die soziologische Moral richtig beurteilen, ...dem Guten und dem Schlechten nur den Wert einer Meinung zubilligen.

Was die Politik betrifft, so werden wir bald sehen, daß die absolute Autorität und die ...stische Konzeption der Welt sich notwendig in sich schließen. Nun ist es sicher, daß die ...twicklung der Gesellschaft vom absoluten Glauben, von der kategorischen Moral, von ...: absoluten Macht zu den entgegengesetzten Formen geht, ebenso wie sie vom Irrationalen ...n Rationalen, vom Religiösen zum Weltlichen geht. Das bestätigt die oberflächlichste ...ersicht über die Geschichte der Menschheit.

Alle menschlichen Einrichtungen sind unter religiöser Form entstanden, anders gesagt ...s der Religion geboren. Je weiter man auf die primitiven Gesellschaften zurückgeht, ...u so mehr stellt man eine große Vorherrschaft der religiösen Dinge, Glaubensformen, ...bräuche und Mythen fest. Die Religion umfaßt in der primitiven Gesellschaft alles. ...e ist nach Salomon Reinach die Amme und Erzieherin der Menschheit gewesen. Die ...schichte der Menschheit ist die einer fortschreitenden Verweltlichung. Alle heute so ...ferenzierten Erscheinungen des Gemeinschaftslebens sind durch Loslösung aus der ...ligion hervorgegangen. Emile Durkheim hat die Beobachtungen Robertson Smiths, ...s Begründers der anthropologischen Schule in England, zu ihren äußersten, aber gerecht...tigten Schlußfolgerungen geführt und dabei gezeigt, daß nicht nur alle Einrichtungen ...en Ursprung in einer religiösen Form haben, sondern daß die Religion die Form selbst ...r, in der die Gesellschaft geboren wurde. Jedes primitive Gesetz ist ein religiöses Ge...; jeder Glaube entspringt der Religion; jede soziale Handlung ist eine religiöse Übung; ...es Fest ein religiöses Fest.

Wenn wir dagegen die Augen auf die Gesellschaft unserer Zeit richten, so sehen wir, daß ...es verweltlicht ist. Ich will nicht sagen, daß die Religionen ihre Macht verloren haben;

aber daß die Gesetze, die Einrichtungen, die Moral selbst weltliche Dinge geworden sind. Das Beste, was man von den Religionen sagen könnte, ist, daß sie einen Platz in unserer Zivilisation behalten haben. Aber es ist offenbar, daß wir sehr weit von dem Stadium entfernt sind, wo sie den Platz vollständig ausfüllten. Und die Entwicklung, die sich für die Religion vollzogen hat, hat sich für alle Arten des Denkens vollzogen, das unwiderleglich überall vom Irrationalen zum Rationalen übergegangen ist. Diese Entwicklung stimmt auf geschichtlichem Gebiet zu dem genialen Gesetz Auguste Comtes, das als Gesetz der drei Stadien bekannt ist, und nach dem die Entwicklung der Menschheit vom theologischen über das metaphysische zum positiven Stadium gegangen ist. Fortschreitende Verweltlichung, fortschreitende Rationalisierung.

Die großen Zyklen

Unter dieser Voraussetzung erhebt sich eine Frage: Vollzieht sich die Entwicklung in einer fortlaufenden Linie? Mit anderen Worten: Gilt das Gesetz Auguste Comtes von den drei Stadien ein für allemal? Hat sich die Bewegung, die mit dem Anfang der Menschheit beginnt, in einem Zuge weiterentwickelt bis auf unsere Tage?

Da es augenscheinlich Rückschläge gab und die Idee einer mathematischen Linie offenbar nicht zulässig ist, kann die Frage folgendermaßen gestellt werden: Der Weg der Menschheit vom Anfang der Gesellschaft bis auf unsere Tage, vom irrationalen, vom mystischen zum rationalen und positiven, vom religiösen Stadium zum verweltlichten, ist er, wenn nicht in einer geraden Linie, so doch in einer Reihe gebrochener Linien verlaufen, die von einer allgemeinen beständigen Hauptrichtung beherrscht sind? Etwa wie eine Eisenbahn, die, ohne die gerade Linie zu verfolgen, doch von einer Stadt zur anderen führt? Oder wie der Blitz, dessen Zickzackbewegungen in ihrer Gesamtheit doch eine Linie bilden? Oder endlich wie die Straße in Schleifen, die nach vielen Umwegen endlich über den Berg führt, und in der Romain Rolland das Bild der menschlichen Zivilisation erblickt hat?

Das Schauspiel, das die Geschichte der Menschheit meinen Augen bietet, ist ein ganz anderes. Ich sehe die Entwicklung vom Irrationalen zum Rationalen bei den Ursprüngen der Menschheit beginnen, aber ich sehe sie immer wieder beginnen und sich nacheinander (und manchmal nebeneinander) aufrollen in jeder der großen geschichtlichen Zivilisationen. Alle großen Zivilisationen, die aufeinander gefolgt (und manchmal nebeneinander hergegangen) sind, folgen der nämlichen Entwicklung. Das Gesetz der drei Stadien macht sich für jede von ihnen von neuem geltend; jede hat, wie Spengler lehrt, ihren Frühling, ihren Sommer, ihren Herbst und ihren Winter; aber man muß hinzufügen, daß der Frühling für jede das Irrationale ist und der Herbst der Rationalismus. Die Menschheit stellt sich nicht unter dem Bilde eines Wanderers dar, der mit oder ohne Zickzackwege, mit oder ohne Seile einen Berg besteigt; ich sehe sie unter dem Bilde mehrerer Wanderer, die einander folgen, manchmal ganz nah, manchmal weiter voneinander entfernt, nicht auf demselben Wege, aber auf Wegen, die nach dem nämlichen Muster angelegt sind.

Und so kann man sagen, daß die Geschichte etwas ist, das immer wieder von neuem anfängt. Aber für etwas, das von neuem anfängt, bedarf es der Sintflut. Der Lebenslauf einer Zivilisation schließt niemals anders als mit einem katastrophalen Umsturz.

Die Geschichte der Menschheit bietet also große Zyklen, die jeder einer Zivilisation entsprechen. Jeder einzelne beginnt unter dem Zeichen der Religion; wie er religiös ist, so ist er auch irrational, mystisch, poetisch, autoritativ und außerordentlich sozial. Allmählich verläuft die Entwicklung zum Gegensatz: weltliche Auffassung des Lebens, rational, individualistisch und liberal. Sobald die Entwicklung ihr Ende erreicht hat, kommt notwendigerweise eine Sintflut. Und es gibt Raum für eine andere.

Wir hören natürlich nicht, daß jeder Zyklus wieder mit dem primitivsten Stadium beginnt; es wäre absurd, uns sagen zu lassen, daß jede Zivilisation mit einer Rückkehr zu

eren oder jüngeren Steinzeit oder zur Bronzezeit beginnt. Die Sintflut kann nicht mehr beschaffen sein, daß die Menschheit zum totemistischen Stadium zurückgeworfen würde. an muß im Gegenteil zugestehen, daß nach den Bedingungen der Geschichte jeder Zyklus allgemeinen von einer etwas weniger irrationalen Wiederkehr aus beginnt, als der rhergehende, und in diesem Sinn würde es einen Weg in Schleifen geben, aber in chleifen, die nacheinander so nahe zum Ausgangspunkt zurückkehren, daß wenig Aussicht ebe, jemals einen Gipfel zu erreichen, der in dem Maß, in dem sich der Weg erhebt, als ntfernung ins Grenzenlose betrachtet werden müßte. So hat es tausender von Jahrhunrten bedurft, damit die Sintflut den Menschen nicht mehr zu den grundlegenden Stadien r Erscheinung des Sozialen zurückführte. Das Stadium des Wiederbeginns, das ich, n zu vereinfachen, primitiv nenne, ist also nur primitiv im Vergleich mit den folgenden tadien; es ist in dem Sinne überhaupt primitiv, daß es das Höchstmaß der irrationalen nd mystischen Kennzeichen aufweist, die die Bedingungen der Geschichte zulassen können.

Wenn es nicht außerhalb des Rahmens der vorliegenden Arbeit läge, so müßte es sehr interessant sein, den Gang der Entwicklung zunächst auf Grund unserer Kenntnis der orgeschichte und der von der Ethnographie erforschten halbzivilisierten Gesellschaften zu glaubigen, sodann mit allen geschichtlichen Zeitaltern, seit den 6000 Jahren, die die Geschichte zurückführt. Ich will meine Beispiele nur von den Zivilisationen nehmen, die ich sonders studiert habe, d. h. von der alten Mittelmeerwelt und vom Christentum. Unter esen Zivilisationen fällt sogleich der Untergang der kretischen auf, die nach einer änzenden Entwicklung in derselben Weise zusammengebrochen ist, wie wir die neuen vilisationen zusammenbrechen sehen. Das alte Ägypten scheint sich der allgemeinen gel entzogen zu haben; aber das ist nur Schein. Der Zusammenbruch der chaldäischen vilisation ist dagegen nicht zweifelhaft. Man muß sich diese Reiche nicht nach dem Muster serer europäischen Staaten vorstellen, als Staaten neben anderen Staaten; alle umschließen sie eine ganze Zivilisation.

Mit der hellenistischen Zivilisation vergrößert sich der Kreis, Alexander breitet sie im nzen östlichen Mittelmeerbecken aus; nach ihm scheint sie ihr Ende erreicht zu haben, nd mit der Zeit der Diadochen kündigt sich der Verfall an, bis die lateinische Zivilisation ubelebend eingreift.

Im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung breitet sich die griechisch-römische Zivilition im ganzen Mittelmeerbecken aus; der Zyklus läuft in seiner Weite ab, und dank n genauen Tatsachen, die uns die Geschichte liefert, sind alle seine Stadien zu erkennen, is zu dem Augenblick wo die Krisis ausbricht, die das römische Reich und mit ihm die antike esellschaft hinwegfegen sollte.

Mit dem Triumph des Christentums sehen wir auf den ersten Blick die nämliche Enticklung wieder beginnen und sich durch Mittelalter und Neuzeit fortsetzen. Ich lasse den oßen Dichter Paul Valéry sprechen:

„Unsere Zivilisationen wissen heute, daß sie sterblich sind. Wir haben von ganz verschwundenen iten reden hören, von Reichen, die mit allen ihren Menschen und allen ihren Maschinen stürzt sind, versunken in dem unerforschlichen Grund der Jahrhunderte, mit ihren Göttern und en Gesetzen, ihren Akademien und ihrem reinen und fleißigen Wissen ... Wir wußten wohl, ß die ganze sichtbare Erde aus Asche besteht, und daß die Asche etwas bedeutet. Wir sahen im aume der Geschichte Bilder von ungeheuren Schiffen, die mit Reichtümern beladen waren. Wir nnten sie nicht zählen. Aber die Schiffbrüche, nach allem, waren nicht unsere Angelegenheit. am, Ninive, Babylon waren schöne leere Namen, und der vollständige Zusammenbruch dieser elten hatte ebensowenig Bedeutung für uns wie ihr Dasein selbst. Aber Frankreich, England, ßland wären ebenso schöne Namen ... Und wir sehen jetzt, daß der Abgrund der Geschichte oß genug ist für die ganze Welt. Wir fühlen, daß eine Zivilisation ebenso zerbrechlich ist wie Leben“[1]).

[1]) Variétés, 11—12.

In Wahrheit haben die Dichter ebenso wie die Historiker zu jeder Zeit erkannt, wie zerbrechlich die Zivilisationen sind und wie sie eine nach der anderen geboren werden, aufwachsen und sterben. Nachdem das alte und einleuchtende Gesetz noch einmal festgestellt ist, ist es heute nötig, den Rhythmus wieder zu erkennen, nach dem es sich vollendet. Dieser Rhythmus ist die Bewegung vom Irrationalen zum Rationalen.

Wo stehen wir heute?

Man wird mir erlauben, mich auf eine kleine Zahl von Zügen zu beschränken, die mir bezeichnend scheinen. Ich werde sagen, was ich in dem Lande sehe, in dem ich lebe und das ich kenne; meine deutschen Leser werden selbst beurteilen, was auf Deutschland und auf die anderen Länder, die sie kennen, Anwendung finden kann und was nicht.

Die Krisis

Die Gesellschaft ist, wenn man ihre Ursprünge in Betracht zieht, als eine Gruppe entstanden, deren Glieder durch Pflichten verbunden sind, die ihnen von einer absoluten Autorität auferlegt sind; man hat lange Zeit gesagt: von einer göttlichen Autorität. In der Tat scheint es, daß keine Gesellschaft existieren kann, in der nicht jedes Mitglied dem gemeinsamen Gesetz gehorcht. Man kann sich keine menschliche Gruppe vorstellen, bei der jedes Mitglied in jedem Augenblick das Prinzip ihrer Handlungen selbst in Frage stellen würde. Wer Gesellschaft sagt, sagt Verpflichtung, d. h. Unterwerfung des Individuums unter die Gemeinschaft. Eine Gemeinschaftsseele muß die Einzelseelen beraten. Den absoluten Individualismus kann man sich gar nicht vorstellen. Die großen Zeiten, die großen Einrichtungen sind diejenigen von Gesellschaften, die stark regiert und diszipliniert waren.

In diesem Sinne scheint der Katholizismus eine gewissermaßen ideale Gesellschaft gewesen zu sein. Das kaiserliche Deutschland ist kein weniger bewunderungswürdiges Gebilde gewesen. Und ich begreife sehr gut, welche wunderbare soziale Ordnung sich in einer bolschewistischen Gesellschaft verwirklichen kann. Gleichwohl erkenne ich im Bolschewismus ebenso wie in der alten katholischen Kirche, wie in gewissen antiken Stadtstaaten, wie in der primitiven totemistischen Gruppe das Recht und selbst die Pflicht zu von Grund aus autoritativen, d. h. außerordentlich sozialen Einrichtungen.

Natürlich nicht zu einem Tibet. Es ist nicht nötig zu sagen, daß ich niemals in Tibet gewesen bin, und daß ich nur das davon weiß, was jedermann weiß. Tibet ist hier ein Symbol, das Symbol der Stagnation. Noch mehr als der Katholizismus, als die antike Stadt, als die Sowjetrepublik ist Tibet das Reich einer Regel, aber einer Regel, die sich nicht entwickelt.

Entwicklung ist das Gesetz, ist die Tatsache des Lebens selbst. Eine Gesellschaft, in der jeder in jedem Augenblick die Grundsätze, auf die sie begründet ist, in Frage stellen könnte, wäre keine Gesellschaft. Aber eine Gesellschaft, in der diese Grundsätze niemals in Frage gestellt würden, wäre eine Kirchhofsgesellschaft. Ein ständiges Werden ist notwendig, sei es, daß es sich langsam und durch Entwicklung vollzieht, sei es, daß es nach schwieriger Vorbereitung sich in einer Revolution entlädt.

Wie kann sich diese doppelte Notwendigkeit der Bewahrung und der Entwicklung verwirklichen? Durch das Handeln der kleinen Anzahl von Individuen, die in der Gemeinschaft das Bewußtsein ihrer neuen Notwendigkeiten gewonnen haben, bevor sie selbst dieses Bewußtsein gewonnen hat.

Die katholische Kirche ist äußerst konservativ, und niemand in ihr hat das Recht, ihre Grundsätze zu erörtern. Und dennoch entwickelt sie sich. Ich weiß wohl, daß sie sich als unwandelbar gibt. Es ist eine Täuschung, denn die Entwicklung vollzieht sich in gerader Linie und sehr langsam. Tatsächlich ist sie in beständigem Werden, und die heutige Kirche gleicht der Renaissancekirche nicht mehr als diese der mittelalterlichen Kirche. Es entwickeln sich die Lehre, die religiösen Übungen, die Dogmen; aber die Entwicklung stellt

ch in dem Handeln derjenigen ihrer Glieder dar, die im Bewußtsein ihrer Notwendigkeit
untereinander offenbaren und sich dadurch mehr oder weniger offen gegen die Autorität
heben. Oportet haereses esse, heißt es im 1. Korintherbrief (11, 19).

Daß die einen dazu kommen, anerkannt zu werden und schließlich den Titel von heiligen
eformatoren erhalten, daß die anderen exkommuniziert bleiben, das sind Spiele der Ge-
ichte. Eine große organisierte und disziplinierte Gesellschaft, wo jeder an seiner Stelle
ht und der Gemeinschaft gehorcht, muß, um nicht zu einem Tibet zu werden, Menschen
iben, die sie ablehnen. Das Tibet, das ich meine, ist eine Kirche, die keine Ketzer hat.

Für die Menge der Gehorsam gegenüber der Gemeinschaft; für einige die Unabhängigkeit:
is ist, so scheint es, ein wenig demokratisches Ideal. Ein Ideal gleichwohl: der Gehorsam
ir alle oder zum mindesten für alle diejenigen, die keinen Traum über ihre Zeit hinaus-
äumen; und die Unabhängigkeit für einige, für die, die den Scheiterhaufen in Kauf
hmen. Denn die Unabhängigkeit bedarf dieser Heiligung: der Gefahr.

Ohne die Heiligung der Gefahr gibt es kein nützliches Werk. Die Kirche verbrannte
nstmals die Ketzer und die Monarchie steckte sie ins Gefängnis; aus diesem Grunde haben
ein Werk geschaffen. Die Anarchisten, die viele junge französische Schriftsteller vor
) Jahren gewesen sind, spielten keineswegs diese Rolle. Es wäre notwendig gewesen,
aß einer von uns seine Freiheit eingesetzt hätte; aber die Anarchie war damals nur ein
eines Spiel von Unannehmlichkeiten. Die Kriegsgegner setzten sich zwischen 1914 und
919 weit größerer Gefahr aus. Diejenigen, die als Revolutionäre eine mißtönende,
enn auch freundliche Stimme erheben, werden, glaube ich, eine noch unendlich gefähr-
chere Rolle spielen. Aber die kommunistische Propaganda wird erst dann in Westeuropa
rüchte tragen, wenn sie wieder ist, wie sie in Rußland vor 1917 war. Man hört nicht auf
postel, die ihre Haut nicht zu Markte tragen.

Nichts Großes kann sich unter der Herrschaft der „Freiheit" bilden, die die Mehrzahl
nserer Zeitgenossen als die kostbarste Eroberung dieses Jahrhunderts ersehnen. Der
ugenblick ist gekommen, sich über diesen berüchtigten Begriff der Freiheit zu verständigen.

Die Freiheit ist eine der unheilvollsten Illusionen der Demokratie. Der Mensch wird
icht frei geboren; er wird als Ding der Gesellschaft geboren; außerhalb der Gesellschaft
äre er kein Mensch; er verdankt alles der Gesellschaft; aber sie ist eine Mutter, deren Wohl-
aten man nicht leicht abschüttelt.

Begreifen wir, daß der Mensch durch die Gesellschaft vollständig geformt ist. Er trägt
n seinem Blute alles, was das Soziale seit Jahrtausenden hat darin fließen lassen; einmal
eboren, hat er keine Erziehung als die durch das Beispiel; er kann nur leben wie die ande-
en Menschen leben; er kann nicht fühlen, nicht denken, nicht wollen aus sich selbst. Wie
iesem doppelten Zwang entrinnen: der Erblichkeit und der Umgebung? Denken durch
ich selbst? Welche Einbildung! Oder welche Heldentat!

Aber wenn der Mensch nicht frei geboren wird, so kann er sich doch befreien, wenigstens
eilweise.

Die Befreiung ist nicht die Wahl zwischen den verschiedenen Entschlüssen, die die Ge-
ellschaft frei stellt: rechts zu gehen oder links zu gehen, sich schwarz anzuziehen oder sich
rau anzuziehen, für Hinz zu stimmen oder für Kunz. Befreiung ist sich frei machen von
en Gesetzen, Verpflichtungen, Urteilen, Ideen, durch die die Gesellschaft die ihrigen
nterstützt, aber auch zusammenzwingt.

Derjenige, der sich befreit, ist also derjenige, den ich Ketzer nenne.

Aber diese Befreiung kann sich auf zwei Arten vollziehen: Im Sinn der Entwicklung,
enn sie den neuen Bedürfnissen der Gesellschaft entspricht, Bedürfnissen, die noch nicht
n ihr Bewußtsein getreten sind und die der befreite Mensch erkannt hat. Außerhalb der
ntwicklung handelt es sich nur um selbstsüchtige Zwecke. Außerhalb der Entwicklung
ird der Mensch, der sich von den sozialen Gesetzen befreit, zum Tier im Gegensatz zur
Gesellschaft.

In Übereinstimmung mit der Entwicklung hat der befreite Mensch letzten Endes das höchste Gesetz des Sozialen erfüllt; er ist der Arbeiter des Werdens; er gibt sich den Anschein das Soziale zu bekämpfen, aber er ist sein großer Freund.

Aber an der Seite eines Romain Rolland, dessen Ruhm leuchtet wie ein Gletscher unter der Sonne, stehen zahlreiche Menschen, von denen man nicht sagen kann, ob sie Tiere sind im Aufruhr gegen das Soziale, oder Arbeiter am Werden. Ein großes Naturgesetz will leider, daß viele die Versuche machen, während nur einige Erfolg haben. Die Wege des Herrn sagen die Religionen, sind wunderbar; die Wege des Sozialen sind nicht weniger wunderbar.

An dem großen Werk, aus dem das Soziale hervorgegangen ist, müssen sich mehrere versuchen; aber keiner von ihnen darf sich weigern, das Lösegeld zu bezahlen.

Die Freiheit zu reden, zu schreiben, zu handeln, alle diese unzähligen Freiheiten, das ausmachen, was wir Zeitgenossen Freiheit nennen, sie sind der Anspruch, etwas Neues zu bringen, ohne irgendeine Gefahr zu laufen. Ich kenne keine schäbigere Niedrigkeit als die eines Apostels, der das Recht verlangt, in voller Sicherheit und mit allen Bequemlichkeiten zu predigen.

Die Unabhängigkeit des Denkens und ebenso die Unabhängigkeit des Handelns wird einem nicht geschenkt, sondern man erwirbt sie.

Die Freiheit, so wie man sie heute bei uns versteht, ist fast immer nur die Freiheit des Individuums, sich gegen die Gesellschaft aufzulehnen, und, für die Menschen, die vorgeben ihre Zeit zu reformieren oder einfach ihre Entwicklung zu lenken, das Recht, ihre Schritte mit keiner Gefahr, mit keiner Unannehmlichkeit zu bezahlen.

Dies ist der doppelte Mißstand unserer Zeit: auf der einen Seite eine Menge, die die Gemeinschaft ablehnt; auf der anderen Seite Neuerer, die die Gefahr ablehnen.

Unsere Zeit hat die Menschenrechte verkündigt, aber sie hat vergessen, die Rechte der Gesellschaft zu verkündigen; und das nennt sich die Eroberungen des Individualismus. Unsere Zeit hat auf ihre Denkmäler das Wort Freiheit geschrieben, aber sie will nicht wissen, daß die wahre Freiheit nur eine kostspielige Befreiung sein kann.

Der Verfall des Prinzips der Autorität stellt sich in dem politischen Regime dar, das in einigen der heutigen Staaten herrscht und das sich auf die anderen zu verbreiten strebt; die Analogie zwischen unserer Zeit und der Zeit des römischen Kaiserreichs wird dabei deutlich.

Ich will auch nicht von fern an das rühren, was man innere Politik nennt; aber es ist mir unmöglich, nicht rein theoretisch anzumerken, daß der Triumph der Demokratie (und ebenso der Plutokratie und des Cäsarismus) kennzeichnend ist für das Ende einer Zivilisation.

Wie läßt sich die Autorität ausüben, die die Gesellschaft gegenüber ihren Mitgliedern wahren muß? Wem wird die Gesellschaft ihre Machtbefugnisse übertragen? An wen wird in ihrem Namen die Herrschaft über die Menschen fallen? In der Praxis: Wer wird den einen das Recht geben zu befehlen und den anderen die Pflicht zu gehorchen? Das scheint eines der schwierigsten Probleme von allen gewesen zu sein, die die Menschen jemals zu lösen gehabt haben. Es besteht einfach darin zu wissen, ob die Autorität sich auf eine rationale Zustimmung von mystischer Geltung begründet oder auf eine rationale Zustimmung auf den Geist oder auf die Vernunft.

Der Vernunft ist es eigen, die Dinge ständig in Frage zu stellen, und von einem gewissen Gesichtspunkt aus ist dies ihre Funktion und ihr Ehrentitel. Aber andererseits ist es der Vernunft eigen, Dienerin der Leidenschaft und des Interesses zu sein, dem, der wenn verlangt, weiß zuzubilligen und dem, der schwarz verlangt, schwarz. In Ausnahmefällen oder für sehr kurze Perioden kann die Vernunft die Menschen überreden, den besten und ihnen zu gehorchen; zum Befehlen geeignete Persönlichkeiten werden sich im Augenblick aufschwingen; aber wenn diese Persönlichkeiten zerstreut oder nur geschwächt sind, wird sich die Frage von neuem erheben.

Wenn sich die Autorität dagegen auf Grundsätze mystischer Ordnung gründet, so wird man r gehorchen. Wie in allen menschlichen Dingen werden die Hindernisse zahlreich sein; er es genügt, die Dauerhaftigkeit einer auf göttliches Recht gegründeten Autorität zu rgleichen mit den beständigen Experimenten (um nicht mehr zu sagen) einer auf rationale rundsätze gegründeten Autorität.

Was sehen wir in der Geschichte? Am Anfang (man verzeihe, wenn ich die Dinge ver- nfache) sind Oberhaupt die Clanväter, d. h. die Nachkommen göttlicher Vorfahren. Das , so scheint es, ein Autoritätsprinzip, das keine Erörterung duldet. In der antiken Stadt nd die Patrizier die Nachkommen dieser Väter. Aber die Vernunft hat nach und nach ihr aupt erhoben, und ihr Werk ist schnell vollendet. Die Autorität der Clanväter oder der atrizier hat ihre Grundlage in einem mystischen, irrationalen Glauben und nicht in r Vernunft. Und die Vernunft zerstört die Autorität, die sie nicht anerkennt.

Die einzige Herrschaftsform, die den Absichten des Sozialen entspricht, ist die Oligarchie, Herrschaft einer Minderheit, mit oder ohne Oberhaupt an ihrer Spitze; aber eine cht auf rational festgesetzte Überlegenheit begründete Ungleichheit ist rational nicht zu rteidigen; gleichwohl ist dies die einzige Ordnung, die die großen Zeiten und die uernden Einrichtungen gekannt haben.

Unter dem rationalistischen Gesichtspunkt ist die einzige zulässige Herrschaftsform die rrschaft der Mehrheit, d. h. der Demokratie; weil aber die wahrhafte, reine Demokratie aktisch unmöglich ist, fällt man in die Charybdis oder in die Scylla: man kommt zum isarismus, wie das im alten Rom der Fall war, oder zur Plutokratie, wie das heute der all ist. So wie in der Oligarchie wird die Autorität praktisch ausgeübt durch eine Minder- it, die die öffentliche Meinung lenkt, aber diese Minderheit ist das Geld.

Könnte das Beispiel Frankreichs das deutsche Volk doch lehren, welches die Wohltaten s großherzigen Geschenkes sind, das der Rationalismus Wilsons ihm mit der Demokratie geben hat!

Der gegenwärtige Zustand der Religionen ist kein geringeres Symptom für das Stadium, das die Zivilisation heute erreicht hat. Ich bin weder ein Verteidiger noch ein Gegner r Religion; ich stelle in aller Objektivität fest, was ist, und ich sage, was ich sehe.

Um festzustellen, daß die Religion in Frankreich in völligem Verfall ist, dazu genügt r kürzeste Aufenthalt in diesem Lande. Es ist kein Verfall der ungeheuren sozialen Macht r Kirche, sondern ein Verfall des religiösen Gefühls. Ein schreckliches Symptom: eine ächtige Kirche in einem Lande, das fast nicht mehr religiös ist.

Dieselbe Entwicklung, die sich im Altertum vollzogen hat, vollzieht sich heute; sie wird rch einige Tatsachen gekennzeichnet, die sich mit eindringlicher Analogie in beiden ochen wiederfinden.

Zunächst und vor allem werden die Tempel leer. Ich will nur einige Worte über einen lweise so heiklen Gegenstand sagen. Es ist hier nicht von der moralischen, sozialen und olitischen Macht der katholischen Kirche die Rede, die ansehnlich bleibt, sondern vom Zu- ind des Glaubens und der religiösen Übungen. Vor zweihundert Jahren hat die ganze evölkerung und vor hundert Jahren die große Mehrheit der Bevölkerung geglaubt nd diesen Glauben bekundet. Wie viele von den 4 oder 5 Millionen Einwohnern des einedepartements hören aber heute auf die Sätze des Katechismus, feiern ihr Ostern ier gehen auch nur Sonntags zur Messe?

Dagegen schreitet der Aberglaube voran. Der Fortschritt des Aberglaubens scheint mir cht der Gradmesser einer Erneuerung, sondern ganz im Gegenteil des Verfalls des reli- iösen Gefühls zu sein. Der abergläubische Mensch handelt nicht wie der religiöse Mensch nter dem tiefen Antrieb des Geistes, sondern auf Grund eines Urteils, das nicht weniger tionaler Art ist, wenn es rational falsch ist. Er denkt der Erfahrung gemäß zu handeln; r abergläubische Handlung geht von einer falschen Erfahrung, aber immerhin von einer

Erfahrung aus. Wenn man einen abergläubischen Menschen fragt, warum er sich nic
als dreizehnter zu Tisch setzen will, so wird er nicht antworten, daß er einem göttliche
oder sittlichen Gebot gehorcht; er wird die Reihe der Fälle aufzählen, bei denen rege
mäßig einer der dreizehn Gäste gestorben ist.

Man kennt den gemeinen Aberglauben, in dem die Menschen der römischen Kaiserze
gelebt haben; die Berichte davon füllen die griechischen und lateinischen Schriftstelle
Ist es heute ebenso? Ja, mit dem Unterschiede, daß der Aberglaube heute schimpflich i
und sich verbirgt, während er sich vor 18 und 17 Jahrhunderten im Tageslicht breit machte
Man denke an den Erfolg, den noch und immer die Kartenschlägerinnen haben, die Som
nambulen, die Zauberer, das Tischrücken und so viele sogenannte Medien, die gar kein
Medien sind, um nicht von den Spukhäusern zu sprechen und von den geläufigeren tausen
kleinen Abergläubischkeiten ähnlich den dreizehn bei Tisch, dem verschütteten Salzfaß, de
gekreuzten Händen.

Für die Religion selbst ist das schwerstwiegende Verfallssymptom die wachsende Zah
der in Frankreich so genannten atheistischen Klerikalen. Cäsar, Augustus, Tiberius waren
atheistische Klerikale, die die Religion wiederherstellen wollten, ohne daran zu glauben
So hat eine Partei in Frankreich die Geste des weisen Jules Soury zum Wahlspruch
gewählt, der erklärte, daß er vor einem Gott niederknie, an den er nicht zu glauben be
hauptete. Es ist offenbar, daß das die Leugnung des Prinzips selbst ist, der einzigen
Grundlage jeder Religion, die der Glaube ist. Eine Religion kann keine schrecklicheren
Feinde haben als solche Freunde.

Die Neigung zum Synkretismus ist ein anderes Symptom, das der römischen Kaiser
zeit und der Gegenwart gemein ist. Seit dem zweiten Jahrhundert hat sich in der griechisch
römischen Welt eine Tendenz geltend gemacht, die verschiedenen Religionen zu vereinigen
und sogar zu identifizieren; einzig das Christentum hat widerstanden. Es genügt die Auf
merksamkeit auf die immer zahlreicheren, immer mächtigeren Versuche zu richten, die sich
heute geltend machen, um die verschiedenen Religionen zu vereinigen, hauptsächlich
im Protestantismus. Die Entwicklung hat vor 17 Jahrhunderten gezeigt, daß der Syn
kretismus das Ende der Religionen war. Die Religionen, die ihren eigentümlichen Cha
rakter verlieren, bereiten sich auf den Tod vor.

Noch auffallender ist der Versuch, an Seite der alten Religionen um die römischen Kaiser
eine neue zu schaffen. Der Cäsarenkult ist nicht die Einrichtung einer niedrigen Fuchs
schwänzerei oder eines einfältigen Dünkels, wie es oberflächliche Schriftsteller dargestellt
haben. Der Cäsarenkult hat in der kaiserlichen Welt fast die nämliche Idee verkörpert
wie in der antiken Stadt der Kult des Schutzgottes. Cäsar, Haupt, Herz und Symbol
des Kaiserreichs, mußte die Idealisierung der römischen Idee sein, wie der Jahwekult in
Jerusalem die Idealisierung der jüdischen Seele war, wie Pallas Athene die Stadt Athen
symbolisiert hatte. Aber eine Religion entsteht in den primitiven Gesellschaften und nicht
in den entwickelten; eine Religion entsteht im Unbewußten einer Gruppe und nicht im
nachdenkenden Willen gescheiter Politiker. Jahwe, der Gott von Jerusalem, hat der Gott
der Welt werden können, weil er aus den Tiefen der Seele hervorgegangen ist und, in den
entferntesten Epochen der Geschichte geboren, sich allmählich durch die langsame und un
unterbrochene Anschauung seiner Anhänger entwickelt hatte. So ist die Einrichtung der
kaiserlichen Religion im ersten Jahrhundert ein anderes kennzeichnendes Merkmal für die
Umwälzung des allgemeinen Glaubens.

Es gibt nun auch heute eine Art von Religion, die die Regierungen in ganz Europa zu
verbreiten suchen, von einer ebenso gewollten, ebenso politischen Art: die Religion der
in der Fahne versinnbildlichten Vaterlandes. Ich weiß, daß der Patriotismus nicht eigent
lich als Religion bezeichnet werden kann; aber wenn er keine Altäre, keine Priester, kein
Riten im exakten Sinne hat, so deshalb, weil der Zustand der Geister sie nicht verträgt
aber es gibt diese Altäre, Priester, Dogmen und Riten unter versetzten Formen. Ich greif

n Kultus des Vaterlandes weder an, noch tadle ich ihn; ich betrachte ihn mit derselben bjektivität wie den Cäsarenkult.

Was die Literatur und die Musik betrifft, so ist der rationalistische Charakter der griechisch-römischen Literatur seit langem aufgedeckt. Genau genommen reicht dieser Intellektualismus, der vom Primitiven weit entfernt ist, nicht über das Zeitalter des Perikles rück; er hat die Richtung zu dem gewiesen, was man klassische Literatur nennt, und er t die französische Literatur seit der Renaissance und hauptsächlich seit dem 17. Jahrhundert rchdrungen und beherrscht sie. In Wirklichkeit ist die einzige Literatur, die seither wahrft französischen Geistes ist, intellektualistisch. Man hat nicht hinreichend bemerkt, wie yr die Romantik, die eine Reaktion war, in Frankreich durch die Verbindung mit der nzösisch-lateinischen Beredsamkeit rationalisiert worden ist. Der Symbolismus war noch ehr als die Romantik eine Reaktion (man erinnert sich an den berühmten Vers von erlaine: „Nimm die Beredsamkeit und dreh ihm den Hals um"); aber seine Wirkung auf einen engen Kreis beschränkt geblieben, und sein Einfluß auf die zeitgenössische fransische Dichtung hat das große Publikum nicht erreicht. So ist das Urteil, das man vergemeinern darf: Mallarmé träumte in Frankreich wie Wagner in Deutschland von einer ichtung und einer Musik, in der sich die Volksseele ausdrücken sollte; das Volk weiß in ankreich nicht mehr, was Dichtung und Musik ist; es gibt keine Dichtung und keine usik außer in einigen kleinen Kreisen.

Man hat seit langem bemerkt, daß die Prosaliteratur in Frankreich die Dichtung überfft; in dieser augenfälligen Tatsache sehe ich ein Ergebnis des Rationalismus, der seit r Renaissance in Frankreich wütet. Die klassische französische Verskunst widerstrebt f Grund des bedeutenden Einflusses der griechisch-römischen Kultur der Dichtung; acine, Baudelaire, Mallarmé und Verlaine mußten zwiefach als Dichter auf die Welt mmen, um wirklich die großen Dichter zu werden, die sie gewesen sind. Und wenn die usik für Schopenhauer die Sprache des Unbewußten ist, so ist es für mich auch die Dichng, d. h. sie ist in ungemeinem Grade die Sprache des Irrationalen.

Die Frage der Erziehung in Frankreich zeigt, bis zu welchem Punkt die klassische Bildung bendig ist; was ist das Programm der klassischen Studien, das man der Jugend noch ute auferlegen will, anderes, als der rationalisierteste Intellektualismus? Wir sind in rankreich vergiftet durch den griechisch-römischen Unterricht, oder vielmehr, was noch limmer ist, durch eine Karikatur davon. Der Unterricht in der antiken Kultur, wie er nst in Frankreich erteilt wurde, hatte seine großen Unzuträglichkeiten, und es bedurfte der usikalischen Seele Racines, um nicht im Intellektualismus zu ertrinken. Aber heute ird er, ausgenommen der höhere Unterricht (z. B. in der Sorbonne), der für eine verschwindende Minderheit vorbehalten ist, den Söhnen des Bürgertums in einer so unzuichenden und verfälschten Art verabreicht, daß das Wenige, was davon in den Hirnen r jungen Bürgersöhne bleibt, sie nur aus der Form bringen kann. Die meisten Fehler s französischen Charakters, hauptsächlich seine oberflächlichen und eitlen Seiten, rühren n dem abscheulichen klassischen Unterricht her, den die jungen Leute des Mittelstandes halten. Darum wollen natürlich unsere Republikaner auf der Linken seine Wohltat ch auf die Volksklassen ausdehnen.

Einen weiteren Beweis, wie weit wir durch den Intellektualismus gesunken sind, sehe h in der Entwertung der Musik in Frankreich. Sicher gibt es in Frankreich noch musiliische Seelen; wir betrachten jedoch die Musik, die das Volk ebenso wie das Bürgertum eute singt, die Musik, die es hört, d. h. die es verlangt.

Die schlechte Musik hat in Deutschland ebenso viel Erfolg wie in Frankreich; aber neben iel schlechter Musik hört man in Deutschland viel gute Musik, und man hört davon sehr enig in Frankreich und noch viel weniger bei den Angelsachsen.

Der Verderbnis des Rationalismus entspricht in gleicher Weise die Verderbnis der Sitten. Die Vernunft, die als Dienerin der individuellen Bedürfnisse geboren ist, hat keine genügende Autorität, um sie zu zügeln. Es kann sich, haben wir gesagt, nur eine Moral durchsetzen, die im Namen einer höheren Macht spricht, mag sie sich nun Gott nennen oder das Soziale. Wahrscheinlich werden heute nicht mehr Verbrechen begangen und nicht mehr Laster ausgeübt als vor einigen Jahrhunderten; aber die Tugend wird weniger geehrt, das Laster, und sogar das Verbrechen, weniger verworfen; so stirbt in den Seelen das Gefühl für Anstand, und der Zynismus wird die Vornehmheit der Tagesmode.

Ich will nicht das Kapitel der heutigen Perversität behandeln. Gleichwohl sei es einem alten Manne gestattet, eine persönliche Mitteilung zu machen. Bis 1914 habe ich mir nicht Rechenschaft gegeben über den Zustand, in den die Gesellschaft mehr und mehr hinein geraten ist. Da ist der Krieg gekommen. Ich habe nicht gesehen, was sich an der Front zugetragen hat, und ich habe allen Anlaß zu glauben, daß viele ausgezeichnete Taten dort vollbracht wurden. Aber was ich im Hinterland gesehen habe, hat mich bis auf meine letzte Stunde mit Entsetzen erfüllt.

Eine vorübergehende Krisis, wird man antworten. Eine vorübergehende Krisis, die aber dennoch dauert! Es ist die Zeit des Tanzes.

Die Nachtlokale sind überfüllt; die Schankstätten für Weine und Getränke haben keine geringeren Einnahmen; die großen Warenhäuser bersten; man kauft Gott weiß wie viele Kraftwagen an jedem Tag. Aber in keiner Zeit der menschlichen Geschichte, ausgenommen in der des Caracalla und des Maxentius, hat eine schlimmere Angst die Herzen umschnürt.

Der schreckliche Frieden hat den schrecklichen Krieg fortgesetzt.

Aber wir haben den Fortschritt.

Man hat den Fortschritt manchesmal angeklagt, in Deutschland ebenso wie in Frankreich, und es wäre nicht schwer, ein Bild von seinen unzähligen Schandtaten zu entwerfen. Es ist unbestreitbar ein lediglich materieller Fortschritt. Wo wäre der sittliche Fortschritt? Wo es sich um die Lebensregeln handelt, sehe ich Erschlaffung, nicht Fortschritt. Vielleicht eine gewisse Verfeinerung der Sitten, die aber nicht einmal sehr gewiß ist und keinen reinen Ursprung zu haben scheint. Ein Fortschritt im Denken, in der Kunst? Man muß lachen. In den Wissenschaften? Unterscheiden wir zwischen den angewandten Wissenschaften mit nutzbringenden Zwecken, und den reinen Wissenschaften, wo es mehr Entwicklung als Fortschritt gibt. Es ist im übrigen eine nutzlose Erörterung, denn wenn man zu unseren Zeitgenossen von Fortschritt spricht, so hört man selten etwas anderes verherrlichen als den Kraftwagen, den Fernsprecher, das Flugwesen und die Zentralheizung, mit einem Wort die Maschine.

Die Maschine ist verantwortlich für die Ausschreitungen des Kapitalismus, die heute auf der Welt lasten, und dies ist das erste ihrer Verbrechen.

Das Problem des Kapitalismus besteht erst seit der Maschine. Früher gab es nur einen begrenzten Kapitalismus, da das Handwerk den Bedürfnissen Genüge leistete. Durch die ungeheure Entwicklung seiner Einrichtungen hat das Maschinenzeitalter den Überkapitalismus geschaffen, und nicht der alte Kapitalismus, sondern dieser Überkapitalismus macht aus dem Arbeiter nicht nur einen Sklaven, sondern einen Zwangsarbeiter.

Die Lobredner der Maschine führen an, daß die Erfindung der Maschine die materielle Arbeit vermindere und die Freizeit verlängere, d. h. die Möglichkeit der Ruhe und des Nachdenkens. Man sehe sich an, was die Rationalisierung in gewissen französischen Fabriken aus den Menschen macht: etwas Schlimmeres als einen Sklaven, selbst etwas Schlimmeres als einen Zwangsarbeiter. Einen Zwangsarbeiter für einige Stunden wird man sagen für den Rest der Zeit aber einen freien Menschen. Denken wir, wozu acht, sieben oder bloß sechs Stunden rationalisierter Arbeit, mit oder ohne hohe Löhne, einen Menschen vorbereiten können. Ohne Zweifel dazu, den Rest seiner Zeit den Werken des Geistes zu widmen.

Aber das Verbrechen der Maschine betrifft nicht allein den Menschen, den sie niederdrückt. Da die Maschinen nur bei großem Ertrag Nutzen bringen, so bedingt die Notwendigkeit der Überproduktion die Vermehrung der Bedürfnisse; daher der schreckliche Kreislauf: Maschinen, die man braucht, um die Bedürfnisse zu befriedigen, und Bedürfnisse, die man braucht, um die Maschinen zu befriedigen. Und daher ebenso die Notwendigkeit, neue Absatzmärkte zu erobern, die unter allen Kriegsursachen die unmittelbarste ist.

Die letzte Folge ist die schlechte Arbeit. Jeder weiß, daß die Maschine, dieses Meisterwerk der Mechanik, schlechtere Erzeugnisse liefert als die Handarbeit. Andererseits verurteilt Massenproduktion zu Schundproduktion. Damit sich die Maschine dreht, müssen sich nicht nur die Bedürfnisse vermehren, sondern der Verbraucher muß veranlaßt werden, oftmals neue Gegenstände zu erneuern, die er bedarf oder von denen ihm aufgeredet wird, daß er sie bedarf. Das bedeutet, daß sie von minderwertiger Beschaffenheit sind. Und von der schlechten Arbeit zur Sabotage ist der Weg nicht weit, so daß der sogenannte Fortschritt in Wirklichkeit Rückschritt ist.

Rückschritt in den Kleidern, die wir tragen, in den Möbeln, mit denen wir uns umgeben, im Baumaterial der Häuser, die wir bewohnen! Und was die Ernährung betrifft, so bemängele ich den Fortschritt, der darin liegt, daß man halb verfaulte Fische eßbar macht, daß man in die Eier ein Gift hineintut, das die Wirkungen der Zersetzung aufhebt, daß man aus den Abfällen von Fett Butter bereitet usw.

Es bleiben die Mittel der Fortbewegung. Man müßte den Nutzen zeigen, der darin liegt, daß man in einer Stunde den Weg zurücklegt, zu dem man früher einen Tag brauchte. Der moderne Komfort, elektrische Beleuchtung, Zentralheizung und hygienische Einrichtungen? Der einzige unleugbare Fortschritt, lassen wir unserer Zeit diese Gerechtigkeit widerfahren, ist derjenige der Medizin und der Hygiene. Mens sana in corpore sano ist ein Grundsatz, den keine Geistigkeit verachten darf. Aber welches eitle und lächerliche Blendwerk bringt dagegen der moderne Komfort mit sich! Komfort für Neureiche, der sich einer minderwertigen Arbeit bedient, die unsere Väter abgelehnt hätten. Fortschritt für Neureiche.

Man beurteilt die Menschen nicht nach den notwendigen Bedürfnissen, sondern nach ihren Vergnügungen. Die Art der Vergnügungen, denen ein Mensch nachgeht, ist der Maßstab für seinen Wert. Ich habe in meiner Jugend unter vielen bezaubernden Orten das Pallanza der Lieder und der Düfte gekannt; Pallanza ist heute erfüllt von Benzingiften und vom Geknatter der Motoren. Man hat zu wählen. Der Neureiche zieht dem radiesischen Pallanza von einst ein stinkendes Pallanza mit Kraftwagen vor.

Daß der Fortschritt eine Verbesserung der materiellen Bedingungen des Lebens sein will, und daß er es in einer so erbärmlichen Art ist, damit ist sein Urteil gesprochen. Aber wenn er die materiellen Bedingungen des Lebens wirklich verbessert hätte, er trüge dieses Urteil nicht weniger in sich.

Victor Hugo hat das Gastmahl der Borgia auf die Bühne gebracht: den ganzen Luxus der Renaissance, die beste Tafel Italiens, ausgezeichnetes Fleisch, erlesene Weine ... und in einem dieser Weine das berüchtigte Gift, das kein Mensch argwöhnen kann, das den Wein besser macht, und an dem man am nächsten Tage stirbt.

Mit Kraftwagen, Fernsprecher, Flugzeug, Zentralheizung, drahtloser Telegraphie usw. beschert uns der Borgiafortschritt die Giftgase und die Brandbomben. Heute handelt es sich um Kraftwagen und Flugzeuge; morgen wird es sich um den Luftangriff handeln und um die Gase mit Veilchengeruch, die eine Stadt in wenigen Stunden vernichten. Der gleiche wissenschaftliche und industrielle Fortschritt, der das eine erzeugt, erzeugt auch das andere.

Ich esse lieber im Wirtshaus als bei den Borgias.

Den furchtbarsten Anklagepunkt gegen den modernen Fortschritt haben wir noch ga
nicht genannt. Wenn der Fortschritt die Menschen unterdrückt, wenn er die Bedürfnis
vermehrt, statt sie zu befriedigen, wenn er nichts ist als ein Scheinfortschritt des Minder
wertigen, wenn er notwendigerweise die Gegenseite des chemischen Krieges in sich schließt
so tut er noch mehr: Er ist der Ansteckungsstoff, der die Luft für die Werke des Geiste
untauglich macht.

Das geistige Leben ist schwer zu begreifen ohne eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die
materiellen Genüsse. Streng genommen gibt es vielleicht keine absolute Unvereinbarkeit
aber es gibt eine Unvereinbarkeit, wenn es sich um die Ziele handelt, die dem Leben ge
setzt sind. Ich kann mir schwer vorstellen, aber ich kann mir immerhin vorstellen, daß ein
Heiliger im Luxus lebt, unter der Voraussetzung, daß er ihn nur hinzunehmen hat. Da
gegen kann man sich nicht vorstellen, daß ein Mensch die Kräfte seiner Seele darauf ver
wendet, gleichzeitig ein geistiges Leben anzustreben und sich die Annehmlichkeiten des
modernen Wohllebens zu verschaffen. Indem sich die Gesellschaft um den materiellen
Fortschritt bemühte, hat sie auf die Geistigkeit verzichtet. Und bis zu welchem Punkte!
Früher gab der Asket, der mit nackten Füßen und dem Rosenkranz in den Händen durch
die Straßen von Paris ging, sicher kein häufig nachgeahmtes Beispiel, aber er wurde doch
geehrt. Heute würde er verlacht werden. Die Mehrzahl der Menschen in meiner näheren
und weiteren Umgebung hat nur ein Ziel: das notwendige Geld für die materiellen Ge
nüsse zu haben.

Man sagt: Sitten der Nachkriegszeit? Zweifellos, aber ich erläutere das: Sitten vom
Ende der Zivilisation.

Die soziale Zuchtlosigkeit, Ausschaltung der Gefahr, die Lüge einer Demokratie, die nichts
ist als Plutokratie, Irreligiosität oder Parodie der Religion, die Flucht von Dichtung und
Musik zu einigen kleinen Gruppen, Zynismus an Stelle von Zurückhaltung, endlich der
Triumph des mechanischen Fortschritts und damit die Herrschaft der Phrase, die Entfesse
lung der materiellen Wünsche, die Verhöhnung des Geistes: alles Symptome für den Sieg
des Rationalismus. Ich verzweifle wirklich an diesen Seelen.

Meine Leser werden mich nicht mißverstehen. Wenn ich den Rationalismus angreife,
so greife ich nicht die Vernunft, den Intellekt an sich an, sondern die Anmaßung
der Vernunft, unumschränkt herrschen zu wollen, oder, genauer ausgedrückt, die Mit
arbeit des Irrationalen, d. h. des Geistigen zu verschmähen.

Die Unfähigkeit der Vernunft, aus eigener Kraft auch nur die am wenigsten verwickelten
Probleme zu lösen, ließe sich schon unter ihren eigenen Gesichtspunkten zeigen. Um ein
sicherer Führer zu sein, müßte die Vernunft unter voller Kenntnis der Ursachen handeln
es genügt, daß eines der Elemente eines Problems ihr fehlt, damit die Lösung unmöglich
ist; und das Leben ist zu verwickelt, als daß alle Voraussetzungen der Probleme, die es
stellt, herangezogen werden könnten. Aber welche Vollendung auch die Entwicklung der
Vernunft erreichen könnte, die Mitarbeit des Geistes wird ihr unerläßlich sein.

Das Rationale und das Irrationale, das Rationale und das Geistige sind Brüder, die
einer ohne den anderen nicht leben sollen und können. Das Rationale hat sich nicht ohne
die Hilfe des Irrationalen entwickeln können, und die Tiere sind Tiere geblieben, weil
bei ihnen das Irrationale (d. h. das Geistige) nicht das Rationale (d. h. die Erfahrung)
befruchtet hat. Wenn das Rationale das Irrationale ausschalten will, fällt es in den tieri
schen Zustand zurück, deutlicher gesagt, wenn die Vernunft nicht mehr mit dem Geist
zusammenarbeiten will, wird sie wieder Sklavin der Instinkte, der Leidenschaften, der
Interessen, d. h. der Tierheit, und ihre Rolle besteht nur noch darin, ihnen Waffen und
Rechtfertigungen zu liefern.

Die Geistigkeit allein kann eine Zivilisation beleben, die Vernunft für sich genommen
hat dazu keine Macht. Außerhalb des Alltags, des täglichen Essens und Trinkens und der
rein nützlichen Funktionen ist die Vernunft unvermögend, die Geistigkeit zu ersetzen.

Ich habe die Epoche, in der ich lebe, die Epoche der Verzweiflung genannt; wenigstens einem Dinge haben mich der Krieg von 1914 und der Friede von 1919 verzweifeln ßen: an der Vernunft.

Man nehme z. B. die Frage der Verantwortlichkeiten und der Kriegsverbrechen. Der laube der einen Hälfte von Europa darüber ist weiß, der Glaube der anderen schwarz; d jede Hälfte erklärt mit der nämlichen Sicherheit, daß es Gewißheit gibt. Denn man kt nicht, daß eine Hälfte von Europa ihr Gewissen belügt: abgesehen von einer kleinsten hl von Politikern schlechten Glaubens ist die ganze Welt aufrichtig und beruft sich in icher Weise auf die Vernunft. 50 Millionen Menschen, zu denen die Vernunft weiß t, 50 Millionen, zu denen sie schwarz sagt: zweifelt man, daß die Vernunft die Sklavin die weiß sagt, zu dem der weiß hören will, und schwarz, zu dem der schwarz hören will? Die Völker in ihren internationalen Streitigkeiten behaupten ebenso wie die Einzelnschen in ihren Prozessen, daß sie allein gerecht und allein ehrenhaft sind. Einzelnschen wie Völker häufen und wiederholen die unwahrscheinlichsten Anschuldigungen gen den Gegner und dulden nicht, daß die geringste Anschuldigung gegen sie selbst erhoben rd. Alle fordern vom Nachbar alles und protestieren, wenn man von ihnen etwas verlangt.

Man wird sagen: Verteidigung von Völkern, Verteidigung von armen Leuten, die um Dasein kämpfen und Vernunftgründe brauchen. Sehr gut! Das ist meine These: ernunftgründe", d. h. die Vernunft als Dienerin der Interessen.

Daß in einer Frage, die den anderen klar erscheint, sich einige Menschen irren, ist begreifi. Aber wenn die Vernunft fähig ist, seit zehn Jahren Millionen von gebildeten und st intelligenten Menschen zu beweisen, daß weiß schwarz ist und schwarz weiß, weil das ihrem Interesse liegt, wie kann man da verlangen, daß ich alter Mann noch an die rnunft glaube?

Die Entwertung der Vernunft zu gleicher Zeit wie das Verschwinden des Geistes, ist der notwendige Untergang der Vernunft, die die natürliche Bruderschaft des Geistigen leugnet. Und es ist das Zeichen, daß die Zeiten nahe sind.

Das Buch Genesis erzählt, daß, als Gott beschlossen hatte Sodoma zu zerstören, Abraham es wagte zu ihm zu sprechen und ihn fragte: Herr, wirst du die Stadt zerstören, wenn zehn Gerechte in ihr finden? Und der Herr antwortete nach der Erzählung der Genesis: nn sich zehn Gerechte in ihr finden, werde ich die Stadt nicht zerstören.

Im Laufe meiner zahlreichen Reisen habe ich in den großen internationalen Hotels ige Mädchen (und auch alte Damen) getroffen, die mir das Symbol für die Gesellaft schienen, die sie hervorgebracht hat.

Reich, ohne mit ihrem Gelde etwas gewonnen zu haben. Ganz damit beschäftigt, sich unterhalten. Und was für Unterhaltungen? Die unwürdigsten und törichtesten. Die würdigsten: wenn nicht der Tanz, so der Alkohol, die Rauschgifte, die Ausschweifung. törichtesten: ein Vergnügen ohne Vergnügen, das nur ein Ziel hat, die Zeit totzuschlagen. Außerdem frech gegen ihre Verwandten und selbstverständlich schlecht gegen ihre Unterenen. Eine einzige Sorge: von ihrem Gelde Nutzen zu haben. Und nicht eine Pflicht. Zu dieses Lachen unter beständigem lauten Geräusch, dieses freudlose und mechanische chen, das den anderen die Angst ins Herz jagt.

Es gibt gleichwohl noch junge Mädchen und alte Damen, die auch reich sind, ohne ihr eld verdient zu haben, die aber nicht denken, daß ihnen mit ihrem Gelde alles erlaubt Sie wissen zu geben. Sie übernehmen sich mit Werken der Fürsorge und mit Aufgaben, nicht sehr nützlich und ein wenig lächerlich sind; aber es ist lobenswert, daß sie Pflichten haben glauben. Das Vergnügen, Tanz und Sport, verachten sie nicht. Aber es nimmt nicht völlig in Anspruch, sie lesen auch und hören zuweilen ein wenig gute Musik. Sie gen zur Messe, was durchaus nicht erbauend ist, denn ihre Religion ist unmystisch und rflächlich; aber es beweist, daß außer dem Essen und Trinken und der Schneiderin ch etwas für sie da ist.

Sie erschöpfen sich damit, Höflichkeiten auszutauschen, Besuche zu machen und z empfangen; so bekennen sie, daß zwischen den Menschen Beziehungen bestehen; un in bescheidenem Maße sind sie sozial.

Wenn es keine zehn Gerechte mehr gibt, so kann das Feuer vom Himmel herabkommen

Wenn aber zehn Gerechte notwendig waren, um Sodoma zu retten, so muß man wissen daß Sodoma ein großer Marktflecken von vielleicht 1000 Einwohnern war. Ein Hundertsa von 1 vH. Gerechten genügte dem Herrn. Rechnen wir nach: Um die Christenheit und ihr 500 Millionen Menschen zu retten, muß es mindestens 5 Millionen Gerechte geben.

Die Drohungen

Ich habe gesagt, was ich um mich herum, in meinem Lande sehe. Ich habe meine Lesern die Sorge überlassen, selbst zu beurteilen, was sich auf die anderen Völke anwenden läßt und was nicht. Was ich aber um mich herum sehe, das ist in jedem Fall da verhängnisvolle Ende, dem die europäische Zivilisation zustrebt und zu dem sie bald kommen wird, wenn die Krisis nicht beschworen wird.

Bevor wir untersuchen, unter welchen Bedingungen die Gesellschaft wenigstens augenblicklich gerettet werden könnte, muß ich im Lichte der Geschichte prüfen, unter welcher Formen sich die Katastrophe vorbereiten müßte, d. h. welches die bestimmten Drohunger sind, die heute über Europa schweben.

Nichts ist bekannter als die Reihe von katastrophalen Ereignissen, die das Ende der an tiken Gesellschaft brachten und deren Bevorstehen seit dem Ende der Antonine offenbar wurde

Zunächst die Bürgerkriege. Nicht mehr Kriege von Prätendenten, die sich um die Dik tatur streiten, wie zu Ende der Republik; nicht mehr Palastrevolutionen mit Waffengewalt wie zur Zeit der ersten Cäsaren; sondern die Erhebung der Legionen des Rheins gegen die Legionen der Donau, der Legionen Asiens gegen die Legionen Afrikas; d. h. das Abend land im Krieg gegen das römische Morgenland, der Norden im Krieg gegen den Süden

Gleichzeitig die Einfälle der Barbaren. Jeder kennt ihre furchtbare Geschichte; jede hat im Geist das schreckenerregende Bild von Menschenmassen, die in immer dichtere Fluten gegen die antike Mittelmeerzivilisation branden. Diese Einfälle waren nicht alle in gleicher Weise verwüstend, aber es wurden genügend Blutbäder, genügend Verheerungen genügend Verwüstungen begangen, um die alte Welt zugrunde zu richten, bis endlich diese Barbaren selbst den Platz der alten Herrn einnahmen.

Schließlich das Christentum. Das Wort Christentum erweckt in unserem Geist die rein sten Ideen. Wenn man vom Christentum spricht, so sieht man das Bild einer göttlichen Geistigkeit vor sich, man sieht das zivilisatorische und kulturelle Werk, das es vollendet hat Aber wenn es sich darum handelt nachzuprüfen, wie es sich gegenüber der antiken Zi vilisation verhalten hat, und welches seine Rolle in dieser Gesellschaft gewesen ist, so kann man unmöglich zweifeln, daß es ein hartnäckiger Feind und Zerstörer gewesen ist. Er innern wir uns, wie Tacitus es zur Zeit Trajans beurteilte; wie es ein halbes Jahrhunder später Celsus beurteilte, dieser vollkommene Vertreter des schönsten römischen Geistes

Das Christentum konnte damals nur als Drohung der verabscheuungswürdigsten sozialen Umwälzung erscheinen, als ein öffentliches Unheil, so schrecklich, so heillos in seiner Ar wie die Bürgerkriege und die Barbareneinfälle. Vom Gesichtspunkt der antiken Ge sellschaft aus war es wirklich das alles. Während die anderen vom Orient gekommenen Religionen sich rasch in die Gesetze fügten, erhob das Christentum, nicht zufrieden seinen Gott zu bringen, den Anspruch, die Götter des Reiches zu stürzen und zu ersetzen. Ein einfache Kultfrage? Aber denken wir daran, daß die Götter in der antiken Gesellschaf dasselbe bedeuteten wie heute der Nationalbegriff.

Gleichzeitig mit diesem Prinzipienkrieg, der genügte, um aus den Christen öffentlich Feinde zu machen, sehen wir die heidnische Familienordnung ins Wanken gebracht, de

oldatenstand als unverträglich mit dem christlichen Bekenntnis erklärt. Ich weiß, daß
h manche Verteidiger bemüht haben, dem römischen Reich glaubhaft zu machen, daß das
hristentum die Achtung vor den Gesetzen lehre. Nutzlose Lüge! Die heidnische Welt konnte
seiner Propaganda nur die Verneinung ihrer grundlegenden Einrichtungen sehen und
n Geist des moralischen Aufruhrs, der gegen die Gesellschaft ihre Unterschichten aufbot.
lles das ist bekannt.

So zeigten sich seit dem 2. Jahrhundert die drei Drohungen, die die antike Welt zugrunde
chten sollten, die Bürgerkriege, die Einfälle, das Christentum.

Eine oberflächliche Betrachtung der Geschichte könnte an ein Nebeneinanderbestehen
auben machen: auf der einen Seite die christliche Predigt, auf der anderen Seite die
infälle und wieder auf der anderen Seite die Bürgerkriege. Wenn man die Ereignisse
n der Nähe prüft, so bemerkt man gleich, daß im Gegenteil nicht nur eine Verbindung
wischen den Reihen besteht, sondern daß jedes eben durch den Zusammenhang mit den
nderen zugleich Ursache und Wirkung ist.

Die christliche Predigt hat die Barbareneinfälle und die beständigen Bürgerkriege
leichtert. Für die Christen wie für die Barbaren ist das römische Reich der gemeinsame
eind gewesen, auf dessen Kosten es sich einzurichten galt. Die Barbaren stellten für die
hristen die Zerstörer dieser verfaulten Zivilisation dar, gegen die das Christentum so viel
bscheu predigte. Man muß sehen, mit welchem Beifall, mit welcher Ermutigung der
infall von verschiedenen Kirchenvätern begrüßt wurde, die darin eine Strafe Gottes
hen, d. h. in unserer Sprache ein Werkzeug der Gerechtigkeit. Auch die Bürgerkriege,
e das Reich zerrissen, sind gleicherweise für verschiedene Kirchenväter eine Strafe Gottes
– ich lasse hier die politischen Intrigen der Bischöfe beiseite, die sich bald auf die eine,
ld auf die andere Partei stützten. Andererseits mußten die durch den Fortschritt des
hristentums seit dem Ende des 3. Jahrhunderts geschaffenen Vorurteile gegen das Reich
ch die Kaiser in der Organisation der Abwehr stören. Ich habe vom Defaitismus des
eremias gesprochen; in Wirklichkeit ist Defaitismus im Herzen jeder neuen Religion.

Aber die Hilfe, die das Christentum sowohl von den Barbaren wie von den Bürgerkriegen
npfing, war vielleicht noch viel wichtiger. So mächtig auch die staatliche Organisation
ar, so mußte das Christentum einfach deshalb mit ihr fertig werden, weil die Entwicklung
r Gesellschaft mit zwingender Notwendigkeit die Auflösung des Reichs bedang. Aber das
hristentum konnte in seinem zersetzenden Werk durch die Einfälle der Barbaren ebenso
ie durch die Bürgerkriege seit dem Tode Mark Aurels nur unendlich unterstützt werden.

Daß die moderne Zivilisation heute auf demselben Punkt angelangt ist, wo sich nach dem Ende der Antonine die griechisch-römische Zivilisation befand, daß die Entwicklung eser beiden Zivilisationen dieselben Stadien durchlaufen hat, vom Spiritualismus zum ationalismus, das haben wir gezeigt. Aber es wird sehr interessant sein, zu prüfen, ob s Ende der beiden Zivilisationen nicht das nämliche ist, d. h. ob dieselben Drohungen, e über das Römische Reich kamen, nicht heute über uns kommen, und ob die Katastrophen, denen die antike Zivilisation versunken ist, sich nicht wiederholen zu müssen scheinen, m die unsere zu zerstören.

Zunächst die Bürgerkriege. Jedermann wird erkennen, daß ein Krieg zwischen den uropäischen Staaten im heutigen Stadium unserer Zivilisation ein europäischer Bürgerieg ist. Es ist hier nicht der Ort, nachzuforschen, ob ein derartiges Ereignis möglich ist, ob aller Vorsichtsmaßregeln, die man auf allen Seiten ergreift, um es zu vermeiden, ob trotz des gerechten Schreckens, den es allen nachdenklichen Geistern einflößt. Unter erschiedenen Anlässen, die fähig wären, einen Krieg zu entfachen, würde es genügen, daß die deutschfeindliche Minderheit, die heute Frankreich mit ihrem Geschrei erfüllt, die volle Macht erringt und durch das Mittel der Zeitungen, die ihr dienstbar sind, ihre errschaft über die intellektuelle und moralische Schwäche der Mehrheit zurückgewinnt.

Ich will glauben, daß es trotz des Beispiels von 1914 zu viel gesunden Menschenverstan in Frankreich gibt, und daß die Erfahrungen der vier Kriegsjahre doch noch zu lebendig sind, um ein so großes Verbrechen begehen zu lassen. Aber bei der hysterischen Geistesbeschaffenheit der französischen Deutschenhasser ist alles möglich. Und in welcher Art? Indem man Deutschland Forderungen auferlegen will, die ein großes Volk von 60 Millionen Einwohnern nicht annehmen könnte. Ob eine ähnliche Gefahr von den Kreisen der äußersten deutschen Rechten kommen kann, werden meine deutschen Leser besser zu sagen wissen als ich. Ich begnüge mich, die Frage aufzuwerfen.

In einem neuen Kriege aber würde man erst voll erkennen, wohin uns der Fortschritt geführt hat, der moderne, materialistische, rationalistische Fortschritt. Nicht vergebens arbeitet die Technik seit so vielen Jahren im Sinne der Vernichtung Europas. Ich bin außer mir, daß die Welt nicht begreift, daß es menschenunmöglich ist, so viele furchtbare Waffen, weittragende Kanonen, Brandbomben, Giftgase und Gott weiß was noch zu erfinden und von Tag zu Tag zu vervollkommnen, ohne sie jemals anzuwenden.

Ich will nicht in der Nachfolge von so vielen anderen versuchen, den Schrecken zu schildern, den der nächste Krieg bringen würde. Einige Monate Feindseligkeiten würden mehr Zerstörungen verursachen und mehr menschliche Wesen zugrunde gehen lassen als die Bürgerkriege des römischen Kaiserreichs in einem Jahrhundert[1]).

Neben dem europäischen Krieg gibt es die Bedrohung durch die Barbaren. Diese Drohung scheint das europäische Bürgertum nicht besonders zu beschäftigen. Wenn jedoch der Islam, der ferne Osten und der schwarze Erdteil noch unendlich mehr Reserven an Soldaten enthalten als vor 17 Jahrhunderten Germanien und die Donauländer, so hat Europa zurzeit nichts zu fürchten, weil diese Soldaten nicht bewaffnet sind. Aber sieht man nicht gerade hier die notwendigen Ergebnisse des modernen Fortschritts? Man erzählt, und die Sache scheint gewiß, daß während des Krieges große Handelsfirmen einer der verbündeten Länder mit vollem Wissen durch Vermittlung der Neutralen an den Feind Munition lieferten. Geschäftsinteresse! Und wieder beginnt das Geschäftsinteresse schon den Islam und den fernen Osten zu bewaffnen. Um so schlimmer für die Menschheit, wenn nur der Kreditsaldo beim nächsten Jahresabschluß neue Gewinne aufweist.

Aber es gibt hier für einen Franzosen, für den Franzosen, der diese Seiten schreibt, eine eigentümlich schreckliche Angst: zu denken, daß noch weit über das Beispiel der großen verbündeten Industrien hinaus, die den Feind und dann den Islam bewaffneten, die verschiedenen französischen Regierungen, einerlei ob sie der Rechten oder der Linken angehören, sich nicht damit begnügen, die Schwarzen zu bewaffnen, sondern sie sogar selbst nach Europa einführen. Und nicht nur gegen den Feind hat man die Schwarzen marschieren lassen, nicht nur gegen die friedlichen Bewohner der besetzten Gebiete, sondern sogar gegen die eigenen Landsleute.

Am 10. Juli 1927 wurden im Lager von Mailly 200 Reservisten, die einen mit Gefängnis bestraften Mann befreien wollten, zerstreut oder zu Gehorsam zurückgeführt durch zwei Kompagnien Senegalneger. Die Zeitung, in der ich dies gelesen habe, sagte nicht ohne Berechtigung:

„Eine neue Ära öffnet sich in der Geschichte Europas ... Die Angelegenheit stimmt zusammen mit den auf der Tagesordnung stehenden Sorgen über die Zukunft dessen, was man einst die Christenheit nannte und was man heute die abendländische Zivilisation nennt, gegenüber dem gelben Erdteil, der wieder erwacht, und dem schwarzen Erdteil, der zum erstenmal erwacht."

[1]) Vgl. u. a. den Bericht, vorgelegt der 5. Völkerbundsversammlung durch die Gemischte Kommission für die Abrüstung. Außerdem die Rede von Gertrud Woker, Bern, vor dem Kongreß von Washington, Mai 1924, veröffentlicht in der Zeitschrift der Internationalen Frauenliga für Friede und Freiheit.

ieſelbe Zeitung, ein konſervatives Blatt, vergleicht das Vorgehen der franzöſiſchen ierung mit dem der Karthager. Es tut den Karthagern unrecht, denn dieſe warben oner, um ſich gegen ihre Feinde zu ſchlagen und nicht gegen ihre eigenen Landsleute. ı denke! Senegalneger, und gegen wen? Gegen die feindliche Armee, ſchon das iſt ıderhaft. Aber ſogar gegen die Bewohner des Rheinlands, und ſogar gegen Reſerviſten, ilienväter, die man für einige Wochen ihrer Arbeit entzogen hat! Und kein Menſch zweifelt rankreich, daß den Schwarzen im Falle eines Umſturzverſuches die Aufgabe anvertraut , Franzoſen niederzuſchießen. Die Zeitung, die ich zitiert habe, hat recht. Es iſt weit mmen mit der Chriſtenheit und dem Abendland. Iſt eine Ziviliſation, die an Schwarze ſen liefert, ſie nach Europa kommen läßt und gegen Europäer, ja ſogar gegen ihre nen Kinder anſetzt, nicht reif für eine Sintflut, die ſie vernichten muß?

lles das iſt ungemein ſoziologiſch, ich möchte faſt ſagen: ungemein göttlich. Denn e Ziviliſation bereitet mit ihren eigenen Händen die Waffen, durch die ſie zugrunde n wird. Niemals wird man genügend ausdenken, wie wir uns durch den rationaliſti- ı Fortſchritt einen vollkommenen Selbſtmord bereiten. Es iſt in Wahrheit ein euro- ches Harakiri.

Welche Drohung entſpricht heute der Drohung des Chriſtentums für die Nachfolger von Mark Aurel? Alle Welt denkt an den Kommunismus. Der Eindruck, den die ſten auf den Mittelſtand des Römerreiches machten, iſt genau derſelbe wie derjenige, die Kommuniſten auf unſer Bürgertum machen. Dagegen lehrt uns die Geſchichte, das Chriſtentum, als es einmal zum Sieg gelangt war und die Welt auf das primitive tiſche Stadium zurückgeführt hatte, ſelbſt das Werk der Ziviliſation in die Hand ge- ımen hat. Mit anderen Worten, daß es zuerſt ein Element der Zerſetzung für die Welt eſen iſt und dann ihr Heil.

lan darf in aller Objektivität fragen, ob man vom Kommunismus Ähnliches zu er- ten hat. Wäre die kommuniſtiſche Revolution ebenſo wie das Chriſtentum eine Rück- zum irrationalen Stadium, ein Neubeginn der Ziviliſation? Auf den erſten Blick ute man es annehmen: derſelbe Aufſtieg der unteren Klaſſen, dieſelbe Zerſtörung der ehenden Ordnung, derſelbe Plan, eine Neuordnung der Dinge zu ſchaffen, dieſelbe ereſſengemeinſchaft mit den Feinden der alten Ziviliſation. Sieht man aber tiefer, eigt ſich, daß die Lage doch nicht dieſelbe iſt. Es gehört nicht in den Rahmen dieſer eit zu unterſuchen, was den Kommunismus aus der Entwicklung der Ziviliſationen ushebt oder nicht, und was er der Menſchheit bringt. In dem Sinn, in dem man einhin das Wort anwendet, hat der Kommunismus genau genommen nur die Löſung Problems des Kapitalismus zum Ziel, d. h. eine neue Verteilung der Güter. Mit ihm den wir den Schrecken des Fortſchritts weiter unterworfen ſein. Jedem ſein Kraft- en und ſein Fernſprecher! ſcheint die kommuniſtiſche Loſung zu ſein, und es iſt niemals Rede geweſen von einer Unterdrückung der nutzloſen Güter. Die Loſung der Geiſtig- fehlt dem kommuniſtiſchen Programm. Die franzöſiſche Revolution hat aus der Ver- ft eine Göttin gemacht, und ich ſehe nicht, daß die kommuniſtiſche Revolution daran t, ſie vor Gericht zu ſtellen.

lan könnte eine dritte Betrachtungsweiſe der Frage ins Auge faſſen. Es ſcheint in der , daß niemand unter den leitenden und intellektuellen Klaſſen des römiſchen Reichs 3. Jahrhundert die im Chriſtentum beſchloſſene aufbauende Kraft zu erkennen oder viel- r zu ahnen fähig war und in ihr etwas anderes zu ſehen als eine lediglich zerſtörende ft. Man hat alſo das Recht, ſich zu fragen, ob die kommuniſtiſche Revolution nicht auch Kraft geiſtigen Aufbaus beſitzt, die uns entgeht, ſo wie die chriſtliche dem Celſius yng. Man kann hinzufügen, daß ſich die Bewegungen entwickeln und daß, wenn Chriſtentum des vierten Jahrhunderts nicht mehr das des dritten iſt, kein Beweis vor- t, daß der Kommunismus, wenn er in Europa triumphieren würde, das bliebe, was eute iſt.

Aber all das ist Hypothese. Ob der Kommunismus berufen ist, die Rolle des Christe tums bei der Bildung einer neuen Zivilisation zu spielen oder nicht, er stellt sich auf al Fälle unter den nämlichen Bedingungen dar für alles, was seine Rolle als Zerstörer un schließt; die Drohung, die er heute über der Gesellschaft schweben läßt, ist dieselbe, wie das Christentum im 3. Jahrhundert über dem römischen Reich schweben ließ, und überdie verbindet sich diese Drohung ebenso schrecklich mit den Drohungen des europäischen Kriege und der Erhebung der gelben und schwarzen Barbaren, um der Menschheit eine schrecklich Umwälzung zu bereiten.

Zerstörung der Einrichtungen, Vernichtung der von Generationen aufgehäuften Güte Verwüstung der Kunstdenkmäler, der Schlösser und ganzer Städte, und inmitten de Ruinen der Tanz der Wilden. Dieselben Symbole werden dieselben Tatsachen ausdrücke Noch einmal werden die Menschen den Schrei hören: Seid verflucht, Pharisäer! und diese Keiner kann Gott und dem Mammon dienen, und auch diesen: Es ist leichter, daß ei Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Himmelreich komme. Abe diese Worte werden die neue Form tragen, die die soziologischen Bedingungen auferlege Die verfluchten Pharisäer werden diejenigen sein, die von dem neuen Gott das materiell Wohlsein und den Geist verlangen zu können glauben. Das Verbot des Himmelreich wird für die Apostel des modernen Fortschritts gelten, und ich glaube, die göttliche Stimm wiederholen zu hören: Man kommt nicht im Kraftwagen in das Himmelreich.

Unter den Persönlichkeiten der römischen Verfallzeit hat mich der große Philosop und Dichter Seneka sehr beschäftigt, der mitten im kaiserlichen Wohlleben die Armu gefeiert hat. Die französische Universität pflegte ihn zur Zeit meiner Jugend mit eine einzigen Worte zu erklären: Ein Rhetor. Ich glaube im Gegenteil, daß Seneka eine gro zerrissene Seele gewesen ist, einer von denen, die gewollt, aber nicht gekonnt haben; un das ist der Eindruck, den die pathetische Maske gibt, die von ihm erhalten ist. Die G schichte seiner Beziehungen zu Paulus ist eine Fabel. Seneka bedurfte der christliche Predigt nicht, um den Schrecken der Zivilisation zu empfinden, in der er lebte. Es genüg ihm, eine Seele zu haben, wie das auch heute einigen genügt, um unsere materielle Z vilisation zu verwünschen. Aber man sehe die Lektion der Geschichte! Diese Lektion das, worauf ich kommen wollte. Weil Seneka sich von der Versklavung durch seinen Reic tum nicht hat befreien können, sind die Barbaren gekommen, die zwar nicht ihn, aber sei Nachkommen davon befreit haben.

Der Mensch, der hier den ganzen Schrecken verkündigt hat, den ihm der materielle u rationalistische Fortschritt einflößt, ist ein Mensch nach dem Bilde seiner Zeitgenosse und zahlreich sind die Menschen nach dem Bilde des großen und elenden römischen Phil sophen, der gewollt hätte und nicht gekonnt hat.

Wir sind zu sehr in Anspruch genommen durch unsere Kraftwagen, unsere Zentralheizun unsere Schlafwagen und unser kompliziertes Leben. Wir sind Sklaven, und derjenig der die Kraft hat, seine Ketten zu brechen, möge sich melden! Wir sind ohne Zahl, die n nicht diese Kraft haben.

Aber wie zur Zeit Senekas sind die Barbaren auf dem Marsch, um diejenigen zu b freien, die sich nicht selbst befreien können.

Der Kreuzzug für den Geist

Dies ist die Drohung. Ist es möglich, sie zu beschwören? Sie für immer zu beschwöre Nein, nichts hindert die Entwicklung ihren Lauf zu nehmen. Sie zu verzögern? Vielleic

Ich habe vom Tode Mark Aurels den Beginn der Epoche der Verzweiflung in der a tiken Gesellschaft datiert. Genau genommen hätte sie mit den Bürgerkriegen des erst Jahrhunderts beginnen können. Ich weiß wohl, daß die Kämpfe, die das römische Re

n Tode Neros und später beim Tode Domitians erschütterten, eigentlich Palastrevo-
onen waren. Aber sie waren deshalb nicht weniger ein Vorzeichen, und wenn sich
Wiederaufrichten eingestellt hätte, so wäre die Krisis am Ende des ersten Jahrhunderts
gebrochen.

ber tatsächlich hat dieses Wiederaufrichten stattgefunden, die Krisis wurde hinaus-
ogen, und das war das Werk der Antonine.

ank Nerva, Trajan, Hadrian, Antoninus Pius und Mark Aurel und trotzdem ihre
rschaft nicht mehr als 80 Jahre dauerte, brach die Krisis erst am Ende des 2. Jahrhunderts
, und die Katastrophe wurde um zwei Jahrhunderte verzögert.

Durch welche Mittel haben die Antonine ein so bemerkenswertes Ergebnis erzielt?
Antonine erfanden nichts Neues. Aus einer fremden Rasse stammend, die ganz frisch
as Römertum einverleibt und noch frischer nach Rom versetzt worden war, waren sie
Bewunderung für das römische Wesen durchdrungen. Sie setzten einfach die antiken
genden wieder in Geltung, durch die einst die römische Zivilisation entstanden war.
Wenn ein derartiges Wiederaufrichten vor 18 Jahrhunderten möglich gewesen ist,
um sollte es nicht auch heute möglich sein?

s ist möglich, vorausgesetzt, daß ein großes Volk die Initiative ergreift, unter Mit-
tung von allem, was in den Völkern seiner Umgebung fähig ist, sich seiner Aufgabe an-
liedern. Die Bedingungen, die das große Volk erfüllen muß, dem diese Aufgabe zu-
en wird, scheinen mir die folgenden zu sein:

. Es muß vor allem mehr als die anderen die Werte bewahrt haben, die ich ebenso
poetischen wie die geistigen Werte nennen will, um in diesen Ausdrücken alle Tugenden
symbolisieren, die aus der Geistigkeit entspringen und von der Vernunft unterstützt
den, ohne von ihr erstickt zu werden;

. es muß hinreichend geschlossen, hinreichend einig, hinreichend mächtig sein, um die
igkeit zu haben, feindlichen Handlungen, die sich früher oder später gegen es richten
den, widerstehen zu können;

. es muß genügend Ausstrahlung besitzen, um bei seinen Nachbarn das anzuziehen,
s fähig ist, an seinem Werke mitzuarbeiten.

Meine Absicht ist hier lediglich, die Bedingungen für ein französisch-deutsches Zusammen-
wirken zu studieren. Ich muß jedoch gestehen, wie wenig Vertrauen mir die angel-
sische Welt einflößt. Ich habe es nicht nötig, das näher auszuführen; es genügt mir,
ne Leser auf die Seiten hinzuweisen, die Spengler über sie geschrieben hat und die
al die furchtbarste Anklage gegen sie sind. Daß es in der angelsächsischen Welt guten
len gibt, anders gesagt, daß einzelne da sind, bei denen die alten Werte noch leben,
ist ganz selbstverständlich; aber die Hauptrichtung, in der sich die angelsächsische Zivili-
on bewegt, scheint mir auf dem Wege zum Untergang ebenso weit fortgeschritten, wie
französische Zivilisation. Man lese Spengler!

ich hätte hier gerne den interessanten Fall Italiens geprüft. Aber es würde eine ganze
die notwendig machen, die aus dem Rahmen dieser Arbeit herausfallen würde.

ich kenne die anderen Völker nicht genügend, um sicher unterscheiden zu können, was
Tat vereinzelter Individuen ist und was von einer Hauptrichtung der Geister ausgeht.
s Frankreich betrifft, so darf man vom Ganzen der Nation nichts erwarten, wenn auch
e Minderheit da ist, die sich einer Bewegung zurück zum Geiste anschließen will.

Es bleibt Deutschland.

Ich will alles sagen, was ich denke. Man wird mir in meinem Vaterlande sicher vor-
fen, wie man es bereits getan hat, daß ich deutschfreundlich sei; man wird mir vielleicht
h vorwerfen, daß ich meinen deutschen Lesern schmeichle. Von diesen beiden Vorwürfen
chte ich den ersten keineswegs; auf den zweiten würde mein ganzes Leben antworten.

Nicht erst seit gestern, nicht erst seit vorgestern, seit meiner frühesten Jugend habe i
Deutschland geliebt; ich bin in Wahrheit seit 40 Jahren deutschfreundlich. 1885 habe i
im Alter von 23 Jahren in Paris die Revue Wagnérienne gegründet, nicht aus Dilettanti
mus, sondern weil mein Unbewußtes im Werke Wagners alles erkannte, was ich liebt
In den Jahren zwischen 23 und 30 bestand meine Rolle in der französischen Symbolisten
schule darin, sie nicht nur nach Wagner, sondern nach dem deutschen Gedanken überhaup
zu orientieren. Einer meiner größten Freunde, einer der Menschen, die ich am meiste
geliebt habe, ist Houston Stewart Chamberlain, und ich werde den „Münchner Neueste
Nachrichten" ewig dankbar sein, daß sie mir gestattet haben, ihm in seinem Adoptivvater
lande meine letzte Huldigung darzubringen.

Mein ganzes Leben hindurch bin ich nach Deutschland gekommen; man hat mir manch
mal gesagt: „Sie sind ein französischer Schriftsteller mit einer deutschen Seele: Gott ha
sich geirrt, indem er Sie in Frankreich auf die Welt kommen ließ; Sie hätten in Deutschland
geboren werden müssen." Vielleicht ist das wahr. Aber nun sehe man die Ironie des
Schicksals! Der Halbdeutsche, der ich bin, hat niemals deutsch sprechen gelernt.

Während des Krieges bin ich meiner Liebe zu Deutschland treu geblieben, und diese
Treue ist mir beinahe teuer zu stehen gekommen. Sie hat mich auch nach dem Kriege
manches gekostet.

Wenn ich diese Erinnerungen wachrufe, so geschieht es, um mir das Recht zu sichern
unverhüllt meine Meinung zu sagen über die Rolle, die Deutschland in der schrecklichen
Krisis der europäischen Zivilisation nach meiner Meinung spielen muß.

Die deutsche Welt ist von dem Niedergang durchaus nicht ausgenommen, unter dem
das übrige Europa und Amerika leiden. Wie seine Nachbarn ist das deutsche Volk durch den
Rationalismus angekränkelt; wie sie ist es vom materiellen Fortschritt beherrscht. Ich
versinnbildlichte diese Tatsache, indem ich sagte, daß man in Deutschland ebenso schlechte
Musik hört wie in Frankreich und England. Aber ich fügte hinzu, daß man neben der schlech
ten Musik mehr gute Musik hört als überall sonst. Und das zeigt ganz einfach, daß die
deutsche Welt auf dem Wege des materiellen Rationalismus weniger weit fortgeschritten
ist, als seine Nachbarn. Während bei den anderen Völkern die geistige Überlieferung nur
mehr durch eine kleine Minderheit bewahrt wird, die sich unablässig verringert, bleibt die
Mehrheit des deutschen Volkes der Geistigkeit fähig.

Die deutsche Welt umfaßt also mehr als jede andere in Europa das, was heute noch
von den alten mystischen, sozialen, geistigen Tugenden übrig ist, deren Fortdauer allein
den großen Zusammenbruch aufzuhalten vermag. Religiöser Geist, Musikalität, hohe
Bildung, Ernst in den ernsten Dingen, dazu Disziplin, Widerstandsfähigkeit und Furcht
losigkeit gegenüber der Gefahr, dazu Treue, die schönste Eigenschaft, die für sich allein
eine Seele heiligen würde.

Zu all dem die Macht. Mit der geistigen Überlieferung besitzt die deutsche Welt tat
sächlich die Stärke der Zahl und der geographischen Geschlossenheit; es ist ein Vorteil,
der sie zu großen Dingen befähigt. Im Augenblick ist ihr ein dreifaches politisches Ziel
gegeben: die Befreiung von den Fesseln, die sie umschnüren; die Gewinnung von Ansehen
bei ihren Nachbarn; die Herstellung ihrer völligen Einheit. Das habe ich letztes Jahr
in den „Münchner Neuesten Nachrichten" geschrieben und kann es hier nur wiederholen.

Stark bleiben ist für Deutschland eine unerläßliche Bedingung zur Durchführung seiner
Rolle; die Feindseligkeiten nicht fürchten müssen, die es lauernd umgeben und deren gefähr
lichste nicht von der Seite Frankreichs kommen werden, wenn es eines Tages seine ganze
Macht wieder gewonnen hat; und in seinem Herzen wieder alles vereinigen, was deutsch ist.

Was die Fragen betrifft, die in diesem Augenblick auf der Seele brennen, so habe ich
bereits gesagt, daß von dem guten Willen und der Klugheit der allmächtigen deutschfeind
lichen Minderheit in Frankreich nichts zu hoffen ist. Aber wer die Zukunft für sich hat,
kann auch Geduld haben.

Doch ich will zeigen, daß ich kein Schmeichler bin. Ich habe herbe Kritik an meinen ndsleuten geübt; ich will gegen die Deutschen nicht weniger aufrichtig sein. Deutschland l stark bleiben, aber nicht bedrohlich werden. Ich meine, daß sein letzter Kaiser durch die ndigen Drohungen und Beunruhigungen seiner Nachbarn sich Blößen gegeben und die elt selbst in ein Bündnis gegen sich gebracht hat.

Ferner nicht in die Sünde des Hochmuts verfallen; die Größe der Aufgabe, die Deutsch- id zufällt, soll es mit gerechtem Stolz erfüllen. Aber ich bilde mir ein, daß die deutschen ntellektuellen 1914 bei ihresgleichen in den anderen Nationen so viel Sympathien ver- :en haben, weil sie in die Sünde des Hochmuts verfallen waren.

Die Gefahren, die den europäischen Frieden bedrohen, können nur dann beseitigt d vielleicht unterdrückt werden, wenn Deutschland eine ebenso friedliche wie gesicherte roßmacht bleibt. Deutschlands Aufgabe besteht nicht darin, Europa seine Kultur auf- erlegen, sondern darin, geistig das zu werden, was es geographisch ist, das Zentrum ıropas für alles, was am Heile des Abendlandes arbeitet und, um alles zu sagen, unter n Nationen, deren handelnde Seele es ist und sein soll, die Leitung einer Zusammen- beit zu übernehmen, an der alle dazu fähigen Elemente teilnehmen können.

Ist es möglich, einige Punkte dieser geistigen Arbeit festzulegen?

1. Vor allem die allgemeine Anerkennung der alten Tugenden, deren Erneuerung ein Europa vor der rationalistischen und materialistischen Überflutung retten kann.

2. Die Reaktion gegen die sogenannte klassische Kultur, gegen die hellenistische und kaiser- h-römische Kultur, die man die griechisch-lateinische nennt. Der Mißbrauch der klassischen ıltur, das zügellose Nachäffen der Griechen und Römer, ihr Rationalismus, das alles htet Frankreich zugrunde, und das muß Deutschland vermeiden, trotz der entgegen- setzten Ratschläge, die ich ihm oft geben höre. Ich weiß, daß viele das gerechte Gleich- wicht anpreisen; nichts wäre klüger, aber wenn eine Schale der Wage auf den Grund kommen ist, muß man auf die andere setzen.

Ich bin über die physikalischen und Naturwissenschaften wenig auf dem laufenden;) weiß nur, daß es heute in Deutschland in den Naturwissenschaften und der Medizin eine ıtimaterialistische Bewegung gibt. Darin liegt der Weg der europäischen Erneuerung.

Es gibt nun in Frankreich eine Minderheit, die sich zu einem solchen Werk zusammen- schließen will. Ich las neulich in einem Aufsatz von Daniel Rops einen Aufruf gegen die ine Vernunft, gegen den Glauben an das, was ist, gegen den Pragmatismus und den rtesianismus, gegen die Kultur der Mittelmeerländer, gegen die Klarheit, die im Grunde ürftigkeit ist, gegen die Idee, daß alle Kultur von Griechenland und Rom stamme. ußerdem hat einer unserer begabtesten jungen Schriftsteller, Louis Aragon, ein Buch it einem Titel versehen, dessen paradoxe Übertreibung eine tiefe Einsicht in die geistigen otwendigkeiten unserer Zeit verdeckt: „Nieder mit dem klaren französischen Genie!" Eine undfrage der „Cahiers du Mois" über das ost-westliche Problem hat kürzlich bei den sten unserer jungen Schriftsteller bewundernswerte Bestrebungen erweckt.

3. Einigung aller geistigen Kräfte gegen den wachsenden Erfolg des Maschinengeistes, gen den Maschinenfortschritt. Hier werden französische Stimmen auf die deutschen ıtworten. Ich trage für meinen Teil das Zeugnis bei, daß es in Frankreich junge Leute bt, die ein anderes Ideal haben als Automobilismus und Flugwesen. Als ich in den achkriegsjahren begann, in privaten Zirkeln oder in öffentlichen Vorträgen mein Mißtrauen gen den modernen Fortschritt auszusprechen, wußte ich mich in geistiger Gemeinschaft it einigen Freunden, aber ich sagte mir, daß es schwierig sein würde, die Gefolgschaft r Jugend, auch der gebildeten Jugend, zu erhalten, und daß man nicht verfehlen würde, ich als „laudator temporis acti" zu behandeln. Und es ist für mich ein erfreuliches rstaunen gewesen, zu sehen, daß meine antimodernen Schmähreden ganz im Gegenteil it Beifall aufgenommen wurden.

4. Wenn ich mich auf das Gebiet der Politik wagte, so würde ich hinzusetzen: Gegen die Demokratie, für die Herrschaft einer Auslese! Aber das würde mich zu weit abführen, und nochmals: es handelt sich hier nicht um Politik, sondern um Kultur.

5. Noch zurückhaltender will ich gegenüber der religiösen Frage sein. Was die Religion einer europäischen Wiedererneuerung sein kann, diese Frage würde ein besonderes Studium erfordern und wäre nicht ohne große Schwierigkeiten zu bewältigen. Eines kann man aber versichern: die Erneuerung kann nicht in einer antireligiösen Atmosphäre vor sich gehen, unter Menschen, die außer Essen, Trinken und vergnügten Nächten nichts wissen wollen.

In dieser Zusammenarbeit soll sich die Annäherung verwirklichen, von der so oft die Rede ist, und die so selten recht aufgefaßt wird.

Die Rolle Deutschlands ist es, in allen europäischen Ländern, in Frankreich wie in Italien, im Norden wie im Osten, und selbst bei den Angelsachsen, alles zu vereinigen, was die geistigen Bestrebungen bewahrt hat, um den rationalistischen und materialistischen Massen in seiner Umgebung eine geschlossene Front entgegenzustellen, und, um alles in zwei Worten zu sagen, den hohen Anstoß zu einem Kreuzzug für den Geist zu geben.

Um seine Rolle inmitten der Feinde, die es wütend hassen und unversöhnlich sind, zu erfüllen, hat Deutschland eine große und schwere politische Tugend notwendig: die Geduld, die Tugend der Tapferen. Hinsichtlich der politischen Beharrlichkeit bin ich nicht unruhig; sie ist eine deutsche Tugend.

Ich schließe. Es gibt ein deutschfeindliches Frankreich, von dem nichts zu hoffen ist, das zufriedenzustellen man gar nicht versuchen soll, das unzugänglich ist, und bei dem man nur auf eines warten kann: auf sein Verschwinden.

Daneben gibt es eine mehr oder minder gestaltlose Masse, anständig und zur Annäherung geneigt, deren Wünsche aber nicht weiter als auf gute Nachbarschaft gehen.

Es gibt aber noch ein anderes Frankreich, das Deutschland die Hand bietet, das Deutschland als geistigen und geographischen Mittelpunkt betrachtet, von dem die Bewegung der geistigen Erneuerung ausgehen kann.

Eine schreckliche Krisis bedroht Europa. Wenn das Werk der Erneuerung Deutschland trotz dieser Zusammenarbeit mißlingt, sehe ich nicht, was den schrecklichen Untergang aufhalten kann, der die zu Ende gehenden Zivilisationen bedroht.

Wenn es ihm aber gelingt, so wird das alte Europa gerettet sein, wenigstens für einige Generationen; denn wenn es möglich ist, die Entwicklung der soziologischen Notwendigkeiten aufzuhalten, so ist es nicht möglich sie zu unterdrücken, und unsere Kindeskinder werden die Feuer der Apokalypse aufleuchten sehen.

Nachschrift der Schriftleitung

Während wir die vorstehenden Ausführungen in Korrektur lesen, erhalten wir das erste Märzheft der „Revue de Paris" (35, 5), in dem eine Aufsatzreihe des Grafen Wladimir d'Ormesson, „La confiance en Allemagne?" zu erscheinen beginnt. Dujardin sucht die Gründe der Krisis, die seit 1914 an den europäischen Völkern, und nicht nur an diesen, sichtbar geworden ist, und sucht Mittel zur Abwendung des Zusammenbruchs der europäischen Kultur; d'Ormesson beschränkt seine Untersuchung auf das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich. Trotzdem Graf d'Ormesson in Frankreich und auch bei manchen führenden Deutschen (er gehört dem deutsch-französischen Studienkomitee an) als Verständigungsfreund gilt, geben seine Ausführungen den unversöhnlichen Geist wieder, mit dem nach Dujardin nicht zu rechnen ist. Nicht nur daß d'Ormesson Deutschland die Schuld am Kriege zuschiebt, nach seiner Meinung ist auch heute an eine Verständigung noch nicht zu denken, da die Grundlage des Vertrauens fehle. Das Mißtrauen Frankreichs gehe vor allem auf 4 Punkte: auf die Entwaffnung Deutschlands, auf die Wehrverbände, die einen militärischen Geist groß züchten, auf die deutschen Nationalisten, die in Presse und Parlament ihren Einfluß ausüben, auf die ehrliche Anerkennung der Friedensverträge durch Deutschland. Wir werden nach Abschluß der Aufsatzreihe auf sie zurückkommen.

Aus Zeit und Geschichte

eues von Anarchismus, Kommunismus und Sozialismus

Von Ernst Drahn in Berlin

)ie Beobachtung des neueren Informationsmaterials über Veröffentlichungen der im Titel angegebenen Gebiete ergibt in letzter Zeit verhältnismäßig wenig Neues. onders wichtig scheint mir der „Katalog freigeistiger Literatur" zu sein, bearbeitet Franz Gollmann und eingeleitet von Prof. Dr. Robert Riemann (Dresden 1926). enthält rund 1000 Titel, die aus dem laufenden Jahrhundert stammen. Damit unter- tet er vorzüglich über eine Literatur, die in engster Verbindung mit dem Gebiet Atheis- s und Sozialdemokratie steht. Von deutschen Antiquariatskatalogen kommt besonders Reihe einer noch jungen Buchhandlung in Betracht: Hans Buske, Leipzig: Nr. 7. taatswissenschaften" und Nr. 8 „Volkswirtschaft, Sozialismus, Politik". Die bekannte chhandlung R. L. Prager, Berlin, hat eine Ergänzung ihrer großen Bibliographie des zialismus: „Marx—Engels—Lassalle" (Berlin 1924) auf den Markt gebracht, in der eratur über „Gewerkschaftswesen, Genossenschaftswesen und Bodenreform" vereinigt d (über 2000 Nummern). Als wertvolle Beigabe ist der Neudruck eines vergessenen ikels von Lorenz von Stein darin enthalten, der sich mit den Anfängen der sozialre- nerischen Bewegung in Norddeutschland beschäftigt.

Besonders reichhaltig sind in letzter Zeit die entsprechenden deutschen Veröffentlichungen Rußland. So beschreibt in einem starken, gut illustrierten Band Georg Porschnew as Buchwesen in der U. d. S. S. R." (Staatsverlag Moskau 1927). Er durchsetzt seine äuterungen mit vielen Statistiken, so daß man nachgewiesen erhält, wie die russische cherproduktion und der Buchhandel sich von ältester Zeit bis in unsere Tage entwickelte.

Den Stand der Sowjetpresse erläutern eine Anzahl Artikel, die in der „Internationalen sse-Korrespondenz" (Berlin 1927, Nr. 46 u. 47) erschienen sind: So berichtet Diamant- n über „Die nationale Presse in der Sowjetunion" und stellt fest, daß zurzeit (außer isch) 52 Sprachen bei 210 Zeitungen und 130 Zeitschriften zur Anwendung kommen. Zeichen der kulturellen Autonomie, die Fremdvölkern in Sowjetrußland gewährt d. Eine russische publizistische Eigenart: „Die Wandzeitung in der Sowjetunion" andelt S. Jewgenow. Ein geschichtlicher Aufsatz von Lenin: „Zum zehnjährigen biläum der Prawda" darf gleichfalls nicht unerwähnt bleiben: diese früheren Ausfüh- gen ihres großen Bruders ergänzt M. Uljanowa in einem lesenswerten Aufsatz an cher Stelle: „Fünfzehn Jahre Prawda". Die anschließende Übersicht „Der Weg Prawda" gibt Aufschluß über Zahlen und Daten aus dem Erscheinungskreis dieses chtigsten, russischen Parteiblattes. Wir sehen daraus, daß die „Prawda" zwischen 1913 1917 infolge Zensurschwierigkeiten ihren Namen sechzehnmal wechseln mußte. „Die iodische Presse in Sowjetrußland" im allgemeinen behandelt ein weiterer Artikel in 46 der „Inprekor", und zum gleichen Thema äußert sich der „Wochenbericht" („der sellschaft für kulturelle Verbindung der Sowjetunion im Auslande", Moskau 1927, 17/18): „10 Jahre Sowjetpresse". Eine Tafel von Köpfen sowjetistischer Zeitungen gt die graphische Wirkung der russischen Schrift im Zeitungstitel neben dem uns von ther her bekannten Zahlenmaterial über Auflagen, Erscheinungsweise usw. Wer noch gehender neuer Informationen bedarf, greife zur Zeitschrift „Gazeta odnodnevka o ge" vom 5. Mai 1927 (Moskau). Von Wissenswertem anderer Gebiete ist im „Wochen-

bericht" Nr. 34/35 der „Literatur über die Revolution", Nr. 26/27 „Der Literatur Sowj
rußlands", Nr. 28/29 der „Musik in der Sowjetunion" gewidmet.

Ein Gebiet von ebenso großem Interesse ist das des Heerwesens im Sowjetstaat. D
bekannte Revue „Das neue Rußland" hat ihm neuerdings (1927, Heft 7/8) einen Ba
gewidmet. Ein besonderer Abschnitt behandelt „Die rote Armee in der deutschen Fachpress

Eine besonders unheilvolle Rolle hat im Kriege die Propaganda des Pazifismus gespie
Natürlich war ihre Einwirkung auf die Bevölkerung in Deutschland verschieden. Vo
„Friede den Hütten und Krieg den Palästen" über den „Kampf gegen die Waffe" b
zur Äußerung einfacher Friedenssehnsucht ist eine ganze Skala theoretischer Unterschied
Die Anarchisten bekennen sich in Deutschland zum reinsten Pazifismus durch das Ablehn
jeder Gewalt, doch gibt es unter ihnen eine Reihe von Strömungen. Dies zeigen d
neuesten Veröffentlichungen im Verlag „Der Syndikalist". Einige Kapitel enthalten d
Geschichtswerke Max Nettlaus, vor allem in dem Bande „Der Anarchismus von Proudh
zu Kropotkin" (Berlin 1927), der die Fortsetzung des Buches „Der Vorfrühling der Anarchi
bringt und damit in der Hauptsache die Geschichte der I. Internationale. Das Werk biet
eine neue Quelle für die Wissenschaft, die bisher mehr oder weniger auf die Schrift
und dokumentarischen Veröffentlichungen von Marxisten angewiesen war. Finden si
in beiden Büchern die Anfänge auch des anarchistischen Pazifismus dargestellt, so zei
uns eine andere Schrift, wie ein anarcho-syndikalistischer Pazifist im Weltkriege die en
lische Gastfreundschaft zwangsweise kennen lernte. Es handelt sich um Rudolf Rocke
„Hinter Stacheldraht und Gitter" (Berlin). Das Buch enthält Zeitgeschichte aus de
Kriege, sie wurde miterlebt in der traurigen Umwelt der Zivilgefangenen und hat in ihr
Darstellung kaum einen Vorläufer. Wie sich jetzt nach dem Kriege die anarchistisch-pa
fistische Propaganda betätigt, ersehen wir aus einigen neuen Broschüren. Graf Leo Tolst
„Aufruf an die Menschheit" und B. de Ligt: „Beim Teufel zur Beichte" sind Titel, die m
beachten sollte. Solch friedlicher Anarchismus ist kaum mit einer anderen ebenfalls anarch
stischen Anschauungs- und Betätigungsweise zu vergleichen, wie sie aus der Schrift Alexa
der Berkmanns: „Die Tat — Gefängniserinnerungen eines Anarchisten" (Berlin 192
uns entgegentritt. Eine Gewalttat, ein Mordversuch, steht an der Spitze der Darstellun
geboren aus dem Geist der Rache. Die Erlebnisse, die Gefängniseinrichtungen und d
gesamte Umwelt des Eingeschlossenen schildert der Verfasser. Ein ähnlicher F
wie der von Sacco und Vanzetti. Zu berichten wäre noch, daß Erich Mühsams „Fan
jetzt „Organ der anarchistischen Vereinigung" geworden ist. In der Reihe „Dichter u
Rebellen" des Verlags „Der Syndikalist" ist neuerdings eine Geschichte aus dem Berlin
Scheunenviertel, verfaßt von Victor Noack, „Die Untersten", erschienen. Diese Rei
enthielt bisher viel Gutes, z. B. von John Mackay, Robert Reitzel, Erich Mühsam. M
empfindet den Abstand des zuerst genannten Buches von den früheren Darbietungen u
so krasser; gerade der spröde Stoff der „Untersten" verlangt zur Formgebung einen Künstl

Noch immer hat der Revolutionarismus seine Grundlage in Sowjetrußland. Er
eines der wirksamsten Instrumente der russischen Außenpolitik. Am sinnfälligst
tritt dies seit einiger Zeit in Ostasien hervor. Über die chinesischen Wirren unterricht
eine Anzahl deutscher Veröffentlichungen. So „Die Arbeiter Chinas" im „Kampf geg
den Imperialismus", aus dem Bericht der ersten Delegation der Gewerkschaften d
Sowjetunion nach China (Verlag der Roten Gewerkschaftsinternationale Moskau, Berli
Führer-Verlag 1927). Deutlich tritt hier der Kampf gegen den englischen Einfluß im Ost
in den Vordergrund. Ihn führt, wie bekannt, die kräftig national gefärbte „Kuo M
Tang", deren nun abgespaltener linker Flügel zum Kommunismus neigt. Ihrem Ideen
kreis entstammt die Schrift Tan Ping-Schan: „Entwicklung der Chinesischen Revolutio
(Verlag Carl Hoym Nachf., Hamburg). Es ist das Referat, welches der Verfasser auf de
7. erweiterten Plenum des Exekutivkomitees der III. Internationale hielt. Ein Nachwo

schrieb dazu der frühere Kommandeur der Roten Flotte, F. Raskolnikow. Die genannte chinesische Partei entwickelt auch in Europa rege Propaganda-Tätigkeit. Ihr Sitz ist die „Chinesische Nachrichten-Agentur in Europa" (Berlin-Charlottenburg, Witzlebenplatz 5). Das Arbeitsgebiet erstreckt sich auf Telegrammdienst, brieflichen Nachrichtendienst, Bilderdienst. Der „Briefliche Nachrichtendienst" versendet laufend ein „Bulletin". Sehr interessant ist u. a. Nr. 17, die das „Manifest der Nationalregierung der Kuo Ming Tang in Nanking" enthält. Aufschlußreich ist auch die Broschüre dieser Stelle „Wofür kämpft China?" (Berlin-Charlottenburg 1927). Übrigens bringt die „Internationale Presse-Korrespondenz", Berlin, laufend Nachrichten über die Wirren in China.

England als die am meisten interessierte Fremdmacht in China bietet naturgemäß alles gegen die Ausbreitung der neuen, revolutionären Macht innerhalb seiner Ostsphäre auf. In den Kreis dieser Gegenpropaganda gehören verschiedene dokumentarische Veröffentlichungen der englischen Diplomatie über die Tätigkeit der Bolschewisten. Von Rußland aus werden nun eine ganze Anzahl solcher „Dokumente" als glatte Fälschungen bezeichnet. In der Tat kommt man zu dieser Anschauung, wenn man eine Sammlung durchgeht: „Aus diplomatischen Fälscherwerkstätten" (Neuer Deutscher Verlag, Berlin). Das Buch zeigt an der Hand von vielen Reproduktionen, auf welch schwachen Füßen viele Beweise stehen, die gegen Rußland und seine Diplomatie ins Feld geführt werden, wenngleich damit nichts für oder gegen das Vorhandensein einer bolschewistischen Propaganda bei der III. Internationale vorgebracht ist (diese Propagandatätigkeit der Internationale wird m. W. auch gar nicht geleugnet). Daß Fälscherwerkstätten bestehen, daran ist wohl nach dem Material des erwähnten Buches kein Zweifel. Das war aber auch schon früher bekannt. Die 70 Dokumente, die „Die Deutsch-Bolschewistische Verschwörung" nach den Veröffentlichungen des „Freien Verlag" (Bern-Laupen) beweisen sollten, haben sich durch die „Entlarvung", die seinerzeit Dr. Ernst Bischoff (Berlin 1919) vornahm, als gefälscht erwiesen. Es ist aber immerhin lehrreich, in die Arbeitsmethoden solch diplomatischer Fälscherwerkstätten eingeweiht zu werden. Übrigens wird in gleicher Weise intra et extra muros gesündigt. Wer für solche Dinge ein Auge hatte, konnte politische Fälscherwerkzeuge und -produkte ähnlicher Art auf der Großen Polizeiausstellung Berlin 1926 studieren. Ganze Schränke voll von auf das schönste geordneten amtlichen Stempeln, Papieren, Formularen aller Art boten dem Beschauer sich dar. Bei dieser Gelegenheit sei auf das große reich illustrierte Prachtwerk aufmerksam gemacht, das unter dem Titel „Große Polizei-Ausstellung Berlin in Wort und Bild" vor kurzer Zeit erschien (Berlin, Komm.-Verlag Politik und Wirtschaft 1927).

Es ist dies alles unterirdische Tätigkeit, die nach dem Weltkriege nur fortgeführt wird. Wie sie begonnen wurde, ist durch frühere Veröffentlichungen bekannt. Neu ist dagegen eine Schrift der deutschen Kommunistischen Partei: „Spartakus im Weltkriege" (Berlin, „Viva", 1927). Es sind die illegalen Flugblätter des Spartakusbundes im Weltkriege, die die zweibändige Sammlung der „Spartakus-Briefe" ergänzen. Dr. Ernst Meyer hat sie gesammelt und eingeleitet. Es fehlen nun lediglich noch eine Anzahl Wiederabdrucke von russischem Propagandamaterial, wie es im Kriege von Angehörigen der U. S. P. verbreitet wurde. So vermißt man eine Reihe als Flugblätter verbreiteter Funksprüche „An Alle!", u. a. auch die Blätter und Heftchen: „Du sollst nicht töten!", „Es spricht der Galgenwald" u. ä. m. Das streng genommen ebenfalls in diese Reihe gehörige Flugblatt von Karski: „Hunger!", das mehrfach in Deutschland, aber auch von unseren westlichen Gegnern nachgedruckt wurde, ist vorhanden. Ebenso geschickt wie Rußland in der politischen Propaganda während des Krieges und nach dem Kriege vorging, zeigt es sich jetzt in der ihm notwendig erscheinenden Führung des Beweises, daß innere, kulturelle Fortschritte zum Wesen des Sowjetstaates gehören. Von buchkundlichen Mitteilungen aus der S. S. S. R. haben wir schon gehört; dazu kommen eine Reihe der verschiedentlichsten Ausstellungen, die Rußland im Auslande veranstaltete. Hier sei nur

auf eine solche: „Die Arbeitsschule in Sowjetrußland" hingewiesen. Formell veranstaltet sie die „Deutsche Gesellschaft zum Studium Osteuropas". Eine Broschüre gleichen Titels Ost-Europa-Verlag Berlin-Königsberg, 1927, legt Zeugnis davon ab. Überhaupt sollte man mehr als bisher der kulturellen Seite des Kommunismus Beachtung schenken.

Einst erläuterte die „Pariser Commune" in ihrem „Manifest", daß „am 18. VI. 1871 . . eine neue Ära experimenteller, positiver, wissenschaftlicher Politik" einsetze. In Rußland beginnt diese im weitesten Sinne „experimentelle Politik" mit der Begründung der Räterepublik. Seitdem experimentiert man nicht nur in der eigentlichen Politik, sondern auch in der Wirtschaft und Kultur, und zwar tut man das gezwungenermaßen, da der „Kommunismus" in seinem Anfangsstadium, der „Diktatur des Proletariats", gebieterisch nach dem Experiment verlangt, um sich als neue Lebensform durchzusetzen. Von diesem Zustand wurde alles Aufstrebende in Rußland ergriffen. Auch Kunst und Künstler der Zeit geben Zeugnis davon. Es ist das Verdienst von René Fülöp-Miller, daß er „Geist und Gesicht des Bolschewismus" in dem großen, reich illustrierten Werk gleichen Namens zu spiegeln versuchte (Amalthea-Verlag, Zürich 1926). Sehr interessant darin ist es zu beobachten, wie der bolschewistische Künstler nach Ausdruck ringt, wie er mit dem Stil experimentiert. Westlicher Futurismus und Kubismus lassen die Räder des neuen Industrialismus in den Rhythmen modernster Niggertänze schwingen, altbyzantinische Farbengebung vermischt sich mit perspektivenfreiem, japanischem Stil. Realismus mischt sich mit Symbolismus und Mystizismus, und nur hie und da wagen sich überirdisch-zarte Farben und Linien altrussischer Ikonenmalerei hervor. Am meisten scheint mir dem Wesen des noch unfertigen Kommunismus die kräftige Schwarz-weiß-Kunst des Holzschnittes in Schrotmanier zu entsprechen, wie sie im letzten Jahrzehnt von Frans Masereel kultiviert wurde. Der Kurt Wolff-Verlag, München, bringt seine köstlichen Sammlungen nun auch in Volksausgaben heraus. „Die Passion eines Menschen", „Die Sonne", „Mein Stundenbuch" und neuerdings „Die Idee" verkörpern in ihrer herben Naivität, dem Wechsel und der Mischung von Realismus und verzerrendem expressionistischem Symbolismus gut das Primitive und zugleich das Utopische im Wesen des Kommunismus. Ferner sei noch auf einen proletarischen Künstler aufmerksam gemacht, dessen Urwüchsigkeit und Reinheit des Empfindens geradezu bezwingend ist. Wir finden sein Leben und Schaffen kurz geschildert in einem Heftchen von Margot Rieß: „Der Maler und Holzfäller Adolf Dietrich", Berlin, Verlag der Neuen Gesellschaft 1927. 32 Reproduktionen zeugen von einem großen ursprünglichen Talent, das eine nicht alltägliche Entwicklung genommen hat.

Die Erzählerkunst des russischen Kommunismus, die wir aus deutschen Übersetzungen kennen, bedient sich meistens der realistischen Darstellungsweise. Es sind „Eindrücke", die fast stets aus der Zeit des Bürgerkrieges stammen. Neu sind von A. Serafimowitsch „Der eiserne Strom" (Neuer Deutscher Verlag, Berlin 1927). Der Zug einiger bolschewistischen Abteilungen, die im Gebiet der Kubankasaken von „Weißen" Truppen fast eingeschlossen sind, mit allen Leiden und Kämpfen auf dem Wege entlang der Küste des „Schwarzen Meeres" wird eindringlich dargestellt. Der Führer ist ein bäuerlicher Offizier des alten Zarenheeres; ein kleiner Napoleon aus der Zeit des Direktoriums. Er kämpft mit eiserner Energie und Disziplin gegen die unpersönlichen Feinde, die der Mangel an allem Nötigen stets von neuem schickt, gegen Kasaken, deutsche Kreuzer, Georgier und gegen den Unverstand von Kameraden. Dieselbe Zeit schildert der Roman von F. Gladkow „Zement" (Wien, Verlag für Literatur und Politik, 1927), chaotische Zustände nach Beendigung des Bürgerkrieges, Aufbauarbeit mit unendlichen Hindernissen. Es ist wahrlich kein Paradies, das geschildert wird. Über allem aber thront der Glaube an die Möglichkeit einer besseren Zukunft und damit an den Sieg des Geistes über die Materie. Viel wichtiger für das Erfassen des Wesens kommunistischen Schrifttums als das Studium von genannter Blätter scheint mir das eines Sammelwerks von Skizzen zu sein, das Karl Radek herausgab. Es handelt sich um Larissa Reißner: „Oktober" (Neuer Deutsche

Verlag, Berlin 1926). Die Verfasserin war Internationalistin in der Tiefe ihres Seins und Wesens. Eine Mischung polnischen und deutschen Blutes, russische Staatsangehörige, erzogen in Polen, Deutschland und Frankreich, lebte sie später erst in Rußland. Von Kindesbeinen an gab ihr die Wurzellosigkeit des Emigrantentums den nicht zu verwischenden Stempel. Larissa Reißner (oder wie sie eigentlich heißt Larissa Raskolnikow, denn sie heiratete in der Revolution den genannten Chef der Roten Flotte) ist eine glänzende Stilistin. Das bezeugt das Sammelwerk „Oktober" ebenso wie ihr seinerzeit konfisziertes Schriftchen „Hamburg auf den Barrikaden". Aus ihren Skizzen spricht eine glühende Liebe zum revolutionären Rußland, ein heißer Haß gegen die übrige Welt der „Bourgeoisie". Wahrhaft poetisch sind die Schilderungen aus dem Zyklus „Die Front". Sie sind entschieden der beste Teil der Sammlung, gelungen auch im Satirischen der Abschnitt „Afghanistan", während das Kapitel „Im Lande Hindenburgs" einerseits durch die Oberflächlichkeit, mit der die Verfasserin ihre Unkenntnis deutscher Verhältnisse zu übertünchen versucht, anderseits durch den keifenden Ton, mit dem sie die deutsche Arbeiterschaft behandelt, abstoßend wirkt. Das Buch „Oktober" zeigt, wie sich ein Mensch mit Körper und Seele in den Dienst der Propaganda für die „Weltrevolution" stellt. Dem gleichen Zweck huldigen auch andere Objekte des „Neuen Deutschen Verlages", u. a. eine ganze Schriftenreihe: „Redner der Revolution". Es werden hier, in Auswahl, die Teile von Reden großer Revolutionäre geboten, die sich gegen den bürgerlichen Staat und gegen die bürgerliche Gesellschaft wenden; von Thomas Münzer an über die Größen der französischen Revolution (Robespierre, Saint-Just, Fouquier-Tinville) bis zu den Führern der deutschen Sozialdemokratie: Lassalle, Wilhelm Liebknecht und vielen anderen.

Zu diesen Büchern geschichtlichen Charakters gesellt sich würdig eine „Illustrierte Geschichte der russischen Revolution". In ihr wird gewissermaßen fortgeführt, was seinerzeit Kulczycki mit seiner „Geschichte" begann, aber weiter geführt aus einem anderen Geist heraus und mit wesentlich anderen Mitteln. Eine Fülle von hervorragend gutem bildlichem Material wird zur besseren Erläuterung dessen vorgeführt, was hervorragende Führer Räterußlands in Wort und Schrift, chronologisch geordnet, zum Thema zu sagen haben. Eine sehr geschickte Redaktion schuf aus Bausteinen, die Bucharin, Frau Krupskaja, Lenin, Lunartscharski, Stalin, Rykow, Trotzki und viele andere lieferten, ein Werk reichgegliederter Architektur. Mit ihm kann der Neue Deutsche Verlag, Berlin, wohl vor der Kritik bestehen, wobei natürlich immer daran gedacht werden muß, daß hier Kommunisten für Kommunisten schreiben. Diesem Ideengang ist angepaßt, daß das Werk in billigen Lieferungen (40 Pf. die Lieferung) erscheint. Der Sowjetstaat feierte kürzlich seinen zehnjährigen Geburtstag. Manches Wort, manche Schrift ist diesem Jubiläum von kommunistischer Seite schon gewidmet worden. Die Zeitschrift „Inprekor" veröffentlichte in diesem Jahre laufend ganze Artikelserien; u. a. ist ein Artikel in ihrer Nr. 104 erwähnenswert: W. Wassiliew, „Die Kommunistische Internationale am zehnten Jahrestag der Oktoberrevolution". Dadurch erfahren wir wieder einmal Näheres über die zahlenmäßige Größe der kommunistischen Parteien. Danach hat der Kommunismus in Rußland jetzt eine organisierte Anhängerschaft von 1200000 Mitgliedern, die Tschechoslowakei 138000, Deutschland 128000, Frankreich 70000, die U. S. A. und Schweden je 12000, England 7400, Österreich 6000, Kanada 4500, Norwegen 4000, die Schweiz 3000, Argentinien 3800, Belgien 1500, Holland und Neuseeland je 1200, Dänemark 600 und Australien 300 organisierte Kommunisten. Bei anderen Staaten ist die Mitgliedschaft der III. Internationale nicht festzustellen, da dort kommunistische Parteien nur illegal bestehen. Im ganzen genommen sind also die organisatorischen Erfolge gering.

Vielgestalt sind also diese Erinnerungen am zehnten Jahrestage der proletarischen Revolution. Ihnen sind gewidmet weiter sowohl die Darstellungen, die J. Iwanowitsch in seinem Buch: „Der Verband der Arbeiter in der graphischen Industrie der Sowjetunion"

(Führer-Verlag, Berlin 1927) bringt, als auch der Roman eines Revolutionsabenteurers, den Graf Alexej Tolstoj unter dem Titel „Ibykus" schrieb (Merlin-Verlag, Heidelberg 1927). Graf Tolstoj ist kein Bolschewist, dennoch lebt er in Rußland und schreibt von hier aus seine Erzählungen, ungehindert vom Sowjetstaat und von der kommunistischen Partei. Es sind gewöhnlich ergötzliche Abenteuer, die der Verfasser mit flotter Feder hinwirft. Auch „Ibykus" ist eine Kette gut erzählter, abenteuerlicher Erlebnisse eines gemütlichen Spießbürgers, der von Petersburg aus durch ganz Rußland gewirbelt wird. Der Roman deckt manche faule Stelle im gesellschaftlichen Leben des alten Rußland auf.

Die wichtigste Erscheinung im offiziellen Buchhandel der deutschen Sozialdemokratie ist das „Jahrbuch der deutschen Sozialdemokratie" (Dietz Nachf., Berlin 1927). Es ist der geschickt und zweckmäßig aufgemachte Bericht des Vorstandes der S. P. D. zum Kieler Parteitage. Das Buch gibt in seltener Ausführlichkeit ein geschlossenes Bild von dem Wesen und weiten Wirkungskreise dieser Partei. Aus ihm erfährt jeder, der zu lesen versteht, wie sich innerhalb der geeinten Partei internationalistisch-sozialrevolutionärer Einfluß an die oberste Stelle gesetzt und früher vorhandene, nationale Keime überwuchert und in den Schatten gestellt hat. In Tausenden von Zahlen macht die S. P. D. dies alles selbst klar und im verbindenden Text zeigt sie, wie sie nach vollständiger Beherrschung des deutschen Staatslebens strebt. Natürlich befleißigt man sich bei den einzelnen Ausführungen einer in der U. S. P. seit Jahren geübten demagogischen Umschreibungskunst, die eben die sozialdemokratische Propaganda viel gefährlicher macht, als die revolutionäre Offenheit der Kommunisten. An zwei Beispielen ist dies offensichtlich. Das eine ist die Frage des Umsturzes 1918. Man leugnet heute auf das heftigste alle Vorbereitungen, die man 1919—1922 besonders betonte und hervorhob; trotz der neuen Veröffentlichungen von Frau Angelica Balabanoff: Erinnerungen und Erlebnisse (E. Laub, Berlin 1927), die die Machenschaften der Zimmerwalder Internationale gegen Deutschland und damit die revolutionierende Tätigkeit der U. S. P. während des Krieges glatt aufdeckt. Das zeigen auch die letzten revolutionären Ereignisse in Österreich. Der Austromarxismus und seine Vertreter erlitten bei den letzten Wahlen zwar keine Niederlage, hatten aber auch nicht den erhofften Erfolg, um geradezu die Diktatur des Proletariats ausrufen zu können. So glaubten seine Führer, die Bauer, Deutsch usw., dem für völlig zersetzt gehaltenen Bürgertum Österreichs den Gnadenstoß auf dem Wege des Aufstandes geben zu können. Man ließ bei günstiger Gelegenheit eines nicht volkstümlichen Urteils die sonst scharf gehandhabten Zügel den Massen frei und erlitt unter Blut und Qualm eine Niederlage. Sehr interessant ist es, die kommunistische Broschüre „Die Wiener Julikämpfe" und „Das blutig-rote Wien" (Verlag der „Roten Fahne", Wien 1927) zu lesen. Hier wird zwar die Entwicklung zum Aufstand und Generalstreik der Einwirkung von Kommunisten zugeschrieben und der österreichischen Sozialdemokratie Verrat am Proletariat durch Abblasen des Generalstreiks vorgeworfen, aber wenn man weiß, daß in ganz Österreich nur 6000 Kommunisten gegen $^3/_4$ Millionen Sozialdemokraten vorhanden sind, so wird man erkennen, wo die treibenden Kräfte des Aufstandes zu suchen sind. Die entscheidende Beteiligung der Ö. S. P. am Aufruhr in Wien geht auch aus den Artikeln der „Inprekor", Nr. 74/1927 hervor[1]). Es ist überhaupt sehr aufschlußreich, wenn man die österreichischen Veröffentlichungen zur Information über die sozialdemokratische Bewegung heranzieht, so z. B. das Buch von Julius Deutsch: „Wehrmacht und Sozialdemokratie" (Berlin 1927). Austromarxismus ist nicht nur mit solchen aktuellen Broschüren in der deutschen Sozialdemokratie Trumpf; auch größere theoretische Werke verlassen wieder die Presse, die von seinen Vertretern herrühren. U. a. ein Werk von Karl Kautsky: „Die materialistische Geschichtsauffassung" (Dietz, Berlin). Es wäre ein Wunder, wenn

[1]) Vergl. auch G. Britscheck: Die Lehren des Juliaufstandes des österreichischen Proletariats in der „Roten Gewerkschaftsinternationale" 1927 Nr. 8/9.

) solchen Grundfragen gegenüber der Centrismus nicht äußerte. Neben dem kommu-tischen Buch von Bucharin: „Theorie des historischen Materialismus" (Hamburg 1922) d dem reformistisch gehaltenen Werk von Heinrich Cunow: „Die Marxsche Geschichts-, sellschafts- und Staatstheorie" (2 Bde., Berlin 1920/21) ringt also der frühere Partei-pst von neuem nach Geltung. Die Kämpfe in der Partei und um die Partei spielen sich t überhaupt nur noch zwischen einem Zentrum und einer Linken ab. Der rechte Flügel ist flußlos geworden. Wohl bestehen die „Sozialistischen Monatshefte" noch, aber sie ten hinter die Kreise um die „Gesellschaft" zurück, mit der man allerdings in breiten rteikreisen nicht ganz zufrieden ist. Diese manchmal sich offen äußernde Unzufriedenheit hrt jetzt zur Gründung eines linken Oppositions-Blattes „Klassenkampf" (Laub, Berlin), dem die deutschen und österreichischen „Linken" zu Worte kommen wollen (Levi, Bauer v.). Ebenso kommt in Wien eine neue linksgehaltene theoretische Zeitschrift heraus, Die Wende" (redigiert von Dickmann). Die sezessionistischen Altsozialisten haben mittler-eile ihre Agitation von Sachsen aus auf ganz Deutschland ausgedehnt. August Winnig, rnhard Rausch u. a. sind aus dem Reich zu ihnen gestoßen, und Winnig zeichnet zu-mmen mit Niekisch nun herausgeberisch den „Widerstand".

Diese Strömungen fanden alle ihre naturgemäße Ergänzung und synthetischen Um-lag im Fascismus. Mit seiner Theorie beschäftigt sich ergebnisvoll neuerdings ein Artikel n E. W. Eschmann („Zur Theorie des Fascismus") in der Zeitschrift „Ethos" (Zwei-monatsschrift für Soziologie, Geschichts- und Kulturphilosophie, herausg. von Prof. igen, Verlag von G. Braun, Karlsruhe), mit seiner Praxis vielfach linksgerichtete reinigungen, so ruft ein Bureau zum Studium „des Fascismus" zum „Massenprotest gen die Gewaltherrschaft Mussolinis" auf (22 S., Verlag Lehmann-Rüßbüldt, Berlin) d eine Broschüre zeigt die Entwicklung des bulgarischen Fascismus unter dem Titel ie Epoche Liaptscheff" (Weltjugend-Liga-Verlag, Berlin). Man mag über beide Staats-orien, den „Bolschewismus" wie den „Fascismus" und ihre praktische Anwendung n denken wie man will. Beide haben entschieden Staaten vom völligen Zusammenbruch ettet und sind weltpolitische Faktoren ersten Ranges geworden. Schon deshalb sollte m eifrig die Veröffentlichungen über beide verfolgen.

Amerikanische Bücher

Adolf Halfeld hat seinem Buch[1]) als Motto einen Ausspruch Stendhals über die Ame-rikaner vorangesetzt: „Man möchte sagen, die Quelle des Gefühls sei bei ihnen ver-gt, sie sind gerecht, sie sind vernünftig, aber keineswegs glücklich." Damit deutet der erfasser schon an, daß er Amerika nach dem europäischen Lebensgefühl beurteilt. Es ein ehrliches Buch, das ein Deutscher als Europäer geschrieben hat, der sich gegen die merikanischen „Europäer" wendet. Die Betrachtungen verdienen allgemeines Nachdenken. anche Übertreibungen ergeben sich aus der bewußten Abwehrstellung; lesenswert eibt das Buch immer, auch dort, wo es auf Widersprüche stoßen wird.

Die Schrift des deutschen Ingenieurs H. Moog[2]) sieht Amerika mit anderen Augen als alfeld. Ist auch die Absicht des Verfassers lobenswert, die Energien der deutschen Wirtschaft r amerikanischen Tatkraft als leuchtendes Beispiel vorzustellen, so geht er in seinen ünschen und Erwartungen zu weit. Das amerikanische Wirtschaftssystem läßt sich nicht ch Deutschland übertragen. Und schließlich: wir haben einen großen Krieg verloren.

[1]) Die Amerikaner und der Amerikanismus. Kritische Betrachtungen eines Deutschen und uropäers. Eugen Diederichs, Jena 1927.

[2]) Drüben steht Amerika. Gedanken nach einer Ingenieurreise durch die Vereinigten Staaten. org Westermann, Braunschweig 1927.

Scott Nearings und Joseph Freemans große Studie „Dollardiplomatie“[1]) ist jetzt deutscher Sprache erschienen. Sie ist sehr aufschlußreich, klar und übersichtlich, sehr bequem für die unbelehrbarsten der europäischen Pazifisten, die in der amerikanisch das Ideal einer friedfertigen Außenpolitik erblicken. Die Verfasser zeigen uns die v schiedenen Formen, die der amerikanische Wirtschaftsimperialismus in den letzten Ja zehnten herausgebildet hat. Die Hauptwaffe dieses Imperialismus ist die Kontrolle d Politik durch das Kapital. Von großem Interesse sind die verschiedenen Methoden, d den Schutzstaaten gegenüber angewandt werden. Hier spielt die Rassenfrage stark here Handelt es sich um ein Land von weißer, womöglich angelsächsischer Rasse, so ist die Ko trolle milde und fast unsichtbar, das Betragen entgegenkommend. Bei allen Gebieten doch, die von einer gemischten oder farbigen Bevölkerung bewohnt sind, arbeitet d amerikanische Wirtschaftsimperialismus sehr offen, ohne das letzte Ziel der Ausbeutu zu verschleiern. Haushofer weist uns darauf hin, daß die besondere Eigentümlichk dieses Imperialismus darin liegt, daß er es immer zur rechten Zeit verstanden hat, F Faustpfänder zu verschaffen, wie z. B. das spanische Fernsprechnetz, die deutschen Eise bahnen, die mexikanischen Ölfelderkonzessionen, südamerikanische Banken, Bergwer die mittelamerikanischen Tropenpflanzungen oder japanische Kraftwerke.

Die Revolution der modernen Jugend

Wir haben uns nicht dazu entschließen können, des berühmten amerikanischen Juge richters Ben Lindsey Bekenntnis „Die Revolution der modernen Jugend“[2]) un vorstehende Besprechung amerikanischer Bücher aufzunehmen. Denn wenn Lind auch sein amerikanisches Land liebt, wenn viele Dinge, über die er spricht, eigentüml amerikanisch gefärbt sind, so verkörpert er mit seiner leidenschaftlichen Liebe für unc hängiges Urteil, mit seinem Suchen nach Wahrheit und Echtheit, mit seiner Sehnsu nach Lebenskultur doch nicht mehr das heutige Amerikanertum. Und die großen Problen denen er so mutig ins Auge sieht, sind auch unsere Fragen, die uns alle beschäftigen sollt Wir vergessen keineswegs, daß die literarische Form dieses Buches zwitterhaft ist; hat d Lindsey einem Freunde seine Wahrnehmungen diktiert. Aber wir meinen, daß seit lang keine Erscheinung auf den Büchermarkt gekommen ist, die so wenig Literatur, so s Lebensmahnung ist. An den Tatsachen kann niemand vorbeigehen.

Wir glauben, daß Lindsey sich in einem Irrtum befindet, wenn er die eignen und se samen Wege, die die ganz junge Generation jetzt vielfach geht, schon für das kommer Gesetz der menschlichen Gesellschaft ansieht. 10 bis 15 weitere Jahre sänftigen revolut näres Blut. Aber wir sind mit Lindsey überzeugt, daß es noch keine Zeit gegeben h die so sehr Anlaß hat, die Welt nüchtern und klar zu betrachten wie die unsrige. Zu ungehe ist die Umwälzung der äußeren Welt, als daß sie ohne Einfluß auf Formen bleiben könn

Und wenn Lindsey als Arzt, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf, vielleicht wenig verlernt hat, die anderen zu sehen, die nicht in seine Pflege kommen und gehör so wird doch jeder denkende Mensch die Lehre begreifen, die Christus in der Behan lung vom Menschen gegeben hat, als er zu einer Ehebrecherin, also nach jüdischem Gesetz ei verabscheuungswürdigen Sünderin, sagte: Gehe hin und sündige hinfort nicht mehr. U wenn es richtig ist, daß Lindsey seines Buches wegen als Jugendrichter abgesetzt word ist, so würde das erneut zeigen, daß die Wahrheit noch immer ans Kreuz geschlagen wi

Washington Otto Graf zu Stolberg-Wernigerode.

[1]) Dollardiplomatie. Eine Studie über amerikanischen Wirtschaftsimperialismus, übersetzt Paul Fohr. Geleitwort von Karl Haushofer. Kurt Vowinckel, Berlin 1927.

[2]) Ben Lindsey und W. Evans, Die Revolution der modernen Jugend. Deutsche Übersetzu von Toni Harten-Horncker und Dr. Friedrich Schönemann. Deutsche Verlagsanstalt Stuttg Berlin-Leipzig 1927.

Tagebuch

Freie Bahn dem Tüchtigen!

„. . ., allen voran die Literaten, unter denen
un einmal besonders viele Juden sind. Ihnen
gte die neue Zeit besonders zu . . . Sie hoff-
en wieder auf . . . Einladungen in einen Klub
der Gegend von Trafalgar Square." (P. Bu-
hing, Die Revolution in Bayern, Juniheft 1919
er S. M., S. 219). Es hat ja länger gedauert,
s die Herrschaften damals erwarteten, aber jetzt
t es glücklich so weit: Die ersten deutschen
chriftsteller, die in englischen Einladungen
erumgereicht wurden, heißen Ernst Toller,
mil Ludwig, Lion Feuchtwanger. Alfred Kerr
ar schon vorher drüben gewesen. J. H.

Ein Leben im baltischen Kampf

Die Stackelbergs sind eine große Sippe in
baltischen Landen. Als sie Anfang 1914
nen Familientag feierten, zählten sie beinahe
00 Mitglieder, davon 104 auf dem Tage an-
esend, alles Nachkommen eines Peter Stackel-
erg, der in der ersten Hälfte des 16. Jahr-
underts im damaligen Bistum Dorpat be-
ütert war.

Eine solche Überlieferung gibt dem einzelnen
ne gewisse innere Stärke und konservative
eigungen; „konservativ" verstanden als Wert-
hätzung des Zusammenhanges zwischen dem
eienden und dem Gewesenen, aus dem das
eiende kam. Diese Abneigung, einen Zustand
gelöst von den früheren Zuständen zu be-
achten, die ihn geschaffen haben, ist einer der
ositivsten Faktoren des politischen Denkens
— sobald sie verbunden ist mit der Einsicht
die Notwendigkeit der Weiterentwicklung
nd Anpassung. Wenn Stackelberg sein Buch
berschreibt „Ein Leben im baltischen Kampf"[1]),
ist es ein Kampf gewesen um diese fort-
schreitende konservative Anpassung an die immer drückender und gefährlicher werdenden Daseinsbedingungen des baltischen Deutschtums, damit dies Deutschtum selbst, seine Grundlagen und seine Wurzeln erhalten blieben.

Schöpferische Anpassungsfähigkeit gehört zu den Hauptkennzeichen eines jeden wahren Staatsmanns, und in diesem Sinn hat Stackelberg sich als bedeutende staatsmännische Persönlichkeit bewährt, deren inneres Format unabhängig ist von dem äußeren Maßstab der Verhältnisse, unter denen sie zu wirken hatte, und von dem Erfolg, der ihr zuletzt beschieden war. Als schöpferischer Konservativer gehört er zusammen mit Hamilkar Fölkersahm, der über ein halbes Jahrhundert früher lebte und durch seine baltische Agrarreform, die während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durchgeführt wurde, eine vorbildliche Lösung des Verhältnisses von Großgrundbesitz und freiem Bauerntum anbahnte. Auch Stackelberg gestaltete aus seiner volklich-sittlichen Einsicht heraus die Idee einer deutsch-baltischen Wirtschaftsreform und verband sie mit einem großen deutschen Bildungsplan; dazu mit der Hoffnung auf einen inneren Ausgleich mit dem nationalen Estentum. Diese freilich hat ihn betrogen, aber abgesehen davon, war sein Doppelwerk in vollem Gelingen, als die Katastrophe hereinbrach.

Literarisch, als Selbstbiographie, ist das kleine Buch ein Kunstwerk und eine den Leser bis ins Innerste bewegende Lektüre. Ein lebendiges Temperament, ein zielstrebiger Wille, eine hohe Geistesbildung und eine bis in die feinsten Verzweigungen des Innenlebens ihr vornehmes Empfinden und ihre sensible Ausdrucksfähigkeit bewahrende Seele schildern sich selbst: schmucklos, wahrhaftig und aristokratisch. Eine solche Fähigkeit, nicht nur des politischen Denkens und Planens, sondern auch des Wegefindens und Handelns sollte nicht dazu verurteilt sein, in Deutschland das zuschauende Dasein des geplünderten und exilierten „auslanddeutschen" Volksgenossen zu führen.

München. Paul Rohrbach.

[1]) Eduard Freiherr von Stackelberg-Sutlem. in Leben im baltischen Kampf. Rückschau auf rstrebtes, Verlorenes und Gewonnenes. J. F. ehmanns Verlag, München 1927. Geheftet M. Gebunden 5,20 M.

Wie der Wein in die Welt kam

Von Adolf Dirr in München

20. Noah aber fing an, und ward ein Ackermann und pflanzte Weinberge.
21. Und da er des Weines trank, ward er trunken, und lag nun in der Hütte aufgedeckt.

1. Mose 9.

Das ist alles, was wir aus der Bibel über die Urgeschichte des Trankes, der das Herz jedes braven Mannes erfreut, erfahren. Und alles über die Frage, wie der Rausch in die Welt kam. Wenig genug ist's und nicht sehr logisch erzählt, so daß wir nicht viel damit anfangen können. Denn: entweder kannte Noah den Wein und seine Wirkung schon aus der Zeit vor der Sintflut her, dann ist es dem alten Herrn nicht recht zu verzeihen, daß er sich nicht in acht nahm. Oder er kannte ihn noch nicht; warum hat er ihn dann gepflanzt? Nur weil er von allem Samen mitgenommen hatte? Wie kam er dann darauf, die Traube zu keltern und den Saft zu trinken? Auf keine dieser Fragen gibt die ehrwürdige Weisheit der Bibel eine Antwort.

Vielleicht kommen wir der Wahrheit auf einem anderen Wege näher. Die Bibel ist in manchen Dingen ja so naiv. Schon gleich die Sintflut! Weil's vierzig Tage und Nächte lang geregnet hat, soll eine solche Überschwemmung entstanden sein? Man sieht gleich, die Bibel ist in einem ausgedörrten Lande entstanden, wo's selten regnet, und wo man es als eine Katastrophe und eine Strafe des Himmels ansieht, wenn's einmal ordentlich herunterkommt. Hätte einer aus der Münchener Gegend den Bericht von dem die Menschheit vernichtenden Naturereignis geschrieben, er wäre sicher nicht auf den Gedanken gekommen, daß vierzig Tage und Nächte Regen etwas Katastrophales bedeuten könnten. Er hätte eher an das Gegenteil gedacht, vielleicht an eine ungeheure Trockenheit und dadurch hervorgerufenen Biermangel, an dem die ganze Menschheit verschmachtete und aus der bloß ein ururbayerischer Noah gerettet worden wäre ... Und dem hätte Gott befohlen, ein großes Faß zu bauen, zwanzig Ellen hoch und vierzig im Umfang, und es mit Bier zu füllen und sich damit und mit den Seinen an einen geschützten, kühlen Ort zu begeben und es da abzuwarten, bis es wieder regne.

Aber eine feine Erfindung war die Sintflut doch. Man möchte fast sagen, eine elegante Lösung des Problems: wie werde ich das Gesindel los? Wäre ich der liebe Gott, ich würde das damalige Drama jetzt zum zweiten Male aufführen, und ich würde zu dem neuen Noah etwa folgendermaßen sprechen: „Nimm nur mit, was du wirklich brauchst. Von jedem Getier ein Pärchen — aber vergiß mir die Schwalbe nicht, sie ist mir die liebste Vogel. Den Samen von jeglichem Gewächs, das du brauchen kannst oder gern hast — aber vergiß mir die Nelke und den Flieder nicht; mit der protzigen Rose kannst du es halten, wie du magst. Und von dem, was du deine Kultur nennst, nimm bloß das Allerallernotwendigste mit, nur das Echte. Es ist ja fast alles Talmi, was du da mit dir rumschleppst. Laß alle ...ismen, ...sophien, ...graphen, ...phone, ...ien, ...ione zurück; sie sind wert, daß sie verdorren, und du erstickst ja doch bloß in all dem Zeug. Und was mich, deinen Gott betrifft, so nimm dir einen rechtschaffenen, hausbackenen Glauben an mich mit und schlage den ersten, der später wieder über mich philosophieren will, gleich tot. Du sollst nichts weiter von mir glauben, als daß ich dein Schöpfer bin und dir wohl will. Du sollst mich aber nicht ewig mit Bitten und Betteln belästigen, sondern, wenn du mein gedenkst, sei es mit Dankbarkeit und Ehrfurcht im Herzen."

So würde ich sprechen, wenn ich der liebe Gott wäre; jetzt aber kehre ich zu meinem Thema zurück, zur Entdeckung des Weines.

Wenn wir von Noah ausgehen, erfahren wir nichts Ordentliches darüber. Wir müssen also anders anfangen. Wissenschaftlich. Ich habe eine andere Quelle.

Da man von dem schönen Geschlecht nie gut genug und nie schlecht genug denken kann, darf man ohne weiteres voraussetzen, daß Frau Noah der ganzen Sache nicht fern steht. Sie wird die Rebe zu irgend etwas gebraucht haben. Ob sie die Beeren trocknete und Korinthen und Zibeben daraus machte? Möglich, aber das führte nicht zum Keltern. Ob sie die Beeren zerdrückte und irgendein Mus daraus machte? Das wird's sein. Pekmés wird sie daraus gemacht haben! Nun fragt Ihr natürlich, was ist Pekmés? Weil Ihr mich dauert ob Eurer großen Unwissenheit, will ich's Euch sagen. Pekmés ist ganz dick eingekochter Traubensaft. Das Wort ist türkisch, aber die Sache gibt's weit herum im Orient, auch da, wo der Muselmann noch streng genug ist und keinen Tropfen Alkohol trinkt.

Nun kommen wir der Sache näher; vom Traubensaft zum Wein ist zwar noch ein großer Schritt, aber wir können ihn doch wohl tun.

Ich besitze ein köstliches Blatt; eine Federzeichnung, die ein Landsmann von uns für den 1912er Kalender der deutschen Kolonisten im Kaukasus gezeichnet hat. Im Hintergrunde streckt der Ararat seine beiden Schneegipfel gegen Himmel; im Vordergrunde ist links ein großer Steintrog, in den Noahs Söhne die großen eiförmigen Beeren schütten, wie heute noch in der Eriwaner Gegend wachsen. Vater Noah selbst tritt sie aus; er hält mit beiden Händen den Saum seines Gewandes und tanzt mit einer glückselig-weinseligen Miene in dem flüssigen Brei herum. Rechts spielen ihm ein paar dazu auf: ein Tamburin, eine Harfe, und eine Surna, jenes klarinettenartige Instrument, dessen schrille Töne jede Festlichkeit im Orient begleiten, Töne, an die sich europäische Ohren erst gewöhnen müssen, die man aber dann so lieb gewinnt wie den ganzen Orient, wenn man für anderes Menschentum etwas übrig hat. Und im Mittelgrunde keift und schimpft Frau Noah und droht mit geballter Faust zu ihrem Eheherrn herüber ... sie ahnt wohl, was da kommen wird.

Hier ist also eine Szene geschildert, die schon nach der Erfindung des Weines stattgefunden hat. Denn, abgesehen von des Urvaters weinseligem Gebaren, wenn sie den Saft nötig gehabt hätte, hätte sie ihn nach gutem, altem orientalischem Brauch auch selber herstellen müssen. Nicht Noah wäre herumgetanzt im Trog, sondern seine Frau hätte das Austreten besorgt — mit saurer, mürber, widerwilliger Miene.

Nun aber sei geschildert, was zur Erfindung des Weines geführt hat. Eine kleine Vergeßlichkeit. Einmal hatte Frau Noah einen Schlauch mit frischem Rebensaft, den sie zu Pekmés brauchte, in irgendeinem Winkel vergessen. Das kann man ihr wirklich nicht übelnehmen, wenn man bedenkt, wie alt sie schon gewesen sein muß. Viel jünger als Noah selbst wird sie auch nicht gewesen sein, und der war neunhundertundfünfzig Jahre alt, als er starb, und lebte nach der Sintflut noch dreihundertundfünfzig. — — — Und da gor der vergessene Traubensaft und eines Tages tat es einen fürchterlichen Knall — der junge Wein hatte seinen Schlauch gesprengt. Und Noah ging dem Knalle nach und entdeckte die Bescherung. Und was dann noch im Schlauche war, das duftete so verführerisch, und als er seine Finger eintauchte und es kostete, da schmeckte es so köstlich, daß der alte Herr einen Becher davon leerte.

Und es kam eine wohlige Müdigkeit über seinen Körper und eine mollige Leere über seinen Kopf. Und als er sich erhob, erschrak er, denn er sah zwei zerrissene Schläuche am Boden liegen und zwei Türen vor sich, wo früher nur ein Schlauch und eine Türe war, und alles war doppelt und tanzte und schwankte. Er wollte rufen, aber die Stimme versagte ihm, und er sank zusammen zu einem elenden Häufchen und vergaß Gott und die Welt und die Sintflut, seine Söhne und seine Frau. Und wie er zu schnarchen anfing — am hellichten Tage — da hörten sie's, suchten nach ihm und fanden ihn.

Wovon aber das Buch Moses nichts meldet, ist dies, daß der Allmächtige zu Noah trat, sich mit einem mild gütigen Lächeln über ihn beugte und ihm ins Ohr flüsterte: „Noah, da hast du etwas gefunden, was die Menschheit nach dir mißbrauchen wird. Es wäre mir lieb, wenn niemand etwas davon erführe, aber dazu dürfte ich dich nicht mehr aufwachen lassen und das will ich nicht. Es wird dir übel zumute sein, wenn du ausgeschlafen hast, und du wirst glauben, daß du sterben mußt, aber es wird dir auch wieder besser werden und du wirst wieder von dem Tranke kosten. Und deine Söhne und Enkel, deine Nachkommen bis ins tausendste Glied werden es tun, und es wird sogar einmal ein Volk kommen, das wird auf Bärenhäuten liegen und immer noch eins trinken, ja es wird behaupten, der sei kein Gerechter, der niemals so war, wie du jetzt gerade bist. Aber ich will gnädig sein, schon um der Freude willen, so die Menschen im Weine finden werden; denn so soll das Getränke heißen, das du zu dir genommen hast. Jetzt schlaf ihn aus, deinen und der Menschheit ersten Rausch!"

So kam der Wein in die Welt, der erste Rausch, der erste Katzenjammer.

Und nun will ich's gestehen: die Mär habe ich auf einem Tontäfelchen in Keilschrift gefunden, das Winkler in Boghaz-Köj ausgegraben hat. Ich habe sie sinngetreu interpretiert und nur ein bisher unbekanntes assyrisches Wort durch das türkische Pekmés ersetzt. Stimmen muß es ja.

Der Kampf um den Rhein

Die Schrift des holländischen Historikers[1]), welche den Untertitel „De strijd om de natuurlijke grenzen" führt, sucht den tiefsten Grund des Deutsch-Französischen Krieges 1870—1871 festzustellen. Unter Berücksichtigung der neuesten Veröffentlichungen sucht der Verfasser nachzuweisen, daß die aufeinanderfolgenden französischen Regierungen seit 1820 — die von Louis Philippe vielleicht ausgenommen — darauf hingewirkt haben, sei es durch eine Politik der Kompensationen, sei es durch Offensivbündnisse mit Österreich und Italien, die Rheingrenze wieder herzustellen und Belgien, Luxemburg und das Saargebiet zurückzuerwerben, wobei allerdings abwechselnd das eine oder das andere dieser Ziele mehr in den Vordergrund gerückt wurde. Die Arbeit zerfällt in 8 Abschnitte: 1. Frankreichs starke Position auf dem Wiener Kongreß dem zerbröckelten Deutschland gegenüber. 2. Das Wiederaufleben der französischen Rheinpolitik seit 1820. 3. Frankreichs Bestreben nach der Wiedergewinnung Belgiens. 4. Die Forderung von Kompensationen für die Zustimmung zur Lösung des deutschen Problems (die Einigungsbestrebungen). 5. Die Luxemburgische Frage; die französischen Bemühungen, eine antipreußische Koalition mit Österreich und Italien herzustellen. 6. Die Hohenzollernkandidatur. 7. Englische Vermittlungsversuche; der Kriegsausbruch. 8. Der tiefste Grund. Zum Schluß bekennt van Gorkom sich zum Urteil Alfred Sterns, wonach als tiefster Grund des Deutsch-Französischen Krieges der unversöhnliche Gegensatz zwischen dem auf seinen alten Vorrang unter den Staaten des europäischen Festlandes stolzen Frankreich und dem vom Drange politischer Einigung ergriffenen deutschen Volke anzusehen sei; es sei eine schwere Verkennung der Wirklichkeit durch die Leiter der französischen Regierung mit Gramont an der Spitze gewesen, die Kraft des deutschen Nationalgefühls ganz und gar unterschätzt zu haben. Da Frankreichs Ziele — wenn sie auch offiziell nicht ausgesprochen, ja sogar geleugnet wurden — in zahlreichen Privatäußerungen offizieller Personen sowie in der französischen Presse eindeutig bekanntgegeben waren, sah der gut unterrichtete Fürst Bismarck sich fortwährend zu energischen Abwehrmaßnahmen genötigt, und erst als der Krieg zum Ausbruch gekommen und die deutschen Siege keinen Zweifel mehr über dessen Ausgang ließen, wurden die deutsche Regierung und das deutsche Volk einig in der Forderung nach der Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens.

den Haag. Dr. Pieter Molenbroek.

[1]) Dr. L. J. C. van Gorkom, De beteekenis van den Fransch-Duitschen oorlog, 1870—1871; Nijmegen, Dekker en van de Vegt, G. m. b. H., und Utrecht, J. W. van Leeuwen.

Anklage und Widerlegung

Ein handliches Buch, das alle Probleme der Kriegsschuldfrage übersichtlich erläutert, ist das Taschenbuch zur Kriegsschuldfrage „Anklage und Widerlegung", herausgegeben von Hans Draeger (Verlag des Arbeitsausschusses deutscher Verbände, Berlin NW 7). Es zerfällt in zwei Hauptteile: Die Schuld am Kriege und die Schuld im Kriege. Der erste Teil gibt die Dokumente, in denen die Anklage der Entente niedergelegt ist; anschließend die Widerlegung mit einer Zusammenstelluug des wichtigsten Materials. Der zweite Teil behandelt ein bisher in der deutschen Abwehrbewegung allzu vernachlässigtes Gebiet: den Vorwurf, Deutschland habe auch den Krieg selbst in grausamer und verbrecherischer Weise geführt. Hier kommen unter Zugrundelegung klarer Begriffsbestimmungen von Völkerrecht und Kriegsrecht die wichtigsten Streitpunkte zur Sprache. Die Abhandlung benutzt die Ergebnisse, die in dem Werk des Parlamentarischen Untersuchungsausschusses, 3. Reihe (Völkerrecht im Weltkrieg) im letzten Jahre festgestellt sind und bietet damit weitesten Kreisen eine volkstümliche Darstellung dieser Ergebnisse.

Gedanken

Die Liebe, die glücklich macht, ist nicht die von andern, sondern die eigene.

*

Wenn man Flügel hat, ist die Welt klein.

*

Ich habe mich nie gelangweilt, außer wenn man mich unterhalten hat.

*

Wenn etwas an Jean Paul nicht genial ist, so sind es viele seiner Bilder. Sie sind z. T. nicht als Einfall aus dem Bedürfnis der Ausdrückung vom Metaphysischen, sondern aus der Beobachtung des Physischen entstanden. Wenn er einmal am Meer gewesen wäre, so hätte er geschrieben: „Wie jeder Leuchtturm seinen besonderen Rhythmus hat, so auch jeder Mensch der als Leuchtturm wirkt."

*

Der deutsche Erzähler

Die schweinerne Wendelgard

Von Joachim von der Goltz

Es lebte vor vielen hundert Jahren am Gestad des schwäbischen Meers, das jetzt der Bodensee heißt, eine Frau mit Namen Wendelgarde, die war mißgestaltet, sie hatte einen Höcker und ihr Kopf glich einem Schweinskopf. Sie bewohnte den Hof Haltun, eine Viertelmeile südlich Mörspurg an dem See gelegen, der heut noch besteht, wenn er auch im Lauf der Zeiten mehrfach erneuert worden sein mag. Haltun, auch Haltnau genannt, gehörte zum Besitz des Klosters Weingarten, und war ein Reb- und Baumann darauf gesetzt, der es gegen einen Zins von drei Pfund Wachs und zwanzig Eimern Wein jährlich zu Lehen besaß. Dieser, der Vater Wendelgards, wirtschaftete fleißig und zu gutem Gedeihen. Eines Tages widerfuhr es ihm, daß der Bischof, der eben auf Mörspurg residierte, bei einem Ausritt vor den Fenstern seines Hofs zu Sturz kam. Als Dank für die gereichte Hilf und Pflege wurde der Haltnau das Recht verliehen, eine Taverne zu betreiben. Diese, zur Letze genannt, erfreute sich bald eines regen Zuspruchs der Reisenden, welche die Seestraße auf und ab zogen, und warf reichlichen Gewinn ab. Es geschah — um die Zeit als Kaiser Heinrich der Sechste seine erste Fahrt über die Alpen antrat und um deswillen die Klöster mit erheblichen Abgaben beschwert wurden —, daß der Rebmann gegen Hingabe von siebenzig Mark Silbers das freie Eigentum erlangte und den Hof nebst Weingärten, Äckern und Wiesen käuflich verbrieft erhielt. Bald darauf starb er und wurde auf der Weichlege zu Frankenbach bestattet.

Dies war das erstemal, daß die umwohnenden Leute das schweinerne Mensch, wie das Mädchen aus der Rebmannswohnung genannt wurde, öffentlich ersahen, und dabei blieb es. Es kam in den folgenden Jahren hin und wieder vor, daß ein Neugieriger oder zufällig des Weges Kommender einen Blick durchs Fenster auf sie erhaschte, doch hielt sie sich mit Strenge in den vier Wänden. Nur des Abends, wenn über dem See die Sonne unterging, sah man eine verhangene Sänfte, von zwei Männern getragen, sich aus dem Hof an das Ufer bewegen und den Uferpfad entlang. Diese Sänfte war eine Erfindung ihres Vaters, und wohl der erste und einzige Gegenstand der Art in damaliger Zeit und auf lang hinaus, denn erst viel später, unter König Ludwig XIII. kamen in Paris die tragbaren Stühle auf. Dann und wann wurde sie abgestellt, hart an das Wasser, doch sobald ein Boot vorüberschoß, raschelten die Vorhänge zusammen, und die Knechte griffen nach den Traghölzern und hoben an. Außer diesen Knechten und anderem Gesinde waren auf Haltnau ein Schaffner, der der Wirtschaft vorstand, und eine ältere Magd, die zugleich als Kochfrau und zu der Eignerin persönlicher Pflege diente. Um sie in Treuen zu erhalten, hatte der Rebmann letztwillig eine Summe ausgesetzt, womit die Magd bei gewissem Alter in dem Heiliggeistspital zu Mörspurg einzupfründen war, falls sie bis dahin nicht von ihrer Herrschaft gewichen. Doch schlug diese Bestimmung fehl, indem die Bedachte sich etliche Jahre nach dem Ableben des Stifters zum Sterben legte, ohne den

Antritt der Pfründe abzuwarten. Auch der noch zu Lebzeiten unternommene Freikauf, der das Schicksal seines Kindes zu erleichtern bestimmt war, erwies sich in der Folge als ein Fehlgriff. Es begann auf Haltnau ein regelrechtes Treiben. Der Schaffner ruhte nicht, bis er gegen einen lächerlichen Zins von ein paar Eimern in den Besitz der Taverne gelangt war, die Knechte taten nach seinem Beispiel und forderten für die geringste Handreichung so viel, daß es einem Wochenlohn gleichkam. Dies geschah nicht aus Bosheit, sondern im guten Glauben, daß ein solcher menschenunwürdiger Dienst mit Gold aufgewogen werden müsse. Infolgedessen wurde von dem wertvollen Waldbestand ein Jauchert um das andere umgelegt, auch ging die Rede von ausgepfändeten Äckern, und bald war es im „Felchen" zu Mörspurg kein Geheimnis mehr, daß es mit der Haltnau an den Rand gekommen war. Die Sänfte ward nicht mehr gesehen, dagegen sagte man von einem nächtlichen Besuch der Rebmannstochter im Heiliggeistspital, und wie sie das Mensch abgewiesen hätten, da niemand von den Pfründnerinnen nach solcher Gesellschaft ein Verlangen trage.

Einige Zeit nach dem Ableben der Magd, Wendelgards Amme, — an einem schönen Herbsttag des Jahres 1196 — war auf einem Feld unweit der Schiffslände zu Mörspurg eine Menge Volks versammelt, um der Exekution eines armen Sünders beizuwohnen. Da saß auf einem erhöhten Sitz unter der Gerichtslinde, in seinem neuen pelzverbrämten Mantel, den er zum Schutz gegen die rauhe Morgenluft umgetan, der Ammann und schaute ernst auf den Malefizienten. Der kniete in einem sackleinenen Röcklein, die Füße gebunden, vor dem Block und winselte und wand sich, als wenn ihn der Rücken grausam schmerzte. Das geschah aber zum Schein, denn die Schindersknechte, die ihn dreimal je unter einem der Stadttore auszustäupen gehabt, waren gelind verfahren, da sie einer heimlichen Bruderschaft angehörten, — sie hatten gutgetrocknete Ruten genommen und dieselben mit großer Kunst tanzen lassen, so daß es nach viel aussah und nicht für einen Kreuzer wehetat. Auch galt das Winseln des schieren Kunrads eher dem Zukünftigen, denn er war eines frisch begangenen Diebstahls wegen zum Verlust der einen Hand kondemniert worden und spähte angsterfüllt bald nach der Axt des Nachrichters, die in der Morgensonne funkelte, bald nach dem Schwert, das noch im Gewahrsam über den Knien des Herrn Amtsbürgermeisters lag. Jetzt erhob sich dieser, zog das Schwert aus der Scheide und stellte das entblößte zum Zeichen seiner Reichsvogtswürde auf den Erdboden. Da ging ein Murmeln durch die Menge, die Hintanstehenden zeigten nach rückwärts und zischelten. Der Ammann winkte dem Nachrichter ab und sah nach dem Stadttor hinüber, aus dem eine in lange Schleier gehüllte Frau hervorgetreten war. — Das schweinerne Mensch! riefen die Leute, und es entstand ein Gelächter. Es löste sich aber aus dem Haufen ein stämmiger und wohlgekleideter Mann, der ging auf das Weib zu, das beim Erschauen der Menge zurückgewichen war. — Der Gretmeister holt sich einen Morgenkuß! rief ein Spaßvogel, und alles lachte. — Wendelgard, sprach der Gret- oder Hafenmeister mit gedämpfter Stimme, der man den Zorn anmerkte, was treibt dich daher? — Meint ich, es wäre niemand auf der Gassen so früh am Morgen, Herr Pate. — Kommst wohl von den Heiliggeistfrauen? Hast du sie erfleht? — Sie dürfens nit, die Altweiber wollens nit leiden, daß ich ankomme. — Kotz Donner, sprach der Gretmeister und heftete den Blick auf die Füße des Weibes, die klein und wohlgeformt waren. — Von den Domstift zu Konstanz ist auch noch kein Antwort kommen? — Nein, Herr Pate. — Kotz Donner und Tauknoten, so bist du jetzt allein? — Mutterseelenallein. — Ist die Magd nit blieben? — Die letzte hat ein Pfund Pfenning auf den Tag verlangt, und als Vater

aften leer gewest, ist sie gangen. Das war gestern. — Kotz Knoten! Der Gretmeister haute um nach der Menge, die unruhig geworden war. Diesmal galt es dem Menschen n langen schwarzen Mantel, der an dem Ufer stand und von Zeit zu Zeit eine hölzerne lapper schwang und sich dann verneigte. Vorn auf den Mantel waren zwei weiße ände aufgenäht, ebensolche waren auf der Kappe zu sehen. Über seiner Schulter hing n doppelter Wasserschlauch, und er hielt in der linken Hand einen Stab, den er mehrals nach dem See zu schwenkte, um anzugeben, daß er gegen den Wind stehe. — Wendelard, sprach der Gretmeister, du bist ein Christenmensch trotzdem, ich hab dich mit meinen änden übers Taufbecken gehalten, und der Heiliggeist ist in dich kommen, — solang ich b, sollen sie des Rebmanns Kind nit in das Miselhus tun. — Er wandte sich zum Gehen, lötzlich stand er still, schlug sich vor die Stirn und sprach: ich hab's! Er winkte ihr zu eiben und ging mit raschen Schritten auf den Ammann zu, der ungeduldig dieser Szene harrt hatte. Sie redeten miteinander, dann nickte der Vogt beifällig, und der Meister hrte zurück, nahm die Frau bei der Hand und führte sie durch den gespaltenen Haufen eut an den Block. — Mann, sprach der Vogt, der von seinem Sitz herabgeschritten war, t dem Gebundenen, — das Weib hier ist nach Gottes Willen mißgestaltet. Doch ist sie omm und rechtschaffen. Wir bieten dir, derselben Knecht zu sein und ihrer in Treuen t pflegen. Alsdann magst du deiner Buß quitt und ledig fortgehen. — Zweifelnd, ob ese Worte ernst gemeint, blickte der arme Sünder erst den Ammann, dann die Frau an. ie trat nahe zum Block, neigte sich und lüftete einen Augenblick den Schleier vor ihrem aupte. Jesus! schrie der Missetäter und prallte zurück. Aber das Volk lachte. Der Amann gebot Ruhe und fragte nochmals: Bist du willens, dieses Weibes Knecht zu sein? - Da gingen die Blicke des schieren Kunrads in die Kreuz und Quer, bald stierte er das tblößte Schwert an, welches der Ratsschreiber ehrfürchtig in der Lotrechte erhielt, ld die Axt des Nachrichters auf dem Blocke, bald die Frau, bald die Leut und Gesellen; idlich holte er Atem und sprach: Ist's die rechte Hand? — Der Nachrichter nickte. Das olk lachte. Der schiere Kunrad wiegte den Kopf, dann streckte er jählings die Hand aus id auf den Block. Freundchen, sprach er, hau zu! — Da blitzte die Axt. Es erscholl er zu gleicher Zeit zwei Schreie. Der eine, schrill und mißtönig, drang aus dem Halse s Gebüßten. Der andere klang wie der Schrei eines durstigen Hirsches. — Die geht s Wasser, murmelte der Gretmeister, der Frau nachschauend, die wie ein gehetztes Wild hinrannte, den Uferpfad entlang.

In dem Wartturm unweit des Dorfes Frankenbach, der noch aus der Heidenzeit stammte und mit einer kleinen hölzernen Kapelle ineinandergebaut war, saßen bei ibrechender Nacht zwei Männer. Der eine, ein schlichter Mann in der Tracht der Veltner Landleute, stand auf seinen Spieß gelehnt bei dem Guckloch der dicken Mauer und ickte träumerisch auf den See hinaus. Der andere, ein Greislein mit einem Antlitz, is nur noch Haut und Knochen war und welchem trotz seiner Welke ein lebhafter Geist nzuwohnen schien, stocherte mit einem Schürhaken in der Glut, die in einem steinernen rog brannte. Es war ein Küchenferker von roher Behauung und mochte wohl den mischen Wachtposten gedient haben, die in alter Zeit den Turm behausten. — Freund eissiger, sprach der Alte, es ist soweit, du magst herkommen und dich setzen und zu erhlen fortfahren. — Der Mann stellte den Spieß hin und trat von der Wand. — Weiß t, sagte er, sinds die Möwen, die unsern Rauch bekreischen, oder ist es doch ein Mensch. - Pst, machte er und horchte. Jetzt vernehm man deutlich den Ruf einer menschlichen timme, gleich darauf pochte es drunten gegen die Tür und rief: Pater Silvester, Pater

Silvester! — 's ist die Wendelgard, sprach der Mönch und rang sich an dem Schüreise in die Höhe, — Reissiger, du mußt das Weibsbild nit zersehen, 's ist ein ungeheuerlic Mensch, dem es arg ist, wann es dem Erschrecknis auf den Grund sieht. — Mit diese Worten schlurfte er hinaus und die Stufen hinunter. — Stütz mich, Töchterchen, scho es nach einer Weile von drunten, — hilf mir die Stuf' treten. Langsam, schön eins um andere. So, jetzt geht es allein. Komm, komm, 's ist nur ein Landbot, der frißt dich ni Kommt aus dem Land Italia und ist manches Stücklein gewohnt. Setz dich, 's ist j wie für dich gemacht, das Feuerchen. Heiliger Laurentius, wie schaust du! Das schön Tuch zermacht und verfleckt, und naß bis über die Knie! Wendelgard, Wendelgard! – Ich konnts nit mehr tragen. — Ich weiß, sie wollen dich nit um sich leiden, die Chriß menschen, hier nit und dort nit. Da hast du's wollen probieren bei den Fischlein, gelt Sag mal, glaubst du noch an den Heiliggeist, der sich mit der Tauf in dich eingewohn hat? Nit gar, scheint's. Setz doch die Füßlein auf den Rost, damit es wärmt, brauch nit gleich zu braten. Reissiger, hat sie nit ein propres Beinwerk, das Mensch? — Ko Türken, das ersch ich. — So, nun laß mich von dem Tuch abnehmen, nur ein Zoll wei damit der fremd' Mann deine guten hellen Augen wahrnehm'. Ist's nit ein saubere Blickzeug, Reissiger? — Kotz Türken, 's ist wahr. — Nun hüll dich und erwärm dich un vernimm, was der fremd Mann aussagt. Ein Tuchwirker zu Losanna am Genfer See der hatt' einen falschen Eid getan, die Leut wußtens aber nit, und verstarb. Danach sin es funfzehn Jahr gewest — nit wahr, Reissiger? — Zwanzig, Väterchen, zwanzig Jah danach, grad um die Zeit als ich durch dieselbe Stadt reiste, hatte man eines neuen Sterb falls wegen das Grabmal erbrochen und was fanden die Leut? Einen Leib totalite zerflockelt und zerstäubt, bis auf den rechten Arm und die Hand mit selbigen drei Fingern womit der Mann ehemals den Eid getan. — Hörst du's, Kind? Weißt auch noch, wa ich dich vom Eide gelehrt hab? — Ja, welchem Menschen ein Eid aufgelegt wird, de soll mit drei aufgehobnen Fingern und zwei kleinern unter sich gebognen schwören. – Was wird unter dem Daumen als erster Finger verstanden? — Gott der Vater, welche den Menschen erschaffen. — Und bei dem andern? — Gott der Sohn, so uns erlöst. – Bei dem dritten, mittleren? — Gott der Heiliggeist, der uns in der Tauf eingegosse worden. — 's ist gut, doch was bedeuten die zwei unter sich geneigten Finger? — Di bedeuten die Seel und den menschlichen Leib, der die Seel in sich hat. — Aber die ganz Hand, was bedeutet die? — Die ganze Hand bedeutet das ganze göttliche Wesen, durc welches alles, Himmel und Erd, Sonn und Mon, die lieblichen Sterne, Laub und Gra und alles, was Leben hat auf Erden erschaffen worden ist. — Du hast ein trefflich Ge dächtnis. Gib mal deine Hand. Ist sie nit fein und schicklich, Reissiger? — Kotz Türke das ersch ich. — Diese deine Hand, Wendelgard, bedeutet alles göttliche Wesen, oder ni Kind? — Ja. — Das sprichst du und willst nit glauben, daß der heilig Geist die Mach hat, was und wie er's möcht, zu wandeln, bei Lebzeiten oder gar in dem Grab, — d stockicht Kind. Hast noch keine Kund vom Stift zu Konstanz? — Das nit, und was wä auch dann. Wär dort wie je ein unnütz Geschöpf und auf mein Pfründ gesetzt zum Er barmen der Leut. — Unnütz, wiederholte der Alte und lachte leis. Reissiger, sprach er leuchte mal vor in den Kapellengang.— Der Mann ergriff einen Kienspan, den er an der Herdfeuer entzündete, und schritt schweigend voraus. — Da bleib und birg das Lich sagte der alte Mönch, als sie auf dem Grund des Turmes angelangt waren, er öffnet mühsam eine schmale eisenbeschlagne Tür, die sich in dem Mauerwerk befand, und schlurft voraus in den dunklen Gang. Der Gang war schmal und niedrig, die Wände feuc

d von unzähligen Spinnen und Asseln bevölkert. Nach etwa zwanzig Schritten ging etliche Stufen hinauf, und es zeigte sich ein Lichtschein, der durch die Ritze einer Tür m. Pst, machte der Alte, indem er stehenblieb und den Arm des Mädchens anrührte, schau und behalt, aber red nit. — Er zog die Türe auf, und man sah das Innere einer einen Kapelle. Der Lichtschein, der von einem Wachsstümplein auf dem Altar aus- ng, fiel ganz auf die Gestalt eines Mannes, der in seinen Mantel eingewickelt auf einem trohlager zur Seite des erhöhten Chorraums lag und nach seinen Atemzügen schlief. en Augen konnte man es nicht ansehen, denn eine Binde von gelber Seide bedeckte e obere Hälfte des Gesichts. Das war edel gebildet und mochte einem etwa fünfund- panzigjährigen Manne angehören. Der Mantel war aus kostbarem Stoff, wie kein ewand an des Bischofs Hof. Auf den Fliesen lag ein Leibgurt ganz aus gesponnenem ilber, und ein wundervoller Diamant blitzte an der Hand des Schläfers. Waffen waren ine zu sehen, dagegen glimmerte es in dem Halbdunkel vor dem Altar, der aus einem ndlingsblock bestand, von eisernen Hauben, Schienen und Schärfen. Dort lagen auf trohbündeln in wunderlich verschrägten Stellungen zwei Knechte, die ein teufelsmäßiges ebläs ausführten. An der Wand glimmten die Reste eines erlöschenden Feuers. — Hart, sprach der Mönch, er tappte behutsam über die Fliese und an den Knechten vorbei m Altar. Dort tauchte er den Wachsstock, den er mitgebracht, in das Flämmlein, steckte n auf einen Dorn und erdrückte das alte Licht. Das neue wuchs rasch empor und flackerte er das Bild des heiligen Laurentius auf dem Roste, das an der Rückwand des Chors ng. Als sich der Lichtschein dem Schläfer zuneigte, sah man, daß seine Handgelenke einandergebunden waren. — Pst, machte der Mönch, und drängte das Mädchen vor h her in den Gang.

Der Mann, den du ersahst, sprach er droben in dem Turmgemach bei dem Feuer, ist raf Richard von Palermo, ein unehelich Kind des Tankred, welcher der letzte König s Normannenreichs gewesen. Als Kaiser Heinrich jüngst zum andernmal übers Ge- rg zog, erhoben sich die Edlen in dem Land Sizilia wider ihren Herrn. Da ergrimmte r Kaiser und tat, was nit aus einem gnadreichen Herzen kam. Er ließ den Prinzen Wilhelm, das Königskind, seiner Hoden entschneiden, damit er den Stamm nit weiter- lanze. Diesen, als den minder erlauchten, ließ er blenden. Und damit niemand sich nterfang, mit denselben anzuzetteln, wurden die beiden unseligen Herren gen Deutsch- nd entsendet. Die Knecht, welche du ersehen, gehören dem Grafen Mangold von Karchbach. Der hatt' das Königskind neben sich reiten und wollt' nach Hohenems, der este. Diesen, weil er gar schwach geworden und die Nacht hereinbrach, ließ er dahier. Morgen soll er nach Mörspurg in ein ewiges Gewahrsam. Nit wahr, Reissiger? — otz Türken, 's ist die lautre Wahrheit. — Mädel, wie wär das, ging' ich morgen aus r Klaus und nach Mörspurg und läg dem Ammann ins Ohr, daß er dich in die Burg ifnähm und den armen Dunkelmenschen in deine Wartung gäb? Du brauchst nit ja gen. Du magst darüber schlafen, die Nacht bleibst du ohnehin. Auch nit schluchzen auchst du. Wer ist es gewest, der alle Jahr ein Pfund Wachs dahergebracht hat für das ewige Licht in der Kapell' des heiligen Laurentius? Und wer hat die Altardecke bestickt id das schöne Bibelbuch bunt gemalt? Ist es nit proper, Reissiger? — Kotz Türken, is ersah ich. — Jetzt kocht der Pater Silvester ein Süpplein und hernach wirst du schlafen hn, dorthinein. — Der alte Mönch wies auf die bretterne Wand, die einen Alkoven thielt.

Seit diesen Begebenheiten waren viele Jahre vergangen. Leid- und Streitjahr Gute und schlechte Weinjahre. Es kam aber ein Jahr, das war so kalt, daß Bäum und Reben erfroren, Vögel erstarrt aus der Luft herabfielen und vieles Wild tot in de Wäldern gefunden wurde. Es war aber der See zugefroren einen ganzen Mond lan was die ältesten Leute nicht erinnerten, und der Landbote von St. Gallen kam mit de Schlitten von Rorschach herüber und schob auf ebensolche Weise drei Eimer roten Wei von hinnen, was gewiß noch nicht vorgekommen war. Er brachte die Nachricht, da Kaiser Friedrich, der Enkel des Rotbarts, der zankſüchtigen Fürsten Herr geworden un ein Aufgebot an sich ziehe, um demnächst gen Italien zu fahren und das verlorene A sehen des deutschen Namens wieder herzustellen. Auch kam ein Bote von Konstanz, de die bevorstehende Reise des Bischofs nach seinem Schlosse Mörspurg ankündigte. Die Nachrichten hoben den Mut der Mörspurger gewaltig, und als auch das Eis über de See mit Ach und Krach und Donnerknall zerborsten war, getröstete man sich bei de vollen Kellern der Mäßernte.

Eines Tages zu Anfang April, als die warmen Föhnwinde den letzten Schneefle in den Sandkuhlen vertilgt hatten, sah man auf dem Hochgerichtsacker unweit des Stadt tores eine Menge Volks versammelt, das gar lustig war, denn es galt diesmal eine wirklichen Hinrichtung. Das viele Wild, das in den Wäldern erfroren lag, hatte den schie ren Kunrad angerufen, daß er's hinwegtrage, darüber war ihm des Vogtes Waldknech begegnet, und bei dem entstehenden Gerauf hatte der Kunrad seine einzige Hand daz gebraucht, dem Knecht ein Messer in den Leib zu rammen. Dafür kniete er jetzt in Armensünderröcklein vor dem Block, und der Schindersknecht war dabei, ihm den Haar schopf zu beschneiden, damit der Nacken frei werde für einen sauberen Schlag. — s' ha ihm hineingeschneit seit letztmal, sprach der Knecht. Diese Anspielung auf das ergraut Haar des armen Sünders erregte den Beifall der Umstehenden, nicht aber des schiere Kunrad, dem die Frühlingssonne in dem Spiegel der Axt großen Kummer bereitete Schon lüpfte der Ammann das Richtschwert in der Scheide, da erschollen vom See her über Paukenschläge, die ein Schiff anzeigten. In demselben Augenblick sah man au den Staffeln, die aus der Burg an den See hinabstiegen, eine Frau kommen, die wa in lange Schleier gehüllt, es war aber der Hauptschleier zierlich in dem Nacken verknote und fiel über den Rücken, der ein wenig verkrümmt war. Nach der Frau kam eine Alt und nach dieser ein Knecht, der viele Ballen und Taschen schleppte. — s' ist die Wendel gard, riefen die Leute, und als sie drunten angelangt war, trat ein alter Mann aus de Menge heraus und der Frau entgegen. — Ihr habt das Schiff ersehen, ihr droben, sprac der Gretmeister und nahm die Frau bei der Hand und führte sie auf das Feld. Di Leute machten willig Platz, und wer es noch nicht wußte, bekam die Neuigkeit zu hören Die Wendelgard war an das Domstift zu Konstanz berufen, um daselbst eine Schule fü blinde Leut einzurichten. Es ging die Sage, daß sie eine Schrift erfunden, welche ei Blinder durch Betasten erlernen konnte. Der Gefangene auf Mörspurg hatte sie erlern und nicht nur abgelesen, was sie ihm gab, sondern mit der Zeit selbst zu schreiben an gefangen und ein heiliges Buch, welches die Mörspurger nicht einmal bei Namen kannten mit vieler Kunst neu angefertigt. Diesen Winter war er verstorben, und sein Sterbfa war die Ursache zugleich für die Ankunft des Bischofs, der sein Schloß lange Zeit ge mieden hatte, und für die Abreise der Wendelgard, die das Boot benützen sollte. — Al das Flüstern und Raunen sich legte, trat der Gretmeister auf den Ammann zu und sprac eindringlich mit demselben. Der Ammann wiegte den Kopf und sprach dawider, doc

or es vernehmlich wurde, erschollen die Paukenschläge ganz nahe, und das Schiff, den Ruderern getrieben, flog dem Hafen zu. Vorn am Bug saß auf einem purpur- Stuhl der Fürstbischof. Seine weißen Haare wehten unter dem Käppchen vor, Zeit zu Zeit warf er Semmelbrocken unter die Möwen, die das Schiff umkreisten, sah sich an, als erteilte er den Segen. — Es lebe Bischof Konrad! schrie das Volk drängte nach dem Hafen. Der Vogt aber, der jung im Amt war, sputete sich vor en, er empfing den Herrn an der Laufbrücke und geleitete denselben, nachdem die ldigen Anreden gehalten und bedankt waren, nach der Richtstätte. Das Volk aber ng nach. — Wie heißt du? fragte der Bischof den armen Sünder. — Ich bin der ere Kunrad geheißen, Herr. — Ei, sprach der Bischof und lächelte, da wir Namens- tern sind und ich vernehme, daß du nicht aus bösem Vorhaben und Begier nach deines chsten Blut gehandelt hast, sondern im jähen Zorne, will ich dir eine Bitt' geben. sollst dem Weib hier auf Lebzeit ein treuer Knecht sein, so sei dein Leben dir geschenkt. st du willens? — Da trat die Frau an den Block und neigte sich dar und lüftete ihren hleier vor dem armen Sünder. Der tat einen langen Blick und sprach: Ich bin willens. gleich trat der Nachrichter hinzu und löste ihm die Bande. Da tobte das Volk und ie: Es lebe Bischof Konrad der Gute!

Der schiere Kunrad aber stand inmitten des Tumultes und blickte in die Kreuz und er, bald auf die blinkende Axt, bald auf die Erd und auf die Frühlingssonne, die in n See funkelte. Willst nit danken? sprach der Ratsschreiber und gab ihm einen Stoß t dem gewaltigen Richtschwert, das er zu halten hatte. Da sah der Kunrad um sich o ging hin zu dem verhüllten Weib und fiel auf seine Knie und sprach: 's ist nit nur deswillen, weil es diesmal um den Hals gangen ist, Frau. Mir deucht, du wärst g nit so unhold anzuschauen wie das letztmal! — Nach diesen Worten stand der Kunrad und tat einen Luftsprung und dabei einen Jubelschrei, von dem heißt es, er sei ge- rt worden bis auf dem Säntis und am Hohentwiel!

Die Hochzeitskuh

Roman von Josef Magnus Wehner

(Fortsetzung und Schluß)

Zwölftes Kapitel.

Es waren harte Jahre, die Birge durchmachen mußte. Was half es, daß sie sich Tag für Tag in die Mühsal der Arbeit stürzte, so daß die gute Tante ihr oft wehrte und sie zur ihe auf eine Bank an ihre Seite niederzog? Ihre Gedanken waren in der Ferne bei den ßen Heeren. Sie lebte von Brief zu Brief, der von Otto kam. Alle Geschehnisse, die der Freund mitteilte, wurden größer, gefährlicher in ihrer Einsamkeit. Von sich selbst rieb Otto wenig, desto mehr von Berthold. Als die Freunde im Feld getrennt wurden, chs ihre Sorge. Birge erfuhr jetzt fast nichts mehr über Berthold und war, wie Otto st, nur auf Vermutungen angewiesen, lange Zeit, bis die ersten Briefe von der italieni- en und dann von der serbischen Front wieder in Ottos Hände liefen.

Der gute Vermittler verfehlte nie, in jedem Briefe Bertholds Truppenteil und die Armee, sein Regiment wechselnd zugeteilt wurde, anzugeben. Das war jedesmal eine stille

Aufforderung an Birge, jetzt endlich selbst an Berthold zu schreiben. Welche Qual für da eingeschlossene Mädchen! Sie zerrieb sich mit tausend Briefen, die sie an Berthold began und nie vollendete. Sie konnte ihre Scheu nicht überwinden und kam nicht über die Fo derung ihres Herzens hinweg, daß er ihr zuerst schreiben müsse. Ihre Verwirrung wuch ins Ungeheure, und ihre Briefe an Otto enthielten schließlich nur noch eine dornige Hec von Fragen, was mit Berthold sei, ob sein Regiment große Verluste erlitten habe, ob e keinen Urlaub bekomme und so fort. Eines nur tat sie. Sie sandte ihm, ohne einen Absende anzugeben, so oft sie konnte, kleine Pakete, die sie in die Stadt trug, damit nicht der Stempe ihres Dorfes auf dem Schild stehe. Nie legte sie in solche Päckchen ein kleines Zeichen de Liebe oder der Heimat, etwa einen Tannenzweig zu Weihnachten, eine Blume oder ga etwas von ihrem winzigen Eigentum. Und Berthold war denn auch des Glaubens, die Päckchen kämen von irgend einem Verein.

Eines Tages kam ihr Vater zu ihr. Er hatte ihren Aufenthaltsort erfahren und tat nu so, als sei zwischen ihnen nie etwas vorgefallen. Während er sein mitgebrachtes Frühstü auspackte und zu essen begann, erzählte er ihr die größten Neuigkeiten. Hans war bal nach Kriegsausbruch wegen mangelnder Beweise aus der Untersuchungshaft entlasse worden. Kaum aber hatte er sich auf seinem Hofe wieder eingerichtet, da wurde er ausgeho ben, und da niemand ein Gesuch für ihn einreichte, ins Feld geschickt. Er fiel um die Weih nacht des ersten Kriegsjahres, als sein Regiment über ein Minenfeld stürmte. Seine Ver wandten, denen das Erbe zufiel, ließen Haus und Hof versteigern, und Friedrich kaufte da Ganze. Plötzlich fiel der Name Hott, wobei der Vater die Tochter von der Seite ansah

Hott war nur einige Wochen Soldat gewesen und hatte sich dann wegen eines rechtzeiti auftretenden Herzfehlers empfohlen. Es war ihm gelungen, sich einen Posten als Vieh aufkäufer für das Heer zu verschaffen. Er schwimme im Geld, sagte wohlgefällig der Vater Und er lasse das Geld arbeiten. Friedrichs Hof sei neu aufgebaut, das verdanke er dieser Gelde. Da es an Handwerkern gefehlt habe, sei Hott zu den amtlichen Stellen gegange und habe es durchgesetzt, daß Friedrich genügend Arbeitskräfte bekam. Hott sei überhaup jetzt ein kleiner Herrgott in seiner Heimat. Alles komme zu ihm und lasse sich Gesuch schreiben, und er habe schon manchen, darunter Birges Bruder, vor dem Felde bewahr Übrigens frage er oft nach Birge.

Birge hatte die gekaufte Rede regungslos angehört. Sie wußte jetzt, warum der Vate gekommen war. Nun saß sie still auf dem Stein neben dem Ofen; sie hielt ihre Lider gesen und flocht die Hände um ihre Knie. Auch als der Vater sie nach langem Schweigen fragte ob Berthold ihr noch nicht geschrieben habe, er würde ihm gern etwas schicken, sandte si nur ein leises „Nein!" gegen ihn.

Dann kam die Tante herein. Sie hatte rotgeweinte Augen. Birge dachte sofort, es se schlimme Post aus dem Felde gekommen. Aber als sich die Frau nun schützend neben da Mädchen stellte und ihr über den gelben Scheitel strich, während Friedrich lauernd zu de beiden hinsah, da wußte Birge, daß es jetzt einen Kampf geben werde um sie selbst. Si stand auf und küßte die Tante. Dann sagte sie fest zu ihrem Vater:

„Weißt du jetzt, wer dir den Hof angezündet hat, oder soll ich es dir sagen?"

Da schüttelte Friedrich den Kopf, als fände er die Frage außerordentlich verwunderlich Dann kniff er die Lider und Lippen zusammen wie einer, der das Ergebnis aus einer lange Rechnung zieht, und sprach überlegen und fast spöttisch:

„Ist das nicht recht gleichgültig, wer mir den Hof angesteckt hat? Er steht doch wieder mein kleines Kindchen! Das ist die Hauptsache. Und daß du keinen falschen Verdacht hast...

r zog einen Brief aus der Tasche und gab ihn Birge. Es waren die letzten Zeilen eines
er verwundeten Soldaten aus irgend einem französischen Lazarett. Der Soldat be-
nte vor seinem Tode, er habe den Hof angezündet, nicht aus eigenem Antrieb, sondern
Mann, den er nicht nennen dürfe, habe ihn mit Geld dazu angestiftet. Das Geld habe
icht mehr verbrauchen können, weil der Krieg dazwischen kam. Er habe es auf der Spar-
sichergestellt, dazu seine ganze Löhnung gelegt. Nun, da er sterbe, überweise er alles —
eien über zweitausend Mark — dem Bauern Friedrich, den er um seine Verzeihung
. Es folgte ein halb leserlicher Name.

Birge gab dem Vater den Brief zurück und sprach hart: „Der Mann, der das geschrieben
ist von Hott angestiftet worden."

Mag sein," sprach Friedrich, indem er langsam aufstand; „ich will das vergessen haben,
auch du wirst nicht mehr daran denken, wenn du wieder bei mir auf dem Hofe bist.
brauche eine Frau für das neue Haus."

Die letzten Worte waren wie ein Befehl an die Tante gerichtet. Die gute Frau zitterte
ganzen Leibe, doch fand sie die Kraft zu sagen: „Birge ist großjährig." Und scherzend
e sie hinzu: „Mich wirst du ja nicht als deine Frau gemeint haben."

riedrich aber ging lächelnd auf Birge zu. Er machte gute Miene zum bösen Spiel,
kte beide Arme aus und suchte Birge zu fangen. Sie floh hinter den Rücken ihrer Tante.
nweh und Trotz kämpften in ihr einen furchbaren Kampf. In diesem Augenblicke
ihr das Schicksal. Der Briefträger, der draußen vorbeiging, klopfte an die Scheiben
legte einen Brief auf die Bank des offenen Fensters. Birge stürzte fort, ergriff den
ef und las einen schwarzen länglichen Stempel „Auf dem Felde der Ehre gefallen".
war ihr letzter Brief an Otto.

un wurde es geisterstill in der Stube. Als Friedrich seine hochgewachsene kalkweiße
hter mitten im Zimmer stehen sah, wie sie auf den Brief starrte, da wußte er, daß
das Mädchen völlig entwachse, wenn er sie jetzt noch mehr bedränge. Stillschweigend
m er seinen Hut und ging hinaus, zu Hott, der ihn im Dorfwirtshaus erwartete.

n den nächsten Monaten fühlte sich Birge zum ersten Male völlig einsam, und doch
rgte ihre unbesiegliche Kraft sie wieder zum Leben zurück. Von Bertholds Vater, den
ensgeheim besuchte, erfuhr sie, daß er schwer verwundet im Lazarett liege und daß er sich
bereite, den Sohn zu besuchen. Es war die größte Tapferkeit ihres Lebens, daß sie
e alten Herrn, der so gut zu trösten wußte, auch jetzt bat, er möge bei seinem Besuch
ts von ihr verraten. Sie hörte dann vom Vater, Berthold habe nach ihr gefragt, und er
n die größte Verlegenheit gekommen, was er ihm antworten solle. Er habe schließlich
igt, sie halte sich bei einer Verwandten auf, und es gehe ihr gut. Auch Bertholds Ver-
idung sei nicht ganz so schlimm. In einem halben Jahre werde er wieder gehen können.
gestand sie dem Vater, sie habe im vorigen Jahre einmal zwei Tage und zwei Nächte
dem Hauptbahnhof der Stadt zugebracht, weil Otto ihr geschrieben habe, Bertholds
iment werde um diese Zeit durchfahren. Der Stationsvorsteher, der ihre Ausdauer be-
nderte, habe sich erboten, den Namen des Soldaten, den sie erwartete, am Zug entlang
rufen; sie habe sich aber nicht entschließen können, Bertholds Namen zu verraten. Der
Herr schloß Birge nach diesem Geständnis in die Arme.

e besser es Berthold ging, desto fröhlicher wurde Birge. Sie konnte nicht glauben,
nun noch ein Hindernis zwischen sie und Berthold treten könne. Und eines Tages
elt sie einen eiligen Brief vom Vater mit der Mitteilung, Berthold sei bei ihm angelangt,

er habe nach ihr gefragt und werde sie, da der Vater ihren Aufenthalt nicht mehr länger hab verhehlen können, morgen besuchen. Weiter habe er aber bei seiner Seligkeit nichts verrate

In dieser Nacht schlief Birge nicht. Sie hatte das Haus rein gefegt vom Boden bis zu Keller. Sie hatte sich selbst schön gemacht und das blaue Seidenkleid bereitgelegt. D Herz klopfte so heftig, daß sie sich oft auf die Lippen biß, um nicht laut zu rufen ...

Aber am nächsten Morgen war sie dennoch hell wach. Sie tat ihre Arbeit wie immer, n der Hochzeitskuh, die demütig und etwas gealtert im Stalle stand, hängte sie einen frische Kranz um die Hörner.

Am Mittag zog sie ihr Seidenkleid an und trat vor die Tür. Der Himmel war rein. W ein Gewitter donnerte der Zug heran.

Birge mußte sich am Zaun des Gartens, der voller Blumen stand, anhalten, als sie Bertho die Straße herabkommen sah. Er schien unverändert, nur bleicher und höher das Gesich

Als er sie sah, blieb er stehen, als ob sie ein Bild sei. Sie hatte den Kopf auf den Ar geneigt und kämpfte mit den Tränen. Als er ihr dann die Hand gab, wandte sie sich u und eilte wie eine Flamme in das Haus.

Die gute Tante legte dem Ankömmling zu essen vor. Aber Berthold erklärte, er rühr keinen Bissen an, wenn Birge nicht komme. Da tröstete ihn die Frau und erzählte ihm wie sehr Birge an ihm hänge.

Doch da kam sie selbst herein und fragte ihn tapfer und heiter, wie es ihm gehe.

„Genau so wie dir, Birge," antwortete Berthold und schöpfte ihr den Teller so vo daß ihm die Tante abwehren mußte.

Am Nachmittag, als sie allein waren, sprachen sie nur über Otto. Aber jedes Wor das sie sagten, war getränkt von heimlichem Glück. Nur ein einziges Mal sprachen sie v der Zukunft. Berthold erzählte, er habe im Lazarett tüchtig studiert und werde in de nächsten Wochen sein Examen machen. Und zu Pfingsten ... ob sie da nicht mit ih wandern wolle, in die Berge? Birge sagte leise ja. Da war die Stube voll Gold. E der Abend kam, schied Berthold.

Mancher Brief kam und ging. Berthold bestand sein Examen, und die liebliche Pfing taube kreiste immer näher um sein Haupt. Und am Samstag vor diesem Feste trafen sie s am verabredeten Orte.

Regenwolken stürzten um den Zug. Birge und Berthold saßen warm nebeneinand und ließen die Regentropfen an den Scheiben zerrinnen.

Sie saßen so still und schauten so einmütig gegen das Fenster, daß eine ältere Dam eine Österreicherin, sich nicht mehr halten konnte: sie mußte reden.

Und erzählte, daß auch sie einen Sohn habe, der verlobt sei. Und es tauchte neben i eine zweite ältere Dame auf, die eine verlobte Tochter besaß. Beide Damen überboten s erst untereinander in Versicherungen über Glück, Aussteuer und Aussichten ihrer Kind wandten sich dann vereint gegen Birge und Berthold, fanden, daß beide sich ähnlich säh wie Bruder und Schwester und hatten bald durch geschickte Fragen heraus, in welch Umständen sich das reisende Liebespaar befand.

Damit waren die Schleußen für eine Unterhaltung hochgezogen, in der zunächst die ar Birge unterging. Sie zog wohl ein kleines Mädchen, das schon lange nach ihr verlan hatte, als Brustwehr auf ihren Schoß, aber nun sprang das Gespräch einfach nach u verwickelte sich um Kinder und Kindeskinder. Auch Berthold erlag einem Angriff, d sein Nachbar, ein junger Reisender mit schwärmerischen Augen gegen ihn unternah

r Jüngling reiste für eine weltliche Missionsgesellschaft und forschte in Berthold, was von der Erneuerung des Jesusglaubens halte.

So waren sie auseinandergerissen und kamen erst wieder am Nachmittag beim Aus-igen zusammen.

Die Sonne dünstete hinter Regenwolken. Die Berge und der ferne See waren von war-m Nebel verhüllt. Birge dehnte sich und sagte, sie spüre gute Luft und wolle heute noch f die Höhen steigen. Berthold aber, der sich wenigstens die erste Nacht gern seßhaft chen wollte, widersprach ihr, obwohl auch er vorgab, schon das gute Wetter zu riechen. wurde durch einen Regenguß, den eine kleine wildschwarze Wolke über die beiden sschüttete, in seinem Widerstand schlagend bekräftigt.

So zogen sie ins Gasthaus und fragten nach Zimmern. Es war nur noch ein einziges t zwei Betten frei. Birge aber sträubte sich heftig in diese vom Schicksal gestellte Falle gehen. Sie erklärte der Wirtin, die Berthold gut kannte, sie wolle unter allen Um-nden allein bleiben. Und wehrte sich solange, bis die Wirtin sagte, heute Abend kämen Gebirgler zu ihr zum Tanz, da könne sich ja das Fräulein einen schöneren Burschen als rthold zum Heimgehen heraussuchen, der Herr könne ihretwegen mit ihrer Tochter tzen, auch mit ihr selbst, wenn er Lust habe.

Birge wurde, obwohl ihr die freie Sprache der Wirtin nicht recht munden wollte, doch nlaut. Sie schleppte seufzend, da Berthold kein Wort mehr verlor, ihren Rucksack die eppe hinauf, verstaute ihn unter dem Bett und befahl dann Berthold mit mädchenhafter irde, in die Wirtsstube hinunter zu gehen. Diesen Befehl führte Berthold großspurig aus.

Er bestellte sich unten eine Flasche süßen alten Weines, mit dem wollte er Birge lieb chen.

Es dämmerte schon, da sah er durch die Türe ein schönes Mädchen in reicher alter Tracht mmen. Er hatte sich kaum gewünscht, die Schöne möchte sich neben ihm setzen, da kam auch schon, gab ihm die Hand und sprach: „Nur die Schuhe waren mir zu groß, ich e dafür ein paar rotbraune samtene von der Magd anziehen müssen."

Es war Birge, die jetzt lächelnd vor Berthold stand. Sie hatte plötzlich Freundschaft mit Wirtin geschlossen und sich für den Tanz schön gemacht. Die Kleider waren von der chter der Wirtin.

‚Was trinkst du denn da?" fragte sie Berthold.

‚Süßen alten Wein," sprach er und goß ihr ein. „Du darfst nur sehr wenig davon ken, denn ich fürchte, du wirst leicht berauscht."

‚Und wenn ich berauscht bin?" lachte sie.

‚Dann würdest du mir von selbst so viel Küsse geben, als du Knöpfe an deinem Mieder hast."

‚Ich dir?"

‚Das werden wir sehen."

‚Aber du, wirst du denn auch meine Knöpfe noch zählen können?"

‚Wenn mir keiner davonspringt."

‚Das wirst du nicht erleben."

‚Gilt das Knöpfezählen?" schloß Berthold.

‚Nur, wenn ich berauscht bin," sagte Birge.

Sie senkten Wein und Augen gegeneinander. In Birges Augen lachte es, als sie trank, r Berthold hoffte die Wette doch zu gewinnen, daß er küssen könne, so viel er wolle. Auf n Gymnasium hatte er sich einmal mit verschiedenen Freunden verschworen, die Küsse zählen, die ihre Mädchen aushalten könnten, und es hatte sich damals ergeben, daß

er am wirkungsvollsten küssen konnte, sein Mädchen war schon beim fünften Kuß h ohnmächtig gewesen. Wenn demnach Birge auch nur fünf Knöpfe hatte . . . ! Aber hatte ja mehr!

Er schenkte ihr tapfer ein, sie wurde aber nur immer übermütiger. Es wäre ihm lie gewesen, sie wäre ein wenig schwermütig geworden. Sie nannte ihn schließlich nur n Knopfzähler, er sprach sie in einem förmlichen Prozeß weinselig. Aber wie oft er auch mit starken Augen ansah, er drang nie auf den Grund ihrer Seele. Da merkte daß sie ihm gewachsen war. Aber da war sie ihm auch schon entschlüpft in den Saal jens des Flurs, aus dem Ländlerklänge erschollen.

Er ging nach einer Weile ebenfalls in den Tanzsaal und sah Birge am Arm eines lachend Burschen tanzen. Sofort griff er sich die Schönste, die ihm in die Augen fiel, heraus u drehte sie linksherum durch den Saal; das gefiel ihr wohl, sie lachte ihn mit blanken Zähn an und ließ sich von ihm abseits zum Wein führen. Aber kaum hatte er mit ihr angesto und ihr in die Augen geschaut, da ergriff ihn die Unrast nach Birge.

Er trank aus, eilte in den Saal, nahm die Zweitschönste und wirbelte sie im Tanz. Du den taumelnden Schleier fiel ein Augenblitz Birges auf ihn. Aber er tanzte noch f als die Musik schon ausgespielt hatte und lud endlich seine Tänzerin an dem Tische wo die Schönste noch saß und auf ihn wartete.

Schönste und Zweitschönste sahen sich zuerst mißtrauisch an. Als ihnen aber Bertl scherzend von der Allerschönsten erzählte, die ihn heute Abend treulos verlassen habe, wurden beide gemeinsam eifersüchtig auf Birge und gemeinsam verliebt in Berthold. holder Pein stießen sie mit ihm an. Dann faßte er sie unter und ging mit ihnen du den Saal.

Birge saß mit ihrem ersten Tänzer in einer Ecke beim Wein. Ihr goldgesticktes Mie blitzte, die roten Bänder leuchteten über ihre Hüften herab, ihr armer Bursche aber läch hilflos mit roten Ohren; er schien nicht viel Glück bei ihr zu finden. Um sich aber irgend zu betätigen, stieß er öfter mit ihr an, als ihr lieb sein mochte, denn sie mußte ihm jedes wenn auch kleinen Bescheid tun.

Er war ihr so lange anhänglich, bis es Birge zu bunt war. Sie wählte jetzt selbst ei Burschen nach dem andern, mußte mit jedem wenigstens einen Schluck trinken und wi davon so wild, daß sie jeden Tänzer matt tanzte.

Auch Berthold tat das seine. Weil aber kein Mädchen dauernde Gnade bei ihm f sah er sich schließlich allein, denn mit keiner wollte er zweimal tanzen.

Ebenso erging es Birge. So kam es gegen Mitternacht, daß Birge und Berthold sich d Tänzer gegenüberstanden.

Sie maßen sich mit den Augen. Berthold ging auf Birge zu. Sie wich ihm trotzig Er umkreiste sie. Die Leute wurden aufmerksam und zogen sich auf die Bänke zu Die Musikanten traten mit ihren Instrumenten an die Rampe der Brüstung, bereit, j Augenblick in das beginnende Schauspiel hineinzuwettern.

Berthold hatte Birge jetzt in die Mitte des Saales gekreist. Sie beschrieb blitzsch Figuren, um sich in irgend eine Ecke hindurchzutanzen, denn sie war auch von der M des Augenblicks ergriffen. Aber wo sie auch hinauswollte, immer tanzte ihr Bert entgegen und trieb sie in die Mitte.

Da stand sie endlich wie gebannt. Ihre Nüstern bebten. Sie wollte Berthold nicht sehen und drehte sich immer schneller um sich selbst.

Da hob der alte Baßgeiger oben seinen Fiedelbogen, ließ ihn fallen, und im selben Augen-
ick setzte heftige Musik ein. Berthold fuhr auf Birge los, faßte sie an den Hüften und
zwang sie herum. Sie sprang in die Höhe, sprang zur Seite, aber sie stak jetzt im Mantel
r Musik, die ihr rollendes Blut begleitete. Berthold fing sie auf, sie warf ihre Arme in
e Luft und flog mit ihm rundum, indes Berthold vor Lust in den Boden stampfte;
e Paare auf den Bänken wurden in ihren Wirbel mit hineingerissen, und schließlich tanzte
r ganze Saal kreisend um Birge und Berthold. Die Burschen warfen ihre Hüte in die
uft und jauchzten, die Mädchen ließen die Röcke fliegen, und den Musikanten oben schwollen
e Adern.

Birge lag in Bertholds Armen. Sie atmete kaum noch. Da nahm er sie und trug sie
naus, indes die Musik noch dröhnte und die Paare flogen.

Er trug sie die Treppe hinauf und legte sie auf ihr Bett. Sein Gesicht lag auf ihrer
ruft. Draußen rauschte der Regen vor dem offenen Fenster . . .

Er hörte ihr Herz klopfen, und es war ihm genug, an ihrer Brust zu liegen. Sie umfing
n bald mit ihren Armen und zog ihn näher zu sich an ihre glühenden Wangen. Endlich
nd sich ihr Mund.

Da vergaß er das Knöpfezählen.

Als das Brausen ihres Blutes verebbte, hatte draußen auch der Regen aufgehört. Nur
s Weingeländer klopfte von Zeit zu Zeit gegen das Fenster. Sie seufzten bei jedem Kusse
r Liebesdurst und horchten dann auf die schweifende Nacht, um nicht zu zerspringen.
Plötzlich fuhr Berthold auf.

Er hatte das Weingeländer krachen hören. Ein Mensch mußte im Garten sein. Auch
rge hatte etwas gehört. Sie suchte ihn zu halten, aber sein Blut pochte gegen den Feind,
ner draußen vermutete. Er sagte Birge, ihr erster Tänzer stehe unten, er wolle mit ihm tanzen.
Birge aber stammelte: „Nein, Berthold, es ist wer anders."

Berthold sprang leise auf und schlich ans Fenster. Dann nahm er Birges Schürze,
ngte sie vor sein Gesicht, daß es nicht von der Nacht absteche, und blickte über das Fenster-
tt hinunter.

Drunten stand eine Gestalt in einem gelben Mantel und preßte sich ins Weinlaub.

„Dein Tänzer ist es nicht," flüsterte er Birge zu, „er hat einen Kaftan an."

Dann steckte er ein Messer zu sich und schlich zur Tür. Birge rief ihm leise und eindringlich,
er er war schon draußen.

Vorsichtig schlich er um das Haus und spähte an der Gartenecke. Die Gestalt im Wein-
ub rührte sich nicht. Er rief sie an, sie gab keine Antwort.

Da rüttelte er am Zaun, um sich hinüberzuschwingen. Als die Gestalt die Drohung
annte, raffte sie ihren ganzen Mut zusammen, wickelte sich aus dem Wein und ging
preizt auf Berthold zu.

Die Gestalt trug einen Gummimantel und hieß Hott.

‚Ein schöner Tugendwächter!" rief Berthold.

‚Ich konnte nicht anders," sprach Hott.

‚Wieviel Schmus hast du bezahlt, daß dir Birge verraten wurde?"

‚Ich habe es gefühlt," beteuerte Hott voll bleichen Stolzes.

‚Und was suchst du hier?" fragte Berthold.

Da geriet Hott in heftiges Atmen. Er atmetete so heftig, daß es sich anhörte wie ein
Eisebalg.

„Gute Pneumatik," knurrte Berthold.

„Berthold!"

Ein Schrei verklang in die Nacht. Er kam von Hott und ging von Hott, und Berthold sa ihm nach. „Streng dich nicht an," sagte er hart.

„Wenn es einen Menschen gibt," zitterte jetzt Hott hervor, „der dich versteht, so bin ich es Ich verstehe auch Birge, verstehe, wie sie zu diesem Schritt gekommen ist, der vielleich für ihr Leben entscheidet. Aber, Berthold —"

Er kam näher. Seine rechte Hand stand wie ein Fanggitter in der Luft: „— wen du mir nicht den letzten Halt rauben willst, dann flehe ich dich an, gib mir Birge. D rettest ein Leben. Du wirst leicht noch Schönere —"

Es grauste Berthold.

„Mensch, du bist ja tot," schrie er, packte Hott und hob ihn über den Zaun. Es wa ihm, als trage er einen Balg. Hott keuchte: „Ich bleibe hier."

Da stellte ihn Berthold auf der Straße ab und sprach:

„Schon einmal habe ich dich getragen, droben auf dem Berghof beim Dreschen. Da war der Taufgang. Soll ich dich auch noch firmen?"

Ein Licht erschien in der Wirtsstube. Hott faßte Mut und rief einen Ton höher: „D kannst mich schlagen und quälen wie du willst: Meine Liebe kannst du mir nicht aus de Herzen reißen. Im übrigen warne ich dich."

„Hörst du den Brunnen rauschen?" fragte Berthold.

Da rief Hott um Hilfe.

Die Wirtin erschien mit einem Licht. Sie zankte Berthold, daß er einen solchen Aufru mache, denn sie hatte Mitleid mit dem verregneten Hott.

Berthold raubte ihr dies mütterliche Erbteil nicht, sondern erklärte, der junge Ma vor ihm habe ein Nachtlager von ihm verlangt, weil er ihn fälschlich für den Wirt gehalt habe. Darüber seien sie in Streit geraten. Die Wirtin seufzte und verschwand im Flu Dann erschien sie wieder und winkte, wenn es dem Herrn recht sei, sie habe die Badewan hergerichtet, viele Leute hätten schon gut darin geschlafen.

Hott folgte ihr willig. Die Treppe hinauf erzählte er ihr sogar einen Witz über irgend Badewannen-Abenteuer. Die Wirtin lachte und führte ihn in sein Verließ. Von da hörte man nichts mehr von ihm.

Berthold blickte gegen die Berge. Drei mächtige Felshäupter, von grauem Mondli umrieselt, ragten in die Nacht. Unterhalb des mittleren lagerte im Dunkel die schwe Kuppel der Kirche. Er holte tief Atem, dann ging er die Treppe hinauf und riegelte Gangtür ab.

„Ein alter Troll war da," sagte er zu Birge, „und hat nach dir gefragt. Die Wirtin h ihn einstweilen in die Badewanne gelegt, daß er frisch bleibt. Hoffentlich weiß er, was ein alten Weibe wohl tut."

Aber Birge antwortete nicht. Er trat an ihr Bett und hörte an ihren ruhigen Ate zügen, daß sie eingeschlafen war, die alte Tracht blinkte auf dem Sofa. Er küßte ihr Mie und legte sich dann auch schlafen.

Am Morgen wachte er zuerst auf. Kurz darauf lugte Birges Kopf zu ihm herüber. Ih Gedanken waren noch abwesend. Sie sprach:

„Ich habe einen schweren Traum gehabt. Mir träumte, ich mußte durch lauter Scher gehen. Auf einmal stand eine Truhe neben mir, die war aus hellem Glas, und aus der Tr

ollen Rosen hervor, und du sagtest zu mir: ‚Das ist ja gut, nun ist all das böse Blut aus nem Körper heraus.‘“

Berthold sann über den Traum nach, fand aber keinen Sinn.

Sie brachen dann auf und gingen in einen Berg hinein, der von warmem Nebel erfüllt r. Hott hatte noch in seiner Badekammer geschnarcht. Der Wirtin sagten sie nicht, hin sie gingen.

Von überallher drang das Geläut der Herden an ihr Ohr, ohne daß sie die Tiere sahen. es auch gegen Mittag nicht heller wurde, stiegen sie auf der anderen Seite des Berges er einen Sattel wieder zu Tal, immer in lautlosem Nebel bis zum Abend.

Dann stiegen sie wieder zu Berg. Sie wollten die Nacht durchwandern. Das Rauschen s Hochwaldes umfing sie, Sterne zuckten durch das unsichtbare Gewölk, fremd und heilig gen sie durch die atmende Wildnis.

Der Himmel wurde immer schwärzer. Die Mondsichel, die sich eben noch hinter einem lshorn gekrümmt hatte, schwand völlig, und endlich regnete es. Da erzählte Birge der Totenstille von ihrem Vater und seiner Feindschaft mit Mathies. Davon wurden de so bedrückt, daß sie am liebsten gestorben wären. Was würde von diesem Schicksal f sie übergehen?

Unaufhörlich rann der Regen. Sie hatten längst den Pfad verloren, gingen jetzt über e Hochhalde und sahen kein lebendes Wesen. Sie hielten sich an den Händen fest und hten aneinander und an die Zukunft.

Da tauchte plötzlich vor ihnen der Umriß einer Hütte auf. „Kühe!“ rief Birge und sie hen schon Rauch und Geruch von Tieren. Zitternd traten sie näher, legten ihre Ohren den Stall und hörten drinnen die Kühe im Stroh rauschen. Dann klopfte Berthold e an die Tür, um den Sennen zu wecken, daß er ihnen Unterkunft gebe.

Sie hörten eine Männerstimme drinnen brummen. Berthold bat herzlich um Einlaß, r der Brummer drinnen brummte weiter und machte nicht auf, wie heftig auch Berthold hte und bat.

‚Hier wohnen Menschen,“ sagte er endlich bitter zu Birge. „Aber es sind keine Menschen, ein- und Dreckseelen, nenne sie Bauern, dann hast du sie.“

Da breitete Birge, ohne ein Wort zu sagen, ihren Mantel auf das Holzpflaster, das, ch ein breites Dach geschützt, rings um das Haus lief. Sie legte sich darauf, Berthold te sich neben sie, und sie wärmten sich so die ganze Nacht und schliefen ohne aufzuwachen. s war ihre zweite Nacht.

Plötzlich war Sonnentreiben vor ihren Augen. Sie sprangen auf und sahen, daß gerade r ihnen sich eine steile Felswand mit langem Grat hinzog. Über dem Grat schauten feln von Himmelsblau hervor, und sie stiegen eilends gegen die Wand, um sich oben zu nen. Dem verstockten Sennen malten sie mit Erde ein Kreuz auf die Tür, dann vergaßen ihn für immer.

Sie hatten Mühe, den steilen Fels wegen des nassen Geschiebes hinanzukommen, deten aber glücklich auf dem Gipfel, der das Ende des Grates bildete. Die Sonne kam t aller Kraft hervor und leckte an ihren Kleidern, bis sie trocken waren, und nun sahen sie drunten das schöne Land und die sieben Seen im Aufwachen und lagen in der heißen nne und verwanden schnell die Unbilden der Nacht.

Berthold braute einen Glühwein, als das Latschenholz zum Anfeuern trocken genug r. Sie tranken den Gipfeln zu und der Sonne und vergaßen auch den Bergschmetterling ht, der um Birges Haupt flatterte.

Wie schön war die Welt, wie weit, ganz mit Licht und Liebe überströmt! Die beid sogen mit Lippen und Augen den süßen Trank, der ihnen entgegenströmte. Plötzlich sag Berthold: „Das alles wird einmal vorbei sein."

„Dann sind wir anderswo," erwiderte Birge.

„Und du wirst ewig mein sein," jubelte Berthold.

„Wer sagt dir, daß ich dein bin?"

Birge stand auf, lächelnd, und maß Berthold mit den Augen. Sie schien in den Himm zu wachsen in diesem Augenblick. Ihr Gesicht strahlte mächtig, obwohl sie mit dem Rück gegen die Sonne stand.

Berthold erhob sich langsam und deutete auf den langen Gratweg. „Nur für Geübte stand auf einer Warnungstafel. Er sprach:

„Wir werden jetzt diesen Weg gehen, Birge. Du bist noch nie geklettert und überhau noch nicht recht im Gebirge gewesen. Versteigst du dich unterwegs, so daß du nicht me weiter kannst, dann wirst du sehen, daß du mein bist. Ich trage dich dann. Und wie es hi ist, so ist es auch in der Ewigkeit, denke ich. Sieh zu, ob du den Weg allein gehen kannst

„Du mußt mich nur vorangehen lassen," antwortete Birge.

„Es sei."

Birge nahm ihren Rucksack ab und eilte leichtfüßig den Geröllpfad hinunter, der vo Gipfel auf den Grat führte. An den ersten wilden Felszacken, die wie Nadeln aus de Gestein drangen, hielt sie still, bis Berthold sie eingeholt hatte. Er wollte ihr sagen, s solle an ganz schmalen Stellen sich bücken, kriechen und unterhalb des Grates Bänd suchen, daß ihr Fuß einen Halt habe. Aber schon schritt Birge aus, leicht und königli als ob sie auf einer Wiese gehe.

Die Wände fielen bald senkrecht hinunter in schwindelnde Tiefe. Ringsum war Himmel blau, die Bäume tief im Abgrund dunkelten klein wie Moos. Berthold ging vorsichti Er hatte bisher keine Gefahr gekannt, aber als er nun Birge so unbesonnen vor sich hergeh sah auf dem handbreiten Grat, da bekam er Furcht wegen ihr. Er wollte ihr rufen.

Da sah er vor ihr einen breiten Spalt, über den man unmöglich hinübergehen konn Man hätte ihn überspringen müssen, wäre aber dabei Gefahr gelaufen, auf dem gege überliegenden Ufer, das völlig zerfressen war und nur noch mit dünnen und morsch Trümmern in die Luft hing, auszugleiten und mit tödlicher Sicherheit abzustürzen; de an jener Stelle hing der Fels auch noch über.

Er preßte einen Ruf herauf. Aber da sah er Birge schon am jenseitigen Abhang. S ging leicht die Nadeln hinauf, stand einen Augenblick im Himmelsblau und sank hinter d Nadeln wieder hinunter. Auch die Goldkrone ihres Haares verschwand.

Da pochte sein Blut. Er sprang über den Spalt und sah Birge schon ein gut St weiter vor sich gehen. Er rief sie an. Sie drehte sich lächelnd um und sagte: „Es ist herrli so im Himmel gehen. Schau, wie warme Wangen ich habe."

Er eilte neben sie und küßte sie auf die Wange. Dann sagte er:

„Jetzt habe ich keine Angst mehr. Und wenn wir uns jenseits begegnen, sei es wo es s dann weiß ich, daß ich wegen dir keine Furcht zu haben brauche."

„Das hättest du auch so wissen können," lächelte Birge. „Ich weiß, wo ich daheim bi

Das Wort daheim sprach sie mit solch seliger Gewißheit, daß Berthold am liebsten v ihr niedergesunken wäre. Aber er sah nur in die Sonne und sprach für sich: „Ich ho mein Gegenbild gefunden."

Sie scherzten nun miteinander den ganzen Weg, und als sie den Grat überwunden tten, rollte ihr Blut feurig und voll neuer Kraft.

So wanderten sie noch manchen guten Tag zusammen. Das Wetter blieb strahlend. ie sogen sich so voll Süßigkeit und Kraft, daß sie nie müde wurden, weder im Wandern ch im Umarmen.

Eines Abends sahen sie den großen See unten im Tale wieder.

„Da wollen wir unseren letzten Tag verbringen," sagte Birge.

Sie eilten mit dem Sturzbach hinunter. Es war gegen Abend, als sie am Ufer anmen. Sie ließen sich in einem Kahn zur Insel überfahren, die mitten im See lag. Sie ar von Fischern und Nonnen bewohnt. Eine uralte Kirche mit Schieferturm ragte aus m Wasser. Der Mond ging auf.

Birge und Berthold saßen stumm nebeneinander am Ufer, horchten auf das Rauschen r Wellen und schauten in den feuchten, uralten Mond, der zwischen Gebirg und Wasser ng. Da wurde ihnen mit schmerzlicher Gewalt bekannt, daß sie zueinander gehörten d sich nicht voneinander würden trennen können, auch wenn diese rätselvolle und heimge Welt in Wassern und Schluchten verschwände. Unter Tränen und schwer von Zärtlichtentschliefen sie, und ihre Träume liebten sich. Immer rauschte der See und der Mond r den Fenstern ihrer kleinen Herberge, und wenn sie aufwachten, meinten sie, sie führen ch Kahn.

Am nächsten Morgen in aller Frühe gingen sie durch den frischen Wald, der die Insel deckte. Birge sang ein leises Lied und bückte sich öfter zu den schüchternen Blumen, die s dem Moose strahlten. Der süße Geruch, der aus dem Boden drang, vermählte sich mit m herben Duft des Seewassers und machte sie trunken. Sie jubelten, als endlich der See rch die Bäume blitzte, mieteten ein gelbrotes Boot für den ganzen Tag und ruderten hinaus.

Die Berge standen feierlich gegen den warmen weichen See herab. Ein Wolkenkranz ıgab sie lieblich in halber Höhe, und die fernen Schneeberge glänzten gelb durch den ɔnnenschleier. Birge saß im Boot und betrachtete, während Berthold ruderte, das 'birge. Sie trug einen Kranz im Haar und hatte auch in ihren Gürtel Blumen gesteckt.

Als sie in die Mitte des Sees gekommen waren, wurde das Wasser auf einmal lebhafter. e Wogen sprangen gegen das Boot und erfüllten die Fahrenden mit dem heimlichen ut ihrer lebendigen Stimmen. In breiten Strahlen schoß das Licht ein wie ein Baum, lte sich in goldene Äste und zitternde Bögen, drang in den zuckenden Flutleib und erütterte die Tiefe, die bald ein dunkles und starkes Brausen hören ließ und erregte Schaumnen warf.

Da legte sich Birge zitternd in den Grund des Bootes und schloß die Augen. Die sonen Wände des Bootes machten ihr Gesicht braun und überwoben sie mit einem Goldleier. Sie lag wie in einer dunklen Lohe, nur der Kranz auf ihrem Haupte schimmerte rthold noch wirklich in die Augen.

Da ließ auch er das Boot treiben und gab sich dem Bilde hin. Sein Haupt sank herab, zaubert. Die Welt versank. Er war in dieser murmelnden Öde nicht mehr Berthold, d die Braut unter ihm nicht mehr Birge. Etwas unter ihm, ein lachendes, vielgestaltiges r, hob und trug ihn durch seine Welt. Und diese Welt, in ihrem ewigen Gewühl der gen, weithin, unendlich, mit ihren zahllosen Stimmen, Rufen und Klagen wie von er Herde, dieses Zischen, Saugen, Murmeln und Durchdringen war ein geheimnisler Geburtsort des Lebens. So saß er lange. Er erschrak, wenn plötzlich neben ihm

eine Lichtsäule aus dem Wasser stieg, wenn eine farbig gewirkte Welle gegen ihn schw
und ihn zu überschleiern schien, wenn aus der Tiefe ein ungestillter dunkler Laut sein Ohr tr

Plötzlich rauschte Schilf am Kiel. Das Boot lag in der Bucht einer verschwiegenen u
unbewohnten Insel, die mit hohen Bäumen und Büschen bewachsen war. Als der Schatt
eines Baumes über Birges Haupt fiel, schlug sie die Augen auf und sah Berthold an.
ihrem Blick lag unendliche Zärtlichkeit und Tiefe. Er gab ihr die Hand und hob sie langs
auf an seine Brust.

Sie gingen lautlos in den Wald. Als der kühle Odem sie berührte, ließen sie sich l
Birge stand unschlüssig in der grünen Dämmerung. Berthold band das Boot fest und tr
alles an Land. Dann schaute er auf den See; Wald und Wogen rundum, kein Mensch
sehen, kein neugieriges Boot, nur die ruhigen Atemzüge und Laute, die aus Himmel u
Erde ineinander strömten. Da weinte Entzücken in ihm herauf. Er hob die Arme auf u
lachte und sang und schwang sich und tanzte wie besessen durch die tanzenden Bäume,
Wellen, Wolken und Wipfeln sich mit ihm schwangen und alles in das Antlitz der Sonne lall

Da sah er auf einem hohen Uferstein ein Mädchen stehen. Er hielt sich an einen Bau
Es war Birge. Sie war nackt und hob die Arme. Ihre Brüste funkelten. Ihr gelbrotes H
brannte bis an ihre Hüften herab. Plötzlich dehnte sie sich in den Himmel. Er sah i
Haut flimmern, ihre Schultern beben. Sie stand kaum noch auf dem Stein, schwebte
einmal und flog in einem süßen Bogen langsam in den See hinunter.

Es war Berthold, als träfe ihn ein Donner. Er warf schnell die Kleider ab und spra
in die Flut. Da sah er Birges Gesicht fern im See. Sie lag auf dem Rücken und schwam
Ihr Kopf stieß gegen die Wogen. Sie lachte ihm zu.

Er schwamm ihr nach. Das Wasser schmeckte wie lauter Honig. Die Wogen waren we
und lau, als er so auf sie zuschwamm, ja sie wurden heiß und schnell, als er in ihre Nähe ka

Birge lächelte ihn mit halbgeschlossenen Augen an. Sie lag wie auf einem Seidenkis
und hob ihm die Arme entgegen. Da schlug er das Wasser, daß es Funken gab. Aber Bi
fuhr davon. Sie legte sich zur Seite und entglitt ihm. Nun lag sie wieder auf dem Rück
Er machte einen Bogen und kreiste um sie halb herum. Sie drehte ihm in der Mitte sei
Kreises immer das Gesicht zu und lächelte.

Das Wasser siedete und sank. „Blaue Seide, blaue Seide," jubelte Berthold und schwa
wieder auf sie zu. Er mußte ihren Mund küssen.

So trieb er sie langsam vor sich her.

Plötzlich aber stand das Lächeln auf Birges Antlitz still. Großer Schatten fiel wieder ü
ihr Gesicht. Birge merkte plötzlich, daß sie sich in einer flachen Bucht verfangen hatte.
spähte schnell rechts und äugte links, aber ihre Augen ästen beiderseits an Land. Sie kon
nicht aufstehen und fliehen, denn der Grund war kaum knietief. Da wurde sie rot
legte bebend die Hand über ihre Augen. Und schon glitt Berthold an ihren Hüften her
und suchte ihren Mund.

Aber plötzlich ergriff sie seine Hände und sah ihn jäh und stark an. Ihr Blick traf ihn
ein Blitz. Aber auch er war stark. Er faßte ihre Hände. Sie standen auf und schwangen
in Wirbeln umeinanderkreisend, durch das Wasser. Sie sangen und murrten gegeneinan
bis der Gischt der Tiefe wieder emporstäubte und warfen sich nebeneinander wieder in
Weite des lichten Sees.

Da hatten sie ihre Scham vergessen und spielten nun fröhlich miteinander bis an
Mittag, fingen sich und flohen und gingen endlich Hand in Hand ans Ufer. Birge de
einen Tisch in dem Rasen, und Berthold machte ein Feuer an. Dann aßen sie, und je

haute, daß das andere nicht zu kurz kam. Berthold deutete auf eine Flasche von dem üßen alten Wein, die er aus dem Gasthaus vom ersten Abend mitgenommen hatte. Aber Birge sah schnell von der Flasche fort, und Berthold hob sie wieder auf und legte sie ins Schilf. Als Birge das sah, fuhr sie herum und sagte schnell:

„Am Abend!" und sah wieder fort und sprang auf und verschwand im Walde. Berthold ilte ihr nach. Er mußte aber lange suchen, bis er ihren Leib durch die langen Äste der Blutbuche schimmern sah. Sie blickte ihn flehentlich an, und er ging wieder zurück. Birge olgte ihm mit kleinen, glühenden Schritten auf den Zehenspitzen nach und legte sich dann eben ihn in die Sonne.

Dann lagen sie am Boden und schauten in die Sonne. Sie sahen die Funkenschleier des Lichtes vom Himmel zur Erde weben, horchten auf den Gesang des lichtsatten Sees und tmeten nebeneinander die Wohlgerüche der Luft und die Wärme ihrer Gesichter, wagten ber nicht mehr, sich auch noch so leise zu berühren.

Die Vorboten der Nacht kamen herab. Das Flimmern über Land und Wasser ging über n einen stummen und betäubenden Opferrauch, der sich aus allen Poren des Geländes öste. Die Jubelschreie der Vögel ertranken in der Luft, die der sinkenden Sonne Farbe trug. Ein unirdisch schönes Tor von Wolken glühte im Westen und nahm die fallende Herrin auf.

Birge und Berthold sahen sich an. Ihre Augen waren schwer. Sie hingen mit ihren Blicken aneinander, bis purpurne Finsternis Land, Wald und Wasser ertränkte.

Ihre Hände kamen lässig zueinander. Berthold zog Birges Kopf an seine Brust.

Da fing der Wald an zu rauschen.

Ihr Gesicht glühte. Sie kam von selbst und umschlang ihn.

Dann fanden sich ihre Lippen und sie sanken hinunter und verströmten ineinander.

Es war um Mitternacht. Berthold hob die schlafende Birge auf und trug sie zu den Kleidern.

Sie hing süß und schwer an ihm und mochte nicht aufwachen.

Da zog er ihr das seidenblaue Kleid über, legte sich auf den Boden, auf trockenes Schilf neben sie und deckte sie mit seinem Mantel zu. Zog sich dann selber an und legte sich zu ihr.

Als das Frühlicht durch die Bäume schimmerte, da waren ihre Lippen noch voll Süßigkeit, ihre Brust heiß, und sie küßten sich wieder unter Tränen. So stiegen sie ins Boot.

Als sie aber über die Wogen fuhren, wurden sie wieder zärtlich. Birge ließ ihre Hand über den Bootrand ins Wasser hängen.

Auf einmal sang sie. Ihre Stimme klang fern und tief:

„Uralte Schönheit und ein Meer von Liebe."

Niemand hatte ihr die Worte gegeben, die sie sang.

Sie sang wie ein Kind in unendlicher Melodie, bis Berthold mit einstimmte.

Da tauchte die altgraue Insel mit dem Schieferturm auf. Die Fischer eilten in die Kirche. Sie stiegen ans Land und schauten nicht mehr zurück.

Die Kirche nahm sie auf. Sie gingen, während die Leute hereinströmten, von Altar zu Altar und schauten.

Von besonderer Schönheit war ein Gemälde, das Maria als Mutter der Elemente darstellte. Ein ähnliches war in Bertholds Heimat: Die Mutter lehnte ihr ernstes, eiförmiges Gesicht gegen das Köpfchen des Kindes. Der Hintergrund war tiefer Nachthimmel, aus dem Sterne und Mond wie aus weiter Ferne herausschimmerten. Unterhalb ihrer Brust leuchtete die Sonne aus wallendem Wassergewölk, zur Linken ringelte sich eine schwan-

gere Wolkensäule, zur Rechten sprühte Flamme und Blitz. Um ihr Haupt aber lief ver söhnend ein milder Regenbogen. Das Bild war aus alter Zeit.

Auch die Orgel war reich und klar, wenn auch aus einer späteren Zeit. In vier Felder übereinander standen die Pfeifen, überwallt von fröhlichem Gebälk. Vom obersten Balke fielen seitlich goldene Blumenbündel herab. In der Mitte dieses Balkens aber saß ei spielender Jüngling an einer zweiten kleineren Orgel und schaute in die Höhe, rechts un links von ihm in die Blumenbündel verrollt, staken zwei Engelchen, lieblich zwischen zwe Gefühlen schwebend: dem sich Haltenwollen und der hinunterstürzenden Tanzlust.

Sie hörten die Messe. Blau und Gold lag im Raum.

Wie im Traum verließen sie dann die Kirche durch das alte romanische Tor, das au den Friedhof führte. Alle Gräber waren mit glühenden Blumen bedeckt. Eine kleine Kapell stand am Ende des Friedhofs. Sie traten ein und fuhren gleichzeitig zurück.

Die Wände der Kapelle waren mit eingemauerten Totenschädeln aus allen Jahrhunderte bedeckt. Kleine Kinderschädel staken neben kantig geschliffenen Männerköpfen, unheim liches Gerieſel von gelb und schwarz betupften Schalen alle Wände hinauf, in einzelne Feldern übereinander gekreuzte Knochen, und vorn neben dem Altar stand ein Gerippe, ein schwarze und silberne Fahne in der Hand. Das Gerippe blickte die beiden lächelnd an als kämen sie zu ihm auf Besuch. Die Fahne nickte, der Tod senkte sie. Das Goldlicht, da vom Tabernakel kam, erlosch in einer staubigen Finsternis.

Da nahm Berthold Birges Hand und sprach laut in den Raum zum Tod:

„Hier ist Birge, meine Frau, Freund! Wir wissen nicht, wie oft wir schon hier gewese sind und wie oft wir noch in Gottes Garten kommen werden. Wenn du uns begegne wirst, dann wisse, Freund, wir sind geweiht von ur an. Und ob du uns schonst oder nicht du wirst uns nicht mehr trennen können."

Das Echo verklang. Es schauderte Birge. Sie zog Berthold an der Hand hinaus. E sprach, als die Sonne sie wieder überflutete: „Ich weiß, Birge, daß wir ewig sind."

Dann gingen sie Hand in Hand zum Dampfer.

Ende

Von der Pfordten und Richard Wagner

Von Sebastian Röckl in München

Die Generaldirektion des Bayerischen Hauptstaatsarchivs hatte die Güte, mir aus den unveröffentlichten Nachlasse von der Pfordtens diejenigen Schreiben zur Verfügung zu stellen, welche sich auf Wagner beziehen. Es sind nicht viele, und sie betreffen in de Hauptsache nur die kurze Zeitspanne vom 15. November bis 8. Dezember 1865. Di aus der Feder Pfordtens selbst stammenden kennzeichnen den Minister gegen seinen König als aufrechten Mann.

Ende Mai 1865 fühlte sich Pfordten zum erstenmal verpflichtet, durch Pfistermeister den König eingehend „auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche er in den Beziehungen zu Wagner und Bülow erkenne". Wie ungnädig Ludwig II. diese Einmischung in seine persönlichen Verhältnisse aufnahm, zeigt die kurze Abfertigung, welche er durch seinen Kabinettsekretär dem lästigen Warner zuteil werden ließ: „S. M. gewöhne sich allerdings

war an den Gedanken Bülow nach den Aufführungen (von Tristan und Isolde) zu verlassen, München wenigstens auf längere Zeit zu verlassen, wolle aber Wagner selbst in München behalten." — „Um letzteres dem Auslande gegenüber wenigstens einigermaßen zu erklären", setzt der Kabinettssekretär sein Schreiben vom 3. Juni fort, „hegt S. M. übrigens noch immer den dringenden Wunsch, Ew. Exzellenz möchten in einer Zirkulardepesche oder als Anhang der beiliegenden darin der Wahrheit Zeugnis geben, daß S. M. in vollen vier Monaten Richard Wagner nur ein einziges Mal (am 22. v. M.) empfangen und gesprochen haben, was auch für die Zukunft so gehalten werden soll."

Die Antwort Pfordtens vom 5. Juni lautet:

„Aus der Mitteilung vom 3. d. M. entnehme ich, daß Seine Majestät keine weitere Erörterung der Wagner-Bülowschen Angelegenheit wünschen. Ich schweige also, da ich weder das Recht noch die Anmaßung habe, hierin irgend ein Maß zu geben. Ich fühle mir die Pflicht, auf Gefahren aufmerksam zu machen, von denen ich glaubte, daß S. M. der idealen Abgeschlossenheit von der realen Welt sie nicht wahrnehmen. Eine Zirkulardepesche zu erlassen bin ich bereit, wenn der König es befiehlt. Ich möchte aber an das alte Sprichwort erinnern: Qui s'excuse s'accuse. Wenn Wagner ein der Allerhöchsten Begeisterung und Unterstützung würdiger Mensch und Künstler ist, so ist ja auch eine persönliche Berührung mit demselben nicht tadelnswert. Wird die letztere in Abrede gestellt, so wird ja die Frage hervorgerufen, warum die erstere fortdauert. Gerade in dem abweichenden Urteil über die Würdigkeit der Person und ihres Strebens liegt ja die Schwierigkeit. Deshalb muß ich bitten, mir den ganzen Inhalt der zu erlassenden Depesche, nicht bloß den negativen Teil sondern auch den positiven anzugeben und zu gestatten, daß gesagt werde, die Mitteilung erfolge auf Allerhöchsten Befehl. Wenn die Redaktion der Depesche versucht wird, wird die oben erwähnte Schwierigkeit klar hervortreten. Jedenfalls ist zu dieser Redaktion eine genauere Kenntnis des Sachverhaltes erforderlich, als ich sie habe. Indem ich bitte den Inhalt dieses Schreibens S. M. vorzutragen und mir den Allerhöchsten Befehl zukommen zu lassen, bin ich . . ."

Auf dieses Schreiben hin wurde jedenfalls vom Erlaß einer Zirkulardepesche abgesehen.

Die folgenden Monate bis zum Spätherbst wünschte der König in keiner Wagner betreffenden Angelegenheit Pfordtens Rat. Dieser wurde erst wieder eingeholt, als Wagner, Gast Ludwigs II. in Hohenschwangau vom 11. bis 18. November, die Verwirklichung der Pläne betrieb, die ihm besonders am Herzen lagen: Eröffnung einer neuen Schule für Musik und dramatische Kunst unter Bülows künstlerischer Leitung, Herausgabe einer Musikzeitschrift durch Dr. Grandaur, Schaffung einer „Generalintendanz der Zivilliste", Gründung einer großen politischen Zeitung als Organ der königlichen Politik und Kulturbestrebungen, zu deren Leitung der Publizist Julius Fröbel, Wagners Freund, in Aussicht genommen war. Gegen dessen Berufung äußerte der im Kabinettssekretariate tätige Oberappellrat Lutz dem Könige gegenüber schwere Bedenken, „da Fröbel", so heißt es in dem Schreiben an Pfordten vom 15. November, „seiner ganzen Vergangenheit nach nichts anders als für die Einführung eines deutschen Parlaments wirken könnte und es noch näherer Erörterung wert sein möchte, ob es dem Könige zukommt, die Agitation für ein solches Parlament — zumal jetzt — selbst zu betreiben. Ganz ohne Eindruck sind solche Erwägungen nicht geblieben; sie haben aber auch noch nicht durchgeschlagen. Ich habe deshalb den Befehl erhalten, Eure Exzellenz zu befragen, ob Sie die Berufung Fröbels auch nicht für ratsam halten?"

Da sich Pfordten ebenfalls dagegen erklärte, unterblieb sie.

Ein neuer Befehl des Königs, wieder durch Lutz schriftlich am 27. Nov. vermittelt, verlangte von dem Minister des Äußern über Fähigkeiten, Kenntnisse und Charakter des zu seinem Ministerium beschäftigten Aktessisten v. Rudhart Aufschluß. „Nach mehrfachen Äußerungen zu schließen, beabsichtigen S. M. einen jungen und fähigen Mann in aller-

höchst ihrer Nähe im Kabinettsekretariat zu plazieren, welcher hauptsächlich die Aufgab haben soll, die Vermittlung der allerhöchsten Aufträge an Herrn Richard Wagner zu b sorgen und darüber zu wachen, daß die allerhöchsten Anordnungen in Bezug auf Verfolgun der Kunstideale Sr. M. — namentlich durch das Hofsekretariat und die Hoftheaterintendan — pünktlich vollzogen werden. Ob ihm auch noch andere Geschäfte zugedacht sind und o behufs Durchführung der allerhöchsten Absicht Änderungen im dermaligen Personalstand des Kabinettsekretariates vorgenommen werden sollen, weiß ich nicht, es wäre aber mö lich, da eine ähnliche Erkundigung auch wegen des Ministerialsekretärs im Staatsminist rium des Innern, Herrn Emil Riedel, angeordnet ist."

Pfordten stellt v. Rudhart ein glänzendes Zeugnis aus und schreibt anschließend, de 29. Nov. an Lutz:

„Bei dieser Gelegenheit halte ich es für Pflicht, die Ansicht auszusprechen, daß S. M gut tun werde, Änderungen im Kabinette nicht vorzunehmen, ohne vorher persönlich si vom Stande der Dinge zu überzeugen und die Minister zu hören. Eine Rekonstruktio des Kabinettes im Sinne Rich. Wagners würde meiner festen Überzeugung nach eine Kris herbeiführen, in welche ich wenigstens S. M. nicht ungewarnt hineingeraten lassen möcht Die heutigen Neuesten Nachrichten verkünden mit unerhörter Frechheit dem Lande, da S. M. Wagners unerschütterlicher Freund ist und enthüllen Tendenzen, die jeden Patriote tief ergreifen müssen. Bayern wird es, wenn auch mißmutig, in alter Treue ertragen wenn S. M. Vergnügen daran findet, die Gelder, welche viele Tränen der Armut trockn könnten, durch Wagner und Genossen verschwelgen zu lassen, aber ich fürchte, Bayern wi die ‚Freundschaft' seines Königs für einen Richard Wagner nicht ertragen. Bitten E daher S. M. in meinem Namen nichts zu beschließen, vor der Rückkehr nach Münch und ohne mich wenigstens gehört zu haben. Ich suche gar nichts mehr für mich in diese Leben und ich fürchte nichts, als die Verletzung meiner Pflicht und der Treue, die ich de Kgl. Vater gehalten zu haben glaube und die ich dem königlichen Sohne zu erproben g sonnen bin."

Von Mitte November an hatten, eröffnet vom „Nürnberger Anzeiger", scharfe Angri gegen das „gänzlich unkonstitutionelle Kabinettsekretariat" eingesetzt. „Fort mit de Kabinettsekretariat!" lautete die Parole der demokratischen und fortschrittlichen Blätt Ihnen gegenüber rief der klerikale Volksbote: Obacht! der Kampf gilt nicht dem Insti an und für sich, sondern den Personen, die es gegenwärtig bilden. Diese sollen beseit werden, damit Günstlinge des Monarchen wie Rich. Wagner sich „völligen Einfluß siche und denselben einesteils finanziell andernteils für die Zwecke der Demokratie verwert könnten."

Sofort schickte der Angegriffene den „Volksboten" vom 26. Nov. nach Hohenschwang und riet dem König, Herrn v. Neumayer mit der Erneuerung seines Kabinettes zu trauen. Unverzüglich folgte die Antwort des Königs: „Ich hatte vollen Grund Neuma (als Minister) zu entlassen . . . wie inkonsequent wäre es nun von mir, wenn ich denselb Mann, demgegenüber . . ich vollen Grund zur Unzufriedenheit habe, mit der Neubildu eines Kabinettes beauftragte!"

Nachdem so Wagner seine Absicht nicht unmittelbar durchgesetzt, suchte er sie durch i scheinbar von Freundeshand stammenden Artikel in Nr. 333 der „Neuesten Nachricht zu erzwingen, der mit den Worten schloß: „ich wage Sie zu versichern, daß mit der E fernung zweier oder dreier Personen, welche nicht die mindeste Achtung im bayerisc Volke genießen, der König und das bayerische Volk mit einem Male von diesen läst Unruhen befreit wären." — „Welche diese zwei oder drei Personen sind", schreibt Bayerische Kurier vom 1. Dez. „liegt auf der Hand: die Beamten des Kabinettssekretar und der Kabinettskassa."

Da alle Briefe an das Hoflager in Hohenschwangau von der Station Bießenhofen durch Stafetten befördert wurden, hatte der König die Antwort Pfordtens an Lutz vom 29. Nov. schon gelesen, als er noch in der Nacht an seinen Staatsminister, um ihn zu beruhigen und sich selbst gnädiger zu stimmen, auffallend liebenswürdig schrieb:

„. . . . . Ich höre, daß die Stimmung in München etwas erregter ist und daß man sich im Publikum viel mit R. Wagner beschäftigt. — Schenken Sie doch, ich ersuche Sie dringend, den Übertreibungen nicht Glauben, die man über meine Beziehungen zu ihm verbreitet. Man sagt sogar, was in der Tat unerhört ist, daß er mich von den Staatsgeschäften abziehe und Einfluß zu gewinnen suche. Ich verfolge durch ihn lediglich künstlerische Zwecke und ersuche Sie bei jeder passenden Gelegenheit jenen Gerüchten zu widersprechen und sie auf jede mögliche Weise widerlegen zu lassen.

Sehr viel liegt mir daran, hierin von Ihnen nicht verkannt zu werden, von Ihnen, den ich so ganz besonders liebe und als Freund und Ratgeber verehre. Gott gebe, daß Ihre Gesundheit sich wieder völlig kräftige! — Ihre Frau Gemahlin und Ihre Söhne grüße ich bestens. —

Also auf baldiges Wiedersehen, im Laufe der nächsten Woche! — Mit besonderer Wertschätzung, mein lieber Staatsminister, bleibe ich stets

Ihr

Hohenschwangau den 29. Nov. 1865. sehr geneigter König
Ludwig."

Pfordten hatte sofort nach dem Erscheinen des Artikels in Nr. 333 der N. N. ein Schreiben an den König entworfen, worin er ihm aus der Nähe und Einwirkung Wagners „die Gefahren für seine Person (Entsittlichung, Träumerei, Nichtstun, Vernachlässigung der Regentenpflichten), für die Krone (Isolierung), Demokratisierung des Volkes für das Land" darlegte. Die angeführten Worte aus dem Briefe des Königs boten ihm nun die willkommene Gelegenheit der Erwiderung, mußten dieser aber eine fast nur gegen Wagner gerichtete Fassung geben. Die kurze Einleitung und der Wagner betreffende Teil seines Schreibens vom 1. Dezember lautet:

„Das eigenhändige Schreiben Eurer Majestät vom 29. November verpflichtet den treu gehorsamst Unterzeichneten zum tief gefühlten Danke für die gnädigen Gesinnungen, welche darin ausgesprochen sind. Derselbe glaubt dieses Dankgefühl nicht besser betätigen zu können als durch offene Darlegung in den von Eurer Majestät angeregten Punkten.

Was Rich. Wagner betrifft, so ist hier allerdings die Stimmung sehr erregt, zumal seit dem offenbar von Wagner selbst ausgegangenen Artikel in Num. 333 der Neuesten Nachrichten, in welchem in einer bisher von niemand gewagten Weise die „unerschütterliche Freundschaft" Euerer Majestät in Anspruch genommen und die Entfernung der Umgebung Allerhöchstderselben gefordert wird. Daß dabei manche Übertreibungen und Unrichtigkeiten unterlaufen mögen, will der treu gehorsamst Unterzeichnete nicht bezweifeln. Aber unbestreitbare Tatsachen sind der Aufenthalt Wagners in Hohenschwangau, die Erhebung ganz ungewöhnlicher Summen aus der Kabinettskassa, zuletzt von 40000 fl. durch Frau v. Bülow, und die beispiellose Anmaßung und offen kundgegebene Einmischung Wagners in andere als künstlerische Gebiete. Diesen Tatsachen gegenüber würde es ganz vergeblich sein, der allgemeinen Stimmung über Wagner hier entgegenzuarbeiten und der treu gehorsamst Unterzeichnete muß bekennen, daß er nach seinem eigenen Gefühle sich hiezu außer stande sieht.

Der treu gehorsamst Unterzeichnete hat schon im letzten Frühjahr sich gedrungen gefühlt Euere Majestät auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welche er in den Beziehungen zu Wagner erkannte. Allerhöchstdieselben gaben ihm zu verstehen, daß diese Besorgnisse unbegründet seien und daß er dieses Verhältnis nicht weiter berühren solle.

Der treu gehorsamst Unterzeichnete hat deshalb bisher geschwiegen, obgleich er wieder holt von verschiedener Seite aufgefordert wurde, Euerer Majestät Vorstellungen zu machen Jetzt aber, wo diese Angelegenheit zu einer brennenden geworden ist und wo Euere Maje stät selbst den t. g. Unterzeichneten dazu veranlassen sich zu äußern, hält er es für heilig Pflicht dies mit rückhaltloser Wahrhaftigkeit zu tun.

Euere Majestät stehen an einem verhängnisvollen Scheidewege und haben zu wähle zwischen der Liebe und Verehrung Ihres treuen Volkes und der ‚Freundschaft' Richar Wagners. Dieser Mann, der es wagt zu behaupten, die in Treue erprobten Männer in Kgl. Kabinette genössen nicht die mindeste Achtung im bayerischen Volke, ist vielmeh seinerseits verachtet von allen den Schichten des Volkes, in denen der Thron seine Stütz suchen muß und allein finden kann; verachtet nicht etwa wegen demokratischer Gesinnung die ihm die Demokraten selbst absprechen, sondern wegen seiner Undankbarkeit und Verrätere an Gönnern und Freunden, wegen seiner übermütigen und liederlichen Schwelgere und Verschwendung, wegen der Schamlosigkeit, mit der er die unverdiente Gnade Euere Majestät ausbeutet.

Nicht bloß der Adel und der Klerus denkt so sondern auch der ehrenwerte Bürgerstan und die Arbeiter, die im Schweiße ihres Angesichtes mühsam ihr Brot erwerben, währen arrogante Fremdlinge von königlicher Freigebigkeit schwelgen und zum Danke dafür da bayerische Volk und seine Zustände schmähen und höhnen.

Der t. g. Unterzeichnete ist weit entfernt, die Begeisterung Euerer Majestät für di Kunst und Poesie zu mißkennen oder zu unterschätzen. Aber er kann sich nicht von de allgemeinen Überzeugung trennen, daß diese Begeisterung von einem Unwürdigen bei spiellos ausgebeutet und mißbraucht wird. Er fühlt sich überdies gedrungen hervorzuheben daß Pflege der Kunst und der Ideale zwar eine edle Blüte gesunden Staatslebens un fürstlichen Sinnes ist, nicht aber die erste oder gar einzige Aufgabe, zuma in Zeiten, wie die unsrigen, welche den Bestand der Staaten und Thron vielfach und ernst bedrohen und daher vielmehr ein Handeln in der reale Welt erfordern als ein Schwärmen in der idealen.

Der t. g. Unterzeichnete übersieht nicht, daß er mit dieser offenen Darlegung Gefah läuft Euerer Majestät wehe zu tun. Es ist aber seine heilige Pflicht, in der gelobten Treu begründet, nicht zu schweigen. Er weiß sich frei von jeder persönlichen Rücksicht oder Ab sicht. Dem Abend eines arbeit- und mühevollen Lebens nahe hat er nichts mehr zu wünsche oder zu suchen und nichts mehr zu fürchten als Verletzung seiner Pflicht und Vorwürf seines Gewissens.

Gott aber, der Herzen und Nieren prüft, möge Eure Majestät leiten und vor allen bittere Erfahrungen bewahren."

Dem temperamentvollen Bülow ist Pfordten „eine der abscheulichsten Bestien", ei Urteil, dem als „wohlbegründet" Glasenapp sich anschließt, ohne jedoch einen Bewei zu geben, Max Koch (Breslau) nennt ihn ränkevoll — mit Unrecht: aus Pfordtens Worte spricht eine durchaus ehrliche, gerade Gesinnung, freilich auch nur der Staatsmann mi leidenschaftlich engen Grundsätzen.

Aus einem Briefe von Peter Cornelius erfahren wir, daß Wagner diesen letzten Schla gegen das Kabinettsekretariat, „den ihm die besonneneren Freunde, selbst Bülow, gewi widerraten und ausgeredet hätten, zweifelsohne einzig mit des letzteren Frau und durch si aufgereizt"[1]) ausgeführt hat. Und der König schreibt am 2. Dezember aus Hohenschwangau

„Jener Artikel trug nicht wenig dazu bei, mir den Schluß des hiesigen Aufenthaltes z verbittern, er ist ohne Zweifel von einem Ihrer Freunde geschrieben, der Ihnen mit dem selben einen Dienst erweisen wollte, leider aber hat er Ihnen geschadet, statt genützt.

[1]) Zum Verständnis von Wagners Persönlichkeit, seiner Stellung zum König und der gegen ih gerichteten Bewegung sei auf mein Buch „Ludwig II. und Richard Wagner" (2. Aufl. Verl. Oska Beck) Bd. I. S. 75f., S. 87—96 u. S. 198—231 hingewiesen.

Am 6. Dezember Ankunft Ludwigs II. in München. Am gleichen Tage Ministerrat: einstimmiger Beschluß, dem König unter Stellung der Kabinettsfrage die Notwendigkeit des Bruches mit Wagner darzulegen. „S. M. befragt unbeteiligte Personen," schreibt die Bayerische Zeitung, das Regierungsblatt, „deren Treue und Anhänglichkeit außer Zweifel steht, um ihre Meinung." Für Wagners Sicherheit fürchtend, läßt er nach schmerzlichem Kampfe diesen noch am Abend desselben Tages durch Lutz bitten, auf einige Monate Bayern zu verlassen. Tags darauf erhält Pfordten folgendes Handschreiben, präs. 7. Dezember früh 10 Uhr:

7. Dezember 1865.

Mein lieber Herr Staatsminister!

Mein Entschluß steht fest. — R. Wagner muß Bayern verlassen. Ich will meinem theuren Volke zeigen, daß sein Vertrauen, seine Liebe mir über Alles geht. — Sie werden ermessen, daß es mir nicht ganz leicht wurde; doch ich habe überwunden; — —

Ich wünsche Sie nach 11 Uhr bei mir zu sehen. — Herzliche Grüße von

Ihrem
sehr geneigten Könige
u. Freunde

Ludwig.

(Mit der Entfernung Wagners werden, ich hoffe es zuversichtlich, auch jene schändlichen Verläumdungen gegen mich verschwinden.)

Von diesem Brief wünschte der König, wie Lutz am 8. Dezember an Pfordten berichtet, daß er „in der Hauptsache in der nächsten Nummer der Bayerischen Ztg. bekannt gegeben werde, da in der Allg. Ztg. von einer Äußerung ähnlich der bekannten Phrase aus der Zeit des Königs Max (Ich will Frieden haben mit meinem Volke) die Rede sei, welche nach Auffassung Sr. M. nun erst recht wie eine Nachäffung aussehe... An dem Artikel der Augsb. Ztg. sei Sr. M. sehr unangenehm, daß soviel von Verwandten die Rede sei, und noch mehr, daß es heißt, Wagner sei fortgewiesen, exiliert. Solche Ausdrücke widerstrebten dem Gefühle des allergnädigsten Herrn ... S. M. hätten es gerne gesehen, wenn die Presse die Sache weniger so dargestellt hätte, als wenn von vielen Seiten mit Vorstellungen auf ihn eingestürmt worden wäre, was nicht der Fall gewesen, und wenn mehr Nachdruck auf die unbefangene Freiheit des Entschlusses gelegt worden wäre."

Am 10. Dezember verläßt Wagner München, um sich, von allen Aufregungen befreit, zunächst am Ufer des Genfer- dann des Vierwaldstättersees seiner Muse zu widmen. Die reiche Huld des Freundes begleitet ihn auch dahin, des Freundes, dessen höchster Ruhmestitel es stets bleiben wird, Wagners Genie erkannt und durch treue Liebe und nie versiegende Großmut in den Stand gesetzt zu haben, seine staunenerregende Schöpferkraft zur Beseligung der Menschheit zu entfalten.

Neuerscheinungen

Politik. Eine Auswahl aus Machiavelli von Herman Hefele. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (H. Kurtz). 109 S. Geheftet M. 3,20. — Wenn ein so gründlicher und zugleich so kritischer Kenner der Renaissance wie Hefele zu den bereits vorhandenen Auswahlen aus Machiavelli eine neue hinzufügt, hat man das Recht, etwas Besonderes zu erwarten, und etwas Besonderes ist dieser Band tatsächlich. Er gliedert sich in 5 Abteilungen: Bürger und Staatsmann, Partei und Parteien, Staat und Staatsgewalt, Staat und Staatsform, Krieg und Frieden. Er will „aus dem überreichen Schatz der politischen Reflexionen Machiavellis einiges Wesenhafte herausholen, das Charakter und Sinn des typisch Politischen deutlichmachen soll". Was aber dem Buche darüber

hinaus Wert verleiht, ist Hefeles Einleitung über Macchiavelli, die seit Macaulays großem Essay (deutsch in dem Bande „Mächte der Geschichte" von Macaulay, Langens Bücher der Bildung, Band 15) das Beste über den Gegenstand ist. Man urteile nach folgenden Sätzen: „Lohnt es sich, diesen Mensch gewordenen Geist der Politik in einer Zeit zu rufen, die auf das Politische grundsätzlich Verzicht geleistet hat zugunsten des Geschäfts? Was soll der politische Humanist inmitten einer Welt, die auf der Tafel ihrer Werte mit Wissen und Willen das Menschliche ausgelöscht und statt seiner den leeren Kreislauf von Rohstoff, Kredit, Fertigware und Gewinn zum Inbegriff ihres Schicksals erhoben hat? . . . Seit Jahrzehnten hat der Gebildete den Bezirk des Politischen widerstandslos den Geschäftemachern überlassen; nicht einmal die Katastrophe des jüngstvergangenen Jahrzehnts hat ihn gelehrt, daß die Politik auch für ihn das Schicksal ist. Und seit Jahrzehnten haben die großen und die kleinen Geschäftemacher im Bezirk des Politischen dafür gesorgt, daß sie im engen Kreis der Gleichgestimmten blieben und ihre petites affaires ungestört von menschlichen Bedenken und von geistiger Wertung betreiben konnten. Die Politik hat abgedankt, die Wirtschaft ist an ihre Stelle getreten . . . Staatsmännische Erscheinungen wie Stein, Humboldt, Metternich, Bismarck und politische Erscheinungen wie Windthorst, Richter, Bebel sucht man heute vergebens, nicht etwa, weil das Maß ihrer Begabung fehlte, sondern weil ihr typischer staatlicher und politischer Wille nicht mehr möglich wäre in einer gesellschaftlichen Gesinnung, die den Staat um des Geschäfts willen preisgegeben hat . . . Was heute im politischen Treiben unumschränkt herrscht, das ist der Typ des Handlungsreisenden, des Agenten, des Angestellten, der Aussicht auf Geschäftsbeteiligung erhoffen darf. Seine Denkweise überschattet und färbt das politische Leben. Und deren letztes Merkmal ist die menschliche Verantwortungslosigkeit, wie sie aus der Anonymität der Wirtschaft erwachsen ist und vom Mechanismus des Parteiwesens gepflegt wird . . . Wo früher am Ende einer politischen Laufbahn die Bürgerkrone stand oder das Schafott, winkt heute das wohlverdiente Ruhegehalt oder der betrügerische Bankrott. Die Politik ist ungefährlich geworden für den, der die Macht hat und am Steuer des Staates sitzt, die Zeche bezahlt das Volk." Es besteht kein Zweifel: Parlamentarismus, Republik, Einheitsstaat, Einkammersystem sind nur deshalb so herzlich beliebt, weil sich die unter der Maske von Parteikämpfen gemachten Schiebungen nur dank den eben genannten vier Institutionen unkontrolliert vollziehen können. Es gehört zum Wesen der heutigen deutschen Politik, daß sie von lauter Dilettanten betrieben wird. „Mit der großen Form des Staatsmanns", sagt Hefele, „ist auch zugleich die des alten Diplomaten erloschen, . . . und in wenigen Jahren werden auch die alten Typen des Staatsbeamten und des Juristen verschwunden sein." Darum vor allem die Abschaffung der ersten Kammern in Reich, Bundesstaat, Stadt: Die Geschäfte können gemütlicher gemacht werden, wenn keine Kontrolle, keine Möglichkeit des Veto da ist. Einem der Ullsteine schreibt man das geflügelte Wort zu: „Vor dem Kriege hatten die andern die Korruption und wir den Militarismus; jetzt haben die andern den Militarismus und wir die Korruption." „Warum gebrauchen Sie das Fremdwort Ideale wo wir das gute einheimische Wort Lügen haben?" läßt Ibsen eine seiner Personen sagen. „Warum gebrauchen Sie das sechssilbige Wort Parlamentarismus," möchte man variieren, „wo die drei Silben Korruption genügen?" Mag die Politik so schlecht sein wie sie will: wenn nur die Geschäfte gut sind! „New York und Berlin", hat ein Amerikaner die Frage beantwortet, wer eigentlich im Weltkrieg gesiegt habe: Das wirkliche New York und das Margarine-New York, das sich gar nicht schnell genug amerikanisieren kann weil es auf diese Weise hofft, endlich ein Gesicht zu bekommen, wenn auch kein eigenes.

Von Alfred Polgars ebenso knappen wie künstlerischen Feuilletons erschien der neue Sammelband „Ich bin Zeuge" (Ernst Rowohlt, Berlin). Ich mag nichts aus dem Zusammenhang reißen. Darum zitiere ich ein paar der kürzesten Aphorismen: „Der Mensch ist gut, sagte die Bestie, als sie ihn fraß." „Seit zehn Jahren sitzen die zwei, jeden Tag stundenlang, ganz allein im Kaffeehaus. Das ist eine gute Ehe! Nein, das ist ein gute

affeehaus." „Tiefe des Nebenmenschen täuscht. An seiner Oberfläche magst du ihn kennen." „Sonderbar, daß die kleinen Nuancen des Lebens so viel Feindseligkeit unter en Menschen bewirken, und das Allen gleiche Sterben so wenig Solidarität!" — Ein eser der S. M. macht mich aufmerksam, daß Alfred Polgars Novellenband „Hiob" zehn iner glänzendsten Einfälle enthält, die vernichtende Titelnovelle, die sechs Tagebuch-ufzeichnungen nach „Tristan", vor allem aber die nur mit Anatole Frances Crainquebille u vergleichende Geschichte Tobias Klemm. (Geheftet M. 2.)

Ferdinand Avenarius: Balladenbuch, erneuert von Hans Böhm, mit 16 Wieder-gaben nach Werken deutscher Graphik (Ganzleinen 7,50 M.), 171.—176. Tausend, rausgegeben vom Kunstwart. Der unverwüstliche starke Kern der Avenariusschen Samm-ng trägt das Werk auch in dieser Gestalt noch. Was die jüngste Zeit an balladenähnlichen edichten hervorgebracht hat, reicht nicht entfernt daran hin. Rein lyrische Gedichte ätten passender in dem ebenfalls zu erneuernden „Hausbuch deutscher Lyrik" Platz funden. Der Begriff „Ballade" wird durch eine große Anzahl der aufgenommenen tücke verwischt. So wenig glücklich ich die neuen Zugänge dieser Neuauflage finden nn, so gut ist das „Deutsche Anekdotenbuch", gleichfalls herausgegeben vom unstwart durch Hermann Rinn und Paul Alverdes (Ganzleinen 6 M.), das kurze deutsche rosaerzählungen seit 4 Jahrhunderten vereinigt, vom Rollwagenbüchlein bis zu Keller nd Freytag. Hermann Hesse hat vor Jahren in einem „Deutschen Erzähler" (bei B. Langewiesche) etwas Ähnliches versucht; nachdem dieses Buch nicht mehr aufgelegt ird, könnte man bei einer neuen Auflage des „Anekdotenbuches" manches daraus erübernehmen. Die Ausstattung beider Bände ist so geschmackvoll und gediegen, wie an es vom Verlag Callwey nicht anders gewohnt ist.

Goethes Briefe und Tagebücher. Taschenausgabe in 2 Bänden auf Dünn-druckpapier. Der Insel-Verlag schließt damit seine 17bändige Ausgabe der Werke Goethes ufs schönste ab. Die Briefe umfassen Band I (886 S.) und 564 S. von Band II. Sie eben eine vortreffliche Auswahl in zeitlicher Folge. Ihnen folgen, ebenfalls in Auswahl, ie Tagebücher S. 567 bis 726. Hier war die Auslese nicht immer leicht. Angesichts der ereits vorliegenden Briefauswahlen (Langewiesche-Brandts „Alles um Liebe" und Vom tätigen Leben" z. B.) wäre es nicht unzweckmäßig gewesen, bei den Briefen etwas u kürzen, dafür lieber sowohl die Tagebücher von 1776—1782 wie das Reisetagebuch aus talien an Frau von Stein vollständig abzudrucken; um so mehr als die Düntzersche Aus-abe der ersteren seit Jahren leider vergriffen ist. In ihrem „naiven Detail" gibt sie von en ersten Jahren in Weimar ein Bild, das an filmhafter Spannung, Buntheit und Ein-ringlichkeit nicht zu übertreffen ist. Vielleicht entschließt sich der Insel-Verlag, Düntzers lusgabe, auf den heutigen Stand gebracht, neu abzudrucken. Als Herausgeber zeichnet ans Gerhard Gräf, dem für das ausgezeichnete Register (S. 727—858) besonders zu anken ist. Welches Vorgefühl von Freude, daß man jetzt jederzeit einen dieser biegsamen aschenbände auf eine Reise mitnehmen kann!

Der Titel Frida Schanz-Buch ist nicht gut, aber das Buch ist gut. Außer Gedichten nd Märchen von Frida Schanz enthält es noch solche von Elisabeth Dauthendey, Anton örfler, Clara Hepner, Max Jungnickel, Wilhelm Mathiessen, Börries von Münchhausen . a., Bilder von Hans Thoma, den Brüdern Schiestl, Josua L. Gampp u. a. (Verlag G. öwensohn, Fürth i. B.)

Friedrich von der Leyens „Deutsche Dichtung in neuer Zeit" erschien in zweiter, eränderter Auflage bei Eugen Diederichs in Jena. Das Werk hat sich rasch durchgesetzt, in Beweis, daß ein starkes Bedürfnis danach bestand. Es behandelt die deutsche Literatur eit dem Sturm und Drang der Mitte der achtziger Jahre bis in die unmittelbare Gegen-art auf über 400 Seiten. Es steckt immens viel Arbeit, Wissen und Kritik in dem Bande,

den keiner aus der Hand legen wird, ohne in der Erkenntnis unserer literarischen Zustände und Bestrebungen nachhaltig gefördert worden zu sein. Dies ist nur möglich, weil von der Leyens archimedischer Punkt nicht Berlin heißt, sondern irgendwo zwischen Weimar und Heidelberg im Raum der Geister ruht.

Der Volksverband der Bücherfreunde in Berlin-Charlottenburg hat eine Anzahl bemerkenswerter neuer Bücher herausgebracht, von denen ich die folgenden hervorhebe. Werner Mahrholz: Deutsche Dichtung der Gegenwart, Probleme, Ergebnisse, Gestalten (535 S., Halbleder 5,20). Auch wer sich nicht alle Urteile des Verfassers für und wider zu eigen macht, wird sich seiner kundigen Führung erfreuen, besonders auch dann, wenn er Grundsätzliches erörtert. Man kann aus dem Buche nur lernen, je mehr man schon mit bringt, desto mehr. (Für die nächste Auflage: Carossa, Heymel, Ruth Schaumann, Suppe fehlen; Kolbenheyer ist kein Wiener!) Professor Oskar Vinzenz Ludwig: Die Nibelungenstraße. Ein kulturgeschichtliches Wanderbuch mit 48 Illustrationen und 2 Karten (Halbleder 5,40). Die Leser dieser Zeitschrift wissen, wie oft ich von der Wachau als einem unbeschreiblich schönen Reiseziele gesprochen habe. Das Buch behandelt die Donaustraße von Passau bis Hainburg, die geologische Entwicklung der Landschaft, Geschichte, Handel, Städte, Stifte und Klöster, Kunstdenkmäler, Burgen und Schlösser, Sage und Dichtung. Ich kann nur raten: Reiset in die Wachau, womöglich von Passau bis Spitz mit dem Schiff, von da bis Krems zu Fuß, und bereitet euch an der Hand dieses Buches darauf vor. Die Wachau ist so schön wie die schönsten Partien am Rhein oder wie Südtirol zwischen Sterzing und Bozen. Ganz eigenartig ist der Band Der Ring der Venus, Sieben Variationen eines alten Themas, herausgegeben und eingeleitet von Hans Lebede, mit 8 ganzseitigen Abbildungen. Der Band enthält folgende Fassungen: Die der Angelsachsenchronik de Wilhelm von Malmesburg lateinisch (1143) mit Heinrich Kornmanns Verdeutschung von 1643 daneben; die mittelhochdeutsche aus der Kaiserchronik, von Astrolabius und dem Priester Eusebius, im Original und in neuhochdeutscher Übertragung; die nach Gautier von Coinsi; die nach einem Conte Dévot; Frau Venus, von Gaudy (1837); die Venus von Ille von Mérimée, aus demselben Jahre. Von früheren Veröffentlichungen des V. d. B. empfehle ich wiederum: Dülberg, Deutsche Malerei (5,80); Lill, Deutsche Plastik (3,10); Aram, Der Goten Glück und Ende (4,50); Federn, Das Zeitalter Dantes (5,—); Deutsche Volkslieder des Mittelalters (3,80); Treitschke, Ausgewählte Werke (4,60).

Der Maibaum. Neues deutsches Schulsingbuch von Raimund Heuler. Bildschmuck von Max Teschemacher. Verlag Kösel und Pustet. Band I M. 1,60; II M. 2,00; III M. 3,40. Wenn eine Autorität wie Raimund Heuler die Ergebnisse einer dreißigjährigen Arbeit in Lehrbuchform herausgibt, muß etwas Gutes herauskommen. Es ist schwer zu sagen, welcher von den drei Bänden der beste ist. Sie gehören zusammen. Der erste mit seinen bunten Bildern muß jedes Kind entzücken. Wie köstlich sind im zweiten die Vignetten aus deutschem Lande, und wie fein im dritten die Bilder unserer großen Tonmeister mit den sinnvollen Umrahmungen! Mit welcher Umsicht sind die Gesänge ausgewählt, und welche Arbeit steckt hinter der Stufenfolge! Im letzten Teil finden wir außer Orlando di Lasso und Ludovico da Vittoria all unsere Großen von Bach bis Reger, meist 2- und 3stimmig, aber 4stimmig, wie das Sanctus aus Schuberts Deutscher Messe und der Knabenchor aus Parsifal. Auch lebende Komponisten sind vertreten, wie Armin Knab, Rudo Ritter, Georg Schumann, Felix Woyrsch, Joseph Heuler, Carl Kittel, Richard Wetz, Joseph Haas, August von Othegraven u. a. Die Bändchen eignen sich ebensogut für die Hausmusik wie für die Schule. Sie sind musikalisch, erzieherisch und buchtechnisch vorbildlich.

Rosenheim Josef Hofmiller.

Redaktionell abgeschlossen am 22. März 1928
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hübsch in München. — Druck- und Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München.

Moderne Medizin

Von Hermann Kerschensteiner in München

Wenn man ein vor hundert Jahren geschriebenes medizinisches Buch aufschlägt, ist man in einer anderen Welt. Andere Schreibart, andere Denkart, andere Diagnosen, andere Behandlung, alles fremd, verstaubt, wunderlich, nur dem Geschichtsbeflissenen verständlich. Wie kommt es, daß alles so anders geworden ist? Noch mehr, selbst unsere Väter vom Ende des vorigen Jahrhunderts würden staunen, wie alles sich geändert hat, ja sogar in der Gegenwart selbst wächst die Kluft zwischen Jungen und Alten.

Der nächstliegende Grund ist die ungeheure Vermehrung des tatsächlichen Wissensbestandes, die in diesem Hefte geschildert werden soll. Wäre aber der Wissenszuwachs allein die Ursache des Unterschiedes zwischen den einzelnen Perioden der Medizingeschichte, so würden wir eine geradlinig aufsteigende Bewegung haben. Das ist nicht der Fall, sondern die Kurve steigt spiralförmig mit allerlei, durch den Wissensbestand allein nicht erklärlichen Seitenbewegungen. Der Grund des Unterschiedes ist darin zu suchen, daß die Medizin nicht eine reine Wissenschaft oder eine auf Wissenschaft aufgebaute Technik ist, sondern, wie heute mehr denn je betont wird, einen starken Einschlag intuitiven Handelns hat. Der Arzt muß eben auch da handeln, wo wissenschaftliche Grundlage fehlt oder unzureichend ist und rohe Erfahrung, Eingebung, Wertung spielen eine Rolle, die den Wissenschaften strengen Sinnes fremd ist. Neben der Fähigkeit, wissenschaftliche Ergebnisse und Erfahrungsgut richtig, verständig und rasch zu werten, ist die Gabe seelischer Einfühlung und Führung für das Arzttum kennzeichnend. Das ist die ärztliche Kunst.

Diese unwägbaren Dinge sind in besonderem Maße bedingt durch Weltanschauung, religiös-philosophische Strömungen, durch Werturteile aller Art, durch Sitten und Moden. Auch allgemein wirtschaftliche wie standespolitische Einflüsse sind von Bedeutung.

So kommt es, daß die Medizin ein Spiegelbild der allgemeinen Wandlungen gibt, welche das Menschenwesen durchzumachen hat. Das Gleichnis „Arzttum ist Kunst" trifft nicht nur für das Handeln des einzelnen zu, sondern auch für die ganze Medizingeschichte. Auch hier lösen sich die Perioden des Primitiven, des Archaistisch-Aufblühenden, der Früh- und Hochklassik, des Barock, Manierismus und Eklektrizismus und des Verfalls ab, und je mehr wir die Medizingeschichte kennenlernen, desto mehr stellt sich die Richtigkeit dieser Vergleiche heraus. Die Perioden fallen zum Teil mit den entsprechenden der Kultur- und Kunstgeschichte zusammen, zum Teil hinkt die Medizingeschichte nach. Denn voraus geht immer der philosophische Gedanke der wenigen, und oft dauert es lange, bis er in die Masse der Fernerstehenden einsickert, oft reißt er erst rückläufig von der Masse her die Ärzte mit.

Diesen Zyklus können wir in der ägyptischen, vorderasiatischen, indischen, ostasiatischen, islamischen Medizin zum Teil greifen, zum Teil ahnen. Deutlich ist er in der antiken Medizin. Aus dem Dunkel der primitiven Zaubermedizin, die überall auf Erden als archaistische Periode der Medizin erkennbar ist, gestaltet sich die Priestermedizin, in der Antike erblüht unter dem Einfluß der jonischen und großgriechischen Philosophen — der archaischen Periode — die klassische griechische Medizin. Sie knüpft sich an den Namen des Hippokrates, des größten aller Ärzte. Die spätklassische Medizin mit den bedeutenden Schulen von Pergamon und Alexandrien führt des Hippokrates Gedanken fort, die Griechen der Kaiserzeit, vor allem Galen, bauen sie in barocker Weise aus, womit, wie jeder Kenner dieses Stiles weiß, eher Bewunderung als Tadel ausgedrückt sein soll. Spätrom und Byzanz sind dann das Bild von Manierismus und Verfall.

Im mittelalterlichen Abendland entwickelt sich wiederum aus Medizinmannskunst und Priestermedizin unter dem Einfluß der christlichen Denker eine Art von klassischem System,

als das man die scholastische Medizin wohl bezeichnen kann, ein künstlicher, wohlgegliederte Bau im Sinne der Gotik. In Paracelsus haben wir den typischen Spätgotiker, genia mächtig, stürmend, hinreißend wie Grünewald, nur noch gotischer, wirrer, krauser. Nu kommt eine Störung, eine Schichtverwerfung durch die Einwirkung der Renaissance, ein Verschiebung auf andere Ebene, die eine Spiralwindung höher eine frühe klassische Period mit den großen Systematikern des 17. und 18. Jahrhunderts zur Folge hat. Eine noch malige Störung kommt in Deutschland um die Wende des vorigen Jahrhunderts, völli entsprechend der romantischen Periode in der Dichtung und Bildkunst, so daß die Hoch klassik erst Mitte des 19. Jahrhunderts erreicht wird. Bevor wir erörtern, wo wir jet stehen, muß noch der Inhaltsunterschied der letzten Zeitabschnitte geschildert werden.

In den verschiedenen Perioden der Medizingeschichte wird das Tatsachenmaterial vo verschiedenen Standpunkten aus angesehen, man wechselt in der Betrachtung de Krankheitsvorgänge zwischen chemischen, anatomischen und dynamistischen Gesichts punkten, man verschmilzt auch in Übergangsperioden die Theorien, man verzichtet ge legentlich auch rein empiristisch auf jede Theorie. Im Altertum entsprechen diesen Ge sichtspunkten die Schulen der Humoralpathologen, der sog. Dogmatiker, die sich vo Hippokrates ableiten, der Methodiker, der Pneumatiker, der Eklektiker und der Empiriker Durch Galens Einfluß herrschte in der ganzen islamischen wie in der mittelalterliche abendländischen, von Galen und den Arabern abhängigen Medizin die humoralpathe logische Lehre. Sie faßt die Krankheitsvorgänge auf als Folgen falscher Säftemischung Die Vier-Säfte-Lehre der Antike ist ja jedermann bekannt, da sie sich in der Bezeichnun der Temperamente: sanguinisch (Überwiegen des warmen Blutes), phlegmatisch (Über wiegen des kalten Schleimes, den man sich vom Hirn abgesondert dachte), choleris (Überwiegen der Galle) und melancholisch (Überwiegen der schwarzen Galle, eines Phan tasiegebildes, wahrscheinlich Milzvenenblut), bis zum heutigen Tage erhalten hat. Dies Lehre faßt also jeden Krankheitsvorgang, gleichgültig wie er lokalisiert ist, als Ausdru einer allgemeinen Veränderung des Körpers, und zwar seiner Säfte auf. Dementsprechen war die Behandlung aufs allgemeine gerichtet, wenn auch operative Eingriffe bekann waren und in der Antike mit meisterhafter Technik ausgeführt wurden. Mit Diät, Arzneien physikalischen Methoden suchte man die Blutmischung zu verändern, vor allem aber m Aderlässen und Entleerung der Säfte durch die oberen und unteren Wege. Des Paracelsu wuchtiger Angriff erschütterte den Turm des Galenismus keineswegs, seine Lehre konnt nichts ändern, da sie nicht weniger auf ein „sandicht Fundament" gebaut war als de Galenismus selbst. Sie war, wenn auch mit sehr starkem dynamistischem Einschlag, eben falls chemiatrisch, nur setzte Paracelsus an Stelle der vier Säfte die drei Grundstoffe Sal, Sulfur und Mercurius und behandelte mit spezifischen Mitteln, mit Arkanen. Ande konnte es erst werden, als die Ärzte begannen, durch die Renaissancephilosophen un Physiker erzogen, die Grundlagen der Galenischen Lehre zu studieren und allmähli überzeugende Beweise ihrer Nichtigkeit zu liefern. Dies waren vor allem Vesal, der Be gründer der Anatomie (Fabrica corporis humani 1543), der große Harvey, der den Blu kreislauf entdeckte (1628) und die physiologische Wissenschaft begründete, Konrad Vikt Schneider, der nachwies, daß der Schleim nicht vom Gehirne herabfließt (Catarrhus de Herabfließen), sondern von der Nasenschleimhaut abgesondert wird (1662), Franz de Boe Sylvius, gest. 1672, den uns Rembrandt so wunderbar gemalt hat, mit seinen chem schen Studien und viele andere. Grundsätzlich hielten die Ärzte aber immer noch an de Säftelehre fest. Es mußten erst positive Grundlagen für eine andere Krankheitsauffassun geschaffen werden. Diese schuf Giovanni Battista Morgagni, der Begründer der path logischen Anatomie (De sedibus et causis morborum 1761).

Leopold Auenbrugger ermöglichte es mit seiner „neuen Erfindung" (1761), der Pe kussion, pathologisch anatomische Diagnosen am Lebenden zu stellen, René Laenn erweiterte die Methodik durch Einführung der Auskultation (1818), Fr. Xaver Bich

eſt. 1802) wurde der Schöpfer der Gewebelehre, der mikroſkopiſchen Anatomie. Auch e romantiſch naturphiloſophiſche Medizin, die ja eine Störung in dieſer Bewegung deutete, half mit, den Galenismus zu töten; ſie ſchlug, insbeſondere in der homöopathi- nen Richtung, völlig neue Wege in der Behandlung ein, und es ſtellte ſich heraus, daß auch e galeniſtiſchen Heilmethoden keine Behandlungswege waren, die irgendwie die Richtig- it der Theorie beweiſen konnten: die Leute genaſen auch ohne Aderlaß und Abführmittel, ſie genaſen raſcher. Mächtig entwickelte ſich die neue Schule des anatomiſchen Ge- nkens im 19. Jahrhundert weiter. Hermann von Helmholtz erfand den Augenſpiegel 50, mit dem man pathologiſche Anatomie am Lebenden treiben konnte, eine Quelle ienblichen Segens. Haupt und Meiſter der Schule wurde Rudolf Virchow (1821—1902). r iſt jetzt tot, und es iſt Mode, das Negative an Virchow hervorzuheben. Das ändert chts an der Tatſache, daß er der Meiſter zweier Generationen war, daß ſein Schaffen ne Fülle wertvollſter Ergebniſſe zeitigte und daß er Deutſchland in der Medizin zum ſten Land der Welt gemacht hat, eine Stellung, die es leider an Amerika zu verlieren ginnt, das naiv und unangekränkelt Virchows anatomiſchen Gedanken weiter pflegt. irchow konnte ſich 1894 auf dem internationalen Kongreß in Rom die Sätze leiſten:

„Vor einer ſo erleuchteten Verſammlung die Frage der Allgemeinkrankheiten erörtern zu wollen, ürde mir als Anachronismus erſcheinen. Sollte einer der Anweſenden in einer verborgenen alte des Gehirnes noch die Erinnerung an Univerſalkrankheiten bewahren, ſo würde er bei einiger berlegung bald finden, daß in jedem kranken Menſchen ein beträchtlicher, in der Regel überwiegen- r Anteil des geſunden Lebens beſtehen bleibt, und daß das Kranke oder gar das Tote nur einen eil des Körpers bildet. Wer das nicht begreift, mit dem iſt über Pathologie im Sinne der Natur- iſſenſchaften nicht zu reden. Die pathologiſche Anatomie iſt berufen geweſen, dieſe Überzeugung l oculos zu demonſtrieren: es gibt keinen kranken Körper, der in jedem ſeiner Teile verändert äre. Das iſt der Sinn der Worte ‚sedes morbi', die Morgagni als die Quinteſſenz ſeiner Er- hrungen an die Spitze geſtellt hat." Bei Krankheiten, die anatomiſche Krankheitsherde nicht er- nnen laſſen, wie Vergiftungen, Nervenkrankheiten, ſind eben unſichtbare Veränderungen anzu- hmen, auch bei ihnen hat die Krankheit einen „Sitz". „Das iſt es, was ich den anatomiſchen edanken in der Medizin nenne. Ich behaupte, daß kein Arzt ordnungsgemäß über einen krank- ſten Vorgang zu denken vermag, wenn er nicht imſtande iſt, ihm einen Ort im Körper anzuweiſen."

Virchow hatte nicht recht. Schon bei ſeinen Lebzeiten geſtaltete ſich aus Paſteurs und Robert Kochs wundervollen bakteriologiſchen Entdeckungen heraus die Wiſſenſchaft n den Heil- und Schutzvorgängen bei anſteckenden Krankheiten, die Serologie und mmunitätswiſſenſchaft. Sie beſchäftigte ſich mit Dingen, die niemals anatomiſch lokali- rt ſein konnten, ſondern „humoralpathologiſch" waren — wie einſt in alten Zeiten. egen Ende des Jahrhunderts begann ſich die Lehre zu entwickeln von den Säften, welche e Drüſen ohne Ausführungsgang ins Blut unmittelbar abſcheiden. Es waren vor allem e Erfahrungen der Chirurgen, welche dieſe merkwürdigen Dinge ins Licht ſtellten, die tudien von Brown-Sequard, Möbius u. a. Bald wurden neben der Schilddrüſe, den ebennieren, den Geſchlechtsdrüſen, der Hirnanhang, die Bauchſpeicheldrüſe, die Bei- ſilddrüſe als lebenswichtige Gebilde erkannt, deren wunderbare Säfte im Blut nicht blen dürfen, wie einſt der Schleim, die ſchwarze Galle. So entſtand eine neue Form r Humoralpathologie, die Lehre von der inneren Sekretion, der Endocrinologie.

Vom klinischen Standpunkt kehrte der Kinderarzt Czerny 1905 mutig zum Galenismus rück. Entgegen der herrſchenden Lehre, die Hebra (1816—1880) und Bärenſprung 822—1864) durchgeſetzt hatten, der Lehre, daß die Hauterkrankungen reine lokaliſierte autſchädigungen ſeien ohne tiefere Grundlagen, vertrat er den alten Standpunkt, daß e Hautſchädigungen der Kinder zum großen Teil Folge einer auf Ernährungsſtörungen ruhenden Allgemeinſchädigung des Körpers ſeien, die er exſudative Diatheſe nannte.

So entwickelte ſich Anfang des Jahrhunderts eine Miſchform von Solidar- und Humoral- thologie, wobei die humoralpathologiſchen Gedanken immer weiteren Raum gewannen.

Von einer anderen Seite berannte das solidarpathologische Gebäude die Schule der pathologischen Physiologien. Sie stellten das Geschehen im Körper in den Vordergrund und suchten die Krankheit in Vorgängen, die eintreten, lange bevor anatomische Veränderungen als ihre Folge zu verzeichnen sind. Ottmar Rosenbach (1851—1907) war ihr erster Vertreter, Ludolf Krehl in Heidelberg ist ihr bedeutendster Vorkämpfer, und mit ihm hat diese Schule gesiegt.

Im gleichen Sinne wirkt, von Martius (Rostock) begründet, eine Schule, welche die Konstitution und die gesamte Persönlichkeit des Menschen ins Auge faßt, mit wachsender besonderer Betonung der individuellen Momente. Man schafft eine „Pathologie der Person". Fr. Kraus, der tiefe Denker, ist Führer dieser Schule.

Alle diese Gedanken wurden gefördert durch die Weiterentwicklung der physikalischen und der psychologischen Wissenschaften; die Ende des vorigen Jahrhunderts im Ausbau begriffene Wissenschaft der physikalischen Chemie hat mächtig auf die Medizin gewirkt und die Ernte, die uns ersprießen wird, ist noch gar nicht zu schätzen. Auch sie wirkt im Sinne der Humoralpathologie und belebt in der Lehre vom Säuren-Basengleichgewicht die Gedanken des Silvius wieder.

Die Psychologie hat die Methoden der Experimentalpsychologie, die ja nur an die Pforten der Seele klopft, und die Assoziationspsychologie verlassen. Sie wird zur „Tiefenpsychologie". Man mag sich zur Freudschen Lehre stellen wie man will, der Streit um sie hat jedenfalls höchst anregend und fördernd gewirkt. Charakterologie und Persönlichkeitspsychologie, die verschiedenen Formen der Psychotherapie haben wiederum stark gegen die Solidarpathologie gewirkt und vor allem das ärztliche Handeln auf ein anderes Gebiet verschoben.

Aus dem Gesagten ist ersichtlich, daß wir uns in einer Periode der Unruhe und der Störungen befinden. Es ist wohl Schein, wenn wir uns mit der Meinung begnügen, daß diese Unruhe nur Folge der kurz erwähnten neuen Entdeckungen ist, so bedeutungsvoll sie sein mögen, denn wir bemerken, daß neben den Störungen in unserem Gebiet Störungen in der Gesamtkultur einhergehen. Es liegt der Gedanke nahe, die Unruhe auf medizinischem Gebiet nur als Teilerscheinung der allgemeinen Unruhe aufzufassen[1]). Das wird um so einleuchtender, wenn man feststellt, daß Gedanken aufgeworfen und behandelt werden, die nicht auf Tatsachen beruhen, sondern auf der Möglichkeit, jetzt Dinge ernst zu besprechen, die zu sagen vor einem Menschenalter verpönt war. So wird jetzt nicht nur Vitalismus, Naturphilosophie, Metaphysik, sondern auch Okkultismus, Parapsychologie, Homöopathie, ja sogar Astrologie und weiße und schwarze Magie ganz ernsthaft erörtert.

Vom Standpunkt des Geschichtsforschers zu diesen Dingen Stellung zu nehmen, ist zurzeit noch schwer. Es ist möglich, daß es sich tatsächlich um das Kommen neuer Weltanschauung handelt. Es ist möglich, daß in der Medizin nach raschem Durcheilen einer humoralpathologischen Epoche eine dynamistische Richtung kommt, die diese Dinge aufnimmt und gläubig verarbeitet, so wie die Medizin schon einmal in der Hochgotik Astrologie und Magie verarbeitet hat und Paracelsus all das mit Alchemie und neuer Naturwissenschaft zusammenzuschmelzen versuchte.

Nicht unmöglich scheint es mir aber, daß es sich nur um das handelt, was ich Butzenscheiben nennen möchte. Als ich Kind war, stellte man die schönen alten Biedermeiermöbel ins Dienstmädchenzimmer und erneuerte die Geräte in unerfreulichstem Scheinrenaissancestil. Man verhängte die Fenster mit dicken „Portieren", stellte auf das höchst überflüssige Sims des Sofas ein Makartbukett, und wer es sich leisten konnte, verglaste seine Fenster mit Butzenscheiben, weil es so Mode war. Die Fliegenden Blätter brachten einmal ein Bild Oberländers, auf dem die Familie in einem solchen Zimmer das ihr sonst ungewohnte Tischgebet betet, bloß weil es zu den Butzenscheiben gehört. Sollte nicht für

[1]) Vgl. Ferdinand Sauerbruch über „Die moderne Chirurgie im Rahmen der Kulturentwicklung" Augustheft 1925 der S. M. „Die Zurückführung der deutschen Kriegsgefangenen".

ıfere Zeitgenossen Astrologie eine dicke Samtportiere sein? Ihr Paracelsus ein Makart-ıkett? Die Homöopathie ein hübsches rosa-himmelblaues Glasfensterchen? Und das ıdere alles? Butzenscheiben? Butzenscheiben!

Mit anderen Worten, wir wissen nicht, ob wir geistig in echtem Stilwandel leben oder künstlich neugierig-sensationell bedingten Stilmaskeraden und Stildurchhetzungen, wie der Kunst des vorigen Jahrhunderts. Wir werden sehen, was uns Religion und Philo-phie zu bedeuten haben. Die Tatsache, daß der praktisch-ethische Materialismus rasch ıd erstaunlich zunimmt, in der Masse wie in den führenden Schichten, spricht nicht da-gen, es könnte sich um die mächtige Auswirkung des theoretischen Materialismus der üheren Generationen handeln. Einen sehr wichtigen Fingerzeig gibt aber in solchen ıgen die führende der Künste, in der die Zeitgesinnung am stärksten zum Ausdruck kommt: e Baukunst. Diese steht gegenwärtig in ihrer sachlichen, nüchternen Art im Widerspruch der geistigen Neuromantik und läßt deren Echtheit zweifelhaft erscheinen.

Wenn es ein Ziel gibt, das wir bewußt verfolgen können, so kann es nur die Erforschung s Tatsächlichen sein. Deutungen, Auffassungen, Meinungen werden verschwinden, das ıtsächliche wird bleiben und den festen Kern bilden. Schließlich war doch die Entdeckung r Röntgenstrahlen und deren Fruchtbarmachung für die Medizin wichtiger als alles, was der Medizin theoretisiert worden ist. Die Medizingeschichte lehrt, daß der Erwerb ın neuen Tatsächlichkeiten immer dann am größten war, wenn die Medizin mechanistisch ıchte, so im 17. und 19. Jahrhundert. Dabei braucht weder der einzelne Arzt praktischer ıaterialist zu sein, noch braucht die ganze Generation theoretisch materialistisch einge-ıllt zu sein. Des weiteren lehrt allerdings die Medizingeschichte, daß längere Perioden echanistischen Denkens zu einer geistigen Erstarrung und Einengung führen, vor allem ır Vernachlässigung des psychischen Geschehens, so daß eine Korrektur eintreten muß, e dann nahezu gesetzmäßig zu einem Pendelausschlag ins Gegensätzliche führt.

In einer solchen Korrekturperiode stehen wir jetzt. Sie wird hoffentlich das Gute haben, ıß mechanistische Einseitigkeit zurückgeschraubt wird. Sie wird aber hoffentlich nicht dazu ıhren, daß die Medizin den Boden der Tatsächlichkeit verliert. Denn in diesem Zeichen ı die Medizin groß geworden.

Die Seelennot der Medizin

Von Fritz Salzer in München

Tut nicht ein braver Mann genug,
Die Kunst, die man ihm übertrug,
Gewissenhaft und pünktlich auszuüben?

Mit weniger Selbstsicherheit, als sie „der trockene Schleicher" besaß, mag sich in unseren Zeiten so mancher wackere Doktor diese Frage beim Lesen der Journale vorlegen, enn ihm die Vorwürfe gegen die Medizin und ihre Jünger um die Nase hageln. Gegen e mechanistische Grundlage, auf die sich Medizin und Naturwissenschaft in reaktiver Ab-ehr gegen die tollen Ausschreitungen der Naturphilosophie vor kaum 100 Jahren gestellt ıben, geht der Ansturm neuromantischer Geister, erkenntnistheoretische Einwände gesellen ch dazu und manche Leute sehen schon die ganze Wissenschaft zusammenbrechen. Seite ı Seite mit diesen Truppen, deren Zahl täglich anwächst, kämpft die Front der vereinigten urpfuscher und Scharlatane, bereit, die Erbschaft der nach ihrer Meinung bald unter-ıgenden Partei anzutreten und nicht nur Plato, Schelling und Hegel, sondern auch der ıausrottbaren Wundersucht und dem lächerlichen Aberglauben der heutigen Gesellschaft

höflich entgegenzukommen. Von einer dritten Seite aber wird der ärztliche Stand dur die sog. soziale Gesetzgebung so unsozial behandelt, wie nur möglich, und dies in einem Auge blick, in dem er auf große positive Erfolge zurückblicken kann und am meisten von alle freien Berufen durch Krieg und Nachkriegszeit gelitten hat!

Im Kampfe gegen diese und noch allerlei andere Bedrängnisse haut der brave Medici nicht selten auch daneben. Die mechanistische Einstellung und ihre verderblichen Folge für den ärztlichen Beruf waren nämlich keineswegs nur eine Erfindung der Ärztefeinde Es ist keine Kleinigkeit, bei der Betrachtung des Menschen in gesunden und kranken Tage Jahrzehnte lang nur das Stoffliche zu sehen und die Seele nur als ein mehr nebensäch liches und etwas ärgerliches Gebilde gelten zu lassen. Wer gar von etwas Ähnlichem w „Lebenskraft" sprach, konnte sicher sein, als Phantast zu gelten.

Die Gegenströmungen gegen diese mechanistische Richtung reichen zurück bis in di Studentenzeit des Verfassers. Der erste Stoß erfolgte durch die Schule von Nancy un ihre Ausläufer, durch die Arbeiten Bernheims und Liébaults über Hypnotismus un Suggestion. Ich hörte 1889 und 1890 die Vorlesungen Forels in Zürich über dieses Them und war staunender Zeuge der ungeheuren Abneigung, die er damit bei Professore Studenten und einem nicht geringen Teil der Bürgerschaft erregte.

Auch heute, nachdem längst überall Spezialisten für Psychotherapie tätig sind un stellenweise Kollegien über das Fach gelesen werden, ist diese Abneigung keineswe verschwunden; Bleuler[1]) spricht noch neuerdings bedauernd von dieser „Psychophobie de modernen Arztes", die dahin führt, daß er das „natürliche Verständnis, das der Ung bildete für diese (für seelische) Dinge besitzt, verlor und nun tut, als ob etwas Mystische abzuwehren wäre, wenn die wichtigere Hälfte des Kulturmenschen in Betracht komme soll" . Wer das nicht glaubt, der lese in dem jüngst erschienenen Jubiläumsheft des Gesund heitslehrers unter vielem Richtigen in dem Artikel von Scharff, Flensburg, (S. 20 wie der Verfasser „Okkultismus, Astrologie, Gesundbeten, Ferndiagnose, Hypnotismu usw." in einen einzigen Topf wirft, als ob nicht gerade die Lehre vom Hypnotismus un der Suggestion durchaus geeignet wäre, einen guten Teil der aufgeführten Ingredienzie wissenschaftlich verständlich zu machen!

Die Forderung ist vollkommen berechtigt, daß die Medizin sich nicht in ihr Laboratoriu verschließt, sondern alles unmittelbar in den Dienst der Krankenheilung stellt, was au psychologischen, philosophischen, theologischen, pädagogischen und anderen Einsichte heraus verwertbar erscheint. Vielversprechende Anfänge in dieser Richtung liegen heu schon vor; gar mancher vernünftige Praktiker hat auch längst von sich aus diese Wege ei geschlagen. Ebenso sind gewisse physikalische und diätetische Behandlungsverfahre mit Wasser, Luft, Licht, Pflanzenkost, Rohkost usw. etwas spät von der Schulmedizin wied aufgenommen worden, als sie schon in den Händen einzelner abseits stehender Ärzte un Laienpraktiker sich zu populären Heilmethoden entwickelt hatten. Freilich waren schwe Übertreibungen und viele Unterlassungssünden dieser Naturapostel der leichtverständlich Grund für die Zurückhaltung der Ärzte. Ähnlich lagen die Dinge bei der Homöopathi

Einen zweiten Vorstoß gegen den Mechanismus unternahmen ungefähr gleichzeitig d Neovitalisten. 1890 lieferte Gustav Wolff[2]) den klaren, zwingenden Beweis vo der Unrichtigkeit der Auslesetheorie, deren allgemeine Verbreitung auch in der Mediz die Hauptursache jener mechanistischen Einstellung bildete.

Sein erster Haupteinwand ist folgender: Die Darwinsche Theorie setzt voraus, daß unter ein großen Zahl von Variierungen einfachster Anfangsformen zufällig eine sei, die einen Vorte bietet. Diese bleibe erhalten, während die anderen zugrunde gehen. Durch allmähliche Sum mation kann schließlich ein kompliziertes Gebilde entstehen. Der Zuwachs aber, den sie für die ei

[1]) Bleuler, Das autistisch-undisziplinierte Denken in der Medizin, 4. Aufl. Berlin 1927.

[2]) Beitr. z. Kritik der Darwinschen Lehre. Biolog. Zentralbl. 1890, Bd. X. (Auch als Buch

Inen Generationen fordern darf, muß ein Differential sein, d. h. es dürfen keinerlei Voraus-
ßungen über seine Größe oder seine Richtung gemacht werden. Die Theorie hat kein Recht,
was anderes als völlige Regellosigkeit von der Variierung zu erwarten. So kann man sich z. B.
e Entstehung der ersten Anfänge eines Wirbeltierauges durch allmähliches Größerwerden eines
sprünglich winzigen Pigmentflecks vielleicht denken. Allein das Wirbeltier hat zwei Augen.
as gleichzeitige Zustandekommen von zwei Augen könnte man sich nicht denken, ohne ein gleich-
niges Variieren, also eine fortgesetzte gesetzmäßige Kompliziertheit des Variierungsinkrementes,
s Zuwachses in jeder Generation, anzunehmen. So sind überhaupt alle mehrfach an einem Tier-
rper vorkommenden Organe durch die Auslesetheorie nicht zu erklären, z. B. Zähne, Schuppen,
aare, Federn. Um diese Bildungen zu erzielen, mußte eine Unmenge von einzelnen Zellen
illionen von Generationen hindurch immer in der gleichen Weise variieren.

Zu diesen Fällen, die eine bestimmte Eigentümlichkeit in mehrfacher Anzahl für jedes Variierungs-
krement fordern, treten nun solche, die eine andersartige, aber auch ganz bestimmte und gesetz-
äßige Eigentümlichkeit für jedes Inkrement verlangen; so nützt die Entwicklung eines Auges
chts, wenn nicht gleichzeitig ein Sehzentrum entwickelt wird. Damit wird aber eine bedeutende
ompliziertheit jedes einzelnen Variierungsinkrementes verlangt, das also nicht mehr voraus-
ßungslos ist. Hand in Hand mit der Entstehung der Organe muß auch der Instinkt für ihre rich-
ge Anwendung gehen. Ähnliche Fälle, wie sie die Beziehungen des Nervensystems zu den Or-
nen liefern, bieten auch Beziehungen anderer Organe eines Körpers untereinander, z. B. Ei
d Plazenta; ferner auch Beziehungen von Organen eines Organismus zu solchen eines anderen
rganismus, wie die Beziehungen zwischen beiden Geschlechtern; hier muß weiterhin die ent-
rechende Variierung der beiderseitigen Instinkte dazutreten.

Aus alledem geht hervor, daß Gebilden, die durch die Auslesetheorie erklärt werden sollen,
indestens zwei Merkmale zukommen müssen. Ein solches Gebilde darf nur einmal an jedem
rganismus sich finden; ferner darf es zu keinem anderen Teil desselben Organismus in einer
twendigen Beziehung stehen. Solche Gebilde kommen aber überhaupt kaum vor.

Nach weiteren Einwänden folgt noch ein besonders wichtiger: Im Kampf ums Dasein muß
cht immer das Bessere ausgewählt werden. Bei einem Eisenbahnunglück bleiben nicht die am
ben, welche die festesten Knochen haben, sondern die, welche zufällig die besten Plätze einnehmen.

Mit dieser ersten Arbeit Wolffs war der Versuch Darwins, das Geheimnis der orga-
schen Zweckmäßigkeit mechanisch zu erklären, widerlegt. Wolff vervollständigte den
eweis noch 1895[1]), indem er bei der Regeneration der experimentell entfernten Tritonen-
se ein klassisches Beispiel der primär im Organismus wirkenden Zweckmäßigkeit gab[2]).
Weitere Beispiele für diesen in allem Lebenden wirkenden geheimen Baumeister lieferten
e berühmten Versuche Hans Drieschs an Seeigeleiern[3]) und die späteren nicht weniger
ichtigen Arbeiten Spemanns und anderer. Aber Dacqué hat ganz recht mit seiner Be-
erkung, daß uns eigentlich jeder Grashalm schon dasselbe lehren hätte können.

In die Medizin hat die teleologische Betrachtungsweise am sichtbarsten ihren Einzug
gehalten an der Hand des großen Berliner Chirurgen August Bier.

Seit dem 2. April 1926 erscheinen in der Münchner Medizinischen Wochenschrift seine fort-
ufenden „Gedanken eines Arztes über die Medizin", in denen er seine ganze Lehre zusammen-
ßt. In dem vorausgeschickten Überblick über die Systeme der Heilkunde bezeichnet er Virchow als
ten Neovitalisten. Er zieht dann die Brownsche Reizlehre aus dem Wust von Irrtümern und
ißverständnissen hervor, die im Reiz, in der Reizbarkeit das wesentliche Merkmal des Lebendigen
ennt. Der Reiz ist die Ursache jeder Lebensäußerung, er erregt, d. h. er ruft gesteigerte Tätig-
t hervor, Überreizung dagegen ermüdet, lähmt oder tötet. Die Richtigkeit dieses Prinzips

[1]) Entwicklungsphysiologische Studien. Arch. f. Entw.-Mechanik I. Bd. 1895.

[2]) Vgl. meinen Aufsatz zum 60. Geburtstag von Gustav Wolff, Neue Zürich. Ztg. 1925, Nr. 469
475, ferner G. Wolff, Mechanismus, Vitalismus und Seele, Oktoberheft 1913 der S. M., sowie
nen Beitrag in diesem Heft.

[3]) Ztschr. f. wiss. Zool. 1891, Nr. 53; 1892, Nr. 55. Vgl. auch Drieschs einschlägige Aufsätze in
n S. M.: Die Selbständigkeit der Biologie und ihre Probleme, Januarheft 1904, Das System
r Biologie, Juniheft 1905, Geschichte, Philosophie und Naturwissenschaft, Juniheft 1909, Der
talismus als Grundlage einer Weltanschauung, Maiheft 1913.

weist Bier an den wichtigsten Funktionen des Organismus, der Selbsterhaltung bei Verwundung Infektionen, Flucht vor Gefahr, Regelung des Stoff- und Energiewechsels, Regeneration ve lorener Teile, Fortpflanzung, selbsttätiger Bewegung, Anpassung, Vererbung und Empfindung nac

Ich will versuchen, das was unter diesem vitalen Prinzip zu verstehen ist, an eigne Studien über Wundheilung, Regeneration und Transplantation der Hornhaut[1]) z erläutern, die mich seit 3 Jahrzehnten immer wieder auch unter diesen Gesichtspunkte beschäftigt haben; an anderen Körperstellen verlaufen diese Prozesse durchaus analog

Hat ein Dorn die Hornhaut eines menschlichen oder tierischen Auges durchbohrt, so fließt dur die Wunde die hinter der Hornhaut liegende Flüssigkeit, das Kammerwasser, ab, das Auge wir weich. Zwei Aufgaben sind dem Organismus hier gestellt: Entfernung oder Unschädlichmachun etwaiger Bakterien und Schließung der Wunde; beide werden gelöst. Zunächst erweitern sich di Blutgefäße der Umgebung mächtig durch stärkeren Zustrom, während ein Tränenstrom aus de reflektorisch gereizten Tränendrüse das ganze Wundgebiet abspült. Diese Tränen enthalten ba terienfeindliche Stoffe. Schnell bildet sich dann in der Wunde ein Gerinnsel aus den ergossene Augenflüssigkeiten, das ebenfalls bakterienfeindliche Stoffe enthält und somit wie ein aseptische Verband die Wunde verschließt, so daß sich bald die vordere Kammer wieder herstellen kann. Au den erweiterten Blutgefäßen treten weiße Blutkörperchen aus, die in das Wundgebiet eindringe Sie töten Bakterien durch ihre Körpersäfte ab und fressen sie auf. Sind sehr viele Bakterien ein gedrungen, so steigert sich die Auswanderung der weißen Blutkörperchen zur Eiterbildung, die dur Einschmelzung und Abstoßung eines verlorenen Gewebeteils Heilung herbeiführen kann. Nic immer gelingt dies dem Organismus ganz, dann können wir ihn unterstützen, indem wir m einem spitzen Glüheisen das eitrige Geschwür ausbrennen. Auch dieser Reiz führt eine Steigerun der Abwehrkräfte mit gleichzeitiger Vernichtung von Bakterien herbei, wirkt also im selben Sinn wie der heimliche Lenker all dieser Vorgänge im Organismus. Schließlich entsteht ein Gewe an Stelle des früheren Loches, das nach eitrigen Entzündungen eine weißliche Narbe, nach en zündungsfrei heilenden Verletzungen aber ein mehr oder weniger durchsichtiges Hornhautgewe darstellt, ein echtes Regenerat, nicht weniger kunstvoll gebaut wie das nachgewachsene Salamande bein. Hat eine Verletzung die Hornhaut nicht ganz durchbohrt, sondern nur einen oberflächliche Defekt gesetzt, so ist die Gefahr für den Organismus wesentlich geringer. Dementsprechend trete zunächst auch die Abwehrmaßregeln nicht so stürmisch in Aktion; es genügt die Verschiebung de benachbarten Zellen über den Defekt hinüber, um ihn zu decken; unter der Decke geht langsa der Regenerationsprozeß vor sich. Man kann ihn beschleunigen, wenn man den oberflächliche Defekt durch Perforierung einer kleinen Stelle in einen durchbohrenden verwandelt. Nun werde die Abwehrkräfte wieder alarmiert, die Wunde heilt schneller.

Bei der Verpflanzung eines fremden Gewebestückes in die Hornhaut eines anderen Aug treten zunächst alle die geschilderten Prozesse der Wundheilung in Aktion. Handelt es sich um ei nicht reizendes Transplantat, so heilt es, einerlei, ob es lebend oder tot ist, ein und wird im La von Monaten und Jahren ganz oder teilweise, Baustein für Baustein, ersetzt durch das Regenera Ein Transplantat aber, das mit reizenden chemischen Stoffen oder mit Bakterien verunreini ist, erregt Eiterung und wird ausgestoßen. Was der Organismus für seine Zwecke brauchen kan verwendet er, das Überflüssige oder Schädliche stößt er aus. Seine Zellen, die sich dabei von ihre Platz fortbewegen, den Feind chemisch vernichten, indem sie dabei zugrundegehen, an andere Stellen sich vermehren, sich zu Reihen ordnen, um mit anderen ein festes Gewebe zu bilde verhalten sich wie die einzelnen Individuen eines Bienenstocks oder Termitenbaus. Auch die Soldaten, Maurer, Ammen usw. stehen im Dienst eines einheitlichen Oberkommandos, das lenkt, auch wenn sie sich vom Stock entfernen. Nimmt man aber die Elemente eines höheren O ganismus aus ihrem Verband heraus und bringt sie künstlich zum Weiterleben auf Nährböde so üben sie unter Umständen zwar auch noch ihre vitalen Tätigkeiten, Nahrungsaufnahme, Sto wechsel, Fortpflanzung aus, aber sie sind dem Oberkommando entzogen, sie können nicht me sinnvoll zusammenarbeiten. In dem geheimen Baumeister im Organismus steckt eben das Rätsel d Lebendigen. Bei allen Lebensäußerungen lassen sich diese zweckhaften Vorgänge verfolgen, n liegen sie nicht überall so klar zutage.

---

[1]) Zusammenfassendes Referat Münch. Med. Woch. 1922, S. 1558; Literatur: v. Graefes Arch Bd. 105, S. 489.

Bier legt mit Recht keinen großen Wert auf den Namen, den man dem vitalen teleologischen Prinzip geben will, „ob man einen Geist, die Seele, die Lebenskraft oder en Reiz als das das Leben beherrschende Prinzip ansieht". Wolff nennt es „Psychoid", Driesch „Entelechie". Der Name ist sicherlich Nebensache, wenn man nur seine Wirksamkeit kennt, die überall im Körper, unserem Bewußtsein völlig entzogen, vorliegt. Mit em, was wir Geist, Psyche, nennen, darf es also nicht verwechselt werden, es ist aber om Geiste aus beeinflußbar und darin liegt die Erklärung für die Wirkungen der Psychoherapie. Freilich sind die Grenzen dieser Beeinflußbarkeit verhältnismäßig enge und ängen von Alter, Geschlecht, Konstitution, Temperament des Patienten ab. Darüber üssen erst noch weitere Erfahrungen gesammelt werden.

Es ist ein Verdienst Biers, wieder einmal nachdrücklich auf den „ersten Teleologen" Hippokrates ingewiesen zu haben. Seinem Satz von der Erfahrung als wahrer Führerin, seinem Satz „Wenn ber der Verstand nicht von Tatsachen, sondern von Einbildung ausgeht, dann bringt er sich oft ı eine schwierige und schmerzliche Lage" kann man nur zustimmen, ebenso seiner Individualierungskunst, seiner Bewertung der Diät als Heilmittel und endlich seinem philosophischen Standunkt als Gegner der rein spekulierenden Philosophie. Auch der Harmonielehre des Herakleitos erleiht Bier neues Leben und erkennt ihre Verwandtschaft mit Goethes Weltanschauung. Die ritik unserer heutigen Zustände an Hand dieser Harmonielehre gibt ihm zu treffenden Festellungen Anlaß. Er sieht eben wie im menschlichen Körper, so auch im sozialen Organismus die chäden, die aus disharmonischen Einrichtungen und Zuständen entstehen, die zu weit gehende pezialisierung auf allen Gebieten, die Schäden des höheren Unterrichts, der die körperliche usbildung vernachlässigt und aus der Seele nur einseitig den Verstand heraus entwickelt.

Könnte man doch diesen Ausspruch Biers allen denen ins Stammbuch schreiben, die wieder m Werke sind, die bisher noch vom höheren Unterricht verschonten Teile des Volkes damit zu beücken! Ist es vernünftig, die Ausbildung einer Turnlehrerin, einer Laborantin, einer Wirtschaftshrerin und vieler anderer weiblicher Berufe vom Abiturientenexamen abhängig zu machen? Gemäß seinen griechischen Vorbildern betrachtet Bier die Leibesübungen als wichtigstes Erehungsmittel und Gesundungsmittel. Bekannt ist seine Naturheilanstalt in Hohenlychen und ne ähnliche in Berlin für tuberkulöse Kinder, die zugleich als Schule dient. Der Homöopathie eht er sympathisch gegenüber[1]). Sinngemäß wehrt er sich gegen eine Überschätzung der Verbungsfaktoren zu ungunsten der Beeinflußbarkeit des Körpers durch Umweltfaktoren.

Angesichts dieser Reformideen, die freilich ja schon vor ihm vertreten wurden, muß es fast überraschen, wenn er die Behauptung von einer Umwälzung in der Medizin ablehnt: „Es genügt, Einseitigkeiten, die bedauerlicherweise die Herrschaft in der Medizin an sich gerissen ıben, auszuschalten und ihr eigenstes uraltes Erbgut, das verachtet und verschüttet wurde, ihr ieder zuzuführen." „Nichts wäre aber verkehrter, als das kostbare neuerworbene Gut der heutigen chulmedizin zu verschleudern."

Wie berechtigt diese Mahnung ist, weiß jeder, der die Strömungen in der heutigen ledizin verfolgt. Schon lange vor dem Kriege hat eine Neubelebung der Naturphilosophie nd der Romantik eingesetzt. 1914 wendete sich Fr. von Müller in seiner Rektoratsrede Spekulation und Mystik in der Heilkunde" gegen diese Richtung, indem er eingehend die ediziniſchen Systeme vom Ende des 18. Jahrhunderts an bespricht und dann sich den eistungen der (mit einer Ausnahme) unter dem Banne Schellings und der Romantiker henden Landshuter medizinischen Fakultät zuwendet[2]). Es klingt fast unglaublich, enn er über den berühmtesten dieser akademischen Lehrer, Röschlaub, berichtet:

[1]) Vgl. den Aufsatz von Hans Wapler in diesem Heft. Es leuchtet ein, daß sowohl das uralte aturheilverfahren in seiner harmlosen Form, wie auch die homöopathische Therapie, deren dogmatische rundlage man ja nur mit Einschränkungen gelten zu lassen braucht, dem teleologischen Standpunkt in ner Reihe von Fällen besser entsprechen, als hochdosierte Chemikalien und chirurgische Maßnahmen. e Entwicklung drängt dahin, daß jedes therapeutische Verfahren vorurteilslos auf breiter Erfahrungsgrundlage geprüft wird und an seinem Platz zur Geltung kommt.

[2]) Über die Auswüchse der romantischen Medizin vgl. auch G. Kerschensteiner, Geschichte der Münchener Krankenanstalten, 1913.

„In rein konstruktiver Weise entwickelt er ein System der Medizin, auch der Psychiatrie, das keine Zweifel und keine Lücken kennt und absolute Gültigkeit beansprucht; deshalb verwirft er auch jedes Experiment und insbesondere jeden Versuch mit neuen Heilmitteln, denn da es nur eine echte theoretische Einsicht gibt, so resultiert daraus auch schlechthin nur eine richtige Behandlung. Versuche zeugen von Unwissenheit. Die ärztliche Erfahrung wird als wertlos bezeichnet, da sie ins Uferlose führt, vielmehr spiegeln sich die Gesetze des Weltalls in der menschlichen Vernunft und diese hat erkannt, daß das menschliche Leben sich aus drei Kreisen zusammensetzt, einem vegetativen, einem tierischen und einem geistigen Anteil. In durchaus willkürlicher Weise werden die neu gefundenen Tatsachen, Lehren der Chemie, sowie vor allem der Galvanismus und Magnetismus, in den Kreis dieser Theoreme einbezogen."

Ich will ergänzend noch ein anderes Beispiel geben, das vielleicht den besten und sympatischsten Vertreter dieser romantischen Ärzte betrifft, den geistvollen, künstlerisch veranlagten Freund Goethes und Professor der vergleichenden Anatomie, Carl Gustav Carus[1]).

„Im höchsten Sinne streben wir dahin, die Welt überhaupt als das Symbol des höchsten ewigen Mysteriums der Gottheit und den Menschen als das Symbol der göttlichen Idee der Seele anschauen und verstehen zu lernen, und indem in diesem Sinne unermeßliche und unendliche Aufgaben sich herausstellen, zieht die Symbolik eigentlich das ganze Gebiet des Kosmos einerseits, wie anderseits das Gebiet der Morphologie und Physiologie in ihren Bereich" (S. 20). Schon aus diesem einen Satz geht beides hervor: die Schönheit der poetischen Konzeption Platonischer Gedanken und die Sicherheit, mit welcher diese bei der praktischen Durchführung mit der rauhen Wirklichkeit zusammenstoßen müssen. „Es ist bei dieser Betrachtung davon auszugehen", betont er S. 41, „daß zunächst das Verhältnis der Idee zur Erscheinung als das einer Ursache zur Wirkung deutlich erfaßt werde." Und nun gehen wie zwei rote Fäden durch das ganze Buch hindurch die Schönheit poetischer Schauungen, in wundervoller Prosa wiedergegeben, und die handgreifliche Unrichtigkeit der tatsächlichen Ergebnisse. Ein Beispiel aus meinem engeren Fach: Ein großer Augenstern (durchsichtige Hornhaut mit dahinterliegender Iris und Pupille) wirkt tierisch; ein kleiner dagegen erhöht den sensibeln, geistigen Ausdruck, weil das Weiß des Auges ebensoweit reicht wie im Innern die Netzhaut, das sinnliche und seelische Gebilde des Auges. Die Griechen bildeten vorzugsweise den großen Augenstern (kuhäugige Hera!), während die kindliche christliche Kunst die Engel mit kleinem Augenstern abbildete, um höhere Geistigkeit zu erzielen. Es läßt sich darüber streiten, ob die Raphaelschen Madonnen, etwa die Dresdener, die einen ungemein großen Augenstern besitzt, tierisch wirkt und ob Verkleinerung, in pathologischen Fällen, höhere Geistigkeit verleiht! Weiter: Höherstehen eines Auges bildet „sozusagen ein leibliches Gleichnis ... für den denkenden Kopf, welcher den Gegenständen auch geistig verschiedene Seiten abzugewinnen weiß!" Carus meint, daß das Schielen ein Sehen von etwas verschiedenen Seiten ermögliche; hätte er einige Schielfälle genauer untersucht, so wäre ihm aufgefallen, daß bei solchen Stellungsanomalien entweder die Natur das eine Auge ausschaltet und schwachsichtig macht oder daß dort, wo dies nicht geschieht, störendes Doppeltsehen auftritt. Die Augen des größten Dummkopfs verhalten sich dabei ebenso, wie die des größten Genies; Carus würde bestimmt in Verlegenheit kommen, wenn man statistische Belege für die höhere Geistigkeit solcher Fälle von ihm verlangen würde. Es ist nicht eine zufällige Täuschung, sondern die ganze Methode muß täuschen. Ebenso sind die andere Beziehungen, die er den Schriften des Aristoteles, des Polemon und Adamantius, des Neapolitaners Porta u. a. entnommen haben dürfte, willkürliche Konstruktionen: blaue Irisfarbe ist Symbol für geistiges Leben, graue für harte, lebhafte Natur (alte Germanen), ebenso die grüne, während die braune dem cholerischen Temperament entspricht. So wie diese sind die meisten Angaben des Buches ohne genügende Kontrolle durch die Erfahrung entstanden, die vorgefaßte Idee beherrscht das Ergebnis! Naturgemäß stört diese Betrachtungsweise viel weniger, soba sie sich auf Seelisches erstreckt. Die Bücher „Psyche" und „Vergleichende Psychologie" zählen daher mit Recht auch heute noch zu den Schätzen der Literatur. Seele ist ihm „jener innere Lebensmittelpunkt eines organischen Wesens, in welchem wir die Grundbedingung allen Daseins und alle Entwicklung dieses Wesens anerkennen." Dieser Lebensmittelpunkt ist rein ideell. Mit der Zeit wird er der Widerspiegelung seines eigenen Wesens fähig und erhält dann den Namen der selbstbewußten Seele. Das „organische Bilden, das im Stoff sich Einleben einer Idee betätigt sich also unbewußt"; der Instinkt ist nur eine kompliziertere Form organischer Funktion, ist nicht unerklär

[1]) Carl Gustav Carus, Symbolik der menschl. Gestalt. Herausgeg. von Lessing. 1925.

icher als diese. Das Lebendige entwickelt sich so aus niederen Zuständen zu höheren. In der Prägung solcher Gedanken zeigt sich der romantische Geist von seiner Lichtseite.

Die Verworrenheit, die Willkür den Tatsachen gegenüber, das Unterliegen unter dem farbigen Abglanz der Dinge sind die Ursachen des Zusammenbruches der Romantik. Aber das unmittelbar von den größten alten Philosophien übernommene Gefühl der All-einheit der Natur, der Verwandtschaft alles Lebenden untereinander, wie mit der unbelebten Natur, der tief religiöse Einschlag in diesen Vorstellungen, die keineswegs der Erfahrung widersprechen, die rührende Sehnsucht nach dem Höheren, Vollendeteren, das über dieser elenden Welt schwebt, wie jene geheimnisvolle blaue Blume, nach der sie alle suchten, umgibt diese Zeit mit einem eigenen Zauber. Und sehen wir nicht immer deutlicher, daß die Seelenlehre der Romantiker der jetzt endlich durchgedrungenen teleologischen Auffassung des Lebendigen weit eher entspricht, als die hinter uns liegende materialistische und mechanistische Auffassung? Verkörpert sich nicht wirklich die Idee eines Schöpfers in jeder organischen Bildung? Die Mechanik kann das Gegenteil nicht beweisen.

Wir müssen also der Romantik und ihren Vorbildern in der alten Philosophie gegenüber eine doppelte Stellung einnehmen. Die Lehre, daß die Dinge der Außenwelt durch unsere eigene denkende Vernunft allein bestimmt werden könnten, ist aufs schärfste zu bekämpfen. Wenn alles, was sich im Geiste vorfindet, notwendig seine Entsprechung in der Außenwelt haben müßte, so würde in der Tat ein bloßes Ausdenken genügen, um von der gesamten Außenwelt jede Kenntnis zu erlangen. Lange ehe es einen Schelling und Hegel oder einen Romantiker gab, hat sich dagegen Baco von Verulam gewehrt mit den Worten:

„Alle die vor mir den Künsten sich zuwendeten, haben nur ein wenig auf die Dinge, die Beispiele und die Erfahrung geschaut und haben sofort, als wenn das Erfinden nur ein beliebiges Ausdenken wäre, ihren Geist aufgerufen, um den Orakelspruch zu tun." Demgegenüber beschwört er den König: „Daß du für die Ausarbeitung und Vollendung jener auf Versuche sich stützenden Naturbeschreibung sorgest, jener wahren und strengen, unter Fernhaltung der Sprachgelehrten, welche die Unterlage der Philosophie bildet und welche ich an ihrem Orte näher beschreiben werde, damit nach so vielen Jahrhunderten Philosophie und Wissenschaft nicht mehr in den Lüften schweben, sondern sich auf die sicheren Grundlagen einer alles umfassenden und wohldurchdachten Erfahrung stützen." (Vorwort zum „Neuen Organon".)

Die zahllosen Scharlatanmethoden, die gegenwärtig im Schwange sind und die es zum Teil recht gut verstehen, aus philosophischen Strömungen Nutzen zu ziehen, gehen wenn auch weniger auf die Romantik, als auf Mittelalter und Altertum zurück. Ein Schulbeispiel dafür ist die sog. Augendiagnose, deren Anfänge sich schon bei Aristoteles finden (große Augen deuten nach ihm auf Faulheit und Trägheit, kleine auf Kleinmütigkeit). Man trifft sie wieder im 14. Jahrhundert bei Konrad von Megenberg, 1601 bei dem Neapolitaner Porta, der größtenteils von Aristoteles abschreibt, wie die späteren Skribenten von ihm, dann bei Lavater und gegenwärtig unter Beziehung auf ein wahrscheinlich nach einem astrologischen Schmöker (wegen der zufälligen Ähnlichkeit der Iris mit dem Horoskop) zurechtgestutztes Schema in der Neuzeit. Die Verbreitung, welche dieser lächerliche Unsinn in unserer, vielfach durch das Gymnasium gegangenen Gesellschaft finden konnte, lehrt besser als lange Worte die relative Machtlosigkeit rationalen Denkens gegenüber undisziplinierten Denken und Beobachten. Man bedenke: es kann jeden Augenblick an der Hand der Erfahrung nachgewiesen werden, daß die Behauptungen der Augendiagnoseker, sie seien imstande, irgendwelche Krankheiten aus der Regenbogenhaut auf andere Art zu erkennen, als sie die Schulmedizin täglich beruflich festzustellen hat, einfach unwahr sind. Es handelt sich dabei nicht um Haarspaltereien, sondern um handgreifliche Dinge, wie wir die Unterscheidung eines Beinbruchs von einer Schwangerschaft oder einer Lungenschwindsucht von einem Kropf. Allerdings handelt es sich n i c h t um die Feststellung, ob der oder jener Patient nach der Augendiagnose und der angeschlossenen Behandlung gebessert war; durch diese Verschiebung der Streitfrage entziehen sich die Augendiagnostiker

einer klaren Entscheidung, die ich ihnen in loyalster Form angeboten habe[1]), denn besser gehen kann es natürlich einem Menschen aus tausend Gründen[2]).

In gleicher Weise sollte alles an Hand der Erfahrung entschieden werden können, was jetzt an unglaublichen Behauptungen umgeht, wenn nur guter Wille und sachliche Einstellung auf beiden Seiten zusammentreffen. Das gebildete, d. h. einer sachlichen Aufklärung zugängliche Publikum hat ein Recht darauf, solche von der Wissenschaft zu erwarten. Nichts nützt einer Scharlatanmethode mehr, als wenn sie den Anschein erregen kann, sie würde von der herrschenden Wissenschaft totgeschwiegen.

Hand in Hand mit dieser Abwehr unsinniger und wertloser Methoden muß eine scharfe Überprüfung des eigenen therapeutischen Verhaltens Platz greifen. Vor allem muß ein Punkt berücksichtigt werden. Jedes Kranksein stellt einen Naturvorgang dar, der in gesetzmäßiger Weise abläuft. Wollen wir den Erfolg eines Heilverfahrens beurteilen, so dürfen wir nicht den Fehler begehen, alles was sich nach Beginn des Heilverfahrens ereignet, als Folge desselben zu betrachten. Es ist ja bekannt, daß in diesem Kunstgriff alle Taschenspielerkunststücke der Scharlatane gipfeln, unterstützt vom Prinzip der Suggestion. Darum halten sich auch alle Scharlatane möglichst weit von Fällen fern, bei denen ein ungünstiger Ausgang zu befürchten steht, denn dieser wird ebenso wie ein Erfolg dem Behandelnden angekreidet. Nehmen wir an, irgendein Mensch würde alle Krankheiten nur mit einem Tropfen Wasser behandeln und alle Patienten gehörten zu der Klasse von Leuten, die das Post hoc nicht vom Propter hoc unterscheiden können, und wohnen wir im Geist seinen Sprechstunden bei! Ein Patient, dessen Krankheit naturgesetzlich 8 Tage dauert, ist nach einer Woche geheilt und zufrieden. Einer, dessen Krankheit anfallsweise wiederkehrt, ist nach dem ersten Anfall geheilt und lobt den Arzt; beim nächsten Anfall nimmt er einen andern und tadelt den ersten. Nach dem dritten und letzten Anfall hat er endlich den gefunden, der es kann! Verläuft die Krankheit eines dritten Patienten tödlich, so hat ihn der Wassertropfen umgebracht! Man halte diese Darstellung ja nicht für übertrieben; der Orden der Ritter vom post hoc ergo propter hoc ist groß und es gehören auch manche Ärzte dazu. Schützen können wir uns dagegen nur, indem wir dem Patienten seinem Verständnis entsprechend den natürlichen Ablauf seiner Krankheit klar machen, soweit dies nicht eine Schädigung für ihn bedeutet. Man kann nicht gleichzeitig die Scharlatanerie bekämpfen und selber ihre Kunststücke nachahmen!

Inwieweit wir nun imstande sind, mit dem oder jenem Mittel in den natürlichen Verlauf der Krankheit einzugreifen, das festzustellen ist eben die Aufgabe der wissenschaftlichen Medizin. Sie ist wahrhaftig nicht leicht, wenn sie ernst genommen wird. Man denke nur an die Schwierigkeit, die Wirkung der zahllosen von der chemischen Industrie auf den Markt geworfenen Mittel zu beurteilen! Auch auf diesem Gebiet scheiden sich die Geister. Der eine begnügt sich damit, Symptome mit Hilfe von Chemikalien zu unterdrücken, der andere strebt mehr eine Umstimmung des gesamten Stoffwechsels an, um auf diesem Wege die Krankheit zu beeinflussen, oder er tut beides zugleich. Es ist ebenso falsch, diesen Mitteln zu weitgehend zu trauen, als sie blind zu verwerfen. Eingreifende Maßregeln, Operationen können unter Umständen erforderlich sein. Im allgemeinen wird der Grundsatz des Hippokrates, vor allem nicht zu schaden, den besten Wegweiser bilden. Rücksicht auf den geheimnisvollen vitalen Baumeister im Organismus, auf die besondere Beschaffenheit der Konstitution, des Temperamentes und der Psyche des Patienten sind unbedingt erforderlich. Aber unter allen Umständen muß die Wissenschaft auf ihrem bewährten Wege bleiben, durch Erfahrung aus Tatsachen fortwährend neu zu lernen, einerlei

[1]) Bayer. Ärztl. Correspondenzbl. 1926, Nr. 21.

[2]) Vgl. auch meinen Aufsatz Eindrücke vom Felkeprozeß im Märzheft 1910 der S. M., meine Schrift Augendiagnose und Okkultismus, München 1926 und Die Augendiagnose auf dem Rückzug ins Nebelmeer, Bayr. Ärztl. Korrespondenzblatt 1926 Nr. 10.

woher sie kommen. Es ist eine böse Täuschung, die mühselige Erfahrung überspringen und durch Intuition ersetzen zu wollen! Diese spielt bei jeder höheren geistigen Arbeit eine wichtige Rolle, wie wir aus zahlreichen Erzählungen großer Forscher wissen. Aber niemals kann sie die Erfahrungsgrundlage ersetzen. Aus diesem Grunde ist auch das Spezialistentum nicht zu entbehren. Auf keinem anderen Wege als auf dem der Arbeitsteilung können die immer zahlreicher werdenden Einzelgebiete genügend durchforscht, der Patient gründlich untersucht werden. Ich verstehe die Sehnsucht Kerschensteiners nach dem „Vollarzt" sehr wohl und teile sie; aber er blüht nahe bei der blauen Blume der Romantiker! Bis es ihn gibt, bleibt nichts anderes übrig, als die Spezialärzte zur andauernden Berücksichtigung der allgemeinen Medizin zu erziehen und zu einer engen Zusammenarbeit untereinander und mit dem Internisten. Wir Spezialisten erleben häufig genug folgenschwere Irrtümer solcher Praktiker, die glauben, ohne spezialistische Untersuchung, also ohne Erfahrungsgrundlage, auskommen zu können.

Halten wir also vor allem an dieser Erfahrungsgrundlage fest, bekennen wir uns zur medizinischen Wissenschaft unter möglichster Duldsamkeit gegen abseitige Verfahren, so lange sie nicht willkürlich konstruiert sind und sich sachlicher Kritik entziehen. Helfen wir einer vertieften Einsicht in die Lebensvorgänge, einer dadurch mehr als bisher durchgeistigten Medizin und Weltanschauung die Wege bereiten! Sie wird bestimmt nicht die Züge der Romantik tragen, wie dies von ihren Verehrern erhofft wird, aber sie wird einiges von der Romantik gelernt haben, von ihren Fehlern und von ihren Vorzügen.

Fortschritte der inneren Medizin

Von Wolfgang Veil in Jena

Die moderne Medizin steht auf den Schultern Morgagnis und Virchows, Claude Bernards und Johannes Müllers, J. v. Liebigs und Helmholtzens, Darwins, Laennecs, Frerichs, Kußmauls, Pasteurs, Robert Kochs und Langenbecks, Listers und v. Graefes. Es ist notwendig, die Vorstellung des „Modernen" mit Lebenswärme zu erfüllen, auch wenn man die Ansicht hat, daß die Zeit die Mutter großer Entwicklungen ist. Da, wo bei uns Menschen von heute das Gefühl unserer geistigen Existenz beginnt, liegt auch der erste Schwingungskreis des Modernen. Für die Medizin reicht er nicht allzuweit zurück.

Wenn wir nach den Fortschritten der inneren Medizin in moderner Zeit befragt werden, so ist der Sachverhalt aus einem besonderen Grunde verwickelt. Suchen wir uns einen Überblick über die Fortschritte der Physiologie und Pathologie zu verschaffen, so sehen wir aus der weiten See des Nichtwissens das Festland in umrissener Form emporragen. Wir können unschwer positive Angaben darüber machen. Ähnlich ist es mit den praktischen Spezialfächern der Medizin, der Chirurgie, Frauenheilkunde, Ophthalmologie u. a.; ihre Fortschritte lassen sich aufzählen[1]). Sie sind prägnanter Natur und beeinflussen das Einzelne derart, daß jeder, der dem Fache als ausgebildeter Spezialarzt angehört, sie beherrscht. Ihre unmittelbare praktische Beziehung zu dem betreffenden Fach ist unschwer zu übersehen. Wie die Glieder handelnd und ausführend an die Peripherie des Organismus gestellt sind, so die Einzelfächer in ihrer Beziehung zur Gesamtmedizin.

[1]) Vgl. u. a. den Aufsatz von Otto Lanz, Der Kriegsgewinn der Chirurgie, Septemberheft 1925 der N. M. „Bauer in Not"; außerdem Ferdinand Sauerbruch, Die moderne Chirurgie im Rahmen der Kulturentwicklung, Augustheft 1925 „Die Zurückführung der deutschen Kriegsgefangenen."

Die innere Medizin steht in deren Mittelpunkt. Ja, sie ist in mehrfacher Beziehung die alte Heilkunde und Heilkunst selbst. Schon der offizielle Name, der der Stätte gegeben ist, die sie in der medizinischen Fakultät unserer Universitäten vertritt, „Medizinische Klinik", deutet dies an. Zum Unterschied von den Spezialfächern, deren Fortschritte vor allem durch ihre praktischen Leistungen gekennzeichnet sind, ist sie nicht nur praktische, d. h. handelnde Medizin. Sie ist und war es namentlich gerade in der Zeit ihrer modernen Entwicklung, zugleich betrachtende Medizin. Sie ist also eine Art Doppelwesen, das häufig zu der Betrachtung Veranlassung gegeben hat, ob sie als Wissenschaft oder Kunst anzusehen sei. Die deutsche Sprache hat dies Dilemma gelöst, indem sie sowohl von einer Heilkunst als einer Heilkunde spricht, deren Zusammenfassung das Doppelwesen bildet.

Im Zeitalter der modernen Medizin verschiebt sich das Verhältnis von Heilkunde zu Heilkunst fortwährend, bald zum Vorteil des einen, bald des anderen Teils, und dies kann nicht anders sein, so lange wir überhaupt in einer Zeit des Fortschritts stehen.

Es muß aber einleitend noch auf einen wichtigen Punkt aufmerksam gemacht werden. Im Zeitalter der alten Medizin war die Heilkunde ausschließlich auf die geistige Potenz des Heilkünstlers selbst gestellt. Dies ist heute anders geworden. Die Fortschritte der modernen inneren Medizin entspringen der gemeinsamen Arbeit aller Forscher auf dem Gebiete der Medizin, ja der gesamten Naturwissenschaften. Die eingangs erwähnten Namen sollten den vollen Begriff hierfür sogleich in den Gedankenkreis des Lesers rücken. Und dies eben ist methodisch bedeutsam. Man wird fragen: Was bleibt dem inneren Mediziner selbst? Ist er alles in einem? Kann er noch etwas sein, wo wahres Wissen nur das Fazit enger Begrenzung ist und mosaikähnlich die Edelsteine aller Wissenschaften zusammengelegt das Bild unserer heutigen internistischen Heilkunde ergeben? Ohne Zweifel liegt hier der tiefere Grund für die Krise, von der man in jüngerer Zeit mit Hinblick auf die Medizin überhaupt reden zu müssen geglaubt hat. Aber auch der vorurteilslos an diese Frage Herantretende wird ohne weiteres die große Aufgabe der inneren Medizin in der grundsätzlichen Frage nach dem leitenden Gesichtspunkte aller Dinge sehen, die sich um die Krankheit drehen, im Zurechtrücken also der Teile zugunsten eines einheitlichen Mosaiks, zugunsten der Verwertung der Heilkunde für die Heilkunst, also der dauernden Regulierung dieser beiden Elementarbestandteile.

Wenn wir von den Fortschritten der inneren Medizin in der modernen Zeit sprechen wollen, so bedarf es eines Blicks in die Zeit, von der aus diese Fortschritte gesehen werden müssen. Helmholtz berichtet in den 60er Jahren, daß noch in seiner anfänglichen medizinischen Zeit (um 1850) eine starke konservative Opposition der neuen Art gegenüber am Werke war. Einen Kranken zum Zwecke der Untersuchung entkleiden, Ohrauflegen, den Brustkorb beklopfen, Temperatur messen galt als unfein. Diese Erzählung zeigt die beiden konträren Gesichtspunkte: den einen, der den kranken Menschen, die Krankheit als eine Welt für sich betrachtet, als eine nicht analysierbare Einheit, die als großes Ganzes abgeschätzt werden muß, den anderen, der einen aufteilbaren Vorgang sieht, dessen materielle Einzelheiten enthüllt werden müssen, und die in der sinnlichen Wahrnehmung und Klarlegung das Wesen der ärztlichen Aufgaben und Möglichkeiten sieht. Im ersteren Falle ist naturgemäß von einer theoretischen Ausgangsstellung aus, die die genannten Einheiten systematisiert hat, zu verfahren. Vorstellung also bei der alten Welt, Deduktion im Einzelfall der Krankheit, Ergründung und Erforschung, induktive Arbeit bei der neuen.

Das Bedürfnis nach Erforschung der Dinge, um die es sich handelt, war jedoch längst erwacht, nur teilte es sich auffallend langsam mit. Fast 100 Jahre waren verflossen, seit Auenbrugger ein Verfahren entdeckt hatte, um verborgenes Krankhaftes in der Menschenbrust ans Tageslicht zu bringen, die Perkussion, das Beklopfen, eben so lange Zeit, seit Morgagni sein Werk über die anatomischen Ursachen und Sitze der Krankheit geschrieben. Von langer Hand waren also die Hebel eingesetzt, die eine neue medizinische Welt emporhoben

Ärztliche Methode und generelle Untersuchung der krankhaften körperlichen Veränderungen durch das Messer des Anatomen wetteiferten nun miteinander. Laennec, Frankreichs größter Arzt, hatte längst die perkutorische Methode durch die der Behorchung, der Auskultation, ergänzt; eine einigermaßen ebenbürtige Stellung nahm mittels dieser ihrer physikalischen Diagnostik die innere Medizin, die am Lebenden forschte, der pathologischen Anatomie gegenüber ein.

Immer stärker wurden die Antriebe, die von dieser sich allmählich verselbständigenden Wissenschaft auf die innere Medizin übergingen. Durch die Erfindung und Ausgestaltung des Mikroskops und bestimmter Färbemethoden vermochte sie den krankhaften Organprozeß bis in die kleinste Gewebseinheit, die Zelle, zu verfolgen und das Wesen der Krankheit selbst, das bisher in dunklen Kräften der Säfte (Humoralpathologie) gesucht wurde, in einer veränderten Zellstruktur zu finden (Zellularpathologie Virchows).

So erstand im Laufe der Jahrzehnte ein durch Naturbeobachtung sicher begründetes System der speziellen Pathologie, ein Werk des Vergleichs zwischen Symptomatologie, Erscheinungen am Lebenden und Anatomie, Zustand der Organe und Zellen der Toten.

An diesem Werke arbeiten die innere Medizin und pathologische Anatomie in Gemeinschaft noch heute fort. Die Sicherheit der internistischen Stellung ist noch beträchtlich gewachsen, seit Röntgen die Entdeckung besonderer Strahlen gelungen ist, die infolge ihrer Kurzwelligkeit den menschlichen Körper durchdringen. Zunächst scheinbar nur für grobe Veränderungen wie Knochenbrüche, oder zur Lokalisation eingedrungener Fremdkörper brauchbar, schuf sie immer subtilere diagnostische Möglichkeiten, zunächst an Knochen und Gelenken, an Magen und Darm (Rieder), dann an Herz und Lunge, an Niere und Blase, schließlich an Gallenblase, am Gehirn, Rückenmark und Bronchien.

Das Gewicht verschob sich unter diesen Wandlungen zusehends zugunsten der reinen Heilkunde und der diagnostischen Heilkunst. In ihrem therapeutischen Teil setzte sich letztere noch lange Zeit im wesentlichen aus der Überlieferung der „alten Welt" zusammen, um schließlich auf ein recht bescheidenes Maß der Aktivität zusammenzuschrumpfen.

Der Fortschritt erwies sich also zunächst als einseitig. Aber diese Entwicklung war nur natürlich; denn nachdem sich herausgestellt hatte, daß die Grundlagen der Krankheitslehre so maßgebend verändert werden mußten, schwand der Autoritätsglaube der alten Medizin, auch ihrer therapeutischen Kunst gegenüber, immer mehr. Der therapeutische Nihilismus, der sich aus dem ungleichmäßigen Tempo der Forschung der Pathologie und Therapie erklärte, war Durchgangsstation.

Fieberhaft arbeiteten die Laboratorien der Schüler Justus von Liebigs an dem wissenschaftlichen Bau der Chemie von heute. In ähnlicher Weise wie aus internistisch tätigen Ärzten die Begründer der pathologischen Anatomie geworden waren (Morgagni, Virchow u. a.), widmeten sich innere Ärzte nun der Chemie und Chemiker ärztlichen Fragen und schufen damit ein eigenes in die Heilkunde einbezogenes Gebiet. Die medizinische oder physiologische Chemie, auch Biochemie genannt, wurde Ausgangspunkt zur Erforschung derjenigen Teile der internistischen Heilkunde, die gar nicht oder nur unvollkommen zellularpathologisch, dagegen rein chemisch faßbar werden konnten. Anderseits aber wurde sie die Werkstatt künftiger Therapie, indem sie sich um die Erforschung bisher angewandter Mittel und die Schaffung neuer Mittel durch Ergründung des chemischen Prinzips wirksamer Drogen bemühte. So entstand aus derselben Wurzel, die die Heilkunde chemisch tofflich ergründete und durchbildete, die therapeutisch so bedeutsame Wissenschaft der Pharmakologie. Bis zum heutigen Tag arbeiten hier wie im Zeitalter der Renaissance und jedem wissenschaftlich fruchtbaren Zeitalter die äußerlich getrennten Gebiete ineinander. In ihren chemischen Instituten leisteten Männer wie Emil Fischer Großes für die internistische Therapie (Purinkörper, Schlafmittel), von den physiologischen Chemikern (Hoppe-Seyler, Kossel, F. Hofmeister) wurde das für die Gesamtchemie wesentliche Eiweißproblem

gefördert, in den Laboratorien der Kliniken wurde die Kohlehydratchemie, die Chemie des Zellkernstoffwechsels, die der biologischen Farbstoffe (Galle und Blut) bearbeitet, die großen Internisten der „Gründerzeit" Frerichs, Naunyn, Mehring, Quinke stehen im Mittelpunkt der grundsätzlichen Probleme, um die es sich für die innere Medizin handelt, des Leber-, Diabetes-, Gicht- und Blutkrankheitsproblems, Schmiedeberg mit zahlreichen Schülern und Mitarbeitern in dem der Pharmakologie.

Die genaue Erforschung der Wirkungsweise der seit vorgeschichtlicher Zeit als Heilmittel im Schwange befindlichen Gifte, der Alkaloide namentlich, aber auch Metalle und Metalloide, Basen und Säuren, Alkohol und Alkoholankömmlinge erfolgte im Laufe weniger Jahrzehnte. So wurde auch die Digitalis und ihre Verwandten, diese Wundermittel im Dienste eines kraftlos gewordenen Herzmuskels, der inneren Medizin ein leicht zu handhabendes Werkzeug. Vor allem aber wurde die Schulung zur Untersuchung alles dessen geschaffen, worauf der Tier- und Menschenkörper reagiert, und wenn wir heute die Wirkungsweise von Quellen und Bädern, von Nährmitteln und der Nahrung insgesamt, von denaturierter und einseitiger Ernährung (Vitaminforschung) erforschen, so gehen alle Versuchsanordnungen auf die Zeit zurück, in der sich Chemie und Medizin die Hand reichten.

Die experimentelle Methode vervollkommnete die Möglichkeiten, die die stoffliche und anatomische, mit Reagenzglas und Mikroskop arbeitende Wissenschaft der internistischen Heilkunde bot. Das wesentlichste Verdienst fällt auf den geistigen Sohn des großen französischen Internisten Bichat, auf Claude Bernard. Dieser schenkte uns durch die Methode der Vivisektion im Tierexperiment die erst in den letzten beiden Jahrzehnten zur Auswirkung kommende Erkenntnis der Beeinflußbarkeit des Stoffwechsels vom Gehirn aus. Er wurde damit der Vater der Lehre von der Regulation der vegetativen Funktionen im Gehirn bzw. Gehirnstamm. Wie Anatomie und Chemie ist die Vivisektion Ausgangspunkt für zahlreiche Einzelfortschritte der Heilkunde geworden. Namentlich konnte sich die in erster Linie auf dem Tierexperiment beruhende Physiologie in Gemeinschaft mit der schon genannten Pharmakologie, später auch Bakteriologie und Serologie zum Nutzen der Heilkunde entwickeln. Man denke an jüngste Triumphe wie die Entdeckung des Insulins.

Über den stofflichen Aufbau des Körpers, die genaue Kenntnis seiner Veränderungen durch die Krankheit, die Feststellung dieser beiden wesentlichen Funktionen am Krankenbett mittels der physikalischen Diagnostik und der Laboratoriumsmethoden zur Analysierung der Körpersäfte, mit Einschluß der neu sich entwickelnden Hämatologie (Ehrlich), gingen aber die Fortschritte weiter hinaus: physikalische Auswirkungen des Organismus rückten immer mehr in den Mittelpunkt der Beachtung, so das Fieber, die dynamischen und Verbrennungsvorgänge des Körpers durch Voit und Rubner, die mechanischen Vorgänge des Blutkreislaufs, so der Magen- und Darmbewegungen, die physiko-elektrischen und physikalischen Auswirkungen der chemischen Zusammensetzung von Blut und Harn und endlich die elektrischen Vorgänge der Herzmuskulatur durch die Zusammenziehung der Herzmuskelfasern im Augenblick der sog. Herzrevolution, die mittels bestimmter Leitungsverbindungen nach außen auf ein feines Galvanometer (Einthoven) gelangen, endlich die optischen Auswirkungen, wiederum der schon unter den chemischen Problemen genannte Farbstoffwechsel, der vom Blutfarbstoff seinen Ausgang nehmend, über Gallenfarbstoffe aller Art (Bilirubin, Porphyrin usw.) zu den Urinfarbstoffen hinleitet. Spektroskopie und Spektrophotometrie (Vierordt, Hüfner), Stufenphotometrie (Pulfrich), Spektrographie im ultravioletten Licht entwickelten sich in der inneren Medizin zu wesentlichen Methoden der Analyse der genannten Fragen. Darüber hinaus erwies sich ein weites Gebiet optisch faßbar, vor allem das des Eiweißes und seiner Abbauprodukte. Viskosimetrie, Refraktometrie und Interferometrie wurden zu wichtigen Hilfsmitteln bei der Entwirrung der komplizierten Fragen dieses Gebiets. Für die Erschließung der Vorgänge um die Wassersucht, auf Nieren- und Herzkrankheiten namentlich sind diese Methoden bedeutungsvoll geworden.

Eine neue Gestaltung wesentlicher Art gewann die innere Medizin von den Entdeckungen r Gesundheitsschäden, die aus der belebten Welt auf uns eindringen. Die Hypothese r Verursachung der Krankheiten durch mikroskopisch kleine Lebewesen, wie wir sie schon i Henle ums Jahr 1840 finden, die durch Pasteur und Robert Koch u. a. erbrachten tatchlichen Beweise dafür gestalteten unser Denken über die Krankheitsursache vollständig n und ließen zugleich einen großzügigen Kampf gegen die Krankheit entstehen, schufen rophylaxe, Hygiene, Sozialhygiene und legten die Grundlage zu einer rationellen, die sachen selbst berücksichtigenden Therapie. Hier liegt die Quelle für die mächtigen Erfolge r Bekämpfung infektiöser Krankheiten, die Ausrottung der Pocken, der Malaria, die iederhaltung von Unterleibstyphus, Cholera und Wundstarrkrampf im Weltkriege, die erhütungsmöglichkeit selbst der Masern, die guten Ergebnisse in der Behandlung der iphtherie und Scharlacherkrankung, die schrittweise Verhütung und die besseren Heilungsöglichkeiten der Tuberkulose. Zahlreiche Methoden wurden entdeckt, die die Eigenschaften s Blutes, der Blutflüssigkeit enthüllten, in denen verborgene Krankheiten offenbar macht werden können. Die Diagnose des Typhus mittels der Gruber-Widalschen Reakm, der Ruhr, der Weilschen, der Echinokokkenkrankheit und vieles andere gehört hierher. er auch die Benutzung der Senkungsgeschwindigkeit der roten Blutkörperchen hat weitere twicklungen gebracht. Noch immer unübersehbare Folgen und Erfolge bringt die aktion zur Syphilisdiagnose durch die Wassermannsche Reaktion.

Aktion erzeugte Reaktion. Die Entdeckung der mannigfaltigen fremden pflanzlichen und tierischen Lebewesen, die sich bei Krankheiten in Blut und Säften finden, mittels ren im Experiment dieselben Krankheiten erzeugt werden können, die wir natürlicherise durch sie hervorgerufen finden, rief die Vorkämpfer für die ursächliche Bedeutung s Körperaufbaus gegenüber den Krankheitsinvasionen auf den Plan. Mit Recht wird mer wieder darauf hingewiesen, daß auch unter Bedingungen, die eine Ansteckung ausschließen scheinen, dieselben auf bazilläre Grundlagen gestellten Krankheiten durch ganze ammbäume hindurchziehen. Auf Herzentzündung und gelenkrheumatischer Infektion ruhende Herzfehler beispielsweise, die Nierenentzündung, ja selbst chronische Bronchialtarrhe, Halsentzündungen, Tuberkulose und vieles andere scheint außer durch die Infktion von außen durch die vererbbare Bauart des Körpers gefördert zu werden.

Die Lehre von der Konstitution also, die äußerlich uralt ist, in ihrer heutigen naturssenschaftlich begründeten Gestalt ohne die Darwinsche Theorie, die Entdeckungen eißmanns und Mendels undenkbar wäre, und in Martius ihren zielbewußtesten klinischen rtreter fand, spielt also gerade in der Lehre von den Infektionskrankheiten eine Rolle.

Nicht nur für sie aber, sondern für die gesamte internistische Heilkunde hat sie Gültigkeit wonnen und ist einer der stärksten Grundsteine der Heilkunde wie der Heilkunst geworden. indestens so stark wie die Bakteriologie befruchtend auf sie wirkte, gewann sie durch den sbau der Lehre von den Krankheiten und der Funktion des Nervensystems (Charcot, mberg, Pierre Marie u. a.) sowie der sog. Blutdrüsen Gestalt, der Organe, die wir als üsen mit innerer Sekretion bezeichnen. Die Entdeckung der letzteren in der zweiten älfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts hat zusammen mit der erweiterten nntnis des die gesamten niederen Lebensfunktionen besorgenden vegetativen Nervenstems eine bestimmte Vorstellung dafür geschaffen, wie wir uns den Aufbau des Organismus mit einer einheitlichen individuellen Gesamtfunktion entstanden denken können. nstliche Verminderung der Funktion einer der Blutdrüsen verändert die Konstitution enso wie ihre Vermehrung. Die Absonderung bestimmter Drüsensäfte ins Blut, teilise auch unmittelbar in das Saftsystem von Gehirn und Rückenmark dient wie das rvensystem selbst der Verbindung des gesamten Zellenstaates, des sog. Gesamtorganisms zu seiner Einheit. Regulationstendenzen zeichnen also Blutdrüsen wie Nervensystem in besonderer Weise aus.

Viele Möglichkeiten, die der Einzelzelle an und für sich innewohnen und die wir im Lauf der embryonalen Entwicklung studieren können, gibt sie, je kräftiger und gesunder sich die Gesamtkonstitution entwickelt hat, zur Stärkung der Gesamtfunktion preis. In der Krankheit sehen wir sie vielfach wiederkehren. So können sich, wenn die Regulation der Blutbildung infolge einer Blutkrankheit oder starker Blutverluste in Frage gestellt ist, Blutbildungsstätten in den verschiedensten Organen plötzlich bemerkbar machen. Bei der Zuckerkrankheit beobachten wir, so unfähig auch hier die Leberzelle zum Aufbau des hochmolekularen physiologischen Tierkohlehydrats, des Glykogens, geworden ist, daß die diese Funktion sonst niemals dienende Nierenzelle Glykogenbildung erkennen läßt. Damit gewinnt die Nierenzelle eine allgemeine Zellfunktion wieder, die ihr durch die Arbeitsteilung und den Unitarismus des Organismus verlorengegangen war.

Krankheit also ist Lockerung der Regulationen, Minderung des Unitarismus, Schwächung der Konstitution. Anderseits aber ist Schwäche der Konstitution Krankheitsbereitschaft. Besteht sie selbst nur auf seelischem Gebiet an einer für die physische Gesundheit scheinbar gleichgültigen Stelle also, so können körperliche Disregulationen die Folge sein und hierdurch körperliche Organkrankheiten in erstaunlicher Weise nachgeäfft werden. Hier liegt der Kernpunkt der Bedeutung der psychischen Konstitution für die internistische Heilkunde, hier liegen ihre großen Fortschritte auf dem Gebiet der funktionellen, d. h. nicht organischen Leiden.

Die Geschichte der Medizin ist reich an Wechsel, wie die Menschheitsgeschichte. Induktives Forschen ist ohne Zweifel die ursprüngliche Erscheinung, die die großen Entwicklungen im Gefolge hat. Zum ersten Male aber ist in der modernen Zeit die innere Medizin mit einer Wirklichkeitserfassung in Berührung gekommen, die die gesamte Naturbetrachtung angeht und die nicht nur zu einer ungeahnten Kenntnis der Natur geführt, sondern den Menschen Fähigkeiten verliehen hat, die im Vergleich zu allem, was er je besessen hat, staunenswert sind. Wie die Naturkunde die Technik hervorgebracht hat, so hat die internistische Heilkunde eine Heilkunst im Gefolge, die sich ähnlich von der früheren abhebt wie die heutige Gesamttechnik von der ehemaligen.

Ein hervorragender Vertreter eines klinischen Einzelfaches fragte mich unlängst: „Glauben Sie wirklich daran, eine Lungenentzündung besser behandeln zu können, als Hippokrates?" Ich habe diese Frage bejaht, und sie läßt sich zugleich grundsätzlich für das Gesamtgebiet der inneren Medizin bejahen.

Dem Erkennen der Leiden, der Kunst der Diagnose entspricht eine Kunst der Therapie, die heute mit Bewußtsein allenthalben an diejenigen Wurzeln der Leiden angelegt werden kann, bis zu denen wir auf Grund der Erkenntnisse der Heilkunde heute vordringen können. In vielen Fällen gelingt es uns schon, die tiefsten Wurzeln zu erfassen und auszureißen. Genannt seien die parasitären und infektiösen Krankheiten mit Einschluß der Syphilis und fast könnte man sagen, sogar der Tuberkulose, gewisse früher kryptogenetisch genannte septische Krankheiten, vor allem im Bereich von Mund, Nase und Nebenhöhlen, infektiöse Erkrankungen der Gallenwege, der ableitenden Harnwege, bestimmte sekretorische Krankheiten von Magen und Darm sowie der Bronchien, rheumatische Erkrankungen, die Herzschwäche bei bestimmten Infektionskrankheiten, wie vor allem der Pneumonie, der Basedow. Der größere Teil der erwähnten Krankheiten mußte früher. weil unerkennbar, sich selbst überlassen bleiben und stiftete durch Wochen, Monate, Jahre und Jahrzehnte fortbestehend wahre Plagen des Menschengeschlechtes oder plötzliche, heute meist vermeidbare Katastrophen. Ja, sie verbreiteten sich durch die vielfach infektiöse Natur noch unheilvoll weiter.

In ebenso zahlreichen Fällen ist es uns möglich geworden, die tiefsten Wurzeln, die man noch stecken lassen müssen, am Weiterwachsen zu hindern; so bei den Stoffwechselkrankheiten aller Art, der Zuckerkrankheit, einem kleineren Teil des Basedow, der Schilddrüsenunfähigkeit der Fettsucht, der Gicht, der Harnruhr, der bösartigen Blutarmut, gewissen Milz-, Leberkrankungen, den schwereren Fällen von Gelenkverbildungen, zahllosen Formen der Hysterie und Neurasthenie, wiederum der Tuberkulose und vielen anderen Krankheiten mehr.

Eine dritte Kategorie läßt sich zeitlich bekämpfen, so die große Zahl der organischen Herz-
den, der Nierenleiden, gewisser Rückenmarksleiden, der Leukämien und Geschwülste.
Die Hydra aller Krankheit hat hundert und aberhundert Köpfe, und sie wird sie immer
ben. Würden alle Möglichkeiten ausgeschöpft, die heute gegeben sind, wäre die Aus-
dung der Ärzte und wären ihre Arbeitsbedingungen ideal, so würde sich der hohe Stand
r heutigen Medizin noch in ganz anderer Weise bekunden, als er es heute tut.

Heilkunde und Heilkunst sind ewige durch uns Menschen steigerbare und in allen Kultur-
perioden erhöhbare Begriffe. An und für sich sind sie unantastbar, aber wir Ärzte sind
nder unserer Zeit. Von unserer Qualität, nicht mit Beziehung auf unsere Wissenschaft
d Kunst, sondern auf unser Gesamtmenschentum hängt es ab, wie nah oder wie fern
r den von Großvätern, Vätern, uns selbst und unseren Schülern gewonnenen Wahr-
ten, von Heilkunde und Heilkunst stehen. Hier handelt es sich also um eine allgemeine
lturfrage, von der wir abhängig sind, wie der Wanderer vom Wetter. Das Interesse
unserer Wissenschaft fordert uns aber zur Stellungnahme auch ihr gegenüber heraus.
Dieser Aufsatz soll ein Werturteil an der allgemeinen Kultur der Zeit vermeiden. Aber
jenigen Verfallsmerkmalen, die unsere Ideale stören, müssen wir den Kampf erklären.
m Standpunkt des Fortschritts der modernen inneren Medizin gilt er dreierlei Dingen:
Moderne internistische Heilkunde wie Heilkunst darf nicht als Massenartikel fabriziert
rden. Hierzu bedarf es der Erhaltung des Gefühls für Qualität im Arzte. Die Ober-
chlichkeit des modernen Lebens ist gefahrdrohender, als nicht ganz zureichender Unter-
jt. Keine Art von Prüfungsordnung ist imstande, das auszugleichen, was im heran-
chsenden Geschlecht und seiner Umwelt von vornherein verdorben ist. Ebenso wichtig
daß das fehlende Gefühl für Qualität bei den Stellen hergestellt wird, die vom ärzt-
jen Gelehrten, wie vom Arzte Massenartikel verlangen. Der Appell, der in dieser These
gt, geht weiteste Volks- und Berufskreise an.

Zweitens darf der ärztliche Gelehrte, dessen erste und letzte Aufgabe der Fortschritt
n soll, die Berührung mit der Welt der lebendigen Krankheiten nie verlieren. Es konnte
der Entwicklung und den Fortschritten der inneren Medizin gezeigt werden, daß ihre
issenschaftliche Stellung nicht, wie die all ihrer Hilfswissenschaften in erster Linie in der
forschung der freien Biologie als Zweig des gesamten naturwissenschaftlichen Gebietes
gt, sondern in der Erforschung der Krankheit im Dienste der Heilkunst. Vom Kranken-
t selbst fließen ihr die Probleme zu und die Antworten müssen zu ihm zurückfinden.
Die Art unserer Organisation bringt es mit sich, daß die Probleme vielfach aus den
fswissenschaften anstatt aus dem Brennpunkt des lebendigen pathologischen Geschehens
aus aufgeworfen werden, vor allem aber, daß sie in diesen versickern ohne Leben er-
kt zu haben, ohne lebendig gewesen zu sein. Dies gilt besonders vom Tierexperiment,
s bei kritikloser Anwendung zu der abstoßendsten Methode wird, die wir kennen.

Drittens muß ein Zurückschrauben und Zurückfallen der internistischen Heilkunde und
ilkunst in Spekulationen und Deduktionen, von denen, so weit wir die Geschichte der
dizin überblicken, niemals ein Fortschritt gekommen ist, vermieden werden. Hierzu
hört dieselbe Energie, die auch die zweite Forderung von uns verlangt. Merkwürdiger-
ise aber erfahren gerade derartige Bestrebungen durch die politischen Linksparteien,
rmentlich bei uns in Deutschland, besondere Förderung. Sie rühren an die Seele des
rtschritts. Sie sind medizinische Reaktionen, knüpfen sie doch gerade an eine Zeit und
en Inhalt an, in der die große allgemeine medizinische Lehre voll Mittelalterlichkeit,
l Voreingenommenheit, die Heilkunst im Vergleich zu heute weitgehend erfolglos
r. Abseits der allgemeinen ärztlichen Lehre von damals regte sich der medizinische Vor-
irz, der der Renaissance und Reformation rasch gefolgt war; er ist es, der die Freiheit
körpert, und ihr müssen wir weiter folgen.

Moderne Hygiene

Von Karl Kißkalt in München

Im Weltkriege hat die Hygiene ihre Feuerprobe bestanden. Die vorhergehenden Jahrzehnte hatten wohl gezeigt, daß unter günstigen Umständen, bei wachsenden Erkenntnissen und wachsendem Wohlstand der Gesundheitszustand sich dauernd besserte, aber wie gewaltige Katastrophen einwirken können, ließ sich nicht voraussehen. Im Weltkrieg zeigten sich in Ost und West fast alle ansteckenden Krankheiten, von denen die Mehrzahl der deutschen Ärzte viele überhaupt noch nicht gesehen hatte: Fleckfieber, Cholera, Pocken, Malaria, Typhus, Ruhr, Genickstarre; aber keine breitete sich auch nur annähernd so aus wie in früheren Kriegen, wo ihre Opfer das Mehrfache der im Kampfe Gefallenen betrugen. Namentlich die Zivilbevölkerung blieb fast frei; nur die Ruhr, die sich 1917 zeigte, raffte eine Anzahl dahin, und besonders die Tuberkulose, hervorgerufen durch die Hungerblockade, die in einer in der Weltgeschichte wohl noch nicht dagewesenen Weise über den Waffenstillstand hinaus bis zur Unterzeichnung des Versailler Diktates fortgesetzt wurde. Ihre Wirkung auf die Erwachsenen ist überwunden; für die heranwachsende Generation ist die Frage noch nicht geklärt.

Seit dieser Zeit ist die Sterblichkeit dauernd gesunken und hat sogar einen niedrigeren Stand erreicht als vor dem Kriege. Grippe-Epidemien erschrecken noch das Publikum in den Zeitungen liest es von Typhus-Epidemien, die tatsächlich in Hannover wieder einen Rekord erreicht haben; aber im Vergleich zu früheren Zeiten sind die Zahlen niedrig und namentlich fehlt heute das bedrückende Gefühl, hier einem gänzlich Unbekannten gegenüberzustehen. Auch der Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten ist erfolgreich.

Diese günstige Gestaltung der Volksgesundheit verdanken wir teils den Ergebnissen der Forschung, teils der fortschreitenden Technik. Bei ersterer handelt es sich nicht allein um eine Vermehrung der Kenntnisse; auch die Anschauungsart hat sich geändert. Eine Zeitlang war sie rein deduktiv; sie suchte einen Faktor herauszunehmen und von ihm aus die Erscheinungen zu erklären. Aber die Fülle ist so gewaltig, daß niemals auf eine noch so gute einzelne Grundlage das Gebäude errichtet werden kann, und so ist man besonders beim Studium der Seuchen wie bei so vielen anderen Wissenschaften wieder dazu übergegangen, die Erscheinung als Ganzes zu studieren, wie sie die Natur darbietet — die alte Pettenkofersche Methode, die uns dessen gewaltigen Geist wieder in die nächste Nähe rückt. Jedenfalls ist die Ära überwunden, in der der Gesichtskreis mancher Forscher nicht über die Nährbodenplatte hinausreichte. Daß wir manchmal etwas skeptisch geworden sind, wenn wir sehen, wie manche Seuchen, namentlich ansteckende Kinderkrankheiten auch ohne unsere Maßnahmen sinken, wird der Forschung und der kritischen Bekämpfung nur zum Vorteile gereichen. Namentlich auch die Tatsache, daß zahlreiche Personen pathogene Bakterien aufnehmen ohne zu erkranken, muß nun durch Forschungen über Veranlagung zu Krankheiten geklärt werden; sie hat bereits zur Aufstellung einer Gruppe von „Zivilisationsseuchen" geführt, die so weit verbreitet sind, daß nach heutiger Annahme jedes Kind die Erreger von Diphtherie, Scharlach usw. aufnimmt und gefeit ist, und nur eine geringe Anzahl bei diesem Vorgang erkranken.

Der gewaltige Aufschwung der hygienischen Technik zeigt, wie sehr der Begriff der Hygiene, der vor hundert Jahren den meisten unbekannt war, heutzutage das Leben beherrscht, wie groß der Bedarf ist und wie viele Köpfe und Hände sich damit befassen, ihn zu befriedigen. Anlagen, die in früherer Zeit dem einzelnen überlassen blieben, die dann die Gemeinden übernahmen, erstrecken sich heute bereits in der Zusammenarbeit von Zweckverbänden über ganze Landesteile. Die Abwasserreinigung in den industriellen Gebieten

n Westfalen, von Sachsen wird nach einem gemeinsamen Plan und mit gemeinsamen lagen durchgeführt. Die Vereinigung einzelner Gemeinden zur Gruppenwasserver- gung macht immer größere Fortschritte. Aber auch auf dem mehr individuellen Gebiete s Wohnungsbaus, der Beleuchtung, der Heizung, wird eine Fülle technisch-hygienischer nrichtungen dargeboten; nur bei dem, was für den Großstädter das Wichtigste wäre, nem vollkommenen Schallschutz, ist man noch nicht über Anfänge hinausgekommen.

Daß unter solchen Umständen auch die Verwaltungstechnik große Fortschritte gemacht t, ist selbstverständlich. Über die ganze Erde erstrecken sich die Meldungen des Völker- ndes über das Auftreten gefährlicher Krankheiten; Konferenzen zur Bekämpfung von olkseuchen durch Ansteckung wie durch Rauschgifte vereinigen die Vertreter der ver- iedensten Länder, eine Erweiterung der früher abgehaltenen Cholera- und Pestkon- renzen. Nicht nur die Bekämpfung dieser beiden Krankheiten, sondern auch der gewerb- nen Gifte und anderer Schädigungen, z. B. durch zu lange Arbeitszeit, sucht man inter- tional zu regeln. Auf der anderen Seite schickt die Rockefellerstiftung ihre Abgesandten mentlich zur Bekämpfung der Wurmkrankheit und der Malaria in die unzivilisiertesten nder und benutzt die Gelegenheit zur Ausbreitung hygienischer Grundbegriffe.

In Deutschland hat man die bereits bestehenden Maßnahmen erweitert. In mehreren ndern, z. B. in Preußen, ist auch für die Tuberkulose eine gesetzliche Bekämpfung durch- führt durch ein Gesetz, das den Fürsorgestellen die Kranken zuführen soll und dessen weiterung bereits in Angriff genommen ist. Die Zeit um 1905, aus der unsere Seuchen- setze stammen, war für eine Auffassung, auf Grund deren ein solches Gesetz gegeben rden konnte, noch nicht reif; sie suchte vom Bazillus aus und durch polizeiliche Maß- hmen alles zu regeln. Heute tritt an Stelle strenger Vorschriften oder mindestens ben sie auch bei anderen Krankheiten mehr Belehrung und Aufklärung; an Stelle der olizei die Wohlfahrtspflege. Besonders das Reichsgesetz zur Bekämpfung der Geschlechts- nkheiten ist darauf aufgebaut. Auch für die Zukunft des Volkes sucht der Staat Sorge tragen durch amtliche Eheberatungsstellen. Die Schwierigkeiten auf diesem Gebiete d groß, da intime Einzelheiten berührt werden müssen, die noch dazu oft mit Absicht schwiegen werden; trotzdem ist es nötig, daß damit ein Anfang gemacht wird, wie es Preußen durch den Erlaß vom 19. Februar 1926 geschehen ist[1]).

Die Gewerbehygiene hat ihren Wirkungskreis ausgedehnt. Die alte Frage, ob die rgiftungen mit Blei, Quecksilber, Arsen usw., die sich der Arbeiter im Betriebe zuzieht, n Unfällen zuzurechnen sei, hat ihre Erledigung durch Aufstellung besonderer entschädi- ngspflichtiger Unfallkrankheiten gefunden, deren Liste in absehbarer Zeit noch erweitert rd. Das von vielen Seiten in Angriff genommene Gebiet der Arbeitsphysiologie ver- icht Erfolge in dem Kampf gegen die so wenig besprochenen und so unendlich häufigen krankungen der Arbeiter durch dauernd wiederholte kleine Schädigungen.

Den stärksten Aufschwung haben die Zweige der sozialen Hygiene genommen. Be- indet meist durch private Initiative, drohte sie in der Inflationszeit einzugehen. Statt sen haben sich die Gemeinden ihrer in höherem Maße angenommen, und die Ausbreitung : Mutter-, Säuglings-, Kleinkinder-, Tuberkulosenfürsorge ist ein Merkmal unserer Zeit.

Der gewaltige äußere Aufschwung der modernen Hygiene legt die Frage nahe, ob auf dem Wege nicht doch manches verlorengegangen ist. Das Wort Hygiene ist allzusehr n Schlagwort geworden; jeder Fabrikant von Nahrungsmitteln, Luftverbesserungs- aparaten, Abwasserkläranlagen und noch ganz anderen „hygienischen Artikeln" sucht ien Nutzen daraus zu ziehen. Die wüste Aufhäufung von Massen von Material auf der jährigen Düsseldorfer Gesolei zeigte, wozu ein derartiger Mißbrauch der Hygiene zu sstellungszwecken führt.

[1]) Vgl. Jos. Mayer, Eheberatung als Mittel der Auslese, Märzheft 1928 der S.M. „Rassenhygiene".

Auch für die soziale Fürsorge liegen ähnliche Dinge vor. Bei ihrem Entstehen wa auf einzelne Persönlichkeiten gestützt, die mit weitem Blick ein warmes Herz verban Mit dem Untergang durch die Inflation ist eine Bürokratisierung eingetreten. An S von gesundheitsbedrohten Menschen treten Fälle, deren Existenzminimum festzuste ist; an Stelle des Vertrauens das Verlangen nach Unterstützung; die Besuche der F sorgerinnen nehmen ab, die schriftlichen Berichte an die Behörde entsprechend zu. Übelstand wird schon so stark empfunden, daß der letzte Kurs der Vereinigung der F sorgeärzte unter dem Titel „Vertiefung der Arbeit in der Gesundheitsfürsorge" stand.

Auch in der sonstigen Auswirkung der Hygiene ist das Bestreben nach Bürokratisier so stark, daß die Universitätsprofessoren der Hygiene in einer Eingabe an ihr Unterric ministerium um Schutz bitten mußten, damit den Stellen, von denen die Hygiene aus gangen und vertieft worden ist, nicht jede Möglichkeit zur praktischen Wirkung entzogen wü

So staunenswert der Bau der Wissenschaft ist, so exakt in vieler Beziehung ihre Gru lagen sind, man darf nicht vergessen, daß bei ihrer Anwendung auf das menschliche Le noch etwas hinzukommt, was im Experiment teils schwer, teils nicht zu erfassen ist, Seelische. Und hierauf hat sich die Hygiene mehr einzustellen. Die Leibesübungen freuen sich nicht nur deshalb so großer Beliebtheit, weil sie den Körper kräftigen; die lische Einstellung, das innere Erlebnis ist dabei die Hauptsache und hat bei ihrer syste tischen Pflege in den Vordergrund zu treten. In der Gewerbehygiene tritt neben Schutz des Körpers gegen Schädigungen und seine Kräftigung der Kampf um die S des Arbeiters, die Erziehung zum Pflichtbewußtsein der Arbeitsfreude, durch die al die individuell so verschiedene Frage des Normaloptimalarbeitstages gelöst werden ka Auch die wissenschaftliche Behandlung der allerdringlichsten Frage unserer deutsc Gegenwart, der Bekämpfung des Wohnungselendes, muß mindestens ebensosehr wie v Körperlichen vom Seelischen ausgehen. Bei den häufigen neurasthenischen Leiden sich die Herkunft aus dem Seelischen und damit eine entsprechende Verhütung mehr mehr ergeben. Bei allen dringenden Fragen der Zukunft, der Bekämpfung des Geburt rückgangs im ganzen, der Förderung der Geburtenzahl wertvoller Menschen sind es a schließlich seelische Momente, die eine Wirkung erhoffen lassen[1]). Nicht um eine Ersetz der bisher gepflegten Gebiete der Hygiene wird es sich dabei handeln, sondern um e Ergänzung, entsprechend Pettenkofers Worten, daß sie die Wertigkeit aller Einflüsse natürlichen und künstlichen Umgebung des Menschen zu untersuchen hat, um durch d Erkenntnis dessen Wohl zu fördern.

Medizinische Psychologie

Von Max Isserlin in München

Als Hermann Lotze im Jahre 1852 seine medizinische Psychologie herausgab, nannt sie im Untertitel eine „Physiologie der Seele"; gewiß mit gutem Recht. Denn m noch als die erste Bezeichnung hebt die charakteristische zweite nicht nur den Zusamm hang des Gegenstandes der hier beabsichtigten Psychologie als einer „Physiologie geistigen Lebens" mit dem des körperlichen Lebens hervor, sondern eindringlich wird a damit die Verwandtschaft der wissenschaftlichen Arbeitsweisen herausgehoben, der em rische Charakter dieser Seelenlehre in der Art ihrer wissenschaftlichen Methodik beto Nach Gebühr wird darum Hermann Lotze unter die Wegbereiter für eine empiris „physiologische, experimentelle" Psychologie, wie sie um die Mitte des vorigen Jahrh

[1]) Vgl. hierzu Dezemberheft 1927 der S. M. „Geburtenrückgang".

rts aufzublühen begann, gerechnet. Und wenn der Historiker und Kritiker des wissen-
aftlichen Materialismus, Fr. Albert Lange zwar die vortrefflichen Dienste dieser medi-
inischen Psychologie hervorhebt, zugleich aber, in der Sorge um den erfahrungswissen-
aftlichen Charakter der Psychologie, mit Bedauern anfügt, daß der Titel der medi-
inischen Psychologie ihren Verfasser doch nicht abgehalten habe, seinen empirisch-kritischen
ntersuchungen 170 Seiten Metaphysik vorauszuschicken: so wird es heute, wo die wissen-
aftlichen Strömungen zum Teil ihre Richtung geändert haben, von Wert sein, gerade
ses Tatbestandes eingedenk zu sein; des Tatbestandes nämlich, daß ein Arzt und Philo-
ph von Rang, der in seiner philosophischen Grundüberzeugung ein idealistischer, ja
ritualistischer Metaphysiker war, sich doch auf das eindruckvollste zu einer empirischen
ychologie bekannt und in solchem Sinne empirische Arbeit zu leisten gestrebt hat. Es
auch angemessen in diesem Zusammenhange noch einige weitere Tatsachen zu beachten.
Gustav Theodor Fechner, von der Brauchbarkeit naturwissenschaftlicher Methodik zur
handlung psychologischer Fragen so überzeugt, daß er eine von ihm erstrebte, besonders
s Leib-Seeleproblem empirisch behandelnde Disziplin „Psychophysik" nannte, Fechner
r zugleich der Verfasser des populär gewordenen „Büchleins vom Leben nach dem Tode"
d eines fein- und tiefsinnigen, ganz gewiß nicht materialistischen, metaphysischen Lehr-
bäudes. Und Wilhelm Wundt endlich, der in einer Lebensarbeit von großartigem Aus-
ß aus den Vorarbeiten der Vorgänger heraus eine umfassende physiologische, experi-
ntelle und vergleichend völkerpsychologische Erfahrungsseelenlehre ausbaute, hat
seinem „System der Philosophie" eine methodisch behutsame, in der Stärke des Bekenntnisses
ideutige Stellungnahme zugunsten einer idealistischen Metaphysik getroffen.

Wenn somit in einer heute lebendigen Bewegung, die man als Krisis der Psychologie
zeichnet hat, der Kampfesruf gegen die „materialistische" physiologische Psychologie
önt, so ist die geschichtliche Tatsache, daß die Begründer dieser medizinisch-psychologi-
chen, „psychophysischen", „psychophysiologischen" Arbeitsrichtungen in der Psychologie
hts weniger als Anhänger einer materialistischen Weltanschauung waren — man denke
r etwa auch an Helmholtz, der ein Kantianer war — so offenkundig, daß nach einer
egründung gesucht werden muß, warum so falsche Behauptungen überhaupt vorgebracht
rden können. Diese Begründung kann nicht in dem Tatbestand gefunden werden,
ß es in der neu aufblühenden empirischen Psychologie gewiß auch eine Anzahl von Den-
n mit materialistischer Weltanschauung gegeben hat. Was vielmehr in dem Streit
serer Tage — und früher — als Materialismus bekämpft wurde und wird, hat mit dem
ssenschaftlichen Materialismus nur insofern etwas gemein, als dieser letztere bestimmte
undlagen, die der Erfahrungswissenschaft als solcher eigen sind, in unzulässiger Weise
r seine weltanschauliche Dogmenbildung ausgenutzt hat. Was angegriffen wird und was
Wahrheit aus der Naturwissenschaft und Medizin unter dem Titel einer physiologischen
d medizinischen Methodik in die Psychologie hineingeströmt ist, waren wissenschaftliche
undansichten bestimmter und andernorts erprobter Art. Es war die naturwissenschaftliche
undlegung, in der Medizin des 19. Jahrhunderts erfolgreich bewährt, die für eine erfahrungs-
ssenschaftliche Seelenlehre in sinngemäßer Abwandlung versucht wurde.

Nun wurde und wird heute erneut der naturwissenschaftlichen Arbeitsrichtung in der
ychologie vorgehalten, sie habe Anschauungen, die in der Naturwissenschaft gerechtfertigt
en, kritiklos auf einen inkommensurablen Gegenstand, eben das „Seelische", übertragen.
Wer sich aber nur ein wenig in die Bestrebungen um die Grundlegung der experimentellen
ychologischen Methodik vertieft, kann diesem Urteil nicht zustimmen. Es trifft schon
rscher nicht, die sich wie G. E. Müller und Ebbinghaus zu einer assoziationspsycholo-
chen Grundauffassung bekannten. Wilhelm Wundt aber — um dem eigentlichen Be-
gründer der physiologischen Psychologie gerecht zu werden — hat ein langes, erfolgreiches
ssenschaftliches Leben hindurch assoziationspsychologische Einseitigkeiten zu bekämpfen
sucht. Er, dessen Psychologie Jahrzehnte hindurch als herrschend angesehen werden

durfte, hat die methodischen und sachlichen Wesenheiten, welche der empirischen Psycholog im Gegensatz zu der Naturwissenschaft eigen sind, deutlich gesehen und herausgehobe Auch für Wundt war die erste Quelle der psychologischen Erkenntnis die Selbstbeobachtun und das Experiment war ihm nur ein Hilfsmittel, sie zu sichern. Ja, es war ihm das einzi Hilfsmittel, das eine unmittelbare Beobachtung seelischen Geschehens von einiger Sich heit verbürgte. Allerdings hielt er die schlichte Beobachtung für die erste Grundlage ein Lehre von den seelischen Erscheinungen, und hierin tritt die Analogisierung der methodisch Grundlegung mit der der Naturwissenschaft bei ihm immer wieder zutage. Für verder lich hielt er nicht nur die Spekulation, sondern auch die bloße Reflexion über seelische G schehnisse. Solche Bestrebungen schienen ihm nur zu wesensfremden Abwegigkeiten führen. Allerdings hat Wundt das einer sicheren unmittelbaren Beobachtung zugänglic Gebiet des Seelischen eng umgrenzt: höhere seelische Vorgänge und Leistungen hielt für der experimentalpsychologischen Beobachtung nicht zugänglich. Hier müßte die völk psychologische Methode einsetzen und durch die Analyse der in Sprache, Mythos, Religi und Kunst, Sitte und Recht objektiv gegebenen geistigen Erzeugnisse die Erfassung der A läufe und Gesetzmäßigkeiten ermöglichen, welche diese Bildungen bestimmen. Es ist hi nicht der Ort zu zeigen, wie weit diese methodischen Grundsätze durch andere Erwägung eine gewisse Korrektur erfahren mußten. Es genügt, die Namen Külpe und Theodor Lip zu nennen, von welchen aber, trotz mancher ernsten Gegensätzlichkeit zu Wundt, ni nur der erstere, der Experimentalpsychologe war, sondern auch der letztere, der mehr d „innere Experiment" pflegte, die Psychologie doch für eine Erfahrungswissenschaft erklär

In den bisher gegebenen Darlegungen ist angedeutet, welchen Einfluß aus der Natu wissenschaft und Medizin herkommende Strömungen in der Psychologie gewonn haben. Durch eine starke geisteswissenschaftliche Gegenwirkung in der Psychologie d lauten Beifalls zurzeit beraubt, sind diese empirischen Grundanschauungen und E fahrungsweisen in stiller sachlicher Arbeit immerhin merklich.

Wie aber stand und steht es in der Medizin? Welche Bedeutung haben in ihr die em risch-psychologischen Bestrebungen gewonnen, die sich schon in ihren Benennungen a die Medizin beriefen? Es bedarf einer besonderen Besinnung, um zu erfassen, war gerade in der Medizin selbst lange Zeit hindurch jene empirisch-psychologischen Anschauung so wenig Bedeutung erlangten und warum gerade in der Psychologie innerhalb der Mediz dieser im eigentlichsten Sinne medizinischen Psychologie, die sog. Krisis der Psycholog heute am stärksten in Erscheinung getreten ist. Vorweggenommen sei, daß die engere Zusamme arbeit der Physiologie der Sinnesorgane mit der Psychologie der Sinneswahrnehmu wertvolle Ergebnisse hatte. Diese aber blieben naturgemäß an der Peripherie, wie d Psychologie überhaupt, so besonders der eigentlich medizinischen Psychologie.

Eigene Aufmerksamkeit aber verdienen Forschungen, in denen die Medizin auf ausg sprochen psychologische Probleme geriet, jene bedeutungsvollen Untersuchungen hir physiologischer und hirnpathologischer Art, durch welche an Hirnschädigungen geknüp umschriebene Störungen der Sprache, des Erkennens, des Handelns aufgedeckt wurde Es ist eigenartig festzustellen, wie wenig die hirnpathologisch eingestellten Forsch die in ihren Arbeiten wichtige psychologische Fragen behandeln, Fühlung mit der a blühenden empirischen Psychologie ihrer Zeit gefunden haben. Sie haben sich meist ei eigene Psychologie für ihren Gebrauch hergerichtet. Und diese war, wo sie nicht einfa Popularpsychologie war, nicht nur rein assoziationspsychologisch, sondern auch materi listisch-metaphysisch gedacht. Wernicke, um nur ihn zu nennen, kannte nur Empfindunge Vorstellungen und deren assoziativ-mechanische Verknüpfungen. Das Seelenleben hiernach ein Mosaik aus Vorstellungselementen, die nach Analogie von Atomen oder Mo külen gedacht werden; das Bewußtsein ist gleich der „Summe seiner Bestandteile od seines Inhaltes", d. h. gleich der „Summe aller in der Großhirnrinde deponierten Eri nerungsbilder". So wurde Seelisches und Materielles vermengt, die Einheit des See

schen in einem Ich, das Fühlen und Wollen fanden keine entsprechende Berücksichtigung; der Begriff ist nur „die Summe aller Einzeleindrücke"; es gibt überhaupt keine andere Einheit, als die der Summe. Moebius verglich diese Art von Auffassung des Seelischen mit einem Bilderladen, in den erst Leben komme, wenn die Bilder miteinander „karambolieren".

Zweifellos hat das Bestreben, seelische Erscheinungen an die landkartenartig eingeteilte Hirnoberfläche zu lokalisieren, zu metaphysisch-materialistischen Gedankenbildungen geführt, die schon gegenüber der einfachen Beobachtung nicht haltbar waren. Gleichwohl haben die assoziations-psychologisch eingestellten Hirnpathologen der Wissenschaft unvergängliche Gaben geschenkt. Ihre Arbeit entwickelt noch heute förderliche Triebkräfte: nicht nur, weil sie als geniale Beobachter Neues gesehen haben; auch aus ihren methodischen Gedanken muß das bleibend Wertvolle herausgestellt und berücksichtigt werden. Verblaßt ist das berühmte Programm der Summe, welches das Seelische aus einer mechanischen Addition von Einzelteilen erstehen lassen wollte. Bleiben wird der fruchtbare Gedanke der Lokalisation, der psychologischen wie der physiologischen. Daß weder das physiologische noch das psychologische System als ein überall gleichartiges, homogenes, daß es vielmehr als aus verschiedenartigen Teilen bestehend gedacht werden muß; daß, wenn ein Schaden vorliegt, gestrebt werden muß zu bestimmen, welche Stelle des Systems getroffen ist, daß somit, wenn wir heute von Einheit, Ganzheit (gegenüber der Summe) reden, doch die Gliederung in dieser Ganzheit zu ihrem Recht kommen muß — das ist das gedankliche Erbgut, das uns die klassischen Lokalisatoren hinterlassen haben. Aufgabe der Gegenwart und Zukunft ist es, die gewonnenen Einsichten von allem dogmatischen Beiwerk zu befreien und von dem Boden gesicherter Tatsachen aus unter empirisch-psychologischen Grundsätzen mit empirisch-psychologischen Methoden weiter zu arbeiten. Nur eine von jeder Art von gedanklicher Voreingenommenheit freie, vertiefte psychologische Analyse kann die Grundlage schaffen, auf welcher die hohe und schwierige Aufgabe der anatomischen und psychologischen Lokalisation psychischer Vorgänge weitere Fortschritte machen kann.

Wernicke hat die großartige Konzeption gehabt, in einem von ihm hirnpathologisch-assoziationspsychologisch gedachten System, dem „psychischen Reflexbogen", jeder Geistesstörung als Abartung des normalen psychischen Reflexgeschehens ihren Ort anzuweisen, sie „lokalisieren" zu können. Der Versuch mußte mißlingen, weil das ganze System eine erfahrungsfremde, „hirnmythologische" Spekulation war. Die allmählich sich entwickelnde Wissenschaft von den seelischen Störungen und Krankheiten, die klinische Psychiatrie, ging andere Wege. Vor allem den Weg schlichter Beobachtung, Registrierung der Symptome und Krankheitsabläufe, des Aufsuchens der Ursachen und, soweit faßbar, der zugeordneten anatomischen Befunde. Die Psychologie aber, die in dieser Psychiatrie herrschte, hatte wiederum recht wenig mit jener aus der Medizin und der Naturwissenschaften befruchteten kraftvoll entwickelten empirischen Psychologie zu tun. Da wo diese Psychiatrie wirklich erfolgreich war und nicht in wesensfremde Konstruktionen geriet, beschrieb sie Trugwahrnehmungen, Wahnideen, Gefühls- und Willensstörungen, Veränderungen der Persönlichkeit unter den allgemein bekannten und gebräuchlichen vorwissenschaftlichen Kategorien, unter denen im täglichen Leben die Beobachtungen von Mensch zu Mensch festgelegt werden. Und auch von dem eigentlichen Begründer der klinischen Psychiatrie, von Emil Kraepelin, konnte nicht ohne Recht gesagt werden, daß ihm für die bedeutendsten seiner klinischen Leistungen die Psychologie des täglichen Lebens genügte. Wer sich freilich in die psychopathologische Arbeit Kraepelins etwas genauer versenkt, wird erkennen, daß es nicht ein Geschehen ohne inneren Zusammenhang war, daß der Schöpfer der klinischen Psychiatrie zugleich den psychologischen Versuch aus dem Laboratorium Wundts in die psychiatrische Klinik verpflanzt hat. So sehr wissenschaftliche Besonnenheit Kraepelin davon abhielt, von der Einführung des Experiments in die Psychiatrie vorschnell praktische Ergebnisse, etwa für die klinische Diagnostik, zu erwarten, so viel erhoffte er andererseits von seiner Tat für die wissenschaftliche Förderung der Psycho-

pathologie. Wer aber genauer zusieht, wird finden, daß manche seiner bedeutendsten klinischen Konzeptionen ohne die experimental-psychologischen Vorarbeiten kaum denkbar sind.

Diese experimental-psychologischen Arbeiten selbst aber haben der Medizin ein bedeutendes, heute nicht überall genügend gewertetes Gut hinterlassen. Der Gedanke der Hervorrufung einer „künstlichen Geistesstörung" durch Setzung einer harmlosen „Vergiftung", Überarbeitung, durch Schlafentziehung, Hunger usw., führte zu einer genauen Untersuchung solcher experimentell beherrschbarer und durch die Analogie mit echten Geistesstörungen besonders wichtiger seelischer Abweichungen. Die bedeutende Idee der „Arbeitskurve" wurde Antrieb zu einer großen Reihe von Einzelarbeiten der „Kraepelinschen Schule" und förderte viele gesicherte Ergebnisse über die Gesetze des Verlaufes geistiger und körperlicher Arbeit, die Wirkung von Übung, Ermüdung, Erholung, die Bedeutung von Arbeitspausen nach Lage und Dauer zutage. Die Ergebnisse dieser gedankenreichen und sorgfältigen Forschertätigkeit werden für immer ein sehr rühmliches Blatt der Geschichte der deutschen Psychologie füllen. Nichts ist ungerechtfertigter, als ihnen nur Bedeutung für die Entwicklung einer „Psychotechnik", die den Menschen wie eine seelenlose Maschine behandelte, zuzugestehen. Kraepelin kam es in erster Linie auf die Erfassung seelischer Gesetzmäßigkeiten an, und er hat eine gute Ernte bei dieser Arbeit bergen können. Nach der praktischen Seite müssen seine medizinisch-psychologischen Arbeiten als die ersten wissenschaftlichen Grundlagen einer psychischen Hygiene betrachtet werden.

Allein es darf nicht ohne Eindruck bleiben, daß die Stimmung des Tages in der Psychiatrie wie in der Medizin überhaupt der erfahrungswissenschaftlich gerichteten Psychologie nichts weniger als günstig ist, daß nach unberechtigten, überspannten Hoffnungen, die auf die experimental-psychologische Methode gesetzt wurden, nun eine große Enttäuschung Platz gegriffen hat. Und es kann hierbei nicht von entscheidender Bedeutung sein, daß diejenigen, welche die „seelenlose Apparaten-Psychologie" mit Stumpf und Stiel ausrotten möchten, nicht immer eine eindringliche Kenntnis dessen verraten, was sie verdammen.

Wesentlich ist, daß diese Abwendung von der empirischen Psychologie in der Medizin mit der Anzweifelung der naturwissenschaftlichen Grundlegung auch der körperlichen Medizin zusammenfällt: Die Ablehnung der naturwissenschaftlichen Psychologie ist vielleicht nur das sichtbarste Zeichen einer Abwendung von der Naturwissenschaft in der Medizin überhaupt.

Überall aber ist es das Zauberwort der „Ganzheit", welches die Änderung der Geistesrichtung zum Ausdruck bringt. Unter ihm ist die Krisis der Psychologie gerade in der Medizin am stärksten zum Ausdruck gekommen. Bei dem echten Arzt, der in dem Menschen den Kranken sieht und bewußt sehen will, konnte unter der Enttäuschung des Tages die geringschätzige Wertung der seelenlosen Apparatenpsychologie leicht Anklang finden.

Wiederum sei es hier erlaubt, die Manen Wundts anzurufen, als eines der vornehmsten Vertreter einer nunmehr in weiten Kreisen verachteten Arbeitsweise, dessen Psychologie gewiß in manchem der Berichtigung bedürftig, den Vorwurf der Seelenlosigkeit aber nicht verdient hat. Für Wundt ist der Begriff des psychischen Elements Produkt einer wissenschaftlichen Abstraktion gewesen. Nach ihm existieren im wirklichen Seelenleben, das auch für ihn ein einheitliches Geschehen war, keineswegs Elemente als isolierte Bestandteile, doch sind durch methodische Analyse verschiedenartiger seelischer Gebilde abstraktiv isolierbare Grundbestandteile, eben Elemente unseres seelischen Erlebens nachweisbar. Wundt hat eindeutig dargelegt, daß sich ein psychisches Gebilde nicht einfach aus Summierung seiner Bestandteile herleiten lasse. So sei schon die Verschmelzung der Töne zum Akkord eine neue Einheit, eine solche ist auch die Melodie, und nicht nur eine Summe aufeinanderfolgender Töne, ebenso wie der Sinn des Satzes nicht einfach aus der mechanischen Aneinanderfügung des Sinnes der Einzelworte zu erfassen ist. Auch für Wundt ist vielmehr der Satz eine Einheit und hat das Primat vor dem Wort. So suchte Wundt auf seine Weise durch

in Prinzip der „schöpferischen Synthese" dem Problem der Ganzheit gerecht zu werden; ıd er schied durch seine Darlegung der Vermehrung der psychischen Energie bei dem Auf- ıu der psychischen Gebilde (während in der Naturwissenschaft die Resultante aus zu- mmenwirkenden Kräften immer gleich der Summe der Komponenten bleibt, und der atz von der Konstanz der Energie gilt) und durch andere weitere Bestimmungen die ychische Kausalität von dem physischen Mechanismus. Jede geistige Schöpfung war für undts Weltanschauung ein eigener, bleibender Wert.

Es kann hier nicht erörtert werden, ob solchen Anschauungen gegenüber der Vorhalt, sei unmöglich, das Seelenleben in Atome zu zerlegen und in „schöpferischer Synthese" ieder zu einer Einheit erstehen zu lassen, berechtigt ist.

Notwendig aber ist es, festzustellen, daß auch in der Medizin und besonders in ihr zu- hmend, die entgegengesetzte Anschauung an Boden gewinnt, die Anschauung, welche die alyse in Stück für Stück gegebene Einzelinhalte verpönt und überall als allein bestim- enden Gesichtspunkt den der Ganzheit ins Auge zu fassen strebt. Nicht Elemente zu olieren und dann zu summieren gilt es, sondern „man versuche die vermeintlich als Stücke behandelnden Teile selbst konkret als Teile ihres Ganzen zu erfassen", die „vermeint- hen Stücke", „jeweils als Teile ihres Ganzen, von Ganzbedingungen, Ganzgesetzlich- ten, Ganztendenzen her" zu bestimmen (so M. Wertheimer). Solche Grundsätze hat r Schule der „Gestaltpsychologen" zu betätigen gesucht; in der Medizin haben besonders oldstein, Gelb und ihre Schüler solche Forschungsprinzipien zu Ansehen gebracht.

„Für die unbefangene Betrachtung", sagt Goldstein, „besteht ein lebendiger Organis- us körperlich nicht aus Ohren, Augen, Beinen usw. Das gleiche gilt für die Betrachtung s psychischen Organismus. Der psychische Mensch setzt sich nicht zusammen aus seinem nken, Sprechen, Wollen, Handeln, Fühlen, aus optischen, akustischen usw. Erlebnissen, idern es ist ein denkender, sprechender, fühlender, optische usw. Erlebnisse habender ensch." Derartige Überlegungen führen zu neuen Einstellungen in der Forscherarbeit. ı der Hirnpathologie wird die lokalisatorische, die Bedeutung der umschriebenen Schädi- ng besonders einschätzende Betrachtungsweise aufgegeben oder weitgehend einge- ränkt. Immer soll das Gehirn als Ganzes getroffen und dementsprechend, wo auch mer der Herd gelegen sein mag, die „Grundfunktion des Gehirns" beeinträchtigt sein. Diese angenommene Grundfunktion kann freilich nur in etwas unbestimmten Analogien faßt werden, während andererseits die Bedeutung einer bestimmenden Örtlichkeit durch n Einfluß, den die besondere Struktur dieser Stelle auf den Gesamtvorgang ausüben l, doch zu einer Einschätzung gelangt.

Es wird nicht bestritten werden dürfen, daß der Hervorhebung der Ganzheit in der medi- isch-psychologischen Forschung gegenüber zweifellos vorhanden gewesenen allzu atomi- rend eingestellten Betrachtungsweisen eine fördernde Bedeutung zukommt. Freilich ist Gefahr vorhanden — und sie ist nicht vermieden worden —, daß die allzusehr um Er- ssung der Ganzheit bemühte Gedankenarbeit sich ins Unbestimmte verliert. Es darf er nicht übersehen werden, daß der Organismus, der körperliche wie der seelische, wohl e Einheit, aber eine gegliederte Einheit ist und daß die Glieder sehr große Verschieden- ten der Struktur und Funktion zeigen. Gegenüber der Einheit darf die Tatsache der iederung nicht in den Hintergrund der wissenschaftlichen Betrachtungsweise gerückt werden.

Die Gestaltpsychologie hat zwar das Problem der Ganzheit zum bestimmenden Gesichts- punkt ihrer forscherischen Einstellung erhoben. In ihrer Arbeitsweise ist sie aber empi- he und in weitem Ausmaß experimentelle Psychologie geblieben. Anders steht es mit zur- t in der Medizin sehr populären Bestrebungen, Ganzheit und Einheit zu erfassen; Bestre- ıngen, die sich bewußt und entschieden zu allen psychologischen Verfahrungsweisen, die ıendwie mit denen der Naturwissenschaft in Analogie treten wollen, in Gegensatz stellen. Spranger hat — Diltheysche Gedanken fortführend und in ihren Folgerungen über- ıgernd — das Wort Psychologie für die „Wissenschaft vom sinnerfüllten Leben" zurück-

verlangt. Geistige Zusammenhänge in der Form objektiv gültiger Erkenntnis als sinnvol auffassen, ist ihm die Aufgabe der Psychologie; diese ihre Tätigkeit wird als „Verstehen bezeichnet. Der Begriff des Sinnes aber, der in diesem Zusammenhang entscheidend ist wird bestimmt: „Sinn hat, was in ein Wertganzes als konstituierendes Glied eingeordne ist". So wird nicht nur der Sinn, sondern auch in entscheidender Weise der Wert ein bestim mendes Merkmal der verstehenden Psychologie. Hierdurch unterscheidet sie sich grund sätzlich von aller erfahrungswissenschaftlichen Psychologie, die naturwissenschaftlich Prinzipien insofern in sich aufnimmt, als sie unter Freiheit von allem Werten Tatsache festzustellen und Gesetzlichkeiten zu erfassen strebt. Über die Methodik aber, welche di sich mit einiger Emphase als Geisteswissenschaft betonende Psychologie verfolgt, ist e ihr bisher nicht gelungen, grundsätzliche Rechenschaft abzulegen. Dieses liebevoll gepflegte unmittelbare „Verstehen" eigenen und besonders fremden Seelenlebens schöpft sein „Evidenz" aus einem intuitiven, gefühlsmäßig gesicherten, jedenfalls irrationalen Erfasse heraus. Allein es ist bisher noch nicht dargetan worden, woher dieser Art von Kenntnis un Erkenntnis einige Sicherheit oder gar allgemeine Gültigkeit zukommen könne.

Freilich: in dem Getriebe des Lebens handeln wir unter einer praktischen Psychologie die „intuitiv einfühlend" wertend, liebend und hassend zu den Mitmenschen Stellun nimmt, und auf solchen, nicht weiter geprüften Grundlagen eine praktische Menschen kenntnis ausübt. Versucht allerdings der Menschenkenner des Lebens dem, was er metho disch unkontrolliert erfaßt, objektive Grundlagen zu geben, so verfällt er bereits der Kälte Nüchternheit und Prosa der Wissenschaft.

Das Kennzeichnende der Entwicklung der letzten zwei Jahrzehnte in der Medizin i aber nun, daß die Zahl derer, denen die „prosaische" Art Psychologie zu treiben, ein Ärger nis ist, sehr stark zugenommen hat, daß heute wohl die Mehrheit der in der Medizin fü psychologische Fragen Interessierten solcher Stellungnahme zuneigt. Kann man doc bereits beachtenswerte Stimmen vernehmen, die eine reine Psychopathologie aus der Rahmen der naturwissenschaftlich begründeten Medizin herausheben und als Geistes wissenschaft mit geisteswissenschaftlicher Methodik betreiben wollen.

Es ist nicht ohne Reiz zu verfolgen als ein lehrreiches Beispiel für die Tatsache, daß seh verschiedenartige wissenschaftliche Richtungen sich zu einer gemeinsamen Bewegun vereinigen können, wie die psychoanalytische Psychologie, erwachsen auf rein assoziations psychologisch-physikalistischen gedanklichen Grundlagen und zunächst völlig unbeachte oder verachtet, zu einem fast beispiellosen äußeren Erfolg emporgetragen wurde, sobal sie von den Wellen der Strömungen verstehender Psychologie aufgenommen wurde[1].

Die Psychoanalyse Freuds ist geboren in dem Helldunkel der Hypnotismusforschunge Von hier stammt die Betonung des Unbewußten, von hier auch die Möglichkeit, an sic sinnlos erscheinende seelische Geschehnisse als durch sinnvolle, unbewußt „posthypnotisch wirkende Suggestion bestimmt, und dadurch als Ganzes selbst sinnvoll gestaltet, aufzufasse

Die Rationalisierung des Unbewußten, das als eine Art von verborgener Vernun das bewußte seelische Geschehen höchst aktiv, wenn auch zunächst unerkennbar bestimme soll, diese sehr radikale Rationalisierung des Unbewußten kennzeichnet, neben dem Pan sexualismus der unbewußten Motivationen die Lehre Freuds. Den Pansexualismu haben analytische Psychologien, wie die Adlers und Jungs aufgegeben, die Überspannun des Prinzips rationalen Verstehens jedoch beibehalten. Allen psychoanalytischen Rich tungen ist somit der Grundsatz rationalen Verstehens Wesen und Schicksal geworde wenn auch der Versuch klügelnder Deutung — unter Ausbildung einer eigenartigen Leh von der Symbolik des psychischen und psychophysischen Geschehens — in der Schul Freuds die absonderlichsten Blüten gezeitigt hat. Daß aber — bei aller gerechten Würd gung dessen, was uns die grübelnde Versonnenheit Freuds an wertvollen, nicht selte

[1]) Vgl. zum Folgenden den Aufsatz von Karl Birnbaum in diesem Heft.

roßartigen Intuitionen geschenkt hat —, eine solche Fülle von Abstrusität ertragen
urde und noch dauernd zunehmend ertragen wird, kann nur begreiflich werden aus dem
nstillbaren Drange: Unverständliches verständlich zu machen. Und so eindrucksvoll die
eisteswissenschaftlich gerichtete Psychologie auf die Tiefen des Gefühls als die Quellen des
Verstehens von Mensch zu Mensch hinweist, so nimmt sie es doch hin, daß die Attitude
rophetischen Schauens sich mit der Geschäftigkeit vernünftelnden Deutens vereinigt.

Nun kann es in diesem Zusammenhange nicht außeracht gelassen werden, daß im be-
nderem Maße in der Medizin das psychologische Interesse von dem Bedürfnis nach prak-
scher Anwendung beherrscht sein muß. Und da die Not des Tages drängt, die Seele kranker
Menschen irgendwie erfaßt werden muß, der Weg der induktiven empirischen Methode
ber staubig und mühsam ist, so wird es begreiflich, daß aus der Not eine Tugend gemacht
ird und vorwissenschaftliche und im täglichen Leben geübte Verfahren als die auch für
ie Wissenschaft vom Menschen allein brauchbaren angepriesen werden. Zu solchen Ver-
hrungsweisen der Menschenkenntnis des Lebens kann allerdings die analytische Methodik
icht mehr gerechnet werden. Wenn auch in ihr Züge der Arten und Weisen, wie Menschen
n Leben das Verhalten ihrer Mitmenschen zu begreifen suchen, enthalten sind, so hat sie
och durch die übertreibend vernünftelnde Deutung des Unbewußten eine Lebensfremd-
eit erlangt, die sie jeder methodischen Grundlage beraubt.

Anders steht es mit der „vulgären" Psychologie des Lebens, jener instinktiven praktischen
Menschenkenntnis, ohne die keine Beobachtung und Behandlung kranker Menschen denk-
ar ist. Jeder wirkliche Arzt muß ein gutes Teil davon besitzen und alle großen Kliniker
aben virtuos mit ihr gearbeitet — freilich nicht ohne das Bewußtsein der Unsicherheit
rer Intuitionen und nicht ohne die Erkenntnis der Notwendigkeit, dem unmittelbaren
rfassen durch objektive Kontrollen haltbare Grundlagen zu geben. In diesen Grundlagen
ht letzten Endes die Sicherung des ärztlichen Erkennens und Handelns.

Solche methodische Einstellung aber erscheint der geisteswissenschaftlichen Psychologie
uch in der Medizin verächtlich. Ihr gilt als Muster verstehenden Darstellens die Leistung
es Dichters und Künstlers, die ihrerseits ja auch eine besondere Art von Objektivität er-
ichen; und die wissenschaftliche Nutzanwendung kann hiernach auch die Medizin in erster
inie aus der Arbeit des Kunstwissenschaftlers, des Historikers, des Biographen entnehmen.
So ist es nur folgerichtig, wenn ein für die klinische Medizin grundsätzliches Streben von
iner geisteswissenschaftlich gerichteten Psychiatrie als wesensfremd aufgegeben wird. Die
bgrenzung von Krankheitseinheiten wird verworfen. Für die Ordnung geistiger Bildungen
ilt der Vergleich nach Typen. So sollen auch seelisch anormale Bildungen, in der Ganzheit
rer Zusammenhänge verstanden, „idealtypisch" geordnet werden. Die Psychopathologie
t somit letzten Endes eine geisteswissenschaftlich gerichtete Persönlichkeitslehre.

Und während vor Jahrzehnten die Erkenntnis als ein großer Fortschritt betrachtet wurde,
aß es voraussetzungslose Gefühlsstörungen gäbe, etwa für sich bestehende krankhafte
ustände der Trauer, Heiterkeit usw., für welche die zureichenden verständlichen Gründe
hlten, so verpönt die heute nach Herrschaft strebende „verstehende" Psychopathologie
lche Anschauungen durchaus, wenigstens innerhalb der reinen, d. i. nicht durch grobe
törungen des Gehirngeschehens komplizierten Psychopathologie.

Es leuchtet ein, daß solchen Anschauungen erhebliche praktische Folgerungen entsprechen
üssen, und es erscheint, wenn auch nicht notwendig, so doch „verständlich" im Sinne der
ier gemeinten Psychologie, daß, wer absonderliche seelische Zustände und Abläufe ver-
ehen zu können meint, auch leicht die Hoffnung findet, die abnormen Vorgänge verstehend
einflussen zu können. So eignet dem verstehenden Psychotherapeuten im allgemeinen
n erheblicher Optimismus des Handelns; eine Eigenschaft, die gewiß zu begrüßen ist,
lange sie nicht in erfahrungsfremden Gedankengängen gegründet ist, die den Arzt aus
en Grenzen seines Handelns hinausführen. Mahnend sollte hier die Erinnerung an ver-
ossene Epochen verstehender Psychologie und Psychopathologie wirken, die in höchst

abwegigem, nach Sinn und Wert sehr falsch urteilendem Verstehen seelische Störungen zu begreifen und solche mit absurden, ja höchst verwerflichen Mitteln zu beeinflussen suchten.

Vor allen Entgleisungen wird aber der Arzt auch in der psychischen Medizin am ehesten geschützt sein, wenn er sich der Eigenart der Aufgaben bewußt ist, die seinen Beruf kennzeichnen. Diese Eigenart aber ist beschlossen — mag der sinnende Menschengeist in der Geschichte seiner Entwicklung noch so Tiefes über die „Idee" des Menschen geoffenbart haben —, die Eigenart der medizinischen Aufgaben wird beschlossen durch die Gesetze, die den Menschen als ein Naturwesen beherrschen. Die Hinfälligkeit dieses Naturwesens ist es, die den Arzt herbeiruft; in den Nöten dieser Hinfälligkeit soll der Arzt, ausgerüstet mit der Kenntnis der Gesetze, denen dies Geschehen unterworfen ist, Hilfe bringen. Die Bestimmtheit dieser Aufgaben sondert auch in der psychischen Medizin die Tätigkeit des Arztes von der anderer Helfer, denen er bei seiner Arbeit begegnet und mit denen er sich finden muß, etwa von den Aufgaben des Erziehers und denen des Seelsorgers. Die Grundzüge der Medizin sind aber so bestimmt, daß ihre Eigenart durch alle verwirrenden Aspekte unserer gärenden Zeit unverhüllt sichtbar bleibt. Erscheinungen schlicht beobachten und beschreiben, die Gesetze, die sie beherrschen, zu erfassen streben, wird auch das Ziel der medizinischen Psychologie bleiben, so lange sie dem Arzt sichere Handhaben für die Lösung der ihm gestellten, besonderen Aufgaben bieten soll.

Persönlichkeits- und Konstitutionsprobleme

Von Gottfried Ewald in Erlangen

Persönlichkeit und Konstitution, zwei Begriffe aus verschiedenen Welten, aus der Welt des Geistigen und aus der Welt des Körpers. Persönlichkeit ist für uns im allgemeinen verbunden mit dem Gedanken persönlicher Freiheit, Indeterminismus; Konstitution aber scheint festgefügte körperliche Gegebenheit, Determinismus. Es ist nicht unsere Aufgabe, zu diesen Fragen Stellung zu nehmen, noch weniger zu dem gleichzeitig mit auftauchenden Rätsel des Leib-Seele-Problems. Diese großen Fragen offen lassen zu müssen, ist das ewige Leid des nach Erkenntnis suchenden Menschen, in besonderem Maße fühlbar dem, der durch seinen Beruf tagtäglich auf dieses Problem hingewiesen wird und der Arzt des Körpers und der Seele zugleich sein soll, dem Psychiater, der bei seinem Forschen „mit dem einen Fuß in den Geisteswissenschaften steht, mit dem anderen in der Naturwissenschaft". Und so ruft man auch ihn auf den Plan, um über die gegenwärtigen Probleme der Persönlichkeits- und Konstitutionsforschung zu berichten. Handbücher sind geschrieben, ganze Zeitschriften sind im letzten Jahrzehnt begründet worden, um die Persönlichkeits- und die Konstitutionsforschung zu fördern. So bedarf es äußerster Beschränkung, um auf wenigen Seiten etwas leidlich Befriedigendes zu sagen. Die Beschränkung ist gegeben durch den Rahmen dieses Sonderheftes. Medizinisches, Ärztliches, Naturwissenschaftliches soll besprochen werden, nicht Philosophisches und Psychologisches. Die Persönlichkeitsforschung aber ist Gebiet der Psychologie und Menschenkunde. Ja, die im Thema zusammengestellten Begriffe widersprechen sich in vieler Hinsicht so sehr, daß eine Verbindung beinah Widersinn erscheint. Die Persönlichkeit ist ein Ganzes, man darf sie nicht in Stücke reißen, wenn man etwas über sie aussagen will; das Ganze des großen Wirkungszusammenhanges würde zerstört. Konstitution aber kommt von constituere, d. h. zusammensetzen; die Konstitutionsforschung fragt gerade nach den Teilen, die sich zum Ganzen zusammenfügen, nach ihrer Art und Beschaffenheit, die das Dasein und Sosein der Persönlichkeit erklären.

Der Persönlichkeit? Vielleicht besser der „Person". Aber wir sehen doch eines: Man kann Persönlichkeitsforschung offenbar in verschiedener Weise betreiben, einmal gleichsam

nach oben — Sache der geisteswissenschaftlichen Psychologie —, indem man die Persönlichkeiten sichtet nach ihren Einstellungen zur Welt, zu Werten, Weltanschauungen, Berufen oder anderen „Leitlinien", aber auch gleichsam nach unten, indem man die Persönlichkeiten in ihre seelischen Einzelkomponenten zergliedert nach ihren intellektuellen Begabungen, nach ihren Gefühls-, Willens- und Triebeinstellungen; und schließlich kann man, noch weiter „herabsteigend", unter mehr oder weniger hypothetischer Zuordnung körperlicher Korrelate zu diesen seelischen Einzelkomponenten das Zusammenwirken der für das Seelenleben wichtigen körperlichen Substrate untersuchen, und man erhält auf diese Weise eine körperliche Grundlage für das, was wir Person oder Persönlichkeit nennen.

Wir verlangen dabei von Seite der Geisteswissenschaftler nur die Anerkennung, daß die von ihnen geforderten objektiven Werte, das überindividuelle Sein, stets hindurchwirken muß durch die Persönlichkeit und daß sich dies Objektive je nach der individuellen Körperlichkeit des Subjekts in seiner besonderen Art und Weise (der körperlichen Zusammensetzung oder „Konstitution" entsprechend) widerspiegelt. Die Ergebnisse geisteswissenschaftlicher psychologischer Forschung werden darum nicht angefochten.

Wo aber soll nun der Naturwissenschaftler mit seiner Persönlichkeitsforschung beginnen? Was ist die körperliche Grundlage der Persönlichkeit? Zunächst doch wohl einmal der Mensch in allen seinen Teilen, so wie er sich seinen Mitmenschen in seiner gesamten Körperverfassung darbietet. Die einfachste Art körperlicher Persönlichkeitsforschung ist daher die, daß man versucht, bei verschiedener Persönlichkeitsartung auch körperbauliche Unterschiede herauszufinden, so daß man schließlich aus der äußeren Gestalt auf die Seele des Menschen Rückschlüsse zu ziehen imstande ist. Dies ist das Verfahren der Physiognomiker aller Schattierungen gewesen, eines Lavater, eines Lombroso und vieler anderer, deren Lehren heute bedeutungslos geworden sind. In modern wissenschaftlichem Gewande aber ist die Physiognomik wieder erstanden in Kretschmers Lehre von Körperbau und Charakter. Von der Psychiatrie ausgehend konnte er den beiden großen Krankheitsgruppen des manisch-melancholischen Irreseins und der Schizophrenie (Jugendirresein) bestimmte Körperbautypen zuordnen, und indem er nun diese Untersuchungen auf die leichtesten Formen dieser Störungen ausdehnte, eröffnete sich ihm ein Ausblick auf gewisse Beziehungen zwischen seelischer Eigenart und Körperform auch in der normalen Breite. Dem sanguinisch-melancholischen Temperament mit seiner heiteren, freundlichen, gutherzigen, humorvollen, geselligen, aber auch gemütvollen, weichen, stillen, jedenfalls immer vorwiegend harmonischen, „runden", ausgeglichenen Art ordnete er den pyknischen Körperbau zu; er ist gekennzeichnet durch verhältnismäßig dicken, breiten Schädel, weiche Gesichtsmodellierung, kurzen Hals, breiten Brustkorb, in höherem Alter auch durch stattlichen Fettbauch, bei Zartheit der Gliedmaßen und knapp mittelgroßer Statur — der besonderen Merkmale sind noch viele. Diesem „cyclothymen" Temperament, wie Kretschmer es nennt, steht das „schizothyme" Temperament gegenüber, dem drei Körperbautypen, der asthenische, athletische und dysplastische Körperbau, zugeordnet sind; der erste umfaßt die hochgeschossenen schmalbrüstigen Individuen, dünn, langgliedrig, mit kleinem Kopf, großer Nase, kurzem fliehenden Kinn (Winkelprofil) usw., der zweite läßt eine Skizzierung überflüssig erscheinen, der dritte nimmt alle möglichen körperlichen Abnormitäten (Hochwuchs, Turmschädel, Fettwuchs, Infantilismen) in sich auf. Diesen drei Körperbautypen entspricht auf seelischer Seite das schizothyme Temperament; es umfaßt das weniger Ausgeglichene, das Schüchterne, Scheue, Empfindsame, Empfindliche, das Verkrampfte, die abstrakte und die phantastische Denkungsart, aber auch das Gemütlose, Humorlose, Trockene, Stumpfe, Brutale, das Eckige, Tollpatschige und vieles andere mehr. Zwar sind Kretschmer und seine Schüler emsig bemüht, die große Masse des schizothymen Temperamentes weiter aufzuspalten und somatische Zuordnungen zu finden, aber gleichzeitig verschwimmen auch die Grenzen immer mehr, und wenigstens vorläufig bleibt es wohl bei der Gegenüberstellung der ausgeglichenen Charaktere mit pyknischem Körperbau

(des klassischen Menschen im Schefflerschen Sinne, nach dem goldenen Schnitt gebaut) und der disharmonischen Persönlichkeiten (des gotischen Menschen) mit verschiedenartigen Abwandlungen der menschlichen Körperform.

Aber schon hören wir einen Einwand: Wandelt sich denn nicht überhaupt die Körperbauform im Laufe des Lebens beständig und die seelische Eigenart noch viel mehr? Man wird dies zugeben, aber es geschieht nach inneren Gesetzen, die die angegebenen Gleichläufigkeiten widerspiegeln. Auf diese inneren Gesetze nach der körperlichen Seite hin kommen wir noch zu sprechen, die seelischen Wandlungen in Kindheit, Pubertät, Reifezeit und Rückbildungsalter hat H. Hoffmann kürzlich in ansprechender Form (Das Problem des Charakteraufbaues; Springer 1926) zur Darstellung gebracht. Doch man fragt weiter: Vermögen nicht auch äußere, Umweltfaktoren, die äußere Körperform so zu ändern, daß die Körperbaulehre ihren Wert verliert? Hier liegt eine schöne Zusammenstellung von Gruhle (Die Naturwissenschaft 1924) vor; er weist auf die Körperbauänderungen in der Tierzüchtungskunde durch eigenartiges Training oder einseitige Lebensweise und Beanspruchung hin, auf Unterschiede der Großstadt- und Landbevölkerung, auf Änderung von Gesichtszügen bei bestimmten Berufen u. a. m., und endlich auf die Hellpachsche These, daß sich mit Wechsel in ein anderes mundartliches Gebiet nicht nur die Mundart, sondern sogar die Gesichtsbildung und der Charakter den neuen Verhältnissen anpaßt. Allein das sind doch mehr nebensächliche Dinge; grundlegend ist die Änderung der Körperform nicht und aus einem Starrkopf ist auf diese Weise wohl noch nie ein nachgiebiger Mensch geworden, aus einem geselligen Humoristen kein verschrobener Eigenbrötler.

Bedeutungsvoller scheint uns in dieser Hinsicht der Einfluß der Nahrung, die wir zu uns nehmen, der Gehalt an Jod, Kalk, Eisen, Arsen, Phosphor usw. Wichtige Aufschlüsse haben besonders die neuen Forschungen über Vitamine gebracht. Daß es sich in all diesen Fällen um Stoffe handelt, die auch für die Reagibilität unseres Nervensystems von Bedeutung sind, hat die neueste Forschung gezeigt, und wir gewinnen auf diese Weise ein besseres Verständnis für die gute Wirkung von Bädern, Heilquellen und klimatischen Einflüssen auf unser Nervensystem und damit in letzter Linie auch auf den Charakter. Aber von ausschlaggebender Bedeutung sind auch diese äußeren Momente nicht.

Trotzdem kann uns die Aufstellung von Körperbautypen nicht genügen; denn was nützen schließlich die schönsten Körperbautypen, wenn der Arzt ihnen nicht anders beizukommen weiß, als ein guter Menschenkenner mit einiger Lebenserfahrung auch. Wir müssen Klarheit bekommen über das Funktionieren unserer Körperorgane und ihre Zusammenarbeit. Und wenn wir über Persönlichkeit und Charakter etwas erfahren wollen, so müssen wir uns in erster Linie klar werden, von welchen Organen und Organgruppen unser seelisches Reagieren überhaupt abhängt. Wollte man mit der Psychologie Hand in Hand gehen — und das muß man tun, wenn man über die Persönlichkeit etwas erfahren will —, so müßte erst begriffliche Klarheit geschaffen werden, insbesondere müßte versucht werden, Begriffe zu finden, die sich nach der seelischen wie nach der körperlichen Seite hin anwenden ließen, wenn sich Psychologe und Naturwissenschaftler verstehen wollten. Das war der Anlaß zu meinen Untersuchungen über Temperament und Charakter (Springer 1924). Was waren denn die Temperamente? Waren es seelische Reaktionsweisen? Aber was war dann der Charakter? Viele brauchten Temperament und Charakter in wahllosem Durcheinander. Was für den einen Temperament bedeutete, war für den anderen Charakter und umgekehrt. Uns schien es, als ob das Wesentliche an den Temperamenten ein Quantitätsfaktor sei, die quantitativen Unterschiede im körperlichen und seelischen Geschehen, der vitale (Elektrolyt-) Turgor (Kraus) oder der „Biotonus", die Lebensspannung, wurde uns zur körperlichen Grundlage der Temperamente, die auf psychischer Seite in dem mehr oder weniger ausgeprägten inneren Schwung sich äußern. Zu einer ähnlichen Begriffsbestimmung kam die neueste Psychologie (Klages), für die auch die Unterschiede der Grade (also Quantitätsschwankungen) von Eile, Heftigkeit und psychischer Frische maßgebend wurden für die

nperamente. Die Talente und Begabungen aber, das „Material", war Sache der elligenz. Und als letzte der drei Hauptkomponenten der seelischen Persönlichkeit kommt Charakter hinzu, die Qualität, die Art des psychischen Reagierens auf Erlebnisse; aber muß für den Naturwissenschaftler, soweit die angeborene Veranlagung zum Rea- en in Frage steht und nicht der im Laufe des Lebens durch Erziehung, Umwelt usw. orbene Charakter, zurückgehen auf den besonderen Aufbau des Organismus aus all Teilen, die eine Wirkung auf unser Gehirn und unser Nervensystem ausüben. Und it sind wir bei der Frage der körperlichen Grundlagen des Charakters.

a nun die Gefühls-, Trieb- und Willenseinstellungen des Menschen den Kern des Cha- rakters einer Persönlichkeit bilden, so haben wir zunächst zu fragen, ob wir irgendwelche altspunkte dafür besitzen, daß diese Teile des Seelenlebens zu bestimmten Hirngegen- in engerem Zuordnungsverhältnis stehen. Wir können diese Frage mit einem gewissen ht bejahen. Ältere und neuere Untersuchungen weisen auf die Bedeutung des Hirn- mes hin, jenes Gehirnteiles, der — stammesgeschichtlich ein uraltes Gebilde — die en Hirnhemisphären mit dem Rückenmark verbindet. Mikroskopische entzündliche dchen im Hirnstamm, wie man sie besonders nach der sog. „Kopfgrippe" findet, führen den eigenartigsten Charakterveränderungen, zu Affektausbrüchen, Lügenhaftigkeit, hlsucht, Bosheit, Sexualentgleisungen, Initiativlosigkeit und vielem anderen mehr. tfall von Hemmungsmechanismen und Reizzustände dürften die Veranlassung sein, bei dieser Krankheit die sonst beherrschten, mehr tierischen Triebmechanismen wieder werden. Daß diese Hirngebilde eine engere Beziehung haben zu dem, was wir seelisch arakter" nennen, darf man also wohl annehmen. Die Hirnrinde selbst — stammes- hichtlich jüngeren Datums — wird im allgemeinen als Organ der Intelligenz angesehen. iuse Hirnrindenschädigungen führen mit größter Regelmäßigkeit zur Demenz, zum mischen Schwachsinn. Gleichzeitig hat die Hirnrinde aber auch die Aufgabe, unser ußtes willentliches Handeln in vernünftige Bahnen zu leiten, den Gefühlen, Affekten Trieben zu steuern; so sehen wir in der individuellen Art der Wechselwirkung zwischen rinde und Hirnstamm einen der wesentlichsten Faktoren für den Persönlichkeitsaufbau. ber auch die verschiedensten Körperorgane sind an dem Aufbau der Persönlichkeit mit- iligt. Daß der Ausfall der Schilddrüse zu seelischer Verkümmerung (Kretinismus) t, war schon lange bekannt. Die Überfunktion der gleichen Drüse führt zu überstarker ühls- und Affektansprechbarkeit. Auch der Ausfall der Nebenschilddrüsen führt zu r (andersartigen) nervösen Übererregbarkeit. Die Nebennieren haben Einfluß auf Affektstärke. Noch erheblicher ist der Einfluß der Geschlechtsdrüsen; die Charakter- välzungen und -veränderungen an Marksteinen des Generationslebens (Pubertät, wangerschaft, Rückbildungsalter usw.) sprechen eine eindeutige Sprache und die so fige ängstliche Zimperlichkeit mit Neigung zum Leben in phantastischen Ideen bei uchoiden (Geschlechtsdrüsenausfall) kann kein Zufall sein. Für die inneren Gesetze der erlichen Entwicklung aber ist es von großer Bedeutung, daß die genannten Drüsen ide in bestimmten Lebensphasen besonders funktionstüchtig sind, das Schilddrüsen- t ist z. B. besonders wichtig in der Kindheit, das Geschlechtsdrüsensekret in der Pubertät hasenspezifität"); nur dann ist eine regelrechte körperliche und Persönlichkeitsentwick- gewährleistet. Auch die Zusammensetzung des Blutes ist von größter Bedeutung, esondere hat der Gehalt an Kalium- und Kalziumionen den größten Einfluß auf die gibilität der nervösen Substanz. Es ist unmöglich, die Fülle der gesammelten Tat- inde hier wiederzugeben. Das Zusammenspiel und die innige Wechselwirkung all r Organe und Faktoren und ihr Einfluß auf das Gehirn bildet die Grundlage für unser sches Reagieren, insbesondere für die Art unseres Gefühls-, Trieb- und Willenslebens. ie zahllosen möglichen Verschlingungen und Verkoppelungen kennen wir freilich noch annähernd. Sie zu ergründen, ist die Hauptaufgabe der auf die körperlichen Persön- chkeitsgrundlagen gerichteten Konstitutionsforschung. Einen Anfang bilden die Er-

gebnisse der Arbeiten der Brüder Jaensch mit der Aufdeckung zweier „Biosysteme" bei sonderen Persönlichkeitsspielarten; bei der ersten besteht unter dem Einfluß eines de lichen Kalkmangels eine Neigung zu lästigen Vorstellungs- und Affektverkrampfung gleichzeitig auch ein eckiger und tollpatschiger Bewegungsablauf, alles durch Kalkzufu (wenigstens in der Jugend) gut beeinflußbar; hier laufen Fäden hinüber zu Kretschm schizothymem Temperament. Die andere Gruppe besitzt Beziehungen zu der Basedo schen Erkrankung mit ihrer Überfunktion der Schilddrüse; solche Persönlichkeiten hab in ihrem Wesen etwas Beseeltes, gleichzeitig aber auch etwas Sprunghaftes, Un ständiges, Augenblicksbedingtes, sie scheinen suggestiven Einflüssen besonders zugängli es laufen Fäden zu dem „Hysteriker". Die nähere physiologische und psychologische A einanderlegung der beiden Biosysteme und seelischen Typen würde hier zu weit führ

Um nun das Chaos der Charaktere einer körperlichen Erforschung überhaupt zugängl zu machen, schien es notwendig, die die Charaktere zusammensetzenden Haupteige schaften psychologisch zu analysieren, sie gleichsam auf die Wurzeln zurückzuführen, a denen sie entsprangen, um dann diese Wurzeln u. U. wieder mit körperlichen Funktion in Verbindung oder Parallele bringen zu können. So enthält Neid, Mißgunst, Rachsu usw. einen deutlichen (tierischen) Trieb-Ich-Einschlag, die Milde spiegelt die starke Gefüh beteiligung wider, die Nachträgerei oder die Anhänglichkeit ein langes Nachschwing von Erlebnissen, die Besonnenheit und die Vorsicht kluge intellektuelle Steuerung. D oben geschilderten Erwägungen über Lokalisation von Gefühl und Trieb im Hirnstam von der Intelligenz in der Hirnrinde kommen uns in Erinnerung; sollten sich aus der V des Wechselspiels von Hirnrinde und Hirnstamm bis zu einem gewissen Grade die Eige schaften herleiten? Dem Naturwissenschaftler aber erweckt der Begriff der Stärke der G fühls- oder Trieberregung den aus der Nervenphysiologie wohlbekannten Begriff d Intensität der Nervenerregung, der Begriff des Nachschwingens gefühlsbetonter Erle nisse, den Begriff der Extensität der Nervenerregung und die Begriffe der Steuerun der Hemmung und Bahnung gesellen sich hinzu.

Sollte sich durch Auseinanderlegung des bunten Wechselspieles von besonderen Orga und Gehirnveranlagungen unter Berücksichtigung von Intensitäts-, Extensitäts- u Steuerungsfunktionen, unter Beachtung von quantitativen (Temperaments-) und M terial- (Intelligenz-) Schwankungen nicht doch mit der Zeit ein Ausweg finden lassen a dem Labyrinth von Charakterspielarten? Das Ziel einer somatischen Grundlegung d Persönlichkeit, einer Verbindung von Konstitutions- und Persönlichkeitsforschung w sichtbar, wenn auch noch undeutlich, nebelhaft und in weiter Ferne; Persönlichkeits- u Konstitutionsprobleme. Nicht nur der Psychiatrie und Neurologie wird die Lösung o liegen, die Aufgaben reichen weit hinein in innerklinisches Gebiet (Kraus' „Tiefenperson in Physiologie, Pathologie und Erbbiologie (H. Hoffmann); auch die Serologie und er lich Physik und Chemie werden Hilfe leisten müssen.

Wir kehren zum Ausgangspunkt zurück. Die Persönlichkeitsforschung kann auf zweier Weise betrieben werden, als philosophisch-psychologische Ganzheitsforschung, aber a in analysierender Weise mit naturwissenschaftlichen Methoden und naturwissenschaftli medizinischem Ziel. Wer praktisch Persönlichkeitsforschung und Persönlichkeitsbehandlu treiben will, wird beides nicht trennen können, wird beides gelten lassen und berücksichtig müssen. Daß Pädagogik, Psychagogik und Psychotherapie größte Aufgaben für die P sönlichkeitsheranbildung haben, versteht sich von selbst. Aber eine Grenze kann ihrem Wir doch gesetzt sein in der Konstitution, in der angeborenen Veranlagung. Dann soll der A helfen. Darum verachte man das mühevolle Werk nicht, das darauf abzielt, über die K stitutionsforschung eine Konstitutionsbeeinflussung und damit eine Besserung der körperlich Persönlichkeitsgrundlagen zu erreichen; so wahr das Wort ist vom Geist, der sich den Kör baut, so unbestreitbar steht auch fest: Nur im gesunden Körper lebt eingesunder Geist.

Moderne Psychiatrie

Von Oswald Bumke in München

Die Psychiatrie ist von allen großen klinischen Fächern das jüngste. Noch Kant wollte für die Beurteilung von Seelenstörungen nicht den Arzt, sondern den Philosophen für ständig erklären, und erst vor einem Jahrhundert hat ein deutscher Professor der Psychia- e, Heinroth in Leipzig, die Meinung verfochten, alle Geisteskrankheiten entstünden aus gezügelten Leidenschaften, und der Wahn sei der Ausfluß des Lasters. Dann kam der waltige Aufschwung der Naturwissenschaften, dem alle übrigen medizinischen Fächer geahnte Fortschritte verdanken — die Psychiatrie führte diese naturwissenschaftliche nstellung zunächst in einen neuen Irrweg hinein. „Geisteskrankheiten sind Gehirn- nkheiten", hieß es jetzt, ein an sich richtiger Satz. Aber nun ließ man die Geisteskrank- ten Geisteskrankheiten sein und kümmerte sich nur noch um das Gehirn. Aus seinem u glaubte man die normalen seelischen Eigenschaften ablesen zu können, und lange ehe n Nißl der Grund zu einer Histopathologie des Nervensystems gelegt worden war, te man mit dem Mikroskop aufzeigbare anatomische Veränderungen bei allen Psychosen selbstverständlich voraus. Es ist kein Zweifel, daß wir diesen Arbeiten aus den Schulen ddens und Flechsigs eine Fülle der wichtigsten Feststellungen verdanken, nur mit ychiatrie hatten sie leider, unmittelbar wenigstens, nichts zu tun. „Eine aussichtslose ssenschaft", hat mir gegenüber ein überlebender Psychiater aus jenen Tagen sein eigenes ch gescholten, und „Ich weiß es nicht" bekamen Guddens Schüler zur Antwort, wenn sich eine klinische Frage zu stellen getrauten. Das war gewiß eine schmerzliche Ent- ung und doch hat dieser Verzicht dem damaligen Stande unserer Kenntnisse besser ent- ochen als das geniale Hypothesengebäude, in dem Meynert 1884 eine Psychiatrie auf n Bau, die Leistungen und die Ernährung" des Vorderhirns zu begründen versuchte.

Inzwischen hatten die praktischen Aufgaben des Irrenarztes natürlich dazu gedrängt, über die häufigsten Formen der Geistesstörungen einigermaßen zu verständigen, und ist eine Reihe von rein symptomatologischen Darstellungen entstanden, in denen die tere klinische Arbeit wenigstens die ersten Bausteine fand. Eine Systematik der Geistes- nkheiten aber fehlte durchaus; man hat die Psychosen damals rein äußerlich geordnet in Einzelsymptomen, wie sie in der inneren Medizin etwa der Husten oder die Gelbsucht stellen, die Krankheiten selber gesehen. Große Zusammenhänge und das Wesen der einzelnen elenstörungen konnten so nicht zutage treten, ebenso wie man auf diesem Wege niemals u gelangen konnte, Krankheiten zu heilen oder gar zu verhüten.

So ist die entscheidende Wendung in der Psychiatrie erst durch Kahlbaum eingetreten, in den achtziger Jahren zum erstenmal den Gedanken vertrat, daß nicht bloß die augen- klichen Krankheitsäußerungen, sondern auch Ursache und Verlauf, klinischer Ausgang anatomischer Befund mit zum Gesamtbild einer wirklichen Krankheit gehörten. Auf sem Gedanken hat dann von 1896 ab Kraepelin einen groß angelegten klinischen Bau ichtet, dessen Grundmauern heute noch stehen. Jetzt wurden die Manie und die Me- cholie, die als solche wohl heilen, aber bei manchen Menschen mehrfach im Leben wieder- ren, zu der Einheit des manisch-depressiven Irreseins, und jetzt wurden sehr vielgestaltige chosen, die in der Mehrzahl der Fälle schließlich zu einer eigenartigen Form von fase- r Verblödung führen, unter dem Namen der Dementia praecox zusammengefaßt. va um dieselbe Zeit erlaubte die durch Franz Nißl geschaffene feinere anatomische tersuchung des kranken Gehirns, die progressive Paralyse, die Gehirnerweichung der en, von den übrigen organischen Hirnkrankheiten so scharf abzugrenzen, daß eine wirk- e Krankheitseinheit — mit gleichen Ursachen, gleicher Symptomatologie, gleichem

Verlauf, gleicher Anatomie und gleichem Krankheitsgeschehen — daraus entstand. Da kam zu Beginn des Jahrhunderts die serologische Forschung hinzu, die ihre ersten Erfol wieder bei der Paralyse erzielte, sich inzwischen aber zu einem der unentbehrlichsten Hil mittel bei der Erkennung von organischen Geisteskrankheiten überhaupt entwickelt h Namentlich der Nachweis einer syphilitischen Entstehung, zugleich aber die Feststellu von entzündlichen oder von Stauungsvorgängen im Nervensystem werden uns heu durch die Untersuchung des Blutes und der das Nervensystem umspülenden Zerebrospin flüssigkeit möglich gemacht.

Über alle diese Feststellungen gelten nur für einen Teil aller Psychosen, die wir die org nischen nennen. Das sind die Seelenstörungen, denen mit dem bloßen Auge oder m Hilfe des Mikroskops sichtbare Gehirnveränderungen zugrunde liegen. Nun kann m aber noch auf eine andere Weise geisteskrank sein als dadurch, daß ein organischer Prozeß üb das vorher gesunde Gehirn hingeht wie eine Entzündung über die Lunge. Außer d organischen gibt es funktionelle Psychosen, und deren letzte Ursachen suchen wir in d Konstitution. Der Satz: Geisteskrankheiten sind Gehirnkrankheiten, wird darum nicht au gehoben, sondern nur in eine etwas andere Beleuchtung gerückt. Auch das gesunde seelisc Geschehen ist ja an bestimmte Gehirnvorgänge gebunden, und es ist somit nur logisch, ve schiedenen psychischen Zuständen und Vorgängen auch verschiedene physische Geschehni entsprechen zu lassen. Auch im Gehirn eines funktionell kranken Menschen wird es al anders zugehen als in dem eines gesunden. Nur ist wenig wahrscheinlich, daß sich die Abweichungen jemals mit dem Mikroskop werden nachweisen lassen. Hier handelt es si wohl wirklich nur um Änderungen der Funktion, die in letzter Linie chemisch und in viel Fällen vielleicht durch eine veränderte Tätigkeit der sogenannten inneren Drüsen d Körpers (Schilddrüse usw.) verursacht sein mögen.

Das gilt für das manisch-depressive Irresein, gilt für alles, was wir hysterisch, viele was wir „nervös" und schließlich für das, was wir heute paranoische Entwicklungen nenne Für diese Fälle besitzen wir keine pathologische Anatomie im Gehirn. Nichts spricht dafü daß sich die körperlichen Korrelate dieser abnormen seelischen Vorgänge von dem, was i sicher gesunden Gehirn physiologisch geschieht, mehr unterscheiden als innerhalb der G sundheit etwa Wachsein und Schlaf, und es ist ganz unwahrscheinlich, daß der Tod die Unterschiede nicht auswischen sollte. Wohl aber muß in allen diesen Fällen eine von Gau aus vorhandene abnorme seelische Anlage vorausgesetzt werden. Um Beispiele zu gebe der seelisch ganz rüstige Mensch wird weder zum Trinker noch zum Morphinisten, er h im Kriege nicht gezittert und er wird, weil er vor Gericht einmal Unrecht bekommt, nc lange kein Querulant. Wenn also einer Schädigungen erliegt, die alle oder doch vie treffen, dann muß er — auch das ist eine Forderung der Logik — schon von Geburt u zum mindesten schon vor der auslösenden Ursache anders gewesen sein als der Durchschni

Eine solche Konstitution wird natürlich im wesentlichen durch die Vererbung bestimm Auch hier hat sich in den letzten Jahrzehnten so ziemlich alles geändert. An die Ste der alten psychiatrischen Erblichkeitslehre, die rein statistisch vorging und alles zusamme zählte, was sich in der Verwandtschaft eines Kranken an nervösen und seelischen Störung auffinden ließ, ist eine neue Wissenschaft getreten, die im wesentlichen nach Mend Grundsätzen verfährt[1]). Aber man kann nicht von der Vererbung, auch nicht von der V erbung seelischer Anlagen reden, ohne daran zu denken, daß der Träger dieser Vererbu etwas Physisches ist. So wendet sich unser Blick doch auch hier wieder den körperlich Begleiterscheinungen des Seelischen zu. Auch in der Gesundheitsbreite pflegen ja d seelischen Ähnlichkeiten von Ahnen und Kindern häufig auch physisch gemeinsame Zü zu entsprechen. So ist Kretschmer auf den Gedanken gekommen, bei gewissen abnorm seelischen Konstitutionen, die ihre Besitzer entweder dauernd oder wenigstens gelege

[1]) Vgl. Märzheft 1928 „Rassenhygiene", bes. die Aufsätze von Jakob Seiler und Johannes Lan

ich geisteskrank machen, nach bestimmten Körperbautypen zu suchen[1]). In der Tat gibt es hier sicher „Korrelationen“: gewisse körperliche und seelische Eigenarten treffen immer wieder zusammen, sie werden miteinander vererbt. Wer aber den Gesetzen dieser Vererbung nachgeht, findet weiter, daß auch die gesunden Angehörigen eines solchen abnormen Menschen sowohl seine seelischen wie seine körperlichen Eigentümlichkeiten wenigstens in Andeutungen und in Verdünnungen zeigen.

Hier liegt zugleich einer der Gründe, der eine möglichst scharfe Abgrenzung der funktionellen von den organischen Psychosen immer notwendig machen wird. Die psychopathischen Konstitutionen und die funktionellen Psychosen bleiben mit der Norm durch alle überhaupt denkbaren Übergänge verbunden. Sie entstehen entweder schicksalsmäßig rein aus der inneren, wahrscheinlich chemischen Steuerung des Körpers heraus, oder sie werden mit durch seelische Anlässe bedingt. Alles dies unterscheidet sie von Krankheiten, bei denen, wie bei der durch eine Infektion bedingten Paralyse, ein neuartiger und, psychologisch betrachtet, sinnloser Krankheitsprozeß das Gehirn unter grundsätzlich veränderte Arbeitsbedingungen setzt. Bei den Psychopathien und den funktionellen Psychosen ist es nicht so, als griffe ein Kind mit plumpen Fingern in das Räderwerk einer Uhr. Hier wird lediglich die Länge des Pendels ein wenig verändert mit dem Ergebnis, daß die Ausschläge auf die Reize des Lebens größer werden, größer oder kleiner, aber nicht grundsätzlich anders, so daß der Gesunde von einigem Einfühlungsvermögen solche Kranke beinahe immer versteht.

Deshalb können manche funktionellen Psychosen, wie gesagt, auch durch seelische Anlässe ausgelöst werden. Dieselben Anlässe würden beim ganz gesunden Menschen wirkungslos bleiben; aber auch der Psychopath würde vielleicht nicht entgleisen, wenn das Schicksal ihn weicher gebettet, wenn die Umwelt oder ein bestimmtes Erlebnis nicht mehr von ihm verlangt hätten, als seine Natur zu leisten und auszuhalten vermochte. Und weil es so ist, kann man manche von diesen Psychosen durch eine zweckentsprechende Psychotherapie heilen und andere sogar verhüten, d. h. im Keime ersticken.

So ist neben die körperlichen Untersuchungs- und Behandlungsarten und an die Stelle der alten, rein hirnphysiologisch eingestellten, erklärenden Psychologie eine neue psychologische Arbeitsrichtung getreten, die die seelischen Zusammenhänge bei gewissen Krankheiten aufdecken will, und neben der körperlichen (und eng mit ihr verbunden) ist eine seelische Typenlehre entstanden. Es ist klar, daß sie der engsten Fühlung auch mit dem normalen Leben bedarf; wir hörten ja, daß alle funktionellen Störungen und alle abnormen seelischen Konstitutionen die innigsten Beziehungen zur geistigen Gesundheit besitzen. Darum sind unsere Arbeitsmittel hier die gleichen, wie sie die Normalpsychologie schon lange gebraucht. Wir fügen nicht mehr aus hunderten von Krankengeschichten eine Unmenge von Eigenschaften in einem Additionsexempel zusammen, sondern wir greifen diesen oder jenen Vertreter einer Konstitution oder einer Krankheitsgruppe heraus, um mit wenigen Strichen das Grundsätzliche seiner Eigenart zu umreißen. Freilich können wir uns dabei nicht bloß an das halten, was uns Gesunde und Kranke über ihre seelischen Zustände sagen. Auch in jene dunklen Zusammenhänge müssen wir einzudringen versuchen, die die Wissenschaft in früheren Zeiten übersah oder bestritt und die sie neuerdings zumeist hinter dem Schlagwort vom unbewußten seelischen Geschehen verbirgt.

Hier liegt unsere größte Gefahr. Es ist die, aus dem Objektiven ins Subjektive zu gleiten. Aber ausweichen können wir dieser Schwierigkeit nicht. Eine Psychopathologie, die alles Subjektive ausschiede, würde einen großen Teil ihres Arbeitsgebietes an den Psychologen und den Philosophen abtreten müssen. Das geht nicht, aber notwendig ist, daß man die Tatsachen nicht aus dem Auge und sich selbst nicht in rein literarische Stilübungen verliert.

[1]) Vgl. den Aufsatz von Gottfried Ewald in diesem Heft.

Ich glaube, die Gefahren, die in dieser Hinsicht in den letzten Jahren aufgetaucht war sind im wesentlichen schon überwunden. Die Psychiatrie wird immer ein Teil der Medi und sie wird so auch stets zu einem guten Teil Naturwissenschaft bleiben. Sie hat es seelischen Dingen zu tun, aber sie wird auch die Einstellung auf das Gehirn und auf d übrigen Körper niemals aufgeben dürfen, und gerade das wird sie aus den luftigen Höh der Spekulation immer wieder auf den harten Boden der Wirklichkeit setzen.

Übrigens hat uns die Entwicklung der letzten Jahre eindringlich gezeigt, wie notwend diese doppelte Einstellung ist. Gewiß, begrifflich hält man organische und funktione Psychosen leicht auseinander, aber das Leben kehrt sich an unsere begrifflichen Abgre zungen nicht, und so kommen Überschneidungen vor. Ein Psychopath trinkt, weil sei abnorme Konstitution ihn willensschwach macht. Das ist ein rein psychologischer Tatbestan Aber durch den Alkohol selbst wird nun sein Gehirn wie sein übriger Körper auch no organisch verändert. Ja auch das Umgekehrte kommt vor, das Bild einer progressiv Paralyse wird durch die von Hause aus vorhandene persönliche Eigenart des Krank ebenso gefärbt, wie es infolge seelischer Erlebnisse, einer Haft z. B., durch hysterische Z taten überlagert zu werden vermag. Wir kommen also mit der gradlinigen Annahme ein Ursache bei sehr vielen Kranken längst nicht mehr aus. An die Stelle des Dogmas von d „Krankheitseinheit" ist die „Strukturanalyse" (Birnbaum) getreten, die bei jedem einzeln Fall die oft vielfach verzweigten Wurzeln seiner Entstehung aufzudecken versucht. Die Richtung muß mit den körperlichen Bedingungen der Psychose ebenso rechnen wie n ihrer Psychologie. Sie muß wissen, daß sich nicht bloß konstitutionelle und im Leben e worbene, nicht nur körperliche und seelische Ursachen durchflechten, sondern daß es au zwischen den einzelnen konstitutionellen Formenkreisen Überschneidungen gibt. E manisch-depressiver Kranker bringt uns durch gewisse Eigentümlichkeiten seiner Melancho oder Manie auf den Gedanken, ob in seiner Konstitution nicht auch Erbanteile der Schiz phrenie (Dementia praecox) gelegen sein könnten, und bei einem zweiten weisen ande Züge außerdem auf eine beginnende senile Demenz.

Nach alledem ist es klar, daß auch die Behandlung der Geisteskrankheiten ihre Mit aus sehr verschiedenen Arsenalen entnehmen muß. Einen der größten Erfolge der letzt Jahre verdanken wir der Malariabehandlung der progressiven Paralyse, mit der man na Wagner v. Jaureggs Vorgang bei mehr als einem Drittel der Fälle weitgehende und lan dauernde Besserungen erzielt. Aber nicht weniger wertvoll scheinen mir die Ergebni zu sein, die bei funktionellen Krankheiten mit der folgerichtigen Anwendung psychisch Behandlungsarten erreicht worden sind. Diese Erfolge pflegen um so größer zu sein, früher wir seelisch abnorme Konstitutionen erkennen, und so werden sie überall da am e freulichsten wachsen, wo man die unwissenschaftliche und törichte Mauer zwischen „geiste krank" und bloß „nervös" endgültig ausgemerzt hat.

Die psychologische Wendung in der modernen Medizin

Von Karl Birnbaum in Berlin

Es hieße Wesen und Umfang der modernen Medizin einseitig und unvollständig erfasse wenn man sich nur auf jene wissenschaftlichen Wandlungen in Krankheitsauffassun und -behandlung beschränkte, die sich auf die stoffliche, also im wesentlichen physikalisc chemische Seite des biologischen Geschehens beziehen. Als gleich wesentlich, ja vielleic noch bezeichnender und vor allem als beziehungsreicher, können vielmehr jene Strömunge gelten, die sich um den Anteil des Psychischen an allen Lebensvorgängen drehen. Wie

itig aufgebaut, vielgestaltig sich äußernd und vielfältig ausstrahlend, versagen sich diese trömungen naturgemäß einer Darstellung, die sich mit wenigen Seiten zu begnügen hat. ie können hier daher nur in ihren Hauptzügen umrissen werden, wobei zahlreiche kenn- ichnende Einzelheiten ebenso wie mancherlei kritische Einwendungen verloren gehen.

Alle diese modernen Anschauungen haben unbeschadet ihrer sonstigen Verschiedenheiten nächst rein äußerlich eins gemeinsam: Sie gehen letzten Endes auf den Namen Freud nd den Begriff der Psychoanalyse zurück. Sie haben aber auch innere Wesensgemein- haften: sie lassen sich (wenn auch nur plump und schlagwortartige) unter eine Formel: edizinischer Psychologismus und Personalismus bringen.

Das heißt zunächst etwas Negatives: Bei allen diesen neuartigen Anschauungen tritt das rück, worum es in der bisherigen so erfolgreichen Epoche der Medizin fast ausschließlich ging: e Krankheit als physikalisch-chemisches Naturgeschehen, ihre Lokalisation in bestimmten örperorganen, pathologisch-anatomische Befunde als ihre Grundlagen, greifbare stoff- he Schädlichkeiten als ihre Ursachen, Mikroskop und Reagenzglas als ihre Untersuchungs- ittel, chemische und physikalische Kräfte als ihre Heilmittel.

Das Positive, das an ihre Stelle trat, sieht ganz anders aus: Bei Krankheitsentstehung nd -gestaltung, bei Krankheitserfassung und -behandlung dreht es sich immer wieder um elische Kräfte und Vorgänge: um die psychische Individualität und ihre Erlebnisse, um ychisch Unbewußtes und seelische Tiefenmechanismen, um psychische Krisen und Gleich- wichtsstörungen, um seelische Analyse und Synthese der Persönlichkeit. Und zwar ist besonders eine Krankheitsgruppe (wenn auch nicht sie allein), für die all dies beherr- ende Geltung hat: jene umfassende Krankheitsgruppe der nervösen Störungen, die geradezu als spezifische Krankheitsmanifestationen des Kulturmenschen bezeichnen sen und die daher schon deswegen eine Vorzugsstellung im Bereiche der modernen edizin beanspruchen dürfen. Von ihnen und der so ganz andersartigen medizinischen mosphäre, die sie umgibt, ist also hier im wesentlichen zu sprechen. Wir betrachten sie nächst im Lichte der Psychoanalyse.

Das Grundprinzip, das die psychoanalytisch eingestellte Medizin durchdringt, ist die Anschauung, daß im Nervenleben nichts zufällig geschieht, sondern alles streng psychisch erminiert ist. Damit gewinnen für sie auch solche psychischen Gebilde, und gerade sie, deutung, die bisher als wissenschaftliche quantités négligeables unbeachtet blieben. s gilt einmal von den „Fehlleistungen" des Alltagslebens, jenen scheinbaren Belang- gkeiten zufälliger geistiger Entgleisungen, wie sie sich im Versprechen, im Verschreiben, Vergessen bekannter Namen, im Sichvergreifen, in beiläufigen spielerischen Handlungs- isen (Tändeln mit Gegenständen, Summen einer Melodie u. dgl.) kundgeben. Was hier Anschein einer bloßen Zerstreutheitsäußerung, eines zufälligen Versehens erweckt, psychodynamisch betrachtet Ausfluß bedeutsamer psychischer Triebkräfte, und zwar nders starker, gefühlsbetonter Vorstellungskreise, sog. Komplexe, die der Persönlich- selbst gar nicht klar zum Bewußtsein kommen, ja sogar ihrem Bewußtsein entzogen n: die sie als im Widerspruch mit ihren bewußten seelischen Tendenzen stehend verdrängt . In diesem Sinne gibt etwa das Verlegen eines Gegenstandes, das Vergessen eines mens u. dgl. einen bezeichnenden Hinweis auf das peinliche Erlebnis, das mit jenem genstand oder jenem Namen verknüpft ist und darum der Verdrängung anheimge- en ist. Solche von außerbewußten psychischen Triebkräften bestimmten Fehlleistungen en damit innerhalb der normalen Breite liegende Symptomhandlungen dar, die wesent- e Hilfen für die Beurteilung der gesunden oder neurotischen Persönlichkeit abgeben.

Diese Symptombedeutung kommt in noch erhöhtem Maße einer Erscheinung zu, die urch erst in den Mittelpunkt der Neurosenbetrachtung gehoben und zu einer medizi- nen Beachtung gelangt ist, die sie höchstens noch in der antiken Tempelmedizin ge- ben hatte. Der Traum — denn um ihn handelt es sich hier — gilt für jede psycho- lytisch gerichtete Neurosenforschung geradezu als der Königsweg, auf dem man in

Theorie wie Praxis zu dem allem neurotischen Geschehen zugrundeliegenden seeli
Getriebe gelangt. Und zwar sind es nicht etwa seine formalen Eigenheiten: die Beso
heiten seines Ablaufs u. dgl., die hier die Eingangspforten bilden, sondern seine in
lichen Gestaltungen, die — wenn auch oft in Entstellungen und Verzerrungen — unmi
bar auf die Untergründe des Seelenlebens hinweisen. Nur zu natürlich. Was im k
Wachbewußtsein von den Kräften des Verstandes und den Hemmungen der höheren
fühlssphäre vom geistigen Leben ferngehalten oder nur in angemessenen, von Reali
und höheren Gefühlsforderungen korrigierten Formen zugelassen wird, das kann
Traumzustand, wo jene höheren Bewußtseinskräfte und -mechanismen ausgesch
sind, mehr oder weniger frei schalten und walten. Damit kommen dann vor allem
jene beim Kulturmenschen am stärksten unterdrückten Regungen, die sonst vom k
Bewußtsein abgedrängt, ja selbst verdrängt zu werden pflegen: jene starken Triebk
der elementaren Grundtriebe nach Art der sexuellen voll zur Geltung und bringen
Bedürfnisse und Strebungen in dem Trauminhalt vernehmlich zum Ausdruck.

Freilich nicht immer so, daß der innere Zusammenhang ohne weiteres durchsichti
Gegenkräfte anderer Art: ethische, ästhetische und ähnliche Gegenmotive (also grade
Faktoren, die im Sinne der Verdrängung wirksam zu sein pflegen), können nach Art e
Zensur Entstellungen am Trauminhalt vornehmen, so daß erst nachträgliche Deutu
die eigentlichen Traumgedanken und ihre seelischen Ursprünge aufdecken. Vor allem
spielt bei diesen inhaltlichen Entstellungen ein Moment eine Rolle, das nicht nur fü
Psychodynamik des Traumes, sondern auch (wir werden es gleich sehen) für die der neurotis
Krankheitsäußerungen herangezogen wird und das zu einem besonderen Stein des
stoßes für die streng naturwissenschaftlich gerichtete Medizin geworden ist: die Symb

Nun müssen wir, unbeschadet aller kritischen Ablehnung allzu weitgehender sym
sierender Deutungen psychoanalytischer Anhänger, durchaus anerkennen, daß
Neigung zu bildhaft-anschaulicher und damit also auch sinnbildlicher Darstellung
Gedanken in den Rahmen natürlicher menschlicher Denktendenzen fällt und daß
Denkform unter besonderen Bedingungen, wo die höhere Denktätigkeit gestört
gemindert ist (so in der Einschlafphase am Übergang vom abstrakten zum bildhaften Den
durch die Selbstbeobachtung nachgewiesen werden kann: Ein Autor denkt z. B. beim
schlafen daran, daß er eine Stelle in einem Aufsatz noch verbessern muß, und sogleich
sich ihm das entsprechende Bild: Glattabhobeln eines Stückes Holz durch ihn selbst,

So gibt alles in allem der Traum, wenn auch in verhüllter Form, das Spiel der die E
erfüllenden Kräfte wieder, er bringt vor allem auch die inneren Spannungen und Konf
die andrängenden Triebkräfte des Unbewußten zum Niederschlag und hat daher beson
symptomatologische Bedeutung für die Verwicklungen des inneren Lebens.

Was nun im normalen Geschehen der Fehlleistungen und des Traumes vor sich g
wiederholt sich für die Psychoanalyse (und das ist der Grund, warum hier zun
dieser Gebilde gedacht werden mußte) mutatis mutandis im Neurotischen und Ps
tischen. Wie für die Psychoanalyse ja überhaupt — und mit vollem Recht — ein sch
Schnitt zwischen Pathologischem und Normalem nicht existiert und die gleichen ps
dynamischen Kräfte, Vorgänge und Mechanismen auf beiden Seiten des Lebensgesche
gleiche Geltung haben. Es sind daher auch hier nicht etwa strukturelle Veränderungen
Nervengewebes, sondern psychisch bedingte Störungen: Störungen in der Harmonie
die Persönlichkeit zusammensetzenden Elemente, im Maßverhältnis von Triebregungen
Hemmungen, von verdrängten Strebungen und Forderungen der bewußten Persönlic
oder anders ausgedrückt: Störungen in der seelischen Erlebnisweise und ihrer Verarbeit
welche die Psychoanalyse für die Entstehung und Gestaltung der Neurosen heranz

Damit treten nun die Komplexe, also jene affektiv betonten Vorstellungskreise, die
mannigfachsten Erlebnis-, Umwelts- und Situationseinflüssen des persönlichen Le
entstammen und die die persönliche Reaktivität unmittelbar zum Ausdruck bringen,

an die Wurzel der neurotischen Vorgänge. Ihre Unvereinbarkeit mit den Forderungen des eigentlichen höheren Ichs führt zu ihrer Verdrängung, ihre natürliche gefühlsmäßige Abreaktion wird damit verhindert, und die ihnen dadurch verbleibende Affektenergie macht sie so zu psychodynamischen Kraftzentren, die vom Unbewußten her ihre Tendenzen störend ins seelische Leben hineindrängen. Die ihnen anhaftende Entladungskraft sucht in mannigfachsten Bahnen ihren Weg und setzt sich besonders dort durch, wo Organ- und Funktionsabartigkeiten der körperlichen oder seelischen Sphäre von vornherein Örtlichkeiten geminderter Widerstandskraft schaffen und Störungsneigungen also schon vorgebildet sind. So kommt es zu den mannigfachsten Ausstrahlungen und Umsetzungen der Komplexenergien in seelische und körperliche Symptome, etwa zu nervösen Angst- und Zwangserscheinungen, zu hysterischen Erscheinungen, zu nervösen Störungen der körperlichen Funktionen in Verdauungs-, Kreislauf-, Zeugungs- und sonstigen Organapparaten. All diese vielgestaltigen funktionellen nervösen Reiz- und Ausfallerscheinungen der verschiedenartigsten Organe sind also nicht etwa als ebenso viele und verschiedenartige örtliche körperliche Erkrankungen zu bewerten als vielmehr nur als verschieden sich äußernde Äußerungen der gleichen Störung der psychischen Persönlichkeit, der Störung ihres innerseelischen Gleichgewichts und der Spannung zwischen ihren bewußten und unterbewußten Bestandteilen. Die Festhaltung und Rekapitulation des ursächlichen Konfliktserlebnisses in einzelnen Symptomen, ihre Wiedergabe im Inhalte der Zwangsvorstellungen, der hysterischen Zustände usw. weisen dabei gelegentlich unmittelbar auf die wirksame psychische Gestaltungskraft dieser Erlebnisse für die Neurose hin. Manchmal sind es auch symbolische Zusammenhänge, die die psychogenetischen Beziehungen zwischen Neurose und psychischem „Trauma" verraten: Unstillbares nervöses Erbrechen ist etwa als symbolischer neurotischer Ausdruck der seelischen Reaktion auf ein ekelerregendes Sexualerlebnis zu deuten.

Nicht immer stellt sich die neurotische Störung als eine episodische Gleichgewichtsstörung dar, in der Triebkräfte und Mechanismen der tieferen Seelenschichten vorübergehend in das höhere Geistesleben einbrechen, und die Beherrschung der eigenen Seelenkräfte durch die Dynamik des Unterbewußtseins zuzeiten beeinträchtigt wird. Zum anderen Teil, so besonders bei sexuellen Perversionen, bedeutet sie für die psychoanalytische Auffassung eine Entwicklungsstörung des Individuums, das auf dem Wege von der primitiven Triebpersönlichkeit zum ausgereiften Charakter Schiffbruch gelitten und bei dem infolgedessen die harmonische Einordnung der Triebsphäre in die Gesamtpersönlichkeit sowie die natürliche Richtungsfestlegung der Sexualtriebe mißglückt ist.

Daß für diese neurotischen Entwicklungsstörungen ebenso wie für die Gleichgewichtsstörungen die Psychoanalyse immer wieder sexuelle Momente in Anspruch nimmt: sexuelle Traumata der verschiedensten Art, insbesondere kindliche Sexualerlebnisse sowie die Besonderheiten der Sexualkonstitution, kann befremden; doch vermag sie immerhin gewichtige Gründe dafür heranzuziehen: die überragende Bedeutung des Sexuellen für Lebensglück und Lebensleid, die Unterdrückungen, Versagungen, Verdrängungen, denen gerade das Sexuelle beim Kulturmenschen ausgesetzt ist, und nicht zuletzt die wichtigen Anteile, welche die Grundtriebe als unmittelbar im Biologischen wurzelnde ausschlaggebende psychische Lebenskräfte zum Aufbau der Persönlichkeit überhaupt liefern.

Eine solche Auffassung vom Wesen der Neurosen, die das Psychische und die Persönlichkeit selbst in den Mittelpunkt der Krankheitsvorgänge stellt, verlangt naturgemäß auch eine entsprechende, von der üblichen medizinischen abweichende, ja fast himmelweit sich entfernende Untersuchungs- und Behandlungsmethodik. Die Komplexforschung, das systematische Suchen nach jenen ursächlichen, seelische Konflikte erregenden und daher verdrängten affektbetonten Erlebniskomplexen wird damit zum beherrschenden diagnostischen Mittel erhoben. Ihr dient — aus naheliegenden schon oben angedeuteten Gründen — ebensowohl die Analyse der Fehlleistungen wie die Ausdeutung der Träume, und ihr dient vor allem die vom Arzte kontrollierte freie Reproduktion von Gedanken und

Erinnerungen, d. h. das unmittelbare Aussprechen aller im Zustande geistiger Entspa
nung auftauchenden Einfälle ohne Rücksicht auf ihre Peinlichkeit und Sinnlosigkeit, wob
der besondere Komplex- und Verdrängungscharakter der einzelnen Inhalte sich dem b
obachtenden Arzt aus widerstrebenden und ablehnenden Äußerungen des Patienten verrä

Heißt danach für die Psychoanalyse Neurosendiagnostik: Aufdeckung der „pathogenen
Komplexe, so kann die Behandlung für sie nur heißen: Befreiung von diesen Komplexe
Diese Befreiung erfolgt auf dem Wege der seelischen Abreaktion, und diese Abreaktion wi
möglich im Verlaufe jener diagnostischen Bestrebungen, die auf die Herausholung un
Herausarbeitung der verdrängten seelischen Triebkräfte hinarbeiten. Indem der Ar
die vom Patienten dargebotenen Einfälle, an die die Komplexe verknüpft sind, aufgrei
und mit dem Kranken durchgeht, löst er allmählich auch die hemmenden Widerstände, d
ihre Verdrängung unterhalten und damit auch die Symptome selbst festhalten. Indem
dabei den Patienten die aufwühlenden traumatischen Erlebnisse von neuem durchlebe
läßt, bietet er ihm Gelegenheit, sich von den zurückgehaltenen Affekten durch Entladun
nach außen zu befreien. Dieser psychische Vorgang des Abreagierens unter Führung de
Arztes erscheint als Kernstück der psychoanalytischen Therapie, wenn bei dieser au
daneben noch andere psychotherapeutische Hilfsmittel im Spiele zu sein pflegen.
bedeutet zugleich — bildlich gesprochen — eine seelische Reinigung, eine Psychokatharsi
für die im übrigen auch noch andere, wenn auch ähnliche seelische Heilwege zur Verfügun
stehen. Freud hat sich anfänglich der Hypnose als dem Medium bedient, in dem die ve
drängten psychotraumatischen Erlebnisse neu erweckt und zur Abreaktion gebracht werde
können, und Frank hat dann diese hypnotisch unterlegte Methode als die besondere psych
katharische Behandlungsform der Neurosen herausgestellt.

Von der Psychoanalyse oder wenigstens von dem von ihr gebahnten Wege zweigen nu
unmittelbar noch andere von den herkömmlichen medizinischen Anschauungen sich no
weiter entfernende psychodynamische Forschungsrichtungen ab. Schon Freud hatte erkann
daß die Neurosen nicht nur ursächlich zu erklären, sondern auch final zu verstehen sin
daß ihnen ein bestimmter Sinn und Zweck im seelischen Haushalt zugunsten der Persön
lichkeit und ihres psychischen Wohlbefindens zukommt, daß sie eine Flucht aus inner
Lebensnot, eine Befreiung von seelischen Selbstbelastungen und Schuldbeladungen, ein
Zuflucht vor inneren und äußeren Schwierigkeiten bedeuten. Die Adlersche Neurose
lehre hat nun diese Zwecktendenz besonders ausgebaut; sie ist rein final eingestellt: D
neurotischen Erscheinungen sind für sie lediglich seelische Einstellungen, Haltungen, Att
tüden, deren sich ihr Träger — nicht etwa voll bewußt und willkürlich, sondern mehr i
stinktiv — bedient, die er sich schafft oder auch, soweit sie schon vorgebildet sind, aufgreif
um einen bestimmten Lebenszweck, ein Lebensziel zu erreichen. Dieses Ziel aber heft
sich im wesentlichen an das den geistigen Mittelpunkt fast jedes Menschen bildende Eige
wertgefühl und besonders an seine Erhaltung, seine Festigung und Förderung, die
im Laufe des Lebens mancherlei Bedrohungen ausgesetzt ist. Den Ausgangspunkt fü
diese neurotischen Aufbauten pflegt dabei ein Minderwertigkeitsbewußtsein abzugebe
das teils von vornherein, und zwar meistens infolge tatsächlicher seelischer oder körperliche
Mängel gegeben ist, teils aber durch ungünstige Einflüsse der Kindes- und Jugendjah
erst geschaffen wird, durch das Kind entwürdigende, sein Selbstwertgefühl herabdrückend
erzieherische und ähnliche Einflüsse der Umgebung. Die durch dieses Minderwertigkeits
bewußtsein erzeugte seelische Spannung, das Gefühl der Unterlegenheit gegenüber de
Umwelt drängt nun nach Ausgleich, ja nach Überkompensation zur Gewinnung des Übe
gewichts gegenüber den andern, und so schaffen sich diese Naturen ein ganzes System vo
neurotischen Kunstgriffen und Techniken, von neurotischen Sicherungen und Garantie
die es ihnen ermöglichen, den Schwierigkeiten des Lebens (und damit freilich auch seine
Niederlagen) auszuweichen, statt seinen Realitäten und sozialen Anforderungen nachzu
kommen. Für diese Adlersche Individualpsychologie sind also die vielgestaltigen neurot

schen Bildungen: Angst- und Zwangszustände, Triebperversionen, hysterische Zustände, Funktionsstörungen der verschiedensten Körperorgane usw. nur verschiedene Manifestationen einer einzigen, stets gleichen Persönlichkeitstendenz, verschiedene Mittel zum gleichen Ziele: durch Erhöhung der Eigengeltung sich Verpflichtungen zu entziehen oder sogar die Umgebung zu beherrschen. Liegt die Sache aber so in jedem wie auch immer gearteten neurotischen Einzelfalle — und für die Individualpsychologen liegt sie grundsätzlich so —, so ist auch die diagnostische und therapeutische Arbeit des Arztes eindeutig festgelegt. Für die Untersuchung der jeweils vorliegenden Neurose kommt es dann lediglich darauf an, den Zweckzusammenhang zwischen den neurotischen Erscheinungen und dem Minderwertigkeitsgefühl aufzudecken, die ersteren als Sicherungs- und Ausgleichsmechanismen gegenüber dem letzteren klarzustellen, und für die Behandlung handelt es sich in ähnlichem Sinne lediglich darum, dem Neurotiker selbst diese Zusammenhänge klarzumachen und ihn von dieser besseren Einsicht aus durch seelische Leitung zu einer Änderung der Einstellung gegenüber dem eigenen Geltungsstreben und den sozialen und sonstigen Anforderungen des Lebens zu veranlassen. Man beachte wohl, was hier der Mediziner gegenüber dem neurotisch Kranken erstrebt und was er therapeutisch mit ihm treibt: im Grunde nicht mehr und nicht weniger als einen Neuaufbau der psychischen Persönlichkeit des Kranken auf letzten Endes pädagogischem Wege. Von hier aus führt dann der Weg unmittelbar zu einer besonderen psychischen Behandlungsrichtung der Psychagogik im Sinne Kronfelds, die nicht mehr wie die Psychoanalyse an einzelnen Symptomen, sondern an der ganzen Persönlichkeit angreift und fern von allen kleinen medizinischen Mitteln die Gesamtpersönlichkeit ärztlich-erzieherisch zu fördern und stärker zu machen sucht.

Seelisch tiefer bohrender und weiter greifender Methoden zur Erfassung und Behandlung der neurotischen Persönlichkeit bedient sich ein anderer von der Psychoanalyse ausgehender Seelenarzt: C. G. Jung. Er sieht und sucht im Unbewußten nicht nur jene verdrängten Komplexe, die auf Erlebnisse und seelische Konflikte des individuellen Lebens zurückgehen, sondern das Höchste und Tiefste des seelischen Lebens überhaupt: irrationale, schöpferische Seelenkräfte, magische und mystische Seelenanlagen und darüber hinaus urtümliches, altes, allgemein menschliches (kollektives) Seelengut, das sonst nur noch in Mythen, Märchen und anderen Kundgebungen der Menschheitsgeschichte und des Völkerlebens erhalten und sich als Einzelgestaltungen der alle Lebenstriebe umfassenden, vom Unbewußten her wirksamen Libido darstellt. Auch für Jung hat die Neurose ihre Wurzeln in der Diskrepanz, dem Gegensatz zwischen diesen (viel weiter und tiefer als bei Freund reichenden) unbewußten Anteilen der Persönlichkeit und deren bewußten Komponenten. Er sucht daher die Aufklärung über die Natur der Neurose und der neurotischen Persönlichkeit dadurch zu gewinnen, daß er jene Gegensätzlichkeit aufdeckt und die tiefen Schichten des Unbewußtseins in all ihren Strömungen verfolgt. Damit legt er aber zugleich die Leitlinien und Wege frei, die der Persönlichkeit von ihrem eigenen Unbewußten vorgezeichnet sind, die unterbewußten Richtungen, in denen sich die Selbstverwirklichung der Individualität bewegt. Sein therapeutisches Ziel geht dann dahin, die Persönlichkeit im Sinne dieser Erkenntnis zu beeinflussen und die vom Unbewußten dargebotenen Persönlichkeitskräfte harmonisch ins Persönlichkeitsgesamt zu überführen und einzuordnen. Es ist in allem also eine Behandlungsmethode, die gegenüber der im wesentlichen auf Erklärung der Persönlichkeitszusammenhänge gerichteten psychoanalytischen als eine ausgesprochen synthetische gewertet werden darf.

Alle diese medizinischen Richtungen sind nun freilich nur cum grano salis als solche zu bezeichnen, insofern sie ursprünglich und zum Teil auch jetzt noch sich im medizinischen Bereich betätigen. Sie alle führen aber schon mehr oder weniger über dieses Teilgebiet hinaus und greifen in andere Wissenschaftsbereiche über: so die Psychoanalyse in geistes- und kulturwissenschaftliche Gebiete überhaupt, die Individualpsychologie besonders in

die pädagogische Sphäre und die Jungsche medizinische Psychologie schließlich sogar
Philosophisch-Metaphysische. Das ist gewiß kein Zufall. Sind sie doch überhaupt wiss
schaftsgeschichtlich gesehen nicht einfache Weiterführungen der Medizin als vielm
allgemeine psychische Reaktionserscheinungen auf den vorausgegangenen wissenschc
lichen Materialismus des 19. Jahrhunderts, der schließlich gegenüber der ungeheu
Tatsachensammlung in den verschiedensten Wissenschaftskreisen eine unbefriedige
geistige Leere zurückließ. Von diesen zeitgeschichtlichen Zusammenhängen bleibt aber i
Bedeutung für die Medizin unberührt: Mögen sie auch mit ihrer stark betonten Dogm
und teilweise spekulativen Tendenz noch starken kritischen Einwendungen einer sehr
achtlichen medizinischen Gegnerschaft unterliegen, mögen sie auch noch weitgehen
Wandlungen und Einschränkungen bedürfen, um in den anerkannten medizinisch-wiss
schaftlichen Gesamtbestand aufgenommen zu werden, so haben sie doch mit verdienstvo
Entschiedenheit die Einheit von Leib und Seele und die Bedeutung des ganzen Mensc
auch für das Krankheitsgeschehen und seine Behandlung aufgedeckt und haben gezei
daß, wer kranke Menschen behandelt, auch der seelischen Einflüsse und Zusammenhä
sich bewußt bleiben muß.

Vitalismus und Medizin

Von Gustav Wolff in Basel

Die Schriftleitung der S. M. hat eine Abhandlung über „Neovitalismus und Sc
medizin" von mir gewünscht. Die Begriffe, die in der vorgeschlagenen Formulier
einander gegenübergestellt werden, leiden jedoch an einer gewissen Unbestimmth
Deshalb habe ich mir erlaubt, das Thema zu ändern und ihm eine scheinbar etwas all
meinere, in Wirklichkeit speziellere Fassung zu geben.

Der „Neovitalismus" müßte gekennzeichnet werden können durch die Merkmale,
ihn von dem alten Vitalismus unterscheiden. Diese Merkmale lassen sich aber nicht le
feststellen, weil weder der alte noch der neue Vitalismus etwas Einheitliches ist, und
die verschiedenen neueren vitalistischen Richtungen nur eines miteinander gemein
haben, was sie aber auch mit jeder Form des alten Vitalismus verbindet, nämlich den Geg
satz zum Mechanismus, der im Ablauf organischer Vorgänge nichts erblickt, als das Wi
physikalisch-chemischer Vorgänge. Solcher Auffassung gegenüber lehrt jede ältere
neuere Form des Vitalismus eine Eigengesetzlichkeit des Lebens, die in der organisc
Zweckmäßigkeit zum Ausdruck kommt, einerlei wie diese Autonomie des Lebens
verschiedenen Vertretern des Vitalismus formuliert wird. Den Trennungsstrich zwisc
jedem Vitalismus und jedem Mechanismus bildet also die Auffassung der organisc
Zweckmäßigkeit, die von jeder vitalistischen Lehre als ein besonderes und ausschließli
Kriterium des Lebens angesehen, also teleologisch beurteilt, vom Mechanismus dage
abgelehnt wird, sei es durch einfache Leugnung, sei es, was im Grunde dasselbe ist, di
Zurückführung auf mechanische Prinzipien.

Wenn man Ansichten, die sich der Zustimmung einer Mehrheit erfreuen, als Ausd
einer Zeitrichtung ansehen darf, so steht die heutige Biologie noch im Zeichen des Me
nismus. Aber eine Zunahme vitalistischer Bestrebungen und eine gewisse Unsicher
auf mechanistischer Seite, verbunden mit einer etwas größeren Duldsamkeit gegenüber
anderen Anschauung, scheint sich in wachsendem Maße geltend zu machen.

Zu ihrer Begründung pflegen beide Auffassungen nicht nur „normale", sondern
„pathologische" Lebensvorgänge heranzuziehen. Von jeher haben ja im Kampf der A
anschauungsfragen die Krankheiten eine bedeutende Rolle gespielt. Sie gehören zu ,

Übel grauenvollem Heer", das den Bemühungen optimistischer Systeme, diese Welt als die beste aller möglichen zu erweisen, große Schwierigkeiten bereitet, also eher die pessimistischen Lehrgebäude zu stützen scheint. Und wirklich erinnern die Einwände, die der Mechanismus gegen eine teleologische Beurteilung der Lebensvorgänge erhebt, an die Erörterungen über optimistische und pessimistische Weltauffassung. Daß aber solche Beziehungen nicht zu bestehen brauchen, könnte schon das Beispiel der Schopenhauerschen Lehre zeigen, die sowohl den Vitalismus wie den Pessimismus verkündet. Die Problempaare „Vitalismus und Mechanismus" einerseits und „Optimismus und Pessimismus" andererseits kann nur derjenige in eine Beziehung zueinander bringen, der den Begriff der Zweckmäßigkeit mit dem Begriff der Vollkommenheit verwechselt. Diese mehr oder weniger unbewußte Verwechslung bildet in der Tat die wesentlichste Grundlage des Mechanismus im Kampf gegen den Vitalismus, und sie hat zur Entwicklung einer förmlichen „Lehre von der Unzweckmäßigkeit" geführt, die, von Ernst Häckel unter dem Namen „Dysteleologie" gegründet, auch heute noch den Kern der meisten gegen die Teleologie gerichteten Argumente darstellt.

Das dysteleogische Argument verwertet zwar auch normale Einrichtungen, z. B. den vermeintlich so unzweckmäßigen Weg, der unsere Speisen über den Kehlkopf führt, so daß wir, wie es heißt, uns beim Essen in beständiger Erstickungsgefahr befinden. Aber die wichtigsten, in dysteleologischem Sinne herangezogenen Erscheinungen sind pathologische Verhältnisse, nämlich Krankheiten, Mißbildungen, Geschwülste u. dgl.

Dem an der Oberfläche haftenden Blick erscheinen solche Ableitungen überzeugend. Der tiefer Dringende muß erkennen, daß es doch nicht so leicht ist, aus pathologischen Tatsachen eine Dysteleologie herauszulesen.

Was sind denn Krankheitserscheinungen? Fast ebenso große Mühe wie die Definition des Lebens verursacht der Wissenschaft die Bestimmung des Krankheitsbegriffes, und für beide Schwierigkeiten liegt der letzte Grund in der mechanistischen Voraussetzung. Wenn Virchow das Kranksein bezeichnet als ein „Leben unter anderen Bedingungen", so ist das keine Begriffsbestimmung, so lange nicht der Begriff der „anderen" Bedingungen festgestellt ist. Denn die Bedingungen, unter denen das Leben stattfindet, sind so vielseitig, daß die Wendung „unter anderen Bedingungen" ein inhaltsleerer Ausdruck ist, bei dem man sich nichts zu denken vermag. Wenn dagegen Ribbert, ein anderer mechanistischer Pathologe, die Krankheit als die „Summe der von Organveränderungen abhängigen Funktionsstörungen" bestimmt, so enthält diese Begriffsbestimmung wohl das Richtige, aber ihr Urheber hat sich nicht klar gemacht, daß sie nicht auf mechanistischer, sondern auf vitalistischer Grundlage ruht.

Daß der Begriff der Funktion nur als ein teleologischer gedacht werden kann, habe ich früher einmal in dieser Zeitschrift zu zeigen versucht[1]). Stünde dies nicht außer jedem Zweifel, so müßte es restlos klar werden durch den Begriff der Funktions-Störung. Ist schon der Begriff einer Funktion mit dem mechanistischen Standpunkt nicht vereinbar, weil er den Begriff einer Zieltätigkeit enthält, so trifft diese Unvereinbarkeit vollends zu für die Störung der Funktion. Gestört werden kann nur ein zielmäßiger Vorgang, eine Störung ist nur als Beeinträchtigung eines teleologischen Ablaufs denkbar.

Zwar spricht man auch in der Physik und in der Astronomie von Störungen. Dort hat aber das Wort einen ganz anderen, übertragenen Sinn. Die „Störungen" in der Bahn des Uranus, aus denen der Ort eines bisher unbekannten Planeten berechnet worden ist, bestanden in Differenzen zwischen der berechneten und der beobachteten Bahn. Störend war nur dieser Widerspruch, der auf einen unbekannten Faktor deutete. Objektiv aber konnte nicht von einer Störung, sondern nur von einer Beeinflussung des Uranuslaufes

[1]) Mechanismus, Vitalismus und Seele, Oktoberheft 1913 der S. M.

gesprochen werden. Der Lauf der Gestirne ist rein mechanisch, und mechanische Vorgän können nicht gestört werden, weil sie kein Ziel haben.

Aber sprechen wir nicht beständig von Störungen im Ablauf eines maschinellen G schehens? Ist Staub in ein Uhrwerk geraten, so wird der Lauf gestört, die Uhr geht ni mehr richtig, sie geht unregelmäßig. Hier scheint doch eine objektive Störung im Verl eines rein mechanischen Vorgangs zu bestehen. Dies ist jedoch nicht der Fall. Und da berühren wir eine zweite Verwechslung, die zu dauernden Mißverständnissen zwisch Mechanismus und Vitalismus führt, nämlich die Verwechslung der Begriffe mechani und maschinell. Zwar ist jeder maschinelle Vorgang zugleich ein mechanischer, aber ni jeder mechanische Vorgang ist ein maschineller. Das Wesentliche der Maschine, also d Charakter des Maschinellen, ist mit der mechanischen Ableitung aller Bewegungsvorgär noch nicht bestimmt, ja noch gar nicht berührt. Die Wörter „Maschine" und „Mechan haben zwar den gleichen sprachlichen Ursprung, aber sie bezeichnen verschiedene Begrif Unter mechanischem Geschehen verstehen wir die physikalisch-chemischen Vorgänge solche. Damit mechanische Vorgänge zu einem maschinellen Geschehen werden, müs sie eine Anordnung erhalten, die zu einem bestimmten Ziel führt. Dieser teleologis Charakter der Maschine braucht bei der mechanischen Beschreibung ihrer Bewegung nicht zum Ausdruck zu kommen, ja er kann gar nicht mechanisch ausgedrückt werden. E etwaige Störung bezieht sich nur auf den gewollten oder gesollten Ablauf, nicht auf Mechanik. Eine Maschine kann einen Fehler haben, der Mechanismus nicht, sofern m eben unter Mechanismus nicht, wie das häufig geschieht, den maschinellen Gang, sonde nur den Ablauf kausal bestimmter Vorgänge versteht. Vom Standpunkt der mechani schen Auffassung liegt kein Fehler vor, wenn der Kolben undicht im Zylinder läuft, de auch wenn Dampf entweicht, handelt es sich um ein mechanisches Geschehen, alle dare entstehenden Folgen sind mechanisch verursacht und die Kette der mechanischen Vorgär ist nirgends zerrissen, nur ihre zielmäßige Anordnung ist durchbrochen. Der Begriff Störung setzt also eine teleologische Ordnung voraus.

Genau so liegen die Verhältnisse im gesunden und kranken Lebewesen. Der Organ mus kann als eine Maschine angesehen werden in dem Sinne, daß die Richtung und Ko bination der in ihm sich abspielenden mechanischen Vorgänge einem Naturzweck entspri der als gesetzgebende Instanz der Vollzugsgewalt der mechanischen Kräfte gebietet, i Pflicht zu tun. Die Erhaltung des lebenden Körpers in seinem Zustande soll erreicht w den, die mechanischen Vorgänge sind daher in einer bestimmten, einem Naturzweck e sprechenden Richtung und Kombination angeordnet, derart, daß die wirkenden Krä oder einzelne Teile zu Bewegungen nach einem bestimmten Plane hinführen müs Eine Störung und damit ein abnormes Verhalten entsteht dann, wenn durch irgendwel Zwischenfälle, sei es von außen, sei es von innen, Veränderungen in den Vorgängen e treten, welche die Herbeiführung des vorherbestimmten Zieles erschweren.

Die im letzten Absatz enthaltenen Sätze darf man gewiß als vitalistisch bezeichnen, und schulgerechte Mechanist wird nur ein mitleidiges Lächeln für sie übrig haben, das al vielleicht einer Miene der Überraschung weichen wird, wenn er sich überzeugt, daß di Sätze nicht nur den gedrängten Inhalt, sondern auch die Ausdrücke einer Schrift wied geben, auf welche die Erledigung des Vitalismus und der Wiederbeginn mechanistisc Auffassung geschichtlich zurückgeführt wird. Es ist die berühmte Abhandlung, mit welc der Mediziner und Philosoph Hermann Lotze das von Rudolf Wagner herausgegebe „Handwörterbuch der Physiologie" im Jahre 1834 eingeleitet hat.

Man sagt zuweilen, Lotze habe in jener Abhandlung zwar den Mechanismus begründ sei aber später selbst Vitalist geworden und geblieben[1]). In Wirklichkeit ist jedoch L

[1]) In diesem Irrtum befand sich z. B. auch der verstorbene Münchener Philosoph O. Kü (vgl. seine Einleitung in die Philosophie, 2. Aufl., S. 159).

immer Vitalist gewesen, und er hat in jener Abhandlung nicht den Mechanismus, sondern einen Vitalismus gelehrt, allerdings einen solchen, der zu einzelnen damals vertretenen Formen des Vitalismus sich in einen Gegensatz stellte, den man daher als einen Neovitalismus bezeichnen könnte. Lotzes Vitalismus ist diejenige Form, die man nach der heute, hauptsächlich durch Hans Driesch üblich gewordenen Ausdrucksweise eine Maschinentheorie des Lebens auf statisch-teleologischer Grundlage nennen müßte. „Ein zweckmäßiger Nexus mechanischer Bedingungen", „ein zweckmäßiger Mechanismus" läßt, wie Lotze lehrt, die zweckmäßigen Vorgänge nach mechanischen Gesetzen erfolgen. Bestimmt aber wendet er sich gegen eine wirklich mechanistische Auffassung des Lebens, die es unterläßt, „bestimmt angeordnete Massen vorauszusetzen, aus denen nach allgemeinen Gesetzen die Lebenserscheinungen hervorgehen", und die jene „ursprüngliche Kombination aus dem absoluten Zufall unbegreiflicher Formen und Mischungen entstehen" läßt, „als sei der Organismus ein automatisch entstandenes Produkt aus zufällig zusammengekommenen Materien"[1]).

Die Krankheiten werden von Lotze nicht nur als Störungen aufgefaßt, wie sie infolge der aufgewendeten mechanischen Mittel in jedem „zweckmäßigen Mechanismus" auftreten können, sondern er erteilt den Krankheiten sogar einen biologischen „Wert", eine teleologische, wir können sagen: eine überteleologische Bedeutung, die wohl der extremste Vitalist ablehnen wird, die aber das kulturgeschichtliche Interesse an der Tatsache noch erhöht, daß ein vitalistischer Biologe in so verhängnisvoller Weise mißverstanden werden konnte, daß seine Lehre zum Ausgangspunkt einer ganz entgegengesetzten Doktrin geworden ist.

Lotze gebraucht mehrfach den Ausdruck des Seinsollens für normale, des Nichtseinsollens für pathologische Vorgänge. Der Begriff des Soll ist eigentlich nur in der Ethik bekannt. Aber auch die ethischen Begriffe sind auf biologische Grundsätze zurückzuführen, und man kann die Meinung vertreten, das ethische „Soll" stelle nur einen Sonderfall des biologischen „Soll" dar. Hier kann dies aber nicht begründet, sondern nur auf die Bedeutung des biologischen Soll hingewiesen werden, das in ausdrücklichen Worten außer bei Lotze nur vereinzelt und andeutungsweise, z. B. bei Karl Ernst von Baer, sich findet, das aber das Wesentliche jeder teleologisch-vitalistischen Auffassung enthält, und, oft sogar in Ausdruck, immer aber der Sache nach, von Vitalisten wie von Mechanisten mit selbstverständlicher Sicherheit gehandhabt wird. In Schriften, die nicht im entferntesten vitalistisch sein wollen, kann man beständig Wendungen lesen, wie die folgenden: der optische Apparat im Auge *soll* so funktionieren, daß die einfallenden Strahlen auf der Netzhaut ein Bild entwerfen. Wird das Bild vor oder hinter der Netzhaut entworfen, so liegt ein *Fehler* vor, der durch ein Glas korrigiert werden kann. Nun ist der optische Mechanismus im „normalen" wie im kurz- oder weitsichtigen Auge genau derselbe, für ihn ist es einerlei, ob und wo ein Bild entsteht, der Unterschied besteht nur darin, daß im einen Fall geschieht, was geschehen soll, im andern, was nicht geschehen soll. Oder: die Aortenklappen *sollen* so beschaffen sein, daß der Rückstoß des in die Aorta geworfenen Blutes sie schließt. Geschieht es nicht, so liegt ein *Fehler* vor. Der Begriff des Herzfehlers, des vitium cordis, gehört zum alltäglichsten Inventar jedes Arztes. Aber der Fehler setzt das Richtige, das Abnorme die Norm, das Unzweckmäßige das Zweckmäßige voraus. In der anorganischen Natur gibt es nichts Unzweckmäßiges, weil es nichts Zweckmäßiges gibt. Die „Dysteleologie", weit entfernt die Teleologie zu widerlegen, begründet sie vielmehr, indem sie ihre notwendige Voraussetzung ist.

Nur wer die oben erwähnte Verwechslung begeht und Zweckmäßigkeit gleichsetzt mit Vollkommenheit, also unter Zweckmäßigkeit eine unbegrenzte Zweckmäßigkeit versteht, kann leicht ein Scheinargument gegen den Vitalismus[2]). Zweckmäßig heißt nur ein Vor-

[1]) Wagners Handwörterbuch der Physiologie, Bd. 1, S. XXIV.

[2]) Vgl. die Ausführungen in meinen Schriften: Zur Psychologie des Erkennens, S. 18ff., und Mechanismus und Vitalismus, 2. Aufl., S. 33ff.

gang, der einem Zweck gemäß erfolgt, einerlei ob der Zweck erfüllt wird oder nicht. D von K. E. v. Baer vorgeschlagene Ausdruck „zielstrebig" ist daher eigentlich — zweckmäßig Nicht daß er zu einem Ziel führt, sondern daß er zu einem Ziel strebt, ist kennzeichne für den Lebensvorgang.

Grundsätzlich ohne Bedeutung ist daher die Tatsache, daß in den meisten Fällen d organische Zielstrebigkeit auch zu einem Ziel führt, daß es weit mehr normale als kran Herzen gibt, und daß gerade am kranken Herzen besonders deutlich die Zweckmäßigk sich offenbart in Kompensationserscheinungen, die den Fehler auszugleichen suchen.

Tatsächlich sind ja überhaupt die von uns beobachteten Krankheitssymptome zum groß Teil zweckmäßige Vorgänge, die danach streben, eingetretene Schwierigkeiten zu übe winden. Die Entzündung ist z. B. ein Komplex von Krankheitserscheinungen, aber a ihre Symptome zeigen den Zweckmäßigkeitscharakter: es sind Abwehrerscheinung gegen Schädlinge. Das Fieber, das in früheren Zeiten in jedem Stadium mit allen Mitte bekämpft wurde, ist z. B. eine zweckmäßige Reaktion des Organismus gegen giftige Mik organismen, und in Verbindung mit Gegengiften strebt der Organismus, durch dies Vorgang seine Feinde unschädlich zu machen. Nicht immer gelingt es ihm, aber auch da waren die Vorgänge ebensowenig unzweckmäßig, wie ein ärztlicher Eingriff deshalb u zweckmäßig gewesen sein muß, weil er keinen Erfolg hatte. Es kann sogar vorkommen, d ein Heilversuch der „Natur" nicht nur erfolglos, sondern geradezu schädlich ist.

Sogar Mißbildungen sind keine dysteleologischen Erzeugnisse. Die Entwicklung ein höheren Organismus ist ein äußerst verwickelter Vorgang, zu vergleichen etwa mit ein Mobilmachung, die nach einem genau vorbereiteten Plane vor sich geht, in der die einzeln Teile ihre bestimmten Weisungen haben und ein Teil auf den andern in besonderer We auslösend einwirken muß. Dieser zweckmäßig vorbereitete Entwicklungsvorgang ka selbstverständlich durch irgendwelche Ereignisse gestört werden. Manche solcher Störung kann der Organismus überwinden durch Umgruppierung und andere Maßregeln, so d schließlich doch ein normales Entwicklungsergebnis erzielt wird. Zuweilen aber gelin das nicht: das Zusammenwirken der einzelnen Stellen kann nicht mehr erreicht werde Teilvorgänge verlaufen aber noch nach der „besonderen Anweisung", die vorgesehen Auslösungsvorgänge wirken auf Stellen, für die sie nicht bestimmt waren, es kom zu Entgleisungen, zu Teilentwicklungen an falschen Stellen, zu Mißbildungen, zu den also Vorgänge führen, die im einzelnen immer noch zielstrebig waren. Wenn der U zeiger herausgefallen ist, läuft die Uhr trotzdem weiter, obwohl der Zweck nicht erfü werden kann. War es unzweckmäßig vom Uhrmacher, daß er nicht diesen Fall vorgeseh und Sorge getragen hat, daß die Uhr beim Zeigerverlust sofort stehen bleibt, um kei zwecklose Bewegung zu machen? Auch der Arzt macht in den verzweifeltsten Fällen n therapeutische Versuche, auch wenn er von der Erfolglosigkeit überzeugt ist. Handelt deshalb unzweckmäßig?

Von manchen Biologen wird die teleologisch-vitalistische Auffassung der Lebensvo gänge unfruchtbar genannt. Auf die Medizin hat sie jedenfalls nur befruchtend gewir Denn ihrem Einfluß ist es gewiß zum großen Teil zuzuschreiben, wenn die moderne He kunde sich mehr und mehr von schablonenhaften, mechanistischen Methoden abgewen und den Regulationsvorgängen der Natur größere Beachtung geschenkt hat, nicht im Sin der sog. Naturheilkundigen, sondern im Sinne wissenschaftlicher Einsicht und Einfühlu in die Aktivität des Organismus. Das natürliche Heilbestreben zu unterstützen, betrach der heutige Arzt als seine erste Aufgabe; das könnte er nicht, wenn er ein solch Bestreben der Natur nicht anerkennen würde. Wichtige neue Methoden verdanken ein teleologischen Einstellung ihr Dasein, ich erinnere nur an die Biersche Stauung. Und se dem wir angefangen haben, einen Einblick in die großartigen Laboratorien zu gewinne in denen der Organismus seine so überaus zweckmäßigen Präparate herstellt, hat auch i medikamentöse Behandlung vieler Krankheiten einen ganz anderen Boden gewonn

Vitalismus oder Mechanismus?

Von Fritz Lenz in München

Man begegnet seit einigen Jahren in Zeitungen und Zeitschriften, die sich an die breite Öffentlichkeit wenden, nicht selten Aufsätzen, in denen etwa folgendes gesagt ist: In er ärztlichen Wissenschaft wie in der Biologie überhaupt sei ein bedeutungsvoller Wandel ingetreten. Es sei eine Abkehr von den materialistischen Vorstellungen, die früher in den Naturwissenschaften herrschend gewesen seien, erfolgt. Man sehe heute ein, daß die Lebensvorgänge nicht durch chemische und physikalische Ursachen erklärt werden könnten. Das eben habe vielmehr seine eigene Gesetzlichkeit. Der vom Darwinismus unternommene Versuch, die Zweckmäßigkeit der Lebewesen mechanistisch zu erklären, sei gescheitert. An e Stelle des Mechanismus sei ein neuer Vitalismus getreten. Man habe erkannt, daß an einen Organismus nicht durch Zergliedern in seine Teile wirklich verstehen könne. as beherrschende Prinzip des Lebens sei vielmehr die Ganzheit. Mit der Abkehr vom Materialismus gehe eine solche vom Rationalismus Hand in Hand, von dem Wahn, alles rstandesmäßig erklären zu können. Das ganze rational-naturwissenschaftliche Weltbild i zusammengebrochen.

Dazu ist zunächst zu sagen, daß solche journalistischen Auslassungen kein zutreffendes Bild n dem Stande der wissenschaftlichen Forschung geben. Von den führenden Biologen serer Zeit teilt sie kein einziger. Die Medizin ist ja angewandte Biologie, und der Stand r medizinischen Wissenschaft wird bis zu einem gewissen Grade immer von dem der gemeinen Biologie abhängig sein. Der Kern der allgemeinen Biologie aber ist die netik, die Wissenschaft von der Erblichkeit und Abstammung. Auf dem internationalen ngreß für Genetik, der im September vorigen Jahres in Berlin stattfand und auf dem Mehrzahl der auf diesem Gebiet führenden Forscher aller Kulturländer zugegen waren, t man von einer Abkehr vom Mechanismus und Darwinismus nichts bemerkt. Im Mittelnkt des Interesses stand die epochemachende Entdeckung der künstlichen Erzeugbarkeit n Mutationen (Erbänderungen) durch Röntgenstrahlen, die H. J. Muller, Professor r Zoologie an der Universität Texas, gemacht hat. Es gab bisher immer einige Autoren, rdings nur Außenseiter der Wissenschaft, die in dem Auftreten von Mutationen eine kte, mechanistisch nicht erklärbare Zwecktätigkeit bzw. die Wirksamkeit einer schöpferischen ft sehen wollten. Muller hat nun gezeigt, daß es physikalisch-chemische Ursachen sind, Mutationen erzeugen. Die Physiologie der Erbmasse ist ihm ein Weg zur Physik und mie der Erbmasse; und seine Entdeckungen bedeuten einen großen Fortschritt in der htung auf dieses Ziel.

Die Führung in den biologischen Wissenschaften liegt heute in der Hand der Amerikaner; ich habe den Eindruck, daß sie diese Stellung nicht nur ihren größeren materiellen Hilfsteln, sondern auch größerer geistiger Energie und Unbefangenheit des Blicks verdanken. überragende biologische Forscher unserer Zeit ist Thomas Hunt Morgan, der bisher ofessor für experimentelle Zoologie an der Columbia-Universität in New York war und ein Forschungsinstitut in der Nähe von Los Angeles in Kalifornien übernimmt. Er uch in verhältnismäßig jungen Jahren zum Präsidenten der amerikanischen Akademie Wissenschaften gewählt worden. Morgans biologische Grundauffassung ist durchaus hanistisch, ebenso die seiner Mitarbeiter Bridges und Sturtevant, die ebenfalls einen rnationalen Ruf haben. Auch Muller, der übrigens deutscher Abkunft ist, war bis vor gen Jahren Mitarbeiter Morgans. Die zweite Stelle internationaler Wertung in biologischen Wissenschaften nimmt trotz aller Ungunst der wirtschaftlichen Lage immer Deutschland ein, wie mit Stolz festgestellt werden darf. Auch die führenden deutschen

Genetiker, Baur, Correns, Goldschmidt, F. v. Wettstein, Seiler u. a. stehen auf mec nistischem, nicht auf vitalistischem Standpunkt. In Skandinavien (Nilsson-Ehle, Federl und England (Punnett u. a.) ist es auch nicht anders. Die Behauptung, daß man in biologischen Wissenschaft die mechanistischen Vorstellungen aufgegeben habe und z Vitalismus übergegangen sei, entspricht also einfach nicht den Tatsachen. Nicht and steht es um die Behauptung, daß der „Darwinismus überwunden" sei. Die führend biologischen Forscher sehen vielmehr nach wie vor in dem von Darwin entdeckten Prin der Auslese einen wesentlichen Faktor der Gestaltung der organischen Welt[1]).

Schwieriger, als den zeitgeschichtlichen Tatbestand festzustellen, ist es natürlich, ohne d man Fachkenntnisse voraussetzen darf, die Frage „Vitalismus oder Mechanismus sachlich auf knappem Raum zu erörtern. Unter Vitalismus versteht man die Lehre, d das Leben nicht nur durch physikalische und chemische Gesetzlichkeiten bedingt sei, sond durch ein besonderes Lebensprinzip, das unmittelbar zweckgestaltend wirke. Zur Begri dung des vitalistischen Standpunktes wird gewöhnlich auf gewisse Lebensvorgänge (z. die Regeneration) verwiesen, die durch chemisch-physikalische Ursachen nicht erklär sein sollen. Tatsächlich ist es bisher aber in keinem Falle gelungen, von einem Lebensv gang zu beweisen, daß er grundsätzlich chemisch-physikalisch unerklärbar sei. Richtig nur, daß wir einstweilen manche Einzelerscheinungen nicht erklären können. Aber biologische Wissenschaft behauptet ja nicht, daß sie schon am Ende ihrer Arbeit und allem fertig sei. Wenn sie manches einstweilen nicht erklären kann, so folgt daraus nicht, daß dieses auf dem von ihr beschrittenen Wege grundsätzlich unerklärbar sei. Sa doch auch der kritische Kant: „Ins Innere der Natur dringt Beobachtung und Zergliederu der Erscheinungen, und man kann nicht wissen, wie weit diese in der Zeit führen werde

Es ist angezeigt, gegenüber der da und dort geäußerten Geringschätzung auf die gro und unbestreitbaren Erfolge der mechanistischen Naturforschung hinzuweisen. Alle St wechselversuche haben bisher bestätigt, daß die Gesetze von der Erhaltung des Sto und von der Erhaltung der Energie auch für die lebenden Organismen gelten. Niem hat eine Leistung eines Organismus aufgefunden werden können, zu der die Energie ni aus der Nahrung stammte. Wenn das Wort Vitalismus aber überhaupt einen Sinn hal soll, so kann es nur die Ansicht bedeuten, daß es auch Lebensvorgänge gebe, die ni chemisch-physikalisch verursacht wären. Einige Vitalisten haben dieser Folgerung zu auszuweichen gesucht. Wenn aber keine Ausnahmen vom chemisch-physikalischen Geschehe besonders vom Gesetz der Erhaltung der Energie, behauptet werden, so besteht auch k Gegensatz gegen den angeblich unhaltbaren Mechanismus.

Die Ansicht, daß es einen grundsätzlichen Unterschied zwischen einer „lebenden" u einer „toten" Substanz gebe, dürfte heute kaum noch aufrechterhalten werden. S Wöhler den „organischen" Harnstoff aus anorganischen Stoffen herstellte, hat man immer größerer Zahl Stoffe, die früher nur aus tierischen oder pflanzlichen Organism bekannt waren, herstellen gelernt. Heute kann man Alkohol, Zucker und zahlreiche and organische Stoffe aus den Elementen aufbauen. Die Substanz als solche ist weder lebe noch tot, sie enthält aber die Möglichkeiten zum Aufbau von Lebewesen in sich. Wenn möglich wäre, mittels einer unendlich feinen Pinzette alle dazu nötigen Atome in diese Anordnung zu bringen, die sie in einem bestimmten Lebewesen haben, so spricht nic dagegen, daß ein derartig synthetisch hergestelltes Gebilde tatsächlich leben würde, ob daß noch eine besondere „Lebenskraft" oder „Entelechie" hinzuzukommen brauchte.

Wenn die Vitalisten der mechanistischen Auffassung vorwerfen, daß sie nicht alles klären könne, so ist gegenüber der vitalistischen Auffassung zu bemerken, daß sie überhau nichts erklären kann. Die Annahme einer besonderen „Lebenskraft" ist ein Rückfall

[1]) Vgl. dazu den Aufsatz von Seiler „Darwinsche Auslesetheorie und moderne Genetik" im Mä heft 1928 der S. M. „Rassenhygiene".

ene kindliche Zeit der Naturforschung, wo man alles auf Kräfte zurückzuführen suchte. Es wurde z. B. eine „Schwerkraft" angenommen, die man sich willensartig wie mit Händen ziehend vorstellte, analog dem Spannungsgefühl im eigenen Körper bei Anstrengungen. Die Physik hat aber dann eingesehen, daß wir das Wesen einer solchen „Kraft" niemals fassen können, daß „Kraft" in diesem Sinne ein metaphysischer Begriff ist, der naturwissenschaftlich gar nichts erklärt. Wenn der moderne Physiker das Produkt aus Masse und Beschleunigung mit dem Namen Kraft bezeichnet, so hat das mit dem alten metaphysischen Begriff der Kraft nur noch den Namen gemein. Sehr erzieherisch hat in dieser Hinsicht die Doktorpromotion in Molières „Malade imaginaire" gewirkt. Der Doktorandus antwortet auf die Frage, warum das Opium einschläfernd wirke: Quia est in eo virtus dormitiva (weil eine einschläfernde Kraft in ihm ist). Die Naturwissenschaft kann nur Gesetze des Seins und Geschehens erkennen, nicht wirkende „Kräfte"; und insbesondere die Biologie muß sich vor Scheinerklärungen durch zielstrebige Kräfte hüten.

Das große Kernproblem der Biologie ist die Anpassung. Die lebenden Wesen sind sowohl in ihrer Bauart als auch in ihren Reaktionsweisen im allgemeinen an ihre gewöhnliche Umwelt angepaßt. Und wir nennen ein Lebewesen angepaßt an seine Umwelt, wenn seine Bauart und die davon abhängigen Lebensäußerungen die Erhaltung des Lebens in dieser Umwelt ermöglichen. Die große Bedeutung der Darwinschen Auslesetheorie liegt darin, daß sie einen Weg gezeigt hat, auf dem es grundsätzlich möglich ist, das Zustandekommen der Anpassung mechanistisch zu verstehen. Der Darwinismus hat jahrzehntelang einen Kampf ums Dasein mit dem Lamarckismus zu bestehen gehabt. Während der Darwinismus die individuelle Anpassung als Folge der durch Auslese erworbenen Anpassung der Erbmasse erklärt, sucht der Lamarckismus umgekehrt die Anpassung der Erbmasse auf eine Fähigkeit individueller Anpassung zurückzuführen; er führt daher notwendig zum Vitalismus. Der Kampf zwischen Darwinismus und Lamarckismus kann heute als zu ungunsten des Lamarckismus entschieden gelten. Die moderne Erblichkeitsforschung hat die angebliche „Vererbung erworbener Eigenschaften", die der Lamarckismus annimmt und annehmen muß, nicht bestätigen können. Als Hauptstütze dieser Lehre wurden von ihren Anhängern noch in die letzten Jahre gewisse Angaben des Wiener biologischen Schriftstellers Kammerer angesehen. Seit aber der Amerikaner Noble im Jahre 1926 festgestellt hat, daß die dunklen Brunstschwielen bei einem Exemplar der Geburtshelferkröte, das Kammerer als Beleg vorzeigte, nicht durch Vererbung erworbener Eigenschaften, sondern durch Einspritzung von Tusche erzeugt waren, sieht man die Angaben Kammerers allgemein nicht mehr als beweiskräftig an.

Daß das von Darwin entdeckte Prinzip der Auslese im Sinne der Anpassung wirken muß, folgt dagegen mit logischer Notwendigkeit aus den von der modernen Genetik beigebrachten Tatsachen. Es folgt freilich nicht daraus, daß die Auslese der einzige gestaltende Faktor der Anpassung sei. Aber ein anderer hat bisher nicht nachgewiesen werden können. Das Lamarcksche Prinzip ist zur Erklärung jedenfalls ungeeignet; denn man kann Anpassung nicht durch Anpassung erklären. Und es ist auch bisher keineswegs erwiesen, daß die Darwinsche Auslesetheorie zur Erklärung der Anpassung der Arten etwa nicht ausreiche[1]). Nun könnte freilich ein Anhänger des Lamarckschen Prinzips sagen, es sei wohl richtig, daß es die Anpassung nicht erklären könne; aber das sei auch nicht zu verlangen; die Anpassung sei eben ein allgemeines, nicht weiter erklärbares noch erklärungsbedürftiges Grundprinzip des Lebens. Dagegen sprechen m. E. aber gewichtige Tatsachen. Die Erfahrung zeigt, daß durchaus nicht alle Lebensvorgänge zweckmäßig im Sinne von erhaltungsgemäß sind. Kranke Individuen lassen die Anpassungsfähigkeit mehr oder weniger vermissen. Soweit krankhafte Zustände durch äußere Schädlichkeiten verursacht sind, mag

[1]) Ausführlicher habe ich meine Ansichten über den phylogenetischen Aufbau der Erbmasse im Handbuch der Physiologie von Bethe, Berlin 1925, Bd. 17, dargelegt.

das allenfalls noch mit vitalistischen Anschauungen vereinbar sein; denn man könnte v der „Lebenskraft" oder „Entelechie" schließlich nicht verlangen, daß sie allmächtig sei. D Tatsache aber, daß krankhafte Erbanlagen durch eine unbegrenzte Zahl von Generation unverändert erhalten bleiben und trotz aller Wünsche und Anstrengungen der In viduen nicht ausgeglichen werden können, spricht m. E. entscheidend gegen jeden Vita mus. Mängel der Erbmasse betreffen das Wesen der Organismen selber; und wenn nicht überwunden werden können, so zeigt das eben, daß die Erbmasse Mosaikcharak hat und daß die Lebensvorgänge nicht allgemein auf „Ganzheit" gerichtet sind. Eine weit entscheidende Tatsachenreihe ist die, daß die allermeisten Mutationen (Änderungen Erbmasse) krankhaft, d. h. erhaltungswidrig sind. Vom vitalistischen Standpunkt w unbedingt zu erwarten, daß die Erbänderung in der Richtung auf erhöhte Anpassung erfol würde; und immer wieder haben vitalistisch eingestellte Autoren in den Mutationen e schöpferische Kraft am Werke sehen wollen. Auch dieses Asyl ist ihnen indessen durch Tatsachen der Erfahrung genommen worden. Die Mutationen haben gar nichts Schöp risches an sich; sie erfolgen vielmehr so, wie es als Folge chemischer oder physikalischer E wirkungen zu erwarten ist. Daß die allermeisten Mutationen erhaltungswidrig sind, unter diesen Umständen ganz natürlich; aber mit der These des Vitalismus ist diese T sache nicht vereinbar.

Wenn ich mich gegen die Annahme einer transzendenten Zweckmäßigkeit, die im Geg satz zum chemisch-physikalischen Geschehen stehen soll, wende, so soll das nicht heiß daß ich von Zweckmäßigkeit in der Welt überhaupt nichts wissen wolle. Aber sie kann n im Gegensatz zur chemisch-physikalischen Gesetzmäßigkeit stehen, sondern nur im Verein ihr möglich sein. Die natürliche Auslese kann die Entstehung des Zweckmäßigen nur klären, wenn dieses Zweckmäßige schon vorher möglich ist. Die Möglichkeit der in il Anpassung vielfach so wunderbaren Organismen kann natürlich nicht durch Auslese dingt sein. Die Möglichkeit eines Organs wie des menschlichen Auges muß vielmeh der physikalischen und chemischen Natur der Elemente der Welt unabhängig von aller A lese begründet liegen. Die Leistung der Auslese bei der Gestaltung der Organismen also nur, das Mögliche wirklich zu machen. Das Wirkliche möglich zu machen, was ihr Gegner als Aufgabe zuzuweisen scheinen, kann sie freilich nicht leisten. Das Problem der Möglichkeit des Wirklichen ist überhaupt kein naturwissenschaftliches, sondern ein m physisches. Transzendentalphilosophie ist nach Kant die Wissenschaft von den Ding insofern sie möglich sind. Damit aber haben wir es hier nicht zu tun. Immerhin glaube daß diese Überlegung zu einer Versöhnung der Anhänger und Gegner der Auslesetheo der Mechanisten und der Vitalisten, beitragen könnte. Daß die Welt der Organis möglich ist, ist ein staunenswertes Wunder, das die Auslesetheorie keineswegs lösen oder kann. Was sie leistet, ist aber ein grundsätzliches Verständnis, wie jenes Zweckmäß das unabhängig von aller Auslese möglich ist, im Laufe der Stammesgeschichte verm licht werden konnte.

Wesen und Ziel der wissenschaftlichen Homöopathie

Von Hans Wapler in Leipzig

Drei und ein halbes Jahrhundert sah die deutsche Gelehrtenwelt in Paracelsus nur ei großen Scharlatan und Phantasten. Selbst Virchow hielt ihn noch dafür. Erst in neu Zeit hat sich das Urteil über ihn gewandelt. Wir wissen jetzt, besonders durch die F schungen von Karl Sudhoff, daß er der größte Arzt des ausgehenden Mittelalters war, die 1000jährige Herrschaft Galens brach, und einer der tiefsten Denker aller Zeiten.

Dem nächsten Geistesverwandten des Paracelsus, dem aus obersächsischem Stamme entsprossenen Begründer der Homöopathie, Samuel Hahnemann, ist ein ähnliches Los zuteil geworden, nur scheint es, als ob sich die Nachwelt bei ihm etwas eher besänne.

Noch vor Ablauf von 100 Jahren, nachdem drei Ärztegeschlechter dem Ketzer alle Schmähworte nachgeworfen hatten, die unser Sprachschatz aufweist, traten zwei deutsche Hochschullehrer für ihn ein: der Psychiater Rudolf Arndt und der Pharmakologe Hugo Schulz, beide in Greifswald. Arndt sprach 1889 in der Berliner klinischen Wochenschrift den Gedanken aus, daß eine Verständigung zwischen Homöopathie und wissenschaftlicher Heilkunde nötig sei. Als Brücke betrachte er das von ihm aufgestellte sog. biologische Grundgesetz[1]). Hugo Schulz nahm um 1890 die Hahnemannsche Forschungsmethode, die Prüfung der Arzneien an Gesunden, wieder auf. Beide Professoren erfuhren mit ihren Bestrebungen sowohl bei ihren Standesgenossen als auch bei den praktischen Ärzten schroffste Ablehnung. Es ging noch ein Menschenalter darüber hin, bevor sie durch andere Hochschullehrer Unterstützung fanden. Die Hilfe kam ihnen von einer Seite, von der man sie am wenigsten hätte erwarten sollen, nämlich durch die Chirurgie. Der bekannte, in der Geschichte der Medizin ungewöhnlich gut beschlagene und deshalb die großen Zusammenhänge klar überblickende Chirurg August Bier setzte sich 1925 mit seiner ganzen Persönlichkeit für Schulz und Arndt und für die Nachprüfung der homöopathischen Heilweise ein. Er knüpfte dabei an die unbeachtet gebliebene Reizlehre Rudolf Virchows an. Gleichzeitig mit ihm suchten Historiker wie Meyer-Steineg (Jena), Honigmann (Gießen), Diepgen (Freiburg) und von Lippmann (Halle) Hahnemann vom geschichtlichen Standpunkte aus Hahnemann gerecht zu werden. Sie stellten ihn als klugen Arzt, der schon die Konstitutionen seiner Kranken und ihre Psyche berücksichtigte, als bahnbrechenden Pharmakologen, welcher der Arzneiwissenschaft neue Wege gewiesen, als Hygieniker mit ganz neuzeitlichen Anschauungen und als hervorragenden Chemiker den deutschen Ärzten vor Augen.

Das Urteil über Hahnemann geht noch weit auseinander, weil sein Wesen zwiespältig ist. Man könnte ihn einen „mystischen Realisten" nennen, eine Bezeichnung, mit der Russische Philosophen Paracelsus zu kennzeichnen versucht haben. In Hahnemann streiten nämlich der weitausschauende, zielbewußt experimentell arbeitende Forscher und Wirklichkeitsmensch mit dem leicht auf einen Holzweg geratenden Naturphilosophen um die Herrschaft. Je älter er wurde, um so mehr gewann sein spekulativer Sinn die Oberhand. Das Spätere ist daher bei ihm nicht immer das Bessere, wie Grießelich, einer der klarblickendsten seiner zeitgenössischen Schüler, einmal treffend gesagt hat.

Es ist nicht meine Absicht hier darzulegen, was die eingeschworenen Gegner, was bekehrte Laien, und was die naturphilosophisch eingestellten homöopathischen Ärzte aus Hahnemanns Werken heraus- oder hineingelesen haben. Selbstverständlich schaltet auch die Komplexhomöopathie und die Elektrohomöopathie des Grafen Mattei und auch die Schüßlersche Biochemie aus meiner Erörterung aus, weil diese Heilweisen mit Hahnemann nichts zu tun haben. Ich betrachte es als meine Aufgabe zu schildern, soweit das in gedrängter Kürze möglich ist, wie die Naturwissenschaftler im homöopathischen Lager Hahnemann sehen, worin sie seine Sendung erblicken.

Für uns fängt die Geschichte der Medizin genau, wie für die Staatsmedizin, mit Hippokrates an (460—377 v. Chr.). Bei ihm, dem Vater der gesamten abendländischen Heilkunde, findet sich nämlich nicht nur der allopathische Heilgrundsatz contraria contrariis curanda und im Keim alle anderen Heilmethoden der Schulmedizin, Hippokrates kennt auch das homöopathische Heilprinzip. In dem Buche „*Περὶ τοπῶν τῶν κατ' ἄνθρωπον*" heißt es: „Geheilt werden krankhafte Beschwerden durch gegenteilig wirkende Arzneien, das ist eine Eigentümlichkeit jeder Krankheit ... ein anderer Weg ist der, durch ähnlich wirkende Einflüsse entsteht eine Krankheit und durch ähnlich wirkende Mittel wird sie geheilt." Über das „wann" und „wie" der Anwendung des Ähnlichkeitsprinzips finden

[1]) Arndt sagt: „Überall zeigt sich: Kleine Reize fachen die Lebenstätigkeit an, mittelstarke fördern sie, starke hemmen sie und stärkste heben sie auf, aber durchaus, ich möchte schon hier sagen, individuell verschieden, was sich als einen schwachen, einen mittelstarken, einen starken oder sog. stärksten Reiz wirksam erweist."

sich in den Hippokratischen Schriften nur einige Beispiele. Und da Galen (131—200 n. C
bei Übernahme des hippokratischen Erbes den Lehrsatz vom Ähnlichkeitsprinzip unbe
sichtigt ließ, herrschte bis zu Paracelsus (1493—1541) in der offiziellen Medizin die
handlungsweise nach dem Gegensatzprinzip. Nur im Volke blieb der Ähnlichkeitsgeda
lebendig (Behandlung von Frostschäden mit Schnee, von Verbrennungen mit Hitze us

Als langjähriger Hüttenchemiker und Laborant in alchemistischen Küchen hatte Pa
celsus häufig Gelegenheit Metallvergiftungen aller Art zu beobachten und erkannte
den Vergiftungserscheinungen häufig das Spiegelbild natürlicher Krankheiten, z. B.
der Quecksilbervergiftung das der Syphilis. Er fand aber nicht nur die Ähnlichkeit zwisc
Arzneikrankheiten und natürlichen Krankheiten heraus, sondern entdeckte auch, was
alle seine Zeitgenossen im Dunkel lag, daß sich in dieser Ähnlichkeitsbeziehung eine H
regel von unschätzbarem Werte verbirgt. Da aber der große Individualist keine sy
matische Darstellung seiner auf dieser Erkenntnis beruhenden homöopathischen Beha
lungsweise gab, wurde er nicht der Gründer einer homöopathischen Schule, blieb er
Homöotherapeut eine Einzelerscheinung.

Die geschichtliche Bedeutung Hahnemanns (1755—1843) liegt nun darin, daß er
homöopathische Heilweise, 2200 Jahre nach ihrem ersten Auftauchen im ärztlichen Schr
tum lehr- und lernbar machte, so daß sie Allgemeingut werden kann. Durch seine n
Forschungsmethode, die systematische Prüfung der Arzneien an gesunden Menschen,
zu seiner Zeit der einzige Weg war, die Angriffspunkte einer Arznei im menschlic
Körper kennen zu lernen, schuf er das Rüstzeug für die Homöotherapie. Mit genial
Blick erkannte er, daß das Angriffs-, das Schädigungsgebiet einer Arznei im gesunden men
lichen Organismus, ihr Heilwirkungsgebiet im kranken Körper ist, und zeigte seinen Ber
genossen, wie man mit dem Ähnlichkeitsprinzip (Similia similibus curantur) als Wegwe
die Heilanzeige vom Vergiftungsbild ablesen kann (1796).

Hahnemanns Homöotherapie ist als organspezifische Reizbehandlung zu bezeichn
Sie ist die auf dem Verwandtschaftsprinzip beruhende, auf die kranken Organe
gestimmte Arzneireiztherapie.

Die Heildosis des homöopathischen Mittels muß natürlich wesentlich kleiner als
schädigende, die krankmachende sein; darüber hinaus muß auch noch berücksichtigt werd
daß erkrankte Organe überempfindlich gegen den Reiz der homöopathischen Arznei si

Die biologisch wirksamste Mindestdosis festzustellen, darauf kommt es für den hom
pathischen Arzt an. Anhaltspunkte bietet ihm das Pflügersche Zuckungsgesetz und de
Erweiterung, das biologische Grundgesetz von Arndt, das man besser als biologische R
regel bezeichnet. Hahnemann kam mit seinen Dosierungsvorschriften zu keinem kla
Standpunkte, weil ihm die Forschungsergebnisse Pflügers und Arndts noch nicht zugäng
waren. Wir sehen uns nur selten genötigt, über die 6. Dezimalpotenz, d. h. über eine
dünnung von 1:1000000 hinauszugehen.

Wie benutzt nun der homöopathische Arzt „Similia similibus" als Findungsprinz
Ich glaube, es wird dem Leser am klarsten werden, wenn ich schildere, wie Dr. Beck,
homöopathischer Arzt in Riga (1864), im Zyanquecksilber ein wirksames Heilmittel ge
Rachendiphtherie entdeckte. Gelegentlich eines Besuches bei seinem Kollegen Villers
Petersburg traf er dessen 7jährigen Sohn an Rachendiphtherie schwer erkrankt an.
Vater hatte ihn bereits aufgegeben. Als Dr. Beck beim Einblick in den Hals die Schwell
und Rötung der Schleimhaut mit dem flächenhaft ausgedehnten, graugrünen, schmieri
Belag wahrnahm, tauchte in seiner Erinnerung die Beschreibung von fünf Vergiftun
fällen mit Zyanquecksilber auf, die er in einer italienischen Zeitschrift gelesen hatte.
Schilderung, die der italienische Arzt von den Vergiftungserscheinungen gab, die das Zy
quecksilber im Rachen seiner Patienten gemacht hatte, boten das Spiegelbild dessen, r
Beck hier sah. Er schlug daher dem verzweifelten Vater vor, noch einen Versuch mit dies
Mittel, das nach seiner Meinung das Simile sei, zu machen. Es wurde in der 6. C.-

ümmung in der nächsten Apotheke hergerichtet und in häufigen Gaben verabreicht. Schon m nächsten Tage bot der Hals des kleinen Patienten ein gänzlich verändertes Bild, und er Verlauf war fast genau so, wie wir es jetzt nach einer wirksamen Serumeinspritzung ei einem schweren Fall von Rachendiphtherie zu sehen gewohnt sind.

Die Diphtherie zeigt nun nicht immer das gleiche Gesicht. Am häufigsten ist sie ja wohl as Spiegelbild der Zyanquecksilbervergiftung. Es kommen aber doch nicht selten Fälle or, wo andere homöopathische Mittel angezeigt sind. Bei starker Schwellung um die landeln und des weichen Gaumens und Zäpfchens haben wir das Spiegelbild der durch ienengift erzeugten Halsentzündung. In diesem Falle ist Apis dem Zyanquecksilber verlegen, wie auch einmal Salpetersäure oder Arsenik nach dem Ähnlichkeitsprinzip igezeigt sein können.

Die homöopathische Diphtheriebehandlung steht der Behringschen Serumtherapie nicht tgegen. Sie ist eine um so notwendigere Ergänzung, als das Serum leider häufig rsagt und Tausende von Kindern und Erwachsenen auch jetzt noch der Seuche erliegen. ie passiv immunisierende Serumtherapie wird in glücklicher Weise ergänzt durch die möopathischen Mittel, welche dem kranken Organ zu Hilfe kommen und deshalb auch r Mischinfektion, gegen die das Serum wirkungslos ist, Rechnung tragen.

Die Skizze, die ich hier von unserer Diphtheriebehandlung gab, zeigt deutlich, daß wir ht Krankheitssymptome behandeln, sondern Krankheitszustände auf Grund kennzeich- nder Symptome, diese als Wegweiser für die Mittelwahl benutzend. Der homöopathische zt hat genau wie sein allopathischer Kollege, die generelle Krankheitsdiagnose zu stellen. rüber hinaus muß er sich dann noch um die Arzneimitteldiagnose für den einzelnen ll bemühen. Es geschieht in der Weise, daß er Umschau hält unter den Mitteln, bei denen perimentell eine besondere Beziehung zu dem von Krankheit befallenen Organ (Organ- em) festgestellt ist. Er wählt dann dasjenige aus, das in seinen Wirkungen zu dem in n kranken Organ sich abspielenden Krankheitsprozesse in der Beziehung der größten nlichkeit steht. Mit anderen Worten: er wählt dasjenige Mittel, das durch seine Pharma- ynamik beim Gesunden ein nach Sitz, Art und Charakter ähnliches Leiden hervorruft. ine so ausgesuchte Arznei kann unter Umständen zum Konstitutionsmittel werden. Beispiel: Graphit heilt, als Simile-Arznei innerlich gegeben, unter anderem Haut- an Händen und Füßen. Das Reißblei bringt nun bei solchen Patienten mit spröder ut, wenn sie gleichzeitig zu Erkältungskatarrhen der Atemwege neigen oder an Stuhl- topfung leiden, oft die ganze Betriebsstörung in Ordnung und wird so zum konsti- onsverbessernden Mittel für die Betreffenden.

Die grundlegende Arbeit Hahnemanns, in der er die Prüfung der Arzneien am Gesun- zur Feststellung ihres Wirkungsgebietes beim Kranken forderte, erschien 1796. Die ulmedizin hat über ein halbes Jahrhundert gebraucht, ehe sie sich von der Notwendig- überzeugte, ebenfalls „pharmokologische Topographie" zu treiben. Sie experimentierte ei bis vor kurzem nur am Tier und benutzte die so gewonnenen Kenntnisse von den anbeziehungen der Arzneien — von ihrer Organotropie — nur im Sinne von con- ria contrariis[1]). Sie bekam durch diese Methode fast nur Anhaltspunkte für Palliativ- en. Pallium heißt: der Mantel. Eine palliative Behandlung heilt die Krankheit nicht, bemäntelt" nur lästige und quälende Krankheitserscheinungen. Der Schulmedizin ist das ienst nicht abzusprechen, ein fast lückenloses Rüstzeug zur palliativen Bekämpfung Schmerzen, Schlaflosigkeit, Krämpfen, Durchfall, Verstopfung, Fieber und Blut- ufstörungen geschaffen zu haben. Nach Lage der Dinge mußte sie dabei ihr Augen-

[1]) Es gibt noch andere Beziehungen der Arzneien als die zu den Organen. Arzneistoffe können dem abgestimmt sein auf Parasiten (z. B. Perubalsam bei Krätze, Chinin bei Malaria), ferner rankheitsgifte (z. B. Heilserum bei Diphtherie und Wundstarrkrampf), und auf den Krankheits- z. B. Tuberkulin bei Tuberkulose, Jodkali bei Lues). Die Beachtung dieser spezifischen Be- ngen der Arzneistoffe brachte der Staatsmedizin die größten Erfolge.

merk darauf richten, die Arzneigabe auszuforschen, die gerade noch vertragen wird, ol Schaden anzurichten. Daher die Festlegung von Maximaldosen.

Die Naturwissenschaftler im homöopathischen Lager haben die Notwendigkeit und d Wert der Palliativbehandlung nie verkannt. Sie ist und bleibt aber nur ein Notbeh

Viel wichtiger ist es zweifellos, durch spezifische Arzneireize die dem menschlichen Kör innewohnenden natürlichen Heilbestrebungen anzuregen. Die volle Ausnutzung in den Arzneien schlummernden Kräfte ist unseres Erachtens nur durch Mitheranziehu der Hippokratisch-Paracelsistisch-Hahnemannschen Lehre vom Homoion möglich.

Von größter Bedeutung ist die Tatsache, daß sich unter bestimmten Voraussetzun ein und dasselbe Mittel bald vom allopathischen, bald vom homöopathischen Standpur aus zum Nutzen der Kranken verwenden läßt, und zwar wegen seiner Doppelphasigk d. h. weil sich die Wirkung bei Verabreichung großer und kleiner Gaben umkehrt. Aus Fülle der Beispiele greife ich eines heraus: Mutterkorn (Secale cornutum). Die Stac medizin benutzt dieses Mittel wegen seiner experimentell festgestellten zusammenziehen Wirkung auf Gebärmutter und periphere Gefäße in verhältnismäßig großer Dosis nur Blutstillungsmittel bei abnormen Blutungen aus der Gebärmutter infolge von Gef erschlaffung. Die Tatsache, daß bei chronischer Vergiftung mit Mutterkorn durch Gef krampf schmerzhaftes Kribbeln, Ameisenlaufen und Gefühllosigkeit in den Extremitä entsteht und es schließlich zu Gangrän (Brand) kommt, registriert die Schule bloß unter Vergiftungserscheinungen. Diese Vergiftungssymptome sind für die Homöopathie H anzeigen gewesen. Und die Probe aufs Exempel ergab, daß Secale cornutum, etwa 4. Dezimalverreibung, das wirksamste Mittel ist gegen das ganz ähnliche schmerzh Eingeschlafenheits- und Taubheitsgefühl in Händen und Armen, worüber viele Frau besonders in den Wechseljahren, zu klagen haben. Auch Altersbrand und Brand Zuckerkrankheit läßt sich oft durch dieses Mittel günstig beeinflussen.

Aus den vorstehenden Ausführungen geht wohl klar hervor, daß sich die Homöopa als Forschungs- und Heilmethode, so wie wir sie auffassen, zwanglos in den Rahmen Gesamtmedizin einfügen läßt und daß sie eingefügt werden muß.

Die Homöopathie in der modernen Medizin

Von Georg Klemperer in Berlin

Die moderne Medizin ist die Zusammenfassung aller empirischen und wissenschaftlic Erkenntnisse, die für die Krankenbehandlung Nutzen bringen können; sie kennt System und keine Schule; aus allen Erfahrungen, allen Künsten und Wissenscha nimmt sie, was der Heilkunst Förderung verspricht. Der moderne Arzt verwertet Fortschritte der Naturwissenschaft und der Technik für seine Kranken; wollte er sie dem Stand der Wissenschaft vor 100 Jahren behandeln, er gliche dem Manne, der h mit Wachskerzen ein Haus beleuchten wollte.

Die Homöopathie ist ein starres Lehrsystem, vor 120 Jahren auf schwankenden t retischen Grundlagen mit unzureichenden Erfahrungen errichtet; der homöopathische verzichtet auf die unzweifelhaften Segnungen der vorgeschrittenen Heilkunst. Ist er Lehren seiner Schule getreu, so darf er kein Morphium und kein Digitalis, kein Heilser und kein Insulin anwenden: was er vermag, das leistet der moderne Arzt ebenso und bes wenn der Homöopath die Lehren der modernen Medizin verschmäht oder im Gegen zu ihr handelt, so kann er unberechenbaren Schaden stiften. Wie konnte es geschehen, es heute noch Homöopathie und Homöopathen gibt?

Der Begründer der Homöopathie, Samuel Hahnemann, hatte einen scharfen Blick für die Schwächen der zeitgenössischen Medizin, aber er war ohne Kritik gegenüber den Einseitigkeiten und Schattenseiten der eigenen Lehren. Er wirkte verdienstlich, indem er die halbvergessene hippokratische Weisheit von der Bedeutung naturgemäßer Lebensweise und der Naturheilfaktoren zu neuer Geltung brachte; er wurde zum Schädling, indem er sein System als allein maßgebend zur Geltung zu bringen suchte.

Will man Hahnemann verstehen, so muß man seine Lehre aus seinen eigenen Werken erkennen. Der Eckpfeiler der Homöopathie ist der Satz: Similia similibus curantur. Bei Hahnemann wird diese Lehre so verkündet (Organon § 29):

„Indem jede Krankheit nur auf einer besonderen krankhaften Verstimmtheit unserer Lebenskraft in Gefühlen und Fähigkeiten beruht, so wird bei homöopathischer Heilung der von natürlicher Krankheit verstimmten Lebenskraft durch Eingabe einer genau nach Symptomenähnlichkeit gewählten Arzneipotenz eine etwas stärkere ähnliche künstliche Krankheitsaffektion beigebracht und gleichsam an die Stelle der schwächeren ähnlichen natürlichen Krankheitserregung untergeschoben, gegen welche dann die instinktartige Lebenskraft nun bloß noch (aber stärker) arzneikrank, ihre erhöhte Energie zu richten gezwungen ist, aber wegen kurzer Wirkungsdauer der sie nun krankhaft affizierenden Arzneipotenz diese bald überwindet und sowie zuerst von der natürlichen, auch nun zuletzt von der an ihre Stelle getretenen künstlichen (Arznei-) Krankheitsaffektion frei wird daher fähig wird, das Leben des Organismus wieder in Gesundheit fortzuführen."[1])

Die Arzneistoffe nun, welche die heilende Arzneikrankheit verursachen sollen, werden durch Versuche an Gesunden ausgesucht; jede Lebensäußerung, die nach Einnahme eines Arzneimittels bei Gesunden beobachtet wird, gilt als charakteristisch und berechtigt zur Heilverwendung in Krankheiten, die gleiche Symptome zeigen. Weil Bryonia alba, die Zaunrübe, einem Gesunden „Fieber, Frost, Hitze mit großem Durst, Kopfweh und unsägliches Wehtun überall" verursacht, weil sie bei anderen viel Niesen, Nasenbluten und Husten macht, wird sie zum Heilmittel für alle fieberhaften Krankheiten, für Typhus, Sepsis, Lungenentzündung und Gelenkrheumatismus, ja selbst für Lungenschwindsucht![2])

Von besonderer Bedeutung aber ist die grundsätzliche Verwendung kleinster Dosen der Arzneimittel. Hierüber lesen wir folgendes bei Hahnemann (Organon § 269):

„Arzneistoffe sind nicht tote Substanzen im gewöhnlichen Sinn; vielmehr ist ihr wahres Wesen bloß dynamisch geistig, ist lautere Kraft. Die homöopathische Heilkunst entwickelt zu diesem Behufe die geistartigen Arzneikräfte der rohen Substanzen mittels einer ihr eigentümlichen, bisher unversuchten Behandlung zu einem vordem unerhörten Grade, wodurch sie sämtlich erst recht durchgängig wirksam und hilfreich werden; selbst diejenigen, welche im rohen Zustand nicht die geringste Arzneikraft im menschlichen Körper verraten."

Durch anhaltendes Schütteln und Reiben wird die Wirkung der Arzneien am meisten verstärkt, bis zu völliger Auflösung des arzneilichen Stoffes zu arzneilichem Geist. Die Verdünnungen und Verreibungen werden so weit getrieben, daß die wirksamen Dosen Billionstel eines Milligramms betragen, ja sogar der Geruch der verdünnten Arzneilösung fügt manchmal zur Heilung. Es kann kein Zweifel sein, die Lehren Hahnemanns, im Zeitalter der Naturphilosophie entstanden, sind mystisch-phantastische Spekulationen; aber da sie von einem tüchtigen Arzt und guten Krankheitsbeobachter herstammen, so ist in und da ein Körnchen Wahres in ihnen; daß auch die größte Torheit in ihnen enthalten sein wird selbst von Anhängern der Homöopathie zugegeben.[3])

---

[1]) Eine fachmännische Erörterung der Ähnlichkeitslehre findet sich in meiner Arbeit: Wie sollen wir uns zur Homöopathie stellen? Therapie der Gegenwart 1925, S. 326.

[2]) Wer die Homöopathie sehen will, wie sie wirklich ist, der muß einen Blick in ihre Arzneibücher tun. Ich empfehle dazu etwa Stauffers Homöopathisches Taschenbuch. Radeburg 1926.

[3]) Wer sich näher über die Homöopathie unterrichten will, dem empfehle ich die kurze, aber inhaltreiche Schrift des Freiburger Medizinhistorikers Prof. Diepgen „Hahnemann und die Homöopathie", Freiburg 1926. Preis 90 Pf. Dort finden sich auch weiterweisende literarische Angaben.

Welches sind nun die Gründe, daß dies irrationale, in vieler Beziehung der Logik wie der Erfahrung widersprechende System noch heute Anhänger findet, daß es nicht nur von zahlreichen Kurpfuschern und Dilettanten, sondern auch von studierten und approbierten Ärzten ausgeübt wird, ja daß ein akademischer Lehrer der Heilkunde, bezeichnenderweise ein Chirurg, noch vor wenigen Jahren geschrieben und gesprochen hat: Es ist etwas dran an der Homöopathie?

Die Gründe sind wohl bei Laien und Medizinern verschieden.

Unter den Laien kommt der Homöopathie die Gegnerschaft gegen die sog. offizielle, die Schulmedizin, zustatten. Viele Laien wollen nicht sehen, daß es heute keine Schulmedizin im alten Sinne mehr gibt; sie machen sich einen Popanz von Arzt zurecht, der eine Mischung von Überheblichkeit und Unverstand darstellt; sie schließen ihre Augen vor der Fülle des Wissens und Könnens, dem sozialen und psychologischen Verständnis des modernen Arztes, dessen Berufsübung so oft nur durch zwangsläufige Außenverhältnisse gehindert wird. Dazu kommt bei vielen der Hang zum Mystischen und Metaphysischen, die naive Gläubigkeit, die sich in der Homöopathie so oft bewähren muß.

Unter den Ärzten, die sich als Homöopathen bezeichnen, gibt es wohl nur wenige, die in Wirklichkeit nur als solche behandeln; die meisten scheuen sich nicht, da sie ja studierte Mediziner sind, in ernsthaften Krankheiten nach den bewährten Regeln der modernen Medizin zu behandeln; ihre homöopathischen Verdünnungen gebrauchen sie mit Bedacht in den Krankheiten, die die gütige Natur von selbst heilt und in denen auch der Schulmediziner oft gar keine oder nur indifferente Medikamente gebraucht. Sie verordnen ihre Kügelchen und Tinkturen vor allem in den zahlreichen nervösen und psychischen Erkrankungen, zu deren Heilung hauptsächlich das Vertrauen in die Heilkraft des Medikamentes beiträgt; die Suggestion wird zur Hauptstütze ihrer Medizin.

Zum Lobe gereicht es vielen homöopathischen Ärzten, daß sie von Wasser, Luft und Licht, Bewegung und Diät ausgiebigen Gebrauch machen; aber das ist kein Vorzug vor anderen Ärzten, die die physikalischen Heilmethoden in den Kliniken erlernt haben und nach Möglichkeit in ihrer Praxis verwenden. Ich kann mir schwer vorstellen, wie ein gebildeter Arzt den offenbaren Mangel an Logik, der in den eigentlich homöopathischen Lehren liegt, schweigend ertragen kann; das Credo, quia absurdum sollte durch das medizinische Studium ausgeschaltet sein. Schwerer noch ist es zu verstehen, daß Ärzte auf Grund ihrer theoretischen Einstellung gegenüber doch nur begrenzten Problemen der Heilkunst sich als eine besondere Sekte auftun und sich als Heilkünstler besonderer Art bezeichnen. Am schwersten zu verstehen und am schmerzlichsten ist es für mich, daß neuerdings chirurgische Hochschullehrer von besonderen Erfolgen der homöopathischen Heilweise berichten; die Erklärung liegt in dem wohl allgemein gültigen Satz, daß Krankheiten, die durch rein homöopathische Heilmittel geheilt werden, auch ohne diese durch die heilende Kraft der Natur zur Heilung gelangt wären. Für die Beurteilung des Heilerfolgs in inneren Krankheiten ist Schulung und Erfahrung notwendig, wie sie doch nur durch vieljährige Krankenbeobachtung gewonnen wird. Man kann ein ausgezeichneter Chirurg, ja ein chirurgischer Führer sein, ohne dies Urteil zu besitzen.

Soll ich danach eine Antwort auf die Frage geben, welchen Platz die Homöopathie in der modernen Medizin hat, so kann sie nur lauten: keinen. Sie ragt herein als eine historische Reliquie, die aus Mißverständnissen, aus Gefühlsgründen, zum Teil auch aus materiellen Ursachen künstlich am Leben erhalten wird.

Über die Biochemie

Von Wilhelm His in Berlin

Alle Lebensvorgänge spielen sich ab unter Verbrauch von Energie. In der unbelebten Natur vermag eine Energieform in die andere überzugehen, etwa Wärme in Licht, Elektrizität in Wärme; in der belebten Natur wirkt sich die Energie aus in Umsetzungen der Atome und Moleküle, in stofflichen Veränderungen, die das Gebiet der Chemie bilden. Biochemie ist die Anwendung der Chemie auf die Lebensvorgänge. Die Pflanze nimmt die Energie des Sonnenlichtes auf und baut mit ihrer Hilfe aus einfachen anorganischen Stoffen, Wasser, Kohlensäure, allerlei Stickstoffquellen und einigen Mineralsalzen hochkomplizierte Verbindungen auf, Zucker, Eiweiß, Fette, Gerbstoffe, Pflanzensäuren, Harze; das Tier benützt diese hochkomplizierten Stoffe, um sie zu zersetzen und mit der dabei freiwerdenden Energie seine Lebensäußerungen zu bestreiten; es zerlegt sie in einfache Bestandteile, Wasser, Kohlensäure, Harnstoff. So hat Liebig gelehrt und Rubner hat die Betrachtung der dabei umgesetzten Energiemengen eingeführt. Die letzten Jahrzehnte haben die sog. Oberflächenkräfte kennen gelehrt, vermöge deren es dem Organismus möglich wird, ohne die gewaltsamen Methoden, mit denen die Chemie arbeitet, gleiche chemische Umsetzungen zu ermöglichen. Diese Anwendung der Chemie auf Lebensvorgänge nennt man Biochemie; sie beschäftigt zurzeit einige der feinsten Köpfe des In- und Auslandes und führt ständig weiter in der Erkenntnis der Lebensvorgänge.

Die Biochemie aber, die jetzt als Heilverfahren beliebt ist, hat mit jenem wissenschaftlichen Arbeitsgebiet nur den Namen gemeinsam. Sie geht nicht darauf aus, in geduldiger Arbeit das Geschehen des Lebens Schritt für Schritt aufzudecken; im Gegenteil, sie stellt eine Lehre von vornherein als fertig hin und zieht daraus die Folgerungen.

Ihr Begründer ist der Oldenburger Arzt Dr. Schüßler.

Schüßler wurde 1821 im Oldenburgischen geboren, verlebte seine Jugend in knappen Verhältnissen. Durch Zufall wurde er mit der Homöopathie bekannt und studierte nun mit 32 Jahren Medizin, erwarb in Gießen den Doktorgrad, 1857 das Recht zu praktizieren und ließ sich in Oldenburg nieder. Anfangs behandelte er nach der homöopathischen Heilmethode, als ihm aber Virchows berühmte Zellularpathologie in die Hände fiel, imponierte ihm der Grundsatz: „Das Wesen der Krankheit ist die pathogen veränderte Zelle“; in den Werken des damals sehr populären Physiologen Moleschott fand er die Behauptung: „Der Bau und die Lebensfähigkeit der Organe sind durch die notwendigen Mengen der anorganischen Bestandteile bedingt.“ Daraus kombinierte Schüßler eine neue Krankheitslehre, wonach die Krankheit durch Mangel der Zellen an gewissen Mineralbestandteilen entsteht und durch Zufuhr der fehlenden Bestandteile in homöopathischer Verdünnung geheilt wird. 1872 beschrieb er sein Verfahren unter dem Titel: Eine abgekürzte homöopathische Therapie, und im folgenden Jahre erschien sie unter dem Titel: Eine abgekürzte Therapie. Anleitung zur biochemischen Behandlung der Krankheiten, als selbständige kleine Schrift. Sie wurde bald bekannt, in mehrere fremde Sprachen übersetzt und liegt (1925) in 52. Auflage vor. Schüßler verbrachte sein Leben bei rasch steigender Praxis; er starb 1898, 77jährig, an Schlagfluß. Sein Bild zeigt ein freundlich-wohlwollendes Gesicht, zu dem man wohl Vertrauen haben darf, hinter dem aber auch der Schalk lächelt, wie ihm denn ein guter Humor nachgerühmt wird.

Schüßlers Lehre läßt sich in kurzem darstellen; sein Schriftchen umfaßt nur 62 Seiten und ist ganz volkstümlich gehalten. Mineralbestandteile sind Bestandteile der Zellen. Kein wahrer Knochen ohne Knochenerde, kein Knorpel ohne Knorpelsalze, kein Blut ohne Eisen, kein Speichel ohne Chlorkalium. „Obige Worte haben mich veranlaßt, eine biochemische Therapie zu gründen.“

Die Mineralstoffe sind Bestandteile der Zellen; bei deren natürlichem Abbau werden sie frei und verlassen den Organismus als „Bauschutt“. Der Aufbau neuer Zellen geht natürlich, falls durch Speisen und Getränke genügender Ersatz geschaffen wird. Trifft aber

ein krankhafter Reiz die Zelle, so sucht sie den Reiz abzustoßen, verliert sie dabei einen Teil ihrer Mineralbestandteile, so ist sie krankhaft verändert; sie bedarf der Deckung der fehlenden Bestandteile. Geschieht dies auf natürlichem Wege, so tritt Heilung ein; zögert diese, dann ist Hilfe notwendig. Diese geschieht in der Weise, daß die fehlenden Salze dem Körper zugeführt werden. Dazu müssen sie in so großer Verdünnung gereicht werden, daß die Funktion gesunder Zellen nicht gestört wird, also in homöopathischer Verdünnung, denn auch der Körper enthält die Salze in 3—5facher homöopathischer Verdünnung. Sie dürfen Magen und Darm nicht passieren, weil sie dort verändert werden; sie müssen von der Schleimhaut des Mundes und des Schlunds unverändert aufgesogen werden, dann erreichen sie auf dem Blutwege die gefährdeten Zellen, regen dort „stärkere Molekularbewegungen" an, welche die Zelle befähigen, aus ihrer Umgebung die fehlenden Bestandteile aufzunehmen.

Man habe nun eingewendet, sagt Schüßler, die im Organismus vorhandenen organischen Bestandteile müßten auch unter die Heilmittel aufgenommen werden. Dies sei falsch; man dünge doch die Pflanze auch nicht mit Blattgrün, sondern mit Eisensalzen.

Die Auswahl der Mittel bestimmt Schüßler, ebenso wie Hahnemann, nicht nach Krankheiten, sondern nach Krankheitserscheinungen; so wird z. B. bei Hautkrankheiten ein anderes Mittel verwendet, je nachdem der Ausschlag weißliche, gelbliche oder eitrige Bläschen, Schuppen usw. aufweist. Jedes Salz muß für sich verwendet und seine Wirkung abgewartet werden; Gemenge sind nicht zulässig, daher sind auch die natürlichen Heilquellen, die ja Salzgemenge sind, zu verwerfen.

Um zu erkennen, welches Salz fehlt, stellt Schüßler eine Theorie auf, die erklären soll, was für Symptome aus dem Mangel der einzelnen Salze erwachsen. Vor allem bediene er sich dazu der sog. Antlitzdiagnose. Der Mangel eines bestimmten Salzes verleiht dem Gesicht ein bestimmtes Aussehen, das nicht beschrieben, sondern nur aus Erfahrung gelernt werden kann; so unterscheidet er ein „Kochsalzgesicht", ein „Natrongesicht" usw.

Das ist in kurzen Zügen der Inhalt der Lehre Schüßlers. Es ist leicht, an ihren theoretischen Unterlagen Kritik zu üben; sie waren schon zur Zeit ihrer Entstehung nicht richtig, und die weitere Entwicklung hat ihnen eine Stütze nach der anderen entzogen. Gewiß ist es richtig, daß der Körper Mineralstoffe braucht, und zwar auch solche, die Schüßler nicht genannt hat, z. B. das Jod, das, wenn auch in sehr kleinen Mengen, ein unentbehrlicher Bestandteil ist. Richtig ist auch, daß, wenn Körpergewebe einschmilzt, Salze abgegeben werden, z. B. bei Lungenschwindsucht oder Knochenerweichung. Aber es ist ein Irrtum, daß der mangelnde Ersatz die Ursache der Krankheit ist und noch weniger stimmt, daß durch Zufuhr der fehlenden Salze die Krankheit geheilt wird. Die Rachitis z. B. geht einher mit Kalkverarmung der Knochen. Dies ist aber nicht die Ursache, sondern die Rachitis entsteht durch Mangel eines nicht mineralischen Bestandteiles der Nahrung, eines sog. Vitamins, das aus fettähnlichen Stoffen unter dem Einfluß des Lichtes gebildet wird; sie kann daher nicht durch Kalkzufuhr geheilt werden, wohl aber durch Zufuhr des Vitamins, das u. a. in dem altbewährten Lebertran vorkommt, und auch mittelbar durch Bestrahlung des kranken Körpers. Ähnlich verhält es sich mit der Knochenerweichung Erwachsener, die während der Hungerjahre des Krieges so oft auftrat. Auch da half nicht Kalk, sondern eiweiß- und fettreiche Nahrung.

Die physikalischen und chemischen Vorstellungen Schüßlers sind ganz laienhaft. Es ist vollkommen ausgeschlossen, daß seine Heilsalze den Körper unzerlegt durchlaufen und ihren Weg zur erkrankten Zelle finden; sie müssen ja doch zuerst gelöst werden; dabei zerfallen sie in ihren Säure- und Basenanteil und vermengen sich mit den Blut- und Säftebestandteilen, die ebenso „jonisiert" sind; sie vermehren diese um einen verschwindenden Bruchteil, der für den Körper gar nicht in Betracht kommt.

Ebenso ist die Begründung der homöopathischen Verdünnung nicht in Einklang mit der Erfahrung. Die früher häufige, jetzt merkwürdigerweise nahezu ausgestorbene Blei-

sucht der Mädchen z. B. wurde durch Eisen geheilt, aber nicht in kleinsten Mengen, sondern in so großen, daß die tägliche Zufuhr die im Blute vorhandene Menge bei weitem übertraf.

Überhaupt fällt bei Schüßler auf, daß er eine wirkliche Beweisführung gar nicht kennt, er stellt Behauptungen auf und begründet sie mit einigen populären Analogien; gern nimmt er die Vergleiche aus der Pflanzenkunde, obwohl ja, wie eingangs erwähnt, der Stoffwechsel der Pflanzen und der Tiere entgegengesetzt verläuft. Von der Homöopathie wollte Schüßler nichts wissen und hat in dauerndem Kampfe gegen sie gestanden; ihr hat er aber die starke Verdünnung seiner Mittel entnommen und ebenso die Regel, immer nur ein Mittel aufs Mal anzuwenden.

Schüßlers Lehre hat im Laufe der Zeiten Nachfolger gefunden, die sie zu ändern und zu erweitern versuchten. Schon bei Lebzeiten hatte Schüßler einen Konkurrenten in Hensel, der Salzgemische als Zusatz zu Speisen und Backwaren empfahl. Zurzeit sehr verbreitet sind die Mittel der „Komplexbiochemie" Konrad Grams, der ebenfalls Gemenge verschiedener Mineralien herstellt und vertreibt.

Einige Ärzte und sehr viele Nichtärzte haben sich bemüht, die sehr primitive Schüßlersche Krankheitseinteilung zu vertiefen und seine Anschauungen mit den modernen Lehren der Naturwissenschaft in Einklang zu bringen. Sie behängen sich mit dem Mantel einer Wissenschaft, an der sie keinen Anteil haben; darunter steckt aber der alte Körper mit seinen Schäden; zu festerer Begründung der Biochemie hat solches Beginnen nicht beigetragen.

Man könnte nun auf jede theoretische Begründung verzichten und sich auf die praktischen Ergebnisse beschränken. Es wäre nicht das erstemal, daß aus falscher Theorie wertvolle Methoden erwüchsen. Prüfstein für eine Heilmethode ist und bleibt der Erfolg am Kranken. Darauf berufen sich denn auch die Biochemiker, Homöopathen, Naturheilkundigen, Magnetopathen und wie die medizinischen Sektierer alle heißen mögen, und werfen den Ärzten vor, daß sie an ihren Erfolgen achtlos vorübergehen. Das wird so oft und so öffentlich getan, daß auch ein breiteres Publikum das Recht hat zu erfahren, wieweit der Vorwurf begründet ist. Als alter erfahrener Arzt, der zeit seines Lebens gern Neues aufgenommen und geprüft hat, habe ich folgendes zu erwidern.

Als Regel gilt, daß, wer eine Behauptung aufstellt, sie auch zu beweisen hat. Nun ist z. B. eines der von Schüßler empfohlenen Mittel das Kochsalz in homöopathischer Verdünnung. Von diesem nimmt der Erwachsene täglich 12—15 Gramm mit der Nahrung auf; als Mindestmaß braucht er 3—5 Gramm. Das Blut enthält davon 0,7 v. H. Was soll da nun verschlagen, wenn dazu der millionste oder gar billionste Teil eines Grammes hinzukommt? Denn daß dieser als Arznei eingenommen, seinen eigenen Weg zur Zelle nimmt, ist, wie oben erwiesen, reine Phantasie.

Ein Zweites: Schüßler kuriert nach Symptomen, nicht nach Krankheiten. Nun gibt es aber Krankheiten, die zwar einheitlich entstehen, aber sehr mannigfache Symptome haben, z. B. die Malaria. Dennoch werden alle Symptome gleichermaßen beseitigt durch dasselbe Mittel, das Chinin oder neuerdings das Plasmochin. Noch mehr gilt dies für die symptomenreichste aller Krankheiten, die Syphilis. Sollen wir diese Erfahrung in den Wind schlagen zugunsten der Symptomenmittelchen? Ein Drittes: einen Heilerfolg feststellen gehört zu den schwersten Aufgaben der Medizin. Der Einzelfall bedeutet gar nichts; Selbstheilung, vorübergehendes Zurücktreten der Krankheit, gehobene Stimmung des Kranken können Arzneiwirkung vortäuschen, Je länger die Dauer, je wechselvoller der Verlauf einer Krankheit, um so schwieriger die Beurteilung des Heilerfolgs. Die Feststellung des Einflusses, den Freiluftbehandlung oder Tuberkulin bei Lungentuberkulose ausüben, hat Jahrzehnte erfordert. Seit etwa 100 Jahren suchen die Ärzte zahlenmäßig den Wert der Behandlungsmethoden zu erfassen und zu vergleichen. Vergleichbar sind aber nur gleichartige Krankheiten. Diese müssen also zunächst möglichst genau festgestellt sein. Dies führt uns zum

Vierten: der Krankheitsbezeichnung oder Diagnose. Unter den Biochemikern sind n sehr wenige Ärzte und, wenn man nach ihren Schriften urteilen darf, nicht eben die g lehrtesten. Die meisten sind Laien und die Methoden der Krankheitserkennung sind eben laienhaft. Ein Rückenschmerz bedeutet Nierenkrankheit, Gliederschmerz Gicht oder Harn säure, Herzklopfen Herzkrankheit, ein Ausschlag „schlechte Säfte". Viele bedienen sich d „Irisdiagnose", die aus der Zeichnung der Regenbogenhaut Art und Sitz der Krankheite erkennen will. So oft diese Methode von Ärzten geprüft wurde, seit dem berühmten Felk prozeß, hat sie völlig versagt, was aber ihre Beliebtheit nicht vermindert. Es ist klar, d die Heilung solcher sog. Krankheiten nicht verglichen werden kann mit der Heilung d ärztlich festgestellten Krankheiten; da fehlt der gemeinsame Boden. Dies gilt selbst für d Homöopathie; obschon sie seit mehr als hundert Jahren von zahlreichen Ärzten betrieb wird, haben doch nur wenige den Trieb empfunden, ihrer Lehre einen festeren Boden schaffen. Einer der Erfahrensten und Angesehensten unter ihnen hat vor kurzem bekann die ganze Arbeit sei noch zu tun.

Zum fünften ist der seelische Einfluß zu besprechen. Mag eine Krankheit noch so sich körperlich bedingt sein; was der Kranke empfindet, sind sein Schmerz, seine Beschwerde seine Hemmungen, also seelische Vorgänge, die der Stimmung, der Suggestion unte worfen sind. Die Macht der Suggestion kann man gar nicht hoch genug einschätzen. Daf sprechen schon die Moden in der Therapie.

Vor etwa 150 Jahren machte Dr. Mesmer ungeheures Aufsehen durch die Behauptung, könne durch Magneten Kranke heilen; ja sein eigener Körper habe solche Kraft und könne sie du bloße Berührung auf Wasser übertragen, das nun auch heilkräftig werde. Bis zum Wiener Ho drang sein Ruf, ein internationaler Klub übernahm die Propaganda, Tausende strömten ihm z obwohl eine Kommission in Paris, der u. a. der große Arago angehörte, erwies, daß gleiche W kungen auch von beliebigen, unmagnetisierten Gegenständen ausgingen. Die Revolution mac dem Treiben ein Ende; Mesmer starb einsam und vergessen. Hundert Jahre später hatte d Tischler Louis Kuhne in Leipzig einen Weltruhm durch seine „Reibesitzbäder", in denen die G schlechtsteile der Kranken mit nassen Lappen gerieben wurden; alle Krankheiten konnten dar geheilt werden. Kuhnes Buch wurde in viele Sprachen übersetzt, obwohl über dessen Entstehu einer seiner Gehilfen so mancherlei ausplauderte, z. B. wie die beiden Bilder eines Knaben, d von Rückgratverkrümmung geheilt sein sollte, am selben Tage aufgenommen waren. Kuh starb und seine Methode ist vergessen. Wer kennt noch all die Wundermittel, wie Voltakre Oxydonor victory, Revalenta u. a. m., die seinerzeit ihren Erfindern Vermögen einbrachten?

Besonders eindringlich sprachen die Prozesse Volbeding und Nardenkötter. Volbeding unt hielt ein Büro, in dem 8—10 Angestellte die einlaufenden Briefe lasen und nach ihrem Gutdünk eines der Mittel versandten; dafür wurden in über 600 Zeitungen Anzeigen aufgegeben u jährlich 3—400000 Mark verdient. Nardenkötter hatte einen ähnlichen Betrieb; seine „elekt homöopathischen" Mittel wurden aus Wasser und Farbe in der Badewanne hergestellt; vor Geri bezeugten Dutzende von Personen, darunter Intellektuelle, eidlich, nur durch diese Mittel sei sie von ihren Krankheiten befreit worden.

Sieht man nun die Biochemie und ihren Betrieb an, so findet sich so mancherlei, de sicher große suggestive Kraft innewohnt. Der Laie hat gern ein System, eine g geschlossene Lehre, die gelehrt aussieht, die er aber verstehen kann. Das hat ihm Schüß geboten, und wie einleuchtend klingen seine Argumente, etwa wenn er sagt, den Gesich ausdruck könne er nicht beschreiben; ein Schäfer kenne jedes Tier seiner Herde und kön auch nicht sagen woran. Anderen macht gerade das Unverständliche Eindruck, eine Gelel samkeit, sei es auch Scheingelehrsamkeit, so etwa wenn Adrian, ein biochemischer Schri steller, van t'Hoff, Abderhalden, O. Hertwig, Verworn auszieht und gleichsam als Gewäh männer anführt, obschon sie mit seiner Biochemie wirklich nichts zu tun haben.

Und wie bequem wird's dem Patienten gemacht! Da sind Büchelchen oder sogar Kö chen, da stehen die Symptome und gleich die Nummer des helfenden Mittels; man brau keinen Doktor und keinen Apotheker.

Und außerdem die Propaganda! Es gibt kleine billige Schriftchen, Zeitschriften; Gesellschaften und Vereine umschließen die Freunde der Biochemie; für sie treten die Naturheilvereine und Anhänger der „naturgemäßen" Lebensweise ein. Hinter allem steht eine große und kapitalkräftige Industrie, die es an Werbetätigkeit auch nicht fehlen läßt. Dazu kommt die Art der Heilkünstler, fast durchweg Laien, durch Kenntnisse und Kritik nicht beschwert, daher leicht überzeugt, leicht die Überzeugung übertragend, oft geschickte Menschenkenner mit volkstümlicher Beredsamkeit.

Dies alles würde hinreichen, um einer Lehre, sei sie auch noch so unbegründet, bei der urteilslosen Menge Anhang zu verschaffen. Dazu kommt aber, daß die meisten Biochemiker zugleich Freunde der sog. Naturheilkunde sind, jener Lehre, die durch Pflanzennahrung, Luft, Licht, Wasser, Körperbewegung heilen will. Das sind sehr wirksame Kräfte, gegeignet, dem durch Bewegungsmangel, falsche Ernährung, Mißbrauch von Reizmitteln geschädigten Großstädter manche Erleichterung zu bringen. Ihr Fehler ist nur, daß sie sich für alleinberechtigt und unfehlbar erklärt. Wäre sie dies, wie könnten dann bei den fleischessenden, pflanzenessenden, in Blätterhütten hausenden Negerstämmen Zentralafrikas Tuberkulose, Malaria und Schlafkrankheit so schreckliche Verheerungen anrichten? Es ist überhaupt ein Kennzeichen aller medizinischen Sekten, daß sie sich anmaßen, jegliche Krankheit „aus einem Punkte" kurieren zu können. Dabei sind sie untereinander spinnefeind; Schüßler wollte nichts von der Homöopathie, diese nichts von ihm wissen. Ein Magnetopath annoncierte: Der Tod hat zwei Paten, die Allopathie und die Homöopathie; das Leben hat eine Patin, die Magnetopathie! Das sind die Gründe, warum wir Ärzte zur Biochemie kein Vertrauen haben können. Ihre theoretischen Unterlagen sind unmöglich, ihre praktischen Erfolge unerwiesen, ihre Beliebtheit auch anderweit erklärlich. Kommt einmal ein Biochemiker und erklärt mir, warum die Salze wirken, wenn sie aus der biochemischen Apotheke stammen, nicht aber, wenn sie, wie das der Fall ist, in jedem Tropfen Wasser enthalten sind; beweist er einmal, daß seine Präparationen bei sicher festgestellten Krankheiten wirken, so daß die Wirkung nicht durch Nebenumstände oder durch Suggestion erklärt werden kann, kann er das glaubhaft machen, was jetzt unglaubwürdig ist, dann wollen wir uns gern mit seiner Sache befassen. Die Medizin, das zeigt die Geschichte durch alle Jahrhunderte, ist immer bereit gewesen, das Gute aufzunehmen, woher es auch komme; sie darf aber den festen Boden unter ihren Füßen nicht verlassen: das verlangt die Rücksicht auf den Kranken, die Achtung vor dem Menschen.

Aberglaube an die Ärzte und an die Heilmittel

Von Josef Hofmiller in Rosenheim

Um Mißverständnissen zu begegnen, möchte ich bemerken, daß es die Münchener Medizinische Wochenschrift war, in der ich Constantin Brunners Schrift „Aberglaube an die Ärzte und an die Heilmittel" (Gustav Kiepenheuer, 1 M.) gerade den Ärzten warm empfohlen habe. Um zu zeigen, welcher Geist sie erfüllt, nehme ich einzelne Sätze heraus:

Zum Glück brauchen wir uns um die Hauptsachen des Lebens nicht zu bekümmern: wir werden geboren: Die Ärzte machen auch krank und sind ihrerseits nicht besser gefeit gegen die Krankheiten als Nichtärzte ... Wenn die Medizin die Tochter der Erfahrung ist, so wollte ich mich lieber von der Mutter behandeln lassen; denn die Tochter ist jung und wenig erfahren ... Die Mediziner haben gut, die Geschichte der Medizin geheim zu halten ... Jeder zweite, vierte, sechste Arzt usw. — Der Mediäär zwischen Vornehmheit und Empörung — ringt die Hände über den ersten, dritten, zehnten Arzt usw. Die Patienten können darüber nicht lachen, weil sie darüber weinen müssen ... Wer kuriert sein will, der frage stets nur einen Arzt, nehme seine Mittel und spucke noch hinein;

mehrere Ärzte aber höre, wer über das Kuriertwerden und über die Unbestimmtheit und U
erfahrenheit der Erfahrungswissenschaft Medizin Aufklärung sucht ... Asklepios ward entgötte
da er von Scholastik und Industrie gefesselt liegt ... Der Patient will geheilt, nicht erklärt und etik
tiert sein ... Der ganze Organismus steht ununterbrochen im Kriege und ist in jedem Augenbl
angegriffen und gestört, muß immer heilen; wenn das Leben nicht auch die Kunst des Heilens k
säße, könnte es gar nicht leben ... Die Medizin lernt höchstens die Unzahl von Fremdwörtern v
stehen, mit denen sie sich das Hirn verstopft ... Trotz der wissenschaftlichen Diätetik und aller übrig
medizinischen Künste und Griffe zeigen die Ärzte (und ihre Familien) im Durchschnitt nicht weni
pathologische Disposition als die übrigen Sterblichen, sind weder gesünder, noch leben sie länger.

Bemerkenswert ist nicht, daß solch skeptische Bücher über Medizin heute erscheinen;
erscheinen, seit es überhaupt eine Medizin gibt. Wissenschaften, die unmittelbar auf d
Leben der Menschheit Bezug haben, machen notwendigerweise im Zustande der Übe
sättigung Krisen des Vertrauens durch, haben sie aber noch jederzeit überstanden,
sich durch sie Objekte und Subjekte der Behandlung näher kommen. Unleugbar ist d
Interesse des großen Publikums an medizinischen Dingen heute lebhafter als je. D
hängt zusammen mit der größeren Zahl von Ärzten und Medizinstudierenden, mit d
Zunahme der „medizinischen Ecken" in Zeitschriften und Tagesblättern, vor allem jed
mit den lawinenartig anschwellenden Krankenkassen. Medizinische Schriften haben Erfo
selbst Sensationserfolg. Die Hypothesen von Freud und Wilhelm Fließ werden popula
siert. Bernard Shaws „Arzt am Scheidewege" mit seiner mehr als rauhbeinigen Vorre
macht die Leser rebellisch. Die temperamentvolle Schrift des Danzigers Lyck hat au
außerhalb der Fachkreise großen Anklang gefunden. Thomas Manns geistvoller Rom
„Der Zauberberg" erlebt Auflage um Auflage. Da ist es nicht erstaunlich, wenn auch ei
so gut geschriebene Schrift wie die Constantin Brunners Aufsehen erregt. Es ist nur ein
zu wünschen: daß sie nämlich in die richtigen Hände kommt. In die der hochmütig
Spezialisten und der kleinmütigen Patienten; derer, die Wunder versprechen, und der
die Wunder erwarten. Soweit sie dämpfend wirkt, ist sie zu begrüßen. Insofern sie dep
mierend wirken sollte, wäre es zu bedauern. Denn sie läuft darauf hinaus, daß auch d
beste Arzt kein Wunder wirken kann; daß wir nun einmal mit einem genau begrenzt
gesundheitlichen Reise-Necessaire an dieser wüsten Insel, genannt Leben, ausgese
worden sind und damit haushalten müssen. Weniger kann es werden, mehr nie. W
sind lauter Robinsons nach dem Schiffbruch und müssen sehen, was wir aus dem, was w
gerettet haben, machen können. Dabei kann uns ein gescheiter Arzt ungeheuer viel helfe
und darum kann auch das Ergebnis des Nachdenkens über Gesundheit nur sein: Ma
mehr Vertrauen zum Arzt! In heilbaren Fällen bedeutet dieses Vertrauen die hal
Genesung; in unheilbaren Euthanasie.

Constantin Brunner spricht in seiner Schrift nicht von einer Bedrohung der Krank
die sehr ernst zu nehmen ist: von dem zunehmenden Einflusse politischer Parteien auf
Besetzung zunächst von leitenden Stellen an Krankenhäusern (die Lehrstühle komm
später daran!): daß für den Posten eines Chefarztes nicht die Tüchtigkeit des Bewerb
den Ausschlag gibt, sondern seine Zugehörigkeit zu einer Partei. Wer die Fachzeitschrift
der letzten paar Jahre aufmerksam verfolgt hat, weiß, daß von dieser Seite dem Ärztesta
und zugleich den Patienten die ernstesten Gefahren drohen. Das hängt aufs engste
sammen mit dem Krankenkassenwesen, das an ausgesprochener Hypertrophie leid
Organisation bedeutet in Deutschland oft nichts anderes, als daß aus Mitteln Zwecke werd
aus Vernunft Unsinn, aus Wohltat Plage; vor allem bedeutet Organisation jedoch Bü
kratie. An die Stelle der Bürokratie der Ämter ist längst die viel schlimmere Bürokra
der Parteien und ihrer Wurmfortsätze getreten. Diese Dinge berührt Brunner nic
und das ist bedauerlich. Denn es liegt auf der Hand, daß nichts den edlen Beruf des Arz
mehr zur Profession des Rasiergehilfen erniedrigt, nichts Arzt und Patienten m
schädigt, als eine Kassenpraxis, die, je besser, desto schlechter ist.

Die Ausbildung des Mediziners in den Naturwissenschaften

Von Hans Winkler in Hamburg

Über die Ausbildung der Medizinstudierenden in den Naturwissenschaften ist schon viel gestritten worden. Auch heute herrscht unter den an dieser Frage Anteil nehmenden Hochschullehrern und Ärzten keineswegs Übereinstimmung. Dabei steht nicht die Frage zur Erörterung, ob überhaupt an den Beginn des medizinischen Studiums eine Beschäftigung mit den grundlegenden Naturwissenschaften zu stellen sei. Das wird von keiner Seite bestritten. Wohl aber gehen die Meinungen darüber auseinander, mit welcher Zielsetzung und in welchem Ausmaße diese naturwissenschaftliche Ausbildung zu erfolgen habe.

Nach den jetzt geltenden Vorschriften (Verordn. d. Reichsmin. d. Innern vom 5. Juli 1924) sind für die naturwissenschaftliche Ausbildung der Mediziner die ersten vier Semester vorgesehen; sie hat sich zu erstrecken auf Anatomie, Physiologie, Physik, Chemie, Zoologie und Botanik. In diesen sechs Wissenschaften wird der Prüfling bei der ärztlichen Vorprüfung, dem sog. Physikum, geprüft. Von ihnen nehmen Anatomie und Physiologie insofern eine Sonderstellung ein, als sie an den deutschen Universitäten nicht Lehrfächer der naturwissenschaftlichen bzw. philosophischen, sondern der medizinischen Fakultäten sind. Sie sind demgemäß auch überwiegend auf die Anatomie und Physiologie des Menschen eingestellt, stellen also den Gesichtspunkt, daß sie für die Ausbildung der Medizinstudierenden in den vorklinischen Semestern zu sorgen haben, in den Vordergrund. Bei den vier anderen naturwissenschaftlichen Grundfächern liegen die Dinge aber anders. Auch diese Wissenschaftsgebiete wurden ja früher im Rahmen der medizinischen Fakultäten getrieben, haben aber diesen Rahmen längst gesprengt und sind allgemeine Wissenschaften geworden, die sich in Lehre und Forschung nicht vorwiegend mit einem bestimmten Objekt beschäftigen, sondern mit der ganzen Natur, soweit sie in ihren Bereich fällt. Demgemäß ist der Lehrbetrieb in diesen Wissenschaften, soweit es sich um die grundlegenden Vorlesungen und Übungen handelt, nicht auf die Vorbereitung für einen bestimmten Sonderberuf eingestellt, der naturwissenschaftliche Vorbildung erfordert, sondern so eingerichtet, daß er in seiner Gesamtheit eine allgemein-naturwissenschaftliche Ausbildung als Unterlage für jede spätere Sonderausbildung gibt.

Nun ist der Umfang der vier für den künftigen Arzt nötigen Naturwissenschaften so groß geworden, daß eine gründliche Ausbildung in ihnen innerhalb der wenigen Semester neben der Vertiefung in Anatomie und Physiologie unmöglich ist. Sie ist aber auch nicht notwendig. Irgendwie muß also eine Stoffbegrenzung eintreten. Hier scheiden sich die Geister.

Die einen vertreten die Ansicht, es solle dem Mediziner in den vorklinischen Semestern nur das von den Naturwissenschaften geboten werden, was er als klinisches Semester und später als Arzt braucht. Die anderen meinen, daß für den Arzt eine allgemein-naturwissenschaftliche Vorbildung ohne Rücksichtnahme auf den unmittelbaren beruflichen Nutzen notwendig ist, weil er nur auf ihrer Grundlage wissenschaftlich einwandfrei sein klinisches Studium durchführen und später seinen hohen Beruf ausüben kann. Dementsprechend verlangen die Vertreter der ersten Ansicht einführende Sondervorlesungen, womöglich im Rahmen der medizinischen Fakultät, während die Vertreter der anderen Auffassung es für richtig halten, daß die für alle Naturwissenschaftler bestimmten einführenden Vorlesungen auch von den Medizinern besucht werden, wie bisher.

Wir kommen am besten zu einer Entscheidung, wenn wir uns klar machen, was eigentlich das Ziel der vorklinischen Ausbildung des jungen Mediziners sein soll. Dies Ziel ist ein doppeltes. Einmal soll der künftige Arzt sich die naturwissenschaftlichen Kenntnisse erwerben, die er haben muß, um mit wissenschaftlicher Verantwortung die zahlreichen

und verschiedenartigen chemischen und physikalischen Methoden der modernen Heilkun anzuwenden. Zweitens soll er gründliche Kenntnis vom Bau und von den Lebenserschei nungen des menschlichen Körpers erhalten; denn sie ist die Vorbedingung dafür, daß krankhafte Abänderungen und Störungen erkennen und heilen kann. Die Kenntnis vo kranken Körper und von den Methoden seiner Behandlung und Heilung sollen dann d klinischen Semester vermitteln. In diesen ist also das Ziel der Unterrichtserteilung e heilkundliches, und zu seiner Erreichung müssen medizinische Gesichtspunkte benutzt werde Das Ziel des Unterrichts in den vorklinischen Semestern ist aber ein naturwissenschaftliche und für seine Erreichung sind naturwissenschaftliche Gesichtspunkte maßgebend.

Aus dieser Zielsetzung ergibt sich nun für den jungen Medizinstudierenden die Notwendigke sich mit den Grundzügen der Chemie, Physik, Zoologie und Botanik vertraut zu mache menschliche Physiologie und Anatomie aber so gründlich wie möglich zu betreiben. Denn ist unmöglich, Bau und Wesen eines lebenden Organismus zu verstehen, wenn man nic die dazu erforderlichen allgemein-biologischen und chemisch-physikalischen Kenntni besitzt. In diesem Sinne hat deren Erwerb also für den künftigen Arzt unmittelbar praktischen Nutzen, selbst wenn es sich im einzelnen um Tatsachen handelt, die er in sein Praxis nicht unmittelbar „braucht". Es wäre verfehlt, die Notwendigkeit etwa des Botan Studiums für den Mediziner damit beweisen zu wollen, daß man sagt, er müsse die Gi und Arzneipflanzen kennen oder die des Zoologie-Studiums damit, daß man sagt, solle etwas über die verschiedenen Eingeweidewürmer wissen. Das sind Nebensächli keiten, über die sich der Arzt jederzeit leicht unterrichten kann, wenn er die Grundlag der Botanik und der Zoologie kennengelernt hat. Darauf kommt alles an: Der Men als lebendes Wesen und Teil der Natur, mit deren belebten und unbelebten Objekten er steter Wechselbeziehung steht, kann eben in seinem Wesen nur von dem richtig verstand werden, der sich das nötige Rüstzeug aus den Naturwissenschaften holen kann.

Daher ist es auch verfehlt, wenn W. Hellpach einmal in schwungvollem Hochton ausruft: „Phy Chemie, Botanik und Zoologie muß der junge stud. med. lernen und sich im Physikum abfrag lassen — warum? Weil die ungeheuerliche Fiktion aufrechterhalten wird, die Medizin sei ‚an wandte Wissenschaft'. Das ist nicht wahr, mein junger Freund; verweigere den Glauben an di Behauptung und du wirst ein um so besserer Mediziner sein!" (Med. Klinik 1919, S. 501). Ger ist die Medizin keine angewandte Naturwissenschaft, sondern sie ist eben Medizin, Heilkun Als solche hat sie ihre eigenen Gesichtspunkte und Methoden und das sind andere als die der Nat wissenschaft. Aber die Medizinstudierenden sollen die vier einführenden Naturwissenschaften auch nicht treiben, weil ihr späterer Beruf eine Anwendung dieser Wissenschaften wäre, sond weil sie für diesen Beruf Bau und Funktion des menschlichen Körpers gründlich kennen müs Die Lehre vom normalen Bau und den normalen Lebenserscheinungen des menschlichen Körp ist aber nicht Gegenstand der Heilkunde, sondern der Naturkunde, und man kann ihren Gegensta nur nach naturwissenschaftlichen Methoden erforschen und im Zusammenhange mit allen einsch gigen Naturwissenschaften.

Daraus ergibt sich die Methode der Unterrichtserteilung von selbst. Die allgemein-nat wissenschaftliche Grundlage, auf der allein eine richtige Erkenntnis vom Bau u Leben des menschlichen Organismus möglich ist, kann nicht in Sondervorlesungen worben werden, die nur Teilabschnitte aus dem Gesamtgebiet mit besonderer Beri sichtigung ihrer Verwendbarkeit im ärztlichen Beruf bieten. Solche Vorlesungen könn nur dann fruchtbar für den Hörer sein, wenn er schon einen Überblick über das Gesar gebiet besitzt. Daher ist es nötig, daß die jungen Mediziner die einführenden Vorlesung über die vier naturwissenschaftlichen Grundgebiete hören, die dann freilich in großen Züg einen Überblick über die Grundtatsachen und die leitenden Ideen und Theorien ih Gebietes vermitteln müssen. Daß hier in mancher Hinsicht Änderungen und Verbes rungen nötig und möglich wären, kann nicht geleugnet werden.

Noch aus einem anderen Grunde erscheint es abwegig, Sondervorlesungen über Chem Physik, Zoologie und Botanik einzuführen. Das müßte zur Folge haben, daß auch and

Berufe, deren Studium sich auf allgemein-naturwissenschaftlicher Grundlage aufbaut, olche Sondervorlesungen für sich beanspruchen würden, und wir würden z. B. dann neben iner Chemie für Mediziner eine Chemie für Apotheker, eine Chemie für Landwirte, eine hemie für Oberlehrer usw. und schließlich eine Chemie für Chemiker bekommen. Eine olche Pulverisierung des Unterrichts wäre schwer von Übel und schon technisch kaum durch- ihrbar. Es ist sicher das einzig Richtige, wenn die Anwärter für alle Berufe durch eine rundlegende Hauptvorlesung in das Gesamtgebiet eingeführt werden. Auf diese können ch dann Sondervorlesungen und Übungen aufbauen. Für das Medizinstudium könnte sich in der Hauptsache beschränken auf die pflichtgemäße Teilnahme an chemischen und hysikalischen Übungen, wie sie die Prüfungsordnung wenigstens für ein einsemestriges emisches Praktikum schon vorschreibt. Daß daneben der Besuch von zoologischen und otanischen Sondervorlesungen und Übungen erwünscht ist, bedarf keiner Erwähnung. Unbedingt abzulehnen ist der Vorschlag, den gesamten naturwissenschaftlichen Unterricht r Medizinstudierenden der medizinischen Fakultät anzugliedern. Seine Verwirklichung ürde bedeuten, daß innerhalb der Universität eine medizinische Fachschule entstünde, ren Unterrichtsgrundsätze dem Wesen der Universität widersprächen. Es ist wesentlich r den Hochschulunterricht, daß in ihm die einzelnen Wissenschaften von den wirklichen chvertretern gelehrt werden. Diese gehören für die Chemie, Physik, Zoologie und otanik aber nicht den medizinischen, sondern den naturwissenschaftlichen bzw. philo- hischen Fakultäten an. Wenn die medizinischen Fakultäten den Unterricht in diesen chern für die Medizinstudierenden übernehmen sollten, dann müßten also bei ihr ordent- e Lehrstühle und Anstalten dafür eingerichtet werden, was ein organisatorisches Un- g wäre und schon an der Kostenfrage scheitern müßte. Wenn aber der naturwissenschaft- e Unterricht im Rahmen der medizinischen Fakultät von Medizinern erteilt werden te, so wäre er naturgemäß unzulänglich und nicht hochschulmäßig.

Aus Gründen ähnlicher Art muß ein anderer oft auftauchender Vorschlag abgelehnt rden, Botanik und Zoologie zu einem einzigen Lehrfach, der Allgemeinen Biologie, mmenzuschweißen und den Medizinern den gesamten zoologischen und botanischen rstoff in einer Vorlesung über allgemeine Biologie zu bieten. Botanik und Zoologie zwei selbständige Wissenschaften. Wohl ist beiden gemeinsam, daß ihre Objekte lebende sen sind. Aber das rechtfertigt ihre Zusammenschweißung ebensowenig wie etwa der stand, daß die Naturobjekte, mit denen es die Chemie, die Physik, die Mineralogie und logie, die Astronomie zu tun haben, unbelebt sind, die Zusammenlegung dieser Wissens- ete zu einer Wissenschaft vom Unbelebten rechtfertigen würde. Begrifflich kann man irklich alle Wissenschaften, die sich mit den lebenden Wesen befassen, als Biologie zu- menfassen; aber ein besonderes Fach in Lehre und Forschung kann diese Biologie n deswegen niemals sein, weil es keinen Forscher gibt, der es vollständig überblicken, m also hochschulmäßigen Unterricht erteilen könnte.

Die Ausbildung des Mediziners

Von Ludolph Brauer in Hamburg

Die Entwicklung, die Studiengang und Prüfungsordnung der Mediziner in dem letzten Jahrzehnte nahmen, hat — darüber besteht in den breitesten Kreisen kein Zweifel — ständen geführt, die eine ungeheure Überlastung der Medizinstudierenden bedeuten und terisch zur Neuregelung, zur Besinnung und Umkehr zwingen. Von vielen Seiten s in den letzten Jahren immer wieder hervorgehoben worden. Wirklich zufrieden t den herrschenden Verhältnissen keine der Fach- oder Altersgruppen. In besonders

weitschauender Weise hat das in klaren, kurzen Worten Professor Schieck in seiner Re ratsrede, sowie auf der 46. Tagung des Deutschen Ärztetages zu Würzburg hervorgehob Als Vorsitzender der von den Medizinischen Fakultäten 1920 eingesetzten Kommiss zur Bearbeitung der einschlägigen Fragen, konnte er auf Grund reicher Erfahrung in rufener Weise urteilen. Doch auch von anderen Seiten kamen Mahnungen, die wiesen, wie dringend eine völlige Umgestaltung des jetzt bestehenden Ausbildungsmo der angehenden Ärzte vonnöten ist. Vergeblich hat man versucht, mit kleinen Kompro sen, mit Mahnungen an die einzelnen Fachvertreter, mit Maßnahmen aller Art, Mi rung zu schaffen. Nur eine durchgreifende Änderung kann von wahrhaftem Nutzen s

Die gewaltige Entwicklung der Medizin und Naturwissenschaften hat nicht nur zu ei weitgehenden Arbeitsteilung, zu einer Aufsplitterung der Medizin in Spezialitäten führt, sondern auch in diesen Einzelgruppen so viel Wissenswertes gebracht, daß es sächlich nicht mehr möglich ist, dem in die Praxis gehenden Ärzte dieses objektive Wi auch nur einigermaßen gleichmäßig auf den Berufsweg mitzugeben. Unbedingt muß her — den neuen Verhältnissen entsprechend — auch nach einer neuartigen Gruppier der Übermittlung dieses Wissens gesucht werden. Bei dieser Umstellung darf es aber n zu einer fachschulmäßigen Form des Unterrichtes, zu einer seminaristischen Methode Übermittlung nur des zur Praxis routinemäßig dem Arzte Nötigen kommen. Einer stellung der ärztlichen Ausbildung im Sinne einer Banalisierung darf nie und nimmer Wort geredet werden. Unweigerlich muß die für das Deutschtum typische akadem wissenschaftliche Bildung dem Arzte die Grundlage seines Denkens und praktischen Hand bleiben. Das höchste wissenschaftliche Niveau ist für denjenigen Stand, dem das Volksn in so weiten Grenzen anvertraut ist, gerade gut genug. So stimme ich denn auch Winkler[1]) in jeder Hinsicht überein, wenn er verlangt, daß dem werdenden Arzte in vorklinischen Semestern in den naturwissenschaftlichen Fächern von berufenster Seite allgemein-naturwissenschaftliche Bildung zu geben sei, frei von dem Streben, jen nur dasjenige an Kenntnis zu übermitteln, was dem Praktiker in seiner Bildung und se Berufshandhabung von Nutzen sein könnte. Der Arzt darf uns nicht zum Funktionär Wissenschaft herabsinken. Er muß ein wissenschaftlich denkender, wissenschaftlich suche Mann bleiben, sonst wird er niemals den wechselvollen Erscheinungsformen des kr haften Geschehens in Auffassung und Gegenwirkung gerecht werden können.

Auch darf es keine Wertunterschiede geben bei Beurteilung der Bedeutung wissensch lichen Forschens und Erkennens.

Aber es sind dem Menschen Grenzen gesetzt hinsichtlich der Bewältigungsmöglic dieses Wissens und Könnens, und diesen praktischen Grenzen muß man sich beu ihnen hat der Studiengang und die Prüfungsordnung gerecht zu werden. Gebiete verlangt die Praxis nach einer Beschränkung im Ausbildungsgange; wir werden Beschränkung zu suchen haben in einer Form, die uns nicht das Beste nimmt, was deutschen Ärzte von jeher eigen war: die hohe wissenschaftliche Grundlage und die wi schaftliche Form seiner Bildung und seiner Leistung.

Der Weg zu dieser Neugestaltung, zur Befreiung von Irrwegen, die den ärztlichen S nicht heben, sondern ruinieren, kann nur gefunden werden aus einer klaren und neuart Gruppierung der Wissensgebiete im ärztlichen Studiengang.

Die Ursache für die Überlastung der Medizinstudenten und die sich daraus ergeb wesentliche Verschlechterung der Ausbildung der zum Staatsexamen schreitenden ju Ärzte ist ganz irrigerweise in einer Verschlechterung des anströmenden Studen materials gesucht worden. Dieses Studentenmaterial ist nicht schlechter, sondern b als zu den Zeiten, da wir Alten noch jung waren. Es ist nicht zu leugnen, daß heutige Studentenschaft im Durchschnitte fleißiger ist. Die schädigende Nebenwirkung

[1]) Siehe den vorangegangenen Aufsatz.

ertriebenen sportlichen Betätigung hat die Medizinstudierenden glücklicherweise in ihrer oßen Überzahl noch nicht erfaßt; im ganzen sind die Lebensgewohnheiten der jungen eute solider geworden. Vielleicht ist das ein Wandel der Zeiten, vielleicht auch eine der enigen guten Auswirkungen der herrschenden Überlastung.

Dagegen ist m. E. nicht zu leugnen, daß die Art der heutigen Schulbildung viel zu sehr f praktisches Einzelwissen, statt auf die weit wichtigere Schulung des Geistes zur ver ndesmäßigen Arbeit hinzielt. Wir wollen für unsere naturwissenschaftlich-medizinischen ächer nicht halbfertig vorgebildete Naturwissenschaftler von den Schulen geliefert bekommen, ndern junge Leute, deren Geist geübt wurde im wissenschaftlichen Denken. In diesem inne hat das alte humanistische Gymnasium mehr geleistet, als viele der heutigen mehr al eingestellten Schulgruppen. Aber auch diese Schulfrage ist nur ein Moment zweiter rdnung bei Beurteilung der Frage, in welchem Umfange es uns heutzutage gelingt, die ngen Mediziner mit der notwendigen Bildungshöhe und der notwendigen Denkform von n Universitäten zu entlassen. Nicht die Art des anströmenden Menschenmaterials, nicht vielleicht etwas unzweckmäßige Form mancher modernen Schulsysteme sind also für die stehenden Mängel verantwortlich — verantwortlich sind vielmehr Verhältnisse, die im iversitätsunterrichte Platz griffen; Vorgänge, die von uns, den Dozenten, abhängen, d Anordnungen, die irrgeleitete Ministerien für Prüfungsordnung und Studiengang geben haben. Die Änderungen müssen daher an diesen Stellen einsetzen.

Die Grundfehler der zurzeit herrschenden Zustände rühren daher, daß man drei Dinge, die an sich nichts miteinander zu tun haben, durcheinander brachte:

1. In jahrelangem und berechtigtem Kampfe suchten die akademischen Vertreter und auch eigentlich die entsprechenden Facharztgruppen das Ansehen ihrer Spezialfächer zu heben d die wirtschaftliche Stellung ihrer akademischen Vertreter zu bessern. Das hieraus stehende Streben zum Ordinariat hat eine außerordentliche Überlastung der unerwünscht größerten medizinischen Fakultäten und des studentischen Unterrichtes mit sich gebracht d doch keine wahre Befriedigung geschaffen; denn mit den gleichen Motiven und der ichen Unzufriedenheit rücken neue Gruppen nach oder sind jene verblieben, die das Ziel t den anderen nicht erreichten.

2. Erstrebt und erfreulicherweise vielfach erreicht ist auf den Universitäten eine wesent bessere sachliche und wissenschaftliche Ausgestaltung gewichtiger Spezialfächer. In ein iger Einstellung auf den das Universitätswesen praktisch beherrschenden „Lehrstuhl griff" hat man diese Ausgestaltung aber nicht beschränkt auf die Verbesserung der For ungs- und Lehrmöglichkeiten, sondern leider auch in einen gewissen Lern- und Examens ung hineingeleitet.

3. Berechtigterweise suchte man auf den Universitäten endlich auch nach einer Vervoll ommnung des Unterrichtes, als einem der Hauptzwecke des Universitätswesens. Aber Ausgestaltung des Unterrichts ging nicht einher mit einer den praktischen Möglichkeiten epaßten Abstufung und Gruppierung des Unterrichts, sondern mit dem utopischen suche, in die Köpfe der jungen Leute ein „Alleswissen" hineinzupfropfen.

So berechtigt in ideeller und vielfach in realer Hinsicht also die vorgenannten Be strebungen in Einzelheiten waren und sind, so unmöglich gestalteten sich die Zustände, denen, aus falscher Verknüpfung, diese Bestrebungen führten. Die Lösung jedoch kann ht in einem Zurückschrauben gesucht werden. Nicht die energische Ausgestaltung be tungsvoller wissenschaftlicher Arbeitsgebiete, nicht die vollberechtigte Hebung der llung und der wirtschaftlichen Lage hochwertiger Fachvertreter, können geopfert wer . Ganz im Gegenteil: fortschreitend auf den begangenen Bahnen möge man das Er te noch bessern und doch der schädlichen praktischen Auswirkung entkleiden.

Man suchte die Hilfe in einer weiteren Vermehrung der Studiensemester, sowie in dem e, die Vertreter der Sonderfächer möchten sich in ihrem Unterrichte und ihren Examens-

forderungen eine weise Beschränkung auferlegen. Beides ist praktisch undurchführb
Mit weiteren Semestern steigen nur die heute schon unerhörten Anforderungen an d
Studierenden; es wäre eine Schraube ohne Ende, die weit hinausführen würde über d
Grenzen, die das Wirtschaftsleben den Studierenden stellt. Es ist auch nicht gerechnet n
menschlichen Unzulänglichkeiten und mit der Unmöglichkeit, ja mit der Unzweckmäßigkeit, d
Sonderfächer zu einer schulmäßigen Beschränkung zu bringen. So sind denn alle die Weg
die die Möglichkeit einer höchsten Ausbildung in den Spezialfächern einschränken, die ei
Behinderung der weitesten Auswirkung der Lehrenden und der stärksten Ausgestaltung d
Forschungsgelegenheiten voraussetzen, persönlich ungangbar und sachlich falsch.

Die positive Hilfe kann nur durch eine völlig andere Gruppierung im ärztlichen Au
bildungsgange erreicht werden. Während der Ausbildungszeit auf der Universit
hat sich wie früher alles um die innere Medizin, die Chirurgie, Frauenheilkunde und G
burtshilfe zu gruppieren. Dabei sei die pathologische Anatomie die Deuterin der Ve
änderungen und im Verein mit der Hygiene und Pharmakologie die Grundlage, auf d
sich die klinischen Fächer aufbauen. Auf die Hauptfächer gründet sich unser medizinisch
Wissen; sie sind auch die einzig mögliche Unterlage für eine verständige Ausgestaltung d
Spezialfächer. Die Sonderfächer haben aus der Examensordnung wieder zu verschwinde
Im Studiengange sei ihnen eine bestimmte Zeit und das Recht der Verleihung von Pr
tikantenscheinen zugebilligt. Die weise Beschränkung, die man idealistisch von den Vert
tern dieser Sonderfächer heute schon vielfach verlangt, werde besser festgelegt durch kla
gesetzliche Grenzen. Auf dieser Grundlage können wir dann in der praktisch verfügbar
Zeit von hoher geistiger Warte aus dem werdenden Arzte die praktischen Kenntnisse ve
mitteln, die er braucht, um seinen hohen Beruf zu erfüllen. Wir geben ihm damit au
die Spezialkenntnisse, die er für diese Aufgaben braucht.

Dieser Begrenzung der Spezialfächer während der vor dem Staatsexamen liegend
Universitätssemester muß aber eine umso vollwertigere Ausbildung für den Fall d
Spezialisierung gegenübergestellt werden. Nur unter dieser Voraussetzung kann die B
grenzung vorgenannter Art verlangt werden. Wie die gerichtliche Medizin in der allg
meinen ärztlichen Ausbildung nur einen begrenzten Raum einnehmen kann und in d
Fortbildung und Prüfung zum Physikate ihre würdige Ausgestaltung erfährt, so sind au
die Sonderfächer — auf der Grundlage eines wohlgeordneten, von Übertreibungen wied
befreiten, allgemeinen ärztlichen Unterrichtes — für den Fall erstrebter Fachärztlichk
einer Sonderausbildung und eines Sonderexamens bedürftig. Auf dieser Grundla
werden die Sonderfächer, die heute schon eine Fortbildung nach dem Staatsexamen ve
langen, nicht herabgesetzt, ihre Vertreter nicht zu Dozenten zweiter Ordnung herabgewürdi

Die Lösung des zurzeit in schwerster Krise sich befindenden Problems der ärztlich
Ausbildung kann nur auf dem vorgezeichneten Weg kommen. Nur dieser bringt d
Möglichkeit, harter Hand zu scheiden und klar zu ordnen, ohne unwürdige Zurücksetzu
hochstrebender Wissensgebiete und ohne eine Veroberflächlichung der ärztlichen Ausbildu
wie sie heutzutage unter dem Zuviel tatsächlich besteht. Kein Hemmen der wissenschaftlich
Gründlichkeit; kein Mindern berechtigter Forderungen; kein Erziehen des jungen Arz
zur Oberflächlichkeit, sondern weise Verteilung des Bildungsganges und des Unterric
gemäß den wissenschaftlichen und praktischen Zielen, der Aufnahmefähigkeit und d
Wünschen der heranwachsenden Ärzteschaft. Unzweckmäßige Belastung ertötet eine höhe
geistige Entwicklung. Aber nicht zur Bequemlichkeit, nicht zur Förderung der Mittelmäß
keit soll ein befreiender Weg führen. Im Rahmen der verfügbaren Zeit, im Rahmen d
dem menschlichen Geiste gesteckten Leistungsfähigkeit, soll in wissenschaftlicher Form d
praktisch Begreif- und Erlernbare in passender Folge vermittelt werden. Auf dieser Grundla
werden wir dem edlen ärztlichen Stande das Rüstzeug geben, das ihn zur besten Leistung, z
geistigen und in letzter Linie auch zur persönlichen und wirtschaftlichen Freiheit füh

Tagebuch

Galerien und Bilder

Tatendurstige Galeriedirektoren hatten bisher nur vier Möglichkeiten, von sich reden zu chen: 1. unpassendere Wandtapeten; 2. unssendere Rahmen; 3. Tothängen; 4. Kaputtaurieren. Neuerdings kommt eine fünfte Schwang: große Meister gegen große Mode zutauschen. So besteht endlich die Aussicht, ß in absehbarer Zeit die Meisterwerke der lerien die Clous der Kunsthändler werden d die Ladenhüter der Kunsthändler der Stolz Galeriedirektoren.

*

Zum eisernen Bestand eines französischen Prozmuseums gehört von jeher ein mäßiger Deoix. Jetzt wird ein mäßiger Delacroix h das teuer erworbene Juwel eines deutn Provinzmuseums. Les (mauvaises) afes (allemandes) sont les (bonnes) affaires nçaises).

Das Experiment

s sind jetzt gerade 1½ Jahre, daß ich im Oktoberheft 1926 der S.M. „Das neue Polen" glers Buch „Der Zusammenbruch der Wissenft . . ." ausführlich besprochen habe. Nun schon wieder ein ziemlich dickes Buch desn Verfassers, „Das Experiment, sein Wesen seine Geschichte", vor (München 1928, lag E. Reinhardt).

ß ist ja wohl tatsächlich unmöglich, in 1½ en wieder etwas völlig Neues von diesem ang zu schaffen. Aber wer meine letzte ension aufmerksam gelesen hat, der hat verien, daß es sich bei Dingler seit etwa 25 Jahum den Ausbau eines bestimmten philoschen Systems, der „reinen Synthese" elt. Nach dem Erscheinen des „Zusammenngs" sind zahlreiche Kritiken erschienen, mit n sich Dingler hier auseinandersetzt, und nselbst sind unterdessen wieder wichtige neue emken zugeflossen. Außerdem lag gerade Fortsetzung des „Zusammenbruchs" sehr da das „Experiment" bzw. die geistigen rdlagen dieser modernen Forschungsode, schon eine wichtige Rolle in den vorhenden Werken Danglers gespielt hatten. So kann das vorliegende Buch als Ausführung vieler bisher verstreuter Notizen über den Gegenstand gelten, und es ist trotz mancher Vorarbeiten anderer das erste rein theoretische, philosophische Werk über die „experimentelle Methode".

Ich möchte das Buch zuerst im allgemeinen kennzeichnen. Dingler hat sich schon dadurch viele Gegner geschaffen, daß er gegen die Einsteinsche Relativitätstheorie auftrat. Das mußte er aber selbstverständlich von seinem (schon älteren) aprioriſchen Standpunkt aus tun, nach dem eine andere als die Euklidische Geometrie nicht Realität sein kann, und nach dem andere als die Newtonschen Grundgesetze der Bewegung nicht verifizierbar sind. Einige Kantische Philosophen haben ja umgeschwenkt, als die neue Lehre aufkam, andere haben Kant so umgebogen, daß er sich selbst nicht mehr erkennen würde. Schließlich ist es aber kein Unrecht, an Prinzipien festzuhalten, an die man selbst fest glaubt, und die doch noch kurz vorher für allgemein gültig angesehen worden waren. Diese Gegnerschaft brachte scharfe Töne auf beiden Seiten mit sich. Auch das vorliegende Buch ist nicht frei von solchen; aber dennoch möchte ich sagen, daß es wesentlich versöhnlicher wirkt. Dingler hat zwar seinen Standpunkt grundsätzlich nicht geändert, sondern ihn im Gegenteil durch neue Beweise zu stützen gesucht und so noch verschärft. Aber er gesteht den modernen theoretischen Physikern zu, daß sie berechtigt seien in ihrer „arithmetischen Zahlenwolke", wie er sich etwas ironisch ausdrückt, Deutungen beliebiger Art vorzunehmen, ja er läßt durchblicken, daß dies sogar, wenigstens für gewisse Zeit, nicht umgangen werden könne. Nur solle man nicht alles für „Wirklichkeit" nehmen, was in der Theorie von gekrümmten Räumen, von Relativität der Zeit usw. geredet werde.

Aber noch eine andere Milderung enthält dieses Buch. Dingler stellt diesmal seinen Standpunkt ausdrücklich als einen pragmatischen hin, den anzunehmen man niemand zwingen könne. Und wenn er natürlich selbst überzeugt ist, daß sein Standpunkt der einzig richtige ist, so ist doch schon durch diese Erklärung eine Möglichkeit zur Verständigung mit Gegnern gegeben. Auch vor Hans Driesch, der im letzten Buch nicht ganz gut wegkam, macht er gelegen ich eine kleine Verbeugung.

Wie ist es nun mit dem „Experiment"? Viele und gescheite Leute stellen sich vor, man dürfe nur die Natur mittels des Experiments „befragen"; dann würde sie von selbst ihre Gesetze enthüllen. Diesem Standpunkt gegenüber, der noch heute der Standpunkt vieler Physiker ist, weist Dingler am Anfang und am Schluß des Werkes auf die geschichtliche Entwicklung hin. Warum haben denn die Griechen nicht experimentiert, sondern über die Natur nur spekuliert, wiewohl sie ebensoviel auf die „Erfahrung" gaben, wie ein moderner Experimentator? Warum hat man das ganze lateinische Mittelalter hindurch immer wieder von der Notwendigkeit des Experiments gesprochen und doch keines angestellt, von Roger Bacon (13. Jahrh.) bis zu Francis Bacon (16./17. Jahrh.), der als der Begründer der experimentellen Methode gefeiert wird, aber doch über Redensarten nicht hinauskam.

Einfach deswegen konnte man nicht experimentieren, weil das Experiment ohne die nötigen geistigen Grundlagen sinnlos ist. Francis Bacon „befragte" die Natur, indem er Tabellen aufstellte von allen möglichen Größen, die bei einer Erscheinung in Frage kommen. Aber es kam nichts dabei heraus. Die geistigen Grundlagen des Experiments sind nun nach Dingler zweierlei: 1. die elementaren Formgestalten, 2. die elementaren Wirkungsgestalten. Von ihnen handeln die zwei mittleren Hauptkapitel des Buches. Die ersteren sind die Grundgebilde (und Sätze) der Geometrie im Verein mit dem starren Körper, die zweiten sind die Grundgesetze der Bewegung, für Stoß und Fall, die nach Dingler niemals durch das Experiment allein, ohne Intuition, gefunden werden konnten. Die elementaren Formgestalten waren im großen und ganzen schon im Altertum vorhanden. Die elementaren Wirkungsgestalten konnten sich aber erst herausbilden, nachdem man im Mittelalter gelernt hatte, auch das Veränderliche sinnfällig zu erfassen. Dadurch ergaben sich den Scholastikern die Gesetze der gleichförmig beschleunigten Bewegung zunächst spekulativ. Hier knüpfte Galilei an, und bestätigte dann die von ihm zum erstenmal exakt und der Wirklichkeit angepaßt ausgesprochenen Gesetze des freien Falls experimentell. Jetzt war die Bahn frei für Newtons großartiges Gebäude der Dynamik, die den Griechen ganz fehlen mußte, weil sie nur das Konstante zu fassen vermochten. Hierüber sind schöne Worte im einleitenden Abschnitt des Buches zu finden.

Das was Dingler auszeichnet, ist nun die Meinung, daß diese elementaren Wirkungsgestalten denknotwendig sind und nicht geändert, noch etwa nachgeprüft werden können. Die modern Entwicklung kommt ihm hier entgegen, insofe sie selbst wieder die möglichste Annäherung die klassische Mechanik verlangt. Dasselbe g nach Dingler von den elementaren Formgestalte Es kann allein die griechische, also Euklidis Geometrie sein, die in der Realität vorhand ist. Der Gedanke, daß andere Geometrie wie die modernen Theoretiker sie benützen, ni realisierbar sind, zieht sich durch das ganze b herige Schaffen Danglers.

Hier setzt nun in diesem Buche der neue, n er ihn selbst nennt, pragmatische Gedanke e Die Realisierbarkeit wird auf die „Herstellb keit" eingeschränkt, d. h. die von uns benü Geometrie muß durch uns selbst praktisch v wirklicht werden können. Die „Naturgeset sind nur auf uns bezogen, nicht „absolut". Da aber, wenn man diesen Standpunkt einnim kann es sich nur um die Euklidische Geomet handeln. Und da kommt Dingler wieder die wirkliche Herstellung von ebenen Fläch geraden Linien und starren Körpern in Fabriken für Präzisionsmechanik zu sprech Er muß von der Ebene ausgehen als einer Fläc bei der sich die beiden Seiten nicht unterscheid lassen. Eine solche Ebene wird praktisch hergeste indem drei vorläufig geebnete Metallfläch gegeneinander glatt geschliffen werden. (Z zweien könnte sich auch eine Kugelfläche ergebe So kann nur eine Euklidische Ebene entsteh Eine Gerade ist dann sekundär der Schn zweier solcher ebenen Flächen. Der starre Kör ergibt sich aus dem Parallelenaxiom der Eu dischen Geometrie. Das ist der rein praktis Standpunkt. Von dem „Beschreibungsstan punkt" eines Kirchhoff und Mach soll zum „H stellungsstandpunkt" übergegangen werden.

Diese Elementargestalten sind Ideen eigentlichen Sinn, sogar Entelechien, sagt Ding selbst. Und jetzt versteht man, wie die kle Schwenkung, die Danglers Standpunkt gar n verändert, doch sein Verhältnis zu ande Philosophen, z. B. zu Driesch, verbessert. D Standpunkt Danglers steht die heute so t breitete Methode gegenüber, irgendwelche gischen Formen in die Realität hineinzubau Dieses Verfahren nennt Dingler etwas draft den „empirischen Matrizen-Apriorismus". M nimmt nämlich eine a priori vorhande „Gedankenmatrize", z. B. die sphärische G metrie, und legt diese den beobachteten o erschlossenen Erscheinungen zugrunde. S sich auf diese Weise viele Widersprüche erge können, ist nicht zu leugnen, und Dingler dies im „Zusammenbruch" näher ausgefü Der „arithmetischen Architekturen" (d. h.

nalytischen Möglichkeiten) gibt es eben doch lzuviele.

Ich habe den letzten Teil des Buches schon estreift, muß aber doch noch ein eigenes Wort arüber sagen. Er enthält auf einigen 40 Seiten ie „Geschichte des Experiments". Die Geschichte es Experiments ist mit diesen wenigen Bogen atürlich noch nicht geschrieben. Diese Aufgabe er Zukunft setzt eine viele Jahre umfassende chivalische Tätigkeit voraus. Aber ich habe sel- n auf so knappem Raume das Wesentliche so hön dargestellt gesehen, wie es in diesem Ab- nitt der Fall ist. An das hier gegebene ge- nkliche Leitseil können sich die noch näher zu gründenden Fakten später anreihen. Man ver- ht schon jetzt, wie erst seit den 50er Jahren s 19. Jahrhunderts das Experiment eine entscheidende Rolle einnehmen konnte, daß an ihm schließlich die Alleinherrschaft einräumte. inglers neues Buch, das frühere an Leicht- ssigkeit und Klarheit überragt, wird doch viel- cht auch manchen Physiker nachdenklich chen.

München. Heinrich Wieleitner.

Ernst Wiechert

Zu unserer neuen Erzählung

mmer in Zeiten der Unruhe und Bedrängnis wird die Sehnsucht nach Heimat und Ruhe ker wach und immer in Zeiten zu höchst annter zivilisatorischer Errungenschaften Sehnsucht nach einer Rückkehr zur Natur. ist es nur sentimentalische Flucht zu den rorenen Paradiesen, oft auch gewollte Ein- ung auf den kleinsten Umkreis, wie ihn die matkunst bezeichnet; aber in manchen len auch jene tiefe seelische Verwurzelung den Ursprüngen, die alle künftigen Lebens- e nur als Erweiterung eines von Anfang Dageweſenen erscheinen läßt. Man muß diesem Sinn verstehen, wenn das Heimat- nis des ostpreußischen Försterſohnes Ernst chert (geb. 1887) als entscheidend für seinen nswег angesehen wird. Die Landschaft reußens ist in allen seinen Werken: weite er und dunkle Seen, Erlen, Birken, dumpf- hende Kiefern, der Duft der Erde und ewige Melodie der Wälder — ein Brausen weither, man weiß nicht wohin; man steht ganzes Leben da und horcht und kommt vom Fleck; Schwäne kommen im Früh- der Roggen wächst und wird abgehauen, raniche ziehen vorüber, und dann kommt Schnee. Und der Wald rauscht immerzu, ein dunkler Ton steht über ihm, hundert Jahre lang, noch länger, keiner kann ihn erraten. . .

Alle Erlebnisse von Kindheit und Jugend drängen die Sehnsucht Ernst Wiecherts nur immer mächtiger in diese Heimat zurück: Schule und Studium in Königsberg, äußerlich stille, innerlich reiche Hauslehrerjahre unter Menschen, wie sie Eduard v. Keyserling geschildert hat, eine kurze, durch den Krieg jäh unterbrochene Amtstätigkeit. Es ist diese Zeit beginnender Auseinandersetzung mit den fremden Maßen und Gewalten, in der die beiden ersten Romane Wiecherts wurzeln: „Die Flucht" (Concordia Deutsche Verlagsanstalt 1916, jetzt Verlag Der Aufmarsch, Leipzig), der Roman eines Oberlehrers, der sich vergeblich aus den Verstrickungen in seinen Beruf und eine verhaßte städtische Umwelt zu lösen und zur heimatlichen Scholle zurückzuretten sucht; und „Die blauen Schwingen" (erschienen erst 1925 im Verlag Der Aufmarsch, Leipzig), das müde und sehnsuchtsvolle Bild der Hauslehrerzeit, in dem man etwas von der Schwermut Lenauscher Naturlyrik und etwas von der seherischen Seelenkenntnis der großen russischen Erzähler finden konnte. Das Wesentliche aber ist schon für dieses Buch ein ganz anderer Ton, ein machtvolles Drängen zur Tat, zu einer inneren Erneuerung des Menschen durch sich selbst, die keine Flucht in die Vergangenheit gewähren kann.

Wenn „Die blauen Schwingen" an der galizischen Front begonnen und in den Schützengräben der Champagne vollendet sind, so setzt das nächste Werk „Der Wald" (1922 im Verlag G. Grote, Berlin) das Erlebnis des Krieges und des Zusammenbruchs innerlich voraus. Über die Hoffnungslosigkeit der „Flucht" und über die Entsagung der „Blauen Schwingen" erhebt sich der voll erwachte Trotz des einzelnen gegenüber der verhaßten Umwelt. Die innere Behauptung des Heimgekehrten vor Verfall und Zusammenbruch findet ihr Sinnbild in einem Priestertum des „Grünen Gottes", des Waldes, der seit Eichendorff nie mehr so eindringlich in den Mittelpunkt eines Weltbildes gerückt ist. Der Wald ist das Symbol alles Lebendigen, aber er ist auch grausam und tötet, die nicht mehr ganz mit ihm verwachsen sind, die unrein geworden sind an der Stadt und an der Entartung der Zeit. Es gibt keine Verbindung, keine Verständigung zwischen diesen beiden Welten. Im Gegenteil: Wenn „Der Wald" noch in großen Teilen Beobachtung ist, gelegentlich Satire, wie vor allem der erste Roman „Die Flucht", so steigert sich der rhapsodische

Gesang des nächsten Werkes „Der Totenwolf" (1924, Verlag Der Aufmarsch) zu einem unerbittlichen Gericht über die Zeit. Das Kind des Waldes tritt der Welt von Stadt und Moor entgegen: die heidnisch heldenhafte Unberührtheit gegen brütendes Schweigen, bleiche, leichenhafte Gesichter, Gemeinheit, Schmutz und verborgenes Laster. Die Gegensätze sind ins Weltanschauliche vertieft: der harte Wille zum Sieg gegen Demut und feige Lässigkeit, die letzte Liebe und der letzte Haß gegen das Unschöpferische und Gestaltlose. Als ein Erziehungsroman beginnt es und ruft die höchsten uns gültigen Vorbilder des reinen Menschentums und des reinen Torentums wach. So löst sich aus dem Gewimmel der lebendigen Leichen und aus tausendfältigem Verrat an der alten Seele des deutschen Menschen die ganz unbeugsame Gestalt des Helden, die bis ins letzte das Urtümliche, das Tödliche und Tapfere bejaht, auch als das groß begonnene Geschehen des Weltkriegs unter ihr in zager Kleinlichkeit zerrinnt. Sein Tod aber vollendet nicht das Schicksal eines Vollenders, nur das Schicksal eines sich Opfernden, über den das Rad hinweggeht und dessen ersterbende Hand sich dennoch mit den Speichen dreht.

Immer wieder erhebt Wiechert in diesen Jahren seinen Ruf nach der seelischen Erneuerung und der Rückwendung zur Erde, in der Legende „Heinrich der Städtegründer" (Oktoberheft 1925 der S.M.) sowohl wie in der „Legende vom letzten Walde" (Dezemberheft 1925 der S.M.), in dem düsteren Lebensbilde „Der Wolf und sein Bruder" (Westermanns Monatshefte Jahrg. 71, S. 269ff.) wie in dem mächtigen Versuch einer seelischen Befreiung von Not und Tod „Die Flucht ins Ewige" (Westermanns Monatshefte Jahrg. 72, S. 185ff.).

Aber erst der Roman „Der Knecht Gottes Andreas Nyland" (1926 bei G. Grote, Berlin) geht neue Wege. Man hat dieses Buch verschiedentlich als Ausdruck einer inneren Wandlung des Dichters aufgefaßt, und so viel ist richtig, daß eine tiefe Gegensätzlichkeit in der Lebenseinstellung der beiden Helden zu den umgebenden geistigen Mächten, vor allem zum Christentum, besteht. Aber im höheren Sinne ist die Haltung des Dichters dieselbe geblieben. Der Verneiner und der Bekenner gehen den gleichen Weg, und nur durch den Einsatz positiverer Kräfte für das gleiche Ziel erhält der „Andreas Nyland" seinen anderen Rhythmus. Und wenn „Der Totenwolf" den tragischen Zusammenbruch der hassenden Kraft dargestellt hat, so schließt der „Andreas Nyland" mit dem nicht minder tragischen Zusammenbruch der gläubigen und bejahenden Kraft eines R formators.

Es läßt sich nicht genau bestimmen, woh die Wege Ernst Wiecherts führen werden. D im Deutschen Erzähler dieses Heftes beginnen „Geschichte eines Knaben" zeigt ihn a mancher selbst gesetzten Einengung in die Si gesamtdeutscher Probleme hineingewachse Es ist nicht mehr das hymnische Ringen u Werben um die versunkenen Götter am Wer sondern eine strengere epische Sachlichkeit, in irgend einem Sinne zur tätigen Gestaltu des Lebens führen wird. Und wenn hier w derum ein Schicksal, unmittelbarer als es sonst geschehen pflegt, aus den Bedingungen ei Landschaft und der von dieser Landschaft stimmten Menschen abgeleitet wird, so ble es doch nicht bei einem Einzelfall; das Schic dieses Knaben ist zu einer allgemeineren V bindlichkeit geläutert, zu der ewigen Gültigk jenes nordsüdlichen Gegensatzes, der im deutsch Menschen immer wieder und unter den v schiedenartigsten Formen seinen Austrag funden hat.

München. Arthur Hübscher

Gedanken

Der unfruchtbare Idealismus ist der in der V kennung der Wirklichkeit (einschließlich eignen Ich) liegende. Ein wirklicher Idea bewährt sich an erster Stelle im Mut zur W lichkeit. Das erklärt wohl zum Teil den in Jugend vorhandenen zahlreicheren Idealism der vielfach nichts ist als mangelnde Weltken nis, bei dem einen wenn's hell wird abfällt der Morgentau, bei dem andern als Wachstu zug des falschen Idealismus liegen bleibt.

*

Phantasievorstellungen sind Symptome die Krankheiten unserer Seele.

*

Im Traum ist wohl jeder Symboliker.

*

Neugierde = freiwilliges Interesse.

*

Der Stil des Schicksals zeigt den Stil Charakters.

*

Tote — die lebende Vergangenheit.

*

Ob es Romantik gäbe, wenn es keine Fre gäbe?

*

Schöne Pfingsten

Von Hans Friedrich Blunck

Zu Pfingsten wünschen sich ja alle Leute das allerschönste Wetter, und in dem Jahr, von dem ich erzähle, war es in der Stadt Bremen bis zum Sonnabendabend herrlichster ...nnenschein gewesen. Aber als die Leute anderen Tags in der Frühe aufstanden und ...weißen Kleider, die schon bereit lagen, anziehen wollten, da goß es in Strömen und ein ...er Wind fuhr durch alle Gassen.

...Nun wohnte eine kluge Ratsfrau am Marktplatz der Stadt, der war es besonders leid, ...s das Wetter so arg geworden war; sie war erst jung getraut und hatte sich so sehr auf ...t Pfingstweg mit ihrem Mann gefreut. Statt dessen saß der nun brummend im Rat... ...s, um bei dem Wetter noch allerhand Arbeit, die ihm liegen geblieben war, fertig... ...ellen und die arme Frau saß in übler Laune zu Haus vorm Fenster und guckte in den ...gen und dachte nach, wer der guten Stadt wohl solch Wetter beschert haben könnte.

...Wie sie das nun gerade übersinnt, kommt, obschon es Pfingstmorgen ist, ein riesiger ...thändler vorbei, der hat die Mütze tief über die Ohren gezogen, fährt seinen Wagen ...ch den Regen vor sich her und bleibt vorm Haus der Ratsfrau stehen. Und er ruft wie ...e Leute alltäglich tun:

„Aal, gröne Aal,
Madam, kamen Se maal daal,
Dat Mäken sitt in't Kellerlock
und flickt den Krinolinenrock!"

...ie Frau merkt ja gleich, daß da etwas nicht mit rechten Dingen zugeht, sondern daß ...iner ist, der nichts vom heiligen Festtag weiß. Und weil sie eine entschlossene Frau ist, ... sie die Treppe hinab und tut wirklich, als wenn sie sich die Fische ansehen wollte. ...sieht aber gleich, daß der Händler ein alter Waterkerl und gewiß der ist, der den schlim... ...Regen über die pfingstliche Stadt gelockt hat. Und als der Mann nun seine Fische zeigt ...dabei zu prahlen beginnt, was für eine schöne junge Frau sie geworden sei, ja, daß er ...hon als Kind hätte spielen sehen und wie gern er sie leiden möchte, da tut sie wie ein ...lm sehr geheimnisvoll, legt den Finger auf den Mund und lädt ihn wie einen alten ...nnten ein, er solle ihren Garten besehen.

...ich weiß wohl," sagt sie, „Ihr seid nicht der, für den Ihr Euch ausgebt, und gewiß ge... ...Ihr mir auch. Aber mein Mann ist sehr streng, verbergt Euch doch rasch im Brunnen, ...r zum Garten hinausgegangen ist. Dann können wir weiterreden."

...r Waterkerl, der solch freundliches Wesen kaum erwartet hat, geht wirklich in den ...men, um auf den Ausgang des Ratsherrn zu warten; da wird der Regen schon weniger. ...m, lange dauert es nicht, da kommt ein anderer Geselle, der hat es wohl auch auf die ... Frau abgesehen, und fegt wie ein Wind heran, gerade als sie wieder verzagt über ...straße schaut, ob ihr Mann immer noch nicht heimkäme. Und er klingelt, und wie das

Mädchen nach seinem Begehren fragt, will er gleich von ihr wissen, ob da nicht eben
schlimmer Geselle ins Haus eingelassen sei. Er ist so eifersüchtig, er will gleich in die T
die Ratsfrau muß selbst kommen, weil der Zank unten im Haustor nicht aufhört.

Ach, sagt der andere Schmachter, er habe vor einem Dieb und Räuber zu warnen, und
er die Herrschaften nicht in ihrem Garten besuchen dürfe, hier draußen könne er es nicht sag

Es ist ein langer Geselle mit pausbackigem Gesicht, die Frau weiß nicht, woher sie i
kennen könnte. Aber sie vermutet gleich, daß auch er an dem Wetter schuld hat, tut schal
freundlich und sagt, sie wolle wohl gern hören, was er zu sagen habe, aber er müsse wart
bis ihr Mann durch den Garten gegangen sei. Und sie schickt ihn in den großen Birnbau
in dem soll er sich verstecken. Kaum hat er das getan, da hört der Wind zu stoßen auf u
der Himmel hellt sich etwas auf.

Die Frau hätte ja nun gern ihrem Mann Bescheid gegeben, sie war nur in Sorge, n
sie mit den beiden Gesellen im Garten anfangen sollte. Sie rief deshalb Knecht und M
chen, schickte den Knecht vorsichtig aus, um den Ratsherrn zu holen, weil das Wetter d
nun so herrlich geworden sei, und redete mit der Magd, sie solle in den Garten gehen,
habe sie eine Botschaft zu bestellen. Und als das Mädchen beim Brunnen vorüber ka
flüsterte ihr einer zu, wie lange es denn zum Teufel noch dauere, bis der Mann aus d
Haus sei.

Ach, sagte sie, genau wie ihr die Herrin geheißen hat, da wäre noch ein anderer gekomm
mit dem müsse die Ratsfrau zuerst fertig werden.

Als das Mädchen aber am Birnbaum vorüberkam, saß der Windkerl sehr ungedul
auf dem untersten Zweig.

Ach, sagte sie rasch, er müsse noch etwas Geduld haben, der Watermann säße im Brunn
und ihre arme Herrin wage sich nicht vorüber.

Kaum hat der das ja gehört, da er wie ein Wirbel über den Brunnen und dann kopfü
hinein, um mit dem Nebenbuhler abzurechnen, man hört das Wasser in der Tiefe entf
lich schlagen und plantschen.

Gerade da ist der Ratsherr heimgekehrt. Gleich hat ihm die Frau verraten, was
begeben hat, der Ratsherr hat den Knecht gerufen und die beiden haben sich zu dem
ternden, fechtenden Brunnen begeben. Und sie haben eilig den großen Holzdeckel hin
gehoben, haben ihn mit allen Steinen beschwert, deren sie habhaft werden konnten,
drei große eiserne Klammern über die Ränder geschoben. Und dann sind Mann und Fr
weil es ja das schönste Wetter geworden war, den langen Tag im Freien gewesen und hal
die beiden Betrogenen mit ihrem Zorn allein gelassen. Eine lange Nacht hat der De
noch auf dem Brunnen gewackelt, und es hat gestöhnt und gejammert in seiner Tiefe, a
der Bremer Ratsherr hat gewollt, daß auch am Montag noch schönes Wetter sei, kein
leid hat er gehabt.

Erst am dritten Tag hat der Mann die Sturmwarnung am Hafen hochziehen las
Dann ist er mit Knecht und Magd beigegangen und hat mit langen Stöcken die St
einen nach dem anderen von dem wackeligen Deckel geschoben, bis der plötzlich mit einem K
in die Luft gegangen ist und zwei wilde Kerle aus der Tiefe hochgesprungen sind.
es ist ein entsetzliches Dienstagswetter über die arme Stadt gekommen, aber die Feiert
waren doch nach aller Frauen und Jungfrauen Wunsch gewesen, da war nichts mehr da
zu ändern.

Geschichte eines Knaben

Von Ernst Wiechert

Er hieß Percy und war in Batavia geboren worden. Nicht in der Benedenstad, der Stadt der Speicher, Giebelhäuser und Kanäle, wo auf bebauten Sümpfen eine erbarmungslose Sonne brütet und wo vom Sonnenuntergang bis zum Aufgang die Anopheles todbringend aus der Fiebererde steigt. Sondern in Weltevreden, der weißen Stadt, zu der die breite Doppelstraße sich aufhebt, an deren Innenrändern, im Wasser des Tjiliwoengflusses, die javanischen Mädchen ihr Haar spülen und ihren Sarong waschen.

Von den Balkonen eines jener weißen Häuser hatte seine Mutter zehn Jahre lang auf den glühenden Traum der Bataverstadt hinabgeblickt, mit Augen, die aus Jubel und maßlosloser Trunkenheit sich langsam zu Müdigkeit, zu Schwermut und Hoffnungslosigkeit verdunkelt hatten. Sie hob wohl noch die Hand zum Gruße, wenn am Abend das Signal des Kraftwagens zu ihr emporrief, aber sie erhob sich nicht mehr, wenn ihr Gatte die Veranda betrat. Ihre Hände blieben im Schoß gefaltet, und mit einem müden Lächeln empfing sie den gewohnten Kuß auf ihre Stirne. Herr Schurmann, groß, schlank und mit Sorgfalt gekleidet, blieb einen Augenblick hinter ihr stehen und folgte mit wenig verhüllter Gedankenlosigkeit dem Blick ihrer halbgeschlossenen Augen, über die regungslosen Palmenwipfel hinaus bis an das schon dunkelnde Meer, wo die Signallichter der Häfen aufzuckten und erloschen. „Müde, Kind?" fragte er mit der gütigen Herablassung des Erwachsenen. „Ja, ich bin sehr müde," erwiderte sie gehorsam. Dann ging er, sein abendliches Bad zu nehmen, und sie blieb noch eine Viertelstunde in ihrem Stuhl, während die Nacht sich mit betäubender Plötzlichkeit über Haus und Gärten stürzte, die Sterne aufflammten und die Düfte der tropischen Erde mit furchtbarer Nacktheit sich über sie warfen.

Einmal in jedem Jahr fuhr sie herunter zur Merians-Besar, zur heiligen Kanone im Hof des Bataviakastells. Dort kaufte sie Blumen von einem der Händler und irgendeine der zahllosen Votivgaben, kniete nieder, verbrannte sie an einem Opferfeuer und blieb in Gebete versunken, ihrer Rasse entkleidet gleich allen anderen javanischen und chinesischen Frauen, deren Leib nicht gesegnet war und deren Hoffnung leise frohlockend in einer Gebärde erglühte, die seit Jahrhunderten täglich neu uralte Götter im Staube rief.

Als sie erhört war, wußte sie, daß sie mit dem Leben zahlen würde. Allen Bitten und Befehlen, bis zur Geburt in die Heimat zu gehen, setzte sie einen Widerstand entgegen, dessen Beugung nur auf Kosten ihres Lebens möglich schien. Als man sie gewähren ließ, blühte sie noch einmal in einer traurigen Schönheit, die Jugend und entsagende Reife zu einem ergreifenden Bilde zusammenschloß. Täglich fuhr der Kraftwagen sie die weiße Straße hinauf, die irgendwo in der Ferne gleich einem leuchtenden Pfeil in den grünen Schild des Urwaldes stieß. Dann stieg sie hinter dem Diener her den Pfad zur Bergkuppe empor, von der man die Gipfel der Vulkane sah, den blühenden Rausch der Wälder, die blühenden Reisebenen, weißen Traum der Städte und das schmerzhafte Blau eines Meeres, das vor dem Paradiese lag. „Amaga," sagte sie leise, „weshalb ist dein Land so schön?" Dann traf der feuchte Blick seiner Tieraugen sie in Ergebenheit und Trauer. „Die Götter haben es gewollt, Herrin," erwiderte er, und gleich ihr gingen seine Augen über das glühende Land.

Oft, im Dunkel der Veranda, pflegte sie nun den Vorhang von dem Gemälde ihres Lebens zu ziehen und mit nie gehörten Worten zu deuten, was in dunkler Tiefe sich ihr

je offenbart hatte. Schwirrende Insekten spannen ihre glühenden Fäden von Wipfel Wipfel, und die Brandung des Meeres stand hinter den Gärten wie der langgehalt Ton einer gestrichenen Saite. „Dies Land hat mein Blut getrunken," sagte sie mit gl lichem Lächeln, „und ich wehrte mich mit der Kraft des Abendlandes. Nun aber h ich mich ihm hingegeben, und wir tauschen Blut um Blut gleich einer neuen Geburt du sollst ihn Parzival taufen, Magnus, hörst du? Ich habe es Sawah gesagt, die ihn näh soll, wenn du es vergessen solltest . . du sollst ihn Parzival taufen und ihm sagen, seine M ter habe Herzeloide geheißen."

„Sprich doch nicht so," bat er unbehaglich. Aber sie lächelte weiter vor sich hin.

In den letzten Wochen wollte sie niemand um sich dulden als Sawah, die Gärtnersfr die ihr erstes Kind geboren hatte und, zu ihren Füßen kauernd, die Lieder des Urwal singen mußte, die Lieder des Vollmonds und die Lieder der Zuckerrohrernte, die M dien des Gamelang und die Weise des Ganderung, aus der Zeit, da sie selbst den Le getanzt unter dem tausendjährigen Waringibaum von Karang Asem. Waren sie dann klungen und verweht, aus Leidenschaft und Klage vertropfend wie Regen im Wald, d schwiegen die beiden Frauen, bis Sawah sich lautlos erhob und sich über ihre Herrin beu „Weinst du, Herrin?" „Es ist das Glück, Sawah, nichts als das Glück . ."

Sie starb, als sie ihre Stunde vollendet hatte, den Schrei des Geborenen in der erlösch den Seele, und die Tränen der Malaiin waren die erste Spur, die das Leben über das furchte Antlitz des Kindes zog.

Es wurde nicht Parzival getauft, weil es dem Sohn von Magnus Schurmann, zwe Chef des Exporthauses Walker & Sons, Lim., schlecht angestanden hätte, einen sol Namen zu führen. Doch vereinigte er eine dunkle Achtung vor dem Wunsche seiner ver benen Frau mit den Pflichten und sprachlichen Bindungen seiner Stellung, indem ihn Percy taufte. Sawahs erbitterten Widerstand nahm er mit befremdetem Läc zur flüchtigen Kenntnis. Es war ein schlechtes Zuckerjahr, und er hatte andere Sorgen mit Namen zu spielen. Er fühlte sich einsamer in seinem großen Hause und nährte dumpfe, langsam wachsende Erbitterung gegen die Tote, die gleich einem unfaßbaren noch immer die Räume erfüllte, wie sie sein Leben erfüllt hatte: fremdartig, körper aller Berechnung entzogen. Er begann die Abende im Klub zu verbringen und etwas Whisky mit Soda zu trinken. Er sah das Kind am Morgen, wenn es noch schlief, und erschöpfendem Tagewerk, wenn Sawah es zur Gutenacht hereinbrachte. Er pflegte ungeschickt über die Wange zu streichen und aus einer inneren Ferne prüfend anzusel als blicke er über seinen Schreibtisch hinweg auf einen jener fremdländischen Agenten, in seinem Kontor ihm gegenübersaßen und aus deren unbewegten Gesichtszügen er die Zuverlässigkeit des Angebots zu schließen versuchte. Mitunter wußte er nicht, ob Kind sein eigen sei, und er sah ihm lange nach, wenn schon die Türe sich geschlossen hatte, dem kalten und grübelnden Blick, mit dem man in der Benedenstad eine Bilanz betracht

Percy trank die Milch seiner malaiischen Amme, und seine Haut war braun wie die F der Brust, die ihn nährte. Sein Haar war hell wie der Bast des Rotangs, und seine d len Augen waren die Augen der Toten, von einer Trauer erfüllt, die niemand zu de wußte. Das Seltsame, das aus dem dunklen Kelch seiner Seele langsam in die Enthüll trat und das bei wachsamer Behütung und Erziehung sich hätte beugen, richten und le lassen, schoß unter der glühenden Sonne verzauberter Zonen gleich der Blüte im Urr fieberhaft in Farbe und Form und war Besitz und Keim einer neuen Flamme, ehe Magnus auch nur an die Möglichkeit einer Seele bei seinem Kinde gedacht hatte.

gab ihm eine englische Bonne und einen holländischen Sprachlehrer, einen deutschen Erzieher und einen sorgsam ausgearbeiteten Unterrichtsplan, aber als er alles dieses um die Seele seines Sohnes herumstellte, war diese Seele schon zu Entscheidungen erwacht, mit denen zu rechnen gewesen wäre, zu Neigungen und Abneigungen, zu Urteilen über gut und böse, ja selbst zur Liebe und zum Haß. Sawah und mit ihr alle Malaien des großen Haushaltes betrachteten Percy als ihr Kind, und was seine immer schweigsame und immer aufmerksame Seele in den ersten Jahren empfangen hatte, war aus ihren Händen in sie hineingeflossen, gleich der Muttermilch, die er getrunken hatte. Die ersten Worte, die seine Lippen bildeten, waren malaiische Worte, und die ersten Töne, die seine Hände auf den Tasten des Flügels suchten, waren die Töne eines malaiischen Liedes. Er war keine Tafel, auf die zu schreiben war, sondern eine Tafel, die zu löschen war, mühsam und sehr sorgfältig, bevor man schreiben konnte.

Er war ein Kind, bei dem das Schweigen erwachte, wie bei andern Kindern die Sprache erwacht. Ein sanftes und schwermütiges Schweigen wie das der Tiere, und früh legte er dabei die Hände zusammen, wie seine Mutter es auf der Veranda getan hatte. Seine erste Liebe erschloß sich den Blumen, um die er behutsam die Finger zu falten pflegte, um dann mit geschlossenen Augen ihren Duft in sich hineinzuatmen. Später kamen die Tiere, viel später die Menschen. Als die Engländerin erschien, war seine Welt schon klar geteilt in dunkel und hell, und Wärme, Güte, Glück und Trost lagen allein auf der dunklen Seite.

Ehe Herr Magnus mit Percys Erziehung begann, trug dieser ein glühenderes Bild der Wunder Javas in seiner jungen Seele, als sein Vater es auf seinen ungezählten Geschäftsreisen gewonnen hatte. Da war Sawah, die mit Liedern und Tänzen, mit Märchen und Sagen seine Mutter war. Da war Amaga, der des Vaters Wagen führte und der Tag für Tag mit dem Sohn der toten Herrin auf den weißen Straßen bis in jene Fernen flog, wo der weiße Mann nicht mehr war. Wo die Dörfer lagen wie an Gottes erstem Tag. Wo die Hähne kämpften und die Trommel zum Gamelang rief. Wo der Schwefelturm über Krateröden stand und das Gewirr der Terrassen, dämonengeschmückt, zum ewigen Stein verlassener Tempel sich formte. Wo aus Ebene und Tal, aus Schweigen und Schrei, aus Blüte und Antlitz eine fremde Seele sich gebar, fromm und verrucht, selig und verloßen, die dunkle Seele einer Erde, die vielleicht den Garten Eden getragen, und die vor den Augen des Kindes aufstand, sonder Hülle und Scheu, wie das Antlitz einer Mutter, unverlierbar, unvergeßlich, Leben und Tod.

Er nahm gehorsam, was man ihm bot. Er empfing das Wissen des Abendlandes und ing es als ein loses Gewand um seine schmalen Schultern. Er empfing es als eine Last, ielleicht als einen Schmuck, aber nie als ein Gut. Darunter trug er den Sarong seiner Seele, das schmiegsame, leuchtende, zärtliche Gewand einer anderen Erde und eines anderen Himmels. Als er zehn Jahre alt war, sprach er vier Sprachen, als seien sie die Sprachen seiner Mutter; aber wenn er über den letzten Teefeldern auf den Hängen der Berge lag oder am Ufer eines Urwaldsees, den versunkenen Blick in die Blüte des roten Lotos tauchend; wenn seine Seele abstreifte, was man mühsam über sie gehängt; wenn er nicht dachte, nicht begehrte, nicht litt: dann formten seine Lippen bewußtlos Ton um Ton, die nach nichts strebten als nach zwecklosem Klang, ein Ring von Melodie um die engste Enge eigenster Heimat, malaiischer Worte spielerisches und klingendes Bild. „Alang-Alang," sang er vor sich hin, „tendä-tendä . . Tu-ku-i-u- . ." Und er empfand das reine Glück eines Vogels, den der Wind über die Wälder wiegt, in die er sich senken kann, zur Liebe oder zum Traum.

Die weiße Welt blieb ihm Schatten und Zwang. Er sah sie wie Seiten eines Buches, aber aus ihrer Strenge und Form stieg nichts als das Wort. Vielleicht ein Begriff, vielleicht eine Macht. Aber der Duft einer Blüte war süßer als die Spröde ihrer Frucht. Ihre Sprache war hart, und ihre Augen waren hell. Sie glichen den Soldaten in gleicher Uniform, deren mächtigster Besitz das Gewehr war, ein dunkler Stahl, der die Achtung erzwang. In ihren Reden häuften sich das „Ich will" und das „Du sollst", und ihre Augen gingen suchend über Antlitz und Kleid, als spähten sie nach Waffen, die man versteckt hielt. Sie fürchteten die Schlangen, die Sonne und die Nacht, und sie blickten auf das Land wie auf ein Schiff, das zu ersehnter Küste führt.

Und was sie einzeln konnten, die man zur Erziehung über ihn gestellt, das konnte der Vater als eine Summe ihrer aller. Er war der Richter auf dem Stuhl und das Dach der fremden Welt. Man sah ihn nur am Morgen und am Abend, aber die Qual der Tage sammelte sich vor seinem Blick. Er wollte wissen, was man gelernt, was man gedacht und vollendet. Er stieß seinen Finger bis an das Tor der Seele, und es schmerzte, wo er traf. Man konnte schweigen, aber das Schweigen rief jene eisigen Worte der fremden Sprache ans Licht, in denen „Gehorsam", „Ehrgeiz", „Rasse" und „Pflicht" wie Peitschenschläge niederschlugen. Man konnte auch antworten, aber die Worte entkleideten, sie öffneten Riegel und Tor, sie zerrissen jede Blüte Blatt um Blatt, und sie schmerzten mehr als der Schlag der Peitsche. Und was war zu erzählen? Daß man mit einer malaiischen Flöte vor dem verborgenen Glaskasten im Bodenraum gesessen und auf das Wiegen der Schlangenkörper gestarrt, die man vorher mit Milch gefüttert? Hatte man nicht schon der Engländerin drohen müssen, man werde die Schlangen im Garten aussetzen, wenn sie ein Wort verrate? Oder sollte man erzählen, daß man im heiligen See gebadet und am Grab der Mutter gesessen und das Lied von Alang-Alang gesungen habe? Besser war es zu schweigen und nach der Qual des gemeinsamen Abendessens, wenn der Wagen zum Klub gefahren war, vor dem schwarzen Flügel zu sitzen, das Lied der fremden Erde zu spielen und den seltsamen Akkorden nachzulauschen, wie sie hinter den schimmernden Tasten sich aufhoben und verwehten, gleich einem verlorenen Ton im Dämmer des Urwaldes. Man schlug sie wieder an, und noch einmal, und mit dem Dämpfer ließ man sie auf und nieder schwingen, wie gefangene Vögel von traumhaften Blau, bis man sie entließ, über die Wipfel hinweg, und Trauer und Schweigen blieben. Ja, von allem war das Schweigen das Beste, das Falten der Hände, das Lösen der Glieder und der halbgeschlossene Blick der durch die Mauern hinausging zu dem großen Geheimnis.

Zu Beginn von Percys elftem Lebensjahr lief die Woge des großen Krieges rund um die Erde, und der Schaum ihres dunkel getürmten Berges begrub das weiße Haus in Weltevreden. Herr Magnus verlor Stellung und Vermögen und mit diesen Grundlagen seinen Lebens Glauben und Vertrauen und den Rest seiner spröden Güte. Die Entrechtung seines Herrentums, gefährlicher, weil sie ihn im fremden Lande traf, als Schauspiel vor der niederen Rasse, nahm ihm nicht nur Tätigkeit und Besitz, sondern durchschnitt die einzigen Wurzeln, die den Stamm in fremder Erde hielten, und ließ nichts zurück als eine verwüstete Szene, wo das Licht erlosch und der Flitter fiel. Nichts war ihm Vaterland und Tod von Tausenden, und das Ringen eines Volkes war nur ein störender Jahrmarktslärm neben dem Ringen um sein Recht und sein Selbst. Sein Leben war Bankerott, aber andre trugen die Schuld, und am Rande des Strudels stieß er zurück, was mitleidend vor sein blinden Augen kam. Er rettete, um jeden Schilling kämpfend, ein spärliches Kapital, doch verlor er auf unwiederbringliche Weise sich selbst. Was bis dahin kalte Betrachtung ge

esen war, entstellte sich zum Haß, Objektivität zum Mißtrauen, Kritik zur Nörgelei, Stolz
Feindschaft. Die Unsicherheit der Weltlage und seine Tätigkeit in einem englischen
ause verschlossen ihm die Türen der holländischen Firmen. Das Haus wurde verkauft,
rzieher und Dienerschaft entlassen, und in gemieteten Räumen standen ein paar Wochen
äter Vater und Sohn, der Tätigkeit und des Reichtums entkleidet, in erschreckender
insamkeit und Ausschließlichkeit einander gegenüber.

Da waren Monate, wo Herr Magnus die Kette leerer Tage durch die Bataverstadt
leppte, von Bureau zu Bureau, von Advokat zu Advokat, an Hoffnungen geklammert, die
ie Glas zersplitterten, von Versprechungen genährt, die nichts als eine höfliche Geste
aren. In diesen Zeiten war Percy der Baumeister traumhafter Schlösser, oder wie
emals war er Sawahs Kind, das am Abend zurückkehrte in die fremde Welt.

Da waren Monate, wo der Vater vermeinte, daß im Zerfließen enttäuschten Lebens
chts bliebe als sein eigenes Kind, und er Stunde für Stunde es zu bereiten suchte zur Rache,
erlittener Schmach. Aber furchtbarer als alle Wissenschaft des Abendlandes, ja als
echselrecht und Buchführung, womit die Sinnlosigkeit krankhafter Wünsche das Kind
täubten, war für Percy die körperliche Qual dieses Beieinanderseins, diese greifbare
ihe der kalten oder zornigen Augen, der harten Hände, der drohenden und schelten-
n Stimme. Die Qual des Entblößtseins, des Sprechenmüssens und der Wachheit,
s erbarmungslose Ausgeliefertsein an den Stahl eines Willens, der grausam vorschrieb,
as man haßte, und noch grausamer löschte, was man liebte.

Und da waren schließlich Monate, die entsetzlichsten im grauen Strom der Jahre, wo
rr Magnus der Whiskyflasche verfiel, wo der Unterricht zur höhnischen Groteske wurde
d das entwurzelte Machtgefühl sich an der Qual der hilflosen Kreatur berauschte. Dann
ißte Percy hundertmal dieselbe endlose Zahlenreihe schreiben oder in einem Winkel
s glühenden Raumes knien, bis der Trunkene in den Schlaf der Erschöpfung fiel und das
id zu Sawah lief, wo es in dumpfem Grübeln vor seinem Schlangenkäfig saß.

Im fünften Kriegsjahr überstand Herr Magnus den ersten Malariaanfall, und die Heim-
ie wurde beschlossen. Der Haß des Entrechteten gegen die weiße Stadt und ihre Be-
hner wuchs zu einer Form, die das verlorenste deutsche Dorf zu einem Paradies er-
te im Vergleich zu aller tropischen Verruchtheit.

Bevor Percy zu fassen vermochte, was am Rande seines Lebens furchtbar aufstand, lag
Schatten schon betäubend über ihm und verdunkelte ihm aller Wege Richtung und
ußten Sinn. Erst als das Haus schon leer war und die Frist nur noch nach Tagen
elte, erwachte er wie ein Tier in der Falle und floh zu Sawah. Aus ihren Tränen riß
ich los und verschwand.

Polizisten fingen ihn am Rande eines Eingeborenendorfes und rasten mit ihm im Kraft-
gen zum Pier, wo das Fährboot zum Dampfer noch lag. Im Angesicht der Menge
tigte sein Vater ihn hart und stieß ihn an Deck. Dann schrie die Sirene auf. Vor seinen
lgen schwankte ein glühendes Bild von Häusern, Palmen und Masten, und mitten in
em wirbelnden Kreis sah er die erhobenen Arme zweier Menschen. „Sawah!" schrie
„Amaga . . Sawah!" Dann war nichts mehr als eine dunkle Woge, auf deren drohen-
n Kamm in bleichem Licht eine Flut der roten Lotosblüten mit der unheimlichen Deut-
eit einer Vision erglühte, und eine Stimme, fern wie vom andern Rand der Erde, die
die zusammenstürzende Flut sich singend hob: „A . . lang A . . lang . . Tu-ku-i-u . ."

(Fortsetzung folgt.)

Neuerscheinungen

Der Philosoph von Schneizleck", mit 45 Bildern des Verfassers, des Mal„Hans Nikolaus Mang (München, Delphin-Verlag). Das ist wahrhaftig endlich wied einmal ein durch und durch originelles Buch, und ein höchst vergnügliches dazu, oft an d Grenze dessen, was man auf oberbayrisch eine „Pfundviecherei" heißt, aber es steckt doch a ein wirklicher Humor dahinter. Der Held ist ein versoffener Gemeindetaugenichts, um d herum sich die Interessen eines ganzen Dorfs drehen. Wenn er zu laut zu sinnieren a fängt, geht ihm das „Trumm" nicht aus, es ist ihm lustig zuhören, man muß lachen, der K hat einen hanebüchenen Mutterwitz, seine Abenteuer, Schnurren und Streiche sind v urwüchsiger Behaglichkeit, nichts für Damen, gewiß, aber dieser Winkelbeiner Pauli h tatsächlich etwas Philosophisches, jene oberbayerische Weltanschauung nämlich, die in d tiefsinnigen Spruche „Sei' tuats was" gipfelt und in jenem Vierzeiler: „Auf da Welt s ma scho', weita gehts nia. Bal's amal weita geht, seh'ng ma scho' wia", der sich übrige mit der Philosophie Kants überraschend deckt.

Es ist ein weiter Sprung von Altbayern nach Stibiveri und Temossi, den rivalisierend Dörfern, zwischen denen Ernst Freißlers fein humoristische Erzählung „Der Glocke krieg" spielt, aber die glückliche Beobachtung des Volkslebens, die Freude am Urwüchsig die Behaglichkeit des Vortrages ließ mich diesen Gedankensprung machen. Der Somm frischenwirt Silvio, dessen Albergo der Volkswitz „Zur glücklichen Empfängnis" getauft h der würdige Pfarrer Don Giuseppe, die alte Hexe Carmelita, Rosina mit dem großen H zen, der Rächer ihrer Ehre, Berto, die amerikanische Base — lauter Gestalten, die man ni mehr vergißt, soviel Vergnügen haben sie einem bereitet. (Albert Langen, geheftet M. Leinen M. 8,50.)

Rosenheim Josef Hofmiller

Erklärung

Die gesetzliche Frist von drei Monaten, die Herrn Ministerialdirektor Hendschel für e Beleidigungsklage wegen der von mir im Dezemberheft 1927 der S. M. „Geburt rückgang" gegen ihn erhobenen Vorwürfe zur Verfügung stand, ist verstrichen. H Ministerialdirektor Hendschel hat mich nicht verklagt. Wohl aber hat er selbst, abgesehen v einer philologischen Interpretation des Begriffs „Lüge" an dieser Stelle, ebenso wie Herr Kultusminister Dr. Goldenberger im Landtag, als Hauptargument gegen meine B schuldigungen eine Erklärung der Vorsitzenden der Münchner Künstlervereinigung „Münchner Künstler-Genossenschaft", „Münchner Neue Künstler-Genossenschaft", „Münch Sezession", „Münchner Neue Sezession", der „Bayern", der „Luitpoldgruppe" und „Bundes" zitiert, die sich gegen mich wandte und Herrn Ministerialdirektor Hendschel Vertrauen aussprach. Ich stelle fest, daß diese Erklärung, welche die Vorsitzenden genannten Künstler-Vereinigungen während meiner Abwesenheit im Ausland rasch die Presse brachten, ohne Einvernehmen mit dem Mitglieder-Plenum ihrer Vereinigung zustande kam. Nicht die Münchner Künstlerschaft hat sich demnach mit Herrn Ministerialdirektor Hendschel solidarisch erklärt, sondern nur einige beflissene Privatpersonen. Da fällt das Hauptargument der Regierungsorgane gegen mich fort. Bestehen bleibt, daß sämtliche Beschuldigungen nach wie vor aufrecht erhalte.

München Fritz Behn

Redaktionell abgeschlossen am 20. April 1928
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hübs in München. — Druck- u. Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München.

Religiöse Krisen im Abendland

Von Rudolf F. Merkel in München

Erschütternde Ereignisse des Natur- und Völkergeschehens haben nicht selten Krisen des geistigen und religiösen Lebens zur Folge gehabt. Auch die Religion als seelisches Moment müßte im ausgleichenden Ablauf des Geschehens verflachen, wenn nicht von Zeit zu Zeit aus irrationalen Tiefen ein Sturm sich erhöbe, der selbst letzte Gründe in Frage stellt. Der religiöse Mensch sucht nach einer Formung seines Empfindens, die ihre Stützen dem geistigen Leben entnimmt. Man sah es als selbstverständlich an, daß damit auch der ganze Umkreis des religiösen Erfahrungslebens umschrieben werden könnte, daß höchstens für letzte metaphysische Erkenntnisse ein „Ineffabile" zu gelten habe. Kultur und Zivilisation trachteten im Laufe der Jahrhunderte immer wieder danach, die religiösen Gestaltungen wie schützende Hüllen zu umgeben und ihrem Ideenkreis einzufügen. Auch die im Völkerdasein sich entwickelnde Ethik suchte nach einer Begründung in der Religion, um gesetzliche Formen prägen zu können, und die Führer des religiösen Lebens glaubten den höchsten Werten einen Dienst zu tun, wenn sie die sehnsüchtig dargereichte Hand zum Lebensbund ergriffen. In Verkennung der Wesensunterschiede beider Wertkategorien merkten sie oft zu spät, daß Katastrophen unausbleiblich seien, da sich die Erdgebundenheit der Ethik hemmend dem Höhenflug der Religion entgegenstellen mußte.

Es scheint zu den undeutbaren Erscheinungen der religiösen Entwicklung der Menschheit zu gehören, daß Krisen ihre Wendepunkte sind und diese Krisen sehr häufig mit Erschütterungen der Kultur in engstem Zusammenhang stehen. Die optimistische Lebensanschauung des 18. Jahrhunderts hielt diese Welt für die beste der möglichen. Man war allgemein erfüllt von dem beruhigenden Bewußtsein, daß die Welt als Ganzes vollkommen und die Unvollkommenheit ein am Einzelnen haftender Schein sei, der durch den Blick auf das Ganze überwunden werde, weil das Ganze den Eindruck der harmonischen Schönheit mache. Dieser für die Zeit des Rokoko kennzeichnende religiöse Vorsehungsglaube erlebte eine tiefgehende Erschütterung durch das furchtbare Erdbeben in Lissabon, das den Knaben Goethe aufs ernsteste bewegte. Das Ereignis wirkte lähmend auf die weitesten Kreise; es brach als einer der ersten der scharfsinnigste Wortführer jener Epoche, Voltaire, das entsetzte Schweigen, wenn er die Frage stellte: „Aber wie soll man einen Gott begreifen, der: die Güte selbst, seine Güter an die geliebten Kinder verteilt, und mit vollen Händen Unglück über sie ausgießt?" — „Zerstört ist Lissabon und man tanzt in Paris!" — „In der am besten geordneten von den möglichen Welten des Leibniz herrscht eine ewige Unordnung, ein Chaos von Unglück und mischt reelle Schmerzen mit eitlen Freuden." — Der weltselige Optimismus zerrann angesichts der rätselhaften Wirklichkeit. Das schicksalhafte Naturgeschehen hatte eine religiöse Krisis heraufgeführt, deren Wirkungen eine Überprüfung des religionsphilosophischen Vorsehungsglaubens eingeleitet haben.

Eine ungeheure, in ihrem Ausmaß noch kaum übersehbare weltgeschichtliche Krisis ist auch über uns hinweggegangen. Die ehrliche Begeisterung, die heldenhaft ertragenen ungeheuren Opfer, die erdrückende Last einer ungerecht aufgebürdeten Schuld, die politisch-finanzielle Ohnmacht des Vaterlandes legen sich lähmend auf die religiösen Gemüter unseres Volks. Der innerlich zermürbte, gebrochene und hoffnungslose Mensch steht unter dem Eindruck einer Umschichtung der Lebens- und Weltanschauung, die sich notwendig auch auf religiösem Gebiet auswirken muß. Hier macht sich auf der einen Seite ein müder Pessimismus, ein zersetzender Skeptizismus geltend, während andererseits der gelockerte religiöse Boden ein fruchtbares Feld für zersetzende Gebilde apokalyptischer Struktur bietet. Wir beobachten, wie auch hier die Krisis der abendländischen Kultur infolge der momentaren geschichtlichen Ereignisse eine Erschütterung der religiösen Mächte zur Folge

hatte. Das sinnlos-fühllose Geschehen des vernichtendsten aller bisherigen Kriege i vielleicht dort am stärksten empfunden worden, wo man machtlos dem titanenhafte Ringen zusehen mußte. Der Weltkrieg und seine Auswirkungen wurden zur ungeheure Krisis alles Menschlichen. Die materielle Kultur entpuppte sich als wesenloser Trug selbst der ethische Kulturgrad, auf den man sich erhoben glaubte, wurde zur fratzenhafte Illusion. Das Absolute versank in die Tiefe, der Mensch in seiner Ohnmacht wurde zu Maß aller Dinge. Der Kampf der Völker hatte sich zum Kampf dämonischer Gewalte erweitert und mit wahrhaft eschatologischer Stimmung ward dieses Dämonische zur Be kehrung des Schöpferischen, zur Seinsminderung alles Gegebenen, zur Zersetzung all Werte, zum Verfall des menschlichen Ich, zum Abfall vom ewigen Sein, von Gott. D Verkettung unseres Selbst mit dem Kreatürlichen und gestaltlosen Dasein erschien als d Tragik unseres Schicksals, die eine Katastrophe, ein Chaos der alten Kultur, einen Riede bruch alles Glaubens an eine geschichtliche Entwicklung, ja den Untergang einer sichere und stolzen Welt bedeutete. Der Gottesglaube des Christentums, alle Gottesahnung ur Gottessehnsucht der Religion schien in diesen Wirbel der Zeit mithineingerissen. Go wurde zur absoluten Krisis für die Welt des Menschen, der Zeit und der Dinge und führ zur gründlichen Erledigung der Geschichte. Ähnlich wie Kierkegaard und F. Overbe litten die Führer der „dialektischen Theologie" unter der Paradoxie der Rätsel dies Daseins. Gegenüber aller Kultur, gegenüber allen geschichtlich überkommenen Menschheit werten sprach Gott sein unerbittliches Nein. Die Entwicklung der christlichen Religio auf europäischem Boden steht unter dem Gericht Gottes, denn zwei Mächte haben si verbunden, die schroff entgegengesetzt sind: Kultur und Religion. Zu der heutigen Kultu welt, die von raum-zeitlichen Kategorien bestimmt ist, steht in grundsätzlicher Spannu und Antinomie der „kommende Äon", das Reich Gottes, die neue Welt, der lebendi Gott. Darin liegt auch heute wieder die schicksalhafte Krisis der Religion, ob sie zurü findet zum überweltlichen Grund ihres wahren Seins oder ob sie verflochten bleibt an d Dinglichkeit und Vergänglichkeit dieser Weltgestaltung. „Jede Krise der Kultur" ist daru wie F. Gogarten einmal sagt, „religiös betrachtet, nur ein leises Vorzeichen, nur ein Gleichn der totalen Krise, die die Religion für jede Kultur bedeutet. Ist die Krise aber Schick für die Religion, wird die Religion selbst von ihr erfaßt, ja droht ihr dieses Schicksal nur v ferne, so ist das ein untrügliches Zeichen, daß die Religion selbst sich an die Kultur verlor

Die heutige Krisis der Religion aber hat ihr unverkennbares Gegenstück in der gewaltig religiösen Krisis des Abendlandes, der das Christentum als Weltreligion seine Er stehung verdankt. Es ist bisher viel zu wenig beachtet worden, daß entscheidend für d Trennung des Urchristentums vom Judentum ein weltpolitisches Ereignis von ungeheur Tragweite war: die Eroberung und Zerstörung des Zentralheiligtums auf dem Ber Zion in Jerusalem durch die heidnischen Römer. Als der römische Soldat, gleichsam ein höheren Macht gehorchend, die Brandfackel durch das goldene Fenster in den Tem geschleudert hatte und die lohende Flamme dem Allerheiligsten entstieg, da drang ein er setzlicher Angstschrei durch die Reihen der zermürbten Belagerten. Über rauchenden Trü mern der heiligen Stadt ging in den ersten Septembertagen des Jahres 70 die Son nieder, aber zugleich sanken viele Jahrhunderte alte glühende messianische Hoffnunge ja der Gottesglaube des Volkes Israel ins Grab. Wie tief die Erschütterung des religiös Lebens war, das lehrt am besten ein Blick in zwei apokalyptische Schriften, die unter de Eindruck dieser Krisis entstanden sind. Es sind Töne ergreifenden Schmerzes in der Sy Baruchapokalypse:

„Heil dem, der gar nicht geboren ist,
oder dem, der geboren wurde und starb!
Uns aber, die wir jetzt leben — wehe uns,
daß wir die Trübsal Zions gesehen haben
und das, was sich mit Jerusalem ereignet hat ...

Und freuen sollen sich die Frauen, die keine Kinder haben,
und die, die Kinder haben, müssen betrübt sein.
Denn wozu sollen sie mit Schmerzen gebären,
nur um mit Seufzern zu begraben?
Oder wozu sollen die Menschen noch Kinder haben,
oder warum soll vom Geschlecht der Menschennatur noch länger die Rede sein,
dort, wo diese Mutter verwüstet ist,
und ihre Kinder gefangen fortgeführt sind?"

Mit den schwierigsten religiösen Problemen ringt der Verfasser der Esra-Apokalypse. r hatte die furchtbare Katastrophe seines Volks miterlebt, die er in ergreifenden Worten hildert. Quälend liegt ihm die Frage auf der Seele: Warum hat Gott sein auserwähltes Volk den Heiden preisgegeben?

„Jetzt aber, Herr, weshalb hast du das eine den vielen preisgegeben, hast den einen Sproß vor n anderen in Schmach gebracht und dein einziges Eigentum unter die vielen zerstreut? Weshalb aben, die deinen Verheißungen widersprochen haben, diejenigen niedertreten dürfen, die deinen ündnissen geglaubt haben? Ja, wenn du deinem Volk auch gram geworden wärest, so hättest es doch züchtigen müssen mit eigener Hand!"

Etwas von dieser apokalyptischen Stimmung klingt auch heraus aus dem dem Markus-angelium eingefügten Flugblatt:

„Wenn ihr aber stehen seht den Greuel der Verwüstung, wo es nicht sein soll — der Leser merke f — dann mögen die in Judäa fliehen in die Berge; wer aber auf dem Dache ist, steige nicht rab und gehe nicht hinein etwas zu holen aus seinem Hause; und wer auf dem Felde ist, kehre h nicht um seinen Rock aufzuheben ... Denn diese Tage werden eine Drangsal sein, wie eine lche nie gewesen ist von Anfang der Schöpfung, die Gott gemacht hat, bis jetzt und nie sein wird."

Heute geht uns langsam eine Ahnung davon auf, welche Umwertung aller bisherigen Glaubenswerte der Fall Jerusalems bedeutete. Nur dadurch, daß man darin ein Ge-cht Gottes über die Untreue des Volkes sah, rettete man die Treue Gottes gegenüber nen Verheißungen. Dieses Schicksal mußte über den „alten Bund" hereinbrechen, damit e Versöhnungsgnade Gottes um so herrlicher aufleuchten konnte. Und namentlich die risten sahen darin die gerechte Strafe Gottes für die Verwerfung des messianischen salbten und eine wunderbare Bestätigung der Weissagungen ihres Herrn, dessen pessi-stische Beurteilung der politischen Lage sie in diesem Sinne auslegten. Die Katastrophe s Judentums sah man im Licht einer neuen Geschichtstheorie und wähnte am Wende-nkt zweier Zeiten zu stehen — mit Spannung erwartete man den Untergang dieses ns und das baldige Herabkommen eines neuen Jerusalems. Endlich sollte das hehre italter anbrechen, da „die Völker ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu cheln machen werden", da ein göttliches Kind, eines jungen Weibes Sohn, die unver-ngliche Herrschaft über alle Welt ergreifen wird. In sehnsuchtsvoller Begeisterung rde der Ruf laut: **„Maran atha" — Ja, Herr, komm!**

Aber der Herr kam nicht — die Bahn in die große Welt des Hellenismus ward frei — r galt sich einzurichten in dieser Welt! Eine neue Krisis der christlichen Religion begann, rleicht die folgenschwerste, die die „frohe Botschaft" aus dem politisch geknechteten läästina durchleben mußte. Die Diaspora gewann die Oberhand und der gewaltige itator dieser universalen Richtung, der Apostel Paulus, selbst aus der Diaspora hervor-gangen, inaugurierte diese Epoche. Nur wer weiß, wie unendlich schwierig die Über-gung individueller Denkkategorien in ein andersgeartetes Geistesgebäude sich gestaltet, eine ungefähre Vorstellung von der Umwertung religiöser Werte, die sich bei dem Über-g aus der Welt des Judentums in die Welt des Hellenismus vollzog. Diese „akute lenisierung" des Christentums, wie man es genannt hat, war eine religiöse Krisis im entlichen Sinne des Wortes. Und letzten Endes lassen sich alle religiösen Gegensätze, konfessionellen Spaltungen im Laufe der Geschichte der Kirche auf diese religions-

und geistesgeschichtlich bedeutsamste Krisis in der Kulturwelt des Mittelmeers zurückführen. Aus der schlichten Botschaft des Menschensohnes aus Nazareth wurde die komplizierte Heilslehre von der Erlösung des Menschengeschlechts, aus der erhabenen Tragik seines Prophetenschicksals wurde ein kosmisches Geschehen im alten Weltbild. Aus der mit dem Untergang Jerusalems heimatlos gewordenen Gestalt des Messias wurde der gottgleiche Kyrios (Herr), der sehnsuchtsvoll erwartete Heiland der Welt. Man stelle sich diese tief greifenden Wandlungen vor Augen und man wird gestehen müssen, daß die christliche Religion sich mit Wesenseigentümlichkeiten der Volkskulturen verschmolz, deren Folge die großen verhängnisvollen kirchlichen Spaltungen in Europa gewesen sind.

Nicht rasch und reibungslos vollzog sich die Amalgamierung des Christentums mit der hellenistischen Kulturwelt, vielmehr waren schwere Krisen notwendig, ehe die Konstitution der Kirchen sowie die Festlegung des Lehrumkreises im Kanon erfolgen konnte. Längst haben wir vergessen, welchen Riesenkampf der junge christliche Glaube gegen die einflußreichen, religiös-orientalischen Strömungen der ersten Jahrhunderte, die unter dem Namen der „Gnosis" zusammengefaßt werden, zu bestehen hatte. Dem geschichtsfeindlichen Wesen der Gnostik ist es eigentümlich, die Wirklichkeit zur Idee zu erheben und damit geschichtliche Begebenheiten ins Mythische umzubilden. Das Mythische stellt sich dar als ideelle Wirklichkeit in höherem Sinne, die nur dem Eingeweihten faßbar wird. Der Kosmos ist eine Mischung der Materie mit göttlichem Funken, das Werk eines untergeordneten Geistes, des Demiurgen, und das Beste in der Welt ist daher die Sehnsucht nach Befreiung des Geistes aus der Knechtschaft von Welt und Sinnlichkeit. Der in ihrem Werden gefährdeten christlichen Gemeinschaft gelang es in heißem Ringen der übermächtigen Bewegung Herr zu werden, freilich nur dadurch, daß man gnostische Gedanken klugerweise in die weiten Hallen des Lebens und der Lehre mit hereinnahm. Das Abenteuerlich-Phantastische hat die Kirche ausgeschieden, aber das Übergeschichtlich-Kosmische hat sie in ihr Werden eingeflochten. Die Idee des Logos oder der Weltvernunft wird auf die geschichtliche Erscheinung des Erlösers bezogen und damit das Zeitgeschichtlich-Bedingte ins Ewig-Unbegreifliche erhoben.

Wie die Lehre, so verdankt letzten Endes auch die kanonische Fixierung des Neuen Testamentes im 2. Jahrhundert einer Krisis ihre Entstehung. Die Metamorphose, welche das Christentum zwischen dem nachapostolischen und altkirchlichen Zeitalter durchmachte, läßt sich kaum ohne das Auftreten des genialen Häretikers Marcion aus Sinope am Pontus erklären[1]). Marcion fühlte sich berufen, das reine Evangelium wiederherzustellen. Denn der wahre Gott, den Jesus verkündigt habe, sei der „fremde, gute Gott", der Gott der Liebe, der im schroffen Gegensatz stehe zum grausam-gerechten Weltschöpfer des Alten Testaments. Paulus sei eben der einzige gewesen, der Jesus und seine Botschaft vom unbekannten Gott der Gnade verstanden habe. Deshalb könnten nur die von judaistischen Verfälschungen gereinigten Sprüche Jesu sowie die paulinischen Briefe als Kanon oder Richtschnur des Glaubens gelten. Der weitreichenden Propaganda dieses Mannes, der eine ganze marcionitische Kirche ins Leben rief, konnte sich die Kirche nur dadurch erwehren, daß sie das meiste, was er geschaffen hat, in sich aufnahm, mit Ausnahme natürlich seiner religiösen Grundgedanken. Die Kirche brachte nun ihrerseits ein Neues Testament hervor und verband in ihm Evangelium und Apostelbriefe mit gleicher Dignität. Den großen Einfluß des marcionitischen Neuen Testaments kann man schon daraus ersehen, daß die Prologe Marcions zu den Paulusbriefen in die lateinische Kirchenbibel übergegangen sind.

In Religion und Geistesleben sind Krisen nicht Krankheitssymptome, vielmehr Zeichen von Generation oder Regeneration. So hat auch das Christentum in den ersten Jahrhunderten seiner Entstehung Fermente in sich aufgenommen, die von Zeit zu Zeit zu ernst-

[1]) Vgl. hierzu „Die Lehre vom fremden Gott", Oktoberheft 1925 der S. M. „Deutsch-Südtirol".

chen Krisen führten, da alle Religion nicht als imaginäre Größe im luftleeren Raum erharren kann, sondern an die Geistesart der einzelnen Kulturepochen der Völker gebunden leibt. Paulinismus und Weltverneinung sind lebensmächtige Bestandteile, die immer ieder zu Krisen innerhalb der Kirchen des Abendlandes Anlaß gaben. Und wenn wir eute abermals vor einer solchen religiösen Krisis stehen, so liegt es eben in der Rhythmik eser Glaubensform aus der geschichtlichen Verwirklichung kraft reformatorischen Geistes rch leidenschaftliche Kulturkrisis sich zu lösen, um den transzendentalen Charakter des hristentums ungetrübt zu bewahren.

Die Agonie des Christentums

Zu dem neuen Buch Unamunos[1])

Von Edgar J. Jung in München

Unamunos Werk scheint teilweise angeregt durch eine Pascalstudie des Russen Leon Schestow. Wollte man dem, was es uns schenkt, einigermaßen gerecht werden, so müßte n eine Unamuno-Studie schreiben. Eine Buchbesprechung kann nicht einmal eine Inhaltsgabe bieten; denn der nur formal umrissene Inhalt sagt dem Leser nichts, und der geistige kann diesem Rahmen kaum angedeutet werden. Dem Besprecher ziemt Bescheidenheit, wo e ringende Seele die letzten Schleier wegwirft, um religiöses Bekenntnis persönlichster : abzulegen, um gleichzeitig die Qual unserer Zeit zu enthüllen.

Ich gestehe auch ruhig ein, daß ich in einem Jahre vielleicht einen festeren Standpunkt diesem Buch gewonnen habe. Zunächst löst es im Leser den Zustand aus, der sein Werden nzeichnet — den Kampf. Auch ist es für einen Deutschen nicht leicht, Abstand und Überlick diesem Werke gegenüber zu gewinnen. Gewiß verbindet uns mit diesem Spanier, was n-Quichote mit Faust verbindet. Auch das, was in der deutschen Seele an Bereitschaft Mystik lebt, fühlt sich zu Unamuno hingezogen; das Motto seines Buches „Denn ich b', Weil ich nicht sterbe" hat von Angelus Silesius bis Goethe zahllose Male deutsche rtprägung erfahren. Und trotzdem scheint Unamuno romanischem Geiste stärker verchtet als germanischem. Die literarische Form, sein Schwelgen im Paradoxon widerot uns, wo letzter Sinn des Menschentums offenbart werden soll. Und oft kann man kaum des Gefühles erwehren, daß etwas mehr Erkenntnistheorie der Erkenntnis förich gewesen wäre.

ber trotzdem ein gewaltiges Buch, der Gegenwart wie ein Panter an die Gurgel sprin), die Zeitwende spürend und sicher befruchtend. Unsere Zeit kennt nur noch den ren Kampf mit dem Stoffe in technischem Sinne. Da kommt nun ein Hohelied auf den igen, echten Kampf den Unamuno Agonie nennt. Die Bedeutung des Wortes Agonie ist Unamuno eine andere als sonst im deutschen Wortgebrauch. Beim ersten Blick auf die rschrift hat man die Vorstellung vom baldigen Tode des Christentums. Die Agonie Christentums im deutschen Wortgebrauch wäre also eine zeitbedingte Erscheinung; wie Unamuno sie auffaßt, ist sie eine zeitlose kämpferische Haltung der menschlichen Seele.

„Das Christentum aber ist etwas Individuelles und Unmittelbares und daher ist das Christentum dem von uns: Kampf, Agonie, Kampf auf Leben und Tod". . . . . „Das was ich dir hier auseinandersetzen will, Leser, das ist meine Agonie, mein Kampf um das Christentum".

Dieser Kampf mit höchstem Einsatze um das höchste Ziel („sich eine unsterbliche Seele schaffen") ist Gegenstand des Buches. Dieser Kampf vollzieht sich im ewigen Zweifel.

[1]) Unamuno, Die Agonie des Christentums, Verlag Meyer und Jessen, München.

Dann aber zeigt Unamuno die Elemente der Agonie, des Kampfes im Christentur
Vielfacher Art sind sie. So stellt er der Auferstehung des Fleisches im jüdischen das Dogm
von der Unsterblichkeit der Seele im hellenischen Sinn entgegen und sieht darin die Agon
des Apostels Paulus. Denn die Auferstehung im Fleische ist für ihn etwas höchst Ind
viduelles, die des Geistes etwas Soziales. Damit sind zwei Grundauffassungen d
Christentums angedeutet, die bis in die Gegenwart fortwirken. Wir werden auf die ewi
Frage „einzelner oder Gemeinschaft" noch zu sprechen kommen. In wundervoller Klarhe
erklärt Unamuno diesen ewigen Zwiespalt: „Wir leben in einer Gemeinschaft miteinande
aber jeder von uns stirbt allein, und der Tod ist die höchste Einsamkeit." Dieser ewige G
gensatz wird nun übergeführt in den zwischen Wort und Buchstabe. Das geschriebe
Evangelium ist für Unamuno schon der tötende Buchstabe, der im Protestantismus z
Tyrannei ausartet. Ist das aber für den ursprünglichen Protestantismus richtig? W
Luther nicht im Grunde auch ein agonisierender Mensch im Sinne Unamunos, ein Kämpf
gegen den Buchstaben? Und trotzdem, wie unendlich weise ist das Wort des Spanier

„Die Protestanten, die das Sakrament des Wortes — ein Sakrament, das die Eucharistie töte
— einsetzten, ketteten das Wort an den Buchstaben. Sie waren bestrebt, den Völkern — nicht so se
das Verstehen — als vor allem das Lesen beizubringen."

Ist nicht der ungewollte und so verhängnisvolle Weg vom Christentum zur Aufklärun
tragisch angedeutet, wenn dann gesagt wird:

„Die Reformation wollte durch den Buchstaben den Weg zum Leben zurückfinden, und ende
damit, daß sie den Buchstaben zersetzte, denn die freie Forschung ist der Tod des Buchstaben

Wenn der spanische Philosoph im 5. Teil auf seine Art Erkenntniskritik treibt, so tun n
als Volk Kants uns etwas schwer. Das, was Dujardin irrationales Erkennen nennt
was Max Scheler neuerdings herausgearbeitet hat, wird an einem biblischen Beisp
(Abisag, die Sunemiterin) stark literarisch herauskristallisiert. Ich selbst habe an ande
Stelle von der Rache des metaphysischen Triebes gesprochen, wenn dieser nicht mehr i
Bewußtsein des Menschen lebt. Jakobsen hat im Niels Lyhne das feine Wort vom pie
stischen Atheismus geprägt, und Unamuno meint, daß die wahrhaften Atheisten bis zu
Wahnsinn in Gott verliebte Menschen seien. Wie treffend kennzeichnet er unsere Ze
wenn er sagt, der Glaube an die Wunder des Glaubens sei durch den Glauben an die Wund
der Wissenschaft ersetzt worden.

Es würde zu weit führen, den Darlegungen Unamunos über das Wesen von Glau
und Zweifel bis tief in die christliche Mystik zu folgen. Denn es gilt kurz auf das ei
zugehen, was für mich den Kern dieses Werkes ausmacht und wo ernsthafte Zweifel
mir entstehen, die sich auf Wert und Wirkung des Buches für die Gegenwart beziehe
Die entscheidende These Unamunos scheint mir in dem Satz zu stehen: „Das Christentu
ist der radikale Individualismus." Diese Behauptung kehrt in zahlreichen Formen wied
So, wenn er von der Gerechtigkeit meint, in der Moral bedeute sie allerdings etwas,
der Religion — nichts. Recht und Pflicht, sagt er an anderer Stelle, das sind keine religiös
Gefühle eines Christen, das sind juristische Gefühle. Die heidnischen Religionen, die Staa
religionen setzt er als politisch in Gegensatz zum apolitischen Christentum. Nun ist aber d
Mensch ein soziales Lebewesen, und „die Geschichte ist der Gedanke Gottes auf der Erde d
Menschen". Aus diesem Gegensatz zwischen einzelnem und notwendiger Gemeinsch
entspringt für den Spanier die schwerste Agonie des Christentums.

Wenn nun aber das Christentum radikaler Individualismus ist, besteht und lebt es da
nur in ewig agonisierenden Menschen? Demnach wäre es als soziale Kategorie undenkb
Jede Dogmatisierung wäre Heidentum, jede Verkirchlichung ein Verrat an Gott. Und i
weitere Frage: Ist Religion ein sozialer oder individueller Begriff? Ist ein Kampf — od
was das nämliche ist, ein Bund — mit Gott wirklich so sehr Sache des einzelnen wie Ur

[1]) Vgl. seine Untersuchung „Deutschland und Frankreich", Aprilheft 1928 der S. M.

nuno glaubt? Ist nicht vielmehr der einzelne sozial so stark bedingt, daß sein Weg zu Gott gewissermaßen kein Privatweg mehr ist? Ich glaube im Gegenteil, daß Religion ein Begriff es Gemeinschaftslebens ist, daß das Religiöse und Soziale sich bedingen und keineswegs a priori im Kampfe miteinander liegen. Im Grunde ist das, was Unamuno das innerste Wesen des Christentums nennt, ein ewiger Protestantismus. Ist dieser eine Religion, die hristliche Urreligion, oder ist er nur eine menschliche Haltung, allerdings eine höchst individuell bestimmte? So stark individuell, daß sie sich nur in ganz Auserwählten, den großen Christen wie Pascal verkörpert? Sicher sind auch diese nicht so absolute Individualisten, wie es scheint. Ihr soziales Wirken ist allerdings unbewußt. Sie gebären die bewegenden Gedanken, die dann zur Idee, zum Dogma werden und das soziale Leben gestalten. Wenn aber die Religion eine soziale Kategorie ist, dann beginnt sie erst dann, wenn diese Gedanken allmählich feste Gestalt gewinnen und dem gesamten sozialen Leben der Gemeinschaft ihr Gepräge geben. Deshalb sind Sittlichkeit, Kultur, Staats- und Rechtsleben im Ursprung sicher religiös und zerfallen ohne diesen Zusammenhang. Vielleicht berühren sich Individualismus und Universalismus in dem Verhältnis des Stifters und der Kirche, des Agonisierenden und des Festgeformten. Ebben aber die nachwirkenden Wellen des kämpferischen Menschen ab, so gerät die Religion in Erstarrung und die Menschen rufen nach dem neuen großen Agonisierenden, der wieder seelische Bewegtheit schafft und so in höchstem Individualismus das große Soziale unbewußt gestaltet.

Unamuno sagt: „... war das Christentum eine Krankheit, die Zivilisation ist auch eine. Vielleicht sind beide im Grunde genommen eine und dieselbe Krankheit. Und diese Krankheit ist — der innere Widerspruch." Wir fragen, ob er unlösbar ist. Für Unamuno wahrscheinlich; er nennt Nietzsche den großen Träumer des Absurden: des sozialen Christentums. Der Individualist Nietzsche mußte am Sozialen scheitern. Der Individualist Unamuno nicht; denn er verneint es und vermeidet so den Bruch. Er ist der konsequentere von beiden. Deshalb gehört er zu jenen, die unbewußt an der Lösung jenes großen Widerspruchs arbeiten. Das 20. Jahrhundert wird die Frage nach seiner Unlösbarkeit beantworten müssen — am besten durch die Lösung.

Krisis im Katholizismus?

Von P. Erhard Schlund, O. F. M. in München

Die Schriftleitung der S. M. hat mich aus Anlaß dieses Heftes befragt, was ich über eine Krisis im Katholizismus zu sagen hätte. Wer über eine Krisis im Katholizismus reden will, muß sofort hinter das Thema ein Fragezeichen machen. Denn die Frage: Gibt es wie in so vielen Religionen und Kirchen auch im Katholizismus eine Gegenwartskrisis, kann nicht mit einem glatten Ja oder Nein beantwortet werden. Wenn überhaupt, kann ist gerade, wo es sich um Katholizismus handelt, scharfe Unterscheidung notwendig. Und nur, wenn eine solche scharfe Klärung und Abgrenzung der Begriffe vorausgehen darf, möchte ich mich daran machen, auf die Frage eine Antwort zu suchen.

Zunächst, was wollen wir unter Katholizismus verstehen? Die katholische Kirche schlechthin? Oder den katholischen Glauben, das katholische Lehr- und Glaubenssystem? Oder die spezifisch katholische Geistesrichtung und Seelenhaltung im Vergleich zu anderen Geistesrichtungen und Seelenhaltungen? Oder das katholische Leben, die Verwirklichung der katholischen Lehren und Grundsätze im praktischen Leben des einzelnen? Oder was sonst noch mit einem Ismus im Format moderner Denkindustrie ausgedrückt werden will?

Und dann, was wollen wir unter Krisis verstehen? Etwas von Grund Aufwühlendes wie bei einer schweren Krankheit, wo es sich also um einen Kampf handelt mit der noch

ungewissen Entscheidung über Sein oder Nichtsein? Oder eine Revolution, auch einen Kampf um die Entscheidung über So-sein oder Anders-sein, vielmehr So-bleiben oder Anders-werden? Oder eine Evolution, ein allmähliches, entwicklungsmäßiges Anders-werden durch organische Weiterbildung? Oder eine immer wiederholte, sich wiederholende Gärung wie wenn Wein gärt? Oder bloß eine ganz naturnotwendige, nicht vermeidliche Reibung vergleichbar dem Widerstand, den ein Körper bei der Bewegung auf einem anderen ihn berührenden findet?

Jeder sieht, daß mit diesen paar Worten schon die Probleme und Kapitelüberschriften für ein ganzes Buch gegeben wären und daß man im engen Rahmen einer Zeitschrift gezwungen ist, sich auf die Aufzählung von Denkergebnissen und Tatsachen zu beschränken.

Für den gläubigen Katholiken ist die katholische Kirche die einzige von Christus gestiftete Kirche, wie es das Glaubensbekenntnis sagt: una, sancta, catholica, apostolica ecclesia. Dieser hat der Heiland die Verheißung gegeben, daß der Heilige Geist bei ihr sein werde bis ans Ende der Welt. Insofern ist also die katholische Kirche ihrem Wesen nach etwas Absolutes, unzerstörbar Bleibendes. Es kann daher in der katholischen Kirche, was ihre konstitutiven Elemente betrifft, keine Krisis geben im Sinne von etwas Aufwühlendem mit der Ungewißheit des Ausganges wie bei einer Krankheit, aber auch nicht im Sinne einer Revolution oder einer Evolution. Es gibt keine solche innere Krisis im katholischen Dogma und Lehrsystem. Es gibt keine Krisis in den sittlichen Forderungen. Es gibt keine Krisis in den sakramentalen Einrichtungen und dem Gnadensystem. Und es gibt keine Krisis in dem grundsätzlichen Aufbau der katholischen Hierarchie und ihrem Kirchensystem. Daß es aber eine Krisis im Sinne der unvermeidlichen Reibung mit den anderen Wirklichkeiten des menschlichen Lebens geben kann und gibt, ist selbstverständlich. Aber das ist nicht eine Krisis im Wesentlichen der katholischen Kirche. Das ist eine Krisis wie die Scholastiker sagen würden, nicht im principale, sondern im accessorium, nicht in der substantia, sondern in accidens, nicht simpliciter tale, sondern secundum quid.

Wo ist also innerhalb des Katholizismus eine Krisis überhaupt möglich? Sie ist möglich in der einzelnen katholischen Seele, im katholischen Menschen, und sie ist möglich in der einzelnen katholischen Gemeinde als einer Gesamtheit, einer Gemeinschaft von einzelnen Seelen. Krisis im Katholizismus ist möglich in Hinsicht auf die Erfassung des katholischen Glaubens durch den Verstand des einzelnen Gläubigen; denn es gibt Glaubenskämpfe und Seelenkämpfe genug. Und sie ist möglich in der Durchführung der religiösen und moralischen Forderungen der katholischen Kirche im Leben des einzelnen; der Kampf des Menschen gegen das Böse, der Kampf der durch die Erbsünde und die Leidenschaften geschwächten Natur ist so eine Krisis einer Krankheit, bei der die Entscheidung über seelisches Sein oder Nichtsein sehr ungewiß bleibt. Eine Krisis ist weiterhin möglich in dem Verhältnis der katholischen Kirche zur Welt und ihrer Stellung innerhalb der Welt, in der Stellung der Kirche innerhalb eines einzelnen Volkes und Staates. Den Kampf der Kirche um ihren konkreten Bestand in den einzelnen Ländern kennt ja jeder. Krisis in solchem Sinne ist dann möglich und oft genug wirklich geworden in dem Verhältnis der kirchlichen Dogmen und Lehren zu dem Denken der einzelnen Zeiten. Ist nicht z. B. der Zeitgeist und die Denkrichtung des Mittelalters dem kirchlichen Lehrsystem gegenüber unvergleichlich mehr aufgeschlossen gewesen als etwa das Denken der nachkantischen Gegenwart? Und gab es endlich nicht auch immer, in allen Jahrhunderten, Krisen solcher Art in dem Verhältnis der katholischen Normen für das religiöse und sittliche Leben gegenüber den Anschauungen und der Praxis der Lebensführung in der betreffenden Zeit?

Nur mit Einschränkung sind „Krisen" innerhalb des Katholizismus überhaupt möglich. Mit katholischen Augen gesehen war ja auch die Reformation nichts anderes als solch eine Krise in adjecto. Freilich war das Ziel der einzelnen Krisen, der einzelnen Kämpfe jeweils verschieden, ebenso wie die Stärke der treibenden Kraft und der Hitzegrad verschieden war. Solche Kämpfe gab es immer und wird es immer geben. Umsonst hat nicht der Herr die

sdrückliche Verheißung seiner Kirche mit auf den Weg gegeben, daß die Pforten der ölle sie nicht überwältigen werden. Aber alle diese „Krisen" waren Krisen nicht in se, nicht dem Wesen des Katholizismus, sondern in den Gläubigen der katholischen Kirche, in rer geschichtlichen Erscheinung, in dem was an der katholischen Kirche menschlich, zeitlich, rgänglich ist.

Auch in unserer Gegenwart können wir Krisis in diesem eingeschränkten Sinne verstehen, solche Krisen in adjecto innerhalb der katholischen Kirche feststellen. So erscheint mir s eine Gegenwartsschwierigkeit von größtem Ausmaß und drückendster Wucht die Reibung ischen dem prinzipiellen katholischen Denken und dem Denken des Zeitgeistes. Beide wei- n eine verschiedene Grundeinstellung und verschiedene Denkinteressen und Denkziele auf. tholisch ist der Aufbau und die Regulierung des menschlichen Denkens auf Gott und seiner ffenbarung. Gott hat uns freilich die Fähigkeit zu denken gegeben. Aber der Denkkraft t er gewiß Grenzen gesteckt. Außerdem hat er dem Denken die Inhalte seiner Offenbarung tgeteilt, deren Wahrheiten wir ohne solche Mitteilung wenigstens zum größeren Teile ht mit der eigenen Denkkraft hätten finden können. Der Zeitgeist unserer Gegenwart er will das Denken ausschließlich aufbauen auf der menschlichen Erkenntniskraft. Er ubt trotz aller Skepsis und Kritik noch an eine rationalistische Souveränität, ja Monarchie r natürlichen Erkenntnis, und die Konstruktion seines Weltanschauungssystems auf einer ttlichen Offenbarung erscheint ihm vielfach des Gegenwartsmenschen unwürdig und in- rlich unmöglich. Anstoß genug also zu allerlei Krisen in der Seele des Einzelmenschen, n den katholische Kirche und Zeitgeist kämpfen.

Neben dieser Reibung, die sich ergibt aus der verschiedenen Bewertung und Abgrenzung natürlichen Erkenntnis, kommt es zu Reibungen auch deswegen, weil katholisches Denken d moderner Zeitgeist die letzten Möglichkeiten des Naturgeschehens und Lebensablaufs ndverschieden beurteilen. Ich meine den Gegensatz von Freiheit und Zwang, anders ehen von Vitalismus und Mechanismus. Katholisch ist die Überzeugung, daß der per- liche Gott die Welt, Natur und Mensch, geschaffen hat und persönlich durch die von ihm gebenen Naturgesetze in Freiheit leitet. Weil Gott da ist, durchfluten und beherrschen die turkräfte die Natur. Der Zeitgeist aber ist im großen ganzen auf den Mechanismus die zwangsmäßige Notwendigkeit des Naturablaufes eingestellt. (Im großen ganzen e ich, weil es sich um das Regelmäßige und Typische, um die Anschauung der Allge- inheit, der Durchschnittsbildung handelt. Ich weiß sehr wohl von den Fortschritten, Neovitalismus und ähnliche Anschauungen einzelner Philosophen darstellen.) Alles s geschieht, muß mit Notwendigkeit so geschehen, wie es geschieht. Wenn ich bloß die rte historischer Materialismus: Sozialdemokratie, und Wundermöglichkeit: Konnersreuth Beispiel nenne, weiß man sofort, wie weit die beiden Standpunkte auseinandergehen. ndlich muß es naturnotwendig zu einer Reibung kommen in den Motiven des Lebens Handelns, wie sie sich aus dem Ideal katholischer Lehre und aus der Praxis moderner t ergeben. Für den rechten Christen ist das Ideal: Leben und Handeln aus Liebe und der Liebe willen, der Liebe zu Gott dem Vater und aus dieser Liebe heraus der Liebe den Mitmenschen. Diese Liebe, „das erste und größte Gebot", muß das Handeln des nschen bestimmen und regeln, auch wenn sie zu Opfern und Entsagungen und Selbst- eugnung führt. So verlangt es das christliche Ideal. Der Zeitgeist unserer Gegenwart te ist ganz entgegengesetzt eingestellt. Für ihn gilt, wenigstens in den Extremen und äufiger Praxis, das Ideal des Nutzens, des größtmöglichen Nutzens mit dem kleinstmög- n Aufwand, mit dem kleinstmöglichen Risiko an Opfern. Nicht Gott und die Liebe er Beweggrund, sondern das Ich und sein Nutzen. Daß es bei solchem Gegensatz zu öungen, ja Kämpfen kommen muß, ist klar.

ch sehe dann eine weitere Reibungsmöglichkeit zwischen katholischer Kirche und Gegen- t und damit eine Krisis in unserem eingeschränkten Sinne in der Politik. Kirche und at, einst zu einer Einheit verbunden, haben sich auseinander gelöst und bilden heute

in der Theorie zwei nebeneinander stehende und getrennte, in der Praxis des rein we lichen Staates oft zwei gegeneinander gestellte Gewalten mit je einem eigenen Tätigkeit gebiet. Bei diesen Grundsätzen des Parallelismus in der praktischen Politik muß naturgemäß zu Schwierigkeiten kommen, wenn eine der beiden Gewalten die so schwer ziehenden Grenzen des eigenen Gebietes überschreitet, oder wenn gar die eine sich bewußt eine Tätigkeit einmischt, die die andere für sich beanspruchen möchte. Schwierigkeiten u Reibungen in dem Verhältnis zwischen Staat und Kirche gab es freilich zu vielen Zeit der Vergangenheit. Heute liegt eine besondere Schwierigkeit darin, daß der Staat wie a seine Souveränität aus dem Volke heraus so auch auf seine Omnipotenz hinweist. D Nationalismus und die übernationale Kirche stehen gegeneinander, nicht bloß bei uns Deutschland. Die Kirche muß ihrer Stiftung gemäß die seelische Führung der ihr anve trauten Seelen beanspruchen, der moderne Staat aber wird vieles nicht als seelische Ang legenheit und Aufgabe der Kirche anerkennen und für sein Machtbereich beanspruche Die größte Reibungsfläche ist heute zu suchen im Gebiet der inneren Politik und hier wied auf dem Gebiete der Kulturpolitik, besonders der Schulpolitik. Weltliche Kultur ist eb doch etwas wesentlich anderes als christliche Kultur, und wer auf dem Boden der rein wel lichen Kultur steht, der wird der Kirche ihr Recht bestreiten, in der Geisteskultur führer zu sein oder auch bloß warnend und abwehrend einzugreifen. Anderseits wird die Kird in dem Bewußtsein des von Gott erhaltenen Auftrags sich als Führerin der Seelen au im Gebiete der geistigen Kultur verantwortlich fühlen. Besonders empfindet die unmitte bare Gegenwart diese Reibung auf dem Gebiete der Schule. Der Kampf um das Reich schulgesetz, dann aber auch der Kampf um das Schmutz- und Schundgesetz sind noch sehr in aller Erinnerung, daß die Worte zur Genüge andeuten, was gemeint ist.

Endlich ist eine Reibungsfläche da, wo sich die katholische Kirche als Konfession mit de anderen Konfessionen berührt. Trotz allem, was evangelischer Bund und ähnliche Org nisationen heute noch wollen und tun, scheint mir das Interesse und daher die Reibun doch weniger im Kampfe um die Unterscheidungslehren und Unterschiede, um das Trennend zu liegen, als vielmehr um das Einigende, das Gemeinschaftliche, um die Einheit, die Unio Der Wille zur Einheit ist bei der Mehrheit der Vertreter der einzelnen Konfessionen wo vorhanden. Es würde auch der Geistesrichtung unserer Tage innerhalb des gesamte Christentums ganz gut entsprechen, daß ein Hirt und eine Herde werde. Das Trennend Reibung-verursachende liegt vielmehr in dem Weg zu der Einheit. In der Konsequer seiner Grundgedanken muß der Katholizismus den Weg zur Einigung und Einheit i Anschluß sehen, während die nichtkatholischen Konfessionen ihn mehr im Ausgleich finde

Der einzelne Katholik kann natürlich alle diese Reibungen und Reibungsmöglichkeite je nachdem er gegen den Zeitgeist und seine Forderungen aufgeschlossen ist, als Krise in seiner Seele verspüren. Solche Krisen sind gewissermaßen nur Einzelfälle und Folge aus den Reibungen, die infolge der großen Gedankengegensätze und andersartigen Ei stellungen zwischen katholischer Kirche und Zeitgeist sich ergeben. Dazu kommen aber in d Seele des einzelnen Katholiken noch andere Krisenmöglichkeiten in seiner Religion. trägt in seiner Seele selbst solche Reibungsflächen, in denen sich die Forderungen sein Religion mit den seelischen Veranlagungen und Trieben treffen. Der Kampf, den d Mensch nach katholischer Auffassung gegen das allzu Menschliche in seinem Wesen und u seine Vervollkommnung und Heiligung führen muß, geht gegen den Stachel des Fleische um mit dem Apostel zu reden, und gegen Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Leben Jeder Katholik spürt in jeder Lebenslage, daß das Himmelreich Gewalt leidet und er e nur an sich reißen kann, wenn er Gewalt gebraucht. Das war aber zu allen Zeiten s Allein obwohl dieser allgemeine Kampf immer gleich bleibt und niemand erspart ist, kön nen doch zu bestimmten Zeiten einzelne Schwierigkeiten besonders groß werden, vor alle in den Blickpunkt des Bewußtseins und den Zielpunkt des Willens treten. Mir schein daß in dieser Hinsicht heute zwei Gebiete gerade in unseren Tagen besonders starke Reibun

eigen. Das eine ist das alte Kampfgebiet Autorität und Freiheit. Dem auf seine geistigen rrungenschaften und Verstandeshöhe, seine ethische Autonomie so stolzen modernen Menschen kommt es oft besonders hart an zwischen sich und Gott einen Mittler, den Priester, nd eine Vermittlungsgemeinschaft und Heilsanstalt, die Kirche, einschieben zu müssen. r möchte am liebsten mit seinem Gott, sofern er an ihn glaubt, allein und unmittelbar eben, nach seiner persönlichen Eigenart und ihn in seinen Formen verehren. Er möchte eine persönliche Freiheit wahren und das Selbstentscheidungsrecht nach seinem Gewissen aben, ohne Rücksicht auf Bindungen durch kirchliche Gesetze. Weil im Katholizismus infügung und Unterordnung wesentlich ist, werden viele modernen Menschen von ihm bgestoßen und finden nicht den Weg zu ihm hin, müssen andere, die ihm angehören, um r Verbleiben kämpfen. Andere wieder fühlen den natürlich berechtigten Autoritätsnspruch, den die kirchlichen Führer, vor allem die Bischöfe, stellen und heute vielleicht mehr ls je stellen müssen, heute wo so viele Stützen der Autorität gefallen sind, die der ehemals ristliche Staat und die monarchische Staatsform noch aufrechterhielt — als einen Druck, er ihre Freiheit und Selbstverantwortlichkeit, auch ihre Freude zur selbstverantwortlichen itarbeit beeinträchtigen könnte. Während die Reibung sich in der erstgenannten Hinsicht eute vielleicht mindert, werden sich, wenn ich recht sehe, im letzteren, in der Betonung er Autorität der kirchlichen Führer, die Reibungsgeräusche in den nächsten Jahre vielleicht twas vergrößern.

Die zweitgrößte Reibungsfläche, auf der viele moderne Katholiken eine Krisis in ihrer persönlichen katholischen Religion verspüren, liegt im Gebiete des Sexuellen. Innerhalb es Sexuellen gab es freilich zu allen Zeiten die größten Schwierigkeiten, und der Kampf gen die Sinnlichkeit hat schon vielen Menschen die Freude an der Religion verdorben. as Geschlechtsbedürfnis und die Geschlechtslust haben schon manche Krisis mit schlechtem usgang hervorgerufen. Das hat sich auch heute nicht geändert. Aber zum Ziele des nteresses und damit zu einer besonders schwer empfundenen Schwierigkeit sind heute vei Dinge geworden, einmal die grundsätzliche Einschätzung des Körpers und seiner Rechte berhaupt und dann die Ehe. Was die Einschätzung des Körpers betrifft, so ist nach der tholischen Auffassung der Körper der Seele nachgeordnet: „Was nützt es dem Menschen, enn er die ganze Welt gewänne, aber Schaden litte an seiner Seele?" Damit ist keineswegs gesagt, daß der Körper im Katholizismus kein Recht habe. Im Gegenteil, seine echte sind ihm gesichert durch das 5. Gebot Gottes in der umfassenden katholischen Ausgung. Aber diese Rechte sind begrenzt durch eben dieses 5. Gebot. Dem gegenwärtigen eitgeist hingegen entspräche es, dem Körper unbedingte Freiheit seiner Rechte zu geben, mehr als das, ihm das Recht zuzugestehen, ungehemmt seinen Bedürfnissen und Trieben leben. Wer möchte leugnen, daß es zwischen der christlichen Auffassung von der Unterdnung der Seele und der modernen Körperkulturbewegung Reibungen geben könnte? lan denke an die Übertreibungen etwa in der Nacktkultur, im modernen Tanz, manche bertreibung moderner Kunst und vor allem „Kunst". Auch durch die Mode und ihre uswüchse kann es eine religiöse Krisis bei den Katholiken geben, wenn herkömmliche orderungen christlicher Sittlichkeit und Schicklichkeit nicht erfüllt werden, um den Launen r Mode zu huldigen. Der praktische Seelsorger weiß davon genug zu erzählen. Ähnliche risen werden bei jungen Leuten durch den Sport erzeugt. Gewiß hat die katholische Kirche chts gegen den Sport in den rechten Grenzen. Aber der Sport darf nicht die Hauptsache n und nicht Lebensziel. Immer muß zuvor die Seele mit ihren Forderungen kommen. n von all den Teilproblemen, die hier zu behandeln wären, nur eines anzuschneiden: elche Reibungen ergeben sich in mancher jungen Seele zwischen dem Gebot der Sonntagspflicht und den Versuchungen, den Sonntagmorgen im Gebirge oder im Wochenendluse zuzubringen? Das sind auch Krisen, freilich sehr subjektiver Art, hervorgerufen rch den fehlenden Willen zum Opferbringen.

Der andere Herd religiöser Krisen in vielen Katholiken liegt in den kirchlichen Vorschrifte über die Ehe, oder vielmehr in dem Widerstreit zwischen diesen strengen Gesetzen und de laxen Auffassung des Zeitgeistes. Einmal stößt sich so viele menschliche Lüsternheit un Schwäche an den Vorschriften der Kirche über ein gottgetreues Eheleben, die Forderunge einer Keuschheit auch in der Ehe, und zwar sowohl bezüglich Kindererzeugung bzw. Ve hinderung wie bezüglich der Formen des ehelichen Verkehrs. Viele Menschen, die son treue Katholiken wären und sein wollten, fühlen sich versucht, sich wegen ihrer Schwachhe von der Kirche abzuwenden oder wenden sich von ihr wirklich ab; in beiden Fällen, im Kamp um das Bleiben und sich Einfügen und im oft noch härteren, durch die Sehnsucht nach ve lorenem Glück verzweifelterem Kampfe um die Rückkehr, welch eine Reibung, welch Krisis der einzelnen Seele! Und das andere, die Ehegesetzgebung der Kirche bezüglic Gültigkeit der Ehe und Ehescheidung. Die Kirche weiß sich durch Gottes Gebot von de Unauflöslichkeit der Ehe gebunden, und für viele Menschen bedeutet dieses unlösbare Ban der Ehe eine ungeheuer drückende Fessel, wo dem einen nun die Scheidung verweiger dem anderen die Heirat einer geschiedenen Person verboten wird. Wahrlich auch hie kämpfen sich Krisen durch mit tödlichem Ausgang für die Seele!

Und dennoch! Nach der Krisis des Katholizismus war gefragt. Mögen manche Krisen fü manchen Katholiken noch so schwer sein, es sind nur Krisen im einzelnen. Und Gott gib jedem genug Gnade, die Krisen zu überwinden, wenn er opferbereit will. Und wenn de Kampf auch oft die ganze Seele zu zerreißen droht — wer mit dem Apostel sagen kann „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe den Lauf vollendet, ich habe den Glaube bewahrt," für den gibt es keine Krisis mehr, sondern Friede dem Menschen auf Erden, wei er guten Willens war, und erst recht Friede und Freude im Himmel, weil der Erlöser die große Krisis der Menschlichkeit nach dem Sündenfalle durch seinen Kreuzestod für imme gelöst hat.

Die Krisis im Protestantismus

Von Emil Brunner in Zürich

Um die heutige Krise im Protestantismus zu verstehen ist die Einsicht notwendig, daß die Krisis der Religion im Protestantismus permanent, ja daß sie geradezu das Wesen des Protestantismus ist. Denn der protestantische Glaube ist die Krisis des frommen Menschen als solchen. In der Wiederentdeckung dieses radikal kritischen Sinnes des christlichen Glaubens hatte die Reformation ihren Ursprung und ihre Kraft. Von hier aus ist Luthers Kampf gegen die römische Kirche zu verstehen, wenn er nicht heillos mit dem Emanzipationsstreben des Humanismus verworren werden soll. Wo die Erkenntnis dieser Krisis des frommen Menschen nicht mehr lebendig ist, da ist auch der Protestantismus nicht mehr lebendig, da beginnt seine Krankheit und bereitet sich seine „Krisis" vor.

Alle Religionen der Welt, die primitivsten wie die höchsten, die kultischen Opferreligionen wie ihre mystischen oder moralistischen Vergeistigungen, sind darin einander gleich, daß sie letztlich auf eine Selbstbejahung des frommen Menschen hinauslaufen. Sie alle entstehen aus dem Bewußtsein, daß dem gewöhnlichen Leben des Menschen etwas fehlt. Die Sühnopferriten und Gebete, die mystischen „Wege" der Versenkung und Abkehr und der moralische Heiligungsweg geben alle dem Bewußtsein Ausdruck, daß dem menschlichen Leben etwas fehlt, vielleicht das Wesentliche fehlt, so wie es alltäglich gelebt wird. Es fehlt die richtige Beziehung zur Gottheit, ohne die das Leben des Heils und Segens oder der Tiefe und Gutheit entbehrt. Dieser tiefgefühlte Lebensmangel soll durch die Religion beseitigt werden. Religion ist der Weg, den der Mensch geht, um zur Gottheit in die rechte

eziehung zu kommen. So wird der Mensch aus einem „weltlichen", profanen ein frommer, rechter und heiliger, je weiter er auf diesem Wege vorwärtsschreitet. Das Weltlichsein das Nichtrichtige, das Frommsein ist das Richtige. Der Mensch, der auf diesem Weg geht, ht wirklich dem Ziel entgegen und nähert sich ihm mit jedem Schritte mehr. Die Religion urteilt also den religiösen Weg und den religiösen Menschen — ungeachtet aller Abnungen, die die Begriffe fromm und religiös zulassen — ungebrochen positiv. Die Religion ist Selbstrechtfertigung, Selbstbejahung des frommen Menschen.

Evangelischer Glaube aber, nach reformatorischem Verständnis, ist der Durchbruch der Kenntnis, daß der fromme Mensch vor Gott kein anderer ist als der weltliche, daß der ensch auch auf jenem „Wege" seinen und nicht den göttlichen Willen auslebt, daß er also ch in seiner Frömmigkeit ein sündiger, d. h. von Gott losgelöster Mensch bleibe. Die ömmigkeit, die Religion, welcher Art sie auch sei, kann darum als Weg zu Gott, als ittel zur Herstellung der richtigen Beziehung zum Ewigen nimmermehr in Betracht mmen. Denn das menschliche Herz nimmt seine ganze Eigenwilligkeit, seinen Machtllen, sein Luststreben, kurzum seine „Gottlosigkeit" auch in seine Religion hinein und t sie dort, wenn auch in verfeinerter Weise aus. Das heißt aber: vor Gott steht der mme oder religiöse, der rechte oder heilige Mensch ebenso nackt, ebenso ungerechtfertigt d armselig da, wie in seiner krassen Weltlichkeit. „Es ist hier kein Unterschied, sie sind allmal Sünder." Es gibt keinen Weg zu Gott, denn jeder Weg, den der Mensch geht, auch Weg des mystischen Heiligen oder des gesetzesstrengen Gerechten, bleibt als „Selbstechtigkeit", als menschliche Leistung in den Kreis des Bloßmenschlichen gebannt, wenn ch das Bloßmenschliche nie ohne ein schöpfungsmäßig inwohnendes Göttliches ist. gibt auch durch die Religion keine Kontinuität vom Menschen zu Gott, sondern — das die andere Seite des reformatorischen Glaubens — es gibt einen Weg bloß von Gott n Menschen, der aber immer der Weg Gottes zum Menschen bleibt und sich nie in den g des Menschen zu Gott verwandelt. Offenbarung und Religion, göttliche Vergebung sittliche Heiligung des Menschen bleiben inkommensurabel und unumkehrbar. Glaube die gottgeschenkte Erkenntnis dieses Sachverhaltes.

Daraus ergibt sich die Stellung des Protestanten zur Kirche. Sofern die Kirche „Weg" will, sofern also in ihr doch die Umkehrung des göttlichen Kommens zum Menschen ein menschliches Kommen zu Gott stattfinden sollte, ist sie schlechterdings zu verneinen. mit der Kirche eine geschichtliche Größe, ein dem Menschen irgendwie zur Verfügung endes Instrument gemeint, so kann sie „Heilsbedeutung" nicht haben. Auch der Protmt kennt eine heilige allgemeine Kirche, nämlich als Gesamtheit derer, die, vom göttn Wort getroffen, auf jegliche Selbstrechtfertigung des frommen Menschen verzichten, gerade in ihrem kirchlichen Sein und Handeln sich ihrer Bloßmenschlichkeit bewußt ben. In dieser Selbstpreisgabe, in dieser bedingungslosen Kapitulation des frommen, kirchlichen Menschen vor dem richtenden und vergebenden Gott besteht das Prinzip Reformation: die Rechtfertigung allein aus Glauben. Sie ist die Krisis aller Religion Frömmigkeit. Hier allein bejaht der fromme Mensch sich selbst nicht mehr, weil er nicht mehr auf irgendeinen „Weg zu Gott" sich verläßt, sondern allein auf den nie ihm fügbar werdenden Gott, der zu ihm kommt im Wort.

Man hat oft gesagt, der Protestantismus habe an die Stelle der päpstlichen Autorität einfach die ebenso äußerliche Autorität des Bibelbuches gesetzt, und gerade dies mache seit dem Zusammenbruch des orthodoxen Bibelglaubens, die unheilbare Krisis des estantismus aus. Diese Auffassung ist nicht unrichtig, wenn man sie auf das orthodoxe, aber auf das reformatorische Bibelverständnis bezieht. Die protestantische Orthodoxie der Tat insofern eine genaue Parallele zur katholischen Kirche, als sie in ihrem Bibeleine ähnliche gegebene Sicherheit sich schaffen wollte, wie sie der Katholik in seiner ihe hat. In der Tat: damit beginnt bereits die Erkrankung des Protestantismus,

die zur heutigen Krisis führt. Der reformatorische Glaube weiß davon noch nichts. Der für ihn ist das Wort Gottes in der Schrift keine Gegebenheit, sondern etwas, das gesu werden muß. Auch vermittelst der heiligen Schrift verfügt der Mensch nicht über Gott u das göttliche Heil; ob er darin die Stimme Gottes vernimmt oder nicht, das ist allein gö liches Gnadengeschenk. Auch hier ist kein „Weg" — der Weg des orthodoxen Intell tualismus — zu Gott. Auch das solideste Bibelwissen und der massivste Bibelglaube b deuten nichts, sofern sie des Menschen Leistung sind. Auch die Bibel ist, sofern sie vorfin bare Gegebenheit ist, einfach ein menschliches Buch, all den Gesetzen der Entstehu menschlicher Literaturdokumente unterworfen, die die kritische Literaturwissenschaft z Geltung bringt. Bibelkritik ist darum nicht ein gottloses, sondern ein selbstverständlich und notwendiges Unterfangen. Auch die Bibel darf nicht zum „Papst" werden.

Eine Krisis des Protestantismus im gewöhnlichen Sinn, d. h. als akute Krankheit Erscheinung kann also nur dort und muß überall dort entstehen, wo der reformatoris Glaube sich selbst nicht mehr in seiner kritischen Bedeutung versteht. Sie begann geschich lich mit der Orthodoxie, mit der Verdinglichung des Gotteswortes, die sich in der Auffa sung des Bibelbuches als eines göttlich gegebenen unfehlbaren Wunderdings zeigte. Na dieser Verdinglichung war der Konflikt mit der kritischen Wissenschaft unvermeidlich; u vermeidlich auch die Zersetzung der auf diesem Irrtum sich aufbauenden Theologie und Kirch

Aber auch der Pietismus setzt, nur von einer anderen Seite her, die Krisis des Pr testantismus fort. Sein Subjektivismus, sein Abstellen auf das religiöse Erlebnis und d Frömmigkeit bedeutet ja nichts anderes als die erneute Selbstrechtfertigung des fromm Menschen. Insofern könnte man sagen, ist er eine weitaus gefährlichere Zersetzungsersch nung innerhalb der Kirche, als etwa die Aufklärung, die mit dem christlichen Glaub offen bricht. Durch seinen mystischen Grundgedanken von der wesentlichen Einheit d tiefsten Menschlichen mit dem Göttlichen, also durch die Selbstrechtfertigung der tiefst Innerlichkeit, kam auch der deutsche Idealismus jener Tendenz des Pietismus entgeg und konnte so zum zersetzenden Moment innerhalb der Kirche selbst werden.

Das zeigt sich am deutlichsten bei demjenigen Theologen, der lange als der Erneuerer d Protestantismus gepriesen worden ist, bei Schleiermacher, dem eigentlichen Begründer d Neuprotestantismus. Es ist wohl kaum eine Theologie denkbar, die folgerichtiger den G danken durchführte, der den Gegensatz zum protestantischen Glauben bildet: die Selb bejahung des frommen Menschen, als die des großen Berliner Theologen aus dem Roma tikerkreis, in dessen System Pietismus, spekulativer Idealismus, Aufklärung und mystisc Romantik zu einer in ihrer Art großartigen Gedankeneinheit zusammengezwungen sin Diese Theologie hat nicht nur Schule gemacht, sondern die ganze theologische Arbeit inne halb des Protestantismus entscheidend bestimmt. Das heißt aber: in der protestantisch Theologie ist ein dem ursprünglichen reformatorischen Denken entgegengesetzter Subje tivismus herrschend geworden. Der religiöse Mensch mit seinem Erlebnis, seiner Frömmi keit, steht jetzt im Mittelpunkt des theologischen Denkens, Theologie ist wesentlich Religion psychologie geworden. Diese Verschiebung ist aber, auch abgesehen von der eigentli Schleiermacherschen Wendung, kennzeichnend für den Neuprotestantismus überhaup Die Theologie, ihres eigenen Prinzips unsicher geworden, ist den verschiedenen Str mungen des Zeitgeistes mehr oder weniger wehrlos preisgegeben. Hier ist es der ideal stische Geschichtsmonismus Hegels, dort der ethische Rationalismus Kants, einmal d Positivismus und wieder die Mystik Indiens, die, eingekleidet in die biblisch-kirchliche Sprach das Christentum dem modernen Menschen mundgerecht zu machen bestrebt sind. Was ab alle diese höchst verschiedenen religiös-theologischen Neubildungen miteinander verbinde ist immer das eine: Sie setzen die Religion an die Stelle der Offenbarung, die Rechtfe tigung des religiösen Menschen an die Stelle der Krisis der Religion. Insofern sind s alle Zersetzungen des ursprünglich protestantischen Glaubens.

Wenn man von der Krisis des heutigen Protestantismus spricht, denkt man gewöhnlich an ganz andere Erscheinungen: an seine kirchliche Zerspaltenheit, an die Kirchenlosigkeit der Gebildeten und der proletarischen Massen, an die zunehmende Bedeutungslosigkeit der protestantischen Kirche im öffentlichen Leben. All diese Erscheinungen gehören zweifellos mit zu jener Krisis, aber sie verhalten sich zu ihr selbst wie Symptome zur eigentlichen Krankheitsursache. Der kirchliche Apologet versucht immer, die gottlose Welt für die Schwachheit seiner Kirche verantwortlich zu machen: den rationalistischen Geist der Aufklärung, die moderne Zivilisation, die materialistisch gerichtete Naturwissenschaft, die materialistisch verbildete Arbeiterschaft. Zweifellos müssen diese allgemeinen Zeiterscheinungen in Rechnung gezogen werden. Aber nicht darauf kann es ankommen, ob der christliche Glaube Sache einer Minderheit ist — das war er immer und wird er immer bleiben —, sondern ob er Sache einer innerlich geschlossenen, zielbewußten Minderheit ist, vielmehr: ob der christliche Glaube in der Kirche selbst lebendig und kraftvoll ist. Ist das nicht der Fall, so kann dafür jedenfalls nicht der Zeitgeist, sondern nur die innere Richtungslosigkeit der Kirche selbst verantwortlich gemacht werden. Und dies wird dann die eigentliche Krisis oder Krankheit sein, die sich in jenen anderen Erscheinungen nur symptomatisch auswirkt. Es braucht wohl keines Beweises, daß z. B. die intellektualistische Erstarrung des reformatorischen Glaubens zur Orthodoxie unmittelbar den Rückschlag der Aufklärung verursachte, und die wissenschaftlich Gewissenhaften in den Gegensatz zum kirchlichen Glauben brachte. Aber ebenso deutlich ließe sich auch zeigen, daß an der Entfremdung der Arbeiterschaft von der Kirche vor allem die innere Kraftlosigkeit der Kirche, genauer: der unkritische religiöse Subjektivismus schuld war. Eine im reformatorischen Sinne glaubende Kirche wird, gerade weil sie immer selbstkritisch ist, auch immer als Macht der Gesellschaftskritik und der unerbittlichen christlich-ethischen Sozialforderung wirksam sein. Denn jener Glaube, der die Krisis des frommen Menschen ist, ist auch die Krisis jeder selbstgewissen bürgerlichen Gesellschaft. Wenn jener Glaube sich auch nie zur täuferischen Verneinung des Staates oder des Privateigentums hinreißen läßt, weil er dafür viel zu nüchtern ist, so wird er noch viel weniger ertragen, daß die Kirche einfach die Verbündete der Besitzenden gegen die Besitzlosen oder die Bundesgenossin eines machtsüchtigen Staates wird. Der religiöse Subjektivismus aber hat die Neigung, Religion als ein Gebiet der Innerlichkeit vom Leben abzuspalten und die „Eigengesetzlichkeit" von Wirtschaft und Staat zu verehren. Damit aber haben wir an die eigentliche Ursache der Abwendung der arbeitenden Massen von der Kirche gerührt. Während der reformatorische Glaube die Rechte Gottes gegen die Welt gegen das Vorhandene, Menschliche geltend macht, ist sein moderner Ersatz auf Verteidigung des frommen Menschen und also auch der Kirche gegen die „Welt draußen" gerichtet. Eine solche Religion hat aber heute weniger als je Überzeugungskraft.

Die Krisis des Protestantismus kommt nicht von außen, sondern von innen, aus seiner eigenen Schwachheit, aus dem Mangel an wahrhaft protestantischem Glauben, Geist, Leben und Kraft. Ein in sich selbst gefestigter, nicht mit dem Zeitgeist Kompromisse schließender, seines Zieles und Grundes bewußter Protestantismus brauchte weder vor der Wissenschaft, noch vor dem modernen Denken, noch vor den großen Aufgaben der Gegenwart Angst zu haben. Er brauchte um seine Wirkung in der Welt nicht bekümmert zu sein. Es würde sich zeigen, daß der Gegner seiner Sache nicht so sicher ist, wie er derselben tut; daß viele Gegner sind, einfach, weil sie die Wahrheit noch nie recht hörten; daß unzählige Probleme nur solange Problem sind, als man nicht die Kraft und Wahrheit des Glaubens kennt. Mit wie vielen Scheinproblemen hat sich der Neuprotestantismus abgemüht, vergeblich, weil sie nichts als falsch gestellte Fragen waren; ich erinnere nur an die Frage der „Absolutheit des Christentums". Nicht der Protestantismus, sondern der Protestant ist die problematische Größe, und dies vor allem darum, weil er nicht weiß oder nicht wissen will, daß er es ist. Die Selbstsicherheit der Protestanten ist der Grund der Schwachheit ihres Glaubens und diese ist die Krisis, die Krankheit. Die Welt ist begieriger

als wir glauben, das reformatorische Wort zu hören, das sie seit zweihundert Jahren
so selten gehört hat, von dem der durchschnittliche Gebildete gerade wie der Fabrikarbei
meist nichts weiß, weil die, die es ihm hätten bringen sollen, es selbst nicht mehr kannt

Es wäre unbillig, bloß auf die Krankheitssymptome des heutigen Protestantismus h
zuweisen. Es gibt ja auch erfreuliche Zeichen der Gesundung. Die Bestrebung
die auf Einigung der protestantischen Kirchen und Gruppen gerichtet sind, kommen zw
für sich genommen, nicht wesentlich als solche Zeichen in Betracht, wohl aber in ihr
Zusammenhang mit dem Erwachen eines neuen Bewußtseins der sozialen Verantwortu
im weitesten Sinne und vor allem im Zusammenhang mit der Neubesinnung auf die Gru
lagen des Glaubens. Nicht Marksteine in der Geschichte der Kirche, aber bedeutsame
zeichen einer neuen Gesinnung sind die an die Namen Copec-Birmingham, Stockho
und Lausanne geknüpften Ereignisse. Wie hier, im Mittelpunkt des Glaubens selbst,
Zersetzung ihren Anfang genommen, so muß auch von hier, vom Zentrum, d. h. von
neuen Besinnung auf den Sinn des Glaubens und von der Selbstanklage der Kirche
Hinblick auf die soziale Not die Gesundung ausgehen. Das wahrhaft Erfreuliche in
protestantischen Kirche der Gegenwart ist darum die noch vor zehn Jahren für unmögl
gehaltene, auf allen Seiten sich regende Bemühung um die Wiedergewinnung des B
ständnisses für den wahrhaft evangelischen Glauben, vielmehr: um diesen Glauben selb
Man fängt wieder an, den Gegensatz zwischen dem auf das fromme Subjekt eingestellt
„Religionismus" und dem auf Gottes Wort bezogenen Glauben, zwischen Kulturprotest
tismus, d. h. Humanismus, und reformatorischer Reichgotteshoffnung zu empfind
und auf eine Botschaft aufzuhorchen, die von Größerem als der „sittlich-religiösen Inn
lichkeit" etwas zu sagen hat. Auch in den Kreisen derer, die nicht mehr erwarteten, von d
Kirche her etwas Erhellendes zu hören, fängt man an aufzumerken, wo der Ton laut wir
Gott, nicht der Mensch; Gottes Tat, nicht die menschliche Frömmigkeit. In dieser Tie
wo zunächst keine großartigen Ereignisse geschehen, sondern in aller Stille auf das Wo
der Offenbarung gelauscht wird, wird die Entscheidung fallen. Von der Kraft und Ehrlichk
dieser Besinnung ist das Schicksal der protestantischen Kirche in diesem Jahrhundert abhängi

Die Krisis der katholischen Jugendbewegung

Von Robert Steidle in München

Wenn der Arzt das Wort Krisis hört, dann verbindet er damit die Vorstellung ein
schweren Krankheit, sieht im Geiste Fieberkurven auf- und absteigen und erinne
sich an die befreienden Tage, da bei seinen Sorgenkindern der kritische Temperaturabf
eintrat. Darf ich nun im gleichen Sinn von einer Krisis der Religion sprechen, von ein
Krisis der Gottverbundenheit der Menschen, und dann suchen, welche Wellen diese Kri
auch in jenen Bezirk hineinschlägt, der bisher immer wieder gegen alle Brandungen un
Katastrophen des Religiösen geschützt blieb und der den objektiven Bestand des Religiöse
auch für die katholische Jugendbewegung wahrt? Oder sollte etwa unabhängig von de
gegenwärtigen allgemeinen Krisis der Religion eine ganz eigene religiöse Krisis innerha
der katholischen Jugendbewegung bestehen? Und wenn, was hat es für einen Sinn, s
vor die Öffentlichkeit zu ziehen?

Ja, es gibt eine besondere Religionskrisis der katholischen Jugend, und sie ist nur möglic
unter jugendbewegten Menschen und nur möglich bei Katholiken. All ihre Wurzeln verma
ich nicht aufzuzeigen. Aber einige, die dem Arzt offener liegen, möchte ich anschaulic
machen. Ich möchte das kühne Wort wagen, daß in der katholischen Jugendbewegung di

lamme all der Spannungen zum Auflohen kommt, die wir alte und neue Zeit, alte und nge Generation, Vergangenheit und Zukunft, Geist und Leib, Mann und Weib, Wissen d Naivität, Glauben und Skepsis nennen[1]).

Durch drei bedeutsame Erlebnisse wird das Bewußtsein katholischer Jugendbewegung besonders gestaltet: Das erste ist das Reichtumserlebnis.

Ob dieses Erlebnis den Gebildeten, den Akademiker oder den Werktätigen durch ahrt und Gemeinschaft, Tagung und Buch, Führerpersönlichkeit und Berufsarbeit trifft, mer ist es gekennzeichnet durch das zunehmende Bewußtwerden der Tatsache, daß die elt unendlich reich ist, nicht nur an naturwissenschaftlichen Tatsachen, an technischen Pro=emen, sondern auch an geschichtlicher Vielfältigkeit, an menschlicher Größe und Eigen=t. Hinter dieser sichtbaren Welt wirkt über und in uns der unendlich reiche Schöpfergott. ie kann nun die von seiner Kirche geschaffene Form der Gottesverehrung anders sein als endlich reich und mannigfaltig?

Der von diesem Geist berührte, an dieser Form aufgeblühte junge Christ wächst zu einer sonderen Aufgeschlossenheit gegenüber Menschen und Dingen, sichtbarer und unsichtbarer elt auf. Und gerade diese Geöffnetheit führt leicht zu einer Krisis schwerster Art. Denn sere Umwelt ist zurzeit vom Taumel der Typisierung, Rationalisierung und Schemati=rung ergiffen, und noch ist kein Ende abzusehen. Die Wirtschaft, nein, das Geschäft dik=rt und ist stärker als alle Rücksichten sozialer oder kultureller Art. So steht der differen=rte, aufgeschlossene, feinfühlig gewordene Jugendbewegte einsam und anders als die deren dieser Entwicklung gegenüber. Ein Teil seiner Kameraden kapituliert, ein kleiner il sezessioniert. Nur ein Bruchteil findet hindurch zu metaphysischer Schau der Dinge. Wir haben zwar noch zwei große Berufsgruppen, den Werktätigen und den Akademiker. er der werktätige Stand ist zur atomisierten Masse geworden. Seine Kultur verloren, ne Seele ausgehöhlt durch das naturwissenschaftliche Zeitalter. Tat und Leistung, Sport d Fußball, Nietzsche und Häckel regieren. Eine neue Arbeitersorte ist entstanden, die Un=ernten, und neben ihr das Heer der Arbeitslosen. Soziale Einrichtungen und Gewerk=aften haben diese Entwicklung eher gefördert als gehemmt. Der Stand ist entwurzelt, mat= und wohnungslos.

In solchen Herzen wird das Andersein zur größten Gefahr seelischer Gesundheit. Jugend=bewegung wird hier zur Kampfparole einer Klasse. Der Durchschnitt verfällt politischem, sehr kurzsichtigem Aktivismus. Und gerade an den werktätigen Bünden katholischer Jugend n man ersehen, welch gewaltige Kräfte der Liebe und des Vertrauens nötig sind, um letzten religiösen Kräfte im modernen jungen Werktätigen zu erwecken! Die Geschichte r Bünde ist erfüllt von diesen Problemen.

Der Stand der Akademiker aber offenbart den Verlust seiner Wesensgestalt nirgends iger als unter Jugendbewegten und nirgends folgenreicher als unter Katholiken, n dieser Stand ist proletarisiert, seine Gesinnung vergeschäftlicht, seine Sitten sind ver=n oder nur krampfhaft konserviert, seine Geheimnisse durch die öffentliche Erörterung aniert, sein Wissen ist Halbbildung und Spezialistentum.

So nun der jugendbewegte Akademiker anpackt, immer stößt er letzten Endes auf meta=sische Fragen, und es handelt sich darum, ob er die Kraft und den Mut hat, diesen Fragen t auszuweichen. Er muß zu einer metaphysischen Schau seines Berufes durchdringen, er nicht zu jenen jugendbewegten Typen geraten, die mehr traurig als lächerlich sind, sie sich als Geistträger gebärden und nur Narzisse sind. Daß es dem Katholiken viel erer ist, zu diesen Urgründen geistiger Kraft vorzudringen, sehen wir schon aus der ache, daß es in der katholischen Jugendbewegung anscheinend viel weniger ungebro=e, harmonische Menschen gibt als anderswo. Es geschieht hier gleichsam alles mehr im

[1] Vgl. P. Theo Hoffmann, S. J. „Katholische Jugendbewegung", Juniheft 1926 der S. M. „Deut=e Jugendbewegung".

Angesicht Gottes, und das Leben wird dadurch verantwortungsvoller, bedingter, zurü
haltender und stiller. Aber gerade in diesem Kreis zeigt sich, daß erst die Einstellung d
Berufes in ein philosophisch unterbautes Weltbild und die Erfüllung des Berufes n
neuem Ethos den Akademikerstand noch vor Geschäftlichkeit, vor politischen und wirtscha
lichen Hintergrundkräften, vor kurzsichtigem Aktivismus retten kann.

Das zweite wesentliche Erlebnis, das katholische Jugendbewegung formt, scheint mir d
Sichtbarwerden menschlicher Erlösungsbedürftigkeit zu sein. Wir haben ein ähnlich
Erlebnis ja auch als Frontsoldaten kennen gelernt. Dieses innere Geschehen ist das Gege
stück zum Reichtumserlebnis. Wichtig scheint mir aber dabei zu sein, daß es sich nicht, n
das des Frontsoldaten in einem wachen, klaren Bewußtsein vollzieht — angesichts des
ständig drohenden Todes in unmenschlichster Gestalt — sondern, daß es im Unterbewußt
wirkt und zunächst vom Reichtumserlebnis übertönt wird. Beim jugendbewegten Mensch
auch beim katholischen, hat man zunächst das Gefühl, daß irgendein Riß durch seine Se
gehen muß, daß er irgendwo tief leide, etwas Niederdrückendes verberge, ja daß er seeli
krank sei. Psychoanalytische Methode führt bald weiter, wenn sie über Freud und Ad
hinausgehend, etwa mit Allers an die Deutung dieses Symptoms herangeht.

Von den Symbolen aus gewinnen wir Zutritt in dieses Reich: Sprache und Gr
Kleidung und Lebensgestaltung, Abstinenz und Vegetarismus können als Symbole
ein fiktives Reich der Lebens- und Weltbeherrschung herangeholt werden. Es zeigt sich
kollektiver Form das unbewußte Streben nach einem Werden wie Gott, um so stär
je weniger wach das geistige Leben ist.

Der Berufskampf kann aber vom einzelnen nicht kollektiv geführt werden. Als einzeln
und Einsamer steht er den Aufgaben gegenüber. Und jetzt beginnt jenes krampfhafte Si
anklammern an Symbole der Herrschaft, beginnen Überwertung und Entwertung, wel
den jugendbewegten Typ vielfach so weltfremd erscheinen lassen. Hier ist eine der W
zeln der Krisis der Jugendbewegung überhaupt.

Heilung und Gesundung ist nur möglich durch Selbstbescheidung, Erkenntnis der eige
Grenzen, der Stärken und Schwächen, durch Erfüllung der verschiedenen Funktion
des Lebens gemäß ihrem Wesen, wie es Guardini lehrt. Und dann in stufenweiser Verwi
lichung der Werte, die nur möglich ist mit wachem, stets weitergebildetem Gewissen.

Wer freilich einmal diese Bahn beschritten hat, wer einmal das Wirken dieser Sehnsu
nach einem Werden wie Gott in ihrer ganz elementaren Gewalt sah, wie etwa in Teilen
Jugendbewegung oder in Teilen der Revolution, der kommt von der Erkenntnis nicht m
los, daß die oben angedeutete Lösung weitergeführt werden müsse zu einer Erlösung,
dieser Sehnsucht nach Gott und Vergottung würdig sei.

Hier freilich sind der Heilkunde Grenzen gesetzt. Hier auch menschlicher Spekulati
Denn daß die Erlösung in Christus bis zur Kindschaft Gottes führe, daß sie zum Mitwir
mit Gott berufe, das geht weit über unsere Vernunft hinaus. Das ist Gnade und Offenbaru

So liegt die Krisis katholischer Jugendbewegung auf diesem Bereich in der Frage
schlossen, ob sie bei einer Analyse stehen bleiben, ob sie sich mit einer gut bürgerlichen S
these nach Adler begnügen oder letzte innere Bereitschaft entwickeln wird. Diese Krisis w
zu einem Anruf an jene, die zum Dienst an den Mitmenschen besonders bestellt sind,
die Lehrer und Erzieher, an die Priester und Ärzte, an die Gesetzgeber und Richter, an
Männer der Presse und Arbeitgeber, an die Akademiker und Fürsorger und an alle Frau
Denn die Not der einzelnen ist ja nur Abbild der Not der Gesamtheit, und die Erlösung
einzelnen ist nur möglich durch eine Wendung der Gesamtnot.

Weil unser Volk politisch zerrissen und ohnmächtig, religiös entzweit, wirtschaft
gelähmt, weil seine Familien heimat- und wohnungslos zu Kostplätzen seiner Kin
wurden, deshalb ist auch das dritte Erlebnis deutscher Jugendbewegung verständlich,
Erlebnis der Gemeinschaft.

Mir scheint es auch bei der katholischen Jugendbewegung im besonderen Sinne völkisch
wesen zu sein. Es entstehen nicht religiöse Kongregationen, sondern ein „Quickborn", ein
Neudeutschland" mit Gauen, Horden, Gaugrafen, Burgen, Zeltlager und Fahrt. Wander-
gel und Pfadfinder waren freilich vorausgegangen, hatten die ersten Schritte ins Neu-
nd der Jugend gemacht. Aber jene Bünde waren nicht einfach katholische Nachahmungen.
ie hatten etwas Deutsches, Völkisches an sich, ihre Verfassung war und ist noch mehr
litisch als hierarchisch. Bei ihnen war mit einem Male die sorgsame Abschließung von
ngen und Mädchen und das Präsidessystem katholischer Jugendorganisationen durch-
ochen. Und dennoch wurden sie nicht verboten.

Denn ein Quickborn wurde zu dem bedeutungsvollen Versuch, aus katholischer Lebens-
au heraus ein Reich deutscher Jugend zu schaffen. Dieser Versuch ist zweifellos geglückt.
as Gelingen hat in wenigen Jahren auch das Angesicht der anderen katholischen Bünde
d Organisationen verändert. Ja, diese bilden heute vielleicht ein ausgeprägteres Jugend-
ch, als Quickborn. Denn Quickborn ist heute auch in dieser Hinsicht von der religiösen Ge-
ntkrisis katholischer Jugendbewegung erfaßt[1]).

Aus dem Gemeinschaftserlebnis erwuchs die bündische Gemeinschaft. Ein Jugend-
ch kann aber für den einzelnen nicht verewigt werden. Es tritt an seine Stelle der Beruf.
t ihm aber wieder die Einsamkeit. Mancher findet zwar im Beruf sofort den Anschluß an
Standesgenossen, geht auf im Beruf, sieht die Welt nur noch im Spiegel seines Berufes.
dere aber behalten — sei es infolge ihres Temperamentes, sei es infolge ihres Berufes,
so oft nur Erwerbszweig ist, den man jederzeit mit einem günstigeren vertauschen kann
einen gewissen Abstand, können in ihrem Fach nicht ganz aufgehen. So entsteht die
fahr, sich in einer Kaste außerhalb des Berufes zu verkapseln; nicht wenige sind ihr
gen. Und hier wird nun der gegenwärtige Gestaltwandel katholischer Jugendbewe-
ng zum Katholischsein sichtbar.

Denn das Katholischsein bedeutet für den einzelnen mehr als das Eintauchen in eine
te, einen Geheimbund, es bedeutet ein Gliedwerden an einem sichtbaren Leibe, an der
he. Ihre Organe sind in erster Linie nicht jene Bünde, sondern Beruf, Familie und
rgemeinde. Und es heißt nun Glied werden an einem leidenden und streitenden
anismus, der die Narben jahrhundertelanger Kämpfe an sich trägt, der von Menschen
örpert auch alle Menschlichkeiten zeigt.

ies fällt wachen, aufgeschlossenen, ja sensiblen Menschen nicht leicht. Aber gerade die
einandersetzung mit einer gewaltigen Überlieferung, die Bejahung weltweiter Span-
gen, die uns in Gestalt lebendiger aber oft andersartiger, andersgeistiger, anders-
ger, andersprachiger Menschen, in Gestalt festgewurzelter, geheiligter, einst tiefsin-
r und heute vielfach verkannter Gebräuche, in Form unumstößlicher Lehren und einer
heueren Organisation entgegentreten, sie führen zur Gesundheit, denn ehrliche Aus-
nandersetzung verlangt ein Anspannen der eigenen Kräfte, ein Bewußtwerden des
gen Wertes und eine sachliche Anerkennung der Gegenkräfte, besonders im Geistigen!

enn wir in chemischen, physikalischen oder biologischen Regeln eine Ausnahme finden,
n ist dies der Wegweiser, daß diese Ausnahme einem höheren Ordnungsbereich dient.
n aber Menschen sich die Ausnahme gestatten, selbstlos und uneigennützig in Wett-
rb, Beruf, Familie und Gemeinde zu leben, dann muß in ihnen ebenfalls eine Ord-
walten. Wenn diese Liebeskraft völkische, staatliche und rassische Grenzen übersteigt,
sie zu verwischen, dann müssen sie sich selbst als Glieder eines übervölkischen, über-
ichen Organismus fühlen.

Leser Organismus kann also erst im Beruf sichtbar werden. Deshalb müssen hier Bünde
en Hintergrund treten; sie sind zeitbedingt. Wir dürfen ihre Funktion nicht mit der eines
ns oder einer religiösen Genossenschaft verwechseln. Sie können nur eine Mittlerrolle

[1]) Vgl. Josef Pfister, „Wir Quickborner", Juniheft 1926 der S. M. „Deutsche Jugendbewegung".

darstellen; durch sie kann geistige Kultur, Leibesbildung und religiöse Bildung, kann mensc liche Gemeinschaft, ja Freundschaft und letzte Aneinanderbindung ermöglicht werde Dennoch fallen die Entscheidungen außerhalb. Nicht als Bundesangehörige sondern a Berufstätige mit eigenster Initiative und Verantwortlichkeit haben Quickborner u Freideutsche ihr Leben zu meistern.

Damit tritt an die Bünde immer dringender die Forderung heran, die Erziehung ihr Glieder auf die künftigen Berufsaufgaben einzustellen. Am sichtbarsten wird diese Er wicklung in den Studentenverbindungen der katholischen Jugendbewegung.

Wieweit das Freigeben der Glieder dabei gehen kann, ohne daß solche bündische Gemei schaften überhaupt ihre Gestalt verlieren, läßt sich noch nicht absehen. „Freiheit des G wissens darf nicht zu persönlicher Bequemlichkeit führen." Das Ziel ist vollste persönlic Freiheit bei stets wacher Verantwortlichkeit.

Und nun eine letzte Zusammenfassung: Hinter diesen drei großen Erlebnissen steht d Geheimnis des dreipersönlichen Gottes. Aus dem Ringen mit Vater, Sohn und Ge erwächst die Gestaltung katholischer Persönlichkeit. Jugendbewegung ist und war hier n zeitbedingter Weg. Ihre Krisis ist im Tiefsten eine religiöse Krisis; das bewußte, er schlossene Hineinstellen in Schöpfung, Erlösung und Kirche.

Religiöse Wandlungen der Bünde evangelischer Jugend

Von Erich Stange in Kassel-Wilhelmshöhe

Die Tatsache, daß es sich bei den Bünden der evangelischen Jugend weithin u Massenverbände mit Hunderttausenden handelt (die beiden Reichsverbände der Jun männerbünde und Jungmädchenvereine mit je 200000), täuscht leicht darüber hinwe daß die Erschütterungen der Gegenwart ihre Wellen auch in diese Scharen hineinwerf und dort starke Wandlungen bis in die stillen Bezirke des religiösen Lebens hervorrufe Äußerlich zwar mag die straffere Führung und das Organisatorische bei derartigen Bünd werktätiger Jugend stärker in Erscheinung treten als bei kleinen ideologisch eingestellt Jugendgruppen. Dafür pulsiert aber das Leben hier, wo dauernd die letzten Fragen i Vordergrunde stehen, um so empfindsamer.

Was an der bewegten Jugend unserer Tage nicht nur vereinzelt oder durch den Einfl einzelner Persönlichkeiten bestimmt war, sondern auf große allgemeine Erschütterung der Zeit zurückging, das hat auch in den Bünden der evangelischen Jugend seine Spur hinterlassen. Das muß dann freilich in seiner Eigenart erkannt und von den Erscheinung der Jugendbewegung ringsum unterschieden werden und ist sowohl durch die größe innere Geschlossenheit einer bewußt auf das Evangelium zustrebenden Jugend als au durch den eigenartigen Rhythmus von Massenverbänden werktätiger Jugend bestimm Im ganzen gesehen aber wird man auch für diese Kreise deutscher Jugend in der Zeit na dem Kriege vier verschiedene Einflüsse abgrenzen können, die im wesentlichen mit Ersch nungen der bewegten Jugend ringsum übereinstimmen und hier ihre eigenartige Au prägung auf dem Boden der christlichen Erfahrung gefunden haben.

Man spricht heute in den Bünden evangelischer Jugend viel von einer sogenannten Er deckung, die im Gedächtnisjahre der Reformation 1917 gemacht worden sei, und d nicht ganz zutreffend als die „Entdeckung des jungen Luther" bezeichnet wird. Vermeid man diesen theologisch umstrittenen Ausdruck, so wird man jedenfalls von einer neuen B sinnung auf die reformatorische Erfahrung der Rechtfertigung sprechen dürfen, wie s vor allem in den Kreisen der gebildeten evangelischen Jugend, also zunächst innerhalb d deutschen christlichen Studentenbewegung und der Schülerbibelkreise damals auftaucht

Geht man den tieferen Wurzeln dieser Bewegung innerhalb der evangelischen Jugend
r einem Jahrzehnt nach, so drängt sich die Parallele zu Vorgängen innerhalb der Jugend-
wegung am Ausgang des Krieges auf. Zu Ende ging damals die Zeit einer Verabsolu-
rung der Problematik gegenüber den letzten Werten des Lebens und der Geschichte.
eithin stieß man durch zu der Frage nach dem Absoluten und damit zu einer entschlos-
ien Zurückführung der Problematik auf das letztlich Entscheidende und Wesentliche.
irkte sich solche Besinnung auch in der evangelischen Jugend aus, so mußte sie notwen-
gerweise dort enden, wo einst vor 400 Jahren die Reformation ihren Ausgangspunkt
nommen hatte: bei einer Antwort auf die letzte Frage nach dem Sinn des Lebens und
r Geschichte. Der Radikalismus, mit dem einst der Mönch in der Turmstube zu Witten-
rg um das Recht und die Würde des Menschen vor Gott rang, wurde neu durchlebt. Damit
urde die verwirrende Fülle religiösen „Erlebens" problematisch und durchsichtig zugleich.

Während sich aber dieser neue Ansatz reformatorischer Erfahrung zunächst nur im Kreise
der Führenden innerhalb evangelischer Jugend voll auswirkte und späterhin seinen
ederschlag in einer neuen Theologie fand, sahen sich die Massen werktätiger Jugend in den
chsten Jahren alsbald einer anderen geistigen Lage gegenüber. Es darf heute als eine
gemeine Erkenntnis angesprochen werden, daß die Erschütterung, die wir mit „Jugend-
wegung" bezeichnen, diese Massen werktätiger Jugend im wesentlichen erst nach dem
iege, und damit erst in einem wesentlich vorgeschrittenen Stadium erreicht hat. An die
elle der Problematik ist bei der Spitzengruppe der bewegten Jugend um 1920 ein über-
chender Aktivismus getreten, der sich z. B. politisch nach den verschiedensten Seiten,
d völkisch, bald kommunistisch auswirkte. Diese aktivistische Haltung fand gerade in den durch
isturz und Inflation erschütterten werktätigen Kreisen der Jugend starken Widerhall.
Innerhalb der evangelischen Bünde wirkte sich diese geistige Lage aus in einem außer-
entlich starken Erwachen der missionarischen Verantwortung für die Jugend ringsum.
dieses Missionarische an und für sich schon zu allen Zeiten ein wesentlicher Bestandteil
ngelischer Haltung, so war es jetzt getragen vom Bewußtsein einer Sendung an eine
wirrte und haltlose junge Generation. In Jugendtagungen größten Ausmaßes, wie sie
rüheren Jahrzehnten unbekannt waren, führte dieser Wille zur Tat zu eindrucksvollen
nden gemeinsamer Besinnung auf gemeinsame Aufgaben zusammen, wirkte sich aber
nso auch im Leben des einzelnen oder der Gruppe aus. Wo diese missionarische Hal-
g einseitig erfaßt wurde, schloß sie die Gefahr einer starken Verkürzung der evangelischen
schaft in sich. Aber man dankt ihr zugleich die stoßkräftige äußere Zusammenfassung und
Geschlossenheit der inneren Haltung, wie sie die großen Bünde evangelischer Jugend
enen Jahren nach dem Umsturz kennzeichnete.

Missionarische Verantwortung ist im wesentlichen ein formales Prinzip und wird eine
Gemeinschaft junger Menschen nur dann vor der Verkrampfung in Pharisäertum oder
malismus bewahren, wenn sie durchpulst ist von einer starken Kraft zur Gestaltung
r Gemeinschaft oder Bruderschaft der Liebe. Es ist deshalb für die evangelischen Jugend-
ide entscheidend geworden, daß ihnen kurz nach jener Erschütterung durch den Akti-
ismus der Umsturzzeit eine neue Erfahrung von Lebensgemeinschaft aus dem Evan-
im heraus geschenkt worden ist. Das geschah weniger durch ein neues Gemeinschafts-
bnis innerhalb ihrer Gruppen und Bünde, wenn auch dort mancherlei verstaubte
einsmeierei unter dem scharfen Luftzug der Zeit ausgefegt wurde. Entscheidend
de vielmehr eine neue Form gemeinschaftlichen Erlebens, wie sie sich die evangelische
nd innerhalb ihrer „Freizeiten" schuf. Diese etwa achttägigen Rüstzeiten kleinerer oder
rerer Gruppen, herausgelöst aus dem Getriebe des Alltags, in der Stille landschaftlich
rer Jugendheime oder Zeltlager auf Bergeshöhe oder am Meeresstrande, ließen ebenso
die Krisis eines natürlichen Gemeinschaftslebens wie die Erfahrung einer Bruderschaft
wigen erleben und wurden damit Keimzellen für ein neues Gemeinschaftsbewußt-
in. Es gab Jahre, in denen unsere evangelischen Jungmännerbünde Zehntausende

junger Menschen auf zahllosen solchen „Freizeiten" sammelten. Auch heute noch erwe sich diese Form jugendlichen Lebens als wirksam, wenn sie auch mehr und mehr von voll hochschulartiger Arbeit größeren Umfanges, zu der sie eine wertvolle Vorstufe darstellt, abg löst wird. Die innere Problematik dieser eigenartigen Erscheinung evangelischer Jugen führung ist noch nicht hinreichend studiert und hat erst kürzlich in einer wertvollen Unte suchung von Siegfried Wegeleben im II. Band des Handbuches für das evangelische Jun männerwerk Deutschlands (Eichenkreuz-Verlag Barmen) eine erste gründliche Bearbeitu gefunden. Ihr Gegenstück hat sie in jenem Ringen um ein neues Gemeinschaftserlebn wie es in den vergangenen Jahren etwa in der Übersteigerung des bündischen Gedanke beobachtet werden konnte.

Alles dies beginnt heute schon sehr stark in die Vergangenheit zurückzutreten. Ei neue junge Generation zieht herauf, jene Jugend, die Umsturz und Inflation nicht me bewußt durchlebt hat, deren Erwachen vielmehr in die Jahre nach der Stabilisierung unser wirtschaftlichen und geistigen Lebens fällt. Ihre Eigenart zu studieren, ist heute das eifri Bemühen aller Führer im deutschen Jugendlande und war jüngst Gegenstand einer groß Aussprachetagung sämtlicher deutschen Jugendverbände. Ohne daß man das Werden noch völlig zu überschauen vermöchte, spricht man hier von einem „Stadium der Beru gung" und sieht sich einer Jugend gegenübergestellt, die auf der einen Seite an der Techn des modernen Lebens interessiert ist, auf der anderen Seite aber den überkommenen Fo men der Kultur und des Geisteslebens ohne schärfere Kritik, freilich auch ohne stärkere Ante nahme gegenübersteht.

Treten damit für eine geistig lebendige Jugend innerhalb der jüngsten Generation die sozia ethischen Probleme in den Vordergrund, so ist das auch im weitesten Maße innerhalb d Bünde evangelischer Jugend zu beobachten. Man wird nicht sagen können, daß die groß sozialen Fragestellungen, wie sie etwa durch die Weltkirchenkonferenz in Stockholm i Protestantismus der Erde belebt worden sind, in der Jugend dieser Kirchen starken Wide hall gefunden hätten. Um so bedeutsamer ist es, daß unabhängig davon gleiche Aufgab heute auf das stärkste in diesen Jugendbünden auf der Tagesordnung stehen. Es sei nur eri nert an das Ringen um Vergeistigung und Versittlichung des Sports. Es ist bemerken wert, daß gerade die evangelischen Jungmännerbünde hier eine ihrer entscheidend Aufgaben sehen. Ähnliches ließe sich vom Ringen um eine neue Grundlegung der Ehe od von der Auseinandersetzung um Volkstum und Staat und manchen anderen Fragen sage

Trotzdem würde man irregehen, wenn man die Gesamtheit evangelischer Jugend ihren Bünden heute nur auf dieses Stadium der Jugendbewegung festlegen wollte. es doch für eine Analyse des heutigen jungen Geschlechts gerade kennzeichnend, daß mi destens vier Strömungen nebeneinander laufen, jede von der anderen getrennt dur große Massenerlebnisse, wie sie die nationale Erregung am Anfang des Krieges, der Z sammenbruch und die Inflation, und dann wieder die Stabilisierung der Verhältnisse da stellten. So wirkt auch innerhalb der evangelischen Jugend alles, was wir beschrieb haben, heute nebeneinander. Darin liegt nicht nur die Unmöglichkeit begründet, ein ei heitliches Bild der religiösen Wandlungen innerhalb dieser Jugend zu zeichnen, sonde auch die Schwierigkeit bewußter Jugendführung. Aber dieses Neben- und Durcheinand von Aktivismus und neuer Bruderschaftserfahrung mit starker sozial-ethischer Verantwo tung auf dem Hintergrunde einer Besinnung auf die Grunderfahrung der Reformati wirkt sich zugleich in fruchtbaren Spannungen aus und verleiht diesen Grupp deutscher Jugend eine zielsichere Geschlossenheit, die wir heute noch nicht allzu häufig inn halb deutscher Jugend antreffen[1]).

[1]) Vgl. zu diesen Ausführungen die Aufsätze von Leopold Cordier, „Jugendbewegung und Pro stantismus" und Wilhelm Dilger, „Die Gliederung der evangelischen Jugendbewegung" im Junih 1926 der S. M. „Deutsche Jugendbewegung".

Die Krisis der Religion im Judentum

Von Felix Weltsch in Prag

Es gibt zweierlei Krisen. Die einen sind ausgezeichnet durch den Einbruch von Schwäche, die anderen durch den Einbruch des Chaos; jene bedeuten Niedergang und Friedhofsstimmung, diese Verzweiflung und Spannung. Äußerlich gesehen sind sie einander nicht ähnlich: Entwicklung stockt, Gestaltung schwindet; die Kontinuität bricht ab. Innerlich aber sind sie grundverschieden: Die Krisen des Niedergangs sind taub und leer; die chaotischen Krisen geladen und trächtig. Jene gleiten zum Ende, diese können zu neuem Anfang führen. Spricht man heute von einer Krisis der Religionen, genauer der europäischen Religionen, und hier insbesondere von einer Krisis der jüdischen Religion, so ergibt sich sofort eine wichtige Frage: Welcher der beiden eben geschilderten Krisentypen ist gemeint? Es ist nicht leicht, diese Frage zu beantworten. Denn wer, wie wir, mitten in der Krisis lebt, hat keinen Überblick über die Kräfte, die darin walten; er wandert wie in einem hohen und weiten Wald, dessen Maße ihm unbekannt sind. Klarheit und Übersicht ist nur aus der Vogelperspektive möglich; und die hat nur der Historiker, der in die Vergangenheit blickt. Die Krisis der jüdischen Religion deckt sich in ihrem Ursprung und in ihren Ursachen in vieler Beziehung mit den Krisen der übrigen europäischen Religionen; dennoch gibt es auch hier eine Anzahl besonderer Voraussetzungen, die nur oder in besonderem Maße für die jüdische Religion zutreffen. Ich habe im folgenden nur von der jüdischen Religion zu sprechen; es wird aber hierbei ohne weiteres deutlich werden, was von der Ätiologie, Diagnose, Therapie und Prognose der Krisis der jüdischen Religion auch für die anderen Religionen Geltung hat.

Die Gesamtheit des religiösen Lebens wird, wie ich glaube, aus drei Quellen gespeist: dem Erlebnis, dem Glauben und der Form. Diese Dreiteilung, die freilich nur für die Analyse, nicht aber im Leben als reale Sonderung gilt, findet sich bei allen Religionen, wenn auch in besonderer Gestaltung. Schon hier sei jedoch hervorgehoben, daß für die Entstehung der jüdischen Religion die dritte Quelle, die Form, besondere Bedeutung erlangt hat und auch für Entstehung und Fortgang der Krisis maßgebend geworden ist.

Unter Erlebnis verstehe ich die unmittelbare religiöse Erfahrung, für die ja auch die Religionsphilosophie eine eigene Kategorie, verschieden von aller übrigen Erfahrung, aufgestellt hat. Es ist das Erlebnis Gottes, genauer, das unmittelbare, überzeugende und überwältigende Erlebnis von Gottes Gegenwart. Es ist, wie Martin Buber dieses Erlebnis zuerst für die jüdische Religion beschrieben hat, das „Du-sagen" zu Gott; die Begegnung mit Gott, die Fähigkeit mit Gott zu sprechen, Gott anzureden und von ihm eine Antwort zu erhalten. Es ist ein seelisches Geschehen sui generis, oft beschrieben in den Konfessionen großer religiöser Naturen, der Mystiker, Propheten und Ekstatiker.

Geschildert wird dieses Erlebnis in seinen höchsten Phasen als die Vereinigung mit Gott; es ist die alte berühmte unio mystica. Martin Buber hat in letzter Zeit zur Phänomenologie dieses mystischen Erlebnisses von jüdischen Quellen her einen wesentlichen Beitrag geleistet. Ihm scheint — so zeigt es ihm das Erlebnis der jüdischen Mystiker des 17. Jahrhunderts, der Sekte der Chassidim[1]) im mystischen Gotteserlebnis, nicht die Einheit als das Höchste, in welcher mein „Ich" und das göttliche „Du" in eines verschwimmt, sondern jene Einheit, in welcher die Zweiheit von „Ich" und „Du" lebendig bleibt.

War diese Gotteserfahrung der Erlebniskern, so ist die zweite Quelle des Religiösen, der Glaube, der logische Kern der Religion; der Anschauung Gottes steht der Begriff Gottes gegenüber.

[1]) Vgl. Alexander Eliasberg, Der Chassidismus, Februarheft 1916 der S. M. „Ostjuden".

In meinem Buche „Gnade und Freiheit" (K. Wolff, München) habe ich das Proble des Glaubens so zu lösen versucht, daß ich ihn als eine Vertrauensentscheidung kennzeichnet Indem sich das Ich dem rätselhaften fremden Weltgeschehen gegenübersieht, nimmt —bewußt oder unbewußt — die Ur-Frage-Position ein, die in die Begriffssprache übe setzt, etwa so lautet: Soll ich dem ganzen Universum gegenüber Vertrauen haben od nicht? Die üblichen Mittel, solche Vertrauensfragen zu beantworten, Erfahrung, Wisse schaft, Argument, Wahrscheinlichkeit versagen. Denn das Erfahrungsmaterial, das u zur Verfügung steht, ist viel zu klein gegenüber dem zu beurteilenden Universum. W überblicken nur eine Sekunde der Ewigkeit; viel zu wenig für ein wissenschaftliches Urte wenig für ein Erfahrungsurteil, aber selbst auch zu wenig für ein Wahrscheinlichkeitsurte In dieser Not hilft nur der Glaube. Aus freier Selbstherrlichkeit überspringt er den A grund zwischen Erfahrung und Universum. Was der kleinen Teil-Erfahrung zum Vertra ensurteil über das unendliche Ganze fehlt, ersetzt er durch freie Vertrauensentscheidun Das ist die Tat des Glaubens, der logische Kern der Religion. Der Glaube ist also die Er scheidung, dem Universum Vertrauen zu geben, auch ohne hinlängliche Argumente u ohne hinlängliches Erfahrungsmaterial. In dieser Vertrauensentscheidung liegt die Sin gebung dem Universum gegenüber beschlossen. Indem ich — ein geistiges Wesen — de Universum vertraue, schenke ich ihm auch einen Sinn, d. h. glaube ich auch, daß es sinnv ist. Wenn das Geschehen aber einen Sinn hat, so heißt das, daß es der Frage mein Geistes eine positive Antwort zu geben vermag. Und diese geistige Antwort ist bereits d Gottesbegriff. Gott ist — vom Standpunkt des Glaubens gesehen — die von mir una hängige geistige Auffassung des Sinnes des Weltgeschehens. Die Vertrauensentscheidu ist der Kern des Glaubens, das Samenkorn, aus dem sich das ganze Gebäude des Glauben der Dogmatik einer bestimmten Religion entwickelt. Die ersten großen gedankliche Schritte dieser Entwicklung führen zu den Grundprinzipien der Religion, deren Gesamthe man das religiöse System oder einfacher die Religiosität nennen kann und wohl auch ta sächlich nennt. So ist also die jüdische Religiosität die Gesamtheit der Urprinzipien d jüdischen Religion, die sie zum Teile bereits von den übrigen europäischen Religionen unte scheidet; es ist hier nicht der Ort, diese Grundgedanken aus ihrem Urprinzip zu entwickel welches darin besteht, daß der jüdische Gott ein Gott ist, der dem Menschen — ganz i Gegensatz zur Auffassung anderer Religionen, wie der christlichen — die Freiheit d religiösen und sittlichen Entscheidung anheimgestellt hat. Als ein Zentralprinzip — nic der jüdischen Religion, aber des jüdischen religiösen Systems — kann der oft zitierte S des Talmud gelten: Alles ist in der Hand Gottes, nur nicht die Gottesfurcht. Aus diese Urprinzip entwickeln sich die Pfeiler des jüdischen religiösen Systems, von denen ich n einige anführe: Monotheismus; Messianismus; Optimismus; Aktivismus; religiöse u sittliche Freiheit des Menschen; es gibt keine Erbsünde; die Seele des Menschen ist rein; frei und unmittelbares Verhältnis zu Gott; Erlösung nicht im Jenseits, sondern im Diesse in der kommenden Zeit; Wert des menschlichen Tuns für Gott; Gott als „Garant" d Sittlichkeit (Herm. Cohen) usw.

Es gibt nach dieser ersten Entfaltung des jüdisch-religiösen Urprinzips in die Religiosit noch eine zweite Entfaltung, einen weiteren Schritt der Entwicklung; das ist die positi Religion, der Glaube an alles in den heiligen Schriften Berichtete und durch die Traditi Überlieferte; hier ist der Kernpunkt wiederum der Glaube an die göttliche Offenbaru der Bibel und der Überlieferung. Daraus folgt der Glaube an die strenge Geschich lichkeit alles Berichteten und an die strenge Verbindlichkeit jedes einzelnen Gebot der Buchstabenglaube.

Von hier ist nur ein kurzer Weg zur dritten Quelle des religiösen Lebens, der Religion form. Ich verstehe darunter die Religion als Beherrscherin des Lebens in allen sein Formen, als Gestalterin des Lebens des einzelnen und der Gemeinschaft; als Gesetzgeber in moralischer, juristischer und gesellschaftlicher Hinsicht.

Diese religiöse Form ist für die Entwicklung des Judentums höchst bedeutungsvoll geworden. Es gibt wohl kaum eine Religion, in der die religiöse Vorschrift so sehr das Leben herrscht, und so sehr bis in die kleinsten Einzelheiten form- und gesetzgebend eingedrungen wie die jüdische. Der „Schulchan Aruch", das Gesetzbuch des orthodox-gläubigen Juden, ordnet das Leben bis in seine versteckteſten Winkel, schreibt die Form des Aufstehens und des Niederlegens vor und regelt sogar den geschlechtlichen Verkehr; alles natürlich mit dem Charakter des göttlichen Gebotes. Und diese Gebote haben die Neigung immer subtiler zu werden, da man immer neue Schutzgebote erfand, welche die Verletzung der Gebote verhindern oder erschweren sollten, den sogenannten „Zaun um das Gesetz".

Der Grund, warum die jüdische Religion so lebensbeherrschend geworden ist, liegt in ihrem Wesen. Weil sie eine Diesseits-Religion ist, weil es möglich ist, im Diesseits Gott zu heiligen, weil es Gott auf das Tun des Menschen ankommt, und daher dieses Tun eine geradezu metaphysische Wirklichkeit erhält, wird jede Einzelheit dieses Tuns durch göttliches Gebot geregelt. Der Glaube an die göttliche Offenbarung der Bibel und der mündlichen Überlieferung, welche der Talmud und die rabbinischen Gesetzbücher festhalten, sichert nun den vielen Lebensgeboten und Verboten göttliche Autorität.

Es ist klar, daß diese drei Elemente der Religion, die wir analytisch festgestellt haben, auch wohl gedanklich sehr gut voneinander sondern lassen, aber in der Wirklichkeit in der innigsten Weise miteinander verknüpft sind.

Ursprung und Entfaltung des Glaubens haben im religiösen Erlebnis ihren stärksten Antrieb. Ebenso aber ist das religiöse Erlebnis die Quelle der religiösen Lebensform. Der Glaube weder vermag, wenn er mit allen seinen innerlichen Spannungen und Verzweiflungen und Lösungen den Menschen erfüllt, in ihm erst das tiefe religiöse Erlebnis wachzurufen. Nicht weniger aber wird das religiöse Leben selbst durch den Glauben geleitet. Diese Lebensform aber schafft ihrerseits wieder den kräftigen Nährboden, aus dem der Glaube und das Erlebnis seine Lebenssäfte ziehen und in dem sie sich am besten verwurzeln können. So eng sind die Verzweigungen dieser drei Elemente, daß das Absterben eines einzelnen die beiden anderen in schwerste Gefahr bringt.

Wie ist die heutige religiöse Lage des Judentums? Die Beantwortung dieser Frage wird uns die im ersten Teile dieser Untersuchung durchgeführte Unterscheidung erhellen. Epochen großer religiöser Erlebnisse, Zeiten also, in denen die religiösen Erlebnisse einzelner sich häufen und die Fähigkeit haben, sich der Menschheit mitzuteilen und lebendige Spuren in ihr zu hinterlassen, sind selten. Mag es auch in den erlebnisleeren Zeiten einzelne geben, denen eine lebendige Gotteserfahrung beschieden ist, sie haben nicht die Kraft, sich vernehmbar zu machen und ins allgemeine zu wirken, sie stehen außerhalb des Lebensstroms als wunderliche Heilige und Kuriositäten. Erst wenn die Zeiten ihnen entgegenkommen, werden sie zu Propheten, zu Mystikern, zu großen Heiligen.

Das Judentum hat noch etwa vor 150 Jahren eine solche fruchtbare Periode mitgemacht, es ist die Zeit des beginnenden und blühenden Chassidismus, jener seltsamen ostjüdischen Sekte, deren Begründer, vor allem der große Balschemtow, eine neue heilige Intimität mit Gott dem Volke gegeben haben. Martin Buber hat in seinen Büchern über den Chassidismus diese religiös so ergiebige Zeit dargestellt. Noch immer wirken die Legenden und Geschichten der großen „Zadikim" (Gerechten), als Quelle und Zeugnis tiefen religiösen Erlebens. Ihre degenerierten Nachfolger leben noch heute als Wunderrabbiner in den armseligen kulturlosen Karpathendörfern Polens und der Tschechoslowakei. Seit dieser Zeit ist über das Judentum in dieser Beziehung steril geworden. Die Zeiten sind dem religiösen Erlebnis ungünstig; das gilt im allgemeinen; für das Judentum jedoch besonders.

Unschwer lassen sich die Voraussetzungen finden, die für das Entstehen einer religiösen Erlebnis-Bewegung günstig sind. Das religiöse Erlebnis erscheint wie eine große Explosion, wie ein Ausbruch eines geheimnisvollen Kraters, dem eine Inkubationsfrist vorausgehen muß. Die Voraussetzung für die Explosion und für den Ausbruch ist eine große religiöse

Seelenspannung. Und diese beruht wiederum auf dem tiefen Erlebnis religiöser Verzwe
lung, dem chaotischen Mißverhältnis zwischen Sehnsucht und Befriedigung dem Ganz
der Welt gegenüber, und setzt einheitlich gestimmte Menschen von großer gesammel
Seelenkraft voraus. Gerade diese beiden wichtigsten Voraussetzungen fehlen unse
Zeit. Es ist keine Zeit religiöser Verzweiflung und es ist keine Zeit einheitlich geschlosse
Menschen. Im Gegenteil: Die großen Errungenschaften der Naturwissenschaft und
Technik haben die religiöse Verzweiflung gemildert, herabgestimmt und eine Art religiö
Pseudo-Entspannung herbeigeführt. Die Signatur der Menschen unserer Zeit aber
nicht Einheitlichkeit und Geschlossenheit, sondern Zerstreutheit und Zerstreuung.

Diese beiden Gegeninstanzen wirken im Judentum noch zersetzender. Die Juden hab
in den westlichen Ländern Europas in der ersten Hälfte des Jahrhunderts und in d
östlichen Ländern in der Gegenwart die Zeit der sogenannten Emanzipation durchgemac
Sie, die bis vor hundert Jahren mitten unter den Wirtsvölkern ihr völlig eigenes Leben
Religion und Sitten, in Gefühl und Bewußtsein gelebt haben, erfuhren eine Zeit der r
tionalen und religiösen Aufklärung und machten sich rasch die Zivilisation und die Wisse
schaft ihrer Umgebung zu eigen. Ihre Berauschtheit von diesen modernen Errungenschaft
war weit stärker als bei den anderen Völkern. Denn der Gegensatz des neuen und d
alten Lebens war viel bedeutender. Und so ist bei den Juden die religiöse Verzweiflu
noch weit mehr entspannt worden als bei den anderen, und ihre Individuen sind we
zerstreuter und labiler geworden als die Menschen der anderen Völker.

Diese Folgen der Emanzipation haben sich auch auf dem Gebiete des Glaubens gelte
gemacht. Die Kenntnis der modernen Wissenschaft, die Naturwissenschaft sowohl wie d
neuen Bibelforschungen, haben dem Buchstabenglauben einen schweren Schlag verse
Wenn auch im Osten die Orthodoxie noch sehr stark ist, wenn es auch im Osten noch vie
Kreise gibt, die dem jüdischen Zeremonialgesetze treu geblieben sind, ja, wenn hie und
auch ein Versuch neuer Sammlung und Organisation der „gesetzestreuen" Judenheit i
Westen zu spüren ist, so schreitet die Zerstörung der gläubigen Frömmigkeit doch imm
weiter vorwärts, nach dem Kriege insbesondere auch in großem Maße unter den Ostjude

Günstiger ist die Zeit für jenes Element, das ich das religiöse System genannt hab
Es ist gleichsam die geistige Bastion, auf die sich die in ihren positiven Formen bedroh
Religion zurückzieht; und es ist eine Plattform, die gegenüber der modernen Wissensch
bestehen kann; hat sie ja gerade mit der Wissenschaft den wesentlichen Kernpunkt gemein: d
geistige Einheit, die Systematik.

Freilich ging die Festigung der jüdischen Religiosität vorerst einen Irrweg, den Liberali
mus. Mit einer äußerlich starken Zeremonial-Reformierung ging eine innerliche Restri
gierung der jüdischen Religiosität zur Ethik einher. Die Ethik der Propheten wurde zu
Kern der jüdischen Religiosität gemacht, aber diese Ethik gleichzeitig als allgemeine Mensc
heits-Ethik, als Gesetz der praktischen Vernunft hingestellt. Man vergaß die religiöse San
tion, die einen wesentlichen Bestandteil dieser Ethik bildet, man vergaß, daß sie nicht dur
ein Vernunftgesetz, sondern nur durch freie religiöse Entscheidung begründet werden kan
Und noch ein zweites vergaß der Liberalismus: daß, wie zu Beginn hier ausgeführt worde
ist, Religion nicht nur religiöses System, sondern auch Erlebnis und religiöse Form ist; v
allem war es der Verzicht auf das religiöse Erlebnis, was den Liberalismus dazu veru
teilte, eine Epoche des religiösen Niedergangs zu werden.

Am deutlichsten hat sich natürlich die Krisis innerhalb des dritten Elements des rel
giösen Lebens ausgewirkt, in der religiösen Form. Denn diese ist in weitem Maße in Au
lösung und Abbröckelung begriffen. Die Hauptursache ist die geschichtliche Lage des Juden
tums, die ich vorhin geschildert habe, die Emanzipation und die Assimilation, die Auflösun
der großen und kleinen geschlossenen jüdischen Gemeinschaften. Dazu kommt, daß das religiö
Erlebnis immer schwächer und seltener wurde, und daß der Glaube sich immer mehr i
liberale Ethik verwandelte. Dadurch wurde das ganze System der religiösen Gebote un

Verbote, der Zeremonien und Riten, von innen ausgehöhlt und brach, bald da, bald dort mit dem Wechsel der Generationen auseinander. Der Gegensatz der älteren zur jüngeren Generation ist in solchen Zeiten besonders groß. Was noch dem Großvater heiligstes Gebot war, ist dem Vater Gewohnheit oder Pietätsform geworden und dem Sohn ein überflüssiger Plunder. Die allgemeine Lebenslockerung, die nach dem Krieg Platz gegriffen hat, hat diese Entwicklung noch beschleunigt.

Ich habe hervorgehoben, daß gerade die Erlebnisform für die jüdische Religion als eine diesseits- und Freiheitsreligion besonders wichtig ist; um so verhängnisvoller ist für sie der Verfall dieser Formen, wie ihn die moderne Entwicklung gezeitigt hat.

Wollte man den Versuch einer Prognose wagen, so müßte man wieder die drei Elemente einzeln betrachten, und dürfte dabei nicht vergessen, wie innig sie in der Wirklichkeit miteinander verschmolzen und wie sehr sie aufeinander angewiesen sind. In der Frage des Erlebnisses ist es wohl am schwersten, etwas vorherzusagen. Wir wissen, daß die eben durchlebten Jahre für das religiöse Erlebnis nicht günstig waren; wir wissen aber nicht, welche Zeiten uns bevorstehen und welche Menschen kommen werden. Das Reich des Glaubens ist wohl bearbeitet und wohl beackert worden, aber das Ganze bleibt Wissenschaft, wenn nicht Erlebnis und Form dazu kommt. Und was nun letztere betrifft, so haben wir festgestellt, daß der Zustand der Judenheit in Europa in dieser Beziehung fast hoffnungslos ist. Das Entstehen religiöser Lebensformen setzt eine lebendige Gemeinschaft voraus. Und gerade diese befindet sich in Europa in stetem Abbau. Es gibt freilich eine Hoffnung: es ist der zionistische Aufbau einer neuen jüdischen Gemeinschaft in Palästina. Hier, wo der Versuch gemacht wird, von Grund aus neue Lebensformen zu finden, einen neuen jüdischen Menschen zu schaffen, eine neue soziale Gemeinschaft aufzubauen, hier ist die größte Hoffnung, daß auch eine neue religiöse Gemeinschaft, neue religiöse Formen entstehen können und damit auch die wichtigste Voraussetzung für ein neues Erlebnis und für einen lebendigen Glauben. Hier ist aufgelockertes Erdreich, aus dem die verdorrenden Wurzeln wieder ganz neue Säfte saugen könnten. Und so scheint das zionistische Experiment auch für die jüdische Religion Aussichten zu eröffnen. Heute freilich steht gerade in Palästina die neue tatkräftigste, aufbaufähigste Einwandererschicht mit der Religion in scharfem Konflikt. In Palästina kann man von einer ganz besonderen religiösen Krisis sprechen. Aber diese Krisis hat einen anderen Charakter als die allgemeine europäische Krisis der jüdischen Religion. Es ist die Krisis des kommenden Lebens, der gegeneinander wirkenden, aber vorwärtsstrebenden Kräfte. Und so darf man es vielleicht wagen, die Unterscheidung hier anzuwenden, die zu Beginn dieses Aufsatzes aufgestellt worden ist: In Europa befindet sich die jüdische Religion in einer Krisis des Niedergangs, in Palästina aber in einer Krisis chaotischer Gärung und schöpferischer Möglichkeiten.

Religiöse Krisis und Ethik der Gegenwart

Von Hinrich Knittermeyer in Bremen

Wenn ein besonderes Ereignis die sittliche Haltlosigkeit unserer Zeit blitzartig erhellt, wird der Ruf nach einer neuen Ethik laut, die die verloren gegangenen Bindungen wiederherstellt. Aber wie soll diese Ethik aussehen und was soll sie leisten? Glaubt man, daß die Erinnerung an die Pflicht und an die Tugend unserer Zeit helfen und sie wirksam zur Ordnung rufen kann? Ist Aussicht vorhanden, daß der „große Philosoph", der diese neuen großen Themen der geschichtlichen Ethik aus dem „Geist der Gegenwart" wieder entdeckt, gehört wird?

Hat es Sinn, noch einmal den Versuch mit einer erneuerten idealistischen Ethik zu wage
Hat der Idealismus noch das Recht, zu fordern, und die Kraft, zu verpflichten? Die A
wort wird dahin lauten müssen, daß die Idee der Pflicht ihre Autorität eingebüßt h
seit der Staat, die Wirtschaft, die Schule und überhaupt menschliche Zweckverbände i
Zwecke durch diese Idee zu stützen vermochten. Die Brauchbarkeit der Idee für die V
hüllung der menschlichen Selbstsucht ist ein Beweis gegen ihre Eignung als ethische Au
rität. Denn wenn auch die innere Reinheit der Idee durch ihren allzumenschlichen M
brauch vielleicht nicht angetastet werden kann, so verlangt doch der Mensch nach ei
Ethik für seine wirkliche Welt und nicht nach einer idealen Ordnung in einem übermen
lichen Reich vernünftiger Wesen.

Die zeitgenössische Philosophie hat in der Tat weitgehend erkannt, daß die Erneuer
des Idealismus und der Appell an die Pflicht in der ethischen Notlage der Gegenw
keine Entscheidung herbeiführen kann. Aber ist es nun damit getan, das andere The
von der Tugend wieder anzuschlagen und es aus der sokratischen Sprache in die Spra
der modernen Wissenschaft zu übersetzen? Allerdings zieht hier keine Idee den Blick v
dem Menschen und damit von dem entscheidenden Boden des sittlichen Geschehens
Der Hinweis auf die Tugend scheint dies Leben und diesen Menschen selbst zu meine
Tugend ist Tüchtigkeit. Sie meint den Wertbestand der Wirklichkeit. Man bemüht s
durch eine vorurteilslose Hinschau auf das Gegebene Wertzusammenhänge und We
konflikte aufzudecken, und hofft, durch eine solche erkenntnismäßige Aufschließung der v
worrenen Lage die sittliche Entscheidung zu erleichtern. Aber lenken nicht auch diese
schauten Werte und Wertkomplexe von der eigentlichen Wirklichkeit ab, in der sich d
Mensch unmittelbar angesprochen und zur Verantwortung gezogen findet? Wird
diesem Gegensatz zwischen der idealistischen Pflicht- und der materialen Wertethik ni
nur der alte philosophische Schulstreit wieder aufgerührt, ob nämlich die Universali
die sittlichen Begriffe, ante rem oder in re sind, einen eigenen transzendenten Ort hab
oder die tragenden Grundlagen dieses Lebens selbst sind? Den heutigen Menschen schei
die zweite Ansicht der Wirklichkeit gemäßer. Sie mutet ihr scheinbar den unbequem
Sprung ins Transzendente nicht zu. Aber erspart sie ihn wirklich? Wird nicht auch h
ein rationales Wertgefüge gegen das konkrete Leben eingetauscht? Die ideologische Z
mutung ist in beiden Fällen die gleiche. Man traut dem ethischen System zu, daß es ei
Entscheidung vermitteln könnte, die doch nirgends eindringlicher als durch die unmittelbo
Anrede des Mitmenschen auferlegt sein kann. Der Weg über die Ethik erscheint in dies
Lage als ein Umweg, der die Gefahr einschließt, daß der Mensch sich mit einer theoretisch
Lösung begnügt, statt die wirkliche Lösung ins Auge zu fassen.

Die Entscheidungslosigkeit dieser beiden ernsthaftesten Gestalten der philosophisch
Ethik tritt nun aber in Zusammenhang mit der Krisis der Religion, deren Zeugen n
sind. Das Wort Krisis ist dabei doppeldeutig. Die Krisis steht mitten zwischen der Erkranku
und der Gesundung. Der Hinweis auf die Krisis kann daher einen negativen und ein
positiven Akzent tragen. Daß die Religion im ersten Sinn in eine Krisis eingetreten i
läßt sich nicht bezweifeln. Die Religion hat nicht zuletzt ihre Herrschaft über die Mensch
eingebüßt, weil sie sich allzusehr auf die Stützen der angefochtenen Ethik und überhau
des allgemeinen Kulturbewußtseins verließ, wie es von der Philosophie bis auf den he
tigen Tag gerechtfertigt wird. Dadurch ist es gekommen, daß die Religion mit in die Kri
der Kultur verwickelt ist, ohne selbst Stütze sein zu können. Es ist unrecht, dabei nur
den Protestantismus zu denken, obwohl hier der Tatbestand besonders klar gegeben ist u
auch in seinen äußeren Folgen sich unzweideutig ausweist. Die formelle Gesicherth
des Katholizismus beruht in erster Linie darauf, daß sein Bündnis mit der Kulturphilosoph
nicht erst seit gestern besteht und deshalb von dem zersetzend wirkenden Wechsel der phil
sophischen Systeme unberührt geblieben ist. Sollte einmal das Verhältnis von Phil
sophie und Religion von dem Boden der theoretischen Erörterung sich auf den Boden d

ltäglichen Wirklichkeit versetzt finden und hier in einer konkreteren Sprache zum Austrag
bracht werden, so wäre der Katholizismus kaum in einer geringeren Verlegenheit als
r heutige Protestantismus. Man kann diese negative Seite der religiösen Krisis daher
cht mit einem Verweis auf die protestantische Häresie abtun und sich in seiner Ange-
chtenheit einfach hinter die katholische Autorität stellen. So einfach liegen die Dinge nicht.
Das wird durch das Aufmerken auf die positive Seite der Krisis noch unterstrichen.
erade auf protestantischer Seite sind heute Stimmen laut geworden, die den Anruf der
eistlichen Heilsbotschaft nicht mehr bloß durch die Vermittlung des modernen Geistes-
ens vernehmen wollen und auch vor dem Angriff gegen die klassische Philosophie nicht
rückschrecken. Es ist nur nötig, an Karl Barth oder an Friedrich Gogarten oder auch an
erhard Grisebach zu erinnern, um zu wissen, daß auch eine Krisis am Werk ist, die von
m positiven Anspruch der Religion ihren Ausgang nimmt.
Es wird auf das lebendige Wort Gottes verwiesen, das nicht eine unbewegliche rationale
acht ist, sondern der Gemeinde durch den Mund des Predigers verkündigt wird und nur
laubt werden kann. Der Mensch hat über dies Wort keine erkenntnismäßige Sicherheit.
kann auch nicht, wie der alte Schelling tat, diesen christlichen Logos in eine Philosophie
: Offenbarung einbeziehen, weil der Mensch hier nur zu hören, aber nicht zu denken
gefordert ist. Er kann noch weniger dies Wort als ein verpflichtendes Wort seinen
ischen Ermahnungen einfügen und es den anderen Menschen anempfehlen. Gott allein
kt den Glauben, mit dem der Mensch sich zu diesem Wort bekennt. In dieser Krisis
det der Christ wieder seinen Ort, für den das gesicherte Selbstbewußtsein, mit dem er
losophiert und mit dem er in den Ordnungen seines Lebens nach bestem Gewissen
zurechtzufinden sucht, gerade die Haltung ist, um die er als Sünde weiß. Was der
nsch im Kern seines Wesens als Tugend und auf dem Grunde seines gesellschaftlichen
ens als Wertbestand entdecken zu können glaubt, ist ein angefochtener Besitz. Nicht die
gend, sondern das Böse ist der Kern des menschlichen Selbstlebens; und ebensowenig
für den einzelnen läßt sich für die soziologischen Gebilde der Familie, des Volkes, der
ule, des Staates, der Kirche ein sittlicher Selbstwert beanspruchen.
In diesem entscheidenden Zeichen der religiösen Krisis ergibt sich ein eindeutiges Entweder-
r. Der Mensch verschließt sich entweder diesem von Gott her erfolgenden Anspruch und
t sich auf den autonomen Bereich seiner Kultur und Philosophie zurück. Oder er
, und dann gewiß nicht aus eigenem Verdienst, auf den Anspruch des Wortes Gottes,
es in der Verkündigung von Jesus Christus ihn trifft, und er weiß dann um die Ange-
tenheit all der schöpferischen Kräfte, deren der Mensch sich zu rühmen gewohnt war.
s Entweder-oder läßt keine weitere Begründung zu. Denn über die eine Seite hat der
nsch keine Verfügung. Hier ist der Mensch in Verantwortung genommen und hat nicht
t als der Verantwortliche sich zu gebärden. Hier ist keine Voraussage über die Wahr-
nlichkeit einer Wiedergeburt des Christentums zu machen. Hier fällt eine Entscheidung.
Eines ist unmöglich, sich als Christen auszugeben und weiterzuphilosophieren, als ob
e Entscheidung gefallen wäre.

Die Frage ist also, wie diese Krisis der Religion sich mit Bezug auf die Lage der Ethik
in der Gegenwart auswirkt. Besteht zwischen der Krisis der menschlichen Selbstherrlich-
und dem Versagen der Ethik gegenüber dem wirklichen Geschehen zwischen Mensch
n Mensch ein Zusammenhang? Besteht zwischen der Anrede Gottes an den Menschen,
ene Krisis hervorruft, und zwischen der Anrede des Mitmenschen an den Menschen,
en Verweis auf Pflicht und Tugend so gegenstandslos machte, eine eindeutige Be-
ung? Kann die Ethik eine gegenwärtige Bedeutung erlangen, wenn sie der von Gott
sten Entscheidung Rechnung trägt?
Eine Vorbemerkung ist vor der Beantwortung dieser Frage allerdings nötig. Wenn
religiöse Anspruch den Menschen wirklich trifft und ihn dann offenbar nicht nur in Augen-
ien der religiösen Rührung bewegt, sondern bis in die letzten Wurzeln seiner Existenz

erschüttert, wird auch das Philosophieren und daher auch die Ethik einen grundsätz
anderen Charakter annehmen. Wenn Gott sich dem Menschen wirklich bezeugt, und z
nicht durch eine innere Stimme oder ein überweltliches Sein, nicht durch ein Daimon
oder eine Idee, sondern durch sein von außen an den Menschen herantretendes Wort, d
kann die Philosophie nicht mehr das letzte Wort für sich beanspruchen. Es hängt d
nicht mehr von ihr die Entscheidung darüber ab, wo der Mensch den wahren Grund sei
Lebens findet. Der Mensch hat mit seiner Philosophie nicht mehr selbst sein Schi
in der Hand, er ist mit seiner Philosophie an einen Platz gestellt, von dem er nur Kennt
zu nehmen hat. Es wäre das schlimmste Mißverständnis, wenn der angefochtene Eth
sich damit glaubte reinwaschen zu können, daß er hinfort als christlicher Ethiker ein ge
das frühere etwas abgewandeltes und etwas frömmeres System der Ethik zu schrei
beginnt. Solche Ethiker hat es immer gegeben, und sie haben nicht mehr, sondern weni
ausgerichtet als die profanen Ethiker.

Nur darin kann die neue Lage ihre Anerkennung finden, daß es mit der unbegrenz
Zuversicht der Philosophie ein Ende nimmt. Nicht daß die Erkenntnis das Vorzeic
christliche Erkenntnis annimmt, ist das Entscheidende, sondern daß die Erkenntnis aus ein
Triumph des Menschen zu etwas so Zweifelhaftem wird, wie es das Kapitel vom Sünd
fall in der Genesis darstellt.

Erkenntnis habe ich immer nur von mir selbst aus. Erkenntnis ist immer Reflexion, d
Zurückbeziehung dessen, was mir als Gegenstand gegenübersteht, auf mich selbst. A
die Ethik ist grundsätzlich in keiner anderen Lage. Ob der Gegenstand meiner Erkennt
die Natur oder der Mitmensch ist, bleibt sich insofern gleich, als ich in beiden Fällen die
Gegenstand meiner Reflexion unterwerfe und ihm von mir aus seinen Platz im Erkenntn
ganzen zuweise. Dabei mag ich noch so vorsichtig mit dem Gegenstand verfahren; daß
Reflexion sich seiner so oder so bemächtigt, kann ich nicht ändern. Das Selbst als B
chungsmedium der Reflexion mag durch künstliche erkenntnistheoretische Maßnahmen
ein in manchem Betracht unschädliches Mindestmaß zurückgeführt werden. Existenz
läßt sich dies Medium nicht ausschalten. Diese existenzielle Schranke der Erkenntnistheo
hat aber offenbar für den Erkennenden eine vernichtende Wirkung, wenn sein Gegenst
der Mitmensch ist. Denn dann tritt der Fall ein, daß das Selbst sich in der Erkenntnis z
Herrn über den Mitmenschen macht.

Das aber ist die Lage der Ethik; und sie ist nur so lange erträglich, als es nicht das an
fochtene, sondern das triumphierende Selbst ist, das sich in der Erkenntnis betätigt. Di
Lage ist aber unter dem Anspruch der christlichen Verkündigung eindeutig geklärt. H
gibt es keinen Rückzug auf ein ideales Erkenntnissubjekt. Auch der erkennende Men
hat nicht die Vollmacht, die Wirklichkeit in Besitz zu nehmen. Gerade die Erkenntnis,
reflektierende Haltung macht den Menschen immer wieder zum Bezugsmittelpunkt u
läßt die Wirklichkeit sich um die Achse des Selbstbewußtseins drehen.

Es ist deutlich, daß in diesem Betracht das Gebot der Gottes- und der Nächstenliebe
sammengehören. Die triumphierende Erkenntnis glaubt, daß sie sein kann wie Gott, u
daß sie der Mitwelt selbst das entscheidende Wort zu sagen hat. Die — nun aber wirkl
um ihrer Angefochtenheit willen — christliche Erkenntnis weiß darum, daß sie angesproch
ist, daß sie das entscheidende Wort nicht zu sagen hat, sondern es nur vernehmen ka
und zwar nicht aus sich selbst, sondern von der Anrede Gottes, von der Anrede Jesu Chr
und jedes Nächsten, der dem Menschen als Stellvertreter Jesu Christi zugewiesen ist. Die
nächste Anspruch, der an den Menschen erfolgt, ist die Grenze, über die er mit seinem Sel
sich nicht hinwegsetzen kann, wenn er nicht der Hybris der Erkenntnis verfallen und sein
wie Gott. Daß die überlieferungsmäßige Ethik, ob sie nun von der Pflicht oder von d
Werten handelt, ahnungslos diese Grenze überschreitet, macht sie in dem Augenblick e
scheidungslos, wo diese Wirklichkeit, in der die Menschen miteinander leben, nicht die Schö
fung des in der Erkenntnis triumphierenden Menschen, sondern die Schöpfung Gottes

Wenn dies die Lage der Ethik in einer Gegenwart ist, die um die Krisis weiß, die von der Religion her über das Selbstbewußtsein der Kultur verhängt ist, dann erhebt sich die Frage, was für eine Aufgabe die Ethik in solcher Lage noch haben kann. Im Vergleich zu dem, was die Ethik bisher glaubte leisten zu können, wird sie sich bescheiden genug ausnehmen. Immerhin lassen sich drei Punkte aufzeigen, zu denen die Ethik etwas für die Stellung des Menschen zur Wirklichkeit nicht Gleichgültiges sagen könnte. An diese müßte eine Ethik anknüpfen, die in der Gegenwart ihren, wenn auch fragwürdigen, Platz behaupten will.

1. Die Ethik muß den Mut aufbringen, die unentschiedene Lage der menschlichen Erkenntnis anzuerkennen. Das verpflichtet sie zu einer unerbittlichen Kritik der ethischen Systeme, die von ihrer eigenen Anerkennung eine sittliche Hebung der Menschheit erwarten. Es ist keineswegs bedeutungslos, dem Menschen die Stützen zu nehmen, die in Wirklichkeit keine Stützen sind. Gerade die vermeinte Sicherheit verdeckt den Menschen immer noch die Tragweite dessen, was in der Wirklichkeit vor sich geht. Sie werden von einem System auf ein anderes gewiesen und merken je länger desto weniger, daß sie darüber immer mehr sich abgewöhnen, dem sich offenzuhalten, was vor ihren Augen geschieht.

2. Die Ethik darf nicht nur gegen die Systeme kritisch sein. Sie muß auch den Raum des Lebens, auf dem die eigentlichen Entscheidungen fallen, für diese Entscheidungen freihalten. Sie kann solche Entscheidungen nicht bewirken. Sie kann nicht die Nächstenliebe befördern noch die Opferbereitschaft steigern. Aber sie kann auf die grundsätzliche Freiheit des Menschen gegenüber den gewordenen Verhältnissen hinweisen. Sie kann Familienleben und Volksleben, den politischen Kampf und die pädagogische Hilfsbereitschaft als den Ort aufweisen, auf dem der Mensch in jedem Augenblick mit seiner Freiheit zur entscheidenden Stellungnahme berufen sein kann. Diese Freiheit ist zwar keine existenzielle Freiheit. Der Mensch ist nicht frei, das Gute zu wollen und zu vollbringen, das Böse zu verabscheuen und zu unterlassen. Aber es gibt allerdings keine äußeren Satzungen und keine überlieferten Gewohnheiten, auf die der Mensch sich als auf eine ihm auferlegte Unfreiheit berufen könnte. Der Nachweis der Freiheit des Menschen von den Zwangsläufigkeiten, in die er durch seine Kulturschöpfungen geraten ist, ist kein geringer Dienst, den die rechte Ethik zu leisten hat.

3. Die Ethik muß aber zuletzt auch noch die hier sich auftuenden Möglichkeiten und damit die Zuversicht ihrer eigenen Reflexionen begrenzen. Sie muß den Punkt aufzeigen, wo der Herr Knecht wird. Nur wo das Wissen um das freie Selbst geweckt ist, nur wo der Mensch in der Fragwürdigkeit seiner Existenz als der Herr über all die Ordnungen, die er selbst gemacht hat, hervorgezogen ist, gibt es auch ein Wissen um die Beendigung der Freiheit. Die Ethik stellt die Bedingung der Freiheit angesichts des ersten Wortes fest, das von Gott an das Selbst gerichtet wird und den Eintritt in die verantwortliche Wirklichkeit ankündigt. Die Brücke in diese Wirklichkeit kann von der Erkenntnis nicht mehr geschlagen werden. Auch die Ethik kann nicht über den sie immer an sich selbst gemahnenden Schatten der Reflexion in die Wirklichkeit hinüberspringen, in der es nicht um das Selbst, sondern um das Leben in der Verantwortung geht. Aber die Ethik kann noch diesen entscheidenden Dienst leisten, daß sie das Ende der Selbstverantwortlichkeit feststellt, daß sie das Ende der Freiheit erkennt, die nur die Freiheit des Sichbloßstellens, nicht aber die Freiheit gegenüber dem Anspruch des Mitmenschen ist. Unter seinem Anspruch fällt die Bemühung der Erkenntnis, wie der ethischen Erkenntnis in sich selbst zusammen; und das Letzte, was die Ethik vermag, ist eben, dies Ende ihrer Möglichkeiten einzugestehen.

Es ist begreiflich, wenn der im unerschütterlichen Glauben an die Wirklichkeitsbedeutung der Erkenntnis erzogene Mensch mit diesem festgestellten Ende der Erkenntnis nichts anzufangen weiß. Aber in der Welt, über die Gott der Herr ist, muß alles Selbstische ein Ende nehmen. Nur insoweit erfüllt es seinen Platz. Die Ethik gibt nur durch ihre eigene Beendigung den Eintritt in die Wirklichkeit frei, in der nicht mehr sie und das in ihr reflektierende Ich ist, sondern Du und Ich in der Entscheidung stehen. Nur durch dies Selbstgeständnis kann die Ethik das Gewissen der Menschheit schärfen.

Der religiöse Sinn der heutigen Philosophie

Von Theodor Odenwald in Heidelberg

In der Gegenwart läßt sich von keinem Einbruch des Christentums in die Philosop
reden, obgleich E. Hirsch einen nicht zu unterschätzenden Versuch in dieser Richt
unternommen hat. Auch die Bewegtheit des religiösen Lebens, die in ihrer Zuspitz
zu einer Religionskrisis führte, wirkte nicht unmittelbar auf die Gestaltung der Philosop
Wohl aber läßt sich zeigen, daß das gegenwärtige Philosophieren eines religiösen Sin
nicht entbehrt, und daß dieser religiöse Sinn mit einer immer stärker sich auswirken
Geisteshaltung, die der Religion entgegenkommt, zusammenhängt.

Die Philosophie steht jenseits der einzelnen Wissenschaften und ist gleichwohl mit je
Einzelwissenschaft verbunden. Daher findet die Geisteshaltung einer Zeit in der Ph
sophie ihren wissenschaftlichen Ausdruck. So ergriff die allgemeine Auflockerung unse
Geisteslebens, die um unsere Jahrhundertwende einsetzte, auch die Philosophie.

In diesem Ringen um einen anderen geistigen Standort, das in verschiedenen Form
verläuft, wendet man sich aus dem Willen zur Transzendenz gegen eine Geistigkeit,
endlich bei sich selbst bleibt, sich durch sich selbst begreifen will, ohne Einbeziehung religiö
Gesichtspunkte, an Hand der von ihr hervorgebrachten Maßstäbe des rationalen Erkenn
und der anwendbaren Gesetze. Doch dieser Wille ist nicht schwärmerisch, romantisch, uferl
sondern wirklichkeitsgebunden und nüchtern. Kennzeichnend für die neu empordränge
Geistigkeit ist ihre realistische Grundhaltung und ihr Wissen um ein absolutes Jense

Diese Geisteshaltung ist, zum Unterschied von der, die sie verdrängen will, der Relig
gegenüber nicht verschlossen. Ja, man darf wohl sagen: religiöses Erleben wird erst
einer solchen Geisteshaltung möglich. Die Doppelseitigkeit des religiösen Erlebnisses,
es sich in der Zeit vollzieht und eine Verbindung mit der Ewigkeit bedeutet, daß es
Menschen vor sich geht und eine Beziehung zu Gott enthält, daß es menschliche Angeleg
heit ist und sich auf eine Überwelt erstreckt, setzt eine derartige Geisteshaltung voraus

Die Philosophie der Gegenwart in dem hier bezeichneten Sinne steht unter d
Losungswort: „Hinaus über Kant". Dieser Sammelruf gegenwärtiger Philosophie,
um die Jahrhundertwende erscholl, bildet den Gegenpol des in der zweiten Hälfte
19. Jahrhunderts erklungenen Rufes: „Zurück zu Kant". Beidemal liegt eine Neubes
nung der Philosophie über ihre Grundlegung und Aufgabe vor; beidemal ist sie Ausdr
verschiedener Geisteslagen. Bei dem Ruf: „Zurück zu Kant" handelt es sich um eine Phi
sophiegestaltung aus der Geisteshaltung des 19. Jahrhunderts. Die Philosophie prägt di
Geistigkeit aus durch Betonung der Herrschaft der rationellen Form, die zum Formalism
führte, durch die Unterwerfung der Natur, die ihre Entgottung mit sich brachte, durch
Befreiung der autonomen Persönlichkeit, die das Gemeinschaftsleben auflöste.

Unter dem Ruf „Hinaus über Kant" sammeln sich verschiedene philosophische Ben
gungen. Gemeinsam ist ihnen, daß sie auf die erwähnte Auflockerung des Geistes sich zurü
führen lassen, daß sie sich nicht mehr durch Wände der Schule voneinander abgrenzen. V
schieden sind sie im Maß der Stärke, in der sie die neue Geisteshaltung zum Ausdruck bring

Man versuchte den gleichen Weg über Kant hinaus zugehen, den seine unmittelbar
Nachfolger gegangen waren. Fichte, Hegel, Schelling und Fries wurden neu entde
Der deutsche Idealismus schien wieder lebendig zu werden. Er gewann noch einmal
dem Sinne Einfluß, daß man glaubte, er sei die gesuchte Lebensmitte, der feste Gru
in dem Auf und Ab der menschlichen Schicksale, die Widerstandskraft gegen die inner
Existenznöte, die Möglichkeit produktiver Arbeit aus modernem Kulturbewußtsein,
letzte Bindung für ein verantwortliches Aufsuchen der Sinngrundlagen unseres Sei

nd Soseins. In diesem Glauben wurde die Kraft von Fichtes Persönlichkeit, die Größe nd Geschlossenheit des Hegelschen Denkens, der Tiefsinn von Schellings Philosophie nd die intuitive Schau eines Fries eindrucksmächtig.

In dem wiedererwachten Idealismus suchte der Geist die Bindung an das in sich geschlossene System der Formen zu durchbrechen. Auflockerung des Geistes! Aber die Wirklichkeit der Kriegszeit und der Revolution mit ihrer realistischen Geisteshaltung einerseits nd mit dem Blick dafür, daß die Wiedergeburt einer Welt ein Werk sei, das nicht von Menhen geschaffen werden könne, fand sich in dieser idealistisch-romantischen Philosophie icht ausgedrückt. So blieb sie selbst Vorbereitung, eine Schicht in der heutigen Philophie, die von neuem Geist zeugt, aber nicht typisch für die neue Geisteshaltung ist.

Fragen wir nach dem religiösen Sinn des wiedererwachten Idealismus, so wäre zu gen: er befaßt sich nicht mit der Möglichkeit von der Welt zu einer Überwelt durchzuoßen. Wohl wird das Dasein mit seinen Formen geheiligt, aber es wird nur in der Zeit, cht aber von einer Überzeit aus gesehen. Alles aufgewandte teleologische Pathos kann cht darüber hinwegtäuschen, daß dieses Philosophieren in und um sich selbst schwingt und ıher in einem Stadium der Ruhe sich befindet, in der man schließlich sich selbst beruhigt.

„Hinaus über Kant" ist auch das Losungswort der südwestdeutschen Philosophenschule. Stand in der Auffassung der Philosophie der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die einung im Vordergrund, daß die Philosophie Erkenntnistheorie sei, so tritt bei Windelnd-Rickert eine neue Möglichkeit der Philosophie hervor: sie ist Wertlehre. Der Weg über nt hinaus wird in einer grundsätzlichen Erweiterung und Ergänzung an Kants mathemati-em Wissenschaftsbegriff gefunden. Man sah, daß bei Kant das geschichtliche Wissen unbechtigt geblieben ist. Die „Werte" des menschlichen Erlebens und Geschehens konnten rch die apriorische Grundlage der philosophischen Begriffsbildung Kants nicht erfaßt rden. Um dem lebendigen Kulturbewußtsein näherzukommen, wird nach Windelband-ckert die Erkenntnis nicht von Gegenständen, sondern von Werten her normiert. Sie „wahr", insofern sie an den ewigen Normen teilnimmt. Das Kriterium für die Objekität liegt im Wertbegriff. Hauptaufgabe der Philosophie ist es, das System der Werte er Normen, das selbst a priori sein und aller Erkenntnis vorausgehen muß, zu finden. r Lösung dieser Aufgabe dienen rein formale, mehr oder weniger geschlossene Wertsteme. Der Sinn der Geschichte besteht danach in der Unterwerfung des Geschehens ter ein solches System der Werte.

Indem M. Scheler gegen den Formalismus der Wertphilosophie Front macht und E. Dilthey ihr gegenüber die Frage nach einer Metaphysik der wertschaffenden Freiheit aufft, betonen sie den Punkt in der Wertphilosophie, wo ihr Hinausgehen über Kant nur mal ist. Das Sein der Wertphilosophie, das in der Objektivierung der Werte gefunden rd, ist ein ideales Sein der Geltung, aber nicht der Wirklichkeit.

Innerhalb der Wertphilosophie führt Nikolai Hartmann dadurch weiter, daß er die Synse des Apriorismus und der materialen Wertethik anstrebt und gefunden hat. Hierfür einmal wichtig, daß nach Hartmann sich das ursprüngliche Wertgefühl nicht auf leere und rakte Formen richtet, sondern in einem Bejahen von ihrem Inhalt besteht. Die Werte n im Leben vorhanden, wir müssen sie nur sehen und heben. Nicht die autonome Verft setzt allein allgemeingültige Werte. Ferner ist erst nach der Analyse des Wertlebens Frage zu erheben, ob und inwieweit die im Leben auftretenden Werterlebnisse mit r a priori geltenden Tafel der Werte zusammenhängen.

„Hinaus über Kant" ist auch das Losungswort der Phänomenologie. Sie zeigt das dadurch, daß sie nach dem subjektunabhängigen Objekt und nach der bewußtseinsjenseiten Realität fragt. So wird gegenüber einem Relativismus das reine Objekt betont und enüber der kantischen Erkenntnistheorie eine bewußtseinsjenseitige Realität. Die Antort auf seine Frage sucht Husserl durch eine neue Methode: die phänomenologische zu finden.

Die Philosophie hat es nach ihm mit dem logischen überzeitlichen Wesen zu tun, ab nicht mit bestimmten in Raum und (oder) Zeit vorhandenen Tatsachen. Diese bleiben de Einzelwissenschaften vorbehalten.

Nicht die Dinge selbst, sondern ihr Wesen soll in der Phänomenologie erfaßt werde Dies ist nicht auf kritischem Wege möglich, sondern nur in Versenkung, Anschauung, Int ition, Hingabe. Nur so erschließt sich das innere geistige Wesen aller Dinge. Dabei hande es sich nicht um die Existenz der Dinge, um ihr „Daß", sondern um ihr „Was". Sold Wesensschau ist auch nicht nur an einzelne Objekte gebunden, sondern kann sich grun sätzlich auf die Gesamtheit der Wirklichkeit erstrecken.

Diese Wissenschaft — oder besser Wissenschaften, denn vor jede empirische Wissenscha tritt eine eidetische — erfaßt die Wesenheiten der Dinge als Bestimmtheit der Objek und nicht als Kategorien des subjektiven Denkens. Dadurch ist ein subjektunabhängig Objekt erreicht, ein Objekt, das erkenntnisunabhängig, wenn auch erkenntnisbezogen i

Der religiöse Sinn dieser philosophischen Bewegung liegt in ihrem Willen zum Obje und zu den Wesenheiten. Die geistige Grundhaltung bleibt nicht im Subjekt eingefange sondern strebt ins Objekt. Sie sucht die Wesenheit der Dinge, d. h. ihre Geisteshaltung offen für das Objektive, ihr Endzweck ist nicht, die Dinge kritisch zu zerschlagen und wied zusammenzusetzen.

„Hinaus über Kant" ist schließlich das Losungswort des Willens zu einer neuen Metaphys Viel mehr als ein solcher Wille läßt sich hier kaum feststellen. Man empfindet deutlic daß die Lösungen des Seinsproblems im kritischen Idealismus unzulänglich sind.

Natorp hat die Richtung für eine neue Beantwortung dieser Frage gewiesen. Für ih sind die Kategorien nicht nur Kategorien des Denkens, sondern des seienden Seins. Ferne fordert er in der Stellungnahme zu den Fragen nach der Geltung und dem Sein und de Wert und dem Sein die Priorität des reinen Seinsproblems. Die grundlegende Phil sophie muß nach ihm vom Sein und nicht von der Erkenntnis handeln. Eine Metaphys des Seins wird hier angebahnt.

Zu den Fragen der Seinsmetaphysik treten die der Geschichtsmetaphysik. Der Fortschritts glaube des 19. Jahrhunderts dürfte durch Spenglers Geschichtsmetaphysik überwunden sein

Auch von den Einzelwissenschaften her wird die Frage nach neuer Metaphysik brennend Die mechanischen Grundgesetze gelten innerhalb der anorganischen Welt nur noch in be schränktem Maße. Der Auffassung vom mechanischen Charakter der Welt ist weithin de Boden entzogen. Der Monismus scheint durch einen Dualismus oder Pluralismus abge löst zu werden. Durch den Pantheismus hindurch tritt die Frage nach dem Theismus au

Wie viel oder wie wenig man bei der Beantwortung unserer Frage zu finden glaub man soll die Ergebnisse weder unter- noch überschätzen. Es scheint dreierlei festzustehen

1. Die Philosophie steht wieder sachlich und unvoreingenommen vor den Probleme und schneidet dadurch religiöser Fragestellung die Möglichkeit nicht ab.

2. Die Philosophie scheint wieder umfassend Weltanschauung geben zu wollen. Wi sie das, so muß sie Entscheidungen fällen, Antriebe für die Lebensgestaltung reichen, Ge sinnung fordern. Soweit sie Weltanschauung bieten will, darf sie sich nicht begnügen m einer Feststellung dessen, was im Leben geschieht, sondern muß nach dem Sinn des Leben fragen. Weltanschauung kann aber auch sie nur unmittelbar aus einem Glauben geben Gerade hier scheint die Entscheidung so gefallen zu sein, daß die Philosophie in ihrer Sphär parallel zu der der religiösen Haltung läuft.

3. Die Philosophie scheint sich befreien zu wollen von einer Geisteshaltung, die als Ein gefangenheit im Subjektiven bezeichnet werden kann, auch da, wo sie von „Grenzideen spricht, deutet sie das an. Wenn sie aber auch weiß: frei wovon, ist noch nicht gesagt, da sie auch weiß: frei wozu. Vielleicht ist unsere Zeit für dieses Wissen und die Entscheidungen die es fordert, zu substanzlos und selbst nur Vorbereitung.

Die religiöse Krisis und die Literatur der Gegenwart

Von Hermann Bahr in München

Die Krisis der Religion im Spiegel der Literatur zu zeigen, fordert man mich auf. Derlei Fragen werden mir mit den Jahren immer bedenklicher, je mehr ich erkenne, daß des Wort in jedem Munde andere Bedeutung hat. Ich erinnere mich, daß der junge ofmannsthal, damals der Schule noch kaum entlaufen, in einem Gespräch plötzlich aus-f: Wir reden ja fortwährend aneinander vorbei, weil doch jedes Wort für jeden von uns nen anderen Sinn, einen anderen Gehalt und überdies auch noch seinen besonderen benklang hat; wenn unser Gespräch überhaupt einen Sinn ergeben soll, müßten wir s zunächst über ein gemeinsames Wörterbuch einigen, das die Meinung eines jeden ortes ein für allemal fixiert! Da man auch heute noch dies stets versäumt, bleiben alle örterungen unfruchtbar, es werden nur Lufthiebe geführt. Was ist Krisis? Was meinen r mit Religion? In welchem Sinne darf man Literatur einen Spiegel nennen?

Krisis ist ein Wort, das im Munde der Griechen zunächst ganz unbedenklich klingt. inein heißt unterscheiden. Das ist ein Akt, durch den, was zusammengehört, verbunden d vor fremder Einmischung behütet wird. Daraus ergibt sich dann die weitere Bedeu-ng: richten, etwas an die gebührende Stelle bringen und wer dies Amt versieht, heißt tes, was also zunächst nur ein anderes Wort für Ordner ist und erst allmählich die Würde Richters erhält, ganz wie im Deutschen. Gericht halten heißt zunächst für Ordnung zen, der Richter teilt den Menschen und den Dingen zu, wohin sie gehören und was en gebührt. Was aber ist Krisis? Der Zustand vor der Entscheidung, die der Richter t. So können wir mit Recht heute von einer Krisis sprechen, denn wir sind aus der rlieferten Ordnung geraten und wir verlangen wieder in Ordnung zu kommen: wir rarten sie.

Es wird gefragt, ob von dieser Gärung des Herkommens die Religion verschont geblieben ist oder ob auch sie schon Spuren der Ansteckung zeigt. Da müssen wir uns wieder nächst verständigen, was denn dieses Wort, Religion, im Grunde meint. Auf deutsch ißt es Bindung. Es drückt zunächst das Verlangen der Menschheit nach einer bindenden aft aus. In Urzeiten wird der Mensch von Furcht und Hoffnung bewegt, von Furcht Gefahren, von Hoffnung auf Hilfe. Gewalten, vor denen er sich ohnmächtig fühlt, schen über ihn. Er nennt sie Götter. Sie sind ihm bald feindlich, bald freundlich. An Willkür ist sein Leben gebunden. Er hofft sich ihre Gunst durch Opfer zu sichern, ihren n durch Opfer zu stillen. Er tritt in ein Verhältnis zu den Göttern, in ein Tauschver-nis. Er sucht zwischen sich und den Göttern eine Verbindung. Religio heißt ja Bin-ng. Der Urmensch willigt ein, den Göttern die von ihnen gewünschten Opfer zu leisten, rern sie hinwieder sich verpflichten, ihn vor drohenden Gefahren zu sichern. Es ist im nde ein Versuch, die noch ganz anthropomorph vorgestellten Götter zu bestechen. ie Neigung, mit Gott ein Geschäft einzugehen und sich seine Gunst für gewisse Leistungen utauschen, dauert, zu welcher Religion immer man sich bekennt, insgeheim noch heute r „Not lehrt beten", das gilt in allen Zeiten und in allen Völkern. Auch der Ungläubige et sich, wenn er von aller irdischen Hilfe verlassen ist, in der letzten Not an die himmlische.

Doch der Glaube des Abendlandes hat so vielerlei Konfessionen, daß der Begriff Re-gion vage geworden ist. Der geborene Religiosus, wesentlich vorbestimmt, sein Leben Gott zuzubringen, erscheint in allen Konfessionen, und nicht etwa bloß des Abendlandes, rern auch im fernen Osten, er ist in jeder Glaubensart möglich, wir finden ihn sogar rilen wild gewachsen.

Nun soll aber Religion auch noch im Spiegel der Literatur gezeigt werden! Literat im weitesten Sinne, nicht bloß Dichtung also, sondern jeder Ausdruck irgendein Geistesart in Worten umfaßt den ganzen Menschen, also natürlich auch seinen Glaube Alles Barock ist, in wechselnder Gestalt, der Ausdruck einer inneren Form, die vom Trid tinum dogmatisch begründet worden ist. Ihr antwortet dann, als Gegenstoß, die so nannte „Aufklärung". Diese will nicht das Erbe der Väter antreten, sie maßt sich an, d Glauben in ein persönliches Eigentum jedes einzelnen zu verwandeln, er wird „Priv sache"; er ist also fortan nicht mehr bindend, und schon gar nicht verbindend. Denn a wer sich zu diesem oder jenem Glauben heute bekennt, kann ihn morgen nach Gutdünk wechseln. Es gibt keine Ketzer mehr, Glaube gilt fortan als unverbindlich. Und eben i dieser Zeit erwächst eine neue Macht, eine Weltmacht: der Literat. Der Name hat i sprünglich einen üblen Klang. Literarius heißt bei Plautus wer einen Buchstaben a dem Rücken trägt, also wer gebrandmarkt ist. Erst im Munde Ciceros gewinnt das W die Bedeutung, in der wir es jetzt gebrauchen. In der Zeit des Humanismus tritt der Lite noch recht schüchtern auf, mit Gelehrsamkeit verbrämt. Erst in der „Aufklärung" witt er sein Morgenrot. Unsere klassischen Dichter sind alle nebenher Literaten: Lessing u Herder voran, gar aber Goethe und Schiller, ja selbst Kleist, der an dieser Selbstverleugnu an dieser Verwandlung in einen Literaten zerbricht. Die Literatur der „Aufklärun spiegelt durchaus nicht eine religiöse Krisis ab, die vielmehr ein Ergebnis, eine Folge d Entkräftung des angestammten Glaubens ist. Bindungen lockern sich zuweilen. A frommem Gemüt bleiben Anwandlungen von Zweifeln an der überlieferten Lehre ni erspart. Die Zuversicht, von einer stillen Macht zum Rechten gelenkt und vor Verführu bewahrt zu werden, läßt mitunter ein wenig nach. Dieses Gefühl von Unsicherheit ist d menschlichen Eitelkeit unerträglich, es scheint ihr eine unverdiente Kränkung, sie bäumt s auf. Alle Häresien sind Kinder verletzter Eitelkeit. Wer sich von Gott unterschätzt oder g verkannt fühlt, kündigt ihm unwillig den Dienst. Unsere Zeit kann ihr Erlebnis noch kau fassen, es geht über ihre Kraft; Ordnung und Gesetz, Brauch und Sitte, die sämtlich Stützen des Daseins wanken.

Von allen Mächten des Abendlandes ist allein der Glaube der Christenheit unversel aufrecht geblieben. Man darf getrost versichern: die Zahl der aufrechten und ihr Bekenn nis tätig bewährenden Christen ist heute größer als vor dreißig Jahren, ja man darf sage größer als sie seit dem Ende des Barock, seit dem Beginn der „Aufklärung" jemals wo Es ist nicht mehr Bürgerpflicht, Sonntags zur Kirche zu gehen, und dennoch können d Kirchen den Zudrang der Andächtigen kaum bewältigen.

Von dieser, sagen wir behutsam: religiösen Stimmung ist auch die Literatur angehaucht. W sich in ihr heute spiegelt, ist die Krisis des Unglaubens. Wir hören der Dichtung unser Zeit eine wachsende Sehnsucht an, hier auf Erden schon Zeichen der Ewigkeit zu vernehme und zu verkünden. Welcher deutsche Jüngling liest heute, wenn ihn nicht sein Beruf da nötigt, noch Lessing, mit dem ja die Wendung vom Barock weg zur „Aufklärung" hin b gann? Lessing hat das Ansehen Corneilles und Racines unter uns erschüttert, ja zerstör das Ansehen der letzten großen dramatischen Form nach dem Barock. Heute regen sic wenn auch noch verworren genug, überall in unserer Jugend Zeichen eines wachsende Verlangens nach der gesicherten und sichernden Form, die seit Racine ausgestorben schie Ein Theatermann, der verwegen genug wäre, jetzt wieder einmal Athalie oder Andromac zu spielen, hätte das Wagnis nicht zu bereuen. Voßlers so behutsam gerechte Schrift üb Racine (im Verlag Max Hueber, München 1926) ist vielleicht schon ein Auftakt zur große Wendung. Auch in den Künsten herrscht das Gesetz der ewigen Wiederkehr des Gleiche Das Gleiche sieht nur bei seiner Wiederkehr jedesmal ganz anders aus, es kehrt unkenntli wieder.

Moderne Freidenker-Bewegung

Von Ernst Drahn in Berlin

An der Fassade eines neuerrichteten großen Gebäudes im Berliner Südosten verkünden die meterhohen goldenen Buchstaben „Freidenkerhaus", daß man für die Zukunft mit r regen öffentlichen Propaganda des Atheismus oder wenigstens radikaler Antikirchlichkeit zu rechnen hat. Damit ist eine seit vielen Jahrzehnten bestehende Bewegung in ein nes Stadium getreten. Hatte man bisher in der Hauptsache mit einer Reihe von mehr er weniger festen Organisationen zu rechnen, die miteinander in Streit lagen und on aus diesem Grunde keine Massen hinter sich hatten, so ist man jetzt zu einem Zunmenschluß größerer Verbände gekommen. Dies spielte sich folgendermaßen ab: Die Schriften und Ideen der „Enzyklopädisten" erlangten neben anderen aus der großen nzösischen Revolution und ihrer geistigen Vorgänger Einfluß auf deutsche Philosophen. n Kleide solcher Philosophie, die sich bald in theologischer Kritik äußerte, machte sich in ieren oppositionellen, vormärzlichen Zeitschriften Materialismus aller Grade und htungen bemerkbar. Bibel- und Glaubenskritik — man braucht nur an David Strauß d an Feuerbach zu erinnern — wetteiferten mit der Aufklärung, die neue naturwissenftliche Forschung und Spekulation zu bringen suchte (Darwin). Die Angriffe auf den n Glauben im allgemeinen erweiterten sich allmählich zu solchen auf die Landeskirchen, katechetischen und rituellen Überlieferungen. Der Kreis dieser Gegner (deren ikalster Vertreter Max Stirner in seiner Schrift „Der Einzige und sein Eigentum" de) beschränkte sich bald nicht nur auf solche Kritik, sondern wandte sich der von Staat Gesellschaft zu. So finden wir viele der sogenannten „Lichtfreunde", der „Freien" . 1848 unter den revolutionären Demokraten, die wiederum von französischen, politin Ideen beeinflußt wurden. Wer die erst in dieser Zeit entstehenden großen Zeitften verfolgt, findet bald die Zusammenhänge. Die meisten dieser Kritiker planten eßlich nur Reformen in Gesellschaft, Staat und Kirche. Von ihnen trennten sich bald Verneiner des Bestehenden, und wo diese Verneinung sich auf den bestehenden Staat, die Wirtschaft, Kultur und Glauben insgesamt bezogen, wurden sie zu Kommunisten. älteste Freidenkerorganisation der ersteren Art ist der „Volksbund für Geistesfreiheit", unter dem Namen „Bund freireligiöser Gemeinden" 1859 gegründet wurde. Im e 1880 trat man sogar in internationale Beziehungen. An der Spitze der deutschen einigung stand zuerst Bruno Wille. Auch die Namen Büchner und Haeckel sind bald der Bewegung verbunden. Anfang der 90er Jahre wurde der Internationale Orden Ethik und Kultur gegründet, der in Deutschland Zweigvereine eröffnete. Alle solche inigungen blieben auf bürgerlichem Boden und kämpften in der Hauptsache für die nung von Kirche und Staat. Ihre Ideologien nahmen sie teils aus dem Materialis- teils aus der Metaphysik. 1906 kam noch eine neue internationale Vereinigung, der istenbund, hinzu. 1909 schlossen sich fast alle Vereinigungen zu einem antikirchlichen zusammen.

Von dieser bürgerlich-antikirchlichen Bewegung unterschied sich seit der Gründung der sozialdemokratischen Partei und dem Aufkommen anarchistischer Gruppen der proletaAtheismus, dem sich übrigens manche aus der bürgerlich-antikirchlichen Bewegung zu n suchten. Bei den deutschen Anarchisten ist der Atheismus, wenn man so sagen darf, all und überlieferungsgemäß. Schon Stirner bekennt sich zu ihm, Bakunin gibt Meinung in „Gott und der Staat" und in den „Philosophischen Betrachtungen über ottesphantom" wieder, und der Begründer des deutschen Anarchismus in der Praxis, m Most, übertrumpfte endlich beide in der brutalen Art, mit der er gegen Kirche

und Religion vom Leder zog. „Die Religions-Seuche" ist der Untertitel einer seiner Schr
ten, deren Haupttitel wir uns zu nennen versagen. Die Propaganda gegen Religi
und Kirche hat bei den Anarchisten in der Folge stets eine heftige Form gehabt, wenn a
der früher stark beliebte Wortradikalismus durch gemäßigtere Ausdrucksweise abgel
wurde. Man kann rechnen, daß in der radikalsten Gruppe der Arbeiterbewegung m
destens 100000 Menschen dem kirchlichen Leben entzogen werden. In der „Internationa
Arbeiterassoziation" (Sitz Berlin), der IV. Internationale, ist das Bindeglied dieser deutsch
Atheisten mit denen anderer Länder gegeben. Bei der großen Partei der deutschen Sozi
demokratie liegt die Stellung zu Religion und Kirche nicht so offen da. Zwar sind
Presseäußerungen vom alten „Volksstaat" bis zum neuen „Vorwärts", von den „Leuc
kugeln" bis zum „Wahren Jakob" und „Lachen Links" vielfach stramm antikirchlich, man
mal sogar ebenso scharf atheistisch gehalten wie in der Literatur der Anarchisten, aber m
hütet sich in den Programmen doch, nach dieser Richtung hin offiziell Farbe zu bekenn
Bei den Parteigenossen sieht man es gern, daß sie aus den christlichen Kirchen austret
man macht sogar eifrig Propaganda dafür, während man gern der Synagoge läßt, n
der Synagoge ist. Anträgen auf Parteitagen, die Partei auf den Atheismus festzuleg
ist man stets durch Übergang zur Tagesordnung ausgewichen. In dieser Richtung äuße
auf dem Parteitag zu Halle Wilhelm Liebknecht:

„(Man) hat gesagt: wir machen uns der Heuchelei schuldig, wenn wir nicht Farbe bekennen u
den Atheismus auf unsere Fahne schreiben. — Bekennt unser Programm nicht Farbe, stellen
uns nicht auf den Boden der Wissenschaft? Und weiß nicht jeder denkfähige Mensch, der weiß, w
Wissenschaft ist, daß Wissenschaft und Religion unvereinbare Gegensätze sind? Durch den wiss
schaftlichen Charakter unserer Partei ist jede Mißdeutung nach dieser Richtung hin beseitigt
Die Wissenschaft sorgt für gute Schulen, das ist das beste Mittel gegen die Religion . . ."

Eine Broschüre von W. und A. Lindemann: „Die proletarische Freidenker-Bewegun
(Leipzig 1926) stellt die Entwicklung der Dinge durchaus richtig dar:

„In Deutschland . . . übernahm die Sozialdemokratie zunächst allein als politische Partei den Kam
gegen Kirche und Religion. Durch ihren Einfluß wurden immer größere Arbeitermassen der Kir
entfremdet . . . Erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts tauchen einige freigeistige Organisation
auf. 1905 wurde der Verein der Freidenker für Feuerbestattung in Berlin gegründet; 1908
Eisenach der Zentralverband proletarischer Freidenker Deutschlands. Dazu kamen die freir
giösen Gemeinden. . . Sie trieben primitive Volksaufklärung . . . fanden bei den Arbeitern w
Verbreitung . . .

Die revolutionären Kämpfe des Jahres 1918 und der folgenden Jahre gaben der Arbeiterscha
soviel Bewegungsfreiheit, erschütterten die Bourgeoisie und die Kirche insoweit, daß eine Mass
kirchenaustrittsbewegung entstand. Die Zahl der Kirchenaustritte schätzt man auf etwa 1½ M
lionen. . . Allerorts wuchsen die Freidenkerorganisationen ins Riesenhafte. Die bekanntesten
damaligen freigeistigen Organisationen waren der ‚Zentralverband proletarischer Freidenk
aus dem durch Verschmelzung mit anderen kleinen Verbänden die ‚Gemeinschaft proletarisc
Freidenker' erwuchs, und der ‚Berliner Verein der Freidenker für Feuerbestattung', der sich
einer freigeistigen Feuerbestattungskasse immer mehr zu einer Freidenkerkampforganisation e
wickelte, unter Hervorhebung der allgemeinen proletarischen Freidenkeraufgabe. . . Der ‚Monist
bund' — er hatte 1910 fünf Jahre nach seiner Gründung gegen 6000 Mitglieder gemustert
nahm einen neuen Aufstieg, und die freireligiösen Gemeinden, die sich in einen ‚Volksbund
Geistesfreiheit' verwandelten, wuchsen. Dazu entstanden zahlreiche Lokal- und Landes- bzw. P
vinzialvereine freigeistigen Charakters, freidenkerische Feuerbestattungsvereine, und schließlich
Vereine, die sich die Gründung von weltlichen Schulen zum Ziele setzten (‚Bund freier Schulges
schaften'). Die Aufgabe der Freidenkervereine war also fortan eine doppelte: Nach innen
Erledigung der Gemeinschaftsaufgaben, nach außen der Kampf gegen Kirche und Religion.
Entwicklung des Klassenkampfes hatte die Entstehung dieser neuen Organisationsform im Inter
der Arbeitsteilung notwendig gemacht. Daß damit die politischen Parteien der Arbeiterschaft n
der Pflicht überhoben sind, gegen die Kirche zu kämpfen, sei schon hier festgestellt, um Irrtümer
vermeiden."

In der Tat spielt die rationalistische Aufklärung in den Bildungskursen der S.P.D. nd K.P.D. eine ebenso bedeutende Rolle wie in den Vortragszyklen ihrer Jugend- rganisationen. Durch den politischen Einfluß, den die Parteien des proletarischen Sozia- smus in den Regierungen deutscher Staaten ausübten, geschah denn auch manches im Sinne des sozialdemokratischen Kulturprogramms. Die beiden Lindemann berichten:

„In Sachsen verschwand der Religionsunterricht in hohem Maße aus der Schule, in Hamburg im Teil . . . In Thüringen wurde der Freidenkerunterricht erkämpft, der nach den Grundsätzen des Marxismus erteilt wurde. . . Die Kirche erhielt zum Teil keine Unterstützung von den Ländern und Gemeinden mehr. Die Zahl der Feuerbestattungen nahm enorm zu. . . Die Kirchenaustritte nahmen zu. . ."

Allerdings müssen die Berichterstatter bald feststellen, daß manches von diesen Erfolgen wieder verloren geht. Den Sozialdemokraten wird das zu offene Vorgehen der großen Freidenkervereinigungen unangenehm, weil die Koalition mit dem Zentrum unter solchen Bestrebungen leidet. Ein „Bund sozialistischer Freidenker" (Sitz Leipzig) trennt sich r. Diese rechtsstehenden Freidenker versuchen eine „Volksreligion" zu schaffen. Der zu nen gehörende alte Reformist Heinrich Peus meint, „daß nicht kritischer, sondern auf- uender sozialistischer Geist, der bis ins Religiöse gesteigert," die Organisationen erfüllen uß. Wie erwähnt, man ist bei der „regierungsfähigen" S.P.D. sehr diplomatisch ge- rden. Wie das aber aufzufassen ist, weiß man auch ohne die Versicherung des Vor- enden Wels, der auf dem Kieler Parteitage in bezug auf Maßnahmen der Partei sagte: „Man tut so etwas, aber man sagt es nicht."

Die Entwicklung der letzten Jahre läßt die „Gemeinschaft proletarischer Freidenker" die lgen der Spaltung überwinden. In Coburg, Herbst 1925, wurde ein engerer Zusammen- uß der freigeistigen Verbände zu einer „Reichsarbeitsgemeinschaft der frei- geistigen Verbände" (Sitz Leipzig) herbeigeführt, der von nun an angehörten:

1. Der „Volksbund für Geistesfreiheit"; 2. der „Deutsche Monistenbund"; 3. die „Ge- meinschaft proletarischer Freidenker"; 4. der „Verein der Freidenker für Feuerbestattung"; 5. der „Bund freigeistiger Jugend". Als nächste Aufgaben der „Reichsarbeitsgemeinschaft" rden u. a. bezeichnet: 1. Förderung des Kirchenaustritts; 2. Trennung von Kirche und Staat; 3. Verweltlichung des gesamten Erziehungs- und Bildungswesens, Kampf gegen konfessionelle Schule; Verweltlichung der Feste und Feiern; 4. Abschaffung des Gottes- ehrungsparagraphen usw.

Außer dieser „Reichsarbeitsgemeinschaft" wird auch eine neue Internationale gegründet. Zu Pfingsten 1925 entsteht die „Internationale proletarischer Freidenker" mit dem Sitz in Wien und neuerdings mit dem Organ „Der Atheist". Diese Zeitschrift war Jahre Organ der „Gemeinschaft proletarischer Freidenker" und ihrer Vorgänger gewesen.

Über die Mitgliederzahlen der genannten Verbände wird berichtet, daß die „Gemeinschaft proletarischer Freidenker" 80000 Familien mit rund 400000 Angehörigen als Mit- glieder zählt. Der „Berliner Verein der Freidenker für Feuerbestattung" soll 400000 Familien mit gegen 800000 erwachsenen Angehörigen verzeichnen.

Nach J. D. Schneiders kirchlichem Jahrbuch (Gütersloh 1927) beträgt die Zahl der Religionslosen in Deutschland 1,83 v.H. der Gesamtbevölkerung — allerdings hat Berlin allein rund 300000 Religionslose. Besonders stark war die Kirchenaustrittsbewegung in den ersten Jahren nach dem Zusammenbruch 1918. Es traten aus aus der

	1919	1920	1921	1922	1923	1924	1925
evangelischen Kirche	229729	305584	246075	149709	111866	68347	131739
katholischen Kirche	38842	44704	40447	24500	18074	22159	?

Demnach sind also gegenwärtig etwa 1200000 Personen in Deutschland religionslos. Gegenüber der Vorkriegszeit ergeben diese Zahlen ein bedeutendes Mehr. Zählte man doch 1910 nur 205900 Konfessionslose im Deutschen Reich. Die Lindemann betonen übrigens:

„Wenn wir also festgestellt haben, daß die Zahl der Kirchenaustritte 1½ Millionen beträgt, un gleichzeitig erklären, daß die Zahl der Sympathisierenden, die Zahl der Atheisten, die Zahl de Kirchenfeinde 4 und mehr Millionen schon heute beträgt, so beleuchtet das grell die Tatsach daß die Zahl derer, die bereits aus der Kirche ausgeschieden sind, in keiner Weise die wirklich Stellung der Bevölkerung zur Kirche und Religion wiedergibt."

Das ist natürlich agitatorische Rechnungsweise, die keine tatsächliche Grundlage ha Daß aber das Interesse an kirchenfeindlichen Gedankengängen sehr rege ist, beweist ei Verlagsverzeichnis des Freidenker-Verlags, G. m. b. H., Berlin, das rund 125 eigen Verlagsschriften nachweist, deren Auflagen, von Kennern geschätzt, in jedem Einzelfa in die Zehntausende gehen. Es beweist auch der „Katalog Freigeistiger Literatur"[1] der an Schriften, die seit 1900 erschienen und noch im Buchhandel erhältlich sind, run 900 Titel nachweist. Nach einigen Stichproben kann man trotz dieser großen Anza von Titeln feststellen, daß manche anarchistische und sozialdemokratische Schrift fehl Man darf annehmen, daß an 1000 Schriften atheistischen und freidenkerischen Inhalt im Vertrieb sind. Der offizielle Buchhandel legt sie kaum aus, dagegen sorgen Spezia buchhandlungen und Organisationen für Verbreitung. Wie sich solche Propaganda aus wirken kann, beweist u. a. die Tatsache, daß der Präsidentschaftskandidat des Zentrum Marx, der im zweiten Wahlgange auch Kandidat der S. P. D. war, in Sachsen keine Ver sammlung abhalten konnte, weil die sozialdemokratischen Freidenker dies verhinderte

Durch die Vereinigung der „Gemeinschaft proletarischer Freidenker" mit dem „Berline Verein der Freidenker für Feuerbestattung" zum „Verband für Freidenkertum un Feuerbestattung" mit dem Sitz Berlin, die am 9. Januar 1927 stattfand, ist eine groß Organisation geschaffen, der an eine halbe Million Familien in Deutschland angehören. Bei dieser Kopulation waren Trauzeugen Vertreter der „Internationalen Freidenker", de „Freidenker Österreichs", des „Bundes der Gottlosen" in Rußland, des „Deutschen Mo nistenbundes", des „Bundes für Geistesfreiheit", der „Proletarischen Freidenkerjugend der „Monistischen Jugend" und schließlich der Vertreter der Zentrale und Reichstags fraktion der K. P. D. Besonders das Interesse, das die K. P. D. an dieser Verschmelzun nahm, zeigt — neben der Einstellung der Veröffentlichungen — in welcher Richtung sic der „Verband" entwickelt. Übrigens nimmt auch der „Internationale proletarische Fre denker" den gleichen Weg. Das geht aus einer Entschließung hervor, die die „Exekutive der Internationale in Prag annahm. Bei dieser Tagung wurden aufschlußreiche Zahle über die Kirchenaustritte mitgeteilt. So sollen konfessionslos sein:

in Deutschland	4800000
„ der Tschechoslowakei	1690000
„ Österreich	200000

Über die Freidenkervereine im Auslande ist nur wenig veröffentlicht. Wir erfahren allerding aus dem „Atheist", daß Rußland im „Bund der Gottlosen" 200000 Mitglieder zählt, die die Zei schrift „Bisboshnik" („Der Gottlose") beziehen und Beiträge an die neue Internationale entrichte Die Schweiz hat in ihrer „Freigeistigen Vereinigung der Schweiz" (Sitz Basel) jetzt nur no 1500 Mitglieder gegen 6000 vor dem Kriege.

Über die Grundursachen der Austrittsbewegung schreibt Ph. Schwartz wohl am zu treffendsten (Handwörterb. d. Staatswissenschaften, 4. Aufl., Jena, Bd. VII, S. 12 wenn er darauf hinweist, daß sie Hand in Hand geht mit der zunehmenden Industrial sierung und Verstädterung. Er meint:

„Soweit Glaubensfragen hereinspielen, sind es weniger die der eigentlichen kirchlichen Glauben und Sittenlehre als die Abkehr vom Glauben überhaupt, wie sie hauptsächlich das Umsichgreife der sozialistisch-materialistischen Weltanschauung, die keinerlei konfessionelle Grenzen kennt, m sich bringt."

[1]) Franz Gollmann: Katalog freigeistiger Literatur. Mit Einführung von Prof. Dr. Robe Riemann. Dresden: Joh. Rudolph Nachf. 1926.

Der Kampf um das englische Prayer-book

Von Emil Wolff in Hamburg

Im Dezember 1927 hat das Unterhaus der „Prayer-book Measure", d. h. einer nach langer Beratung von allen Instanzen der englischen Kirche gebilligten revidierten Gestalt des Book of Common Prayer seine Zustimmung verweigert. Am 19. März 1928 eine neue, den erhobenen Bedenken Rechnung tragende Fassung der Vorlage, über die die Bischöfe und die Allgemeine Kirchenversammlung geeinigt haben, der Öffentlichkeit ergeben worden. Diese abgeänderte Fassung wird nun noch den beiden Konvokationen den geistlichen Körperschaften der Erzdiözesen Canterbury und York — zur Beschlußfassung vorgelegt. Wird sie von diesen angenommen, so geht sie noch einmal an die Allgemeine Kirchenversammlung zurück, um dann aufs neue der Prüfung durch das Parlament unterworfen zu werden, das sie nur als Ganzes annehmen oder ablehnen kann. Bei seiner zweiten Beschlußfassung über das Prayer-book wird das Unterhaus (im Oberhaus ist auf die Annahme sicher zu rechnen) vor eine Entscheidung gestellt, die nicht nur für das innere Leben und das Schicksal der Staatskirche, sondern auch für das Verhältnis zwischen dem Staat und der Kirche, für die Erhaltung der geschichtlichen Kontinuität in einer der Grundformen des englischen Gesamtlebens und für die Gestaltung der Beziehungen zwischen dem Mutterlande und den großen Dominions von geschichtlicher Bedeutung sein wird. Neben dieser für den Nichtengländer nicht leicht verständlichen rein britischen Seite des Problems läßt sich aber vielleicht, wenn auch nur in allgemeinen Umrissen, eine andere erkennen, die in den weiteren Zusammenhang geistiger und religiöser Bewegungen führt, deren Wirkung über die Grenzen Englands weit hinausreicht.

Der erste Anstoß zu der umstrittenen Revision des englischen Prayer-books ward gegeben im Jahre 1906 durch den Bericht einer königlichen Kommission, die den Auftrag hatte, die angeblich häufige Verletzung oder Nichtbeachtung des Gesetzes über die Abhaltung des Gottesdienstes in der Englischen Kirche und der Ausstattung der Kirchen zu untersuchen und Vorschläge zu machen über Maßnahmen zur Regelung der Verhältnisse." Die Sachlage, die zur Einsetzung einer solchen Kommission geführt hatte, hatte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelt und schon seit 1866 heftige Auseinandersetzungen in der Öffentlichkeit und im Parlament sowie harte Strafmaßnahmen gegen einzelne Geistliche hervorgerufen. Es handelt sich von Anfang an um den Kampf der evangelischen Richtung innerhalb der Staatskirche gegen die immer stärker hervortretende Neigung zahlreicher Geistlicher, in den äußeren Formen des Gottesdienstes dem Vorbild der katholischen Kirche zu folgen, eine Neigung, die ihre tiefere Begründung in den Auswirkungen der von Pusey und Newman inaugurierten „Oxforder Bewegung" hatte. Es handelt sich bei diesem Kampf der „evangelischen" Kreise gegen den „Ritualismus" um zwei verschiedene Begriffe von dem Wesen der Kirche überhaupt. Der Gegensatz aber, der hier offenbar wurde, liegt tief in der Geschichte und dem Charakter der anglikanischen Kirche begründet, die, um es möglichst scharf und vielleicht etwas zu einfach auszudrücken, ebensosehr eine Kirche katholischer Überlieferung wie eine Kirche der Reformation ist. Wenn sie so einerseits auf einen inneren Widerspruch gegründet scheint und ist, so verdankt sie anderseits dem immer wieder mit Takt und Duldsamkeit durchgeführten Ausgleich zwischen den beiden einander widerstrebenden Grundrichtungen, der folgerichtigen Aufrechthaltung jener via media zwischen den Extremen Rom und Genf, die ihr der größte Theologe der Elisabethanischen Zeit, Hooker, gewiesen hatte, den besonderen Reichtum ihres inneren Lebens. Die ritualistische Bewegung war aber in der Gestaltung des Gottesdienstes weit über das Maß dessen hinausgegangen, was sich, auch bei liberaler

Auslegung, mit den Bestimmungen des geltenden Prayer-book noch vereinigen li
Die Versuche, durch disziplinarisches Einschreiten die äußere Ordnung in der Kir
wiederherzustellen, waren erfolglos geblieben. Wie stark das anglokatholische Eleme
in der Kirche schon 1906 war, zeigt der Bericht jener Kommission. Sie kam zu de
Ergebnis, daß die alten Vorschriften dem Leben der Kirche, wie es sich in der Gegenw
entfaltet habe, nicht mehr gerecht würden, und empfahl eine Anpassung der Rege
an die neue Lage, wie sie der Idee einer lebendigen Kirche entspreche. Dabei dachte
vor allem an eine veränderte Fassung der Bestimmungen über die Gewänder der amtiere
den Geistlichen und über die Führung des Gottesdienstes sowie die Ausstattung der Kirche
Es ist klar, daß der Bericht damit zu einem Ausgleich rät, wie er in der Linie d
englischen politischen Denkens liegt. Er verzichtet auf Durchsetzung des geltenden Rec
gegenüber denjenigen, die dieses Recht verletzt und ihr Ordinationsgelübde gebroch
haben, denn es kann kaum ein Zweifel sein, daß die Ritualisten nicht nur gegen d
Form des Prayer-book, sondern auch gegen den Geist des öffentlichen Bekenntnisses d
Kirche von England, gegen die 39 Artikel gehandelt haben und handeln. Die Krone li
auf Grund dieses Berichts an die Konvokationen die Aufforderung ergehen, die nötig
Änderungen im Prayer-book vorzunehmen. Erst im Jahre 1920 lag die Antwort d
Konvokationen vor. Natürlich hatte der Krieg die Arbeiten verzögert. Trotzdem läßt s
aus der langen Zeit, die zur Vollendung nötig war, die Schwierigkeit der Aufgabe ermesse
Es sind diese Vorschläge, die die Grundlage für die jetzt umkämpfte Prayer-book Measu
bilden. Daß sie zu diesem praktischen Ergebnis führten, ward wesentlich erleichtert, wen
nicht überhaupt ermöglicht, durch die neue Verfassung, die die Kirche 1919 erhalten h
Diese Verfassung, die die Errichtung eines Parlaments der Kirche in sich schließt, übertr
die gesetzgeberische Durcharbeitung der Revision, die vordem Sache des Parlaments g
wesen wäre, der Kirchenversammlung. Sie hat sich vom Oktober 1922 bis zum Juli 19
mit ihr beschäftigt. In der Schlußabstimmung waren von 38 Bischöfen 34 für, 4 gegen d
Maßnahme. Im Haus des Clerus standen 253 Ja 37 Nein gegenüber. Das Haus d
Laien, in dem die Minderheit verhältnismäßig am größten war, nahm mit 230 gege
92 Stimmen die Vorlage an. Übrigens würde eine tiefer eindringende Würdigung de
Abstimmungsergebnisses sich nicht auf dieses Zahlenverhältnis gründen dürfen, sonde
die Motive der Abstimmenden genauer prüfen müssen. Wenn wir recht unterrichtet sin
befinden sich unter den 34 Bischöfen der Mehrheit nicht wenige, deren Votum mehr oppo
tunistischer Resignation als überzeugter Zustimmung entsprungen ist.

Die Vorlage soll dem anglokatholischen Flügel soweit entgegenkommen, daß wenigsten
die gemäßigte Mehrheit dieser Richtung bereit ist, sich fortan innerhalb der neugez
genen Grenzen zu halten, und zugleich diese Grenzen für die Form des Gottesdienstes so z
umreißen, daß diese Form nicht im ausdrücklichen Widerspruch zu der anerkannten Leh
der Kirche von England tritt. Die Lösung konnte nur versucht werden durch ein sorgfält
abgewogenes Kompromiß. Bei aller Geschicklichkeit der Formulierung, die am Wer
war, die im Grunde unversöhnlichen Gegensätze zu verhüllen, ist das Ziel nur unvollkomme
erreicht worden. Man mußte sich begnügen, die Wahl zwischen der neuen und der bish
geltenden Form freizugeben. Das neue Prayer-book enthält also sowohl die revidier
Fassung als die unveränderte Gestalt des Buches von 1662. Vor allem steht der alte
Abendmahlsliturgie eine neue, alternative Form gegenüber. Es ist die Auffassung de
Abendmahls, in der sich die Geister am schärfsten scheiden; es ist die Annäherung an kath
lische Gebräuche, die sich auf das Altarsakrament beziehen, wodurch das Scheitern de
Vorlage im Unterhaus herbeigeführt wurde. Hinter diesem Gegensatz treten die übrige
strittigen Punkte so sehr an Bedeutung zurück (es handelt sich etwa um das Gebet für de
König und die Fürbitte für die Toten), daß sich an ihm am einfachsten zeigen läßt, was de
Kampf um das Prayer-book bedeutet. Unter den Verfehlungen gegen die Kirchendisziplin
denen gegenüber die Bischöfe bisher machtlos gewesen sind — die Frage, wieweit sie in

Gründe mit den Schuldigen sympathisierten, kann hier nicht erörtert werden[1]) —, stehen n erster Linie solche, die in der Annäherung des Abendmahlgottesdienstes an die Messe, n der Reservation, der Ausstellung und Verehrung des Altarsakramentes bestehen. Es muß dahingestellt bleiben, wieweit solche Gebräuche noch mit der anglikanischen Lehre der Realpräsenz (die in sich wieder eine große Anzahl von Schattierungen zuläßt) zu vereinigen nd, wieweit sie eine Anerkennung der Transsubstantiation voraussetzen. Bei dem Kampf ner jedenfalls im allgemeinen Sinn katholischen und einer wenigstens gefühlsmäßig heren evangelischen Grundeinstellung, der durch die Prayer-book Measure entfacht orden ist, handelt es sich erst in zweiter Linie um die neue Abendmahlsliturgie, die sich ärker als die bisher alleingeltende an das Vorbild der mittelalterlichen, z. T. wohl auch r griechischen Kirche anlehnt. In erster Linie kommt die Vorlage den anglokatholischen Wünschen dadurch entgegen, daß sie, allerdings unter bestimmten, nach der Ablehnung im nterhaus noch verstärkten Vorbehalten, die bisher schon vielfach geübte sogenannte Reervation der konsekrierten Elemente an einem wiederum genau bezeichneten Ort in der irche gestattet. Von der Gegenseite wird die äußere Notwendigkeit der Reservation stritten. Sie vermutet — von ihrem Standpunkt aus ist das zu begreifen — daß die Verdiger der Reservation nicht aus Gründen bloßer Zweckmäßigkeit, sondern aus einer el tieferliegenden grundsätzlichen Einstellung heraus für die Aufbewahrung der konkrierten Elemente eintreten, und läßt sich daher nur schwer von den Versicherungen der schöfe überzeugen, daß sie in Zukunft eine dem im evangelischen Sinn geistigen Charakter s Gottesdienstes widersprechende Devotion gegenüber dem „Altarsakrament" werden verndern können und verhindern wollen. Das Fasten vor der Kommunion ist nach der r nicht sehr langer Zeit ausdrücklich festgelegten Meinung der englischen Kirche nicht ikt geboten. Die anglokatholische Anschauung erklärt es für sündig, mit nicht nüchternem agen zu kommunizieren. Sie sieht daher in der Reservation vor allem eine Möglichit, die Geistlichen, die sonst genötigt sind zu irgendeiner Tageszeit mit einem Kranken er Sterbenden das Abendmahl zu nehmen, vor dieser Sünde zu schützen[2]). Die Bedeutung dieser Frage wird dadurch gekennzeichnet, daß die Vorlage in ihrer heutigen Form ne ausdrückliche Erklärung enthalten soll, die im Sinne der überlieferten, auch von Dr. Pusey vertretenen anglikanischen Lehre, das Fasten vor der Kommunion zwar als blichen Gebrauch, aber nicht als Gebot bezeichnet. Es liegt gegen die Aufnahme einer chen Erklärung schon ein scharfer Protest von anglokatholischer Seite vor. Nicht nur in dieser Hinsicht versucht die neue Vorlage die Befürchtungen, die zu der Ablehnung im Unterhaus geführt haben, zu entkräften. Jene „schwarze Rubrik", die in den Erörterungen über die Revision eine so große Rolle spielt, hat in der ursprünglichen Fassung hinter der neuen Abendmahlsliturgie gefehlt. Sie soll nun auch an dieser Stelle, nicht nur hinter der alten Abendmahlsliturgie, erscheinen. Es handelt sich um die Feststellung, daß das Knien beim Empfang des Abendmahls zu deuten ist als Ausdruck der „Demut und Dankbarkeit", nicht als Zeichen der Anbetung des Brotes und Weines oder „einer körperlichen Gegenwart des natürlichen Fleisches und Blutes Christi". Die Transsubstantiation wird ausdrücklich verworfen, die Anbetung des Brotes und Weines als Idolatrie bezeichnet[3]).

Es bleibt abzuwarten, ob es gelingen wird, die evangelischen Gegner im Unterhaus und im Lande durch solche Bekräftigungen der Kirchenlehre, die nach den Beteuerungen der Väter des neuen Prayer-book unveränderlich bleibt, zu beruhigen. Nach der Ablehnung im Unterhaus ist von anglokatholischer Seite der bis dahin zurückgehaltene

[1]) Es ist kein Zweifel darüber, daß in manchen Diözesen die Karriere der Geistlichen durch solche Verfehlungen zum mindesten nicht beeinträchtigt worden ist.

[2]) Näheres darüber in dem soeben erschienenen Buch von Dr. Percy Dearmer: The Truth about Fasting with special reference to Fasting Communion. (London. Riwingtons.)

[3]) Diese Erklärung stammt aus der Zeit Edwards VI. Sie hat im elisabethanischen Prayer-book gefehlt und ist erst 1662 auf Veranlassung des Parlaments wieder eingeführt worden.

Bericht über die Besprechungen erschienen, die von 1921 bis 1926 in Mecheln zwisch
Angehörigen der anglikanischen und der römischen Kirche stattgefunden haben[1]). W
es auch immer mit dem „privaten" Charakter dieser Unterhaltungen stehen mag, d
vom Erzbischof von Canterbury nachdrücklich betont wird: eines zeigt der Beri
deutlich, die Anglokatholiken, die sie auf der englischen Seite geführt haben, schien
geneigt den Primat des römischen Stuhles anzuerkennen, wenn gewisse Sonderrech
der „englischen Provinzen" gewahrt blieben; in bezug auf die Lehre scheint eine we
gehende Übereinstimmung zutage getreten zu sein[2]). Dieser Bericht ist geeignet, d
Widerstand des protestantischen Laientums gegen das Prayer-book trotz den neu hinz
gefügten Garantien sehr zu verstärken. Auf der anderen Seite hat der Bischof von Truro sofo
in einem Briefe an die „Times" unter dem Beifall seiner anglokatholischen Freunde erklä
daß nunmehr die Vorlage für ihn nicht mehr annehmbar sei. Der Zweck der ganzen Ma
nahme kann nur der sein, die Grundlage einer Kirchendisziplin zu schaffen, der au
der gemäßigtere Teil des anglokatholischen Teils des Klerus sich zu unterwerfen bere
ist. Die Haltung der Anglokatholiken muß nun zeigen, ob die Zweifel der Protestant
an der Aufrichtigkeit ihres Entgegenkommens berechtigt waren oder nicht. Die hinzug
kommenen Veränderungen bedeuten nur eine klare Interpretation der neuen Bestimmung
im Sinne der geltenden Lehre und Garantien dafür, daß der Wille der Gemeinden b
der Wahl zwischen den beiden Formen des Prayer-book gegenüber dem Pfarrer zu
Geltung kommen kann. Lehnen sie es ab, diese Garantien zu geben, so scheint die Befürc
tung der Protestanten berechtigt, die Anglokatholiken stimmten dem neuen Prayer-boo
nur zu, weil sie in ihm, allen Versicherungen zum Trotz, Möglichkeiten sehen, ihren Kirche
begriff gegenüber der reformierten Grundlage der Staatskirche zur Geltung zu bringe

Die Auseinandersetzung im Unterhaus hat gezeigt: so stark und tief theologisch begründ
die anglokatholische Bewegung sein mag, es steht ihr, wie seit vielen Jahrhunderten
auch heute, in der englischen Laienwelt ein protestantisches Bewußtsein gegenüber, do
gegen jeden Schritt auf einem Wege, der in die Richtung einer Unterwerfung der englische
Kirche unter eine nicht englische Autorität auch nur zu führen droht, sich sofort zu äußerste
Widerstand erhebt. Der englische Staatsmann muß die Entwicklung dieses Gegensatzes m
Sorge betrachten und wird, wie Baldwin das mit großem Ernste getan hat, sich für di
Annahme des vorgeschlagenen Kompromisses einsetzen. Bleibt der Konflikt ungelöst,
kann der Kampf der beiden Richtungen zur Trennung der Kirche vom Staate führe
Das bedeutet heftige und langwierige Kämpfe, in denen das politische Leben durch da
Eindringen religiöser Gegensätze krampfhaft erregt, durch die die Arbeit an unmittelba
drängenden Aufgaben verhindert oder wenigstens gehemmt wird. Die Lösung der Kirch
vom Staat müßte aber für die gesamte Struktur des englischen Lebens von gewichtige
Folgen sein, die sich nur schwer übersehen lassen. Neben der Krone ist die Kirche von Eng
land vielleicht eines der stärksten Bänder, die heute noch das britische Weltreich zusammen
halten. In der gegenwärtigen Lage wäre die Zerstörung eines so ehrwürdigen Symbol
geistiger Einheit ein Wagnis, gegen das sich aus Canada wenigstens schon eine gewichtig
warnende Stimme erhoben hat. So tief begründet aber und so schwerwiegend in diesem
Falle politischer Opportunismus sein mag, es muß doch gefragt werden, ob er vermöge
wird, die starren Gegensätze religiöser Überzeugung zu überwinden, die dem Streit um da
Prayer-book zugrunde liegen. Es soll im Sinne objektiver geschichtlicher Betrachtun
verstanden werden, wenn wir zum Schlusse daran erinnern, daß die Gegenreformatio
zweimal an dem entschlossenen Willen des englischen Protestantismus gescheitert ist. De
Kardinal von Westminster hat vor kurzem in einem Hirtenbrief von „der Königin Elisabet
unglücklichen Andenkens" gesprochen. Vielleicht war die Abstimmung des Unterhause
eine Mahnung, die bedeutet, daß er in einem ganz anderen Sinne recht hatte, als er meinte.

[1]) The Conversations at Malines, 1921—25. Les Conversations de Malines 1921—25 (Oxford
University Press.) [2]) Für die Abendmahlslehre wird dies ausdrücklich festgestellt.

Religiöse ohne Konfession in England

Von Edward Greenly in Bangor, N. Wales

Dieser kleine Aufsatz ist ein Versuch, möglichst kurz die Frage zu beantworten, ob es in England eine Bewegung gibt, die aus religiösen Gründen zum Kirchenaustritt führt. Man behauptet, daß es nicht weniger als 50 verschiedene Definitionen des Begriffs Religion gibt; wir wollen für unseren augenblicklichen Zweck die von Harold Picton zugrunde legen, wonach Religion sich hauptsächlich mit dem Verhältnis des Einzelmenschen zum Weltganzen befaßt und demzufolge Sache des einzelnen Menschen ist. Es liegt auf der Hand, daß eine derartige Einstellung die Lossagung von der bestehenden, wie von jeder überhaupt möglichen Kirche begünstigt.

Es ist sicher, daß es in England eine solche Bewegung gibt; nur tritt sie, gerade weil Sache des Einzelnen ist, nicht sehr hervor und ihre Verbreitung ist schwer zu schätzen. Überdies wird sie durch zwei Tatsachen gehemmt. Die eine ist das Vorhandensein großer nicht-christlich eingestellter Gemeinschaften (wie z. B. der theosophischen) die, jedenfalls vorübergehend, viele religiöse Menschen anziehen. Noch wirksamer ist die Eigenart des britischen Konservatismus, der eine große Anzahl fortschrittlich gesinnter Menschen Mitglieder der Kirche bleiben läßt, obgleich ihre Überzeugung mit der kirchlichen Lehre in Widerspruch steht. Besonders trifft dies für Kleinstädte und ländliche Bezirke zu, wo es hauptsächlich dem gesellschaftlichen Druck zuzuschreiben ist.

Trotzdem bemerke ich doch auch, daß von den Männern, die in meinen Gesichtskreis kommen, eine große und immer zunehmende Anzahl sich von der Kirche lossagen, ohne sich einer anderen Gemeinschaft anzuschließen. Geschieht dies aus religiösen Gründen, d. h. ist der Grund eine definitiv individuelle Auffassung der Religion? In gewissen Fällen: ja. In anderen Fällen liegt der ursprüngliche Beweggrund in einer zunehmenden Ablehnung der Lehrsätze der Kirche, ist also negativer als derjenige der vorhin genannten Gruppe. Bei der dritten und größeren Gruppe ist m. E. der ursprüngliche Beweggrund eine unbestimmte Gleichgültigkeit, die der Betreffende kaum sich selbst zu erklären versucht. Diese letzte Gruppe trennt sich dann in zwei Teile. Der eine besteht aus den von Natur aus nicht religiösen Menschen, für welche die Angelegenheit mit dem Austritt erledigt ist. Der zweite Teil besteht aus religiös gesinnten Menschen, die nach einiger Zeit herausfinden, daß ihre unbestimmte Gleichgültigkeit in einer tiefen Unzufriedenheit mit dem begründet ist, was ihnen die Kirche als Religion gegeben hatte. Mit ihrem persönlichen Verhältnis zum Weltall hat diese kirchliche Darstellung nichts zu tun; sie ist für sie unzulänglich und prosaisch.

Innerhalb meines eigenen Gesichtskreises habe ich Beispiele für alle diese Gruppen gefunden, wobei die letzte unter Geologen besonders stark vertreten ist. Fast alle, deren allmälige Entwicklung ich genauer kannte, fingen entweder mit immer wachsender Gleichgültigkeit oder mit Auflehnung an, nur um recht bald zu entdecken, daß der wirkliche Beweggrund ihres Abfalls tief religiös war. Solche Menschen schließen sich selten einer anderen Gemeinschaft an; ihre Religion ist wesentlich eine individuelle Angelegenheit. Mein eigener Eindruck bildet nach allem, was ich von anderen Kreisen höre, in dieser Beziehung keine Ausnahme. Ich zweifle deshalb nicht, daß diese Bewegung ausgedehnt und einflußreich ist.

Die Anschauung, die ihr zugrunde liegt, entwickelt Harold Picton folgendermaßen:

„Wir gehören keiner Sekte an, wir sind Mitglieder weder einer religiösen noch einer ethischen Gemeinschaft. Wir glauben an den Geist, glauben aber auch, daß der Buchstabe tötet. Uns bedeutet Religion das persönliche Verhältnis zum Weltall. Je tiefer das Verhältnis geht, desto per-

sönlicher wird es, und dieses Persönliche wollen wir uns nicht durch das Glaubensbekenntnis irgen einer Sekte abstumpfen lassen, ja, auch nicht durch die begrenzte Auffassung irgendeiner Religio Für uns ist das Christentum bloß eine der Weltreligionen, und zwar eine, die leider bisher hau sächlich durch Krieg und Verfolgung gediehen ist. Der Buddhismus im Gegenteil hat keinen Kri geführt, keine Andersgläubigen verfolgt. Wir glauben nicht an einen Heiland, und ganz besonde glauben wir nicht, daß wir diesem Heiland durch Beten, Formalitäten und Gottesdienst zu dien haben. Der einzige Gottesdienst zu dem wir verpflichtet sind, ist unserer Ansicht nach ein Mensche dienst, Hilfe für unsere Mitmenschen. Vorbedingung aller wertvollen Hilfe ist aber, daß wir u befangen darauf bestehen, wir zu sein und keine Kopie der anderen.

Wir sind nicht Materialisten. Das einzige Phänomen, das wir Menschen unmittelbar kenne ist das Bewußtsein. Ist die Welt eine Maschine und wir alle Automaten, so ist das Bewußtse überflüssig, und sein Vorhandensein unerklärlich. Der Materialismus — der übrigens jetzt ga veraltet ist — erklärt die Welt, indem er die Hauptsache wegläßt, die zu erklären ist. Nein, n sind keine Materialisten. Das Weltall ist für uns ein Leben. Was für ein Leben wissen wir alle dings nicht. Die Sache ist etwa die: wenn wir unsere Mitmenschen naturwissenschaftlich von auß betrachten, stellen wir gewisse Bewegungen fest und sonst nichts. Daß diese Bewegungen Au druck innerer seelischer Erfahrungen sind, wissen wir nur, weil wir mit unseren Mitmenschen e verwandt sind. Was die seelische Bedeutung der geologischen und astronomischen Bewegungen i wissen wir nicht, weil diese Ausdruck eines Lebens sind, das uns gewöhnlich fern steht. Manchm kommen die Dichter, und zuweilen wir alle, solchem größeren Leben näher.

Unser Verhältnis zum Weltall ahnen und fühlen wir Religiösen ohne Konfession; manchm sogar wird uns für einen flüchtigen Augenblick unsere Einheit mit diesem größeren Leben kl Manchmal können wir die Pforte auftun, so daß uns neue Kraft und neues Vertrauen aus de großen Leben des Alls zufließt. Wir wagen es aber nicht, diese Mysterien durch ein Glauben bekenntnis zu entweihen. Wir haben nur Ahnungen, wir können nichts erklären, und wir dürfe nicht tun, als ob wir wissen, wo wir unwissend sind. Wir sind keiner Sekte, keiner Rasse, keines b sonderen Landes. Ob es England ist oder Deutschland, Frankreich, die Schweiz, Skandinavie oder sonst ein Land, überall wächst stetig die Zahl derjenigen, für welche die Religion eine so pe sönliche Sache ist, daß sie uns von keiner Kirche und von keinem Pfarrer auferlegt werden da Die Kirchen und die Religionen vergehen, das Verhältnis des einzelnen zum Weltall bleibt."

Eine aus religiösen Gründen entstandene Unzufriedenheit mit der Kirche macht sich öft auch bei Frauen bemerkbar. Mir selbst sind viele Fälle bekannt; aber wegen ihr gesellschaftlichen Instinkte versuchen Frauen gewöhnlich in der Kirche zu bleiben, oder s schließen sich einer neuen Gemeinschaft an.

Einige jedoch haben die Kraft, einen einsamen Weg einzuschlagen, und diese müsse naturgemäß Seelen von seltener Erhabenheit sein. Eine solche habe ich gekannt, die i ohne Zögern den edelsten Menschen nennen würde, den ich je getroffen habe. Sie w kirchlich erzogen, und schon bald genügte ihr die kirchliche Religion nicht mehr. S hatte außergewöhnlichen Einfluß auf Knaben und Jünglinge und versuchte sie de Edlen und Allumfassenden entgegenzuführen. Sie trat aus der Kirche aus, sobald sie G legenheit fand, ohne ihre Schützlinge zu beunruhigen, und suchte auch später nie Zulc zu einer anderen Gemeinschaft. Was sie besorgt machte, war die Tatsache, daß sie die kirchliche Lehrsätze für eine innere Religion unzulänglich fand. Religion blieb für sie Sache indiv dueller Einstellung und seelischen Strebens. Nach ihrem Tode hat man immer wieder vc dem seelischen Licht gesprochen, das von ihr ausstrahlte. Ich bin etwas ausführlicher dara eingegangen, einerseits weil dieses Leben mir gut bekannt war, andererseits weil es b zeichnend ist für das, was man im höchsten Sinne erhabenen Individualismus in der Religic nennen könnte.

Aktivismus und Fundamentalismus in Amerika

Von Adolf Keller in Genf

Amerika lebt von dem religiösen Erbe seiner ersten Siedler und Pioniere, die um des Glaubens willen über dem Weltmeer eine neue Heimat suchten. Diese Pilgerväter d Puritaner, die eine religiöse Gemeinschaftsidee auch politisch verwirklichten, gaben n jungen Volke die religiöse Phantasie, die es brauchte, um Amerika zu ihrer Heimat machen. Der Circuit-rider, der Evangelist im Sattel, der mit der Bibel im Mantel- den Trappern und Settlern in die Wildnis nachreitet, um ihre Seelen mit dem Teufel ıpft, in heißen revival meetings, ist das anschauliche Symbol jenes religiösen Erobe- gsdranges, der Amerika bis heute beseelt.

Damit gewann Amerika eine missionarische Religion, die im Namen Gottes die Welt ert, wenn nicht in dieser, so doch in der nächsten Generation. Sie war puritanischer , glutvoll und asketisch, gewann am Alten Testament den Ernst und die Strenge des etzes und an der Erwählungslehre des Neuen die frohe Heilsgewißheit, die zu Taten b, durch die Gottes Ehre verherrlicht werden sollte. Die amerikanische Religiosität ı mit einem ungeheuren göttlichen Auftrag an die Arbeit an der Welt. Sie hörte wieder e Schöpfungsbefehl: Macht euch die Erde untertan und herrscht über sie. Intellektuelle blematik ist ihr fremd. Sie kennt nur die Problematik des Handelns und ist auch hierin t allzuverlegen, denn sie weiß, daß sie das Reich Gottes auf Erden bauen soll. Das ihr einen Tatendrang, für den die Mission das rechte Feld ist.

ie Mannigfaltigkeit der kirchlichen Typen, die nebeneinander und durcheinander en, macht sie geneigt, die theologischen Unterscheidungslehren nicht so absolut zu nehmen, nso weniger als den meisten Kirchen mit Ausnahme der wenig einflußreichen Unitarier n Universalisten, eine unbezweifelte Orthodoxie zugrunde liegt. Die religiöse Proble- k konnte sich um so weniger verschärfen als ein untheologischer, aber gemütswarmer n praktisch eifriger Methodismus die Führung der religiösen Kräfte an sich riß.

ür eine solche religiöse Welt war die theologische Krisis Europas, wie sie mit der Bibel- i auftam, nur von außen fühlbar, und auch das nur in schwachen Nachklängen, die wie n schwerfälliges Echo dreißig bis vierzig Jahre nach den europäischen Erschütterungen rn. Was in Europa als kritisches Element empfunden wird, konnte in Amerika immer noch eine milde Orthodoxie oder ungefährliche Theologie der Mitte empfunden werden. e Mercersburger Theologie und andere kritische Wellen, die wie die Ritschlsche Theologie t ie amerikanische Küste schlugen, verloren in einem warmen Evangelikalismus und in r ifrigen evangelisatorischen und missionarischen Tätigkeit aller kirchlichen Typen ihre ı izende Kraft.

Eine wirkliche Krisis kommt nie von außen, sondern daher, daß ein Prinzip der eigenen Art und Tätigkeit sich bis in seine letzte Konsequenz auswirkt und dort an der Grenze e risis erzeugt. Nur was wir selber wollen, stellt uns selbst auch in Frage.

Was will der Amerikaner religiös? Er will höchste Wirkung in kürzester Zeit, Wirkung ons durch ihn, den Menschen, womöglich den Amerikaner. Ein Beispiel dafür ist die rühmte Formel John Motts: Evangelisation of the world in this generation.

Es ist nicht etwa menschliche Hybris, sondern Auswirkung eines echt religiösen Prinzips, s m Kalvinismus zu besonderer Kraft erwachsen ist. Der Mensch wird hier mit allen n Kräften aktiv für Gottes Ehre in Anspruch genommen. Das kommt der dynamischen ntasie, der jungen, entfaltungshungrigen Energie des Amerikaners entgegen. Der ıose Anspruch und die psychologische Eigenart verbanden sich zu einer Wirkung, die d: Religionsgeschichte einzig dasteht. Diese religiös geladene Energie fand vor allem d: Mission und in der sozialen Arbeit ein ungeheures Betätigungsfeld. Die Frage,

wie die religiöse Wirkung gesteigert werden kann, führte zur Bildung ungeheurer Orga sationen, aber auch zu einem Studium des religiösen Objekts des Arbeitsfeldes, Menschen, seiner psychologischen und sozialen Möglichkeiten.

Aber hier wirkte sich nun jenes Prinzip in einer Einseitigkeit und Wucht aus, daß zur Krisis führen mußte. Der Wille, zu Gottes Ehre die Welt zu erobern, führt zu ein solchen Gewicht des menschlichen Faktors im Dienste der Religion, daß beinahe kein P mehr bleibt für die Transzendenz Gottes, für den eschatologischen Gesichtspunkt, der z Christentum gehört. Das religiöse Problem des Synergismus gewinnt höchste Ansch lichkeit, die Frage, inwieweit der kleine sündige Mensch wirklich ein Mitarbeiter des tr szendenten Gottes sein kann. Diese Tendenz mit ihrer starken Betonung der menschlich Anstrengung und Wirkung nähert die amerikanische Theologie stark dem Pragmatism an, wie er vor allem von W. James und John Dewey vertreten ist, wobei die Wahrhe frage erschreckend in den Hintergrund tritt. Gleichzeitig kommt vor allem durch die R gionspsychologie eine starke Relativierung zur Wirkung, die in ihren schroffsten Vertret Starbuck, Ames, Leuba das religiöse Leben völlig der Psychologisierung ausliefert, objektive Grundelement aller Religion damit also völlig auflöst.

Das führt nun immer tiefer in die religiöse Krisis Amerikas hinein. Sie wird erst sicht in ihren ersten Anzeichen. Dazu gehört eine gewisse Enttäuschung an der missionarisch Arbeit, wie sie Amerika vor allem in China erlebt. Die Mission wirkt nicht so rasch u tief auf die heidnischen Völker, wie die dynamische Phantasie erhoffte. Sie erregt gerad Kritik, die der Durchschnittsamerikaner schwer gerechtfertigt findet, gegenüber der Wohl der Mission, die er tiefer stehenden Rassen zu erweisen glaubt.

Dieselbe Enttäuschung wird aber auch sichtbar an den psychologischen Ergebnissen ame kanischer Pädagogik. Die Tatsache, daß das religiöse Erziehungssystem Amerikas nur d kleinen Teil der Kinderwelt einschließt, ein Einblick in die sittliche Verfassung der Juge wie sie die Bücher Lindseys enthüllen, regt zu kritischem Nachdenken an und stellt ein großen Teil des religiösen Betriebs in Frage.

Die Krisis wird also gerade da akut, wo das amerikanische Ziel aufgestellt wurde: Erfolg der größten menschlichen Anstrengung auf religiösem Gebiet. Die Krisis haftet j noch an der Erörterung des Erfolges, der Methoden, die etwa zu bessern wären, und noch nicht vorgedrungen zu den letzten Gründen, zu der Infragestellung des Mensch und seiner Tätigkeit überhaupt.

Deshalb ist dem amerikanischen „Aktivismus", in dem die eine Seite der Krisis sicht geworden ist, auch erst der Fundamentalismus gegenübergetreten, eine Gegenwirku die das Heil in einer Sicherung äußerer grundlegender Positionen sieht, die namentlich der Betonung biblischer Elemente gefunden werden. Die grundlegenden Elemente Religiösen werden nämlich gefunden in der Anerkennung der Verbalinspiration der Bi und im Bekenntnis zu ausgewählten Grunddogmen, wie Jungfrauengeburt, Versöhn durch das Blut, Auferstehung, Wiederkunft Christi. Mit anderen Worten: die Repri nation der alten Orthodoxie soll die offenbar gewordene Krisis des Aktivismus, Pragm tismus und Psychologismus heilen, wie das etwa in den Büchern von Machen und Cartney zutage tritt. Dieser Fundamentalismus enthält sicher eine gesunde Reakt gegen den religiösen Relativismus, der im amerikanischen Liberalismus eingerissen Aber er gleicht einem Manne, der sein Haus gegen das Feuer im Nachbarhaus schüt will und nicht merkt, daß das Feuer schon hinter seinem Rücken im eigenen Hause fr Das kommt daher, daß diese amerikanische Orthodoxie nicht wie die europäische du eine ernsthafte Auseinandersetzung mit der Kritik hindurchgegangen ist. So wehrt sich gegen die kritische Arbeit, gegen den wissenschaftlichen Geist, gegen die moderne W in einer Weise, die zeigt, daß sie das Wesen der heutigen religiösen Krisis noch nicht erf hat. Das wurde vor allem an den neueren Lehrprozessen, wie sie z. B. William Jennin Bryan in Dayton führte, völlig deutlich. Der Einfluß der dialektischen Theologie Euro

ird hier ungeheuer vertiefend wirken können durch den Hinweis, daß nicht ein äußerer chutz der Überlieferung, sondern die grundsätzliche Infragestellung des menschlichen ementes in der christlichen Religion den Weg finden hilft zu einer Begründung des laubens im Ewigen.

Während Europa schon tief in dieser Krisis steckt und vor allem sich ihrer bewußt ist, ist nerika erst von einer Unruhe ergriffen, deren tiefere Krisennatur noch kaum verstanden . Darum greift man noch zu äußeren Verteidigungsmitteln, um sie zu beschwören. arum kämpft man vielfach gegen Positionen, die als Teil einer Krisis wohl ihre Bedeu- ng haben. Darum richtet sich der Angriff vielfach gegen Einzelpersonen, wie den mild- eralen Pfarrer Fosdick, ohne zu ahnen, daß Personen in einer solchen Krisis durchaus Träger dialektischer Gegensätze zu werten sind.

Die religiöse Krisis in Amerika hat also ein anderes Gesicht als in Europa, obschon es sich um denselben tiefen Zwiespalt handelt. Vor allem äußert sie sich in einer weniger ologischen Form. Es ist eben viel mehr die Krisis des religiösen ethischen Willens als religiösen Denkens. Dieses flüchtet sich, erschreckt vor den Auswüchsen des modernen ologismus, Psychologismus und Pragmatismus, leicht in die altorthodoxe Theologie ück oder sucht einfach wie Harry Emerson Fosdick eine Vermittlung zwischen evangeli- er Frömmigkeit und dem modernen wissenschaftlichen Bewußtsein, wodurch die Tragik heutigen religiösen Lage eher verdeckt, als bloßgelegt wird.

Aber obschon Amerika in der theologischen Problematik einige Jahrzehnte hinter Europa rückſteht, reift die Krisis dort schnell, nicht aus den Tiefen der Probleme herauf, sondern einem verwirrten und allmählich leerlaufendem religiösen Lebensgefühl.

Die Krisis ist um so tiefer, je schroffer die Gegensätze sind. Sie sind in Amerika besonders k: auf der einen Seite eine Verweltlichung und Anpassung des Christentums an die t und die subjektiven Bedürfnisse, wie sie kaum noch zu überbieten sind, auf der anderen te die lebendigen Kräfte des puritanischen Erbes, eine Willigkeit zu Dienst und Opfer, junger Glaubensenthusiasmus, eine Reichshoffnung, die sich nur wieder nach einem rweltlichen Ziel zu richten braucht, um zu einer gewaltigen Führerin zu werden.

Was das Bewußtwerden der Krisis hindert, ist das unerhörte Glück Amerikas. Wie kann Volk an sich selber verzweifeln, das so unerhörte Macht, so unerschöpflichen Reichtum, e unverbrauchten Energien besitzt, sie zudem bewußt mit solchem Idealismus ver- ten will? Die Krisis wird aber sofort akut werden, wenn das religiöse Amerika erinnert an jenes Wort Jesu, das man hier wohl so variieren kann: Was hülfe es dem Menschen, n er die ganze Welt gewänne, die größten religiösen Organisationen schüfe, die größten er brächte, die riesenhaftesten Hilfswerke unternähme, das beste erzieherische System die wirksamsten sozialen Methoden befolgte — und litte Schaden an seiner Seele? ber auf die ganze heutige Lage gesehen, sollte man vielleicht gar nicht von einer beson- n religiösen Krisis Amerikas sprechen. Weil nämlich eine wirklich religiöse Krisis immer Weltkrisis ist und grundsätzlich aufs Ganze geht. Und so ist denn Amerika vielleicht nur Seite der heutigen Weltkrisis. Amerika und Europa gehören religiös zusammen. n Amerika ist religiös ein Schößling Europas — hat es doch nur wenige eigene religiöse nen hervorgebracht, wie die Disciples oder die Christian Science. Und Europa wird rseits ein Missionsfeld Amerikas, solange dort die Krisis nicht bewußt wird. Das reli- Amerika bedeutet für das unkritische religiöse Europa einen berauschenden Trank, sn Wirkung sich in Missionsdrang, Perfektionismus, Millenarianismus, Emotionalis- n kundgibt. Aber das krisenbewußte religiöse Europa kann für den ungebrochenen iösen Lebens- und Arbeitswillen Amerikas zu einem katalytischen Ferment werden, das ungeheuer Menschlich-Allzumenschliche aus dem religiösen Phänomenalismus reuen Welt heraus fällt. Dann wird jene Armut wieder sichtbar gemacht, in der die e nicht kraftvoll Gott ihre Mitarbeit anbietet, sondern mit leeren Händen Gnade nd vor ihn hintritt.

Psychoanalyse der Religion

Wir halten für sicher, daß die Psychoanalyse (vgl. das vorige Heft der S. M. „Modern Medizin") eine Fülle von neuen Erkenntnissen gebracht hat, und für wahrscheinlich daß neue Erkenntnisse die Grundlage für Heilerfolge bieten können.

Nur ist der Kreis der Patienten vielleicht etwas zu rasch gewachsen. Nach ärztliche Standesbegriffen müßte der Arzt eigentlich warten, bis er geholt wird. Die Psycho analyse stellt sich aber (mit einer seltsamen Ausnahme, auf die wir noch kommen) d gesamten Menschheit, sowohl der toten als auch der lebenden, zur Verfügung. S besaß einmal ihre Stärke in der Beobachtung des Unbeachteten, des vermeintlich Unwich tigen. Jetzt geht sie aufs Ganze.

Nachdem die Kunst verarztet ist, kommt die Religion[1]) an die Reihe. Leider ist, w deren zahlreichen Angehörigen nicht verhehlt werden kann, der Befund ungünstig. Es mu um es ganz offen zu sagen, mit dem baldigen Ableben gerechnet werden, wenn nicht ei Wunder geschieht, das zu erwarten allerdings gerade bei diesem Patienten vielleic gar nicht so unvernünftig wäre.

Die Diagnose ist etwa diese:
Der Mensch strebt nach Lust und nach Verminderung von Leiden, welches Strebe mit Ausnahmen, die sich aus der Stammesgeschichte und der Geschichte des einzelne erklären, auf Erhaltung des eigenen Lebens und die eigene Fortpflanzung hingerichtet ist.

„Denkt man sich ihre (der Kultur) Verbote aufgehoben, man darf also jetzt zum Sexualobje jedes Weib wählen, das einem gefällt, darf seinen Rivalen beim Weib, oder wer einem sonst i Weg steht, ohne Bedenken erschlagen, kann dem andern auch irgendeines seiner Güter wegnehme ohne ihn um Erlaubnis zu fragen, wie schön, welch eine Kette von Befriedigungen wäre dann d Leben!" (S. 21.)

So könnte aber nur ein Alleinherrscher leben und auch der wäre seines Lebens nic sicher (S. 21 f.). Unter gegenwärtigen Verhältnissen gibt es eine Überzahl von Menschen die die Kultur hassen, weil sie ihnen mehr Unlustgefühle bereitet als Lustgefühle.

Als Ersatz für eine Welt, in der man die schönsten Sachen wie Blutschande, Vater mord, Menschenfressen nicht machen darf, ja seiner persönlichen inneren Einstellung na nicht mehr machen will, fordert Freud Kunst und Kultur für alle, wobei die Kultur nicht einm so hoch anzuschlagen ist, weil sie großenteils in Maßregeln besteht, die Naturgefahren a wenden und den Menschen an den schönsten Vergnügungen hindern.

Um gegenüber den Mitmenschen, gegenüber den Gefahren der Natur, soweit man s nicht durch Kultur beherrschen kann — „Hauptaufgabe der Kultur, ihr eigentlicher Daseins grund, uns gegen die Natur zu verteidigen" (S. 22) — um gegenüber diesen Gefahren d Gefühl der Sicherheit zu bekommen, ersinnt man unwillkürlich als Schutzeinrichtung ein Illusion, die gegen alle Gefahren zu beschützen vermag und das, was man als ungerech Verteilung der Lusterzeuger empfindet, in einer anderen Welt ausgleicht.

Diese Schutzvorrichtung ist die Religion. Die Religion ist eine Zwangsvorstellung. D Verfasser nimmt an dieser Stelle (S. 71) dankenswerte Rücksicht auf die Hinterbliebene indem er nur von Analogie der Religion mit einer Zwangsvorstellung spricht; er mei aber doch wohl etwas mehr, denn er fährt fort:

„Es stimmt dazu auch gut, daß der Frommgläubige in hohem Grade gegen die Gefahr gewiss neurotischer Erkrankungen geschützt ist; die Annahme der allgemeinen Neurose überhebt ihn d Aufgabe, eine persönliche Neurose auszubilden."

[1]) Sigm. Freud, Die Zukunft einer Illusion. Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Wien.

Die Wirkung der Religion ist die eines Narkotikums; dafür sprechen die Vorgänge in den ereinigten Staaten, wo die alkoholischen Getränke und Rauschgifte durch Religion er-ßt werden (S. 79).

Dem Verfasser „drängt sich die Auffassung auf, daß die Religion einer Kindheitneurose vergleich-r sei, und er ist optimistisch genug anzunehmen, daß die Menschheit die neurotische Phase über-inden wird, wie so viele Kinder ihre ähnliche Neurose auswachsen" (S. 86).

Da die Gepflogenheit, den Vater zu erschlagen, seinerzeit verdrängt wurde durch die eiligung des Vaters, da im Leben des einzelnen Schutz durch den Vater geboten wurde, ahm in dieser Neurose die Zwangsvorstellung die Gestalt eines allmächtigen Vaters[1]) an.

„Für die Illusion bleibt charakteristisch die Ableitung aus menschlichen Wünschen" (S. 49).

Die Therapie ist etwa so:

Freud will die religiöse Illusion beseitigen. Er ersetzt sie durch Kultur. Kultur, soweit sich um Kunst handelt, ist Freudenbringer. Der Rest ist Polizei, und zwar sowohl Polizei genüber ungebärdigen Naturgewalten als auch gegenüber ungebärdigen Menschen. Wenn erst einmal die Jugend in einem unkritischen Lebensalter statt mit den Erfindungen r Religion mit der klaren Wissenschaft gespeist und behandelt wird, dann wird eine it kommen, in der die Verteilung der Güter und die übrigen Einrichtungen der Menschen ıximale Lust für eine maximale Anzahl erzeugen werden.

Dieser Idealzustand kann nur herbeigeführt werden durch die Herrschaft der Intelligenz.

Wir haben „kein anderes Mittel zur Beherrschung unserer Triebhaftigkeit als unsere Intelligenz. e kann man von Personen, die unter der Herrschaft von Denkverboten stehen, erwarten, daß sie s psychologische Ideal, den Primat der Intelligenz, erreichen werden?" (S. 77 f.).

‚Die Erkenntnis des historischen Wertes gewisser religiöser Lehren steigert unseren Respekt vor en, macht aber unseren Vorschlag, sie aus der Motivierung der kulturellen Vorschriften zurück-iehen, nicht wertlos. Im Gegenteil! Mit Hilfe dieser historischen Reste hat sich uns die Auflö-ıg der religiösen Lehrsätze als gleichsam neurotischer Relikte ergeben, und nun dürfen wir sagen, ist wahrscheinlich an der Zeit, wie in der analytischen Behandlung des Neurotikers die Erfolge Verdrängung durch die Ergebnisse der rationellen Geistesarbeit zu ersetzen. Daß es bei dieser arbeitung nicht beim Verzicht auf die feierliche Verklärung der kulturellen Vorschriften bleiben rd, daß eine allgemeine Revision derselben für viele die Aufhebung zur Folge haben muß, ist auszusehen aber kaum zu bedauern. Die uns gestellte Aufgabe der Versöhnung der Menschen r der Kultur wird auf diesem Weg weitgehend gelöst werden" (S. 72).

Da aber Freud Zweifel an der Intelligenz hat, nicht an der eigenen, sondern an der der deren, so hält er für möglich, daß die Beseitigung der Religion mißlingt. Er würde dann n seinem Urteil zurückkehren:

Der Mensch ist ein Wesen von schwacher Intelligenz, das von seinen Triebwünschen beherrscht rd" (S. 79).

Diese ziemlich simple Psychologie kennt also nur Triebhaftigkeit und Intelligenz. Denk-ıe wäre, daß es noch etwas gibt, das Freud nicht erlebt hat. Wir wollen es nicht behaup-e, aber möglich wäre es. Und die Aufnahme fremden Seelenlebens durch Wort und Schrift kann schließlich immer nur auf Grund der eigenen inneren Erfahrung erfolgen. Es wäre z. B. möglich, daß es außer den zahlreichen Träumen, auf die Freuds Traumtheorie — eine seiner scharfsinnigsten Leistungen — paßt, andersartige Träume ıt, auf die sie nicht paßt. Was hier von den Träumen gesagt ist, könnte vielleicht vom zen seelischen Leben gelten. Vielleicht ist die Erklärung aus Lustgefühlen, die im Zusammenhang mit Erhaltung und Fortpflanzung angestrebt werden — auch wenn sie ringt wird durch die Annahme gleicheingerichteter Vorfahren — nicht erschöpfend und ürfte sich unter dem, worauf die Freudsche Theorie nicht paßt, die Religion befinden.

[1]) Freud hatte schon in „Totem und Tabu" (3. A., S. 197) verraten, daß für jeden das Verhält-nis zu Gott abhängt von seinem Verhältnis zum leiblichen Vater.

Dann wäre das die Schrift eines total Farbenblinden über die Illusion des Farbensehens. Doch nein ... es wäre eine Ungezogenheit, wenn man dem Arzt, den man konsultiert, ärztliche Ratschläge geben wollte. Also zurück zur Freudschen Erkenntnistheorie.

Der Halbgebildete glaubt mit seiner Halbbildung die Welt aus den Angeln heben zu können, während Archimedes weiß, daß er dazu einen festen Punkt braucht.

Wir suchen des Archimedes Freud festen Punkt und finden folgende Stellen:

Es ist „eine Illusion, wenn man von der Intuition und der Selbstversenkung etwas erwartet; sie kann uns nichts geben als — schwer deutbare — Aufschlüsse über unser eigenes Seelenleben" (S. 50).

Die religiösen Vorstellungen sind „Aussagen über Tatsachen und Verhältnisse der äußeren (oder inneren) Realität, die etwas mitteilen, was man selbst nicht gefunden hat, und die beanspruchen, daß man ihnen Glauben schenkt" (S. 38).

„Man kann von allen Menschen verlangen, daß sie die Gabe der Vernunft anwenden, die sie besitzen, aber man kann nicht eine für alle gültige Verpflichtung auf ein Motiv aufbauen, das nur bei ganz wenigen existiert. Wenn der Eine aus einem ihn tief ergreifenden ekstatischen Zustand die unerschütterliche Überzeugung von der realen Wahrheit der religiösen Lehren gewonnen hat, was bedeutet das dem Anderen?" (S. 44).

Bekanntlich können alle Erkenntnisse, auch die der Physik, sich zunächst auf nichts andere gründen als auf Vorstellungen des Denkenden, aus denen unter Umständen Schlüsse auf eine Außenwelt gezogen werden.

Was sich an den angeführten Stellen enthüllt, ist also folgendes: In Wien, wo Franz Brentano und seine Schüler jahrzehntelang über die Merkmale der Evidenz geforscht haben, hat man dieses Merkmal nun gefunden, nämlich darin, daß einer die Evidenz nicht allein hat, sondern andere dabeistehen, die sie bestätigen können.

Wenn es einen einzigen Menschen gäbe, der behauptet an einem Fallapparat im luftleeren Raum die Beschleunigung des freien Falls selbst beobachtet zu haben, so würde Freud, abgesehen davon, daß er ihm wahrscheinlich überhaupt nichts glauben würde, weil er ihn für verrückt hielte, diese Gesichts- und Tastvorstellungen nicht für geeignet halten, aus ihnen Allgemeingültiges zu schließen. Erst wenn in einem physikalischen Institut auch andere die gleiche Vision gehabt haben, wird sie Wissenschaft. Sie ist allerdings durch Belegung eines physikalischen Seminars leichter nachzuerleben als durch Belegung eines ethischen Seminars Erkenntnisse des im weitesten Sinne ethischen Gebiets, die etwa nur durch unbegrenzte Hingabe erworben werden können.

Religiöse, soweit sie nicht Heilige sind, haben gegenüber Freud den Erkenntnis-Vorteil, daß sie ein Stück Freud enthalten, während Freud den Nachteil hat, daß er, wie es scheint, fast nichts von den Religiösen enthält.

Es scheint gewiß, daß ein nicht genau zu bestimmender Teil der Menschen nichts anderes anstrebt als Lust, und darauf beruhen die diagnostischen Erfolge des Panschweinismus. Doch nein, das hieße schon zu viel zugeben. Es gibt in jedem Menschen etwas, das nicht zu dem Wunsch paßt, sich ganz kannibalisch wohl zu fühlen, und dieses etwas ist vielleicht das einzig Wesentliche.

Man kann sich aber in die Anschauung hineindenken, daß der Mensch, ob er will oder nicht, gar nicht anders könne, als Lust anstreben, auch wenn er Gutes tut. Daß er, wenn er sich verbrennen läßt, auch nichts anderes anstreben könne als die damit verbundene Befriedigung. Manche von uns können sich um so leichter in diese Anschauungsweise hinein denken, als sie selbst sie einmal gehabt haben, damals als sie in den letzten Schuljahren — Haeckelisch gesprochen — die phylogenetische Stufe der Ärzte Moleschott und Büchner erreicht hatten, auf der manche, späterhin näher zu bezeichnende, berühmte Forscher heute noch stehen.

Man könnte versuchsweise den Fall setzen, es sei möglich, als letztes Ziel etwas anderes als Lust anzustreben. Den axiomatischen Charakter hatte der Panhedonismus für uns damals doch nur, weil wir uns vom Darwinismus, nicht von Darwin, her ein anderes Ziel der Lebewesen als eins, das mit ihrer Erhaltung zusammenhängt, nicht vorstellen konnten.

Ist diese fixe Idee nicht richtig, dann wäre alles falsch, was von der Voraussetzung aus-
ht, der Mensch könne nichts anderes als Lust und Erhaltung anstreben und sein Vor-
llungsleben diene nur diesem einen Zweck und alles Übrige sei nur Symbol für diesen
weck. Wir meinen nur, gesetzt den Fall.

So lustvoll, wie Freud anzunehmen scheint, stellen wir uns das Leben der Religiösen
enfalls nicht vor. Trotz Glaube an Unsterblichkeit und höhere Gerechtigkeit. Sie scheinen
ter diesen Maßstäben sogar zu leiden. Freud wird sagen: sie projizieren das ange-
ebte Lustgefühl in eine erträumte Welt und ertragen deshalb in der wirklichen alle
iden. Bessere Kenner der Religionsgeschichte als Freud und wir werden das nicht gelten
sen. Es scheint einige Menschen gegeben zu haben, die zu ewigen Leiden bereit waren,
s einem uns bei Freud nicht untergekommenen Motiv, das, wenn wir uns recht erin-
rn, gelegentlich als Liebe bezeichnet wurde. Auch auf den atheistischen Buddhismus scheint
Theorie nicht zu passen. Aber das ist das Nette an solchen Büchern, daß man sie ohne die
gweiligen Einzeluntersuchungen lesen und schreiben kann. Man behandle die Geschichte
deduktive Wissenschaft und leite aus einer naturwissenschaftlichen Theorie ab, wie die Ge-
chte gewesen ist. Eine große Literatur ist in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahr-
nderts nach diesem Schema verfaßt worden, z. B. Bebels „Die Frau". Was zu der
eorie nicht paßt, muß bezweifelt werden. Wenn wir uns von abwegigen, höchstens
Tatsachen beruhenden Gedanken freihalten, so bietet uns die Freudsche Lehre
notwendige Ergänzung zu der darwinistischen Popular-Literatur, die in Deutsch-
d mit Ausnahmen, wie G. H. Schneiders „Der tierische Wille", hauptsächlich auf das
perliche eingestellt war und die Instinkte vernachlässigte. Die Zweckmäßigkeit, die nach
konsequenten Darwinismus in der organischen Natur zufällig entsteht, ist in der
ischen Natur zufällig vorhanden. Freud hat den Materialismus von Moleschott und
chner nach der Seite der Seele ergänzt. Er behandelt die Seele, wie wenn sie ein
iertes Protoplasma wäre, und hat sie zu einem solchen Stoff gemacht, daß er
Dinge der seelischen Welt so vollkommen versteht wie Büchner alle Dinge der körper-
n Welt. Man könnte die Lehre dieses Buchs als seelischen Materialismus bezeichnen.

Der Psycho-Materialismus trägt dem gegenüber den Zeiten des Physio-Materialismus
nemein erweiterten Tatsachenkreis durch Einführung des Unbewußten[1]) Rechnung. Das
ewußte hat inzwischen durch Gewöhnung und durch die Erfahrungen des Hypnotismus
mystischen Charakter verloren, den es bei Erscheinen von Eduard von Hartmanns
losophie des Unbewußten hatte. Alle Vorstellungen, die man nicht selbst aus der Sinnen-
e aufgenommen hat, hat man von den Vorfahren ererbt, die sie aus der Sinnenwelt
enommen haben.[2]) Sie befinden sich in unserem Unbewußten. Mit dem also ausge-
ten Unbewußten läßt sich fast alles erklären, weil man nichts Gewisses darüber weiß
es nach Belieben ausstatten kann.

Die Seele ist bei den Psycho-Materialisten als eine Funktion des tierischen Organis-
s zufällig entstanden wie seinerzeit bei den Physio-Materialisten, und es muß ihnen
öricht erscheinen, wenn einige in anderen Dingen nicht törichte Menschen angenommen
n, nach Zerfall des Körpers könne von dieser Funktion noch etwas übrig bleiben.
Bedeutung der seelischen Funktion während des Lebens ist allerdings in der Psycho-
se viel größer als im alten Materialismus. Aber das Wesentliche des modernen
rialismus bleibt: die Überzeugung alles zu verstehen.

---

[1]) Neuerdings hat C. G. Jung ein kollektives Unbewußtes eingeführt, das aber nicht wie bei
es die Einheit der intellektuellen Seelen in allen Menschen bedeutet, sondern „vererbte
lungen" (Jung, Die Beziehungen zwischen dem Ich und dem Unbewußten, Darmstadt Otto
, 1928, S. 30).

[2]) „Die ‚schöpferische' Phantasie kann ja überhaupt nichts erfinden, sondern nur einander fremde Be-
ile zusammensetzen." (Freud, Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. 4. A., S. 189).

Wenn man die Theorie an unpassender Stelle anwenden dürfte, so könnte man vie
leicht sagen: das Geltungsbedürfnis des Menschen fordere, die organische Zweckmäßigkei
die eine bescheidene Erfahrungswissenschaft vielleicht eher durch eine unauflösbare Ant
nomie mit dem Mechanischen verbunden glauben würde, mechanisch zu verstehen — ein
Erklärung der mechanistischen Auffassung, auf die wir von selbst nie gekommen wären
die aber durch die Psychoanalyse nahe gelegt wird. Und sollte vielleicht ... doch nei
wir wollen uns nicht zu tief in die Gedankengänge des Verfassers hineinfühlen, sonst ..

Freuds Ethik ist gesellschaftlich begründet. Ein Einsiedler in der Wüste, der sicher wär
niemals auf andere Menschen einzuwirken, könnte tun und lassen, was er will. D
Zustand seiner Seele im letzten Augenblick seines Lebens, wenn niemand etwas von ih
erfährt, ist vollkommen gleichgiltig.

Für Menschen einer anderen Art, wie wir sie im vorigen Abschnitt vorübergehend ei
mal als wirklich angenommen haben, könnte die Ethik, die von Freud als Zwang
einrichtung dargestellt wird, das höchste Geschenk sein, das die Menschheit erhalten ha
nicht Strick um Verbrecher zu fesseln, sondern Leitseil zu den höchsten Aussichtspunkte
der Seele. Vielleicht könnte man, da es sich um zwei verschiedene Sachen zu handel
scheint, den Strick Moral und das Leitseil Ethik nennen.

Daß allein durch die Angst vor Bestrafung die Neigung, unbequeme Menschen zu töte
bekämpft wird — Angst vor Bestrafung durch Gott, solang es ihn gibt, später durch d
Kultur — erscheint uns unsicher. Besonders bei Dunkelheit könnten die sicheren Vortei
eines Lustmordes den unsicheren Nachteil des Erwischtwerdens durch die Kultur häuf
überwiegen. Jedenfalls wird in der Kultur mit einer Verstärkung der Polizei gerechn
werden müssen. Abgesehen davon, daß eine psychoanalytisch ausgebildete Polizei leic
dazu kommen könnte, die Nichtpolizisten als Lustobjekte zu verwenden.

Wir bezweifeln, daß, wenn zwei in der Lage sind wie Peer Gynt und der Koch bei
Schiffbruch, die Erwägung durchschlagend wäre, daß im ganzen der Mensch mehr davo
hat, wenn er seine Triebe unterdrückt und dafür den Schutz der Gesellschaft eintausch
Wenn man ersäuft, braucht man den Schutz der Gesellschaft nicht mehr, und eine ande
Welt gibt es nicht. Man tritt dem Verfasser kaum zu nahe, wenn man sagt, daß gegenüb
solchen Problemen die englische utilitaristische Ethik, etwa die von John Stuart Mi
auf die man in Deutschland vielfach als oberflächlich herabsieht, ein wahres Muster v
Tiefsinn darstellt. Diese Engländer waren eben doch nur Philosophen, also Patiente

Die Ethik scheint das einzige Gebiet, in dem die Theorie gelegentlich nicht folgericht
durchgeführt wird. Es bricht nämlich bei Freud selbst immer etwas durch, das nichts
tun hat mit seinem Gott Intelligenz und das er selbst einmal (S. 87) als Menschenlie
bezeichnet. Wenn es keine anderen Triebfeder als den Egoismus gibt, gehen einen eige
lich die Leiden und Mißhandlungen der Mitgeschöpfe nichts an. Wozu Menschenliebe, d
wie jede Gefühlsregung die Alleinherrschaft des Verstandes nur stören kann? Es schei
sich bei dieser lobenden Erwähnung der Menschenliebe um jenes Versprechen zu handel
das Freud für besonders aufschlußreich hält (Fehlleistung).

Es ist nach Freuds Theorie überhaupt unverständlich, warum er die Armen bedaue
Ein leistungsfähiger Zuhälter müßte der Theorie glücklicher erscheinen als ein krank
Kulturmensch, auch wenn die Beefsteaks, die jener ißt, nicht aus seinem Vater angeferti
sind und die ihn aushaltende Frau nicht seine Mutter ist.

Daß der Verfasser unter der jetzigen Not der Menschheit leidet, einen besseren Zustan
von dem er selbst nichts mehr haben wird, herbeisehnt, entspricht nicht der eingangs da
gestellten Auffassung vom Menschen. Wenn er sich vorstellt, daß spätere Menschen dur
ihn glücklich werden, so ist diese Vorstellung die Hinausverlegung eines Gefühls in d
Zukunft. Es wäre vielleicht besser, wenn er dieses Gefühl statt zum Gegenstand des Chili
mus zum Gegenstand der Seelenkunde machte. Dann würde er vielleicht die Grundlage d
Religion in etwas anderem finden, als in Angst und Begierde.

Auch kaum aus seiner Theorie erklärlich ist seine Ehrlichkeit. Es sind wohl viel mehr
eute, als es zugeben, der gleichen Ansicht über die Religion, ganz abgesehen von der Kon-
ntration und Beharrlichkeit, mit der Freud denselben Hasen auf dem festen Land, im Wasser
d in der Luft jagt. Aus dieser Ehrlichkeit entspringt die Ablehnung der Philosophie des
s ob. Nur einmal philosophiert er selbst als ob. Er bezeichnet nämlich (S. 51) die reli-
ösen Fragen als heilig. Was soll nun daran heilig sein? Einige Menschen haben aus
ngst vor den Naturgewalten und den Mitgeschöpfen tröstliche Figuren und Geschichten
funden, und die übrigen Menschen tun teils aus Angst vor der Natur, teils aus Angst
r den Erfindern so, als ob sie daran glaubten. Wenn bei solcher Sachlage überhaupt noch
gendetwas als heilig bezeichnet werden kann, so höchstens Sigmund Freud, der keine Angst
t und den ganzen Schwindel aufdeckt.

Schließlich aber muß es doch ausgesprochen werden:
Wenn man Freud, dem Arzt sämtlicher Genien, einen Rat geben dürfte, so wäre es
r, vorauszusetzen, daß es irgendetwas gibt, das ihm nicht zugänglich ist. Denkbar wäre
daß es Dinge gibt, die nur sieht, wer nicht von oben herab, sondern von unten hinauf
ht. Nicht sicher, aber denkbar.

Man könnte unter dieser Voraussetzung denken, daß die vorliegende Schrift ein atavisti-
er Rückfall in das Erschlagen des Vaters ist, der durch Gottvater verdrängt wurde
dipus-Komplex).

Ferner könnte man denken: Psychoanalyse ist die Abreaktion des Psychoanalytikers
sein durch die Wunder der Natur gestörtes Geltungsbedürfnis (Intellektueller Narzißmus).

Aber wir sehen ein, daß es unzulässig ist, die Psychoanalyse auf den Psychoanalytiker
zuwenden. Sonst kämen wir in folgenden Zirkel:

Wenn die Psychoanalyse alles erklärt, so auch den Psychoanalytiker;
ann wäre Psychoanalyse der Versuch des Psychoanalytikers, die Welt, die er nicht durch
be beherrscht, durch den Verstand zu erklären, weil er nur so sein Geltungsgefühl be-
dpten kann;
ann braucht die Psychoanalyse nicht objektiv richtig zu sein;
ann braucht die Erklärung der Psychoanalyse im Obersatz nicht richtig zu sein und die
ychoanalyse braucht den Psychoanalytiker nicht zu erklären;
ann kann der Psychoanalytiker objektiv urteilen usw. in infinitum.

Entgehen werden wir diesem Zirkel nur, wenn wir einen Augenblick annehmen, —
es muß schließlich ausgesprochen werden — der Patient sei gesund und der Arzt krank.
Da könnten sogar die Erkenntnisse der Genien aller Zeiten und Kulturen richtig und
i Freud schen Erklärungen dieser Erkenntnisse falsch sein.

Der gleiche Zirkel gilt natürlich auch für den Kritiker der Psychoanalyse, ja für die ganze
Menschheit, so daß es schließlich nur darauf ankommt, wer zu wem in die Sprechstunde
mt.

Wir wollen also zum Schluß vorübergehend annehmen, daß der Arzt sämtlicher Genien
uns in die Sprechstunde kommt. Dann würden wir ihm folgendes sagen:

Sie leben in der Zwangsvorstellung, daß es nichts geben könne, was nicht durch Ihre
Theorie erklärt wird. Nach dieser dient das geistige Leben in allen seinen Teilen der ani-
alischen Existenz, und zwar dadurch, daß jeder mindestens in dem Maße verrückt ist, wie
es Wohlbehagen es erfordert; einige mehr, und diese muß man durch die Einsicht in
ihre allgemeine Verrücktheit über ihre besondere beruhigen.

Infolgedessen können Sie, wenn Menschen in der Richtung nach dem Himmel springen,
nur denken, daß sie dort eine Wurst hängen sehen.

Aus den Ihnen bekannten Instinkten schließen Sie auf die Hinordnung des Seelenlebens
einem Zweck: Verlängerung dieser Existenz. Vielleicht haben andersgeartete Menschen
ere Instinkte, die zu einem anderen Zweck, etwa Verbesserung ihrer Seele, hinge-
tet sind, so daß solche Menschen dazu kommen könnten, anzunehmen, es gebe eine

Stelle, die ein anderes Leben erhalten und ausbreiten wolle, so wie Sie darauf kam die Natur wolle das gegenwärtige Leben erhalten und ausbreiten.

„Der Mensch" ist eine Hinausverlegung aus Ihrem eigenen Seelenleben. Sonst könnt Sie höchstens von den von Ihnen untersuchten Einzelmenschen sprechen. „Der Religiö liegt nicht in diesem Projektionszentrum, ist aber ebenso wirklich wie „der Mensc Eigentlich könnte es Ihren Anschauungen nicht fern liegen, daß man bestimmte Erken nisse nur auf einem bestimmten Willensweg finden kann und daß Sie diesen Willensw noch nicht gegangen sind. Die bei Ihnen vorhandenen Ansätze zur Begehung des ander Wegs werden durch Ihre Theorie verdrängt.

So wenig Sie an Ihre eigene Fortdauer glauben, so sicher an Ihre Kinder und Kind kinder. Warum eigentlich? Daß die Welt bisher nicht untergegangen ist, ist richtig, so wären wir nicht da. Daraus Wahrscheinlichkeitsschlüsse zu ziehen wäre kühn. Ihr fes Glaube an die Fortdauer der Menschheit ist eine Hinausverlegung Ihres Willens. W nicht an eine andere Welt glaubt, glaubt um so fester an diese, weil diese mehr sein Wünschen entspricht.

Sie sehen in den vorgestellten und nicht vorgestellten Zielen der Menschen, Tiere u Pflanzen etwas Gemeinsames. Andere Leute sehen in Religion, Sittlichkeit, Kunst die Gemeinsamkeit von vorgestellten und nicht vorgestellten Zielen, auf die alles das, a die auch die Erlebnisse Sünde und Sühne, die seltsame Erscheinung eines durch kei Psychoanalyse zu beseitigenden Gewissens, hingerichtet scheinen so wie die Natur a die Erhaltung und Fortpflanzung. Es ist nur aus einer Zwangsvorstellung verständli daß Sie diese Ziele für wirklich halten, jene für erfunden.

Manche Anzeichen sprechen sogar dafür, daß die ganze Veranstaltung weniger hingeordn ist auf die Erhaltung und Vergrößerung der Herde, wobei die Seele als die den Kühen u gehängte Glocke Gefahren abwendet, sondern auf Glück und Unglück, Güte und Schlechti keit der Seele, so daß die Kuh nicht die Hauptsache wäre, sondern die Glocke.

Aber Ihr Geltungsbedürfnis, das die Zwangsvorstellung der Eigengöttlichkeit hervorg bracht hat, braucht nicht zu leiden; wenn der Geltungsbereich Ihrer Theorie nicht auf al Dinge auszudehnen ist, bleiben Sie doch ein bedeutender Mann und Ihr Name blei für alle Zeiten in die Geschichte der Wissenschaften eingetragen. Das Unverständnis für d religiösen Dinge kann Ihnen nur schmeichelhaft sein, da sie den Weisen und Klugen ve borgen sind. Für Sie gibt es nur eine Therapie: Anwendung der Freudschen Theorie a die einzige bisher nicht nach ihr behandelte Geistesrichtung, nämlich die Freudsche Theor

Indem wir in die schon durch Abfassung des vorstehenden Aufsatzes vorgezeichne Rolle des Patienten zurückkehren, bemerken wir zum Schluß in aller Bescheidenhe

Vielleicht haben die großen Geister zu allen Zeiten und in allen Kulturen die Unzulän lichkeit des menschlichen Verstandes eingesehen und die andern zu allen Zeiten u in allen Kulturen geglaubt, den Gipfel des Erkennens gefunden zu haben, nämlich si Aber wir hätten nicht gedacht, daß nach der von Spengler u. a. ausgebildeten Lehre v den verschiedenen Kulturkreisen noch jemand die Weltgeschichte als eine zu ihm führen Pappelallee ansehen würde. An einer Stelle, die anzuführen hier vielleicht abweg wäre, glauben wir gelesen zu haben: „Wir wollen einen Turm bauen, dessen Spitze bis den Himmel reicht, und lasset unsere Namen berühmt machen, ehe wir zerstreut werden alle Länder." Der Himmel soll nicht erreicht worden sein.

Eine Ausnahme von der Fortschritt-Pappelallee scheint die Bekämpfung religiös Ideen zu machen. Sie wurde früher mit mehr Geist betrieben als jetzt. Aber vielleicht lie der Fortschritt wie bei der Industrie nicht in den Erzeugnissen, sondern in der Mecha sierung, die es schließlich jedem Lehrling ermöglichen wird, durch einfachen Druck auf d psychoanalytischen Knopf Paradies und Parnaß unter Wasser zu setzen.

Richtig angewendet, als Stoff zur Psychoanalyse der Psychoanalyse, wird das Buch ab doch die Zerstörung einer Illusion bewirken; nur nicht derjenigen, die der Verfasser mei

Tagebuch

Revolution von oben — Umsturz von unten

Niemanns Darstellung des deutschen Zusammenbruchs[1]) ist von dem Grundgedanken ge-ngen, daß die Revolution von 1918 als ein Kampf die Macht im Staate entschieden sei durch Per-ichkeiten, wenn auch mehr noch durch ihr sagen im Lager der Regierung, als durch Handeln auf der revolutionären Seite. Bis wie Einzelereignisse des 9. Novembers hinein t er die Ansicht zu bekämpfen, daß das e des Bismarckschen Kaiserreiches zwangs-ig unter dem Druck allgemeiner Verhält-e erfolgt sei. Wenn er seinem Buch eine eitung gab, die die Voraussetzungen der astrophe in ihrer Entwicklung seit 1914 zeigen so spricht sich darin allerdings das richtige ühl aus, daß zur Zeit des Versiegens der schen Offensive in Frankreich bereits eine ge gegeben war, aus der ein rettender Aus-kaum mehr gefunden werden konnte. Aber ie Partien des Buches, in denen sich der Ver-r der Arbeitsweise des eigentlichen Histori-r annähern möchte, sind doch die schwächsten. as Schwergewicht des Buches liegt auf der stellung der Schlußkatastrophe des Jahres 8, auf den Ereignissen vom Juli bis Novem-r 918. Niemann gibt die bisher eingehendste wertvollste Darstellung dieser Vorgänge, trotz der engen Verbindung des Verfassers iner Person Wilhelms II. doch nicht in partei-gem Urteil stecken bleibt. Es sei dafür nur die Entschiedenheit hingewiesen, mit der iemann das Waffenstillstandsangebot als schwe-aktischen Fehler verurteilt, der nur psycho-gisch aus dem Verhältnis Ludendorffs zur sregierung zu begreifen sei, ferner auf den gehenden Nachdruck, mit dem innerhalb Mehrheitssozialdemokratie zwischen der Rich-n Eberts und der schließlich siegreichen, ellos parteitaktischen Politik Scheidemanns schieden wird.

[1]) Alfred Niemann: Revolution von oben — Umsturz von unten. Entwicklung und Verlauf der Machtumwälzung in Deutschland 1914—1918. Mit einem Dokumentenanhang. Verlag für Kultpolitik, Berlin 1927.

Auch in diesem Teil des Buches hält der ehemalige Soldat Niemann, dessen Geschichtsschreibung an die typische Neigung des Diplomaten erinnert, nur Persönlichkeiten, nicht Kräfte im Gang der geschichtlichen Ereignisse wirken zu sehen, an der Methode der persönlichen Zurechnung fest. Er erblickt selbst am 9. November noch in Schulenburgs Forderung, die Heimat durch das Heer wieder zu erobern, einen gangbaren Weg und möchte die Scheidung zwischen Abdankung des Kaisers im Reich und in Preußen als haltbar verteidigen. Es ist für seine Art kennzeichnend, daß er zwar in einer grundlegenden Charakteristik die politische Schwäche in dem überwiegend ethischen Credo des Prinzen Max von Baden an die Spitze seiner Regierungstätigkeit stellt, dann aber doch Schritt für Schritt von dem prinzlichen Kanzler eine Härte des Handelns verlangt, die einer solchen Natur nun einmal nicht gegeben sein konnte. Die pragmatische Prüfung der Einzellagen auf ihre Handlungsmöglichkeiten drängt die geschichtliche Anerkennung der konstanten Voraussetzungen sachlicher wie persönlicher Art zurück.

In dieser Eigenart des Buches spiegelt sich die Tatsache, daß es auf der Grenze zwischen Memoiren und Geschichtsschreibung steht. Es ist im großen Maßstabe eine Erweiterung der Erinnerungsbücher, die Niemann seiner Dienstzeit als militärischer Informator Wilhelms II. im Jahre 1918 gewidmet hatte. Das Ergebnis dieser Verbindung von Geschichtsschreibung und persönlichem Erinnerungswerk wurde eine Geschichte der deutschen Revolution, geschrieben aus dem Gesichtspunkte eines überzeugten Dieners der Monarchie, der, selbst handelnd in die Ereignisse verstrickt, sie bis zum letzten Augenblick unter dem Gesichtspunkt der Kampfmöglichkeiten gegen den Zusammenbruch behandelt.

In dieser Geschlossenheit liegt aber nicht nur die Begrenzung des Buches, die die Wucht gegebener Tatsachen nicht immer genügend zu ihrem Rechte kommen läßt, sondern auch sein persönlicher Reiz und sachlicher Wert als klärender Beitrag zur Geschichte der Endkatastrophe. Indem Niemann seinen leitenden Gesichtspunkt mit vollster Konsequenz durchführt, gibt er einen dankenswerten Anknüpfungspunkt für die weitere Erörterung. Denn wenn der Referent sich

auch der weit gespannten pragmatisch-aktivistischen Urteilsart des Verfassers nicht voll anschließen kann, so bedeutet sie doch ein unentbehrliches Gegengewicht gegen die zurzeit herrschende Neigung, in der Novemberkatastrophe nur Zwangsläufigkeit, nur Abrollung von gegebenen Notwendigkeiten zu erblicken und sich von diesem bequemen Standpunkt aus der feineren Zurechnung von Schicksal und Verantwortlichkeit zu entziehen. Niemann hat versucht, die Bedeutung des Persönlichen am Endpunkt der Entwicklung, für die Katastrophe selbst, herauszuarbeiten, wo nach dem Erlahmen der militärischen Kraft Deutschlands allerdings ihre Einflußmöglichkeit schon auf den Tiefpunkt gesunken war. Es würde geschichtlicher Anschauungsweise stärker entsprechen, den Bereich der persönlichen Verantwortlichkeiten mehr in dem Laufe der vorbereitenden Ereignisse — zum mindestens seit 1914 — zu suchen. Die Männer, die im Herbst 1918 zu handeln und zu unterliegen bestimmt waren, liquidierten eine Erbschaft, die für Freiheit des Handelns kaum mehr Spielraum ließ.

Unabhängig von dieser Grundfrage zur Wertung der Ereignisse ist der hohe Materialwert des Buches, das durch die Fülle seiner Informationen eine wichtige Quelle zur Geschichte der behandelten Ereignisse wird. Diese Beiträge des Verfassers zur Tatsachenkenntnis des Herbstes 1918 haben sich überwiegend aus seiner ehemaligen persönlichen Verbindung zum Kaiser ergeben. Abgesehen von Einzelheiten (so dem dokumentarischen Beleg, daß das Oberkommando der Marken die Reichsregierung bereits im Juli 1918 vollzutreffend und mit allem Nachdruck vor der Tätigkeit der Sowjetbotschaft gewarnt hat), hat Niemann vor allem den Gang der Ereignisse im Großen Hauptquartier und um die Person Wilhelms II. eingehend geklärt. Seinem eigenen Urteil wird man nicht durchweg zustimmen können. Wenn er die Abreise des Kaisers in das Große Hauptquartier (29. Oktober) damit verteidigt, daß militärische Entschlüsse die Anwesenheit des Monarchen in Spaa notwendig gemacht hätten, so widerspricht dem ein von ihm selbst gebrachtes Dokument, das Tagebuch Hintzes, nach dem der Kaiser gleich nach seiner Ankunft erregt zu dem Staatssekretär geäußert hätte: Die Regierung des Prinzen Max arbeitete auf seine Beseitigung hin, dem hätte er sich in Berlin weniger entgegenstellen können, als inmitten seiner Armee. Diese Äußerung beweist doch, daß politische Motive bei dem bedenklichen Reiseentschluß stärker mitgewirkt haben, als Niemann wahrhaben möchte. Es steht hier ähnlich, wie bei seiner Ske gegen die Tatsächlichkeit des Groenerschen R schlages vom 1. November, daß der Kaiser die Front gehen solle. Niemann beruft darauf, daß der Generaloberst v. Plessen an diesen Ratschlag nicht erinnern könne. Aufzeichnung Hintzes zeigt jedoch, daß auch die dem Generaloberſten — doch wohl kaum o Zusammenhang mit Groeners Ansichten einen im wesentlichen gleichen Vorschlag gem hat. Wenn so Niemanns Auffassungen Grund der von ihm selbst gebrachten Dokume in Zweifel gezogen werden können, so un streicht das vor allem den Wert des in sei Arbeit beigebrachten authentischen Materi Der Anhang enthält Aufzeichnungen zur schichte der Abdankungsfrage im Hauptquarti die tagebuchartigen Aufzeichnungen Hin seit dem 31. Oktober, die Darstellung Wa schaffes über die Berliner Ereignisse, die die M verständnisse der Telefonate zwischen O. H. und Regierung am 9. November beleuch schließlich die Dokumente zur Geschichte Marinemeuterei und der Offiziersbefragung Spaa am 9. November.

Halle a. S. Hans Herzfeld.

Gedanken

Ich glaube, daß jeder Mensch, wie er ethi etwas sein könnte, das nur einmal in d Welt ist, auch etwas erkennen könnte, das nur erkennen kann; denn in jedem tritt das Grun wasser irgendwo an die Oberfläche. Bis dah zu graben und das Grundwasser als solch zu erkennen, ist die Leistung der objektiv Philosophen, die also zugleich die individuelle sind, während die subjektiven, ohne je an i eigenes Grundwasser zu gelangen, in dem v anderen herumplätschern. Das Umarbeit eines Themas bei Beethoven ist Suchen d Grundwassers.

*

So wunderbar die Gestalten sind, die m im Traume sieht, die, die man im Wachen sieh sind noch wunderbarer.

*

Was ist das Ende alles Ehrgeizes? E stattliches Leichenbegängnis.

*

Der Gelehrte sollte für die Selbstvergötterun eine bestimmte Stunde des Tages ansetzen, u auf diese Weise seine Arbeiten davon fre zuhalten.

*

Geschichte eines Knaben

Von Ernst Wiechert

(Fortsetzung)

Die Stadt lag im Osten Deutschlands, soweit vom Meere, daß sie nur dessen Regen und Winde empfing, und so weit vom Walde, daß man von den Bodenfenstern die blaue Linie seiner Wipfel am flachen Horizonte sah. Sie lag in einer Ebene, in der man Roggen und Kartoffel baute, durch die zerwühlte Straßen liefen, mit gekappten Weidenbäumen an ihren schmutzigen Rändern, und über der die schweren Wolken des Flachlandes scharfrandet und düster hingen.

Sie bestand aus einer Reihe dumpfer Straßen, die man mit grauen und geraden Häusern gebaut hatte, einem Marktplatz mit einem Denkmal und aus ein paar Amtsgebäuden, an deren Bodenluken mitunter verwaschene Fahnen hingen. Es war eine Stadt ohne Grenze wie ohne Zauber. Die Hand des Krieges hatte gelöscht, was dem Rest einer Stimme geglichen hatte. Nun sah sie aus, als hätte es fünf Jahre geregnet, und fünf Jahre lang habe sich kein einziges der blinden Fenster geöffnet. Die Menschen trugen schwarze Kleider oder einen grauen Kriegsstoff, der sie wie Kolonnen erscheinen ließ, ohne Geschlecht, ohne Alter, ohne Namen. Die Kinder hatten dünne Glieder und den hungrigen und leise verschlagenen Blick wildernder Tiere. Sie schlugen sich um Brot und stahlen die Äpfel in dürftigen Gärten. Von den schmutzigen Mauern und halb abgebrochenen Zäunen schrien die Plakate der neuen Parteien. Mitunter knallten ein paar Schüsse durch den windverhüllten Abend und Geschrei lief eine dunkle Straße entlang, aber selbst die Schüsse klangen matt wie hinter gepolsterten Wänden, und das Geschrei erstickte im Lehm der Dämmerung. Die Kirchen waren voll, und auf den Scheitel der Enterbten und Verirrten fielen die tönenden Worte der Zeit, wo das Brot so kostbar war, daß selbst die Hirten Steine statt seiner brachten und die Lehre Christi entheiligt wurde zur Fahne irdischen Begehrens.

Das „malaiische Haus" war ein Haus wie die anderen, aber es hatte an seiner Hinterseite einen Garten, der in nützlicher Nüchternheit begann und in einer Wildnis endete. Hinten, hinter den Resten eines gestohlenen Zaunes, glitt das graue Wasser des schmalen Flusses durch immer bewegtes Schilf dem Meere zu; dahinter spannen die Nebel über gelbigtem Land, und die Giebel verstreuter Feldscheunen standen wie dunkle Klippen über dem grauen Schein.

Wenn Percy in seinem Zimmer im Oberstock erwacht, aus glühenden Träumen in das feige Bewußtsein des Tages stürzend, hört er das lärmende Zwitschern der Spatzen vor seinem verdunkelten Fenster, das dumpfe Aufstoßen des Stockes, an dem sein Großvater tastend durch die Räume geht, und den heiseren Klang seiner scheltenden Stimme, die irgendeine „Eigenmächtigkeit" der Haushälterin tadelt. Er legt die Hände über die Augen und versucht, „nicht zu sein". Aber es gibt keine Hilfe und kein Wunder. Der aufstehende Tag packt ihn mit der stählernen Erbarmungslosigkeit eines Rades und zieht ihn Maß um Maß

in die kreisenden Speichen. Er haßt die Kälte des Wassers, das schwere und harte Viele seiner Kleidung, das schwelende Grau der Luft und des Lichtes. Er verzieht das Ges wie unter einer Schande und tastet durch die erste Stunde der Frühe wie durch die v schlungenen Pflanzen einer bodenlosen Meerestiefe.

Unten klopft er an die Tür mit der Visitenkarte „Magnus Schurmann sen." und t in das Wohnzimmer des Großvaters. Der „Chef des Hauses", wie er sich mit kaltem Ho zu nennen liebt, steht dann am Ofen und sieht ihm schweigend entgegen. Er hat Ges und Gestalt seines Sohnes, nur gewissermaßen dumpfer und unschärfer, weil Luft u Boden der kleinen Stadt verhindert haben, daß der Formtrieb des Geschlechtes den schwe Stoff zur reinen Linie adelt. Er hat ein Provinzgeschäft besessen und es früh verkauft. M sieht er die Taler auf stündlich tiefer sich neigender Ebene rollen, und ihm bleibt kaum Z mehr zu halten vom Gewinn seines Lebens als Garten und Haus und ein paar dürft Acker. Was groß an seinem Sohn geworden ist, Geist, Urteil, Schärfe und Wille, ist ihm nichts als bürgerliche Standfestigkeit, weil Größe des Raumes, Ferne der Zonen u Wind des Geschehens ihm versagt geblieben sind; und wenn der Bankerott des Lebe gleich der Feuchtigkeit eines verengten und nicht gelüfteten Raumes, die Seele sein Sohnes mit grauen Flecken bedeckt hat, so hat der gleiche Bankerott die Seele des Vaters z fressen, weil sie in Dumpfheit und Enge gelebt und den Gipfel der Woge nie anders a aus dem Tale erblickt hat. Er ist nicht verbittert, sondern mit der Säure des Hohnes e füllt; er beneidet nicht, sondern er haßt; er geht nicht gleichmütig oder blind an den Blüt vorüber, er schlägt auch nicht nach ihnen in jähem Zorn, sondern er speit sie an, und wer es ohne Gefahr ist, tritt er sie mit den Füßen in die wehrlose Erde.

Er leidet an dem Geschick seines Sohnes, schwerer vielleicht als dieser selbst. Aber leidet nicht aus Liebe oder aus Mitleid. Er leidet aus der beschränkten Makellosigkeit d Bürgers heraus, und er leidet, weil die ehernen und blinden Gesetze seines Lebens, d heißt der Stadt, ihn zur Hilfeleistung zwingen. Es ist nicht leicht, sein Brot zu essen od doch einen Teil seines Brotes. Er gießt ein paar Tropfen Essig in die süßeste Speise, dam es dem anderen nicht zu wohl werde am gedeckten Tisch des Schiffbrüchigen, und an keine Morgen vergißt er zu bemerken, daß die Butter um so und soviel teurer geworden sei. Tro allem trägt er noch eine Maske, aber sie hängt an einem dünnen Faden. Es ist seine Hof nung auf eine Entschädigungssumme, die sein Sohn erhalten könnte. Vom Staate od von England oder von Holland. Sie beseelt sein dürftiges Lächeln, und sie mildert da Gift seiner Scherze.

Wenn Percy eintritt und nach dem Ofen blickt, sieht er nur den ungepflegten Anzug vo totem und etwas fettigem Grau, der ihn an seine Lehrer erinnert. Er sieht nicht gern in das Gesicht, das ihn mit spöttischen Augen mustert. Es ist ihm unerträglich, sich davon z überzeugen, daß es zwei solcher Gesichter auf der Erde gibt, mit denen er unlöslich ver bunden ist und die gleich zwei Fischen derselben Gattung, kalt, böse, lauernd, seine Bewe gungen verfolgen. Er sagt „Guten Morgen" und nimmt zu kaum wahrnehmbarer Berüh rung die kalte und vielgliedrige Hand. Herr Schurmann schweigt, ohne den Blick von ihr zu wenden. Er weiß, daß Percy ihn fühlt und daß es ihm eine körperliche Qual bereite Aber junge Wilde müssen gezähmt werden. „Nun, du Kopfabschneider?" sagt er dann spöt tisch. Er denkt aus irgendwelchen Gründen, daß alle Malaien Kopfabschneider seien, un er bringt damit ein dunkles Unterschiedsgefühl der Rassen zum Ausdruck, weil er nicht be greifen kann, wie ein Schurmann einen solchen Sohn haben kann. Er fürchtet, daß di Mutter eine Eingeborene gewesen sei.

Percy schweigt. Sein höfliches Lächeln erstickt im Widerwillen. Kein Morgen vergeht
ne diese Einleitung.

„Dein Appetit wird immer gesegneter", bemerkt Herr Schurmann nach einer Weile.
weiß, daß es nicht wahr ist, aber es kann nicht schaden.

Percy legt das Brot zurück und steht auf. Herr Schurmann sieht, daß die Adern an seinen
läfen zittern. „Nun nun, so war es nicht gemeint", sagt er lächelnd. Dann sieht Percy
an, zum ersten Male. Der Blick seiner dunklen Augen zeigt keinen Haß. Eine leise,
tierische Angst liegt in ihm und eine große, unverhüllte Trauer. Es sind keine euro-
schen Augen, gleichviel welcher Länder. Sie haben den feuchten Glanz eines frommen
res, die machtlose Resignation tausendjähriger Vergangenheit und die unmeßbaren
gründe beseligter Zonen, wo der Tod beschattend über der Blüte des Lebens steht. Für
Stadt sind sie „interessant", für die Lehrer „verstockt", für Herrn Schurmann sind sie
misch". „Mach, daß du in die Schule kommst!" sagt er böse.

Percy holt seine Bücher und zieht einen Mantel an, der aus des Großvaters grauem
idervorrat stammt. Er friert immer, und in den Nächten hustet er. Auf der Treppe
er mit kaum hörbarem Gruß an der Haushälterin vorbei. Sie ist gelbsüchtig und schwarz
eidet und sie erinnert ihn an die Vögel, die in seiner Heimat am Rand der Sümpfe
den, verschlafen, aber lauernd, und sich vom Tode nährten.

raußen schlägt er den Kragen hoch und setzt die Füße wie im Traum über die schmutzigen
ine. Der Nebel drückt ihm die Kehle zu, und die Menschen erscheinen ihm wie wandelnde
ßen von den Terrassen der javanischen Tempel. Er hat noch kein Gesicht gefunden, das
das seiner Mutter wäre oder wie Sawahs leuchtende Frommheit. Er fühlt keine Neu-
nach der fremden Welt, keine Hochachtung, keine Erschütterung. Er fühlt auch nicht
a. Er fühlt nur die Lähmung des Käfigs, die Gitterstäbe, den Blick der Wärter. Und
eht an den Stäben entlang, müde, leer, zwecklos, weil man ihn antreibt zu gehen. Und
en man die Peitsche fortlegen wird, beim letzten Klingelzeichen der Schulglocke oder nach
n Abendessen, dann wird er irgendwo den Schatten suchen, eine Ecke seines Zimmers,
das Klavier, das oben steht, oder die Schilfdickung am Fluß; dann wird er sich nieder-
rn und die Hände zusammenlegen, und dann werden die Träume kommen, die glühen-
n Visionen, die schwirrenden Klänge, die tropfenden Töne. Und dann kommt der
ald der Nacht und des Schlafes.

tritt in den Lärm seiner Klasse und setzt sich auf seinen Platz. Man fragt ihn, und er
Antwort. Der Geruch des Raumes senkt sich wie eine Kellerdecke auf ihn hernieder,
men und Gesichter dringen durch die Stäbe des Gitters, und er empfängt das alles
ein gefesseltes Opfer. In den ersten Tagen war er eine Sensation, ein unerhörter
uch tropischer Welt in die flache Schale bürgerlicher Öde. Man fragte, man schmeichelte,
umwarb ihn. Als er teilnahmslos blieb, verschlossen, fremd, begann man ihn
ssen. Er vernahm Hohn und Unflätigkeit, aber gegen den ersten, der ihn berührte,
er mit jäher Wildheit den Kris aus seiner Tasche. Nun steht er unter ihnen wie
ner fremden Straße. Sie haben ihm nichts zu sagen. Ihre Worte stoßen an seine
wie treibende Dinge an den Bord eines Schiffes. Es gibt einen dumpfen oder
nden Laut, man beugt sich flüchtig zu ihnen, und dann sind sie schon weit im Kiel-
r und tanzen gleich leeren Hülsen im grün-weißen Schaum. Percy handelt nicht mit
er, Schokolade und Zigaretten wie die andern. Er ist kein chinesischer Straßenhändler,
nflation ist ein sinnloses Wort für ihn. Was sollte er mit ihnen sprechen? Die Schule,

die Lehrer, die Aufgaben, Mädchen, die man wie Pferde bespricht und bewertet . . er ke
das alles. Aber das alles steht jenseits des Gitters, und in dem nackten Käfig ist er ganz alle

Auch auf die Lehrer blickt er wie auf den Großvater. Sie sind grau gekleidet und v
Sorgen zerfressen. Die aus dem Krieg zurückgekommen sind, erzählen von ihren Tat
mit einer beleidigten, hochmütigen Würde oder mit wortreichem Haß gegen die Fei
und das „Volk". Sie tragen ihre Orden, und auf ihrer Stirn steht eine grenzenlose V
achtung gegen „Drückeberger" und alle Daheimgebliebenen. Die anderen sind behaglich
menschlicher, aber der Mangel des Lebens und des Erlebens hat ihre Aufseherseele schär
und mißtrauischer gemacht. Sie tasten wie Bohrer an der stumpfen Wand der Kla
Im wankenden Gebäude des Staates stützen sie leidenschaftlich die „Autorität", über
Auflehnung und Meuterei vermutend, und die jahrelange Öde des „Pensums" läßt
wie tibetanische Priester erscheinen, an Gebetsmühlen drehend und Papierstreifen st
des Brotes reichend.

Auch ihnen ist Percy zunächst ein „Sonderfall". Sie stellen seine „Begabung" f
„erhebliche Lücken" seines Wissens, „nicht gleichmäßige Teilnahme". Aber sie sind ihm ni
abgeneigt. Die Jüngeren unter ihnen zeigen ein leutseliges Interesse, als setzte ihre B
dung sie instand, überall auf der Erde zu Hause zu sein, auch in Java, selbst in Weltevred
Einer hat sogar auf einer Eisenbahnfahrt ein langes Kolonialgespräch mit einem Holländ
gehabt. Aber auch hier verläuft es wie nach unerbittlichen Gesetzen. Percy ist höflich, art
er ist sogar fleißig. Aber er ist ein Fremder, und er verbirgt es nicht. Er überwindet
und spricht von den Dingen der anderen Welt, aber nur von den Dingen, nie von ihre
Eindruck, ihrer Seele, geschweige denn von seiner eigenen. Er findet auch nicht alles gr
artig, wie man es von ihm erwartet. Und er ist überlegen, das ist sein Verderben. Ni
in Miene oder Haltung etwa, sondern unpersönlich, in der Sache. Er spricht Englisch
seine Muttersprache und dazu Deutsch, Holländisch und Malaiisch. Er verbessert den Leh
nicht, aber wenn er gefragt wird, erklärt er, daß es so niemals heißen könne. Seine M
schüler grinsen, und der Lehrer schweigt. Ein böses Schweigen, aus dem der Haß sich u
erbittlich hebt.

In der Erdkundestunde, zu der der Professor sich sorgfältig hat vorbereiten müss
fällt eines der geläufigen hochmütigen Urteile über die malaiische Rasse. Alle Köpfe we
den sich nach Percy. Sein Blick hängt mit abwesender Trauer an der Wandkarte, wo
gelben Inseln leblos im blauen Meere liegen. „Nun, Schurmann?" fragt der Profes
mit etwas unsicherer Ironie. „Haben Sie wieder eine Privatmeinung?" Percy wend
müde den Blick zu ihm. „Ich habe keine Meinung," erwidert er ohne Teilnahme. „So
dern ich weiß, daß kein Europäer eine Ahnung vom Adel des malaiischen Volkes ha
„Sehn Sie mal an," sagt der Professor, um Zeit zu gewinnen, „sehn Sie mal an . . woll
Sie uns denn nicht etwas von diesem Adel verraten?" „Nein", antwortet Percy schro

„Ein impertinenter Bursche", erklärt der Direktor in der Konferenz. Er spielt ei
geistige Führerrolle in der Stadt, leitet einen literarischen Verein und ist ein bewunder
Redner. Er ist an Verehrung gewöhnt und erwartet, daß seine Schüler der Stufen
wußt sind, auf deren höchster er seinen Thron hat. Percy kennt keine Götter dieser A
und Haltung und Sprache bei ihm sind, ohne sein Wissen, unvergeßliche Sakrilegien.

In der Pause steht er auf dem lichtlosen Hof, frierend, an eine gelbe Mauer gelehn
Seine Sehnsucht schlägt Kreis auf Kreis, am heiligen See anfangend und sich imm
mehr verengend, bis zu der dunklen Ecke seines Zimmers, an dessen Fenstern der Reg
tropft. Er sieht Farben und das edle Gleiten nackter Körper, und er hört die erregend

reie der Wälder und der Tanzplätze. Alle Wege seines Lebens führen zurück, und ihm steht nichts als die Nebelwand des Hofes, die über den Gesichtern liegt, der Stadt dem weiten, unendlich weiten Land.

Nach dem Essen, bei dem alle Blicke auf ihn gerichtet erscheinen, ist er bis zum Abend in. Sein Vater begründet mit zwei Afrikanern einen Bund der Auslanddeutschen, der Großvater macht eine Bilanzaufstellung aller Geschäfte der Stadt. Ohne Auftrag Unterlagen, eine reine Wahrscheinlichkeitsrechnung, wie lange sie „überhalten" werden. n ganzen Vormittag verbringt er mit Gängen und Gesprächen, um Material zu meln. Dann sitzt er am Fenster, so daß er die Straße überblicken kann, und wartet die Zeitung. Wenn der Wert des Geldes gesunken ist, lächelt er höhnisch vor sich hin. Percy schläft bis zur frühen Dämmerung. Er hat keine Lampe in seinem Zimmer, dern nur ein räucherndes Licht aus Ersatzstoffen. Aus einem Versteck, das er sorgsam t, holt er einen flachen Kasten und legt ihn vor dem Fenster über seine Knie. Im gelben ndlicht, das jenseits des Flusses erlischt, gleiten seine Blicke und Hände über die Trümmer es Glückes, die er Sawah verdankt: das fließende Gewebe eines Sarongs, ein Batiktuch, eine malaiische Flöte, zerbröckelnde Blüten der Gärten und Wälder. Ganz n liegt ein dunkler Buddha, mit starrem aber gütigem Antlitz, die Hände voll segnen- Lebens. Ein feiner Duft steigt aus allem empor, und mit geschlossenen Augen gibt ch dem quälenden Rausche hin.

ann sitzt er am Klavier und hebt die Klänge aus dem Dunkel, abwesend und versunken, schöpfe seine Hand zwecklos aus einem blauen Meer. Wie als Kind läßt er die Akkorde heben und senken, und jede Schwingung durchrinnt ihn wie ein Hauch der tropischen er. Dann legt er die Hände zusammen und blickt in das Nichts, oder er stiehlt sich lauten den Garten bis in den Schilfwald am Flusse. Man hört das Wasser ziehen und den d die trocknen Halme rühren. Aber alles ist tot, eisig und feucht, und die Illusion verweht. m Abend sitzt er am Eßtisch beim Großvater und arbeitet für die Schule. Herr Magnus steht am Ofen und beobachtet ihn. Percy weiß, daß er lächelt, aber er sieht nicht auf. hlt die letzten Tropfen in die Schale seiner Qual rinnen und weiß, daß die Nacht lang vom Dunkel eines Abgrundes ist.

r Vater kommt heim, etwas laut und mitunter nicht ganz nüchtern. Aber angesichts alten Mannes, der die zu erwartenden Konkurse heiter aufzählt, verliert sich das ende Wesen in ein finsteres und argwöhnisches Verstummen, und das Gespräch schleppt sich zu Tal, von Anspielungen und verhüllter Bosheit wie von fernem Wetterleuchten erhellt. Percy sagt leise Gute Nacht und geht nach oben.

der neuen Klasse, nach den Osterferien, fand Percy einen neuen Schüler unter den kannten Gesichtern. Graf Holger hatte ein erfolgloses Gastspiel auf einem Gymnasium Hauptstadt gegeben und war von seinem Vater kurzerhand in die Stadt verpflanzt en, in deren weiterem Bezirk seine Güter lagen. Er war Pensionär des Direktors, beide Parteien, außer Holger selbst, erwarteten das Beste von dieser Anordnung. Er ngroß gewachsen, von der selbstverständlichen Sicherheit des Benehmens, die Name, enügen und schlechte Leistungen in diesem Alter zu verleihen pflegen. Sein Gesicht chwer, fast bäuerlich, und nur der klare und eindringlich unerschrockene Blick seiner n und seine edlen Hände verrieten äußerlich seine Abkunft.

Chatte die Klasse betreten, als die Schüler noch um ihre neuen Plätze stritten, hatte ir Reihe nach kühl und sorgfältig gemustert und war dann zu Percys Bank getreten. erlauben?" sagte er höflich, seine Bücher mit verächtlichen Bewegungen auspackend.

„Ich bin Holger Einsiedel." Percy machte ihm errötend Platz, und Holger, die Beine üb einandergeschlagen und die Hände in den Taschen, erklärte sachlich die Gründe sei Übersiedelung und gab die wichtigsten Daten seines Lebens an. „Der Alte hat mich warnt vor Ihnen", schloß er, den vollen Blick auf seines Nachbarn Antlitz richtend. „D halb habe ich mich zu Ihnen gesetzt. Es muß etwas dran sein an Ihnen, wenn der Idiot die Augen verdreht . . das andere ist sowieso nur Bruch."

„Es ist gefährlich für Sie, neben mir zu sitzen", erwiderte Percy mit trübem Lächeln während er eine leise Erregung in sich aufsteigen fühlte.

„Gefährlich?" Holger sah ihn vergnügt an. „Wer auf Java geboren ist, sollte doch diesem Kasten nicht von Gefahr sprechen. Diese Männchen sind nicht gefährlich. Höchstens amüsant, mehr nicht."

Der Ordinarius trat ein und hielt eine kleine Ansprache, von der Aufgabe der neuen Klasse, nicht nur der geistigen sondern auch der sittlichen, in der Vaterland, Mannesz und der Geist von 1914 eine Rolle spielten. Dazu sah er sorgenvoll aus und von gemessener Feierlichkeit, als stehe er am Grabe alles Guten und Edlen. „Schleim", bemerkte G Holger kühl und sah aus dem Fenster.

Verschiedene Plätze wurden noch einmal gewechselt. „Graf Einsiedel, Sie könnten besser auf die hinterste Bank setzen", sagte der Ordinarius lächelnd. „Sie sind etwas g hier vorne . ."

„Nein, danke," erwiderte Holger freundlich aber mit nicht zu verkennender Entschlossenheit. „Ich möchte neben Percy Schurmann sitzen."

„Wenn Sie so schnelle Sympathien haben . .", kam es vorsichtig zurück.

„Allerdings, die habe ich!"

Sein furchtloses Auge verwirrte, und der Ordinarius runzelte nur mit seitwärts a weichendem Blick die Stirn.

So begann ihre Freundschaft.

Percy glaubte, daß ein neues Leben für ihn anhebe. Im Nebel der Stunden und T sah er etwas auftauchen, was nicht Nebel war, was nicht verfloß und verdämmerte, sond Gestalt wurde: die Linien eines Gesichtes, einer Gestalt, den Glanz eines Auges, die Beugu eines Lippenpaares. Und dieses Etwas trat nicht nur heraus aus der Masse, um quemer an seinem Gitter zu stehen, sondern es öffnete unbekümmert die Tür und t zu ihm ein. Es ließ sich bei ihm nieder, im gebannten und versemten Raum, es tei Speise und Trank, Gefahr und Verachtung, und es blickte mit ihm zusammen durch Stäbe auf das dumpfe Antlitz jener Menge. Es spottete ihrer, es verhöhnte sie, und we es ihrer müde war, kehrte es ihr den Rücken und ging mit dem anderen in das Dick in die Wüste, wo nur ihre beiden Herzen schlugen.

„Es ist, als ob Amaga bei mir wäre", bekannte Percy erschüttert.

„Ach was, du mußt ihnen die Zähne zeigen, Percy! So wie damals mit dem Ku Das haben sie mir gleich versetzt. Sie behaupten übrigens, daß er vergiftet ist. Idiote Du siehst doch, was sie sind. Ein Wrukenfeld, nichts weiter. Klopsfresser, sagt mein Onk und der weiß Bescheid in der Welt. Sie haben die Macht. Schön. Aber wie weit rei sie? Bis an deine Fußsohlen. Alles Bruch!"

Es war schwer zu sagen, worauf Holgers Liebe zu Percy beruhte. Es konnte der B des Bauern für den Adel der Zucht sein, es konnte auch ein Rest jenes Erbgutes se das die Schirmung der Schwachen und Bedrängten auf seiner Fahne trug. Es war

pferes Gefühl, von Verantwortung getragen, nicht frei von edlem Egoismus, der das gene Wesen an der Güte der Tat sich läutern und wachsen sah.

Sie verbrachten jede freie Stunde gemeinsam, in Percys Zimmer, auf dem Fluß, eit vor der Stadt. Niemand war, der sie zu behindern wagte, seit Holger auf eine Beerkung von Magnus Schurmann sen. diesem folgende „Erklärung" abgegeben hatte, obei er freundlich lächelnd den obersten Knopf des grauen Rockes hin und her gedreht tte: „Zur Zeit der Schlacht von Mantinea, verehrter alter Herr, mögen solche Beziehunn zwischen der alten und der neuen Generation ja obgewaltet haben. In diesem etwas rtgeschritteneren Zeitalter pflegen wir unsere Belange selbst in die Hand zu nehmen. ir gehen zur Penne. Schön. Wir schlagen keine Spießbürger tot. Schön. Dafür verten wir uns freundlich alle Übergriffe in unser eignes Leben, nicht wahr?" Und der alte rovinzkaufmann schien sich wieder am Ladentisch zu sehen, an dem er die Grafen Einsiedel t erlesenster Höflichkeit bedient hatte, versuchte eine Erwiderung, stolperte über ihren fang und verließ schweigend und blaß vor Zorn das Zimmer.

Nicht daß Percy ein Held wurde oder ein müßiger Nachahmer des Freundes. Aber er vann Unendliches. Aus einer schrecklichen Einsamkeit vernahm er den Schlag eines nschlichen Herzens. Er vermochte zu sprechen, leidenschaftlich und über alle Grenzen weg. Er fand Teilnahme und Widerhall, und wenn er auch nur verwirrtes Schweigen nd, so fand er nie ein spöttisches Lächeln. Er war von einer Dankbarkeit, die lächelnd Tod gelitten hätte. Er achtete gering, was er geben konnte, obwohl es der Glanz einer nnenden Erde war und Blut und Widerschein einer edlen Mutter. Aber Holger erte es. „Wir sind die Enterbten," sagte er, wenn sie am Fluß lagen und über das sser starrten. „Ich bin aus zweiter Ehe, weißt du. Die erste war eine Gräfin, aber meine tter war eine Bauerntochter. Jawohl. Der Alte hatte tausend Morgen, aber er war Bauer. Onkel Byron sagt, daß ich die Rasse verschandele. Die dritte ist wieder eine ifin. Die Brüder sind firstclass, durchaus. Aber ich bin minderwertig, ein Mischling. sagt man bei euch . . halfcast, ja. Sie werden mir ein Vorwerk geben und die Nase rfen, wenn sie von mir reden. Aber wir werden ein neues Geschlecht anfangen, Percy, Java oder Kamtschatka, ist mir ganz gleich." Er hob die Faust und schleuderte den Stein t über den Fluß hinaus.

Percy schob die Arme bequemer unter den Kopf und lächelte. „Du ja, Holger, sicherlich . . nicht."

Quatsch!" sagte Holger und warf einen schnellen Blick der Sorge auf ihn.

Dann schwiegen sie. Fern zu ihrer Seite glänzte die Stadt mit dem trägen Rauch der Mittagsstunde über den toten Dächern. Ein Taubenschwarm hob sich aus der jungen Saat, aufleuchtend in jäher Wendung, und sonnenbeglänzt hingen die weißen Wolken ob dem flachen Lande.

Ich möchte wohl wissen," begann Percy leise, „wohin das alles zieht, der Fluß und die Tage und Jahre. Dort unten, da bleibt alles, es ruht in sich, aber hier sind alles Wege, Fortschritt, neue Zeit . . wohin zieht das alles mit mir?"

Was hat der Alte vor?"

Jura. Ich soll seine Prozesse gewinnen."

Halt ein paar Jahre durch, Percy!" sagt Holger eindringlich. „Nur ein paar Jahre!" wiederholt er fast beschwörend. „Dann bin ich so weit, dich herauszureißen. Erst mündig sein Du mit Deinen Sprachen . . es wäre ja lachhaft."

„Es wird nicht vorhalten," erwidert Percy müde. „Ich habe ihm gesagt, er soll mir ein Stelle besorgen, meinetwegen zuerst in Amsterdam. Eher kauft er mir einen Strick, h er gesagt. Am liebsten möchte er die Kolonien aus dem Atlas reißen."

„Ich möchte wohl wissen," grübelt Holger, „ob die Väter zu allen Zeiten so verboh gewesen sind wie heute . . aber egal! An die Arbeit jetzt!"

Dann begannen sie ihre Wettkämpfe, „zu Wasser und zu Lande," wie Holger es nannt Er war von unerbittlicher Strenge, und so widerspruchslos er sich Percys geistiger Leitu und Hilfe hingab, so bewußt, berechnend und fast systematisch nahm er seine körperlic Ausbildung in die Hand. Er wußte, daß Percys Gesundheit zu wünschen übrig ließ u daß er mehr als Freundespflichten zu erfüllen hatte.

In diesem Frühjahr kamen sie überein, daß die „Sache mit dem lieben Gott" bedenkli stehe. Weder Väter noch Lehrer noch Pfarrer sprachen zu seinen Gunsten. Die A setzung erfolgte ohne wesentliche Konflikte, und es erwies sich, wie sehr Percys Seelenw von den Kräften der fernen Insel erfüllt war, als er behauptete, daß es ein Verbrech sei, Gott über die Natur zu setzen. Um dieselbe Zeit, an den dunstverschleierten, ahnung vollen Abenden, verneinten sie mit kühler Verachtung die gewohnten Grundlagen d Staats- und Gesellschaftslebens und kamen nach und nach dazu, von ihrem einsame dunkelnden Zimmer aus die Grundlagen einer Welt zu erschaffen, von deren Peripherie a sie einmal einsam und heldenhaft zu jenem Mittelpunkte schreiten würden, aus dem d Achse einer neuen Zeit sich glänzend zu den Sternen erheben sollte. Die nihilistis Neigung jenes Lebensalters, verschärft durch die Enge ihres Lebensraumes und d erbarmungslose Betrachtungsschärfe ihrer Einsamkeit, schuf, alles Hergebrachte zerbröckeln eine trümmerhafte Welt um ihre beiden Gestalten, in der sie wohl gleich Schöpfern a dem Chaotischen zu stehen vermeinten; aber sie erzeugte auch, mehr als bei normalen Ve hältnissen, jene Schwüle und Gereiztheit des Lebenszustandes, die jeder Einsamk eignet, die nicht durch Erfahrung, Weisheit und entsagende Reife geschritten ist. So d ein plötzlicher Einbruch der natürlichen Welt, ein Aufblitzen der Ewigkeit, ob in der Gest einer jähen Erweiterung des Lebensraumes und seiner Umstände oder in der Gest einer wahren Menschlichkeit, zu Erschütterungen führen mußte, der keine Philosoph gewachsen sein konnte. Ihr Leben bedurfte, über lächelnde Skepsis hinweg, des Schwert oder der Tränen.

Was Holger, in bäuerlicher Erde schwerer ruhend, nicht empfand, sprach Percy, ahnung voller, aus, wenn er die Hände über den Tasten hielt. Aus einem leidvollen Sang d Heimwehs wurde in diesem Frühling aus seinem Spiel ein leises, wiewohl unbewußt Aufdämmern jener Erkenntnis, daß alle Negation im besten Falle einer Fläche gleichkomm dimensional beschränkt, dem eisigen Stolze, hinter der die Leere eines Weltraumes stel Es schien, als verdichte sich der Hauch aller Schmerzen dieses im Mutterleibe gebrochen Lebens ganz langsam, einem Nebel gleich, über den kalten Gründen der Skepsis, und s sammele er sich in unmerklichem Wachsen zu der Träne, die aus geschlossenem Auge schn und bitter niederrollt. Dann sagt Holger, aus dumpf erwachtem Instinkte: „Du mu nicht so spielen, Percy . ." Und dieser, die Hände ruhenlassend und den Blick in den Aben himmel gehoben, erwidert leise, vor sich selbst sich verhüllend: „Weshalb nicht? Kenn du keine Sehnsucht, Holger?" „Man darf nicht", sagt Holger nach einer langen Wei „Man darf das nicht . . noch nicht." Und dann gehen sie schweigend auseinander.

Am zweiten Tage der Sommerferien, um die Nachmittagszeit, hielt Holger mit dem gr lichen Kraftwagen vor der Tür des malaiischen Hauses, übergab Herrn Schurma

un. einen höflichen Brief des Grafen, in dem dieser seine gemessene Freude aussprach, en Kameraden seines Sohnes während der Ferien bei sich aufzunehmen, und begann ohne eiteres, Percys Koffer zu packen, während dieser fassungslos seinen sachlichen Erklärungen uschte. „Nummer eins: der Bierzettel, mein lieber Junge! Allgemeine Verblüffung des agnaten. Versuch, die Verdienste auf die Schultern des schätzenswerten Herrn Direk- rs zu legen. Gelang durchaus vorbei. Percy Schurmann sei derjenige, welcher. Percy ponierte, Schurmann weniger. Weltevreden war entscheidend. Wenigstens bei Onkel yron, und das genügt bei uns. Er hat zwei Wochen im Hotel des Indes in Batavia wohnt. Aber davon später. Es gibt Überraschungen . . fertig mit der Kiste! Los!"

Es gab keine Verabschiedungen im Hause Schurmann, aber Percys Vater stand draußen r dem Wagen, ihn mit einem seltsamen Gesichtsausdruck betrachtend, und Magnus churmann sen. lehnte aus dem Fenster. „Tja, das sind die schlechten Zeiten", bemerkte freundlich, und seine Augen glitten spöttisch von Holger zu dem Wagen. „Hm?" er- derte Holger. „Keine Neidgefühle, alter Herr! Never mind, my deary."

Sie schnallten den Koffer fest. „Du sollst steuern, Percy", sagte Holger und errötete vor eude über seinen Entschluß. „Die Klopsfresser sollen sehen, wer du bist!"

Dann fuhren sie ab. Percy mit zitternden Händen, Holger zurückgelehnt, auf der malai- jen Flöte blasend und die Menschen mit Blicken streifend, als seien sie Bäume.

Das Schloß verwirrte Percy nicht, aber die Menschen machten ihm zunächst Mühe. Die hre der Zerrüttung standen gleich einer Mauer zwischen der Welt und ihm, und sein mähliches Hinausgleiten aus jeder Gemeinschaft hatte ihn fremd gemacht in Gesprächen u Bewegungen, die Hinneigung und Abstand zu gleicher Zeit verlangten. Doch über- nd die Gräfin durch Schönheit und Teilnahme die erste Bedrückung, während der af, wenn auch Gemessenheit und ein deutliches Aufsichbeschränktsein nicht ablegend, h mit gewisser Wärme seinen Dank für das hocherfreuliche Ergebnis aussprach, das, sein Sohn berichtet habe, Percy allein zu schulden sei. Die verwirrendste und zugleich iehendste Erscheinung aber war für den neu Eintretenden Graf Manfred Einsiedel, der ilt aus den Gesprächen mit Holger als Lord Byron flüchtig bekannt war. Nicht daß einen weißen Anzug und einen Tropenhelm trug oder daß seine Räume, wie Percy terhin erkennen konnte, die Schätze und Seltsamkeiten aller Welten enthielten, sondern Gesicht, Gebärde und Urteil bei ihm von einer erschreckenden Übereinstimmung waren, einer betäubenden Eindringlichkeit und einer fast gemeißelt erscheinenden Härte und Leidenschaftslosigkeit. Er war der einzige, der ihn bei der Begrüßung lange und gänzlich ekümmert ansah. „Da hast du mal ein gutes Auge für Echtheit gehabt, Holger", sagte ann mit seiner unbewegten, etwas schläfrigen Stimme. „Karang Asem oder dort um . . leise dekadent . . Ihre Mutter muß sehr schön gewesen sein". Und als die Gräfin, as peinlich berührt, zum Sitzen nötigte, fuhr er unerschüttert fort: „Und den wird man durch unsre Schulen und Universitäten schleifen, ihm ein Amt geben und ihn mit r der üblichen Gänse verheiraten . . schade." Und während der ganzen Zeit, in der sie tranken, blieb er in eine stumme Betrachtung Percys versunken, während er — sein recht — an einer schwarzen Zigarre rauchte und weite, etwas sorgenvolle Wege zu gehen schien.

War der Name Percy dort unten üblich?" fragte die Gräfin höflich.

Ich sollte Parzival heißen", erwiderte Percy scheu. „Meine Mutter . . hatte es ge- wünscht. Nachher wurde es dann geändert."

„Man ist dort nicht sentimental", meinte Graf Manfred.

„Sie haben Ihre Frau Mutter noch gekannt?" fuhr die Gräfin fort.

„Meine Mutter starb bei meiner Geburt." Die Antwort kam sehr leise.

„Oh, verzeihen Sie mir!"

„Sawah hat ihn erzogen," erklärte Holger voller Stolz. „Eine Malaiin."

„Ah!" machte Graf Manfred.

„Aber vermutlich nicht allein?" fragte Holgers Vater.

„Nein, Herr Graf. Ich hatte eine Engländerin, einen Holländer und einen Deutschen.

Die Gräfin lächelte über die Reihenfolge. „Aber Sawah liebten Sie am meisten?

Percy sieht sie an mit seinen fremden Augen, deren Trauer für diese Menschen von unerklärlicher Eindringlichkeit ist. Er weiß nicht, weshalb sie lächelt. „Sie war mein Mutter," sagte er einfach. „Sie hat mir das Leben aufgeschlossen." Er beginnt in dieser Umgebung zu sprechen, wie es in seinen Träumen aus ihm zu sprechen pflegt.

Sie sind betroffen, fast verwirrt, von der Art seines Sprechens und der fast pflanzenhaften Schönheit seines Gesichtes, über die die Bewegungen seiner Seele wie über einen bräunlichen Spiegel zittern. Graf Manfred starrt ihn an, und die andern sind verlegen. Aber unwillkürlich behandeln sie ihn wie einen Erwachsenen, mit einer Spur der zarten Schonung, die man Kranken darbringt. Holger fühlt, daß auch ihm ein Teil der Achtung zukommt, und seine Fröhlichkeit, die er darüber empfindet, gibt ihnen allen ein gewisses Gleichmaß wieder und schenkt ihnen statt der Kühle der ersten unbehaglichen Fremdheit eine festliche Stunde.

Darauf ließ man sie allein und Holger gab die notwendigen Einführungen in Örtlichkeiten, Personen, Tageswerk und Pläne. Erst gegen Abend traf man sich im Park wieder, und Holger hatte eine leise aber lebhafte Unterredung mit dem Grafen Manfred. „Also, Percy!" sagt er dann, und man las von seinem Gesicht, daß er lange um die Bewahrung eines frohen Geheimnisses gekämpft hatte. „Percy, jetzt kommt es!" Percy lächelte schwebend, und die Gräfin sah etwas unruhig auf ihren Schwager. Der zuckte die Achseln und dann gingen sie alle zusammen in die Tiefe des unübersichtlichen Parkes.

Nun hatte Graf Manfred, unbeschränkt in seinen Mitteln und Neigungen, nach der Rückkehr von seiner letzten Weltreise mit ungeheuren Kosten ein tropisches Gewächshaus im Parke errichten lassen, von einer verschwenderischen Pracht und Echtheit, das in diesem winterlichen Lande wie ein glühender Traum den dunklen Himmel zu versengen schien. Öffnete man die Tür der riesigen Glashalle, so schlug die Luft der Tropen wie ein heißes und feuchtes Tuch hernieder, das verwirrte, geblendete Auge schloß sich schmerzend vor der berauschenden Phantastik der lianenbehangenen Palmen, Araukarien, Passifloren, Caotheen, des Rotang und des Pandanus, vor der gleich Händen deutenden Feierlichkeit der Riesenfarne, vor der flammenden Verruchtheit der Orchideen. Aus dem Dämmer des Dschungeldichte verfilzten Grundes erklangen die geheimnisvollen Laute unsichtbaren Lebens, der helle Klageton der Lemuren hob sich gespenstisch aus den Wipfeln, die Spitzmaus raschelte im verwesenden, fast verschwelenden Laube, und im Wasser des schwärzlichen Teiches liefen glühende Kreise von trägen Gliedern, über denen die Riesenschilde der Victoria Regia leise schwankten. Der unheimliche Zauber einer fremden Erde, der Paradies wie die Schlange sehnsüchtig wie drohend umfassend, stieg hier, alles Künstliche gänzlich entkleidet, aus einem Raum, dessen mattschimmernde Wände ihn verdichteten, statt ihn aufzulösen, und wenn die Türe sich schloß und das Licht des fremden Tages sich langsam verlor, hauchte hier der Atem einer Welt, die einer Inkarnation der Sünde glich

ie der Seligkeit, der Lebensekstase wie des brennenden Todes, der höchsten Lust wie des
ssten Grauens.

Zu diesem Hause hatte Graf Manfred allein den Schlüssel. In ihm verbrachte er den
sten Teil seiner Nächte, in einer Hängematte liegend und mit kalten, ein wenig schläf-
gen Augen dem Rauch seiner schweren Zigarren nachstarrend.

Als sie eintraten, war die Sonne eben gesunken, und ein nachglühendes Dämmerlicht
schte alles Einzelne und schuf eine gewaltige Düsterheit, von brennenden Reflexen
rissen und in grandioser Wildheit sich bäumend.

Aus der Welt des bewegten und klaren Tages ohne Schwelle eintretend, empfanden sie
s tonlose und verdunkelte Schweigen des Hauses als eine unerhört feierliche Drohung.
nd nun, während die Tür mit leisem Wehen hinter ihnen zufiel und sie regungslos stan-
n, der Fremdheit gleichsam erbarmungslos ausgeliefert, schien es, als erkennten sie zum
tenmal das Wesen, die Berechtigung dieses Hauses. Daß es nicht nur die Laune eines
ltenwanderers sei, ein verschwenderisches und hochmütiges Spiel, sondern das unent-
nbare Netz eines Zaubers, zu glühenden Fäden gesponnen. Es schien faßbarer, not-
ndiger, seit sie Percy gesehen hatten, aber es schien auch gefährlicher, unheimlicher,
) sein glühender Atem strahlte Leidenschaft und Grauen aus, als hielten sie das ent-
ßte Herz des Knaben in ihren bebenden Händen und würden nun aller der Rätsel
wahr, die es verbarg.

Und dann schrie Percy, die blassen Hände emporgehoben. Es war kein dumpfer Laut
Erschütterung, eines wilden Herzens wilder Ton. Sondern es war ein Wort, das er
stieß, ein fremdes, nie vernommenes Wort, nicht nur seinem Klange nach, sondern
) Wurzel, Farbe und Geruch gewissermaßen. Es war erfüllt von tiefster Klage und
leich von Zärtlichkeit und Wildheit, und seine Melodie stieg auf in jähem Anlauf, um
zerschnitten zu fallen, fast zu stürzen und dann auszuströmen wie nicht zu stillendes Blut.
erhob sich gleich einem brennenden Pfeil hinter ihnen und über sie hinweg, den Himmel
lam überleuchtend, und fiel irgendwo in die Schwärze des Dschungels, verlöschend im
rewegten Wasser. Und es erwies mit einer schrecklich unmittelbaren Gewalt, daß dieser
be einer anderen Erde zugehörig war, einem anderen Blute und anderen Göttern, und
die Qual eines Lebens nicht zu messen sein könne, die zu solcher Klage sich erhebe.

ach diesem unbeherrschten Ausbruch seiner Seele blieb er still und schmerzlich beschämt.
röste sich mit schnellen, geräuschlosen Schritten von ihnen und verschwand im Dunkel
Schatten, und man sah nur seine hellen Hände mit zärtlicher Behutsamkeit über Blatt
n Blüte streichen. Graf Manfred brachte ihn dann zurück, wobei er mit gedämpfter
timme kühl erklärend hierhin und dorthin wies.

Her dann bleibt Percy vor den Schlangenkästen stehen und neigt das Gesicht bis an die
Glwand. Auch sein Körper, äußerlich von dem der anderen nicht verschieden, scheint sich
verändern und fremd zu werden, zu erstarren in der Gebärde eines Beters zu anderen
ttern. Sie haben das Gefühl, daß seine Kleider häßlich und maskenhaft sind, daß man
pt mit ihm treibe wie mit einem armen Tiere, und daß er vor einer Verwandlung
h, um ihnen ganz zu entgleiten in den Ursprung seiner Geburt.

Und dann zieht er die Flöte aus der Tasche und spielt. Er beginnt so sanft wie das Wehen
s Windes vor Sonnenaufgang, und die Melodie gleicht dem traurigen Laut eines
im weinenden Kindes mit der steten Wiederkehr schwebender und fallender Töne.
Es ist in ihr, das sich mit einer Flöte des Abendlandes vergleichen ließe. Die Intervalle
nders, enger und gleichsam schmerzender, auch die Tonfolge ist anders, gebundener

und eintöniger. Aber die Wirkung ist von einer tiefen Schmerzlichkeit. Sie spricht ein andere Sprache, eine Sprache, die man nie zuvor vernommen hat, die man nie erlerne kann, und die doch das Herz anrührt an einer Stelle, die noch nie berührt worden ist

Und die Schlangen, kaum erkennbar im Dunkel der Schatten, lösen sich aus ihren kühle Ringen und heben lauschend das flache Haupt. Ihre edelsteingleichen Augen scheinen mat zu schimmern und mit jeder Melodienfolge ihren Glanz zu vertiefen. Und unter den sic langsam wiegenden Häuptern heben sich die Glieder, Ring um Ring emporgezogen, imme mehr sich entwirrend und steigend, bis ein geisterhaftes Schweben und Deuten de engen Raum erfüllt, tonlos und hingegeben, den Atem bedrückend wie der Spuk eine lautlosen Tanzes.

Und dann fällt der letzte Ton aus dem dunklen Mund der Flöte. Die Bewegung erstarrt bleibt lauschend und gespannt, und sinkt dann wieder zu verschlungener, gestaltloser Wirr nis, zu einer kalten Häufung von Lauern, Gefahr und Tod.

Holgers Gesicht ist weiß geworden, und die Gräfin zittert am Arm ihres Mannes. De Graf ist verblüfft, aber schon ein wenig ungehalten über diese Künste eines jungen Manne den sein Sohn sich zum Freunde gewählt. Und nur der Lord sieht, äußerlich unbeweg mit seinen kalten Augen zu, wie seine Schlangen zurücksinken und Percy die Flöte wiede einsteckt. Nur sein Mund scheint trauriger wie bei einer schweren Erinnerung, die bla und flüchtig ihre Flügel hebt.

Schweigend verlassen sie das Gewächshaus.

Es war nicht zu verkennen, daß Percy ihre Herzen gewann. Wohl waren auch sie i den Kreis ihres Blutes gebannt und der Form ihres Lebens dienend unterworfen, abe die Freiheit ihres Verhältnisses zu diesem Knaben, die Entbindung von jeglicher Pflich betonung ließ sie ihn anders anblicken, als man in seiner sonstigen Welt auf ihn sah. E war ihnen weder Sohn noch Schüler, weder Zukunftshoffnung noch Glied der gesel schaftlichen Ordnung. Er war ihnen Gast, ein anziehendes und schönes Spiel des Som mers, und weit über seine Jahre hinaus gleichwertig durch Seltsamkeit des Schicksals un der Erscheinung.

Percy wiederum erschloß sich mit unerwarteter Innigkeit. Die Stunde im Gewächs haus wuchs über das bloße Erlebnis zu einer symbolischen Macht, und obwohl il Schatten, täglich erkennbar, über ihm lag, verlieh sie eine lösende Weichheit, die beglück und die nur Graf Manfred mit Sorgen erfüllte.

Tätigkeit und Müßiggang wechselten wie bisher, aber nur er allein bemerkte, wie d Knabe mit jäher Raschheit über den Kreis seines bisherigen Lebens hinauswuchs, als hat die Glut jenes Abends verborgene Keime flammend geöffnet. Wie selbst die herzlich Verbundenheit mit Holger mitunter etwas gütig Hingebendes zeigte und wie er zuzeite aus ihrer Mitte fortzugehen oder hinwegzulauschen schien, als werde er allein sich plö lich seines wahren Gasttums bewußt und erinnere sich schmerzhaft, daß da etwas vergesse sei, etwas zu tun oder zu leiden, was aber unabwendbar sei und ein stets gewußtes Geschi

Am letzten Abend erst sprach Graf Manfred andeutend über diese Dinge. Er trat, wer auch etwas widerwillig, aus der Kühlheit seines Beobachtens heraus, weil dieser Knab ihm irgendwie als ein zart beschattetes Spiegelbild seines eigenen Lebens erschien, ob wenigstens seines Lebensganges, das nach der Erkenntnis der letzten Blüte leidenschaftli gesucht hatte und nun in der Erinnerung und sorgfältigen Absonderung ein mühsam b wahrtes, entsagendes Gleichgewicht fand.

Sie traten aus dem Tropenhaus, in dem Percy schweigend Abschied genommen hatte
n einer unaufhaltsam versinkenden Welt, und gingen nebeneinander die beschatteten
arkwege entlang. „Ich hätte Ihnen das nicht zeigen sollen, Percy," begann Graf Man-
ed. „Aber ich habe erfahren, daß niemand seinem Schicksal entgeht . . man müßte viel-
cht richtiger sagen, daß niemandem sein Schicksal entgeht."

„Ich weiß es", erwiderte Percy.

„Sie wissen es nicht. Die Jugend sollte niemals sagen ‚Ich weiß'. Der Mann von
nfzig Jahren darf es vielleicht sagen, eher noch der von sechzig Jahren. Er allein weiß,
il er rückwärts sieht. Die Jugend ahnt. Sie fürchtet oder hofft, betet an oder verflucht.
er sie weiß nicht."

Percy deutete mit der Hand nach rückwärts, wo der Giebel des Tropenhauses noch über
n Wipfeln stand. „Dieses weiß ich", sagte er mit trauriger Bestimmtheit.

Der Graf sah ihn von der Seite an. „Sie sprechen, wie ein Asiate lächelt, Percy. Und
s ist wie ein Symbol. Wenn ich heute noch so jung wäre, zu glauben, daß man in das
chicksal eines Menschen eingreifen kann, ein Rad wenden, einen fliegenden Pfeil ergreifen,
m würde ich morgen mit Ihnen dorthin gehen, wo nicht nur die andre Seite der Erde
finden ist. Aber ich bin schon zwischen fünfzig und sechzig. Ich glaube nicht mehr. Nun
en Sie zu. Der Fall Percy ist so: Sie sind ein Gefäß, in das man hineinzwingt den
lden und den Europäer, den Knaben und den Erwachsenen, den Flötenspieler und den
ntleman, und so weiter. Die Mütter des Abendlandes heißen nicht mehr Herzeloide
) ihre Söhne nicht Parzival, verstehen Sie? Sie lieben Holger, aber er ist nichts als ein
ger Stier. Ihre Liebe ist aus einem andern Reich. Sie hängt wie ein Dolch über Ihnen,
) einmal wird sie zustoßen, sehr bald, fürchte ich, bevor Ihre Rüstung fertig ist. Sie kön-
n Glück haben, wie der Pöbel zu sagen pflegt. Sie können auch kein Glück haben. Ich
i nicht beschränkt genug, Ihnen einen Rat zu geben, aber Sie können zu mir kommen,
or . . bevor Sie den Dolch wieder herausziehen. Das wollte ich Ihnen nur sagen."

Ich werde kommen", erwiderte Percy mit so besonderer Betonung, daß der Graf ihn
chend ansah. Aber er setzte das Gespräch nicht fort.

(Schluß folgt.)

Offener Brief an Thomas Mann

Von Arthur Hübscher in München

In einem Aufsatz „Die Metamorphose der ‚Betrachtungen eines Unpolitischen'" (Münchner Neueste Nachrichten 1927, Nr. 228, auch an anderer Stelle) habe ich die zahlreichen, dem ursprünglichen Geist zuwiderlaufenden Kürzungen dieses heute wie damals im besten Sinne zeitgemäßen Buches in der Gesamtausgabe zum Gegenstand einer zusammenfassenden Kritik gemacht. Gegen diesen Feuilleton-Artikel „unserer schwerpatriotischen (= von der Schwerindustrie abhängigen?) Presse" ziehen Sie, Herr Dr. Mann, anläßlich einer Besprechung über „Kultur und Sozialismus" (Preußische Jahrbücher, Aprilheft 1928) gröber und unsachlicher vom Leder, als man es vom Verfasser der glänzenden Streitschrift „Rede und ich" erwarten durfte. Sie steigern eine ungefähre, meist nur andeutungsweise Wiedergabe von Gedankengängen jenes Aufsatzes unmerklich zu mehr und mehr scharfen Übertreibungen, zu geschickten Antithesen und zu Überspannungen einzelner

Begriffe, teils ins Gehässige, teils ins Komische, bis sich schließlich die zu wirkungsvolle Abwehr nötigen Behauptungen ergeben, Behauptungen, die in meiner Kritik zwar nicht enthalten sind, aber immerhin den Vorwand für sittliche Entrüstung liefern: Ich habe „grobe Unwahrheiten zum Besten gegeben", eine „lügenhafte Nachricht" verbreitet, „verleumderischer Weise" einen Vorwurf erhoben, der völlig unberechtigt sei.

Zur Sache also: Ich hatte damals nicht behauptet, daß die Gesinnung und Willensmeinung des Buches „völlig ins Gegenteil verkehrt" und eine „antidemokratische Streitschrift" in einen „demokratischen Traktat" umgefälscht worden sei; denn immerhin: die „Betrachtungen" sind ein Buch, das auch die Hand des skrupellosesten Bearbeiters nicht völlig in Grund und Boden verderben könnte (man erinnere sich nebenbei an die Forderung von Sorgfalt im Gebrauch der Anführungszeichen, die Sie einmal an Romain Rolland gestellt haben!). Behauptet hatte ich vielmehr, daß eine unter dem Zeichen gewandelter Gesinnung vorgenommene Kürzung höchst empfindlich in die innere Struktur des Buches eingegriffen habe, daß sehr wesentliche, manchmal entscheidende Stellen gestrichen worden seien, und damit allerdings, daß dem „treuherzigen" Leser, wie Sie sich ausdrücken, „unter gleich gebliebenem Titel und Aushängeschild" ein verändertes Werk (nicht gerade ein „verdorbenes und verderbliches", wie Sie ergänzen), in die Hände gespielt werde. Denn Sie haben die Tatsache der Bearbeitung an keiner Stelle der Neuausgabe erwähnt.

Nun steht es also nochmals hier, was der Kern meiner Vorwürfe gewesen ist. Da Sie aber weder die Analyse jener Strukturänderungen, der mein Aufsatz gegolten hat noch Art und Inhalt der strittigen Kürzungen überhaupt in Ihre Abwehr einbeziehen, so bedarf es wohl einer eingehenderen Untersuchung, um zu zeigen, wie es damit bestellt ist.

Sie sagen, das Buch sei „nicht erst bei seiner Einreihung in die ‚Werke', sondern schon als es zum erstenmal das äußere Kleid wechselte, sein provisorisches Kriegs- oder Revolutionsgewand gegen ein weniger notdürftiges eintauschte, um einige Seiten erleichtert worden." Diese Angabe ist irrig: Die letzte Ausgabe der unveränderten ersten Fassung ist 1920 als 15. bis 18. Auflage erschienen. In der nächsten Ausgabe von 1922 (19. bis 24. Auflage), die schon als Glied der Gesamtausgabe auftritt, erscheint dann erstmals die gekürzte Fassung, wie gesagt, in keiner Weise als solche kenntlich gemacht. Entgegen Ihrer Behauptung fällt also der Wechsel „des äußeren Kleides" mit der Einreihung in die „Gesammelten Werke" zusammen, so daß allerdings der (übrigens von Ihnen gezogene) Schluß eines ursächlichen Zusammenhanges naheliegt. Man hat zu fragen, ob dieser Schluß durch Ihre innere Entwicklung in der in Frage kommenden Zeit auch innerlich gerechtfertigt wird. Diese Entwicklung ist durch zwei Veröffentlichungen abzugrenzen: Einmal durch den im Januarheft 1922 des „Neuen Merkurs" erschienenen (in die Gesamtausgabe nicht übernommenen) Aufsatz über „Das Problem der deutsch-französischen Beziehungen", in dem eine scharfe Kritik der demokratischen Ideale noch zu restloser Verurteilung des internationalistischen Rhetor-Bourgeois und seiner verderblichen und gerade auch der Verständigung zwischen beiden Völkern entgegenwirkenden Atmosphäre gesteigert wird; zum anderen durch die Rede „Von deutscher Republik" (Gerhart Hauptmann zum 60. Geburtstag, 15. November 1922, gewidmet), die in vollem Gegensatz dazu die Demokratie als eine Macht bezeichnet, „geweiht von Historie, ausgestattet mit zwingender Autorität ererbten Ruhmeszaubers" (Werke Bd. 10, S. 154) und als eine „heimlichere Heimat als irgendein strahlendes, rasselndes, fuchtelndes Empire" (S. 158). Kein Zweifel, man hat mit einer geistigen Umstellung zu rechnen, die auf die gerade im Laufe des kritischen Jahres 1922 erfolgte Kürzung der „Betrachtungen" nicht ohne Einfluß geblieben sein kann.

Aber nein: es handle sich um eine ganz „unwesentliche Kürzung", nur „um einige Seiten" sagen Sie. Rechnen wir nach:

Ausgelassene Stellen:

1. Fassung, S.	Umfang des Ausgelassenen		Inhalt
124, 14—125, 25	1 Seiten[1]) 11 Zeilen		Gegen die französisch eingestellte demokrat. Geistigkeit[2])
126, 18 u. 19	2 „		—
136, 18—143, 16	6 „ 31 „		Gegen Romain Rolland
144, 2—7	5 „		Gegen Romain Rolland
146, 22—148, 23	2 „ 2 „		Heroismus und mystische Größe des Krieges (Auseinandersetzung mit Hallström)
148, 29—33	4 „		—
151, 4—152, 16	1 „ 11 „		Sittlichkeit deutscher Kriegertugend im Gegensatz zur französischen
152, 30—153, 8	11 „		Frankreichs Schuld
153, 27—158, 7	4 „ 13 „	[3])	„Belgisches Verbrechen" und Dreyfusprozeß
164, 24—166, 28	2 „ 4 „	[3])	Heinrich Mann (Zolaessai) über seinen Bruder
167, 18—172, 24	5 „ 7 „	[3])	Th. Manns „nationales Strebertum"
173, 26—174, 29	1 „ 4 „		Das Recht auf Infamie in der Kritik
193, 4—19	16 „		Konjunkturpolitik?
197, 21—198, 15	28 „		Die Demokratisierung Deutschlands „zeitgemäß"
199, 19—25	7 „		Gegen H. Mann
205, 4—6	2 „		Verweisung auf die Kritik Rollands
246, 32—253, 2	6 „ 4 „		Konservativ = national, demokratisch = international[2])
253, 23—29	7 „		Demokratisches Prinzip = Kriegsverlust[2])
263, 29—33	5 „		Zur Politisierung Deutschlands
264, 9—19	11 „		Für die deutsche Trennung von Geist und Politik[2])
328, 23—329, 6	16 „		Über Konrad Haußmann
362, 28—363, 5	10 „		Für Reichskanzlerschaft Hindenburgs
369, 31—370, 17	20 „		Demokratischer „Volksstaat" = Sieg der Entente[2])
466, 21—469, 13	2 „ 26 „		Über die bildende Kraft des Krieges[2])
547, 15—21	7 „		Gegen Politisierung der Kunst
564, 6—21	16 „		Gegen Ästhetizismus
	38 Seiten 16 Zeilen		

an kann verschiedener Meinung sein, ob das Indefinitum „einige" für 38½ Seiten
t ausreicht. Aber es handle sich nur um Seiten, fahren Sie fort, deren „allzu intime
o mik" den überzeitlichen Wert des Buches beeinträchtigt hätte, um Seiten, deren Strei-
ng zudem Gründe habe, „über deren menschliches Gewicht zu befinden faszistischen
bewindern der Humanitätsidee nicht zusteht". Man kann diese Worte nur auf die große
einandersetzung mit Romain Rolland und vor allem mit Ihrem Bruder Heinrich Mann,
n „Zivilisationsliteraten", beziehen, eine Auseinandersetzung, deren mehr als zufällig
tliche, architektonische Verbindung mit dem Gefüge des Kapitels „Gegen Recht und
arheit!", in dem sie steht, Sie selbst ausdrücklich festgestellt hatten: [Die Angriffe
rich Manns] gehören „hinein in dieses Buch, das ein Dokument sein und als

[1]) Die Seite zu 33 Druckzeilen.
[2]) Abdruck dieser Stelle s. weiter unten.
[3]) Ersetzt durch ein paar überleitende Zeilen.

solches zurückbleiben möchte, wenn die Wasser sich verlaufen" (1. Fassung, S. 171 f
In der Tat: Das Gesetz dieses Kapitels, ich hatte Gelegenheit darauf hinzuweisen, ist dar
zu sehen, daß wie im einzelnen die untersuchende, abwägende Haltung immer wieder en
schieden wird durch das persönlich Bekennerische, so in der Komposition des Ganzen d
Darstellung zu einem Mittel- und Höhepunkt subjektiver Art hinstrebt, dem bekennerhaft
Eintreten für die in erster Erschütterung geschriebenen Kriegsaufsätze. Was ist es ab
noch um eine Polemik, die ins Leere geht, die sich gegen keine scharf umrissene Persönlichk
mehr richtet, sondern gegen einen verschwommen gezeichneten Typus, eine unbestimm
Personifikation von zersetzenden Kräften im deutschen Daseinskampf? Diese Seit
„allzu intimer Polemik" tilgen, das heißt nichts anderes, als eine Hauptperson, den Gege
spieler, aus dem Buch herausnehmen, ohne Rücksicht auf Zusammenhang, Dynam
Zeitverwobenheit. Das heißt so viel wie Antigone ohne Kreon, wie Maria Stuart oh
Elisabeth, wie Faust ohne Mephisto, das heißt, wir müssen schon einen geringeren Name
hersetzen, um überhaupt in der gesamten neueren deutschen Literatur einen mit der Kü
zung der „Betrachtungen" vergleichbaren Fall zu finden, das heißt so viel wie das J
gendwerk von Rudolf Hans Bartsch „Als Österreich zerfiel" ohne den kleinen rothaarige
Juden Hirsch (vgl. Josef Hofmillers Aufsatz im Juliheft 1913) der S. M.).

Aber handelt es sich wirklich nur um „allzu intime Polemik"? Ist wirklich sonst in keine
Sinne „irgendetwas getilgt oder geändert worden"? Sie behaupten es: S
empfinden das Buch viel zu sehr als Dokument Ihres persönlichen Lebens sowohl w
der Zeit, als daß Sie sich „hätten überwinden können, im Sinne anderer Meinungen etw
die Hand daran zu legen... Kein antidemokratisches I-Tüpfelchen ist heimli
beseitigt worden". Und doch: Es stehen philologisch jederzeit genau nachzuprüfend
Tatsachen in Frage, Auslassungen, die wie im räumlichen auch im geistigen Sinne we
über „einige Seiten allzu intimer Polemik" hinausgehen. Es ist nötig geworden, dies
Tatsachen öffentlich und für alle Zukunft greifbar vor Augen zu stellen, wenigstens di
wichtigsten Stellen nachzuweisen, die abseits jeder persönlichen Polemik im Sinne allge
meinerer Feststellungen und Zielsetzungen über die Probleme Deutschland, Krieg, Demo
kratie handeln.

Gestrichen ist in der zweiten Fassung die erste entschiedene Folgerung, das erste persönlic
abschließende Bekenntnis in der weiträumigen Argumentation für das Recht des Dichter
auf Patriotismus:

„Man versetze sich nun aber überdies in die Lage jemandes, für den jener Zustand der Abweh
und notgedrungenen national-geistigen Selbstbehauptung nicht erst, wie für die Meisten, im Augu
1914 sich herstellte; der vielmehr lange in brüderlicher Nähe einer bedeutenden und im naiv fran
zösischen Stile aggressiven Geistigkeit gelebt hatte, welche ihrerseits bei Kriegsausbruch nur darur
ihr Wort und Gefühl sofort mit dem der wider Deutschland geifernden Welt hatte vereinigen kön
nen, weil keine Ausschreitung fremden Hasses ihre eigene hemmungslose, sympathielose und nieder
drückende Wut gegen das Sein und Wesen, das geschichtliche Erleben und die Wirklichkeitsform
dieses Landes überbieten oder auch nur erreichen konnte: einer Geistigkeit, die längst mit schneiden
unduldsamster Schärfe darauf bestanden hatte, daß man Deutschland, ausgemacht Deutschland
als den moralischen Schandfleck der Menschenerde erkenne oder auf den Anspruch verzichte, ei
Mann des Gedankens zu heißen; einer Geistigkeit, die mit dem Namen des Deutschen Reiche
durchaus die Vorstellung einer Prunk- und Reklamefassade hatte verbinden wollen, hinter der e
nichts als Fäulnis und Moder, Brutalität und Sklavenmisere gäbe; einer Geistigkeit, welche, di
tiefe Anständigkeit deutschen Selbstekels zur Fratze travestierend, das Deutschland der letzten vierzi
Jahre zu einem Second empire à la Offenbach satirisch talentvoll hatte umfälschen wollen, das eine
schmählichen débâcle entgegenkankanierte: und alles dies aus dem einzigen Grunde, weil Deutsch
land keine Demokratie im herzerhebend-westlichen ‚Menschlichkeits'-Geiste gewesen war! Wie hätte
ich, der so verbissen irrtümliche Lehrmeinungen zu teilen aus einfacher Billigkeit mich geweiger
hatte — wie hätte ich nicht tiefste Genugtuung empfinden sollen darüber, daß sie sich als Irrtümer
nun so lächerlich offenbarten: darüber, daß Deutschland sich im Wetter nun immerhin ein wenig

ers bewährte als irgendein wurmstichiges Prestige-Empire im Jahre 1870! Vor Rechthaberei, ıtbehalterei bewahre mich Gott! Wer sich des Rechtbehaltens im Wortstreit nicht schämt, wer icht schleunigst zu vertuschen sucht, daß er Recht behielt, den verachte ich als roh im menschlichen geistigen Sinn. Hier aber, dies eine und große Mal, ist Recht behalten süß, brauche ich mich er nicht zu schämen, da es kein eitler Diskussionstriumph, sondern eine erschütternde Selbstnbarung der Wahrheit ist, — nicht mich betrifft, sondern ein großes und besonderes Volkswesen er mir." (1. Fassung, S. 124, 14—125, 25.)

Bestrichen sind die Ausführungen über den anti- und internationalen Geist der Demoie, „antidemokratische J-Tüpfelchen" von sonderbarem Ausmaß:

Die Demokraten erklären, der Widerstand der Konservativen gegen die Einführung des gleichen lrechts in dem führenden und räumlich drei Fünftel des Reiches umfassenden deutschen Bundes- entspringe persönlichem Machtinteresse. Ich stellte dagegen, daß es den Konservativen mit Versicherung, wenn Deutschland zum westlichen Demokratismus kondeszendiere, so habe es ig den Krieg verloren, zweifellos ernst ist. Um dieser Meinung zu sein, dafür sind sie Konserve. Konservativ sein heißt nicht, alles Bestehende erhalten zu wollen: die Konservativen bern ihre Bereitwilligkeit zu Reformen. Konservativ sein heißt: Deutschland deutsch erhalten en — und das ist nicht eben der Wille der Demokratie. Der Selbstwiderspruch der sogenannten erlandspartei besteht darin, daß sie sich angeblich von innerer Politik ‚fernhalten' und nur das t ‚Partei' im parteifeindlichen, politikfeindlichen Sinn gebrauchend, Alldeutschland nach außen mmenfassen will. Ich nenne das einen Selbstwiderspruch: denn indem man ‚Alldeutschland', alle geistig und nicht nur wirtschaftlich national Gesinnten und Gewillten zusammenfaßt, man eben die Demokratie nicht mit, sondern läßt sie, als das Feindliche, draußen; man ist tei ebendamit, innerpolitische Partei, konservative Partei; denn konservativ und national, ist ein und dasselbe — so wahr wie demokratisch und international ein und dasselbe ist —, die Demokratie auch dagegen sagen möge.

ie Demokratie nimmt, in gewissen Fällen, die besten deutschen Überlieferungen für sich in pruch, sie leitet sich her aus dem deutschen Humanismus, der Weltbürgerlichkeit unserer großen raturepoche. Aber deutscher Humanismus ist etwas anderes als demokratisches ‚Menschen'; Weltbürgerlichkeit etwas anderes als Internationalismus; der deutsche Weltbürger ist kein ischer Bürger, er ist nicht politisch — während die Demokratie nicht nur politisch, sondern Politik selber ist. Politik aber, Demokratie, ist an und für sich etwas Undeutsches, Widerisches; und der Selbstwiderspruch der Demokratie, oder doch einer gewissen Demokratie, besteht n, daß sie zugleich demokratisch und national sein will, den Namen ‚Vaterlandspartei' für einen ont erklärt und es tödlich übelnimmt, wenn jemand Miene macht, sie im Nationalen für weniger rlässig zu halten als die Konservativen. In Wahrheit mag sie patriotisch sein, indem sie um e wirtschaftliche Wohlfahrt Deutschlands, um sein Glück und sogar seine Macht (denn Wirtschaft Mittel und Ausdruck der Macht) redlich besorgt ist und eben nur meint, daß einzig mit demoischer ‚Verständigung' dem Wirtschaftsflor Deutschlands gedient sei — national ist sie nicht kann sie nicht sein: Ihr abstrakter Begriff des Menschentums, ihre gesamte geistige Überlieıng straft diesen Anspruch Lügen. ‚Heute', hat schon Rousseau gesagt, ‚gibt es keine Franzosen, tschen, Spanier, Engländer mehr, was man darüber denke; es gibt nur noch Europäer, die alle elben Geschmack, dieselben Leidenschaften, dieselben Sitten haben, weil keiner durch besondere tutionen ein nationales Gepräge erhielt'. Hier ist die Überlieferung aller geistig in Betracht nenden und nicht nur opportunistisch-staatspraktischen Demokratie. Die Vermengung der demoichen mit der nationalen Idee ist heute eine unstatthafte Liberalität, eine intellektuelle Unreinit: Ich sage ‚heute'; denn vor siebzig Jahren war jene patriotische Demokratie, jener Politius der ‚deutschen Brüder', den Schopenhauer verabscheute, ja offenbar etwas geistig Mögs. Nicht heute. Auch geistige Möglichkeiten haben ihre Lebensdauer, sie sind der Zerstörung esetzt. Ist die Zeit strenger, scheidender, unerbittlicher, radikaler geworden in geistigen Dingen? uß wohl so sein; denn unmöglich ist es um 1915, die Geistesform des nationaldemokratischen nes anders, denn als eine obsolete und ausgeblichene Geistesform zu empfinden. Mag sein, meinesgleichen von 1880 ist. Aber die Nationaldemokratie ist von 1848, und nur darum scheint öglich, weil jedes Heute das Vorgestern geschmackvoller findet, als das Gestern.

Ich habe hingewiesen auf den Selbstwiderspruch der ‚Vaterlandspartei' und auf den des nationaldemokratischen Mannes. Man soll nicht sagen, daß ich meinen eigenen Selbstwiderspruch und den meinesgleichen mir unterschlage. Es ist ein deutscher Selbstwiderspruch: er erwächst aus dem

Gegensatz von Deutschtum und politischem Wesen, diesem nationalen Gegensatz, der 1813 v Goethe, 1848 von Schopenhauer, nach 1871 von Nietzsche gegen die Leidenschaft der politisierend Massen vertreten wurde und der auch heute in Kraft bleibt, wie er auch von den Anwälten d Politisierung, das heißt: der Demokratisierung Deutschlands verleugnet werden möge. Es ist und nicht anders, daß in Deutschland die Bejahung des Nationalen die Verneinun der Politik und der Demokratie in sich schließt — und umgekehrt. Man empfindet an politisch, indem man konservativ-national empfindet. Man ist andererseits nicht Politiker und Dem krat ohne antinational, ohne kosmopolitischer Radikalist zu sein. Der Ruf nach Deutschlands ‚Pol tisierung' bedeutet in intellektueller Sphäre durchaus nicht den Ruf nach Deutschlands Macht - wir erfahren das alle Tage. Er bedeutet vielmehr den Willen zur Revolutionierung und politische Zersetzung Deutschlands. Auf der anderen Seite ist es möglich, daß jene selbe nationale Sympath und Gebundenheit, die jemanden Deutschlands Sieg, Macht und historische Größe wünschen läß ihm zugleich eine antipolitische Haltung seelisch-unweigerlich vorschreibt und ihn Worte durcha sich zu eigen machen läßt, die Overbeck 1873 an Treitschke schrieb: ‚Steht es wirklich so schle mit unserer deutschen Vergangenheit, hat sie wirklich in so kläglicher Weise immer wieder unse politische Unfähigkeit bewiesen, wie nicht am wenigsten Du es uns vorgeführt hast, so darf man wo zweifeln, ob gerade in der Politik uns die Palme winkt, und ob wir nicht auch wieder mit unsere gegenwärtigen politischen Fieber übel hereingefallen sind.' Dieses Ja-und-doch-Nein ist mein Fal Dieses Selbstwiderspruchs, der nicht im logischen, sondern nur im nationalen Gefühl seine Ver söhnung findet, wie der der Gegner im antinationalen, habe ich mich zu zeihen: Er ist der Selbs widerspruch dieses Buches, und höchstens ihn darzustellen, nicht ihn zu lösen maßt es sich an.

So viel von mir. Was aber jene Demokratie betrifft, die einen roten Kopf bekommt, sobald ma sie für national weniger interessiert erklärt, als die Konservativen, so ist ihre Empfindlichkeit i diesem Punkte bestenfalls Unwissenheit über ihren eigenen tieferen Willen, — sofern sie nicht Heuchele und Taktik ist. Im rechten Augenblick werde ich aufmerksam auf eine Zeitungsnotiz, die sehr merk würdig zur Sache spricht. Sie betrifft eine Eingabe, die aus der deutschen Bewohnerschaft de preußischen Ostmarken an die beiden Häuser des preußischen Landtags gerichtet worden ist un mehr als 60000 Unterschriften gefunden hat. Die Eingabe, so heißt es, gibt der ‚bangen Sorge' Aus druck, mit der das ostmärkische Deutschtum die Politik der Reichsregierung verfolgt: denn ‚die be vorstehende Änderung des preußischen Wahlrechts und deren logische Folge, die Änderung de Kommunal-Wahlrechts, müssen zu einer Verstärkung des polnischen Einflusses im preußische Landtag und zur völligen Polonisierung der bisher deutschen Verwaltung de großen Mehrzahl unserer Städte führen'. Das las man in einem süddeutschen Blättchen, da die Nachricht, vielleicht aus Einfalt, einem Berliner konservativen Organ nachdruckte; man las es in keinem der großen linksliberalen Blätter, — die Mitteilung wäre taktisch inopportun gewesen — und handelt es sich um die Verwirklichung der ‚Gerechtigkeit', so ist die Nationalität der ostmär kischen Stadtverwaltungen, die ‚bange Sorge' des bedrängten Deutschtums in jenen Gegende der Demokratie grund-einerlei.

Ich wollte die kleine Tatsache anmerken und festhalten, und ich bin mit ihr wieder bei dem engeren Thema dieser Abschnitte: der Wahlrechtsfrage, zu der es nun wohl oder übel Stellung nehme heißt. So bekenne ich denn, daß die sittlichen und geistigen Argumente zugunsten des gleiche Wahlrechts mir sehr schwach, sehr wenig stichhaltig erscheinen. Man sagt etwa, daß demokratische Gesinnung, der Wille zur Teilnahme am Staat im demokratischen Geist und in demokratische Formen durch den Krieg mächtig gefördert worden sei, und zwar auf Grund der Opfer, welche das Volk gebracht habe. Aber jede Gesinnung und jede Tendenz ist durch diesen Krieg gefördert und verstärkt worden: die konservativ-nationale nicht weniger als die demokratische; und sagen ‚nicht weniger' heißt zu wenig sagen. Ich kenne Leute, kenne deutsche Frauen zumal, die im Kriege ihr Liebstes geopfert, das heißt: verloren haben, und die während dieser Jahre, statt nach ‚links' ein großes Stück weiter nach ‚rechts' gerückt sind. Wer behauptete, daß dies nicht Ausnahme, sondern so gar die Regel sei — und zwar gerade in den Schichten, auf die es geistig am Ende ankommt, den gesellschaftlich höheren, um nicht zu sagen: den gebildeten — der behauptete kaum zu viel; und der Zulauf, dessen die ‚Vaterlandspartei' sich erfreut, ist mit ihrem Aufwand an Propagandamitteln nur unzulänglich erklärt. Wer heute in Deutschland reist und zu hören versteht, wird nicht mit der Überzeugung heimkehren, daß die politische Willensmeinung des deutschen Volkes sich ‚demokrati siert' habe — ich spreche aus persönlicher Erfahrung, und sie lehrte mich eher das Gegenteil. Man klopfe beim Kaufmann, Gelehrten, beim Künstler an (ich meine freilich nicht den literarischen Intel lektuellen) — beim repräsentativen deutschen Künstler von Weltruhm zumal, dem Musiker; man hole

Pfitzner und Strauß über ihr Wohlverhalten zur Demokratie und zum ‚gleichen Stimmrecht' aus, man wird sein blaues — durchaus nicht sein ‚rotes' Wunder erleben, man wird erfahren, daß ikalismus im Künstlerischen und eine politisch recht konservative Gesinnung sich vortrefflich ver- en ... Einen berühmten Kapellmeister hörte ich ausrufen: ‚Es wird dahin kommen, daß das ester darüber abstimmt, ob eine Stelle piano zu spielen sei oder mezzoforte!' Wer das unernst t, möge nachlesen, was Nietzsche in ‚Menschliches, Allzumenschliches' über die Vorbildlich- des Verhältnisses von Volk und Regierung für den Verkehr zwischen Lehrer und Schüler, sherrn und Dienerschaft, Vater und Familie, Heerführer und Soldat, Meister und Lehrling sagt. ie große Presse erklärt nun zwar, es seien die politisch Ahnungslosen, die Laien, Dilettanten Gimpel in politicis, die der ‚Vaterlandspartei' ins Garn liefen und der Demokratie Widerstand n. Aber ist es nicht eben die Demokratie, welche lehrt, daß Politik ‚keine Geheimwissenschaft' nd daß es einen politischen Dilettantismus, ein politisches Laientum nicht gäbe? Existiert ische Reife nur in der Presse? Oder sollte es nicht vielmehr bei Wagners Wahrheit bleiben, es die Demokratie ist, die bei uns ‚nur in der Presse existiert'? Übrigens wird die Notwendig- uns die Demokratie zu gewähren, eben damit begründet, daß wir uns als ‚reif' für sie erwiesen n. Reif für die Demokratie? Reif für die Republik? Welch ein Unsinn! Einem Volke ist die jene Staats- und Gesellschaftsform gemäß, oder sie ist ihm nicht gemäß. Es ist geschaffen r, oder es ist nicht dafür geschaffen. ‚Reif' wird es niemals dafür; und gewisse südamerikanische erschaften haben die Republik und die ‚Freiheit' nicht deshalb, weil sie früher ‚reif' dafür n ..." (1. Fassung, S. 246, 32—253, 2.)

estrichen ist die Feststellung, daß die Durchführung des demokratischen Prinzips der rheit gleichbedeutend ist mit einem ruinösen Frieden:

ine mechanisch-demokratische Abstimmung im Deutschland des dritten Kriegsjahres würde mit cher Wahrscheinlichkeit eine erdrückende Majorität zugunsten eines sofortigen und bedingungs- , das heißt ruinösen Friedens ergeben. Aber damit ist das Prinzip der Abstimmung ad absur- geführt, denn das wäre mit nichten der Wille des Volkes. Der Wille eines historisch aufstei- en Volkes ist eins mit seinem Schicksal." (1. Fassung, S. 253, 23—29.)

estrichen ist ebenso die Feststellung, daß die Verwirklichung des im Grunde gar nicht tümlichen demokratischen Volksstaates überhaupt den Sieg der Entente bedeutet:

, . Kein Zweifel also: Die Verwirklichung des Volksstaates als Staat des Volkes jetzt im Kriege e den sofortigen Frieden und den Triumph Frankreich-Englands bedeuten, — man versuche es dem ‚gemeinen Manne' klar zu machen, daß das ein volksfeindlicher Friede wäre! Man versuche er auch, uns einzureden, ein solcher Friede wäre ein Beweis für die Fähigkeit des Volkes, sich zu regieren! — Auf der andern Seite will es nicht mehr regiert werden, das ist klar; um an ‚Staat für das Volk' und an seinen reinen Willen zu glauben, ist es zu mißtrauisch: eben weil aterialistisch-ökonomische Überzeugung, je tiefer hinab, desto fester sitzt. Kaum daß die ‚eman- te', die ‚aufgeklärte', die ‚denkende' Masse sich noch die Führerschaft ihrer Gewählten gefallen ie beabsichtigt, auch diese zur Rechenschaft zu ziehen. Aber müssen die sogenannten herrschen- lassen es sich zum Vorwurf machen, das Unkraut Rebellion, Frechheit, Empörung selbst ein- igt, gesät, verbreitet und sich unmögliche Halbherren erzogen zu haben, während sie etwas anderes gebraucht hätten?" (1. Fassung, S. 369, 31—370, 17.)

Estrichen ist das Urteil über die Politisierung des deutschen Freiheitsbegriffs:

... Nenne man es aber gelehrtenhaft, bürgerlich, rückständig und abgeschmackt, es bleibt den- dabei und wird nie anders sein, daß, den deutschen Freiheitsbegriff politisieren, bereits ihn schen heißt. Unsere religiöse und philosophische Geschichte selbst wirkt noch in dem gehrtesten dahin, daß er, durch diesen Krieg zu nationaler Selbstbesinnung gezwungen, nicht es denken und fühlen kann. Für die deutsche Trennung von Geist und Politik, von radikaler ie und Leben, von ‚reinem' und ‚praktischem' Denken gibt es ein Symbol: die beiden getrennt einander stehenden Bände von Kants kritischem Doppelwerk. Ich weiß wohl, es widersteht eilen, einen hundertmal gedachten Gedanken, sei er auch wahr, noch einmal zu denken." (1. Fassung, S. 264, 9—19.)

Estrichen sind die Ausführungen über die bildende, sittigende Kraft des Krieges:

Le exzentrische Humanität des Krieges beleidigt den humanitären Sinn und stößt ihn ab, r Anblick eines Berauschten und Verzückten den Nüchtern-Vernünftigen beleidigt und ab-

stößt. Seine furchtbare Männlichkeit schließt übrigens das weiblich-charitative Prinzip nicht a
und wer, um nicht Pessimist sein zu müssen, das Leiden teleologisch rechtfertigt, dürfte nicht an d
Tatsache vorübergehen, daß der Krieg Raum bietet, und zwar weitesten Raum für die Orga
sation der Liebe. Die alles hinwerfende Gebärde des C'est la guerre ist nicht deutsch. Die Un
länglichkeit des französischen Sanitätsdienstes, über die in Frankreich selbst die Klagen nicht v
stummen wollen, beweist noch einmal, daß Menschlichkeit als Pathetik nicht Menschlichkeit als T
kraft bedeutet. Möge aber ferner der Krieg die physische und seelische Lebensform des einzeln
sogar tief unter die gewohnte Zivilisationsstufe hinabdrücken — von seiner verrohenden Wirku
zu sprechen, wäre ganz offenbar dennoch falsch. Es kann, nach der Aussage vertrauenswürdig
Beobachter, von individueller Verrohung durch den Krieg, ins Große gerechnet, durchaus nicht d
Rede sein. Nach ihnen liegt die Gefahr vielmehr in einer Verfeinerung des einzelnen Mann
durch ein so langes Kriegsleben, einer Verfeinerung, geeignet, ihn seinem Alltag auf immer
entfremden. Man braucht die äußere Erweiterung des Horizonts nicht in Anschlag zu bringen, d
der Bauer oder Arbeiter erfuhr, indem die Zeit ihn in Gegenden und unter Menschen trug, die e
Wirklichkeit zu begreifen er sich nie hätte träumen lassen: In seinem tiefsten Innern als ein ander
wird er nach Hause zurückkehren und es schwer haben, sich in der kleinlichen Enge des Alltags wied
zurechtzufinden. Es ist nicht Dichtereinbildung erforderlich, um ahnungsweise zu ermessen, welc
seelisch-geistige, religiöse Erhöhung, Vertiefung, Veredelung die jahrelang-tägliche Nähe des Tod
im Menschen hervorbringen — welche nervösen Veränderungen sie zeitigen muß oder doch kan
Das kümmerliche Weib des aus der Welt heimkehrenden Kriegers wird einen anderen Mann wied
empfangen, als den, der auszog; nur auf den ersten Blick wird sie ihn wiedererkennen, wird vielleic
bald Scheu vor ihm empfinden, ihn sonderbar finden — und er wäre ein Sonderling, wenn d
Genossen seines Schicksals nicht so zahlreich wären. Wird er noch Geschmack an ihr finden? Wi
sie seinen Nerven noch genügen? Er ist durch den Krieg an Freiheit und materielle Sorglosigke
gewöhnt — welche den Boden ausmachen, auf dem höhere Menschlichkeit, nervöse Kultur g
deihen. Er hat ein außerordentliches Leben geführt, — das oft grauenhaft war, oft auch von a
stumpfender Schwere, aber auch hochgespannt, exzentrisch, tausendfach erschütternd und bilden
luxuriöse Gefühle, hohe Kameradschaft, innige Frömmigkeit und was wissen wir noch ausbilden
Wie wird ihm das Zuhause gefallen, das eng, niedrig, kleinlich-sorgenvoll geblieben ist, und wo
nun ohne Gefahr und Luxus, mit der Bürgerlichkeit als Ideal, wieder leben soll? Was ich da a
deute und manches andere, was zusammen damit angedeutet sein soll, ist gewiß bedenklich genu
aber mit Verrohung hat es durchaus nichts zu tun, sondern würde vielmehr eine Erhöhung, Ste
gerung, Veredelung des Menschlichen durch den Krieg bedeuten. —

Ich legte die Feder hin, um einen Feldbrief zu öffnen, der, aus einem lothringischen Lazare
datiert, aufs merkwürdigste zur Sache spricht. Ein junger Kriegsoffizier erzählt darin, offenbar
dankbar gehobener Stimmung, wie der Krieg ihm die Bekanntschaft mit der schönen Literatur ve
mittelt habe, um die sich zu kümmern, wie der Absender meint, ‚das Leben' ihm früher keine Ze
gelassen habe. Erst jetzt, durch eine ‚nicht unerhebliche' Verwundung längere Zeit an Bett un
Stube gefesselt, habe er ‚Gelegenheit' zur Beschäftigung mit unseren neuen deutschen Dichtern un
Schriftstellern bekommen. ‚Daß ich insofern', sagt er, ‚dem Krieg im allgemeinen und der franz
sischen Artillerie im besonderen Dank schulde, ist eine seltsame Begleiterscheinung der Zeit... D
wahre Freude am Lesen habe ich überhaupt erst im Kriege gefunden; und ebenso wie mir ist
bekanntlich einer endlosen Schar von Soldaten ergangen.' Einer endlosen Schar junger Mensch
hat der Krieg das Lesen, d. h. die bewußte Beschäftigung mit der Menschenseele gelehrt. Ist d
eine Tatsache, die in das Kapitel über Krieg und Menschlichkeit gehört — oder nicht? Ich will
meinen! Und ist es nicht gerade die Demokratie, die mit dieser Tatsache rechnet: mit der geistig
Erziehung und Steigerung vieler Tausender durch den Krieg, — indem sie freilich, nach ihrer Ar
das Geistige mit dem Politischen identifiziert und verwechselt? ‚Das Leben', erklärt mein Ko
respondent, habe ihm zur Beschäftigung mit der Literatur keine Zeit gelassen; der Krieg erst habe ih
die nötige Muße verschafft. Dann war der Krieg ja humaner und bildungsfreundlicher, als d
‚Leben', das Friedens- und Berufsleben nämlich. Und war es nur Muße, was er spendete? I
es sicher, daß auch irgendeine langweilige Zivilkrankheit den jungen Mann zur Entdeckung d
Literatur geführt haben würde? Mußte nicht vielleicht das exzentrische Erlebnis des Krieges d
Verwundung und Krankenstubenstille vorhergehen, um seine Seele zu dieser Entdeckung geschi
zu machen?" (1. Fassung, S. 466, 21—469, 13

Wie Sie sehen, ist keine einzige von den Stellen hier abgedruckt, die mit dem Vorwurf der Konjunkturpolitik zu tun haben, mit jenem „allzu intim polemischen" riff Ihres Bruders auf den patriotischen Streber, der den günstigsten Augenblick wahrne, um sein vorgebliches Nationalgefühl zu beteuern und schließlich Nationaldichter für Menschenalter zu werden, wenn der Atem so lange aushalte, — einem Angriff, den n dieser Stelle vermieden habe auch nur anzudeuten. Aber die anderen, hier eben- nur teilweise zum Abdruck gebrachten Stellen — sind es nicht immer solche, deren gleich mit Ausführungen in neueren, in der Gesamtausgabe unmittelbar neben den trachtungen" stehenden Arbeiten besonders peinlich wirken müßte? Vergleichen Sie bitte:

Über die sittliche Wirkung des Krieges

achtungen, 1. Fassung, S. 467.

öge aber ferner der Krieg die physische seelische Lebensform des einzelnen sogar unter die gewohnte Zivilisationsstufe drücken — von seiner verrohenden Wir- zu sprechen, wäre ganz offenbar dennoch). Es kann, nach der Aussage vertrauens- iger Beobachter, von individueller Ver- ng durch den Krieg, ins große gerechnet, aus nicht die Rede sein. Nach ihnen liegt Gefahr vielmehr in einer Verfeinerung einzelnen Mannes durch ein so langes izsleben, einer Verfeinerung, geeignet, einem Alltag auf immer zu entfremden.

Von deutscher Republik, Werke Bd. 10, S. 149.

Die Welt, die Völker sind alt und klug heute, die episch-heroische Lebensstufe liegt für jedes von ihnen weit dahinten, der Versuch, auf sie zurückzutreten, bedeutet wüste Auflehnung gegen das Gesetz der Zeit, eine seelische Unwahrheit, der Krieg ist Lüge, selbst seine Ergebnisse sind Lügen, er ist, wie viel Ehre der einzelne in ihn hineinzutragen willens sein möge, selbst heute aller Ehre bloß, und darum stellt er dem Auge, das nicht sich selbst betrügt, als Triumph aller brutalen und gemeinen, der Kultur und dem Gedanken erzfeindlich gesinnten Volkselemente, als eine Blutorgie von Egoismus, Verderbnis und Schlechtigkeit fast restlos sich dar.

Sind die Begriffe „politisch" und „national" vereinbar?

achtungen, 1. Fassung, S. 249.

ist so und nicht anders, daß in Deutschland Bejahung des Nationalen die Ver- iung der Politik und der Demo- e in sich schließt — und umgekehrt.

Von deutscher Republik, Werke Bd. 10, S. 190.

Und wir huldigen ihrer [der Humanität] positiven Rechtsform, als deren Sinn und Ziel wir die Einheit des politischen und des nationalen Lebens begriffen haben, indem wir unsere noch ungelenken Zungen zu dem Rufe schmeidigen: „Es lebe die Republik!"

Über die „gemäße" Staatsform

achtungen, 1. Fassung, S. 252 f.

rigens wird die Notwendigkeit, uns die De- atie zu gewähren, eben damit begründet, wir uns als „reif" für sie erwiesen hätten. für die Demokratie? Reif für die Repu- Welch ein Unsinn! Einem Volke ist die jene Staats- oder Gesellschaftsform ß, oder sie ist ihm nicht gemäß. Es ist fen dafür, oder es ist nicht dafür geschaf- „Reif" wird es niemals dafür; und ge- südamerikanische Völkerschaften haben die blik und die „Freiheit" nicht deshalb, weil iher „reif" dafür waren...

Von deutscher Republik, Werke Bd. 10, S. 168 f.

[Im Anschluß an Gedanken von Novalis]: Der Mensch, gebildet als Glied eines gebildeten Staates: nun, das ist politische Humanität. Es ist die Einheit des geistig-nationalen und des staatlichen Lebens, die wir so lange nicht kannten und hoffentlich wieder kennen werden. Mit einem Wort, es ist die Republik... Eben dann also, wenn es sich nicht um den derbsten Durchschnitt handelt, scheint die monarchische Daseinsform in unserer Zivilisation eine unmögliche Überspannung des Menschlichen zu bedeuten — womit sie als inhuman in einem noch nicht genügend empfundenen individuellen Mitleidssinn gekennzeichnet wäre.

Sei dem wie immer: Das hier vorgelegte Material enthält im einzelnen den Nac weis, daß Sie den ursprünglichen Text der „Betrachtungen eines Unpolitischen" bei d Einreihung in die Gesamtausgabe um wesentliche Teile gekürzt haben. Ich muß au heute dabei bleiben, daß es durchaus unzulässig ist, derart einschneidende Veränderunge an einem Buche, das einmal in einer bestimmten Form zeitgeschichtliche Bedeutung e langt hat, stillschweigend, d. h. in einer den Leser nicht unterrichtenden Weise vorz nehmen. Die mitgeteilten Tatsachen haben mir keinen Anlaß gegeben, die Ausführunge des von Ihnen angegriffenen Aufsatzes in irgend einem Punkte zu revidieren. Ab es scheint mir nicht unmöglich, daß sie Ihnen die Frage nahe legen, wieweit Ihre ei gangs angeführten Beschimpfungen — „grobe Unwahrheiten", „lügenhafte Nachricht „verleumderischer Weise erhobener Vorwurf", — ausgesprochen von einem so berühmte Schriftsteller gegen einen so unberühmten, in der auf jeden Fall nun besser überscha baren Sachlage gerechtfertigt sind.

Denkwürdigkeiten, Briefe, Biographien

An erster Stelle sind die Briefe von Houston Stewart Chamberlain zu nennen, d den Zeitraum von 1882 bis 1924 umfassen und von denen der 1. Band erschien, der b Dezember 1915 reicht (F. Bruckmann, geheftet 6, Ganzleinen 8 M.). Der Verfasser de „Grundlagen" war ein ebenso glänzender wie leidenschaftlicher und vielseitiger Brie schreiber. Manche seiner Antworten wachsen sich zu Abhandlungen aus: über das Studiu der Naturwissenschaften; über Darwin; über ein Goethe-Register; über das realistisch Schulwesen. Die Reihe der Briefempfänger reicht von Adeligen, Geheimräten bis zu Studiosus Gockel und dem Postboten Martin. Für jede ernsthafte Frage hat er Zeit z einer ernsthaften Antwort. Aufschlußreich sind die zahlreichen Stellen über Vorfahre und eigenes Leben, über das Judenproblem, über den Weltkrieg: er sieht schon Janua 1915 düster in die Zukunft. Die Entstehung der „Kriegsaufsätze" wird jetzt erst klar, ebens seine rührende Selbstlosigkeit. Vor allem sind die Briefe eine unentbehrliche Ergänzun zu dem Kapitel „Mein Buchgaben" in den „Lebenswegen meines Denkens". (Vg übrigens den in diesem Bande nicht enthaltenen Jugendbrief von 1876, Aprilheft 1917 der S. „Englands Wachstum".) Der 2. Band wird u. a. den Briefwechsel mit Wilhelm II. bringen

„H. St. Chamberlain als Verkünder und Begründer einer deutschen Zukunft" von Alfre Rosenberg (Verlag Hugo Bruckmann, geh. 3,60 M.). Dieses Buch bringt viele klug ge wählte Zitate aus den Werken, einen Anhang bemerkenswerter Aussprüche und zwei gut Bildnisse. Es enthält die Kapitel: Der Deutsche; Der Staatsmann; Der Denker und Fo scher; Der Christ und Gestalter. Da der Verfasser Chamberlains Werke gründlich kennt, i sein Buch eine brauchbare Einführung in diese Gedankenwelt.

Von den „Erinnerungen einer Respektlosen" von Edith Gräfin Salburg erschie der 2. Band (Leipzig, Hammer-Verlag, geh. 7 M.). Sie umfassen die 14 Jahre von ihre Vermählung bis zum Weltkrieg und spielen vor allem in Südtirol. Ich hebe hervor di Stellen über die Gefahren des österreichischen Charakters, über deutsche Vereinsseuch schweizerische Naturausbeutung, Kaiserin Elisabeth, Kaiser Franz, Kronprinz Rudol Conrad von Hötzendorf, über Österreichs Fehler und Unterlassungen in Südtirol, über Riv als Schein und als Wirklichkeit, über italienische Siegeslügen, Oberst Redls Verbrecher den Fürstbischof Kohn, den Bischof Endrizzi, Gabriele d'Annunzio (S. 155 die Stelle übe Shelley und sein Grab ist irrig), Heinrich Friedjung u. a. Man hat Grund, dem dritte Bande mit Spannung entgegenzusehen.

Rosenheim Josef Hofmiller.

Redaktionell abgeschlossen am 21. Mai 1928
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hübsche in München. — Druck- und Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München.

Das neue Heim und die Frau

Von Alice Freifrau von Pechmann in München

Der geschichtliche Abschnitt, in den wir eingetreten sind, gibt der Frau als Gesamtheit, nach Zeiten starken geheimen Einflusses und großer Macht einzelner weiblicher Persönkeiten, ein weitreichendes Mitbestimmungsrecht in Staat und Gesellschaft. Die Getung von Haus und Wohnung, ihr ureigenstes Gebiet, sollte ihr dabei das Nächste sein. zeitgemäßen Heimstätten können ihre Kräfte freier werden für die Pflege höherer benswerte und die Teilnahme am geistigen Leben. Den Frauen wirtschaftlich schwacher ichten winkt Befreiung von schwerer Fron. Den Frauen begüterter Schichten war her häufig der bloße Verbrauch ein Lebenselement, in das sie von Wirtschaftsform Wohnform so hineingedrängt wurden, daß eine Übersteigerung des Verbraucherns Platz griff, da ihnen kein anderes Feld zur Betätigung offenstand.

Der Bau gesunder und zweckmäßiger Wohnstätten ist die dringlichste Aufgabe, vor die das deutsche Volk in der Gegenwart gestellt sieht. Statistische Erhebungen und Berichte Fürsorgestellen für Lungenkranke und Kleinkinder lassen erkennen, daß nicht nur in Großstädten, sondern auch in den mittleren und kleineren Orten, besonders in den ustriegemeinden, Not nach Hilfe schreit. Die Bautätigkeit, die hier einsetzt, wird wichtige ge in das Antlitz des künftigen Deutschlands schreiben.

Schon einmal, vor einem halben Jahrhundert, stand Deutschland an einer solchen nde. Die Gründerzeit nach 1871 und die folgende Periode der materiellen Blüte bete den deutschen Boden mit vielen Steinen. Aber welche Öde und Flachheit der ernen Stadtteile, über die keine Prachtbauten für öffentliche Zwecke, keine Denker und kein Pathos der Fassaden hinwegzutäuschen vermochte! Die Bauten, die unsere aufzuführen berufen ist, sollen von einer anderen Sinnesart sprechen. Die baupolizeien Vorschriften der Orts- und Landesbehörden werden von grundlegender Bedeutung Fast immer ist das Höchstmaß des von der Behörde Erlaubten bestimmend für Anzahl Höhe der Stockwerke, Ausmaß der Hinterhäuser, Balkon- und Verandagröße, Vorenstreifen, Dichtigkeit der Bebauung, Straßenbreite und Ausdehnung von Freien und Grünflächen. Wo private Bautätigkeit einsetzt, wird das Höchstmaß des Zugen aus spekulativen Gründen ausgenützt.

Die Anzahl der Menschen, die in der Lage sind, sich eine eigene Heimstätte zu bauen, ist in Deutschland heute verhältnismäßig klein. Trotzdem verdient diese Wohnform fältige Pflege, denn die Bedingungen für eine bis ins einzelne beseelte Wohnkultur bei ihr am günstigsten. Nur das eigene Haus erlaubt dem Menschen, seine Umgebung Liebe und Phantasie zu formen und alle Werte ins eigene Leben hereinzuziehen, die dem Wissen um ältere reife Lebensformen und der verfeinerten Lebensart der eigenen entspringen. Die deutsche Eigenart verlangt nach dem individuell gestalteten Haus; die Vielheit der Stämme findet in ihm ihren Ausdruck.

Die Abnahme des Reichtums in Deutschland läßt alle Bestrebungen als wertvoll ernen, die einen Ersatz für das individuell gestaltete Einfamilienhaus zu schaffen verchen. Hindernisse für den Bau eines Wohnhauses nach eigenem Plan liegen heute nicht in den Baukosten, auch nicht nur in den fortlaufenden Abgaben. Nicht weniger abdrückend sind die Kosten und der Arbeitsaufwand für die Bewirtschaftung. Mit dem Glanz erhochherrschaftlichen Villa ist oft eine schwere Last verbunden, unter der die Hausfrau ächzt. Die Zukunft gehört dem Eigenhaus, das mit dem geringsten Aufwand an Kraft Zeit bewirtschaftet und instand gehalten werden kann.

Alle Länder, die der Mietskaserne nicht so weitreichenden Eingang in ihre Städte gestattet haben — Amerika, England, Holland — haben im Ausbau ihrer überlieferungs-

mäßigen Wohnhäuser viel sicherer das für ihre Bedürfnisse angebrachte Heim gefunden als das bürgerliche Deutschland nach 1871.

Das englische Einfamilienhaus hat seit der Jahrhundertwende auf den deutschen Villenstil eingewirkt und viel dazu beigetragen, unser Einzelhaus schlichter und wohnlicher zu machen. So kann heute der amerikanische Serienbau, besonders der Kleinhausbau, viele gute Anregungen vermitteln. Vorbildlich ist der Grundriß amerikanischer Kleinwohnhäuser. Kein Raum wird für leere Repräsentation vergeudet. Ein großer Wohnraum schafft die nötige Lebensweite und läßt nicht das Gefühl bedrückender Enge aufkommen, das sich leicht bei einer Vielheit kleiner Räume einstellt. Mit Schlafräumen, Badezimmer, Küche und meist nur einer Eßnische in dem großen Wohnraum lassen sich alle Bedürfnisse der Familie erfüllen. Die serienweise Herstellung solcher Häuser verbilligt sie, die Verschiedenartigkeit der Typen läßt der persönlichen Neigung immer noch genügend Spielraum.

Wie das Haus, so soll auch der Garten den Erfordernissen des Lebens dienen. Er muß so angelegt sein, daß seine Pflege nicht die Kraft raubt, ihn zu genießen. Auch hier wird der Wunsch nach Repräsentation dem Wunsch nach Lebensraum sich unterordnen. Der Garten des englischen Klein- und Reihenhauses ist eine vorbildliche Lösung für jenes Klima. Für deutsche Bedürfnisse ist der Typus noch zu finden. Der geschützte Platz zum Einnehmen von Mahlzeiten und der Tummelplatz für die Kinder sei nicht vergessen. Dann bietet der Garten den Eltern, Kindern und Gästen eine Fülle von Glücksmöglichkeiten, die sich in der Mietswohnung der Großstadt nicht schaffen lassen.

Für die große Masse der wohnbedürftigen Menschen wird die Not nur aufhören bei völliger Abkehr von den hergebrachten Formen privater Wohnbeschaffung. Die breite finanzielle Grundlage, auf der es nur möglich sein wird, wirtschaftlich zu arbeiten, kann vom einzelnen Unternehmer nicht geschaffen werden. Große Verbraucherorganisationen, der Staat und die Städte werden die Ausführenden sein. Eine Finanzpolitik ohne Verteuerung des Baugeldes durch Zwischenstellen in der Geldvermittlung, Zusammenfassung aller verfügbaren Kapitalien wird nötig sein. Was auf allen anderen Gebieten der Gütererzeugung durch Verbilligung zur Vermehrung der Erzeugung geführt hat, das wird auch auf dem Gebiete des Wohnbaues unabwendbar sein: Planung im großen, rationelle Technik, Typisierung der Teile, Massenbezug der Materialien.

Die staatlichen und städtischen Stellen haben noch nie eine so wirksame Macht in der Hand gehabt, auf den Bau der Wohnhäuser einzuwirken, wie jetzt durch die Vergebung der öffentlichen Mittel. Länder und Gemeinden, die größten Bauherren von heute, stehen so nicht nur vor wirtschaftlichen, sondern auch vor den größten kulturellen Aufgaben. Diese Körperschaften finden die beste Unterstützung in dem Interesse der Allgemeinheit an der Lösung dieser Aufgaben. Nach einem Jahrhundert der Gleichgültigkeit ist der Sinn für den Wert der Lebensformen wieder erwacht.

Ein geschichtlicher Wendepunkt für die Technik des Hausbaus setzt heute ein, später als für andere Lebensgebiete, in die schon früher die Maschine umwälzend eingegriffen hat. Das Bauwerk, bisher ein Erzeugnis der Handarbeit mit all der Möglichkeit der Beseelung der Materie durch die menschliche Hand, wird nun auf einmal auch ein Werk der Maschine. Mögen wohlhabende Menschen heute noch ihre Wohnhäuser in der alten herkömmlichen Weise errichten, mögen bei Kultbauten und Verwaltungsgebäuden noch die Mittel für individuelle einmalige Schöpfungen aufgebracht werden können, für den Wohnbedarf der Menge wird der Typus ausschlaggebend sein.

Diese Rationalisierung und Typisierung des Wohnbaus, die aus wirtschaftlichen Gründen notwendige Wiederholung ruft leidenschaftliche Ablehnung hervor. Edelste Werte fürchtet man gefährdet. Man fürchtet, ein Leben im Typenhaus sei feindlich aller persönlichen Lebensgestaltung, tot und nüchtern. Statt des Heims eine Wohnmaschine, statt der Vielfältigkeit unserer Städtebilder eine Uniformierung der Städte, die künst-

rische Wirkung ausschließe. Wer diese Einwände macht, vergißt, daß die Massen, für die ute Wohnungen erstellt werden müssen, niemals die Möglichkeit einer persönlichen ebensgestaltung innerhalb der überkommenen Wohnformen gehabt haben. Ein Vorrats-rodukt war die Wohnung für den größten Teil unserer Bevölkerung seit dem Aufkommen s Mietshauses im 19. Jahrhundert. Wirkliche Wohnkultur, echte Gemütswerte, werden cht verlorengehen, wenn an die Stelle dieser Mietshäuser mit ihrem Streben nach lscher Pracht einfache, gesunde, sonnige Typenhäuser treten.

Das dem Ingenieur schon längst geläufige Gesetz der Wirtschaftlichkeit, den größten utzen durch den kleinsten Aufwand zu erreichen, wird auch hier zum Gebot. Dringt es doch uch in das geistige und künstlerische Leben unseres Volkes ein, und kommt dem Bedürf-is des modernen Menschen nach Betonung des Wesentlichen entgegen.

Ein Typus kann nur da entstehen, wo die Idee sich klar herausgebildet hat und das edürfnis durch die gefundene Form gedeckt wird. Gleiche Wiederholung in der Lösung leichartiger Bedürfnisse brachte auch früheren Bauepochen schon die typische Gestaltungs-rm. Das Bauernhaus aller europäischen Stämme, ebenso das Herrschaftshaus des arock und des Empires war ein Typus geworden. Eingehende Versenkung in die edürfnisse hatte die endgültige Lösung gebracht, die man festhalten, wiederholen und m Teil bis auf den heutigen Tag benutzen konnte. Unsere Zeit bringt in der maschinellen assenproduktion einen neuen Anreiz für den Typus, und die seelischen Kräfte unserer eit kommen dem entgegen. Der Individualismus der vergangenen Epoche ist auf vielen ebieten abgestorben. Schon ist die Kleidung typisiert. Die Ungleichheit der Lebens-rmen nach Stand und Vermögen hat sich, wenn auch nicht ausgeglichen, so doch mehr id mehr verwischt. Ein immer wachsender Teil unseres Volkes steht vor der Aufgabe, ine Lebenshaltung einzuschränken. Ein anderer Teil, die Arbeiterschaft, ist häufig in r Lage, mehr Bedürfnisse zu befriedigen als früher. So nähern sich früher weit ent-rnte soziale Schichten einander zu gleichartiger Lebensführung, immer größerer Gleich-tigkeit der materiellen Bedürfnisse. In der Kleidung ist die frühere soziale Abstufung on fast ausgeglichen, in der Wohnweise schreitet sie vor. Nicht nur in den kriegführenden indern wird das beobachtet, auch in anderen Staaten, z. B. in Schweden.

Neue kulturelle, soziale, wirtschaftliche und hygienische Forderungen stellen wir an die ohnung. Ihre Vervollkommnung durch die technischen Erfindungen und die Ergebnisse der issenschaftlichen Forschung müssen fortschreiten.

Das Mehr an Geld, das für die Neuerungen verfügbar sein muß, kann durch die massen-ise Herstellung eingespart werden. Schon heute werden viele Bauteile, Türen, Fenster, brikmäßig hergestellt. Forschungsanstalten, die sich bemühen, neue Baumaterialien und auweisen zu erproben und alle technischen Erfindungen für den Bau nutzbar zu machen, d an der Arbeit. Die fabrikmäßige Herstellung von Wohnhäusern auf Vorrat, die nicht hr an der Baustelle, sondern in Spezialfabriken in montagefähigen Teilen erzeugt, i. Trockenbau-Verfahren an der Baustelle wie Maschinen montiert werden, ist ein neues el für die Verbilligung durch die Ersparung an Zeit und Arbeit.

Die Schöpfung eines einzelnen, der die gelungene Lösung für die Planung des Hauses funden hat, kann nun einer theoretisch unbegrenzten Anzahl von Menschen zugute mmen, die Steigerung des Absatzes zu immer neuer Verbilligung führen.

Der amerikanische Wohnhausbau, eine Schöpfung rein aus dem Bedürfnis, zeigt fast erall typische Form[1]). Die Grundrisse sind die gleichen, selbst da, wo ganz andere Größenverhältnisse vorliegen. Das Bedürfnis der Bewohner ist innerhalb der verwend-ten Mittel gedeckt. Die serienweise Erstellung der Häuser macht es fast allen Bevölke-ungsschichten möglich, eine eigene Heimstätte zu erlangen, zu einer für amerikanische rhältnisse erstaunlichen Billigkeit.

[1]) Vgl. den Aufsatz: Ein standardisiertes Volk, Januarheft 1925 „Leidensjahre der Pfalz", und den Beitrag von Lotte Stöhr in diesem Heft.

Die neue Wohnung muß den Rahmen schaffen, in dem sich das Leben organisch entfalten kann, ohne Reibung und ohne Hemmung durch die Objekte. Die Umständlichkeit und Unzweckmäßigkeit der älteren Haushaltsführung ist eine Gefahr, die auf das Familienleben oft zerstörend gewirkt hat. Der Rückgang der Wohlhabenheit macht es immer weniger Hausfrauen möglich, ausreichende Hilfe für den Haushalt zu bezahlen; sie müssen den verwickelten Wirtschaftsbetrieb allein bewältigen. Die Frau wird durch Überhäufung mit Arbeit niedergedrückt; interesselos für höhere Aufgaben des Lebens trägt sie, ohne es ändern zu können, zur Verkümmerung des Familienlebens bei.

Richtige Gruppierung der Räume zueinander kann die Kraft der Hausfrau sparen helfen. Die Mühseligkeiten des altmodischen Küchenbetriebes müssen verschwinden, die Küche muß zum Laboratorium der Hausfrau werden, in dem jeder unnütze Gegenstand, jede falsche Anordnung des Mobiliars als Arbeitsvergeudung vermieden wird. Die stetig wachsende Zahl der Frauen, die neben der Berufsarbeit ihr Heim bewirtschaften müssen, fordert eine Haushaltsführung, bei der mit dem kleinsten Aufwand an Kraft und Zeit alle nötige Arbeit bewältigt werden kann. Die Mitarbeit der Frau muß für die Lösung dieser Aufgabe aufgerufen werden. Die tüchtige Hausfrau der guten alten Zeit hatte noch keine Ahnung von dem Frondienst, zu dem der Staub und der Schmutz der Großstädte und Industriezentren heute unzählige Frauen zwingen. Jede Möglichkeit einer leichteren und vollkommeneren Reinhaltung der Wohnung durch technische und gesundheitliche Einrichtungen muß bei der Planung des Hauses mitberücksichtigt werden. Alle diese Verbesserungen vermindern den Aufwand für Krankenpflege und Fürsorge und sparen der Nation schwerwiegende Ausgaben.

In Amerika, wo die Dienstboten bei den hohen Arbeitslöhnen zu teuer sind, stellt man für technische Einrichtungen eine für unsere Begriffe ungewöhnliche Summe ein. Nach einer Berechnung vom Jahre 1920 betrugen die Kosten für Grund und Boden und maschinelle Einrichtungen fast die Hälfte der Gesamtkosten des Gebäudes, beim einfachen Wohnhaus; bei Mietskasernen, Bürohäusern und Fabriken fallen sie weit stärker ins Gewicht.

Die Fragen nach der Formgestaltung sollte man immer in Beziehung bringen zum wirklichen Leben. Der Kampf um das flache Dach, z. B. als formales Prinzip mag die Frau wenig interessieren, aber sicher wird die Frage nach der Benutzung dieses flachen Daches als Dachgarten ihr von Bedeutung sein. Freie Luft, Licht und Sonne für die Kinder, die Möglichkeit eines Sonnenbades, das wird sie würdigen.

Aus den wirklichen Bedürfnissen des Lebens entwickelte Art der Möblierung wird zu einer schöneren Bildung unseres Daseins führen. Gute Verhältnisse sind wichtiger als reicher Schmuck. Wo Zeit, Raum und Mittel gespart werden müssen, muß Schlichtheit und Ordnung herrschen. Befreiung der Häuser von allem Ballast ist ein dringendes Gebot der Zeit. Häufig wird die Anhänglichkeit an Überkommenes, Pietät und Liebe zum Besitz dem entgegenstehen. Die schlimme Lehre vom Wert der Sachgüter, die die Inflation unseren Frauen einprägte, wird nicht so schnell vergessen werden. Mobiliar und Wertsachen sind der einzig haltbare und dauernde Besitz gewesen, kann man es der Frau verargen, wenn sie nicht nur am subjektiven, sondern auch am objektiven Wert der Dinge hängt? Wohl jede Frau wird für sich eine Antwort auf diese Frage finden müssen. Die Japaner, ein Volk ausgeprägter Pietät, haben ihre Kunstwerke und Wertgüter auch sorgsam erhalten, aber dennoch Räume herausgebildet, die von Gerät fast frei sind. An verschlossenem Ort wird der Besitz verwahrt, nur zum Gebrauch aus Schrank und Verschluß herbeigeholt. Vielfach wird dadurch der Besitz viel besser erhalten, und die für den Gebrauch neu ins Leben hereingeholten Dinge sprechen stärker. Mag man den Einfluß japanischer Wohnräume auf unsere Zeit auch nicht überschätzen, so haben sie doch unzweifelhaft Anregungen gegeben. Auch in Amerika sind die Häuser mit weiser Beschränkung eingerichtet. Nichts Unnützes füllt den Raum, nur die nötigen Möbel sind vorhanden; alles was viel Arbeitskraft verbrauchen könnte, ist vermieden.

Gegen die Befreiung der Wohnung von überflüssigen Dingen macht sich in der älteren Generation zuweilen leidenschaftliche Abwehr bemerkbar. Man stellt das Bestreben der Jüngeren so hin, als wollten sie alle Gemütswerte vernichten und nur verstandesmäßige Nützlichkeit herrschen lassen. Solchen Einwänden gegenüber muß man daran erinnern, daß vor dem letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts die Gemütlichkeit, die auf Ansammlung vieler Dinge in der Wohnung beruht, unbekannt war. „Nippsachen", „Bric à Brac" sind Worte, die erst in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in Aufnahme gekommen sind. Schilderungen vergangener Kulturepochen unserer Heimat wie anderer Teile Europas lassen erkennen, daß die Wohnräume in jenen Zeiten frei von überflüssigen Dingen waren. Es ist interessant, alte Bilder daraufhin anzusehen und aus ihnen Eindrücke von älterer Wohnkultur, von den Räumen früherer Zeiten zu gewinnen. In diesen Räumen sind die Menschen das Wesentliche, nicht die Dinge. Erst das letzte Jahrhundert hat begonnen, Gegenstände nicht für den Bedarf, sondern auf Vorrat in Massen zu erzeugen. Daß diese Erzeugung schlecht und vielfach surrogathaft war, läßt die Entwicklung noch schlimmer erscheinen. Dabei stellt das Leben in dem Allernötigsten so reizvolle Aufgaben: wie selten ist bis heute das Problem der modernen Beleuchtung gut gelöst worden, wie schwer ist es, gutes und brauchbares Tischgerät zu finden. Wie fern sind wir den Zeiten, da jedes Stück liebevoll durchgebildet war! Je weniger Dinge ein Raum umschließt, um so stärker wird ihre Bedeutung. Jeder Gegenstand tönt mit reinerem Klang. Und nicht nur die Form der Dinge, auch die Form der Räume wird wichtiger. Jenes Gefühl der Geborgenheit, das jeder wohlgestaltete Wohnraum zu schenken vermag, muß uns auch in unseren Häusern einhüllen. Das schwer zu schildernde Gefühl der Harmonie, das wie ein selbstverständliches Geschenk von fast allen Räumen früherer lebendiger Epochen ausgeht, suchen wir wieder zu gewinnen.

Nie versiegende Glücksquellen kann der Architekt den Bewohnern durch die Form, die Harmonie der Räume schenken. Mehr als irgendein anderer, der für materielle Güter des Lebens sorgt, hat der Baumeister im Hausbau Einfluß auf Glück und Leben. Wenn er sich mit Liebe in die Daseinsformen der Menschen, für die er baut, versenkt, sich in die feinsten Äußerungen einzufühlen sucht und dann die äußere Form schafft, die das Leben nicht mindert, sondern steigert, so hat er eine Aufgabe, die der Besten würdig ist.

Material, Technik und Zweck, die Spannweite der Mittel, werden immer von Einfluß auf die Lösung der Bauaufgaben sein. Aber der Formwille der Zeit ist jetzt wie zu allen Zeiten dabei, diese in den Dienst seiner Ideen zu zwingen. Heute ist noch kein einheitlicher Formwille da, der auf diese Aufgaben gerichtet wäre. Aber der Beginn der Wandlung ist das Entscheidende. Wenn auch noch hilflos im Formalen, oft das Technische überschätzend, sehen wir doch den leidenschaftlichen Willen zum Vorwärts. Eine soziale Verantwortung, die man vor dem Kriege nicht in gleichem Maß gekannt hat[1]), ein Freisein von Sentimentalität und, durch das Fehlen vieler Bindungen, eine Freiheit des Experimentierens wie nie zuvor. Alle Stilwandlungen vergangener Epochen hatten eine Umformung der Seelen zur Grundlage. Auch in unserer Zeit wird nur ein neuer Menschentypus den neuen Lebensstil finden. Für einen der leidenschaftlichsten Verfechter moderner Baukunst ist das Problem der neuen Baukunst eine Frage der Moral. Die Lüge ist nicht zu dulden. Erst der veränderte Mensch kann seine Umwelt ändern. Gesunder Sinn, klare Gedanken, gesunde Gefühle und der unbedingte Drang nach Ehrlichkeit und Wahrheit, der nicht nur in der Konstruktion auch in höheren Gestaltungen um seinen Ausdruck ringt, wird das neue Heim aufbauen.

[1]) Vgl. dagegen die einschlägigen Arbeiten Friedrich Naumanns in den S. M., vor allem: Im [Frankfurter] Wohnungskongreß, Novemberheft 1904; Wohnungsreform, Februarheft 1907; ferner Paul Busching: Wohnungsnot und Wohnungsreform, Aprilheft 1909. Für die Entwicklung nach dem Kriege: Paul Busching, Wohnungselend, Maiheft 1923, und das Märzheft 1927 „Die Wohnungsnot". Die Schriftltg.

Vernunft im Hause

Von Maria Jecker in Aachen

Es gab einmal eine Zeit, in der das Heim in Wahrheit der Rahmen für das Familienleben war. Man brauchte nicht ängstlich mit dem Bruchteil eines Groschens zu rechnen; Wohnungsmangel kannte man nicht; es gab Wohnungen für alle Ansprüche, und oft war das Angebot größer als die Nachfrage. Eine große Familie fand in den meisten Fällen eine geräumige Wohnung. Und lebte sie in nur einigermaßen guten Umständen, so waren Helfer zur Hand, die der Hausfrau das Wirtschaften erleichterten.

Jahrhundertelang war die Arbeit im Haushalt groß und vielseitig. Schon der Haushalt eines römischen Patriziers könnte fast mit einem modernen Großbetrieb verglichen werden. Es handelte sich damals um produktive Arbeit im wahren Sinne des Wortes, um Gütererzeugung auf den verschiedensten Gebieten. Von dem Roherzeugnis der Landwirtschaft bis zum fertigen Produkt, vom Säen des Flachses bis zum genähten Hemd, vom Schaf bis zum gewebten Rock — alles wurde im Hause hergestellt. Viele fleißige Hände mußten sich regen, um allen Anforderungen zu genügen. Groß mußte der Rahmen um die vielen Mitglieder der häuslichen Gemeinschaft sein; jeder mußte den Raum für seine Arbeit finden.

Im Lauf der Jahrhunderte vollzog sich eine Umstellung. Von den Zeiten des Mittelalters, die einen großen Teil der vordem im Hause verrichteten Arbeiten als Aufgabe der Zünfte festlegte, bis zum Zeitalter der Maschine wurde langsam, aber unaufhaltsam vieles von Hausarbeit zu Erwerbsarbeit. Zuerst standen Webstuhl und Spinnrad verlassen in der Ecke, zuletzt trat der gewebte Strumpf an die Stelle des gestrickten, es folgte die Massenherstellung. Die Arbeit, die im Hause selbst geleistet wurde, schrumpfte immer mehr zusammen, immer mehr fleißige Hände wurden frei.

Aber was ist über dieser Entwicklung aus dem Rahmen des Familienlebens, aus der Wohnung geworden, paßt er noch immer so gut wie in vergangener Zeit? Wenn man sich vergegenwärtigt, daß wir heute in Deutschland eine halbe Million mehr Familien als Wohnungen haben, und an den Zwang denkt, der zwei, ja oft noch mehr Familien in einer Wohnung vereinigt, die nur für eine Familie gedacht und berechnet war, dann hat man ein treffendes Bild unserer Wohnungsnot[1]). Nun hört man so oft, wie schön die Beziehung jeder, auch der kleinsten Haushaltarbeit auf die Familie sei, wie beglückend das Arbeiten der Hausfrau für ihre Lieben. Die heutigen Wohnverhältnisse aber müssen der Frau jede Freude an ihrer Arbeit nehmen. Das Elend der Großstadtwohnung haben wir schon jahrzehntelang gekannt, auch in den Vorkriegsjahren hat man sich ernstlich damit beschäftigt, ist aber über eine Wohnungsfürsorge hinaus kaum zu brauchbaren Vorschlägen gekommen, geschweige denn zu einer Änderung der Wohnweise. Heute beschäftigt man sich in Frauenkreisen nicht nur mit den Fragen der Wohnungsfürsorge, sondern auch mit dem Problem der Wohnungsbeschaffung und der Wohnungsgestaltung. Wir müssen uns dabei immer wieder klarmachen, daß wir ein armes Volk geworden sind und daß wir bei der bedrückten Wirtschaftslage vielleicht noch auf Jahrzehnte hinaus gezwungen sind, unsere Wohnungen kleiner und einfacher zu gestalten denn vordem. Übereinstimmung von Mensch und Umwelt lautet das Gebot, das über jedem Plan zu Wohnbauten stehen sollte. Wer sich dieser Verbundenheit von Menschen und Wohnung bewußt ist, wird in ihr den Rahmen für Leben und Wirken schaffen wollen und nicht die zufällige Wohnstatt. Es heißt also alle Mittel der Technik und ganz besonders die Vernunft zu Hilfe nehmen, um in kleinerem Ausmaß, in einfacherer Form ein Heim zu schaffen, das den Anforde-

[1]) Vgl. Märzheft 1927 der S. M. „Die Wohnungsnot".

ungen des heutigen Lebens entspricht. Dabei sollte nie vergessen werden, daß Wohnungen Menschenalter überdauern, daß es kein Bauen nur für heute geben darf. Angesichts unserer Geldlage können wir auf einen vernünftigen Hochbau nicht verzichten. Das Ideal des Familienheims wird das Einzelhaus bleiben, aber nur da, wo die Verhältnisse der Frau die Bewirtschaftung erlauben.

Wer nun in der glücklichen Lage ist, sich ein Haus oder eine Wohnung zu bauen, hat die Möglichkeit dem Grundsatz zu folgen: Gesunde Familie im gesunden, vernünftigen Heim. Frauenwünsche zum Wohnungsbau haben sich schon an vielen Orten, in vielen Bauten in die Tat umsetzen können. Gerade die Hausfrau hat die beste Gelegenheit, die Fehler einer unzweckmäßigen Wohnung zu erkennen, sie muß sie am eigenen Leibe fühlen. So bringt die Hausfrau zur Mitarbeit Wertvolles mit, nicht nur unfruchtbare Kritik, sondern die aus eigener Erfahrung gewonnene Kenntnis einer vernünftigen Wohnweise.

Die Wirklichkeit zeigt aber, daß nur für einen kleinen Teil der Wohnungssuchenden Neubauten möglich sind. Für viele Tausende heißt es in Altwohnungen einzuziehen, die Wohnung zu nehmen, die gerade frei gemacht werden kann. Viele Tausende sind nach oft jahrelangem Warten glücklich, überhaupt ein Heim zu bekommen. Wie aber dieses Heim eingerichtet ist, wie die Raumverteilung gelöst ist, das sind Dinge, die nicht ohne weiteres hingenommen werden sollten. Ging man früher bei der Verteilung der Räume von dem Grundsatz aus, das schönste, beste, oft auch das größte Zimmer für die gute Stube, den Salon zu wählen, so sind heute, von wenigen Ausnahmen abgesehen, Gründe der Hygiene und Vernunft maßgebend für die Raumverteilung geworden. Gab es einst nach Norden gelegene Schlafzimmer, in die nie ein Sonnenstrahl gelangte, dagegen Küchen und Speisekammern, die oft stundenlang den Sonnenstrahlen ausgesetzt waren, so hat hier vernünftige Überlegung Wandel geschafft. Die Auffassung, daß die Hauptwohnräume straßenwärts gelegen sein müssen, ist verlassen. Man achtet darauf, daß Luft und Licht Zutritt in die Wohn- und Schlafräume haben.

Zur Vernunft im Hause gehört aber noch mehr als gute Raumverteilung. Beim Neubau sollte man nicht auf raumsparende eingebaute Möbel verzichten, wenn auch nur in der einfachsten Form der Nische. Auch Balkons und Loggien tragen zum gesunden Wohnen bei. Fenster spielen heute eine andere Rolle als früher. Sie sollen, wenn möglich, die Landschaft ins Zimmer ziehen, dem Blick freien Weg lassen. Wünsche für Installationen der Art, seien es Waschtische oder Anschlußmöglichkeiten für Elektrizität und Gas sind beim Neubau leicht zu verwirklichen, es muß aber auch hier mit Verstand gearbeitet werden. Ein vergessener Anschluß, ein falsch angebrachter Steckkontakt kann die Hausarbeit erschweren, statt sie zu erleichtern.

Beim Einrichten der Altwohnung aber heißt es alles zu Rate ziehen, um ohne zu große Kosten das einzubauen, was die Führung des Haushaltes erleichtern kann. Sind Rohre und Leitungen einmal eingebaut, hat der Maler oder Tapezierer seine Kunst ausgeübt, rächt sich fehlende Überlegung oft schwer. Hausfrauenwünsche haben gerade bei den Installationen schon zu mancher Verbesserung geführt. Ausgüsse, die den Arbeitenden zwingen, den gefüllten Eimer höher als notwendig zu heben, oder zu klein sind, um die ausgegossene Wassermenge zu schlucken, sind ebenso zu bekämpfen wie Wasserhähne, die zu nahe an der Wand angebracht sind, das zu füllende Gefäß nicht richtig treffen, oder so weit von der Wand abstehen, daß sie beim Gebrauch den Arbeitenden bespritzen. Lichtquellen sollen das sein, was der Name besagt; sie müssen vernünftig angebracht sein, nicht so, daß sie nur den Raum beleuchten und zu guter Wirkung bringen, ohne dem Arbeitenden Menschen das notwendige Licht zu spenden.

Sachlichkeit und Zweckmäßigkeit muß sich auch auf die Einrichtung der Wohnung erstrecken. Die vlämischen Büfetts und die schweren geschnitzten Truhen des Mittelalters passen in die Prunkräume großer Schlösser, aber nicht in unsere kleinen Wohnräume. In unsere Zeit gehören gut gearbeitete, einfache, zweckmäßige Möbel. Ruhige Linien-

führung, gutes Material, Weglassen staubfangender Verzierungen, besonders aber richtige Ausmaße, Rücksichtnahme auf die Größe des Raumes, das sind Anforderungen, die wir stellen müssen. Ist es vernünftig, das kleine Wohnzimmer durch einen großen Diplomatenschreibtisch zu verstellen, der nicht nur überflüssig ist, da der Hausherr in seiner Ruhezeit vom Schreibtisch frei sein will — sondern auch andern Einrichtungsgegenständen den Platz fortnimmt? Wir brauchen bequeme, nicht zu schwere Möbel. Das gilt auch für das Schlafzimmer. Der prunkvolle Betthimmel ist gottlob überwunden, ebenso die schweren Fensterdraperien. Wir lassen Luft, Licht und Sonne, die besten Krankheitsbekämpfer, in unsere Schlafräume herein. Gut ausgeführte Kombinationsmöbel geben manche Möglichkeit, den knappen Raum auszunützen. So läßt sich das gemütliche Wohnzimmer der berufstätigen Frau mit ein paar Handgriffen in ein Schlafzimmer umwandeln, gerade wie das Schlafzimmer des Kindes tagsüber als Spielzimmer dient, wenn das Bettchen hochgeklappt ist. Wo es nur irgend möglich ist, sollten die Schlafzimmer in unmittelbare Verbindung mit dem Badezimmer gebracht werden, in dem auch die Waschvorrichtung anzubringen ist; auch eine Möglichkeit, Raum im Schlafzimmer zu sparen.

Vor allem muß die Vernunft in der eigentlichen Werkstatt der Hausfrau walten, in der Küche. Vom praktischen Gerät, von der arbeitsparenden Maschine bis zum durchdachten Arbeitsplan muß hier alles unter dem Diktat der Vernunft stehen[1]). Wenig, aber gutes Hausgerät, vernünftige Anordnung in Kasten und Schrank, vernünftige Unterbringung der Vorräte. Nicht zu vergessen vernünftige Anordnung der Möbel im Raum, so daß unnötige Schrittleistung vermieden wird. Technik im Heim zog zuerst in die Küche ein, hier wurde zuerst im Hause der Versuch gemacht, die mühevolle Arbeit zu erleichtern. Ob die Küche nun Normalküche, Wohnküche oder Kleinküche sein soll, ist ein viel umstrittenes Problem. Die Wohnküche fand ihre Verehrer, muß sich aber heute schon den Wettbewerb der Kleinküche gefallen lassen. Diese durch eine Wand mit meist verglaster Schiebetür von dem eigentlichen Wohnraum getrennte Küche vereinigt auf kleinstem Raum alles, was zum Kochen und Wirtschaften gebraucht wird. Eingebaute, einfache Küchenmöbel erleichtern das Wirtschaften. Kein Schritt braucht unnütz getan zu werden, denn alles ist mit einem Handgriff zu erreichen. Der Wohnraum bleibt in der Kleinstwohnung frei von Kochdünsten und der Unruhe des Wirtschaftens. Durch die verglaste Tür kann die arbeitende Mutter spielende Kinder beaufsichtigen, die vor der Gefahr des sich Verbrennens am Herd oder durch heißes Wasser geschützt sind. Welche Küchenform zu wählen ist, wird immer bestimmt werden durch die Größe des verfügbaren Raumes, die Zahl der Familienmitglieder und die Einstellung der Hausfrau zur Frage der Küchenform. In vielen Fällen wird die Kleinküche der Frau des gebildeten Mittelstandes die Möglichkeit geben, in einem behaglichen Wohnraum ihre Feierstunden zu genießen, dort die Stunden zu verleben, die nicht durch Kochen und Wirtschaften in Anspruch genommen sind. War früher eine große Küche voll blinkenden Kupfergeschirrs der Stolz der Hausfrau, so standen damals auch helfende Hände zur Verfügung, um dies alles instand zu halten. Heute fehlen meistens die helfenden Hände. Die Erhaltung des Familienlebens durch Befreiung vom Kleinen im Rahmen des Haushaltes, die Gesunderhaltung der Frau durch Erleichterung und Vereinfachung ihrer Berufsarbeit, ist viel wertvoller für Familie und Volk, als das Herumquälen mit unzweckmäßigen Gegenständen. Heute verzichtet die Hausfrau, die durch die Ungunst der Verhältnisse gezwungen ist, die ganze Last der Hausarbeit allein zu tragen, gerne auf den größeren Küchenraum und das schöne aber unpraktische Hausgerät.

Daß es Vernunft bedeutet, das Waschen aus der Wohnung heraus in die womöglich elektrisch betriebene Gemeinschaftswaschküche zu verlegen, bedarf keiner Erörterung. Zur Vernunft im Hause gehört ja besonders das sparsame Wirtschaften, das durch die Ein-

[1]) Vgl. hiezu auch den Aufsatz von Julie Meinel in diesem Heft.

richtung unterstützt werden soll. Dabei darf das wichtige Gebiet der Wärmewirtschaft nicht übersehen werden. Wenn wir den Kohlenverbrauch auf den verschiedensten Gebieten statistisch dargestellt sehen, bemerken wir zu unserm Erstaunen, daß der Hausbrand eine riesige Menge ausmacht. Daß Zentralheizungen, besonders solche für ganze Häuserblocks, Ersparnis an Heizmaterial bedeuten, wissen wir längst. Es gibt heute ausgezeichnete Etagenheizungen, bei denen die Kohlenmenge, die von einem einzigen Ofen verzehrt wird, genügt, um eine ganze Anzahl Zimmer zu erwärmen. Aber auch in der kleinsten Wohnung kann durch falsche oder unüberlegte Beheizung allerlei Geld durch den Schornstein gejagt werden. Das gilt ebenso für die Küche, für den Herd. Ob Kohle, Gas oder Elektrizität in Frage kommt, immer wird es von der Wahl und dem Zustand des Herdes abhängen, ob wirtschaftlich gearbeitet wird oder nicht. Die berufstätige Frau, die ihre Tätigkeit außerhalb des Hauses ausübt, wird auf den Gasherd oder die elektrische Kleinküche nicht verzichten können. Heute kämpft das Gas um seine Weiterberechtigung, aber der Nachtstrom zu oft ganz geringem Preise, die verbilligten Tarife für Haushaltsstrom sind die besten Helfer, um der Elektrizität auch den Einzug in das Heim des Minderbemittelten zu ermöglichen. Die zeit- und kraftsparende Haushaltführung wird durch die Elektrizität wesentlich unterstützt. Vernunft gebietet die Messung der Arbeit nach der Leistung, nicht nach der Menge. Das bedeutet Revision der Hausarbeit im Sinne der Wirtschaftlichkeit mit dem Ziel der Freimachung der Kräfte. Diese freiwerdenden Kräfte schaffen die Möglichkeit zur Teilnahme am Kulturleben, zur Entfaltung der Persönlichkeit.

Man macht unserer Zeit häufig den Vorwurf, sie bringe mit ihrer Mechanisierung der Arbeit des Alltags, mit ihrem strengen Zwang zur Wirtschaftlichkeit den Untergang der Seele, nehme der Arbeit den geistigen Gehalt. Aber gerade die zielbewußte Umstellung von Haus und Haushalt soll aus zermürbendem Frondienst zum freudigen Schaffen führen und diesem Schaffen den rechten Rahmen geben. Ist er auch oft einfach und nüchtern, so paßt er doch in unsere Zeit voll harter Realitäten.

Aber das Auge will nicht nur nüchterne Sachlichkeit sehen. Zur schönen Form der Möbel muß die Farbe hinzutreten. Lichte, heitere Tönung der Decken und Wände, leichte, helle Stoffe zur Fensterumrahmung im reizvollen harmonischen Gegensatz zu den Möbeln sollen die freudige Note ins Heim bringen. Auch Einfachheit kann schön sein. Der Feldblumenstrauß im irdenen Kruge kann schöner sein als kostbare Treibhausblüten in kristallener Vase, der einfache Stich an hell getünchter Wand schöner als das prunkvolle Gemälde auf seidener Tapete. In ernstem Nachdenken sollten wir lernen, das Zuviel aus unsern Wohnräumen zu verbannen. Heute will wohl niemand mehr Schreibtische und andere Möbel durch Aufbauen zwecklosen Tands ihrem Gebrauch entziehen. Die Grenzen für das, was überflüssig erscheint, müssen Geschmack und Vernunft ziehen. Bei ernster und aufrichtiger Prüfung wird nur so viel zurückgehalten werden, daß dem Raum die Ruhe gewahrt bleibt. Wir wollen doch nie vergessen, daß der Mensch in seinem Heim die geistige Heimat sucht, die Ruhe, um sich zu sich selbst zurückzufinden. Es gilt also die Umwelt in Übereinstimmung zu bringen mit dem Menschen, der darin wohnen soll. Wir sollen das Haus für den geistigen Arbeiter schaffen, die Wohnung für den Handarbeiter und die mitarbeitende Frau. Es mag Menschen geben, die sich in trockener Nüchternheit wohlfühlen. Aber es gilt trotz der Not der Zeit auch die deutsche Wohnkultur zu erhalten. Kunst und wahres Kunstgewerbe sollen nicht aus der Wohnung verbannt sein. Form und Farbe im Heim sollen dem Einfluß der Kunst unterworfen bleiben. Trotz des nüchternen Diktats der Vernunft in allen Dingen, die der Erleichterung der Bewirtschaftung dienen, soll wahre Wohnlichkeit das sein, was erstrebt wird. Nicht Sklavin ihrer Arbeit, sondern schaffende Meisterin, soll die Frau dieses Hauses sein, schaffend in dem Geiste des Wortes, das ein großer Techniker und Gelehrter unserer Tage über die Tür seines Hauses schrieb:

„Es mag der Mann wohl bauen ein starkes großes Haus — Doch eine liebe Heimat macht erst die Frau daraus."

Hausfrau und Architekt

Von Else Pelz-Langenscheidt in Kassel

Die Probleme, die in Zeiten des vermehrten Druckes und der daraus folgenden gesteigerten Lebenskraft und Beweglichkeit nach Lösung verlangen, sind nicht nur materieller sondern vor allem geistiger Art. „Satt sein macht stumpf und träge", aber Hunger und Mangel erwecken Tatkraft, Streben, Erfindungsgeist. So gilt es beim Problem des Hauses nicht nur mangelnden Wohnraum notdürftig zu beschaffen, sondern neue Bauformen zu finden, die den Erfordernissen der Zeit gerecht werden. Es ist für die Gesamtheit nicht gleichgültig, wie die einzelne Familie wohnt und wirtschaftet. Je nach der Art, wie die Wohnung geschaffen, gestaltet und gehalten ist, wirkt sie auf Lebenshaltung und Gesinnung der in ihr lebenden Menschen ein, formt sie die kommende Generation. Besonders wichtig ist die Art der Wohnung für die Hausfrau, deren gesamte Tätigkeit von ihr abhängig ist.

Wenn man aber die bestehenden Wohnungen betrachtet, so wird man fast immer finden, daß sich in ihnen weder der Arbeitstag einer Hausfrau noch der Lebensrhythmus einer Familie reibungslos abwickeln kann.

Das Bürgerhaus vergangener Zeiten war ein organisch gewachsenes Ganze, das sich dem Sinn und Sein jener Zeiten in rechter Weise anpaßte. In den letzten 70 Jahren aber setzte sich eine Entfremdung zwischen Mensch und Ding durch, deren Endergebnis eine verwilderte kultur- und seelenlose Architektur war. Besonders die Gründerjahre nach dem gewonnenen Krieg, in denen viel Geld in kulturunberatene Hände kam, ließen Häuser erstehen, deren prahlerisch aufgeputzte Fassaden — griechische Tempelsäulen trugen Renaissanceportale, Barockfiguren fanden sich neben klassizistischen Formen, alles billig und einheitlich in Stuck aufgepappt — in schreiendem Gegensatz stand zu den schmalen Lichtschächten der Höfe, den luft- und lichtarmen Hinterhäusern.

Diese Häuser waren am grünen Tisch entstanden. Man teilte mit dem Lineal die neu zu erschließenden Stadtgebiete auf und schnitt ebenso gedankenlos die Grundstücke. Der Grundriß mußte sich dann dieser gegebenen Form anpassen. Hier hinein wurde nun wohl oder übel die Wohnung gepreßt. Statt der Wohnfunktion war bei der Aufteilung allein der Gedanke der Bodenausnutzung ausschlaggebend, beim Bau dagegen der der Rentabilität.

Die Hausfrau aber, die in ein solches Haus zog, mußte all die Gedankenlosigkeit ausbaden, die Architekt und Baubehörde begangen hatten. Schlaf- und Wohnzimmer waren lichtarm und oft gänzlich sonnenlos. Küche und Speisekammer aber lagen nach Süden, so daß schon im März die Butter zu schmelzen anfing. Oft trennten 20 m lange Flure Küche und Eßzimmer, die doch eine Einheit bilden. Lang würde die Liste der sinnwidrigen Einrichtungen sein, wenn man alles aufzählen wollte.

So hat sich der Reichsverband Deutscher Hausfrauenvereine ein besonderes Verdienst erworben, als er vor mehr als 4 Jahren sich den Baufragen zuwandte. Die Wohnungsnot der Nachkriegsjahre hatte den Verband zuerst zur Bearbeitung der Baufragen veranlaßt, und dabei erkannten führende Frauen des Reichsverbandes, daß hier noch ein großes, wichtiges, unbearbeitetes Gebiet brachlag. Denn als man versuchte, Richtlinien für Neubauten vom Standpunkt der Hausfrauenarbeit aufzustellen, da ergab sich, daß die Meinungen geteilt waren, da jeder aus seinen persönlichen Verhältnissen heraus urteilte.

Wollte man vorwärts kommen, dann galt es vorerst einwandfreies Material und allgemeingültige Unterlagen aus allen Teilen des Reiches zu sammeln. Es bildete sich eine Baukommission des Reichsverbandes Deutscher Hausfrauenvereine, deren Vorsitz und Leitung Frau Franziska Wieman, Osnabrück, langjähriges Vorstandsmitglied des R. D. H.

übernahm. In tatkräftiger Arbeit hat Frau Wieman in diesen 4 Jahren daran gearbeitet, aus der Fülle des Materials das Brauchbare herauszufinden. Geschulte Frauen im ganzen Reiche standen ihr zur Seite. Nur einer so großen Organisation wie der des R.D.H. ist es überhaupt möglich gewesen, diese Arbeit erfolgreich in Angriff zu nehmen.

Als erstes erkannte man, daß es Frauenaufgabe war, den bauenden Mann auf alle Arbeitsvorgänge des Hausfrauenlebens und auf ihre Erfordernisse aufmerksam zu machen.

In verschiedenen Städten bildeten sich innerhalb der Hausfrauenvereine Baukommissionen, die aus interessierten, auf diesem Gebiete arbeitenden Frauen bestand. Nach und nach wandte man sich an die Bauämter der Städte und wies auf Übelstände hin, man bat, vor der Erstellung neuer Bauten hinzugezogen zu werden, damit neue „gebaute Fehler" (vor denen Goethe schon warnt, weil sie verhängnisvoll dauernd sind) vermieden werden.

Die Antwort auf diesen Vorschlag der Zusammenarbeit von Hausfrau und Architekt war verschieden. Es sind uns Antworten behördlicher Stellen zu Augen gekommen, die beinahe hohnvoll, wenn auch in umschriebener Form, sagten: „Hausfrau, bleib bei deinem Kochtopf!" Aber das war es ja eben. Wir wollten doch bei unserm Kochtopf bleiben. Nur verstanden wir nicht, warum dieser Kochtopf auf dem Herd für alle Zeiten bei Tageslicht und bei künstlicher Beleuchtung im schattenden Dunkel stehen sollte, wie das in 75 vH aller Küchen bisher der Fall ist. In anderen Städten war man entgegenkommender. So sagte unser Kasseler Baurat, als die Vorsitzende des Hausfrauenvereins ihm den Vorschlag machte, Hausfrauen bei der Beratung neuer Baupläne hinzuziehen: „Ich wundere mich nur, daß die Frauen erst jetzt auf den Gedanken kommen, bei der Gestaltung ihres ureigentlichen Reiches mitzusprechen."

Erst allmählich konnten sich die Hausfrauen in der Zusammenarbeit mit dem Architekten die richtige Stellung erkämpfen. Man betrachtete sie mit Mißtrauen, man glaubte, sie kämen mit Utopien. In jedem einzelnen Fall galt es, sich erst durchzusetzen und in stiller sachlicher Arbeit zu beweisen, was man wollte. Keine Hirngespinste, sondern tätige Mitarbeit an all den Kleinigkeiten, die in ihrer Gesamtheit erst „die neue Wohnung" ausmachen.

Das schwierigste war es für die ersten Baukommissionen der Hausfrauenvereine, die Fühlung mit der amtlichen Stelle und der Architektenschaft anzubahnen, damals als noch keine Präzedenzfälle aus andern Städten vorlagen. Jetzt, wo die Hausfrauenorganisationen mit ihren Baukommissionen in über 70 deutschen Städten zur Mitarbeit herangezogen sind, hat sich das Bild geändert.

Erwähnt muß hier noch werden, daß ein gewisser Kreis der Architektenschaft die mitarbeitende Hausfrau grundsätzlich begrüßte, ja Bruno Taut hatte sie geradezu herausgerufen und ihre Meinung angefordert. So arbeitete als einer der ersten Stadtbaurat May (jetzt Frankfurt a. M.) in enger Fühlung mit den schlesischen Hausfrauenvereinen. Gerade die Verfechter der „neuen Sachlichkeit", die einen neuen Zeitstil suchten, trafen die Hausfrauen auf der Mitte ihres von rein praktischen Erwägungen bestimmten Weges.

Die Bauarbeit des R.D.H. lehnt es allerdings ab, irgendeinen Baustil einseitig zu bevorzugen. Sie lehnt ferner alle bodenreformerischen Gedanken grundsätzlich ab. Auch in der großen Frage Eigenhaus oder Hochbau verwirft sie jede einseitige Stellungnahme. Das Eigenhaus, da wo es möglich und angebracht ist, hat viele auch unwägbare Vorteile. Doch ist der Hochbau — allerdings stimmen wir nur bis zu 4 Geschossen zu — als notwendiges Übel nicht immer zu umgehen. Für die miterwerbende oder außerhäuslich berufstätige Frau ist sogar die Etagenwohnung unerläßlich, da sie leichter zu bewirtschaften ist; doch sollen bei Hochbau 50 vH der Baufläche grundsätzlich Grünflächen tragen.

Alle konstruktiven Lösungen überläßt die Hausfrau dem Fachmann. Sie will nur an ihrem Teil, aus jahrzehntelanger Erfahrung der immer wiederkehrenden Arbeitsvorgänge und Handgriffe heraus, und gestützt auf die Ergebnisse von vielen Tausenden von Hausfrauenleben die neue Wohnung so geformt wissen, daß sich alle Haushaltsarbeit mit einem Mindestmaß an Kraft- und Zeitaufwand bewältigen läßt.

Aus dieser Bauarbeit des Reichsverbandes haben sich in enger Fühlung mit der Architektenschaft feststehende Richtlinien ergeben:

Le Corbusier sagt in seiner „Kommenden Baukunst": „Der Grundriß schreite von innen nach außen, das Äußere ist ein Ergebnis des Inneren." Hier sagen wir Hausfrauen fast das gleiche. Erst kommt das Wohl und Gedeihen der in der Wohnung lebenden Familie, dann erst kommt der Baustil. Und ein Stil, der grundsätzliche Erfordernisse nicht zuläßt, beweist, daß er unzeitgemäß ist und keine Berechtigung hat.

Der Grundriß sei wirtschaftlich. Er beschränke den unbewirtschafteten Raum auf das geringste Maß. Die Räume, die ihrer Bestimmung nach zusammen gehören, haben auch räumlich eine Einheit zu bilden. Küche und Eßraum gehören nebeneinander, eine Durchreiche mit Schiebetüren und möglichst mit Fächern umbaut, die von Küche und Zimmer zu öffnen sind, sparen viel Arbeit.

Die Schlafzimmer gehören in die Nähe der sammelnden Bade- und Waschgelegenheit, die ebenso wie der Abort auch in der kleinsten und billigsten Wohnung aus hygienischen Gründen gefordert werden muß. Auch ein Freisitz, Balkon oder Loggia, ist anzustreben.

Zudem stellt sich die neue Wohnung bewußt nach der Sonne ein. An die sonnenarme Seite des Hauses legt man Küche und Speisekammer, die nicht viel Sonne vertragen, legt man Treppenhaus und Abort. Selbst dort, wo Straßen in Ost-Westrichtung sich nicht meiden lassen, ist es möglich die gesunde Morgensonne einzufangen, wie es die Zickzackfront der Siedlung Praunheim bei Frankfurt a. M. beweist.

Zur guten Beleuchtung trägt die Form der Fenster wesentlich bei. Das hohe, schmale Fenster, auch wenn die vorsorgliche Hausfrau es nicht mit dem beliebten Querbehang oben zugehängt hatte, ließ immer noch die Ecken der Zimmer im Schatten. Das breitgelagerte niedriger gehaltene Fenster gibt eine gleichmäßigere Beleuchtung und ist zudem ohne lebensgefährliches Klettern zu putzen.

Auf mögliche Querlüftung der Wohnräume ist gleichfalls Wert zu legen.

Das Doppelfenster in unserm ungünstigen Klima bringt seine höheren Anschaffungskosten durch Kohlenersparnis oft in der ersten Heizperiode wieder ein, es ist also wirtschaftlicher. Überhaupt ist der Beheizungsfrage größte Aufmerksamkeit zuzuwenden, denn besonders in Westdeutschland, wo der eiserne Ofen noch vorherrscht, „heizt man den Himmel". Zweckmäßige Öfen, die möglichst vom Flur aus geheizt werden und mehrere Zimmer erwärmen, sollten da, wo geldliche Mittel keine Zentral- oder Stockwerkheizung erlauben, vorgesehen werden. Die jahrzehntelange Ersparnis an Kraft- und Materialverbrauch muß dem erstmaligen Anschaffungspreis gegenübergestellt werden.

Die Türen seien möglichst aus schlichtem Sperrholz, nicht durch zahllose Querteilungen der „Türfüllungen" zerrissen. Die vorstehenden Leisten sind eine dauernde Belastung, denn sie haben den einzigen Zweck, Staub zu fangen.

Die Griffe an Fenster und Türen seien lackiert oder aus vernickeltem Metall, dazu glatt und auf das Mindestmaß beschränkt. Zelluloid- oder Glasplatten um das Schlüsselloch sind praktisch. Fenster, Türen und Griffe sollen aus Billigkeitsgründen genormt sein. Der Anstrich aller Holzteile sei licht und freundlich, es hat sich gezeigt, daß so ausgestattete Wohnungen weit besser gepflegt werden als die in dunklen, unfreundlichen Schmutztönen gehaltenen. Weiße Scheuerleisten aber sind unpraktisch.

Eingebaute Wandschränke sind wo irgend möglich vorzusehen, es gibt nichts, was den Weg zu Übersichtlichkeit und Klarheit der Wohnung mehr erleichtert. Schon beim Bau sind eine genügende Anzahl von Holzdüweln für elektrische Schalter und Steckdosen vorzusehen, denn es ist ein Kulturfortschritt, die Elektrizität mit ihren arbeitsparenden Geräten allmählich in jedes Haus einziehen zu lassen.

Dort, wo Mansardenzimmer sind, sei im gleichen Stockwerk eine Wasserzapfstelle und ein Ausguß, bei mehreren in Betracht kommenden Mietern aus Sauberkeitsgründen noch

ein einfaches Klosett. Aus der Praxis kann belegt werden, daß Hunderte von Zwei- und Drei-familienhäusern noch im letzten Jahr mit ausgebauten Mansarden, aber ohne Wasser-versorgung und Ausguß gebaut worden sind. Der Architekt war sicher, daß er nicht selbst die Eimer mit Wasch- und Aufputzwasser herauf- und herunterschleppen würde!

Wenn man hört, daß die im 4. Stockwerk wohnende Hausfrau eine Arbeitsleistung voll-bringt, die alljährlich einer viermaligen Besteigung des Gaurisankar mit schwerem Gepäck entspricht, dann wird man die Forderung von Kohlenaufzügen nicht so ungerecht finden.

Ganz besonders haben sich die Hausfrauen mit dem Küchenproblem beschäftigt[1]). Die Aufteilung der Wohnküche in Kochnische und Wohnraum hat sich für Zwei- bis Dreizimmer-wohnungen durchgesetzt, bei größeren Wohnungen jedoch hat sie keine Berechtigung. Die Kochnische ist zuerst von der Architektin Grete Schütte-Lihotzky in der Frankfurter Küche mit durchgängig eingebauten Möbeln gebracht worden, andere bewegliche Küchenmöbel sind wie die Badische, die Königsberger und die Eschebachsche Küche durch Hausfrauen oder unter ihrer ausschlaggebenden Mitarbeit entstanden.

Bei der Küchengestaltung gilt es nicht nur den Herd richtig zum Licht zu stellen, es heißt die Wasserzapfstelle danebenlegen, die Fensterschränke mit Außenlüftung, Vorbedenken der Abwaschstelle mit dem Ablaufbrett links davon. Das alles sind Forderungen aus der Praxis.

Die Waschküche ist dort, wo Gelegenheit zu Bleiche und Freitrocknen gegeben ist, im Erdgeschoß einzurichten. Bei Hochbauten wird sie meist im obersten Geschoß neben dem Trockenboden liegen. Bei Flachdächern läßt sich auch ein Trockenplatz im Freien ein-richten. Der Waschkessel soll durch einen Schwenkhahn zu füllen, durch einen Ablauf zu entleeren sein. Eingegipste Haken für die Wäscheleine erlauben besonders im Winter die Aus-nutzung der Heizwärme zum Trocknen. Große Zentralwaschanlagen haben sich als vorteil-haft erwiesen und sind daher zu begrüßen.

Das alles sind andeutungsweise die Ergebnisse, die sich aus der Zusammenarbeit von Hausfrau und Architekt ergeben haben, eine Zusammenarbeit, die vielleicht zuerst ungern aufgenommen, jetzt aber zu gegenseitigem und bleibendem Gewinn geworden ist. So hatten im März vorigen Jahres die süddeutschen Hausfrauenvereine ihre Tagung nach Frankfurt a. M. gemeinsam mit der Tagung des Bundes Deutscher Architekten gelegt. Schon damals war der entscheidende Eindruck, daß alle unsere Anregungen, in verständnis-vollster Weise aufgenommen wurden, daß man im Suchen nach der „Neuen Wohnung" in gleicher Richtung arbeitete. Zugleich aber wurde uns Hausfrauen bei Besichtigung be-wohnter Siedlungen klar, daß unser noch eine zweite große Aufgabe harrte: den Haus-frauen das rechte Wohnen beizubringen!

Die ganze Bauarbeit will nicht das Haus des begüterten Mannes, sondern das Heim des Kopf- und Handarbeiters der großen Masse des Volkes schaffen. Bei all diesen Be-strebungen aber gilt es nicht zu vergessen, daß wir ein verarmtes Volk sind, das sich keinen nötigen Wohnluxus gestatten darf. So wird bei aller Einschätzung der Wichtigkeit der Hauswirtschaft als Grundlage der Bauwirtschaft doch oftmals das Geld fehlen, alle For-derungen bei Neubauten zu berücksichtigen, und es heißt auch da dann „die Kunst des Mög-lichen" zustande zu bringen. Warnen aber müssen gerade die Hausfrauen vor dem Massen-bau provisorischer Kleinstwohnungen, die nicht nur eine Prämie auf die Kinderlosigkeit sind, sondern auch Gefahr laufen bei einem normalen Wohnungsmarkt dereinst der Unbenutztheit anheimzufallen.

Der Reichsverband Deutscher Hausfrauen ist sich bewußt, daß seine Bauarbeit, daß die Zusammenarbeit von Hausfrau und Architekt, eine nationale Angelegenheit ist, denn die „Neue Wohnung" soll Ausgang und Pflegstätte der neuen Generation sein, die unsere Zukunft trägt. Wohnung ist (nach Walter Rathenau) „nicht Privatsache, sondern Sache der Gemeinschaft, Sache des Staates, der Sittlichkeit und Menschheit".

[1]) Vgl. den Aufsatz von Julie Meinel in diesem Heft.

Der neue Wohnungsbau

Von Hanna Löv in München

Das 19. Jahrhundert hat bis gegen sein Ende wichtige Forderungen der sozialen Bau hygiene und der Wirtschaftlichkeit über einem entwickelten Fassadenkult vernach lässigt. Heute sucht man diesen Fehler gutzumachen durch genaueste sachliche Überlegun der menschlichen Lebensbedingungen und -bedürfnisse, und zwar nicht nur in den Einze heiten der Wohnung, sondern schon bei der Planung ganzer Wohnungsanlagen, bei de Geländeerschließung, der Baublockaufteilung, der Festlegung von Straßenzügen. Di Hauptgesichtspunkte, die diese Bestrebungen leiten, sind Schaffung eines konstruktiv ein wandfreien Baukörpers von günstigster Besonnung und Belüftung aller Wohnräum und mit gesunder Umgebung unter Vermeidung von Staubplage und lästigen Winde

Beim Einzelhaus lassen sich diese Bedingungen leichter erfüllen, da es von vornherei in grüne, luftige Umgebung gestellt wird. Beim städtischen Mietblock liegen die Ver hältnisse verwickelter. Hier müssen in erster Linie die Forderungen des modernen Verkehr Berücksichtigung finden. Der Städtebauer von heute folgt den stark veränderten Wohn bedürfnissen, die sich aus dem Anwachsen der Städte und ihrer wirtschaftlichen Umgesta tung ergeben, und sucht schon beim Ausarbeiten der Stadtbaupläne und Bauordnunge gesunde, vom starken Verkehr der Geschäftsbezirke möglichst getrennte Wohnbezirke z schaffen[1]). Die radiale Ausdehnung der neuzeitlichen Städte erleichtert die Scheidun von Geschäfts-, Industrie- und Wohnvierteln und damit die Bildung einheitlicher, hygie nisch befriedigender und vom Verkehr wenig belasteter Wohnteile, die sich zu selbständige Trabantenstädten entwickeln können. Die Zuführung frischer Luft zu den Wohnteile wird durch zusammenhängende Grünflächen gesichert, die sich keilförmig in das Stadt innere erstrecken und nicht durch Verzettelung in kleine, bedeutungslose Rasenfleckchen ihr städtehygienische Wirkung einbüßen. In den Wohnbezirken genügen Straßen vo verhältnismäßig geringer Breite und billigem Pflaster. Für eine spätere Verbreiterun der Straße und für Schutz der Wohnungen gegen Staub und Erdschallübertragung sorge Vorgärten, die ihren Zweck aber nur erfüllen, wenn sie in einer Mindestbreite von 5 m a sonnigen Stellen ausgeführt werden; an der Nordseite sind Vorgärten Unsinn. Da Wohngelände ist so in Blöcke und Straßen aufzuteilen, daß alle Zimmer möglichst vie Licht und Luft erhalten, und zwar ist weniger ein Höchstmaß an Besonnung als eine gleich mäßige Durchdringung aller Räume zu erstreben. Nach neueren Untersuchungen gil als günstigste Lage für Wohnblöcke die Nordost-Südwest-Richtung. Reine Nord-Süd Blöcke besitzen zwar die Vorteile längerer Besonnungsdauer für Vorder- und Rückseite, abe gleichzeitig alle Nachteile geringer Besonnung in den Wintermonaten und völligen Sonnen mangels um die Mittagszeit.

Der Anlage von Wohnhöfen, die in Belgien und Holland ziemlich verbreitet ist, wir bei uns noch zu wenig Bedeutung zugemessen. Immerhin ist die immer mehr durchgeführt Randbebauung, die in manchen Städten schon durch Bauordnungsgesetze mit dem Verbo der Seiten- und Hinterhäuser gefordert wird, zu begrüßen. Im Innern der Baustellen blöcke entstehen so lichte, grüne Höfe, die als Kinderspiel-, Wäschetrockenplatz und Er holungsstätte für jung und alt Verwendung finden.

Nach den Wünschen mancher Sozialpolitiker und Städtehygieniker sollte jede Familie ihr Häuschen und ihren Garten besitzen. Dagegen sprechen vor allem Gesichts punkte der Wärmewirtschaft und Bauverbilligung. Aber auch beim Massenmiethaus könnte die

[1]) Vgl. den Aufsatz von Ernst May, „Städtebau und Wohnungsfürsorge" im Märzheft 192 der S.M. „Die Wohnungsnot".

gebessert werden, durch Herabzonung der Bebauungshöhe und Schaffung eines unmittelbar beim Haus liegenden gemeinsamen Grünplatzes. Wenn Corbusier nach August Perret den romantisierenden Flachsiedlern gegenüber eine Lösung des Wohnproblems in der Großstadt vorschlägt durch Erbauung von 60 Stockwerk hohen Wolkenkratzertürmen inmitten von grünen Gärten, die, trotz der weiten Parkflächen, selbst einer 5 bis 10fachen Dichtigkeit der normal bevölkerten Stadt gerecht würden, so ist auch das eine Utopie, die er selbst nicht für besonders günstig für das Familienleben hält. Da seine Vorschläge die extremste neue Richtung darstellen, möchte ich seine Beschreibung des „kommenden" Miethausblockes folgen lassen, der aus ca. 100 in 5 Lagen übereinandergefügten Villen besteht mit je 2 Geschossen und eigenem Garten. Die Idee findet sich in gemäßigtem Ausmaß bereits verwirklicht im amerikanischen Familienhotel, dem „Apartement Building", dessen wirtschaftlicher Betrieb sich ungefähr mit dem unserer Ledigenheime deckt[1]).

„Eine hotelartige Verwaltung besorgt die gewöhnlichen Dienstleistungen für den Block und bringt die Lösung der Dienstbotenkrise. Der Geist der modernen Technik in seiner Anwendung auf ein so bedeutsames Unternehmen ersetzt die leicht zu ermüdende menschliche Arbeitskraft durch die Maschine und durch die Organisation: Heißwasserleitung, Zentralheizung, Kühlung, Vakuumreinigung, Wassersterilisation usw. Eine weiträumige Küche versorgt nach Belieben die einzelnen Villen oder auch ein gemeinschaftliches Restaurant. Jede Villa enthält einen Sportraum; doch finden sich noch ein großer gemeinschaftlicher Sportsaal und Springbahn von 300 m Länge auf dem Dach. Unter dem Dach ein zur Verfügung der Blockeinwohner stehender Festsaal. Tennisplätze im großen, offenen Dachsaal, Autogaragen im Kellergeschoß, Bäume und Blumen rund um den ganzen Hof und rund um die umlaufenden Straßen in den Gärten der Villen."

Wenn Corbusier im gleichen Zusammenhang vom Grundsatz der Verbilligung und der Wirtschaftlichkeit spricht, so müssen wir dahinter allerdings ein großes Fragezeichen setzen. Heute fehlen uns jedenfalls noch die finanziellen Grundlagen für so groß angelegte Pläne. Auch würde sich die deutsche Familie in solchem Massenbetrieb kaum wohl fühlen. Was uns not tut, sind auch nicht Tennisplätze, Autogaragen und Festsäle, sondern größtmögliche Ausnützung des Baukörpers für Wohnzwecke, Rationalisierung in Zeit, Arbeit und Material, u. a. durch Serienherstellung und typisierte Grundrisse. Das Optimum an Zweckmäßigkeit kann erreicht werden durch Einschränkung aller Nebenräume, besonders Einbau kleinster Flure, ein Mindestmaß für Bad und Abort und Herabdrückung der Stockwerkshöhe bis zu 2,40 m bei Kleinwohnungen. Diese räumlichen Einsparungen dürfen aber nie die gesundheitlichen Forderungen umstoßen. Jedes Zimmer erhält seinen eigenen Eingang, auch der untergeordnete Raum gute Entlüftungsmöglichkeit, besonders aber Bad, Abort und Küche. Der Baumeister soll sozial genug denken, um nicht ein Mädchenzimmer nur von der Treppe belüftbar zu machen, wie es leider in Mustersiedlungen gezeigt wurde. Lösungen, die fast immer Wohnungen ohne Querlüftung zeitigen, sind zu vermeiden; denn es muß nicht jeder Hof bis in das 4. Stockwerk geschlossen sein, er kann auch in die Straßeneinheit einbezogen werden, und, wenn nötig, müssen eben die formalen Momente des Städtebaus hinter den hygienischen zurücktreten. An Luftraum würden für den Erwachsenen 10 cbm genügen, aber wir dürfen in dieser Beziehung nicht zu weit gehen. Wir wollen keine Eisenbahnwagenwohnlichkeit schaffen, sondern das behagliche Heim. Das gleiche gilt für die Küche. Auch das Gegenstück, die große Wohnküche, ein Produkt des Krieges und der Brennstoffnot, dürfte allmählich wieder aus dem mittleren Wohnhausgrundriß verschwinden. Für die Ein- bis Dreizimmerwohnung kann sie gut und praktisch sein, darüber hinaus ist sie ein Anzeichen wenig entwickelten Geschmacks. Nicht die Küche, sondern der sonnige Wohnraum, der durchtränkt sein soll von freudigen Einblicken, ist der wichtigste Teil der Wohnung. Die Sparsamkeit bei der Grundrißlösung, sowohl des Einzelhauses wie des Massenblocks, darf nie das notwendige Bad vermissen lassen. Ein gemeinsames Bad wie im Rotterdamer Galeriehaus wäre für solche Woh-

[1]) Vgl. den Beitrag von Lotte Stöhr in diesem Heft.

nungen immer noch besser als gar keines. Jedenfalls ist das Gemeinschaftsbad eher durchführbar als die amerikanische Zentralküche, die in Wien zwar schon gebaut wurde, aber deutschen Ansprüchen an das Familienleben nicht gerecht wird.

Trotz der ungeheuer umfangreichen Arbeiten, die schon auf diesem Gebiete geleistet wurden, bieten die Grundrißtypen mit Wohnflächen von 50 qm an, die in Ausmaß und Lage für die verschiedensten Verhältnisse und Gegenden anwendbar sind, noch ungelöste Probleme, so daß wir heute vor der Frage stehen, ob es überhaupt möglich sein wird, die absolute Typisierung zu erreichen. Es handelt sich dabei, weil der Reiche sein Haus glücklicherweise nicht zu typisieren braucht, nur um Klein- und Kleinstwohnungen, an denen noch immer der stärkste Mangel herrscht. Der Grund für die Schwierigkeiten liegt in der starken Wandelbarkeit der Familie und der Selbständigkeit des Individuums.

Neben dem Streben nach Typisierung der Grundrisse gehen die Versuche zur serienmäßigen Herstellung der Wände, Decken und einzelnen Konstruktionsteile des Hauses. Bei der letzten Sitzung der Reichsforschungsgesellschaft für Wirtschaftlichkeit im Bau- und Wohnungswesen mahnte Professor Wolf (Breslau), die Einwirkungen dieser Bestrebungen auf die Verbilligung der Baukosten nicht zu überschätzen, da für die Wohnungsherstellung 4 Faktoren preisbildend seien, nämlich Bauland, Baugeld, Bauplanung und Baubetrieb und nur ein Teil dieser Faktoren durch Typisierung beeinflußt werde. Das gleiche gilt für den Preis der genormten und serienfabrizierten Bauteile, der von den örtlichen Verhältnissen, der Entfernung von Fabrik und Baustelle, den Transportmöglichkeiten, dem Materialvorkommen usw. abhängig ist. Die Typisierung wird als ein ausgezeichneter Weg empfohlen, dem Baugewerbe und den damit zusammenhängenden Gewerben und Industrien gute Absatzgebiete im In- und Auslande zu sichern, wobei das Handwerk allerdings den Betrieb spezialisieren muß. Wir können heute schon die meisten Bauteile genormt, d. h. nach Ausmaß, Form, Qualität und Werkstoff festgelegt, von der Fabrik beziehen, z. B. Eisen, Hölzer, Steine, Türen und Fenster, Treppen, Platten, Beschläge, Möbel, Installationsgegenstände u. dgl. Außerdem bringt die Industrie für den altgewohnten Ziegelstein ständig neue Baumaterialien und Ersatzstoffe auf den Markt, die eine erhebliche Umgestaltung der Bautätigkeit erwarten lassen. Sie verfolgen den Zweck, das Bauen zu verbilligen und dem Baugewerbe durch Montagebau, d. h. Herstellung der Einzelteile in der Fabrik und Zusammensetzung auf der Baustelle, den Charakter eines Saisongewerbes zu nehmen. Was heute noch fehlt, um damit die angepriesene Rationalisierung zu erreichen, ist vor allem der Mangel an Facharbeitern.

Zu den neuen Bauverfahren gehören die Hohlblock- und Plattenbauweisen, die Skelettbauweisen aus Holz- und Eisenfachwerk und der Gußbeton. Die Hohlblöcke werden teilweise noch aus dem alten Tonmaterial hergestellt, aber um Arbeitszeit zu sparen, in größeren Ausmaßen als das normale Ziegelreichsformat, um Material zu sparen, mit Hohlräumen bis zu 50 vH —; denn der Vollziegel stellt mit seiner hohen statischen Sicherheit eigentlich eine Verschwendung beim Kleinhaus dar. Die Hohlräume bieten gleichzeitig den Vorteil besserer Isolierung, also die Möglichkeit, die Wände dünner, die Räume größer zu machen. Zu große Hohlräume geben aber keinen Wärmeschutz mehr und werden besser mit einem Isolierstoff ausgefüllt, wie Bims, Schlacke, Torfmull oder Kork. Für Zwischenwände werden dünne Gips- oder Bimsdielen verwendet, die auch wärmetechnisch ungenügenden Mauerkonstruktionen zur Erhöhung der Isolierfähigkeit vorgenagelt werden, ähnlich wie Torfoleumplatten. Außer dem Ton werden zur Fabrikation solcher Blöcke vor allem Zement in Verbindung mit Bims, Sand und Schlacke benützt. Es gibt schon die verschiedensten Hohlblocksysteme zur Erstellung von Decken und Wänden (z. B. Ambi, Jurko, Gropius, Hubaleck, Remy, Dahm usw.). Für den Plattenbau kommt Holzbeton und Holz in Betracht, das bis in die Einzelheiten in der Werkstätte zusammengestellt und fertig an den Bau geliefert wird. Die besten Vorbedingungen zur serienmäßigen Fabrikation bieten die Skelettbauweisen, die aus einem Gerippe von tragenden Holz-, Eisenbeton- oder

isenteilen bestehen, das mit einer genügend wärmeisolierenden Platte ausgefüllt wird. Sie bieten die Vorteile einer kurzen Bauzeit und eines vollkommen trockenen Zusammen- aus. Für Kleinstahlhäuser verwendet man ein Gerippe aus Eisenträgern oder verschweiß- em und verlaschtem vierkantigem Stahlrohr, das nur so stark gemacht wird, wie es die onstruktive Sicherheit erfordert, um möglichst geringe Transportkosten zu erzielen; auch ie Felder das Dachstuhls bestehen aus dem gleichen Material, und diese Einheit der Konstruktion verbürgt ihre Entwicklungsfähigkeit. Die Fragen des äußeren Rostschutzes nd des Schutzes gegen Schwitzwasser im Innern sind allerdings noch nicht geklärt. Während Stahlhäuser sich für die serienmäßige Fabrikation des Kleinhauses eignen, ann die Methode des Gußbetons, d. h. des aus einem Stück mittels Gießtürme in eine orher aufgestellte, genormte Schalung gegossenen Betonhauses nur für größere Blöcke der Siedlungen rationell durchgeführt werden. Die Bewährung muß erst die Zeit erbringen.

Als eine viel erörterte Einzelkonstruktion hat das Problem des Steil- oder Flachdaches uch die Allgemeinheit interessiert und gleichzeitig mit ihm die Frage des Dachgartens. Wenn die konstruktiven Grundlagen auch noch nicht so vervollkommnet sind, um seine Wirtschaftlichkeit und Lebensdauer zu erhärten, so darf seine Daseinsberechtigung nicht on der Hand gewiesen werden. Es gibt z. B. in München Häuserblöcke mit wildester Ver- auung, die in ihrem Innern Dachgärten und breite Terrassen aufweisen, auf denen das anze Jahr über Sträucher und Stauden blühen und wo die Kinder viel gesünder und ütterlicher Obhut näher gerückt spielen, als in den Großstadtstraßen. Voraussetzung afür ist natürlich die Dichtigkeit, Elastizität, Begeh- und Bepflanzbarkeit des Daches. olche Dachgärten sind aber nur beim städtischen Hausblock angebracht, der infolge starker ebauung auf den grünen Hof verzichten muß, nicht etwa beim Einzelhaus.

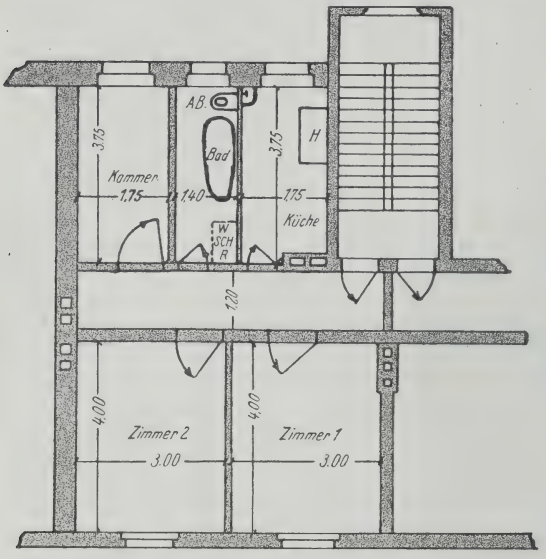
Die Neigung zur unsachlichen Übertreibung und Verkünstelung findet man leider auch noch beim Hausbau. Man baut heute von innen nach außen und leistet Verzicht auf onumentale Pseudoarchitektur. Aus dem klaren Grundriß ergibt sich die gute Fassade on selbst, während umgekehrt eine zu starke Rücksichtnahme auf die Fassade leicht eine emmung in der Grundrißgestaltung bedeutet. Das Haus wirkt als Baukörper, durch die usgeglichenheit der Fensterteilung, die Proportionen, das Material und die Flächigkeit r Fassade, und muß als Ganzes sich wieder dem Ortsbild unterordnen. Eine Über- eibung der Fenstergrößen, eine zu starke Auflösung der Wandflächen in Glas, was manch- al „neuen Stil" vortäuschen will, ist ebenso unsachlich wie überflüssiger Zierat. Arbeits- nd Wohnraum sollen große Lichtflächen erhalten, aber auch nicht größer als nötig; denn e gerühmte zweifache Wärmedurchlässigkeit des Fensters dürfte sich bei näherem Be- achten auf das Zehnfache erhöhen, und das „Einbeziehen der Landschaft" in den Wohn- um wird sinnlos, wo sie nicht vorhanden ist. Der Laie bekrittelt die Einfachheit und ngweiligkeit der Fassadenbildung. Aber wozu monumentale Fassaden, wenn da- nter Menschen auf zweiflammigem Gasherd Nudelsuppe und Kartoffeln kochen nd im massenfabrizierten Bettgestell schlafen gehen? Erster Grundsatz muß stets bleiben: weckmäßigkeit, Gesundheit und Wirtschaftlichkeit.

Diese Bedingungen gelten in erhöhtem Maße für die Massensiedlung und den Miet- ock. Nicht nur würde eine immer wiederkehrende Zierform hier ästhetisches Un- hagen verursachen, sondern die Einheit der Siedlung gebietet geradezu größte Ein- chheit. Es wäre zu wünschen, daß das Kunterbunt von Häuschen, das in den Vororten st aller Städte zu sehen ist, durch Bauordnungsgesetze und organisierte Siedlungs- sellschaften verhindert würde. Wenn solche Siedlungen ästhetisch befriedigend zustande mmen sollen, muß ihre Dachform einheitlich sein, und das Miethaus kann als Volks- ohnung nicht besser dargestellt werden als durch die selbstverständliche Wirkung seiner imitiven Masse. Die normentechnische Entwicklung und die neuen Baustoffe sind Mit- iger des heutigen Stiles, aber sie schaffen ihn nicht, denn neue Technik und Gestaltungs- sem oder Baugedanke stehen in Wechselbeziehung.

Moderne Kleinwohnungen und ihre Folgen

Von Ottilie Dorner in München

Gerade in einer schweren und armen Zeit muß die Staatserhaltung oberstes Ges
aller führenden Persönlichkeiten in der Politik wie im Wirtschaftsleben sein. D
verlorene Krieg und die Inflation hat eine Umgruppierung der Menschenklassen gebra
und Verwirrung hervorgerufen. Armut und Arbeitslosigkeit schufen Aufgaben, d
nur mit Um- und Weitsicht zu lösen sind. Eine der wichtigsten ist die Behebung d
Wohnungsnot. Würde auf weite Sicht gebaut, nicht, wie es bis jetzt geschah, nur für d
Gegenwart, so würde nicht nur viel gespart, sondern auch das Problem des Nachwuchse
der Zukunft Deutschlands mit g
löst. Gerade hier muß staatserha
tend und nicht staatszerstörend g
arbeitet werden.



Die Inflationszeit hat der Allg
meinheit großen Schaden zugefüg
körperlich und materiell. Da ni
mand die Fähigkeit besaß, rechtzeit
einzugreifen, so hat die Jugend si
selbst geholfen. Sport, Wand
rungen, Freilicht- und Sonnenbäd
mußten die fehlenden Nahrung
mittel ersetzen und den Körper stä
ken. Jeder wurde sich selbst d
Nächste.

Diese Bewegung schuf noch e
Zweites, Bedeutsames, die Fam
lienlockerung, die verstärkt wird dur
die Wohnungsnot und unzwe
mäßige Neubauten.

Einem Heft der Reichsforschung
gesellschaft (Februar 1928), an dem Frauen mitgearbeitet haben, entnehme ich, d
„folgende Abmessungen als ausreichend angesehen werden":

Wohnraum 12 qm,	Küche 7 qm,
Schlafzimmer 12 qm,	Bad mit Klosett 4 qm,
Kammer 8 qm,	Flur 3 qm.

Die Gesamtfläche beträgt 46 qm. Die endgültigen Flächen werden jedoch erst nach B
rücksichtigung der Einrichtung festzustellen sein.

Die obenstehende Skizze zeigt die Einteilung einer solchen Wohnung:

Wohn- und Schlafzimmer je 3—4 m, Kammer 2—3 m, Küche 2—3½ m, Bad mit Klos
1,7—2,4 m, Flur 1,5—2 m.

Nach Aufstellen der notwendigsten Möbel bleibt in keinem der beiden Zimmer so viel Rau
übrig, daß Kinderbett und Kinderwagen noch Platz hätten. Notwendige Möbel des Schl
zimmers sind: 2 Betten, 2 Nachtkästchen, ein Kleiderschrank mit Wäscheabteilung. Ist ein B
vorhanden, so ist kein Waschtisch nötig. Trotzdem bleibt der Hausfrau kaum so viel Platz, um d
Zimmer reinigen zu können.

Wohnzimmer: Ein Sofa 1,80 m lang, 80 cm breit; Tisch 80 cm breit, 1,20 m lang; ein Geschi
schränkchen 1 m hoch, 1,30 m lang, 35 cm tief, und u. U. eine schmale Bücherstellage und ei
Nähmaschine. Damit ist das Zimmer gefüllt. Es können drei erwachsene Personen darin esse
nur ist die Bewegungsfreiheit mehr als beschränkt.

Kammer: Wird die Kammer von der Hausfrau benützt, um einen richtigen Kleiderschrank aufzustellen, außerdem Waschkorb, Schuhkästchen, ein Kästchen, um Lebensmittel aufzubewahren, so ist Ordnung in der Wohnung; wenn aber die Kammer als Schlafstätte dienen soll, so wird die Wohnung in kurzer Zeit ihre Sauberkeit verlieren, auch wenn ein Wandschrank vorhanden ist, der ja nur Mauerstärke tief sein kann. Die Vereinigung von Bad mit Klosett ist in kultureller wie hygienischer Beziehung ein Rückschritt. Geradezu verhängnisvoll kann sich diese Einrichtung auswirken, wenn Krankheit auftritt und ein Fremder in der Wohnung ist. Mag das kulturlose Amerika Bad mit Klosett behalten. 2 qm dürfen hier keine Rolle spielen.

Die Küche mit 7 qm genügt nur dann, wenn die Hausfrau für den Mann allein zu sorgen hat.

Wer Kenntnis hat, was in Wirklichkeit ein Haushalt benötigt, um den Begriff „Heim" zu verkörpern, der muß diese Kleinwohnungen als Gast- und Schlafstätten bezeichnen. Heim und Familie ist staatserhaltend, Gast- und Schlafstätten bedingen Kinderlosigkeit und sind deshalb staatszerstörend.

Es stehen merkwürdige Gegensätze nebeneinander. Während die Wohnfläche des freien Menschen aufs äußerste beschränkt, der Mindestkubikraum wissenschaftlich festgestellt wird – wer denkt nicht an ähnliche wissenschaftliche Feststellungen auf dem Gebiet der Lebenshaltung, während und nach dem Kriege — wird in Zuchthäusern und Gefängnissen ein Aufwand für Unterbringung, Unterhaltung und Fortbildung der Gefangenen getrieben, der, so menschlich schön er auch sein mag, ein merkwürdiges Gegenstück zu den schweren Beschränkungen der nicht in staatlicher Fürsorge stehenden Bürger darstellt:

Einzelzelle eines Gefangenen: 2,22 m breit, 3,95 m lang, 2,85 m hoch, Fenster 1,06 m zu 1,10 m. Die Zelle für 3 Gefangene muß ein Mindestmaß von 17 qm haben. Dazu ist die Möglichkeit gegeben, Radio und Hausmusik zu hören, zu turnen und sich geistig weiterzubilden.

Mag auch der Grundsatz „Besser eine kleine Wohnung, als gar keine" manchen zufriedenen Menschen schaffen, so wird dieses Gefühl der Zufriedenheit bei derartig beschränkten Raumverhältnissen doch nicht lange andauern. Nachdem diese Wohnungen nicht nur der Gegenwärtigen, sondern auch künftigen Generationen dienen sollen, wäre es angezeigt, wenn schon bei der Anlage der Grundrisse keine andere Lösung gefunden wird, die Möglichkeit künftiger Zusammenlegung kleinerer Räume zu größeren Wohnungen in Erwägung zu ziehen. Man kann nicht einerseits über den Rückgang der Bevölkerungsziffern jammern und andererseits die wichtige Grundlage der Familie, das Heim, durch so große räumliche Beschränkung zerstören.

Wenn erklärt wird, daß der Geldmangel eine großzügige Behandlung der Raumfrage nicht zulasse, so darf nicht übersehen werden, daß der gleiche Geldmangel in späteren Jahren eine Beseitigung jetzt begangener Fehler nicht zulassen wird. Deshalb sollen bei der Lösung der Wohnungsbauprobleme nicht nur die gegenwärtigen Notstandspunkte gewogen werden.

Gegen den Vorwand des Geldmangels spricht übrigens die unheimliche Großzügigkeit, mit der einzelne Siedelungen gebaut wurden. Man sah in Stuttgart eine Art Modeschau von Stilen, Möglichkeiten und Verwandlungen. Von einer auch nur teilweise befriedigenden Lösung der brennenden Fragen im Wohnungsbau konnte leider nicht gesprochen werden. Obwohl fast alles nur für Wohlhabende gebaut wurde, machte das gezeigte denselben Eindruck auf den Beschauer, wie die Kleinwohnungen: daß die Menschen, welche diese Räume bewohnen, kein Heim besitzen und ihr Leben sich zum größten Teil außerhalb des Hauses abspielen muß.

Um wirkliche Lösungen im Wohnungsbau herbeizuführen, müßte der Hausfrau die gebührende Mitarbeit eingeräumt werden. Die Behörden im Verein mit den großen Architektenverbänden dürfen sich nicht länger der Notwendigkeit verschließen, in ernster Zusammenarbeit mit praktisch denkenden Hausfrauen richtige Lösungen zu erzielen.

Bürgerliche Wohnkultur seit 1870

Von Hanna Kronberger-Frentzen in Mannheim

Jede Generation erlebt den Typus einer neuen Wohnung, ebenso wie sie jedesm von neuem den Typus eines jungen Menschennachwuchses erlebt mit seinen innere und äußeren Bedürfnissen und Ausprägungen, die von den ihrigen verschieden sind. Da Werdende hat von jeher Anlaß zu Mißverständnis oder Fehde geboten, um so mehr folgerichtiger sich seine Andersartigkeit ausprägte. Selten aber ist die Umformung de Menschentypus und der von ihm abhängigen Daseinssphäre augenfälliger gewesen al in unseren Tagen. Bei genauerer Nachprüfung ergeben sich jedoch Zusammenhänge i dem oft so widerspruchsvollen Sein von Mensch und Ding unserer Zeit, und ihre Beding heiten lassen sich zurückverfolgen in die Entwicklungserlebnisse früherer Geschlechter.

Die große Wandlung der Wohnform von der Gebundenheit des Eigenhauses zu der Wechselhaften der Mietwohnung bedingt am meisten unsere heutige Wohnkultur. M ihr kam die Auflockerung, Entlastung und oft auch das Brüchigwerden des einst so feste Gefüges der Häuslichkeit. Immer häufiger und leichter wurde Wechsel von Stadt zu Stad von Wohnung zu Wohnung, von Mobiliar zu Mobiliar. Erst die Kriegszeit schob Hem mungen ein. Außerdem hat das Eindringen der Maschinenarbeit in das Gebiet der Möbe herstellung seit etwa 1870 eine formale und wirtschaftliche Beeinflussung ausgeübt, di für uns wohl noch merkbar ist, deren Problematik wir aber weniger ängstigend fühlen weil wir nicht nur den Fluch, sondern auch den Segen der Massenfabrikation kennen

Neben den sozial-wirtschaftlichen Verschiebungen in den Grundfragen des Wohnen und den Bedingungen der Möbel- und Geräteherstellung wurden die Fortschritte de Technik immer mehr, schließlich sogar am meisten, grundlegend für das Wohnwesen. Se jenen Jahren, da ein Netzwerk von Röhren das Haus zu durchziehen begann, um ihr neue segensreiche Kräfte in Wasser, Gas und Elektrizität zuzuführen, ist die Wohnun erst zu einem lebendigen Organismus geworden. Im Vergleich zu diesen drei mächtige Faktoren für die Bildung eines neuen Wohntypus will uns das um die Jahrhundertwend in Erscheinung getretene, neue, persönlich starke Empfinden für die Ästhetik in der all täglichen, häuslichen Welt und die Mitarbeit der Künstler an ihrer Gestaltung nicht s ausschlaggebend scheinen. Dennoch ist das heutige Wohngebilde entstanden aus der Zu sammenwirkung aller dieser aus verschiedenen Quellen entsprungenen Wünsche.

Ein Rückblick auf die Jahre der Wandlung mag am deutlichsten zeigen, was erreich wurde und was als Ziel bleibt. Durch trübselige Öde großstädtischer Mietskasernen de Gründerzeit und platte Eleganz ihrer hochherrschaftlichen Etagenhäuser zieht sich de Weg bis zu den hellen Häuserblocks unserer breiten, grünen Vorstadtstraßen. Von de schlichten, hellen Kirschbaummöbeln in guter Schreinerarbeit des Spätbiedermeier führ Nachempfinden und Mißverstehen aller Stilarten, Trivialität der Butzenscheibenromanti billige und schlechte Möbelmassenware über das genialisch individuelle Gebahren de Jugendstils zu der Wiederbelebung handwerklichen Qualitätsgefühls und dem Begin neuer, zuchtvoller Produktion der Maschine. Von der ersten Erfüllung hygienischer For derungen im Bereich der Häuslichkeit, etwa von dem so seltenen hölzernen oder blecherne Badezuber unter dem gluckenden und gurgelnden Wasserhahn und der knisternd ihre Lichtfächer spreizenden offenen Gasflamme ermessen wir den Abstand zu der imme häufiger vorhandenen und benützten weißen Emailwanne mit Heiß- und Kaltwasserhahn die ihre blanke Selbstverständlichkeit im milchigen Licht der elektrischen Lampen spiegeln Hundertfach ließen sich das Einst und Heute zum Vergleich gegenüberstellen, jenes Damals das uns Anfang dünkt zu dem Jetzt, das nach allem, was wir an Entwicklung in den letzte Jahrzehnten überblicken, auch nicht mehr bedeuten kann als Übergang.

Am stärksten glaubt man das Neue in der außerordentlichen Bewußtheit des Gestaltens und Ordnens alles dessen zu erkennen, was zur Alltäglichkeit des Wohnens gehört. Das Wissen um den Zweck hat den Mitteln Grenzen gesetzt, in denen ihre Entfaltung immer wieder überprüft werden kann. Aus dieser Logik des Schaffens entsteht ein verstärktes Gefühl für technische und künstlerische Qualität. Alle großen Leistungen auf dem Gebiet der neuen Wohngestaltung stehen im Zeichen dieses doppelten Qualitätsbegriffes, und seine Auswirkung wird noch fühlbar im Mißverstandenen und Halben, im Mit- und Nachläufertum. Die Abgrenzung ist oft schwer. Nur auf dem Gebiet des rein Technischen ist die Beurteilung kaum gehemmt durch das Übergreifen persönlichen Geschmackes. So sind es denn auch meist die technischen Neugestaltungen im Hauswesen, die Küchen, Wirtschaftsräume, Badezimmer, bei denen sich die Ansichten über gut und böse am leichtesten zusammenfinden. Dieses bis jetzt am glücklichsten beackerte Gebiet im Gesamtbereich der neuen Wohnkultur bietet also die leichteste Möglichkeit für ein Weitergestalten. Von ihm führt eine gerade Linie zum Schlafzimmer, mit dem die Forderungen der Zweckmäßigkeit und Hygiene nicht weniger fest verknüpft sind. Vor ein paar Jahrzehnten war es noch ein nebensächlich behandelter Raum, abseits gelegen, wohl gar nach der Nordseite, mit dichten, wolligen Vorhängen die Fenster verhangen, voll dunkler Holzmöbel mit überflüssigem Schnitz- und Drechselwerk. Erst langsam begann eine Umgestaltung, beeinflußt durch Englands neue, vernünftige Wohnkultur und die Erkenntnis, daß gerade für diesen Raum die praktischen Forderungen in erste Linie zu stellen seien. Als Ergebnis sehen wir Linoleum als Bodenbelag, helle Vorhänge, Wände mit einfachem Anstrich oder abwaschbaren Tapeten, immer häufiger weiß gestrichene Möbel, glatte Metall- oder Holzbetten. Mit hundertfältigen Abwandlungen führt auch hier die Entwicklung mehr und mehr zu einem Durchschnittstypus, für den die Zweckmäßigkeit ausschlaggebend ist. Von hier aus dehnt sich der Begriff des Praktisch-Hygienischen auf das Kinderzimmer aus, wiederum nicht ohne Beeinflussung durch England und die dort zuerst entwickelte rationelle Kinderpflege.

Bei den eigentlichen Wohnräumen ist keine einheitliche Entwicklungslinie erkennbar. Altes, Übernommenes oder Nachempfundenes überkreuzt sich immer wieder mit neu Erdachtem oder zeitgemäß Bedingtem, das Allgemeintypische mit dem Individuellen. Als Erbe jener mißverstandenen Renaissance, die in den achtziger Jahren aus jeder Wohnung eine Ritterburg zu machen liebte, ist heute das Verlangen nach „Antiquitäten" und nach „Stilmilieu" geblieben; Nachklänge der unbeschränkten Persönlichkeitsdokumentierung, die in den Zeiten des Jugendstils jedes Möbelstück zu einem Bekenntnis stempelte, sind heute noch die Versuche einzelner Künstler, eine Wohnung nach ihrem eigenen Sinne, unabhängig von dem allgemeinen Formgefühl der Zeit auszugestalten. Selbst van de Veldes oder Riemerschmids erste Versuche der Möbelgestaltung im Sinne organischer oder statischer Bedingtheit wirken nach in der Bemühung um die Konstruktion, die heute die Innenarchitektur mehr denn je beschäftigt. Immer, wenn auch manchmal verwischt und verändert, schimmern so die Züge der Menschen und Dinge vergangener Generationen im Gesicht unserer Zeit durch. Doch was auch von Gewesenem in unser Dasein hineinspielen möge, es bleibt nie unbeeinflußt von dem kennzeichnenden Zug unserer Zeit, dem Streben nach Einfachheit und Realität, das man mit dem schon zum Schlagwort gewordenen Ausdruck „neue Sachlichkeit" bezeichnet. Auch im Wohnraum ist es das Bedürfnis nach Komfort, was nur Spielerisches und Allzuabsurdes nicht aufkommen läßt, wenigstens nicht für die Allgemeinheit. Es ist schwer, den Begriff des Wortes Komfort fest abzugrenzen, denn weder Zweckmäßigkeit, noch Behaglichkeit, noch Eleganz drücken ihn völlig aus, sondern es ist vielmehr eine Mischung dieser ungleichen Eigenschaften, was als Komfort eine wichtige Rolle in den Erneuerungsbestrebungen der häuslichen Kultur spielt, jenes Übernationale, allgemein Gültige einer neuen Wohn- und Lebensform, die wie eine Welle von Land zu Land weitergleitet und überall ihre Spur hinterläßt. Die Lebenserleichterung, die in jeder, auch der bescheidensten Art des Komforts liegt,

sucht der Mensch unserer Tage der immer größer werdenden geistigen Lebenskomplizierung entgegenzusetzen.

Neben dem allgemein gesteigerten Bedürfnis nach Komfort kommt in den Wohnräumen besonders deutlich persönlicher Geschmack zur Auswirkung. Seit mit dem Biedermeier die letzte Stileinheitlichkeit verlorenging, ist unsere Wohngestaltung hin- und hergezerrt worden, von einer wahrhaft tragischen Tyrannei des Individualismus. Es ist zu verstehen, daß deshalb häufig versucht wurde, an die einfachen, guten Möbel- und Gerätformen der Urgroßväterzeit anzuknüpfen, teils durch genaue Nachbildung, teils durch freie Übersetzung und Weiterführung, die kaum noch ein bestimmtes Vorbild mit Sicherheit erkennen läßt. Mit dieser formalen Bindung an die Vergangenheit entstanden auch die ersten Typenmöbel — billiger Hausrat für die Kleinwohnungen neuerbauter Siedlungen —, um deren Herstellung sich zu Beginn unseres Jahrhunderts besonders die verschiedenen großen Werkstattgemeinschaften in Dresden, München und Berlin bemühten, zuerst ausschließlich auf Handarbeit, bald aber auch auf Maschinenleistung sich einstellend. Von den ersten, einfachsten Möbeln dieser Art spannte sich allmählich der Schaffenskreis weiter, und es ergab sich fast von selbst das Bestreben, durch Wahl edlerer Holzarten diese Möbel über die Stufe des Primitiv-einfachen hinaus zu heben und dem bürgerlichen Haushalt einzupassen. In dieser Art bilden sie als Serienmöbel eine Gruppe für sich, verbilligt durch ihre häufige, wenn auch nicht massenweise Herstellung bei gleichzeitiger Erfüllung der Forderungen künstlerischer und technischer Qualität.

Stärker noch hat sich jedoch in den letzten Jahren das künstlerische Interesse der Schaffung von Normen und Typen für Massenware zugewendet, in der Erkenntnis, daß hier die einzige Möglichkeit liege, die immer offensichtlicher zutage tretenden Mißstände und Schwierigkeiten im Wohnwesen der breiten Unterschichten zu bessern. Diese Art der Möbel- und Geräterzeugung scheint unserer Zeit besonders gemäß, weil hier das Streben nach einer Formung rein nach den Gesetzen der Struktur, ausgehend von der Leistungsfähigkeit der Maschine am meisten Erfüllung findet, während bei der Einzelherstellung unter starker Hinzuziehung der Handarbeit der Weg unwillkürlich von der reinen Zweckform abführt. Immer wird in weitestem Maße Einzelherstellung Ausdruck der Persönlichkeit sein und bleiben, sowohl des Künstlers als auch des Bestellers. Das weist ihr eine Sonderstellung zu in dem großen Schaffensgebiet neuzeitlichen Hausrates und gibt ihr alle Vorrechte, die immer nur für das Individuelle, nie für das Allgemeine in Kraft treten können.

Unter diesen verschiedenen Vorbedingungen entsteht das, was die neue Wohnung an Hausrat füllt und am deutlichsten in den Wohnräumen erkennbar wird. Welcher Art aber auch die einzelnen Bestandteile seien, darin unterscheidet sich im wesentlichen jeder neue Wohnraum von dem der früheren Zeiten, daß er weniger, leichtere, gleichsam beweglichere Möbel enthält, entsprechend der Nomadenhaftigkeit unseres Daseins — daß nicht mehr Stimmung gemacht wird mit bunten Fensterverglasungen und dicht zugezogenen Vorhängen, sondern Licht und Luft soviel wie möglich Zutritt gegeben wird — daß aller überflüssige Kleinkram verschwunden ist und dem Bestreben mehr zu gelten, als man ist, weniger Opfer gebracht werden, etwa in dem unbewohnten Staatsraum der „guten Stube" oder des „Salons". So ist die neue Wohnung gleichsam natürlicher und freier geworden, wie auch die Menschen unserer Zeit im Vergleich zu früheren Generationen. Noch hat sich für vieles nicht die vollgültige Lösung gefunden, denn noch ist das Suchen stärker als die Erfüllung. Aber nie ist auch das Wohnproblem schwieriger gewesen als heute in seiner Zusammenballung so vieler verschiedenartiger Einzelfragen und -sorgen, gestellt von einem Vielerlei von Menschen, die in ihrer geistigen Einheit erschütterter sind als je. Deshalb mag die Lösung nicht nur in der Verbilligung, Verbesserung und Vereinfachung der Wohnung und ihres Hausrates gesucht werden, sondern auch in dem Hineintragen eines neuen, klareren Weltempfindens in das Gefüge der Häuslichkeit und die äußere Struktur des Lebens.

Vernunft in der Küche

Von Julie Meinel in München

Im Nationalmuseum zu München steht eine Puppenküche, die bis ins kleinste eingerichtet ist wie die Küchen unserer Großmütter und Urgroßmütter. Mit ihrem blanken Kupfer- und Messinggeschirr und den blitzenden Zinntellerchen ist sie das Entzücken von alt und jung. Auf der Werkbundausstellung in Stuttgart war die „rationalisierte" Küche zu sehen, so klein wie möglich in den Ausmaßen. Von einem Standpunkt aus ist fast alles zu erreichen, alles ist eingeschlossen in Schubladen und Schränken, überall herrscht Zweckmäßigkeit und Sachlichkeit. Es gibt keinen größeren Gegensatz, als diese beiden Küchen, und doch war die erste zu ihrer Zeit genau so sachlich und praktisch, wie die zweite, nur haben sich eben die Anforderungen und Begriffe geändert.

Die Hausfrauenarbeit, die früher unbeachtet blieb, ja sogar mit Geringschätzung betrachtet wurde, ist zu einschneidender Bedeutung gelangt, seit man die Zusammenhänge zwischen Hauswirtschaft und Volkswirtschaft erkannt und infolgedessen auch die erstere schätzen gelernt hat. Mehr als 80 vH des Volksvermögens gehen durch die Hände der Hausfrauen.

Die Arbeit der Hausfrau ist mühevoll und unfruchtbar. Sie schafft wenig bleibende Werte, ist fast nur auf die Bedürfnisse des Tages eingestellt, die mit ihm kommen und gehen und als Vergangenes nicht mehr hoch eingeschätzt werden. Nebenbei ist sie auch den meisten Störungen und Zufälligkeiten ausgesetzt und erfordert außer der körperlichen Anstrengung bedeutenden Aufwand an Nervenkraft und beträchtliches Einstellungsvermögen.

Wie sich vor mehr als 2 Jahrzehnten die Erkenntnis Bahn brach, daß ungelernte Hausfrauenarbeit ein Unding ist, daß nur die gelernte Hausfrau die Arbeit meistern kann und nicht ihr Sklave wird, so ist man in den letzten Jahren zu der Einsicht gekommen, daß es für die bestgeschulte Hausfrau nicht gleichgültig ist, wo sie arbeitet. Wie jeder Handwerksmeister eine zweckmäßig eingerichtete Werkstatt, so braucht die Hausfrau einen zweckmäßigen Arbeitsraum, wenn sie den Anforderungen ihres Berufes ohne Schädigung der Arbeitskraft nachkommen soll. Wie die Arbeitsräume, so müssen aber auch die Arbeitsgeräte zweckmäßig gestaltet sein, um die tägliche Arbeit zu erleichtern und die kostbare Frauenkraft, mit der jahrhundertelang Raubbau getrieben wurde, zu schonen und zu erhalten. Drei Dinge zehren vor allem an der Arbeitskraft der Frau: Das unnütze Gehen, das unnütze Stehen und das unnötige Bücken.

Jeder Arzt wird bestätigen, daß die Bewegung, die sich die Frau im Hause macht, nicht halb so viel gesundheitlichen Wert hat, wie Bewegung in frischer Luft, auch wenn sie nur die halbe Zeit und den halben Kräfteaufwand erfordert. Durch zweckmäßige Anlage der Küche und sinngemäßes Aufstellen der verschiedenen Einrichtungsgegenstände können Hunderte unnötiger Schritte erspart werden. Leider ist eine zweckmäßige Lage der Küche zu den anderen Wohnräumen in unseren Miethäusern geradezu verpönt, sonst könnte der lange Korridor, der am einen Ende in die Küche, am anderen zu Wohn- und Speisezimmer führt, nicht typisch für die Mietwohnung sein. Ist die Forderung, Speisezimmer und Küche nebeneinander zu legen, in Mietwohnungen auch nicht immer zu verwirklichen, so könnte es doch in vielen Fällen praktischer gemacht werden. Wenigstens könnten Kochherd, Wasserleitung und Spültisch, die zum eisernen Bestand einer Küche gehören, sinngemäß zueinander angeordnet werden, wodurch das viele Hin und Her zwischen den einzelnen Möbelstücken vermieden würde. Daß eine Küche ein von unten zu öffnendes Oberlicht haben müßte, scheint noch als überflüssige Bequemlichkeit zu gelten, sonst hätte man sich wohl schon einmal zu dieser notwendigen Einrichtung verstanden. Selbst das Fenster der Balkontüre kann meistens nicht geöffnet werden, es ist fast immer nur die

ganze Türe zu öffnen, wodurch im Winter eine unangenehme Abkühlung der Küche erfolgt. Auch der Bodenbelag läßt meist zu wünschen übrig. Weder Stein, noch Parkett sind das Richtige. Es müßte sich eine Kunstmasse finden lassen, die den Anforderungen entspricht. Der Boden soll elastisch sein, leicht zu reinigen und warm. So gäbe es noch allerlei Architektensünden zu beklagen, die hoffentlich bald verschwinden, wenn unseren Hausfrauen beratende Stimme in Bauangelegenheiten zugestanden wird.

Es ist in letzter Zeit modern geworden, Küchen so klein zu bauen, daß kaum ein Mensch darin zu richtiger Arbeit Platz hat. Gewiß ist es richtig, daß man der vielgeplagten Hausfrau unnötige Wege spart, aber man muß auch bedenken, daß man ein gewisses freies Feld zur Arbeit haben muß, Ellbogenfreiheit. Man bedenke, daß in den meisten Haushalten sich auch die Kinder zeitweise in der Küche aufhalten müssen, da die Aufsichtsperson in der Küche zu arbeiten hat. Oder man nehme an, daß junge Mädchen in die Kochkunst eingeweiht werden sollen. Es ist nicht möglich, in einem solchen Miniaturraum zu zweit und zu dritt zu arbeiten. Nebenbei gesagt ist ein zu kleiner Raum viel schwerer rein zu halten, als einer von richtigen Ausmaßen. Die Hausfrauen wollen keine Tanzsäle als Küchen, aber sie wollen eine richtige Küche, „in der man auch einen rechtschaffenen Nudelfleck ausdrehen kann", wie eine schwäbische Hausfrau einmal sagte.

Haben wir nun eine in baulicher Beziehung ideale Küche, so wäre es eigentlich das Gegebene, alle Geschirr- und Vorratsschränke gleich einbauen zu lassen. Leider ist dies nur im Eigenheim möglich, und wir haben doch überwiegend Mietwohnungen. Aber mit den neuzeitlichen Küchenmöbeln, bei denen der Gedanke der Zentralisation der Küchengerätschaften verlassen und zugunsten der Bequemlichkeit die Dezentralisation wieder aufgenommen wurde, läßt sich selbst die verbauteste Küche noch vernünftig einrichten.

Als erste solcher „rationalisierter Kücheneinrichtungen" trat die Frankfurter Küche auf, die im großen und ganzen gut durchdacht, schon viele arbeitsparende Neuerungen brachte, selbstverständlich aber noch nicht frei von „Kinderkrankheiten" ist. So ist es wohl Arbeitsersparnis, die Töpfe nach dem Abspülen nicht zu trocknen, ob es aber zweckmäßig ist, diese nassen Töpfe in den Küchenschrank zu stellen, auch wenn ein Tropfbrett von Emaille unter den Töpfen angebracht ist, möchten wir in Zweifel ziehen. Die stete Feuchtigkeit im Schrank wird das Holz bald verziehen, so daß die Türen nicht mehr schließen, auch wird sich im Schrank dumpfiger Geruch bilden. Der Glas- und Porzellanschrank ist mit aufklappbaren Türen versehen, die hübsch aussehen und im ersten Augenblick auch praktisch erscheinen, doch führen sich erfahrungsgemäß die Klappfedern rasch aus. Der Vorratsschrank mit seinen Schubladen aus Aluminium ist fast zu reich mit Schubfächern bedacht; es ist schwer, sich darin auszukennen, selbst wenn sie mit Aufschriften versehen sind. Sauber und niedlich ist der Abfallschub am Küchentisch, der es ermöglicht, kleinere Abfälle während der Arbeit zu sammeln und erst zum Schluß in den Mülleimer zu entleeren. Schade, daß er von der ohnehin nicht allzu großen Tischplatte noch ein großes Stück in Anspruch nimmt.

Ein weiterer Schritt zur Verbesserung ist die „Eschebachküche", augenblicklich wohl das gelungenste Modell. Sie besteht aus dreierlei Grundformen, die in beliebiger Anordnung, teils neben, teils aufeinander gestellt werden können, und die Möglichkeit bieten, bei Vergrößerung des Haushaltes automatisch die Küchenmöbel mit zu vergrößern und Raum für mehr Geschirr zu schaffen. Die drei Teile sind: ein hoher Schrank, ein niederes Kästchen mit Schubladen und ein ebensolches mit Fächern. Die Breite (60 cm) ist bei allen gleich, und die Höhe zweier aufeinandergestellter niederer Kästchen ist genau so, wie die des hohen Schrankes. Da die Schränke mit verschiedener Inneneinrichtung geliefert werden, als Geschirr-, Vorrats- oder Besenschrank, so sind allerlei Zusammenstellungen, wie sie eben der Haushalt und die Bauart der Küchen- und Wirtschaftsräume erfordern, möglich. Die Fächer in den Schrankmöbeln sind nach Belieben zu verstellen. Die Aluminiumschubladen in der Vorratsabteilung sind durch Glasschubladen ersetzt, die an Reinlichkeit kaum übertroffen werden können. Es erübrigt sich auch Etiketten anzubringen, da man den

Inhalt der Schubfächer jederzeit sehen kann, wodurch man auch rechtzeitig erinnert wird, wenn etwas zur Neige geht. Die Glasschubkästchen für Gewürze sind leider nicht luftdicht verschlossen wie in der Frankfurter Küche. An allen Schränken sind teils innen, teils außen herausziehbare Platten angebracht, die manche Arbeit am Schrank erleichtern. Wo keine Spüleinrichtung eingebaut ist, oder aufgestellt werden kann, kann der mit ausziehbaren Spülbecken ausgestattete Küchentisch gewählt werden. Vorteilhaft wäre es, wenn die herausgezogenen Becken vorne noch eine Stütze bekommen könnten, da sich bei längerem Gebrauch die Schubvorrichtung lockern dürfte. Das verschiedene Kochgeschirr ist in die Schränke handlich eingeordnet, doch ermöglicht die so leicht veränderbare Inneneinrichtung der Schränke jeder Frau, sie nach eigenem Geschmack und Bedarf einzuräumen. Da die großen Schränke auf Rollen gehen, können sie, auch vollständig eingerichtet, zum Reinigen der Küche vom Platze bewegt werden.

Um außer dem unnötigen Gehen auch das unnötige Stehen zu sparen, wird zu jeder neuzeitlichen Kücheneinrichtung ein Drehstuhl geliefert, der jederzeit nach der zum Arbeiten benötigten Höhe gestellt werden kann und das Arbeiten im Sitzen ermöglicht, auf das unsere früheren Küchenmöbel nicht zugeschnitten waren. Noch vor wenigen Jahren hätte man es für übergroße Bequemlichkeit gehalten, wenn sich die Hausfrau bei der Küchenarbeit gesetzt hätte. Heute leitet man sie dazu an, denn man hat das Sinnlose der unnützen Kräftevergeudung erkannt. Man hat sogar Bügelbretter gebaut, an denen man im Sitzen bügeln kann. Bei leichter Wäsche geht dies sehr gut, zu schwerer Wäsche und Stärkewäsche gehört eine gewisse Kraftanwendung, die man im Sitzen nie erreicht. In verschiedenen Wohnungen der Werkbundausstellung war zwischen Speisezimmer und Küche ein Schubfenster zum Durchreichen der Speisen eingebaut. Obwohl es einige Vorteile bietet, ist es nicht zu empfehlen, denn es läßt auch in den Augenblicken, in denen es offen sein muß, die Küchengerüche nach dem Zimmer abziehen. Aus dem gleichen Grunde ist es auch besser, zwischen einem Zimmer und der Küche keine Türe einzubauen; die Versuchung, diese Türe offen zu lassen ist zu groß, und der Speisengeruch teilt sich dem Zimmer mit.

An Küchengerätschaften und sonstigen Arbeitsgeräten für den Haushalt ist in den letzten 6—8 Jahren eine solche Fülle von Neuheiten auf den Markt gekommen, daß es schwer ist sich durchzuarbeiten und noch schwerer das Brauchbare vom Unbrauchbaren zu sichten. Es ist eine wahre Erfinderwut ausgebrochen, die Industrie wirft wahllos alles auf den Markt; manchmal erweist sich etwas bei längerem Gebrauch als unzweckmäßig, was praktisch und brauchbar ausgesehen hat. Wir möchten deshalb allen Hausfrauen raten, sich bei Anschaffungen größerer Art erst von berufener Stelle beraten zu lassen und damit teueres Lehrgeld zu ersparen. Der Sonnenstempel der Prüfungsstelle des Reichsverbandes Deutscher Hausfrauenvereine bürgt für Brauchbarkeit der Ware, aber diesen Stempel holen sich bis jetzt noch die wenigsten neuen Erfindungen. Der Gasherd, an dem es sich rasch und sauber kochen läßt, und der Staubsauger, der die häßliche und unhygienische Arbeit des Klopfens erspart, sind schon fast Gemeingut aller besseren Haushalte geworden. Durch die Möglichkeit, diese Gegenstände auf kleine Ratenzahlungen anzuschaffen, werden sie wohl bald noch weiter verbreitet werden. Die elektrische Industrie bemüht sich ebenfalls, nützliche Geräte zu bringen; leider sind sie aber für die meisten Haushalte großenteils noch unerreichbar, weil sie im allgemeinen viel kosten und die Elektrizität meistens nur in Form von Leuchtstrom zur Verfügung steht, der zum Kraftbetrieb zu teuer ist. Es ist also dafür zu sorgen, daß in jedem Neubau gleich eine Kraftstromleitung eingebaut wird. Aber es gibt auch eine Menge erschwinglicher Dinge, die große Arbeitserleichterung bieten. Da sind z. B. die rostfreien Messer, die die Hände schonen, die Rührsiebe, durch die im Nu alles durchgetrieben ist, die Nudelmaschine, die uns den Teig knetet und schneidet, der Schüsselhalter, der jede beliebige Schüssel an den Tisch befestigt und so das Rühren bedeutend erleichtert und Dutzende von anderen Sachen. Es ist auch gar nicht immer notwendig, daß Neuanschaffungen gemacht werden, die Hausfrau kann sich manche

Kleinigkeit selbst ausdenken und mit geringen Mitteln herstellen, z. B. dem Besen einen Drahtaufhänger geben statt des sich stets verwickelnden Bindfadens oder aus Stoffresten Säcke für die verschiedenen Sorten Wäsche nähen, um die verschiedenen Stücke gesondert aufheben zu können. Man wird erstaunt sein, wie rasch dann bei der großen Wäsche das Aufschreiben erledigt ist, wenn das Aussortieren wegfällt. Jede praktische Hausfrau kommt hier auf eigene Gedanken, und in jedem Haushalt wird wieder etwas anderes als praktisch und zeitsparend erkannt werden.

Wenig wird es aber der Hausfrau helfen, wenn sie sich nur der mechanischen Hilfsmittel zur Arbeitserleichterung bedient. Um einen Haushalt wirklich rationell zu führen, muß die ganze Anordnung der Arbeit logisch durchdacht und durchgeführt werden. Genaue Arbeitseinteilung ist unerläßlich. Es ergeben sich durch die zahlreichen Störungen schon von selbst genug Abweichungen vom Arbeitsplan. Richtige Reihenfolge der Arbeiten erleichtert ebenfalls das Arbeiten ungemein. Es liegt in der Natur mancher Hausfrauen, in der Arbeit manchmal zu „wüten". Aber mit frischer Kraft würde die Arbeit in kürzerer Zeit gründlicher erledigt als mit bereits verbrauchten Kräften. Darum schalte man nach anstrengenden Arbeiten wieder solche ein, bei denen man etwas ausruhen kann. Bei richtiger Arbeitseinteilung läßt sich manches Mußestündchen gewinnen, das vorher im geschäftigen Hin und Her verlorenging, und die Hausfrau kann sich wieder auf sich selbst besinnen. Denn nicht das ist das Zeichen einer guten Hausfrau, daß sie sich im Alltag zermürbt und in ihm untergeht, sondern daß sie ihn meistert und ihre Persönlichkeit aus ihm rettet zum Wohle ihrer Familie.

Hausfrau und Maschine

Von Erna Meyer in München

Wenn von Technik die Rede ist, denkt der Laie an Maschinen. Technik und Maschinentechnik sind für ihn gleichbedeutend; der nicht minder wichtige Begriff Betriebstechnik liegt ihm fern. Was Wunder, daß auch die Hausfrauen zunächst glauben, man brauche nur ein paar Haushaltmaschinen anzuschaffen, um die ganze „Rationalisierung" in der Tasche zu haben! Das ist aber ein Trugschluß; auch im Besitz der schönsten technischen Hilfsmittel kann man untechnisch, unwirtschaftlich, unrationell arbeiten, es kommt darauf an, wie man diese Hilfsmittel verwendet. Jede Maschine ist ein Organismus, der Pflege braucht und vorzeitig zugrunde geht, wenn er schlecht behandelt wird.

Reinigt man blanke Metallteile nach dem Gebrauch unsorgfältig, so daß Rostbildung eintritt, oder wirft man z. B. die Messer eines Fleischwolfes unachtsam umher und verletzt die feinen Schneiden, so darf man sich über vorzeitigen Verschleiß nicht wundern. Wenn in die Reibemaschine einzelne besonders harte Teile geraten und der größere Widerstand mit Gewalt überwunden wird, so läßt sich das die Maschine nicht allzuoft gefallen und versagt bald den Dienst. Wenn ich einen harten Bodenansatz in einem Aluminiumkochgeschirr durch Hineinstoßen mit einem Stemmeisen entferne, so wird der Boden ballig, läßt sich schwer oder gar nicht mehr gründlich reinigen, erhält unter Umständen Löcher und macht den ganzen Topf unbrauchbar. Wenn ich eine Bohnermaschine beim Aufbewahren stets auf die Bürste stelle, dann drücken sich die Borsten zusammen, und der Apparat ist in kurzem unbrauchbar.

Schadhaftigkeit und Unbrauchbarkeit sind indessen keineswegs immer die erste Folge unsachgemäßer Behandlung; diese wirkt sich oft genug schon vorher dahin aus, daß der Zweck des Apparats nicht erreicht oder gar in sein Gegenteil verkehrt wird. Wenn man beispielsweise die Polster der „Mops" zu selten reinigt, so mischen sich der haften gebliebene Staub und Schmutz mit dem Öl, so daß die Fußböden beim Weiterbenutzen des Mop-

nicht sauberer werden, im Gegenteil! Zur besseren Ausnutzung der von unseren Herden, insbesondere den Gasherden erzeugten Wärme arbeitet man heute immer mehr mit übereinandergestellten Töpfen oder mit Hauben, die eine weitgehende Ausnutzung des Dampfes und der sonst abstrahlenden Hitze für das Kochen ermöglichen und dadurch mit kleinerer Gasflamme auskommen, d. h. Gas sparen lassen. Wenn man die Flamme trotzdem ganz groß stellt, macht man den Vorteil des Kochens mit jenen Hilfsmitteln mehr oder weniger hinfällig. Daraus ergeben sich dann jene unberechtigten Klagen über Apparate, die von mir als ausgezeichnet erprobt und oft auch von einer technischen Stelle geprüft worden sind, während manche Hausfrau sie als unvorteilhaft ablehnt. Die Ursache kann nur in falscher Behandlung liegen, wofür allerdings weniger die Frauen verantwortlich zu machen sind, als die bisherig in der Mädchenschulbildung fehlende Vorbereitung und Schulung für diese Dinge. So ist es kein Wunder, wenn die Arbeit mit der Maschine heute noch vielfach langsamer und schlechter vonstatten geht als mit der Hand. Als die Schreibmaschine aufkam, war es ebenso; und noch heute kann jeder Anfänger erleben, wieviel schneller er vorerst mit der Hand schreibt. Der Umgang mit Maschinen will eben wie alles gelernt sein.

Wie ein Apparat zu benutzen ist, haben wir aus der Gebrauchsanweisung zu lernen. Nun läßt diese allerdings häufig noch zu wünschen übrig. Das wird in dem Maße immer weniger der Fall sein, wie wir Frauen uns unserer Macht als Käuferinnen bewußt werden und dahin arbeiten, daß die erzeugende Industrie sich auch dieser Seite der Sache mit der nötigen Sorgfalt annimmt. Auf jeden Fall müssen wir, wenn wir nicht Gefahr laufen wollen, die Vorzüge auch der besten Maschine in ihr Gegenteil zu verkehren, die Gebrauchsanweisung genau lesen, uns klarmachen, was sie besagt, und dann mit peinlicher Genauigkeit entsprechend handeln, wenn es im Anfang auch vielleicht schwer ankommt. Die Gewohnheit läßt zuerst unbequem scheinende Dinge bald selbstverständlich ausführen. Und der Umgang mit verschiedenen Maschinen zeitigt dann von selbst etwas, dem — wie jeder Ingenieur bestätigen wird — die größte Bedeutung zukommt: wir lernen uns in das Arbeiten der Maschinen hineindenken, bekommen ein Gefühl für das Material und für das in der Maschine sich auswirkende Spiel der Kräfte und lernen dadurch, ihnen Gewalttätigkeiten fernzuhalten und sie vor frühem Tode zu bewahren.

Noch ein wichtiger Grundsatz sei betont, der auch sonst im täglichen Leben Anwendung findet und in die Worte gekleidet zu werden pflegt: Nicht mit Kanonen auf Spatzen schießen! Wenn ich für einen Kranken eine kleine Menge Spinat zubereiten will, dann hieße es allen technisch-wirtschaftlichen Rücksichten ins Gesicht schlagen, wollte ich dafür meinen Fleischwolf in Tätigkeit treten lassen. In der Zeit, die ich zum Anschrauben und vor allem nachher zum Reinigen brauche, habe ich die Arbeit mit dem Wiegemesser zehnmal erledigt. Die Maschine würde in solchem Falle die Arbeit erschweren, statt sie zu erleichtern. Jede Maschine muß ausgenutzt, d. h. so gebraucht werden, daß ihre Bedienungsarbeit sich lohnt, daß sie überwogen wird von den erzielten Ersparnissen an Zeit und Kraft. Sind die einzelnen Verrichtungen dafür zu klein, so lege man mehrere zusammen oder lasse die Maschine auf Vorrat arbeiten, damit sich die Bedienungsarbeit auf eine größere Zahl von Mahlzeiten verteilt, ein Verfahren, das in der Technik heute weitgehend herrscht und auch im Haushalt sich viel öfter, als man denkt, mit Vorteil anwenden läßt.

Diese paar Beispiele mögen genügen; jede Hausfrau kann sie bei einiger Aufmerksamkeit aus eigener Erfahrung vermehren und selbst jene wichtige Folgerung ziehen, die zum Schluß als kurze Regel ausgesprochen sei: Man behandle seine Maschinen mit Überlegung und Sorgfalt, der Erfolg wird nicht ausbleiben. Er besteht in wirklicher Rationalisierung der Haushaltarbeit, was nichts anderes heißt, als daß wir Frauen gelernt haben werden, mit unserer Kraft haushälterisch umzugehen, Zeit zu sparen und für andere Dinge zu gewinnen, sowie unsere Gesundheit zu schonen, zu unserm eigenen Besten, dem unserer ungeborenen Kinder, unserer Familie und des Volksganzen.

Amerikanische Lösungen

Von Lotte Stoehr in München

Durch Kauf einer Drei- oder Mehrzimmerwohnung wird man in New-York Mitbesitzer eines Wohnhauses. Je nach der Anzahl der Wohnungen in den 12—16 Stockwerken sind oft hundert und mehr Familien Mitbesitzer. Die Nachfrage ist groß. Vor Beginn eines Neubaus findet der Kauf nach den Bauplänen statt, höchstens sieht man die am Bauplatz bereits aufgerichtete Stahlstruktur des zukünftigen Hauses, ohne daß noch die einzelnen Stockwerke „eingefüllt" sind. Außer der Kaufsumme hat man einen jährlichen Beitrag zur Führung und Instandhaltung des Hauses zu leisten. Der Preis steigt bei gleichen Ausmaßen der Wohnung mit der Höhe des Stockwerks. Man kann auch oft im gleichen Hause Wohnungen mieten, der Wohnungskauf wird jedoch seit Jahren vorgezogen, „own your own apartment" sagt das Schlagwort. Die gesuchteste Wohnung ist die Dreizimmerwohnung mit Küche und Bad, deren zweckmäßigste Einteilung das Ziel jedes Neubaus ist. Aber vor allem ist es das dem ganzen Hause zugrunde liegende, durchdachte und erprobte Bau- und Betriebssystem, das den Besitzer einer solchen Wohnung im Einklang mit den Daseinsbedingungen leben läßt.

Durch das ganze Haus laufen mehrere feuersichere Steintreppenhäuser, feuersichere Türen schließen die einzelnen Wohnungen ab, automatische Feuerlöschsysteme sind in die Wohnungen eingebaut, so daß der Brand auf eine Wohnung beschränkt werden kann.

Jedes Haus hat mehrere Aufzüge für Bewohner und Besucher und verschiedene Lieferantenaufzüge. Vorder- und Rückeingang sind Tag und Nacht offen, Beamte kontrollieren und registrieren Ein- und Ausgehende, Haustelephonbeamte melden jeden Besuch an, ehe er den Aufzug benützen darf. An Schnee- und Regentagen wird zwischen Fahrstraße und Hauseingang ein wasserdichtes Zelt gespannt, Gummimatten werden in Eingangsdiele und Aufzüge gelegt, um die Wohnungen möglichst vor Schmutz und Nässe zu schützen.

Im Untergeschoß des Hauses wohnen zum Hausbetrieb gehörige Angestellte, Ingenieure und Handwerker, wie Tischler, Schlosser, Anstreicher, die im Bedarfsfall dem Wohnungsinhaber zur Verfügung stehen. Hier liegen auch die Maschinenräume für Kühlschränke und Eisbereitung sowie Heizung der einzelnen Wohnung. Die Temperatur wird von Hausbeamten täglich der Witterung entsprechend reguliert. Für die einzelnen Arbeiten des Haushaltes kann man stundenweise geschulte Hilfe durch die Hausverwaltung mieten.

Die Wäscherei liegt auf dem obersten Stockwerk, es ist eine große offene Fläche und je nach Anzahl der Wohnungsbesitzer in luft- und lichtdurchlässige kleine Drahtkabinen geteilt. Jede Wäscherin (Negerin, Deutsche, Schwedin oder Irländerin) hat somit ihr eigenes Reich, in dem die fortschrittlichsten Wasch-, Bügel- und Trockenapparate angebracht sind.

Die Dachfläche ist in einen Dachgarten umgewandelt, der auf der Wetterseite durch eine besonders hohe Mauer geschützt wird. Das Haus liefert Turngeräte, Bänke und Ruhestühle mit Sonnenschutzdächern, Sandkisten für Kinder, Blumenkästen und Hundehütten.

Jede Wohnung hat den gleichen Grundplan. Die Küche ist klein. Sie hat einen weichen, leicht zu säubernden Gummifußboden, vom Hause eingebaute Metallschränke mit vielen kleinen Unterabteilungen. Das Haus liefert Kombination von Gas- und elektrischen Kochherden, Abwasch- und Geschirrtrockenapparate und einen Incinerator, der selbst heizend alle Abfälle verbrennt. Hausfrau oder Hilfe wissen durch geschickte Benützung von Papier Geschirrtücher zu sparen, alle Geräte haben praktische Griffe zur Schonung der Hände.

Auf einem leicht beweglichen Wagen rollt man die Speisen in das Eßzimmer. Auf der Mitte des Eßtisches steht eine kleine nach Bedarf drehbare Platte für die einzelnen Schüsseln, unter jedem einzelnen Teller ist eine kleine Decke, wodurch die Wasch- und Bügelarbeit

ir ein großes Tischtuch wegfällt. Man hat im Eßzimmer keine Deckenbeleuchtung, nur
ektrische Wandarme. Zur Hauptmahlzeit am Abend brennt man Kerzen, eine bewußte
ugenerholung gegen die überstarke Beleuchtung der Geschäftsräume, Verkaufsladen und
traßen. Außer in der Küche steht neuerdings auch im Eßzimmer oft ein selbsttätiger Eis-
nd Kühlschrank für Obst und Getränke. Das Frühstück bereitet man meistens auf dem
ßzimmertisch mit den elektrischen Apparaten für Kaffee, Eier und Toast.

Die Schlafzimmer besonders empfehlenswerter Wohnungen haben geeignete Wand-
ächen, um die Betten gegen das Licht zu stellen. Das Schiebefenster, ohne wehende
ardinen, bleibt Tag und Nacht zur Hälfte offen. Der Ankleidetisch der Hausfrau ist zu-
eich ihr Nähtisch, an dem sie sofort die nötigen Kleiderreparaturen ausführen kann. Auch
ren Brief- und Rechnungsordner sowie eine kleine Schreibmaschine in einem Klapp-
reibtisch hat die Hausfrau im Schlafzimmer, während der Schreibtisch des Hausherrn
e in der Wohnung, sondern im Geschäftsbüro steht. Jedes Schlafzimmer hat mehrere
andschränke, von denen wenigstens einer mit mottensicherem Holz ausgetäfelt ist, auch
ein feuersicheres Safe eingebaut. Es gibt Spezialisten, die der Hausfrau beim Aufteilen
d Einrichten der Wandschränke fachmännischen Rat geben.

Das Badezimmer ist sehr eng, aber die Wohnungsinhaber benützen in reibungsloser
lösung den einen Waschtisch mit fließendem Wasser und die eine Badewanne. Wie der
erikanische Straßenverkehr durch farbige Lichter automatisch geregelt wird, so bringt
Farbe ein Musterbeispiel von Verkehrsordnung in das Badezimmer. Rote, gelbe und
üne Zahnbürsten hängen an der weißen Kachelwand; Wassergläser, Schwämme, Seifen
d Badetücher tragen immer die Farbe ihres Besitzers. Zum Reinigen der Schuhe, das
es Familienmitglied selbst besorgt, steht ein Gestell mit Bürsten und Tüchern im Bad.

Der einzige wirklich große Raum ist das Wohnzimmer (living-room) jetzt auch Studio
genannt. Dieses Wort soll die zwanglose Atmosphäre des Raumes mit seinen Büchern,
itschriften, Radio, frischen Blumen und vielen bequemen Sitzgelegenheiten ausdrücken.
r Wohnraum ist der Sammelpunkt der Familie. Der offene Kamin, genau wie in alten
iten mit Holzscheiten geheizt, trägt dazu bei, dem Zimmer die typisch gewordene Grund-
timmung von Behaglichkeit und ausgeglichener Ruhe zu geben. Ohne bestimmte Stil-
heit wird das Wohnzimmer immer mehr zum Ausdruck gepflegter Wohnkultur.

Der amerikanische Architekt White, der vor etwa 25 Jahren unabhängig von ähnlichen
opäischen Bestrebungen für Amerika die ersten neuen Heime schuf, brachte besonders
h Studium japanischer Holzschnitte mit ihrer klaren Flächeneinteilung den großen Um-
wung zum Verständnis für wohlgeordnete und doch ungezwungen wirkende Schönheit in
New-Yorker Wohnungseinrichtung. Beatrice Irwings und Robinsons Vorträge über
Farbe und ihre Einwirkung auf die Menschen gaben Anregungen. Möbel- und Kunst-
werbegeschäfte veranstalten öffentliche Vorträge nicht nur über die praktische Führung
Haushalts, sondern auch über die Bildung des ästhetischen Sinnes, mit Übungen in
ammenstellen von Stoffen, wenigen Bildern, einfachen Glas oder Metallgefäßen.

Aus dem Bedürfnis, das Innere des Zimmers in Harmonie mit der Aussicht zu bringen,
rfanden in neuester Zeit Möbel, besonders kleine Schränke und Büchergestelle, die sich
ramidenartig aufbauen, den neuen Häusern gleich, die nicht mehr senkrecht in die Höhe
hsen, sondern terrassenförmig zur Pyramide anwachsen, eine geglückte Fortsetzung von
ußen- in Innenarchitektur.

Im Frühjahr bekommt die amerikanische Wohnung ein verändertes Aussehen. Man
nernt Teppiche und Vorhänge, ersetzt seidene Gardinen durch leichte oft schon graue
Baumwollgewebe, denen der ölige Straßenstaub, der bis in die oberste Wohnung dringt,
enig schadet, Stühle, Tisch und Bücherregale bekommen bis zum Herbst Überzüge aus
reulich geblumtem Cretonne oder sogenanntem glazed Chintz, einem feucht abwaschbaren
toff, an dem Staub schwer haftet. Man kann dann beruhigt für längere Zeit zum Land-
ufenthalt fahren, das ja die allgemein übliche Ergänzung der Stadtwohnung ist.

Wohnungspflege und Volksgesundheit

Von Lotte Willich in München

Es ist heute allen Einsichtigen klar, daß die Wohnung die Grundlage der Gesundhei fürsorge ist. Gesundes Aufwachsen und Gedeihen der Kinder, Sittlichkeit der Jugend u Moral der Erwachsenen sind in hohem Maße von der Beschaffenheit der Wohnung hängig; denn in unseren Breitegraden spielt sich der größte Teil des Familienlebens geschlossenen Räumen ab. Ist also die Wohnung feucht, dumpf, licht-, luft- und sonnenl kalt oder im Sommer überhitzt — so haben wir schwerste Schädigung der Inwohn vor allem des Säuglings und des kleinen Kindes zu gewärtigen. An der Entstehung Rachitis und der aus ihr häufig entstehenden Verkrüppelung ist neben ungeeigneter nährung erwiesenermaßen die Wohnung schuld. Als eigentliche „Wohnungskrankhe gilt auch der sommerliche Brechdurchfall der Säuglinge. Die großen Städte mußten, die entsprechenden Abwehrmaßnahmen ergriffen wurden, als wahre Mördergruben die Säuglinge angesehen werden (Korff-Petersen). Zu enge Belegung in den großen Mie kasernen fördert auch die Verbreitung der Tuberkulose weit mehr, als luftige Wohnung mit geringerer Wohndichte. Die Tuberkulose geht vielfach mit der Wohndichte paral

Doch diese Tatsachen sind längst bekannt und sollen hier nur kurz gestreift werden. wissen ja, wie bedeutend die Anstrengungen von Staat, Gemeinden und Selbsthil organisationen sind, um der Kleinwohnungsnot abzuhelfen.

Selbst nach Durchführung der neuen Bauprogramme bleibt jedoch eine andere Gef bestehen. Sie liegt in den grundlegenden Fehlern, die in der Wohnungsbenutzung gema werden und unsere Volksgesundheit gefährden. Zahlreiche Übelstände verursachen V wahrlosung und Beschädigung der Wohnungen durch unvernünftiges Haushalten. ist nicht immer von vornherein eine erbärmliche Beschaffenheit der Wohnung, die Mieter aller Lust, Liebe und Möglichkeit zu einer geordneten Wohnweise und vernünfti Aufzucht der Kinder beraubt, den Mann ins Wirtshaus treibt. Häufig liegt der Fe an der Unkenntnis und Gleichgültigkeit der Frau und Mutter, ihre Wohn- und Lebe gewohnheiten richtig zu gestalten. Also hier muß man den Hebel ansetzen, sollen nicht eingewurzelte Unsitten aus der alten schlechten Umgebung in eine neue mitgenomn werden und erhoffte Besserungen vereitelt werden. Schlimme Wohnsitten und Unkul vererben sich von Geschlecht zu Geschlecht.

Wiederaufnahme der Wohnungsaufsicht und Wohnungspflege, Aufklärung aller F sorge- und Wohlfahrtsorgane über rationelle Wohnungshaltung, Belehrung der Fra und Erziehung der Jugend zu den Grundsätzen der Hygiene, das scheint der einzige zu einer Besserung zu sein.

Schon vor dem Kriege, als man von einer Wohnungsnot, wie heute, nicht reden kon wohl aber bauliche und gesundheitliche Mißstände in Stadt und Land zu bekämp hatte, war der Wunsch nach einer Ergänzung der zur Behebung dieser Mißstände gesetzten Wohnungspolizei durch Aufstellung von Wohnungs-Pflegeorganen laut worden. Bei der Wohnungspflege handelt es sich hauptsächlich um ein humanes Einge auf alle Nöte des Wohnungsinhabers und bei aller Maßhaltung im Aufstellen von F derungen um praktische Belehrung der Bewohner. Vor allem hatte man sich von beamteten und ehrenamtlichen Mitarbeit erfahrener Frauen hierbei viel versprochen

Diese Wünsche wurden damals in Entschließungen und Eingaben der Frauenverbä und der großen Landeswohnungsvereine, z. B. Badens und Bayerns, niedergelegt von einer eigenen Wohnungskommission des Reichstages zur Durchberatung eines W nungsaufsichts-Gesetzes behandelt. Sie wurden zur Ausführung empfohlen durch M

terialentschließungen der Länder und fanden bald Anklang und mehrfach durch Distrikts- und Gemeindebeschlüsse Erfüllung. Unter Vorantritt vom Landkreis Worms und der Stadt Halle wirkten 1912 und 1913 akademisch gebildete Wohnungsinspektorinnen und beamtete besoldete Wohnungspflegerinnen mit bestem Erfolg in Berlin, Charlottenburg und anderen Großstädten. In Bayern ging unter den kleineren Gemeinden Schwaben mit der Aufstellung ehrenamtlicher Wohnungspflegerinnen voran.

Außerdem fanden die Frauen vielerorts Aufnahme als Mitglieder der im Anschluß an die Wohnungsämter eingesetzten Wohnungsdeputationen; von hier aus wäre eine Einwirkung auf vermehrte Einstellung von weiblichen Wohnungsorganen sicher allmählich geglückt.

Da bereitete der Krieg diesen sozialen Bestrebungen auf dem Gebiet der Verbesserung der Wohnungsverhältnisse ein plötzliches Ende. Gemeinden, Fürsorgeverbände und Frauenvereine hatten sich den vordringlicheren Aufgaben der Kriegsfürsorge zuzuwenden.

Einige Zeit nach Kriegsende trat die Wohnungsnot infolge der zahlreichen Eheschließungen und durch den gewaltigen Flüchtlingsstrom immer bedrohlicher in Erscheinung. Die Verteuerung der lange beschlagnahmten Baustoffe hatte ein umfassendes Bauen für die privaten Unternehmer unmöglich gemacht. Die zunehmende Raumnot verdammte die in der Vorkriegszeit als segensreich erkannte Wirksamkeit der städtischen Wohnungsaufsicht fast in dem Augenblick zur Untätigkeit, da man sie am stärksten benötigt hätte. Alle Verordnungen über Dichtigkeit der Belegung, über Benützung von Keller und Speicherräumen zu Wohnzwecken, über Aufnahme von Schlafgängern und Untermietern, über Aushaltung von gesundheitsschädlichen Wohnungen, über Trennung der Geschlechter, über Schlafräume der Dienstboten usw., standen nur auf dem Papier. Die im Märzheft 1927 der S.M. von Pfarrer Joachim Ungnad in Berlin geschilderten krassen Mißstände traten mit ihren entsetzlichen Folgen für Gesundheit und Sittlichkeit der Bewohner allerorts in Erscheinung. Sie sind fast immer verbunden mit ebenso großer und ebenso gefahrbringender Bettennot. Gerade jetzt erläßt die Zeitschrift „Jugendwohl für kath. Kinder und Jugendfürsorge" unter der Devise „Jedem Kind sein eigenes Bett" einen Aufruf, der diesem Mangel Abhilfe schaffen soll. Nach einer neuen Regensburger Erhebung ist nicht bei den unehelichen, sondern bei den ehelichen Kindern die Unterbringung des Nachts denkbar schlecht. Von 480 erholungsbedürftigen Kindern waren 356 ohne eigenes Bett, von 75 Heimzöglingen, die wegen sittlicher Verfehlungen in Fürsorgeerziehung kamen, hatten 59 zur Zeit der Verhandlung keine alleinige Schlafstätte. Ein Bericht über den Stand des Wohnungswesens in Preußen vom September 1925 betont bei dem Kapitel „Wohnungsaufsicht und Wohnungspflege", daß eine regelmäßige und systematische Durchführung der Wohnungsaufsicht während des verflossenen Jahres noch nicht wieder aufgenommen werden konnte. Es wäre auch zu einer geordneten Wohnungspflege noch so lange keine Möglichkeit, als infolge der Raumnot jede nicht gerade baufällige Wohnung zu Wohnzwecken in Anspruch genommen werden müsse.

Gewiß ist durch die obligatorische Verwendung eines Teils des Mietzinses zu Wohnungsreparaturen manches gebessert. Die Wohnungsnot wird auch von manchen Kreisen als nicht mehr bestehend geleugnet, weil tatsächlich große teure Wohnungen leer stehen. Wer aber als Arzt, als Fürsorgerin oder Krankenkassen-Kontrolleur Einblick in die Ein- und Zweizimmerwohnungen der Neuarmen des Mittelstandes und der bedürftigen Arbeiterschichten hat, wird grauenhafte Zustände zu schildern wissen.

Sollen wir nun die alte Forderung nach Aufstellung eigener Wohnungspflegeorgane wieder aufnehmen, sobald nach Durchführung der großartigen Bauprogramme die Wohnungsnot zurückgegangen ist, die Erziehung und Aufklärung der Inwohner auch in den Neubauten aber um so notwendiger sein wird?

Bekanntlich wird die „Familienpflegerin" neuerdings vielfach an Stelle der verschiedenen spezialfürsorgerinnen wie Säuglings- und Kleinkinderpflegerin, Schulschwester, Tuberkulose-Fürsorgerin, Wohlfahrtspflegerin usf. gewünscht. Man will die Familie bewahren

vor einer Vielheit ähnlich gearteter Ratschläge mehrerer Sozialbeamtinnen, die in besonderen Fällen zusammentreffen können. Aber ebenso stark ist die Abneigung vieler Ärzte gegen Aufgabe der rein sozialhygienischen Fürsorge und ihre Verschmelzung mit anderen sozialpädagogischen und sozialwirtschaftlichen Aufgaben der Distrikts- und Stadtfürsorgerinnen, wie sie in dem Entwurf einer Dienstanweisung der Pflegerinnen für den Regierungsbezirk Düsseldorf von Marie Baum aufgestellt wurden. Wohin sich nun auch diese Entwicklung wendet, der Fürsorgeschwester ist schon jetzt vielfach auch, z. B. in Preußen, die Wohnungsaufsicht übertragen worden. Deshalb muß die Ausbildung in sozialen Frauenschulen und Gesundheitspflegekursen vermehrtes Gewicht auf die Wohnungspflege und verwandte Gebiete legen und die praktischen und wirtschaftlichen Kenntnisse der Schülerinnen werden sich in hohem Maß als notwendig erweisen. Dies ist einsichtigen auf diesem Gebiet arbeitenden Persönlichkeiten nur zu klar; in einem Vortrag bei der Vereinigung deutscher Kommunal-, Schul- und Fürsorgeärzte in Goslar „Die Vertiefung der Arbeit in der offenen Gesundheitsfürsorge" sprach Oberfürsorgerin M. Engelmeier, Essen, eingehend von der Notwendigkeit, bei jedem Hausbesuch einen Einblick in die Wohnungs- und Haushaltsführung der Befürsorgten zu gewinnen, Sauberkeit, Ordnung, Nahrungszubereitung, Zeiteinteilung der Hausfrau zu beeinflussen.

Dem Menschen ist eine gesunde Lebensführung nicht selbstverständlich. Bei den gebildeten und bemittelten Ständen fehlt es hier noch weit, und vor allem dem Proletariat mangelt häufig noch jede Kenntnis, wie Erkrankungen vermeidbar sind. Die Fenster, auch der vorbildlich gebauten Häuser, werden nie geöffnet und mit dichten, dunklen Vorhängen für Sonne und Licht undurchlässig gemacht. Die für das Gedeihen der Kinder so notwendige Durchsonnung und Durchlüftung der Wohnräume wird verhindert, die Fensterbretter werden verstellt, die Zimmer angehäuft mit unnötigem Tand und Staubfängern; die Badewannen werden mit Lumpen und Abfällen gefüllt oder zu allen möglichen anderen Zwecken benützt, die Röhren sind verstopft, die Waschgeräte — sofern sie überhaupt vorhanden sind — nur zur Dekoration aufgestellt und der Ausguß in der Küche für die ganze Familie als Waschgelegenheit benützt. Die Kranken werden nicht sachgemäß gepflegt und abgesondert. Ungeziefer wird kaum beachtet, die Aborte befinden sich in unhygienischem Zustande. Kostkinder und fremde Mieter werden oft ohne Not auch bei Raumbeschränkung aufgenommen, nur um die Einnahmen zu steigern; der „Moralfaktor", wie das Ehepaar Webb betont, die „Zerstörung der Familienintaktheit durch Zusammenleben entfernt oder gar nicht verwandter alter und junger Männer und Frauen, Knaben und Mädchen in der überfüllten Wohnung bei Tag und Nacht" kann auch in dem äußerlich einwandfreien Hause zur Auflösung des Begriffs „Heim" und zum moralischen Bankerott führen.

Gewiß werden sich die Hausbesitzer nach Möglichkeit einer mißbräuchlichen Benutzung der Wohnung stärker erwehren, sobald die Zwangswirtschaft aufgehoben und eine Kündigung der vermieteten Räume wieder angedroht werden kann; Einmischung in die persönlichen Lebensgewohnheiten der Bewohner bleibt ihnen aber natürlich versagt. Eine Sanitätspolizei oder die Gesundheitsinspektorin, wie in England, für alle Familien, von der als Mittelpunkt die gesamten Fürsorgemaßnahmen auszugehen hätten, ist wohl verschiedentlich gefordert, aber bei uns noch nicht zur Durchführung gelangt. Der Wohnungsaufsicht steht hingegen bekanntlich die Befugnis zu, alle zum Aufenthalt von Menschen dienenden Gebäude fortlaufend zu betreten, Wohnungsbesichtigungen vorzunehmen, die Räumung gesundheitswidriger Zimmer durchzusetzen, die anderweitige Unterbringung kinderreicher Familien sogar mit Zwangsmitteln zu veranlassen; sie kann die Desinfektion bei ansteckenden Krankheiten anordnen, einen Luftraum von 12 cbm für Erwachsene und 8 cbm für ein Kind verlangen. Sollten die Wohnungsämter also nicht berufen sein, in Zukunft ihre Funktionen nach dieser Richtung planmäßig auszubauen, da ihnen die notwendigen gesetzlichen Grundlagen zustehen? Vorausgesetzt müßte allerdings werden, daß die eigentlichen Wohnungsinspektoren ihrer Aufsichtspflicht auch wirklich nach jeder Richtung

ge nachgehen können. Die Hinzunahme von gut geschulten akademischen Frauen für diesen ienst wäre nach den bisherigen Erfahrungen in hohem Maße wünschenswert.

Mit der Familienaufklärung müßte Hand in Hand gehen frühzeitige Erziehung der Jugend zur persönlichen Gesundheitspflege. Wohl steht eine Unterweisung im Lehrn der Schulen, in der 8. Schulklasse der Mädchen wird Säuglingspflege gelehrt; die Forrungen der Reinlichkeit sind jedoch längst nicht in Fleisch und Blut der Kinder übergegangen. Gewaltige Anstrengungen in dieser Richtung macht Amerika in der richtigen Erkenntnis, ß der Feldzug gegen Schmutz und Krankheit bei der Jugend begonnen werden muß. an schult vor allem die Lehrer, die allwöchentlich Unterrichtsstunden in Gesundheitslehre ch in den unteren Klassen zu geben haben unter dem Motto: „Gesundheit ist das höchste ut, ein gesundes Kind ist ein glückliches Kind, und es ist eine patriotische Pflicht jedes zelnen, sich gesund zu erhalten." Man verteilt geschickt verfaßte und illustrierte volkstümje Merkblätter über Kinderkrankheiten, Bekämpfungsmöglichkeiten der Tuberkulose, über ltungsfehler, über Zahnpflege, über zeitgemäße Ernährung. Die großen Lebensverjerungsgesellschaften geben Unsummen für diese Propagandaarbeit aus.

Außerdem werden einschlägige Geschichten erzählt und Aufführungen im gleichen Sinne geben, geographische Abbildungen in hübscher Aufmachung gezeigt, Erinnerungskarten rteilt, Demonstrationen in „Health drill" gehalten, Gesundheitsklubs gegründet, Führgen veranstaltet u. dgl. m. Leicht erlernbare Reime über den gesundheitlichen Tageslauf rden schon den Kleinsten beigebracht.

Daß man auch in Deutschland die Wichtigkeit dieser Aufklärung in verstärktem Maße zusehen beginnt, zeigte die Hauptversammlung des Vereins badischer Lehrerinnen, auf ihrer letzten Heidelberger Tagung 1927 durch Frl. Dr. Treuge die Forderung auflte in der Lehrerbildung vermehrten Unterricht in Sozialhygiene und Sozialpsychologie zusetzen, damit die Lehrerschaft den an sie gestellten gesundheitlichen Aufgaben besser echt zu werden vermöchte. Sie wünschte eingehendere Schulung vor allem für das ennen von Krankheitszuständen, um dem Schularzt verdächtige Kinder früher zuführen können, die Gesundheits- und Erholungsfürsorge besser unterstützen zu können.

Jedenfalls ist die Durchdringung der Lehrer mit sozialem Geist und mit Verantwortlichkeitsühl gegenüber den ihnen anvertrauten Kindern ein erstes Erfordernis für die gesundheitliche ung der Jugend; stehen ihnen dann Schulpflegerinnen und Fürsorgerinnen als Binder zur Familie und andererseits eine ausgebaute Wohnungsinspektion zur Seite, so n jene Vorsorge für unsere Volksgesundheit getroffen werden, die nach dem Sprichwort viel besser und billiger ist als nachträgliches Heilen.

Stufen aus der Stube

Ein Gespräch von Ruth Schaumann in München

immer mit zwei gardinenlosen Fenstern. Anblick von Dächern, Fabrikschloten, Radio-Antennen. i jedes der wenigen, neuen Möbel so zweckhaft wie möglich, alles in Gelb und Grau.
uf lehnenlosen Stühlen Leontine und Claudia. Karin, sich unnütz und verloren fühlend, n Fenster.

arin (seufzend): O Leontine ...

eontine: Kannst du denn niemals vergessen? O wie reut mich der Geist meiner rn, der mir diesen Namen gegeben. Wie ein Makart-Bukett prunkt er in unserer ichen Zeit. Wie eine Etagere voll Nippes unter dem hölzernen Muschelhimmel mit kleinen gedrechselten Knöpfen hängt er auf der Salubratapete meines Lebens; wer eht, dem wird übel, und ihr zeigt es mir allzuoft. Habe ich denn nicht alles getan,

anders zu sein als mein Name? Bin ich nicht anders? Warum nennt ihr mich nicht wie ich bin?

Claudia: Leo, Leo, daß du dich also erregst, ist nicht sachlich. Seine Eltern schmäh'n heißt sich selbst entwürdigen. Vielleicht waren sie aufrichtiger in ihrer Zeit als du in der deinen.

Leontine: Bin ich falsch? Bin ich unwahrhaftig? Seht euch doch um. Wo ist denn eines, das täuscht? eines, das verwirrt? eins, das zuviel ist? eins, das zweideutig wäre? Vier Wände, zwei Fenster (dazu ich nichts kann), Schränke in allen Wänden, Stuhl, Tisch, Schreibort und kaum ein Läufer am Boden. Es ist aufgeräumt ohne Nöte; immer geordnet, in sich selbst gefestigt und satt, nimmt es nichts anderes mehr auf, als es hat.

Karin: O Himmel, du Ort der Gerechten!

Leontine: Lache nicht, Karin. Muß nicht Gerechtigkeit hart sein, kahl sein . . .

Karin: Ich halte es mit den Zöllnern.

Leontine: Hier aber ist alles durchaus geklärt.

Karin: Claudia würde dir antworten: Nicht Klärung, Verklärung!

Leontine: Dafür mag sie eine Dichterin sein, ich aber bin . . . ich bin . . .

Karin: Zwischen dem Mann und dem Weibe, und deine Kammer ist es mit dir.

Leontine: Torheit. Aber was höhnt mich Claudia mit den sehr großen Augen?

Claudia: Höhnen? Gewiß nicht. Ich sah mich nur um. Hast du denn nicht ein einziges kleines Bild, dich darein zu verlieren, wenn du müd bist oder mißgestimmt?

Leontine: Müde, mißlaunig? In dieser Wohnung werde ich es nie. Und dann tag täglich dasselbe sehn, jahraus, jahrein, daß ich es selbst im Schlaf malen könnte, dieses stehenden Kitsch?

Claudia: Warum Kitsch? Nimm das Werk eines Künstlers!

Leontine: Soll ich nachsehn, was ein anderer sah? Und nach fünf Jahren ist es nicht mehr modern. Was lacht Karin schon wieder?

Karin: Zweitens dachte ich, wenn du einen Mann nähmest — so sagt man wohl heute bei euer einem — und nach fünf Jahren . . .?

Leontine: Laß, laß. Aber erstens?

Karin: O, ich dachte nur, daß selbst die Tapeten heute sind, wie du bist. Gefeit, etwas anzunehmen, und sei es auch nur das kleine Viereck eines Bildes, das die geduldige Wand bedeckt. Früher lohnte sich solche Hingabe, rings war alles verblichen, aber der Platz unter dem Bilde trug die Farbe einstiger Jugend fort, rührend . . .

Leontine: Scheußlich, scheußlich. Heute, da alles lichtecht, waschecht, unverwüstlich, immerwährend . . .

Karin: Sage gleich: ewig ist!

Leontine: Ja, aber das bricht Claudias Herz!

Claudia: Nur mein Schweigen.

Karin: Das ist dasselbe.

Claudia: Vielleicht.

Leontine: Nun denn?

Claudia: Deine Stube ist nur ein Gefängnis.

Leontine (höhnisch): Schönes Gefängnis.

Claudia: Ja, ein schönes Gefängnis. Es ist alles da, was zur Notdurft gehört, aber nichts darüber.

Leontine: Es ist farbig . . .

Claudia: Auch das. Aus Humanität, daß der Gefangene nicht irrsinnig werde.

Leontine (zornig): Ich bin nicht gefangen.

Claudia (unbeirrt): Es ist mit deiner, ach so praktischen, Küche ein reinliches Krankenhaus. Der hier Wohnende aber ist der Kranke. Gewissenhaft gepflegt, gehütet, bewacht von seiner Umgebung, wird das schöne Fieber seines Temperaments, seines Herzens hier untergebracht auf eine kühle, eine sachliche Norm.

Leontine: Ich bin nicht krank.
Claudia: In diesem Sinn: schade!
Leontine: Schade? Ist meine Gesundheit nichts wert? Spare ich nicht Zeit, Kraft, Geist?
Karin: Geist?
Claudia: Aber für wen?
Leontine (ungeduldig): Ich sage ja: meine Gesundheit, meine Frische, Freudigkeit, gend, Lust am Leben.
Claudia: Es ist kurz.
Leontine: Gerade darum.
Karin (singend): Wäre Lust mein täglich Los,
Wäre Tod mein ganzes Werden . . .
Leontine: Laß den albernen Singsang! wir sprechen vom Leben, nicht vom Tode.
Karin (leicht): Es ist alles das gleiche.
Leontine: Unsinn! wir sprechen vom Wohnen, von Zimmern, von Möbeln.
Karin (vergnügt): Dann sprecht auch von Grab und Sarg. Nichts Sachlicheres als dies.
Leontine (erzürnt und beschwörend): Karin! Aber begreife doch, Claudia, was ich r spare, wende ich meiner Tätigkeit zu. Es sind immer weniger Hemmungen zwischen und mir. Diese Einrichtung beseitigt sie, es wird immer leichter werden zu leben.
Claudia (herb): Wo Widerstände, da Waffen, wo Schluchten, da Brücken, wo Nie- ungen, da Stufen.
Leontine (ungeduldig): So nenne dies eben Waffe, Brücke, Stufe.
Claudia (geduldig): Wenn es von unten nach oben führen wollte, recht gern. Es führt r im Kreis. Und der Kreis wird nur enger.
Leontine (bestürzt): Wie? was? enger? Weiter, Claudia, größer wird er.
Claudia: Vielleicht, weil du selber nur kleiner wirst.
Leontine: Das ist zuviel!
Claudia (unvermittelt): Kennst du das Heimweh?
Leontine: Wozu? Nein. Soll ich es großziehen, wie Karin die Kakteen an ihrem nster?
Claudia: Ein guter Vergleich: es hat Stacheln und trägt Blüten. Also, nein? Schade.
Leontine: Schade? schade? Weshalb bedauerst du mich?
Karin: Leo, Leo, du wolltest unsern Neid, ist es nicht so? Claudia aber will über dich nen.
Leontine: Karin!
Claudia: Nicht weinen, nur mich verwundern. Du hast dir nichts denn Leere ge- ffen. Womit willst du sie füllen?
Leontine: Mit Leben.
Claudia: Woraus besteht dieses dein Leben?
Leontine: Mein Gott! bin ich ein Delinquent?
Claudia (freundlich): Womit füllst du die gepriesene Leere? Womit erfüllst du die neu- chaffene Zeit? Was nun füllt dein entlastetes Leben?
Leontine: Ich — mich, ich selbst . . .
Claudia: Was bist du? Wer bist du? Woher dies? Wen speist dies? Ein Krug, ab- ehrt den Quellen, wie kann er tränken?
Leontine: Quellen? Quellen?
Claudia: Nun, alle die Dinge, die sind; nein, die waren, da du sie hinausgetan wie Schar hilfloser Kinder.
Leontine: Ah, ah, Bilder, Blumen, Kissen, Bücher, Antiquitäten, Kunst? Quellen der ge, der Not, der Hast, der Unordnung, Quellen Staubs und Mißvergnügens, Quellen Alterns, Ruin der Frauen, der Gesundheit, der Schönheit . . .

Claudia: Quellen der Heimsucht, Quellen inniger Beschauung, Quellen der Geduld, An
dacht, Erinnerung, endlich der Liebe, wenn du nur richtig wählst, noch richtig zu wählen verstehst
Leontine: Ich beschwöre dich, was soll mir ein Stich an der Wand? Fliegen kommen
ihn zu punktieren. Eine Statue auf dem reinen Viereck des Schreiborts, täglich das alt
Gesicht, bis man . . .
Claudia: Hindurchsieht in das zweite Sein aller Dinge, das nicht hier ist, sondern dort
Du beraubst dich zu sehr, Leontine.
Karin: Sie erträgt, daß man Leontine sagt!
Leontine: Was fehlt denn hier? Ach, Claudia, harte, ist es denn nicht schön?
Claudia: Schönheit fordert. Hier aber fordert nichts als nur du. Das scheint mir feige
Leontine: Was fehlt? was fehlt?
Claudia: Wasser, den Kiesel deines Ichs aufzulösen. Dinge und Demut, ihnen zu dienen
Leontine: Dienen schafft Nöte.
Claudia: Leid lohnt. Du aber und die Deinen zertrümmern die Achse der Welt.
Karin: Sie beschuldigt dich schon des nahen Weltuntergangs.
Leontine: Demut, Dinge und Dienen? Was können denn Dinge mir sein?
Claudia: Daß du so fragen mußt! Stufen aus deiner Stube.
Leontine (unruhig): Wohin?
Claudia: In die Welt, die nicht von dieser Welt ist.
Leontine: Ha, aber deine Mönche, deine Nonnen, hatten sie Dinge? Eine kahle Zell
hatten sie, eine Spreu hatten sie, keine Dinge hatten sie.
Claudia: Aber ein in Gott glühendes Herz, Leo! und das hast du nicht. Nicht bedurfte
sie der Stufen; denn ob sie auch in ihrer Zelle waren, waren sie nicht mehr darin. D
aber bist in der Stube.
Leontine (langsam): Ich bin in der Stube.
Karin: Sie ist leer.
Claudia: Und du hast darin nichts denn Raum, größer und größer zu werden; wa
du aber hier an Macht zunimmst, nimmst du dorten ab, wo ein Engel dein besseres Tei
in Händen hält.
Karin (lachend): Engel und Zweckmäßigkeit, Wohnmaschine und alle sieben Himmel
Leontine: Ohne Stufen! Im Kreise! Kein glühendes Herz! Zunehmen ohne Ge
winn! Es ist viel, was du mir vorwirfst, Claudia.
Karin: Sage nie wieder: „ewig" vor ihr.
Claudia: Sage es nur, aber verlerne nicht ganz seinen Sinn.
Leontine: Ich werde ihn wieder erlernen müssen, wie mich damals — ach, ich wa
krank, meine Augen waren geschwächt — meine Mutter wiederum sehen lehrte an einen
kleinen einfältigen Bild. Berge waren, ein Tal, ein Brückchen über der Tiefe und ei
Garten mit mühsam gezogenem Gewächs. Drei Männer kamen zu Abraham, und Sar
stand hinter der Tür. Es stand ein Tisch gedeckt, Brot auf Tellern, Früchte in Schalen
und ein Kind brachte Wein auf dem Haupt. O die lieben Farben! sangen sie nicht? Abraha
aber wusch den Männern die Füße, und das Becken war Gold. Ich gäbe viel, dürfte ic
wissen, wohin das Bildchen gekommen.
Karin: Hängst du es dann an deine Salubratapete?
Leontine: Ja, Karin.
Karin: Warum nun auf einmal?
Leontine: Als eine kleine Schwelle aus dieser Stube. Ach, diese drei Männer! zwe
waren Engel, der dritte aber war Gott.
Karin (vergnügt): Da siehst du, Leo, wieviel hinter Dingen sein kann: ein Mann un
ein Erzengel dahinter.
Leontine: Kluge Törin. Aber sage nicht mehr Leo zu mir.
Karin: Leontine, ach, Leontine! aus dieser Stube führen schon ganze Jakobsleitern hinauf

Tagebuch

Der Lehrstuhl für bayerische Geschichte

Die philosophische Fakultät der Universität München hat den Mitherausgeber unsrer Zeitschrift Prof. Dr. Karl Alexander v. Müller zum Nachfolger des verstorbenen Geh. Rats Prof. Dr. Michael Doeberl auf den ordentlichen Lehrstuhl für bayerische Landesgeschichte berufen. Daß dieser Ruf erging und angenommen wurde, erfüllt uns mit aufrichtiger Genugtuung. Die Vernachlässigung des bayerischen Geschichtsunterrichts auf unseren Mittelschulen hat nicht wenig dazu beigetragen, unsere gebildeten Schichten in Bayern ihrer Heimat und deren Werden zu entfremden.

Wenn Karl Alexander v. Müller nunmehr den Lehrstuhl besteigt, dem die Heranbildung künftiger Lehrer in diesem Sondergebiet besonders obliegt, so bedarf es den Lesern dieser Zeitschrift gegenüber keiner Vorstellung dieses neuen Verwalters alten Erbguts. Wir kennen von ihm als Verfasser sein tiefschürfendes Buch „Deutsche Geschichte und deutscher Charakter", wir kennen seine geistvolle Gestaltung geschichtlicher Persönlichkeiten etwa im „Görres in Straßburg" oder in seiner Lebensbeschreibung des Kotzebue-Mörders Sand. Karl Alexander v. Müller verwaltet das uralte Geheimnis, das Herodot schon wußte und von dem auch die großen deutschen Historiker, wie Ranke, wußten, daß Geschichte etwas ist, was nicht so sehr geschrieben, als erlebt werden muß, damit es lebendig werdend ins Leben dient. Ein Meister der Sprache, wie die wissenschaftliche Deutschland wenige kennt, hat v. Müller dieser Zeitschrift unter zahllosen wertvollsten Beiträgen auch den einen von dem „Bilde der deutschen Flotte" geschenkt (Dez.-Heft 1918, „Zusammenbruch"), der sicher zu dem Schönsten und Dauerndsten gehört, was ein Mann Deutschlands Unglück aufs tiefste bedrückte, klarer Geist über die Geschichte des Umsturzes schrieb. Man hat uns gegenüber schon wiederholt die Hoffnung ausgesprochen, daß wir einmal ein Kultusministerium fände, das die öffentliche Verlesung dieses sprachlichen und inhaltlichen Meisterstücks in den Mittelschulen und vielleicht auch in den obersten Klassen der Volksschulen zur Pflicht machte: eine Gedenkstunde, eindringlicher und lehrreicher als jede Feier.

Nun besteigt Karl Alexander v. Müller die Lehrkanzel, von der vor mehr als vier Jahrhunderten ein Aventinus den Bayern zum ersten Male von der Geschichte ihres alten und ruhmvollen Landes erzählte. Was Riezler und Doeberl erstrebte, diese Geschichte loszulösen von der öden und quälenden Aufzählung von Erbteilungen und Bruderkriegen, wird in v. Müllers Händen neue Form suchen und — wir wissen es — finden. Frohe Gedanken begleiten unsere aufrichtigen Glückwünsche zu dieser Ernennung.

E. v. A.

Die deutschen Dichter der abgetretenen Gebiete

Nordschleswig:
Heinrich Wilhelm v. Gerstenberg (Tondern);
Elsaß-Lothringen:
Otfried v. Weißenburg,
Reimar der Alte (von Hagenau),
Heinrich der Glichezaere (elsässischer Spielmann),
Gottfried v. Straßburg,
Johann Tauler (geb. Straßburg),
Sebastian Brant (geb. Straßburg),
Geiler v. Kayserberg,
Johannes Pauli (geb. Pfaddersheim),
Thomas Murner (geboren Oberehnheim bei Straßburg),
Jörg Wickram (geb. Colmar),
Johann Fischart (geb. Straßburg oder Mainz),
Moscherosch (geb. Nähe von Straßburg),
H. L. Wagner (Verfasser der Kindermörderin, geb. Straßburg),
Friedrich Lienhard (geb. Rothbach i. Elsaß),
H. Stegemann (geb. Koblenz, Jugend i. Elsaß, elsässische Romane),
R. Schickele (geb. Oberehnheim i. Elsaß),
Otto Flake (geb. Metz),
Ernst Stadler;
Südtirol:
Minnesänger:
Hr. v. Rubin,
Walther von der Vogelweide,
Friedrich v. Sonnenburg,
Walther v. Kronmetz,

Oswald v. Wolkenstein,
Leuthold v. Saeben,
Hans v. Hoffensthal (geb. Oberbozen),
Albert v. Trentini (geb. Bozen),
J. G. Oberkofler (geb. St. Johann-Arn);
Steiermark:
Anastasius Grün (geb. Laibach);
Istrien:
Franz Karl Ginzkey (geb. Pola);
Böhmen:
Ulrich v. Eschenbach,
Ulrich v. dem Türlin,
Heinrich v. Freiberg (b. Meißen), lebte in Böhmen,
Wenzel II.
Johannes v. Saaz,
Adalbert Stifter (geb. Oberplan),
Hugo Salus (geb. Prag),
Rainer Maria Rilke (geb. Prag),
Franz Werfel (geb. Prag),
Max Brod (geb. Prag);
Mähren:
Maria v. Ebner-Eschenbach (geb. Schloß Zdislavitz),
Karl Postl-Sealsfield (geb. Poppitz b. Znaim);
Westpreußen, Danzig:
Deutschordensdichter (Nikolaus v. Jeroschin,
Heinrich Hesler, Thilo v. Kulm)
Luise A. V. Gottschedin (geb. Danzig),
Johanna Schopenhauer (geb. Danzig),
Max Halbe (geb. Guettland b. Danzig),
Paul Scheerbart (geb. Danzig),
Hermann Löns (geb. Kulm),
Ernst Hardt (geb. Graudenz);
Posen:
Otto Roquette (geb. Krotoschin).

Gedanken

Wenn man sich Anachoreten vorstellt wie Johannes den Täufer, und sie sitzen beieinander und lästern über den Lebenswandel eines Anachoreten, der gerade nicht dabei ist, so hat man das Gefühl: das gehört sich nicht, dazu ist man kein Anachoret und geht in die Wüste, daß man über andere Leute lästert, sondern dazu, daß man seinen eigenen Wandel verbessert — es ist, als ob man ein Recht hätte, von Anachoreten Ethik zu verlangen, die wirkliche Auto-Ethik, weil sie sozusagen ihr Beruf ist, während wir andern es ja gleich gesagt haben, daß wir da nicht mitspielen, weil wir ein anderes Fach treiben und von Ethik nur gerade soviel, um beim Tee die Ethik der Abwesenden zu besprechen, die gleichzeitig beim Tee die unsrige besprechen. Wir fühlen uns als freiwillige Soldaten Gottes, die außerdem einen bürgerlichen Beruf haben, während die Eremiten kapituliert haben, Berufssoldaten geworden sind, an die Gott daher ganz andere Ansprüche stellen darf. Das Kritisieren der Kameraden ist ihnen ohne weiteres zu verbieten. Und wohin kämen wir gar, wenn die Anachoreten anfingen, uns andere zu kritisieren. Dann muß man sie in eine Zisterne werfen und wenn sie dann noch nicht still sind, enthaupten lassen. Ich werde aber den bangen Gedanken nicht los, daß vielleicht in einer anderen Welt der Unterschied zwischen Freiwilligen und Berufssoldaten nicht bekannt sein könnte. Dann kämen wir in eine unangenehme Lage.

*

Psychologisch ist es unrichtig, Sprechen und Denken durch die Lautäußerung voneinander zu unterscheiden. Das Wesen des Sprechens im Gegensatz zum Denken ist die Richtung auf ein anderes Subjekt, also der Charakter der Mitteilung, die Absicht der Beeinflussung. Zahlreiche Menschen sprechen, wenn sie zu denken scheinen; manche denken, wenn sie zu sprechen scheinen.

*

Man kann nicht sagen, daß der hl. Franziskus der alle Tiere als Brüder und Schwester liebte, die gleiche Religion gehabt habe wie diejenigen, die sich an Stierkämpfen und Hahnenkämpfen erfreuen.

*

Das Sprichwort, ein Sperling in der Hand sei besser als eine Taube auf dem Dache, kann man so übersetzen, daß der Mensch die Vergnügungen dieser Erde festhält und das Suchen dessen, was droben ist, einer späteren Zeit überläßt.

*

Es ist die Frage, ob man sich über einen Vorwurf überhaupt ärgert, wenn er gänzlich unbegründet ist.

*

Für den Gesellschaftsmenschen steht Gott etwa zwischen dem Wirklichen Geheimen Rat und dem Minister.

*

Da reden sie seit Jahrtausenden vom Lamm als Symbol Christi und schlachten das Lamm ohne Betäubung — eben wegen der Eigenschaft der wehrlosen Geduld im Leiden, wegen deren es als Symbol für Christus dient.

*

Der Hauptgrund, warum man sich nicht bessern will, ist, daß man Angst hat, wenn man sich bessert, sich noch mehr bessern zu müssen.

*

Der deutsche Erzähler

Passionsblume

Von Isolde Kurz

Aus frühester Jugendzeit steigt mir zuweilen eine Mädchengestalt in der Erinnerung auf, die ein ganz außergewöhnliches Lebensschicksal nachträglich mit fast legendenhaftem eiz umwoben hat.

Meinem elterlichen Hause schräg gegenüber wohnte die verwitwete Pfarrerin Osterwald it ihren Töchtern. Diese Frau genoß in den orthodoxen Kreisen des Landes ein be- nderes Ansehen: einmal als Witwe des Pfarrers Osterwald, der in seiner Jugend Heiden- te in Neu-Guinea gewesen und später sich durch sein Wirken auf ländlichen Pfarrämtern nen Ruf erworben hatte, sodann wegen des unerschütterlichen Gottvertrauens, mit dem bei den knappsten Mitteln ihren kinderreichen Hausstand leitete. Außerlich wie inner- war sie das Muster puritanischer Nüchternheit, auch ihre wurzelechte aber schwung- e Glaubenskraft hatte einen prosaisch-weltlichen Einschlag, der sich mit einem Zug von matismus ganz wohl vertrug. Die Pfarrerin führte nämlich eine Art Kontokorrent t dem Himmel, wobei sie die laufenden gegenseitigen Verpflichtungen buchte, und wie den ihrigen mit Kirchgängen und Betstunden gewissenhaft nachkam, so rechnete auch mit Sicherheit darauf, daß die Vorsehung pünktlich zur Stelle sei, wenn etwa ihr twengehalt für den Bedarf des Halbjahrs nicht ausgereicht hatte oder wenn sonst ein ischenfall eintrat, der das unmittelbare Eingreifen von oben nötig machte. Und eigen r es, daß sie sich in solchen Fällen fast nie verrechnete. In ihrem häuslichen Soll und ben waren anonyme Geldsendungen, Postpakete mit Kleidungsstücken, Säcke mit Mehl, rtoffeln und anderen Lebensmitteln ein vorgesehener Posten, der genau zur rechten it einzutreffen pflegte. Die Frommen sprachen dann von einem Wunder und die Welt- der von einem Zufall; das geheimnisvolle Lebensgesetz, das selbsttätig zwischen dem danken und seiner Erfüllung waltet, war beiden Teilen verschlossen. Wie dem auch e die Pfarrerin Osterwald hätte es für eine Versündigung angesehen zu fragen: Was rden wir morgen essen? Seitdem sie als Witwe mit elf Kindern — sie hatte deren ezehn zur Welt gebracht — von ihrem ländlichen Pfarrsitz nach der Stadt gezogen war, te sie noch nicht eine Stunde den Mut verloren. Ihr praktischer Sinn und ihre Gewiß- e, daß den Kindern Gottes alles zum Besten ausschlagen müsse, hielten zusammen das gehende Boot über Wasser.

Während der Ferien verteilte sie die Söhne auf die verschiedenen Pfarrdörfer, wo ihr iger gewirkt hatte, und ließ sie dort von Haus zu Haus durchfüttern, während sie selbst Haushalt abschloß und mit den Töchtern zu Verwandten zog. Als aber einstens die ben von einer solchen Ferienreise die Pocken mitbrachten und ihr drei von ihnen nach- inder wegstarben, sagte sie: Der Herr weiß am besten, was uns frommt, und schnitt ben die Kleider der Verstorbenen für die jüngeren Geschwister zurecht.

ur einmal stieg ihr tatsächlich das Wasser bis zum Hals: das Geld war völlig ausgegeben kein Stückchen Brot mehr im Hause. Da ließ die Pfarrerin die Kinder an dem leeren

Frühstückstisch zusammentreten und das Lied anstimmen: Wer nur den lieben Gott läßt walten —, und, als sie nach Absingung des Chorals, da die Kinder noch immer hungrig waren, zur Bibel griff, um sie durch ein Kapitel aus den Apostelbriefen zu stärken, fiel ihr ein Bankschein in die Hände! Seit diesem Ereignis wollten kritische Zeugen an der Pfarrerin Osterwald eine salbungsvolle Rechtfertigkeit wahrgenommen haben, die fortan jeden Zweifel an ihrer Gotteskindschaft ausschloß. Immerhin mußten auch die Spötter zugeben, daß dieses praktisch gerichtete Gottvertrauen sich durch einen Zug von Seelenstärke, den man fast heroisch nennen könnte, über das hohle, in ihrer Umgebung verbreitete Mundchristentum hoch erhob.

Zur Zeit, an die ich mich erinnere, lebten von der zahlreichen Osterwaldschen Nachkommenschaft nur noch vier Töchter im mütterlichen Hause. Die zwei ältesten Schwestern waren an Missionare in Indien und China verheiratet, von den Brüdern lebte der eine als Pfarrer auf dem Lande, der andere war aus der Art geschlagen und in Amerika verschollen, leichtfertige Zungen wollten wissen, daß er unter die Mormonen gegangen sei. Die Mädchen waren fast von gleicher Größe und gingen immer gleich gekleidet, daß man sie auch aus der Nähe verwechseln konnte. Sie trugen ihre blonden Zöpfe nestartig am Hinterkopf aufgesteckt und hielten auf der Straße gleichmäßig die Augen niedergeschlagen, wobei ihnen doch kein neues Kleid, kein Hut, kein männliches oder weibliches Angesicht entging. In der Stadt nannte man sie die Osterhäslein, wohl in Erinnerung an ihre einstige große Zahl.

Aber eine war darunter, die, wenn man genauer zusah, sich bei aller Ähnlichkeit von den drei anderen deutlich unterschied. Sie war um ein weniges höher und feiner gebaut, das lichte Gelb ihrer Haare war um einen Ton gesättigter, ihre Bewegungen freier, ihre Zähne weißer und gleichmäßiger gestellt als die der Schwestern. Auch hafteten ihre Augen nicht am Boden und gingen ebensowenig suchend umher, vielmehr hatte ihr Blick etwas Abwesendes, nach innen Gerichtetes. Sie hieß Blanka, und dieser Name paßte so merkwürdig gut zu ihrer Erscheinung, daß sie mir in der Erinnerung stets mit weißem Kleide vorschwebt, obgleich ich ziemlich sicher bin, sie nie in einem solchen gesehen zu haben, denn sie trug sich immer werktäglich bescheiden und wie ihre Schwestern in ernstem weltentsagendem Grau. Wer sie sah, der mußte fühlen, daß hier dieselbe Form in edlerem Stoffe wiederholt und mit liebevollerer Hand gebildet war, so als hätte die Natur erst nach drei Fehlversuchen ihre Absicht richtig durchgeführt.

Ob sie schön war, vermag ich nicht zu sagen, ich weiß nur, daß ihr meine Kinderaugen immer mit innigem Wohlgefallen die ganze Straße hinab folgten, und daß ich später als ich die Sakontala las, bei der blumenhaften indischen Königstochter unwillkürlich an Blanka Osterwald denken mußte. Nur einmal brachte mich der Zufall in ihre Nähe. Das war bei einem großen weihnächtlichen Kinderfest, wo die vier Töchter Osterwald den Baum hatten schmücken helfen, und ich weiß noch, wie die Dreie genäschig über den Korb voll Backwerk herfielen, der auch für die Erwachsenen bereit stand, und sich Backen und Taschen vollstopften, während Blanka uns Kleine versorgte: ich fühlte ihr an, daß sie sich für die unbescheidenen Schwestern schämte.

Wie sich von selbst versteht, kamen die Mädchen nie zu weltlichen Vergnügungen. Dagegen ging viel strenggläubige männliche Jugend im Hause ein und aus, besonders Studierende der Theologie und junge Vikare. Man trank dann Kaffee und sang zusammen geistliche Lieder. Blanka soll eine gutgeschulte, zu Herzen gehende Altstimme gehabt haben, die sie zuweilen in Oratorien öffentlich hören ließ. Bei einer solchen Gelegenheit war es ihr sogar begegnet, daß ein anwesender Kapellmeister aus der Residenz sich erbot, sie unent-

eltlich zur Konzertsängerin ausbilden zu lassen, ein Vorschlag, über den natürlich die Osterwaldsche Verwandtschaft Zeter schrie. Vielleicht wäre die praktisch gesinnte Pfarrerin ür die weltlichen Vorteile einer solchen Laufbahn gar nicht so unempfindlich gewesen, ber sie hätte den sicheren Anker ihrer Gemeinschaft mit den Strenggesinnten im Lande ahren lassen müssen für ein ungewisses Glück, das bestenfalls nur einer ihrer Töchter zugute ommen konnte, dagegen die Aussichten aller anderen geschädigt hätte. Also sprach sie in entschiedenes Nein, denn die Versorgung der noch übrigen Viere war ihr tägliches Denken. Mit Stolz hatte sie dereinst ihre Älteste im Glorienschein einer Missionsbraut ach China hinausziehen sehen, einem unbekannten Manne entgegen, und als sich schon m folgenden Jahr die Zweitgeborene, gleichfalls durch Vermittlung der Mission nach ndien verlobte — im einen wie im anderen Fall dankte sie die Bevorzugung dem Gedächtnis ihres Gatten — da hatte sie sich im Neide sämtlicher befreundeter Mütter gesonnt, ie den eigenen Töchtern gerne ein gleiches Glück gegönnt hätten. Nun handelte sichs darum, uch die übrigen glücklich in den Hafen zu steuern, gleichviel unter welchem Himmelsstrich er ige. Zwar rechnete sie hierin wie in allem anderen fest auf den göttlichen Beistand, verlumte aber doch nicht, ihm tätig nachzuhelfen, wo sie konnte. Besonders schickte sie die Mädchen gern zu ihrem verheirateten Sohne, dem Landpfarrer, bei dem viele gleichgennte theologische Jünglinge verkehrten. Es ging dort nichts weniger als muckerisch zu, e jungen Leute machten Ausflüge miteinander, und da in ihren Kreisen alles versippt nd verschwägert war, wurden bald die Verwandtschaftsgrade ausfindig gemacht, die zu och größerer Freiheit berechtigten, und man neckte und küßte sich unbedenklich, versteht ch in Züchten, als Brüder und Schwestern im Herrn.

Wer aber nicht küßte, weder geistlich noch weltlich, und auch den jungen Leuten kein erlangen danach einflößte, das war Blanka. Sie gefiel von den Osterwaldschen Schwestern m wenigsten. Es mochte den jungen Herren nicht zum Bewußtsein kommen, aber der indruck, daß dieses Mädchen zu fein für sie sei, legte ihnen einen Zwang auf, der als bstoßung empfunden wurde. Ohne zu wissen, warum, denn sie war die Schlichtheit nd Bescheidenheit selbst, verkehrte man anders mit ihr als mit den anderen.

Durch welche Laune der Natur war diese Psyche mit dem zarten Schmetterlingsstaub auf den Flügeln in die philiströse Welt, die sie umgab, geraten? Sie hatte mit den anren auch nicht eine Seelenregung gemein und war sich dieser Verschiedenheit doch nicht n mindesten bewußt. Sie hatte keine Ahnung, daß sie in einer völlig anderen Dunstsphäre lebte als alle ihre Angehörigen. Denn ihre große Scheu verhinderte sie, ihr Inneres itzuteilen, und sie setzte dieselbe Zartheit der Empfindung auch bei den anderen voraus. an sprach mit denselben Worten und über die nämlichen Dinge und meinte doch etwas llig Verschiedenes. Eher schon bemerkten die Schwestern, daß Blanka ihnen nicht so cht ähnlich war, und sie stießen sie gelegentlich in gutmütigem Spott mit den Ellbogen an: o bist du schon wieder? Hörst du die Engel singen? Aber sie nahmen ihr sinnendes Wesen r innere Trägheit, weil Blanka niemals mit zu Gerichte saß, wenn über die Mädchenjend des Städtchens abgeurteilt wurde, und weil sie auch an den oft wochenlangen mlichen Beratungen der Schwestern, wie sich bei einem neuen Kleide die ihnen aufegte puritanische Schlichtheit mit den Anforderungen der Mode vereinigen lasse, keinen leidenschaftlich flüsternden Anteil nahm. Sie heftete zwar gleichfalls gern eine helle chleife an ihren bescheidenen Anzug, aber wenn die Mutter ihr nach einem prüfenden lick das Band als allzu weltlich wieder wegnahm, ließ sie es ohne großen Schmerz fahren. Besonders mangelte ihr jeder geistliche Eifer. Sie konnte nicht glauben, daß der allgütige,

allvorschauende Gott irgendein Wesen erschaffen habe, um es dem ewigen Verderben zu überliefern. Was sie ihre werkheilige Mutter über die den Ungläubigen und den Zweiflern bereitete Stätte im Schwefelpfuhl sagen hörte, war ihr ein bekannter Ton, an den ihr Ohr sich von Jugend auf gewöhnt hatte und gegen den sie keinen Einspruch erhob, aber sie selber fühlte anders. Ihre Frömmigkeit hatte den Charakter einer zarten und glühenden Liebesschwärmerei. Der „Herr Jesus", den die Ihrigen bei jedem Anlaß im Munde führten, war ihr ein heimlicher Geliebter, der Inbegriff aller Schönheit und Liebesgüte, dessen unsichtbare Nähe sie beseligte und dessen Namen sie nur gezwungen aussprach. Oft mußte sie sich von der Mutter ihrer scheinbaren Lauheit wegen ausschelten lassen. Sie schämte sich fast, ihn im Tischgebet anzurufen, und doch war sie glücklich, dem Teuren alles, selbst das tägliche Brot, zu verdanken. Sie errötete, wenn sie daran dachte, daß ihr Geliebter sie zu jeder Stunde sehen und ihr bis ins tiefste Herz blicken konnte, obgleich sie dieses Herz rein hielt wie einen Kristall. Schon seit ihrer frühesten Kindheit dauerte das heimliche Zuzweiensein. Damals hatte ihr oft die Magd versprochen, wenn sie den ganzen Tag fein artig sei, werde des Nachts das Jesukindlein kommen und mit ihr in ihrem Bettchen schlafen. Und oft wenn man sie schon eingeschlummert glaubte, hatte sie mit geschlossenen Augen und angehaltenem Atem mäuschenstille gewartet, ob nicht das Jesulein komme und sich zu ihr lege. Sie drückte sich an die Wand um ihm den besten Platz zu lassen und schlief über der Erwartung selig ein. Fragte sie dann morgens nach dem Kinde, so sagte ihr die Alte, es sei fein dagewesen und in aller Frühe wieder fortgegangen, und die Kleine vertröstete sich auf den kommenden Abend, wo sie es gewiß mit Augen sehen werde. Dieser Kindersinn, der alle Dinge buchstäblich nahm, war ihr geblieben. Noch immer glaubte sie den Menschen aufs Wort, was sie sagten, wie hätte sie da ihrem Gott nicht glauben sollen! — Wenn die Reihe, aus den Evangelien vorzulesen, an sie kam, verlor ihre Stimme den Klang vor innerer Bewegung, denn was sie las, war ihr ein unmittelbar Lebendiges, jetzt Geschehendes. Und da sie nie ein anderes Buch in die Hände bekam, auch die im Hause verkehrenden jungen Männer keinen Eindruck auf sie hervorgebracht hatten, konnte nichts ihre Phantasie verwirren und sie von diesem heimlichen Liebesleben abziehen. Nachts vor dem Einschlafen, wenn die Schwestern nach gesprochenem Abendgebet noch über diesen oder jenen Jüngling ihrer Bekanntschaft leise zusammen flüsterten, war Blanka mit allen ihren Gedanken bei dem Gottessohn. Seine Passion wurde ihr gegenwärtig, ihre ungesehenen Tränen strömten über, und doch schauerte sie vor Lust, daß er dies alles aus Liebe zu ihr gelitten hatte. Aus Liebe zu ihr! Diese Worte, die ihr allsonntäglich von der Kanzel zugerufen wurden, nahm sie in der allerwörtlichsten, persönlichsten Bedeutung: ein Liebender, der sie mit inniger Glut umschlossen hielt, hatte sich für sie geopfert! Was konnte sie ihm dafür bieten als ihre heiße Gegenliebe und das Gelübde, sich, wenn die Vorsehung sie dessen würdig halte, für ihn dahinzugeben, wie er es für sie getan. Für diese tiefsinnigen Gefühle fand sie aber keine anderen Worte als die herkömmlichen, von der orthodoxen Symbolik gelieferten, denen sie ihren vollen ursprünglichen Sinn wieder unterlegte, und so wurden weder sie selbst noch die anderen gewahr, wie himmelweit sie von ihrer ganzen Umgebung abwich. Nur daß sie im brüderlichen Pfarrhaus, wo die geistlichen Jünglinge ihren stillen Adel nicht verstanden, meist vereinsamt war wie der Schwan im Ententeich.

Und doch fand sie gerade dort eine Seele, die die ihrige verstand. Es war ein anderes junges Mädchen von auch nicht gewöhnlichem Sinn, mit Namen Paula, die Tochter des Hofpredigers und Prälaten Eysenhart, die jährlich über die Osterzeit in das Pfarrhaus kam und dann das Zimmer mit Blanka teilte. Ihre reiferen Jahre und die hohe Stellung

es Vaters sonderten sie gleichfalls von dem Mittelschlag der jungen Gäste ab, dagegen loß sie sich mit Wärme an Blanka an, von der sie wie ein höheres Wesen verehrt wurde.

Bei ihr sah Blanka das Bild eines jungen Mannes, das ihr tiefen Eindruck machte. Es nd neben anderen Photographien und sonstigen kleinen Habseligkeiten der Freundin f der gemeinsamen Kommode ihres Zimmers und stellte einen Jüngling von edlem esichtsschnitt mit sinnendem, leise schmerzlichem Ausdruck dar. Mit einem solchen Gesicht ußte sich Blanka den Jünger denken, der am Busen des Herrn geruht hatte. Das Bild nd ganz offen da, wie um die Betrachtung herauszufordern, dennoch scheute sie sich zu agen, wen es vorstelle, ja es versetzte sie in solche Beklemmung, daß sie in Gegenwart aulas absichtlich daran vorübersah, und nur wenn sie sich allein im Zimmer befand, es imlich zu betrachten wagte. Eines Tages faßte sie den Mut es von dem kleinen Ständer nehmen und umzukehren. Auf der Rückseite stand von ausdrucksvoller Männerhand schrieben: Der Gerettete.

Diese zwei Worte vermehrten ihre Verwirrung. Wovor gerettet? mußte sie sich bendig fragen. Daß die Worte einen tieferen geistlichen Sinn bargen, war ihr sofort klar. ber was für eine Gefahr konnte es sein, aus der eine Seele, wie sie aus den Augen dieses inglings sprach, sich retten mußte? Und in welcher Beziehung stand Paula zu dem Urbild? ar sie die Retterin? Ja, gewiß hatte dieser Unbekannte sich aus geheimnisvollen Beängnissen an den Busen ihrer edlen Freundin geworfen und da sein Heil gefunden. aula wuchs ihr bei dieser Vorstellung zu solcher Höhe empor, daß sie sich selber nur noch winzig kleinen Punkt daneben empfand. Je länger sie das Bild betrachtete, desto gesser wurde sie, daß es den Verlobten ihrer Freundin darstellte; warum stünde es sonst so i und offen vor aller Augen auf der Kommode! Und während sie sich über Paulas Glück freuen suchte, preßte eine unbegreifliche bleierne Last ihr das Herz zusammen.

Unerwartet trat Paula herein und sah das Bild in ihrer Hand.

Gefällt er dir? fragte sie frischweg. Sieh ihn dir nur kecklich an, ich habe ihn eigens desb hergestellt. Es ist mein Bruder.

Blanka mühte sich mit zitternden Händen, das Bild wieder an seinen Platz zu bringen, nd stammelte verwirrt: Ich wußte gar nicht, daß du einen Bruder hast.

Es ist, als hätte ich ihn nicht, antwortete jene, er lebt als Missionar in Afrika.

Da war es Blanka, als fiele mit einem Mal ein großer Glanz auf ihren Weg, der von dem nals wenig erforschten Afrika ausging, und eine noch nie in solcher Stärke gefühlte geisterung für die todesmutigen Lehrer jener armen, in Finsternis wandelnden Völker riff sie. Der schöne Jüngling mit den adligen Zügen und den tiefblickenden dunklen gen verkörperte ihr einen Sendboten der göttlichen Liebe in ganz anderer Weise als die iten beschränkten Bauerngesichter ihrer Schwäger, die sie gleichfalls nur aus Photographien kannte. Jetzt gewann sie auch den Mut, nach dem Sinn jener seltsamen Unterschrift zu fragen.

Du sollst es wissen. Es ist eine traurige Geschichte, die ich niemand als dir erzählen möchte, antwortete Paula.

Indessen war die Geschichte, in die sie nun die Freundin einweihte, bekannter als Paula hte, sie hatte seinerzeit im ganzen Lande Aufsehen erregt, wenn sie auch nicht zu Blankas Ohren gedrungen war. Paulas einziger Bruder Gottfried war, den Überlieferungen der Reinhartschen Familie entsprechend, von klein auf zum Studium der Theologie bestimmt. Von einer tiefreligiösen Gemütsrichtung hatte jedoch der Knabe einen leidenschaftlichen

Hang nach dem Schönen in jeder Form, sei es Dichtung, Musik oder bildliche Darstellung zur Welt gebracht. Diesen Hang, den Schwester Paula mit ihm teilte, mußten sie vor dem streng orthodoxen Vater, dem alle weltliche Kunst — und beinahe auch die religiöse — für unheilig galt, sorgsam verborgen halten. Einzig die Musik war im Hause zugelassen versteht sich, mit Beschränkung auf das kirchliche Gebiet. Dagegen fand Gottfrieds Leidenschaft für die Dichtung im Seminar durch poetisch begabte Freunde ohne Wissen der Lehrer üppige Nahrung.

Es war die Zeit, wo bei dem geistigen Mittelschlag Goethe noch als Heide verschrieen war und ein Name wie Byron vor jugendlichen Ohren nicht einmal ausgesprochen werden durfte, weil er gleichlautend war mit dem des Antichrist. Solche im Elternhaus verbotenen Früchte wurden ihm jetzt von dieser feurigen Jugend als das Brot des Lebens dargereicht. Eine neue Welt ging dem suchenden Jüngling auf, glänzende Gestalten betraten die Schaubühne seiner Phantasie, freie, kühne Gedanken drangen von allen Seiten mit blendender Helligkeit auf ihn ein. Aber über diesen großen Fund geriet die Grundmauer seines eigenen Daseins ins Wanken. Der Schub junger Leute, der mit ihm zur Universität abgehen sollte, war einer der begabtesten, die das Land seit lange gesehen hatte, kecke jugendliche Neuerer, die sich von den Banden der Überlieferung auf allen Gebieten des Denkens losgerissen hatten und den unerfahrenen Gottfried nach sich zu ziehen strebten. Er hörte zum erstenmal die Wahrheit des geoffenbarten Wortes in Frage stellen! Was ihm bisher für völlig unantastbar gegolten, das wurde von diesen scharfen Geistern aus dem mystischen Dämmer des Gefühlslebens herausgerissen, untersucht, geleugnet! Ein fürchterlicher Kampf begann in Gottfrieds Seele. Er vermochte mit seinen geistigen Waffen die wider ihn herangeführten Vernunftschlüsse, gegen die sein Gefühl sich empörte, nicht zu entkräften. Die Widersacher rückten ihm nach und suchten ihn unbedacht oder mit grausamer Lust aus seinen letzten Verschanzungen herauszutreiben. Sie legten doppelten Wert auf ihren Sieg, weil es sich um den Sohn des alten Eysenhart handelte, des geschworenen Feindes nicht nur jeder freieren Geistesregung, sondern auch jeder künstlerischen Lebensauffassung. Der Prälat war der feurigste und gefürchtetste Kanzelredner des Landes, der es vor allem verstand, die Gewissen seiner Hörer zu erschüttern; die ganze Residenz, die ihn allsonntäglich predigen hörte, stand in seinem Bann. Die gleiche ängstigende Macht übte er auch über das Gemüt seines Sohnes, dessen zartes inneres Leben sich schon bedrängt fühlte, wenn das feste inquisitorische Auge des Vaters auf ihm haftete. Wie er auch innerlich gegen die Vergewaltigung ankämpfte und sein Geist sich loszuringen strebte, sein Gewissen blieb dem alten Druck verfallen. Ohne Mut, seine Zweifel zu bekennen, fühlte er sich doppelt verworfen, einmal als Abgefallener und dann als Heuchler. Schwester Paula war die Vertraute seiner Qualen, sie wußte sich zwischen ihn und die väterliche Zwingherrschaft zu schieben, aber sie selber blieb mädchenhaft bei dem Hergebrachten und vermochte dem von zwei Seiten Bedrängten keine innere Hilfe zu gewähren. Die Universität sollte seine Ängste beschwichtigen; wie ein Versinkender klammerte er sich an den theologischen Studien fest, aber der Zwiespalt wuchs. Ein Kursus neutestamentlicher Untersuchungen, den Gottfried bei einem hochverehrten Lehrer hörte, nahm ihm den letzten Halt; hier sah er altgeheiligter Autorität die Axt an die Wurzeln legen, und nicht von den Schlechten und Spöttern, sondern von einem Hüter des Wortes selbst. Seine jungen Freunde meinten ihn vollends zu befreien und sahen nicht, daß sie ihm den Boden unter den Füßen wegrissen. Und kam er nach Hause, so mußte er äußere Formen mitmachen, mit denen er innerlich nichts mehr anzufangen wußte.

Aus jenen Tagen mochte ein Gedicht stammen, das mir in viel späterer Zeit unter den Papieren eines seiner Studienfreunde, den sie das Genie nannten, in die Hände fiel. Es trug die Überschrift „Der Bedrängte", und für Eingeweihte war es nicht schwer, in dem mit liebendem Griffel hingezeichneten Jünglingsbild die edlen, tief durchseelten Züge Gottfried Eysenharts zu erkennen, wie er geliebt und gequält von allen, kindlich wehrlos und erschrocken zwischen den geistesschärferen Genossen stand.

Was Paula selbst nicht wußte und was seinen Zwiespalt zur Gewissensangst steigerte, war, daß er in ein leidenschaftliches Verhältnis zu einem sinnlich schönen, begehrlichen Mädchen, das sich ihm unter täuschenden Formen genähert hatte, geraten und der Versuchung erlegen war. Als er ihre Natur erkannte, stieß er sie von sich, konnte aber die innere Ruhe und Reinheit nicht zurückgewinnen. Um den letzten Halt gebracht, fiel er in Schwermut mit religiösen Wahnvorstellungen, bis sich sein Geist völlig umnachtete. Man mußte ihn von der Universität zurückholen, aber die seelischen Kurversuche, die sein Vater mit ihm vornahm, hatten einen Wahnsinnsausbruch zur Folge. Eines Tages fand ihn Schwester Paula, wie er am Flügel mit ergreifendem Ausdruck das Lied sang: „O komm doch, Herr Jesus"; als er an die Stelle kam: „O komm doch, mir wird hier auf Erden so bange", — nahm eine Stimme einen solchen Ausdruck von Herzensangst an, daß sie wie schützend einen Schritt gegen ihn machte. Mit Entsetzen sprang er auf, erklomm im Nu das Fensterbrett, und von irgendeinem Wahnbild gejagt, warf er sich durch das offene Fenster auf die gepflasterte Straße.

Merkwürdigerweise tat er sich nur geringen Schaden. Die Glieder wurden geheilt, aber die Furchtgebilde blieben und veranlaßten seine Verbringung in eine Irrenanstalt, wo sich das Übel noch vermehrte. Schwester Paula war die einzige, die ihn dort besuchen durfte, weil alle anderen Gesichter sich ihm in Teufelsmasken verwandelten. Man nahm ihn auf seine flehentlichen Bitten wieder weg und brachte ihn schließlich bei einem ehemaligen Missionar auf dem Lande unter, der bei großer Ruhe und Sanftmut eine besondere Macht über kranke Gemüter besaß. Dieser wahrhaft seelsorgerische Mann verstand es, die Bande des Grauens zu lockern, die den Geist des Unglücklichen umstrickt hielten, und unter seiner milden Leitung fand sich Gottfried Eysenhart aus den brennenden Wüsten, die er durchirrt hatte, in das stille blumige Tal seines Kinderglaubens zurück. Zugleich ging ihm wie ein göttlicher Stern die innere Bestimmung auf, in die Fußstapfen seines neugefundenen geistlichen Führers zu treten. Weit hinweg von den Kämpfen der Geistesstarken, frei von allem dialektischen Zwiespalt, als Heidenbote zu den wilden Stämmen in Afrika gehen, diesen einfachen, uranfänglichen Seelen, die keine verwirrenden Zwischenfragen stellen konnten, das Evangelium predigen, nein, es ihnen vorleben, wie vordem sein Beschützer und Vorbild getan, der blutgewohnte, Feindesherzen verzehrende Aschantimänner zu Christen gemacht hatte, zu echten Christen, die den Feinden verziehen, Böses mit Gutem vergalten! Dorthin wollte auch er, das war der einzige Weg auf dem er hoffen konnte, den Frieden zu finden und die Versöhnung mit seinem Gott. Auf der Missionsschule in Basel erhielt er seine Ausbildung, und nach einem kurzen Besuch im Elternhaus trat der wiedergefundene Sohn mit dem väterlichen Segen die Reise nach der Goldküste an, um auf derselben Station, wo früher sein geistlicher Retter gewirkt hatte und wo zufällig ein Mitarbeiter nötig geworden war, den Dienst am Evangelium zu tun. Vor seiner Abreise wurde das Lichtbild aufgenommen, das Blanka auf Paulas Lade gefunden hatte. Und jetzt begriff diese, was die Unterschrift Der Gerettete sagen wollte.

Sie nahm noch einmal das Bild zur Hand, und betrachtete es lange, während Träne um Träne über ihre Wangen schlich. Paula aber fuhr fort und erzählte von seinem Leben

unter den Eingeborenen, seinem begeisterungsvollen und segensreichen Wirken, dem nichts fehlte als ein wenig häusliche Pflege, um seine immer etwas zart gewesene Gesundheit besser gegen die Einwirkungen des Klimas und der mühevollen Arbeit zu festigen.

Warum gehst du nicht zu ihm? wagte Blanka zu fragen. Paula lächelte leise.

Weißt du, ich glaube, er braucht jetzt mehr als Schwesterliebe, sagte sie nach einigem Schweigen, sonst würde ich gehen, ich habe nichts auf der Welt, das mir teurer ist als er. Aber er braucht ein Wesen, das ihm noch näher stehen kann. Könntest du dich entschließen zu ihm zu gehen, Blanka? Blanka hatte diese Frage kommen fühlen. Erwidern konnte sie nichts, sie fiel der Freundin mit Schluchzen um den Hals, das war Antwort genug.

Seine Station ist aber weit weg von der Küste, tief im Innern des Landes, und ganz von wilden Stämmen umgeben. Wirst du dich dort nicht fürchten? fragte Paula.

Ich gehe, wohin Gott mich führen will, antwortete Blanka.

Warum auch sollte sie sich fürchten? Sie hatte sich nie gefürchtet, jung und zart wie sie war. Durch den dichtesten Wald ging sie ruhig wie an der Hand eines Vaters. Was konnte ihr geschehen, wenn ihr Heiland mit ihr war? Und wenn sie ihn nicht beleidigte, warum sollte er sie allein lassen? Nun wollte sie ihn noch mehr lieben als zuvor, die Hingabe ihres Lebens reichte ja nicht aus um die Dankesschuld abzutragen, daß sie gewürdigt war, ihn leibhaft in seinem Boten lieben zu dürfen und ihm zu dienen, indem sie jenem diente.

Paula weinte Freudentränen, daß sie alles so gut eingefädelt hatte und ihren Bruder nun ganz gerettet sah.

Vater sagt, er sei auch jetzt kein Christ, wie sehr er danach ringe, vertraute sie der Freundin an. Nur eine Frau könnte ihm helfen, aber es müßte eine sein wie du.

Wird er mich denn wollen, ich bin ja so unbedeutend? fragte Blanka zaghaft.

Nun enthüllte sichs, daß sie dem Weitentfernten keine Unbekannte war, weil Paula ihm in allen Briefen von ihr erzählt und ihm auf seine Bitte auch schon vor Jahresfrist ihr Bild gesandt hatte, das ihm beim ersten Blick die Gewißheit gab, nur Blanka Osterwald und keine andere könne seine Gefährtin sein. Wenn sie entschlossen sei, so würde der Vater gleich bei ihrer Mutter werben und alle nötigen Schritte tun, denn die Einwilligung der Mission sei schon im voraus gegeben.

So wurde Blanka Osterwald des fernen Glaubensboten Gottfried Eysenhart tief beseligte Braut. Briefe gingen hin und her, in denen Gottfried sein von schwerem Leiden jetzt erst ganz geheiltes, in erneuter Liebe zu Gott und seinen Geschöpfen glühendes Innere darlegte, so weit es ihrer Jugend und Unerfahrenheit gegenüber möglich war. Und Blanka antwortete aus der Fülle und Tiefe ihres Herzens in der bescheidenen Erkenntnis, daß, wer um die göttlichen Dinge so schwer gerungen hat, dem Vater aller Wesen näherstehen müsse, als ein unwissendes Mädchen, das noch keiner Prüfung gewürdigt wurde.

Paula zeigte ihr nun auch die Briefe, die sie im Lauf der Jahre von ihrem Bruder empfangen hatte, damit ihr Geist für die ihr zugefallene Aufgabe reife. Es war in diesen Briefen viel von einem älteren Amtsbruder die Rede, einem gewesenen Schneider aus dem Mecklenburgischen mit Namen Johst, den eine plötzliche Erweckung in die Mission geführt hatte und an dessen überlegene Glaubens- und Willenskraft der zartgeschaffene Gottfried sich wie gegen einen Turm lehnte. Dieser Mann, der durch seine Unerschrockenheit das Märchen von der Schneiderkurasche Lügen strafte, gehörte, wie aus Gottfrieds nur halb ausgesprochenen Worten hervorging, zu den ganz Unbedingten, die sich jeden Augenblick mit der göttlichen Absicht einig wissen und deren geistige Einfachheit verwickeltere innere Vorgänge weder an sich selbst erfahren noch in anderen verstehen kann. Unverkennbar mischte sich

n Gottfrieds Bewunderung eine leise Scheu. Man konnte ihm anmerken, daß er in eine bhängigkeit geraten war, die seine feinere und schwächere Natur bald als Wohltat bald ls lastenden Druck empfand. Paula, in deren Gemüt alle Seelenregungen des Bruders ie durch magische Berührung mitschwangen, war glücklich, dem aufs neue Bedrängten in hingebendes, an dem Geliebten hoch hinaufblickendes Wesen zur Seite zu stellen, das nem niederdrückenden Einfluß die Wage halten konnte.

Auch in Gottfrieds Bräutigamsbriefe schlich sich das Bild des Mecklenburgers ein:

Ich habe allen Grund an ihm emporzublicken, schrieb er an Blanka. Dieser Mann trägt viele Narben an seinem Leib wie der Apostel Paulus, den er sich zum Vorbild gewählt hat, nd jede davon verzeichnet eine Glaubenstat. Mein Botenweg ist ein anderer, meiner Begabung gemäßerer. Ich habe mir vorgesetzt, zum Nutzen der Mission ein Wörterbuch er Landessprache zusammenzustellen nebst den Anfängen einer Grammatik. Im übrigen alten wir Schule und roden große Strecken Urwald aus, um Kakao zu pflanzen und mit inheimischen Kräften den Boden der Kultur zu erschließen.

Von Grammatik und Wörterbuch sandte er seiner Braut eine selbstgefertigte Abschrift, amit sie sich in die von den umwohnenden Stämmen gesprochene Tschi-Sprache einleben nne und bei ihrer Ankunft schon fähig sei, sich verständlich zu machen.

Gottgewollter konnte ein Bund nicht erscheinen, der auf so große Entfernung von zwei enschen, die sich niemals von Angesicht gesehen hatten, geschlossen wurde. Mutter Oster- ald und Vater Eysenhart, dem erst durch diese Verbindung das Heil seines Sohnes ganz ewährleistet schien, brachten zusammen die Braut nach Basel, wo für sie und eine Anzahl nderer Missionsbräute, die gleichzeitig mit Blanka nach Afrika abgehen sollten, in den äumen des Mutterhauses eine ernste Abschiedsfeier stattfand.

Allein die damals noch sehr lange Seereise begann schon unter ungünstigen Vorzeichen. n der Nacht vor der Einschiffung fuhr die junge Braut mit einem erschütternden Aufschrei us dem Schlaf: sie hatte geträumt, daß bei ihrem ersten Schritt auf afrikanischem Boden n riesiger Gorilla zwischen Bäumen hervorgestürzt komme, um sie zu packen und mit sich den Urwald zu schleppen. Lange Zeit konnte sie nicht an diesen Traum denken, ohne daß r Schrecken sie von neuem überrieselte. Dann kamen die Nöte der Überfahrt. Während ie anderen Mädchen, enge aneinander gedrängt, die wechselnden Küstenbilder bestaunten ver sich flüsternd über ihre noch unbekannten Zukünftigen unterhielten, lag die arme Blanka ast die ganze Zeit seekrank in der Kajüte.

Wenn ich erst bei ihm bin, dann wird alles gut sein, tröstete sie sich selbst in ihrem Elend.

In Sierra Leone wurden sie durch einen Seeschaden gezwungen zu landen und eine eihe von Tagen in der üppigen, aber ungesunden christlichen Negerstadt zu verbringen. ort erlag eine der Bräute, der Blanka besonders nahegetreten war, in ihren Armen einem rasch verlaufenden Malariafieber, während sie selbst, dem steten Geschaukel enthoben, sich wieder erholte. Auf der Weiterfahrt jedoch faßte sie die Seekrankheit von neuem und ließ sie nicht los, bis sie den Boden Afrikas unter den Füßen hatte.

In Akra, dem ehemaligen Dänenwerk an der Goldküste, das damals schon englisch war, wurde Blanka mit einer anderen Missionsbraut ausgeschifft. Dort sollten die zwei verlobten Ehrer nach der Verabredung ihre Bräute in Empfang nehmen und beide Paare in der Landeinwärts gelegenen Missionsstation Abokobi, wo der eine von ihnen wirkte, getraut werden. Nach einer gemeinsamen Hochzeitsfeier sollte dann Gottfried Eysenhart die seinige in sein eigenes Arbeitsfeld, das tief im Innern auf dem Akwapemgebirge liegende Akro- pong führen.

Nach menschlichem Ermessen war alles aufs beste geordnet, aber der Himmel versagte seine Unterschrift. Bei der Landung fand Blanka statt des erwarteten Bräutigams die Nachricht, daß er krank in Akropong liege und daß er sie bitte, bei den Missionsgeschwistern von Abokobi seine Genesung abzuwarten. In Abokobi, wo man sich ihrer liebevoll annahm, sah Blanka mit wehem Herzen ihre Gefährtin in dem von Hause mitgebrachten Myrtenkranz vor dem Altare stehen und wartete angstvoll auf eine Möglichkeit, zu ihrem Kranken zu eilen, dem ihre Pflege dringend nötig sein mußte. Aber jetzt eben setzte die sommerliche Regenzeit ein, die Flüsse traten aus, Buschwald und Savannen wurden nahezu ungangbar, und niemand war da, der es unternehmen konnte, Blanka sicher durch alle Hindernisse nach ihrem Bestimmungsort zu führen. Auch die Nachrichten blieben aus, bis ein von Akropong zur Küste reisender Missionsbruder sich durch das Überschwemmungsgebiet durcharbeitete und in Abokobi Rast machte. Durch ihn erfuhr man, daß Missionar Eysenhart an schwerer Malaria darniederlag, die er sich auf einem mit Bruder Johst zu Bekehrungszwecken unternommenen Besuch in dem benachbarten Akwamu zugezogen hatte. Auch über die näheren Umstände des mißglückten Unternehmens wußte der Gast zu berichten.

Bruder Johst, den sein Eifer niemals ruhen ließ, hatte schon seit langem mit dem ihm völlig ergebenen Eysenhart den Plan verabredet, zu den gefürchteten, jenseits des großen Voltastromes wohnenden Akwamern zu gehen, um ihnen die Heilsbotschaft zu bringen. Verschiedentliche Schwierigkeiten hatten sich bisher ihrem gemeinsamen Weggang entgegengestellt, bis Johst sich von einer inneren Stimme gemahnt fühlte, nicht länger zu zögern. Die Akwamer waren Stammesbrüder und Bundesgenossen des berüchtigten Aschantivolks und ihnen an Blutdurst und Grausamkeit nicht unähnlich; sie lebten unter ihrem König noch im völligen Heidentum und hatten eine Anzahl mächtiger Fetische, die sie in heiligen Hainen verehrten und denen bei Gelegenheit auch Menschenopfer dargebracht wurden. Nur einmal vor langen Jahren hatten zwei andere christliche Missionare die Furt des Volta überschritten um den gefährlichen Gang nach Akwamu zu wagen und hatten den Versuch mit ihrem Leben bezahlt. Seitdem war die Gefahr geringer geworden, weil die Akwamer aus Furcht vor dem englischen Gouverneur, der eine Streitmacht an der Küste hielt, nicht mehr wagten, sich an weißen Männern zu vergreifen. Doch die schlauen Wilden wußten sich die ungebetenen Gäste auf andere Weise vom Hals zu halten. Als die beiden durch Urwald und Steppengras in zweitägiger Wanderung bis zum Volta durchgedrungen waren, mußten sie zunächst an dem sumpfigen Flußufer bei Froschgequake und Moskitostichen im Freien übernachten, weil die Fähre, die sie zu finden geglaubt hatten, nicht zur Stelle war und man jenseits des Flusses in der nur einen Büchsenschuß entfernten Hauptstadt von ihrem Warten keine Kenntnis nahm. Dafür huschten Lichter vorüber, und die halbe Nacht hindurch erklang am jenseitigen Flußufer die Sprechtrommel, jenes seltsame Tonwerkzeug, das durch ein ausgebildetes Signalsystem dem feinhörigen Negerohr verwickelte Botschaften und sogar längere Geschichten übermitteln kann, die keinem Europäer verständlich sind.

Horch, Bruder Eysenhart, jetzt wird über unser Schicksal entschieden, sagte der erfahrene Johst zu dem jüngeren Gefährten. Sie trommeln drüben die Königsräte und die Fetischpriester aus der ganzen Umgegend zusammen. Morgen werden wir wissen, was diese über uns beschlossen haben.

Der Morgen kam, doch ohne sie aus ihrem Ungemach zu erlösen. Kein Boot ließ sich auf dem Strome blicken und niemand kümmerte sich um sie, während die Sonne hoch und höher stieg und sich drüben das lärmende Treiben der von den schwarzen Eingeborenen

wimmelnden Hauptstadt entwickelte. Endlich nach stundenlangem Warten im Sonnenbrand näherte sich ein Boot mit zwei Männern, die im Namen des Königs nach ihrem Begehr fragten. Eysenhart, der die Unterredung führte, gab Antwort, daß sie den König zu sprechen wünschten. Das Boot ruderte zurück, und abermals hatten sie im Sonnenbrand zwei volle Stunden zu warten, während drüben der Lärm der Stadt höher und höher schwoll, bis endlich ein größeres Boot bemannt wurde, um im königlichen Auftrag die weißen Gäste abzuholen. Am anderen Ufer kam ihnen ein goldgeschmückter Läufer des Königs entgegengerannt, um sie zu der schwarzen Majestät zu führen. Und gleichzeitig erhob sich rechts und links von ihren Ohren unter der enggekeilten Volksmenge ein von unzähligen Metallecken ausgeführter Höllenlärm zu Ehren der Königsgäste, Flinten wurden hart vor ihren Ohren abgeschossen, während die reihenweise aufgestellten Trommler und Bläser ein Negerkonzert aufführten, dem kein europäisches Ohr gewachsen war. Bevor sie durch die immer neu herandrängenden, sie eng umlagernden Massen der aufgeregten Wilden sich zu dem goldüberladenen Throne des Königs durcharbeiten konnten, waren die beiden Missionare von dem Lärm, der Hitze und der furchtbaren Ausdünstung dieser Negermassen in ihren Nerven schon so erschöpft, daß nur der Ältere und Kräftigere von ihnen noch sprechen konnte. Dem König, der sie inmitten seiner Häuptlinge und Fetischpriester mit all den umständlichen und langwierigen Zeremonien schwarzer Majestäten empfing, konnte er auf die Frage nach ihrem Begehr nur noch antworten, sie seien friedliche Gottesboten und gekommen, um ihm und seinem Volke ein großes Heil zu bringen. Aber als er weiter zu sprechen und von dem Erlöser, der Schwarze und Weiße gleichermaßen liebe und glücklich machen wolle, zu erzählen versuchte, blieb auch ihm vor Erschöpfung die Stimme aus, worauf der König sie huldreich in die ihnen zugewiesene Unterkunft entließ.

Wankend vor Hunger, Durst und Übermüdung kamen sie unter dem Geleite tanzender, gaffender, schreiender Neger in ihrer Hütte an, wo sich Eysenhart alsbald mit Schüttelfrost niederlegte, während auch der bärenstarke Johst kaum noch imstande war, von der nachgesandten Nahrung etwas zu sich zu nehmen. In der Nacht wurde es noch ärger: die dumpfe Luft in der Hütte, die sie nicht abkühlen wollte, feuchte Schwaden vom sumpfigen Ufer her und die massenhaft schwirrenden Stechmücken machten das Nachtlager nicht nur für den unglücklichen Eysenhart, dem der Kopf zerbersten wollte, sondern auch für den glücklicheren Gefährten unerträglich, und wenn sie je einmal in kurzen Schlummer fielen, wurden sie durch das Gewirbel der um die Hütte aufgestellten Trommler jählings wieder aufgeschreckt, denn auch in der Nacht dauerten die unerwünschten Ehrenbezeugungen fort. Am Morgen konnte Eysenhart sich nicht mehr erheben, sondern fieberte weiter. Bruder Johst ging noch ein paar Tage umher, wie ihm der König verstattet hatte, und suchte empfängliche Seelen für seine Botschaft, hätte vielleicht auch da und dort eine Wurzel einsenken können, wäre ihm der sprachkundige Gefährte zur Seite gestanden und hätten ihn nicht auf Schritt und Tritt die Ehrenerweisungen begleitet, in deren Lärm die Worte untergingen. Da begriff er endlich, daß der abgefeimte Beschluß der Schwarzen dahin ging, die unbequemen weißen Männer ohne Körperverletzung, durch bloße Zermürbung zu erledigen. Er meldete sich zu zweiter feierlicher Audienz bei dem schwarzen Herrscher, der ihm den freundlichen Rat gab, seinen kranken Gefährten im eigenen Hause zu pflegen, nahm diesen, sobald er imstande war, auf den Füßen zu stehen, unter den Arm und führte ihn, von Trommlern begleitet, zum Flußufer, wo ihnen eine ehrenvolle Überfahrt bereitet war.

Am jenseitigen Ufer fanden sie einen alten Neger mit Flicken seines Netzes beschäftigt. Dieser hob bei ihrem Vorübergehen den Kopf von der Arbeit und rief ihnen zu:

Euer weißer Gott ist ein unwissender Gott, wir wollen ihn nicht. Er spricht unsere Sprache so schlecht, daß wir ihn nicht verstehen können.

Denn in seiner Wildenunschuld legte der Mann die ungenügende Sprachfertigkeit des Missionars seinem Gotte selber bei. Und seine Frau, die daneben saß und Fische abschuppte, setzte wegwerfend hinzu:

Wenn euer Gott Macht hätte, würde er vor allem euch selber gesund machen.

Sie zweifelten beide nicht am Dasein des Christengottes, waren aber nach dem Erlebten überzeugt, daß ihre Fetische die Stärkeren seien und daß sie bei einem Tausche übel fahren würden. So endete der unklug unternommene Versuch der Missionare Johst und Eysenhart, den listigen Akwamern Christentum und Menschlichkeit zu bringen.

Unter unendlicher Mühsal für den Kranken legten sie den Weg, den sie gekommen, in der fünffachen Zeit wieder zurück, und Eysenharts Erschöpfung wurde so groß, daß er zu Hause gleich das Bett aufsuchen mußte, um es nicht mehr zu verlassen. Und statt Blankas liebevollen Händen, die ihm jetzt not getan hätten, pflegten ihn die solchen Dienstes nicht gewohnten seines Amtsbruders.

Mit welcher Übermacht mußte der ungelehrte Bauernsohn und gewesene Schneider ausgestattet sein, um den feingeistigen Gottfried Eysenhart so zur Unzeit in ein unübersehliches Abenteuer zu reißen, während seine mit Sehnsucht erwartete Braut ihm durch Ozeanstürme und Fieberzonen entgegenfuhr! Es scheint, daß der Vielspältige, Haltbedürftige es als eine ihm auferlegte Buße betrachtete, sich der unbeirrbaren Sicherheit eines einfachen, nur auf ein einziges Ziel gespannten Geistes in allem zu unterwerfen, sich von ihm modeln zu lassen und ihm zu folgen, wohin er mit seiner bergeversetzenden Willens- und Überzeugungskraft ihn führte. Allein das zarte Gefäß zerbrach unter seines Meisters Eisengriff. Wenn auch die geheimnisvolle Stimme recht behielt, die jenem beim Aufbruch verheißen hatte, daß beide das Land der Akwamer lebend verlassen würden, so kam doch Gottfried in den gesünderen Lüften nicht mehr zu Kraft, nach kurzer Besserung stellten sich neue Fieberanfälle ein, die ihm den Rest gaben. Er sandte noch von seinem Krankenlager einen bekehrten Schwarzen nach Abokobi, um seine Braut zu vertrösten, daß er bald entweder selber kommen oder sie durch sichere Träger holen lassen werde, aber bevor sein mit Mühe geschriebener Brief in ihre Hände kam, hatte er sein Leben ausgehaucht.

Zugleich mit der Meldung seines Todes traf ein Schreiben von Johst an die verwitwete Braut ein, daß sein Gefährte die Schickung, die ihn hart vor der Hochzeit hinwegrief, in williger Bußfertigkeit und Ergebung hingenommen habe und daß er der Verlassenen empfehle, sich unter seinen, des Schreibers, Schutz zu stellen. Es sei dem Sterbenden ein sichtlicher Trost gewesen, sie nicht hilflos auf dem Boden Afrikas denken zu müssen, und er lasse sie bitten, der göttlichen Fügung nicht zu widerstreben, die gewiß sein und ihr Bestes gewollt habe, sondern den bewährten Stab zu ergreifen, der auch ihm eine sichere Stütze gewesen sei. Das werde der beste Beweis ihrer Liebe sein, den sie ihm noch über das Grab hinaus geben könne.

An die knappe Mitteilung schloß sich die ebenso knappe Frage, ob Fräulein Blanka Osterwald gewillt sei, dem letzten Wunsch ihres Verlobten Rechnung zu tragen und seinem Mitstreiter, dem Endesunterzeichneten Missionar Franz Johst, ihre Hand vor dem Altare zu reichen.

Dieser Schlag warf die arme Blanka, die schon seit lange mit der Angst ihres Herzens und mit dem Tropenklima rang, vollends nieder. Sie lag nun gleichfalls wochenlang zwischen Leben und Sterben. Das enthob sie vorderhand einem Entschlusse. Allein die Missionsgeschwister pflegten sie treulich und entrissen sie dem Tode. So war ihr das Grau-

samere verhängt, zwischen einem neuen Bräutigam und der Rückkehr nach Europa wählen zu müssen. Vielen ist ihre nach qualvollen Seelenkämpfen getroffene Entscheidung später-hin ganz unverständlich gewesen: das Jawort, das sie dem neuen Bewerber gab. Gewiß mußten viele Bäche zusammenfließen, um diese Entscheidung zustandezubringen: der Wunsch des sterbenden Geliebten, die seltsame, von seinem Kollegen ausgehende Ge-wissensmacht, die in ihr die fast katholische Vorstellung erweckte, daß sie das übernommene Bußwerk für den Abgeschiedenen weiterführen müsse, um dadurch sein jenseitiges Heil zu fördern. Und vielleicht mehr als alles die unbezwingliche Sehnsucht, den Ort kennenzu-lernen, wo seine Spuren noch von dem Teuren, Niegesehenen zeugten, und die Stätte, wo er den letzten Schlummer schlief. Es mußte sie ja dorthin ziehen, als ob noch ein Stück von ihm da zu finden wäre. Wie sollte sie nach Europa zurückkehren, ohne dieses Akropong, das seit so lange ihr ganzes Denken füllte und dessen Wege sie alle schon tausendmal im Geiste mit ihm gegangen war, mit Augen gesehen zu haben? Wie nach all den ungeheuren Eindrücken auf Seele und Sinne sich wieder in ihrer kleinen Mädchenwelt einleben bei Mutter und Schwestern, denen alles Verständnis für tiefere Seelenerlebnisse abging? Dazu kam, daß der Name Johst an allen Missionsstationen den besten Klang hatte, und daß die Brüder von Abokobi ihr eifrig zusprachen, einem Manne von so vorbildlichen Eigen-schaften als Helferin zur Seite zu treten und damit Gottfried Eysenharts Tun weiterzu-führen. Freilich hatte ihn keiner von Angesicht gesehen, denn Johst kam seit Jahren nicht an die Küste, getrieben von seinem wahrhaft Pauliniſchen Eifer, immer weiter nach Innen, nach den Sitzen der Heidenvölker vorzudringen. So wanderte ein schwarzer Bote mit Klankas Ja nach Akropong. Und als die von den sommerlichen Regen geschwollenen Flüsse wieder sanken und die Buschwaldpfade gangbar wurden, kam Missionar Johst mit einer schwarzen Begleitung nach Abokobi, um Hochzeit zu feiern und seine Braut heimzu-holen. Von untersetztem, aber gewaltigem Wuchs mit schnellen, gelenkigen Bewegungen trat er ins Haus. Aber wer in sein Gesicht blickte, wandte schnell die Augen ab und die Kinder versteckten sich vor ihm. Um und um behaart, mit zurückfliehender Stirn und mäch-tig vorgeschobenen Kiefern hatte er ein wildes, fast tierisches Ansehen. Als er sich seiner Braut näherte, um sie mit einem Kusse zu begrüßen, schrie sie auf, denn sie meinte, jenes Waldungetüm leibhaft vor sich zu haben, das sie vor ihrer Überfahrt im Traum davon-geschleppt hatte. Der Gast wurde mit aller Auszeichnung empfangen, die seinen Ver-diensten zukam, aber eine Bestürzung lag auf allen Gemütern. Bei Tisch entwickelte er eine Unersättlichkeit, die seinem Äußeren entsprach, und der richtige Gebrauch des Eß-bestecks, den er in der Kindheit nicht erlernt hatte, war ihm augenscheinlich auch an des Eingebildeten Gottfrieds Beispiel nicht aufgegangen. Zwischendurch erzählte er mit dröhnender Stimme von seiner wachsenden Gemeinde schwarzer Christen, die er sich von weither zusammenwarb, wobei er auf sich selber das Wort des Apostels Paulus an-wandte, daß er nie auf einem schon von anderen gelegten Grund habe bauen mögen.

Er gedachte auch ehrend seines im Dienste des Wortes gefallenen Mitstreiters, der ihm ein tapferer Kamerad und oft durch seine Sprachkenntnisse nützlich gewesen, ließ aber doch durchfühlen, daß Eysenhart seine beste Stärke aus ihm geholt habe. Durch alles hob klang ein Ton jener Unterschätzung heraus, die von körperlich strotzenden Kraft-naturen dem schwächlicheren Geistesmenschen entgegengebracht wird. Das Abenteuer in Akwamu stellte er mit einem ihm selber unbewußten breitspurigen Bauernhumor dar, indem er das Trommeln des Ehrengeleits mit wuchtigen Fäusten auf der Tisch-platte nachahmte.

Blanka saß bleich und zitternd neben ihm, hing aber mit allen Sinnen an seinem Munde, wenn der Name Eysenhart fiel. Die Frauen der Station meinten heimlich, daß man mit einem solchen Aussehen eigentlich verpflichtet wäre, einer Brautwerbung sein Bild beizugeben. Die Männer tadelten zwar diese Auffassung als zu äußerlich, aber auch sie bedrückte der Gedanke, die zarte Blanka diesem Waldmenschen zu überliefern, der aussah, als ob er sie in der ersten Umarmung zerdrücken könnte. Doch niemand wagte ein Bedenken auszusprechen, alle hielt der Zwang einer überlegenen, selbstgewissen und selbstgerechten Willenskraft nieder. Die arme Blanka, durch Leid und Krankheit geschwächt, war wie ein kleiner zitternder Vogel in seiner Hand. Von kleinauf zur Unterwerfung erzogen, sah sie sich vergebens unter ihren Gastfreunden nach Hilfe um, in keiner Miene fand sie Aufmunterung oder Stärkung zum Widerstand. So trat sie betäubt, verwirrt, ohne Wissen von der Ehe, hilf- und wehrlos mit dem bärenhäutigen Bräutigam vor den Altar. Die Freundin, die mir ihr aus Deutschland gekommen und in Abokobi glückliche Gattin geworden war, weinte und weinte. Auch sie dachte an den Gorilla, der die Arme im Traum entführt hatte, und suchte den Bräutigam zu bewegen, daß er die erst Halbgenesene schone und sie ihr noch eine Weile zur Pflege in Abokobi lasse. Aber jener antwortete mit Bibelsprüchen über die Heiligkeit und Heilsamkeit des ehelichen Standes und führte die Neuvermählte mit sich weg. Die Getreue sah ihr weinend nach, wie sie in einer Hängematte liegend auf den Schultern getaufter Neger von hinnen schwebte, und sie wußte in ihrer innersten Seele, daß sie das liebe Gesicht nicht wiedersehen würde. Missionar Johst stapfte mit seinem Knotenstock voran und befehligte mit Kommandostimme die schwarze Schar.

Von dem Leben Blanka Osterwalds als Gattin des Missionars Johst ist wenig nach Europa gedrungen. Mutter und Schwestern erhielten nur spärliche und äußerliche Berichte, Paula Eysenhart keinen einzigen. Bloß mit der Freundin in Abokobi unterhielt sie dauernden Zusammenhang. Aber auch ihr konnte sich das erschrockene und in sich selbst verkrampfte Herz nicht mehr erschließen. Man erfuhr nichts, als daß sie sich mit Eifer der Schule annahm und besonders gern dem Gesangsunterricht ihrer schwarzen Schüler oblag, denen sie ein sehr glückliches Gehör und eine schöne rhythmische Sicherheit nachrühmte. Den Kindern soll sie mit solcher Innigkeit und persönlichen Nähe von dem Lieben und Leiden des Erlösers erzählt haben, daß die Hörer in Tränen schwammen und viele glaubten, die „weiße Mutter", wie sie Blanka nannten, sei dabei gewesen. Damit trat sie ganz von selber und unbewußt die Nachfolge Gottfried Eysenharts an, der auch auf diese ergreifende persönliche Art gelehrt hatte. Aus dem kurzen berauschenden Traum eines irdischen Glücks fand sie zu der ersten großen Liebe zurück, die einmal ihr ganzes Leben ausgefüllt hatte und die ihr jetzt aufs Neue zum Halt und Leitstern wurde. Sie diente dem Gatten, vor dem sie zurückbebte, weil er der Diener ihres Heilands war. Aber sie siechte unter dieses Mannes gewaltiger Willens- und Sinnenkraft. Von den weißen Frauen, deren es in Akropong nur wenige gab, wurde sie im stillen bedauert, die Negerinnen beneideten sie. Als sie einmal, gesegneten Leibes, sich schwer den Missionshügel herunterschleppte, rief ihr eine junge Schwarze nach, da sie jetzt ein Kind trage, könne sie zufrieden sein und ihren Mann auch einer anderen gönnen, die schwarze Frau möchte auch gerne ein weißes Kind. Wo Johst sich zeigte, folgten ihm brennende und begehrliche Blicke seiner schwarzen Schülerinnen. Aber er dachte strenge von den ehelichen Pflichten, strenger als es für die blasse, welkende Blume an seiner Seite gut war. Als ihre schwere Stunde kam, hatte sie nur ein altes Negerweib zum Beistand, deren Kunst nicht auf die zartere Beschaffenheit weißer Frauen berechnet war. Das Kind, ein Mädchen blieb am Leben, die Mutter

arb. Unter Urwaldbäumen, nahe dem Grabe Gottfried Eysenharts, das sie betreut hatte, nd Blanka ihre Ruhestatt. Ein junger Palmbaum wuchs darüber im brennenden tropi- hen Schweigen.

Missionar Johst konnte nicht lange im Witwerstand bleiben. Um seiner Gemeinde mmer noch näherzukommen, und weil er fand, daß, wer in Afrika wirken wolle, am besten ie, selbst ein Afrikaner zu werden, heiratete er eines seiner schwarzen Schafe und bevöl- rte den Missionshügel mit kleinen Mulatten. Diese Negerin, die er selbst getauft hatte, llte ihm in den Drangsalen und Gefahren seiner späteren Laufbahn eine treue und opfer- utige Gefährtin werden. Denn sein Eifer duldete ihn nicht mehr lange in dem friedlichen kropong. Er ließ sich nach Odumase versetzen, der vorgeschobenen Station am Volta, o er zwar ein herrliches, an Ölbäumen reiches Siedelungsland aber steinigen Boden für e Missionsarbeit fand, denn die Umwohner huldigten noch dem finstersten Fetischismus. olch ein Ort war seinem glühenden Opfertrieb eben der rechte. Als er einmal beim An- ick eines abscheulichen, mit Menschenknochen gezierten Fetischaltars in wilden Zorn aus- ach und mit seinem eisenbeschlagenen Stock den Götzen zertrümmerte, wäre er fast an r Stelle den Märtyrertod gestorben, den er sich immer gewünscht hatte. Dieser sollte m erst Jahre später zuteil werden, als die blutgewohnten Aschantivölker samt ihren erbündeten, den Akwamern, die ganze Voltagegend überschwemmten und auch die rüder von Odumase als Gefangene unter grausamen Leiden nach Kumassi, der blut- iefenden Hauptstadt von Aschanti, schleppten. Dort fand Missionar Johst mit den Seinigen n niemals ganz aufgeklärtes Ende.

Kurz vor seinem Wegzug aus Akropong hatte er Blankas Töchterlein, das er doch der rziehung seiner Negergattin nicht überlassen wollte, an die Küste gebracht, um die Drei- hrige mutterseelenallein auf einem nach Europa abgehenden Dampfer einzuschiffen. Er ngte der Kleinen ein Täschchen mit Reisegeld um den Hals, malte ihr wie einem Post- ket in großen Lettern Namen und Wohnung ihrer Großmutter Osterwald auf den Rücken nd darunter die Bitte an alle christlichen Mitreisenden, sich der Kleinen anzunehmen nd sie sicher von Station zu Station weiterzubefördern bis an ihren oben angegebenen estimmungsort. Das Kind kam glücklich an, es war ein seltsames Geschöpf, eigenwillig nd vorlaut, von unbändigem Triebleben und in nichts an die stille liebliche Blanka erin- rnd, aber auch ohne die väterliche Häßlichkeit. Sie brachte Matrosenflüche in mehreren prachen mit, die ihr schnelles Ohr auf der langen Reise aufgefangen hatte, nebst allerlei lbwilden Gewohnheiten. Im Heranwachsen entwickelte sie einen leidenschaftlichen ang für farbigen Putz und weltliche Vergnügungen, und sie brachte mit ihrer Gewalt- ätigkeit die schwächer werdende Pfarrerin Osterwald, die nach Verheiratung ihrer Töchter anz allein geblieben war, so in ihren Bann, daß sie treiben und lassen konnte was sie wollte. Jemand hätte geahnt, daß diese kleine Wildkatze unter einem trauernden Herzen getragen ar, das Tag und Nacht an den toten Geliebten dachte. Später wurde sie an einen sehr ruftmütigen Pfarrer verheiratet, den sie nicht selten durch ihre Sprünge in Verlegenheit ste, jedoch der Märtyrertod ihres Vaters und die Abstammung von der Familie Osterwald ckte die kleinen Flecken zu.

In viel späteren Jahren führte mich mein Lebensweg mit Paula Eysenhart zusammen, die sich nach einer größeren süddeutschen Stadt verheiratet hatte, und weit über ihre An- ge hinausgewachsen war. Von ihr erfuhr ich die traurige Geschichte der armen Blanka, deren holdes Bild mir aus Kindheitstagen immer nachging.

Ich habe Blanka geopfert und doch meinen Bruder nicht retten können, sagte mir Paula. Seitdem habe ich nie wieder Schicksal gespielt. Aber nie und nimmermehr kann ich glauben, daß Gottfried selbst seine Braut jenem Urmenschen als Vermächtnis hinterlassen hat, im Sinne wie dieser es auffaßte. Er mag ein im Fieber gesprochenes Wort mißverstanden haben. Denn meines Bruders verfeinertes Seelenleben hätte das ganze Grausen, das die Arme in dieser Ehe empfinden mußte, vorausgefühlt.

Sie holte mir Blankas Lichtbild von der Wand, es waren die innig beseelten Züge, von einem Ausdruck seliger Erwartung verklärt. Darunter stand von Paulas Hand ein Kreuz mit dem Todesdatum und eine in zarten Farben gemalte Passionsblume.

Geschichte eines Knaben

Von Ernst Wiechert

(2. Fortsetzung und Schluß)

Am nächsten Morgen fuhren die beiden Knaben wieder in die Stadt. Die ersten Pflüge gingen schon über die Stoppeln, und Percy fröstelte in der warmen Augustsonne. „Friert Du?" fragte Holger besorgt. Aber er schüttelte den Kopf. „Der Herbst ist da", sagte er leise.

Als sie vor dem malaiischen Hause hielten, hing neben der Tür ein weißes Porzellanschild. „Frau Lida Winckler, Klavierlehrerin."

„Was haben die denn inzwischen angestellt?" sagte Holger. Percy zuckte die Achseln. „Zimmer vermieten. Die letzte Stufe . ."

Er erfuhr, daß sie durch die Zeitung eine Wohnung gesucht habe und aus der Hauptstadt zugezogen sei. Herr Magnus sen. hatte die beiden großen Vorratskammern im Oberstock notdürftig herrichten und einen Ofen setzen lassen. Der Wert der Mark fiel lawinengleich. Sie habe schon ein paar Schüler und sei ganz „passabel". „Daß du dich leise verhältst da oben!" sagte sein Vater gereizt. Percy sah ihn verständnislos an. Er empfand das Ganze als eine sehr bittere Störung seines abgeschlossenen Lebens.

Er sah sie zum erstenmal, als er in der Dämmerung aus dem Garten kam. Sie stieg die Treppe vom Oberstock herunter, und er mußte zur Seite treten, um sie vorbeizulassen. Sie war hochgewachsen, sehr schmal in ihrem schwarzen Kleid, und ihr Gesicht sah sehr bleich aus unter ihrem dunkeln Haar. Es glitt Percy durch den Sinn, daß sie die Treppe heruntersteige, als trete sie aus einer Kirche, und es erfüllte ihn mit einem leisen Unbehagen, daß sie ihren Schritt nicht beeilte, als sie ihn sah. Er grüßte stumm und bemerkte, daß sie ihn mit einer Befremdung betrachtete, die sie zu verbergen bemüht war. Doch nickte sie langsam und höflich, ging aber schweigend vorüber und verließ das Haus, um in den Garten zu gehen. Er sah, daß um ihre Schultern ein Tuch geschlagen war, mit feinen Silberlinien auf dunklem Grunde. Er blieb noch stehen, als sie schon verschwunden war, versuchte vergeblich, sich ihr Gesicht vorzustellen, und vernahm nun erst einen sehr zarten verschwebenden Duft, der den Treppenraum erfüllte und der irgendwie fremd war in der halb dumpfen, halb nüchternen Atmosphäre dieses Hauses.

Während er langsam die Treppe hinaufstieg und der Begegnung nachdachte, kam ihm zum Bewußtsein, daß sie eine Fremde war. In einer viel größeren als der üblichen

Beziehung eine Fremde. Sie war hier nicht zu Hause, auch dort wohl nicht, wo sie her-
am. Sie war viel weiter zu Hause, in einer seltsamen Weite. Percy hatte in der Biblio-
hek der Einsiedels eine Kunstzeitschrift gefunden, der er viele Stunden geschenkt hatte.
Und in einem ihrer Bände hatte ein Bild gestanden mit dem Titel „Die Fremde". Ein
chwarzgekleidetes Mädchen oder eine Frau, auf einen Tisch gelehnt und sonderbar ab-
wesend vor sich hinblickend. Das Bild hatte ihn sehr ergriffen, ohne daß er eine Erklärung
u finden vermochte. Nun verband er es mit der Begegnung und verglich mit leiser
Unruhe beides miteinander.

Er stand am Fenster seines Zimmers und sah in den Garten hinunter, der von Schatten
efüllt war. „Was hat sie denn dort zu suchen?" dachte er unwillig. „Es ist mein Gar-
n . . irgendwo muß man doch allein sein können . ." Aber dann stellte er sich vor, er
äre länger unten geblieben und hätte sie getroffen. Er fühlte ein ganz leises Bedauern,
chelte spöttisch, blieb aber doch zwecklos stehen, bis nichts zu erkennen war als die näch-
n Baumwipfel. Dann nahm er den malaiischen Kasten heraus, hüllte aber nur die
ände in den Sarong und träumte vor sich hin. Der Duft des Gewandes schien ihm
irker, fast schmerzhaft geworden zu sein in den vergangenen Wochen, und doch das Ganze
bloser, spielerischer, seit er im Tropenhaus gestanden hatte. „Ein Spiel wie mit Pup-
n," dachte er gequält, „kindisch und sentimental . . der Dolch, sagte er . . was meint
. .?" Und seine Gedanken irrten zu Graf Manfred zurück. Dann tauchte die Schule
uf, grau und verzerrt, aber auch dies war anders geworden, blasser, wesenloser, ein Spiel-
ug aus versunkenen Tagen . .

Er stand wieder auf und trat ans Fenster. „Alles hat sich verändert", dachte er un-
uhig. „Man soll nicht auf Grafenschlösser gehen, wenn die Väter Zimmer vermieten . .
er das Haus, o Gott, das Haus!" Er legte die Hände über die Augen und sah die flam-
nden Kreise steigen und fallen.

Als Holger kam, fand er ihn noch immer in derselben Stellung. Sie blieben im Dunklen
nd sprachen leise vom grauen Morgen. Das Herz war ihnen schwer und sie verlangten
de zurück, aus Käfig und Qual zu der Erde, die sie geboren hatte. „Hör mal, Percy,"
gte Holger beim Abschied, „willst du nicht mal zu einem Arzt gehen? Du hustest doch
n bißchen viel, finde ich. Mama hat es auch bemerkt . ." „Ach wo," erwiderte Percy
blehnend. „Das ist nicht so wichtig . . ein bißchen Erkältung."

Am nächsten Abend, als Percy wieder über seinen Büchern saß, als alles wie sonst war,
ur noch grämlicher und bitterer, der Großvater, die Lampe, die verschlafenen Laute
r Straße, trat Frau Winckler, nachdem sie leise angeklopft hatte, ein. Sie wollte um
nen Hammer und ein paar Nägel bitten. Percy stand auf und sah auf seinen Großvater,
r ihn nicht beachtete. Die Fremde reichte ihm nach kurzem Zögern die Hand. „Ich
nne an," sagte sie, „daß Sie Herr Percy sind . . ich hoffe, daß ich Sie nicht zu sehr
ören werde mit meinem Spiel. Die Wände sind wohl ein wenig dünn . ."

Er verbeugte sich, ohne ein Wort zu finden. Ihre Augen verwirrten ihn.

„Ja, das ist der Kopfabscheider", bemerkte Herr Magnus ironisch. „Ein wenig mi
Vorsicht zu genießen. Durchaus exotisch, Frau Winckler." Dann ging er, um das Ge-
wünschte herbeizuholen.

Percy war blaß vor Zorn, aber die Fremde lächelte. Ihr Lächeln war matt, ein bloßes
Spiel der Linien, mit einem schwermütigen Widerschein der unbewegten Tiefe. „Ich
chte mich nicht", sagte sie mit absichtlicher Sanftheit.

„Sie hätten nicht in dies Haus ziehen sollen", sagte Percy finster.

Sie sah ihn aufmerksam an, ein wenig erschreckt, und er begriff trotz seiner Erregung den Zauber dieses Gesichtes, die unermessene Ferne ihrer inneren Welt, aus der Worte, Blick und Bewegung nur andeutend aufzusteigen schienen. Etwas Wehrloses, Mißhandeltes und doch abweisend in sich Ruhendes, Unzerstörbares lag in ihrem dunklen Bild, und das Los des Schönen schien in ihr vollendet: vom Staube gezeichnet, aber unsterblich, von Menschen begehrt und angebetet, aber nie sich vermählend, nur beglückend und dann entschwindend.

Was Percy ergriff, waren nicht diese Erkenntnisse, nicht einmal ein einzelnes Sichtbares. Auch die Gräfin war schön, aber es war eine Schönheit der umgebenden Welt, eine Steigerung gewöhnlicher Ausdrucksform. Dies aber war gleich der Schönheit einer Blume oder eines Tieres, außerhalb dieser Welt des Abendlandes, von einem andren Blute durchatmet. Er fühlte mit der empfindlichen Seele des Entwurzelten, daß diese Frau nicht in diese Stadt gehöre, daß sie auf der Flucht sei, in einem Heimweh, am Rande eines Todes, und alles das ließ ihn sie als zu sich gehörig betrachten, als seinesgleichen, seines Blutes. Es war eine Wiederholung des Tropenhauses, ein flammender Schein, und er empfand es mit der Leidenschaft des Mannes, weil er lange aufgehört hatte, ein Kind zu sein.

Er hatte keine Qual vom Weibe empfangen. Er war mit Amaga in den Dörfern gewesen, und die Schönheit war ohne Verhüllung an ihm vorübergegangen. Sie entbehrte, Natur seiend, der Bewußtheit des Geheimnisvollen, des künstlichen Reizes der Verschleierung. Sie war nackt gleich allem Gottgeschaffenen. Sie quälte nicht, wie die Blume und die Frucht nicht quält. Die Gier des Abendlandes war Percy fremd. Er würde lieben, wenn seine Stunde gekommen war. Er war nicht bereitet zu einer Liebe jeder Stunde und jeder Möglichkeit. Der Pflanze und dem Tiere auf vielen Wegen näher als dem Menschen seiner Rasse, hatte er zu warten, bis der Sturm ihn traf. Er war nicht verdorben, aber er stand auch nicht unter dem Gesetze einer Moral. Er war viel reiner als seine Gefährten, aber in seiner Stunde würde er offenbaren, daß keine menschliche Gemeinschaft seine Liebe mit ihrer Liebe verband.

„Man wird Sie hassen und verfolgen," fügte er hinzu, sie mit Leidenschaft betrachtend.

„Es wird mir nicht neu sein," sagte sie ohne Bitterkeit, „aber ich freue mich, daß Sie so sind . . man hat anders von Ihnen gesprochen."

Dann kam Herr Schurmann mit Hammer und Nägeln.

Als sie das Zimmer verließ, betrat Percys Vater das Haus. Man hörte ihn eindringlich sprechen, ihre ablehnende Erwiderung, aber dann ging er doch mit ihr die Treppe hinauf, und man hörte die Schläge des Hammers durch die Decke.

Als er herunterkam, aufgeräumt und ein wenig redselig, lächelte Herr Magnus sen. auf eine beängstigende Weise. „Hast du dich nicht auf die Finger geschlagen, Magnus?" fragte er freundlich. „Du scheinst in Batavia sogar Interesse für Dekorationsarbeiten gewonnen zu haben?"

Percy sah, daß der Blick seines Vaters voller Haß war. „Man läßt eine Dame sich nicht mit solchen Dingen quälen", sagte er scharf.

„Puh!" machte der Großvater.

„Schäme dich! schrie Herr Magnus.

„Ich? Was du nicht sagst!"

Percy stand auf, mit weitgeöffneten Augen, von einer furchtbaren Angst erfüllt.

„Geh nach oben!" schrie sein Vater. „Was hast du hier zu lauschen?"

Auf der obersten Treppenstufe blieb Percy stehen und sah zurück. Das Band der Treppe ief, sich mählich erhellend, vor ihm herunter. Er legte die Hände auf beide Geländer und tand so, ein wenig vorgebeugt, wie ein Kranker, der darauf wartet, daß ein jäher Schmerz der ein Schwindel vorübergehe. Er hatte alles erkannt. Das Grauen war vor ihm auf-erissen. Nun würde er hier zu stehen und zu wachen haben, gegen sein eignes Blut. Ja, in einem furchtbaren Sinne dieses Wortes gegen sein eignes Blut.

Tage und Nächte verglitten in einem seltsamen Nebel. Da war die Schule, aber sie war unwirklich, ein lauter Traum, mit merkwürdigen Gesichtern und Gesprächen, durch einen losen Sinn zusammengehalten, immer hart an der Grenze des Erwachens. Da war Volger, ein kühner, sicherer junger Mensch, der Pläne hatte und Heimweh, Spott und Für-sorglichkeit. Aber seine Stimme war ein wenig rauh und seine Bewegungen ein wenig förmlich, und seine Augen mit einer spähenden Sorge erfüllt, und wenn er gegangen war, dann war es, als habe der Nebel ihn verschluckt und er werde nie mehr wiederkommen. Und da war die Stadt und der malaiische Kasten, der Fluß und unten die Stube des Großvaters . . aber war das alles? Und wozu war es? War nicht die „Fremde" da, und hatte die Welt mehr als ein lächerliches, ja als ein widerliches Anrecht, ihr entseeltes Antlitz zu erheben bis an ihren magischen Kreis?

Wenn Percy ohne jeden Übergang an die Stätte seiner Geburt hätte zurückkehren können, so würde er ohne Zweifel genau so auf die verflossene Welt des Abendlandes ge-blickt haben, wie er es nun tat. Denn in Wahrheit war nicht irgendein namenloser oder benannter Mensch in den dunklen Kreis seines Lebens getreten, wie erregend die Erscheinung auch sein mochte, sondern die Insel war aus einem blauen Meere aufgestiegen, ohne eine andre Vorbereitung als die des Tropenhauses, aber mit einer glühenden Wirklichkeit und Nähe. Dort, hinter der häßlich gestrichenen Wand, im Bereich des Atems und des Herz-schlages, lag sie schweigend, ohne Ruf und Forderung, seiner wohl gar nicht bewußt, aber als eine unerhörte Spannung des Lebens wie des Blutes. Ihr Duft erfüllte das Treppen-haus, ihr Bild umwandelte alle Horizonte. Es war kein Antlitz der Städte oder der Länder, es war der Inbegriff jener einst getrunkenen Weiten, die Inkarnation jener verlorenen Erde, aus der sie ihn gerissen hatten, als seine brechenden Augen den Lotos erblickten und jene ferne Stimme über die stürzenden Wasser rief.

Er wollte nichts wissen von ihr, von ihrer Herkunft, ihrem Schicksal, ihren Meinungen oder Plänen. Sie war aus einem Meere aufgestiegen, und das dunkle Wasser hatte von ihr gespült, was ihr angehaftet hatte an Verbundenheit mit irdischem Grunde. Oder sie stand im dunklen Raum wie ein Stern, ganz für sich und keiner Schwerkraft unterworfen. Ein einmaliges Wunder des strahlenden Lichtes, die Nacht durchglänzend, nur dem Wachen-den erkennbar, und auslöschend, sobald am Rand des Tages die trüben Blicke der Menschen sich zu ihr hoben.

Es begann damit, daß sie sein Spiel hörte und in ganz reiner Begeisterung durchsetzte, daß er Stunden bei ihr nehmen durfte. Der Vater, von kalter Wachsamkeit sich beobachtet wähnend, ergriff das willkommene Band, ohne den Knaben zu befragen, ohne auch nur jener mit einem anderen Gedanken als dem eines verächtlichen Neides zu denken.

Es kam Percy nicht in den Sinn, sich zu wehren. Er setzte Fuß vor Fuß auf den Weg seines Lebens, und das Grauen des Abgrundes erfüllte ihn mit einem Schwindel der Süße und Verzweiflung. Als er zum erstenmal die Hände auf die Tasten ihres Flügels legte und das Drohen des ersten Akkordes sich groß im Schweigen des Raumes erhob, stürzten Tränen aus seinen Augen, und er fühlte das Ende seines Lebens unerbittlich aus den

schwingenden Klängen sich klären. Doch verbarg er seine Erschütterung und war ein gehorsamer, wiewohl abwesender Schüler. Die Musik des Abendlandes, die er als Kind schon einmal erlernt und dann von sich geworfen hatte als ein fremdes Kleid, erschien ihm nun in einem neuen Licht. Aber sie war von einer fremden Leidenschaft und kündete von einem fremden Leben, einem Menschen gleich, dessen Sprache er nicht verstand, und aus dessen Gebärden er mühsam erriet, daß von der Freude gehandelt wurde oder vom Schmerz.

Als er sich später erhob, um zu gehen, hielt sie, da seine Erschütterung ihr nicht entgangen war, ihn mit einem gütigen Blick zurück und fragte, ein wenig befangen von der Fremdartigkeit seines Gesichtes, ob er lieber keine Stunden haben möchte. Sie sei vielleicht etwas rasch gewesen mit ihrer Bitte.

Nun bot sie mit ihrer dunklen Gestalt und ihren sanften Augen im Dämmer des Raumes ein Bild so junger und reiner Mütterlichkeit, wie sie schonend und verstehend sich zu ihm neigte mit der Güte tiefen Leides; und wiederum war Percy, seit er sich aus Sawahs Armen gerissen hatte, die Güte eines Menschen, geschweige eines Weibes, so sehr ein Unerkanntes, nie Besessenes geworden, daß er dem Wunder ihrer Stimme lauschte, als sei ein Totes aufgestanden, leise rufend mit vergessenem Wort, wobei sein entkörperter Blick ihr Antlitz in sich trank, als suche er auch dort die letzte Spur eines entgleitenden Lebens. Und als sie, nicht ohne Angst, seinen Namen rief, schrak er, erwachend, zusammen, und ohne ihre Fragen zu beachten, sprach er leise, wobei der Schmerz des Bewußtseins in seine Augen zurückzustürzen schien, das Wort des Zaubers und der Vergessenheit: „Herzeloide."

Sie stand in tiefer Verwirrung, dunkel begreifend mit der Reife ihres Lebens, zurückbebend vor neuen Schmerzen nach mühsam gewonnenem Frieden, und doch außerstande, mit nicht achtender Hand das glühende Opfer zurückzuweisen, das über die Schwelle der Scham und des Stolzes ihr gereicht wurde mit dem Klang eines heiligen Namens.

An den Flügel gelehnt, während sie am Fenster saß und das Licht sich verdunkelte, erzählte Percy die Geschichte seines Lebens. Er erzählte sie nicht wie im Schlosse der Einsiedels, mit bewußter, ein wenig schmerzlicher Enthüllung, die unter den Augen der Männer auch das Zarteste männlich zu sagen versucht; sondern sie stieg, seiner Führung sich entäußernd, wie ein scheinbar Fremdes aus ihm empor, das er nicht leitete oder mit Farbe und Melodie versah, sondern das seinen eignen Weg sich brach, zögernd zunächst und unsicher im Ziel, bis es in überstürzender Wildheit die letzten Gründe entblößte und im Schrei einer Beichte die letzten Hüllen zerriß.

Noch fiel kein Wort über die Zuhörerin selbst, und erst als sie ihn leise zu sich rief und seine Hand in der ihren hielt, erschüttert von der Verzweiflung seines Heimwehs und der Zerrissenheit seines jungen Lebens, sank er an ihr nieder und umschlang ihre Knie, verströmend im Rausch des Bekennens und der Glut erster beseligender Hingabe. Aber erst zu ihren Füßen, im Duft ihres Gewandes, in der Nähe ihres Körpers überschritt die Seele des Knaben zum erstenmale den Kreis einer andren Menschlichkeit, trat sie unter den Baum der Erkenntnis und fühlte mit einem dunklen Grauen, daß es nicht die Hand einer Mutter war, die leise über sein Haar glitt. Und mit der jähen Erkenntnis des Erstmaligen sah er sich am Rande des Abgrundes knien und wußte, daß seine Stunde gekommen war.

„Stehen Sie auf, Percy," bat sie. Und als er sich erhoben hatte: „Wir wollen gute Freundschaft halten, hier oben in unsrer Fremde . ."

Aber er lächelte bitter und verließ schweigend das Zimmer.

Sie blieb auf ihrem Platz, den Kopf in eine Hand gestützt, den Blick in den leeren Raum gerichtet. Sie hatte es hinter sich gelassen, alles dieses, wie ein krankes Haus, und nun rief

s noch einmal hinter ihr her, ein weinendes Kind, ganz einsam. Es rief ihren Namen, Mutter, Schwester und Weib mit der Wildheit der Jugend vereinend, aber sie hielt sich ie Hände vor die Ohren und floh, so weit ihre wunden Füße sie trugen.

Von Percys Leben konnte man sagen, daß es gefror. Nicht daß seine Träume auförten oder seine Sehnsucht sich ergab, aber es zog sich zusammen zu einer wilden Wachsamit. Er glaubte, nicht erhört worden zu sein, aber niemand sollte erhört werden. Sein Blut, reif für seine Stunde, vergiftete sich, als man es verschmähte. Er spielte noch einmal mit seinem Leben, die Maske des schweigenden Hohnes vor dem Gesicht, aber er war einer satt, ja, er haßte es, und er trug es wie den Mantel eines Aussätzigen. Er verschoß ine letzten Pfeile mit der Gebärde eines Unüberwindlichen, ja eines frechen Triumhators, gegen Lehrer und Mitschüler und unten in des Großvaters Stube. Aber in den ächten saß er lauschend an der grauen Wand, um einen Ton ihres Lebens zu trinken, tunde für Stunde, von Frostschauern durchbebt. Und dann preßte er das Kissen gegen inen Mund, daß sie sein wildes Weinen nicht höre.

Ihm entging so wenig die Sorgfalt, die sein Vater plötzlich auf seine Kleider zu wenden gann, noch der gespannte Blick seiner Augen, wenn der fremde Schritt die Treppe runterkam, noch irgendeine Spur, die die weiche Erde des Gartens für ihn bewahrte. r fühlte das Unwürdige dieses Wachseins bis zum Ekel, aber seine Haltung war hart, rausfordernd, selbst drohend.

Er hielt die Stunden ein wie verabredet. Er ertrug die Qual jeder neuen Begegnung, ie Fieber, mit denen allein der Anblick und die Gegenwart ihres Zimmers ihn erschütterten, nd er genoß Tropfen für Tropfen die Qual, die er ihr bereitete. Er sah, daß sie litt unter ir eisigen Zugeschlossenheit seines Daseins und schrieb es ihrem Mitleid zu. Aber ihr Leid ar der Rausch seiner erstickten Seligkeit, und so hart an der Grenze zwischen Haß und Tränen lag die Spannung dieser Stunden, daß ein Hauch genügte, um das wilde Schauspiel zu zerstören, das er in tragischer Maske vor ihr spielte.

Frau Lida blieb schweigend. Aus ihrem Antlitz war nicht zu lesen, ob sie die Launen des Knaben aus Güte ertrug oder ob sie danach verlangte, ihn in ihre Arme zu nehmen und er müdes oder leidenschaftliches Spiel mit ihm zu spielen. Nur einmal, als er bei der Durchführe einer Sonate bei einem quälenden Akkord verharrte und ihn mit fast mechanischer Sinnlosigkeit eine unendliche Reihe von Malen wiederholte, trat sie neben ihn, legte die Hand verdeckend über das Blatt und sagte: „Weshalb quälen Sie mich so, Percy?"

Er ließ die Finger auf den Tasten liegen und sammelte seinen Blick mit wachsender Zartheit auf dem blassen Gebilde ihrer Hand. So nahe vor seinen Augen, in ihrer verhüllenden und schonenden Gebärde, in der Zartheit ihrer Glieder und dem durchscheinenden Schimmer des fremden Blutes, erschien sie ihm plötzlich als der hilflose und unsäglich rührende Inbegriff der fremden Welt, an deren Riegeln seine Hände blutend tasteten. Alles was brennend in seiner Liebe war, Flamme und Begierde, schmolz dahin vor diesem Anblick, als sei er ein schamvolles Opfer, ihm schweigend dargereicht, und aus Hohn und Angistung, aus glühenden Wünschen und Zerrüttungen stürzte er in die Auflösung des Dankes und der Anbetung, als habe er in dieser Hand das Geheimnis des Weibes erkannt und erlitten.

Er legte seine Wange an ihren unbekleideten Arm, empfand das wunderbare Geheimnis seiner Kühle gleichsam als eine Verkündung, und blieb so regungslos, während die Tränen unaufhaltsam aus seinen Augen niederströmten.

In dieser Stunde zerbrach die künstliche Rüstung seines Lebens, und er trat aus ihren Stücken als ein Verwandelter hervor. Die Schwermut, die Wort und Gebärde nun verhüllte, hob sich aus solcher Tiefe, daß aller Krampf sich lautlos fortspülte und seine Gestalt etwas Ergreifendes hatte, weil sie gleich dem Ton einer einzigen Saite war, schwingend und von Obertönen nur bereichernd umspielt. Alles Zwiespältige seines Alters, Schauspiel und Ekstase, Hochmut und Opfer, war erloschen und zur reinen Form gewandelt, einer Apotheose gleich, die in die Verklärung stieg.

Er erfuhr oder erriet aus einer Untersuchung durch den Schularzt, daß sein Leben gefährdet war. Es erschreckte ihn nicht, weil er zu Tale schritt. Ob die Tropen ihm Heilung oder „Besserung" bringen würden? Der Arzt sah ihn fassungslos an. „Die Tropen? Mann Gottes, die Tropen sind der Tod!"

Er verbarg es vor jedermann, am meisten vor ihr. Nur für Holger kam ein schöner Herbst ihrer Freundschaft. Er war schweigend in die Schatten getreten, solange Percy die fremde Zeit erlitt. Er war wissender als alle anderen, und eines Abends war er Frau Lida in den Weg getreten, als sie durch eine leere Straße von einer Stunde heimging. Er hatte hart zu ihr gesprochen und fast ein wenig roh, weil es um das Beste seines Herzens ging. Aber unter einer Laterne war sie stehengeblieben und hatte ihn sehr ernst angesehen. „Ich weiß, Graf Holger," hatte sie gesagt, „weshalb Sie mir solche Worte sagen. Aber ich weiß auch, daß ich mehr leide als Sie. Wenn ich ihn liebte wie Sie, würde ich trachten, ihn zu behalten, aber weil ich ihn mehr liebe als Sie, trachte ich, ihn zu verlieren. Und dann werden Sie ihn wiederhaben oder es glauben . . nur ich weiß, daß keiner von uns ihn jemals haben wird." Er war beschämt und zornig zurückgeblieben und hatte gewartet wie auf einen Bruder in der Schlacht. Nun, als der andere Percy neben ihm saß, einem Todwunden gleich, hatte er nichts zu tun gehabt als den Schild über sein Blut zu halten.

An einem der letzten Oktobertage, als eine blasse Sonne durch sich teilendes Gewölk in ihre Schulklasse fiel, wandten sie beide die Gesichter nach dem unvermuteten Schein. Da legte Percy die Hand um Holgers Arm und sagte laut, aller Umgebung entrückt: „Du warst doch der Treueste, Holger . ."

Die Worte waren deutlich vernehmbar in einem zufälligen Schweigen, und der Lehrer verlangte mit gerunzelter Stirn eine Aufklärung. Als Percy in völliger Teilnahmslosigkeit schwieg und eine Katastrophe hervorzubrechen schien, stand Holger auf, was für ihn etwas Unerhörtes bedeutete, und sagte, sehr blaß geworden: „Ich bitte Sie, Herr Professor, das jetzt auf sich beruhen zu lassen. Ich will es Ihnen nach der Stunde erklären." Und als der Lehrer, Unziemliches mißtrauisch vermutend, auf seiner Forderung bestand, schlug Holger mit der Faust auf die Bank und schrie: „Sie sollen schweigen! Hören Sie nicht?"

Die Stunde wurde abgebrochen und Graf Einsiedel zum Direktor befohlen, aber dann ging der Unterricht weiter, und es verlautete nichts an diesem Tage.

Nachmittags lagen sie beide auf einer Uferhöhe des Flusses, weitab von der Stadt. Wolken standen gleich Gebirgen hinter der Ebene, und Kraniche zogen über das leere Feld. Die Luft war grau und sehr still, und im fernen Walde hörte man den Schlag einer Axt.

„Sie nageln den Sarg des Jahres zu", sagte Percy ruhig. „Auch dieses Land kann schön sein . . ich sehe es nun zum ersten Male."

Holger schwieg bedrückt und starrte hinaus, über den Fluß, der leise an ihnen vorüberfloß.

„Ich bin sehr glücklich", fuhr Percy fort. „Oder vielleicht ist das auch nur ein Irrtum. Graf Manfred sagt, wir wüßten nichts, wir ahnten nur . . Ich hätte gern gewußt, so gern . ."

„Percy!" bat Holger.

„Laß doch!" Er lächelte über die stille Erde hin. „Es tut nicht mehr weh . . nichts tut mehr weh . . So hat sie auf der Terrasse gesessen und über Batavia gesehen . . Alang-Alang . . wie das hier klingt . ."

„Percy!"

„Still . . er hat mir gesagt, daß ich sterben werde. Er hat es nicht gesagt, aber er hat es gedacht . . du sollst es wissen, du ganz allein."

„Percy! Wer? Der Arzt? Er ist verrückt! Ich schlage sie tot, alle zusammen!"

Percy lächelte. „Es hat Zeit, Holger, viele Jahre vielleicht . . aber was wissen wir von der Zeit . . laß uns hinaussehen . . horch, wie die Axt noch immer schlägt."

Dann fielen nur die Blätter von den Birken, und die Stunden rollten langsam zu Tal.

Am Abend saß Percy allein in des Großvaters Stube. Die beiden waren fort, zu einem Wohltätigkeitsfest der Kaufmannschaft. Er arbeitete nicht und hörte nur dem Singen der Lampe zu.

Dann blieb er in seinem Zimmer im Dunklen. Hinter der Wand hörte er den Schritt der Frau, wie er auf und abging, als sei etwas zu ordnen oder zu räumen. Er hatte die Hände in den Falten des Sarongs und lauschte dem einzig lebendigen Klang des Hauses. Er sah sie so deutlich, als sei die Wand nicht da und ein helles Licht wie von vielen Lampen alle von allen Seiten auf ihre Gestalt. Er sah das Gesicht der Herzeloide und ihre traurigen, fast wunden Augen, ihre matten Hände und den kühlen Schimmer ihrer Arme. Und dann sah er darüber hinaus, über die Dächer der dunklen Stadt und das nun formlose Land, weiter und weiter, bis in die letzte Weite.

Und dann trat sie bei ihm ein. Ganz leise ging die Türe, und er hörte das Rauschen ihres Kleides sich ihm nähern. Sie sah ihn gegen das Fenster und blieb vor ihm stehen, als ihre Hände ihn berührten. „Percy", sagte sie leise, „ich muß mit Ihnen sprechen."

Sie setzte sich auf die Lehne des alten Stuhles, den einen Arm im Schoß, den andern um seine Schultern gelegt. Er saß wie ein Toter, aber seine Glieder bebten im Fieber. Der Duft ihrer Welt umfloß ihn, und der Hauch ihres Atems glitt über seine kalte Stirn. „Ich muß Ihnen etwas sagen, Percy", fuhr sie ebenso leise fort. „Ihr Vater hat heute um mich angehalten."

Er sank zusammen, als habe sie ihn in den Nacken getroffen.

„Ich habe seinen Antrag nicht angenommen, Percy . . Ich werde niemandes Antrag mehr annehmen, niemandes mehr, verstehen Sie?"

„Weshalb?" fragt er. Seine Stimme ist eine fremde Stimme.

„Weil ich durch zwei Ehen gegangen bin, und man hat mich zerrüttet in diesen Ehen. Geschändet und zerbrochen. Meine Seele und meinen Leib. Verstehen Sie? Meinen Leib hat man vergiftet, hören Sie?"

Er nickt. „Und deshalb?"

Er fühlt den schweren Atem ihrer Brust. „Nein."

„Weshalb denn?"

„Weil ich dich liebe, Percy."

Nun ist es ganz still. Nur der Wind geht durch den Garten, und sie hören, wie die Blätter fallen.

Er richtet sich auf und legt seine Wange an ihre Brust, mit der sein Antlitz sich hebt und senkt. Er weiß nicht, ob er versteht, was sie bekennt. Ob es Worte sind, Gefühle oder sichtbare Ereignisse. Er weiß nur, obwohl sie es nicht ausgesprochen, was sie für ihn bedeuten, was sie nach ihrem Willen bedeuten sollen. Sie liebt ihn, das heißt, sie wird sich

eher töten, als daß sie ihn liebt. Er weiß es mit einer entsetzlichen Gewißheit. Auch sei Sterben entscheidet nichts, gar nichts. Aber dies wenigstens ist gekommen und bleibt, i nie mehr zu verlieren. „Sag es noch einmal", flüstert er.

„Ich liebe dich, Percy."

Er drückt seinen Mund auf ihre Brust, und sie nimmt sein Haupt in beide Hände und preß es an ihr Herz. Dann flüstert sie ein ersticktes Wort und geht. Er hört, wie sie den Riege vor ihre Türe schiebt.

Am Morgen erwacht Percy in demselben Stuhl, todmatt, mit dem dumpfen Gefühl als laufe ein feiner Sprung, tausendfältig gezackt, durch seinen schmerzenden Körper. Es ist schon hell, und auf den grauen Dielen, dicht vor seiner Tür, liegt ein Brief. Er ist unter durch den Spalt geschoben worden, und er wischt den Staub ab, bevor er ihn öffnet. Es ist nur ein einziges Blatt, und die wenigen Worte stehen fremd und groß in dem weißen Schweigen. „Leb wohl, Percy. Mein lieber Percy."

Ihre Zimmer sind unverschlossen, leer. Auf dem Tisch liegt ein Blatt an seinen Vater daß sie verreise für immer. Die Adresse für die Nachsendung ihrer Sachen werde sie angeben

Als Herr Magnus nach seinem Sohn sehen kommt, findet er ihn zu Bett liegend. Es sei ihm nicht gut und er möchte sich gesund schlafen. Percy hört ihn nebenan klopfen eintreten und nach einer Weile mit schweren Tritten die Treppe hinuntergehen. Er wendet das Gesicht zur Wand und drückt das leise knitternde Papier an sein Herz.

Holger kommt atemlos in der ersten Pause und sitzt dann nachmittags vor seinem Bett. Er erzählt mit etwas schwerer Lustigkeit von der Schule und ihrer Banalität. Percy liegt schweigend, und seine dunklen Augen gleiten liebevoll über Holgers Gesicht. Dann bittet er ihn zu gehen, er möchte eine langen Schlaf tun. Als Holger an der Türe ist, winkt er ihm noch einmal. „Auf Wiedersehen, Holger . . in den Tropen."

Lächelnd macht Holger die Türe zu.

Es dämmerte erst, als Holger in der Frühe mit der Faust an die Tür des malaiischen Hauses schlug. Herr Magnus sen., der schon den Ofen heizte, öffnete erstaunt. Er wurde zur Seite geschoben, und Holger sprang die Treppe hinauf. „Percy!" Das Zimmer war leer, das Bett gemacht, die Bücher eingeräumt. Auf dem Tisch stand der kleine Buddha, die Hände segnend erhoben.

„Percy!" Der Schrei klang furchtbar durch das leere Haus. Die Gartentür war verschlossen. Er war nirgends zu finden.

Holger gab keine Antwort. Er starrte wild in die leeren Gesichter der beiden und stürzte aus dem Hause. Fünf Minuten später raste er auf einem Motorrade die Straße nach dem Schloß entlang. Die Leute, die zum Frühzuge nach dem Bahnhof gingen, schüttelten die Faust hinter ihm her, aber nur eine Wolke von Staub und blauem Dampf bezeichnete seinen Weg.

Er fand Percy im Tropenhaus. Die Tür war verschlossen, aber ein Fenster war ausgehoben und von innen lose angelehnt. Er lag im Dschungel, die Füße noch auf dem Gang, einen Orchideenzweig in der Hand. Sie war ein wenig bläulich gefärbt, und an ihrer Seite zeigten sich zwei entzündete Punkte, fein wie Nadelstiche: der Biß einer Schlange. Seine Augen, schon gebrochen, waren in die dunkle Wirrnis der Palmen gerichtet.

Holger schrie wie ein Tier, klagend und unaufhörlich. Sie öffneten das Haus von außen und rissen ihn mit Gewalt von der Leiche. Graf Manfred lief zu dem Glaskäfig, in dem die Schlangen lagen, beugte sich nahe an die Scheiben und schloß dann den Deckel, der nicht ganz fest auf den Wänden lag. „Er hat die Hand hineingelegt," sagte er heiser.

Sie bahrten ihn im Saal auf, verstört, mit sinnlosen Bewegungen. Vor der Türe weinten die Mädchen laut. Sein Antlitz zeigte weder Kampf noch Qual.

Dann holte Graf Manfred die Blüten der fremden Erde und legte sie über die weiße Decke. Er war allein in dem großen und feierlichen Raum und stand lange vor der Blässe des jungen Hauptes. Als er den feinen Spalt der Augen noch einmal schloß, zitterte seine kahle Hand mit den blauen Adern ein wenig und seine harten, hellen Augen zuckten unter den roten Lidern.

Sie begruben ihn an der Stelle, wo er gestorben war.

Eine weiße Steinplatte liegt im Schatten der Farne, und ihre roten Buchstaben sagen:

PARZIVAL . . WELTEVREDEN.

Um Thomas Manns „Betrachtungen"

Antwort an Arthur Hübscher / Von Thomas Mann

Sehr geehrter Herr!

Das ist ja wunderlich. Ich soll bereuen, „Beschimpfungen" zurücknehmen, wohl gar Abbitte leisten? Aber, wenn mich nicht alles täuscht, so war ich es ja wohl, der sich gegen Beschimpfungen, üble Nachrede zur Wehr zu setzen hatte, gegen eben die Behauptungen, die Sie nun mit Tabellen und Zitaten belegen und rechtfertigen richten, indem Sie gleichzeitig leugnen, sie aufgestellt zu haben. Ich hätte übertrieben, hte, was Sie gesagt, ins Gehässige und Komische gezogen? Das war nicht nötig, soweit Gehässigkeit in Frage kam; und wenn diese sich in meiner Wiedergabe komischer ausnahm als bei Ihnen, so müssen Sie es sich mit dem Bedürfnis erklären, mir etwas meiner Natur so Widerwärtiges und Unbekömmliches, wie das Gehässige, schmackhafter und zuträglicher zu machen. Übertrieben aber habe ich nicht im geringsten, und wenn ich mir auch Ihre Unersättlichkeit im Aufzeigen dessen, was ich in abgelebten Zeiten politisch gemeint, nicht zum Beispiel nehmen und Ihren Artikel nicht ausschreiben darf, wie Sie die neue Auflage meines Kriegsbuches ausschreiben, so scheint es doch nötig, Ihnen einiges von dem vorzurücken, was Sie vor weniger langer Zeit leider wirklich gesagt haben, eben in jenem Aufsatz nämlich, der „Die überarbeiteten ‚Betrachtungen eines Unpolitischen'" und dann sogar „Die Metamorphose der ‚Betrachtungen eines Unpolitischen'" überschrieben war.

Beide Ausdrücke sind fehl am Ort, es sind bewußte und tendenziöse Entstellungen dessen, was seit 1918 mit den Betrachtungen „geschehen" ist, und wenn einem die händelsuchende Sündseligkeit, die daraus spricht, auf die Nerven geht, so kann man sie auch lügenhaft nennen. Zur Wahrheit passen sie nicht, wohl aber zu Ihrem Texte.

Sie fangen damit an, zu bedauern, daß „moderne Gesamtausgaben das Werk eines Autors nicht so zu geben pflegen, wie es sich aus seinen Anfängen im Lauf der Jahre entwickelt hat, sondern so, wie es der Autor in einem bestimmten Augenblick seiner Entwicklung noch gelten lassen will." Sie tun, als sei dieser Vorwurf auf die 10bändige Gesamtausgabe meiner Schriften vom Jahre 1925 im entferntesten anwendbar, und als bedeuteten die unbeträchtlichen kleinen Weglassungen und vorläufigen Aussparungen dieser einen Gesamtausgabe eine Verfälschung meines Lebenswerkes — eine Verfälschung, vorgenommen zu einem bestimmten Zeitpunkt meiner „Entwicklung", einer sehr schlechten Entwicklung, wie sich versteht; denn in Ihrem Munde und für den Sinn derjenigen, denen Sie von mir sprechen, ist immer nur eine damit gemeint: die politische, meine Felonie

also, mein Verrat am Deutschtum, meine Konversion vom Nationalisten und Konservative zum Demokraten und Republikaner. Das sitzt fest, das schiebt sich in den Vordergrund Ihre Denkens, wenn mein Name fällt, etwas anderes, als daß ich ein Deutscher war und nu ein Republikaner bin, ist über mich nicht denkbar, im Licht dieser Idée fixe liegt all mei Wesen und Tun, und als Republikaner und Demokrat nun also habe ich meine Wer redigiert.

Doch wohl nur die kleinen und nebensächlichen? Die entscheidenden wenigstens sin doch wohl „unangetastet" geblieben? Vergebene Hoffnung. Sie sind angetastet. Nic gerade die Romane, aber was liegt an denen. In den „Betrachtungen eines Unpolitischen sind 38 und eine halbe Seite gestrichen. Sie haben noch 630, und auf diesen ist keine Silb geändert. Aber 38 und eine halbe fehlen, und es waren die deutschen. Was übrig ist, i bloßer Republikanismus; denn in der „Ausgabe von heute" (sehr gut) sind, wo es ein prächtig zuging, „nur wenige ins Objektive und Lahme gekehrte Erläuterungen geblieben harmlose und verbindliche, zu Zugeständnissen bereite Ausführungen über die Antithes von Kultur und Zivilisation", und „alles, was 1918 entschiedener Angriff war, kompromiß lose Zurückweisung des Gegners und mutiges Behaupten des eignen Standpunktes" i „heute zu einem demokratischen Relativismus eingeebnet, der Offenheit . . . zu scheue hat". Das haben Sie geschrieben. Sie haben behauptet, der Meinungsumschwung, i dessen Zeichen die neue Redaktion stehe, erscheine in der „Ausgabe von heute" „beton in sorglicher Verlagerung der Akzente, in bedachter Verschiebung des Beiläufigen zu Mittelachse, in rücksichtsloser Beseitigung des einst um diese Achse Angeordneten". Wovon jedes Wort eine Falschmeldung und Unterstellung ist. Sie haben sich in schwerfällig tückischen und halbverständlichen Wendungen über meine „schriftstellerische Ehrlichkeit ergangen, haben geschrieben, in der „Ausgabe von heute" sei eine „Wandlung schweigend und schamhaft zu verhüllen gesucht". Und um allem die Krone aufzusetzen, haben Sie an Schlusse Ihrer Jeremiade es sich wörtlich verbeten, „daß man einem Leser, der das un demokratische (muß heißen: antidemokratische) Buch Thomas Manns zu kaufen willens ist, heimlich eine demokratische Bearbeitung zuschiebe".

Ich habe Gelegenheit genommen, das alles als gröblich unwahr und lügenhaft zu be zeichnen. Ich habe dagegen gestellt, daß das ungefüge Buch um wenige Seiten erleichtert worden sei, die mir seinen überzeitlichen Wert zu beeinträchtigen schienen, daß aber von dieser „nur allzu unergiebigen", dem Auge gar nicht merklichen Kürzung abgesehen, über haupt nicht die Hand daran gelegt worden sei, und daß von Metamorphose, sorgliche Akzentverlagerung, schamhafter Verhüllung, heimlicher Zuschiebung einer demokratischen Bearbeitung und all diesem Unsinn nur giftigster Weise die Rede sein könne. Ich habe erklärt, warum ich das maßlose Dokument unverändert, wenn auch um drei Dutzend Seiten „schlanker" geworden, in die Gesamtausgabe habe eingehen lassen und welche relative Bedeutung, welchen dichterischen, zeit- und seelengeschichtlichen Wert ich ihm glaube beimessen zu dürfen. Sie gehen schweigend hin über diese Auslassungen, obgleich Sie, wenn Ihre Quengeleien und Denunziationen einem wirklichen Gefühl für das Buch entstammten in Ihrem Herzen nicht ganz unberührt davon hätten bleiben können. In Ihrer Sucht mich auf das Abgelebte festzulegen, füllen Sie die Seiten der „Süddeutschen Monatshefte", die ich über ihren Raum schon glücklicher habe verfügen sehen, mit Zitaten an, die keine lebendige Seele lesen wird, um zu beweisen, daß ich mich nicht etwa gegen einen hämischen politischen Angriff zur Wehr gesetzt habe, sondern meinerseits „unsachliche" Beschimpfungen gegen Sie vom Zaune gebrochen habe; um ferner zu beweisen, daß die neue Ausgabe der „Betrachtungen" eine Verletzung der literarischen guten Sitten darstellt, weil „einschneidende, dem ursprünglichen Geist des Buches zuwiderlaufende Veränderungen stillschweigend, d. h. in einer den Leser nicht unterrichtenden Weise daran vorgenommen" seien. Wenden Sie sich an meinen Verleger! Das Haus S. Fischer kennt, so denke ich mir, die Gebote editorialen Anstandes, und wird Ihnen zu antworten wissen, wenn Sie ihm sagen, es habe

emogelt. Über Ihr Philologenherz! Es kann nicht verschmerzen, daß, wenn denn wo-
nöglich für die Gesamtausgabe schon ein bißchen gekürzt werden sollte, ausgerechnet so
erzerquickende Dinge, wie der Abschnitt über „die bildende, sittigende Kraft des Krieges"
em Stifte zum Opfer fallen mußten. Und warum lehnt es sich auf dagegen? Weil die
inst dort entwickelten Ansichten über den Krieg heute noch — es ist trübselig zu sagen —
veil sie auch heute noch immer die Ihren sind. Weil diese Ansichten, neu gedruckt, viel-
icht vermögend wären, dem Europäer von heute zum fröhlichen Phosgen-Kriege das
erz zu stärken. Ein Buch ist verfälscht und als zeitgeschichtliches Dokument entwertet,
enn es an solcher Stelle die Spur davon trägt, daß sein Verfasser in zehn Jahren
– nicht etwa „ein anderer" geworden, nicht etwa sich selbst verlassen und verraten, sondern
anz einfach gelebt hat. Das ist der Sinn Ihres trüben polemischen Unternehmens.

Ich habe es einen politischen Angriff genannt, um Ihnen bewußt zu machen, was zu
issen Sie sich offenbar scheuen. In einer Berliner faszistischen Klubzeitung namens
Das Gewissen" haben Sie ihn zuerst veröffentlicht und ihn dann durch jene Presse ver-
:eiten lassen, die Gefallen daran finden mußte, die nationale, die zwar mit den „Be-
achtungen" nie, auch nicht als sie noch 38 Seiten stärker waren, etwas anzufangen ge-
ußt hat, die mich aber insultiert, wo sie kann, und nie mehr etwas, was von mir kommt,
id sei es das Politikfernste, wird gelten lassen, weil sie hat läuten hören, ich sei „Demokrat"
worden: mit dieser blödsinnigen Bestimmung meiner geistigen Existenz gibt ihre Vier-
rötigkeit sich grimmig zufrieden. Sie begriff leicht, um was es hier ging: Es war „eine
ationale Sache zu drehen", ein Schriftsteller anzurempeln, der undeutscher Weise erklärt
tte, es in politicis mit der Vernunft und dem Frieden halten zu wollen. Denn nicht
e verschwindend geringfügige Kürzung eines Buches unter dem Einfluß geklärter Ge-
nnung sollte und soll mit Ihren Artikeln getroffen werden, sondern diese Gesinnung selbst,
id nicht, wie Sie sich den Anschein geben, aus philologischer Empfindlichkeit wurden sie
schrieben, sondern aus politischem Haß.

Das sah nach Niedertracht aus, doch mag es wohl sein, daß nicht Niedertracht die eigent-
lhe Triebfeder war. Ich glaube zu sehen, daß Ihr Wühlen und Wüten gegen mich viel-
ehr aus verstörter Sympathie, aus einer in Kummer geratenen Anteilnahme an meinem
eben und Wirken kommt, die mutwillig zurückzustoßen nicht in meiner Natur und, selbst
nter den von Ihnen geschaffenen Umständen, nicht in meinen Wünschen liegt. Sie sind,
ren politischen Meinungen nach, gewiß kein Mann der „Verständigung", und dennoch
lage ich Ihnen dergleichen vor. Geben Sie zu, sich als Kritiker der Neuausgabe meines
riegsbuches irreführender Wendungen bedient zu haben, die mich reizen und herausfordern
ußten? In demselben Augenblick werde ich von den Ausdrücken nichts mehr wissen
ollen, die ich abwehrweise „gegen Unbekannt" (denn Ihr Name war mir nicht gegen-
irtig) gebraucht habe. Könnte nicht auf dieser Grundlage und vorbehaltlich fortdauernden
weren Kummers Ihrerseits eine Art von Notfrieden ohne Sieg geschlossen werden?
ir wäre es lieber; und was Sie betrifft, so gibt es heute in Deutschland der politisch ge-
rrten Empfänglichkeit schon genug und zuviel. Wäre es wohl lebensklug, sich innerlich
immer auf Kriegsfuß zu stellen mit einem Schriftsteller, dem Ihre Jugend, glaube ich,
niges zu danken hatte, und dem Sie, wer weiß, freien Sinnes auch in Zukunft noch
unden der Freude zu danken haben könnten?

Sehr geehrter Herr Doktor!

Einige Minuten, nachdem ich Ihr Manuskript zum Satz gegeben hatte, fragte der
Faktor an, ob es sich wirklich richtig damit verhalte, dermaßen wüst sei es doch sonst
b uns nicht hergegangen. Ja, es verhält sich damit nun wohl richtig. Aber soll ich nun
einerseits empört Verwahrung einlegen, daß Sie Zitate, die ausgesprochenermaßen die
tzlich zusammengestrichene Polemik gegen Romain Rolland betreffen (4. Absatz Ihrer

Antwort) schlauerweise auf die Neuausgabe des ganzen Buches beziehen? Soll ich die mi noch unbekannt gebliebene Auffassung vermerken, daß nicht der Verfasser die Verantwor tung für ein Buch und seine Schicksale trägt, sondern der Verleger? Soll ich hartnäckig darau bestehen, daß 611 Seiten weniger $38^1/_2$ immerhin $572^1/_2$ ergeben, die nur im kleinere Format der Neuausgabe zu 630 aufgeschwellt sind? Darauf bestehen, daß der Ausdru „demokratische Bearbeitung" etwas anderes besagt als Ihre Wiedergabe durch „demo kratischer Traktat"? Darauf bestehen, daß ... aber wirklich: soll ich jedem Ihrer Worte wiede mit einer philologischen Feststellung nüchternster und im gegenwärtigen Stadium de Streites kaum mehr förderlicher Art begegnen? Soll ich es tun, obwohl Sie mir tro der scharfen Form Ihres Briefes im Grunde weit mehr recht geben als in dem Aufsa „Kultur und Sozialismus"? Obwohl Ihre Vorwürfe sich kaum mehr auf eine Abweisun von Tatsachen, sondern im wesentlichen auf eine Ablehnung meiner Motive stützen? J meinen unzeitgemäßen, ja mehr als dies: in meinen trüben und verwerflichen Motiven sehen Sie wohl das eigentlich Kränkende meiner Handlungsweise. Aber wie ich, bei alle Bereitwilligkeit zuzugeben, daß mein Angriff Sie „reizen und herausfordern" konnte Ihre ausschweifende Darlegung dieser Motive doch nur mit einigem Erstaunen vermerken kann, so kann ich mich beim besten Willen nicht überzeugen, daß ich, getrieben von bösem Haß und händelsuchender Verblendung, mich irreführender Ausdrücke bedient habe, un meiner schlechten Sache den Anschein einer guten zu geben.

Im Ernst: sind unsere Meinungsverschiedenheiten nicht bedenklich auf das Gebiet ver schiedener Wertungen abgeglitten? Politischer Wertungen, versteht sich? Sehen Sie, es ist eine vertrackte Sache um die Politik. Sie trennt am tiefsten, wo am ehrlichsten um Überzeugungen gestritten wird. Aber da Sie mir auf so unwegsamem Gelände weiter voran gegangen sind, als ich folgen kann: wie schön, daß Sie mir selbst milde den Rückweg offen halten! Wie schön, daß Sie aus der Sackgasse der in unserem kümmerlichen Deutschland nur allzu gangbaren Parteiideologie hinausweisen auf Möglichkeiten einer Einigung, und wie schön, daß es gerade das Einigende der Dichtung ist, das Sie hervorheben! Ich sollte einer Einigung auf den Dichter Thomas Mann nicht gern und ohne Vorbehalte irgend einer Kümmernis zustimmen? Gewiß, Sie machen es nicht leicht. Aber wenn ich in diesem Streite mich freudiger als sonst zu einer letzten Rechthaberei bekenne, so ist es diese, daß ich Ihnen das Recht bestreite, mich jenen beizuzählen, die einen Romancier nach seinen politischen Meinungen beurteilen. Gepflogenheiten einer vielfach belegten demokratischen Unduldsamkeit mitzumachen, besteht für mich kein Anlaß. So darf ich denn auch sagen: Ich habe dem Dichter Thomas Mann nicht zuletzt in dieser Zeitschrift noch anläßlich des „Zauberberges" Ehre erwiesen (Augustheft 1925) und werde anläßlich des in Aussicht gestellten mythologischen Romans, wie ich hoffe, erneut Gelegenheit dazu erhalten. Denn wenn es viele geben mag, die auf dem Wege über den Politiker auch einmal zum Dichter finden, glauben Sie, es gibt auch manche, die über dem Dichter gern den Politiker vergessen.

Ihr sehr ergebener Arthur Hübscher.

Städte und Bauten

Vor fünf Jahren etwa machte ein Foliobilderbuch des Berliner Verlags Ernst Wasmuth von sich reden, in Deutschland, in Europa, auf der ganzen Welt. Es hieß „Das unbekannte Spanien" und sein Autor Kurt Hielscher. Er brachte Aufnahmen von einer künstlerischen Eigenart und technischen Vollendung, die selbst im klassischen Lande der Liebhaberphotographen Aufsehen machten. Diesem ersten Bande sind eine Reihe anderer gefolgt, unter denen ich vor allem „Deutschland" hervorhebe, gleichfalls von Hielscher,

riechenland von Holdt, Nordafrika, China, Canada, Frankreich, England. Mit der Kos-
iographie dieses Orbis Terrarum hat, darin liegt das Erhebende, ein deutscher Verlag mit
inem Schlage auf diesem Gebiete die Führung übernommen. Abnehmer dieser Reihe
t das ganze Ausland, so weit es von ihr behandelt wird und soweit es selbst reist. Sie
t ein Welterfolg, und eine der glänzendsten deutschen Leistungen der Nachkriegszeit.

Nach dem Sprichwort Imitation is the sincerest flattery hat Wasmuths Vorgehen Nach-
hmer gefunden, mit einigen von denen wir uns heute befassen wollen. „Venedig in
ildern", etwa 100 zum Teil unveröffentlichte Photographien von Fratelli Alinari
nd Bruno Reiffenstein, herausgegeben von Johannes Eckardt, Verlag Dr. Hans Epstein,
n Format etwas kleiner als die Blauen Bücher Langewiesches. Die Einleitung besteht
uptsächlich aus einem längeren Abschnitt aus Viktor Hehn, dessen klassische Schilderungen
taliens am bequemsten in dem Bande „Italienische Reise" (München, Albert Langen)
igänglich sind. Die Aufnahmen sind an Wert verschieden. Den Zweck, Erinnerungen an
esehenes festzuhalten, erfüllen sie alle. Darüber hinaus photographische Kunstwerke
id wenige, wie der Blick aus dem Dogenpalaste auf San Giorgio Maggiore, der von
mselben Palast auf Sansovinos Bibliothek, das Detail der Südwand von San Marco,
e Loggia des Dogenpalastes. Die Aufnahmen Reiffensteins sind eigenartiger als die von
inari. Von den bekannten Denkmalen fehlt keines. Daß originelle Aufnahmen aus
enedig nicht mit dem großen Format stehen und fallen, nebenbei, beweist der kleine
and Venice on foot von Hugh A. Douglas (London, Methuen).

„Venedig. Bauten und Bildwerke. Mit einem kunstgeschichtlichen Abriß und 104
ldertafeln" von Dr. S. Huyer bildet Band I einer Sammlung Mirabilia Mundi des
ch jungen, aber tatkräftigen Verlages von Dr. Benno Filser in Augsburg (10 Mark). Das
erk hat manche Photos von Alinari mit eben vorhin besprochenen gemein, z. B. Markus-
che, Chorlettner, Scala Minelli, aber die meisten Aufnahmen sind selbständig und es
tet noch mehr Einzelheiten. Außerdem ist das Format größer und sind die Wiedergaben
ler, was dem eigentümlichen Lichte Venedigs angemessener ist. Besonders die Innen-
fnahmen haben dadurch gewonnen. Die einleitende Kunstgeschichte von Venedig ersetzt
en Spezialband. Auch in diesem Bande sind die Aufnahmen des Autors origineller
a die von Alinari, die über die klare Vergegenwärtigung des Gegenstandes hinaus keinen
genreiz bieten.

Das an Fülle des Mitgeteilten und Anmut der Darstellung unvergleichliche Buch über
„enedig im 18. Jahrhundert" von Philipp Monnier (französisch erschienen 1907 bei
Arrin, Paris) hat der Verlag Georg Müller, mit 32 Tafeln nach zeitgenössischen Bildern
chmückt, deutsch herausgegeben. Die Kapitel lauten: Einleitung; Das leichte Leben;
Fte, Karneval, Landaufenthalt; Frauen, Liebe und Cicisbeo; Die Schriftsteller, Gasparo
zzi; Musikleidenschaft; Venedigs Meister; Venezianisches Theater und italienische
mödie; Das Lustspiel Goldonis; Carlo Gozzi und seine „Fiabe"; Die Abenteurer und
anova; Die Bürger; Das Volk; Venedigs Ende. Das Buch wird immer noch farbiger
d sprühender, je weiter man liest. Diese deutsche Ausgabe ist viel schöner als die franzö-
ische Urausgabe, vor der sie außer den 32 Tafeln das venezianische Glossar (S. 312/13)
raus hat. Am schönsten sind für mein Gefühl die Abschnitte über Goldoni und Gozzi.
T Tafeln sind nach Bildern von Bellotto, Canale, Marieschi, Canaletto, Guardi und
Tpolo.

Das Gesicht der Städte", heißt eine Sammlung, die im Albertus-Verlag in Berlin
rauskommt, und von der mir der prachtvolle Band „Paris" vorliegt, besorgt von
Irio von Bucovich, mit einem Geleitwort von Paul Morand (Ganzleinen 20 M.). Der
Bd schildert das Paris von heute, die sich amerikanisierende Metropole des Lärms und
Aufregung, die Stadt der grellsten Lichtreklame, der Autoraserei, die Wüste der Moderni-
in der man das alte Paris mit seinen herrlichen Kunstdenkmälern, seinen malerischen
Z keln von einst empfindet wie Oasen. Naturgemäß legt er auf diese Denkmale ver-

gangener Herrlichkeit das Hauptgewicht, auf die Kirchen und Paläste, die Brücken, aber er zeigt auch das Paris der Arbeit, der Industrie, des Handels, der Vorstädte, der Armut des Verbrechertums, er zeigt die Umgebung, Versailles, Chantilly, Fontainebleau, Saint Denis. Die Aufnahmen sind durchwegs ausgezeichnet. Auch hier sind die modernsten die des Herausgebers. Auch in der Reihe Orbis Terrarum wäre dieser Band einer der schönsten. Man darf auf die Fortsetzung der Reihe gespannt sein.

„Bauten der Technik. Ihre Form und Wirkung. Werkanlagen." Von Werner Lindner. 240 Seiten mit 614 Abbildungen nach Photographien und Zeichnungen, 32 Seiten einleitender Text (Verlag Ernst Wasmuth, 34 M. in Ganzleinen). Der Band, bezeichnenderweise herausgegeben vom deutschen Bund Heimatschutz gemeinsam mit dem Verein Deutscher Ingenieure, ist ebenso lesens- wie beachtenswert. Nach den instruktiven schematischen Zeichnungen beginnt der Hauptteil, wie sichs gehört mit dem babylonischen Turm. Es folgen, nicht in bunter Folge, sondern wohlüberlegt, runde Pavillonslösungen, alt und neu, europäisch und exotisch, Lösungen von Türmen, Turmhäusern, Kühltürmen, Gasbehältern, Talsperren, Hochbehältern, Würfelbauten, Speichern, Lagerhäusern, Fabriken, Hochöfenanlagen, Lagerhäusern, Bahnhöfen, Hallen, Großkraftwerken, Wasserkraftanlagen, Überlandleitungen, Fördergerüsten, Krahnen, Verladebrücken. Diese uralte Sachlichkeit leuchtet ein, solang es sich um Bauten der Technik handelt. Wird sie hingegen auf Häuser zum Wohnen angewandt, wirkt sie abstoßend. Auch in dem Bande „Paris" fallen die Würfelhäuser durch die Scheußlichkeit ihrer Straßenseiten auf. Atonalität ist die Kapellmeistermusik der Talentlosen. Wohnkisten sind der Klassizismus der Phantasielosen, denen nichts einfällt, leider nicht einmal ihre Bauten.

Wem dieser Band zu teuer ist, der erwerbe wenigstens „Bauten der Arbeit und des Verkehrs aus deutscher Gegenwart" (Karl Robert Langewiesche, 78 Abbildungen, 3,30), der ausschließlich deutsche Bauten bringt, darunter fast lauter solche, die in dem anderen Bande nicht vertreten sind, und die vielfach überwältigend großartig wirken. Besonders lehrreich sind die untenstehenden Erläuterungen: eine Zeile, höchstens zwei, in denen das steht, worauf es gerade bei diesem Bau ankommt. Eines der wertvollsten der „Blauen Bücher".

Rosenheim Josef Hofmiller.

Neuerscheinungen

„Er ist nur zeitweilig vergessen worden. Seine Zeit wird noch kommen. Plötzlich wird man ihn wieder lesen, viel lesen und lange lesen," schrieb ich im Dezemberheft über Adolf Pichler, und siehe! schon ist eine gute Auswahl seiner Werke in 2 Bänden bei Reclam erschienen! Band I enthält Franz Kranewitters biographische Einleitung (mit bösen Feststellungen der schauerlichen Unfähigkeit der Habsburger). Autobiographisches aus Werken und Tagebüchern, und eine strenge Sichtung aus dem dichterischen Lebenswerke; Band II sechs Erzählungen in Prosa und Schilderungen aus dem Ötztal, dem Karwendel und vom Garda. Für die Auswahl bürgt die Adolf Pichler-Gemeinde als Herausgeberin. Reclams neue Ausstattung der Helios-Klassiker in Ganzleinen ist von E. R. Weiß entworfen. Diese grünen Bände sind schön, ihr Preis (zusammen 5,50 M.) ist spottbillig.

Wiederholt habe ich die baltischen Memoiren empfohlen, die bei Eugen Salzer in Heilbronn herauskommen. Der neueste Band „Sommersegen" von Mia Munier-Wroblewska (Ganzleinen 6 M.) stellt ein höchst erfreuliches Mittelding zwischen Familienchronik und Novellen dar, so stark ist die gestaltende Kraft dieser — man muß wohl sagen: Dichterin, wenn auch das, was sie erzählt, die Geschicke ihres Hauses sind; die Art, wie sie ihre Gestalten sieht, lebendig macht, ist wahrhaft dichterisch. J. H.

Redaktionell abgeschlossen am 22. Juni 1928
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hübscher in München. — Druck- und Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München.

Der Potsdamer Kronrat

Geschichte und Legende

Von Kurt Jagow in Berlin

Die Legende von einem Kronrat, der in Potsdam am 5. Juli 1914 unter dem Vorsitz Kaiser Wilhelms II. den Entschluß zur Entfesselung des Weltkrieges gefaßt haben soll, t eines der stärksten Propagandamittel zum Beweise der angeblichen deutschen Kriegsschuld ewesen. Sie bot die Möglichkeit, den breitesten Schichten aller Völker auf ihr Sinnen und ragen um die Verantwortlichkeit für das schwere Leid, das über sie gekommen war, eine ach Ort, Datum und Personen fest umrissene, dazu leicht faßliche, ja simple Antwort zu eben: hier und an diesem Tage ist von den genau zu bezeichnenden Persönlichkeiten mit orbedacht die furchtbare Kriegsmaschine in Bewegung gesetzt worden. Keine abstrakten egriffe, wie Imperialismus, Militarismus, Streben nach Welthegemonie, sondern ein nfälliger Vorgang und vor allem: leibhaftige Personen, denen die große Schuld auf- aden war. Dazu die Werbekraft in propagandistischem Sinne, der dem Namen „Pots- mer Kronrat" innewohnte: „Potsdam", Symbol und Inkarnation des „preußischen ilitarismus", wie er sich den Feinden Deutschlands darstellte, bekannt über den Erd- all hin als Gegenstück und Antithese zu Weimar — „Kronrat", ein geheimnisvoller Begriff, r, umwittert vom mystischen Hauch des Gottesgnadentums, besonders den westlichen emokratien erwünschte Gelegenheit bot, alle Vorstellungen von autokratischer Willkür d absolutistischer Unverantwortlichkeit wiederzubeleben und zu vereinigen.

Sind im vorstehenden kurz die psychologischen Voraussetzungen umrissen, die der auch ute noch nicht erledigten Legende zu ihrem weltgeschichtlichen Erfolge verholfen haben, erhebt sich die Frage: wie war es möglich, daß sie entstehen und daß sie eine Form ge- innen konnte, die ihr nicht nur den Schein, sondern auch das Leben der Wirklichkeit geben hat? Welches ist der historische Kern der Legende, wie und von wem und in elcher Absicht ist er verfälscht worden? Handelt es sich um die klug berechnete Propa- erung einer wissentlichen Lüge? Oder ist die Legende in der anonymen Öffentlichkeit eichsam historisch gewachsen? Diese Fragen aufwerfen heißt anerkennen, daß die Unter- chung über die Entstehung der Legende vom Potsdamer Kronrat über das engere Gebiet r Kriegsschuldfrage hinausgeht; die Historie in jedem weiteren Sinne ist daran beteiligt, r allem die in unserer Zeit so schwerwiegende Problematik der Massenpsychologie.

Die nachfolgende Darstellung will an Hand alles erreichbaren archivalischen und ge- ruckten, insbesondere des umfangreichen Zeitungsmaterials die Entstehung dieser Legende rstellen. Sie geht von dem aus, was wirklich geschehen ist, und gliedert sich demzufolge in nen Abschnitt über den tatsächlichen Hergang und einen über die Legendenbildung. Dabei llt sich die Untersuchung die Aufgabe, dem Leser das Quellenmaterial so darzulegen, ß ihm die Gewinnung eines eigenen Urteils ermöglicht wird.

I. Der geschichtliche Hergang

1. Die Pläne der Donaumonarchie nach dem Morde von Serajewo

Am 28. Juni 1914 war der Thronfolger Österreich-Ungarns, Erzherzog Franz Ferdinand, mit seiner Gemahlin in Serajewo ermordet worden. Noch bevor dieses Ereignis genfällig gezeigt hatte, wie schwer die Gefahr war, die der Donaumonarchie von Serbien her drohte, hatte die österreichisch-ungarische Regierung bereits eine Neuorientierung

ihrer Politik auf dem Balkan ins Auge gefaßt. Seit 1903, dem Zeitpunkt der Ermordung König Alexanders und der Thronergreifung durch Peter Karageorgiewitsch, war Belgrad zum Zentrum der großserbischen, gegen den Bestand Österreich-Ungarns gerichteten Bestrebungen geworden; die Annexionskrise von 1908 und die Balkankriege 1912/13 hatten den Gegensatz Wien—Belgrad deutlich zum Ausdruck gebracht und die serbischen Hoffnungen ins Zügellose wachsen lassen. Eine weitere starke Bedrohung für Wien lag in den offensichtlichen Bestreben Serbiens und Rußlands, den mit den Mittelmächten seit 188[illegible] verbündeten rumänischen Staat auf ihre Seite zu ziehen und einen neuen Balkanbund unter russischer Patronanz mit der Spitze gegen Österreich-Ungarn ins Leben zu rufen. Eine Klarstellung des Verhältnisses zu Rumänien schien daher dringend geboten[1]).

Mit dieser Zielsetzung wurde bereits im Mai 1914 im k. u. k. Ministerium des Äußern ein Memorandum ausgearbeitet, das die Rumänien und Serbien gegenüber zu befolgende Politik der Donaumonarchie zum Gegenstande hatte. Es kam zu dem Ergebnis, daß in erster Linie festgestellt werden müsse, ob Österreich-Ungarn auf die Erfüllung des Bündnisvertrages durch Rumänien rechnen dürfe. Nachdem dieser Punkt als der wichtigste erkannt worden war, ging der Außenminister Graf Berchtold Mitte Juni daran, ein Memorandum ausarbeiten zu lassen, das dem deutschen Bundesgenossen vorgelegt werden sollte. Diese am 24. Juni im Konzept fertiggestellte und in der Hauptsache auch in der endgültigen Fassung beibehaltene Denkschrift wurde in den nächsten Tagen auf Veranlassung Graf Berchtolds einer Überprüfung und einer Neubearbeitung des auf das Verhältnis zu Rumänien bezüglichen Teils unterworfen; am 28. lag sie fertig vor[2]). Ihr wesentlichster Inhalt ging dahin, angesichts der von Serbien drohenden Kriegsgefahr und der augenscheinlichen Unzuverlässigkeit Rumäniens die diplomatische Unterstützung Deutschlands für die Angliederung Bulgariens an die Mittelmächte zu gewinnen. Dieses sollte vertraglich an die Mittelmächte, später auch an die Türkei angeschlossen und dadurch daran gehindert werden, in den von Rußland gewollten Balkanbund einzutreten. Rumänien seinerseits sollte veranlaßt werden, von Serbien abzurücken und der im Lande betriebenen Agitation gegen Österreich-Ungarn entgegenzutreten. Mit diesen Zielen, deren Verwirklichung naturgemäß lange Zeit in Anspruch genommen hätte, wollte die Donaumonarchie den gegen ihren Bestand gerichteten, unter russischer Führung in Bildung begriffenen Balkanbund verhindern. Von Serbien selbst war in der sehr umfangreichen Denkschrift nur verhältnismäßig wenig die Rede; die beiden in Betracht kommenden Stellen seien wegen ihrer Bedeutung wörtlich wiedergegeben:

Serbien, dessen Politik seit Jahren von feindlichen Tendenzen gegen Österreich-Ungarn geleitet wird und das ganz unter russischem Einflusse steht, hat einen Zuwachs an Gebiet und Bevölkerung erreicht, der die eigenen Erwartungen weit übertroffen hat; durch die territoriale Nachbarschaft zu Montenegro und das allgemeine Erstarken der großserbischen Idee ist die Möglichkeit einer weiteren Vergrößerung Serbiens im Wege der Union mit Montenegro nahegerückt...

... Daß Serbien unter russischem Druck darauf eingehen würde, für den Eintritt Bulgariens in ein gegen die Monarchie gerichtetes, auf den Erwerb Bosniens und der angrenzenden Gebiete abzielendes Bündnis in Mazedonien einen angemessenen Preis zu bezahlen, ist wohl nicht zu bezweifeln.

Der am 28. Juni erfolgte Mord veranlaßte den Leiter der österreichischen Außenpolitik, dem schon fertigen Memorandum noch folgende Sätze beizufügen:

Die vorliegende Denkschrift war eben fertiggestellt, als die furchtbaren Ereignisse von Serajewo eintraten.

Die ganze Tragweite der ruchlosen Mordtat läßt sich heute kaum überblicken. Jedenfalls ist aber, wenn es dessen noch bedurft hat, hierdurch der unzweifelhafte Beweis für die Unüberbrück-

[1]) Vgl. z. Folg. R. Gooß, Das Wiener Kabinett u. die Entstehung des Weltkrieges, Wien 1919, S. 3 ff.

[2]) R. Gooß, a. a. O., S. 6, 17, 18, 24. Der Text in den deutschen Dokumenten zum Kriegsausbruch, neue Ausgabe, Berlin 1927 (= DD) Nr. 14, im Dt. Weißbuch über die Schuld am Kriege 1914, 2. Aufl. Berlin 1927, S. 91, sowie im Österr. Rotbuch, Wien 1919, Beilage zu Nr. 1.

arkeit des Gegensatzes zwischen der Monarchie und Serbien sowie für die Gefährlichkeit und ntensität der vor nichts zurückschreckenden großserbischen Bestrebungen erbracht worden.

Österreich-Ungarn hat es an gutem Willen und Entgegenkommen nicht fehlen lassen, um ein rträgliches Verhältnis zu Serbien herbeizuführen. Es hat sich aber neuerlich gezeigt, daß diese Bemühungen ganz vergeblich waren und daß die Monarchie auch in Zukunft mit der hartnäckigen, nversöhnlichen und aggressiven Feindschaft Serbiens zu rechnen haben wird.

Um so gebieterischer tritt an die Monarchie die Notwendigkeit heran, mit entschlossener Hand ie Fäden zu zerreißen, die ihre Gegner zu einem Netze über ihrem Haupt verdichten wollen.

Dieses Memorandum sollte in Berlin Kaiser Wilhelm II. überreicht werden. Zu diesem Zwecke wurde am 2. Juli ein Handschreiben Kaiser Franz Josephs entworfen, das am . Juli noch einigen geringfügigen Änderungen unterzogen wurde[1]). Es verfolgte die leichen Gedankengänge wie das Memorandum, sprach sich jedoch über die gegen Serbien zu befolgende Politik bereits weit schärfer und bestimmter aus[2]):

Das gegen meinen armen Neffen verübte Attentat ist die direkte Folge der von den russischen nd serbischen Panslawisten betriebenen Agitation, deren einziges Ziel die Schwächung des Dreiundes und die Zertrümmerung meines Reiches ist.

Nach allen bisherigen Erhebungen hat es sich in Serajewo nicht um die Bluttat eines einzelnen, ndern um ein wohlorganisiertes Komplott gehandelt, dessen Fäden nach Belgrad reichen, und enn es auch vermutlich unmöglich sein wird, die Komplizität der serbischen Regierung nachzuweisen, kann man wohl nicht im Zweifel darüber sein, daß ihre auf die Vereinigung aller Südslawen nter serbischer Flagge gerichtete Politik solche Verbrechen fördert, und daß die Andauer dieses ustandes eine dauernde Gefahr für mein Haus und für meine Länder bildet.

Das Bestreben meiner Regierung muß in Hinkunft auf die Isolierung und Verkleinerung erbiens gerichtet sein. Die erste Etappe auf diesem Wege wäre in einer Stärkung der Stellung r gegenwärtigen bulgarischen Regierung zu suchen, damit Bulgarien, dessen reelle Interessen it den unsrigen übereinstimmen, vor der Rückkehr zur Russophilie bewahrt bleibt.

Dies wird aber nur dann möglich sein, wenn Serbien, welches gegenwärtig den Angelpunkt r panslawischen Politik bildet, als politischer Machtfaktor am Balkan ausgeschaltet wird.

Auch Du wirst nach dem jüngsten furchtbaren Geschehnisse in Bosnien die Überzeugung haben, ß an eine Versöhnung des Gegensatzes, welcher Serbien von mir trennt, nicht mehr zu denken i und daß die erhaltende Friedenspolitik aller europäischen Monarchen bedroht sein wird, solge dieser Herd von verbrecherischer Agitation in Belgrad ungestraft fortlebt.

Was beabsichtigte Österreich-Ungarn jetzt gegen Serbien zu unternehmen?

Das Memorandum betont die gebieterische Notwendigkeit für die Monarchie, „mit tschlossener Hand die Fäden zu zerreißen, die ihre Gegner zu einem Netz über ihrem Haupt rdichten wollen". In dem kaiserlichen Handschreiben wird als Ziel der österreichischen olitik „in Hinkunft" die „Isolierung und Verkleinerung" Serbiens bezeichnet; für den eg dazu sind mehrere Etappen vorgesehen. Serbien soll ferner „als politischer Machtktor am Balkan ausgeschaltet" werden; der „Herd von verbrecherischer Agitation in elgrad" darf „nicht ungestraft fortleben". Graf Berchtold hatte bereits am 1. Juli dem garischen Ministerpräsidenten Grafen Tisza seine Absicht eröffnet, „die Greueltat in rajewo zum Anlasse der Abrechnung mit Serbien zu machen"[3]), und am 2. Juli den utschen Botschafter von Tschirschky darauf hingewiesen, daß der systematischen großbischen Wühlarbeit „nur durch rücksichtsloses Vorgehen gegen Serbien ein Ende betet werden könnte"[4]). Nach alledem ergibt sich: die Staatsmänner der Donaumonarchie tten den Ernst der Lage voll erkannt und wünschten etwas Energisches zu unternehmen, r der großserbischen Wühlarbeit ein Ende zu bereiten. Als Ziel hatten sie sich die Isorung und Verkleinerung Serbiens gesteckt, doch sollte diese Politik in gewissen Etappen rchgeführt werden. Über die Art des „rücksichtslosen Vorgehens" und die „Abrechnung"

[1]) Vgl. Gooß, a. a. O., S. 29.
[2]) Abgedruckt DD Nr. 13, Dt. Weißbuch S. 89, Österr. Rotbuch Nr. 1.
[3]) Österr. Rotbuch Nr. 2.
[4]) Österr. Rotbuch Nr. 3.

mit Serbien scheinen nur sehr unbestimmte Vorstellungen geherrscht zu haben. Ma fühlte, daß etwas geschehen mußte, war sich über das Was und Wie aber keineswegs ir klaren. Alsbaldiges militärisches Vorgehen oder eine diplomatische Aktion auf lang Sicht? In bestimmter Form greifbar sind die Gedankengänge des Ballplatzes in der nac Berlin übermittelten Form nicht. Was aber immer auch die Ursachen dieser Unbestimmt heit sein mögen — soviel ist sicher: wenn Berlin von einer kriegerischen Aktion abrät dann wird Graf Berchtold sich auch auf ein zuwartendes, der unmittelbaren Auseinander setzung mit Serbien aus dem Wege gehendes Programm festlegen lassen[1]).

Handschreiben und Denkschrift waren nunmehr nach Berlin zu überbringen. Zunächs war an den Prinzen Hohenlohe, den späteren und schon damals als Nachfolger des Grafen Szögyény ins Auge gefaßten Botschafter in Berlin gedacht worden[2]). Dann war ma davon abgekommen und hatte beschlossen, die Schriftstücke durch Graf Szögyény, der den Kaiser sehr genehm war, überreichen zu lassen. Dem Botschafter sollten sie anfangs durch Kurier[3]), sodann endgültig durch den Grafen Hoyos, den Kabinettschef des Grafen Berch told, überbracht werden. Am Nachmittag des 4. Juli erging an den Botschafter die tele graphische Mitteilung, daß Graf Hoyos abends mit einem Handschreiben und einer Denk schrift an Kaiser Wilhelm nach Berlin fahren werde; beide Schriftstücke solle er, der Bot schafter, dem Kaiser noch am andern Tage überreichen oder, falls dies nicht möglich wäre Vorsorge treffen, daß dem Kaiser die Schreiben sofort zugestellt würden, bevor er am 6. Juli auf die Nordlandreise ginge. Ferner sollte der Botschafter dem Reichskanzler Ab schriften der beiden Schreiben sofort überreichen und ihn gegebenenfalls auf seinem Land sitz aufsuchen, damit dieser noch vor der Abreise des Kaisers den Inhalt mit dem Botschafter und dann mit dem Kaiser besprechen könnte[4]).

Der Botschafter suchte — jedenfalls erst am Morgen des 5. Juli — die ihm aufgetragene Audienz nach, erhielt sie auch für die Zeit kurz vor 1 Uhr bewilligt und gleichzeitig eine Ein ladung zur kaiserlichen Frühstückstafel[5]). Der Kanzler war dagegen nicht so schnell zu er reichen, da er gerade am Nachmittag des 4. Juli gegen 5 Uhr von Berlin nach seinem Land gut Hohenfinow bei Eberswalde abgefahren war, um dort seinen Urlaub zu verleben. Aus diesem Grunde sah Szögyény sich genötigt, die Überreichung der Abschriften durch Graf Hoyos, der am Morgen des 5. Juli eintraf[6]), an den Unterstaatssekretär Zimmermann, den Vertreter des beurlaubten Staatssekretärs von Jagow, erfolgen zu lassen. Der Bot schafter begab sich mit den Originalen zur angesetzten Zeit nach Potsdam ins Neue Palais.

2. Die deutsche Einstellung nach Serajewo

Bei den Leitern der deutschen Politik hatte der Mord von Serajewo in derselben Richtung gewirkt wie in Wien: jetzt, sah man, war der letzte Augenblick für die schwer bedrängte Doppelmonarchie gekommen, um mit Serbien abzurechnen. Im anderen Falle hielt man die Großmachtstellung Österreich-Ungarns für endgültig erledigt und das Deutsche Reich des einzigen Verbündeten, auf den es sich verlassen konnte, beraubt. Besonders tief ge-

[1]) A. Hoyos, Der deutsch-englische Gegensatz und sein Einfluß auf die Balkanpolitik Österreich-Ungarns. Berlin-Leipzig 1922, S. 79.

[2]) DD Nr. 11.

[3]) Gooß, a. a. O., S. 30, Anm. 1.

[4]) Österr. Rotbuch Nr. 4. Vgl. auch R. Gooß, a. a. O., S. 30, Anm. 1. Das Telegramm ist um 5 Uhr nachmittags chiffriert und ohne Zweifel unmittelbar darauf expediert worden. Es dürfte noch am selben Abend, etwa um 8 Uhr, in Berlin eingelaufen sein. (Auskunft des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs an den Verfasser.)

[5]) Österr. Rotbuch Nr. 6.

[6]) Ebenda. — Graf Hoyos traf 9 Uhr 30 vorm. in Berlin ein und begab sich gegen 10 Uhr zum Grafen Szögyény. (Mitteilung des Grafen Alexander Hoyos an den Verfasser.)

offen war Kaiser Wilhelm, der dem Ermordeten in persönlicher Freundschaft verbunden
wesen war; er hatte noch 14 Tage vorher auf dessen böhmischem Landsitz Konopischt
höne Sommertage mit ihm verlebt. Man braucht nur die folgenden beiden Telegramme,
e der Kaiser noch am Mordtage absandte, auf sich wirken zu lassen, um zu wissen, welche
olitik er nunmehr Serbien gegenüber für angezeigt halten würde. Das eine ist an Kaiser
ranz Joseph gerichtet und um 5 Uhr 55 nachm. in Kiel-Holtenau aufgegeben:

S. M. Kaiser Franz Joseph

Schönbrunn.

Gänzlich zerschmettert durch die Nachricht aus Serajewo bitte ich Dich, den Ausdruck meines tief
npfundenen Beileids entgegennehmen zu wollen. Wir müssen uns vor Gottes Ratschluß
ugen, der schwere Prüfungen aufs neue auferlegte. Wilhelm.

Das andere ist an Bethmann Hollweg gerichtet und dankt für dessen telegraphisch über-
ittelte Anteilnahme; es ist 8 Uhr 27 nachm. in Kiel-Holtenau aufgegeben:

Seiner Exzellenz dem Reichskanzler

Berlin.

Ich danke Eurer Exzellenz für die mir ausgedrückte Anteilnahme. Das feige verabscheuungs-
irdige Attentat, dem Seine Kaiserliche Hoheit der Thronfolger, mein teurer Freund, und seine
mahlin zum Opfer gefallen sind, erschüttert mich in tiefster Seele.

Wilhelm I. R.

Oder man lese ein an die Großherzogin Luise gerichtetes Telegramm vom nächsten Tage,
s der Kaiser seiner Gemahlin diktiert hat:

.. Dies namenlose Unglück hat auch mich aufs Tiefste erschüttert. Noch vor 14 Tagen war ich
ihm und sah ihn im glücklichen Familienkreise. Gott tröste die unglücklichen Kinder und den
nen alten Herrn ...

Man hielt in Berlin den Augenblick zum Handeln gegen Serbien für unabweisbar ge-
ben. „Jetzt oder nie" war nicht nur die Parole des Kaisers[1]). Auch der Unterstaats-
retär Zimmermann versicherte am 4. Juli dem österreichisch-ungarischen Botschafter,
ß er ein energisches und entschiedenes Vorgehen der Monarchie, auf deren Seite heute
allgemeinen Sympathien der gesamten gesitteten Welt seien, gegen Serbien ganz be-
iflich fände; er mahnte nur taktisch zu großer Vorsicht und riet, keine demütigenden
rderungen zu stellen[2]). Im übrigen beurteilte man die augenblickliche politische Kon-
lation für eine Auseinandersetzung Österreichs mit Serbien als verhältnismäßig günstig
d sah in ihr eine gewisse Gewähr dafür, daß sie sich nicht zu einem Weltkrieg aus-
chsen würde. Graf Szögyény hat eine Woche später die Berliner Auffassung in dieser
chtung mit folgenden Worten gekennzeichnet[3]):

für die Wahl des jetzigen Zeitpunktes sprechen nach der deutschen — von mir übrigens voll-
umen geteilten — Auffassung allgemein politische Gesichtspunkte und spezielle durch die Mord-
sich ergebende Momente.

Deutschland ist in letzter Zeit in seiner Überzeugung bestärkt worden, daß Rußland zum Kriege
en seine westlichen Nachbarn rüstet und denselben nicht mehr als eine zukünftige Möglichkeit
achtet, sondern direkt in sein politisches Zukunftskalkül eingestellt hat. Doch nur in sein Zukunfts-
ül, daß es also den Krieg beabsichtigt und sich mit allen Kräften dafür rüstet, ihn aber für jetzt
t vor hat oder besser gesagt: für den gegenwärtigen Augenblick noch nicht genügend vorbe-
et ist.

Daher ist es absolut nicht ausgemacht, daß, wenn Serbien in einen Krieg mit uns verwickelt wird,
ßland demselben mit bewaffneter Hand beistehen würde; und sollte das Zarenreich sich doch
u entschließen, so ist es zurzeit noch lange nicht militärisch fertig und lange nicht so stark, wie es
aussichtlich in einigen Jahren sein wird.

[1]) Randbemerkung vermutlich vom 4. Juli, DD Nr. 7.
[2]) Österr. Rotbuch Nr. 5.
[3]) Österr. Rotbuch Nr. 15.

Weiters glaubt die deutsche Regierung, sichere Anzeichen dafür zu haben, daß England sich derzei nicht an einem wegen eines Balkanlandes ausbrechenden Kriege, selbst dann nicht, wenn er z einem Waffengang mit Rußland, eventuell auch Frankreich, führen sollte, beteiligen würde. Nich nur, daß sich das englisch-deutsche Verhältnis soweit gebessert hat, daß Deutschland eine direk feindliche Stellungnahme Englands nicht mehr befürchten zu müssen glaubt, sondern vor aller ist England zurzeit nichts weniger als kriegslüstern und gar nicht gewillt, für Serbien oder im letzte Grunde für Rußland die Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Im allgemeinen ist also, nach dem Vorausgesagten, die politische Konstellation gegenwärti für uns so günstig wie irgend möglich.

Dazu kommen die durch die Bluttat selbst ausgelösten speziell politischen Momente.

Während bisher ein großer Teil unserer Bevölkerung nicht an die monarchiefeindlichen separa tistischen Tendenzen eines Teiles unserer Serben und an die nach dieser Richtung vom Königreich bei uns unterhaltenen Umtriebe glauben wollte, ist man bei uns nunmehr darüber einig und ver langt selbst aus sich heraus ein energisches Auftreten Serbien gegenüber zur endgültigen Unter drückung der von dort aus geschürten großserbischen Bewegung.

In ähnlicher Weise sind aber nunmehr der ganzen zivilisierten Welt die Augen aufgegangen und jede Nation verdammt die Bluttat von Serajewo und begreift, daß wir dafür Serbien zu Verantwortung ziehen müssen. Und wenn auch die auswärtigen Freunde Serbiens aus politi schen Gründen nicht gegen das Königreich Stellung nehmen werden, so werden sie sich voraus sichtlich im gegenwärtigen Augenblick auch nicht für dasselbe (wenigstens nicht mit Waffengewalt einsetzen.

Ebenso äußerte der Staatssekretär von Jagow am 18. Juni gegenüber dem Botschafte in London, Fürsten Lichnowsky[1]):

Einiges Gepolter in Petersburg wird zwar nicht ausbleiben, aber im Grunde ist Rußland jetz nicht schlagfertig. Frankreich und England werden jetzt auch den Krieg nicht wünschen. In einige Jahren wird Rußland nach aller kompetenten Annahme schlagfertig sein. Dann erdrückt es un durch die Zahl seiner Soldaten, dann hat es seine Ostseeflotte und seine strategischen Bahnen ge baut. Unsere Gruppe wird inzwischen immer schwächer. In Rußland weiß man es wohl und wil deshalb für einige Jahre absolut noch Ruhe.

Im ganzen sah der Staatssekretär die Frage unter dem Gesichtspunkt an, daß es sich un die „vielleicht letzte Gelegenheit" handle, „dem Großserbentum unter günstigen Umständen den Todesstoß zu versetzen[2])". Wenn diese Äußerungen auch aus der Zeit nach dem 5. Juli stammen, so sind sie doch viel zu sehr grundsätzlicher Natur, als daß man sie nicht als be reits für die ersten Julitage bestimmend in Rechnung stellen dürfte.

Als der Botschafter Graf Szögyény am Mittag des 5. Juli zum Deutschen Kaiser und Graf Hoyos um fast dieselbe Zeit zum Unterstaatssekretär Zimmermann kamen, mußte deren politische Richtung auf aktives Vorgehen Österreichs gegen Serbien eingestellt sein.

3. Der 5. Juli 1914 in Potsdam und Berlin

Die Legende behauptet die Abhaltung eines Kronrats am 5. Juli durch den Kaiser, an dem eine Anzahl politischer und militärischer Personen teilgenommen hätte. Um die genauen Zeiten sowie die beteiligten Persönlichkeiten festzustellen, ist es notwendig, die Quellen heranzuziehen, die über den Tageslauf des Kaisers einwandfreie Auskunft geben. Es kommen hierfür in erster Linie die Journale der diensttuenden Flügeladjutanten in Betracht, ergänzend tritt hinzu das Tagebuch des Hoffuriers. Beide Quellen mögen ihrer grundlegenden Bedeutung wegen für den 5. Juli hiernach folgen.

Tagebuch der Flügeladjutanten[3]):

Um 7 Uhr Wecken. Bewölkt, leichter Regen. Um 8 Uhr Gottesdienst in den Kommuns, danach Frühstück. Von 10 Uhr 30 bis 12 Uhr Spaziergang mit S. K. H. Prinz Adalbert über Orangerie,

[1]) DD Nr. 72.

[2]) Schreiben von Jagows an Fürst Lichnowsky vom 15. Juli; DD Nr. 48.

[3]) Der Eintrag stammt vom Flügeladjutanten Major von Hirschfeld.

Schloß und Park von Sanssouci. Um 12 Uhr besichtigten S. M. Bilder von Professor Schöbel. Kurz vor 1 Uhr empfingen S. M. den österreichischen Botschafter, der ein Handschreiben S. M. des Kaisers Franz Joseph überreichte. Der Botschafter wurde zur Frühstückstafel befohlen. Von 3 bis 4 Uhr Ruhe. Um 5 Uhr empfingen S. M. den Kriegsminister und den Chef des Militärkabinetts, um 6 Uhr den Reichskanzler und den Unterstaatssekretär des Auswärtigen Amts, daran anschließend den stellvertretenden Chef des Admiralstabes.

Um 8 Uhr Abendtafel, geladen waren S. K. H. der Prinz Karol von Rumänien, der General Perticari sowie der Oberhof- und Hausmarschall Freiherr von Reischach mit Gemahlin.

Um 10 Uhr 15 Ruhe.

Tagebuch des Hoffuriers:

Sonntag: Ihre Majestäten wohnten dem Gottesdienst um 8½ im Com. I bei. Pfarrer Vogel predigte. Nach dem Gottesdienst erstes Frühstück im Apollosaal. 3 Kuverts: Ihre Majestäten, S. K. H. Prinz Adalbert.

Um 12 Uhr stellte Professor Schöbel Bilder vor.

Frühstückstafel um 1 Uhr. 10 Kuverts:

Ihre Majestäten,
S. K. H. Prinz Adalbert,
Frl. von Gersdorff,
Gräfin von der Schulenburg,
Freiherr von Spitzemberg,
Generalleutnant von Gontard,
Flügeladjutant Oberstleutnant von Hahnke,
Flügeladjutant Major von Hirschfeld,
Österr. Botschafter Graf Szögyény-Marich.

Abendtafel um 8 Uhr. 13 Kuverts:

Ihre Majestäten,
S. K. H. Prinz Adalbert,
Frl. von Gersdorff,
Gräfin von der Schulenburg,
Freiherr von Spitzemberg,
Generalleutnant von Gontard,
Flügeladjutant Oberstleutnant von Hahnke,
Flügeladjutant Major von Hirschfeld,
S. K. H. Prinz Karol von Rumänien,
Rumänischer General Perticari,
Freiherr von Reischach und Gemahlin.

Um ½12 Uhr reiste S. K. H. Prinz Adalbert nach Kiel ab.

Diese beiden Quellen lassen mit aller Deutlichkeit erkennen, daß von einem Kronrat oder einer Konferenz nicht die Rede sein kann; es haben lediglich Einzelbesprechungen stattgefunden. Die erste ist die mit Szögyény kurz vor 1 Uhr gewesen, in der der Botschafter dem Kaiser Handschreiben und Denkschrift überreichte.

Während Kaiser Wilhelm die Schriftstücke entgegennahm und öffnete, gab Szögyény ihm mündliche Erläuterungen über deren (angeblichen) Inhalt: Österreich-Ungarn sei entschlossen, die auf dem Balkan gegen seinen Bestand angestellten Umtriebe nicht länger zu dulden und zu diesem Ende erforderlichenfalls zunächst in Serbien einzurücken; sollte Rußland dies nicht dulden wollen, so sei Österreich nicht gewillt, nachzugeben[1]). Nachdem

[1]) Den Beleg für diese unterstellten mündlichen Erläuterungen erbringt das Schreiben Falkenhayns vom selben 5. Juli an Moltke (DD, neue Ausgabe 1927, S. XII), wo deutlich auf den Gegensatz zwischen dem Wortlaut der beiden Schriftstücke und dem Tenor der Erklärungen Szögyénys hingewiesen und von der oben dargelegten Annahme einer voraussichtlich energischen Haltung Österreich-Ungarns gesagt wird: „Seine Majestät glaubten diese Absicht aus den Worten des österreichischen Botschafters entnehmen zu sollen, als dieser heute Mittag ein Memorandum der Regierung zu Wien und ein Handschreiben des Kaisers Franz Joseph überreicht hatte. Dies Gespräch

der Kaiser darauf beide Schriftstücke durchgelesen hatte, erklärte er, daß er eine ernste Aktion Österreichs Serbien gegenüber erwartet habe, daß er aber angesichts der Gefahr einer europäischen Komplikation sich erst mit seinem Kanzler beraten müsse, bevor er eine endgültige Antwort auf die beiden Schriftstücke gäbe[1]). Offenbar hatte der Kaiser bei seiner eigenen, auf aktives Vorgehen gerichteten Einstellung und infolge der mündlichen Erläuterungen Szögyénys die (gewollten oder ungewollten) Zweideutigkeiten der beiden Schriftstücke in seinem Sinne aufgenommen und nur den festen Willen Wiens zum energischen Vorgehen herausgelesen[2]), zumal er das bestimmter gehaltene Handschreiben in erster Linie gewürdigt haben dürfte und von dem langen Memorandum wohl vornehmlich die letzten Sätze seine Aufmerksamkeit auf sich gezogen hatten.

Nach der kurzen Audienz folgte das Frühstück, an dem die obengenannten Personen teilnahmen. Nach Tisch begab man sich in den kleinen Garten am Palais, wo der Kaiser das Gespräch über die serbische Frage mit dem Botschafter fortsetzte. Wie bereits betont, müsse er zunächst die Meinung des Reichskanzlers anhören, doch zweifle er nicht daran, daß dieser gleich ihm einer Aktion gegen Serbien zustimmen würde. Sollte Rußland Serbien beispringen und es zu einem Kriege mit Österreich kommen lassen, so würde Deutschland den Bündnisfall als gegeben betrachten und treu an die Seite Österreich-Ungarns treten. Im übrigen glaube er nicht, daß Rußland schon kriegsbereit sei und im jetzigen Zeitpunkt an die Waffen appellieren würde. Einen dringenden Rat aber gab der Kaiser dem Botschafter: wenn gehandelt werden solle, dann müsse es schnell geschehen; die Gunst des Augenblicks dürfe nicht versäumt werden. Bezüglich Rumäniens wolle er sich um dessen loyale Stellung bemühen, bezüglich Bulgariens trotz persönlicher Antipathien keine Einwendungen gegen dessen Anschluß an die Mittelmächte erheben, nur dürfe der Vertrag keine Spitze gegen Rumänien erhalten. Dies der wesentliche Inhalt der Unterredung zwischen Kaiser Wilhelm und dem Grafen Szögyény.[1])

Ungefähr um die gleiche Stunde, 11 Uhr 30 vormittags[3]), überreichte Graf Hoyos in der Wilhelmstraße dem Unterstaatssekretär Zimmermann die für den Kanzler bestimmten Abschriften der beiden Schreiben. Bei der anschließenden Unterredung brachte Graf Hoyos zum Ausdruck, daß seiner Meinung nach ein überraschender Angriff auf Serbien ohne vorhergehende diplomatische Aktion am Platze sei[4]). Der Unterstaatssekretär erwiderte, daß auch er eine energische Sprache der österreichisch-ungarischen Regierung aus dem vorliegenden Anlaß gegenüber Serbien für verständlich hielte. Selbst die Entente-

habe ich nicht mit angehört, kann mir also kein Urteil darüber erlauben. Dagegen haben Seine Majestät das Handschreiben wie das Memorandum vorgelesen und aus ihnen habe ich ... die Überzeugung von einem festen Entschluß der Wiener Regierung nicht gewonnen." Die zeitliche Einordnung der damit an sich erwiesenen „Erläuterungen" Szögyénys ergibt sich zwangsläufig aus der Lage. Mit den von Falkenhayn erwähnten „Worten des österreichischen Botschafters" sind zweifellos die von Kaiser Wilhelm über Österreichs Entschluß zu Falkenhayn gesprochenen und von diesem aufgezeichneten Gedankengänge identisch; sie konnten daher sinngemäß oben als Äußerungen Szögyénys eingesetzt werden.

[1]) Österr. Rotbuch Nr. 6.

[2]) Vgl. auch die Tagebucheintragung des Chefs des Marinekabinetts, Admirals von Müller, vom 6. Juli 1914: der Kaiser hätte Empfänge gehabt „zur Besprechung der Lage, die sich aus dem beabsichtigten Einmarsch der Österreicher in Serbien ergibt". Beilage („Zur Vorgesch. des Weltkrieges") zu den Stenogr. Berichten über die öffentl. Verhandlungen des Untersuchungsausschusses, 1. Unterausschuß (Berlin 1919), S. 58.

[3]) Nach einer Mitteilung des Herrn Staatssekretärs a. D. Zimmermann an den Verfasser.

[4]) Österr. Rotbuch Nr. 8. Zur Interpretation dieser Worte ist die Mitteilung des Herrn Gesandten a. D. Grafen Alexander Hoyos an den Verfasser zu vergleichen: „Was meine Besprechung mit Zimmermann betrifft, so kann ich mich jetzt absolut nicht erinnern, in welcher Weise ich die Möglichkeit eines überraschenden Angriffs gegen Serbien zur Sprache gebracht habe. Daß dieses Thema zur Sprache kam, beweist die Bemerkung des Grafen Tisza, die ich als Schriftführer in das

nächte würden sich mit Rücksicht auf die empörende Bluttat in Serajewo der gleichen rwägung schwerlich verschließen können[1]). Einigkeit herrschte zwischen dem deutschen und m österreichischen Diplomaten auch darüber, daß man vor Einleitung der Aktion mit m italienischen, nur allzu unzuverlässigen Bundesgenossen nicht in einen Gedankenaus- usch treten, sondern diesen vor ein Fait accompli stellen solle. Man müßte angesichts der rbophilen Haltung Italiens durchaus gewärtig sein, daß es in Belgrad etwas durchsickern ssen würde[2]). Dasselbe galt natürlich, in verstärktem Maße, von Rumänien[3]). Über den mpfang berichtete Unterstaatssekretär Zimmermann dem Reichskanzler sofort, noch vor Uhr, telephonisch nach Hohenfinow, worauf ihm Bethmann Hollweg seine Rückkehr ch Berlin für den Abend in Aussicht stellte[4]).

Kaiser Wilhelm beabsichtigte, am folgenden Tage zu seiner alljährlichen Nordlandreise ufzubrechen. Der Termin lag seit langem fest; bereits am 15. April konnte das Oberhof- arschallamt eine Auskunft geben, daß nach den einstweilen festgelegten Dispositionen e Abfahrt zur Nordlandreise zum 6. Juli bestimmt sei, am 2. Mai dem Chef des ilitärkabinetts die bestimmte Nachricht von dem Antritt der Fahrt am 6. Juli machen. ach der Ermordung des Erzherzogs wurde am 29. Juni die Reise um 8 Tage verschoben, reits am 30. aber diese Maßregel rückgängig gemacht[5]). Der Kaiser hatte die gewohnte eise überhaupt aufgeben wollen, da er nach dem Morde von Serajewo eine mögliche Ver- ärfung der politischen Lage in Rechnung stellte und es daher für seine Pflicht erachtete, Berlin zu bleiben. Bethmann Hollweg aber befürchtete gerade von der plötzlichen Auf- be der in der Öffentlichkeit allgemein erwarteten Reise eine starke Beunruhigung der abinette wie der Börsen und stellte dem Kaiser diese Gefahr eindringlich vor Augen. Der nzler rief sogar, wenn auch vergeblich, die Unterstützung der Kaiserin an, bis es ihm doch lang, den Kaiser zum Antritt der Reise zu bestimmen[6]). So blieb es schließlich bei den roffenen Dispositionen; am 1. Juli setzte die Eisenbahndirektion Altona den Fahrplan : den angeforderten Sonderzug fest: ab Wildpark morgens 9 Uhr 15, an Kiel 3 Uhr chmittags[7]).

---

nisterratsprotokoll nicht aufgenommen hätte, wenn ich sie für unrichtig gehalten hätte. Eines ß ich aber bestimmt, daß gewiß nicht ein Überfall ohne Kriegserklärung unsererseits jemals im ül stand und daß, wenn ich von einem raschen Handeln sprach, dies mehr in dem Sinne auf- assen war, daß wir keine europäische diplomatische Konversation über unser Recht, gegen Serbien zugehen, zugeben konnten und die anderen Mächte vor ein Fait accompli stellen wollten."

) Schreiben des Staatssekretärs a. D. Zimmermann an den Parlamentar. Untersuchungs- schuß. 1. Unterausschuß. Beilage: Zur Vorgeschichte des Weltkrieges (Berlin 1919), S. 32.

) Österr. Rotbuch Nr. 35; DD Nr. 87. Fürst Lichnowsky, der sich auf der Rückreise von Schlesien h London befand, hatte gleich darauf ein Gespräch mit Zimmermann, über das er am 19. August 4 folgende Aufzeichnung machte: „Letzterer erzählte mir, es sei soeben ein Brief des Kaisers Österreich eingetroffen des Inhalts, daß man in Wien den unerträglichen Zuständen an der ischen Grenze nunmehr durch ein energisches Vorgehen ein Ende bereiten wolle. Der Herr terstaatssekretär schien zu meinen, daß, wenn der Krieg für uns nun doch unabwendbar sei, lge der unfreundlichen Haltung Rußlands es vielleicht besser sei, ihn jetzt zu führen als später. verfehlte nicht, dieser Ansicht gegenüber ernste Bedenken zu äußern und darauf hinzuweisen, ein kriegerisches Vorgehen Österreichs gegen Serbien zweifellos den Weltkrieg nach sich ziehen rde." (Dieser Passus aus der Aufzeichnung „England vor dem Kriege", der in der Buchausgabe nowskys von 1927 fehlt, ist mitgeteilt von F. Thimme im Archiv für Politik u. Gesch. 1928, t 1, S. 42.)

) Vgl. die Besprechung Bethmanns mit Szögyény am 6. Juli nachm.

) Mitteilung des Herrn Staatssekretärs a. D. Zimmermann an den Verfasser.

) Obige Feststellungen nach den Akten des Oberhofmarschallamts Vol. 385.

) Nach persönlichen Mitteilungen Kaiser Wilhelms II. an den Verfasser. Vgl. auch Kaiser helm II., Ereignisse und Gestalten, Leipzig 1922, S. 209, ferner Th. von Bethmann Hollweg, rachtungen zum Weltkriege, Bd. 1, Berlin 1919, S. 146, und G. von Jagow, Ursachen und Aus- ch des Weltkrieges, Berlin 1919, S. 101. [7]) Akten des Oberhofmarschallamts, Vol. 385.

Der Kaiser hatte sich bereits von seinen verantwortlichen Ratgebern verabschiedet, Bethmann Hollweg darauf schon seinen Urlaub angetreten. Nun aber, nach der Besprechung mit Szögyény, hielt es Kaiser Wilhelm angesichts des ihm offenbar gewordenen Ernstes der Lage doch für geboten, sich mit seinen Ratgebern zu besprechen und die Vertreter der für den Kriegsfall wichtigsten Behörden über die Lage zu unterrichten. So wurde der Reichskanzler von Bethmann Hollweg aus Hohenfinow herbeigerufen, ferner der Kriegsminister General von Falkenhayn, der stellvertretende Chef des Admiralstabs Behncke, der stellvertretende Staatssekretär im Reichsmarineamt Admiral Capelle und der rangälteste Oberquartiermeister General von Bertrab[1]). Schließlich wurde auch der Besitzer der größten Waffenfabrik Deutschlands, Herr Krupp v. Bohlen und Halbach, zu einer Besprechung nach Kiel eingeladen.

Nach Ausweis des Adjutantenjournals fand zunächst die Unterredung mit dem Kriegsminister statt, und zwar um 5 Uhr. Der Kaiser teilte dem General von Falkenhayn in Gegenwart des Generaloberſten von Plessen und des Generals der Infanterie Freiherrn von Lyncker, des Chefs des Militärkabinetts, die Vorgänge vom Mittag mit und gab ihm insbesondere Kenntnis von den begleitenden, energisch gehaltenen Erklärungen Szögyénys. Sodann las der Kaiser ihm Teile der beiden österreichischen Schriftstücke vor. Er wies nach Beendigung der Vorlesung darauf hin, daß aus dem offenbar festen Entschluß Österreich-Ungarns, der großserbischen Propaganda nunmehr ein Ende zu machen, sehr ernste Folgen entstehen könnten, und richtete im Anschluß an diese Darlegungen die Frage an den Kriegsminister, ob das Heer für alle Fälle bereit sei, was dieser ganz kurz bejahte. Die Gegenfrage des Generals, ob irgendwelche Vorbereitungen zu treffen seien, lehnte der Kaiser kurz ab und entließ ihn alsbald[2]).

Die nächste politische Unterredung, die der Kaiser an diesem Tage führte, fand um 6 Uhr mit dem Reichskanzler und dem Unterstaatssekretär Zimmermann statt, um dessen Begleitung Bethmann Hollweg gebeten hatte[3]). Ihr Schauplatz war wie bei der vorhergehenden der kleine Garten am Neuen Palais. Bethmann Hollweg hatte sich inzwischen von Zimmermann über den Inhalt der beiden österreichischen Schreiben unterrichten lassen und gab nun dem Kaiser ein kurzes Referat. Darauf ergriff Kaiser Wilhelm das Wort und erklärte, „er könne sich über den Ernst der Lage, in die die Donaumonarchie durch die großserbische Propaganda gebracht sei, keiner Täuschung hingeben. Unseres Amtes sei es aber nicht, dem Bundesgenossen zu raten, was auf die Serajewoer Bluttat zu tun sei. Darüber müsse Österreich selbst befinden. Direkter Anregungen und Ratschläge sollten wir uns um so mehr enthalten, als wir mit allen Mitteln dagegen arbeiten müßten, daß sich der österreichisch-serbische Streit zu einem internationalen Konflikt auswachse. Kaiser Franz

[1]) Jedenfalls hat der Kaiser den Befehl, die genannten Herren herbeizuzitieren, nach Beendigung der Audienz, vor Beginn des Frühstücks, an den diensttuenden Flügeladjutanten erteilt. Denn als Zimmermann zwischen ½1 und 1 Uhr mit Bethmann telephonierte, hatte dieser den telephonischen Auftrag aus dem Neuen Palais noch nicht erhalten; er erklärte Zimmermann, am Abend kommen zu wollen (s. oben S. 783). Statt dessen traf er (nach einer Mitteilung des Herrn Staatssekretärs a. D. Zimmermann an den Verfasser) bereits „gegen 3 Uhr" in Berlin ein. Der früheste Berliner Zug, den Bethmann nach dem Telephongespräch mit Zimmermann von Hohenfinow aus in Eberswalde erreichen konnte, war der D-Zug 2 Uhr 49, der 3 Uhr 39 auf dem Stettiner Bahnhof in Berlin ankam; der nächste allein noch in Betracht kommende Zug war der D-Zug 2 Uhr 57 ab Eberswalde, an Berlin 3 Uhr 45. Da der Kaiser sich (nach dem Adjutantenjournal) erst kurz vor 3 Uhr zurückgezogen haben dürfte, kann nach Szögyénys Entlassung die Herbeizitierung nicht mehr erfolgt sein. Es kann daher wohl keinem Zweifel unterliegen, daß der entsprechende Befehl um 1 Uhr ergangen ist.

[2]) Vgl. das erwähnte Schreiben des Generals von Falkenhayn an den Generalstabschef von Moltke vom 5. Juli 1914 sowie das Schreiben desselben an den Parlamentar. Untersuchungsausschuß, a. a. O., S. 62.

[3]) Mitteilung des Herrn Staatssekretärs a. D. Zimmermann an den Verfasser.

Joseph aber müsse wissen, daß wir auch in ernster Stunde Österreich-Ungarn nicht verlassen würden. Unser eigenes Lebensinteresse erfordere die unversehrte Erhaltung Österreichs. Bulgarien heranzuziehen erscheine ihm gut, doch dürfe Rumänien dadurch nicht vor den Kopf gestoßen werden"[1]). Eine Erörterung brauchte sich an diese Auslassungen nicht anzuschließen, denn Bethmanns eigene Anschauungen deckten sich völlig mit den Ansichten des Kaisers[2]); er konnte ihnen somit in jeder Beziehung zustimmen[3]). Daran, daß es den Österreichern diesmal mit ihrer energischen Sprache wirklich ernst sei, hat er kaum geglaubt. Den von Kaiser Wilhelm wiederum in Frage gestellten Antritt der Nordlandreise hat er von neuem empfohlen[4]).

Nach Bethmanns und Zimmermanns Fortgang empfing der Kaiser den Kapitän z. S. Zenker, der für den nicht erreichbaren Vizeadmiral Behncke erschienen war. Kaiser Wilhelm teilte dem Kapitän zur Weitergabe an seine vorgesetzte Behörde mit, daß am Mittag der österreichisch-ungarische Botschafter bei ihm angefragt habe, ob im Falle eines Konfliktes der Donaumonarchie mit Serbien und daraus vielleicht entstehender Spannungen mit Rußland Deutschland seine Bündnispflichten erfüllen würde. Er, der Kaiser, hätte dies zugesagt, glaubte aber nicht an ein Eintreten Rußlands für Serbien, das sich durch den Meuchelmord befleckt habe. Auch Frankreich werde es kaum zu einem Kriege kommen lassen, da ihm die schwere Artillerie des Feldheeres fehle. Wenn also auch ein Krieg gegen Rußland-Frankreich nicht wahrscheinlich sei, so müsse seine Möglichkeit immerhin ins Auge gefaßt werden. Jedoch solle die Hochseeflotte ihre für Mitte Juli angesetzte Reise nach Norwegen antreten, wie auch er seine Nordlandfahrt planmäßig beginnen würde. Als darauf Kapitän Zenker fragte, ob der auf Urlaub befindliche Chef des Admiralstabes zurückzurufen sei, antwortete der Kaiser verneinend[5]). Damit war die Reihe der politischen Gespräche am 5. Juli beendet.

4. Der 6. Juli in Potsdam, Berlin und Kiel

Die am 5. begonnenen Besprechungen setzte der Kaiser am folgenden Morgen, dem Tage seiner Abreise fort. Wir lassen daher zur genauen Fixierung der Tatsachen zunächst erst wieder die Quellen über den Tageslauf des Kaisers folgen.

Tagebuch der Flügeladjutanten

Im[6]) 6 Uhr 15 Wecken. Wetter trübe.

Im 8 Uhr 30 Frühstück. Um 9 Uhr 15 traten S. M. im Sonderzuge die Reise von Bahnhof Wildpark nach Kiel an.

Vor[7]) der Abfahrt hatte S. M. die Stellvertreter des Chefs des Generalstabs der Armee (General von Bertrab) und des Staatssekretärs des RMA. (Admiral Capelle) zum Vortrag befohlen. 9 Uhr 15 bis 11 Uhr 5 vorm. Unterhaltung im Speisewagen. 11 Uhr 10 bis 11 Uhr 40 Vortrag des Chefs des Marinekabinetts. 12 Uhr mittags Frühstückstafel, anschließend Unterhaltung bis zur Ankunft in Kiel um 3 Uhr nachmittags. S. M. begaben sich sogleich an Bord der Hohenzollern. 4 Uhr 20 bis 5 Uhr Besichtigung des neuen Sleipner. 5 Uhr nachm. Fahrt zur Holtenauer Schleuse zur Besichtigung, darauf Besuch bei Frau Professor von Esmarch, geb. Herzogin zu Schleswig-Holstein. In Begleitung des Kaisers machen als Gäste bzw. im Gefolge die Nordlandreise mit:

[1]) Th. v. Bethmann Hollweg, Betrachtungen zum Weltkriege, Bd. 1, Berlin 1919, S. 135. Vgl. auch Zimmermann, a. a. O.

[2]) Bethmann Hollweg, a. a. O., S. 136.

[3]) Zimmermann, a. a. O.

[4]) Vgl. den genannten Brief Falkenhayns an Moltke vom 5. Juli 1914.

[5]) Schreiben des Kapitäns z. S. Zenker vom 8. Nov. 1919 an das Auswärtige Amt; DD, Anh. zu den Vorbemerkungen, S. XXI. S. auch die Mitteilung des Vizeadmirals z. D. Behncke an den Parlamentar. Untersuchungsausschuß, a. a. O. S. 64.

[6]) Der Eintrag stammt vom Flügeladjutanten Major von Hirschfeld.

[7]) Ab hier Eintrag des Flügeladjutanten Oberstleutnant von Hahnke.

S. D. Prinz Albert zu Schleswig-Holstein,
S. Exz. Graf v. Schlitz, gen. v. Görtz,
S. Exz. Generalintendant Graf von Hülsen-Haeseler,
Gesandter Graf von Wedel,
S. Exz. Generalleutnant Frhr. von Freytag-Loringhoven,
Kontreadmiral z. D. von Grumme-Douglas,
Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Güßfeldt,
Prof. Saltzmann,
S. Exz. General d. Inf. von Loewenfeld,
S. Exz. General d. Inf. Frhr. von Lyncker,
S. Exz. Admiral von Müller,
S. Exz. General d. Kav. Graf zu Dohna-Schlobitten,
Flügeladjutant Oberstleutnant von Hahnke,
Flügeladjutant Korvettenkapitän Frhr. von Paleske,
Hofmarschall Graf von Platen-Hallermund,
Generalarzt Dr. von Ilberg.

8 Uhr abends Abendtafel, zu der Gesandter Krupp von Bohlen und Halbach geladen war. Anschließend Unterhaltung bis 11 Uhr abends, dann Ruhe.

Tagebuch des Hoffuriers

Montag: Erstes Frühstück um 8½ Uhr.
2 Kuverts: Ihre Majestäten.
Um 9 Uhr 15 Abreise Seiner Majestät nach Kiel und Nordland.
Um 10 Uhr Abreise Ihrer Majestät nach Wilhelmshöhe.

Zunächst empfing der Kaiser an diesem Morgen — es wird nach ½9 Uhr gewesen sein — den stellvertretenden Staatssekretär des Reichsmarineamtes, Admiral von Capelle; der Staatssekretär Großadmiral von Tirpitz befand sich auf Urlaub. Bereits reisefertig, ging der Kaiser, indessen die Kaiserin in der Nähe des Schlosses wartete, in dem kleinen Garten am Neuen Palais einige Zeit mit dem Admiral auf und ab und erzählte ihm kurz von den Ereignissen des gestrigen Sonntags. Er erklärte, an größere kriegerische Verwicklungen nicht glauben zu können; der Zar werde sich nach seiner Ansicht nicht auf die Seite der Prinzenmörder stellen, außerdem seien Frankreich und Rußland nicht kriegsbereit. Um keine Beunruhigung zu schaffen, werde er auf Bethmanns Rat die Nordlandreise antreten. Er wolle ihm aber auf alle Fälle von der gespannten Situation Mitteilung machen, damit er sich das Weitere überlegen könne[1]).

Unmittelbar nachdem Admiral von Capelle sich entfernt hatte, empfing der Kaiser den bereits in der Nähe wartenden General von Bertrab, den rangältesten Offizier des Generalstabes; der Generalstabschef von Moltke befand sich zur Kur in Karlsbad, sein stellvertretender Oberquartiermeister I Graf Waldersee zur Beerdigung seiner Tante, der Witwe des Feldmarschalls Waldersee, in Hannover. In aller Kürze teilte der Kaiser dem General von Bertrab mit, Kaiser Franz Joseph habe ihm ein Memorandum über seine geplante Auseinandersetzung mit Serbien überreichen lassen. Er habe darauf im Einverständnis mit dem Kriegsminister antworten lassen, er billige den österreichischen Standpunkt und sei bereit, falls Rußland bei einer etwaigen Unternehmung gegen Serbien Österreich in den Arm fallen sollte, seine Bundespflicht zu erfüllen und Österreich den Rücken zu decken. Der Kaiser fügte hinzu, er könne sich nicht denken, daß die österreichisch-serbische Aus-

[1]) Admiral von Capelle an den Parlamentar. Untersuchungsausschuß, a. a. O., S. 59/60. Nach seiner Rückkehr in das Reichs-Marineamt rief der stellvertr. Staatssekretär die Departementsdirektoren und den Chef der Zentralabteilung zusammen und gab ihnen Kenntnis von den Mitteilungen des Kaisers. Das Ergebnis der Beratung war die einmütige Feststellung, daß im Geschäftsbereich der Reichs-Marineamts-Werften (Schiffsbauten usw.), Torpedowerkstatt, Artillerie- und Minendepots, Fortifikationen (Küstenbefestigungen), Bekleidungsämter, Verpflegungsämter usw. — nichts zu veranlassen war. Vgl. Untersuchungsausschuß a. a. O., S. 60, 65.

einandersetzung zu einem Kriege führen werde. Kein Staat werde es wagen können, die Verantwortung für einen Krieg auf sich zu laden, der eine offene Zustimmung zu dem Serajewoer Verbrechen bedeuten würde. Käme es trotzdem zum Kriege, so könne man nach der neuesten Heeresergänzung und bei der Überlegenheit der eigenen schweren Artillerie des Feldheeres mit Ruhe dem Ausgang entgegensehen. Doch wiederholte der Kaiser, er glaube nicht, daß es zu einem Kriege kommen werde. Um diese Ansicht vor aller Welt zum Ausdruck zu bringen, werde er auch programmäßig seine Nordlandreise ausführen. Dem General von Bertrab erteilte der Kaiser den Befehl, diese Tatsachen dem auf Urlaub weilenden Generalstabschef von Moltke mitzuteilen. Unmittelbar darauf bestieg der Kaiser mit der Kaiserin das Auto zur Fahrt nach der Bahnstation Wildpark[1]).

In Berlin fand nachmittags gegen 3 Uhr[2]) im Reichskanzlerpalais die Unterredung statt, die den für die deutsche Politik verbindlichen Charakter tragen mußte: der Reichskanzler Bethmann-Hollweg gab im Beisein des Unterstaatssekretärs Zimmermann dem österreichischen Botschafter Graf Szögyény, der vom Grafen Hoyos begleitet war, die offizielle Antwort auf die Demarche der Wiener Regierung[3]). Der Kanzler übermittelte zunächst den Dank Kaiser Wilhelms für das Handschreiben Kaiser Franz Josephs und stellte dessen demnächstige Beantwortung in Aussicht[4]). Sodann erkannte er die Gefahr an, die die panslawistische Propaganda und die russischen Balkanpläne für Österreich-Ungarn und damit auch für Deutschland bedeuteten. Mit dem Anschluß Bulgariens erklärte er sich einverstanden und stellte in Aussicht, den Gesandten in Sofia sofort telegraphisch anzuweisen, die hierauf gerichteten Schritte des österreichisch-ungarischen Vertreters zu unterstützen[5]). Der Anschluß Bulgariens dürfte jedoch das Verhältnis zu Rumänien nicht beeinträchtigen. Der Gesandte in Bukarest sollte ferner Anweisung erhalten, bei König Karol auf Unterdrückung der rumänischen Agitation gegen Österreich-Ungarn, auf Lossagung Rumäniens von Serbien sowie auf Erfüllung der Bündnispflichten gegenüber dem Dreibund zu dringen[6]). Die Bereinigung des Verhältnisses zu Serbien erklärte der Kanzler allein der Wiener Regierung überlassen zu müssen, jedoch dürfe diese im Ernstfalle auf die deutsche Bundeshilfe

[1]) Vgl. Schreiben des Generals von Bertrab vom 20. August 1917 an General Ludendorff, mitgeteilt von H. Delbrück, Ein Stücklein vom Abgeordneten Breitscheid (Deutsche Politik, Wochenschrift, Berlin, Jahrg. 6, Heft 17, vom 23. April 1921). Vgl. auch das Schreiben des Generals von Bertrab vom 20. Oktober 1919 an das Ausw. Amt; Anhang zu den Vorbemerkungen DD, Bd. XIX, ferner das Schreiben des Generalleutnants Graf Waldersee, stellv. Chefs des Generalstabs der Armee, an den Untersuchungsausschuß, a. a. O., S. 63. Graf Waldersee erklärt, daß er sich für ihn und überhaupt für den Generalstab aus der Audienz des Generals von Bertrab nichts Besonderes veranlassen ergeben hätte. Die in dem gleichen Schreiben des Generals v. Bertrab angeführte angebliche Äußerung des Kaisers: „Um auf alle Fälle nicht überrascht zu werden, sei zwar eine unauffällige Prüfung der Grenzsicherungen in Ostpreußen sowie einiger Mobilmachungsvorarbeiten angeordnet" beruht zweifellos auf einem Irrtum General v. Bertrabs. Es haben vor dem 31. Juli keinerlei militärische Vorbereitungen und Rüstungen stattgefunden. Vgl. Beilage zu den stenogr. Berichten über die öffentlichen Verhandlungen des Untersuchungsausschusses, 1. Unterausschuß, „Zur Vorgeschichte des Weltkrieges, Heft 2: Milit. Rüstungen und Mobilmachungen", Berlin 1921, S. 8.

[2]) Die Zeitangabe nach einer Mitteilung des Herrn Staatssekretärs a. D. Zimmermann, bestätigt durch die Angaben der folgenden Anmerkung.

[3]) Das folgende nach einem Erlaß des Reichskanzlers vom 6. Juli 1914 an den Botschafter in Wien, DD Nr. 15, sowie dem Bericht des Grafen Szögyény vom gleichen Tage an Graf Berchtold, Österr. Rotbuch Nr. 7. Beide Schreiben sind sofort nach der Unterredung aufgesetzt und abgesandt worden; ersteres ging 5 Uhr 15 nachm. zum Haupttelegraphenamt, letzteres wurde (vgl. Gooß, a. a. O., S. 32, Anm. 1) 5 Uhr 10 abtelegraphiert.

[4]) Geschehen Balholm den 14. Juli 1914; DD Nr. 26.

[5]) Geschehen DD Nr. 17.

[6]) Geschehen DD Nr. 16.

rechnen[1]). Er wies darauf hin, daß der Augenblick zum Einschreiten gegen Serbien günstig sei und empfahl schnelles Handeln. Mit dem bereits zwischen Graf Hoyos und Zimmermann behandelten Vorschlage, Italien und Rumänien vorher nicht von der eventuellen Aktion gegen Serbien zu verständigen, erklärte Bethmann Hollweg sich einverstanden[2]).

Damit waren die Berliner Verhandlungen abgeschlossen. Graf Hoyos konnte alsbald nach Wien zurückreisen[3]).

Am Abend dieses Tages fand in Kiel auf der „Hohenzollern" die letzte der vorgesehenen Unterredungen des Kaisers statt. Der Gesandte Krupp von Bohlen und Halbach, der Besitzer der Kruppwerke, war um 8 Uhr zur Tafel geladen. Krupp hat später berichtet[4]), der Kaiser hätte ihm gegenüber zu erkennen gegeben, daß die politische Lage ernst werden könnte, falls wider Erwarten Rußland und England ihre Hand über die serbischen Fürstenmörder halten sollten. Diese Eröffnungen waren so ernst gehalten, daß sie Krupp veranlaßten, sich mit den zuständigen Mitgliedern des Direktoriums seiner Firma über Maßnahmen für den Mobilmachungsfall zu besprechen; Anordnungen irgendwelcher Art sind dann allerdings nicht getroffen worden[5]). Die Abendunterhaltung auf der „Hohenzollern" blieb daher auf die Dispositionen der Firma Krupp A.-G. ohne Einfluß, sollte dagegen für die Entwicklung der Kronratslegende nachmals bedeutsam werden.

Nachdem der Kaiser damit alles getan hatte, was der von ihm erkannte Ernst der Lage im Rahmen der diplomatisch gebotenen Zurückhaltung erforderlich und möglich machte, verließ er schweren Herzens, dem Drängen seines Kanzlers folgend, den deutschen Boden. In der Frühe des folgenden Morgens lichtete die „Hohenzollern" die Anker.

Fassen wir in aller Kürze zusammen, was sich am 5. und 6. Juli ereignet hatte. Das Wiener Kabinett hatte die gefährdete Lage, in die es durch die russische Balkanpolitik sowie die großserbische Agitation versetzt war, dem deutschen Bundesgenossen eingehend dargelegt. Zur Beseitigung des Dilemmas, in dem es steckte, hatte es eine Lösung vorgeschlagen, die in unklarer Form zwei entgegengesetzte Vorschläge in sich vereinigte: einen kriegerischen, der bewaffnetes Einschreiten gegen Serbien vorsah, mit allen Konsequenzen, und einen anderen, der die Isolierung und Verkleinerung Serbiens auf dem Wege einer großangelegten diplomatischen Aktion verfolgte. In Berlin sah man schon lange mit Besorgnis, wie die Großmachtstellung des einzigen Verbündeten, den man hatte, untergraben wurde. Jetzt erkannte man die Gunst der Stunde: der Grund zur Abrechnung

[1]) In dem Referat Bethmanns (Erlaß an den Botschafter in Wien von der Hand Zimmermanns, DD Nr. 15) heißt es über diesen Punkt: „Was endlich Serbien anlange, so könne S. M. zu den zwischen Österreich-Ungarn und diesem Lande schwebenden Fragen naturgemäß keine Stellung nehmen, da sie sich seiner Kompetenz entzögen. Kaiser Franz Joseph könne sich aber darauf verlassen, daß S. M. im Einklang mit seinen Bündnispflichten und seiner alten Freundschaft (im Entwurf Zimmermanns hier folgendes: „unter allen Umständen", vom Reichskanzler gestrichen) treu an Seite Österreich-Ungarns stehen werde." In Szögyénys Bericht an Graf Berchtold heißt der entsprechende Passus: „Unser Verhältnis zu Serbien betreffend stehe deutsche Regierung auf dem Standpunkt, daß wir beurteilen müßten, was zu geschehen hätte, um dieses Verhältnis zu klären; wir könnten hiebei — wie auch immer unsere Entscheidung ausfallen möge — mit Sicherheit darauf rechnen, daß Deutschland als Bundesgenosse und Freund der Monarchie hinter ihr stehe."

[2]) Im Laufe dieser Unterredung fragte Unterstaatssekretär Zimmermann den Grafen Hoyos, was mit Serbien geschehen solle, wenn die Wiener Aktion Erfolg hätte; Hoyos erwiderte darauf aus eigener Initiative und ohne Autorisation, daß es möglichst zwischen Albanien, Bulgarien, Rumänien und Österreich-Ungarn aufgeteilt werden müßte. Graf Tisza hat diese Erklärungen des Grafen Hoyos später mißbilligt und Graf Berchtold veranlaßt, sie in Berlin zu desavouieren. (Nach einer Mitteilung des Herrn Gesandten a. D. Grafen Alexander Hoyos an den Verfasser.) Vgl. dazu Gooß, a. a. O., S. 112, und DD Nr. 18, 61.

[3]) Um 7 Uhr abends; nach einer Mitteilung des Herrn Grafen Alexander Hoyos an den Verfasser.

[4]) Untersuchungsausschuß, a. a. O., Heft 1 S. 87.

[5]) Vgl. auch die unten wiedergegebenen, aber mit Skepsis zu benutzenden Darstellungen Mühlons.

ls so gerecht wie nur möglich von aller Welt anerkannt[1]), die auseinanderstrebenden Völker er Donaumonarchie dieses eine Mal geeint in der Entrüstung über den Mord, dazu eine, ie man glaubte, verhältnismäßig gute politische Konstellation. Zunächst schien nichts eniger wahrscheinlich, als daß Rußland, auf das es in diesem Falle in erster Linie ankam, en „Fürstenmördern" beistehen würde; dafür glaubte man das monarchische Solidaritäts- teresse denn doch entsprechend hoch genug einschätzen zu dürfen. Außerdem sah man eder Rußland noch Frankreich als kriegsbereit an, und bezüglich Englands glaubte man nnehmen zu dürfen, daß die erfolgreich angebahnte Verständigung es selbst dann neutral alten würde, wenn Rußland und Frankreich wider Erwarten den Fürstenmördern bei- ringen sollten — zum mindesten für den (militärisch entscheidenden) Anfang. Unter esem Gesichtspunkt erschienen den deutschen Staatslenkern die Umstände für eine Aus- nandersetzung zwischen Österreich und Serbien selten günstig zu sein. Sie ermunterten[2]) ıher die zum Vorgehen gegen Serbien geneigten Österreicher, die Gunst der Stunde zu ıtzen — dann aber und vor allem: rasch vorzugehen[3])! In dieser Mahnung liegt die Be- ngung für die deutsche Zustimmung eingeschlossen; nur schnelles Handeln konnte die olierung des Konflikts auf Österreich und Serbien verbürgen, erst Zögern brachte die efahr des Weltkrieges. „Man würde es verstanden haben", gab der französische Minister- äsident von 1914, Viviani, am 5. Juli 1922 in der Kammer zu, „wenn Österreich tags rauf (nach dem Morde) in einem Augenblick der Erregung ein sogar brutales Ultimatum ı Serbien gerichtet hätte". Erst das lange Zuwarten bis zum 23. Juli hat ihm seine)ancen geraubt. Hier liegt der entscheidende Fehler der österreichisch-ungarischen Diplomatie. So hat die deutsche Reichsleitung am 5. und 6. Juli 1914 wohl ihre Zustimmung zu ergischer Abrechnung mit Serbien gegeben; sie ging jedoch davon aus, daß ein aus ser Aktion sich etwa ergebender Krieg voraussichtlich „lokalisiert" bleiben würde. Daß österreichische Politik ein hohes Risiko in sich trug, hat sie gewiß nicht verkannt[4]). Der ll lag aber so, daß ein wider alle Erwartung unter diesen Umständen erfolgendes Mit- hen Rußlands an Seite Serbiens klar zeigen mußte: für Rußland war die Entfesselung s Krieges nur eine Frage der Zeit; über kurz oder lang wäre er doch gekommen, und dann ser jetzt als in zwei oder drei Jahren. In diesem Sinne sicherte man Österreich-Ungarn einem Eingreifen Rußlands die deutsche Hilfe im Sinne des Bündnisvertrages zu[5]). doch wollte man an dem Vorgehen der Österreicher in keiner Weise beteiligt sein, um eigene Handlungsfreiheit und damit die Möglichkeit einer späteren Vermittlerrolle ischen Wien und Petersburg nicht zu verlieren. Es war nicht eine generelle „Blanko-

[1]) Heißt es doch sogar in der Einleitung des englischen Blaubuchs von 1914: „Kein Verbrechen jemals tieferen oder allgemeineren Abscheu in ganz Europa erweckt; keines war jemals weniger rechtfertigt. Die Sympathie für Österreich war allgemein."

[2]) Vgl. außer den oben angeführten Zeugnissen auch den Bericht Szögyénys vom 12. Juli 4 an Berchtold (Österr. Rotbuch Nr. 15) und das Schreiben Tiszas vom 5. Nov. 1914 an Tschirschky af Stephan Tisza, Briefe, herausg. O. v. Wertheimer, Berlin 1928, S. 104).

[3]) „Rasches Handeln" legte der deutsche Botschafter in Wien dem Grafen Berchtold am 11. Juli 14 in erster Linie „nochmals nachdrücklich nahe". Vgl. Tschirschkys Bericht an Jagow vom chen Tage; DD Nr. 34a. Der bayerische Geschäftsträger in Berlin berichtete am 23. Juli [illegible] München: „Das lange Zuwarten des Wiener Kabinetts hat an den hiesigen amtlichen Stellen ngenehm berührt, und man hätte gewünscht, daß das Sühneverlangen der Ermordung des herzogs möglichst auf dem Fuße gefolgt wäre". Bayerische Dokumente, herausg. Dirr, München 5, S. 132.

Vgl. auch das Dt. Weißbuch von 1914, S. 3, 4.

Dagegen entspricht die von Fürst Lichnowsky (Denkschrift vom 19. Aug. 1914, Archiv für . u. Gesch. 1928, Heft 1, S. 49; ähnlich in der weiter unten wiedergegebenen Stelle aus „Meine rdoner Mission 1912—1914") dem Kaiser und dem Kanzler in den Mund gelegte angebliche erung, „daß es nichts schade, wenn daraus ein Krieg mit Rußland entstünde" mit ihrem frivolen or nicht dem Ernst, mit dem beide die Lage beurteilten.

vollmacht"[1]), wie man gesagt hat, die den Österreichern gegeben wurde, sondern eher ei Blankowechsel, der auf ganz kurze Sicht gestellt war. Allerdings ließ sich aus den Erklä rungen des Kaisers und Bethmann Hollwegs nicht mit völliger Bestimmtheit entnehmen daß dieser Wechsel nicht über den Fälligkeitstag hinaus honoriert werden würde. Der Auf forderung zu raschem Handeln hat daher der erforderliche diplomatische Nachdruck gefehlt

Ein Tag von hoher geschichtlicher Bedeutung ist der 5. Juli 1914 zweifellos gewesen aber nur insofern als er entscheidend für Österreich-Ungarns Vorgehen gegen Serbien ge worden ist. Für die Entstehung des Weltkrieges sind zwei andere Tage von geschichtliche Bedeutung geworden: der 27. Juli als der Tag, an dem Frankreich Blankovollmacht a Rußland gab, und der 30. Juli als der Tag der russischen allgemeinen Mobilmachung

II. Die Legende

1. Erzählungen in Berlin

Noch hatte der Kaiser Potsdam nicht verlassen, als schon die ersten alarmierenden Gerücht in der Reichshauptstadt umgingen. Bereits am Abend des 5. Juli erzählten Potsdame Gardeoffiziere in einem großen Berliner Hotel, „daß in Potsdam eine Zusammenkunf von österreichischen und deutschen Diplomaten und Militärs — genannt wurden Szögyény Bethmann Hollweg und Zimmermann — stattgefunden habe und daß der Kaiser au diesem Anlaß seine Nordlandreise nicht antreten wolle"[2]). Diese Erzählung dürfte, vo Mund zu Mund weiter getragen und vergröbert, dann, als die Kriegswürfel gefallen waren zu einem entscheidenden Kronrat geworden sein. Dem Begriff eines Kronrats entsprac es, daß in der Version, die in Berlin ihren Ursprung hat, nur von Deutschen als Teil nehmern die Rede ist.

Die erste beglaubigte Nachricht, die wir von dem Bestehen der Legende besitzen, stamm vom 7. September 1914. An diesem Tage erschien in der niederländischen Zeitung „Nieuw Rotterdamsche Courant" (Nr. 258) ein Aufsatz „Aus der Vorgeschichte des Krieges, vo unserem Korrespondenten" mit dem Datum: „Berlin, den 4. September". Der Ver fasser des anonymen Artikels, Dr. M. van Blankenstein, ergänzte darin seinen Aufsat vom 20. August über das gleiche Thema mit folgenden Einzelheiten:

Am 28. Juni wurde der Erzherzog Franz Ferdinand ermordet. Nur wenige Tage später teilte die österreichisch-ungarische Regierung nach Berlin mit, daß sie in der Lage sei, Beweise dafür zu liefern, daß die serbische Regierung das Attentat zum mindesten hätte verhindern können. Als man von diesen Beweisen Kenntnis genommen hatte, war man hier derselben Meinung. Daraufhin fand in Potsdam ein Kronrat statt, der, wie mein Gewährsmann sich zu erinnern glaubt, am 5. Juli gehalten wurde. Österreich hatte seine Absicht kundgegeben, eine Strafexpedition nach Serbien zu entsenden. Man sah in Wien keine andere Möglichkeit, um dem unhaltbaren Zustande ein Ziel zu setzen. Man fragte deshalb an, ob man auf die Hilfe Deutschlands rechnen könne für den Fall, daß Rußland den Serben beistehen wolle.

[1]) Vgl. Bericht des bayer. Geschäftsträgers in Berlin vom 18. Juli 1914 an den Vorsitzenden im bayer. Ministerrat; DD Anh. IV Nr. 2. S. auch Februarheft 1922 der S. M. „Auswärtige Politik Kurt Eisners und der Bayerischen Revolution", S. 264 ff.

[2]) Brief des Korrespondenten der Frankfurter Zeitung, August Stein, an das Auswärtige Amt; vgl. Graf M. Montgelas, Leitfaden zur Kriegsschuldfrage, Berlin 1923, S. 171. Daß dieses Hotelgespräch „den Ursprung der Legende" gebildet hätte, insofern als ein zuhörender Kellner es weiter verbreitet hätte, ist nicht anzunehmen. Die Erzählung beweist nicht mehr, als daß die Gerüchte bereits im Umlauf waren. Der Sachverständige des 4. Unterausschusses des Parlamentarischen Untersuchungsausschusses Dr. Herz (Das Werk des Untersuchungsausschusses des Deutschen Reichstages, 4. Reihe, 5. Bd., S. 90) fußt offenbar auf dieser Quelle, führt aber ohne Beleg einen zum Marstall kommandierten Offizier als Erzähler der Geschichte ein. Vgl. auch K. Helfferich, Die Vorgeschichte des Weltkrieges, Berlin 1919, S. 178.

Diese Frage nun war der Gegenstand der Besprechung in dem Kronrat. Die militärischen Teilnehmer waren feurige Verfechter eines sehr bestimmten Auftretens, aus Gründen, die ich gleich anführen werde. Der Kaiser und seine zivilen Ratgeber waren, wie immer, scharf gegen alles gerichtet, was einen Krieg in Aussicht stellen könnte. Nichtsdestoweniger fanden auch sie, daß gegen Serbien etwas getan werden müßte.

Das Ende war, daß beschlossen wurde, Österreich die Versicherung zu geben, daß es bei den Folgen, die sein Auftreten gegen Serbien haben könnte, auf Deutschland rechnen könnte.

Der Kaiser und der Reichskanzler glaubten einfach nicht, daß die Gefahr eines allgemeinen Krieges so groß war. Gerade die Tatsache, daß sie erst zu einem bestimmten Termin auf ihn rechneten, flößte ihnen dies Vertrauen ein. Dieser Termin war Februar oder März 1916, und zwar aus folgenden Erwägungen:

Gegen 1916 könnten die strategischen Eisenbahnlinien in Polen fertig sein. Die russische Feldartillerie ist jetzt schon vortrefflich in Ordnung, aber das Belagerungsmaterial würde erst in anderthalb Jahren seiner Aufgabe gewachsen sein. Und einem Einfall in das Herz Deutschlands stehen zahlreiche schwere Festungen im Wege. Frankreich würde im Laufe des Jahres 1915 das automatische Gewehr einführen und die 1800 Meter wettmachen können, die seine Artillerie gegenüber der deutschen — im eigentlichen Sinne des Wortes — zu kurz schießt.

Bis 1916 hätte man also noch Zeit.

Man rechnete hier auf die Monate Februar oder März, da sie für Deutschlands Feinde die günstigsten sind, um einen Krieg zu beginnen. Jetzt ist schon ein großer Teil der Ernte eingebracht, und man kann es hier aushalten. Zu Anfang des Frühjahrs aber ist die alte Ernte beinahe aufgezehrt und das Heranwachsen einer neuen Ernte kann man verhindern.

Auf Grund dieser Erwägungen plädierten die militärischen Teilnehmer an dem genannten Kronrat für ein sehr kräftiges Auftreten von deutsch-österreichischer Seite. Sie hofften, damit die schöne Berechnung der mit Recht oder Unrecht anzunehmenden Zukunftsfeinde in Verwirrung zu bringen.

Der Kaiser wollte jedoch nicht mit dem Feuer spielen, Bethmann Hollweg ebensowenig. Daß es schließlich der militärischen Gruppe gelang, den mächtigen Widerstand zu überwinden, beruhte gerade auf der Erwägung, daß die Gegenpartei ihre Rechnung nicht in Verwirrung bringen lassen und deshalb dafür sorgen würde, den österreichisch-serbischen Konflikt nicht zu einem allgemeinen casus belli zu machen. Als der Kronrat auseinanderging, war der Beschluß gefaßt, den Wunsch Österreichs zu erfüllen. In der nächsten Umgebung des Kaisers herrschte starker Optimismus. Die Ansicht, daß man infolge der Zukunftsgefahr das Heute als ziemlich sicher ansehen dürfe, war zur Überzeugung geworden.

Die energischen Pläne Österreichs sind — wie ich in meinem Bericht vom 20. August bewiesen habe — streng geheim gehalten worden, wahrscheinlich um den Gegnern nicht zu lange Zeit zur Vorbereitung zu lassen. Am 23. August (so!) hörten wir plötzlich von dem bekannten Ultimatum.

Wir haben hier, mit dem Datum vom 4. September 1914 und geschrieben aus Berlin, bereits die festen Umrisse der Legende vor uns: Datum 5. Juli, Ort Potsdam, das Wort Kronrat ausdrücklich gebraucht, als Teilnehmer deutsche Militärs und Zivilratgeber des Kaisers, freilich ohne Nennung von Namen, der Beschluß auf Unterstützung der serbischen Aktion gerichtet und herbeigeführt durch die Militärs. Es ist leicht ersichtlich, daß, wenn sich hier auch Wahres mit Falschem mischt, der Verfasser seine Kenntnis aus Berliner unterrichteten Kreisen gewonnen haben muß — eine Annahme, die sich auch bestätigt hat[1]).

Das zweite Zeugnis, das wir für das Umlaufen des Gerüchtes vom Potsdamer Kronrat in Berlin besitzen, stammt aus dem Januar 1916 von einer Persönlichkeit, die sich Hendrick Hudson nannte. Dieser Name soll das „Pseudonym einer bedeutenden Persönlichkeit der auswärtigen diplomatischen Kreise Berlins" sein[2]); der „Temps", der einen Aufsatz dieses angeblichen Hudson „Der deutsche Militarismus während des Krieges" in seiner Nr. 19921 vom 21. Januar 1916 abdruckte, bezeichnet ihn als einen „Neutralen, der aus Deutschland heimkehrt, wo er sich ziemlich lange aufgehalten hat". Derjenige Teil des Artikels, der sich auf den Potsdamer Kronrat bezieht, hat folgenden Wortlaut:

[1]) Mitteilung Dr. M. van Blankensteins an den Verfasser.
[2]) R. Puaux, Kriegsstudien, Heft 9, Lausanne o. J., S. 803.

... Am 5. Juli nahm die deutsche Regierung — die trotzdem die Stirn gehabt hat, abzuleugnen daß sie den Krieg im voraus geplant hat — kaltblütig die Möglichkeit eines europäischen Konfliktes an. Diese Einzelheit ist in Frankreich wenig bekannt, aber in den gut unterrichteten Kreisen Berlins kennt sie jedermann. An diesem Tage fand, während die Diplomaten sich anschickten, ihre Sommerresidenzen aufzusuchen, in Potsdam ein Kronrat statt, bei dem Kaiser Wilhelm beschloß, Österreich-Ungarn Serbien gegenüber freie Hand zu lassen. Der Kaiser scheint in diesem Augenblick dem starken Druck nachgegeben zu haben, den seit langem seine militärische Umgebung auf ihn ausübte. Herr von Bethmann Hollweg tat als Reichskanzler nichts, um ihn von dem Beschreiten dieses gefährlichen Weges zurückzuhalten. Er fand während dieser Krise nie den Mut, den kriegerischen Einflüsterungen der Generäle entgegenzutreten. Wenn man von dem deutschen Militarismus spricht, sollte man stets, um die genaue Bedeutung dieses Wortes festzulegen, als Beispiel die letzten Wochen vor dem Kriege anführen. Die Geschichte dieses Juli 1914 würde zeigen, wie eine kleine Gruppe preußischer Offiziere, die das Vertrauen des Kaisers besaßen, es fertig brachte, den europäischen Krieg zu entfesseln.

Als Kaiser Wilhelm von seiner Reise an die norwegische Küste zurückkehrte — die er unternommen hatte, um die europäischen Kabinette nicht in Unruhe zu versetzen — scheint er einen Augenblick geschwankt zu haben ...

Die Grundelemente dieser Ausführungen sind die gleichen wie die in dem Artikel des „Nieuwe Rotterdamsche Courant"; daß die militärischen und zivilen Ratgeber, die jener generell erwähnte, hier fehlen, will nichts besagen, da ihre Anwesenheit als selbstverständlich vorausgesetzt wird. Wir dürfen daher wohl die in beiden Artikeln übereinstimmenden Punkte als diejenigen annehmen, die das Berliner Gerücht 1914 und 1915 kolportierte. Diese Punkte sind: ein Kronrat unter Vorsitz des Kaisers und Teilnahme seiner militärischen und zivilen Ratgeber, ohne die Anwesenheit von Österreichern, abgehalten am 5. Juli in Potsdam, beschließt Zusage der Bundeshilfe an Österreich für dessen serbische Aktion und faßt damit den Weltkrieg ins Auge.

Angesichts dieser Feststellung ist es verwunderlich, daß nicht einer der fremden diplomatischen Vertreter in Berlin etwas von dem angeblichen Kronrat erfahren hat; nicht einer hat darüber berichtet oder in Memoiren geschrieben. „Von irgendeiner Zusammenkunft", erklärte 1917 Sir Horace Rumbold, im Juli 1914 der Vertreter des beurlaubten englischen Botschafters, „habe ich bestimmt niemals gehört. Auch wüßte ich nicht, daß irgendeiner meiner Kollegen auch nur eine Ahnung von einer derartigen Zusammenkunft hatte"[1]). Ebenso der französische Botschafter Jules Cambon: „Nichts, aber auch gar nichts war von dem berühmten Kriegsrat durchgesickert, der am 5. Juli in Potsdam stattgefunden haben sollte. Sie wissen, daß die Deutschen Meister in der Kunst sind, Geheimnisse zu hüten"[2]) (was Cambon offenbar ernsthaft meint). Auch der amerikanische Botschafter Gerard streift in seinen Memoiren[3]) wohl das Thema, weiß aber ganz offensichtlich nichts von dem Potsdamer Kronrat[4]): „Der Kaiser war auf seiner Yacht nordwärts gefahren, jedoch, wie ich glaube, nicht ohne daß vorher ein bestimmtes Vorgehen vereinbart worden war."

Vielleicht darf man diese Unkenntnis der Berliner Ententevertreter als einen Beleg für unsere Vermutung nehmen, daß die Legende in ihrer „Kronrats"-Fassung erst nach Kriegsausbruch, also im August, entstanden ist. Es ist wohl kaum anzunehmen, daß dem

[1]) C. Oman, The Outbreak of the War of 1914—18, London 1919, S. 16. Rumbolds Erklärung deutsch im Deutschen Weißbuch über die Schuld am Kriege, S. 88. Der damalige englische Botschafter in Berlin, Sir E. Goschen, hat später in einem Briefe vom 25. Januar 1923 („Times" vom 2. Dez. 1926) als seine Auffassung bezeichnet, „daß die angebliche ‚große' Sitzung am 5. Juli erlogen oder ebenfalls doch stark übertrieben worden ist"; vgl. „Kriegsschuldfrage" V, S. 81.

[2]) R. Recouly, Les Heures tragiques d'Avant-Guerre, Revue de France vom 15. Juni 1921, S. 703; Buchausgabe Paris 1922, S. 21.

[3]) Deutsche Ausgabe, Lausanne 1919, S. 120.

[4]) In den amerikanischen Dokumenten „1914 Supplement The World War", Washington 1928, ist kein Bericht von Gerard über die Legende enthalten.

ienst sämtlicher Entente-Botschaften dieser „Beweis für" die Kriegsschuld Deutschnds entgangen sein sollte, solange sie eben noch in Berlin waren. Damit stimmt überein, aß Dr. van Blankenstein in seinem ersten Aufsatz noch nichts von dem Kronrat wußte; hat erst in der Zeit zwischen dem 20. August und dem 4. September das Gerücht kennenlernt. Eine hohe Wahrscheinlichkeit spricht demnach für die Annahme, daß das Gerücht om Potsdamer Kronrat in Berlin im August 1914 entstanden ist.

2. Gerüchte am Bosporus

Bereits im Monat des Kriegsausbruchs, August 1914, schwirrten in Konstantinopel Gerüchte, die von der Potsdamer Konferenz zu berichten wußten. „Damals", schreibt ompard[1]), der ehemalige französische Botschafter bei der Hohen Pforte, „begann in onstantinopel sich das Gerücht zu verbreiten, daß ein Kronrat am 5. Juli in Potsdam gehalten worden sei und daß dort der Krieg beschlossen worden sei. Man ließ den Urrung dieses Gerüchts auf den Freiherrn von Wangenheim zurückgehen, der, erzählte m, als Teilnehmer Einzelheiten über die Beratungen der Sitzung berichtete. Ich kenne nicht alle; hier nur einige, so wie sie mir erzählt worden sind: ein gewisser Aufschub sei n Bankiers auf deren Verlangen gewährt worden, damit sie ihre Dispositionen treffen nten, und der Kaiser wäre zum Schlusse der Beratung auf seine jährliche Nordlandreise gangen, um die öffentliche Meinung irrezuführen; oder auch: der Krieg wäre erzwungen rden, da Deutschland kriegsbereit war, während es Frankreich an schwerer Artillerie lte."

Der von Bompard als Verbreiter der Erzählung genannte Frhr. von Wangenheim war deutsche Botschafter in Konstantinopel. Er hatte am 2. Juli die türkische Hauptstadt lassen und war auf Urlaub nach Deutschland gegangen, am 4. ist er in Berlin gewesen, m Kaiser aber nicht empfangen worden; am 14. abends war er wieder auf seinem Posten. ei Persönlichkeiten sind festzustellen, denen er nachweislich von einer Konferenz erlt hat: der italienische Botschafter Marchese Garroni und der amerikanische Botschafter rgenthau, jenem am 15. Juli, diesem am 26. August 1914. Von Garroni gibt es kein mittelbares Zeugnis für das, was ihm Wangenheim erzählt hat; er hat darüber t nach seiner Rückkehr im September 1915, als zwischen Italien und der Türkei der iegszustand eingetreten war, an Sonnino und Salandra mündlich berichtet, die diese spräche aufgezeichnet haben. Salandra und Sonnino haben ihrerseits dem Minister rzilai von ihnen Kenntnis gegeben, der die Mitteilung in einem Vortrag in Neapel 26. September 1915 verwertet hat. Das erste Zeugnis überhaupt besitzen wir in einer gebuch-Eintragung vom 20. Juni 1915 des damaligen Sonderkommissars (seit Januar 15) bei der amerikanischen Botschaft, Lewis Einstein, dem Garroni die Geschichte an sem Tage erzählt hatte. Aus späterer Zeit stammen noch Zeugnisse von Bompard und rles Roux. Die Morgenthausche Überlieferung ist bezeugt durch eine Tagebuchtragung des schon genannten Lewis Einstein vom 5. Mai 1915 sowie eine Veröffentung desselben vom 4. August 1917, ferner durch Veröffentlichungen Morgenthaus st vom 14. Oktober 1917, vom Mai-Juni 1918 und vom Oktober 1918.

Zur Untersuchung dieses verwickelten Problems sei zunächst das Material zusammenstellt, das uns zur Verfügung steht; es wird nachstehend in der Reihenfolge der Entung (nicht der Veröffentlichung) wiedergegeben.

a) Die Garroni-Überlieferung.

Tagebucheintragung des Sonderkommissars an der amerikanischen Botschaft in nstantinopel Lewis Einstein vom 20. Juni 1915[2]):

[1]) In einem Schreiben vom 25. März 1928 an den Verfasser.
[2]) Lewis Einstein, Inside Constantinople. London 1917, S. 128.

Ich ging mit Garroni nach Nischantasch. Unterwegs trafen wir W., der gerade von Wangenheim zurückkam. Letzterem geht es nicht gut, er ist nervenkrank. Garroni erzählte mir, daß am 15. Juli vergangenen Jahres, seinem Geburtstage, Wangenheim, der am Tage zuvor aus Berlin zurückgekommen sei, ihn besucht habe, um ihm zu gratulieren. Er sagte zu ihm, daß der Kaiser, beunruhigt durch die militärischen Vorbereitungen Rußlands, eine Konferenz von Botschaftern, Generälen und Industrieführern einberufen hätte; der Krieg wäre unwiderruflich festgesetzt worden. Die Ermordung des Erzherzogs sollte als Vorwand dienen. Ein Ultimatum würde an Serbien gerichtet werden, das Serbien nicht annehmen könnte, und 48 Stunden später würde der Krieg erklärt werden. Die deutsche Überlegung rechnete mit der unmittelbaren Niederwerfung Frankreichs. Über England bestand größere Ungewißheit. Italien würde durch Deutschlands Sieg gezwungen werden, an seiner Seite zu kämpfen. Solcher Art war das Programm.

Garroni sagte mir, daß er, gerade hier angekommen, diese auf Hörensagen beruhenden Nachrichten trotz ihrer Quelle nicht nach Rom telegraphieren wollte, da er gewiß war, daß sein Kollege in Berlin es getan haben müßte. Während der folgenden Tage scheinbarer Ruhe war er froh, daß er es nicht getan hatte, da er überzeugt war, daß Wangenheim sich geirrt haben müsse. Des Kaisers Schiffsausflug nach Norwegen verleitete, wie beabsichtigt, Europa zu dem Glauben, daß nichts drohte. Rom blieb in Unkenntnis, als der Sturm losbrach, und konnte nur seine Nichtbeteiligung erklären.

„Wenn mein Telegramm abgegangen wäre," sagte Garroni zu mir, „dann hätte seine Veröffentlichung den klarsten Beweis erbracht, daß die sogenannten Versuche des Kaisers, den Frieden zu erhalten, allesamt Humbug waren."

2. Aufzeichnung des italienischen Außenministers Sonnino vom 1. September 1915[1]:

Garroni, der nach Rom gekommen war, besuchte mich. Als wir die jüngsten englisch-deutschen Erörterungen über die Kriegsursachen und die Schuld an dem Bruche des Friedens erörterten, sagte Garroni zu mir, es könne kein Zweifel daran bestehen, daß Deutschland im Juli den festen Willen gehabt habe, die Dinge zum Kriege zu treiben, in der Überzeugung, daß wegen der unzureichenden Rüstung Frankreichs und Rußlands der günstigste Augenblick gekommen sei. Er hatte den besten Beweis dafür in einer Unterredung, die er am 15. Juli mit Wangenheim, dem deutschen Botschafter in Konstantinopel, gehabt hatte. Dieser hat ihn mit den Worten angeredet: „Nous sommes à la guerre". Auf die Frage, wie er zu dieser Meinung komme, setzte er auseinander, Österreich werde demnächst an Serbien wegen des Mordes von Serajewo eine Beschwerde oder Verwahrung schicken, die in derartigen Ausdrücken abgefaßt sei, daß sie keinesfalls werde angenommen werden können und zum Schlimmsten führen müsse. Der österreichische Kaiser habe lange große Bedenken getragen, sei aber von Deutschland zu der Sache gedrängt und bestimmt worden ..."

3. Aufzeichnung des italienischen Ministerpräsidenten Salandra vom 8. September 1915[2]:

Marchese Garroni, der nach der Kriegserklärung aus Konstantinopel zurückgekehrt war, erzählte mir (wie er bereits Sonnino erzählt hatte), daß am 15. Juli 1914 Wangenheim, der deutsche Botschafter in Konstantinopel, der in jenen Tagen von einer Zusammenkunft der deutschen Botschafter aus Berlin zurückgekehrt war, ihm vertraulich gesagt habe: „Wir stehen vor dem Kriege" und erklärt habe, Deutschland sei zum Kriege entschlossen, weil es die Überzeugung hege, daß Rußland und Frankreich rüsteten und man ihnen zuvorkommen müsse.

Auf Garronis Frage, wie es denn zum Kriege kommen könne, habe Wangenheim geantwortet, man werde als Anlaß die Ermordung des österreichischen Erzherzogs und seiner Gemahlin in Serajewo am 28. Juni benutzen und an Serbien ein Ultimatum richten, das dieses nicht annehmen könne: dann sei der Krieg da.

Auf die Bemerkung Garronis, die Italiener würden schwerlich in den Krieg ziehen, um einen österreichischen Erzherzog zu rächen, obendrein einen, der als Feind Italiens bekannt sei, habe Wangenheim geantwortet, es liege im Interesse der herrschenden Dynastien, einen derartigen Mord zu rächen ...

---

[1]) A. Salandra, La Neutralità italiana (1914). Riccordi e Pensieri. Mailand 1928, S. 115.
[2]) A. Salandra, a.a. O. S. 117.

4. Aus Barzilais Rede in Neapel am 26. September 1915[1]):

Der italienische Botschafter in Konstantinopel, Senator Garroni, erhielt am 15. Juli 1914 von
m deutschen Botschafter in Konstantinopel, Herrn Wangenheim, eine Mitteilung, die nach dessen
sicht vertraulich sein sollte, aber in ihrem politischen Tatbestande so wesentlich war, daß Garroni
seiner Rückkehr nach Italien das Bedürfnis empfand, sie der Regierung mitzuteilen.
Acht Tage, bevor die Note an Serbien überreicht wurde, kündigte ihm der deutsche Botschafter
, daß sie so abgefaßt sein werde, daß sie den Krieg unvermeidlich mache.

5. Zuschrift des ehemaligen amerikanischen Sonderkommissars Lewis Einstein vom August 1917 an die Redaktion der „Times"[2]):

Marquis Garroni, ehemaliger italienischer Botschafter in Konstantinopel, erzählte mir dort
ie es sich in meinem Tagebuch findet), daß Baron Wangenheim, damaliger deutscher Botschafter
der Hohen Pforte, der am Tage vorher von Berlin zurückgekehrt sei, ihm am 15. Juli 1914 —
nem Geburtstage — gesagt habe, der Kaiser hätte eine Besprechung anberaumt, bei der er zu-
gen gewesen und in der der Krieg beschlossen worden sei. Die Ermordung des Erzherzogs sollte
n Vorwand liefern. Der Plan bestand darin, nach einigen Wochen ein Ultimatum an Serbien
richten, das dieses nicht annehmen könnte, so daß es dann binnen achtundvierzig Stunden zum
iege kommen würde. Marquis Garroni erzählte diesen Vorfall auch bei seiner Rückkehr nach
alien, wo Herr Barzilai öffentlich darauf Bezug nahm.

6. „Corriere della Sera" vom 5. August 1917, Nr. 217:

Als nach der italienischen Kriegserklärung an die Türkei im August 1915 unser Botschafter in
nstantinopel, Marchese Garroni, nach Italien zurückgekehrt war und dem Minister des Äußern,
nnino, sowie dem Ministerpräsidenten Salandra seine Pflichtbesuche abstattete, erzählte er
den, er sei persönlich mit dem deutschen Botschafter in der Türkei, dem Freiherrn von Wangen-
m, eng befreundet gewesen und habe erfahren, daß dieser Diplomat nach der Ermordung des
zherzog-Thronfolgers in Serajewo plötzlich nach Berlin abgereist sei. Bei seiner Rückkehr nach
nstantinopel am 15. Juli 1914 habe er, Garroni, von Wangenheim wiedergesehen, der ihm Mit-
lung von einer Beratung leitender politischer Persönlichkeiten des Deutschen Reiches, an der er
genommen hatte, machte und ohne weiteres hinzusetzte: „Wir stehen vor dem Kriege!"
Marchese Garroni habe seinem Freunde gegenüber bemerkt, der Konflikt werde wahrscheinlich
rmieden werden, weil Serbien auf die seitens der österreichisch-ungarischen Monarchie in Vor-
reitung befindlichen Forderungen nach Genugtuung eingehen werde. Darauf habe von Wangen-
m mit Bestimmtheit erwidert: „Nein, die Forderungen werden derartig sein, daß Serbien sie
ht annehmen kann."
Dies war der genaue Bericht des Senators Garroni. Sonnino und Salandra verfehlten nicht,
rroni ihr Befremden darüber auszudrücken, daß er es nicht für nötig erachtet habe, der Consulta
einer so überaus wichtigen Unterhaltung Kenntnis zu geben. Garroni brachte die matte Ent-
uldigung vor, er habe geglaubt, die Consulta sei von unserem Berliner Botschafter unterrichtet
rden. Anscheinend aber hat Bollati nichts von der Beratung gewußt, jedenfalls hat die Consulta
hts erfahren.
Die unerklärliche Unterlassung Garronis, die er durch seine nachträgliche Erzählung nur unge-
gend wieder gut machte, war vielleicht der Hauptgrund seiner Versetzung in den Ruhestand. An
Wahrheit der Erzählung selbst, die schließlich zum Schaden Garronis ausschlug, ist nicht zu zwei-
n. Es hat sich außerdem ergeben, daß die Unterhaltung auch anderen Mitgliedern der italienischen
tschaft in Konstantinopel bekannt war.

7. Interview des früheren Ministers Barzilai im „Matin" vom 9. August 1917, Nr. 12217:

Deutschland wollte den Krieg.

Ein neuer Beweis.

Rom, 8. August. — Herr Barzilai bestätigte dem Korrespondenten der Agence Fournier, daß
r Garroni, der letzte Botschafter Italiens bei der Türkei, ihm erklärte, am 15. Juli 1914 aus dem
nde des Freiherrn von Wangenheim, des damaligen deutschen Botschafters in Konstantinopel,

[1]) „Corriere della Sera" vom 27. Sept. 1915, Nr. 268.
[2]) „Times" vom 4. August 1917, Nr. 41548.

erfahren zu haben, daß das Berliner und das Wiener Kabinett sich vor dem genannten Datum über ihre Haltung verständigt hatten, die zum allgemeinen Kriege führen sollte.

Nachstehend nach dieser Mitteilung das Gespräch, das am Abend des 15. Juli zwischen den beiden Diplomaten, dem italienischen und dem deutschen Botschafter, stattgefunden hat:

v. Wangenheim: Ich komme aus Berlin. Es gibt Krieg!

Garroni: Krieg? Ist er denn beschlossen worden?

W.: Ja, im Laufe einer kaiserlichen Sitzung, der ich beigewohnt habe.

G.: Serbien wird ja nachgeben. Es wird alle Forderungen Österreichs annehmen.

W.: Das ist unmöglich. Das Ultimatum ist in Berlin derart abgefaßt worden, daß es nicht angenommen werden kann.

G.: Das bedeutet also den allgemeinen europäischen Krieg?

W.: Ja, das ist es, was man in Berlin will.

Auf Barzilais Frage an Garroni, warum er dieses bedeutsame Gespräch nicht noch Rom berichtet habe, antwortete der Botschafter, er hätte geglaubt, sein Berliner Kollege hätte bereits Gelegenheit gehabt, die Consulta von dieser Stimmung in Kenntnis zu setzen.

8. Schreiben des ehemaligen französischen Botschafters in Konstantinopel Bompard aus dem Jahre 1921 an den Ministerpräsidenten Poincaré[1]):

In jener Zeit war mein Kollege, Baron Wangenheim, der deutsche Botschafter in der Türkei in Berlin; er kam etwas unvermutet am 14. Juli nach Konstantinopel zurück. In den darauffolgenden Tagen besuchte er den Marquis Garroni, den Botschafter Italiens. Er sagte damals zu ihm, als mit einem Verbündeten sprechend: „Der Krieg ist beschlossen, der Entschluß ist in einer großen Beratung in Potsdam gefaßt worden, der der Kaiser vor seiner Nordlandreise präsidierte". Marquis Garroni hat zunächst diese vertrauliche Mitteilung für sich bewahrt. Es scheint sogar, als ob ihm dieser Vorgang so ungeheuerlich vorgekommen sei, daß er es kaum glauben konnte. Als aber der Krieg ausgebrochen war, hat Baron Wangenheim jedem Beliebigen davon Kenntnis gegeben. Herr Morgenthau, der amerikanische Botschafter, gibt in seinen Erinnerungen den genauen Bericht wieder, den sein deutscher Kollege ihm selbst in den ersten Augusttagen 1914 gegeben hat. Wie billig kamen die Enthüllungen Wangenheims auch bald mir zu Ohren, und seitdem habe ich die Bestätigung von Marquis Garroni selbst erhalten, bei dem ich die Richtigkeit nachzuprüfen suchte.

9. Bericht Poincarés über eine Unterredung des französischen Geschäftsträgers in Rom am 4. Februar 1923 mit Salandra[2]):

Der französische Geschäftsträger in Rom, Charles Roux, hat Anfang 1923 über das gleiche Thema eine Besprechung mit Salandra gehabt, der ihm das erzählt hat, was Garroni ihm und Sonnino einstmals über die Mitteilungen Wangenheims gesagt hatte. Dieser Bericht stimmte völlig mit dem Bompards überein. Telegramm des Herrn Charles Roux vom 4. Februar 1923, Nr. 51.

10. Aus einem Schreiben des ehemaligen Botschafters Bompard vom 25. März 1928 an den Verfasser:

Eines Tages offenbarte mir ein Angehöriger der italienischen Botschaft, daß schon am 15. Juli, bei seiner Rückkehr von Berlin, Freiherr von Wangenheim dem italienischen Botschafter von der Potsdamer Beratung erzählt habe sowie von dem dort gefaßten Beschluß, nach kurzem Aufschub in den Krieg einzutreten ... Infolge der im August erhaltenen Nachricht von der vertraulichen Mitteilung des Freiherrn von Wangenheim an Marchese Garroni am 15. Juli habe ich mein nächstes Zusammentreffen mit letzterem dazu benutzt, mich nach der Zuverlässigkeit dieser Mitteilung zu erkundigen. Er hat sie mir voll bestätigt, aber ohne ein Wort weiter hinzuzufügen. Ich habe nicht weiter darauf bestanden, die Tatsache allein war für mich von Bedeutung. Marchese Garroni ist ein Mann von vollendeter Ritterlichkeit, und es wäre unanständig und im übrigen auch vergeblich gewesen, ihn damals, als Italien noch mit Deutschland verbündet war, nach Einzelheiten über seine Unterhaltung mit Freiherrn von Wangenheim zu fragen ...

---

[1]) R. Poincaré, L'Union Sacrée, Paris 1927, S. 198. Das Datum nach einer Mitteilung Herrn Bompards an den Verfasser.

[2]) Poincaré, a. a. O., S. 199.

b) Die Morgenthau-Überlieferung.

1. Tagebucheintragung des amerikanischen Sonderkommissars Lewis Einstein vom Mai 1915[1]):

Es ist schwer zu erfahren, welcher Art Wangenheims Beziehungen zu Berlin sind. Er war einer
n denen, die zu der berühmten Beratung vom vergangenen Juli berufen wurden, als der Kaiser
h an alle die verschiedenen Führer und Kapitäne der Industrie wandte und sie fragte, ob sie
m Kriege bereit wären. Als Wangenheim gefragt wurde, ob er die Türkei zuführen könnte, gab
jede Zusicherung.

2. Zuschrift desselben vom 3. August 1917 an die Redaktion der „Times"[2]):

Die nämliche Geschichte[3]) hörte ich während meines Aufenthaltes in Konstantinopel aber auch
ch von einem anderen Diplomaten[4]), dem Baron Wangenheim erzählt hatte, einen Monat vor
sbruch der Feindseligkeiten habe der Kaiser die führenden Männer der Armee, der Finanz und
r Industrie zusammenberufen und sie alle gefragt, ob sie kriegsbereit seien. Alle hätten geant-
rtet, sie seien kriegsbereit, und Baron Wangenheim habe dem Kaiser versichert, er sei bereit,
e die Türkei einzustehen.

3. Botschafter Morgenthaus Darstellung in der amerikanischen Zeitung „The World"
m 14. Oktober 1917, Nr. 20508:

Morgenthau enthüllt, wie der Kaiser den Tag für den Beginn des Krieges schon Wochen vorher festgesetzt hatte.

... Eine noch bedeutsamere Bestätigung erhielt ich durch Baron Wangenheim, den deutschen
otschafter in Konstantinopel. Er hatte die Bewegungen der „Goeben" und der „Breslau" durch
nkfprüche gelenkt, als sich diese Schiffe der britischen Flotte zu entziehen suchten. In einem
genblick höchster Begeisterung kurz nach ihrem Einlaufen in die Dardanellen teilte er mir mit,
der ersten Hälfte des Monats Juli habe eine Besprechung in Berlin stattgefunden, in der der Tag
den Beginn des Krieges festgesetzt worden sei.

Diese Besprechung habe unter Vorsitz des Kaisers stattgefunden. Baron Wangenheim sei zu-
ogen worden, um über den Stand der Dinge in der Türkei zu berichten; Moltke als General-
bschef und auch Großadmiral Tirpitz waren zugegen. Anwesend waren ferner die leitenden
Minner der deutschen Finanzwelt, die Eisenbahndirektoren und die Industriekapitäne, deren Unter-
ützung der Kaiser bedurfte, um seine ungeheure Kriegsmaschine in Gang zu setzen. Ein jeder
rde gefragt, ob er kriegsbereit sei. Alle bejahten mit Ausnahme der Finanzleute, die darauf be-
nden, sie müßten zwei Wochen Zeit haben, um ausländische Wertpapiere verkaufen und ihre
Anleihen in Ordnung bringen zu können.

Kein Mensch, der nicht zu den eingeweihten Kreisen in Berlin und Wien gehörte, ließ es sich
die ganze Zeit seit dieser Besprechung träumen, daß Krieg die Folge der Mordtat in Serajewo
in würde. Man gab sich große Mühe, keinen Verdacht aufkommen zu lassen. Der Kaiser schiffte
ch auf seiner Yacht geradewegs nach Norwegen ein; auch der Kanzler verließ Berlin und trat
einen Erholungsurlaub an.

Das diplomatische Korps hatte keine Ahnung von dem drohenden Unheil, der britische Botschafter
reiste und ließ die Botschaft in der Obhut des Geschäftsträgers zurück. In Wien arbeitete man
mit den nämlichen Mitteln, und noch als es zur Katastrophe kam, war der russische Botschafter fern
von seinem Posten auf Urlaub.

Wie das Britische Weißbuch dartut, fragte erst am 20. Juli Sir Edward Grey, der britische
Staatssekretär für auswärtige Angelegenheiten, beim deutschen Botschafter in London an, wie
in Wien die Dinge mit Bezug auf Serbien stünden. Schon viele Tage bevor der britische Außen-

---

[1]) Lewis Einstein, Inside Constantinople, S. 24. Bezüglich der Herkunft dieser Kenntnis
von Morgenthau vgl. die 3. Anmerkung zu dem nächsten Text.

[2]) „Times" vom 4. August 1917, Nr. 41548.

[3]) Dies die Fortsetzung der Zuschrift von S. 795 unter Nr. 5.

[4]) Die naheliegende Vermutung, daß dieser andere Diplomat der amerikanische Botschafter
Morgenthau gewesen ist, hat Herr Lewis Einstein, der jetzige amerikanische Gesandte in Prag, dem
Verfasser auf eine Anfrage ausdrücklich bestätigt. Damit ist auch erwiesen, daß die Tagebuch-
eintragung vom 5. Mai 1915 ebenfalls auf Morgenthau zurückzuführen ist.

minister diese Frage stellte, hatte man in Berlin und Wien bereits in aller Form den Krieg beschlossen, und alle Vorbereitungen waren getroffen, um den Vorhang vor dem grausigsten Drama der Weltgeschichte aufgehen zu lassen.

Angriff auf die Weltmärkte

Seit dem Tage der erwähnten Besprechung waren die deutschen Finanzleute dabei, ihr Werk zu vollenden, während die Armee Gewehr bei Fuß stand. An allen großen Effektenbörsen setzte ein scharfer Rückgang ein, als in deutschem Besitz befindliche Wertpapiere unauffällig auf den Markt gebracht wurden. Wie ich späterhin feststellte, kam es in New York zu ganz erstaunlichen Kursrückgängen. Zwischen dem 10. und 15. Juli, also zwei Tage vor der Übersendung des Ultimatums an Serbien, fielen Union Pacific von 154¾ auf 125¼, Baltimore und Ohio von 90¼ auf 78¼, und United States Steel folgten dem Beispiel der Eisenbahnwerte.

Da es hierfür keine hinreichende Erklärung gab, wurden in Ermangelung eines anderen Sündenbockes bittere Klagen laut gegen den Simmons-Underwood-Tarif als die Wurzel allen wirtschaftlichen Übels. Doch hat damit der Tarif ebensowenig wie der Federal Reserve Act zu tun, der damals noch gar nicht einmal Gesetz war. Die finanzielle Flaute und der allgemeine Rückgang der Kurse rührten lediglich daher, daß die deutschen Finanzleute den ihnen zufallenden Teil der Kriegspläne des Kaisers ausführten.

Die Geschichte von dieser Berliner Besprechung hat Baron Wangenheim nicht mir allein erzählt. Erst kürzlich gab der Marquis Garroni, der italienische Botschafter in Konstantinopel, bekannt, Baron Wangenheim habe ihm das Nämliche mitgeteilt. Italien war ja damals noch im Dreibund. Laut meinem Tagebuch fand die Unterredung mit dem deutschen Botschafter am 26. August statt, also etwa sechs Wochen nach jener folgenschweren Besprechung in Berlin, in der der Kaiser Feuer und Schwert über die zivilisierte Welt heraufbeschwor, und alle Einzelheiten der Besprechung waren noch frisch in Baron Wangenheims Gedächtnis.

Der Beschluß, zum Schwerte zu greifen, den der Kaiser von Österreich seinem Botschafter an der Hohen Pforte im Mai anvertraute, den der Deutsche Kaiser seinen Helfern im Juli enthüllte, war die Frucht von Plänen, die bereits seit fünfundzwanzig Jahren reiften. Genau so wie Bismarck Pläne geschmiedet und durchgeführt hatte, um Deutschland durch Krieg zu einigen und ein Reich unter Preußens Führung zu gründen, genau so hatte der Kaiser seinem eigenen Traume nachgehangen, Deutschland zur Vormacht der Welt zu machen.

Wie das Leitmotiv einer Wagnerschen Oper klingt dies Weltmachtmotiv ein Vierteljahrhundert lang durch die gesamte Politik des Kaisers hindurch. Der Antrieb zu allem Tun oder Lassen entsprang diesem einen Wunsche. Jahrein, jahraus hing der Kaiser diesem ehrgeizigen Wahn nach, in dem er die Hauptperson eines ungeheuren Films war, die die Geschicke der ganzen Welt in Händen hielt und lenkte.

4. Morgenthaus Darstellung in der Zeitschrift „The Worlds Work", Mai-Juni 1918:

Als[1]) ich in der Kirche [gelegentlich der Trauerfeier für Erzherzog Franz Ferdinand am 4. Juli 1914 in der St. Marienkirche in Konstantinopel] und später bei unserem Empfange die kleine Gruppe der Botschafter betrachtete, fiel es mir auf, daß eine bekannte Persönlichkeit fehlte. Wangenheim, Österreichs Bundesgenosse, war nicht anwesend. Dies setzte mich damals in einiges Erstaunen, doch klärte mich Wangenheim selbst später darüber auf. Er war einige Tage vorher nach Berlin abgereist. Der Kaiser hatte ihn zu einem Kronrat befohlen, der am 5. Juli zusammentrat und Europa in Krieg zu stürzen beschloß.

... In[2]) jener ersten Zeit verliefen die Dinge für den deutschen Botschafter jedoch ausgesprochen günstig. Das Waffenglück des deutschen Heeres begeisterte ihn dermaßen, daß er sich gelegentlich dazu hinreißen ließ, aus der Schule zu plaudern, und in seiner überquellenden Begeisterung erzählte er mir eines Tages gewisse Tatsachen, die meiner Meinung nach für immer großen geschichtlichen Wert besitzen werden. Er enthüllte mir die genauen Umstände, unter denen Deutschland diesen Krieg herbeigeführt hatte. Seine Preisgabe dieses Geheimnisses erscheint uns heute als eine unglaubliche Unbesonnenheit, aber wir müssen den Gemütszustand Wangenheims zu jener Zeit berücksichtigen. Die ganze Welt glaubte damals, daß Paris verloren sei; und Wangenheim wurde nicht müde zu wiederholen, der Krieg würde in zwei oder drei Monaten beendet sein. Das ganze deutsche Unternehmen schien sich programmäßig zu entwickeln.

[1]) Vol. 36, Nr. 1 (Maiheft), S. 73.
[2]) Vol. 36, Nr. 2 (Juniheft), S. 170.

Der Kronrat stimmt für den Krieg

Ich habe bereits erwähnt, daß sich der deutsche Botschafter bald nach der Ermordung des Erzherzogs nach Berlin begeben hatte, und jetzt offenbarte er mir die Veranlassung zu seinem plötzlichen Verschwinden. Der Kaiser, so erzählte er mir, hatte ihn zu einem Kronrat nach Berlin befohlen, der am 5. Juli in Potsdam stattfand. Der Kaiser führte den Vorsitz; fast alle bedeutenden Botschafter waren anwesend; Wangenheim mußte über die Türkei berichten und die Versammelten über die Lage der Dinge in Konstantinopel aufklären. Moltke, damals Chef des Generalstabes, war als Vertreter des Heeres anwesend, und Admiral Tirpitz sprach für die Marine. Auch die großen Bankiers, die Eisenbahndirektoren und die deutschen Industriekapitäne waren zugezogen, die alle für Deutschlands Kriegsrüstung ebenso unentbehrlich waren wie die Armee selber.

Wangenheim erzählte mir nun, der Kaiser habe einen nach dem andern feierlich gefragt, ob er kriegsbereit sei. Alle antworteten mit Ja, ausgenommen die Finanzleute, die zwei Wochen Zeit erlangten, um ihre fremdländischen Wertpapiere abzustoßen und Anleihen aufzunehmen. Bis dahin hatten nur wenige in der Tragödie von Serajewo eine Kriegsgefahr erblickt. In diesem Kronrat wurden alle Vorsichtsmaßregeln getroffen, um zu verhindern, daß ein solcher Gedanke aufkäme. Es wurde beschlossen, den Bankiers Zeit zu geben, sich auf den bevorstehenden Krieg einzurichten und dann ging ein jeder in aller Ruhe wieder an seine Arbeit zurück oder auf Urlaub. Der Kaiser begab sich auf seiner Yacht nach Norwegen, von Bethmann Hollweg trat einen Erholungsurlaub an und Wangenheim kehrte nach Konstantinopel zurück.

Bei seiner Schilderung dieser Beratung gab Wangenheim selbstverständlich zu, daß Deutschland den Krieg herbeigeführt habe. Ich glaube, er war im Grunde stolz auf das ganze Werk, stolz darauf, daß Deutschland dabei in so planmäßiger und weitblickender Weise vorgegangen war, und vor allen Dingen stolz darauf, daß auch er zu einer derart schicksalsschweren Beratung zugezogen worden war. Die verschiedenen Blau-, Rot- und Gelbbücher, mit denen Europa in den ersten Monaten nach Kriegsausbruch überschwemmt wurde, und die Hunderte von Urkunden, die der deutsche Propagandadienst herausgab, um Deutschlands Unschuld zu beweisen, machten niemals den geringsten Eindruck auf mich. Denn meine Anschauung über die Verantwortlichkeit fußt nicht auf Verdachtsgründen oder Annahmen oder auf dem Studium von Indizienbeweisen. Ich habe es nicht nötig, über die Sache hin- und herzudenken oder mich herumzustreiten. Ich weiß: Die Verschwörung, die diese größte aller menschlichen Tragödien heraufbeschworen hat, war vom Kaiser und seinen kaiserlichen Helfershelfern in jener Potsdamer Besprechung vom 5. Juli 1914 angezettelt worden. Einer der Hauptbeteiligten, berauscht von der Begeisterung über den scheinbaren Erfolg des Planes, hatte mir selbst alle Einzelheiten geschildert. Wenn ich mit anhöre, wie die Leute sich darüber streiten, wer die Schuld am Kriege trage, oder wenn ich die plumpen und eigenhaften Rechtfertigungen lese, die Deutschland verbreitet, dann brauche ich nur an die gelungene Gestalt Wangenheims zu denken, wie er an jenem Augustnachmittag vor mir stand, eine dicke, schwarze Zigarre im Munde, und mir seine Schilderung dieser historischen Beratung gab. Was brauche ich danach in unnützem Wortstreit Zeit zu vergeuden?

Dieser Kaiserliche Kronrat fand am 5. Juli statt; das Ultimatum an Serbien ging am 22. (so!) Juli ab. Hier haben wir die Spanne von etwa zwei Wochen, die die Finanzleute für die Vollendung ihrer Maßnahmen verlangt hatten. An den Kursen sämtlicher großen Effektenbörsen der Welt ist zu erkennen, daß die deutschen Bankiers diese Spanne gut genutzt haben, denn die Börsenstatistiken erbringen den Nachweis, daß Wertpapiere in großem Ausmaße verkauft wurden und daß die Kurse rasch fielen. Dieser Vorgang war den Fachleuten damals ein Rätsel; Wangenheims Angaben beheben jeden Zweifel, der etwa noch bestehen könnte. Deutschland setzte für Kriegszwecke seinen Bestand an Wertpapieren in Bargeld um. Sollte jemand die Richtigkeit der Angaben Wangenheims zu untersuchen wünschen, so würde ich ihm raten, einmal die Notierungen der New Yorker Effektenbörse für diese beiden historischen Wochen nachzusehen. Dann wird er entdecken, daß es zu ganz erstaunlichen Kursrückgängen kam, vor allem in solchen Werten, die einen internationalen Markt hatten. Zwischen dem 6. und 22. Juli fielen Union Pacific von 155½ auf 147½, Baltimore und Ohio von 91½ auf 81, United States Steel von 61 auf 50½, Canadian Pacific von 194 auf 185½ und Northern Pacific von 111⅜ auf 108. Damals schoben die Schutzzöllner dem Simmons-Underwood-Tarifgesetz die Schuld an diesen Kursrückgängen in die Schuhe; andere Bekrittler der Verwaltung wiederum schrieben sie dem Federal Reserve-Gesetz zu, das damals noch gar nicht verkündet war. Nicht im geringsten ahnten die Wall-Street-Makler und die

Finanzsachverständigen, daß die eigentliche Macht, die damals schwer auf die Märkte drückte, ein in Potsdam abgehaltener Kaiserlicher Kronrat war, in dem der Kaiser den Vorsitz geführt hatte. Die Einzelheiten der Potsdamer Besprechung offenbarte Wangenheim nicht allein mir, er gab das nämliche Geheimnis auch dem Marquis Garroni preis, dem italienischen Botschafter in Konstantinopel. Italien war ja damals auf dem Papier Deutschlands Bundesgenosse.

5. Morgenthaus Erzählung in seinem Buche von 1918[1]) (Vorwort: Oktober 1918):

Im allgemeinen identisch mit Nr. 4. Wesentlichste Abweichung: Wangenheim nannte mir bei seiner Erzählung keine Namen von Teilnehmern an der Konferenz, obwohl er ausdrücklich sagte, daß sich unter diesen befanden — die Tatsachen sind so wichtig, daß ich die genauen Worte anführe, die er gebrauchte — „die Häupter des Generalstabes und der Marine"[2]), von denen ich annahm, daß er von Moltke und von Tirpitz meinte. Die großen Bankiers, die Eisenbahndirektoren sowie die deutschen Industriekapitäne, alle diejenigen, die ebenso nötig für die deutschen Kriegsvorbereitungen waren wie die Armee selber, waren ebenfalls zugegen.

Wangenheim sagte mir nun, daß der Kaiser jeden der Reihe nach feierlich gefragt habe: „Sind Sie bereit zum Kriege?"

Die kritische Betrachtung der wiedergegebenen Zeugnisse führt zu folgenden Ergebnissen. Eine unmittelbare Quelle besitzen wir nur in den drei Fassungen der von Morgenthau veröffentlichten Erinnerungen (b 3—5). Sie leidet jedoch grundsätzlich unter der Tatsache, daß Morgenthau nicht als der glaubwürdigste Zeuge zu bewerten ist; zahlreiche Unrichtigkeiten sind ihm nachzuweisen, die nicht nur objektiver Natur sein können[3]). Die Quelle leidet weiterhin unter dem späten Zeitpunkt ihrer Entstehung. Die erste Veröffentlichung stammt vom Oktober 1917, ist also erst über drei Jahre nach der Erzählung Wangenheims an Morgenthau verfaßt worden. Dazwischen liegt, was wohl zu beachten ist, die große Veröffentlichung der „Times" vom 28. Juli 1917, die in einem späteren Abschnitt noch besonders behandelt werden wird. Ferner ist festzustellen, daß Morgenthau in seinen drei Fassungen immer bestimmter wird. Während als Zeitpunkt in der ersten Fassung (b 3) „die erste Hälfte des Monats Juli" angegeben wird, heißt es in der zweiten (b 4) schon

[1]) H. Morgenthau, Secrets of the Bosphorus, London 1918, S. 38, 54. In der identischen Ausgabe H. Morgenthau, Ambassador Morgenthaus Story, New York 1918, S. 60, 84.

[2]) Im Texte deutsch.

[3]) So erzählt Morgenthau z. B. von intimen Gesprächen, die er mit Talaat Pascha gehabt habe. Wie Hans Delbrück mitteilt („Kriegsschuldfrage" I, S. 23), hat nun aber Talaat erklärt, daß er sich gar nicht mit Morgenthau habe intim unterhalten können, da er selber kein englisch, Morgenthau aber weder französisch noch deutsch verstanden hätte. Einen noch schlagenderen Beweis für die geringe Glaubwürdigkeit Morgenthaus liefert Sidney B. Fay (Kriegsschuldfrage III, S. 87), der dem Vorschlage Morgenthaus, die Kurse an der New Yorker Börse in der Zeit zwischen dem 5. und 23. Juli zu kontrollieren, gefolgt ist. Fay stellte folgendes fest:

„Die von ihm erwähnten Aktien gingen nur wenig oder gar nicht herunter; weiterhin waren die stattfindenden Senkungen ganz natürlich von der allgemeinen Baisse-Tendenz zu erwarten, die schon seit Januar eingesetzt hatte, oder sie wurden zur allgemeinen Genugtuung erklärt durch die lokalen amerikanischen Verhältnisse, z. B. die Veröffentlichung eines ungünstigen Berichts der zwischenstaatlichen Handelskommission. Hier sind die Tatsachen: Der erstaunliche, von Herrn Morgenthau berichtete Sturz in Union Pacific von 155½ auf 127½ stellt in der Tat ein wirkliches Steigen um ein paar Punkte im wirklichen Werte dieser Aktien dar. Union Pacific wurde verkauft am 20. Juli ‚ohne Dividende und ohne Bezugsrecht'; die Dividende und die begleitenden Bezugsrechte waren $30^5/_8$ wert, was bedeutete, daß Aktien am 22. Juli zu $125^3/_4$ hätten verkauft werden müssen. In Wirklichkeit wurden sie zu 127½ verkauft, d. h. am Ende der zweiwöchigen Periode, während der angeblich ‚eingeweihte Verkäufe' von Berlin aus stattfanden, wurde Union Pacific, anstatt gesunken zu sein, tatsächlich um zwei Punkte höher verkauft. Baltimore und Ohio, Canadian Pacific und Northern Pacific fielen in der Tat am 14. Juli, und es waren Beweise für Verkaufsorders von Europa vorhanden. Ganz außergewöhnlich ist Herrn Morgenthaus Behauptung über United Steel Common. Die wirkliche Tatsache, die jeder nach dem Kurszettel prüfen kann, ist, daß Steel während dieser zwei Wochen nie über $59^5/_8$ Ziel und am 22. Juli fast genau wie zwei Wochen früher stand."

. Juli", desgleichen in der dritten Fassung (b 5). Als Tagungsort wird zuerst (b 3) erlin, erst in der zweiten Fassung (b 4 und ebenso b 5) Potsdam genannt. War es zuerst 3) eine einfache Konferenz, so heißt es in b 4 und b 5 schon „Kaiserliche Konferenz". s Teilnehmer werden übereinstimmend neben dem Kaiser und Wangenheim die Führer r Finanz und der Industrie sowie die Eisenbahndirektoren erwähnt. Neu treten in der eiten Fassung (b 4) die „bedeutenden Botschafter" hinzu, während Moltke und Tirpitz, in der ersten und zweiten Fassung einfach mit Namen aufgeführt werden, in der dritten ssung (b 5) unter Wangenheims Bezeichnung „die Häupter des Generalstabs und der arine" vermutet werden. Der vorsichtigeren Formulierung in Fassung 3 (b 5) steht aber direkte Anführung eines angeblich wörtlichen Ausspruchs von Wangenheim gegenüber, sogar deutsch zitiert wird. Ebenso stellt der Kaiser die in den ersten beiden Fassungen irekt wiedergegebene Frage an die Teilnehmer, ob sie kriegsbereit wären, in der dritten direkter Form. Es erscheint sehr zweifelhaft, ob diese zunehmende Präzisierung auf ein rch) wiederholte Beschäftigung mit der Materie verstärktes Erinnerungsvermögen zurück- ühren ist oder ob nicht vielmehr eine Übernahme aus inzwischen erfolgten Veröffent- ungen vorliegt. Wir werden nach Betrachtung der anderen Quellen auf diesen Punkt ückkommen.

Eine gewisse Stütze findet Morgenthau in den Zeugnissen Einsteins (b 1 und 2). Zu- hst ist festzustellen, daß Morgenthau schon im Frühjahr 1915 von der Konferenz gesprochen (da b 1 auf ihn zurückgeht). Einstein spricht bereits von „der berühmten Beratung", im Juli 1914 stattgefunden hätte und an der Kaiser Wilhelm, Wangenheim sowie die hrer und Kapitäne der Industrie teilgenommen hätten; Ort und genaues Datum gibt icht an. Ebenso wie bei Morgenthau fragt der Kaiser die Teilnehmer, ob sie kriegsbereit n, und Wangenheim äußert sich über die Kriegsbereitschaft der Türkei. Der Kern der rgenthauschen Erzählungen ist also bereits spätestens am 5. Mai 1915 nachzuweisen, aß eine Erfindung nach der „Times"-Veröffentlichung nicht in Frage kommt.

Die Garroni-Überlieferung ist, wie gesagt, keine unmittelbare. Von ihren Zeugnissen sind die vollwertigsten Einsteins Tagebucheintragung (a 1) sowie die Aufzeichnungen minos (a 2) und Salandras (a 3). Die übrigen Zeugnisse sind als Niederschläge einer rfach gebrochenen Überlieferung oder als zu späte und der Trübung durch die „Times"- öffentlichung verdächtige Quellen außer Betracht zu lassen; der entscheidende Schnitt- kt ist auch hier der 28. Juli 1917. Die angeführten drei Quellenstellen verdienen jedoch hohe Einschätzung, da sie sämtlich am Tage des Berichts Garronis an den jeweiligen ichterstatter festgelegt worden sind. Aus inneren Gründen verdient weiterhin die Mit- ng Garronis an Einstein (a 1) den Vorrang vor den beiden anderen, da jene ohne enabsichten erfolgt sein dürfte, während Garroni sich in den beiden anderen Fällen its im Vorzustande seiner Verantwortung wegen der nicht erfolgten Berichterstattung Wangenheims Erzählung befand[1]); er hatte also in diesen beiden Fällen ein gewisses resse, die Konferenz als nicht so übermäßig wichtig darzustellen.

on einer „Konferenz" hat Garroni zweifellos gesprochen, a 1 und a 3 sind dafür Zeug- . An Teilnehmern erwähnt a 3 nur die deutschen Botschafter, während a 1 neben den chaftern die Generale und die Industriellen anführt. Der Kaiser und Wangenheim natürlich immer vorauszusetzen. Der Ort wird nicht genannt, ebensowenig das Datum,

[1] Wegen der Frage, ob Garroni, wie er behauptet, berichtet hat, oder nicht, wie Salandra t, ist zwischen beiden eine heftige Preßfehde, die sich über mehrere Jahre erstreckte, ausge- en; vgl. darüber jetzt Salandra a. a. O., S. 115ff. Da der Bericht, ob erstattet oder nicht, den Fall nicht vorliegt, so interessiert die Streitfrage in diesem Zusammenhange nicht. Soll rund des von Salandra vorgelegten Materials ein Urteil gefällt werden, so wird man fest- llen dürfen, daß Garroni nicht berichtet hat; die oben wiedergegebene Tagebucheintragung ins vom 20. Juni 1915 (s. S. 793 f.) dürfte als vollgültiger Beweis die Erörterung abschließen.

nur in a 1 der Monat, der selbstverständlich ist. Die Tendenz der Konferenz ist immer die gleiche, auf Krieg gerichtete: es wird ein Ultimatum gestellt werden, das mit vollkommener Sicherheit zum Kriege führen wird. a 3 weiß als Motiv noch anzuführen, daß Rußland und Frankreich als zum Kriege entschlossen angesehen werden, dem Deutschland zuvorkommen wollte. a 1 bringt dazu die Version, daß der Kaiser seine Nordlandreise zur Täuschung der Öffentlichkeit angetreten habe.

Stellen wir die Ergebnisse dieser Untersuchung der beiden Überlieferungen kritisch zusammen, so dürfte sich als Kern dessen, was Wangenheim am 15. Juli und 26. August 1914 erzählt hat, dem Sinne nach ungefähr folgendes herausschälen lassen:

Der Kaiser hat eine Konferenz (nicht „Kronrat") der Botschafter, der Militärs und der Führer der deutschen Industrie einberufen. Österreichische Vertreter haben nicht teilgenommen. Angesichts der von den Deutschen unterstellten Bedrohung Deutschlands durch Rußland und Frankreich wurde die Frage eines Präventivkrieges erörtert, zu dessen Eröffnung der Mord von Serajewo als guter Vorwand dienen konnte. Nachdem sich alle Teilnehmer bezüglich ihrer Kriegsbereitschaft bejahend geäußert hatten, wurde beschlossen, zum Kriege zu schreiten und die Österreicher zu veranlassen, ein unmögliches Ultimatum an Serbien zu richten, dessen vorauszusehende Ablehnung zum Kriege führen mußte.

Alles, was weiter berichtet wird, wie Angabe von Ort, Datum und Teilnehmern, sind Übernahmen aus der „Times"-Veröffentlichung vom 28. Juli 1917. Eine originale Erfindung Morgenthaus dürfte schließlich Wangenheims angebliche Rolle als Verfechter der türkischen Kriegsbereitschaft sein, da er nichts weniger als ein Anhänger des Anschlusses der Türkei an die Mittelmächte schon im Juli 1914 gewesen ist[1]); unter diesem Gesichtspunkt gewinnt die Feststellung, daß dem deutschen Botschafter diese Rolle nur in der Morgenthau-Überlieferung, nicht in der Garroni-Überlieferung zugeschrieben wird, ausschlaggebende Bedeutung. Man könnte unter diesen Umständen im Zweifel sein, ob wirklich die Zusammenziehung der Einzelbesprechungen von Militärs, Diplomaten und Industriellen (Krupp) am 5. und 6. Juli zu Potsdam und Kiel in eine Konferenz von Wangenheim herrührt oder ob das nicht eher eine mißverständliche Auffassung des Berichterstatters ist. Dem steht aber entgegen, daß, worauf nochmals hingewiesen sei, sowohl die Garroni- wie die Morgenthau-Überlieferung unabhängig voneinander von einer Konferenz zu berichten wissen, so daß diese nicht wegzuinterpretieren ist.

Die Geschichte der Entstehung der Wangenheimschen Version ist ebenso durchsichtig, wie es die Motive für ihre Weitergabe sind. Wangenheim war vom 4. bis 13. Juli 1914 in Deutschland, am 4. auch in Potsdam. Dienstliche Beziehungen verbanden ihn mit dem Auswärtigen Amt, freundschaftliche und enge verwandtschaftliche mit dem Hofe, insbesondere mit der nächsten Umgebung der Kaiserin. Es steht außer jedem Zweifel, daß Wangenheim sowohl von den Besprechungen in Potsdam und Berlin wie von der auf der „Hohenzollern" erfahren hat. Nicht unwahrscheinlich ist, daß zu ihm die Geschichte in der Version des Berliner Gerüchtes gekommen ist, die im Juli, wie wir annehmen, sich noch nicht zum „Kronrat" gestaltet hatte. Die Kenntnis von dem Besuche Krupps hat dann der von Wangenheim kolportierten Version die besondere Note der Beteiligung der Industrieführer gegeben, denen Morgenthau aus eigenem noch die Bankiers und die Eisenbahndirektoren[2]) hinzugefügt hat. Während Wangenheims Aufenthalt in Deutschland wurde auch die am 5./6. Juli noch nicht behandelte Frage des Ultimatums an Serbien akut, von dessen Forderungen man annahm, daß sie als unannehmbar gedacht sein würden. Diese Kenntnis dürfte seinen Erzählungen den Charakter unbeirrbarer Festigkeit auf das Ziel des Krieges hin gegeben haben.

[1]) Vgl. Wangenheims Bericht vom 18. Juli 1914 an das Auswärtige Amt; DD Nr. 71.

[2]) Die niemals im kaiserlichen Deutschland zu einem Kronrate hinzugezogen worden sind!

Welches die Motive Wangenheims für die Weitergabe dieser Geschichte gewesen sind, ßt sich natürlich nicht mit völliger Sicherheit sagen. Daß sie nicht aus bloßer Freude am rzählen erfolgt ist, dürfte daraus hervorgehen, daß der ihm eng befreundete österreichische otschafter in Konstantinopel, der Markgraf von Pallavicini, nichts von ihm über die onferenz gehört hat[1]). Wangenheim dürfte daher die Geschichte in bestimmter politischer bsicht erzählt haben. Er hat sie erzählt dem italienischen und dem amerikanischen Bot- after, d. h. am 15. Juli dem Vertreter desjenigen Staates, den die Mittelmächte zum itgehen gemäß Vertrag bestimmen wollten, am 26. August dem Vertreter derjenigen acht, die sie neutral zu halten wünschten. Dazu konnte er, wird Wangenheim gedacht ben, zu seinem Teile nur dadurch beitragen, daß er vollkommenste Siegeszuversicht an n Tag legte und Deutschland als eine Macht hinstellte, die mit zielbewußter Energie Verteidigung ihrer weltpolitischen Position betrieb. In dem gleichen Sinne hat er h am 17. Juli auch dem Vertreter Bulgariens gegenüber ausgesprochen, das durch die neue alkanpolitik der Mittelmächte zum Anschluß gewonnen werden sollte[2]). Daß seine Äußerungen mal zum Schaden des deutschen Volkes ausgebeutet werden sollten, hat dieser vater- dsliebende Mann nicht vorausgesehen. Er hat auch die Zeit der Enthüllungen nicht hr erlebt; am 25. Oktober 1915 ist er gestorben. Ob die Rede Barzilais vom 26. Sep- nber noch zu seiner Kenntnis gekommen ist, läßt sich nur vermuten[3]).

3. Die ersten Veröffentlichungen

Die erste Veröffentlichung, die über den Potsdamer Kronrat erschien, war die des „Nieuwe Rotterdamsche Courant" vom 7. September 1914[4]). Sie fand in dieser Zeit des Kriegs- zinns, als alles die Entscheidung auf den Schlachtfeldern erwartete, nirgends Beachtung. ist kein Widerhall festzustellen, weder in den Zeitungen noch in den Kabinetten noch in politischen Welt.

Die nächste Verlautbarung aus dem Kreise der Kronratslegende bildete die Rede Bar- is vom 26. September 1915[5]). Sie gehört, wie oben dargelegt wurde, zur Garroni- erlieferung der Wangenheim-Gespräche, sagt aber nichts von einem Kronrat, sondern icht nur davon, daß die Note an Serbien absichtlich so abgefaßt werden sollte, daß der ieg unvermeidlich würde. Barzilai zog daraus die Folgerung, daß es sich um einen griffskrieg Österreich-Ungarns und Deutschlands gehandelt habe, so daß Italien auf und des Dreibundsvertrages, der sich ausdrücklich auf einen Verteidigungskrieg beziehe, der zur Beteiligung am Kriege noch zur Neutralität verpflichtet gewesen sei.

Diese Rede fand bereits lebhafteren Widerhall, auch in Deutschland. Zunächst brachte „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" in ihrer Ausgabe vom 28. September, Nr. 269, ausführliches Referat. Sodann erfolgte am 4. Oktober 1915 ein offiziöses Dementi[6]), dem es, offenbar nach Befragung Wangenheims[7]), über den betreffenden Passus der de folgendermaßen heißt:

Wir stellen hiermit fest, daß Frhr. von Wangenheim zwar um die angegebene Zeit mit Marquis rroni die aus der Zuspitzung der österreichisch-serbischen Beziehungen entstandene Kriegsgefahr

) Mitteilung des Herrn Botschafters a. D. Markgrafen Johann von Pallavicini vom 28. April 8 an den Verfasser.
) Bericht des bulgarischen Gesandten in Konstantinopel vom 17. Juli 1914 an den bulgarischen enminister; „Kriegsschuldfrage", Jahrg. 1928, S. 232.
) Vgl. den nächsten Abschnitt.
) S. oben S. 790.
) S. oben S. 795.
) Durch WTB verbreitet; vgl. z. B. „Köln. Zeitung" vom 5. Okt., Nr. 1012.
) Dann würde sich die verhältnismäßig starke Verzögerung des Dementis erklären; Wangenheim te nämlich erst am 1. Oktober nach 2½ monatigem Urlaub nach Konstantinopel zurück und kann er frühestens am 2. Oktober eine etwaige Anfrage aus Berlin erledigt haben.

besprochen, die ihm nachgesagte Wendung aber nicht gebraucht hat und aus dem Grunde nicht gebrauchen konnte, weil ihm ebensowenig wie der deutschen Regierung der Wortlaut des österreichisch-ungarischen Ultimatums vorher bekannt war. Was die Schlußfolgerung Barzilais betrifft, so ist sie ebenso unzutreffend. Artikel 4 des Dreibundvertrages ..."

Zur Bildung der Kronratslegende hat Barzilais Rede nicht beigetragen. Es wurde still um die Fabel, und auch das Erscheinen des „Temps"-Artikels vom 21. Januar 1916[1] hat diese Ruhe nicht zu stören vermocht. Bis zum Juli 1917 schlief die Legende vom Potsdamer Kronrat einen Dornröschenschlaf.

4. Die Denkschrift des Fürsten Lichnowsky

Der letzte deutsche Botschafter in London vor dem Kriege, Fürst Lichnowsky, hat im August 1916 eine Denkschrift „Meine Londoner Mission 1912—1914" verfaßt, die nachmals, als sie im Druck erschien, eine der wirksamsten Propagandaschriften gegen Deutschland geworden ist. Sie zirkulierte abschriftlich unter der Hand in gewissen Kreisen. Lichnowsky hatte die Schrift einigen Männern gegeben, jedoch nicht verhindern können, daß Abschriften hergestellt und verschickt wurden. In dieser Denkschrift befindet sich auch ein Abschnitt, der sich mit der Politik des 5. Juli befaßt[2]):

Auf meiner Rückreise aus Schlesien auf dem Wege nach London hielt ich mich nur wenige Stunden in Berlin auf und hörte, daß Österreich beabsichtigte, gegen Serbien vorzugehen, um unhaltbaren Zuständen ein Ende zu machen.

Leider unterschätzte ich in dem Augenblick die Tragweite der Nachricht. Ich glaubte, es würde doch wieder nichts daraus werden und, falls Rußland drohte, leicht beizulegen sein. Heute bereue ich, nicht in Berlin geblieben zu sein und sogleich erklärt zu haben, daß ich eine derartige Politik nicht mitmache[3]).

Nachträglich erfuhr ich, daß bei der entscheidenden Besprechung in Potsdam am 5. Juli die Wiener Anfrage die unbedingte Zustimmung aller maßgebenden Persönlichkeiten fand, und[4]) zwar mit dem Zusatze, es werde auch nichts schaden, wenn daraus ein Krieg mit Rußland entstehen sollte. So heißt es wenigstens im österreichischen Protokoll, das Graf Mensdorff in London erhielt. Bald[5]) darauf war Herr von Jagow in Wien, um mit Graf Berchtold alles zu besprechen.

Durch die Denkschrift des Fürsten Lichnowsky oder seine Erzählungen und Vorträge, die sich mit dem Inhalt der Denkschrift deckten,[6]) erhielt eine zunächst engere Öffent-

[1]) S. oben S. 791.

[2]) Mit der zirkulierenden Handschrift identisch ist von den verschiedenen Drucken nur die bei Orell Füßli in Zürich 1918 erschienene Ausgabe der Denkschrift. Die betreffende Stelle S. 34, 35.

[3]) Dieser Absatz (Leider—mitmache) ist in der Buchausgabe des Fürsten Lichnowsky, „Auf dem Wege zum Abgrund", Berlin 1927, S. 128, ausgelassen.

[4]) Von hier bis zum Schluß in der Buchausgabe ausgelassen.

[5]) Von hier bis zum Schluß in der Ausgabe der Denkschrift des Verlags „Neues Vaterland", Berlin 1919, S. 28, ausgelassen.

[6]) Für die Zusammenhänge dieses Kapitels mit dem folgenden sind nachstehende Feststellungen von Bedeutung. Der Verfasser verdankt sie Mitteilungen des Herrn Bibliothekdirektors Dr. Friedrich Thimme, der mit den einschlägigen Akten genau vertraut ist. Danach ist Hauptmann v. Beerfelde, der Verbreiter der Denkschrift, erst im Juni 1917 durch Witting in deren Besitz gelangt. Beerfelde hat sich auch erst nach einem fruchtlosen Briefwechsel mit Lichnowsky zu der Verbreitung der Denkschrift entschlossen, die Anfang Juli 1917 erfolgt sein dürfte. U. a. erhielt Scheidemann von Beerfelde nicht weniger als 6 Exemplare, von denen dann das eine oder andere in das Lager der Unabhängigen gewandert sein dürfte, falls das nicht auf unmittelbarem Wege geschehen ist. Wann Theodor Wolff, A. v. Gwinner, A. Ballin, Graf Arco, Graf Monts und Geheimrat v. Gontard in den Besitz der ihnen gleich Witting von Lichnowsky ausgehändigten Abschriften gelangt sind, läßt sich nicht feststellen, Dr. Thimme vermutet: ab Herbst 1916. Alle diese Persönlichkeiten haben jedoch ausdrücklich erklärt, die Denkschrift nicht aus den Händen gegeben zu haben. Ebenso hat Witting beteuert, daß mit einziger Ausnahme Beerfeldes niemand die Denkschrift von ihm erhalten habe. Dagegen hat Lichnowsky sehr oft Veranlassung genommen,

chkeit zum ersten Male Kenntnis davon, daß angeblich Österreicher an der „entschei-nden Besprechung in Potsdam am 5. Juli" teilgenommen hätten; zwar werden diese cht besonders erwähnt, jedoch vorausgesetzt, da sonst ein „österreichisches Protokoll" inen Sinn hätte. Jedenfalls ist seit Lichnowsky das Teilnehmerverzeichnis um die sterreicher vermehrt worden. Der Wille zum (allgemeinen!) Kriege wird mit dem assus „es werde auch nichts schaden, wenn daraus ein Krieg mit Rußland entstehen lte" gekennzeichnet, das planmäßige Vorgehen durch die Mitteilung von der angeblichen eise von Jagows nach Wien.

Die Bedeutung der handschriftlich verbreiteten Abhandlung wie der vorhergehenden rzählungen und Vorträge Lichnowskys lag in der Person ihres Verfassers. Ein Fürst, r letzte Botschafter in London, der doch gewiß eingeweiht war und zudem sich auf ein rotokoll der schicksalsschweren Besprechung berufen konnte! Wir werden sogleich sehen, e die Angaben dieser Denkschrift sich mit der bisherigen Berliner Version vom Pots-mer Kronrat verschmelzen und dieser neuen Antrieb geben.

5. Das Werk der Unabhängigen Sozialdemokraten

Im 4. Mai 1917 polemisierte in der Sitzung des Hauptausschusses des Reichstags[1]) der Abgeordnete Dr. Oskar Cohn (Nordhausen), Mitglied der Unabhängigen Sozialdemo-tischen Partei Deutschlands, scharf gegen den Generalstabschef von Falkenhayn. „Es ", meinte Cohn im Verlauf seiner ausgedehnten Polemik, „verständlich aus der ganzen ellung, die Herr von Falkenhayn vor und zu der Kriegserklärung eingenommen habe, ß sich ein Gegensatz der Auffassung zwischen Herrn von Falkenhayn und Herrn von Moltke twickeln müßte", und fuhr dann fort:

Weder Herr von Moltke noch der Staatssekretär von Jagow, wohl aber Herr von Falkenhayn e an dem Kronrat vom 5. Juli 1914 teilgenommen, der hier oder in Potsdam unter Teilnahme Erzherzogs Friedrich und des Generalstabschefs Conrad von Hötzendorff stattgefunden habe. ter Assistenz des Herrn von Falkenhayn und auf sein Betreiben sei dort der Entschluß gefaßt rden, der sich in einer Niederschrift auf österreichischer Seite niedergelegt finde. In diesem Be-lusse heißt es, daß das Ultimatum, dessen Grundzüge damals festgelegt worden seien, gestellt rden solle, „auch auf die Gefahr des Krieges mit Rußland hin". Herr von Falkenhayn sei also ız wesentlich an dem Beschlusse beteiligt gewesen, ein Ultimatum zu stellen, bei dem man, stisch ausgedrückt, mit dem dolus eventualis der Hereinziehung von Rußland rechnete. Natürlich steht zunächst Behauptung gegen Behauptung. Man möge dem Redner die Gelegen-schaffen, die Richtigkeit seiner Behauptung nachzuweisen (fordert Enquête-Kommission).

Auf die Anklagerede Cohns erwiderte nach dem Kriegsminister von Stein der Unter-tsssekretär von Stumm. Er trat der Kronratslegende mit folgenden Worten entgegen:

... Der Herr Abgeordnete Cohn hat ferner von einer Art Kriegsrat gesprochen, der am 5. Juli tgefunden habe. Er hat u. a. angeführt, Staatssekretär von Jagow habe dem Kriegsrat bei-

im Freundes- und Bekanntenkreise in übertriebenster Weise über die Vorgänge des 5. Juli, ner unter Berufung auf das angebliche österreichische Protokoll, zu äußern. So hat ein däni-r Journalist in „Dagens Nyheter" vom 26. März 1918 eine Erklärung veröffentlicht, wonach st Lichnowsky im Mai 1916 in seinem Berliner Hause vor einer geladenen Gesellschaft von efähr 50 Personen, darunter einer Anzahl ausländischer Journalisten, in einer einstündigen e sein Herz ausgeschüttet habe, Wort für Wort wie in der Denkschrift vom August des gleichen res. Ausdrücklich wird in der Erklärung des dänischen Journalisten gesagt, daß der Fürst nicht a die geladenen Gäste um diskrete Behandlung des Gehörten gebeten habe, im Gegenteil trug Journalist den Eindruck davon, daß dem Fürsten die möglichst weite Verbreitung geradezu ünscht gewesen sei. Herrn Dr. Thimme ist auch von Persönlichkeiten, die bei Lichnowsky ein-ausgingen, erzählt worden, daß der Fürst sich bei jeder Gelegenheit ohne die geringste Zu-haltung gerade über die angeblichen Vorgänge vom 5. Juli ausgelassen habe.

[1]) Das Folgende nach dem Protokoll der 152. Sitzung vom 4. Mai 1917 des Haushaltsaus-sses des Reichstages in den Akten des Hauptausschusses.

gewohnt. (Widerspruch.) Dann bitte ich um Entschuldigung. Ich wollte nur feststellen, daß Herr von Jagow damals nicht anwesend war.

Der Herr Abgeordnete hat dann weiter behauptet, es sei dort das Vorgehen in der serbischen Frage festgestellt worden, speziell die Form, in der das Ultimatum gestellt werden sollte. (Von einem Ultimatum ist damals gar keine Rede gewesen.)[1]) Wie wir wiederholt öffentlich festgestellt haben, ist das Vorgehen Österreich-Ungarns bezüglich Serbiens selbständig geschehen, ohne daß wir auch nur die geringste Einwirkung (auf die Fassung des Ultimatum)[2]) genommen hätten. Ebensowenig ist mir jemals von einem Protokoll etwas bekannt geworden, das über die (Beschlüsse der)[2]) Sitzung aufgenommen worden sein soll ..."

Das Protokoll der Hauptausschuß-Sitzung vom 4. Mai 1917 verzeichnet weiter, daß der Abgeordnete Cohn wiederholt bittet,

„die Möglichkeit der eidlichen Vernehmung von Zeugen unter Vorlegung von Urkunden zu geben. Auch Herr von Stumm werde dann als Zeuge zu vernehmen sein, sofern ihm nicht die Reichsleitung die Erlaubnis zur Aussage verweigere, was aber in dem Enquêteverfahren nicht geschehen dürfe. Redner wage nicht an den amtlichen Erklärungen des Herrn von Stumm im Moment zu deuteln; er lege aber Wert darauf, nicht amtliche Erklärungen als Unterlagen für die Wahrheitsermittelung zu erhalten, sondern zeugeneidliche Vernehmungen in einem Verfahren, in dem nicht mehr von Staatsraison gesprochen werde (so!), sondern nur davon, wie man diesen Krieg beendigen könne. In einem solchen Verfahren aber werde sich der Sachverhalt so ergeben, wie der Redner ihn vorgetragen habe, weil in solchem Verfahren nicht die Verschleierung, sondern die Aufdeckung der Wahrheit zur Staatsraison werde."

Stellen wir kurz die Tatsachen zusammen, die Cohn anführt: Abhaltung eines Kronrats am 5. Juli 1914, in Berlin oder Potsdam, unter Teilnahme von Falkenhayn, Erzherzog Friedrich, General Conrad von Hötzendorff; Moltke und Jagow werden ausdrücklich ausgenommen. Die Grundzüge des Ultimatums werden festgelegt; es soll gestellt werden „auch auf die Gefahr des Krieges mit Rußland hin".

Die Bestandteile, aus denen diese Cohnsche Version zusammenläuft, werden deutlich erkennbar: Das Wort „Kronrat" entstammt der Berliner Version (die vielleicht noch die Person des Kriegsministers von Falkenhayn zu nennen wußte, der ja am 5. Juli tatsächlich in Potsdam gewesen ist). Die Hinzufügung der Österreicher ist grundsätzlich auf Lichnowsky[3]) zurückzuführen, auf den auch unverkennbar das österreichische Protokoll und die Wendung von der Gefahr des Krieges mit Rußland hinweisen. Datums- und Ortsangaben sind, soweit Potsdam in Frage kommt, der Berliner Version und Lichnowsky gemeinsam, die Zurwahlstellung von Berlin dürfte nur als Sicherheitskoeffizient zu werten sein. Die Einführung des Erzherzogs Friedrich und Conrad von Hötzendorffs in die Legende ist eine reine Erfindung Cohns (oder seines Kreises), hervorgegangen aus dem Bestreben, die allgemein gehaltene Erwähnung der Österreicher bei Lichnowsky auf die nächstliegende Weise zu konkretisieren.

Diese Rede kam, da die Sitzungen des Hauptausschusses geheim waren, nicht an die Öffentlichkeit. Öffentlich aber waren die Verhandlungen des Plenums, und hier hielt der Fraktionsgenosse Cohns, der Abgeordnete Hugo Haase, am 19. Juli 1917 eine Rede, in der er sich gegen die eingebrachte Friedensresolution wandte. Dabei kam er auch auf den 5. Juli 1914 zu sprechen[4]):

---

[1]) Das Eingeklammerte ist nachträglich gestrichen worden.

[2]) Das Eingeklammerte nachträglicher Zusatz.

[3]) Ob auf die Denkschrift vom August 1916 oder auf die S. 804 Anm. 6 erwähnten Erzählungen Lichnowskys, ist in diesem Zusammenhang ohne Bedeutung. Nach Dr. Thimmes Mitteilung dürfte Dr. Cohn zu jenem Zeitpunkt nicht die erst ab Juli 1917 verbreitete Denkschrift, sondern die mündlichen Äußerungen Lichnowskys gekannt haben, der auch mit Gesinnungsgenossen Cohns, so mit E. Bernstein, persönlich in Verbindung gestanden hat.

[4]) Stenographische Reichstagsberichte II. 1914/1917, 116. Sitzung, S. 3588 B. Auch in H. Haase, Reichstagsreden gegen die deutsche Kriegspolitik, Berlin, S. 92.

„Die Resolution, die uns von diesem Block vorgelegt worden ist, ist für diejenigen Herren, die ch vor kurzem für Gebietserwerbungen schwärmten, ein Fortschritt, aber sie ist als Ganzes un-nehmbar. Die Bemerkung der Resolution über den Anfang des Krieges[1]) ist vor der Geschichte haltbar (sehr wahr! bei den Unabhängigen Sozialdemokraten), und wir können uns nicht dazu rgeben, hier gegen die geschichtliche Wahrheit Erklärungen abzugeben.

Dasselbe gilt von der sehr oberflächlichen Geschichtsdarstellung, die der neue Herr Reichskanzler[2]) ute geliefert hat. Wir vergessen demgegenüber nicht das Ultimatum Österreichs an Serbien, cht die Rüstungen Österreichs gegen Rußland, nicht die Beratungen, die hier in Berlin am 5. Juli 14 über den Krieg stattgefunden haben, nicht die Tätigkeit der Herren Tirpitz und Falkenhayn den kritischen Tagen des Juli 1914."

Die Angaben Haases sind weitaus farbloser und dürftiger als die Cohns. Nur Datum d Ort (wobei Haase sich für das sichere Berlin entscheidet) werden genannt, aus dem ronrat" werden einfache „Beratungen", und als Teilnehmer werden zwar nicht un-ttelbar genannt, aber doch im Zusammenhang erwähnt: Falkenhayn und Tirpitz. Der ndruck, daß diese „Beratungen" den Krieg herbeigeführt haben, wird durch deren Gegen-erstellung mit den Worten der Friedensresolution von dem deutschen Verteidigungs-ege erzielt. Im übrigen wird über ihren Inhalt nichts gesagt, von den Österreichern ist cht die Rede. Als einziger „Gewinn" für die Entwicklung der Legende ist die Einführung s Großadmirals von Tirpitz zu verbuchen, abgesehen davon, daß ihre Erwähnung in öffent-her Reichstagssitzung einer weiten Verbreitung nur förderlich sein mußte. Jedoch blieb se „Enthüllung" in der deutschen Presse völlig unbeachtet; als einzige Zeitung brachte s Organ der Unabhängigen, die „Leipziger Volkszeitung", in ihrer Ausgabe vom 20. Juli, . 167, die Rede Haases mitsamt dem Passus über den 5. Juli in vollem Wortlaut.

Inzwischen hatten die Unabhängigen Sozialdemokraten Gelegenheit, auf der Stock-lmer Konferenz mit ausländischen Gesinnungsgenossen zusammenzukommen und ihnen e Anschauungen und angeblichen Kenntnisse von der Entstehung des Krieges mitzu-len. Hier konnten die Deputierten Cohn, Haase und Bernstein auch ihre Wissenschaft von m Potsdamer Kronrat zum besten geben und diesen damit vor die europäische Öffent-keit bringen[3]). Auf dem Wege über Stockholm sollte endlich die Auslösung all der Minen folgen, die inzwischen jahrelang geruht hatten.

6. Die Times-Veröffentlichung

Am 28. Juli 1917 brachte die „Times", Nr. 41542, in großer Aufmachung folgenden Artikel:

Der 5. Juli 1914.
Eine folgenschwere Besprechung in Potsdam.
Rede des Herrn Haase.
Der Ursprung des Krieges.

Von einem gut unterrichteten Gewährsmann haben wir folgende wichtige Mitteilung erhalten: In dem Bericht über eine von Herrn Haase in der letzten Woche gehaltene Reichstagsrede, in der Leipziger Volkszeitung vom 20. Juli veröffentlicht ist, wird von einer „am 5. Juli 1914 gehaltenen Besprechung" gesagt, sie gehöre auch zu den Dingen, die erst noch aufgeklärt werden ißten, ehe der Ursprung des Krieges einwandfrei klarliege[4]). Hier wird zum ersten Male öffent-

[1]) „Wie am 4. August 1914 gilt für das deutsche Volk auch an der Schwelle des vierten Kriegs-res das Wort der Thronrede: ‚Uns treibt nicht Eroberungssucht'. Zur Verteidigung seiner eiheit und Selbständigkeit, für die Unversehrtheit seines territorialen Besitzstandes hat Deutsch-d die Waffen ergriffen."

[2]) Dr. Michaelis.

[3]) E. Oman, The Outbreak of the War of 1914—18, London 1919, S. 16. Herr Professor Oman, n der Verfasser nach seiner Quelle für diese Angabe gefragt hat, gab an, daß ihm die amtliche tische Korrespondenz aus Stockholm zur Verfügung gestanden hätte. Weitere Belege s. im chsten Abschnitt. Daß Lichnowsky mit E. Bernstein in Beziehungen stand, s. S. 806, Anm. 3.

[4]) In dieser Form hatte Haase sich in Wirklichkeit nicht geäußert.

lich ein Tag genannt, der wohl zum berühmtesten Tage jenes unheilschwangeren Monats Juli de Jahres 1914 werden dürfte.

Aus einer Quelle, die man schwerlich, wenn überhaupt, in Zweifel ziehen kann, erfahre ich, da es sich bei der erwähnten Besprechung um eine an dem genannten Tage in Potsdam abgehalten Beratung handelt. Anwesend waren der Kaiser, Herr von Bethmann Hollweg, Admiral von Tirpit General von Falkenhayn, Herr von Stumm, der Erzherzog Friedrich, Graf Berchtold, Graf Tisz und General Conrad von Hötzendorff. Dem Anschein nach waren Herr von Jagow und Gra Moltke nicht anwesend.

In der Beratung wurden alle wesentlichen Punkte des österreichischen Ultimatums besproche und beschlossen, das achtzehn Tage später an Serbien gesandt werden sollte. Man war sich darübe klar, daß Rußland eine derartige offene Demütigung wahrscheinlich nicht einstecken würde, und da es so zum Kriege kommen dürfte. Die Versammlung entschied sich endgültig dafür, die Folgen au sich zu nehmen. Wahrscheinlich, wenn auch nicht sicher ist, daß gleichzeitig der Tag der Mobil machung festgesetzt wurde.

Wie allgemein bekannt ist, begab sich der Kaiser darauf nach Norwegen, um so der Französische und der Russischen Regierung Sand in die Augen zu streuen. Als drei Wochen später bekann wurde, daß England nicht beabsichtige, neutral zu bleiben, wollte Herr von Bethmann Hollwe den Rückzug antreten, doch nun war es zu spät. Die Entscheidung vom 5. Juli 1914 war unwiderruflich

Über die eigenartige Weise, oder besser gesagt Weisen, in der diese Tatsachen bekannt geworde sind, kann noch nicht gesprochen werden. Doch steht fest, daß die Mehrzahl der Hörer des Herr Haase ganz genau wußte, was es mit diesem Hinweis auf den 5. Juli auf sich hatte. Denn es ha den Anschein, als ob dieser Gegenstand vor acht Wochen in einer geheimen Sitzung des Reichstags ausschusses für den Reichshaushalt von dem sozialdemokratischen Abgeordneten Herrn Coh in sehr eingehender und unzweideutiger Weise besprochen worden sei. Er forderte einen bestimmte Minister auf, diese Tatsachen in Abrede zu stellen. Zum Erstaunen der anderen Abgeordnete stellte der Minister sie nicht in Abrede, lehnte es aber ab, sich irgendwie zu äußern.

Dieses Vorkommnis erregte ungeheures Aufsehen in dem Reichstagsausschuß und war möglicher weise einer der Umstände, die die letzte politische Krise hervorriefen. Daß Herr Haase die Sach nunmehr öffentlich aufnimmt, scheint darauf hinzudeuten, daß er und seine Freunde die Zeit fü gekommen halten, die volle Wahrheit ans Licht zu bringen.

Die Zusammenhänge dieses Artikels mit den Unabhängigen Sozialdemokraten sind mit Händen zu greifen. Datum und Ort sowie die Teilnehmer Erzherzog Friedrich, General Conrad von Hötzendorff und Falkenhayn stammen aus dem Cohnschen, Tirpitz (und Falkenhayn) aus Haases Arsenal; die Personen des Kaisers und Bethmann Hollwegs werden neu genannt, können aber nicht als Neuerfindungen bezeichnet werden, da sie selbstverständliche Figuren in dem Kronratsspiel sind. Neu dagegen werden Berchtold, Tisza und Stumm eingeführt. Unzweideutig Cohnscher Provenienz ist aber wieder, wenn Jagow und Moltke als Teilnehmer ausgeschaltet werden, ebenso, wenn es heißt, daß die wichtigsten Punkte des Ultimatums festgelegt wurden, und daß es zum Kriege der Mittelmächte mit Rußland kommen müßte. Zu allem Überfluß wird auch noch Cohns Rede im Hauptausschuß mit fast genau zutreffender Zeitbestimmung unter Darlegung von Einzelheiten erwähnt; wie nochmals hervorgehoben sei, war die Rede nicht veröffentlicht worden. Völlig neue Nuancen an dem „Times"-Artikel sind die Hypothese von der Festsetzung des Mobilmachungstages und dem machiavellistischen Zweck der Nordlandreise.

Es kann somit keinem Zweifel unterliegen, daß der „Times"-Artikel mittelbar oder unmittelbar auf die Unabhängigen Sozialdemokraten zurückgeht[1]). Selbstverständlich soll nicht gesagt sein, daß gerade Cohn der Gewährsmann der englischen Zeitung gewesen

[1]) Auf den Zusammenhang des „Times"-Artikels mit den Unabhängigen via Stockholm wies bereits am 1. August 1917 der Sozialdemokrat Heilmann in der von ihm herausgegebenen „Internationalen Korrespondenz" hin; der Artikel ist abgedruckt in der „Deutschen Zeitung" vom 2. August, Nr. 386, auch benutzt in der „Deutschen Tageszeitung" vom 3. August, Nr. 391; vgl. auch Oman, a. a. O., S. 16

i[1]); das ist kaum anzunehmen. Es kann ebensogut einer der anderen Unabhängigen oder ch wahrscheinlicher eine Mittelsperson gewesen sein, die in Stockholm ihre Wissenschaft n den deutschen Unabhängigen Sozialdemokraten bezogen hatte. Mit der Feststellung r intellektuellen Urheberschaft hat diese technische Frage nichts zu tun.

7. Die Auswirkung des Times-Artikels

Der Artikel der „Times", der aus den „Enthüllungen" der deutschen Sozialisten in Stockholm zusammengeschmiedet war, konnte der englischen Politik kaum in einem gelegeren Augenblick kommen. Die Friedenssehnsucht im Volke, besonders in den Arbeiterklassen, ar in den Tagen, da es in das vierte Kriegsjahr ging, in ständigem Anwachsen begriffen. ahllose Friedensversammlungen wurden im Lande abgehalten und oft von Tausenden sucht. Die Presse mußte energisch angewiesen werden, sie nicht zu erwähnen. Die ührer der Union of Democratic Control und der Independant Labour Party hatten am . Juli zur Unterstützung der deutschen Friedensresolution vom 19. Juli eine Entschließung ngebracht, die jedoch nicht angenommen wurde. Die sich in diesen Anzeichen kundgebende iedenssehnsucht bekämpfte die englische Regierung auf zweierlei Art: einmal durch ts wiederholte Betonung der deutschen Schuld am Kriege, zum andern durch ständig neute Versicherungen, daß die heiligen Ziele der Alliierten nur durch die Niederwerfung s Gegners erreicht werden könnten[2]).

In dieser Situation wurde der „Times" und den englischen knock-out-Politikern der onratsartikel geschenkt.

Es war selbstverständlich, daß die Agentur Reuter es sich angelegen sein ließ, für seine iteste Verbreitung zu sorgen. Die Zeitungen der Entente und der Neutralen druckten n Aufsatz zahlreich und in großer Aufmachung ab, meist mit sensationellen Überschriften, „Der Potsdamer Kriegsrat"[3]), „Der Kaiser entschied sich für Krieg seit 5. Juli 1914"[4]) v.[5]). Der Kommentar überschlug sich meist in Haß- und Wutausbrüchen, die sich durchg gegen den Repräsentanten des deutschen Volkes, den Kaiser, richteten. So gipfelten Ausführungen der „Dépêche de Toulouse" (Nr. 17829 vom 31. Juli), die unter der lversprechenden Überschrift „Der schuldige Urheber" erschienen, in der Zusammenfassung: s ist Wilhelm II., der die furchtbarste Metzelei der Geschichte aller Zeiten entfesselt . Der Schuldige ist gezeichnet für seine Strafe". Aber auch Renaudel, der Führer der nzösischen Sozialistenpartei, erhob seine Stimme: „Seit Beginn des Krieges hat es ne wichtigere Enthüllung gegeben", schrieb er in der „Humanité" vom 30. Juli (Nr. 4852). Werden die Regierungen der zentralen Kaiserreiche gegenüber dieser Anschuldigung rtfahren zu schweigen? Werden ihre Völker sie nicht zur Rede stellen? Werden die zialisten, alle Sozialisten, sie nicht auffordern, sich zu erklären? Die Wahrheit ist stärker alles. Wenn das deutsche Volk so verblendet ist, daß es nicht sehen und hören will, wird sie es ihm entgegenschreien! Was wird es dann mit den Verbrechern machen? rd es sich seiner Mitschuld bewußt werden?" Der Potsdamer Kronrat war nunmehr

[1]) Das Dementi der „Times" vom 4. August 1917, Nr. 41548, das sich gegen den Artikel der eutschen Zeitung" wandte, behauptet nicht mehr, als daß Cohn nicht die Quelle der veröffentten Information sei.

[2]) Vgl. E. D. Morel, Das zerstörende Gift. In der Ausgabe von H. Lutz, E. D. Morel, Der unn und sein Werk, Berlin 1925, S. 352. Ferner Morel, The Art of Manufacturing Public Opinion; reign Affairs, London, Januar 1920.

[3]) „Journal des Débats" vom 30. Juli 1917, Nr. 211.

[4]) „L'Homme enchaîné" vom 29. Juli 1917, Nr. 1616.

[5]) An großen Zeitungen seien noch genannt: „Corriere della Sera" vom 29., „Neue Zürcher chrichten" vom 30.(Nr. 207); „New York American" Nr. 12429, „New York Herald" Nr. 29560, ew York Times" Nr. 21736, „New York Sun", sämtlich vom 29. Juli.

zum Schlagwort der Entente gegen Deutschland geworden und gehörte von da ab zum eisernen Bestande im Kampfe um die Kriegsschuldthese. Bezeichnend ist, daß nicht nur die Presseorgane, sondern auch eine periodische Schrift wie das Informationsblatt, das von der Pariser Handelskammer herausgegeben wurde[1]), sich an der Verbreitung des Artikels beteiligten, die ganz allgemein war.

Eine der nächsten Folgen des „Times"-Artikels war, daß nunmehr auch die Quellen ans Licht drängten, die bisher nur unterirdisch ihr Dasein gefristet hatten oder nicht gehörig beachtet worden waren. So konnte jetzt der „Nieuwe Rotterdamsche Courant" (vom 30. Juli 1917, Nr. 208) voll Stolz darauf hinweisen, daß er der erste gewesen war, der den Potsdamer Kronrat enthüllt hatte; zur Förderung seiner Legende druckte er seinen fast drei Jahre alten Aufsatz noch einmal völlig ab, und auch dieser Neuabdruck wurde als „ein weiterer Beweis für den Vorbedacht"[2]) begierig verbreitet. Ferner richtete jetzt der frühere Sonderkommissar an der Konstantinopler amerikanischen Botschaft, Lewis Einstein, am 3. August 1917 seine oben erwähnte Zuschrift an die Redaktion der „Times", in der zum ersten Male die Wangenheim-Erzählungen über eine Konferenz[3]) an die Öffentlichkeit gebracht wurden, und zwar gleichzeitig die Garroni- wie die Morgenthau-Überlieferung[4]). Die Garroni-Überlieferung wurde dann fortgesetzt durch einen Aufsatz des „Corriere della Sera" vom 5. August 1917[5]) sowie am 8. August durch ein Interview Barzilais mit dem Korrespondenten des „Matin"[6]).

In diesen Chor fielen weitere Stimmen ein, die zwar zum Thema Potsdamer Kronrat nichts vorzubringen wußten, jedoch den festen Kriegswillen der deutschen Regierung aus gewissen anderen Indizien erhärten zu können glaubten. So wurde aus New York gemeldet, „in Washington herrsche große Empörung wegen des deutschen Dementis zu den Veröffentlichungen der ‚Times' über den Potsdamer Kronrat im Juli 1914." Die amerikanische Regierung habe Material in den Händen, aus dem hervorgehe, daß der frühere deutsche Staatssekretär des Äußern, Zimmermann, während einer Besprechung mit einem amerikanischen Diplomaten wegen des Ultimatums an Serbien die Bemerkung äußerte: „Ja, ich gebe zu, daß wir ein Exemplar dieses Ultimatums 14 Stunden bevor es nach Serbien abging, schon in den Händen hatten. Aber was half es? Es war schon zu spät zum Handeln. Der Würfel war gefallen. Es war nicht mehr möglich, den Krieg aufzuhalten."[7]) In derselben Richtung bewegte sich eine Zuschrift des rumänischen Politikers Take Jonescu an die „Times", in der er angab, von Lichnowsky im Juli 1914 erfahren zu

[1]) „Dokumente über den Krieg, Auskunftsblatt", herausg. von der Pariser Handelskammer Nr. 66. Paris, August 1917.

[2]) So „L'Homme enchaîné" vom 4. August 1917, Nr. 1022.

[3]) In der Rede Barzilais vom 26. September 1915 war von einer Konferenz noch nicht die Rede gewesen. Vgl. oben S. 795.

[4]) „Times" vom 4. August 1917, Nr. 41548. Den Text s. oben S. 795 u. S. 797. Dagegen hat die Veröffentlichung des Tagebuchs Einsteins „Inside Constantinople", das auch im gleichen Jahre in London erschien, mit seinen für die Wangenheimsche Version grundlegenden Eintragungen vom 5. Mai und 20. Juni 1915 (s. oben S. 793 f. u. 797) weder damals noch nachträglich Beachtung in der Kronratsliteratur gefunden. Der Verfasser verdankt die Kenntnis dieser Eintragungen einer freundlichen Mitteilung Herrn Lewis Einsteins, des jetzigen amerikanischen Gesandten in Prag.

[5]) Nr. 217. Den Text s. oben S. 795. Die Behauptungen des „Corriere della Sera" wurden von deutscher Seite in einem längeren Dementi unter Wiederholung des Dementis vom 4. Oktober 1915 (s. oben S. 803) zurückgewiesen: „Frankfurter Zeitung" vom 8. August 1917, Nr. 217. Die „Frankfurter Zeitung" hatte am 6. August, Nr. 215, unter dem Titel „Neue Enthüllungen zur Schuldfrage" eine Meldung über den italienischen Artikel gebracht.

[6]) „Matin" vom 9. August 1917, Nr. 12217. Den Text s. oben S. 795 f.

[7]) So der Berner „Bund" vom 8. August 1917, Nr. 366. Die Zeitung, die die Nachricht aus New York verbreitete, muß die „Evening News" gewesen sein; vgl. das Schreiben Zimmermanns an Unterstaatssekretär von Stumm, DD Anh. VII.

aben, daß der deutschen Regierung das Ultimatum vorher bekannt gewesen und von ihr ebilligt worden sei, daß der deutsche Botschafter in Wien, Tschirschky, an seiner Formu-erung mitgewirkt und geglaubt habe, daß es für Serbien unannehmbar sei, und daß die Deutschen und Österreicher schließlich gefürchtet hätten, Serbien würde es annehmen[1]). benso glaubte der frühere Wiener Korrespondent der „Times", Steed, sich auf Mittei-ungen des österreichischen Botschafters Graf Mensdorff vom Juli 1914 berufen zu dürfen, aß der Krieg grundsätzlich seit dem 5. Juli 1914 beschlossen worden sei[2]).

Auch die Ausnutzung im Kampf der internationalen Politik ließ nicht auf sich warten. Im 28. Juli hatte der Reichskanzler Dr. Michaelis Pressevertretern gegenüber einen ussisch-französischen Geheimvertrag enthüllt, der Frankreich seine im Anschluß an frühere roberungskriege gezogenen Grenzen von 1790 sicherte, also Elsaß-Lothringen, dazu das Saarbecken und weitgehende Gebietserweiterungen am linken Rheinufer. Es konnte n schwerer Schlag für die französische Diplomatie werden, die für die reinsten Ziele zu impfen vorgab. Da kam auch ihr die „Times"-Enthüllung zu Hilfe, und am 31. August urfte der Ministerpräsident Ribot unter Beifallsäußerungen in der Kammer erklären: „Was will der Kanzler? Er sucht die Schwierigkeiten zu verheimlichen, die er empfindet, um un die Kriegsziele Deutschlands zu definieren und die Bedingungen, unter denen er Frieden achen würde (sehr wahr!). Er sucht besonders die Aufmerksamkeit von der schrecklichen Verant-ortung abzulenken, die auf dem Gewissen des Deutschen Kaisers und seiner Ratgeber lastet. ebhafter Beifall.) Am Tage nach der Veröffentlichung der Beschlüsse, die am 5. Juli in der in otsdam abgehaltenen Beratung gefaßt wurden (lebhafter Beifall), wo alle Konsequenzen des an erbien abzusendenden Ultimatums ins Auge gefaßt wurden, des Ultimatums, aus dem der Krieg ntstehen mußte, am Tage nach der Veröffentlichung versuchte der Kanzler diese Ablenkung (Beifall). s ist eine gewisse Unverschämtheit, wenn man eine derartige Verantwortung hat, Rechenschaft er unsere Absichten zu verlangen (Beifall)[3]).

Die moralische Offensive, die Michaelis eingeleitet hatte, verpuffte völlig infolge des egenstoßes der Kronratslegende. Es war eine bittere Ironie des Schicksals, daß der orwurf des Ablenkungsmanövers nicht dem französischen Ministerpräsidenten, sondern m deutschen Reichskanzler gemacht werden konnte[4]). Auf deutscher Seite durfte mit echt und gewiß mit allzu großer Schonung festgestellt werden, daß Cohns Torheit zur echtfertigung Ribots dienen müsse[5]).

Einen negativen Erfolg hatte dagegen eine Anfrage am 2. August im englischen Unter-aus wegen der „Enthüllung" in der „Times". Lord Robert Cecil, der Blockademinister, antwortete diese dahin, daß er keine Mitteilungen darüber machen könne außer der ngabe, daß eine im Besitz der britischen Regierung befindliche Information besage, die Mittelmächte hätten sich im Juli für eine Politik entschieden, die nach ihrer Meinung st sicher zum Kriege gegen Rußland und demnach auch gegen Frankreich führen mußte[6]).

Nun aber griff nach dem französischen auch der englische Premierminister in die Debatte n. Am Jahrestage des englischen Kriegseintritts, am 4. August, hielt Lloyd George in r Londoner Queenshall eine Rede, in der er in der ihm eigenen demagogischen Weise er die Kriegsaufgaben, die Ziele der Alliierten und die Kriegsbedingungen sprach; er ß bei dieser Gelegenheit selbstverständlich die neue Waffe nicht ungenutzt:

„Dies ist der vierte Jahrestag des größten Krieges, den die Welt jemals erlebt hat. Wofür mpfen wir? Wir kämpfen, um die gefährlichste Verschwörung zu vereiteln, die je gegen die

[1]) „Times" vom 10. August 1917, Nr. 41553.
[2]) „Times" vom 11. August 1917, Nr. 41554.
[3]) Chambre des Députés. Journal officiel de la République Française; Beilage: compte rendu extenso des séances, P. 2168. Die Übersetzung nach „Köln. Zeitung" vom 1. August 1917, Nr. 731.
[4]) „Times" vom 1. August, Nr. 41545, im Anschluß an eine Nachricht des „Petit Parisien".
[5]) „Deutsche Tageszeitung" vom 9. August 1917, Nr. 403.
[6]) „Times" vom 3. August 1917, Nr. 41547. Die „Nordd. Allgem. Zeitung" brachte die Nach-cht am 4. August, Nr. 213, unter der Spitzmarke „Der Kronrat verwandelt sich".

Freiheit der Nationen gebildet worden ist (Beifall), eine bis ins kleinste geschickt, hinterlistig, heimtückisch, in allen ihren Einzelheiten mit unbarmherziger, zynischer Entschlossenheit vorbereitete Verschwörung. Diejenigen, die die kürzlich erschienenen Enthüllungen über die einige Wochen vor Kriegsausbruch abgehaltene Berliner Konferenz gelesen haben, müssen mit Schaudern den Bericht über jene Konferenz der Verbündeten vor dem Anstecken des Zünders gelesen haben — eine der dunkelsten Episoden in der ganzen Geschichte der Räuberei."[1])

Gegen diesen Sturm, der allerorten losgebrochen war, konnte die Gegenaktion von deutscher und österreichischer Seite nicht aufkommen, zumal man sich auf offiziöse Dementis beschränkte. Die halbamtliche Meldung, die am 31. Juli durch WTB verbreitet wurde[2]), besagte, daß „weder an dem genannten Tage noch an einem andern Tage eine solche gemeinsame Beratung weder mit noch ohne Teilnahme des Kaisers stattgefunden hätte". Ferner seien die falschen Behauptungen des Abgeordneten Cohn, auf die sich die „Times" auch stütze, „im Ausschuß von seiten der Regierung sofort als unrichtig zurückgewiesen worden". Bereits am nächsten Tage mußte ein neues Dementi, diesmal gegen die Rede des französischen Ministerpräsidenten, ergehen: es sei nichts Wahres an dieser Geschichte, mit der Herr Ribot vergebens von dem geheimen Raubvertrage abzulenken suche[3]). Am 7. August gab der von der „Times" auch als Teilnehmer am Kronrat genannte Unterstaatssekretär Freiherr von Stumm dem Berliner Vertreter des Hollandsche Nieuws Büro ein Interview, in dem er ausführte, daß er am 5. Juli 1914 von Berlin abwesend gewesen sei. Als ferner vor einigen Wochen Cohn im Hauptausschuß mit seinen Behauptungen hervorgetreten sei, „die anscheinend den Mitteilungen des Gewährsmannes der „Times" zugrunde liegen", hätte er sie sofort zurückgewiesen. Über den Neuabdruck des Artikels vom „Nieuwe Rotterdamsche Courant" meinte von Stumm, daß eine unrichtige Behauptung nicht dadurch zur Wahrheit würde, daß sie von vielen Seiten aufgestellt würde[4]). Schließlich gab auch Graf Berchtold eine Erklärung ab, daß „diese Meldung und folglich alle daran geknüpften Kombinationen vollkommen aus der Luft gegriffen" seien[5]).

Im ganzen war die deutsche Abwehr gegen den starken konzentrischen Angriff recht schwächlich; man hatte offenbar die große propagandistische Gefahr nicht erkannt. Die deutsche Regierung mußte hinterher wohl oder übel zugeben, daß ihren Dementis kein Glaube beigemessen wurde; sie kündigte deshalb den Berliner Pressevertretern, die die unbestimmte Fassung der Dementis bemängelten, eine demnächst bevorstehende Sonderaktion an[6]). Geschehen ist jedoch in dieser Richtung nichts.

Einen gewissen Abschluß der internationalen Auseinandersetzung über den Potsdamer Kronrat bildete ein Artikel in der schwedischen Zeitung „Socialdemokraten", dem Organ Brantings, vom 10. August 1917, Nr. 185:

Der „Kronrat" in Potsdam am 5. Juli 1914

Ein Telegramm, das wir gestern brachten, wußte zu berichten, daß Herr von Stumm vom Deutschen Auswärtigen Amt sich, wie früher das Wolffbüro und die „Norddeutsche Allgemeine", veranlaßt gefühlt hat, die Angaben der „Times" und des „Nieuwe Rotterdamsche Courant" über

[1]) „Times" vom 6. August 1917, Nr. 41549.

[2]) Veröffentlicht am 1. August durch „Nordd. Allgem. Zeitung", Nr. 210, „Köln. Zeitung", Nr. 729, „Vorwärts", Nr. 208, „Deutsche Tageszeitung", Nr. 387, „Leipziger Volkszeitung", Nr. 177, u. a. Der „Nieuwe Rotterdamsche Courant", der diese Meldung am 1. August, Nr. 210, wiedergab, fand es merkwürdig, daß die deutsche Zensur unter diesen Umständen den am 7. Sept. 1914 gebrachten Berliner Brief durchgelassen hatte. Der Artikel der „Times" selbst ist in Deutschland nicht veröffentlicht worden.

[3]) WTB-Meldung vom 1. August 1917; abgedruckt u. a. „Leipziger Volkszeitung", 2. August, Nr. 178.

[4]) „Norddeutsche Allgem. Zeitung" vom 8. August 1917, Nr. 217.

[5]) „Neue Freie Presse" vom 10. August 1917, Nr. 19026. Die gleiche Nummer brachte einen langen offiziösen Artikel: „Die Potsdamer Verschwörung".

[6]) Auf den Pressekonferenzen vom 6. und 9. August. Vgl. die Umdrucke Nr. 373 und 375 des „Sozialdemokratischen Pressebüros".

n „Kronrat" am 5. Juli 1914 zu dementieren, der von so entscheidender Bedeutung für die Ent-
klung der Ereignisse wurde, die zum Weltkrieg führten.
Über diesen „Kronrat", den man jetzt von interessierter Seite abzustreiten versucht, gibt es noch
hr Beweise, als schon dargelegt sind. Aber wir lassen sie bis auf weiteres außer Betracht. Was
on veröffentlicht worden ist, ist mehr als genügend, wie hier unten gezeigt werden soll.
Es liegt folgendes vor:
1. Eine Nachricht an den „Nieuwe Rotterdamsche Courant", datiert Berlin, den 4. September
14, veröffentlicht am 7. September. (Wir geben an anderer Stelle einen Auszug aus dem wich-
en Inhalt dieses Artikels wieder.)
2. Eine Äußerung Haases im Deutschen Reichstag bei dessen Zusammentritt jetzt im Juli 1917
bezug auf Erörterungen in einem Reichtagsausschuß, in dem sein Parteifreund Dr. Cohn das
ema näher behandelt hat.
3. Die Dementis von seiten der deutschen Regierung teils in der Presse — „Norddeutsche
gemeine", „Vorwärts" vom 1. August — teils später durch die Äußerungen des Herrn v. Stumm.
t letzter Stunde wird telegraphisch gemeldet, daß auch Graf Berchtold dementiert hat.)
Was wird nun angegeben und welchen Wert haben diese Dementis?
Haase, Cohn, „Times" und „N. R. C." behaupten, daß am 5. Juli 1914 ein „Kronrat" in Pots-
n abgehalten worden ist. Haase hat die Namen derer, die bei dieser Zusammenkunft zugegen
esen sind, nicht genannt. Wir wissen nicht, welche Cohn angegeben haben kann. Die Liste der
mes" nannte, wie unsere Leser wissen, den Kaiser, den Reichskanzler, Tirpitz, Falkenhayn,
Stumm und von österreichischer Seite Erzherzog Friedrich, Berchtold, Tisza und von Hötzen-
ff. In dem „N. R. C." werden als anwesend bezeichnet der Kaiser, der Reichskanzler und ge-
se militärische Ratgeber. Es ist nicht die Rede von einigen österreichischen Teilnehmern. Indessen
nt es sich, in diesem Zusammenhang daran zu erinnern, daß der belgische Gesandte Beyens in
em Briefe an den belgischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten vom 2. Juli 1914 mit-
eilt hat, daß der Beschluß, von der serbischen Regierung zu verlangen, sie solle gegen die „anarchi-
he Agitation", der der Thronfolger zum Opfer gefallen war, Maßnahmen ergreifen, nach einer
nferenz zwischen dem Minister des Äußern, Graf Berchtold, dem Generalstabschef von Hötzen-
ff und dem Kriegsminister Krobatin gefaßt worden ist.
Was war nun der Zweck dieser Zusammenkunft?
Nach der „Times" soll dabei das Komplott geschmiedet worden sein, aus dem der europäische
nflikt entstand.
Nach der holländischen Zeitung würde die österreichische Regierung mitgeteilt haben, sie hätte
weise dafür, daß die serbische Regierung, wenn sie gewollt hätte, das Attentat hätte verhindern
nen. Österreich beabsichtige daher eine Strafexpedition nach Serbien zu entsenden und begehre
. Deutschlands Hilfe für den Fall, daß Rußland sich in das Spiel mischen würde. Die militä-
en Ratgeber sollen das Ersuchen Österreichs unterstützt haben. Der Kaiser und der Reichskanzler
ten eine Aktion gegen Serbien ebenfalls für notwendig, schreckten aber vor einem europäischen
nflikt zurück. Da sie indessen glaubten, daß Rußland zurückweichen würde, da es militärisch
t genügend vorbereitet war, so setzten die militärischen Ratgeber ihren Willen durch, und
sterreich bekam freie Hand. Es sandte seinerzeit sein Ultimatum — und der Schluß ist bekannt.
Was antwortet nun die deutsche Regierung hierauf?
. Daß kein „Kronrat" in Potsdam am 5. Juli, auch nicht an einem anderen Datum, stattge-
den hat;
. Daß die deutsche Regierung die Angaben des Reichstagsabgeordneten Cohn unmittelbar
Ausschusse dementiert hat.
un wissen wir aber aus guter Quelle[1]), daß die Angabe über dieses Dementi nicht richtig ist.
dem Ausschuß wurde kein Dementi abgegeben; man beschränkte sich darauf, jede Aufklärung
ablehnen, was etwas ganz anderes ist.
ber hierzu kommt die Tatsache der von Berlin an die große holländische Zeitung geschickten
richt. Würde dieser Berichterstatter seiner Zeitung völlig unrichtige Nachrichten von so be-
ungsvollem Inhalt gesandt haben, so würde sich ganz gewiß die deutsche Regierung beeilt
n, sie sofort zu dementieren. Statt dessen blieben sie drei Jahre lang unwidersprochen.
och nicht genug hiermit. Wir wissen, ebenfalls aus guter Quelle (so!), daß dieser Artikel des
espondenten wie alle anderen durch die deutsche Zensur gegangen ist. Der Zensor, der mit

[1]) Für den Zusammenhang mit den Unabhängigen Sozialdemokraten beachtlich!

ihr zu tun hatte, trägt einen in den letzten Wochen sehr bekannt gewordenen Namen — Erzberg deutscher Reichstagsabgeordneter der Zentrumspartei. Er dürfte also zu denen gehört haben, etwas „wußten".

Trotz aller Dementis dürfte somit klar erwiesen sein,

daß ein „Kronrat" am 5. Juli 1914 abgehalten worden ist;

daß die Liste der Teilnehmer noch nicht völlig bekannt ist — es ist möglich, daß die Angaben d „Times" in einem Punkte unkorrekt sind; ob Herr v. Stumm dabei gewesen ist oder nicht, entbeh jeder Bedeutung;

daß das Ziel der Zusammenkunft war, Österreich freie Hand in dem österreichisch-serbisch Konflikte zu lassen, der zum Weltkriege führte. Es ist möglich, daß der Kaiser und der Reichskanzl die sich einige Wochen später täuschten, als sie glaubten, daß England sich, was auch geschehen würd außerhalb halten würde, sich ebenfalls in bezug auf die Intervention Rußlands zum Schu Serbiens verrechnet haben. Aber diese doppelten Rechenfehler können nicht ihre Verantwortu vermindern.

Wir wollen dazu bemerken, daß die Personen in Deutschland, die diese Angelegenheit in ihr Einzelheiten kennen, ziemlich zahlreich sind. Derjenige, der die Signatur „Junius alter" füh dürfte z. B. ganz gewiß etwas darüber sagen, wenn er wollte. Vielleicht ist er auch im Besitze ein Exemplars der österreichischen Zirkularnote vom Juli 1914, die auf die Verhandlung des Kronra vom 5. Juli abspielt. Wenn nicht früher, so werden sich ganz gewiß verschiedene Zungen löse wenn der Krieg zu Ende ist.

Mit den Formulierungen des „Socialdemokraten" war die Kronratslegende in d Stadium einer gewissen Erstarrung eingetreten. Sie hatte in der antideutschen Krieg propaganda die Gestalt gefunden, die sie im ganzen behalten hat, bis sie durch den Berich ihres lautesten Verkünders abgelöst wurde.

8. Nachspiel im Reichstag

Den zahllosen Veröffentlichungen des Monats August 1917 im Anschluß an den Times Artikel folgte ein Nachspiel im Hauptausschuß des Reichstags. Wieder war es ein Un abhängiger Sozialdemokrat, der das Thema des Potsdamer Kronrats zur Sprache bracht Das Protokoll der 172. Sitzung vom 22. August verzeichnet eine Rede des Abgeordnete Ledebour, deren auf den 5. Juli 1914 bezüglicher Teil nach dem Protokoll wiedergegeben sei

Redner fragt sodann danach, was an der Mitteilung wahr sei, wonach am 5. Juli 1914 in Pots dam oder Berlin eine Besprechung von maßgebenden Persönlichkeiten Deutschlands und Öste reichs stattgefunden habe mit dem Beschluß, die Österreichische Regierung aufzufordern, sich i ihren Forderungen gegen Serbien in keiner Weise Schranken aufzuerlegen, sollte es darüber auc zum Kriege mit Rußland kommen. Künftig dürften nicht wieder durch Machenschaften einer ge heimen Diplomatie Kriege zwischen den Völkern herbeigeführt werden, künftig müßte auch übe die auswärtigen Angelegenheiten in aller Öffentlichkeit zwischen den Volksvertretungen der ein zelnen Länder verhandelt werden.

Der Unterstaatssekretär Frhr. von Stumm trat dieser neuerlichen Vorbringung de Kronrat-Themas in der Sitzung sofort mit folgenden Ausführungen entgegen:

„Meine Herren! Der Herr Abgeordnete Ledebour ist heute wieder zu sprechen gekommen au den angeblichen Kronrat, der am 5. Juli 1914 stattgefunden haben soll. Ich habe bereits die Ehr gehabt, vor etwa 2 Monaten, als der Abgeordnete Cohn zum ersten Male auf diesen Kronrat zu sprechen kam, festzustellen, daß ein solcher Kronrat nicht stattgefunden hat. Die Sache ist dann vor der „Times" aufgewärmt worden. Vor einigen Wochen hat die „Times" unter Anführung vor allen möglichen Details die Geschichte von dem Kronrat erneut aufs Tapet gebracht; sie hat be hauptet, der Erzherzog Friedrich, der General Conrad von Hötzendorff, der frühere österreichische Minister Graf Berchtold habe an diesem Kronrat teilgenommen; auch mein Name wurde genannt. Daraufhin hat die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" in einem kategorischen Dementi festgestellt, daß dieser Kronrat nicht stattgefunden hat. Ich selbst habe, da mein Name genannt wurde, in einem Interview mit einem holländischen Journalisten festzustellen Veranlassung genommen, daß ich um die angegebene Zeit auf Urlaub war. Der Minister Graf Berchtold hat das Gerücht ebenfalls

n Abrede gestellt. Trotzdem tritt der Abgeordnete Ledebour heute erneut wieder mit der Behaup-ung auf. Er hat dabei versucht, der Sache die Wendung zu geben, daß er sagte, die Regierung reibe ein Spiel mit Worten, wenn sie behaupte, es habe kein Kronrat stattgefunden. Ich möchte nich daher ganz präzise ausdrücken und feststellen, daß am 5. Juli keine gemeinsame Beratung oher deutscher und österreichischer militärischer und politischer Stellen über das Vorgehen gegen Serbien stattgefunden hat, und daß alle Gerüchte über angebliche Beschlüsse, die bei dieser Gelegen-eit gefaßt worden sein sollen, auf freier Erfindung oder auf unverbürgten Gerüchten beruhen."

In der Replik enthüllt Ledebour die große Quelle, aus der die Unabhängigen geschöpft atten: die Denkschrift Lichnowskys[1]). Das Protokoll verzeichnet darüber folgendes:

Abgeordneter Ledebour, der zu einer persönlichen Bemerkung das Wort erhält, erklärt, daß er ch, abgesehen von anderen Informationen, auf eine Denkschrift stütze, die von einem hervorragen-en deutschen Diplomaten ausgehe und die auch wohl den Herren vom Hauptausschuß bekannt i. Redner verliest die Stelle daraus. (Über diesen Punkt wird auf Vorschlag des Vorsitzenden ie Vertraulichkeit beschlossen.)

Darauf Unterstaatssekretär Frhr. von Stumms Erwiderung:

„Ich kann dem Abgeordneten Ledebour bloß erwidern, daß ich auch gegenüber dieser Darstellung er beiden Diplomaten und der Schrift, die der Abgeordnete Ledebour verlesen hat, feststelle, daß eser Kronrat nicht stattgefunden hat, auch diese Versammlung nicht. Ich habe ausdrücklich prä-siert, um was es sich handelt, und muß den Herren, die solche Angaben machen, die Verantwortung ür überlassen. Eine Versammlung, die nicht stattgefunden hat, wird nicht dadurch wahr, daß ehauptet wird, sie habe stattgefunden. Da sind die Herren eben falsch informiert."

(Zuruf des Abgeordneten Ledebour: „Ist Ihnen diese Denkschrift bekannt?")

„Jawohl." (Darauf wird die Sitzung auf den folgenden Tag vertagt.)

In der (173.) Sitzung des nächsten Tages kam der Abgeordnete Stresemann auf die von edebour zur Sprache gebrachte Denkschrift Lichnowskys zurück und verlangte energisches ingreifen gegen den ehemaligen deutschen Botschafter:

Leider habe man nur aus den gestrigen Ausführungen des Abgeordneten Ledebour die Be-itigung entnehmen müssen, daß auch verantwortliche Stellen sich nicht die gebotene Zurückhaltung terlegten. In zahlreichen Händen in Deutschland befänden sich augenblicklich Dokumente dafür, ß ein hervorragender deutscher Diplomat —

(Vorsitzender Abgeordneter Fehrenbach macht darauf aufmerksam, daß der Redner für die nach-lgenden Ausführungen über diesen Punkt Vertraulichkeit verkündet zu sehen wünsche. Es wird mgemäß beschlossen.)

Abgeordneter Dr. Stresemann knüpft daran an, daß ein hervorragender deutscher Diplomat in erteidigung seiner eigenen Person nicht diejenige Zurückhaltung bekundet habe, die von allen litischen Parteien des Reichstages als notwendig anerkannt werde. Wenn man gestern habe ren müssen, daß die Legende von dem angeblichen Kronrat am 5. Juli, in dem der Krieg sozu-sagen unter der Devise: „feste druff" beschlossen worden wäre, von dem Fürsten Lichnowsky, unserm früheren Vertreter in London ausgehe, worauf sich unsere Feinde der amtlichen Abstreitung gegen-er beriefen, dann müsse man unbedingt erfahren, was gegen den Fürsten Lichnowsky geschehen , der sich sogar unterfange, am Schlusse seiner Schrift zu sagen: man könne es der Welt nicht rdenken, wenn sie in Deutschland den Urheber des Krieges sähe. Müsse man im Ausland cht daraus notwendigerweise den Schluß ziehen, daß er in dieser Beziehung seine amtliche Kennt-is von den Verhandlungen des Auswärtigen Amtes benutze? Was immer daran sei — wie ine ein Mann sich soweit vergessen, nur um seine eigene Person zu rechtfertigen gegen den Vor-urf, daß es ihm nicht gelungen sei, den Krieg mit England zu verhüten, mit solchem Material gen sein Vaterland vorzugehen! Man müsse darauf gefaßt sein, daß dieses Material bei der Er-terung der Schuldfrage für die Anzettelung des Krieges sowohl auf den sozialistischen Kongressen e in der Geschichte späterer Zeiten zu unseren Ungunsten verwertet werde. Bei der internatio-len Bedeutung der aus dem Jahre 1915 (!) stammenden Schrift möge der Staatssekretär einmal uskunft über ihren Inhalt geben, zum zweiten darüber, welche Schritte unternommen seien,

[1]) Inzwischen war die Verbreitung der Denkschrift durch Beerfelde erfolgt. Vergleiche S. 804 m. 6 und S. 806 Anm. 3.

damit eine solche Persönlichkeit zum mindesten nicht noch einmal in die Lage käme, uns diplomatisch zu vertreten. Bis jetzt habe man von solchen Schritten nichts gehört, während man gegen Personen, die ihre Memoiren geschrieben hätten, mit der Bestimmung, daß ihre Veröffentlichung erst nach ihrem Tode erfolgen dürfe, in der rigorosesten Weise vorgegangen sei.

Ihren Abschluß und Höhepunkt fanden die Besprechungen über den Kronrat in den Sitzungen vom 28. und 29. August. Das Protokoll der (177.) Sitzung vom 28. August verzeichnet darüber folgendes:

Abgeordneter Dr. Cohn (Nordhausen) bespricht wiederum den sogenannten Potsdamer Kronrat vom 5. Juli 1914. Trotz der öffentlichen Dementis habe eigentlich keiner der Vertreter der Regierung in der Kommission die Tatsache bestritten. Der Kriegsminister von Stein habe sich mit Nichtwissen geäußert. Auch die Ausführungen des Unterstaatssekretärs Frhr. von Stumm seien alles andere als ein Bestreiten der Tatsache. So habe Frhr. von Stumm festgestellt, daß Herr von Jagow damals (am 5. Juli 1914) nicht anwesend gewesen sei. Dann habe er erklärt, von dem Ultimatum an Serbien sei damals keine Rede gewesen, habe später aber diesen Satz im Stenogramm bei der Korrektur gestrichen. Weiter habe er durch Änderungen bei der Korrektur seine Äußerungen abgeschwächt. So habe er bemerkt, es sei ihm niemals von einem Protokoll bekannt geworden, das über die Sitzung aufgenommen worden sei, habe aber später hinzugefügt: über die Beschlüsse dieser Sitzung. Der Redner legt dies an der Hand des Protokolls über die Ausschußsitzung vom 4. Mai 1917 im einzelnen dar[1]). Ob der „Kronrat" in Potsdam oder Berlin stattgefunden habe, sei gleichgültig. Auch daß es der Form nach kein Kronrat gewesen sei. Wenn man aber wissen wollte, wer an jener Sitzung teilgenommen habe, so brauche man nur in den damaligen Berliner Zeitungen nachzusehen und werde finden, daß in jenen Tagen Conrad von Hötzendorff und Erzherzog Friedrich in Berlin anwesend gewesen seien. Auch sei von Bedeutung, daß am 6. Juli nach Straßburg die Anweisung ergangen wäre, die Festung kriegsmäßig zu verproviantieren. Daraus sei zu schließen, daß kurz vorher eine Politik beschlossen oder ins Auge gefaßt worden sei, die zum Kriege mit Frankreich und also mit Rußland, oder umgekehrt, führen müsse.

Auf die Niederschrift von österreichischer Seite, die über die Beratung vom 5. Juli 1914 gemacht worden sei, habe nun besonders der Fürst Lichnowsky in seiner Denkschrift hingewiesen. Von einer Verbreitung dieser Denkschrift könne nicht die Rede sein, wie Redner gegenüber den neulichen Ausführungen des Angeordneten Dr. Stresemann und Erzberger hervorhebe. Sie sei dagegen in beschränktem Umfange durch den Hauptmann von Beerfelde von Großen Generalstab verbreitet worden, der etwa ein Dutzend Exemplare an hervorragende Persönlichkeiten, den Reichskanzler, das Auswärtige Amt, einige Mitglieder regierender Familien und einzelne Abgeordnete verschickt hätte. Dadurch habe sich der Hauptmann nach seiner Auffassung einer strafbaren Handlung aber nicht schuldig gemacht. Trotzdem sei er kürzlich verhaftet worden. Er möchte dringend davor warnen, dafür nun diesen Offizier, der ihm als Idealist geschildert worden sei, als Opfer in die Wüste zu schicken. Er erwarte von dem Abgeordneten Scheidemann, der den Hauptmann von Beerfelde persönlich kenne, daß er die nächste Gelegenheit benutzen werde, um Zeugnis für den Offizier abzulegen. Der Hauptmann habe aus den reinsten patriotischen Motiven heraus gehandelt, und er warne dringend davor, daraus einen Skandal entstehen zu lassen, der großen Umfang annehmen müsse und der deutschen Reichsleitung nicht nützlich sein könne.

Unterstaatssekretär Frhr. von dem Bussche-Haddenhausen:

„Ich muß bemerken, daß neulich die Worte des Herrn von Stumm und auch die Privatgespräche, die ich mit ihm gehabt habe, mich davon überzeugt haben, daß seine Worte durchaus als ein Dementi aufzufassen sind, daß also am 5. Juli oder in der Zeit überhaupt etwas Derartiges wie ein Kronrat oder eine derartige Besprechung nicht stattgefunden hat."

Abgeordneter Gothein erklärt gegenüber dem Herrn Abgeordneten Dr. Cohn, daß nachträgliche Korrekturen an dem Bericht darum nicht als Beweis dienen könnten, weil nur ein protokollarischer Auszug und keine Stenogramme angefertigt werden. Die Denkschrift des Fürsten Lichnowsky sei auch ihm angeboten worden, so daß sie wohl eine weitere Verbreitung gefunden habe.

Abgeordneter Dr. Cohn fügt seinen Ausführungen hinzu, daß der Fürst Lichnowsky in seiner Denkschrift mitgeteilt habe, daß er auf seiner Durchfahrt durch Berlin nach der Ermordung des österreichischen Thronfolgers gehört habe, daß Österreich-Ungarn gegen Serbien vorzugehen be-

[1]) Vgl. oben S. 805.

absichtige, und daß er nachträglich erfahren habe, „daß bei der entscheidenden Besprechung in Potsdam am 5. Juli die Wiener Anfrage die unbedingte Zustimmung aller maßgebenden Persönlichkeiten fand mit dem Zusatz, es werde auch nichts schaden, wenn daraus ein Krieg mit Rußland entstehen sollte. So heißt es wenigstens in dem österreichischen Protokoll, das (der österreichische Botschafter in London) Graf Mensdorff in London erhielt. Bald darauf war Herr von Jagow in Wien, um mit Graf Berchtold alles zu besprechen." Es sei Tatsache, daß der Fürst Lichnowsky dieses „Protokoll" gelesen habe, und man könne daher vermuten, daß auch andere Personen davon Kenntnis erhalten hätten. Anscheinend habe Graf Berchtold den Inhalt der Beratung vom 5. Juli 1914 durch Zirkularnote allen österreichischen Botschaftern mitgeteilt. Jedenfalls stehe fest, daß die Tatsache der Besprechung vom 5. Juli schon seit langem bekannt gewesen sei. In dieser Sitzung, an der General von Falkenhayn, ein Vertreter des Auswärtigen Amts, einer des Reichsmarineamts, Freiherr Conrad von Hötzendorff und Erzherzog Friedrich teilgenommen hätten, habe man der österreichischen Aktion freie Hand gelassen, auch auf die Gefahr des Krieges mit Rußland hin. Das sei das Entscheidende. Es sei verbrecherisch gewesen, mit diesem Leichtsinn Österreich soweit freie Hand zu lassen. Denn daß das Ultimatum an Serbien auch den Krieg mit Rußland bedeuten würde, habe sich doch jeder sagen müssen, zumal nach den von Giolitti im Dezember 1914 in der italienischen Kammer enthüllten Vorgängen vom August 1913: Schon damals habe Österreich-Ungarn an Italien mitgeteilt, daß es gegen Serbien vorgehen wolle und habe bei Italien angefragt, ob es mit von der Partie sei. Wichtig sei in dieser Beziehung auch die vom Fürsten Lichnowsky berichtete Tatsache: „Als einer meiner Herren im Frühjahr 1914 vom Urlaub aus Wien kam, erzählte er, Herr von Tschirschky erklärte, es gebe bald Krieg." Also auch schon vor der Ermordung des österreichischen Thronfolgers habe man für das Jahr 1914 mit dem Kriege, d. h. dem Weltkriege, gerechnet. Nach allen diesen Vorgängen scheine doch ein weitgehender Zweifel an den deutschen und österreichischen Dementis berechtigt zu sein.

Abgeordneter Dr. David erklärt, daß nach diesen Anklagen der Regierung Gelegenheit gegeben werden müsse, dazu Stellung zu nehmen. Selbst wenn alle die Angaben des Fürsten Lichnowsky richtig seien, könne man daraus noch nicht folgern, daß die deutsche Reichsleitung die Schuld am Kriege trage. Das Ultimatum habe zwar den Krieg zwischen Österreich und Serbien und die Möglichkeit eines Krieges mit Rußland bedeutet; von hier aber bis zu der Absicht, es zu einem Kriege mit Rußland zu treiben, sei noch ein großer Schritt. Zwei wichtige Dokumente könne man nicht aus der Welt schaffen: einmal habe Deutschland Österreich gegenüber erklärt, daß direkte Verhandlungen zwischen Wien und Petersburg geführt werden müßten, daß man sich andernfalls weigere, im Verbündeten weiter zu folgen. Ferner habe Deutschland Österreich aufgefordert, auf den beiten Greyschen Vorschlag einzugehen, sich nach der Einnahme von Belgrad auf eine Viermächtekonferenz einzulassen. Aber es sei in erster Linie die Aufgabe der Reichsleitung, die Lichnowskyschen Auffassungen zu entkräften. Die Schuldfrage sei von größter aktuell-politischer Bedeutung. Die Kriegszielbestimmungen würden von der Entente aus der Schuldfrage hergeleitet ....

Dr. David [nach mehreren anderen Rednern] weist darauf hin, daß die Regierung die vorgebrachten Anklagen unbedingt widerlegen müßte. Wäre die Denkschrift des Fürsten Lichnowsky den Entente-Regierungen bekannt, wie Herr Dr. Cohn behaupte, und würden die dort gemachten Ausführungen von ihnen für richtig gehalten, dann wäre es ganz unbegreiflich, daß die Regierungen davon keinen ausgiebigen Gebrauch gemacht hätten. In irgendeiner Form müsse die deutsche Regierung aber darauf eine Erklärung geben, entweder mündlich oder schriftlich.

In der (178.) Sitzung vom 29. August führte der Stellvertreter des Reichskanzlers, Staatssekretär Dr. Helfferich, den Ankläger Cohn mit folgenden Darlegungen ab:

„Meine Herren! Der Herr Präsident hat es gestern den Vertretern der verbündeten Regierungen ausdrücklich vorbehalten, daß wir heute noch — gestern waren wir verhindert, der Sitzung bis zum Schluß beizuwohnen — auf die Frage des Kronrats, für die im Laufe der ganzen Verhandlung Vertraulichkeit beschlossen war, zurückkommen könnte. Es ist mir über den weiteren Verlauf der Diskussion berichtet worden, und ich habe zum Teil selbst noch die Ausführungen des Herrn Abgeordneten Dr. Cohn (Nordhausen) mit angehört, der das strikte und kategorische Dementi, daß kein solcher Kronrat oder etwas ähnliches stattgefunden habe, in der ‚Norddeutschen Allgemeinen Zeitung' sowie in der Erklärung des Herrn von Stumm angezweifelt hat.

Der Herr Abgeordnete Cohn hat gegen dieses Dementi ins Feld geführt, zu jener Zeit sei der Erzherzog Friedrich und außerdem der General von Hötzendorff nach Ausweis der Fremdenlisten in Berlin gewesen, und doch wohl nicht zum Vergnügen. Zu diesem Punkte darf ich feststellen,

daß die beiden Herren damals nicht in Berlin waren. Es ist mir gesagt worden, durch die Zeitungen sei eine solche Notiz gegangen, sie sei aber dementiert worden. Ich habe nun bei der Fremdenpolizei Erkundigungen eingezogen, und es hat sich ergeben, daß auch nach den Fremdenanmeldungen bei der Polizei die Herren nicht in Berlin waren. Eine Berufung auf die Fremdenlisten scheidet also aus.

Weiterhin hat sich der Herr Abgeordnete Dr. Cohn auf das Protokoll, das dem Grafen Mensdorff zugegangen sein soll, bezogen. Ich habe den Erklärungen, die Herr von Stumm in dieser Beziehung abgegeben hat, nichts hinzuzufügen.

Drittens hat der Herr Abgeordnete Dr. Cohn behauptet, es sei am Tage nach diesem angeblichen Kronrat, also am 6. Juli 1914, an die Festung Straßburg ein Erlaß hinausgegangen zur schleunigen Verproviantierung der Festung, und er hat dies als Indizienbeweis dafür angeführt, daß ein solcher Kronrat stattgefunden haben müsse. Diese Behauptung hat Veranlassung gegeben festzustellen, was damals an die Festung Straßburg hinsichtlich ihrer Verproviantierung hinausgegangen ist. Am 6. überhaupt nichts, wohl aber am 9. ein Erlaß auf einen Antrag, der von der Intendantur des XV. Armeekorps bezüglich der Versorgung der Festungen Straßburg und Neubreisach für den Mobilmachungsfall gestellt worden war. Dieser Erlaß lautet folgendermaßen[1]):

Armee-Verwaltungsdepartement. *Berlin, 9. Juli 1914.*

237/14 geh. B. 2.
Zu Nr. 746/14. M. II.

Geheim!

Versorgungsfrist für die Festungen Straßburg und Neubreisach.

Dem Antrag auf Hinausschiebung des kürzesten Verproviantierungstermins für die Festung Straßburg vom 11. auf den 20. und für die Festung Neubreisach vom 8. auf den 15. Mobilmachungstag wird unter den dargelegten Umständen, jedoch nur notgedrungen, vorläufig zugestimmt. Auf Verkürzung dieser Fristen ist daher unausgesetzt und mit allen zu Gebote stehenden Mitteln hinzuwirken. Zum 1. IV. 1915 ist zu berichten, ob und unter welchen inzwischen eingetretenen Umständen eine Verkürzung der Fristen zulässig ist. *I. V. Unterschrift.*

An die Königliche Intendantur des XV. Armeekorps.

(Heiterkeit.)

Also, meine Herren, der Erlaß, der in bezug auf die Verproviantierung hinausgegangen ist, hat die Verproviantierungsfrist für den Mobilmachungsfall ausgedehnt, ein Erlaß, der vollständig unmöglich gewesen wäre, wenn der angebliche Kronrat, der in der Phantasie des Herrn Abgeordneten Dr. Cohn und leider auch anderer Leute eine so große Rolle spielt, stattgefunden hätte. — Ich glaube, ein weiteres Wort der Widerlegung ist wirklich nicht nötig."

Da am Tage vorher durch Beschluß des Ausschusses die Debatte über den Potsdamer Kronrat für diese Tagung als erledigt erklärt worden war, wurde Dr. Cohn nicht mehr zum Wort verstattet. So schlossen die Verhandlungen des Hauptausschusses endgültig mit der moralischen Niederlage Dr. Cohns. Der große Schaden aber, der Deutschland im Urteil der Welt zugefügt worden war, wurde dadurch nicht behoben. Die Saat der Unabhängigen ging auf und trug tausendfältig Frucht überall da, wo die deutschfeindliche Propaganda mit ungeheuren Mitteln den Boden bearbeiten konnte.

9. Die Kronzeugen der Legende

Allmählich, Zug um Zug, war die Legende vom Potsdamer Kronrat aus dem Nichts entstanden, die Welt, so weit sie ententefreundlich war, hallte von ihr wider. Aber noch fehlte ihr ein Moment: sie entbehrte der großen Namen, die ihre Existenz schwarz auf weiß bescheinigten und die man immer zitieren konnte, um jeden Widerspruch niederzuschlagen. Auch diese noch fehlenden Kronzeugen sollten ihr erstehen.

Wieder waren es Deutsche, auf die die feindliche Propaganda sich berufen konnte: zwei deutsche Botschafter, Fürst Lichnowsky und Freiherr von Wangenheim, letzterer durch das Medium des amerikanischen Botschafters Morgenthau, und ein ehemaliger Direktor der

[1]) Der Wortlaut nach K. Helfferich, Die Vorgeschichte des Weltkrieges, Berlin 1919, S. 183.

Krupp-Werke, Wilhelm Mühlon. Dabei war das Merkwürdige, daß weder Lichnowsky noch Mühlon den Kronrat im eigentlichen Sinne bezeugten, sondern nur die angeblich zum Kriege treibende oder führende Politik der Wilhelmstraße und daß sie doch zu Kronzeugen der Legende gemacht worden sind.

Die erste Fassung Morgenthaus, von dem oben ausführlich die Rede gewesen ist[1]), erschien am 14. Oktober 1917 in der New Yorker Zeitung „World"[2]) und wurde alsbald durch den Nachrichtenapparat der Entente, Havas und Reuter, verbreitet[3]). Die große Ausgabe Morgenthaus erschien im Mai und Juni 1918[4]), und zwar gleichzeitig in Amerika in der amerikanischen Zeitschrift „Worlds Work"[5]), in England in der Zeitschrift „Land and Water"[6]) und in Frankreich in der Zeitschrift „Revue politique et parlamentaire"[7]). Der Widerhall dieser Veröffentlichung war außerordentlich stark, man kann das am besten in Frankreich erkennen. Es war Anfang Juni, und die Presse wurde so vollkommen von den militärischen Ereignissen beherrscht, daß zur Behandlung politischer Fragen wenig Raum blieb. Selbst die allgemeinen Kriegs- und Friedenserörterungen traten völlig in den Hintergrund — nur Morgenthaus Enthüllungen des Potsdamer Kronrats und damit der deutschen Kriegsschuld fanden Raum in den Spalten der Zeitungen[8]). Das größte Aufsehen erregten die „Enthüllungen" in den Vereinigten Staaten, wo sie erfolgreich zur Weckung der Kriegsbegeisterung verwendet wurden. „Wir gingen in den Krieg", sagt der amerikanische Prediger John Haynes Holmes, „weil wir uns hatten überzeugen lassen, daß die kaiserlich deutsche Regierung den Krieg durch eine wohlüberlegte militärische Verschwörung gegen die Sicherheit und Freiheit der verbündeten Völker der Welt mutwillig angezettelt habe. Die dramatische Einkleidung dafür bot die berühmte Geschichte vom Potsdamer Kronrat. Kaiser Wilhelm hatte eine Versammlung von Militärs und Diplomaten in sein Potsdamer Schloß einberufen. Da hatten sie ihren langgehegten Angriff auf Europa zusammengebraut"[9]). Glaubwürdig wird auch berichtet, daß selbst Wilson aus den Morgenthauschen Enthüllungen seine Überzeugung von dem großen Komplott Deutschlands gewonnen hätte[10]) — Beweis genug für die folgenschwere Bedeutung der Legende. Morgenthaus Darstellung ist dann Ende 1918 auch in mehreren Ausgaben erschienen[11]).

Das andere Zeugnis eines deutschen Botschafters war die obengenannte Denkschrift Lichnowskys. Im Laufe der Zeit war sie in Massen verbreitet worden, Anfang 1918 auch im Buchhandel erschienen. Ihre Bedeutung ist bereits oben eingehend gewürdigt worden[12]).

[1]) Vgl. oben S. 793. Zur sachlichen Widerlegung s. auch die Abhandlungen von H. Delbrück, „Die Kriegsschuldfrage" I, S. 22ff., und von S. B. Fay, ebd. III, S. 82ff., sowie Graf M. Montgelas, Leitfaden zur Kriegsschuldfrage, Berlin 1923, S. 170.

[2]) S. oben S. 797.

[3]) Vgl. z. B. „Leipziger Tageblatt" vom 24. Oktober 1917.

[4]) S. oben S. 798.

[5]) Mai- und Juniheft; Vol. 36, Nr. 1 und 2.

[6]) Die Kronrats-Episode in der Nummer vom 13. Juni 1918; Vol. 71, Nr. 2927.

[7]) 10. August 1918, Heft 285; tome 96, S. 169—176.

[8]) Z. B. „Temps", Nr. 20784, „Gaulois", Nr. 17841, „Figaro", Nr. 151, sämtlich 2. Juni 1918, „La Victoire" vom 29. August, Nr. 972. Die „New York Times" brachte in ihrer Ausgabe vom 5. Mai, Nr. 22042, einen Reklametext für die Artikel in „Worlds Work" mit einem Hetzbild „Die Potsdamkonferenz", das den „Geist" der Legende am reinsten widerspiegelt (s. Umschlag).

[9]) „Kriegsschuldfrage", Jahrg. 1928, S. 561.

[10]) R. de Villeneuve-Trans, A l'Ambassade de Washington, Paris 1921, S. 157.

[11]) S. oben S. 800.

[12]) S. oben S. 804. Die Bedeutung Lichnowskys für die Kronratslegende erhellt aus den Worten Simons in seiner amtlichen Schrift „The Outbreak of the War", London 1919, S. 16: „Aber der schlagendste Beweis von den kürzlich erschienenen deutschen Quellen ist der vom Fürsten Lichnowsky ..."

Hier kann es sich nur noch darum handeln, zwei Punkte der Denkschrift richtig zu stellen: das Protokoll, das Lichnowsky bei seinem österreichischen Kollegen in London gesehen haben will, hat nie bestanden[1]), und der Staatssekretär von Jagow ist nicht „bald darauf in Wien gewesen, um mit Graf Berchtold alles zu besprechen"[2]). Der Denkschrift Lichnowskys ist der traurige Ruhm zuteil geworden, in dem der Pariser Friedenskonferenz 1919 von der eingesetzten Schuldfragen-Kommission erstatteten „Rapport", der dem Artikel 231 des Versailler Vertrages zugrunde liegt, für Deutschlands Kriegsschuld zitiert zu werden[3]).

Neben der Denkschrift Lichnowskys lief um die Wende 1917/1918 „vertraulich" ein in Briefform gehaltener Aufsatz Dr. Wilhelm Mühlons um, der bis zum Kriege Mitglied des Direktoriums der Kruppwerke gewesen war. Dieser Brief, der ebenso wie die Denkschrift Lichnowskys am 16. März 1918 im Hauptausschuß des Reichstages behandelt und zurückgewiesen wurde[4]), hat folgenden Wortlaut[5]):

Das Wiener Ultimatum an Serbien

Mitte Juli 1914 hatte ich, wie des öfteren, eine Besprechung mit Dr. Helfferich, dem damaligen Direktor der Deutschen Bank in Berlin und heutigen Stellvertreter des Reichskanzlers. Die Deutsche Bank hatte eine ablehnende Haltung gegenüber einigen großen Transaktionen eingenommen (Bulgarien und Türkei), an denen die Firma Krupp aus geschäftlichen Gründen (Lieferung von Kriegsmaterial) ein lebhaftes Interesse hatte. Als einen der Gründe zur Rechtfertigung der Haltung der Deutschen Bank nannte Dr. Helfferich mir schließlich den folgenden: Die politische Lage ist sehr bedrohlich geworden. Die Deutsche Bank muß auf jeden Fall abwarten, ehe sie sich im Ausland weiter engagiert. Die Österreicher sind dieser Tage beim Kaiser gewesen. Wien wird in 8 Tagen ein sehr scharfes, ganz kurz befristetes Ultimatum an Serbien stellen, in dem Forderungen enthalten sind, wie Bestrafung einer Reihe von Offizieren, Auflösung politischer Vereine, Strafuntersuchungen in Serbien durch Beamte der Doppelmonarchie, überhaupt eine Reihe bestimmter, sofortiger Genugtuungen verlangt wird, andernfalls Österreich-Ungarn an Serbien den Krieg erklärt.

Dr. Helfferich fügte noch hinzu, daß der Kaiser mit Entschiedenheit für dieses Vorgehen Österreich-Ungarns sich ausgesprochen habe. Er habe gesagt, daß er einen österreichisch-ungarischen Konflikt mit Serbien als eine interne Angelegenheit zwischen diesen beiden Ländern betrachte, in die er keinem anderen Staat eine Einmischung erlauben werde. Wenn Rußland mobil mache, dann mache er auch mobil. Bei ihm aber bedeute Mobilmachung den sofortigen Krieg. Diesmal gäbe es kein Schwanken. Die Österreicher seien über diese entschlossene Haltung des Kaisers sehr befriedigt gewesen.

Als ich Dr. Helfferich daraufhin sagte, diese unheimliche Mitteilung mache meine ohnehin starken Befürchtungen eines Weltkrieges zur völligen Gewißheit, erwiderte er, es sehe jedenfalls so aus. Vielleicht überlegten sich aber Rußland und Frankreich die Sache doch noch anders. Den Serben gehöre entschieden eine bleibende Lektion. Dies war die erste Mitteilung, die ich erhielt über die Besprechung des Kaisers mit den Bundesgenossen. Ich kannte Dr. Helfferichs besonders vertrauensvolle Beziehungen zu den Persönlichkeiten, die eingeweiht sein mußten und die Verläßlichkeit seiner Mitteilung. Deshalb unterrichtete ich nach meiner Rückkehr von Berlin unverzüglich Herrn

---

[1]) Vgl. F. Thimme, Fürst Lichnowskys Memoirenwerk (Arch. f. Politik u. Gesch. 1928, Heft 1, S. 31); „Nordd. Allgem. Ztg." vom 18. März 1918, Nr. 144; desgl. vom 23. März, Nr. 152.

[2]) von Jagows Erklärung, „Voss. Zeitung", 24. März 1918, Nr. 153.

[3]) Vgl. unten den 10. Abschnitt.

[4]) Vgl. „Nordd. Allgem. Zeitung" vom 19. März 1918, Nr. 144.

[5]) Veröffentlicht „Berliner Tageblatt" vom 21. März 1918, Nr. 147; wieder abgedruckt „Die Freie Zeitung" (Bern), 27. März 1918; ferner als Anhang zu der bei O. Füßli 1918 in Zürich erschienenen Ausgabe Lichnowskys, Meine Londoner Mission, sowie in The Disclosures from Germany, New York 1918, S. 190ff. Ein deutsches Dementi erschien im „Tag" vom 23. März 1918, Nr. 151/70, Mühlons Erwiderung im „Journal de Genève" vom 2. Mai, Nr. 121, „Die Freie Zeitung" (Bern) vom 15. Mai, Nr. 39, abgedruckt The Disclosures, S. 204. Ähnliches wie in seinem oben wiedergegebenen Briefe bringt Mühlon in seinem Buche „Die Verheerung Europas, Aufzeichnungen aus den ersten Kriegsmonaten", Zürich 1918, S. 9/10.

Krupp von Bohlen und Halbach, dessen Direktorium in Essen ich damals als Mitglied angehörte. Dr. Helfferich hatte mir dies übrigens ausdrücklich erlaubt. (Es bestand damals die Absicht, ihn in den Aufsichtsrat der Firma Krupp aufzunehmen.) Von Bohlen schien betroffen, daß Dr. Helfferich im Besitz solcher Kenntnisse war, machte eine abfällige Bemerkung, daß die Leute von der Regierung doch nie ganz den Mund halten könnten, und eröffnete mir alsdann folgendes: Er sei selbst beim Kaiser dieser Tage gewesen, der Kaiser habe auch zu ihm von dieser Besprechung mit den Österreichern und deren Ergebnis gesprochen, jedoch die Sache als so geheim bezeichnet, daß er nicht einmal gewagt haben würde, seinem Direktorium davon Mitteilung zu machen. Da ich aber einmal Bescheid wisse, könne er mir sagen, die Angaben Helfferichs seien richtig. Dieser scheine freilich noch mehr Details zu wissen, als er, Bohlen, selbst. Die Lage sei in der Tat sehr ernst. Der Kaiser habe ihm persönlich erklärt, er werde sofort den Krieg erklären, wenn Rußland mobil mache. Diesmal werde man sehen, daß er nicht umfalle. Die wiederholte kaiserliche Betonung, in diesem Falle werde ihm kein Mensch wieder Unschlüssigkeit vorwerfen können, habe sogar fast komisch gewirkt.

Genau an dem mir von Helfferich bezeichneten Tage erschien dann auch das Ultimatum Wiens an Serbien. Ich war zu dieser Zeit wieder in Berlin und äußerte mich gegenüber Helfferich, daß mich Ton und Inhalt des Ultimatums geradezu ungeheuerlich fände. Dr. Helfferich aber meinte, das klinge nur in der deutschen Übersetzung so. Er habe das Ultimatum in französischer Sprache zu sehen bekommen, und da könne man es keineswegs als übertrieben empfinden. Bei dieser Gelegenheit sagte mir Helfferich auch, daß der Kaiser nur des Scheins wegen auf die Nordlandreise gegangen sei, ihr keineswegs die übliche Ausdehnung gegeben habe, sondern sich in jederzeit erreichbarer Nähe und in ständiger Verbindung halte. Nur müsse man eben sehen, was komme. Hoffentlich handelten die Österreicher, die auf eine Annahme des Ultimatums natürlich nicht rechneten, rasch, bevor die anderen Mächte Zeit fänden, sich hineinzumischen. Die Deutsche Bank habe ihre Vorkehrungen schon getroffen, daß sie auf alle Eventualitäten gerüstet sei. So habe sie das einlaufende Gold nicht mehr in den Verkehr zurückgegeben. Das lasse sich ganz unauffällig einrichten und mache Tag für Tag schon sehr bedeutende Beträge aus.

Alsbald nach dem Wiener Ultimatum an Serbien gab die deutsche Regierung Erklärungen dahin ab, daß Österreich-Ungarn auf eigene Faust gehandelt habe ohne Vorwissen Deutschlands. Bei dem Versuch, diese Erklärungen mit den oben genannten Vorgängen überhaupt vereinigen zu wollen, blieb nur etwa die Lösung, daß der Kaiser sich schon festgelegt hatte, ohne seine Regierung mitwirken zu lassen, und daß bei der Besprechung mit den Österreichern deutscherseits davon abgesehen wurde, den Wortlaut des Ultimatums zu vereinbaren. Denn daß der Inhalt des Ultimatums in Deutschland ziemlich genau bekannt war, habe ich oben gezeigt.

Herr Krupp von Bohlen, mit dem ich über diese wenigstens der Wirkung nach lügnerischen deutschen Erklärungen sprach, war davon gleichfalls wenig erbaut, weil in einer so schwerwiegenden Angelegenheit Deutschland doch keine Blankovollmacht an einen Staat wie Österreich hätte ausstellen dürfen und es Pflicht der leitenden Staatsmänner gewesen wäre, sowohl vom Kaiser wie von den Bundesgenossen zu verlangen, daß die österreichischen Forderungen und das Ultimatum an Serbien auf das eingehendste diskutiert und festgelegt werden und gleichzeitig die genaue Programm des weiteren Vorgehens überhaupt. Gleichviel auf welchem Standpunkt man stehe, man dürfe sich doch nicht den Österreichern in die Hände geben, sich nicht Eventualitäten aussetzen, die man nicht vorher berechnet habe, sondern hätte an seine Verpflichtungen entsprechende Bedingungen knüpfen müssen. Kurz, Herr von Bohlen hielt die deutsche Ableugnung eines Vorwissens, falls in ihr eine Spur von Wahrheit stecke, für einen Verstoß gegen die Anfangsgründe diplomatischer Staatskunst und stellte mir in Aussicht, er werde mit Herrn von Jagow, dem damaligen Staatssekretär des Auswärtigen Amts, der ein besonderer Freund von ihm war, in diesem Sinne reden. Als Ergebnis dieser Besprechung teilte mir Herr von Bohlen folgendes mit: Herr von Jagow sei ihm gegenüber fest dabei geblieben, daß er an dem Wortlaut des österreichisch-ungarischen Ultimatums nicht mitgewirkt habe, und daß eine solche Forderung von Deutschland überhaupt nicht erhoben worden sei. Auf den Einwand, das sei doch unbegreiflich, habe Herr von Jagow erwidert, daß er als Diplomat natürlich auch daran gedacht habe, ein solches Verlangen zu stellen. Der Kaiser habe sich aber in dem Zeitpunkt, in dem Herr von Jagow mit der Angelegenheit befaßt und hinzugezogen wurde, schon so festgelegt gehabt, daß es für ein Vorgehen nach diplomatischem Brauch schon zu spät und nichts mehr zu machen gewesen sei. Die Situation sei so gewesen, daß man mit Verklausulierungen gar nicht mehr habe kommen können. Schließlich habe er, Jagow, sich gedacht, die Unterlassung würde auch ein Gutes haben, nämlich den guten Eindruck, den man in Petersburg und Paris

deutscherseits mit der Erklärung machen könne, daß man an dem Wiener Ultimatum nicht mitgearbeitet habe."

Auch dieser von der Entente-Propaganda verbreiteten Denkschrift Mühlons[1]) ist die Ehre widerfahren, in dem berüchtigten „Rapport" als Beleg für Deutschlands Kriegsschuld zu figurieren[2]).

10. Die Rolle der Legende im Kampf um den Frieden

Die einzige Unterlage des im Versailler Vertrag, Artikel 231 über die Kriegsschuld Deutschlands zum Ausdruck gebrachten Urteils der Alliierten bildet der sog. „Rapport". Man versteht darunter den Bericht einer am 25. Januar 1919 von der Vorfriedenskonferenz in Paris eingesetzten Kommission für „die Feststellung der Verantwortlichkeit der Urheber und die aufzuerlegende Sühne". Der am 29. März 1919 erstattete Bericht mit dem Schuldverdikt über die Mittelmächte ist „das wissenschaftliche Postament, auf dem in Versailles vor aller Welt der Friedensvertrag aufgebaut worden ist"[3]). Da der „Rapport" auch den Potsdamer Kronrat als Beweis für Deutschlands Kriegsschuld heranzieht, ist Grund genug vorhanden, die betreffende Stelle wörtlich anzuführen[4]):

„Nach einer in Potsdam am 5. Juli 1914 stattgefundenen ‚entscheidenden Beratung'[5]) faßten Wien und Berlin folgenden Plan: ‚Wien wird an Belgrad ein sehr energisches, kurzfristiges Ultimatum richten'"[6]).

‚Es ist offensichtlich', schreibt einige Tage später der bayerische Gesandte von Lerchenfeld in einem Bericht an seine Regierung, ‚daß Serbien nicht in Forderungen einwilligen kann, die unvereinbar mit der Würde eines unabhängigen Staates sind'[7]). In diesem Bericht vom 18. Juli 1914, dessen Inhalt niemals offiziell dementiert wurde, offenbart Graf Lerchenfeld, daß von diesem Zeitpunkt ab das Ultimatum an Serbien gemeinsam zwischen den Berliner und Wiener Regierungen beschlossen war, daß letztere für dessen Überreichung die Abreise des Präsidenten Poincaré und des Herrn Viviani nach Petersburg abwarten würden und daß man sich weder in Berlin noch in Wien Illusionen über die Folgen hingab, zu denen dieser drohende Schritt führen würde. Man war vollkommen davon überzeugt, daß der Krieg daraus hervorgehen würde.

Der bayerische Bevollmächtigte erklärte überdies, daß die einzige Befürchtung der Berliner Regierung darin bestehe, daß Österreich-Ungarn im letzten Augenblick zögern und zurückgehen und daß anderseits Serbien auf die Ratschläge Englands und Frankreichs hin dem auf ihn ausgeübten Druck nachgeben würde. ‚Nun erachtet aber die Berliner Regierung den Krieg für notwendig'. Deshalb erteilt sie dem Grafen Berchtold unbeschränkte Vollmacht und beauftragt den Ballplatz schon am 18. Juli 1914, mit Bulgarien zu unterhandeln, um es in ein Bündnis und in den Krieg hineinzuziehen.

Um dieses Einverständnis zu verbergen, hatte man abgemacht, daß der Kaiser eine Fahrt auf der Nordsee unternehmen und der preußische Kriegsminister in Urlaub gehen würde. Auf diese Weise war die kaiserliche Regierung in der Lage, zu behaupten, daß sie von den Ereignissen vollkommen überrascht worden sei."

---

[1]) Noch kurze Zeit vor seinem Tode, am 22. Oktober 1918, mußte der ungarische Ministerpräsident Graf Tisza im ungarischen Abgeordnetenhause öffentlich gegen die Mühlonsche Version auftreten, die Graf Karolyi in der Delegation sich zu eigen gemacht hatte. Vgl. „Neue Zürcher Zeitung" vom 24. Oktober 1918, Nr. 1414, „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" vom 1. November 1918, Nr. 560.

[2]) Für die Einschätzung Mühlons vgl. auch den Aufsatz A. v. Wegerers, „Die Kriegsschuldfrage" 1927, S. 1102.

[3]) Februarheft 1922 der S. M. „Auswärtige Politik Kurt Eisners und der Bayerischen Revolution", S. 272 ff.; A. v. Wegerer, Die Widerlegung der Versailler Kriegsschuldthese, „Die Kriegsschuldfrage", Berlin 1928, S. 2 u. 3.

[4]) Rapport S. 6. Übersetzung nach dem Deutschen Weißbuch über die Schuld am Kriege, Berlin 1927, S. 37.

[5]) Denkschrift Lichnowskys. (Anmerkung des „Rapport".)

[6]) Denkschrift Dr. Mühlons. (Ebenso.)

[7]) Bericht vom 18. Juli 1914. (Ebenso.)

Die Ausführungen des ersten Teils dieser Abhandlung haben gezeigt, daß von dem imatum am 5. Juli noch nicht, wie Mühlon angibt, die Rede gewesen ist. Ebenso ist gehend dargelegt worden, daß die Nordlandreise des Kaisers seit langem auf den 6. Juli gesetzt war[1]). Desgleichen entspricht es nicht den Tatsachen, daß der Urlaub des Kriegs- isters in einem ursächlichen Zusammenhange mit der „entscheidenden Beratung" vom uli gestanden hätte; vielmehr hatte General von Falkenhayn seinen Urlaub bereits am uli, also drei Tage vorher, erbeten[2]). Zu den weiteren Ausführungen des Rapports r den angeblichen Bericht des Gesandten Graf Lerchenfeld[3]) — in Wahrheit des Le- ionsrats von Schoen — ist an dieser Stelle nicht Stellung zu nehmen[4]). Aber auch diese e Gegenüberstellung einiger erwiesener Tatsachen mit den Behauptungen des Rapports t unzweideutig, auf wie schwacher Grundlage dieser und damit der Schuldspruch von sailles aufgebaut ist.

uf deutscher Seite suchte man der für die Friedensverhandlungen drohenden Gefahr zu egnen, indem man am 16. Mai das am 5. Juli 1914 überreichte Handschreiben Kaiser nz Josephs sowie das Handschreiben Kaiser Wilhelms aus Balholm vom 14. Juli ver- ntlichte, dazu das Telegramm des Reichskanzlers vom 6. Juli an den deutschen Bot- fter in Wien[5]). Am 28. Mai wurde der Entente die sog. „Professorendenkschrift"[6]) Erwiderung auf den Rapport überreicht. Darin war auch Material zusammengestellt, die Kronratslegende zu widerlegen[7]): die drei oben genannten Schriftstücke, ferner das norandum der österreichisch-ungarischen Regierung sowie die (von Oman übernom- en) Äußerungen des Berliner englischen Geschäftsträgers[8]) und des Wiener englischen schafters über den Kronrat aus dem Jahre 1917. Mit Recht durfte die Denkschrift das it ziehen: „Ein Kronrat hat am 5. Juli nicht stattgefunden"[9]).

ie Antwort auf die Professorendenkschrift und sämtliche anderen Gegenschriften der schen Friedensdelegation erteilten das Ultimatum und die Mantelnote vom 16. Juli[10]).

11. Kautskys dokumentarischer „Beweis" und seine Widerlegung

heoretisch könnte nichts mehr erdacht werden, was zugunsten der Legende hätte erfolgen können. Würde es sich um ein tatsächlich geschehenes Ereignis handeln, so würde man den Beweis aus den deutschen Archiven erwarten dürfen; da wir es aber nachge- enermaßen mit einer Fabel zu tun haben, so steht diese Frage eigentlich außerhalb der terung. Und doch ist es geschehen, daß die Legende zu allem anderen auch noch aus den schen Archiven „bewiesen" worden ist.

---

[1] S. oben S. 783.

[2] Deutsches Weißbuch über die Schuld am Kriege, S. 64.

[3] Vgl. den Aufsatz K. A. v. Müllers „Neue Urkunden" im Juliheft 1921 der S. M. „Der große ug", das Maiheft 1922 „Die Kriegsschuldlüge vor Gericht"; außerdem die schon genannten ffentlichungen von Pius Dirr: Februarheft 1922 der S. M. „Auswärtige Politik Kurt Eisners ber Bayerischen Revolution" und „Bayerische Dokumente".

[4] Dies ist geschehen in dem erwähnten Aufsatz Wegerers, die Widerlegung usw. S. 15ff.

[5] In der Zeitschrift „Deutsche Politik", Nr. 20 vom 16. Mai 1919.

[6] Deutsches Weißbuch, S. 63ff. Verfaßt von den Universitätsprofessoren Hans Delbrück, delssohn-Bartholdy und Max Weber sowie dem Generalleutnant a. D. Graf Max Montgelas.

[7] Deutsches Weißbuch, S. 78ff.

[8] S. oben S. 792.

[9] Deutsches Weißbuch, S. 64.

[10] In diesem Zusammenhange sei darauf hingewiesen, daß auch der von Professor Bourgeois ßte, dem französischen Senat am 18. Oktober 1919 vorgelegte Bericht über die Kriegsschuld- ausführlich den Kronrat im Sinne der Legende behandelt. Vgl. Annex au procès verbal de ance du 18 octobre 1919, bes. S. 75ff., 78, 88ff., 113ff.

Im November 1918 hatte der sozialistische Schriftsteller Karl Kautsky sich von der Volk regierung den Auftrag geben lassen, die auf die Vorgeschichte des Weltkrieges bezügliche Akten des Auswärtigen Amtes zu sammeln und herauszugeben. Die bei seiner amtliche Arbeit gewonnenen Kenntnisse benutzte Kautsky für die Abfassung einer Broschüre: „W der Weltkrieg entstand"[1]). Diese, eine Tendenzschrift schlimmster Art, in der alle Schu am Kriege Deutschland zugeschoben und besonders der Kaiser verunglimpft wurde, erschie noch vor der Veröffentlichung der Dokumente im November 1919, nicht nur deutsch, sonder gleichzeitig in allen anderen Kultursprachen. Über den 5. Juli handelte ein besonder Kapitel, und dieses Kapitel nannte Kautsky: — „Die Verschwörung von Potsdam"! Unt besonderer Ausbeutung einer im Anschluß an die „Times"-Veröffentlichung erfolgte Aktenaufzeichnung des damaligen Unterstaatssekretärs v. d. Bussche vom 30. Augu 1917[2]) kam Kautsky zu Darlegungen, die in den folgenden Sätzen gipfelten[3]): „Damit i das Dunkel noch nicht völlig erhellt, das über den ‚Potsdamer vereinzelten Besprechunge liegt. Sicher waren sie kein Kronrat zu nennen. Wilhelm entschied vielmehr allem A schein nach selbständig in dieser Schicksalsstunde. Was sich daran anschloß, könnte man eh als Kriegsrat bezeichnen. Man kann ihn auch eine Verschwörung nennen, zum mi besten gegen Serbien und Rußland, wenn nicht gegen den Frieden der Welt."

Das nächste Kapitel fährt in dem gleichen Tone fort; es benennt sich „Die Verschwör an der Arbeit". Hiermit war also das theoretisch Unvorstellbare geschehen: aus dem Archi des Auswärtigen Amtes war anscheinend durch den von der deutschen Regierung Beau tragten der Beweis für die angebliche Potsdamer Verschwörung erbracht worden!

Die Wirkung im feindlichen Ausland war überwältigend.

Den Wortführer machte in England wieder wie seinerzeit im Juli 1917 die „Times" die die kräftigste Posaune für die „Hang the Kaiser"-Parole Lloyd Georges blies[4]). A 29. November 1919 (Nr. 42270) brachte sie unter der Überschrift „Die Potsdamer Krieg verschwörung" einen neun Spalten umfassenden Auszug aus Kautskys Buch. Gleich zeitig brachte der „Nieuwe Rotterdamsche Courant" (ebenfalls 29. November, Beilag zu Nr. 330) einen nicht weniger als 24 Seiten umfassenden Auszug, dazu entsprechend Kommentare. Und wieder einmal machte der Kronrat seine Wanderung durch alle Zei tungen der Welt.

Von diesem steilsten Höhepunkt, den die Legende vom Potsdamer Kronrat erklomme hatte, sollte sie aber bald herabgestürzt werden. Der Gegenschlag, mit dem die deutsch Regierung ihrer Wiederauflebung begegnete, hat ihr endgültig das Lebenslicht ausgeblasen

Da Kautsky die Aufzeichnung des Unterstaatssekretärs Freiherrn v. d. Bussche vom 30. August 1917 zur Aufnahme in die Aktenausgabe bestimmt hatte, so hielten sich die Herausgeber Graf Max Montgelas und Professor Walter Schücking für verpflichtet dem Zusammenhang dieser Aufzeichnung nachzugehen. Das Auswärtige Amt ließ daher Nachforschungen bei allen in Betracht kommenden Stellen und Personen pflegen und zu den Akten des Auswärtigen Amtes nehmen, um sie in einem Anhang zu den Vorbemerkungen der „Deutschen Dokumente zum Kriegsausbruch" (S. XVIII—XXI) zu veröffentlichen. Die eingegangenen Berichte zeigten deutlich den geschichtlichen Hergang auf, so wie er im ersten Teil dieser Abhandlung dargestellt worden ist: informatorische Einzelbesprechungen, keine beschlußfassende Konferenz. Noch bevor die Dokumente ausgegeben wurden, erschien nun das Buch Kautskys mit seinen Kronratsanklagen. Zu ihrer Wider-

[1]) Verlag Paul Cassirer, Berlin 1919. Vgl. auch K. Kautsky, Delbrück und Wilhelm II., ein Nachwort zu meinem Kriegsbuch, Berlin 1920, S. 35—37; Graf M. Montgelas, Glossen zum Kautsky-Buch, Charlottenburg 1920, S. 15.

[2]) Kautsky, a. a. O., S. 49; jetzt DD Anhang VIII, vgl. auch DD S. XVIII und XIX.

[3]) Kautsky, a. a. O., S. 50.

[4]) Vgl. für diese Zusammenhänge E. D. Morel, The Art of Manufacturing Public Opinion; Foreign Affairs, London, Januar 1920.

ung veröffentlichte die Deutsche Regierung am nächsten Tage die Ergebnisse ihrer Nach-schungen in einer zur Verbreitung in der Presse geeigneten Form[1]).

Eine Ergänzung fand diese Veröffentlichung nicht viel später in denen des Parlamenta-chen Untersuchungsausschusses. Der von der Nationalversammlung auf Grund der Ver-sung vom 21. August 1919 eingesetzte Parlamentarische Untersuchungsausschuß hatte nen ersten Unterausschuß mit der Untersuchung der Vorgeschichte des Weltkrieges be-ut[2]). Dieser hatte zur Ergänzung der deutschen Vorkriegsakten eine schriftliche Umfrage den hauptbeteiligten deutschen Staatsmännern beschlossen, der als 2. Punkt folgender weisbeschluß zugrunde lag: „Es ist festzustellen, welche politischen und militärischen Ver-ndlungen am 5. bzw. 6. Juli in Berlin oder Potsdam stattgefunden haben." Die ein-angenen Antworten, die mit den Ermittlungen des Auswärtigen Amtes eine wertvolle elle zur Geschichte des 5. und 6. Juli bilden, wurden im März 1920 veröffentlicht[3]). e haben in wirkungsvoller Weise dazu beigetragen, einer der grandiosesten und verhäng-vollsten Legendenbildungen der Weltgeschichte zum Ende zu verhelfen.

Aus Zeit und Geschichte

Der Wegweiser durch die deutsche Aktenpublikation

Das große Aktenwerk ist beendet, der letzte Band des Wegweisers ihm in verhältnis-mäßig kurzem Abstande gefolgt, eine ungeheuere Arbeit bewältigt." Mit diesen Worten sinnt die Schlußbemerkung im letzten Bande des Wegweisers von Oberst Bernhard hwertfeger, dem Herausgeber der Belgischen Dokumente und bekannten Vorkämpfer er Kriegsschuldfrage[4]). Wer mit der Veröffentlichung geschichtlicher Quellensammlungen t einigermaßen vertraut ist, kann sich kaum vorstellen, was es bedeutet, in fünf Jahren ungeheuer ausgedehntes Aktenmaterial zu durchforschen und das Wichtigste in 53 Bän-nach wissenschaftlicher Methode zu veröffentlichen, wie es Dr. Thimme und seine Mit-eiter getan haben. Ebensowenig ist es einem Nichtsachverständigen möglich, sich ganz in Umfang der Leistung Schwertfegers einzudenken, der fast in der gleichen Zeit aus den en ein achtbändiges Kompendium zusammengestellt hat. Für beide Leistungen ge-rt den Bearbeitern der Dank der Wahrheitsfreunde.

Der Wegweiser ist ein unentbehrliches Ergänzungswerk zu den Akten geworden. Zu-ist wegen der beiden Tabellen aller Dokumente, welche die Aktensammlung enthält: die ist ein Verzeichnis der Aktenstücke jedes Bandes, nach Absendern und Empfängern, ie nach Daten geordnet; die andere bringt synchronistische Zusammenstellungen aller kumente, nach den acht Serien der ganzen Sammlung geordnet.

Jeder Benutzer der Akten weiß, daß es ungemein schwierig ist, sich in diesem nach sach-en Gesichtsgruppen gruppierten Werk zurecht zu finden, wenn man irgendwelche Doku-

[1]) „Deutsche Allgemeine Zeitung" vom 30. November 1919, Nr. 589.

[2]) Drucksache Nr. 1887 der Deutschen Nationalversammlung vom 14. Oktober 1919, S. 5.

[3]) 1. Beilage zu den Stenographischen Berichten über die öffentlichen Verhandlungen des Unter-ungsausschusses, 1. Unterausschuß: Zur Vorgeschichte des Weltkrieges. Die betr. Antworten im ersten Teil dieser Abhandlung ausgewertet worden.

[4]) Die diplomatischen Akten des Auswärtigen Amtes 1871—1914. Ein Wegweiser durch das e Aktenwerk der deutschen Regierung. Von Bernhard Schwertfeger. (Deutsche Verlagsgesell-t für Politik und Geschichte. 1923—1927).

mente der chronologischen Reihenfolge nach braucht. Besonders gilt dies von den letzte Bänden. Die Aktensammlung selber hat bisher nur ein Namensregister. Dieser Mang wird durch die beiden Tabellen ausgeglichen, und dadurch ist ein unlösbares Band zwische Akten und Wegweiser gelegt. Man wird es dankenswert finden, daß Schwertfeg noch ein auf drei Bände veranschlagtes Sachregister plant, und man darf erwarten, da es seiner großen Arbeitskraft gelingen wird, auch dieses in kurzem zu veröffentlichen. Dan erst wird wirklich die wissenschaftliche Benutzung der gewaltigen Geschichtsquelle, die di Akten bilden, im vollen Umfang möglich sein.

Für deutsche Benutzer hat der Verfasser des Wegweisers eine deutsche Übersetzung de fremdsprachigen Dokumente in einem Anhang zu jedem Bande beigefügt. Doch hat e wegen der übergroßen Masse dieser Dokumente, in den letzten Bänden des Aktenwerke sich mit einer Auswahl begnügen müssen. Im ersten Bande sind auch noch die Berich der französischen Botschafter zu Berlin, des Grafen de St. Vallier und des Barons de Cour aus den Jahren 1879—1885 nach der deutschen Ausgabe des Buches von E. Bourgeoi und G. Pagès „Les origines et les responsabilités de la grande guerre" beigegeben. Ma kann darüber streiten, ob es einer solchen Übersetzung bedarf. Gewiß wird der gewöhn liche Benutzer einer Geschichtsquelle, wie sie hier vorliegt, lieber zum Originaltext greifen

Die Hauptsache an dem Wegweiser bleibt selbstverständlich das Kompendium der Akte Es ist mit großer Sachkenntnis und Genauigkeit zusammengestellt. Jeder Band umfa eine Serie der Akten und hat einen eigenen Titel. Diese Titel sind gut gewählt: Die Bis marck-Zeit, Der neue Kurs, Die Politik der freien Hand, Die Isolierung der Mittelmächt (2 Teile), Weltpolitische Komplikationen (2 Teile), Europa vor der Katastrophe. Hier ha man in kurzen Strichen die Etappen der deutschen Politik von 1870 bis 1914, die ab 189 zur Katastrophe geführt hat.

Die Einrichtung des Kompendiums ist nicht überall dieselbe. Es wäre unmöglich, in eine Arbeit dieser Art dieselbe Methode festzuhalten. In den ersten Bänden wird jedes Dokume sei es noch so kurz, erwähnt, in den letzten Bänden zwingt die Überfülle des Materials zu Zusammenfassung oder zur Fortlassung von Dokumenten. Damit hängt auch die Tenden zusammen, Momente, die für die deutsche Politik von großer Bedeutung sind, mehr i den Vordergrund zu stellen als belangloßere. Natürlich liegt hierin eine Gefahr, weil es de persönlichen Einsicht überlassen wird zu entscheiden, was wichtig ist und was nicht. Im allgemeinen hat der Verfasser meiner Überzeugung nach die richtige Wahl getroffen Bisweilen kommen einem aber doch gewisse Zweifel. Ich frage mich z. B., ob es sich nich empfohlen hätte, die deutsche Politik gegenüber Österreich während der Balkankrieg deutlicher hervorzuheben. Sie ist für die Beurteilung der Sachlage vom Juli 1914 unge mein wichtig und gerade in ihrer Sprunghaftigkeit auch typisch. Ende 1912 stellt sie sic hinter Österreich, Anfang 1913 ermahnt sie Österreich zu größter Vorsicht und weiger sich im August sogar sie zu unterstützen; dann tritt im Oktober 1913 ein neues Schwanke ein, und auch im Juli 1914 stellt Deutschland sich hinter die Monarchie. Die erste und dritt Phase werden deutlich hervorgehoben (Bd. VII, S. 175 und Bd. VIII, S. 109); die zweit Phase dagegen (Bd. VIII, S. 24—25 und S. 82) lernt man in ihrem Unterschiede zu ersten und dritten Phase nicht so gut beurteilen.

Gewöhnlich leitet der Herausgeber die einzelnen Kapitel mit eigenen Worten ein. Dies Übersichten werden für manchen Benutzer angenehm sein; eigentlich fallen sie jedoch au dem Rahmen des Wegweisers heraus, besonders wenn sie zu Werturteilen führen, was naturgemäß mehrfach der Fall ist; auch bei der Analyse gewisser Dokumente werden Wert urteile nicht immer zurückgehalten. Man liest z. B. Bd. VIII, S. 33: „Für die Frage der Schuld am Kriege hat ein Schreiben des Generals v. Moltke an den General Conra v. Hötzendorf vom 11. Februar 1913 hervorragende Bedeutung." Band VI, S. 150 „Am 7. Februar lag in Berlin bereits die Meldung vor, daß die französische Regierung ihre Zustimmung zu dem Entwurfe gebe; Kaiser Wilhelm II. äußerte sich hierüber sehr erfreut

ır es doch stets sein Hauptwunsch gewesen, mit Frankreich zu vertrauensvollen Be-
hungen zu gelangen." Der letzte Satz steht im Dokument S. 487, das hier analysiert
d, gar nicht; er ist ein Zusatz des Herausgebers! Ebenso Bd. II, S. 5: „Bei der Nicht-
euerung des Rückversicherungsvertrages ist offenbar der Vortragende Rat v. Holstein
treibende Kraft gewesen". Dem mag so sein, aber im Dokument 1369 steht das nicht.
m vergleiche noch Bd. I, S. 172 (eine Parallele zwischen 1888 und 1914) und S. 155 (ein
eil über die Politik Italiens).

Bisweilen werden auch Mitteilungen aus anderen Werken in den Text eingeschoben:
3. das Schlußurteil des Aufsatzes des Professors Philipp Zorn „Zur Geschichte der ersten
ıger Friedenskonferenz" (Bd. III, S. 105), eine Beurteilung des Barons Ahrenthal
Friedjungs „Zeitalter des Imperialismus" (Bd. VI, S. 5). Mehrfach werden die bei-
hen Dokumente zur weiteren Erörterung eines Problems zitiert (z. B. Bd. IV, S. 55,
ßnote über die englisch-belgischen Besprechungen vom Frühjahr 1906).

ein fachmännisch muß man diese Ausführungen bedauern, besonders weil sie nicht
nmäßig, sondern zufälligerweise, nach dem Einfall des Verfassers angebracht sind.
haben zur Folge, daß der Wegweiser nicht allein ein sachliches Kompendium der Akten,
dern noch etwas mehr geworden ist, das ihm ein doppeltes Gesicht gibt, ohne allerdings
en Wert zu verringern.

Schwertfeger hat sich über den Zweck seiner Arbeit deutlich ausgesprochen. Am allerdeut-
lichsten in der Einführung zum letzten Bande: „Bei der großen Aktenpublikation, die wir
Erschütterung des Fehlspruches von Versailles benutzen wollen, kam es meines Erachtens
rster Linie darauf an, möglichst schnell und möglichst zuverlässig einen Zugang zu den
n selbst zu haben", und: „Nunmehr liegen die Akten des Auswärtigen Amtes geschlossen
Der Weltkrieg der Dokumente hat begonnen. Deutschland besitzt schon jetzt den
teil einer nach jeder Richtung hin überragenden und unangreifbaren Kampfstellung."
ier ist also die eigentliche Triebfeder. Aber nicht die einzige! Auch deswegen hat Schwert-
r seine mühevolle Arbeit unternommen, weil sie ihm Gelegenheit gegeben hat, dem
tschen Volke, dem es nach häufiger Klage an politischem Sinne fehle, ein Hilfsmittel
inem pragmatischen Lehrbuche politischen Denkens und Wollens zu bieten. Es ist dabei
ches einzuwenden. Man kann dem Verfasser ohne weiteres zustimmen, daß die Öff-
g der deutschen Geheimarchive eine Tat bedeutet, die auf die Kulturwelt nicht ohne
kung bleiben konnte. Sie hat schon andere Staaten zur Nachfolge gezwungen, so daß
inigen Jahren wohl alle Staaten, die im Weltkrieg eine hervorragende Rolle gespielt
n, den wichtigsten Teil ihres Vorkriegs-Quellenmaterials veröffentlicht haben werden.
ist für die Geschichtswissenschaft an sich eine Tat höchster Bedeutung. Aber Schwert-
r überschätzt die Bedeutung einer wissenschaftlichen Quellensammlung, wenn er der
nung ist, daß sie dem deutschen Volke in kurzer Zeit ein politisches Erziehungs-
el werden oder den Schuldspruch von Versailles vernichten könnte. An die
utzung der Akten oder des Wegweisers durch ein größeres Publikum ist nicht zu denken.
Lektüre historischer Quellen erfordert eine Anstrengung und eine Vorbildung, die nur
wenigen Personen vorausgesetzt werden darf. Deshalb können sie nur mittelbar und
längerem Wege ihren Einfluß zur Geltung bringen und deshalb wird ihr Nutzen, wie
er sein mag, doch immer beschränkt bleiben. Der Schuldspruch von Versailles hat
politische Bedeutung, ist auf politischem Wege zustande gekommen und kein wissen-
tlicher Historiker wird diesem Spruch oder dem Berichte der Sachverständigenkom-
on von Paris wissenschaftlichen Wert beimessen. Das Urteil der Kommission stand
tverständlich von vornherein fest: es war für sie unmöglich zu einem anderen Urteile
ommen als: „Die Zentralmächte sind schuldig". Was aber auf politischem Wege in
m Friedensvertrag festgelegt worden ist, kann nur auf politischem Weg geändert
den. Die Historiker dürfen hierbei allein Hilfsdienste leisten, insoweit sie die Stimmung
flussen, aus welcher die politischen Handlungen kommen. Dazu brauchen sie an erster

Stelle die Quellenveröffentlichungen und sie werden es begrüßen, wenn ihnen die Benutzung durch einen Wegweiser wie den Schwertfegers erleichtert wird. Ich muß diese Sachlage deutlich betonen, weil ich mehrfach in der Lage gewesen bin zu bemerken, daß man sich in Deutschland über die Bedeutung der Veröffentlichung des Aktenmaterials übertriebene Vorstellungen gemacht hat, was zu Enttäuschung führen muß, bisweilen schon geführt hat.

Und es liegt noch eine andere Gefahr vor, die ich erwähnen muß. Man begegnet vielfach der Meinung, daß die Veröffentlichung des Aktenmaterials auch schon die Feststellung der Unschuld Deutschlands an der Entstehung des Weltkrieges begründet hat. Das ist falsch, und ich darf diese Bemerkung um so eher machen, weil ich persönlich niemals an Deutschlands Schuld geglaubt habe, auch nicht während des Krieges. Eine Quellensammlung an sich beweist natürlich nichts. Sie bringt das Material, womit sich ein Historiker oder ein anderer Sachverständiger seine Vorstellung von einer bestimmten Periode oder einer einzelnen Begebenheit usw. bilden kann: eine so entstandene Vorstellung kann weiter, ohne tendenziös zu sein, etwas beweisen. Meiner Meinung nach darf man mit vollem Recht sagen: Nach der Quellensammlung des Auswärtigen Amtes, und ebenso nach dem Wegweiser ist es unmöglich, mit den Methoden der wissenschaftlichen Forschung die Vorstellung zu bilden, daß Deutschland und die Zentralmächte im Sinne des Versailler Spruches schuldig seien. Hier aber fangen die Schwierigkeiten der Forschung eigentlich an. Die deutsche Politik seit 1871 war im allgemeinen friedliebend; man kann ihr nicht nachsagen, daß sie vor oder nach 1890 ein bestimmtes Kriegsziel im Auge hatte. Und doch ist sie beschuldigt worden den Krieg gewollt zu haben zur Eroberung einer Weltherrschaft — und Millionen haben diese Beschuldigung geglaubt. Man sagt, das sei eine Folge der feindlichen Propaganda, und man hat dabei insoweit Recht, als die Propaganda einen ungeheueren Einfluß geübt und die deutschfeindliche Stimmung während des Krieges und schon vor dem Kriege ungemein gefördert hat. Aber man muß auch wissen, warum diese Propaganda in einem großen Teil der zivilisierten Welt einen günstigen Nährboden gefunden hat. Und damit komme ich auf die Frage, die mir persönlich ungemein wichtig scheint und die in der Literatur über die Kriegsschuldfrage bisher nicht zur Genüge beachtet worden ist. Inwieweit hat Deutschland, hat im besonderen die deutsche Politik nach 1890 dazu Veranlassung gegeben, daß man fürchten mußte, daß sie es auf Krieg, sogar auf Weltherrschaft abgesehen hätte? Es war zweifellos eine Wahnvorstellung, die sich auf diese Weise herausbildete, aber eben weil diese Wahnvorstellung einen übergroßen Einfluß zu ungunsten Deutschlands gehabt hat, bin ich überzeugt, daß alles darauf ankommt festzustellen, wie sie in die Welt gekommen ist, inwiefern Deutschland oder die deutsche Politik, ohne es zu wollen, beigetragen hat, sie entstehen zu lassen. Die Aktensammlung bietet dazu mehrere Andeutungen, aber man darf für die Beantwortung dieser heiklen Frage doch wohl mehr von den Veröffentlichungen der nichtdeutschen Länder erwarten.

In anderer Form ist diese Frage von derselben Art wie das alte Dilemma von „Einkreisung" oder „Weltherrschaftsstreben", über das die Forschung noch immer nicht hinausgekommen ist. Man hat dabei zu erwägen, daß erst nach der Erschließung der Tatsachen aus den echten Quellen eine ernsthafte Erörterung über ihre Bedeutung und Würdigung hat einsetzen können. Es ist gewiß ein langer Weg, der zur Feststellung dieser geschichtlichen Wahrheit führen kann, und wir stehen eigentlich doch erst am Anfang. Ich bin überzeugt, daß es für die ganze Welt lohnend sein wird ihn zu Ende zu gehen; im besonderen für Deutschland, denn es ist für dieses Land sehr erwünscht, daß die wahre Gestaltung seiner Politik in weitesten Kreisen bekannt werde. Damit aber dürfte man das noch immer verbreitete Zerrbild der Ziele dieser Politik an der Wurzel treffen.

Den Haag. Nicolas Japikse.

Graf Benckendorffs diplomatischer Schriftwechsel

Von den „Diplomatischen Aktenstücken zur Geschichte der Ententepolitik der Vorkriegsjahre" des ehemaligen Sekretärs der Kaiserlich-russischen Botschaft in London Benno v. Siebert liegt bei Erscheinen dieses Heftes eine stark vermehrte Neuauflage vor.[1]) Der Verlag hat es als Ehrenpflicht gegen unseren unvergeßlichen Freund und Mitarbeiter betrachtet, die von ihm nicht mehr ganz durchgeführte Umgestaltung des Werkes zu vollenden. Die Änderungen erstrecken sich in drei Richtungen: Die Zahl der Aktenstücke ist unter Ausschaltung des schon anderweitig veröffentlichten Materials um annähernd 100 auf 1070 vermehrt worden, die Schriftstücke sind nicht mehr sachlich angeordnet, sondern streng der Zeitfolge nach aneinandergereiht, der deutsche Text ist durch nochmaligen Vergleich mit den Originalen überprüft und verbessert. Statt des ehemaligen einen Bandes umfaßt die Aktensammlung nun drei. Mit Recht trägt sie im Titel den Namen des russischen Diplomaten, der die meisten Schriftstücke selbst verfaßt oder erhalten hat.

Der langjährige russische Botschafter in London Graf Benckendorff zeigt sich in dieser Anklage noch deutlicher als in der alten als der bedeutendste Träger, Verteidiger und Lobredner der englisch-russischen Entente. Ihre Erhaltung und Festigung ist die beherrschende Sorge des Ganzen, ihr sind die wichtigsten Schriftstücke gewidmet. Mehrmals treiben Unstimmigkeiten in Persien die Gegensätze auf die Spitze. Benckendorff hat die Entente erhalten. Andererseits schließen sich der französisch-russische Zweibund und die französisch-englische Entente Cordiale mehr und mehr im Dreiverband zusammen. Von Frankreich kommen Bestrebungen, das Einvernehmen in ein Bündnis zu wandeln. Den Hauptpunkt der Erörterungen, die allerdings in Vorbesprechungen stecken bleiben, bildet die Haltung Englands in einem europäischen Kriege.

Mit Argusaugen überwacht Benckendorff das deutsch-englische Verhältnis. Jede Besserung empfindet er als Niederlage der englisch-russischen Entente. Aber er weiß auch, daß die englisch-deutschen Beziehungen von der Einmischung Englands in den deutschen Flottenbau abhängig sind und sieht das Scheitern aller Annäherungsversuche voraus. Seiner Tätigkeit ist es zu danken, daß Deutschland und Österreich auf der Londoner Konferenz lahmgelegt werden. Gerade für dieses entscheidende Ereignis, das als eine Kraftprobe der Bündnissysteme vor dem Weltkrieg gelten kann, liegt in der Neuauflage eine Fülle grundlegend wichtiger, bisher unbekannter Schriftstücke vor. Als Beispiel sei die Instruktion Sasonows für Benckendorff von 30. November / 13. Dezember 1913 genannt (2. Band Nr. 761), aus der unverhüllt der russisch-österreichische Gegensatz und das Handelbar festgehaltene russische Balkanprogramm spricht:

„Wird das Ziel erreicht (nämlich „die möglichst vollständige Nutznießung der Resultate der von den Balkanstaaten errungenen Siege"), so wird dies zu einer noch nicht dagewesenen Stärkung der Selbständigkeit und Unabhängigkeit der von uns ins Leben gerufenen Nationen führen, und, sehr es uns gelingen wird, diese Aufgabe zu verwirklichen, einen umso günstigeren Boden finden wir dann in allernächster Zeit für unsere Beziehungen mit den Staaten schaffen, die unsere natürlichen Bundesgenossen in Europa sind. Wir sind überzeugt, daß in dieser Beziehung die Interessen Frankreichs und Englands mit den unsrigen durchaus identisch sind."

Zur Versailler Kriegsschuldthese bringt die Veröffentlichung bedeutsame neue Dokumente bei. Während der Verhandlungen auf der Botschafterkonferenz faßt Benckendorff seinen Eindruck von der Haltung der europäischen Mächte zusammen (3. Band Nr. 896) und sagt von Frankreich:

---

[1]) Graf Benckendorffs Diplomatischer Schriftwechsel. Herausgegeben von B. v. Siebert. Neue und vermehrte Auflage der Diplomatischen Aktenstücke zur Geschichte der Ententepolitik der Vorkriegsjahre. 3 Bände. Verlag Walter de Gruyter. Berlin und Leipzig 1928.

„Wenn ich mir die Unterredungen Cambons mit mir, die gewechselten Worte wieder vergegenwärtige und die Haltung Poincarés hinzufüge, kommt mir der Gedanke, der einer Überzeugung gleichkommt, daß von allen Mächten Frankreich die einzige ist, welche, um nicht zu sagen, da sie den Krieg will, ihn doch ohne großes Bedauern sehen würde. Jedenfalls hat mir nichts gezeigt, daß Frankreich aktiv dazu beiträgt, in dem Sinne eines Kompromisses zu arbeiten. Nun der Kompromiß — ist der Frieden; jenseits des Kompromisses liegt der Krieg."

Wenn Benckendorff hier mit großer Prägnanz auf den einen Hauptschuldigen verweist, so bleibt doch nicht verborgen, wie die Entente bei zunehmender Festigung immer mehr eine aggressive Tendenz erhält. Das Benckendorff-Werk bekräftigt ältere Erkenntnisse, wenn es diese Tendenzen von dem Zeitpunkt an als friedengefährdend darstellt, da die Verkopplung französischer Revanchegelüste mit russischen Expansionswünschen gelang und England, um die eigene Machtstellung besorgt, dieser Gruppe zunächst freie Hand ließ und sie dann sogar als Bundesgenosse unterstützte.

Im ganzen: „Graf Benckendorffs diplomatischer Schriftwechsel" vermittelt tiefe Einblicke in die Tätigkeit eines der hervorragendsten Ententediplomaten und wird mehr als es die erste Auflage sein konnte, zu einer unentbehrlichen Geschichtsquelle für die Vorgeschichte des Weltkrieges.

Aus Zeitschriften

Die Erkenntnis, daß alles, was für irgendeinen Zweig des Grenz- und Auslanddeutschtums Belang hat, auch für das gesamte deutsche Volk etwas bedeutet, ist heute wohl zur Genüge verbreitet. Was aber nicht oft und entschieden genug in Erinnerung gebracht werden kann, ist die weitere Tatsache, daß für die Front des deutschen Gesamtvolkes nicht allein die politische Machtstellung und kulturelle Unabhängigkeit der Grenz- und Auslanddeutschen wichtig ist, sondern auch deren wirtschaftliche Lage.

Dieses Grundgefühl leitete mich bei der Abfassung eines umfangreicheren Artikels, der, etwa 100 Seiten lang, im „Archiv für Politik und Geschichte" erschienen ist[1]). Ich habe darin versucht, die Entwicklung der sudetendeutschen Lage seit dem Ende des Weltkriegs, die man im Reiche so gern auf Grund sentimental aufgemachter Einzelbegebenheiten zu beurteilen und mit Entrüstungsausrufen abzutun pflegt, einmal von den Grundfesten ihres wirtschaftlichen Daseins aus umfassend zu überblicken. Nicht politische Begünstigung durch die Habsburger und auch nicht allein die siegreiche Eigenkraft deutscher Kultur haben in den Sudetenländern ein reiches Kulturleben trotz aller tschechischen Gegnerschaft aufrecht gehalten, sondern vor allem auch die wirtschaftliche Lebenskraft der Sudetendeutschen, richtiger noch: der von ihnen errungene maßgebende Einfluß auf das gesamte Wirtschaftsleben dieser Länder. Politisch ans Ruder gelangt, haben die Tschechen denn auch vor allem das Bestreben, den deutschen Staatsgenossen den Hauptstützpunkt ihres nationalen Daseins, ihre wirtschaftlichen Positionen, abzugewinnen. Dabei haben sie ihre unumschränkte Herrschaft über die Machtmittel des neuen Staates ebenso skrupellos wie erfolgreich und zielbewußt angewandt, und auch dort, wo die Staatsverwaltung nicht unmittelbar eingriff, hat die administrative Praxis des „Staatsvolkes" ganz Erstaunliches erzielt. Wer sich die Mühe nehmen will, meine Arbeit nachzulesen, wird dort über die Hauptvorgänge auf diesem Gebiete Aufschluß finden, nicht allein über die meisterörterten unter ihnen, wie die Kriegsanleihe- und Bodenreformfrage, sondern auch über die unterschiedlichen Verstaatlichungsaktionen, die nationale Voreingenommenheit der Verwaltungsbehörden, die Umschichtungen im Bank- und Verbandswesen, endlich in der Privatwirtschaft, vor allem der Industrie.

München. Dr. Franz Arens.

[1]) Franz Arens, Die nationalwirtschaftlichen Einbußen des Sudetendeutschtums seit der Begründung der Tschechoslowakischen Republik, Jg. 1926, Heft 10, 11; 1927, Heft 1.

Tagebuch

Ida Boy-Ed †

Aus der Reihe der Mitarbeiter der Großdeutschen Arbeitsgemeinschaft der S. M. ist die Schriftstellerin Ida Boy-Ed in der Nacht vom 12./13. Mai in Lübeck gestorben. Wir werden dieser aufrechten deutschen Frau und regen Mitarbeiterin innerhalb unserer Arbeitsgemeinschaft stets ein treues Gedenken bewahren.

Waldenburg i. A. Fritz Losch.

Qu'est-ce que c'est?

Un Français? C'est un héros. Deux Français? C'est une conversation. Trois Français? C'est un ménage. — Un Anglais? C'est un idiot. Deux Anglais? C'est un match. Trois Anglais? C'est la plus grande nation du monde. — Un Allemand? C'est un savant. Deux Allemands? C'est un congrès. Trois Allemands? C'est la guerre. — Un Italien? C'est un teneur. Deux Italiens? Ce sont deux voleurs. Trois Italiens? C'est la fuite. (Aus einer französ. Tageszeitung vor etwa $2\frac{1}{2}$ Jahren, als die Lage zwischen Frankreich und Italien etwas gespannt war).

Griebens „Italien"

ist, wenn auch in deutscher Sprache, ein Propaganda-Unternehmen des italienischen Touring-Club, verfaßt vom früheren, herausgegeben vom jetzigen Präsidenten dieses Clubs. Die Bearbeitung besorgte die Schriftleitung der „Guida d'Italia del T. C. I." Die Karten sind hergestellt im Ufficio Cartografico del T. C. I. Gedruckt ist es bei Carlo Sironi in Mailand, gebunden von Torriani in Mailand. Als Verlag zeichnet neben der Firma Grieben-Verlag Albert Goldschmidt der italienische Touring Club in Mailand. Es ist versehen mit 22 Karten, 39 Stadtplänen, 11 Grundrissen und kostet Mk. 13.50. Zum Vergleich: Bädekers „Italien von den Alpen bis Neapel": 32 Karten, 39 Pläne, 22 Grundrisse 12 Mark.

Hellpachs politische Prognose

Zur Lektüre dieses Buches[1]) laden der Titel und der Name des Verfassers gleichmäßig ein. Seine Kenntnisnahme gewährt hohe Befriedigung, merkwürdigerweise gerade bei Lesern, die sich nicht wie Hellpach zur demokratischen Partei bekennen. Ich könnte mir sogar vorstellen, daß ein genaues Studium der „Prognose" in den Seelen waschechter, auf die verba magistri eingeschworener Demokraten, namentlich norddeutscher Prägung, Bestürzung hervorrufen wird. Denn das Buch enthält eine ganze Reihe von Gedanken und Leitsätzen, die zu den gewohnten Äußerungen demokratischer Führer, Zeitungen, Wahlaufrufen usw. im vollen Gegensatz stehen. So die überzeugende Abfertigung von Coudenhoves paneuropäischem Gedanken, dessen Ausführung „die Verewigung der französischen Vorherrschaft bedeuten würde"; die treffende Kennzeichnung des Schlagworts vom dezentralisierten Einheitsstaat, den Hellpach eine Attrappe nennt; seine unbedingte Verurteilung des „anachronistisch" gewordenen, zum „Kommissionalismus" herabgesunkenen Parlamentarismus, für dessen Gesundung auch er nur unzureichende Vorschläge zu machen weiß; seine pessimistische Auffassung, daß „wir die Demokratie so gerne geistig gründen möchten, es aber nicht können", und nicht zum mindesten Sätze, wie: „Die Humanitätsdoktrin der alten bürgerlichen Demokratie ist verblichen"; „Der deutschen Linken fehlt heute der Elan einer fortreißenden politischen Theorie;" „Ein innerlicher Konservativismus tut doppelt not, weil der äußerliche Radikalismus der Demokratie sich in totaler weltanschaulicher Auflösung befindet und dem Staate nicht die geistigen und sittlichen Stützen zu geben vermocht hat, deren er bedarf;" „Der marxistische Materialismus und Fatalismus der Sozialdemokratie ist innerlich tot und abgetan, bedeutet keine Kraft mehr" u. a. m.

Auch die scharfe Kritik Hellpachs an der französischen Nachlocarno-Politik, die „in peinlichster Weise an frühere Erfahrungen erinnere", und

[1]) „Politische Prognose für Deutschland." Von Willy Hellpach, 1928 (S. Fischer, Berlin.)

seine Anerkennung der starken Worte des bayerischen Ministerpräsidenten Held über die Mißhandlung Südtirols im Gegensatz zum „Desinteressement" des Reiches und seines sonst von ihm viel gelobten Außenministers überraschen im Munde einer führenden Persönlichkeit der Deutschen Demokratischen Partei.

Geradezu verblüffend aber klingt seine „Prognose", die unter Ablehnung fast aller anderen Kreise in der evangelischen Bauernschaft die festeste Grundlage der Demokratie zu erkennen glaubt. Also der Stand, der am meisten aristokratischen Charakter trägt, soll Stütze der Demokratie werden, ein Widerspruch in sich. Das von Hellpach angezogene Beispiel des Schweizer Befreiungskampfes versagt. Noch mehr aber führt Hellpachs Grundeinstellung, daß auch in der reinen Demokratie eine „führende Schicht" unerläßlich ist, die „aus leistungsfähiger Ordnung zwar geboren, aber unmerklich zu besitz- und geburtsständischen Merkmalen drängt", auf den Weg zur reinen Aristokratie mit Tradition, Erziehung, Kinderstube usw. Die erhoffte dauernde Blut- bzw. Leistungserneuerung aus den tiefer stehenden Schichten ändert nichts an der Zerstörung der demokratischen Maxime, daß jeder Einzelne gleichmäßig mit denselben Kräften und Pflichten an der Leitung des Staates teilnehmen soll. Auch Hellpach feiert theoretisch mit begeisterten Worten diese Theorie, die er selber zerschlägt, sieht aber den einzig möglichen Ausdruck ihrer Betätigung in der Abgabe des Wahlzettels, noch dazu bei unserm, auch von ihm verurteilten Wahlsystem. Eine bescheidene Möglichkeit, wenn sie auch noch so sehr mit Zutaten verbrämt wird! In Wirklichkeit kommt es eben stets auf die Herrschaft einiger Führer heraus, die sich aus einer Führerschicht, oft Gott sei Dank auch aus den breitesten Volksmassen, emporheben. Die Geschichte aller Zeiten beweist dies.

Reine Demokratie als Staatsform wird immer nur ein Schlagwort bleiben, doppelt gefährlich, wenn es Mißstände verschleiert und die Herrschaft einer Interessengemeinschaft fördern will.

Die 500 Seiten des meist tiefschürfenden Buches behandeln wohl alle Fragen, die zu dem Thema in Beziehung stehen, in glänzender Sprache, unter großem Gedankenreichtum und mit nationalem, von tiefster Verehrung für Bismarck getragenen Empfinden. Die meist gewahrte Objektivität macht manche überflüssige Gehässigkeit und manchen Irrtum vergessen. Folgende besonders interessante Punkte seien wenigstens genannt: Charakteristik des deutschen Volkes und der Eigenart seiner verschiedenen Stämme, die „Legende vom unpolitischen Deutschen", seine „Bewährungs- und Gesellschaftskräfte", der unlösbare Gegensatz zwischen Katholizismus und reiner Demokratie, die „Politik aus dem Glauben", die fünf wirtschaftlichen Staatslebensfragen, die „Entmannung durch den sozialen Fürsorgestaat", die Judenfrage, der „Begriff des Reiches", Frankfurt a. M. als zweite Reichshauptstadt, das notwendige Übel des Einheitsstaates, die verlorenen und entrissenen Volksteile, Deutschland und Rußland noch jetzt als Weltmächte, die außenpolitische Wahl zwischen England und Rußland, der Völkerbund als Aufgabe, die großdeutsche Frage, die „Arbeit für die geschichtliche Stunde".

Auch wer am weitesten rechts steht, wird überrascht den meisten dieser mit nationalem Stolz gemachten Ausführungen zustimmen können und sich zu seiner Freude bewußt werden, daß zwischen seinen Anschauungen und denen Hellpachs auf vielen Gebieten eine Brücke zu schlagen wäre. Wie lange wird aber dieser Mann der demokratischen Partei noch angehören können oder in ihr maßgebend sein? Wird er, der die Notwendigkeit konservativen Denkens betont, die „zwergenhafte Unfruchtbarkeit des deutschen Pazifismus" zugibt, den Niedergang der deutschen Presse richtig schildert, die unweise Gefälligkeit deutscher Außenpolitik verurteilt und ein Locarno des Ostens für ausgeschlossen erklärt, der Schutzzölle für möglich ansieht, den Marxismus als tot, die Sozialdemokratie als „zum Geistigen falsch eingestellt" ansieht, wird er nicht gezwungen sein, trotz theoretischer Schwärmerei für den demokratischen Gedanken, seinem Freunde Schacht zu folgen und eine Partei zu verlassen, die nach seinen eigenen Worten Bismarck gegenüber und ähnlich auch nach dem Zusammenbruch von 1918 den Namen nicht einer deutsch-freisinnigen, sondern einer „deutschstarrsinnigen Partei" verdient hätte? Oder wird er sich durchsetzen? Hoffen wir das letztere.

Ernst v. Eisenhart Rothe.

Gedanken

Ein gutes Wort
findet einen guten Ort.

*

Wenn ein Zoolog die Tiere in Eßbare, Unterhaltende und Ungeziefer einteilte, so würde man ihn wissenschaftlich nicht besonders schätzen. So ungefähr teilen wir in der Welt Lebenden die Menschen ein.

*

Der deutsche Erzähler

Die Windmühle

Von Manfred Hausmann

Wie hieß das Dorf doch bloß? Wenn ich es noch wüßte, würde ich es sagen. Irgend etwas mit Vörde oder Verde. Bassenvörde ... nein Sassenvörde, nein auch nicht ... Nassenverde ...? Laß sein, ich komme doch nicht darauf! Unten an der Elbe. Vorher hatte ich mich in Stade herumgetrieben. Ist dir bekannt, wo Stade liegt? Siehst du, in dieser Gegend passierte es eben. Kehdinger Land sagen sie dazu, die Leute, die da wohnen.

Kein Mensch hätte damals gedacht, daß es noch soviel Schnee geben würde. Wir schrieben schon Ende März. Nun waren die Straßen und Wälder wieder vereist, die Erde war weit und breit wieder in Schnee und Schweigen versunken. Vor dem Dorf ... ich glaube, es hieß doch Sassenvörde ... einerlei ... vor dem Dorf stand also auf einem kleinen Hügel eine Windmühle, auch verschneit, aber ihre schwarzen Flügel drehten sich langsam herum. Gestern nachmittag hatte sich nämlich ein bißchen Wind erhoben, und der Himmel sah wahrhaftig so aus, als wollten wir noch mehr Schnee kriegen. Es dämmerte schon.

Seitwärts von der Mühle lag nahebei in einem Grunde ein Gehöft, da wohnte der Müller drin, wie ich nachher erfuhr. Er hieß übrigens Müller Böttcher, verstehst du. An der anderen Seite zog sich eine Art von Sandkuhle mit einem Tannenwäldchen entlang. Mittendrin hatte sich der Turnverein einen Spielplatz angelegt. Auch entdeckte ich, wie ich mich durch das Wäldchen drückte, einen hübschen Schuppen, der mir gerade recht kam als Nachtquartier. Über der Tür hing ein weißes Schild mit einem roten D und T darauf. Eben fing ich an, der vernagelten Tür etwas zu Leibe zu gehen, da hörte ich plötzlich Stimmen durch das Wäldchen wandern. Hast du das auch schon gemerkt: wenn Schnee gefallen ist, sind alle Geräusche auf der Welt viel klarer als sonst. Ich duckte mich gleich hinter eine Tanne, und obwohl die Leute am Rande des Wäldchens hingingen, verstand ich doch fast jedes Wort durch die kalte Luft hindurch.

Zuerst redete eine heisere Männerstimme laut auf jemanden ein: Ich weiß nicht, Lübben ... hör mal zu, Lübben, ich weiß nicht, ob du es nicht doch lieber aufgibst, Lübben, röck höchehöche höche... Und die Stimme ging in ein rasselndes Husten über, spuckte aus und ächzte weiter: Gleich fängt es auch noch an zu schneien, Lübben. Röcks tschiff!

Der Mann war sicher betrunken, und der andere, der jetzt antwortete, war es auch. Aber seine Stimme klang nicht so heiser, es war eine junge Stimme, nur zuweilen hohl vor Betrunkenheit.

Gewettet ist gewettet, lallte er. Meint ihr, ich wöwöwö... Seid nun still!

Doch die heisere Stimme war nicht still: Ich will dir was sagen, Lübben, du bist mein Freund, Lübben, aber wie ich hier die allmächtige Mühle so vor mir sehe ... wir sind alle miteinander von Gott verlassen gewesen, ich will dir was sagen, Lübben, gib's auf und ich soll trotzdem verloren haben. Was, Lübben?

Eine Weile herrschte Schweigen. Der junge Kerl schien stehen geblieben zu sein und sich zu besinnen. Der Wind sauste leise über mich hin, und die Tannen hingen voll Schnee, im Dorf schlug es verweht sechs Uhr. Dies alles geschah an einem Sonnabend. Auf dem Hügel erhob sich schweigend die Mühle und drehte ihre großen Flügel herum. Da hörte ich, daß auch ein Mädchen dabei war.

Nein, du kannst es wohl nicht und keiner kann es, sagte sie mit einer lauernden Sanftheit. Menschenskind, ich wußte es ja gleich, daß es über deine Kräfte ging!

Die junge Stimme schwieg noch immer. Aber das Mädchen lachte so merkwürdig, so schrill: Und gewöhn dir doch endlich das Prahlen ab, du ... du ... Menschenskind!

Gottverdammt, ist das ein Aas, dachte ich. Ihr scheint ja allerhand daran gelegen zu sein, daß er es doch tut. Sie ist ja ordentlich wütend vor Enttäuschung, weil es so aussieht, als ob er klein beigeben wollte. Jetzt möchte ich nur wissen, worum es sich eigentlich handelt.

Inzwischen hatte der junge Kerl seine Gedanken ein bißchen geordnet. Das Prahlen, fragte er, hö? Wer hat denn geprahlt, hö? Wer hat denn mit Prahlen angefangen? Wer hat denn angefangen: Lübben kann dies und Lübben kann das, Lübben kann noch viel mehr! Lübben kann von unserer Scheune runterspringen, ohne sich was zu brechen, Lübben kann bei Nacht über die Elbe schwimmen, Lübben kann sich an einen Windmühlenflügel hängen und durch die Luft fahren, hö? Das frage ich dich jetzt! Antworte mal, du da mit deinen Händen unter der Schürze!

Schon gut, sagte das Mädchen und lauerte wieder, geh nach Hause und leg dich ins Bett. Wir wissen nun alle im Dorf, was wir von dir zu halten haben. Du hast dich doch nicht schon in die Hose gemacht?

Einen Dreck wißt ihr!

Der heisere Mann hustete und legte sich wieder ins Mittel: Du solltest trotzdem gewonnen haben, Lübben. Zehn Liter Schnaps, alles in allem, zehn Liter Klaren. Du bist trotzdem ein großartiger Kerl, Lübben, das wissen wir doch, du und ich! Röcks.

Und ich will dir sagen, was ihr wißt: einen Dreck wißt ihr!

Höhö, machte das Mädchen.

Los, sagte der junge Kerl, das wäre ja gelacht! Da gibt es nichts! Paßt auf, daß die andern hier nicht so nahe herankommen, sonst merkt Böttcher was und stellt seine Mühle ab. Wo sind denn die Scheißkerls?

Die stehen unten an der Landstraße, da unten bei Rodenburgs Teich.

Das wäre ja gelacht, wäre das!

Sie gingen weiter.

Ich fand, von dieser Anlegenheit müßte ich noch etwas mehr erfahren, und schlich den dreien nach. Eine Elster flog mit weiß aufblinkendem Leibe über mich weg und zog schäkkernd ihren langen Schwanz hinter sich her. Aber ich interessierte mich jetzt nur für die drei merkwürdigen Menschen. Als ich aus dem Wäldchen heraustrat, waren sie schon oben bei der Mühle angekommen. Hinterhergehen konnte ich nicht gut. Da ich sie mir aber ganz gern einmal genauer angesehen hätte, blieb mir nichts anderes übrig, als am Hang der Sandkuhle, die sich links ziemlich nahe an die Mühle heranschob, entlangzukrabbeln und mich dann in das niedrige Birkengestrüpp zu legen, das oben am Rande der Kuhle wuchs.

Ich steckte vorsichtig meinen Kopf heraus.

Das Mädchen hatte eine schwarze Strickjacke an, ein paar weißblonde Haarsträhnen wehten ihr ins Gesicht, ihre Hände hielt sie frierend unter der Schürze verborgen. Sie

stand nicht still, sondern lief mit ihren klobigen, klappernden Holzschuhen im Kreise herum. Der junge Kerl war wirklich noch sehr jung, zwanzig Jahre vielleicht. In seiner Betrunkenheit war ihm die blaue Schirmmütze, ein Ding, wie es die Schiffer hierzulande tragen, bis auf die Nase gerutscht. Wenn er etwas sehen wollte, mußte er den Kopf nach hinten legen und unter dem Schirm hindurchschielen. Dabei verlor er dann immer das Gleichgewicht und fing an, albern zu lachen. Jetzt machte er sich an den heiseren Mann heran und fragte ihn etwas, ich konnte aber nichts verstehen.

Eine düstere Wolke trieb über die Wiesen und Hecken her, der Wind nahm zu, und in den Mühlenflügeln, die langsam und schwer herumfuhren, sauste und pfiff es. Der Heisere rückte seinen Hut in den Nacken, schüttelte an seinem einen Bein die braune Manchesterhose zurecht und zeigte gegen das Wäldchen hin. Es begann zu schneien. Ich sah, daß auf der Straße, die an dem Wäldchen vorbeiführte, ein Trupp Menschen stand, die Gesichter hierher gekehrt. Da nahm der junge Kerl seine Mütze ab und winkte ihnen zu. Einige warfen die Arme in die Höhe und schrien etwas herüber.

Und aus dem Dunst und grauen Schneegestöber, in dem sich die Landschaft jenseits der Straße verlor, kam von weither ein tiefes Gedröhn. Das war ein Dampfer auf der Elbe.

Das andere begab sich so eins zwei drei, daß es schon fast vorbei war, ehe ich es richtig begriff. Der junge Kerl ging auf die Mühle los, duckte sich vor dem ersten Flügel, der herunterkam, weg, packte, als der zweite sich brausend herabschwang, plötzlich zu und wurde augenblicks emporgetragen. Im nächsten Moment hing er bereits, mit den Beinen zappelnd, seitwärts in der Luft. Dann mußte er blitzschnell den Griff wechseln. Ich dachte, er glitte ab, aber da hatte der Schwung ihn schon zur höchsten Höhe hinaufgeführt, so daß er seine Stiefel in das Lattenwerk der Flügels stoßen und abermals den Griff wechseln konnte. Dann wurde er schon wieder herabgesenkt. Nun hätte er mit seinem Leibe frei pendeln müssen, um gleich darauf, wenn der Flügel sich der Erde näherte, abzuspringen. Aber er blieb längelang am Flügel haften. Die Stiefel mußten sich eingeklemmt haben, oder was es nun war, es sah aus, als hätte ihn jemand an Armen und Beinen festgenagelt. Jetzt wurde er mit dem Kopf nach unten am Erdboden vorbeibewegt, jetzt ging's schon wieder empor, jetzt war er wieder oben in den wirbelnden Schneeflocken. Aber wie er auch zerrte und rüttelte und den Rücken bog, er kriegte die Stiefel nicht aus dem Lattenwerk heraus und mußte sich nun zum zweiten Male kopfüber in die Tiefe drehen lassen.

Reißt mich los! brüllte er, als er herunterkam, und wandte seinen roten Kopf nach außen. Die Mütze fiel in den Schnee. Der heisere Mann sprang zu und riß an seinem Körper, aber er mußte ihn, nachdem er selbst ein Stück mit hochgezerrt war, fahren lassen und plumpste zurück.

Da stand ich aus meinen Birkenbüschen auf und schrie, sie sollten doch die Mühle abstellen, zum Satan auch! Das Mädchen, das die ganze Zeit über mit den Händen unter der Schürze wie erstarrt stehen geblieben war, blickte sich erschrocken nach mir um. Ich lief auf den heiseren Mann zu, der eben wieder von einem Sprung und Gezerre in den Schnee fiel, und schrie ihm ins Ohr: Stell doch die Mühle ab!

Was? keuchte er.

Abstellen.

Ich selbst verstand mich nicht auf Windmühlen. Wo ich groß geworden bin, gibt es keine. Der Mann rannte in seiner Aufregung erst ein Stückchen links herum, dann blieb er stehen, schlug sich mit beiden Händen vor den Kopf und rannte rechts herum. Aber die

Tür war verschlossen, und diese Mühle war, wie es immer ist, wenn der Satan seine Hand im Spiele hat, so eingerichtet, daß man sie nur von innen an- und abstellen konnte. Bei den meisten betreibt man das ja von außen mit so Ketten, aber dies war nun einmal so eine. Da schlürfte auch das Mädchen mit weißem Gesicht herbei, wir suchten alle miteinander wie verrückt, ob der Schlüssel nicht irgendwo in der Nähe zu finden wäre. Das Mädchen kletterte auf einen Balken und suchte auf dem Fensterbrett herum. Unterdessen wurde der junge Kerl ununterbrochen im Kreise gedreht. Jedesmal, wenn er oben war, jammerte er verzweifelt auf. Wenn er der Erde entgegenfuhr, biß er die Zähne zusammen und schwieg.

Der Müller! stammelte der Heisere und galoppierte nach dem Gehöft hinab. Aber er hatte kaum drei Sätze getan, da stürzte Müller Böttcher schon aus seinem Hause heraus und brüllte mit Donnerstimme: Abstellen! Der Schlüssel liegt im Fenster!

Da ist er nicht, sagte das Mädchen. Ihre Zähne klapperten, sie hielt die Hände wieder frierend unter der Schürze. Ich schwang mich selbst noch einmal hinauf: kein Schlüssel. Müller Böttcher kam angewetzt, der Schnee stäubte um ihn her. Dösköppe! heulte er, sprang auf den Balken und griff aufs Fensterbrett. Aber ihm erging es nicht besser als uns anderen.

Dunnerslag!

Er besann sich jedoch keinen Augenblick, sondern trat gegen die Tür, warf sich mit seinem Leibe dagegen, daß der Mehlstaub aus seiner Jacke schoß. Aber der Riegel hielt. Da riß er den Balken hoch und rammte das Schloß kaputt. Pardauz, die Tür krachte nach innen er drüberweg und hinein, gleich darauf blieb die Mühle stehen. Unglücklicherweise gerade in einem Augenblick, als der Flügel mit dem jungen Kerl sich beinahe senkrecht oben befand. Vielleicht gab nun, wie der Winddruck anders einwirkte, die Spannung in dem Lattenwerk nach, vielleicht war der Eingeklemmte auch bewußtlos geworden, mit einem Wort, er rutschte, er löste sich ab und schlug dumpf herunter. Kopf und Schulter voran.

Wir hoben ihn sofort auf, aber er konnte keinen Laut mehr von sich geben, er hatte sich buchstäblich den Hals gebrochen. Nun sah ich auch, daß auf seiner Oberlippe ein ganz kleines blondes Schnurrbärtchen prunkte. Er hatte zwanzig Jahre gelebt, länger nicht. Das wäre alles, was sich an diesem Abend besonderes ereignete. Es war gerade genug, wie ich meinen sollte. Außerdem ereignete sich nur noch eine Kleinigkeit. Paß mal auf!

Mittlerweile waren ein paar von den Männern, die von der Landstraße aus zugeguckt hatten, herbeigelaufen. Wir trugen den Leichnam in das Gehöft des Müllers und legten ihn auf das Sofa in der guten Stube. Die Uhr schlug halb sieben, schlug sieben, Müller Böttcher aß zu Abend. Ich wartete bis der Arzt kam. Der Tod ist auf der Stelle eingetreten, sagte er, wie das so die Weise der Ärzte ist. Fertig.

Als ich das Haus verließ, war es schon ziemlich dunkel geworden, und da ereignete sich die Kleinigkeit. Ich stellte mich hinter den Kuhstall. Mit einem Male trat das Mädchen vor die Tür, guckte nach rechts und links und lief dann, ohne mich gewahr zu werden, an dem Stall vorbei und leise in die Nacht hinein. Ich horchte hinter ihr her. Sie blieb bald stehen. Ich hörte etwas klirren, wie wenn ein Stück Metall über eine Eisfläche hüpft, dann machte es plumps. Und während ich mich noch verwunderte, was das denn gewesen sein könnte, huschte das Mädchen wieder an mir vorbei und schlüpfte ins Haus. Als sie die Tür öffnete und das Licht ihr trübe entgegendrang, erkannte ich sie ganz genau.

Ein paar Minuten lang überlegte ich mir, was zu tun wäre. Aber schließlich stampfte ich doch erst einmal nach meinem Schuppen in dem Tannenwäldchen. Die Tür war bald aufgebrochen, und ich richtete mich da drinnen zwischen den Stangen und Ständern so gut

ein, wie es ging. Das Klirren wollte mir jedoch die ganze Nacht über nicht aus dem Kopf, dies kleine Ereignis in der Dunkelheit. Allmählich konnte ich mir auch einen Reim darauf machen. Ich bin ja nicht von gestern, was das betrifft. Und so fand ich mich denn am anderen Morgen noch einmal auf Müller Böttchers Hof ein. Und richtig, nicht weit vom Kuhstall entdeckte ich in einer Wiese einen winzigen, zugefrorenen Teich. Der Wind hatte den Schnee von der spiegelglatten Fläche weggeblasen, aber auf dem einen Zipfel, wo der Zufluß war, hatte sich kein Eis bilden können.

Wenn der Teich an dieser Stelle nicht so flach gewesen wäre, hätte ich wohl lange suchen sollen. Aber so gelang es mir im Handumdrehen, einen Schlüssel am Grunde zu entdecken und herauszufischen. Ich wischte ihn an meiner Hose ab und steckte ihn in die Tasche. Dann schlenderte ich auf den Windmühlenhügel.

Man muß an so vielerlei denken im Leben. Ich hielt mich zum Beispiel in diesem Fall nicht geradewegs auf die zerbrochene Tür zu, obwohl ich in meinem Herzen sehr neugierig war, sondern wanderte erst einmal um die Mühle herum. Und als ich sah, daß der Müller hinter der Fensterscheibe stand, machte ich an irgendeiner Stelle halt, hob etwas aus dem Schnee auf und schüttelte den Kopf: da hatte ich also richtig den Schlüssel gefunden, den wir gestern alle wie die Verrückten gesucht hatten! So muß man es anstellen, wenn man nicht in einen falschen Verdacht kommen will, verstehst du mich?

Die Tür lag zerfetzt auf der Erde, und ich probierte den Schlüssel. Daß du ... er paßte! Da kam auch Müller Böttcher schon zum Vorschein.

Guten Morgen, sagte ich, jetzt, wo wir ihn nicht mehr so nötig brauchen, habe ich ihn gefunden. Hier ist er.

Ja, das sehe ich, antwortete Müller Böttcher. Dann bohrte er in seinem Ohr herum und schwieg.

Hm ... was sagen Sie als Müller denn zu der Geschichte und dem allen zusammen? fragte ich.

Er lachte nur kurz und ärgerlich vor sich hin.

Ja, ja, was ist ein Menschenleben! fuhr ich behutsam fort. Das Fräulein kann sich nun die Augen ausweinen um ihren toten Schatz. Es war aber auch ein Wahnsinn.

Das Fräulein? Was für ein Fräulein?

Die Hellblonde mit der schwarzen Strickjacke, die gestern auch dabei war.

Nee, das ist seine Frau.

Seine Frau? Dem Verunglückten seine Frau?

Lübben Meyer seine, jawohl.

Am liebsten hätte ich einen gemeinen Pfiff ausgestoßen, aber ich bezähmte mich und sagte nur: Die müssen aber jung geheiratet haben.

Heutzutage ist das ja wohl so.

Wie mag denn die Ehe gewesen sein?

Davon ist mir nichts bekannt, sagte der Müller.

Ich wanderte dann weiter. Aber von Zeit zu Zeit blieb ich stehen und flüsterte vor mich hin: Gottsgewitter ja! Es war mir ganz egal, ob wir nun Sonntag feierten oder nicht. Seine Frau also. Und wie die Ehe war, ist dem Müller weiter nicht bekannt. Du lieber Gott!

Ein Racheakt?

Mit dem nächsten Heft beschließen wir den 25. Jahrgang der S. M. Ein Generalregister wird rechtzeitig erscheinen. Die Beurteilung unserer Leistungen in diesen 25 Jahren müssen wir unseren Lesern überlassen.

Wir wollen in das neue Vierteljahrhundert hineingehen mit vielen Plänen des Kampfes für die deutsche Freiheit und deutsche Kultur, für wissenschaftlichen und menschlichen Fortschritt.

Mit persönlichen Streitigkeiten haben wir unsere Leser im ersten Vierteljahrhundert nicht beschäftigt und beabsichtigen es auch im zweiten nicht zu tun.

Wir müssen daher noch in diesem Heft den Schmutz aus dem Wege räumen, den unser früherer Mitarbeiter Thomas Mann im Verein mit der ihm nahestehenden Presse auf uns geworfen hat.

Beide, Thomas Mann so wenig wie seine Presse wollen verstehen, was wir ihm vorgeworfen haben: Nicht daß er seine Gesinnung gewandelt hat, sondern daß er an den „Betrachtungen eines Unpolitischen" einschneidende Veränderungen vorgenommen hat ohne dies in Titel oder Vorbemerkung irgendwie zum Ausdruck zu bringen; eine Handlungsweise, die bisher nicht der Brauch war. Man bemüht sich, um von diesem Kernpunkt der Frage abzulenken, unsere Motive zu verdächtigen: es handle sich um einen Racheakt für eine Absage Thomas Manns auf die Aufforderung zur Mitarbeit. Im Frühjahr 1928 habe sich der Herausgeber der S. M., Professor Cossmann, zunächst durch Vermittlung von Angestellten des Verlags der Münchner Neuesten Nachrichten und dann persönlich in vielstündiger Unterredung die erdenklichste Mühe gegeben, Thomas Mann wieder zur Mitarbeit zu gewinnen. Nachdem dieser Versuch fehlgeschlagen sei, hätten die S. M. den Angriff auf Thomas Mann vom Zaune gebrochen.

Die nicht zu dieser Darstellung passende Vorgeschichte des Streitfalls, der bekanntlich auf den Aufsatz „Die Metamorphose der Betrachtungen eines Unpolitischen" vom Sommer 1927 zurückgeht, wird verheimlicht.

Für unmöglich aber hätten wir es bisher gehalten, daß Thomas Mann selbst nicht Behauptungen, die seinem besseren Wissen widersprechen, richtigstellt, indem er öffentlich erklärt, daß bei der einzigen Unterredung, auf die sich die ganze Verdächtigung beziehen kann, in keiner Weise von irgendwelcher Mitarbeit die Rede gewesen ist. Wir müssen unsere Meinung ändern. Thomas Manns unten im Wortlaut wiedergegebene Antwort auf unser Ersuchen gibt zwar die Haltlosigkeit der Verdächtigungen, wenn auch in etwas umwundener Weise, zu, wiederholt sie dann aber, indem sie die Frage offen läßt, „ob der Angriff der S. M. erfolgt wäre, wenn er der Ermunterung zur Mitarbeit hätte Folge leisten können".

Diese Wendung klingt so, als ob wir irgend etwas vor der Öffentlichkeit zu verbergen hätten. In versteckter Weise verbindet sie mit dem Vorschlag, eine private Diskussion öffentlich aufzunehmen — über den unsere Leser in den unten wiedergegebenen Briefen unterrichtet werden — nicht mehr und nicht weniger als eine von der Zeitschrift ehrenhalber einzugehende Verpflichtung, für alle Zukunft Beschimpfungen, wie Thomas Mann sie in seinem Aufsatz im Aprilheft der „Preußischen Jahrbücher" ausgesprochen hat, stillschweigend hinzunehmen. Offen und deutlich aber enthält sie eine Unterstellung, mit der Thomas Mann einen der ehrenrührigsten Vorwürfe erhebt, der einer Zeitschrift gemacht werden kann. Was er und seine Freunde uns vorwerfen, würden wir als Revolverjournalistik bezeichnen.

Thomas Mann hat es uns unmöglich gemacht, die Angelegenheit in einer ihn befriedigenden Weise aus der Welt zu schaffen. Er hat uns in den Stand der Notwehr versetzt, die uns zwingt alles zur Aufklärung der Sache zu tun, was in unserer Macht steht.

Wir übergeben deshalb der Öffentlichkeit hiermit unseren Briefwechsel mit Thomas Mann, der über unsere Beziehungen zu ihm alles sagt, was darüber zu sagen ist.

C/Wi

München, den 7. III. 28

Herrn Dr. Thomas Mann

München
Poschingerstraße 1

Sehr verehrter Herr Doktor!

Indem ich vor Antritt einer Reise anordne, daß Ihnen das Dujardinheft der Süddeutschen Monatshefte in Aushängebogen geschickt wird, möchte ich damit eine Anregung verbinden.

Unser Gespräch, trotzdem es drei Stunden währte, hinterließ mir den Eindruck — vielleicht weil es aus einem besonderen Anlaß geführt war — daß Mißverständnisse unaufgeklärt blieben, die aufzuklären ein Verdienst um Deutschland und vielleicht auch um alle beteiligten Personen wäre.

Die Süddeutschen Monatshefte, die von Anfang an und bis in die letzten Hefte hinein die verschiedensten Menschen zu Worte kommen ließen, wenn sie etwas Wichtiges zu sagen hatten, indem sie dem Urteil der Leser mehr zutrauten als man ihm in Deutschland zuzutrauen pflegt, wären vielleicht besonders geeignet zu einer Aussprache über die Grundfragen des Nationalismus. Bei der zentralen Bedeutung, die die Beziehungen zu Frankreich für Ihr geschichtliches Denken haben, könnte ich mir vorstellen, daß das Dujardinheft Sie zu einer Äußerung anregte — das hohe Niveau des Heftes wird ja auch dadurch unterstrichen, daß Eduard Meyer eine Einleitung dazu geschrieben hat — und daß ich darauf antwortete. Da es mir widerstreben würde, im eigenen Haus das letzte Wort zu behalten, würde ich Ihnen meine Antwort vorlegen, so daß Sie das Schlußwort behielten.

Ich würde dieses Attentat auf Ihre Zeit nicht versuchen, wenn ich nicht glaubte, daß damit Mißverständnisse auf allen Seiten weggeräumt und neue Brücken geschlagen werden könnten.

Man wird mir vorwerfen, daß ich die von mir vertretene Sache schädige, indem ich den Kampf mit so ungleichen Waffen wie es Ihre und meine Feder sind, austragen lasse, aber den gleichen Vorwurf wird man auch Ihnen machen.

Zunächst bitte ich Sie natürlich nur das Dujardinheft zu lesen, da ja alles darauf ankommen wird, ob es Sie zu einer Äußerung anregt.

Mit besten Grüßen

Ihr ergebener gez. Coffmann.

Dr. Thomas Mann.

München 27, den 4. IV. 28
Poschingerstr. 1

Sehr verehrter Herr Professor!

Das Aprilheft der Süddeutschen Monatshefte kam erst vor wenigen Tagen, und ich habe es gleich gelesen. Das war außerordentlich interessant, und viel gäbe es auf Dujardin's Abhandlung zu erwidern, Vieles wäre zu bestätigen, zu ergänzen, zu bestreiten. Nur zu Vieles, uferlos Viel, wenigstens für mich, der beim Reden und Untersuchen niemals Beschränkung gelernt hat. Sie müssen bedenken, daß ich drei Lebens- und Arbeitsjahre den „Betrachtungen eines Unpolitischen" geopfert habe; meine Furcht mich wieder auf solche Weise zu verlieren, ist mächtiger, als die Versuchung, die von Ihrem Vorschlage ausgeht, ich bin das gebrannte Kind, das das Feuer scheut. Hinzu kommt, daß ich sehr müde bin und gleich nach Ostern, wenn es draußen menschenleerer wird, nach Süden fahren will. Nur notgedrungen, weil ich es wirklich nötig habe, verlasse ich auf einige Wochen meinen mythologischen Roman, den ich jetzt um keiner politischen Expektoration willen verlassen dürfte. Ihr Vorschlag aber bleibt schön und gut, und zu günstiger Stunde, wenn auch nicht mehr aus dem gegenwärtigen Anlaß, läßt er sich vielleicht doch einmal verwirklichen.

Mit vielem Dank und den besten Grüßen

Ihr ergebener gez. Thomas Mann.

Dr. Thomas Mann

München, den 16. VI. 28
Poschingerstr. 1

Sehr geehrte Redaktion,

ich bitte, die beifolgende „Antwort an Arthur Hübscher" in das nächste Heft der „Süddeutschen Monatshefte" aufzunehmen. Ich würde Gewicht darauf legen, die Korrektur selbst besorgen zu können.

Ihr sehr ergebener gez. Thomas Mann.

Wi

München, den 19. VI. 28

Herrn Dr. Thomas Mann, München, Poschingerstr. 1

Sehr geehrter Herr Doktor,

Im Auftrag von Herrn Dr. Hübscher bestätige ich Ihnen mit bestem Dank den Eingang Ihrer Antwort. Das Manuskript ist bereits zum Satz gegeben, die Korrektur wird Ihnen baldigst zugehen.

In ausgezeichneter Hochachtung gez. Winkler.

Hü/Wi

München, den 22. VI. 28

Herrn Dr. Thomas Mann

München
Poschingerstr. 1

Sehr geehrter Herr Doktor,

In der Anlage übersende ich Ihnen die Korrektur Ihrer Antwort. Es würde meiner eigenen Auffassung von Billigkeit wie auch einer alten Übung der Südd. Monatshefte entsprechen, wenn Sie selbst das letzte Wort in dieser Angelegenheit behielten. Da Ihre Antwort mich aber zu einer Äußerung auffordert, mußte ich noch einige Worte sagen — ich lege Ihnen auch einen Abzug dieser Gegenrede bei. Vielleicht läßt sich aber der Gedanke, dem ich eben Ausdruck gegeben habe, doch noch verwirklichen, wenn Sie, sei es auch ganz kurz, einiges zum Abschluß sagen wollen. Ich würde es in jedem Fall begrüßen — und mögen Sie mir gut oder übel mitspielen, ich werde dann nichts mehr sagen.

Eine andere Frage ist es, ob es sich nicht empfiehlt, diese offenen Briefe unter eine gemeinsame Überschrift zu setzen. Ich werde mich auch in dieser Hinsicht nach Ihrem Wunsche richten. Nur bitte ich Sie jedenfalls um eine baldige Erledigung, da der Umbruch des Juliheftes schon zur Hälfte vollendet ist.

In ausgezeichneter Hochachtung

Ihr sehr ergebener gez. Arthur Hübscher.

Dr. Thomas Mann

München, den 23. VI. 28
Poschingerstr. 1

Sehr geehrter Herr Doktor,

mein „Beitrag" ist fehlerfrei und könnte also in Druck gehen. Ich möchte Ihnen aber sehr nahe legen, diese ganze überflüssige Fortsetzung der unerquicklichen Auseinandersetzung überhaupt zu kassieren. Ich habe Ihnen den Brief geschrieben, bevor die M. N. N. sich der Sache angenommen hatten. Seitdem ich meine Erklärung dort abgegeben, habe ich nicht das geringste Interesse mehr an weiteren Veröffentlichungen, und der Brief, mit dem ich die „Antwort an Arthur Hübscher" zurückzog war schon geschrieben, als die M. N. N. diese Antwort und Ihre Entgegnung darauf anzeigten. Nur diese Ankündigung hinderte mich, den Brief abzuschicken. Ich habe aber nicht nur kein Bedürfnis, noch einmal gegen Sie das Wort zu ergreifen, sondern wenn es nach mir ginge, so unterbliebe alle weitere Polemik überhaupt, und Sie teilten mit, wir hätten uns in diesem Sinne geeinigt. Das

einzige Bedenken wäre, daß Sie auf diese Weise vielleicht nicht ganz zu Ihrem Rechte kämen; aber es bliebe Ihnen ja unbenommen, sei es in den S. M. oder den M. N. N., auf meine „Erklärung" noch einmal abschließend zurückzukommen.

Aus diesen Zeilen erkennen Sie meine Wünsche. Sie müssen nun handeln, wie es Ihnen im Interesse der Sache, unserer selbst und des Publikums richtig scheint.

Ihr sehr ergebener gez. Thomas Mann.

Hü/Wi

München, den 26. VI. 28

Herrn Dr. Thomas Mann

München
Poschingerstr. 1

Sehr geehrter Herr Doktor,

Ihren Vorschlag habe ich mir hin und her überlegt, da ich ihn ernst genug nehme, um alles an seine Verwirklichung zu wenden. Aber ich habe keine entsprechende Möglichkeit gefunden.

Teile ich lediglich den M. N. N. mit, daß wir uns darauf geeinigt hätten auf jede weitere Polemik zu verzichten, so würde nicht nur die Angelegenheit für die Leser der S. M. ohne Schluß bleiben, sondern auch bei dem größeren Teil der Leserschaft der Zeitschrift, die von den M. N. N. nichts weiß, ein völlig falscher Eindruck über Ihre Haltung entstehen. Man würde sich doch einfach sagen: Aha, diesen Vorwurf läßt er ohne weiteres auf sich sitzen.

Eine Mitteilung in den S. M. aber würde kaum weniger sonderbar wirken, da ich sie nur auf Ihren Brief in den M. N. N. stützen und von diesem Brief, wenn ich ihn nicht ganz abschreiben will, nur berichtweise, also sehr mangelhaft Kenntnis geben könnte. Dabei müßte ich dann weiterhin entweder die Unvereinbarkeit der beiden Standpunkte feststellen, was mir nach dem tatsächlichen Briefwechsel, wenigstens zu einem großen Teile, unrichtig zu sein scheint, oder von einer Einigung Kenntnis geben, die ich ohne Bezugnahme auf diesen Briefwechsel doch nicht hinreichend verständlich begründen könnte.

Eine letzte Möglichkeit, eine gleichzeitige Veröffentlichung in den M. N. N. und den S. M. würde auch nicht viel helfen. Es sähe in jedem Fall so aus, als ob beide Teile irgendwie das Licht der Öffentlichkeit zu scheuen hätten, als ob etwa Angst vor irgendwelchen Enthüllungen bestände, während niemand etwas dahinter finden kann, wenn jeder seinen Standpunkt mit allem Nachdruck vertritt. Ich sehe also keinen Weg um alle Schwierigkeiten wegzuräumen, als die Veröffentlichung Ihrer Antwort und meiner Entgegnung darauf. Es ist auch der einzige Weg, um verschiedenen Mißdeutungen in der Presse den Boden zu nehmen. Eine Notiz etwa, wie sie das Berliner Tageblatt vom 19. Juni brachte, es handle sich um einen Racheakt, weil es dem Verlag der S. M. und der M. N. N. in diesem Frühjahr nicht gelungen sei, Sie wieder zur Mitarbeit zu gewinnen, wird am besten durch diesen Briefwechsel erledigt. Ich hoffe, daß Sie diese Gründe würdigen und bedauere nur, daß ich jetzt doch das letzte Wort behalten soll, was mir bedeutend weniger gefallen will, als jedes von Ihnen stammende Schlußwort. Oder sollten Sie nicht doch in irgend einer anderen Form auf die Angelegenheit zurückkommen wollen? Nicht indem Sie den Streit nochmals aufrollen, indem Sie sich vielleicht dem zuwenden, was dahinter steht? Gewisse Ausführungen über die nationale Presse in Ihrer Antwort haben mir zu denken gegeben. Ist es die Schuld dieser Presse allein, oder ist es zum Teil nicht auch Ihre Schuld, wenn der Kreis Ihrer Veröffentlichungen in den Jahren nach dem Kriege auf einen immer engeren Raum zusammengedrängt wurde und wenn es heute weiten Kreisen so scheinen muß, daß der Dichter nicht mehr zum ganzen Volk spricht, sondern nur mehr zu einer Partei? Ich darf hier für mich persönlich sagen, daß ich alle die Jahre hindurch von Ihnen das erlösende Wort erwartet habe, das jenseits der Begriffe Republik, Fazifismus und Humanität und vielleicht auch jenseits gewisser Parallelbegriffe von rechts die weiten Bereiche nationaler Aufbautätigkeit, des Kampfes gegen Korruption, Schablone,

doktrinäre Verengung usw., der Vergeistigung, der beseelenden Idee zuführen würde. Und ich glaube, daß es mit mir nicht wenige sind, die seither einer gleichen Hoffnung gelebt haben. Sie allein wären vielleicht im Stande, dem deutschen Volk heute das zu sein, was ihm in den besten Zeiten seiner Geschichte seine Dichter waren, und Ihr ganzes künstlerisches Werk, so hoch ich es stelle, könnte vielleicht von einer einzigen gewaltigsten Leistung überwogen werden, die in dem von Hölderlin ersehnten Verhältnis zwischen Volk und Dichter ihre zureichende Begründung fände. Nehmen Sie bitte diese letzten Sätze ganz losgelöst von dem Streit um die Betrachtungen, lediglich als das, wie ich glaube, für weitere Kreise typische Bekenntnis des Angehörigen einer jüngeren Generation, der Sie Führer sein könnten, der Sie weite Strecken ihres Weges tatsächlich einmal Führer gewesen sind.

In „Flugblättern der Künstler", die 1914 erschienen sind, haben Sie auf die inneren Beziehungen gewisser Ihnen bekannter Feldsoldaten zu dem Thema des „Todes in Venedig" hingewiesen. Dieser Hinweis trifft auch mich insofern, als ich in der Kaserne den „Tod in Venedig" zum erstenmal gelesen habe, als von da aus andere Ihrer Werke sich mit meinem persönlichen Kriegsschicksal verbunden haben bis zurück zu den Buddenbrooks, die ich in einem Urlaub in Lübeck, der Heimatstadt meiner Mutter, zum soundsovieltenmale gelesen habe. Ich wurde im Felde von einem freundwilligen Bekannten mit den wichtigsten literarischen Neuerscheinungen länger als 2 Jahre versorgt und las manche Schrift, die sich im bejahenden oder verneinenden Sinn damals mit dem Krieg beschäftigte, von alldeutschen Propagandawerken bis zu Johannes R. Bechers Rede „An die Soldaten der sozialistischen Armee" (Almanach der neuen Jugend auf das Jahr 1917). Ich kannte den Zolaessay, ich kannte die Teile, die aus den Betrachtungen vorabdrucksweise und in Sonderveröffentlichungen erschienen sind. Erlebte Thomas und Heinrich Mann mehr und mehr als Exponenten zweier entgegengesetzter Prinzipien und sah in diesem Bruderstreit und in diesen Brüdern das ewige deutsche Schicksal versinnbildlicht, und wie es mir unmöglich erschienen wäre eine militärische Geschichte des Weltkrieges ohne die Namen Ludendorff und Foch zu schreiben, so mußte es mir mehr und mehr unmöglich scheinen, aus der geistigen Geschichte dieses Krieges die Namen Thomas und Heinrich Mann zu tilgen. Dies nicht zur Erklärung meines Angriffes, lediglich zur teilweisen Erläuterung meines Verhältnisses zu den „Betrachtungen", das im Dezember und Januar 1919 für mich richtungbestimmend einsetzte. Wenn sie rechtzeitig erschienen wären, hätten die „Betrachtungen" vielleicht der schönsten Einigung unseres Volkes den Weg bereiten können. Sollte es nicht möglich sein, daß Sie auch heute, bevor es vielleicht zu spät ist, einer schönsten Einigung des Volkes das Wort redeten, ein Wort, das rechts und links in gleicher Weise verstanden und aufgenommen würde?

Nehmen Sie bitte, wie gesagt, diese persönlichen, vielleicht allzu persönlichen Expektorationen lediglich als die eines Vertreters der jüngeren Generation, der sich dazu bewogen fühlen mußte, weil manche Wendung in dem Streit um die Betrachtungen es nahelegen muß, daß Ihnen diese Dinge noch nicht gesagt wurden.

Ihr ganz ergebener gez. Arthur Hübscher.

Dr. Thomas Mann

München, den 27. VI. 28
Poschingerstr. 1

Sehr geehrter Herr Doktor,

ich glaube nicht, daß Sie recht handeln. Mein Brief an die S. M. ist überholt und überflüssig, und Ihre Antwort, verzeihen Sie, wenig eindrucksvoll: in Ihren Privatbriefen drücken Sie das, was Sie meinen, viel besser und wärmer aus. Sie sollten meine Erklärung aus den M. N. N., die ja wenig Raum einnimmt, in extenso abdrucken und dann darauf antworten, wie es Ihnen ums Herz ist, also ähnlich wie Sie mir geschrieben haben. Das wäre, glaube ich, das Richtige.

Sie halten mich für einen Parteimenschen und einen Parteischriftsteller und meinen, „der Kreis meiner Veröffentlichungen sei in den Jahren nach dem Kriege auf einen immer engeren Raum zusammengedrängt" worden. Ich weiß nicht recht, wie Sie das meinen, aber ich habe den Eindruck, daß an meiner Arbeit noch immer derselbe wesentliche Teil unseres Volkes, wenn auch nur aus alter Gewohnheit, teilnimmt, der es zur Zeit von „Buddenbrooks" tat, nämlich das gebildete Bürgertum, und ich glaube kaum, daß es in mir einen Politiker und Parteimenschen sieht. Jedenfalls bin ichs nicht. Ich habe weder von Natur viel Neigung zur Politik, noch bin ich gläubig auf eine Parteidoktrin eingeschworen. Ich meine und will, in politicis, nichts, als das Vernünftige, Notwendige, Lebensfreundliche, Menschenwürdige, also das, was man wohl „deutsch" sollte nennen dürfen, — wie ich mich denn überhaupt, mit Nietzsche zu reden, als „etwas sehr Deutsches" empfinde und, obgleich literarisch natürlich international beeinflußt, persönlich so wenig international bin, wie möglich. Aber ich lebe in dem neuen, verkleinerten und zur Einheit strebenden Europa, habe einige Fühlung mit seinen geistigen Kräften und den allgemeinsten Einblick in seine Lebensbedingungen. Gewissen Borniertheiten und Bösartigkeiten widerstrebt meine Intelligenz und mein Charakter. Ich mache kein Hehl daraus, daß ich mit Leuten, die bei Rathenaus Ermordung sagten: „Bravo, einer weniger!" (Münchener Universitätsprofessoren!) nichts zu schaffen haben will, und daß ich die Münchener bürgerliche Presse fürchterlich finde. Und da ich Ihnen gerade an dem Tage schreibe, wo unsere gute, aber mißleitete Stadt zu Ehren der beiden Flieger-Tröpfe den nationalistischen Kopfstand vollführt, so will ich auch gleich noch zugeben, daß mir dies Wesen schlimmer scheint, als „Johnny spielt auf". Parteimann? In dem Sinne, wie heute jeder es ist, wollen Sie auch, daß ich es sei. Nur wollen Sie, daß ich mich zu der Partei schlage, die sich im Kriege die „Vaterlandspartei" nannte, und die eine sehr politische Partei war, nach außen und innen. Das kann ich freilich nicht. Wenn dies das erlösende Wort ist, das Sie von mir erwarten, so kann ich es nicht sprechen. Ich maße mir überhaupt nicht an, es sprechen zu können. Wer könnte es heute? Das geistige Leben ist schwer, und nie war es vielleicht ein größeres Kunststück, vor Gott angenehm zu sein als heute. Ein Führer? Nie habe ich es auch nur angestrebt es zu sein. Alles, wozu meinesgleichen es bringen könnte, wäre, auf eine vermieste Jugend vorbildlich zu wirken — aber auch das nur durch Bescheidenheit, Vorsicht und guten Willen.

Ihr sehr ergebener gez. Thomas Mann.

Z. München, den 5. Juli 1928.

Herrn Dr. Thomas Mann

München
Poschingerstr. 1.

Sehr verehrter Herr Doktor!

Im Berliner Tageblatt (Montagsausgabe vom 3. Juli) steht folgender Satz:

„Schließlich sei darauf hingewiesen, daß Professor Cossmann im Frühjahr 1928 zunächst durch Vermittlung von Angestellten des Verlages der ‚Münchner Neuesten Nachrichten' und darauf persönlich, in vielstündiger Unterredung sich die erdenklichste Mühe gab, Thomas Mann wieder zur Mitarbeit zu gewinnen."

In der Zusammenkunft bei Herrn Bittner — der einzigen, die ich in den letzten Jahren mit Ihnen hatte — war ja, wie Sie sich erinnern, mit keinem Wort von Mitarbeit bei irgend einer mir nahestehenden Zeitung oder Zeitschrift die Rede. Sie werden daher gewiß das Bedürfnis haben, das Berliner Tageblatt auf die Unrichtigkeit des obenstehenden Satzes hinzuweisen, dessen Herkunft sowohl Herrn Bittner als auch mir unbekannt ist.

Mit besten Grüßen

Ihr ergebener gez. Cossmann.

Dr. Thomas Mann

München 27, den 6. VII. 28
Poschingerstr. 1

Sehr verehrter Herr Professor,

Ich kann Sie versichern, daß ich nicht den geringsten Anteil habe an den Äußerungen mit denen demokratische und sozialistische Blätter mir bei meiner Abwehr von Dr. Hübschers Angriff sekundieren zu sollen glauben. Eine Berichtigung müßte aus dem Grunde etwas schwach und umständlich ausfallen, weil mir ja eine Ermunterung, für die „Süddeutschen Monatshefte" zu schreiben, tatsächlich zuteil geworden ist, und weil die Frage offen bleibt, ob der Angriff der „Süddeutschen Monatshefte" erfolgt wäre, wenn ich dieser Ermunterung hätte Folge leisten können. Ich möchte also doch vorschlagen, daß wir jene Zeitungsäußerungen als unerfreuliche Begleiterscheinungen einer unerfreulichen, aber nicht von mir hervorgerufenen Polemik stillschweigend hinnehmen.

Mit hochachtungsvoller Begrüßung

Ihr ergebener gez. Thomas Mann.

„Junge Deutsche"

Das ist eine neue Reihe von Erzählungen, handliche rote Leinenbände, gleich ausgestattet, aber nach Umfang und Preis verschieden, die der Verlag Reclam außerhalb des Rahmens seiner Universal-Bibliothek herausgibt. Ihr zusammenfassender Titel „Junge Deutsche" ist ein doppeltes Zugeständnis an die Selbstüberschätzung der jungen Leute wegen nichts als ihrer Jugend, und auf das Pochen auf ein Deutschtum, das sich als völkische Zugehörigkeit von selbst versteht, als Auszeichnung jedoch erst durch Leistungen zu verdienen ist. Wenn man sich überlegt, in welchem der westlichen Länder ein solcher Titel möglich wäre, so schaltet England von vornherein aus: Young Englishmen (of Letters) würde als so lächerlich empfunden wie es tatsächlich wäre. La Jeune France (litteraire) nicht minder. Eher ließe sich denken Giovane Italia aber das haben wir ohnehin, im Faszismus. Und damit kommen wir der Sache näher. In Frankreich und England fühlt sich die Generation der jüngsten Kriegsteilnehmer und die Nachkriegsgeneration von den Vorkriegsgenerationen wohl deutlich geschieden, aber doch lange nicht so wie in Italien, wo ihr weltanschaulich-politischer Fanatismus nur mit dem der Sowjets zu vergleichen ist, und wie in Deutschland, wo die Gegensätze zwischen Alt und Jungen schon seit Ende der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts auf dem Gebiete der Kunst auf beiden Seiten etwas verbissen Programmatisches angenommen haben. Seitdem kehrt bei uns die Baccalaureus-Szene des Faust mit einer Regelmäßigkeit wieder, die im Grunde komisch ist: „Hat einer dreißig Jahr vorüber, so ist er schon so gut wie tot. Am besten wärs, euch zeitig totzuschlagen." Am erheiterndsten ist das Ungestüm, mit dem diese jeweils Jungen von den jeweils noch Jüngeren und diese wiederum von den Allerjüngsten abgelehnt und beiseite geschoben werden. Schließlich läuft der Rummel hinaus auf das alte Ote toi de là que je m'y mette. Diese Tatsache allein könnte den Jungen zu denken geben, wie wenig Sinn es hat, zu sehr die Generation zu betonen, der man selbst angehört.

Genau besehen sind diese „Jungen Deutschen" nicht einmal so sehr jung. (Warum übrigens sind es ausschließlich Männer?) Der älteste, Bert Schiff, steht mit 38 Jahren schon am Schwabenalter. Seine Erzählung „Iwan und Feodora" (6.50), eine Liebesgeschichte aus Russisch-Polen, ist etwa ein zahmerer Ljeßkow. Ernst Penzoldt ist 36 Jahre. Sein „Zwerg" (5.80), weitaus der eigenartigste und wertvollste Band der Sammlung, ist die Geschichte einer Jugend; der Weltkrieg kommt episodisch vor; der Vortrag ist künstlerisch,

geistreich, anmutig, oft fein ironisch, die Gestalten scharf und doch liebevoll gesehen. David Luschnat, 33 Jahre, „Die Reise nach Insterburg" (3.80): nach zwanzigjähriger Abwesenheit kommt der Verfasser aus Berlin nach seiner Heimatstadt zurück; eine Reihe alltäglicher und besonderer Erlebnisse im Ich-Ton berichtet, gescheit reflektierend, ohne Anfang und Ende sozusagen, ein Versprechen, noch keine Erfüllung. Max Sidow, 31 Jahre, „Haß" (5.50): fünf spannende Novellen, die erste fast ein kleiner Roman, begabt, aber ob der Verfasser auch fesseln kann, wenn er weniger krasse Fälle behandelt? Fred von Zollikofer, 30 Jahre, „Die Nacht von Marienfee" (3.50): Drei Kapitel aus dem Leben Höltys. Ich schwärme nicht für die Gattung der Künstler- und Dichter-Erzählung; sie hat immer etwas Unbefriedigendes, weil sie schließlich darauf hinausläuft, daß der Verfasser über seinem Helden stehen müßte. Sogar bei Mörike ist mir das „Hutzelmännlein" tausendmal lieber als der „Mozart". Mit dieser Einschränkung und der weiteren, daß es auf die Nerven geht, wenn eine Geschichte ganz im Präsens geschrieben ist, eine beachtliche Leistung. Manfred Hausmann, ebenfalls 30, „Die Verirrten" (3 M.), zwei zart erzählte Episoden junger Neigung, von denen eine im Februarheft 1927 der S. M. zuerst erschienen ist. Eine andere Erzählung Hausmanns, „Der Spaziergang in die Wolken", inzwischen in einer Sammlung von Landstreicherabenteuern „Lampioon küßt Mädchen und kleine Birken" veröffentlicht, brachte das Februarheft 1928. Bei dieser Gelegenheit schrieb der Schriftleiter der S. M. einige Zeilen über den jungen Dichter, der im vorliegenden Heft mit einem neuen Landstreicherabenteuer vertreten ist. Man darf auf die weitere Entwicklung dieses jungen Dichters gespannt sein. Martin Beheim-Schwarzbach, 28 Jahre, „Die Runen Gottes" (6.80): Fünf seltsame Erzählungen und ein düsteres Nachtstück, das zur Zeit Jesu spielt; sonst merkwürdig zeitlos, fast unwirklich. Ob der Autor außer dieser G/Saite noch andere hat? Hansjürgen Witte, 26 Jahre, „Rosenkavalier" (4 M.): Sechs kurze Novellen, jede einen sonderbaren Liebesfall gestaltend, gute Thomas Mann-Schule mit großer Geschicklichkeit erzählt. Wolfgang Hellmert, 22 Jahre, „Fall Vehme Holzdorf" (3.50): Zwei Motti, von den augenblicklichen Modeautoren der Jungen, Dostojewski und Hölderlin; gewandt erzählt, etwas im Stil der Kurzgeschichte, oder Film mit raschem Szenenwechsel, aber die Sache beginnt und schließt unvermittelt: der Mord ist ebensowenig nach vorn zurück wie zu Ende gedacht.

Bert Schiff ist Oberlehrer in Frankfurt a. M. Seine Geschichte scheint auf ein Kriegserlebnis zurückzugehen. Penzoldt ist Bildhauer; der „Zwerg" zeigt starke Erlangensche Lokalstimmung. Luschnat war Transportbegleiter, kaufmännischer Korrespondent, Frachtenkontrolleur, Aufkäufer leerer Ölfässer, Korrekturenleser bei einer Zeitung, Angestellter einer Wurstfabrik, Seifenvertreter, Elektromonteur, seit 1924 ist er freier Schriftsteller. Sidow gibt keine früheren Berufe an; ebensowenig Zollikofer und Beheim. Hausmann wollte Privatdozent werden, war Dramaturg der Hohentwielfestspiele, Volontär einer optischen Fabrik, Korrespondent eines Exportgeschäftes, Schriftleiter der Weserzeitung; jetzt nur noch Schriftsteller. Wille war u. a. Schauspieler und ist Journalist. Hellmert war Banklehrling, Filmstatist, Schauspieler. Schiff, Penzoldt, Luschnat, Sidow und Hausmann waren nach ihren Angaben im Felde. Der einzige Penzoldt hat das Erlebnis des Krieges künstlerisch gestaltet.

Rosenheim. Josef Hofmiller.

Denkwürdigkeiten, Briefe, Biographien

Man hat die „Lebenserinnerungen einer alten Frau" von Josepha Kraiger-Porghes nicht ganz richtig mit denen von Kügelgen verglichen. Sie sind zugleich weniger und mehr. Diese zwei Bände, „Buch der Kindheit" und „Kreuzwege des Lebens" (Grethlein & Co., 7 und 8 M.), ersetzen, was ihnen an Kügelgens geistvoller Abgeklärtheit fehlt, durch

die Glut eines Herzens von leidenschaftlicher Teilnahme. Während Kügelgen ausgesprochen memoirenhaft ist, sind diese Erinnerungen rein autobiographisch. Eher wird man an das Buch einer anderen Frau gemahnt, nämlich die „Erinnerungen" von Lena Christ. Seit der Lena, deren „Mathias Bichler" Ludwig Thoma nie hätte schreiben können, ist kein Frauenbuch so mit Blut geschrieben worden. Dieser Lebenslauf ist lange Zeit so unglücklich, wie der der Christ. Eine geborene Kärntnerin, Tochter eines Beamten, früh mutterlos, vom willensschwachen Vater einem schönen Teufel von Stiefmutter preisgegeben, flieht sie aufs Land, wächst in einfachsten Verhältnissen auf mit Pflanzen und Tieren und merkwürdigen Menschen, erlebt Schweres und Schönes als Dienstbote, bildet sich rastlos weiter — heute ist sie die Frau des bekannten Generals Porghes. Das Buch ist oft erschütternd, immer herzbewegend; jedenfalls eine der wertvollsten Selbstbiographien einer Frau nicht nur in deutscher Sprache. Ich finde immer: wenn schon die richtigen Weiber anfangen loszulegen, bringen sie etwas Inkommensurables mit, gleichviel ob sie Lena Christ heißen oder Sigrid Undset oder Selma Lagerlöf oder Paula Grogger: sie stehen näher an den „Müttern".

„Clara Schumann — Johannes Brahms: Briefe aus den Jahren 1853—1896 im Auftrage von Marie Schumann herausgg. von Berthold Litzmann" (Leipzig, Breitkopf & Härtel, 2 Bd., geh. 16 M.). Dieser Briefwechsel, der zu den beziehungsreichsten zählt, die wir von großen Musikern besitzen, ist leider unvollständig und vollständig zugleich: Marie Schumann hat wenigstens die nach 1858 geschriebenen Briefe ihrer Mutter gerettet, und Clara hatte jene Briefe von Brahms zurückbehalten, die ihr besonders lieb waren; die anderen versenkte er 1887 vom Dampfschiff aus in den Rhein! Musikalisch das Schönste sind Claras Urteile über die jeweils neuen Werke von Brahms: so schön, daß man ein eigenes Bändchen aus ihnen machen sollte. Menschlich das Schönste ihre mütterliche Neigung zu dem oft verstimmt sich selbst und andere quälenden jüngeren Genius. „Ich kann lange Zeit denken und fühlen," schreibt er einmal, „ohne daß es mir gelingt, den rechten Ton zu treffen, so warm ich auch sein mag, es fließt eben nicht über, das Herz." Von Ende 1857 an übernimmt Brahms die Oberstimme: er ermahnt Clara, richtet sie auf, macht ihr auch gelegentlich Vorhalte. Dann folgen wieder Bekenntnisse wie dieses: „Ihr, besonders Du, denkt Euch mich immer anders als ich bin. Ich bin nie oder ganz selten nur etwas zufrieden mit mir. Wohl nie behaglich, sondern wechselnd vergnügt oder finster gestimmt." In Geldsachen ist Brahms von großartiger Vornehmheit. Aber sonst ist mit ihm „schwer umzugehen", das weiß er selbst und spricht es offen aus. Sein Ausspruch über Bachs Chaconne, die er für die linke Hand bearbeitet hat, ist zu schön, als daß ich ihn nicht hersetzen möchte: „Sie ist mir eines der wunderbarsten, unbegreiflichsten Musikstücke. Auf ein System, für ein kleines Instrument schreibt der Mann eine ganze Welt von tiefsten Gedanken und gewaltigsten Empfindungen. Wollte ich mir vorstellen, ich hätte das Stück machen, empfangen können, ich weiß sicher, die übergroße Aufregung und Erschütterung hätte mich verrückt gemacht."

„Das Werk Houston Stewart Chamberlains." Eine Bibliographie von Albert Vanselow (München, F. Bruckmann) verzeichnet die Buchausgaben, die Veröffentlichungen in Zeitschriften, Zeitungen, Sammelwerken usw., die Übersetzungen, und die in Buch- oder Broschürenform erschienenen Veröffentlichungen über Ch. und seine Werke. Man ersieht, ein wie schöner Band gesammelter Aufsätze zu machen wäre, wenn nur ein kleiner Teil seiner Veröffentlichungen in Zeitschriften vereinigt würde. Es sind, soweit ich sie kenne und zum Teil besitze, Beiträge, die heut genau so aktuell wären, wie am Tag des Erscheinens.

Rosenheim. Josef Hofmiller.

Redaktionell abgeschlossen am 24. Juli 1928
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hübscher in München. — Druck- und Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München.

Mensch und Tier

Ein Aufruf von John Galsworthy in Bury (Sussex)

In erster Linie muß ich um Entschuldigung bitten wegen meines Versuchs, heute über einen Gegenstand zu sprechen, in dem viele mindestens ebenso beschlagen sind wie ich; besonders darum, weil ich zwei der wichtigsten Fragen nicht berühre: Jagd und Vivisektion.

Ich setze voraus, daß keiner von denen, an die ich mich wende, das Herz hat zu sagen: „Die Leiden des Tieres lassen mich kalt — es hat keine Seele!" So kann ich beginnen ohne irgendwelche Bekehrungsabsichten. Ich habe niemals danach getrachtet, die Leute zu bekehren; sie sollen selbst denken und zu ihren eigenen Schlüssen kommen. Und so rede ich nur aufs gerade Wohl ein wenig über die Kreatur, die ich gern habe und die Dinge, die wir ohne jede grausame Absicht ihr zufügen.

Es ist immer schwierig, über Humanität zu sprechen, ohne in den Verdacht der Gefühlsduselei zu kommen. Aber es scheint über die Bedeutung dieses Wortes einige Unklarheit zu herrschen. Viele Leute nennen ihre Mitmenschen sentimental, wenn sie sich Leiden zu Herzen nehmen, für die sie selbst kein Vorstellungsvermögen haben. In dem Augenblick, in dem sie sich diese Leiden tatsächlich vorstellen können, werden sie genau ebenso „sentimental", mit anderen Worten, ebenso von Mitleid und Empörung erfüllt wie diejenigen, über die sie zuerst gespöttelt haben. Ich las dieser Tage von einer gutherzigen Dame, welche diejenigen Leute als absonderlich bezeichnete, die sich gegen das Einsperren der Vögel in Käfigen wehren, und die damit, wie sie sich ausdrückte, die armen Leute in den Städten des einzigen kleinen singenden und zwitschernden Stückchens Natur berauben wollen. Sie konnte sich in die Leiden der armen beraubten Vogelliebhaber versetzen und darüber jammern. Aber sie hatte keine Vorstellungskraft für die Leiden der eingesperrten Vögelchen und nannte darum jene, die sie hatten, Gefühlsdusler.

Es gibt also viele Fälle von Tiermißhandlung, die uns gar nicht als Mißhandlung erscheinen, ausgenommen einzelne Momente, wenn sie uns besonders eindringlich vor Augen kommen und uns dann auf die Nerven gehen. Stellen wir uns beispielsweise die Hunde vor, die an der Kette liegen — gewöhnlich an einer recht kurzen Kette. Ich denke da an einen Aufenthalt von mir in Granada in Spanien. Von unserem Hotel aus überblickte man die Stadt, und vor einem der Schuppen, die an einem Abhang standen, war ein großer Hund angekettet. Von unserem Fenster aus konnten wir ihn beobachten und dieser Blick vergiftete uns eine der schönsten Aussichten der Welt. Das arme Vieh wurde niemals losgelassen. Das Wetter war winterlich, und es hatte nur den Schutz des Schuppens; da war es immer, Tag und Nacht, kaum sich bewegend auf dem sechs Fuß breiten Stückchen Erdboden — oder richtiger gesagt, auf dem Stückchen Schnee und Schmutz. Das war sein Leben und seine Welt. Und mit einer kleinen Verbesserung, nämlich einer warmen Hundehütte, ist dies das Leben und die Welt von tausend und abertausend Hunden in Dutzenden von Ländern. Niemand, der den Hund in Granada Tag für Tag gesehen hätte, würde diesem Fall gegenüber gleichgültig bleiben. Aber wenn einem nie ein solches Beispiel vor Augen kommt, wird man nie darauf kommen, daß der angekettete Hund ein niederträchtiges Dasein führen muß.

Dasselbe gilt von den wilden Singvögeln in den Käfigen. Vielleicht wird eines Tages die gutherzige Dame — denn sicherlich ist sie sehr gutherzig — vor einem jener Läden haltmachen und einen Blick hineinwerfen, wo in enge kleine Käfige Lerchen, Hänflinge, Stieglitze und sonstige in der Freiheit lebende Vögel eingesperrt sind und trauernd dasitzen oder sich die Flügel an den Gitterstäben wundschlagen; und es wird ihr vielleicht plötzlich kommen, daß das ein Anblick ist, der sogar Engel zum Weinen bringen könnte, falls man die Engel als diejenigen Wesen ansieht, die am wenigsten zum Weinen fähig sind, was ich nicht weiß. Sie wird plötzlich verstehen, daß diese wilden kleinen Gefangenen dahinsiechen aus Mangel an Bewegung, die die Quintessenz ihres Daseins ist. Und sie wird sich niemals mehr diese Läden betrachten, sie wird nicht einmal mehr einen einzigen wilden Vogel im Käfig ansehen können — ich spreche hier nicht von Kanarienvögeln — ohne für diejenigen, die sie eingesperrt haben, ein Gefühl zu haben, dessen Äußerung ihr sechs Monate Gefängnisse eintrüge.

Wie ich schon sagte; wenn man nicht einmal zufällig an einer der traurigen Stellen haltgemacht hat, wo wilde Vögel in Käfigen sitzen, so kann man lange Zeit ganz unempfindlich gegen diese Tatsache bleiben. Ich persönlich kann es auch nicht ertragen, wenn man Löwen, Tiger, Leoparden, Wölfe, Bären, Adler und große Affen einsperrt, nur weil es uns gefällt sie anzugaffen. Man denkt vielleicht, und ich muß es zugeben, daß viele dieser eingesperrten Tiere recht gut aussehen. Es ist erstaunlich, unter welchen Umständen lebende Wesen existieren können. Ich habe einmal einen Mann gesehen, der 35 Jahre in Einzelhaft verbrachte (im Gefängnis in Berlin-Moabit). Es war ein gesund und heiter aussehender Mensch, aber er war glücklich über seine Entlassung, sogar noch nach 35 Jahren!

Für meine Begriffe ist eine Menagerie ein herzzerreißender Anblick. Da leben sie, diese unglücklichen Kreaturen, oft in Käfigen, die wenig größer als sie selbst sind, Tag um Tag, Nacht für Nacht, Monat um Monat, Jahr für Jahr, erst der Tod erlöst sie; denn man kann ja Löwen und Tiger und Wölfe nicht nach dem Frühstück zu einem kleinen Spaziergang in die Straßen oder Parks mitnehmen, wenn man es auch möchte.

Die Leute sagen: „Die Tiere leiden nicht, wenn sie so gut aussehen". Eine Menge blinder Menschen sehen gut aus, eine Menge Tauber, eine Menge Leute, die ihre Gliedmaßen eingebüßt haben. Nach und nach können sie sich je auf irgendeine Weise helfen. Aber wer von uns wird wohl sagen: „Den Blinden, den Tauben, den seiner Gliedmaßen Beraubten zu bemitleiden ist verrückt, ist überempfindlich." Nun, ich meinesteils würde lieber eines schönen Tages blind oder taub werden oder ein Glied verlieren, als ständig meiner Freiheit beraubt sein.

Man stelle sich vor, daß die Freiheit des Körpers für ein Tier viel mehr bedeutet als für einen Menschen, denn ein Tier hat keine seelischen Hilfskräfte. Über diese Einsperrmethode nachzudenken, ist kaum zu ertragen; und das ist der Grund, warum die Leute auch nicht darüber nachdenken, und — die Sache nimmt ihren Fortgang.

Viel von dem, was wir tun, würde einem Tier zur Schande gereichen, denn die Tiere sind niemals aus Vorbedacht grausam — nein, sogar die Katzen nicht — und das Leben der Tiere ist so wenig kompliziert, daß sie die gewissenlose und gedankenlose Grausamkeit nicht nötig haben, die uns unser unendlich kompliziertes Dasein aufzwingt. Es ist richtig, daß manche Tiere den Sport lieben, d. h. sie messen ihre Kräfte gerne aneinander. Eine Katze z. B. liebt es, ihre Behendigkeit an der einer Maus zu messen. Aber darin liegt nicht mehr Grausamkeit als in dem, was der harmlose Durchschnittssportsmann tut, den man doch kaum als grausam bezeichnen kann. Einige Tiere haben eine angeborene Vorliebe für Macht. Ein Bulle liebt es seine Herde zu regieren. Dieselben Gelüste wohnen im Menschen und bringen uns manchmal zu Auswüchsen vorbedachter Grausamkeit, wie sie niemals sich beim Tiere zeigen. Aber im allgemeinen ist es die verwickelte Beschaffenheit unseres Daseins, die uns dazu bringt, Leiden zu verursachen, die uns nicht zum Bewußtsein kommen, denn wir sehen die Dinge nicht mit vorurteilsfreien Augen.

Man betrachte einmal die fortgesetzte intensive Quälerei, die durch Anwendung der stählernen Kaninchenfallen verursacht wird. Wir essen Kaninchen, wir tragen das Fell der Kaninchen, doch wir denken selten daran, was dem Kaninchen widerfahren ist. Aber gesetzt den Fall, wir sähen die Kaninchen fortwährend in jenen grausamen eisernen Fallen, würden wir ihre Anwendung billigen? Ich glaube nicht.

Gesetzt den Fall, ein Mann und ein Mädchen gehen spazieren und sehen unterwegs ein Kaninchen in einer eisernen Falle; was wird das Mädchen tun? Zehn von elf Mädchen werden die Falle öffnen, wenn sie damit umgehen können. Der Mann mit seinem ausgebildeteren Gemeinsinn wird Gewissensbisse wegen des Trappers und dessen Verdienst haben und wird vielleicht sagen: „Kaninchen müssen eingefangen werden, wie du weißt, es sind schädliche Tiere, und sie zerstören das Korn", womit er vollkommen recht hat; aber trotzdem wird er keine Freude an dem traurigen Schauspiel haben, und ich wäre nicht im mindesten überrascht, wenn er eine Eingabe für Abschaffung der stählernen Kaninchenfallen unterschriebe, wie ich es kürzlich tat; und ganz mit Recht, denn sie *sollen* abgeschafft werden. Die Schlinge ist immer noch besser, und Abschießen viel besser als Falle und Schlinge.

Und nun will ich noch etwas über die Hummern sagen. Ich habe es selbst erst vor kurzem erfahren; ich habe es immer verschmäht, Hummern zu essen, denn ich hielt das langsame Gesottenwerden für eine sehr unangenehme Todesart. Mit den Schaltieren scheint es anders zu sein. Gewisse ganz zuverlässige Experimente eines Sachverständigen zeigten, daß Schaltiere im kalten, langsam zum Sieden gebrachten Wasser bewußtlos werden und ohne irgendein Zeichen von Unbehagen sterben, sobald die Temperatur des Wassers auf 70—80 Grad Fahrenheit gestiegen ist. Wenn andererseits Hummern, wie es oft geschieht, direkt ins kochende Wasser geworfen werden, machen sie heftige Anstrengungen zu entwischen und bleiben 58 Sekunden widerstandsfähig — also etwa eine Minute lang. Jeder Fischhändler und jeder Koch sollte also wissen, daß der schonungsvollste und beste Weg, Hummern zuzubereiten, der ist, sie in kaltes Wasser zu legen und es langsam zum Sieden zu bringen in derselben Art, wie man es jetzt mit den Krabben macht. Wenn man das tut, leiden die Tiere nicht. Sie dürfen niemals direkt ins kochende Wasser geworfen werden.[1]) Die Tatsache aber, daß man es oft tut, ist ein kleiner Beweis für die hochgradige Unwissenheit, mit der wir nutzlose Leiden verursachen. Man denke an die Verse von Ralph Hodgson:

„Der Himmel selbst muß Tag und Nacht
So lang mit Donnerstimme wecken,
Bis es die Diener Gottes drängt,
Der Menschen Sinne aufzuschrecken;
Dann werden alle niederknien,
Bis heißes Flehn zu ihm gedrungen
Für das geschundne wilde Tier,
Für Hund und Bär, zum Tanz gezwungen,
Für blinde Ponies, die wir kalt
Zum Kampfspiel führen statt zur Weide,
Und für das Wild, das angstgehetzt
Dem Jäger dienen muß zur Beute.". . .

Und an die Worte des alten Plutarch, vor nahezu 2000 Jahren niedergeschrieben:

„Wir sollen die lebende Kreatur nicht behandeln wie Schuhe oder tote Haushaltungsgegenstände, die wir fortwerfen, wenn wir sie nicht mehr brauchen können; und sei es auch nur, um Barmherzigkeit gegen die Menschheit zu lernen, sollen wir barmherzig gegen andere lebende Wesen sein. Was mich betrifft, so würde ich nicht einmal einen alten Ochsen verkaufen, der sich einmal für mich geplagt hat."

Es wird manche Leute zum Nachdenken anregen, wenn sie hören, daß es kaum einen Schriftsteller von Bedeutung durch alle Jahrhunderte hindurch und gewiß keinen großen Religionsstifter gegeben hat, der nicht das gewesen ist, was sie in bezug auf die

[1]) Vgl. Fußnote auf Seite 920 dieses Hefts. D. Schr.

Behandlung von Tieren einen Sonderling nennen; ich sage, es wäre gut, wenn sie nachdächten, aber ich fürchte, sie wollen nicht. Das ist das Traurige. Es gibt keinen größeren Abgrund als den, der zwischen den wenigen mit Vorstellungsvermögen und zwischen den vielen ohne Vorstellungsvermögen klafft.

Um auf das Zitat von Plutarch zurückzukommen, so betrachte ich es als die gemeinste Handlungsweise, alte Pferde, die uns treu gedient haben, für ein paar Silberstücke zu verkaufen. Ich habe Pferde besonders gern; ich gehe sogar zu Pferderennen, aber nicht zum Wetten, sondern weil ich mich freue, die Pferde zu sehen; und das ist, wie man mir zugeben muß, ein schlagender Beweis für meine Vorliebe. Aber selbst wenn ich nicht geborener Pferdeliebhaber wäre, so würde ich doch die gleiche harte Sprache über den Handel mit alten Pferden führen. Ich hätte das Gefühl, ich verkaufte meine Seele um ein paar Silberlinge, wenn ich ein altes Pferd von mir verkaufte. Die Zustände sind ja jetzt besser, als sie waren, und ich schreibe es dem Landwirtschaftsamt zugute, daß es sie unter einigem Druck verbessert hat. Aber sie sind noch nicht so, wie sie sein sollten. Meiner Meinung nach sollte kein lebendes Pferd, das über zehn Jahre alt und weniger als dreißig Pfund wert ist, verstoßen werden. Und überhaupt sollte kein Pferd, das nicht im Vollbesitz seiner Kräfte ist, fortgegeben werden.

Ferner verdamme ich die Verwendung von Pferden im Kriege. Als der Krieg ausbrach, hatte ich eine elfjährige Stute, beinahe Vollblut, die so gescheit war, sich einen Splitter in den Fuß zu treten, und etwa eine Woche lang während der ersten und einzigen Zeit lahmte, in der alle Pferde unserer Nachbarschaft im Hinblick auf ihre militärische Verwendbarkeit geprüft wurden. Sie wurde zurückgewiesen. Ich bin von dem Prüfungsplatz aus auf ihr nach Hause geritten und ich werde nie diesen Rückweg vergessen; es war, als hätte sie niemals einen Splitter im Fuß gehabt. Ich bin ganz sicher, sie wußte, daß sie einer schweren Gefahr entgangen war. Sie lebt heute noch und fühlt sich wohl wie ein Fisch im Wasser.

Glücklicherweise kommt man von der Verwendung von Pferden im Krieg mehr und mehr ab, und wenn sie einmal gar nicht mehr verwendet werden, so will ich befreit aufatmen.

Nur noch ein Wort über Katzen und Hunde. Eine Schwester von mir hatte eine schwarze Katze, jetzt Mutter vieler schwarzer Kätzchen; als sie ihre ersten Jungen geworfen hatte, leistete sie sich folgendes: Die Kätzchen waren zuerst ganz regelrecht in einem Korb in der Küche untergebracht, aber am zweiten Tage bildete sie sich ein, die Kleinen seien da in Gefahr; als daher die Familie ausgegangen war, versteckte sie sie ein Stockwerk höher im Badezimmer unter der Wanne. Als die Familie abends zurückkam, jammerte sie kläglich, als ob sie ihre Jungen verloren hätte. Das ganze Haus begann zu suchen, und die Katze suchte mit; sie ging in alle Ecken und Winkel, untersuchte alle Schränke und Kästen, miauend und rennend, alle zu immer größeren Anstrengungen anfeuernd. Dann, nachdem die Familie das Suchen als erfolglos aufgegeben hatte, schlich sie zu ihren Jungen zurück. Sie wurden am nächsten Tag, als die Familie ein Bad nehmen wollte, in tadelloser Verfassung gefunden. Seit dieser Zeit genießt die Katze unbeschränktes Vertrauen, vielleicht fast zu viel Vertrauen. Sie bekommt jedes Jahr ihre Jungen und bringt sie unter, wo es ihr gefällt. Doch ist sie zum Glück sehr zurückhaltend und hat nie mehr als zwei auf einmal, so daß man keinen Vorwand hat, welche zu ertränken.

Es ist ein großer Irrtum zu glauben, daß Hunde und Katzen natürliche Feinde seien. Im Gegenteil; sie haben im allgemeinen viel Anziehendes für einander, wenn nur der Mensch sie in Ruhe läßt. Tatsächlich ist alle Feindschaft zwischen Hund und Katze das unmittelbare Ergebnis menschlicher Barbarei.

Aber im allgemeinen glaube ich, daß das, was einer besseren Behandlung der Tiere bei uns im Wege steht, nicht so sehr auf unsere Gefühllosigkeit zurückzuführen ist, denn im großen und ganzen ist man gegen die Tiere ganz gut — man behandelt sie viel besser

als in früheren Zeiten — der Grund liegt viel eher darin, daß noch von der Vergangenheit her an gewissen grausamen Gebräuchen festgehalten wird, durch die das Tier leiden muß; an Gebräuchen und Geschäftsinteressen, z. B. die Vogelliebhaberei; das Halten von Menagerien; die Tierdressur; der Handel mit Pelzen und Federn; bis zu einem gewissen Grade die zoologischen Gärten; das Verschachern alter Pferde; die alte Art des Schlachtens; das Fallenstellen; das verabscheuungswürdige Stutzen der Pferdeschwänze; das Anketten der Wachhunde; und andere Dinge. Wer sich mit Politik beschäftigt, weiß, mit welch ungeheueren Schwierigkeiten es verknüpft ist, ein Gesetz durchzubringen, das sich mit diesen Fragen beschäftigt und ernstlich ein damit zusammenhängendes geschäftliches Interesse bedroht oder auch nur einen altehrwürdigen Gebrauch antastet. In dem Augenblick, wo man versucht, die Leiden von Tieren auf Kosten einer gewissen Klasse von Männern und Frauen abzuschaffen, ist der Reformer dagegen. Der bedrohte geschäftliche Vorteil findet beim Parlament immer ein geneigtes Ohr. Wir mögen so barmherzig sein wie möglich und es auch behaupten, die Leute können den Gedanken nicht ertragen, daß andere Leute durch ihr Vorgehen materiell geschädigt werden — die Reform wird unterdrückt oder so verwässert, daß wenig mehr davon übrig bleibt als ein Freibrief, in etwas gemilderter Weise mit den Mißhandlungen fortzufahren. Der Mensch geht vor, das Tier kommt erst nachher. Aber es dient nicht dem wahren Interesse der Tiere, über den Stillstand auf diesem Gebiete zu verzweifeln. Wir müssen uns einfach damit abfinden, daß die ganzen Bestrebungen in bezug auf bessere Behandlung der Säugetiere und Vögel vorläufig noch in den Windeln liegen; und daß wir nur durch stetige Erziehung und Belehrung Aussicht auf Erfolg haben werden. Es geht sehr langsam, aber ich glaube, nein ich weiß, es ist ein sicherer Weg; alle Anzeichen weisen darauf hin. Erst einmal ich selbst, dann wie ich hoffe, alle, an die ich mich wende, laßt euch nicht entmutigen! Wenn wir in dieser Beziehung auch nicht mehr den Idealzustand erleben werden, so doch eine so viel bessere Zeit, daß uns die schwere Last der Scham von der Seele genommen wird.

Der hl. Franziskus und die Tiere

Von P. Erich Rohr O. F. M. in Bad Tölz

Der Heilige betrachtet die irdischen Dinge von der hohen Warte seiner Gotteserkenntnis aus. Darum sieht er die Dinge vielfach anders als die Menschen gemeinhin; darum wertet er sie auch anders. Der Heilige, der die absolute Größe, Liebe und Schönheit Gottes erkannt und erlebt hat, ist von der relativen Bedeutung alles Geschaffenen ganz durchdrungen. Dadurch verlieren in seinen Augen die irdischen Dinge manches von dem Wert, den man ihnen sonst beimißt. Andererseits gewinnen sie aber auch an Wert, weil er in allen Dingen die Geschöpfe und Werkzeuge Gottes erkennt, desselben Gottes, dem er mit der ganzen Liebe seines Herzens leben und dienen will. Das gilt auch hinsichtlich des Verhältnisses des Heiligen zu den Tieren. Kein Heiliger wird die Tiere verachten; und keiner wird sein, der nicht, wenn es darauf ankommt, für sie einträte. Aber nicht jeder Heilige muß ein ausgesprochener Tierfreund sein; dafür sind die Heiligen den geschaffenen Dingen gegenüber im allgemeinen zu nüchtern. Doch von einem wissen wir, daß er nicht nur ein großer Heiliger, sondern zugleich auch ein wahrer Freund der Tiere war — Franziskus von Assisi.

Man kennt das liebliche Bild von Führich: Franziskus sitzt im Wald. Die Güte leuchtet aus seinen Augen, heiliger Friede liegt über ihm. Zutraulich hocken sich die Vöglein auf seinen linken Arm. Seine Rechte streichelt zärtlich ein Lämmlein, das sich an ihn schmiegt. Zwei Häslein zu seinen Füßen können es kaum erwarten, bis sie an die Reihe kommen.

Von der Seite macht sich keck ein Eichhörnchen an den Heiligen heran, und hinter den Bäumen lugt neugierig ein Hirsch zu ihm hin. Oder man denke an das Idyll von Kunz: Paradisi pax. Franziskus sinnend auf der felsigen Höhe des Alverna, ein niedliches Rotkehlchen auf dem Zeigefinger seiner linken Hand und eine große Schar anderer Vögel in köstlicher Zutraulichkeit rings um ihn herum. Man wird wirklich an den Frieden des Paradieses erinnert, der den Menschen und sein Verhältnis zu den Tieren verklärte.

Unwillkürlich kommt einem die Frage: Phantasie oder Wirklichkeit? Dichtung oder Wahrheit? Wir wissen es nicht erst aus späteren Legenden, sondern aus den ersten geschichtlichen Quellen, daß der hl. Franziskus eine überaus große Liebe zu den Tieren wie zur Natur überhaupt hatte. In der Vergeinsamkeit, abseits von dem Getriebe der Welt, fühlte er sich am wohlsten. Da suchte er sich die Plätze, an denen er nach den Tagen und Wochen äußerer Wirksamkeit am liebsten verweilte. Sein Herz war wohl immer Gott zugewandt. Aber zugleich war sein Sinn freundlich aufgeschlossen für alle Kreatur, die ihn umgab, für die Menschen nicht nur, auch für die Lieblichkeit der Blumen, auch für das Leben und Leiden der Tiere. Wie sehr er den Tieren zugetan war, darüber besitzen wir eine große Anzahl von Berichten, die mit zum Entzückendsten gehören, was man über das Verhältnis zwischen Mensch und Tier lesen kann. Einige Beispiele: Franziskus weilte einmal bei Greccio. Da wurde ihm eines Tages ein lebendiges Häslein gebracht, das in einer Schlinge gefangen worden war. Man setzte es auf den Boden, so daß es frei hätte entfliehen können. Doch das Häslein blieb. Nun rief ihm Franziskus: „Bruder Häslein, komm zu mir! Warum hast du dich überlisten lassen!" Und siehe da, sofort sprang es ihm auf den Schoß. Der Heilige streichelte es freundlich, schien Mitleid mit ihm zu haben wie eine Mutter mit ihrem Kind, redete es zärtlich an und ermahnte es, sich nicht mehr fangen zu lassen. Dann entließ er es. Doch so oft er es auch auf die Erde setzte, immer wieder sprang es dem Heiligen auf den Schoß, als ob es mit einem gewissen Instinkt die Güte seines Herzens spürte, wie St. Bonaventura in seinem Berichte beifügt. Endlich wurde es auf Geheiß des hl. Franziskus von den Brüdern fortgetragen in den nahen Wald. — Ein andermal ging Franziskus durch die Niederungen bei Rieti nach Greccio. Da schenkte ihm ein Fischer einen Wasservogel. Gern nahm der Heilige ihn an, setzte ihn aber sofort auf die offene Hand und forderte ihn auf, davonzufliegen. Doch der Vogel blieb. Da hob der Heilige die Augen zum Himmel und verharrte lange im Gebet. Als er wieder zu sich kam, gleichsam aus einem anderen Lande heimgekehrt, gebot er dem Vogel abermals in zärtlicher Weise, er solle entfliehen, um den Herrn zu loben. Und nun, nachdem er noch den Segen des Heiligen erhalten, bezeigte der Vogel durch die Bewegungen seines Körpers seine Freude und flog davon. — Ähnlich machte es Franziskus mit einem großen Fisch, den er geschenkt bekam. Anmutig ist auch folgende Erzählung: Als Franziskus wieder einmal auf den Berg Alverna kam, umflatterten gerade Vögel verschiedenster Art seine Zelle. Durch ihren lieblichen Gesang und ihr munteres Benehmen schienen sie gleichsam ihre Freude über seine Ankunft auszudrücken und den zärtlichen Vater zum Verweilen einladen zu wollen. Da sprach er zu seinem Gefährten: „Ich sehe, Bruder, es ist Gottes Wille, daß wir uns hier eine Zeitlang aufhalten; denn die Schwestern Vögelein scheinen großen Trost über unsere Gegenwart zu empfinden". — So denken, reden und handeln kann nur ein Mensch, der die Tiere liebt.

Des hl. Franziskus Liebe hat nichts Selbstsüchtiges an sich. Tiere, die in Freiheit zu leben gewohnt sind, will er nicht einmal in freiwilliger Gefangenschaft halten. Sie sollen die Freiheit haben, die ihnen der Schöpfer geschenkt hat. Gerne gewährt er allen, die es brauchen, Schutz, Hilfe oder Schonung. So klein und unscheinbar der Wurm am Wege ist, er hebt ihn sorgsam auf und legt ihn abseits ins Gras, damit er nicht zertreten wird. Er weiß, daß den Bienen der Winter gefährlich werden kann; darum gibt er ihnen rechtzeitig Honig und Zucker, damit sie nicht verhungern müssen. Da er aber seine Ohnmacht erkennt, allen Tieren und Tierlein nach dem Drange seines Herzens zu helfen, beschäftigt ihn oft die

Frage, wie er ihnen Hilfe verschaffen könne; er pflegte zu sagen: „Wenn ich den Kaiser sprechen könnte, so würde ich ihn kniefällig bitten und ihm raten, er möge aus Liebe zu Gott und zu mir ein besonderes Gesetz erlassen, niemand dürfe die Schwestern Lerchen fangen, töten oder ihnen sonst ein Leid antun". Ebenso sollten die Podestà der Stadt und die Herren der Kastelle und Dörfer alljährlich am Weihnachtstag ihre Untertanen veranlassen, Getreide und sonstige Körner auf die Wege außerhalb der Städte und Flecken zu streuen, daß die Schwestern Lerchen und andere Vögel an dem hohen Festtag ihr Futter hätten. Überhaupt sollte um der Liebe dessen willen, der sich selbst für uns hingegeben hat, die gesamte Christenheit nicht bloß den armen Leuten, sondern selbst den Tieren und Vögeln freudig und reichlich geben.

Dieses verantwortungsbewußte Zusammengehörigkeitsgefühl gegenüber den Tieren ist für Franziskus bezeichnend. Aus seiner Jugendzeit ist davon, wie überhaupt von einer besonderen Vorliebe für die Tiere noch nichts bekannt. Es tritt erst in seinen reifen Jahren hervor und ist offenbar eine Frucht seines religiösen Erlebens. Die bis zum Menschenmöglichen gesteigerte Verinnigung seines Verhältnisses zu Gott hat ihn der Natur nicht entfremdet, sondern im Gegenteil immer mehr vertraut gemacht. Der Grund liegt in seiner tiefen Erfassung des christlichen Gottesbegriffes. Franziskus weiß natürlich, daß die Natur das Werk der göttlichen Allmacht ist, und bewundernd verfolgt er die zahllosen Spuren der Schöpferweisheit Gottes. Aber in der Schule des Evangeliums hat er gelernt, noch tiefer zu blicken. Er erkennt nämlich, daß alle Wunder der göttlichen Allmacht und Weisheit im letzten Grunde Offenbarungen von Gottes Liebe und Menschenfreundlichkeit sind. „In Gottes Liebe versenkt, schaut er in jedem Geschöpf die Güte Gottes vollkommen" (Specul. perf.). Nicht bloß aus der göttlichen Liebestat der Erlösung, auch aus den Herrlichkeiten der Schöpfung erkennt er, daß Gott seinen Geschöpfen, vornehmlich uns Menschen Vater sein will und wirklich Vater ist. Das bereitet seinem gottliebenden Herzen ein unsagbares Entzücken. Und nun glaubt er es seinem Vater im Himmel schuldig zu sein, daß er sich nicht über irgendeines seiner Werke überhebe. Sie alle sind ja nur deshalb in der Welt, weil Gott sie des Daseins für wert befunden und erschaffen hat; auch sie haben also Gott, ihren Schöpfer zum Vater, der sie liebt und für sie sorgt. Sie gehören mit uns Menschen zu der großen Familie, die sich Gott auf Erden erschaffen hat und der er vorsteht als allgütiger Vater. Darum gehören sie alle, die Tiere wie die Menschen, auch zu uns, und wir gehören zu ihnen wie zu Kindern des gleichen Vaters. „Darum nennt er alle Geschöpfe, so klein sie auch sein mögen, Brüder und Schwestern; denn er wußte, daß sie alle den gleichen Ursprung haben wie er" (St. Bonaventura). Deshalb fühlt er sich auch verpflichtet, um des gemeinsamen Vaters willen alle Geschöpfe zu lieben und für sie zu sorgen.

Da die Geschöpfe alle von Gott sind, war es für Franziskus selbstverständlich, daß sie ihrer Natur entsprechend teilnehmen an der Verherrlichung Gottes. Natürlich nicht so, als ob Franziskus irgendwie daran gedacht hätte, die Tiere mit den Menschen auf eine Stufe zu stellen; dazu war er sich seiner mit Vernunft und freiem Willen begabten Seele, wie auch der Bedeutung der menschlichen, besonders der religiösen Kultur im Gegensatz zu den stets gleichen Lebensäußerungen der Tiere zu sehr bewußt. Aber da Franziskus nicht nur ein Heiliger sondern auch ein Dichter war, fiel es ihm nicht schwer, die Lebensäußerungen der Tiere als unbewußte Huldigung vor dem Schöpfer zu deuten. Er tat dies um so lieber, als er sich durch das Beispiel der Tiere aufgefordert fühlte, seinerseits den Schöpfer bewußt in dankbarer Liebe zu loben. Köstlich ist die Erzählung von der Vogelpredigt. Franziskus kam bei Bevagnia an einen Ort, allwo eine Menge Vögel versammelt waren: Tauben, Krähen, Dohlen usw. Er ging auf sie zu und grüßte sie, wie es seine Gewohnheit war, als Brüder. Er war aber nicht wenig erstaunt, daß die Vögel sich nicht zur Flucht erhoben, wie sie es sonst tun. Von großer Freude erfüllt, bat er sie demütig, das Wort Gottes anzuhören. Unter anderem sprach er zu ihnen: „Meine geflügelten

Brüder, ihr seid euerem Schöpfer besonderes Lob und Liebe schuldig, weil er euch Flaum zum Kleide und Fittiche zum Fluge gegeben hat. Herrlich hat euch Gott erschaffen unter seinen Geschöpfen und in der reinen Luft hat er euch Raum angewiesen. Ihr sät nicht und erntet nicht und trotzdem schützt und nährt und lenkt er euch, ohne daß ihr euch die geringste Sorge zu machen braucht." Bei diesen Worten freuten sich die Vöglein in wunderbarer Weise auf ihre Art, begannen die Hälse emporzustrecken, die Flügel auszubreiten und mit geöffnetem Schnabel ihn anzublicken. Er aber ging durch ihre Mitte und wieder zurück und mit dem Saum seines Kleides streifte er ihre Köpfe und ihre Rücken. Endlich segnete er sie und entließ sie mit dem Zeichen des hl. Kreuzes und gab ihnen die Erlaubnis wegzufliegen. — Hierher gehört auch die liebliche Erzählung von der Grille. Der Heilige hatte sie wiederholt in der Nähe seiner Zelle zu Portiunkula wahrgenommen. Eines Tages rief er sie zu sich, und sie flog sogleich auf seine Hand. Dann sprach Franziskus zu dem Tierlein: „Singe, meine Schwester Grille, und lobe den Herrn, deinen Schöpfer mit deinem Jubel!" Und unverzüglich fing sie zu singen an und hörte nicht auf, bis sie auf Befehl des Heiligen an ihren Ort zurückflog.

Es ist in der Tat so, wie Dr. Imle (Heiliger Lebenskünstler) schreibt, auch hinsichtlich der Tiere: „Seine Freude an der Natur ist Gottesdienst". Es ist daher nicht verwunderlich, daß er gerne moralisierende Gedanken mit seiner Betrachtung der Tiere verbindet. Der Sammeleifer der Ameise erinnert ihn an den Geiz der Menschen; die Grille, die Würmer aussaugt, wird ihm zum abschreckenden Beispiel der Ausbeutung des Volkes. In der Biene sieht er ein Vorbild der Weisheit, in den Schäflein ein Bild der Unschuld und Einfalt, durch das er sich besonders an Jesus, das „Lamm Gottes", gemahnt fühlt. Franziskus wurde eben von der Wirklichkeit der religiösen Welt in seinem Denken und Leben vollkommen beherrscht.

Die Tiere selbst hatten sicher nichts dagegen. Sie zeigten bei jeder Gelegenheit, daß sie sich in der Nähe des heiligen Mannes wohl fühlten — wohler als in der Obhut manches „Tierfreundes". Können wir uns darüber wundern? Das Gefühl ist der Tiere bester Berater. Haben sie auch die Worte des Heiligen nicht verstanden, so haben sie doch den wohligen Wellenschlag seiner einfältigen, treuherzigen Liebe empfunden und daraus ihren wahren Freund erkannt. Wir können es deshalb gar nicht so unglaublich finden, wenn wir lesen, daß die Vögel in den Niederungen von Venedig, die ihn im Gebete störten, und die Schwalben von Alviano, die ihn durch ihr Gezwitscher am Predigen hinderten, auf sein Geheiß hin schwiegen; oder daß bei Siena die Schafe, die er wie gewöhnlich begrüßte, allesamt ihren Weideplatz verließen und zu Franziskus liefen; oder daß der „Bruder Fasan", den er der Freiheit zurückgeben wollte, immer wieder zu ihm zurückkam; oder endlich daß der „Bruder Falke" auf Alverna ihm ein trauter Genosse in der Einsamkeit wurde. Ja, selbst die Zähmung des berühmten Wolfes von Gubbio, die man lange Zeit als allegorische Darstellung der Frieden stiftenden Wirksamkeit des Heiligen betrachtete, ist neuerdings durch Zeugnisse gestützt worden, die für ihre Echtheit sprechen; Gubbio wurde tatsächlich damals von hungrigen Wölfen heimgesucht; und unter den Mauern der alten Kirche San Francesco della pace hat man den Schädel eines Wolfes gefunden (P. Cuthbert, Der hl. Franziskus). Ohne Zweifel hat Franziskus eine ungewöhnliche Macht über die Tiere besessen, nicht durch die Gewalt seines Willens, aber durch die Gewalt seiner selbstlosen, heiligen Liebe. **Paradisi pax!**

Bevor Franziskus zum Sterben kam, ließ er sich noch einmal seinen Sonnengesang vorsingen. „Höchster, allmächtiger, guter Herr . . . ! Gepriesen seist du, mein Herr, durch alle deine Geschöpfe! . . . Lobt und preist meinen Herrn und sagt ihm Dank, alle Geschöpfe, und dienet ihm in großer Demut!" Am Abend des 3. Oktober 1226 hauchte er zu Portiunkula bei Assisi seine heilige Seele aus. Und siehe da: eine große Schar Lerchen, die sonst das Licht lieben und die Finsternis scheuen, flog herbei und kreiste lange mit einem ungewöhnlichen Jubel über dem Dache der Zelle, darin der Leichnam des Heiligen lag. Hat der Vater sie geschickt, den Bruder zu grüßen?

Schöpfer und Geschöpf

Von Fr. Cölestin Loeckher O. F. M. in München

Was alles doch aus dem unkaufmännischen Großkaufmannssohn von Assisi geworden ist! Einen Heiligen nennt ihn die Kirche, einen Vorläufer Luthers ihre Gegner. Ein Nationalökonom soll er gewesen sein, der die sozialen Probleme gelöst hat. Zwar weiß ich nicht, daß er je von sozial geredet hätte. Und Probleme kannte er nicht. Ein Feind der Bourgeois soll er gewesen sein, er, der so große Achtung hatte vor aller Autorität und der Freund von Fürsten und Päpsten war. Auf die roten Fahnen der Gleichheit wollten sie seinen Namen schreiben, den Namen des Mannes, der in seiner Regel sagt: „Ich mahne euch dringend, verachtet und beurteilt nicht Leute, die ihr weiche und farbenprächtige Kleider tragen und sich köstlicher Speisen und Getränke bedienen seht!" Wahrlich, Franziskus ist beinahe allen alles geworden: den Klugen ein Narr und den Toren ein Weiser. Selbst die Welt konnte ihn brauchen. Jetzt hat sie ihn zum Patron für Tierschutzvereine gemacht. Ob mit Recht? Ja und nein.

Natürlich hat er die Tiere geliebt. Wenn auch nicht so, daß er kein Fleisch hätte essen mögen, weil er an das arme Tier dachte, das die Menschen so grausam getötet hatten. Er hat zwar fast nie Fleisch gegessen, aber aus anderen Gründen. So überempfindlich war er noch nicht. Seine Liebe zu Tieren war weder Nervenschwäche, die keinen Schrei hören kann, noch bloße Ästhetik, die Formen genießt. Auch Sinnlichkeit war sie nicht, die weiche Felle streichelt und bei schmiegsamen Tieren die eigene Lust findet. Am wenigsten war sie jene unchristliche Irrung, die Schoßhunde mit Köstlichkeiten mästet und sich über vernachlässigte Kinder von Bettelleuten erbost. Die Liebe des heiligen Franz zu den Tieren war anders.

Man kann die rein natürliche Tierliebe des edlen Menschen in Franz nicht als die Liebe des Heiligen schon betrachten. Es gibt feine Geschichten vom Menschen Franz, der in seiner natürlichen Unschuld den Fluch nicht zu kennen schien. Sie sind wie Märchen oder, wie wenn sie in der Bibel stünden, auf den Blättern, die zwischen dem Paradies liegen und zwischen der Sünde. Auf den Blättern des unschuldigen Menschen. Wie es ja wohl auch heute noch gilt, daß die Unschuld — die noch nicht gleich Heiligkeit ist — selbst wilde Tiere bezwingt.

Ich kannte einen Buben, der gar nicht heilig war, und doch die Mäuse, die sich lebendig in der Falle gefangen hatten, in den Wald hinaustrug, bevor sie die Magd ersäufte. Und einem Hasen in die großen Augen lachen: „Aber, Kleiner, bist du dumm!" ist köstlich, aber nicht notwendig heilig. Auch nicht, wie es Franz zuweilen tat, gefangene Fische wieder ins Wasser werfen und ihnen nachrufen, sie sollten sich ja nicht wieder erwischen lassen. Obwohl da schon ein klein bißchen, sagen wir, heilige Torheit vonnöten ist; denn wo kämen wir hin, wenn es alle so machten?

Die Liebe des eigentlich Heiligen muß — wenn wir schon heilig und Mensch trennen wollen, gottbezogen sein, wie überhaupt das Wesen des Heiligseins doch in der Gottesgerichtetheit liegt.

Es schickt sich übrigens fein, an der Heiligkeit von Franzens Tierliebe zu zeigen, daß die wahre Heiligkeit nicht bloß in Kirchen zuhause ist, sondern im Leben steht. Aber, wie das wohl aussehen wird, gottbezogene Tierliebe?

Wer den heiligen Franz kennt, der weiß, daß es eine ganz selbstverständliche und natürliche Sache sein wird. Nämlich so.

Als der liebe Gott die Welt geschaffen hatte und sie, und damit auch die Tiere, dem Menschen übergab, da erklärte er ausdrücklich, daß auch die Tiere dem Menschen zu Diensten

geschenkt seien. Wer wird ein nützliches Geschenk seines Vaters nicht lieben? Nicht so sehr um der Nützlichkeit willen, mit der es ihm dient, als um der Liebe des Gebers willen, an die es ihn jederzeit mahnt? Und der heilige Franz war der letzte, undankbar zu sein. Zudem dienten ihm ja die Tiere nicht in der gewöhnlichen Weise, wie etwa der Esel, der ihn trug, oder das Schaf, das ihm sein Gewand schenkte. Franz empfing noch besondere Dienste. Sollte er nicht in dem pünktlichen Eifer, mit dem ihn der Bruder Falke auf dem Alverna jeden Morgen zur Primzeit weckte, die liebe Sorge seines himmlischen Vaters sehen? Gar als ihn, da Franz einmal krank war, der Vogel erst eine Stunde später und diesmal mit leisem Rufen zum Aufstehen mahnte? Oder durfte er nicht den Gruß und die Anerkennung seines Vaters drin sehen, wenn ihn das Heimchen, das auf einem Baum neben seiner Zelle hauste, jedesmal fröhlich begrüßte, da er aus der Mette kam? Wir nehmen den Federhalter, den wir beim Abitur zur Erinnerung mit unserm Freund tauschten, niemals zur Hand, ohne an den fernen Jugendgefährten zu denken, und lieben das kleine Stück Holz um seinetwillen. Aber was uns an Gott stündlich mahnen möchte, verstehen wir nicht. Die Lösung ist einfach: dem heiligen Franz war eben Gott der lebendig Geliebte. Und so liebte er auch die Tiere, die Gott ihm schenkte. Um Gottes willen.

Man hat gemeint, der heilige Franz habe Dichter sein müssen, um zu entdecken, daß die Tiere Gott lieben. Er war Dichter, ganz sicher. Aber um in der Art, wie die Tiere Gott dienen — wir sagen heute viel gröber: den Naturgesetzen gehorchen —, Liebe zu sehen, genügte der Heilige schon. Ja, es war sogar gerade der Heilige dazu nötig. Und wenn der Dichter Francesco nicht heilig gewesen wäre, d. h. Gott nicht über alles geliebt hätte, wäre ihm die Gottesliebe der Tiere ewig fremd geblieben. Die klugen Leute, die den armen Francesco für seine Liebe zu den „Brüdern und Schwestern", den Tieren, einen heiligen Schwärmer geheißen haben, sie waren doch nicht so klug, um zu sehen, wie natürlich das ist. Und die andern, die sich schon freuten, einen heiligen Pantheisten zu haben — man hat ihnen die Freude gründlich verderben müssen. Gerade das Dritte, das weder er selbst noch die Tiere war, und das sie gemeinsam liebten als Drittes, das machte dem heiligen Franz aus den Tieren Geschwister. Wo ist da der Schwärmer und der Philosoph? Was lag Franz, dem strengen Aszeten, an allen Blumen und Tieren? Doch nichts! Aber alles lag ihm an Gott. An der gleichen Liebe zum gemeinsamen Vater erkannte er Brüder und Schwestern. Und weil die Tiere gleich ihm selbstlos den „liebten", den er über alles ehrte und liebte, drum waren sie ihm auch selbst wieder lieb. Wird uns nicht der auch zum Freund, der selbstlos das gleiche Gut liebt, wie wir?

Und umgekehrt: lieben wir nicht auch das, was unseren Lieben teuer ist? Wenn dir auch das Spitzentuch deiner Großmutter, die du nie kanntest, gleichgültig sein könnte, so liebst du es doch, weil es deinem Vater ein Heiligtum ist. Der heilige Franz wußte wohl, daß seinem geliebten Vater die Tierlein alle auch teuer seien. In der Vogelpredigt erzählte er es selbst einmal rührend den Vögeln, wie lieb Gott sie habe.

„Mein Gott und mein alles!" Das kleine, oft übertrieben gescholtene Wort ist tatsächlich der Schlüssel zum Leben Franziszi. Auch der Schlüssel zum Verständnis seiner Liebe zu Tieren. Und ganz besonders die Erklärung für folgende eigenartigste Form dieser Liebe. „Eine besondere Liebe," erzählt sein Biograph, „hatte der selige Franz zu den Tieren, in denen irgendein Symbol des Sohnes Gottes erblickt werden kann." Hier wird der Heilige vollends zum Toren. Vor dem wir stehen und staunen. Vielleicht auch ergriffen sind. Vielleicht aber peinlich die Köpfe schütteln und sagen: „Wie kann man!" Aber es gehört zum Leben des heiligen Franz; und wer ihn lieb hat, wird auch das verstehen. Und wer ihn nicht verstehen kann: nun, erzählen muß ich es doch. Es gehört zum Bild: Franz und die Tiere.

Er ging mit einem Bruder über Land. Da traf er auf einen Mann, der über die Schulter gehängt zwei geknebelte Lämmer trug. „Da erinnerte sich der heilige Franz an ein Lamm, das auch einst für uns ist gebunden, verkauft und geschlachtet worden." Sein Herz ward

gerührt und er begann zu dem Manne: „Mein Bruder, warum doch quälst du die lieben Lämmer so?" Der Mann gab Bescheid: er trug sie zum Markt. Sie würden verkauft und geschlachtet. Da rief der Heilige eifrig: „Das sei fern! Das geschehe nicht! Da, nimm doch als Preis meinen Mantel und überlasse die Lämmer mir!" Der Bauer war nicht dagegen; denn der Mantel war viel mehr wert. Und Franz? Nun beginnt erst die Torheit: er wußte ja nicht, wohin mit den Tieren. Da bat er den Bauern, er möchte die Lämmer wieder zu sich nehmen, müsse sie aber pflegen und dürfe ihnen nie etwas zuleide tun, was der Mann auch versprach. Ich meine, der Bauer war auch ein Heiliger. Oder er hat dann gelacht.

Nicht nur in Lämmern sah Franz den Erlöser. Er kannte ein Wort aus den Psalmen, da Christus sagt: „Ein Wurm bin ich, und nicht ein Mensch." Und sorgsam trug er daher im Gedanken an Christus die Würmer beiseite und verbarg sie an sicheren Plätzen, damit sie nicht auf den Wegen zertreten würden.

Franziskus ist noch nicht tot. Er lebt noch in seinen Orden und auch in vielen, die weder Kutte noch Schleier tragen. Auch seine Liebe zu Tieren lebt fort. Zwar gibt es keine Legenden mehr, obwohl wir von vielen Heiligen seiner drei Orden ähnliche Dinge wissen. Doch wozu Legenden? Der größte Sohn unseres heiligen Franz, der heilige Bonaventura, schrieb noch im Jahrhundert Franziszi sein Itinerarium, das Büchlein „Vom Wege zu Gott durch die Schöpfung". Ein gelehrtes und schwieriges Buch. Und doch: es sind nur die einfältigen Worte des heiligen Franz, verwandelt in Philosophie. Von späteren Brüdern und Schwestern ist uns erzählt, wie sie mit den Vögeln zusammen sangen zum Lobe des Schöpfers. Von vielen, wie sie über die Schönheit der Schöpfung, auch der Tiere, entzückt wurden zu Lobpreisungen Gottes. Legenden gibt es auch heute nicht mehr. Auch die Heiligen unseres Jahrhunderts sind anders. Aber in Klostergärten gibt es auch heute noch köstliche Szenen und fromme Brüder, einfältige und gelehrte, die in den Tieren Gott lieben und preisen. Das Erbe des heiligen Vaters wird weitergegeben, auch hier. Das Erbe des heiligen Toren aber ist dies: „In allem nur Gott!" Denn das Leben des heiligen Franz von Assisi heißt so: „Die Wurzel Gott hat Frucht getragen" (R. M. Rilke).

Die Natur Italiens im Empfinden des hl. Franziskus

Von P. Gabriele Maria Allegra O. F. M. in Rom

Die Natur ist ein Buch, in dem nur der christlichen Seele zu lesen vergönnt ist. Kein Volk des Altertums, nicht einmal das griechische trotz seiner kunstvollen Eklogen, hatte für die Schöpfung eine Empfindung, wie sie etwa den Hebräern verliehen war. Und als sich nach Christus der Menschheit das Verständnis für die Wunder der Natur erschlossen hatte, war dies zum größten Teil darauf zurückzuführen, daß die Christen gelernt hatten, mit Herz und Geist die Worte des Erlösers zu erleben: „Sehet die Lilien des Feldes, sie spinnen nicht, sie weben nicht, und doch hat sie der Herr in eine Pracht gehüllt, wie sie kein Salomon sein eigen nennen konnte. Betrachtet auch die Sonne, die voll Majestät am Himmelsgewölbe heraufzieht und die der göttliche Vater leuchten läßt über Gute und Böse".

Wenn der hl. Augustin die Natur mit einem Buche vergleicht und der hl. Paulus die Worte niederschreibt: „Selig jene, die reinen Herzens in diesem Buche lesen und dem tausendstimmigen Chor der Schöpfung lauschen", sind sie keineswegs Pantheisten, sondern eine Kinder Gottes, die in allem eine Äußerung der Vaterliebe ihres Schöpfers erblicken. „O, mein Gott!" ruft der hl. Augustin aus, „alles mahnt mich, dich zu lieben, damit ich, der du mich für dich geschaffen hast, in dir glücklich bin."

Das ist die christliche Naturauffassung und auch die des hl. Franziskus, wenngleich sie in seiner Seele unendlich lebendiger, brennender und weltumspannender auftrat. Der seraphische Heilige sah nicht, wie der Psalmist, in der Natur nur Werke Gottes, sondern in allen Geschöpfen Kinder eines gütigen Vaters oder, wie in der Lilie und dem Lamm, erhabene Symbole.

Wie weit reichte nun in seinem künstlerischen Empfinden und der Heiligkeit seiner Seele der Einfluß des italienischen Charakters?

Vergil, ein im Grunde genommen christlich denkender Geist, dann im späteren Mittelalter Gregorius und die Söhne des hl. Benedikt, von Pietro Damiani bis Romuald, alle hatten sie den Zauber der Natur gefühlt, und ein Kranz lieblicher Legenden schlingt sich um das verwitterte Gemäuer jener alten Abteien. So wird von einem Einsiedler berichtet, der mit ungeschickter Zärtlichkeit den rauhen Finger mahnend auf die Blumen seines Gärtchens legte und zu ihnen sprach: „Nicht länger sollt ihr mir Vorhalt machen und sagen: Vicenzo, liebe Gott! Von jetzt an will ich ihn wirklich lieben und euch Namen geben, die aus dem Eden stammen, wie: Tal des Friedens, Paradies-Gefilde, Grüne Aue, Apfel der Schuld."

In Umbrien weihte man besonders der hl. Jungfrau große Verehrung, wie überhaupt in Italien die himmlische Mutter, das zarte Reis von Jesse, mit seiner leuchtenden Blüte, herrlich anzusehen wie der strahlende Himmel Italiens, von jeher Gegenstand glühender Verehrung war. Noch bevor Franziskus das Licht der Welt erblickte, hatte Bernhard von Clairvaux in den Seelen die Liebesflamme zur reinsten Jungfrau entzündet, und die Predigermönche des Benediktinerordens, Attorre di Vercelli, Raterio di Verona, Ildebrando di Cluny u. a. m., nährten sie mit sorglichem Eifer.

Die Marienverehrung erreichte eine solche Ausdehnung, daß sich tausende junger Männer unter ihren Fahnen sammelten und ragende Dome errichtet wurden, in denen sich, wie im anmutigen Toskana, die Statue der seligsten Mutter über Bergen von Blumen erhob.

So war in den Herzen der Italiener schon in jenen fernen Zeiten des Mittelalters die Natur außerordentlich lebendig. Franziskus aber übertraf sie alle. Seine eigenartige Persönlichkeit war so stark, daß sie nicht nur befruchtend auf die Kunst wirkte, sondern, wie ein bedeutender Schriftsteller sagt, die christliche Renaissance vorbereitete und durch ihr erhebendes Beispiel und die Liebe zur Schöpfung auch in der Literatur eine neue Aera einleitete. Viele unter den Modernen haben den Einfluß des großen Heiligen auf den italienischen Charakter zugegeben und betont, daß jene kleinen erlesenen Meisterwerke eines Pascoli, Piati und Maronetti, welche die bescheidene Kreatur zum Gegenstand haben, ohne die von ihm ausgegangene Anregung nicht entstanden wären.

Als während des Krieges Holzmangel eintrat, wurde der Vorschlag gemacht, den Wald von Vema fällen zu lassen. Aber ein katholischer Abgeordneter und Jünger des hl. Franziskus widersetzte sich dem Parlament. Ein vor zwei Jahren verstorbener Schriftsteller gibt in seinen Werken eine anziehende Schilderung, wie die Vögel voll Zutraulichkeit in den Kreuzgängen der Franziskanerklöster nisten und wie dort das Quälen der Tiere, nicht minder als das Fluchen, auf das strengste verpönt ist.

In vielen italienischen Schulen wird der Sonnengesang gelehrt, und die umbrischen Bauern wenden sich an den Heiligen von Assisi, wenn es gilt, Gedeihen für Herde und Felder zu erflehen.

Es dürfte zu weit gehen, den hl. Franziskus als „Dichter der Natur" zu bezeichnen. Man muß dieser Auffassung entschieden entgegentreten, denn wenn auch der Heilige die ganze Schöpfung mit unendlicher Zärtlichkeit umfing, so gehörte seine Liebe doch vor allem seinem Gott. Die Persönlichkeit des hl. Franziskus darf nicht einseitig, sie muß im ganzen genommen werden. Möchten doch die Italiener und alle Welt von diesem leidenschaftlichen Verehrer Christi lernen, im christlichen Geiste zu leben, d. h. im Geiste der Buße und der Selbstverleugnung und der Liebe zu Gottes Geschöpfen.

Franziskanische Tierliebe in Spanien

Von P. Bernardo Aperribay O. F. M. in Madrid

Der hl. Franz von Assisi besaß in hervorragendem Maße die Gabe der Einfühlung in die Geheimnisse des kosmischen Rhythmus. In seinen Augen bewegten sich alle Geschöpfe in einer heiteren Sphäre fröhlicher Verbrüderung. Wo andere nur eine wegwerfende Geste der Mißachtung haben, strahlte er, der gütige „Poverello", Frieden und Milde aus und verschmähte es nicht, sogar mit den Geringsten unter den Geschöpfen, Gespräche von unerreichter lyrischer Kraft zu führen. Der süße Triller der Nachtigall entzückt unser Ohr, während uns die Eintönigkeit des leis schwirrenden Gitarrentons der Grille eher lästig ist. Franziskus kannte keine solchen Unterschiede. Grille wie Nachtigall nannte er „Schwester", den reißenden Wolf „Bruder". Wenn uns der Autor der „Fioretti" in liebenswürdiger Beschreibung den hl. Franziskus im Geplauder mit dem Wolf, mit dem er sogar paktierte, vor Augen führt, so gibt er im Grunde nichts anderes als eine naive Schilderung seiner Zartheit und Gemütstiefe. Die überströmende Güte des großen Heiligen für die Tierwelt, auch jene der Wildnis, darf nicht überraschen, denn ein tiefes, inneres Band leitet von den Geschöpfen zu ihrem Urheber.

Die Auffassung des hl. Franziskus vom Zusammenhang der Dinge mit ihrem Schöpfer, der er in seinen lyrischen Dichtungen so hinreißenden Ausdruck verlieh, fand volles Verständnis, ja sie bildete die Morgenröte einer Renaissance, deren gewaltiger Einfluß sich bald an allen Orten fühlbar machte. Überall schlossen sich Gruppen bewundernder Anhänger zusammen, um aus der reinen, eindringlichen und lebensstarken Philosophie des Heiligen, die seinen höheren Zielen keineswegs Abbruch tat und sich harmonisch in seine Gefühlswelt eingliederte, neue Anregung zu schöpfen.

Ein Wort über Spanien. Wenige Länder teilen mit Spanien den Vorzug, vom hl. Franziskus besucht worden zu sein, und daher ist es nur natürlich, daß man gerade auf der iberischen Halbinsel alles, was mit dem Franziskanertum zusammenhängt, mit besonderer Begierde erfaßt. Wie hätte sich daher gerade Spanien dem erhabenen Einfluß des hl. Franziskus in bezug auf das Verhältnis des Menschen zum Tier, das der große Heilige in eine höhere Sphäre rückte, verschließen können?

Die großen Mystiker, welche die Gefolgschaft des hl. Bonaventura bilden, deuten in fesselnder Weise die anagogischen Absichten des hl. Franziskus. So besitzen wir von Fr. Juan de los angeles, O. F. M., ein meisterhaftes Werk, in welchem er lehrt, wie Gott auch in den unbedeutendsten Tieren zu erkennen ist. Seinem vortrefflichen Buche „Führer zum vollkommenen Leben" entnehmen wir folgenden Dialog zwischen Lehrer und Schüler:

Schüler: „Es entsetzt mich, dich so sprechen zu hören, mein Vater."

Lehrer: „Warum?"

Schüler: „Einige unserer Zeitgenossen verwerfen die Betrachtung der Geschöpfe und verwehren sogar den Gedanken, nicht nur bei diesem Gegenstand, sondern sogar bei Jesus selbst, zu verweilen. Um wieviel weniger kannst du da von mir erwarten, daß ich mich bei der Betrachtung einer Eidechse, einer Ameise, eines Veilchens, eines Fischleins oder anderen Getiers des Meeres und der Erde aufhalte? Der Geist muß durch die Beschäftigung mit vielerlei Dingen herabgezogen und durch die Betrachtung der Geschöpfe von der Anschauung des Schöpfers abgelenkt werden."

Lehrer: „Ein feines, treffendes Raisonnement. Ich bin ganz deiner Meinung, daß die Beschäftigung der Gedanken mit der irdischen Kreatur den Aufschwung des Geistes zum Göttlichen verhindert, von der Erforschung der höchsten und ewigen Dinge ablenkt und die Außenwelt vorherrschen läßt, wodurch alles Übel in diese Welt gekommen ist . . . Aber ich habe nicht im entferntesten die Absicht, dich von Gott ablenken und zur Beschäftigung mit den Geschöpfen anzuleiten. Niemals habe ich eine solche Doktrin aufgestellt. Wohl aber sage ich dir, daß wir auf dem Umweg über die Geschöpfe den Schöpfer suchen müssen. Wenn ich in der Kreatur die All-

macht und Liebe Gottes betrachte, so geschieht es nicht, um meinen Geist dabei aufzuhalten, denn dadurch würde ich ja Gott beleidigen und mich von ihm entfernen, nein, ich tue es vielmehr um meine Seele zur Erkenntnis Gottes zu bereiten, um mich in seine Allmacht, Güte und Liebe zu den Menschen zu versenken. Dann erst löst sich mein Geist von der sichtbaren, körperhaften Welt und erhebt sich zu jener Geistigkeit, die ich allein im geschaffenen Werke betrachte. Anstatt mich zu zerstreuen, gelange ich auf diese Weise zu einer Sammlung meiner Gedanken, die dann, unter Ausschaltung der Geschöpfe, in der Anschauung Gottes verharren."

Diese Worte des bedeutenden, aus dem Franziskanerorden hervorgegangenen Mystikers bilden im Anschluß an das System des hl. Bonaventura einen melodischen Widerhall der seraphischen Liebesakkorde des hl. Franziskus. Nichts ist in der Schöpfung chaotisch, verwerflich oder verabscheuungswürdig; alles ist Licht, Harmonie, Verbrüderung. Die Dinge sind aber nur Instrument und Mittel, um uns den Weg zu Gott zu weisen, „denn, da Gott unsichtbar ist", fährt der tiefe Mystiker fort, „können wir ihn nur in seinen Werken erkennen, genau so, wie sich uns die Kräfte eines Menschen nur in Leistungen, die einen großen Kraftaufwand erfordern, offenbaren, wie etwa beim Aufheben einer Last oder beim Schleudern einer schweren Eisenstange."

Wollte ich die Dichter aufzählen, die mit wahrem Entzücken die Episoden des hl. Franziskus mit den Tieren in ihren Werken verwerteten, so würde sich eine endlose Liste ergeben. Ohne weit in die Vergangenheit zurückzugreifen, nenne ich nur den gottbegnadeten Jacinto Verdaguer, jene Schwesterseele des seraphischen Sängers, der mit unendlicher Zartheit die kleinen Erzählungen der „Fioretti" kommentierte. Von ganz besonderer Schönheit ist seine Dichtung über die Vogelpredigt. Dieses Werk wurde auch unter die Sammlung klassischer Dichtungen aufgenommen, die zum Unterricht an den Mittelschulen bestimmt ist. Die Kinder singen die Verse nach einer schlichten Melodie, und so dringt der Geist dieses Dichters in ihre jungen Seelen. Wie könnte so ein Kind jemals einen Vogelmord begehen? Der gewaltige Einfluß, den Dichter wie Verdaguer auf das Volksempfinden den Tieren gegenüber ausüben, ist unbestritten.

Oft hört man die Frage: Gibt es in Spanien Gesetze zum Schutze der Tiere? Gewiß. Gibt es in Spanien aber auch Vereinigungen, die es sich zur Aufgabe machen, den Tieren eine gute Behandlung zuzusichern? Ja, auch das. Man wendet außerdem auch Methoden an, die dazu dienen, den Tierbestand zu verbessern, die einzelnen Exemplare zu kräftigen und die Rassenzucht zu heben. Die Mendelschen Gesetze finden weiteste Anwendung. Von Jahr zu Jahr wächst das Bestreben, eine kraftvolle Tierwelt heranzuziehen, die mit den stattlichen Rassen der Vergangenheit in Wettbewerb treten kann.

Wenn es auch unmöglich ist, heute den unmittelbaren Einfluß des hl. Franziskus auf dieses Gebiet nachzuweisen, so genügt es doch zu erwähnen, daß die Psychologie des Heiligen von Assisi in Spanien tiefer Sympathie begegnete und daß sich das spanische Volk mehr als irgendein anderes der innigen Zärtlichkeit bewußt ist, mit der dieses Genie der Liebe das Weltall in seiner ganzen Ausdehnung umspannte. Eine vergleichende Studie, inwiefern sich die Lebenskraft jener einfachen franziskanischen Auffassung in der Mystik, der Literatur und der Gesetzgebung Spaniens auswirkte, wäre eine der interessantesten und dankbarsten Aufgaben.

Tierschutz als Kulturforderung

Von Manfred Kyber in Löwenstein bei Weinsberg

In den letzten Jahren wird der Tierschutz mit immer wachsendem Nachdruck als eine Kulturforderung geltend gemacht, wenigstens in den Staaten, die einigermaßen auf den Namen einer Kulturnation Anspruch machen dürfen. Alexander von Humboldt sagt:

„Grausamkeit gegen die Tiere ist eines des kennzeichnendsten Laster eines niederen und unedlen Volkes. Wo man ihrer gewahr wird, ist es ein sicheres Zeichen der Unwissenheit und Roheit, welche selbst durch alle Zeichen des Reichtums und der Pracht nicht übertüncht werden kann. Grausamkeit gegen Tiere kann weder bei wahrer Bildung, noch bei wahrer Gelehrsamkeit bestehen."

Das sind sehr wahre Worte, die nur zu lange unberücksichtigt geblieben sind, und wir müssen zugeben, daß, an diesem berechtigten Maßstab gemessen, kein Volk sich heute ein Kulturvolk nennen kann. Die furchtbaren Barbareien, die überall und täglich an den Tieren begangen werden, sind nicht nur ein schweres Unrecht an diesen Geschöpfen selbst, sie bedeuten auch einen Niedergang unseres Menschentums, den in letzter Stunde aufzuhalten eine der wichtigsten Forderungen des Tages ist. Alte Hochkulturen, wie die indische und ägyptische, sahen die Tiere als Geschwister an, in gleicher Weise betrachteten sie alle geistig hochstehenden Persönlichkeiten sämtlicher Zeitalter, auch des heutigen. Wie furchtbar weit von solchem Führertum hat sich die gegenwärtige Menschheit entfernt, die besonders in den letzten Jahrzehnten in den Tieren wie in der ganzen Natur nichts sah als ein Ausnutzungsobjekt für die endlose Raffgier einer mechanisierten Zivilisation! Die einseitige Entwicklung von Geldwirtschaft und Technik hat eine Nützlichkeitsmoral gezeitigt, der alles erlaubt scheint, was dem Vorteil des Augenblicks dient. Wälder von größtem Umfang hat diese Menschheit vernichtet, ganze Tierrassen aus Geldgier oder knabenhafter Jagdeitelkeit ausgerottet, und die noch vorhandenen Tiere führen bei uns ein Leben, das zum größten Teile kaum noch lebenswert ist. Für Gautama Buddha und Franziskus von Assisi waren die Tiere Brüder; dem heutigen Durchschnittsmenschen sind sie zumeist nichts als Ausnutzungsobjekte, mit denen er beliebig umgehen kann. Er begreift nicht, daß der Mensch der Natur nicht übergeordnet, sondern eingeordnet ist, und daß eine Menschheit, die sich im anthropozentrischen Dünkel von der Gesamtheit des Lebens scheidet, sich selbst den Boden untergräbt, auf dem sie steht. Eine Wüste von Fabriken ist die Zukunftsaussicht dieser Entwicklung, und die Folgerung dieser Nützlichkeitsmoral der Kampf aller gegen alle. Es nützt auch nichts, sich gegen die Tatsachen zu verschließen.

Viele wollen nicht glauben, wie schauderhaft es um den Tierschutz in unserer Scheinkultur bestellt ist. Es steht schlimm genug damit. Ganz abgesehen von allen Mängeln und Grausamkeiten in der Tierhaltung in Haus und Stall, im Verkehrswesen und im sonstigen täglichen Leben, an denen Interesselosigkeit und Roheit gleiche Schuld tragen — man überlege sich nur, wieviele Millionen von Geschöpfen täglich zur Nahrung der Menschen getötet werden, man unterrichte sich darüber, unter welchen Qualen diese Tötung vielfach erfolgt, wie mangelhaft und kulturlos die Tiertransporte gehandhabt werden. Man überzeuge sich einmal, welche Barbareien in der Küche begangen werden, welche Scheußlichkeiten die Jagd heute noch aufweist — ich nenne nur die Hetzjagd und das Dachsschliefen, das an Gemeinheit mit den spanischen Stierkämpfen wetteifert. Ist es nicht eine Schande, daß es in manchen sogenannten Kulturstaaten, und leider auch bei uns, noch immer geduldet wird, daß alle möglichen Tiere, die Freiheit und ein anderes Leben und Klima gewöhnt sind, wie Bären und Affen oder Löwen und Tiger in Zirkussen und Wandermenagerien herumgeschleppt werden, um unter Mißhandlungen Kunststücke für einen Pöbel zu lernen, der so naturfern ist, sich darüber zu amüsieren? Man denke ferner an die Greuel der Vivisektion, die in ihren groteskgrauenhaften Tierversuchen wohl das Scheußlichste darstellt, was ein menschliches Hirn ersonnen hat. Aber hier wie überall macht sich eine wahre Herde kleiner und kleinster Intelligenzen wichtig, die uns weismachen will, daß der Zweck die Mittel heilige. Man überlegt nicht, daß damit jede Interessengruppe sich dieses vermeintliche Recht anmaßen könnte und daß wir damit in ein Chaos des Verbrechens hineintreiben werden, aus dem eine Rettung nicht mehr möglich ist. Wir stehen tatsächlich am Rande eines Abgrundes, und nur ein absoluter Materialist, der sich mit dem lächerlichen Dogma einer noch reichlich unreifen Naturwissenschaft betäubt, oder von Sensation zu Sensation jagt, um den Rest seines Denkens zu begraben, kann über die furchtbare Per-

spektive hinwegsehen, die sich unserer Zivilisation in allernächster Zeit eröffnet. Ein Kampf zwischen Menschentum und Maschinentum ist unvermeidlich geworden, und die, welche nicht zu Gliederpuppen blinder Geldmächte, unbeherrschter Technik und steten akademischen Theorienwechsels werden wollen, beginnen, die Gefahr der Stunde einzusehen und sich rückhaltlos zu einem fast verloren gegangenen Menschentum zu bekennen.

Auch in der deutschen Volksseele hat sich solch eine Wandlung vollzogen, und es ist, als würde sie seit einiger Zeit von einer anderen Wesenheit geführt, die ihren Weg wieder aufwärts bahnen will zu einer wirklich menschenwürdigen Kultur. Man kann wohl sagen, daß das in letzter Stunde geschah, denn einerseits hat Deutschland Naturnähe und Tierschutz insofern besonders nötig, als wir darin leider zu unserer Schande bisher unter allen germanischen Nationen an allerletzter Stelle standen und uns z. B. mit England und Skandinavien nicht messen konnten, andererseits ist ein solcher Kulturwille bei uns auch deshalb von größter Bedeutung, weil gerade Mitteleuropa dazu berufen erscheint, der Sehnsucht nach einem neuen Menschentum und einer spirituellen Kultur die Antriebe zu geben. Diese Rolle dürfte Mitteleuropa am ehesten zuzufallen, weil der Westen noch mechanisierter ist als wir, und weil der Osten noch nicht reif ist, dieses Gut der Seelen in feste Formen zu gießen und ein neues Vorbild der Kultur zu gestalten.

Aus dieser Einstellung heraus hat die Bewegung des Tierschutzes als Kulturforderung in den letzten Jahren so zugenommen, daß sie nicht mehr überhört werden kann. In erster Linie handelt es sich natürlich, rein praktisch genommen, um die Beseitigung der schlimmsten Mißstände in der Behandlung der Tierwelt, die alle aufzuzählen und in ihren oft geradezu grauenhaften Einzelheiten zu schildern, im Rahmen eines kurzen, mehr grundsätzlichen Aufsatzes unmöglich ist. Ich habe dieses ganze Gebiet der Tiertragik und der menschlichen Niedrigkeit ausführlich in meinem Buche „Tierschutz und Kultur" behandelt (Verlag Grethlein & Co., Leipzig und Zürich), das zum Herstellungspreise erschienen ist und nur dazu dienen soll, den Tieren die ihrer würdige Stellung zu erobern. Es ist ein Kampfbuch und soll es sein. Ich habe keine Rücksichten genommen und wollte keine nehmen. Es mußte einmal die ganze Wahrheit gesagt werden, ohne Zugeständnisse nach irgendeiner Seite. Es ist mir eine Genugtuung festzustellen, daß sich immer mehr Menschen finden, die den Mut zur Wahrheit aufbringen, und die, neben der Bekämpfung der Tiermißhandlungen, es sich zur Aufgabe stellen, jene Gesinnung von Naturnähe und Geschwisterschaft dem Tier gegenüber zu verbreiten, die uns allein zu einem neuen vergeistigten Menschentum führen wird. Wir haben Männer genug in unserem Lager, die so deutlich die Wahrheit zu sagen und zu vertreten verstehen, daß selbst dem Blöden und Anmaßenden das Lachen vergeht.

Der Stand der Naturferne, der geistigen Verödung und der Tiermißhandlungen bei uns ist fraglos entsetzlich. Das ist leider nur zu wahr. Ebenso wahr aber ist es, daß alles vor 10 Jahren noch viel entsetzlicher war. Denn heute sind, trotz aller Korruptionserscheinungen, starke Kräfte am Werk, eine neue Kultur im Sinn der Naturnähe und des Tierschutzes zu bekennen und zu erringen, und in diesen Reihen stehen die besten Geister der heutigen Zeit. Neben diesen Vorkämpfern entfalten immer neue Tierschutzvereine ihre Tätigkeit, obwohl sie noch ein bescheidenes Dasein führen und gerade von denen nicht unterstützt werden, die durch ihren Reichtum vor allem zum Kulturwillen verpflichtet wären. Aber diese Bewegungen und dieser Kulturwille sind nicht mehr zu beseitigen und sie werden siegen, weil sie aufbauen, während die Nützlichkeitsfanatiker zerstören. Anregungen zur richtigen Pflege und Behandlung der Haustiere, zur Schonung der Jagdtiere, werden in breitere Volksmassen getragen, an Behörden, Kirchen und Schulen wird die lange mißachtete Forderung gestellt, sich der Frage des Tierschutzes tatkräftiger als bisher anzunehmen, und zwar geschieht das in so zielbewußter Weise, daß diese Stellen nicht mehr im Zweifel darüber sein können, von den Ethikern im Stich gelassen zu werden, wenn sie eine Moral vertreten, die eine Moral mit Ausnahmen ist. Tatsächlich wird nun auch endlich ein neues Tierschutzgesetz beraten, das, wenn auch lange noch nicht genügend, doch

einen Fortschritt bedeuten wird, wie auch in Schulkreisen die Notwendigkeit des Tierschutzes schon aus erzieherischen Gründen immer mehr begriffen und zur Geltung gebracht wird, am meisten bezeichnenderweise unter den Volksschullehrern, die anscheinend mehr Sinn für die Realitäten des Lebens mitbringen. Auch in der Kirche besinnt man sich wieder auf die geistig-göttliche Überlieferung eines Franziskus von Assisi, und es sind in ihrem Rahmen mutige Vorkämpfer des Tierschutzes erstanden, wie Prof. Dr. Max Herzog zu Sachsen auf katholischer, und Kirchenrat Dr. Schmitthenner auf evangelischer Seite, um nur einige Namen herauszugreifen. Der Vegetarismus nimmt zu, und immer mehr Menschen erkennen, daß sie ohne blutige Nahrung seelisch und körperlich gesünder leben. Die Wissenschaft mußte den lange gehegten Irrtum der Eiweißtheorie aufgeben und an seine Stelle die Lehre von den Vitaminen setzen, die der pflanzlichen Ernährung, nicht der fleischlichen zugute kommt. Solange aber noch aus Nahrungsgründen getötet wird oder aus anderen Ursachen getötet werden muß, wird wenigstens eine wirklich humane Tötung gefordert und angestrebt, von der wir heute noch leider allzuweit entfernt sind. Auch das jüdische Schächten, nicht nur von Christen, sondern auch von geistig und ethisch hochstehenden Juden bekämpft, wird seine Erledigung finden durch elektrische Betäubung der Schlachttiere, mit der man, z. T. unter Leitung des verdienstvollen Reformators auf diesem Gebiet, des Geschäftsführers des Berliner Tierschutzvereins Carl Kraemer, Versuche gemacht hat. Nötig ist hier jedoch, wie bei allen anderen Fragen, größere Beteiligung des Publikums und der Behörden. Der Kampf gegen die Vivisektion, das schwärzeste Verbrechen der Menschheit, wie es Mahatma Gandhi nennt, nimmt einen Umfang an, der hoffentlich bald diesem, dem Hexenwahn intellektuell und moralisch ebenbürtigen Verbrechen am Tier und an der Menschenwürde ein Ende bereiten wird. Bekannte geistige Namen sind unter den erbitterten Gegnern dieses scheinwissenschaftlichen Unfugs zu finden, und auch unter den Fachgelehrten regt sich ein Widerstand, der das Tierexperiment nicht nur für unmoralisch, sondern auch für eine verhängnisvolle Quelle des Irrtums zur Erkenntnis des Lebens und der Heilkunde bezeichnet. Nicht nur die kulturwilligen Menschen aller Stände haben genug an diesem Grauen und an diesen Trugschlüssen, auch unter der Ärzteschaft selbst hat sich eine Vereinigung vivisektionsgegnerischer Ärzte gebildet, die das Tierexperiment als unmoralisch und wissenschaftfeindlich ablehnt und bekämpft. Besondere Aufklärung über diese und andere Fragen des Tierschutzes verbreitet der Weltbund zum Schutze der Tiere und gegen die Vivisektion. In seinem Rahmen ist in Deutschland vor allem der mutige Vorkämpfer Regierungsrat Hermann Scheibenpflug in München zu nennen, auch Magnus Schwantje in Berlin, und es sei erwähnt, daß der Vorsitzende des Bundes für Deutschland der bekannte Nobelpreisträger Professor Dr. Quidde ist.

Das alles sind Anfänge, gewiß, nicht mehr, und noch sieht es bei uns und anderswo schauderhaft aus mit dem Tierschutz. Aber diese Anfänge sind der Beginn eines Kulturwillens, und sie werden getragen von den besten Geistern unserer Zeit. Der Tierschutz als Kulturforderung ist heute keine zaghafte Bitte um Mitleid mehr für gepeinigte Geschöpfe, er ist ein offener Kampf gegen das geistesöde und seelisch verarmte Maschinentum unsrer Zeit, und damit ein Kampf nicht nur für die Tiere und ihr Recht auf ein erträgliches, lebenswertes Dasein, sondern auch für ein neues vergottetes Menschentum, das in Mensch und Tier nicht mehr Maschinen sieht, sondern lebendige, geschwisterliche Glieder einer großen Lebenseinheit, einer Entwicklungsgemeinschaft im Rade des Daseins. Zu diesem neuen Menschentum, zu dieser Gemeinschaft alles Lebens aufzurufen wird, trotz aller Gegenkräfte, nicht vergeblich sein. Eine offene Frage mag es sein, wieviele Menschen seelisch und physisch an ihrer satanisierten Zivilisation noch zugrunde gehen werden. Siegen aber wird diese entgeistete Zivilisation selber nicht. Siegen wird allein ein neues, reineres Menschentum. Auf seiner Seite sind die stärkeren Streiter.

Der erweiterte Gesichtskreis

Von Henry S. Salt in Brighton (Sussex)

Der Grundsatz allgemeiner Gleichheit in den Menschenrechten, der einen so breiten Raum im heutigen Staatsgedanken einnimmt, ist meiner Meinung nach wert, selbst als ein Ziel zu gelten und nicht bloß als ein Schritt zu einer weiteren Teilreform; trotzdem kann man glauben, daß der Sieg dieses Grundsatzes die Erfüllung anderer Hoffnungen mit sich bringen könnte, die ihren Ursprung in derselben Quelle haben und die ein Teil der gleichen menschenfreundlichen Bewegung sind. Ich sage, anderer Hoffnungen; doch bin ich tatsächlich nicht ganz sicher, ob sie im Grunde genommen nicht dasselbe bedeuten, was die Reformatoren der sozialen Gesetze anstreben; ich denke dabei an den Aufsatz einer sehr begabten Schriftstellerin, in dem die Dinge, von denen ich sprechen will, als „der erweiterte Sozialismus"[1]) bezeichnet werden. Denn jedes wirklich große befreiende Problem berührt einen größeren Gesichtskreis, als seine eigenen Verfechter beurteilen können. Schon überblicken wir den Weg zur Verwirklichung der Menschenrechte; und diejenigen, die weiter sehen, ahnen dahinter bereits die Verwirklichung des Rechts der Tiere. Denn die menschlichen Sympathien erweitern sich mehr und mehr, wie es in der bekannten „Geschichte der europäischen Moral" von Lecky beschrieben ist:

„Zuerst erstreckt sich die Zuneigung nur auf die Familie; bald erweitert sich der Kreis und umfaßt einen ganzen Stand; dann das Volk, dann eine Vereinigung von Völkern, dann die ganze Menschheit; und zuletzt macht sie sich fühlbar bei der Behandlung der Tiere."

Die allmähliche Erkenntnis des Rechts überhaupt hält Schritt mit den Phasen dieser Entwicklung, da sich die Menschheit von der Stufe eines selbstsüchtigen und engherzigen Barbarentums allmählich zur Empfindung einer Verwandtschaft aller atmenden Wesen durchringt. Es ist nicht glaublich, daß ein soziales Gemeinwesen gleichzeitig existieren kann mit der barbarischen Maxime, die im Menschen den einzigen Zweck der Schöpfung erblickt.

Die Moral der ganzen Sache ist zusammengefaßt in den Worten Thomas Hardys, die neuerdings viel zitiert werden, die aber gar nicht oft genug wiederholt werden können:

„Bis jetzt scheinen erst wenige Leute zu verstehen, daß die weittragende Folgerung, die sich aus der Überzeugung des gemeinsamen Ursprungs aller lebenden Wesen ergibt, eine sittliche ist; daß sie logischerweise eine Wiederanerkennung altruistischer Grundsätze bedingt. Es wird nämlich dadurch eine Forderung der Gerechtigkeit, das sogenannte goldene Zeitalter von der Welt des Menschen auf die des Tieres auszudehnen[2])."

Zu dieser Erkenntnis, daß die höherstehenden Tiere unsere Gefährten sind und Rechte haben so gut wie wir, muß der erweiterte Gesichtskreis des Menschen führen.

Diejenigen, die sich über diesen Gedanken lustig machen und dem Tiere die Individualität absprechen, mögen daran erinnert sein, daß es eine Zeit gab, wo es ungewiß war, ob ein Sklave irgendein Recht hatte, als „Persönlichkeit" betrachtet zu werden. Aristoteles hatte bezweifelt, daß ein Mensch eher mit einem Sklaven befreundet sein könne als mit Pferd oder Rindvieh, und, wie Bentham bemerkt, „wurden die Sklaven vom Gesetz genau in derselben Weise behandelt wie heute in England das unvernünftige Tier".

Selbst jetzt noch ist es allgemein üblich, Tiere als unvernünftige Geschöpfe zu behandeln, und gerade so, wie der aufgeblasene Held in Tennysons „Locksley Hall" den ergrauten Barbaren für niedriger stehend hielt als das christliche Kind, so halten viele Leute die Tiere, auch die ältesten und erfahrensten, für gerade so töricht wie ganz kleine Kinder oder geisteskranke Personen und stellen ihr Benehmen darauf ein. Kinder, deren Intellekt notwendigerweise noch unvollkommen ist, werden dazu angehalten, mit einer Art lächelnder

[1]) „Der erweiterte Sozialismus" von Maud Little (Mrs. Deuchar) im „Humanitarian", Mai und Juni 1912. [2]) Brief an die Liga für Menschenrechte, 10. April 1910.

Überhebung auf Leben und Lebensäußerungen nichtmenschlicher Geschöpfe herabzusehen, deren Weisheit der ihrigen (in dem genannten Entwicklungsstadium) weit überlegen ist; das darf nicht überraschen, da sie ja von den Erwachsenen sehen, wie diese die Tiere als Spielzeug behandeln; zuweilen als „Lasttiere"; zuweilen als „Schautiere", die dazu dressiert sind, im Zirkus oder im Theater die Possenreißer zu machen; zuweilen als Opfer des Jägers im roten Rock oder des Schlächters im blauen Kittel.

Wenn wir nun den Grundsatz des allgemeinen Rechts in die Praxis umsetzen wollen, so müssen wir uns mit einer ganzen Reihe von Streitfragen auseinandersetzen, z. B. mit der Verwendung der Tiere zur Arbeit, beim Sport, als Nahrungsmittel und zu wissenschaftlichen Experimenten.

Betrachten wir den Sport, womit nicht gesunde Übungen gemeint sind; ich spreche hier vom Töten der Tiere zum Vergnügen. Die Sache wird oft damit verteidigt, daß man sagt, es sei ein gutes „Training". Aber welchen Zwecken dient dieses „Training"? Wenn wir, d. h. unsere Volksvertretung, unsere Mitmenschen ohne Rücksicht auf Gerechtigkeit und Menschlichkeit beherrschen wollen, so ist es natürlich eine gute Übung, uns einer ebensolchen Behandlung den Tieren gegenüber zu befleißigen. Aber wenn wir wünschen, daß wir als Volk gerecht, großmütig und menschlich seien, ebenso besorgt um die Rechte anderer wie um unsere eigenen, und wenn wir den Verlust an Prestige weniger scheuen als den Makel, dem Schwächeren Unrecht zuzufügen, dann ist es sicher nicht weise, die Fortführung solchen Zeitvertreibs zu unterstützen.

Die Billigung der Vivisektion durch einen Sozialreformer würde auf der Ausrede beruhen, die Schwachen müßten zugunsten des Fortschritts der Wissenschaft gemartert werden. So würde die ganze Sache einfach in einen wüsten brutalen Kampf um die Macht ausarten. Ich kann mir nicht vorstellen, daß die Gesellschaft der Zukunft der törichten Anschauung huldigen wird, die Zivilisation schulde den Jüngern der Vivisektion Dank; viele von ihnen haben schmählich gegen Menschlichkeit und Anstand mit ihren Experimenten verstoßen; man muß lächeln über die Metschnikoffsche Lobrede „auf dieses ruhmvolle Kapitel der modernen Physiologie und Medizin, das in noch höherem Maße geeignet ist, ein neues Zeitalter heraufzuführen, als es durch Christi Geburt der Fall war".

Um jedoch sowohl den Anhängern der Vivisektion wie des Tiersports gegenüber gerecht zu sein, muß gesagt werden, daß die Gewohnheit, um deretwillen die vielen und verschiedenartigen Formen der Tiermißhandlung eingeführt sind, das Fleischessen ist, samt dem damit untrennbar verknüpften Schlachten der Tiere. Viehhandel und Viehmarkt sind nur eine Fortsetzung des ehemaligen Sklavenhandels mit einem Stich ins Kannibalische. Die geschäftliche Ausbeutung unserer Mitmenschen ist traurig genug; aber die zugunsten unseres Magens betriebene Ausbeutung unserer tierischen Mitbrüder wird bald dank der stetig wachsenden Einsicht in demselben Licht betrachtet werden.

Die Wahrheit ist dies: Unter den vielen Fehlern, die durch menschlichen Egoismus und menschliche Einbildung gezüchtet wurden, ist der schlimmste der, daß dem Menschen durch die Wissenschaftler voreilig die Bezeichnung **homo sapiens** zuerteilt wurde. Es ist zwar nur ein einziger Buchstabe in diesen beiden Worten falsch, aber der Unterschied, den dieser Buchstabe macht, ist beträchtlich. Das Wort sollte heißen: **homo rapiens**; denn Raubgier, nicht Weisheit ist das Kennzeichen eines Zeitalters, das immer noch den veralteten und unsittlichen Verfahren der Ausbeutung und Übervorteilung anhängt, verschleiert allerdings durch die Bezeichnungen, die wir ihnen gewohnheitsmäßig geben. Daß die Entwicklung des Staatsgedankens eine Änderung des **homo rapiens** zum **homo sapiens** beschleunigen und so das viele nutzlose Unrecht wieder gut machen wird, das der leidenden Menschheit und den übrigen lebenden Wesen zugefügt wird, ist eine Hoffnung, die wahrscheinlich in gewissem Maß erfüllt werden wird, bevor das Jahrhundert zu Ende geht. Der Gesichtskreis weitet sich und Leigh Hunt's schöne Worte „Schreibe mir wie einer, der seinen Nächsten liebt", muß revidiert werden. Dies allein genügt jetzt nicht mehr.

Der Tierschutz in England

Von Edward George Fairholme in London

Die kgl. Gesellschaft zur Verhütung der Tierquälerei ist die älteste Tierschutzgesellschaft der Welt. Sie wurde 1824 durch einen englischen Geistlichen ins Leben gerufen, den Reverenden Arthur Broome, der seinen Beruf aufgab, um sein Leben ausschließlich der von ihm gegründeten Gesellschaft zu widmen. Er wurde für seine Bestrebungen schlecht gelohnt, denn in der ersten Zeit ihres Bestehens schuldete die Gesellschaft mehr Geld, als sie bezahlen konnte; der Gründer wurde haftbar gemacht für die Schulden der Gesellschaft, und da er sie nicht bezahlen konnte, warf man ihn ins Gefängnis. Er wurde daraus befreit durch die Bemühungen von Richard Martin, M. P., der im Jahre 1822 das erste Tierschutzgesetz im Parlament durchsetzte, und durch Lewis Gompertz, einen Juden, der nachmals zweiter Sekretär der Gesellschaft wurde.

Die Gesellschaft hatte beim großen Publikum wenig Glück, bis im Jahre 1835 Prinzessin Victoria ihre Protektorin wurde. Auch nach ihrer zwei Jahre später erfolgenden Thronbesteigung blieb die Königin Gönnerin des Vereins und im Jahre 1840 verfügte sie, daß er den Titel einer kgl. Gesellschaft zur Verhütung von Tierquälerei führen solle. Seit dieser Zeit war das Bestehen der Gesellschaft nicht mehr gefährdet, obgleich sie noch mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Heutzutage wird sie dank dem wachsenden Interesse des großen Publikums am Wohlergehen der Tiere reichlich unterstützt und als volkstümliche Einrichtung betrachtet. Leider glauben viele Leute, daß die Gesellschaft von der Regierung viel Geld bekommt, während sie doch nur von freiwilligen Spenden lebt.

Die Gesellschaft begann ihre Arbeit in einem kleinen Büro für fünf Schillinge Miete die Woche. Ihre Hauptbüros sind jetzt im Zentrum von London. Ihr Geschäftshaus ist auf einem Platze errichtet, der der Gesellschaft zum Geschenk gemacht wurde.

Im ersten Jahre ihres Bestehens hatte die Gesellschaft nur einen einzigen Inspektor angestellt, und mit seiner Hilfe wurde die Bestrafung von 146 Personen durchgesetzt. Jetzt verfügt sie über einen Stab von über 200 Inspektoren, jeder durch regelrechte Ausbildung zur Aufdeckung von Grausamkeiten gegen Tiere besonders geeignet. Die Gesellschaft hat etwa 1600 Zweigstellen und Hilfsstellen über ganz England und Wales verteilt. Die Leiter dieser Zweigstellen arbeiten ehrenamtlich, und ihr Streben geht dahin, die Mittel zur Bezahlung des Stabs der Inspektoren zusammenzubringen. Fast alle diese ehrenamtlich tätigen Sekretäre sind Frauen, und es ist keine Übertreibung, wenn man sagt, daß die Gesellschaft hauptsächlich durch die Bemühungen der Frauen von England und Wales am Leben erhalten wird.

Das große Interesse, das die Öffentlichkeit für die Sache der Tiere an den Tag legt, ist ersichtlich aus den zahlreichen Klagen über schlechte Behandlung von Tieren, die jedes Jahr bei der Gesellschaft einlaufen. Im vergangenen Jahr nahm die Öffentlichkeit in 20673 Fällen die Hilfe der Gesellschaft in Anspruch. 3325 Personen wurden innerhalb dieses Jahres wegen Tierquälerei bestraft und 21635 Tierquäler wurden verwarnt. Die Gesellschaft erhebt nur dann Klage, wenn es sich um besonders markante Fälle handelt oder wenn ihre Verwarnung vom Tierquäler nicht beachtet worden ist. Ihr einziges Bestreben ist, Tierquälereien hintanzuhalten, und sie zieht es weit mehr vor, die Leute von Tierquälereien abzuhalten als Bestrafungen durchzusetzen. Die Gesellschaft erhält nichts von den Geldstrafen, die den Tierquälern auferlegt werden.

Die Gesellschaft steht an der Spitze aller Bewegungen, die die Wohlfahrt des Tieres zum Zweck haben, und keine Gelegenheit wird versäumt, um das Interesse des Publikums an dieser Sache lebendig zu erhalten. Der Gründer und die Mitglieder des ersten

Komitees waren durchdrungen von der Nützlichkeit und Wichtigkeit des öffentlichen Appells von Rednertribüne und Kanzel herab, und heutzutage wird der Zweck der Vereinigung mindestens einmal im Jahr in Hunderten von Kirchen im ganzen Land verkündigt. Ein Rundschreiben wird einmal im Jahr an jeden Geistlichen gesandt, in dem er gebeten wird, über die Pflicht gegen Tiere zu predigen.

Zur Aufklärung der Kinder unterhält die Gesellschaft hunderte von Zweigstellen, bekannt unter dem Namen Bands of Mercy. Die Geschäftsstellen setzen sich alle aus freiwilligen Helfern zusammen. Die Mitglieder finden sich zeitweise zu gemeinsamen instruktiven Aussprachen über Tiere zusammen, und das Hauptbüro der Gesellschaft unterstützt sie durch einen Stab von Vortragenden, welche diese Vereinigungen besuchen und ihnen Vorträge halten, die durch Tierfilme und Lichtbilder illustriert werden. Die Gesellschaft gibt ferner eine besondere illustrierte Zeitschrift für Kinder heraus, The Band of Mercy Magazine, die zum Preis von einem halben Penny monatlich bezogen werden kann. Außerdem hat die Gesellschaft ihre eigene Monatsschrift, The Animal World.

Die Gesellschaft hat ihre eigene photographische Abteilung und fertigt selbst Filme und Photographien an, die sie für ihre Vorträge über Tierbehandlung benötigt. Diese Filme und Platten werden kostenlos jedem geliehen, der guten Gebrauch davon macht.

Die Gesellschaft ist auch durch einen Organisator beim Parlament vertreten, dessen Pflicht es ist, die Verbindung mit den Parlamentsmitgliedern aufrechtzuerhalten und ihnen Auskunft über Gesetzgebungsdinge zu erteilen, an denen die Gesellschaft Interesse hat. Bei der Behandlung eines neuen Gesetzes interviewt dieser Vermittler die Parlamentsmitglieder und versucht, ihre Sympathie für die geeigneten Maßnahmen zu erwecken. Dafür zu sorgen, daß ein Gesetz bei Oberhaus und Unterhaus durchkommt, ist keine einfache Sache. Tatsächlich ist jede Maßnahme des Parlaments, die sich auf Tierschutz bezieht, durch diesen Vermittler angeregt worden; viele Handlungen des Parlaments, die sich auf Tierschutz beziehen, hat der Vorstand der Gesellschaft veranlaßt.

Die Gesellschaft ist immer eifrig bemüht gewesen, eine bessere Behandlung der Schlachttiere durchzusetzen. Im Jahre 1907 brachte sie eine humane Art, Vieh zu schlachten auf, in Gestalt eines einfachen, aber sehr zweckmäßigen Instruments. Am Ende einer etwa drei Fuß langen Stange ist rechtwinklig zum Schaft der Lauf einer großkalibrigen Pistole befestigt. Der Schlächter kann das Instrument bereithalten, während er in einiger Entfernung vom Tiere steht. Das Instrument wird abgefeuert durch einen Draht, der durch die Stange hindurchgeht. Seine Benutzung hängt nicht von der Kraft, der Geschicklichkeit oder den Nerven des Schlächters ab. Eine Frau oder ein Kind kann es bedienen.

Die Gesellschaft hat noch andere Einrichtungen zur Tötung kleinerer Tiere. Es steht zu hoffen, daß in naher Zukunft humane Gebräuche beim Töten der Schlachttiere durch ein Gesetz im ganzen Land eingeführt werden. Im letzten Jahr lieferte die Gesellschaft nahezu eine Million Patronen für die auf humane Weise tötenden Einrichtungen.

In dem Bestreben, die Leiden der Tiere zu verringern, die durch Kraftfahrer verletzt werden, erklärt sich die Gesellschaft nunmehr bereit, alle Ausgaben zu übernehmen, die mitfühlenden Leuten dadurch erwachsen, daß sie überfahrenen Tieren die erste Hilfe zuteil werden lassen. Im letzten Jahr bezahlte die Gesellschaft in 2000 Fällen derartige Unkosten.

Durch die freundliche Mithilfe einiger hundert Tierärzte ist die Gesellschaft imstande, armen Tierbesitzern kostenlose tierärztliche Beratung zu verschaffen. Außerdem richtet sie Ruheplätze für Pferde und Heime für Katzen und Hunde ein.

Es ist unmöglich, in einem kurzen Aufsatz all die mannigfachen Betätigungen der Gesellschaft zu beschreiben. Als sie begann, wurde sie von der Allgemeinheit lächerlich gemacht. Heutzutage verlangt die Allgemeinheit mit Heftigkeit, daß Leute, die der Grausamkeit gegen Tiere sich schuldig machen, mit schärferen Strafen belegt werden. So wie das Gesetz jetzt gehandhabt wird, besteht die Höchststrafe für dieses Vergehen in einer Geldstrafe von 25 Pfund und in dreimonatiger Gefängnishaft bei harter Arbeit.

Die sittliche Bedeutung des Tierschutzes

Von Hermann Dechent in Frankfurt a. M.

Es ist schon über ein Menschenalter verflossen, seit ich in den Vorstand des Frankfurter Tierschutzvereins (von 1841) eingetreten bin. Ich bin vielmehr, wenn es gestattet ist, sich so auszudrücken, in diesen Posten hineingetreten worden. Denn eines Tages erschien bei mir ein durch seine Tätigkeit für den Tierschutz bekannter Lehrer und teilte mir mit, daß man mich in den Vorstand seines Vereins gewählt habe und annehme, daß ich doch auch nun Mitglied werden würde. Mir war bis dahin das Wirken dieses Vereins noch nicht bekannt geworden; aber gerne erklärte ich mich zu der Mitgliedschaft bereit. Und diese Entschließung hat mich nie gereut. Besonders hat, mir die Teilnahme an dem interessanten internationalen Kongreß zu Bern viel Anregung geboten, da ich dort eine Menge hervorragender Tierschutzfreunde persönlich kennen lernte (Dr. Wiedmann, Köln, Oberlehrer Schulz und Bauer aus Hamburg, Prälat Landsteiner, Pfarrer Wolff, Bern, und viele ausländische Freunde unserer Sache). Seitdem habe ich durch Ansprachen in Schulen, die ich sehr warm empfehlen möchte, durch Mitarbeit an Tierschutzkalendern usw. für diese Bestrebungen zu wirken gesucht bis in die Tage des Ruhestandes hinein. Vor über 20 Jahren, im Märzheft 1906, habe ich an dieser Stelle über Tierschutz und soziale Gesinnung geschrieben.

Warum ich das alles berichte? Um andern Mut zu machen, mit in die Reihen der Kämpfer für die schutzlosen Kreaturen einzutreten. Die Mitarbeit wird einem freilich oft nicht leicht gemacht. Wie manchesmal begegnet man einem mitleidigen Lächeln solcher, die es nicht fassen können, daß ein sonst viel beschäftigter Mensch sich an derartigen Bestrebungen beteiligt und seine Kräfte damit zersplittert. Man spottet dann etwa über eine seltsame Liebhaberei, ein Steckenpferd und dgl. Nun ist es eigentlich viel angenehmer, mit Gründen sachlicher Art bekämpft als mit Spott abgetan zu werden. Denn man sagt mit Recht: Das Lächerliche tötet. Wir wollen gewiß nicht bestreiten, daß es unter den Tierfreunden manche gibt, die durch übertriebene Wertschätzung ihrer Lieblinge in der Tat die Ironie herausfordern. Wir müssen auch zugeben, daß mehrfach die dichterischen Leistungen zu einem Lächeln Anlaß geben und daß moralinsaure Betrachtungen selbst dem wohlwollenden Leser ein Gähnen abnötigen. Und doch, wer meint, mit ein paar faulen Witzen diese Sache erledigen zu können, tut bitter Unrecht. Gewiß wird jeder, der einen verantwortungsvollen Beruf bekleidet, er sei Lehrer oder Geistlicher, sich fragen müssen, ob seine Zeit ihm erlaubt, sich mit Fragen dieser Art zu beschäftigen; aber es ist nicht überflüssig, ob Vertreter idealer Bestrebungen sich der Sache annehmen. In jeder Stadt sollte wenigstens ein Geistlicher für den Tierschutz eintreten, schon um ungesunden Strömungen auf diesem Gebiete entgegenzutreten. Ob es richtig ist, eigentliche Tierschutzpredigten zu halten oder gar das Halten solcher Reden für obligatorisch zu erklären, erscheint mir sehr zweifelhaft. Doch könnte man bei Waldgottesdiensten wohl einmal einen solchen Versuch wagen, wo die ganze Umgebung Gedanken dieser Art nahe legt. Sicher aber sollten bei Behandlung des 5. Gebotes im Religionsunterricht auch die Pflichten der Tierwelt gegenüber ernstlich eingeschärft werden, weniger durch allgemeine Betrachtungen, die meist an den Herzen der Jugend wirkungslos abprallen, als durch Anführung von Beispielen, die anschaulich wirken und oft tiefen Eindruck in den jungen Seelen zurücklassen.

Was nun die Aufgaben der Tierschutzvereine angeht, so handelt es sich vor allem um Verhinderung von Tierquälerei. Die ältesten deutschen Vereine trugen, wie auch der Frankfurter Verein, den Namen: Verein gegen Tierquälerei. Erst später bürgerte sich der Name Tierschutzverein ein, der die positive Ergänzung der Aufgaben brachte. Aber wenn auch der Kreis der Tätigkeit seit der Gründungszeit sich erweitert hat und manche Bestre-

bungen für das Wohlergehen der Tierwelt hinzugekommen sind, so wäre es doch irrig zu meinen, daß in unserer auf ihre Kultur so stolzen Zeit von Tierquälerei keine Rede mehr sein könne. Es gilt heute noch die Augen offen zu halten, um Übelständen auf diesem Gebiete zu begegnen, und es ist keine Frage, daß durch die Organe des Tierschutzes viele Mißbräuche verhindert werden. Manche Tierquälereien haben ihren Grund in Gedankenlosigkeit. Das gilt z. B. für die Behandlung der Singvögel, deren Pflege manchmal den Kindern des Hauses ohne jede Kontrolle überlassen wird. Häufig liegt auch der Grund für schlechte Behandlung der Tiere in Fühllosigkeit. Man denke an die Art, wie die Viehtreiber, die Besitzer von Zughunden, seltener die Droschkenkutscher, oft die ihnen anvertrauten Tiere mißhandeln. Man darf zuweilen geradezu von Gewissenlosigkeit reden, wenn man daran denkt, wie manchmal Tiere versandt werden ohne jede Rücksicht auf ihre Lebensbedingungen. Die Tierschutzvereine haben aber auch Einrichtungen getroffen, die einen Fortschritt in positivem Sinn bedeuten. Fast alle größere Städte haben Hospitäler, in denen kranke Hunde, Pferde, Katzen Verpflegung finden. Wir erinnern auch an die mancherlei Fürsorge-Einrichtungen für die Vogelwelt. Wenn freilich von Liebhabern der Hunde besondere Friedhöfe für ihre Lieblinge gefordert werden, so liegt hier eine „verschwommene Gefühlsduselei" vor, wie man mit Recht gesagt hat. Eine völlige Gleichstellung von Tier und Mensch ist nicht angezeigt.

Es tritt hier zutage, daß die Frage des Tierschutzes, die oft so geringschätzig angesehen wird, mit sehr wichtigen Problemen im Zusammenhang steht. Die Frage, wie Mensch und Tier sich zueinander verhalten, hängt mit der Weltanschauung zusammen und wird eben deshalb verschieden beantwortet werden. Bei allem Interesse für die Tierwelt wird man doch vor einer Gleichstellung warnen müssen.

Es fehlt nun aber nicht an Stimmen, die den Freunden des Tierschutzes in scheinbar sittlichem Pathos entgegenhalten: Es gibt so viel Elend in sozialer Hinsicht unter den Menschen, daß man alle Mittel, die man aufbringen kann, lediglich zur Hebung solcher Nöte verwenden sollte. Hier aber gilt die alte Losung: Das eine tun und das andere nicht lassen! Es gibt doch auf dem Gebiete des sittlichen Lebens eine Gemeinsamkeit der Interessen, wonach kein Gebiet unberücksichtigt bleiben darf ohne Schädigung des Ganzen. So wird zweifelsohne der Volkskörper geschädigt, wenn ein einzelner Zweig sittlicher Betätigung unbeachtet bleibt. Die Feuerwehr verläßt eine Brandstätte nicht eher, als bis auch der letzte Funke erloschen ist; sie tröstet sich nicht damit: Es ist nur ein Stall für das Vieh, in dem noch das Feuer wütet — und wir haben uns nur um das Wohnhaus der Menschen zu kümmern. Nichts ist gewisser, als daß der Tierschutz auch in sozialer Hinsicht fördernd wirkt. Wenn die Sache richtig betrieben wird, kann schon in der Jugend soziales Empfinden geweckt werden. Früh kann der Gedanke ausgesprochen werden, daß man allem, was uns dient (wie z. B. den Haustieren), auch eine gewisse Achtung entgegenbringen muß. Hat sich das Kind daran gewöhnt, die Tiere des Hauses mit dem Gefühle der Dankbarkeit zu betrachten, so wird es auch im späteren Leben seine Untergebenen wohlwollend behandeln weil es Achtung vor dem Gedanken des Dienens gelernt hat. Die Kinder lernen auch früh bei richtiger Anleitung, daß man den Schwachen Schutz zu leisten hat. Es ist nicht schwer, bei dem Knaben den ritterlichen Sinn, bei den Mädchen das mütterliche Gefühl zu wecken. Wenn aber Kinder rücksichtslos die Tiere tyrannisieren, werden sie sich auch nachmals, wo es in ihrer Macht liegt, als rücksichtslose Herrenmenschen gebärden. Man kann schließlich auch bei Unterredungen mit der Jugend den Gedanken einschärfen, daß man nichts, was da lebt, nur als Mittel für eigene Zwecke ansehen darf. Schon das Alte Testament lehrt, daß jedes Geschöpf einen Gegenstand göttlicher Fürsorge und Güte bildet (siehe Psalm 104). Wer sich dagegen als Kind schon gewöhnt, Lebewesen nur als Mittel der Ergötzung mit Laune oder gar grausam zu behandeln, wird auch später denselben brutalen Egoismus bei der Behandlung seiner Nebenmenschen zeigen.

So arbeitet der Tierschutz an seinem bescheidenen Teile an der sittlichen Hebung unseres Geschlechts mit. Je größer in dieser Zeit der Kraftwagen und Fernsprecher die Gefahr ist, daß die Gemütswerte außer Kurs kommen, desto wichtiger ist es, nichts zu unterlassen, was dieser von seiten der modernen Zivilisation drohenden Gefahr für unser Volksleben entgegentreten kann. Möge es nie an treuen Männern und Frauen fehlen, die ohne Rücksicht auf die Gunst der Menge freudig für die Tierwelt eintreten, wenn wir alten Kämpfer die Waffen niederlegen müssen!

Die Lage der Tiere in Italien

Von Kurt Kornicker in Rom.

Die Tierbehandlung in Italien hat sich im Vergleich zu früher nach meinen Beobachtungen wenig geändert. Man begegnet immer noch zahlreichen Fällen von Tierquälerei besonders auf dem Lande und in Süditalien. In den größeren Städten, wo Tierschutzvereine existieren und jetzt auch die neue Verkehrspolizei eingreift, ist es allerdings etwas besser geworden. Die Grundlage für den Tierschutz in Italien bildet das heute noch in Kraft befindliche Gesetz vom 12. Juni 1913 (Legge per la Protezione degli Animali). Von einem Erlaß Mussolinis gegen die Tierquälerei ist hier an maßgebender Stelle nichts bekannt. Dagegen hat die fascistische Regierung wiederholt Rundschreiben ergehen lassen, in denen die Präfekten und Polizeibehörden aufgefordert werden, gegen die Tierquälerei einzuschreiten und die herrschenden Bestimmungen mit aller Strenge anzuwenden. Erwähnt seien hier zwei derartige Zirkulare des Innenministers Federzoni vom 29. Juli 1924 und vom 28. Februar 1925, mit denen u. a. auch die Abhaltung von Stierkämpfen in Italien verboten wurde. Interessant ist auch ein Rundschreiben des ehemaligen Unterrichtsministers Gentile vom 24. März 1924. In diesem Schreiben wird auf die zahlreichen Fälle von Tierquälerei hingewiesen, die wie der Minister sich ausdrückt, „weniger als Grausamkeit denn als ein Effekt der Unwissenheit und Impulsivität" zu betrachten seien. Der Minister wendet sich an die Schulen und sagt, mehr als durch Repression und Bestrafung sei durch eine geeignete Erziehung zu erreichen. Man müsse das Übel an der Wurzel packen und den Kindern die schlechten Gewohnheiten austreiben, um nicht später die Erwachsenen bestrafen zu müssen.

Der Tierschutz in Italien liegt in Händen privater Organisationen, die allerdings auf Grund der gesetzlichen Bestimmungen zu sog. enti morali erhoben werden können und dann öffentliche Funktionen ausüben. Ihre Beamten sind dann als Agenten der öffentlichen Sicherheit (agenti di pubblica sicurezza) anerkannt. Zurzeit existieren solche Tierschutzvereine in allen größeren Städten Italiens, etwa zwanzig an der Zahl. Sie sind organisatorisch zusammengefaßt in der Federazione Nazionale Italiana fra le Società Zoofile e per la Protezione degli Animali in Mailand (via Rugabella 11). Dieser Verband gibt eine illustrierte Zeitschrift heraus, L' Idea Zoofila e Zootecnica, die monatlich einmal erscheint und die das offizielle Organ der italienischen Tierschutzvereine ist.

Die fascistische Regierung hat den Fragen des Tierschutzes in neuester Zeit größere Aufmerksamkeit zugewendet. Die Strafbestimmungen sind erst unlängst wesentlich verschärft worden. Während die Höchststrafe für Tierquälerei auf Grund des einschlägigen Art. 491 des Strafgesetzbuches bisher 100 Lire betrug, ist sie jetzt bis auf 3000 Lire erhöht worden. In besonders schweren Fällen kann jetzt auch Gefängnisstrafe verhängt werden. Es ist anzunehmen, daß diese neue außerordentliche Verschärfung der Strafen abschreckend wirken wird und besser als alles gütliche Zureden. Erfahrungen liegen noch nicht vor, da die Heraufsetzung der Strafgrenze allerneuesten Datums und das neue Strafgesetzbuch (codice penale) erst teilweise in Kraft gesetzt ist.

Verbrechen gegen Tiere

Von Hans Mahner-Mons in Berlin

Die Schriftleitung der S. M. hat mich ersucht, über Erfahrungen zu berichten, die ich auf meinen Reisen in bezug auf Tiermißhandlung gemacht habe. Ich möchte das Thema ein wenig erweitern. In möglichster Kürze will ich meinem Bericht über Tatsachen noch hinzufügen, worin nach meiner Meinung die Ursache der Lieblosigkeit und Roheit liegt, mit der die meisten Völker der Erde gegen Tiere verfahren, und wie ich mir Abhilfe der grauenhaften Zustände denke. Ich bin mir bewußt, daß mancher Leser meinen Vorschlag zu dem letzten Punkt als Utopie belächeln wird. Aber darin glaube ich doch mit allen Tierfreunden einig zu sein, daß es nicht angeht, nur die Tiere im eigenen Lande zu schützen, die himmelschreienden Martern in anderen Ländern aber tatenlos zu dulden.

Ausgesprochene Tierliebe und entsprechende gute Behandlung der Tiere habe ich in Europa nur bei den Völkern germanischer Rasse, bei Deutschen, Engländern, Holländern Skandinaviern, gefunden. Der Slawe scheint mir im allgemeinen nicht grausam, aber stumpf und gleichgültig gegen seine Tiere zu sein. In romanischen Ländern ist von Tierliebe schon sehr wenig zu spüren, und Grausamkeiten sind an der Tagesordnung.

Von den afrikanischen Rassen verfahren die primitiven Negerstämme noch am glimpflichsten mit ihren Tieren. Obwohl auch bei diesen Naturmenschen Gefühllosigkeit gegen die Leiden des Tieres (besonders beim Schlachten und bei der Jagd) zu beobachten ist, behandeln sie ihre Haustiere, mit denen sie in enger Gemeinschaft leben, meist ganz gut. Die halbkultivierten Neger und die Mohamedaner Nordafrikas hingegen sind schlimme Tierschinder. Vor allem die rührend geduldigen und willigen Esel haben dort schwer zu leiden. Sie werden weit über ihre Kräfte beladen. Oft setzen sich auf die schwere Last noch zwei bis drei Menschen. Das kleine Tier wird dann mit Stichen und Stockschlägen vorwärts getrieben. Erst wenn es wiederholt zusammengebrochen ist, bequemt man sich, abzusteigen und ein Stück zu Fuß zu gehen — nicht aus Mitleid, sondern nur deshalb, weil man keine andere Möglichkeit sieht, das Tier überhaupt weiterzubringen.

In den mohammedanischen Ländern Asiens und in Indien liegen die Verhältnisse ähnlich. Die sonst gutmütigen Perser sind genau so mitleidslos gegen Tiere wie die weniger gutmütigen Araber. Wenn ein Kamel, ein Esel, ein Pferd verletzt oder erschöpft zusammenbricht und durch Schläge nicht mehr weiterzubringen ist, so läßt man es einfach liegen, bis es (im Winter) verhungert oder (im Sommer) verschmachtet. Kein Mensch würde daran denken, das arme Geschöpf durch einen Schuß von seinen Leiden zu befreien. Sterbende oder todesmatte Tiere, denen von Geiern die Augen ausgehackt werden oder der Bauch aufgerissen wird, sind auf den Karawanenstraßen Asiens keine Seltenheit.

In Indien, wo das primitive Joch noch allgemein im Gebrauch ist, sind die Zugochsen fast ohne Ausnahme von dem harten Holz am Nacken so aufgescheuert, daß das rohe, blutige Fleisch hervorkommt. Sobald es den verzweifelten Versuchen der armen Tiere gelingt, das Joch durch Schütteln mit dem Kopfe an eine andere Stelle zu schieben, stürzt sich ein Haufen Fliegen auf die offene Wunde.

Schrecklich ist der Anblick der herrenlosen Hunde in indischen Ortschaften. Die Tiere sind halb verhungert, das Fell ist meist völlig geschwunden, der haarlose Körper mit Schwären bedeckt. Niemand fühlt sich durch den Anblick der auf dem Bauche umherkriechenden, unbeschreiblich leidenden Geschöpfe bedrückt.

In Süd- und Zentralamerika sah ich solche Scheußlichkeiten, daß mir der Genuß am Reisen in diesen Ländern gründlich verdorben worden ist. In Georgetown (Britisch-Guayana) wurde vor meinen Augen ein Hund von der Straßenbahn überfahren. Der

Unterschenkelknochen des rechten Vorderbeins war gebrochen, und der Fuß hing nur noch an einer Sehne. Niemand kümmerte sich um das blutende, winselnde Tier. Ein Kreole, der gleich darauf mit einer Karre des Weges kam, räumte den Hund mit einem Fußtritt beiseite, auf den „Bürgersteig". Dort war er den Passanten im Wege und wurde auf einen Schmutzhaufen geworfen. Er schleppte sich dann auf drei Beinen in eine Seitengasse.

In der Mulatten-Republik Santo Domingo werden die Hunde von ihren Besitzern meist nicht gefüttert, sondern müssen sich ihre Nahrung selbst suchen. Die Tiere bestehen buchstäblich nur aus Haut und Knochen, und man begreift nicht, wie sie überhaupt noch am Leben bleiben. Besonders jammervoll ist der Anblick säugender Hündinnen in diesem körperlichen Zustand. Selbst die Mutterschaft, die doch bei den spanisch sprechenden Völkern so hohe Verehrung genießt, kann dem Tier dort kein Mitgefühl verschaffen.

In der Neger-Republik Haiti werden auch die Droschkenpferde meist nicht gefüttert, sondern nach getaner Arbeit in der Stadt auf die „Weide" gelassen. Da die wenigen dürren Grashälmchen zwischen den Häusern keine genügende Nahrung bieten, sind fast alle Pferde halb verhungert. Das Geschirr ist stets so schlecht verpaßt, daß die armen Geschöpfe überall wund gerieben sind. In der Sonnenglut, unter der Pferde besonders leiden, werden sie beim Ziehen ununterbrochen geschlagen, bis sie eines Tages endgültig zusammenbrechen. Ist das Pferd zu Tode gemartert, wird ein neues gekauft. Das kommt bei den niedrigen Pferdepreisen nicht teurer und ist bequemer als ordentliche Pflege.

Ein bestialisches Mittel, um die Esel in Haiti zum flotten Laufen zu bringen, ist folgendes: Man macht in das Fell des Hinterschenkels zwei Schnitte in Form eines rechten Winkels, klappt den dreieckigen Hautlappen zurück, streut kleine Glasscherben auf die offene Stelle und näht das Fell dann wieder fest darüber. Auf die nunmehr mit Glasscherben „unterlegte" Stelle des Hinterschenkels wird dann mit dem Stock geschlagen.

Ich betone ausdrücklich, daß die angeführten Tatsachen keine Ausnahme sind, sondern daß derartige Tiermißhandlungen in diesen Ländern die Regel bilden. Ich könnte noch seitenlang fortfahren, Beispiele aus eigener Anschauung anzuführen.

Aber der Raum ist beschränkt, und so will ich zum Schlusse nur noch einen Stier-„Kampf" schildern, den ich in Caracas, der Hauptstadt von Venezuela, sah. Ich habe keinen Stierkampf in Spanien gesehen, kann also nicht beurteilen, welchen Grad von Mut der Beruf eines Toreador dort erfordert. Bei den Stierkämpfen, die ich in Venezuela sah, kann von Mut keine Rede sein, denn sie sind für den Toreador recht ungefährlich und nichts anderes als sadistische Orgien.

Ein junger Stier wird in die Arena getrieben. Verwundert über die neue Umgebung und erschreckt durch das laute Gebrüll der Zuschauer steht er da und blickt verwirrt um sich. Er kommt überhaupt nicht auf die Idee, einen der „Kämpfer" anzugreifen. Die erste Banderilla (Pfeil mit eisernem Widerhaken und bunten Papierquasten) fliegt dem Stier in den Nacken, und das hellrote Blut fließt sofort über das glatte Fell. Das Tier versucht vergeblich, das Marterinstrument abzuschütteln. Bald ist der Stier mit Pfeilen gespickt, macht verzweifelte Sprünge und rennt endlich — durch rote Tücher gereizt — gegen seine Angreifer an. Aber nie richten sich die Stöße seiner Hörner gegen den Mann, sondern immer nur gegen das seitlich gehaltene rote Tuch. Dieses „Spiel" dauert eine ganze Weile, bis das Publikum ungeduldig wird und durch Johlen und Zurufen den Stierkämpfer veranlaßt, seinerseits zum Angriff überzugehen. Er stößt mit dem Degen in den gesenkten Nacken des Stieres, trifft aber auf die Halswirbel und bringt dem Tier nur eine neue klaffende Wunde bei. Das Publikum drückt seine Mißbilligung des schlechten Stiches durch Pfeifen aus. Beim zweiten Versuch dringt der lange Degen so tief in den Körper des Tieres ein, daß nur noch der Griff herausschaut. Aber der Stoß war wieder schlecht: das Herz ist nicht getroffen. Blutüberströmt, schmerzgeschüttelt, den Degen im Leib rennt das gemarterte Tier in der Arena umher. Es sucht verzweifelt nach einem Ausgang, bleibt dann, am ganzen Körper bebend, stehen und brüllt jammervoll auf — ein furchtbarer

Laut, den ich nie vergessen werde. Endlich bricht es in die Knie. Der Toreador geht nun langsam auf den Stier zu. Mit äußerster Anstrengung erhebt sich das Tier nochmals. Ich habe in dem Augenblick nur einen Wunsch: daß es mit seiner letzten Kraft dem widerlichen eitlen Burschen den Garaus machen möge! Aber der Stier macht gar keinen Versuch dazu, sondern brüllt abermals auf und blickt mit seinen großen schönen Augen hilfesuchend um sich. Der Stierkämpfer steht nun dicht vor ihm — waffenlos. Die Menge jubelt begeistert über solch unerhörten Mut. Der „Held" lacht selbstgefällig und geschmeichelt; und, angefeuert vom Beifall, treibt er seine Kühnheit auf die Spitze: In widerlichem Zynismus streichelt er dem blutüberströmten, zitternden Tier die Stirn. Die Begeisterung der Menge darüber kennt keine Grenzen mehr. Dann folgt der Schluß: Der Stierkämpfer zieht den Degen wieder mit einem Ruck aus dem Körper des Tieres und stößt ihn abermals hinein. Diesmal trifft er endlich das Herz. Der Stier stürzt tot zusammen und wird hinausgeschleift. Unverzüglich wird eine neues Opfer in die Arena getrieben.

Genug von diesen Scheußlichkeiten! Fragen wir uns jetzt: Was ist gegen diese entsetzlichen Zustände zu tun? Die Tierschutzvereine, deren es eine Menge gibt, genügen nicht. Ihre Mitglieder sind ohnehin Tierfreunde, und die Wirkung der Vereine nach außen hin bleibt meist gering. Auch polizeiliche Maßnahmen helfen wenig. Die Engländer sind gewiß große Tierfreunde, aber wie sollen sie z. B. bei der Riesenbevölkerung Indiens eine wirksame Überwachung ausüben? Auch erreichen polizeiliche Maßnahmen manchmal sogar das Gegenteil vom Erstrebten. Ich sah vor Jahren einmal in Neapel, wie ein Kutscher, der sein Pferd roh schlug, von einem Tierschutz-Beamten gescholten und zur Bestrafung notiert wurde. Die Folge war, daß der Kerl, sobald er um die nächste Straßenecke gebogen war, aus Wut sein Pferd noch ärger mißhandelte.

Es scheint mir nur ein Mittel zu geben, die Tierquälerei einzuschränken: nämlich ihre Ursache zu beseitigen. Und welches ist die Ursache? Angeborene Bosheit und Roheit? Solche Eigenschaften mögen eine Rolle spielen, aber wohl nur in den wenigsten Fällen. Die Menschen in den Ländern, in denen Tiermißhandlungen üblich sind, können nicht für boshafter erklärt werden als die tierfreundlichen Nordeuropäer. Oft sind sie sogar gutmütiger und hilfsbereiter — von Mensch zu Mensch. Gutmütigere Leute als die Haitianer kann ich mir nicht denken, und dabei sind sie die ärgsten Tierschinder, denen ich begegnet bin.

Es scheint mir fraglos, daß die Gefühllosigkeit gegen die Leiden der Tiere in der Meinung wurzelt, das Tier habe keine Seele. Immer wieder bekam ich auf Fragen und Vorhaltungen an Tierquäler die Antwort: „Aber es ist doch nur ein Tier! Ein Tier leidet gar nicht so wie ein Mensch, weil es ein seelenloses und niederes Wesen ist." Und wenn noch etwas fehlte, um meine Überzeugung zu bekräftigen, daß nur die Unkenntnis von der Existenz einer Tierseele die Schuld an der Mißhandlung der Tiere trägt, so ist es diese Tatsache: bei überzeugten Buddhisten — z. B. bei den Japanern und Birmanen — werden die Tiere viel besser behandelt, als bei allen andern Orientalen, denn die buddhistische Religion macht nicht den hochmütigen grundsätzlichen Unterschied zwischen beseelten und seelenlosen Wesen — zwischen Mensch und Tier.

So scheint mir das einzig wirksame Mittel gegen die entsetzliche Tierquälerei: einen großen Welt-Tierschutz-Bund zu gründen, der in allen Ländern unermüdlich Aufklärung verbreitet und auch nicht vor den drastischsten Mitteln zurückscheut. Ich glaube, daß sich in allen Ländern Männer und Frauen finden würden, die sich ganz oder teilweise in den Dienst einer solchen Organisation stellen würden.

Menschen, die einfach aus Freude am Leiden eines Geschöpfes Tiere mißhandeln, bilden glücklicherweise Ausnahmen. Aber es ist zu bedauern, daß unsere Gesetze in solchen Fällen nicht strenger vorgehen. Mir hat einmal jemand erzählt, daß er Katzen nicht leiden könne und daß es ihm Vergnügen bereite, diese Tiere mit Petroleum zu begießen und dann anzuzünden. Vielleicht hat er bloß „renommiert". Einen Menschen, der so etwas wirklich tut, würde ich, wenn ich zu bestimmen hätte, ohne Besinnen hinrichten lassen.

Frau und Tier

Von Elisabeth Gräfin von Montgelas in Salzburghofen

Wer wie ich sein Leben lang von Tieren aller Art, und zwar nicht nur von Haustieren, sondern auch von exotischen Hausgenossen, wie Löwen, Leoparden, Affen, Papageien usw. umgeben war, ihre Seele studiert und ihre liebenswerten Eigenschaften erkannt hat, dem macht es einen abstoßenden Eindruck, zu sehen, welchen Mangel an Achtung und Liebe der moderne Mensch und besonders die heutige Jugend dem Tier entgegenbringt.

In unserem Erziehungssystem — im kirchlichen wie im pädagogischen — spielt die Tierliebe leider keine Rolle — im Gegensatz zu den alten Völkern und dem heutigen England und Amerika. Der zunehmenden Verrohung unserer Jugend kann nur dann Einhalt getan werden, wenn es gelingt, ihr mehr Achtung vor allen Geschöpfen einzuflößen, nicht bloß eine mitleidige Tierliebe. Kirche, Schule, Erzieher und Eltern sollten auf diesen Punkt in der Erziehung viel mehr Gewicht legen als bisher.

In ganz England wird an einem Sonntag des Jahres eine Tierschutzpredigt gehalten, und zwar in allen christlichen Kirchen, in den evangelischen sowohl wie in den katholischen. Es wäre an der Zeit, daß diese für Mensch und Tier so segensreiche Gepflogenheit auch bei uns eingeführt würde. Es gibt einzelne, geistig hochstehende Priester, die diese Notwendigkeit erkannt haben und für deren Durchführung eintreten. Hier ist in erster Linie Herzog Max zu Sachsen, Professor an der Universität Freiburg (Schw). zu nennen, an dem die Tiere einen warmherzigen Schützer gewonnen haben.

Neben der Kirche ist die Schule dazu berufen, unserer Jugend Achtung vor dem Tier beizubringen. Ich warne alle Erzieher, das Tier dem Kind gegenüber herabzusetzen. Es gibt genug Eigenschaften, in welchen das Tier dem Menschen überlegen ist, z. B. Ortssinn, Reinlichkeitsliebe, Treue usw., durch deren Hervorhebung die Achtung vor dem Tier erhöht wird. Für die Intelligenz der Tiere hat man genügend Beispiele. Man braucht dabei nicht ins Fahrwasser der v. Osten-Krall-Richtung zu geraten und zu behaupten, daß Pferde und Hunde selbständig die schwierigsten Rechenaufgaben lösen können. Alle diese Leistungen beruhen auf unbewußter Gedankenübertragung durch die Vorführenden. In meinen Büchern habe ich dieses Thema eingehend erörtert. Aber die Tatsache, daß Tiere die Fähigkeit besitzen, solche „außersinnlich" gegebenen Befehle zu fühlen und zu befolgen, sollte allein schon dazu beitragen, die Achtung vor ihnen erhöhen.

Neben Kirche und Schule sind es die Eltern, namentlich die Mütter, aber auch die Frauen überhaupt, welche die Kinder Tierliebe und Tierachtung lehren und ihnen mit gutem Beispiel vorangehen sollten. Leider sündigen gerade die Frauen in dieser Hinsicht auf das Schwerste. Man betrachte z. B. nur, wie sie die Tiere, die für den menschlichen Genuß bestimmt sind, behandeln. Das Kapitel „Tierquälerei in der Küche" ist überaus traurig. Hier sollen nur einige der zahlreichen täglich vorkommenden Roheiten erwähnt werden.

Die Gans und anderes Geflügel läßt man langsam verbluten; nicht einmal die Hauptader wird ihnen geöffnet, sondern die unkundige Hand schneidet und sticht an den Unglücksgeschöpfen herum, so gut sie es vermag. In Bayern ist es vielfach Sitte, die Gans zu erwürgen, indem man ihr den Hals um einen Kochlöffel dreht. Alle Gänse, die man auf dem Münchner Markt kauft, zeigen durch ihren blauen Hals, daß sie auf diese Weise stranguliert worden sind. Eine furchtbare Grausamkeit ist das Mästen der Gans. Da die Gans bei der normalen Nahrungsaufnahme nicht genügend fett würde, stopft man dem armen Tier das Futter mit einem Trichter gewaltsam ein. Die Gänse werden zu Mastzwecken in ganz enge Behälter gesperrt, in denen sie nicht fähig sind auch nur die Flügel auszubreiten. In vielen Gegenden, leider auch Deutschlands, ist es Sitte, die Unglücks-

tiere am Boden der Kiste festzunageln, indem man ihnen durch die Schwimmhäute der Füße je zwei Nägel schlägt. In dieser Lage müssen die bedauernswerten Tiere ein Höllenleben führen, bis sie die nötige Schwere erreicht haben. Um eine möglichst große Gänseleber zu erzielen, werden dem Futter dursterregende Stoffe beigemengt.

Die armen Tauben werden von unkundiger „zarter" Hand erdrückt. Langsam und grausam quetscht man die kleinen Körper unter den Flügeln zusammen. Der verängstigte Blick des nach Luft schnappenden Tierchens, von dem die Frauen sonst nur als von den „reizenden Täubchen" sprechen, verursacht den Henkerinnen der Küche kein Mitleid. Allem Geflügel gehört der Kopf abgeschlagen. Ich möchte hier auf die sogenannte Geflügelguillotine hinweisen, die der Basler Tierschutzverein auf den Geflügelmärkten fast aller Schweizer Städte aufstellen ließ, um das auf dem Markt gekaufte Geflügel gleich an Ort und Stelle in humaner Weise töten zu lassen.

Den Truthahn läßt man stundenlang an den Beinen aufgehängt hängen, damit ihm das Blut zu Kopfe steige. Manche Feinschmecker lassen ihn lebend rupfen und dann mit Wein eingerieben noch einige Tage leben, da behauptet wird, daß der Wein in die Poren des lebenden Tieres besser eindringe und das Fleisch verfeinere. In einem Kochbuch wird empfohlen, man solle dem lebenden Hummer die Scheren zerbrechen, aber darauf achten, daß sie ihre Form nicht verlieren, und ihn dann, ehe man ihn in das kochende Wasser wirft, in zwei oder mehrere Teile zerhacken. Man schämt sich, daß dies eine deutsche Frau geschrieben hat und daß es viele Frauen gibt, die diese Roheiten ausführen.

Die lebenden Krebse werden „geputzt", indem man ihnen durch Abdrehen der Schwanzendplatte den Darm herausreißt, der dem Fleisch beim Mitkochen einen bitteren Geschmack geben würde. In diesem Zustand läßt man sie oft stundenlang liegen und wirft sie dann in kaltes Wasser, um sie langsam zu sieden. Fische werden häufig lebend abgeschuppt, Aale nagelt man an einen Pfosten, worauf man ihnen die Haut abzieht.

Wenn man ein mit diesen Greueln angefülltes Kochbuch liest, hat man den Eindruck, daß die Menschen, die derartiges schreiben und tun, das Tier tatsächlich nur als seelen- und gefühllose Maschine betrachten, wie Descartes vor 300 Jahren. Descartes hat sich mit dieser Lehre zum größten Tierquäler aller Zeiten gemacht, denn es unterliegt keinem Zweifel, daß die ganze Mißachtung, die namentlich beschränkte rohe Menschen dem Tier gegenüber zeigen, auf seine Lehre zurückzuführen ist.

Nicht bloß in bezug auf die Nahrung, auch hinsichtlich ihrer Kleidung sollten die Frauen mehr Herz und Sinn für Tiere zeigen. Wer sich mit Vogelfedern schmückt, sollte daran denken, daß sie meist auf grausame Art gewonnen wurden. Man schießt die Reiher während der Brutzeit, weil sie in dieser Periode das schönste Federkleid tragen, ohne sich darum zu kümmern, daß die verwaisten Jungen dem Hungertode preisgegeben sind[1]). Gegen das Tragen von Straußenfedern wäre weniger einzuwenden, da sie vom lebenden Vogel gewonnen werden können. Aber es kommen auch hierbei genug Grausamkeiten vor, da der gewinnsüchtige Mensch nicht wartet, bis der Vogel seine Federn von selbst verliert, sondern sie ihm in brutalster Weise ausrupft, wovon ich mich auf Straußenfarmen überzeugt habe.

Obwohl die Winter immer milder werden, muß heute jede Frau ihren Pelz haben. Aber selbst an den heißesten Sommertagen kann man Modepuppen, ärmel- und strumpflos, aber mit einem kostbaren Halspelz herumsteigen sehen. Um diesen erhöhten Pelzbedarf zu befriedigen, sind in Deutschland eine Menge Pelztierfarmen nach amerikanischem Muster

[1]) Vgl. hierzu C. G. Schillings, die Tragödie des Paradiesvogels und des Edelreihers, Juniheft 1911 der S. M.; ds., Hagenbeck als Erzieher, Augustheft 1911; ds., Die Arche Noah, Aprilheft 1914; Rudolf Hermann, Neues über Paradiesvögel und Reiher, Juniheft 1913; ds., Neues vom Vogelschutz in Bayern, Oktoberheft 1913; ds., Neues zum deutschkol. Tierschutz, Novemberheft 1913; Fritz Behn, Kino und Naturmord, Februarheft 1914. Auf den ersten Aufsatz von Schillings folgte eine Unterschriftensammlung im halbredaktionellen Teil. Viele hunderte von Frauen verpflichteten sich damals, nie wieder Reihenfedern zu tragen.

angelegt worden. Für den wahren Tierfreund ist es ein durchaus unsympathischer Gedanke, Tiere lediglich zu dem Zweck zu züchten, damit Modedämchen, die weniger Seele besitzen als die Tiere, die für sie geopfert werden, sich mit ihrem Fell schmücken können. Bei der Pelztierzucht kommen viele Roheiten vor. Schon das ständige Herausfangen mit der Zange, einem eisernen Instrument, mit dem man den Hals des Fuchses umklammert, um ihn herauszuziehen, ist für das Tier eine Quälerei und verursacht nicht nur Schmerzen, sondern löst natürlich auch große Angst aus. Da die Zucht ohne Liebe, nur vom Nützlichkeitsstandpunkt betrieben wird, gelingt es nur in den seltensten Fällen, die Tiere zu zähmen, und so muß das zu jeder Manipulation, wie Haarpflege, Abflöhen, Entwurmen usw. nötige Einfangen, mit der brutalen Halszange geschehen, um sich vor den Bissen des geängstigten Tieres zu schützen. Die Tötung der Füchse geschieht durch Vergiftung mittels Strychnin, eine der schmerzvollsten Todesarten. Das humanere Erschießen wird nicht angewendet, weil der Balg dadurch beschädigt würde, und so muß das Tier in qualvoller Weise sterben. Wie sehr das Edelpelztier nur als Ausbeutungsobjekt betrachtet und behandelt wird, ist mir auf einer Pelztierschau recht klar geworden. Vor der Prämiierung wurden die Silberfüchse mit der Halszange aus ihren Käfigen herausgezogen. Sowie sich der Besitzer oder Wärter mit der Zange nahte, zogen sie sich mit angsterfüllten Augen scheu in die Ecke des Käfigs zurück und versuchten sich durch Beißen der Umklammerung zu entziehen. Die brutale Zange machte ihnen aber jeden Widerstand unmöglich. Dann wurde ihnen der Fang (Schnauze) mit einer Schlinge zugebunden, wodurch sie vollkommen wehrlos gemacht waren. Nun wurden sie gekämmt und mit einem Benzinlappen abgerieben, um dem Fell Glanz zu verleihen. Daß dem mit einer außerordentlich feinen Nase ausgestatteten Fuchs der Benzingeruch höchst zuwider sein muß, kümmert die geschäftstüchtigen Farmer nicht. Die wehrlosen Tiere wurden nun von 2 Männern quer über den Richtertisch gelegt und an Vorder- und Hinterpranken dort festgehalten. So lagen sie mit angsterfüllten Augen lange Zeit, einer neben dem andern, bis die drei Richter ihr Amt beendet hatten. Wenn man sah, wie die Tiere mit dem Metermaß gemessen wurden, um die Länge von der Nasen- bis zur Schwanzspitze festzustellen, hatte man den Eindruck, als handelte es sich hier wirklich nur um Bälge und nicht um lebende, mit Gefühl und Seele ausgestattete Geschöpfe. Aus den Augen der vielen anwesenden Damen sprach leider kein Mitgefühl für die geknebelten Tiere, sondern nur die Gier nach dem Balg, der Wunsch sich mit dem wertvollsten Pelz zu schmücken. Der Tierfreund hat aber auch noch aus anderen Gründen Anlaß, keine Freude an der Silberfuchszucht zu haben. Besonders in kleineren Betrieben, wo gespart werden muß, werden die Füchse vielfach mit geschossenen Vögeln, Eichkätzchen, Katzen usw. gefüttert, so daß Wald und Flur in der Nähe solcher Farmen bald verödet sein werden. — Andere kostbare Pelze, wie der Breitschwanz, werden auf eine besonders niederträchtig grausame Art gewonnen. Breitschwanz heißt das Fell des ungeborenen Persianerschafes. Da Breitschwanz höher im Preise steht als Persianer, sehen es die Persianerzüchter darauf ab, möglichst viele Frühgeburten zu erzielen. Die Mutterschafe werden in hochtragendem Zustande in grausamster Weise geschlagen und gequält, wodurch in vielen Fällen eine vorzeitige Geburt erfolgt. Diese Teufel in Menschengestalt haben ausgerechnet, daß bei diesem Verfahren nur ein Drittel der Mutterschafe stirbt, so daß es also vorteilhafter ist, als die Abschlachtung der Tiere, um das ungeborene Lamm gewinnen. Man hat in Rußland den Versuch gemacht, diese Dinge zu dementieren und die Ursache der vielen Frühgeburten durch Frost, Hunger usw. zu erklären. Wer die Grausamkeit und die Gewinnsucht des Menschen kennt, weiß, was er von diesen beschönigenden Erklärungen zu halten hat. Auf alle Fälle bleibt es eine Geschmacklosigkeit, sich mit Frühgeburten zu behängen. Würden die Frauen den Kauf solcher Felle ablehnen, dann würden die auf tierquälerische Weise erfolgten Frühgeburten aufhören, aber auch Sorge getragen werden, daß die Schafe nicht durch Frost, schlechte Pflege und Krankheit zu früh gebären.

Wer sich die teueren Edelpelze nicht leisten kann, kauft sich einen Katzenmantel. Mindestens 80 vH. aller Katzenfelle rühren von gestohlenen, auf grausamste Art getöteten Tieren. Das Katzenfangen und Morden ist heute so verbreitet, daß Katzenbesitzer ihre Tiere nur durch Ausscheren eines Streifens Haare auf dem Rücken, wodurch der Pelz entwertet wird, schützen können. Die Katze genießt unter allen Haustieren die wenigste Achtung. Daraus entstehen die barbarischen Mißhandlungen, denen sie ausgesetzt ist. Der Dresdner Bund für Katzenschutz hat sich gottlob der Katze angenommen und sucht sie in der allgemeinen Wertschätzung zu erhöhen durch Veranstaltungen von Katzenausstellungen, auf denen nicht bloß Rassekatzen, sondern auch die Hauskatze hoch prämiiert wird. Für die meisten Menschen hat ja leider nur das wertvolle Tier Anspruch auf Schutz und Liebe.

Unter den zahlreichen Fällen von grausamer Behandlung von Katzen möchte ich nur einen besonders schlimmen herausgreifen. In einem Münchner Erdhund-Klub war es vor Jahren üblich und wird es wohl auch heute noch sein, die Hunde durch Abwürgenlassen von Katzen scharf auf Raubzeug zu machen. Damit nun die jungen Hunde nicht die Schneid verlieren sollten, machte man die unglückseligen Katzen, die man für diese Versuche verwandte, wehrlos, indem man ihnen nicht nur die Krallen, sondern die Vorderpfoten abhackte! Auf diese gemarterten, wehrlosen Geschöpfe wurden die Hunde gehetzt! Ein Glück für die Katze war es noch, wenn sich ein Hund fand, der sie schnell tötete. Oft dauerte dies aber längere Zeit, manchmal verkrochen sich die verstümmelten Tiere und gingen dann unter größten Qualen langsam zugrunde. Man fragt sich, ob die Veranstalter dieser Gemeinheiten noch das Recht haben, sich Menschen zu nennen. Einer der Herren, der damals in diesem Klub eine führende Rolle einnahm, ist heute leitender Arzt an einem Krankenhaus. Sein „tierfreundliches" Herz zeigt er auch hier, indem er den vielen Hunden, die er zu Vivisektionszwecken hält, von vornherein die Stimmbänder durchschneiden läßt, damit die Kranken nicht durch das Geheul der armen Opfer der Wissenschaft gestört werden. Die Besucher, die diese stumm gemachten Hunde vielleicht einmal zu Gesicht bekommen, glauben, es gehe ihnen nicht so schlecht, da sie nicht heulen.

Zu solchen Roheiten kann nur der Mensch kommen, der keine Achtung vor dem Tier besitzt, der in ihm nur eine Sache sieht, bestimmt zum Dienst der Menschheit.

Das neue Strafgesetzbuch soll strengere Strafen für Tierquälerei bringen. Sie werden niemals streng genug sein können, da der Tierquäler unter allen Verbrechern die gemeinste Gesinnung an den Tag legt. Dieser Ansicht gab auch König Georg von Sachsen Ausdruck, als er bei seinem Regierungsantritt eine Amnestie erließ mit der Einschränkung: „Ausgeschlossen bleiben alle Strafen wegen Tierquälerei".

Jeder Mensch sollte stets bestrebt sein, in Wort und Schrift die Achtung vor dem Tier hervorzuheben und damit den Tierschutz zu fördern. Niemals sollte man von Verbrechern, die sich zu Roheitsdelikten erniedrigt haben als von „vertierten" Menschen reden. Das ist sinnlos, da kein Tier so grausam ist wie es der Mensch sein kann. Das Wort „hundsgemein" sollte ebenfalls nie gebraucht werden, da kein Hund je „menschsgemein" ist.

Nur die deutsche Sprache hat zweierlei Bezeichnungen für die Nahrungsaufnahme bei Mensch und Tier: essen und fressen. Aber auch bei Geburt und Tod hat sie für das Tier andere Worte als für die Krone der Schöpfung. Das Tier wird „geworfen" und wenn es diese Erde verläßt, die ihm der Mensch meist zu einem wahren Jammertal macht, heißt es, es sei „kaputt gegangen", wie ein Kochtopf oder eine Maschine. Damit stempelt man das Tier noch im Tode als Sache, als welche man es ja auch im Leben behandelt hat.

Warum gebraucht man nicht auch beim Tode der Tiere, die der große Franz von Assisi für würdig erachtete seine Brüder zu sein, das Wort Sterben? In der hl. Schrift heißt es:

„Der Gerechte kennt die Seele des Tieres . . ., denn es geht dem Menschen wie dem Tier, wie dies stirbt, so stirbt auch er, und haben alle einerlei Seele, und der Mensch hat nichts mehr denn das Tier . . . Es fährt alles an einen Ort. Wer weiß, ob der Geist des Menschen aufwärts fahre . . .?" (Salomo, Prediger 3).

Tierrecht und Recht der Tiere

Von Max Müller in München

Zunächst die Frage: Gibt es ein Tierrecht? Noch nicht! Gibt es ein Recht der Tiere? Ja! Was bedingt das Fehlen eines Tierrechtes? Das Tier als eigenmächtig-handelndes Wesen mit geistigen Fähigkeiten gilt in unserem Rechtsleben als rechtlose Sache. Bis vor nicht allzulanger Zeit galten ja auch Menschen noch als rechtlose Sache. Den Sklaven, den Leib-, Blut- und Halseigenen, den Hörigen mußte erst der Persönlichkeitswert zuerkannt werden, damit sie als Vernunftwesen nicht mehr als solche betrachtet werden.

Was Mensch und Tier gemeinsam auszeichnet, ist das Leben, ihre Vergänglichkeit und ihre während des Lebens gegebene eigene, willkürliche Handlungsfähigkeit. Mensch und Tier entstehen auf der Grundlage eines sich erhaltenden und sich fortpflanzenden Lebens. Beide treten mit einem Urrecht: dem Recht zu leben, in das Leben ein. Beim Menschen beginnt mit der Geburt auch die Rechtsfähigkeit, die das Tier nie erlangt.

Das Leben und das Recht zu leben, erhalten die persönlichen Wesen nicht durch sich selbst, sondern von einer höheren lebenspendenden und über das Leben gebietenden Macht.

Über das Leben der Tiere aber gebietet der Mensch. Er bekennt sich dem Tiere gegenüber zu dem Grundsatz: Macht geht vor Recht — auch vor Urrecht! Macht aber ist Wille des Stärkeren. Aus den Ideen seiner Vernunft heraus bildete sich der Mensch sein Recht, und Rechte gewährt der Mensch nur sich und den von ihm zu Trägern von Rechten anerkannten Subjekten. Als persönliches Wesen mit Verstand und Seele glaubt er sich vom Tier wesentlich zu unterscheiden und erkennt es daher als Träger von Rechten nicht an.

Hat das Tier, wenigstens das höher entwickelte, keinen Verstand und keine Seele? Verneinen läßt sich die Frage nicht, wenn sie auch vorerst nicht bejaht werden soll. Die Tiere handeln eigenmächtig; sie besitzen einen Verstand, der sie zu Handlungen veranlaßt. Damit müssen sie als lebende Wesen über die rechtlose Sache gestellt werden. In unserem Kulturkreise gelten sie als solche; in anderen Kulturkreisen nicht.

Der dem Tiere zugestandene Persönlichkeitswert ist durch den Menschen schon bis zu jenem Grade gesteigert worden, daß er im Tiere übermenschliche, göttliche Wesen, sogar die verkörperte Gottheit sah, wie das im Tierkult der alten Ägypter der Fall war.

Unsere Kultur zeichnet sich gegenüber anderen und älteren Kulturen durch die hohe Einschätzung des Persönlichkeitswertes des Menschen aus. Immer neue Rechtsformeln schützen den Menschen vor willkürlichen Handlungen anderer Menschen und der Tiere. Dieser Rechtsschutz, den der Mensch dem Menschen gewährt, geht so weit, daß selbst der Rechtskundige sich im geschriebenen Rechte kaum mehr auskennt. Dem Tier aber beläßt der Mensch in unserem Kulturkreis weder sein Urrecht, noch werden ihm irgendwelche Rechte zugestanden.

In der erdrückenden Fülle unserer Rechtsnormen und Grundsätze gibt es nur eine Bestimmung, die das Tier als lebendes Wesen vor dem Menschen schützen soll:

„Mit Geldstrafe bis zu einhundertfünfzig Mark oder mit Haft wird bestraft, wer öffentlich oder in Ärgernis erregender Weise Tiere boshaft quält oder sie mißhandelt."

So heißt es im § 360 Z. 13 des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich.

Nur das Recht des Menschen in der willkürlichen Behandlung des Tieres wird hier beschnitten. Nur der Mensch, der den Anblick gequälter und mißhandelter Tiere nicht vertragen kann, wird geschützt vor der Handlungsweise anderer Menschen. Das vermag mittelbar ja auch das Tier vor einem Übermaß von Roheit und Gefühllosigkei des Menschen zu schützen. Im übrigen wird es in seiner Rechtlosigkeit als belebtes Wesen belassen.

Die Tierfreunde möchten im neuen Strafgesetz diesen Paragraphen zu einer direkten Schutzbestimmung für die Tiere ausgestaltet haben. Von einem wirklichen Tierrecht bleiben

wir damit noch weit entfernt. Die Tiere müßten dazu als lebende Wesen mit geistigen Fähigkeiten anerkannt werden, als Wesen, die sich in diesen Fähigkeiten nicht grundsätzlich, sondern nur dem Grad nach vom Menschen unterscheiden.

In den Kulturkreisen, in denen eine Seelenwanderung angenommen wird, erkennt der Mensch dem Tiere auch Rechte und Persönlichkeitswert zu. Dem Brahmanen ist das Urrecht des Tieres, zu leben, heilig, und er hütet sich ängstlich davor, dieses Urrecht anzutasten. Selbst Hungersnöte, wie sie in Indien häufig sind, vermögen die über zweihundert Millionen brahmanischer Inder, die zum großen Teile in den ärmsten Verhältnissen leben, nicht zur Tötung von geheiligten Tieren zu veranlassen. 70 Millionen Rinder können demzufolge nur durch Arbeit während des Lebens ausgenützt werden. Das Töten der Tiere ist verfemt, weil der Mensch hier nicht die Berechtigung hat, in den Ablauf des Lebens und der mit dem Leben einhergehenden Wanderung der Seelen einzugreifen.

Wir haben uns unser Verhalten den Tieren gegenüber leichter gemacht. Unsere Sittenlehre ist veränderlich. Sie war dem Wandel der Zeiten stärker unterworfen, als das in anderen Kulturkreisen der Fall war.

Von den nordischen Helden heißt es, daß sie mit ihren Leibtieren in Walhall einzogen. Beider Leben hatte also in der Vorstellung unserer Vorfahren Ewigkeitswert. In der alten biblischen Lehre, der für uns gültig gewordenen Sittenlehre, gilt das Leben von Mensch und Tier ursprünglich als vergänglich:

„Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brod essen, bis du zum Erdboden zurückkehrst; denn du bist ihm entnommen. Denn Staub bist du und zum Staub mußt du wieder werden."
(1. Buch Mose 3, 19.)

Und in den Schriften läßt der Prediger Salomonis Gott dem Menschen sagen, daß er in gleicher Weise vergänglich sei wie das Tier, und daß er vor dem Tiere nichts voraus habe, wiewohl der Odem Gottes beide beseelt habe.

„Denn ein Zufall sind die Menschen und ein Zufall die Tiere; und ein Zufall sind sie beide!
Wie dieser stirbt, so stirbt auch jenes; und einerlei Odem haben alle!
Und einen Vorzug des Menschen vor dem Tiere gibt es nicht; denn alles ist nichtig.!
Alles geht dahin an einen Ort; alles ist aus dem Staube geworden;
Und alles kehrt zum Staube zurück.
Wer weiß vom Odem der Menschen, ob er aufsteigt nach oben,
Und wer weiß vom Odem der Tiere, ob er nach unten fährt zur Erde?" (Schriften 3, 19—21.)

Das hebräische Wort „näfesch" bezeichnet in gleicher Weise die Seele des Tieres wie die Seele des Menschen. Seele, Leben und Blut sind im Alten Testament ineinander übergehende und für Mensch und Tier gleiche Begriffe. „Denn das Leben des Leibes ist in einem Blute" heißt es mehrfach im Heiligkeitsgesetze. Die Heiligkeit des der Gottheit gehörenden Lebens als Blutseele hat auch zu dem strengen Verbot des Blutgenusses geführt. Der Mensch soll die Seele des Tieres nicht in sich aufnehmen; das Blut als Seele gehört Gott und ist Gott, dem Schöpfer des Lebens, zurückzugeben. Das geschah in der Form des blutigen Opfers. Juden und Mohammedaner halten an dem Verbote des Blutgenusses noch fest. Es wurde von den Aposteln übernommen und bei der Christianisierung der Germanen immer wieder erneuert. Mit dem Blute sollte Kraft und Stärke gewonnen werden.

Die Anschauungen über den Sitz der Seele im Blute waren also die gleichen. Die Kirche vollte aber die Aufnahme einer fremden Seele mit dem Blute von ihren Gläubigen vermieden haben. Daher konnte auch stillschweigend das Verbot des Blutgenusses fallen, als der Sitz der Seele nicht mehr im Blute gesucht und als das Tier für seelenlos erachtet wurde. Hiermit hatte der Mensch als alleiniger Seelenträger kirchlich seine Sonderstellung erlangt.

Juristisch und soziologisch betrachtet kann aber damit die Frage, ob das Tier rechtlos sein und bleiben soll, nicht als erledigt betrachtet werden. Das allgemeine Volksempfinden und auch die Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung auf dem Gebiete der Tierpsychologie wollen und müssen hier mit berücksichtigt werden.

Der alte Streit um die Tierseele war deshalb so schwer zu entscheiden, weil das Tier stumm ist, jedenfalls keine artikulierte, uns verständliche Sprache hat und es an Methoden gebrach, mit geistig entwickelten Tieren in einen Gedankenaustausch zu treten. Das ist in den letzten Jahren auf dem Wege der Umwertung von Zahlen und Buchstaben in rechts- und linksseitige Klopfzeichen durch die bahnbrechenden Versuche von v. Osten und Krall an Pferden wie auch von anderen bei einer Reihe von Hunden gelungen. Damit ist der Beweis erbracht, daß das geistig geschulte und entwickelte Tier selbständig denkt. Wir können stimmlich und nichtstimmlich mit dem Tier und dieses mit uns durch die Klopfsprache in einen Gedankenaustausch treten. Es steht fest, daß es grundsätzlich keinen Unterschied in der psychischen Tätigkeit von Mensch und höheren Tieren gibt.

Entsprechend dem Lebenszweck muß die psychische Tätigkeit der Tiere eine andere als beim Menschen sein. Der Mensch ist entwicklungsgemäß zur intellektuellen Höchstleistung berufen. Er allein beschäftigt sich mit transzendentalen Problemen.

Wenn man im Hinblick auf das Zurückbleiben psychischer Funktionen beim geistig minderwertigen Menschen von „vertierten" Menschen spricht, so kann man jedenfalls mit größerer Berechtigung bei den mit dem Menschen zusammenlebenden und von ihm geistig entwickelten Tieren auch von „psychisch vermenschlichten" Tieren sprechen — natürlich cum grano salis. Denn das andersgeartete Tier kann die Leistungen des Menschen in intellektueller Hinsicht naturgemäß nicht erreichen, ebenso wie ja auch Leistungen der Tiere in intellektueller Hinsicht infolge des anderen Zusammenwirkens ihrer Sinne unsere seelischen Fähigkeiten im Denken, Fühlen und Wollen übersteigen können. Gerade hier stehen wir mit dem Eindringen in die Geistestätigkeit der Tiere vor neuen Problemen.

Auf der Grundlage der Instinktlehre mußte das Tier in rechtlicher Hinsicht als rechtlose Sache erachtet werden. Infolgedessen hielt der Mensch sich auch nach Willkür für berechtigt die Tiere ihres Lebens zu berauben. An dieser Denkweise konnte auch die naturwissenschaftliche Erkenntnis nichts ändern, wenn sie die geistigen Fähigkeiten bei Mensch und höheren Tieren auf der Grundlage der Tätigkeit ähnlich beschaffener und bis zum Menschen in immer höherer Weise sich entwickelnder Hirne und Nervensysteme zustande kommen sah.

In das selbstgeprägte Wort: „Der Mensch soll der Tiere Herrgott sein!" wurde weniger die moderne Gottesidee als in erster Linie die Gottesidee früherer Jahrtausende ohne deren tiefen Sinn gelegt. Das Tier soll mit Körper und Seele dem Menschen gehören.

Wir sind Fleischesser. Das Töten der Tiere zum Zwecke der Ernährung ist uns zu einem auch von unserer Moral gebilligten Gewohnheitsrecht geworden. Aber die Handlung des Menschen, die aus einem lebenden Wesen eine tote Sache macht, soll sich nicht nach der Willkür des Menschen roh und grausam vollziehen. Denn eine sittliche Berechtigung gegen das Tier, roh und grausam beim Töten zu sein, hat der Mensch nicht. Die Vernichtung des Lebens der Tiere soll schnell und quallos vor sich gehen. Das ist eine Forderung der Volksmoral, die als ungeschriebenes Gesetz dem geschriebenen Rechte voranläuft.

Hieraus entspringt die Forderung von Schlachtgesetzen. Klingt es aber nicht wie ein Hohn auf unser sittliches und religiöses Empfinden, wenn die „Gewissensfreiheit" das Erfüllen dieses Verlangens behindern soll? Die Heiligkeit des Opferschlachtens früherer Jahrtausende beruhte auf einer gänzlich anderen geistigen Einstellung des Menschen von damals zur Frage des Wesens der Gottheit und der Bedeutung des Verblutens beseelter Wesen. Unsere Vorstellungen über das Wesen der Gottheit und der Zweck des Verblutens der Schlachttiere sind andere geworden. Aus der blutdürstigen Gottheit ist uns ein gnädiger, barmherziger Gott geworden, und das Verbluten wurde zur Notwendigkeit beim Schlachtakt als profaner Handlung, um das Tier zu töten und haltbares Fleisch zu erhalten.

Das fünfte Gebot heißt: „Du sollst nicht töten!" Das Leben als Urrecht wird hier unter den Schutz der höheren Macht gestellt. Der Willkür des Menschen in dieser ersten und wichtigsten Rechtsfrage, der Lebensfrage wird Einhalt geboten. Da die Achtung vor der Heiligkeit des Lebens der Tiere in unserem Empfinden verloren gegangen ist, brauchen wir

in rechtlicher Hinsicht einen Kodex, der die sittlichen Pflichten des Menschen dem Tiere gegenüber beim Töten festlegt. Hier verlangt nun die Volksmoral zum Zwecke eines schnellen und quallosen Tötens der Tiere ein Betäuben der Schlachttiere vor dem Verbluten. Das Tier als beseeltes Wesen soll des Tötungsaktes so wenig als möglich, insbesondere nicht unter Qualen und Schmerzen gewahr werden. Das Tier, das während seines Lebens im Menschen seinen Schützer und Behüter kennen lernte und sich ihm zahm unterstellte, lehnt sich beim Töten mit allen Kräften gegen dieses ihm vom Menschen zugefügte und auf der Grundlage der gegeben gewesenen Lebensgemeinschaft nicht erwartete Unrecht auf.

Die Betäubung bezweckt eben die Schädigung der geistigen Fähigkeiten des Tieres, damit es seiner Überführung aus dem lebenden in den toten Zustand nicht „bewußt" wird. Die Forderung der Betäubung der Schlachttiere bringt dem Tiere, wenn sie erfüllt wird, ja kein Recht, sondern nur eine Gnade des Menschen, ein Erbarmen. „Der Gerechte erbarmt sich der Tiere, aber das Herz des Gottlosen bleibt grausam."

Und nun zeigt sich etwas schwer Verständliches. Trotz des allgemeinen Verlangens, alle Tiere vor dem Schlachten aus Gründen der Humanität zu betäuben, hat in unserem Kulturkreise erst ein Staat diese Forderung zur Tat werden lassen. Das ist um so bedauerlicher, als wir durch die Erfüllung dieses sittlichen Gebotes wenigstens das Unrecht verringern würden, das wir den Tieren durch das Töten zufügen.

Wir Menschen können wohl aus dem lebenden Tiere eine tote Sache machen, aber nie wieder aus dem toten Tiere eine belebte Sache. Hierin zeigt sich unser ganzes Unvermögen gegenüber der höheren Macht, der alle lebenden Wesen unterstellt sind. Solange die höheren, zu eigenmächtigen Handlungen befähigten Tiere als rechtlose Sache gelten, kommen wir daher mit all unseren Bestrebungen über ein bescheidenes Maß von Tierschutz nicht hinaus. Unsere Kultur, als Bildung des Geistes, achtet das Leben des Menschen als ein hochheiliges Recht. Zu einer Achtung des Lebens der Tiere als beseelten Wesen und Trägern von Rechten sind wir aber trotz aller vermeintlichen Kultur noch nicht gelangt.

Heilige und Tiere

Von Joseph Bernhart in München

Ich weiß nicht, ob jemals schon in großer Überschau versucht worden ist, alle Verhaltensweisen des Menschen zum Tiere zu beschreiben, seine Gedanken vom Tierwesen überhaupt, seine religiöse Deutung der animalischen Kreatur, seine sittlichen Bezüge zu ihr, alle die Ansätze zu einem Tierrecht in unseren philosophischen Systemen oder auch die Schäden, die Propheten der Vernunft wie Descartes dem Reiche des „vernunftlosen" Lebens zugefügt haben. Kein Zweifel, daß die Stunde für eine solche Besinnung heute gekommen ist. Unsere ganze Verranntheit in Maschinenwesen und Kalkul, die allgemeine Verödung und Trivialisierung unseres Innern treibt uns von selbst auf die Fährte des mit sich unzerfallenen Lebens. Man wird als Zeichen eines neuen engeren Anschlusses an unsere Mitkreaturen wohl auch das mächtige Anwachsen der Tiergeschichte und Tierbeschreibung in allen Literaturen der Gegenwart anzusehen haben. So scheint unser Unheil dem Tiere zum Heil zu werden, und dieses innere Sichfinden von Mensch und Tier wird dort, wo nicht die sentimentale Wallung oder die Furcht vor sich selbst, vor den ewigen Verpflichtungen unserer Vernunft in die affektierte Liebe zum naiven Geschöpfe drängt, für beide Teile einen Zug von Erlösung an sich tragen. So wäre denn ein alter religiöser Gedanke, der seit Platon und seinen Nachfahren auch unserer abendländischen Reflexion vertraut ist, nämlich die Idee vom Aufdrang aller Kreatur zu höherer Stufe,

vom Drang des Eros durch die ganze Kette der Wesen nach der Fülle und Tiefe des höchsten Seins wiederum verständlich, ja manchen wohl auch lebendig geworden. Also erscheint mir der Augenblick günstig für ein Wort über unser Thema.

Oberflächlich besehen lebt die Schöpfung in einem Zustand leidlichen Friedens. Der sommerlich stille Wald, die am Himmel hin schweifende Vogelschar, der regungslose Teich im Schmuck der Wasserrosen, solche Bilder überreden das Gemüt des Menschen, die Natur sei ein Bereich sich selbst genügender Ordnung, die heitere Erfüllung eines Willens, der geheimnisvoll lenkend und beseligend am Werke ist. Anders stellen sich die Dinge der tieferen Betrachtung dar. Von den Bäumen des Waldes ist der eine der Feind des anderen, ihm Raum, Sonne und Bodensaft wegraubend, die Vogelschar zieht unter tausend Bedrohungen ihre lustige Bahn, ein einziger Tropfen aus dem friedvoll schlummernden Teich wird dem Auge, das sich mit dem Mikroskop bewaffnet, zu einer grauenvollen Welt ruheloſen Kampfes aller Infusorien untereinander, ein Schlachtfeld erbarmungsloſen Stoßens, Verwundens und Vernichtens. Je weiter und schärfer wir ins innerste Treiben alles Erschaffenen vordringen, um so furchtbarer bestätigt sich das biblische Wort vom Seufzen aller Kreatur und den unaufhörlichen Wehen der Schöpfung. Zwar vermögen wir nicht klar zu sehen, welchen Anteil das sittlich Böse, das der Mensch hervorbringt, an diesem Zustand allgemeiner Greuel hat, aber eine dumpfe Ahnung, daß alles Erschaffene mithineinverstrickt ist in die menschliche Sünde, ist im Einzelnen lebendig wie im Glauben und religiösen Fühlen der Völker. Der dunkle Zusammenhang von physischem und sittlichem Übel erfährt nun einen aufhellenden Strahl des Verständnisses durch jene Tatsache, daß gute Menschen verschiedener Zeiten und Religionen ein außerordentliches Verhältnis zu Pflanzen und Tieren eingegangen sind. Mögen die unzähligen Berichte von wunderbarer Verständigung zwischen Mensch und Kreatur zu neun Zehnteln eine poetische Erfindung sein, geboren aus dem Wunsch des Herzens, das Unwirkliche möchte einmal wirklich, das Ersehnte zum Ereignis werden, so zwingt doch die Fülle des Erzählten und vereinzelt auch die Glaubwürdigkeit der Aussagen zur Vermutung, daß zwischen Kreatur und Mensch ein tiefer sittlicher Bezug obwalte und die Welt des Tieres und der Pflanze berührbar sei von dem ungewöhnlichen Zustand, in den seltene Menschen durch Selbstentäußerung und Heiligkeit ihr Inneres versetzt haben. Ist dieser wechselseitige Einfluß für unsere Erkenntnis noch ein Rätsel, so hat doch der Gegenstand an sich, wie er in ungezählten Berichten vor allem des christlichen Schrifttums sich äußert, einen hohen Reiz und führt den Betrachter in jenen traulich dämmernden Bezirk, wo aus dem Boden einer ungefähren Geschichtlichkeit die Legende ihre frommen Blüten treibt.

Der englische Historiker Digby berichtet von Gesprächen mit dem Abbé Du Blois, dem Missionär, in denen dieser versichert habe, man wisse aus den drei Jahrhunderten indischer Missionsgeschichte keinen Fall von Verwundung eines Priesters durch Tiere, was um so verwunderlicher sei, als gerade die Missionäre die gefährlichsten Gegenden durchwandern und wie niemand sonst den Anfällen von Tigern und Schlangen ausgesetzt seien. Görres erklärt sich den auffallenden Einfluß heiliger Männer und Frauen auf tierische und pflanzliche Lebewesen aus der erhöhten Herrschaft des in seinen Willenskräften wiederhergestellten Menschen und einem Durchbruch der uranfänglichen „Macht der reinen Seele über die reißende Natur". Im Anschluß an den alten Plinius, der von der instinktmäßigen Furcht aller Tiere vor dem Menschen spricht und z. B. von der Tigerin erzählt, die ihre Jungen vor ihm verberge, kommt Agrippa von Nettesheim (gest. 1535) zu der Erwägung, daß der Natur des Menschen eine gewisse zwingende Kraft gegeben sei, die auch die Bibel meine, wenn sie von den Tieren des Paradieses berichte, sie seien zu Adam gekommen, um von ihm ihre Namen zu empfangen. Durch die Verwüstung seines göttlichen Adels aber sei der Mensch, man denke nur an Kain, in Furcht vor der Kreatur geraten, und nur vereinzelte Männer von starkem,

reinem Willen, wie Samson, David, Daniel, Elias, Paulus und viele Wüstenväter, hätten kraft ihrer göttlichen Gesinnung auch die alte Herrschaft über die Bestie zurückerhalten.

Wir lassen dergleichen Erklärungsversuche, die im Grunde nur poetische Umschreibung sind, vorerst auf sich beruhen und wenden uns den Berichten selber zu, indem wir sie nach den Stufen der vom Natürlichen aufwärts sich steigernden Verständigung in eine ungefähre Ordnung reihen. Was die Frage ihrer Glaubwürdigkeit betrifft, so vertreten wir, wie angedeutet, die Meinung, daß sie in ihrer Hauptmasse als Bildungen der frommen Phantasie anzusehen, aber dennoch nicht ohne den treibenden Boden geschichtlichen Sichbegebens zu begreifen sind, dies um so weniger, als auch viele Fälle aus den außerchristlichen Religionen bis auf diesen Tag auf natürliche Deutung drängen.

Züge schlichten Mitgefühls mit den Tieren wurden im Mittelalter oft als Besonderheit angemerkt, und daraus ist der Schluß gestattet, daß ihr Gegenteil viel allgemeiner war. So erwähnt es die Lebensbeschreibung des hl. Isidor (gest. um 1130) als rühmliches Ereignis, daß dieser arme Bauer mit monatelangen Mühen in der Ödnis um Madrid einen öffentlichen Brunnen grub, der Mensch und Tier erquicken sollte, daß er zur Winterszeit den Vögeln Futterkörner streute und gegen das Ärgernis, das er dadurch erregte, sich ausdrücklich zu wehren hatte. „Wenn Gott sorgt," sagte er, „so sorgt er für alles, was er geschaffen hat, er läßt seine wärmende Sonne über alles leuchten, seinen kühlenden Regen über alles fallen — sollen wir dann nicht in unserer bescheidenen Weise Gottes Ebenbilder sein und über alle unsere Umgebung Freude verbreiten, so viel uns möglich ist?"

Dienste einer zärtlichen Fürsorge für die Tierwelt werden einzelnen heiligmäßigen Menschen als besonderes Merkmal eines liebewarmen Innern zugeschrieben. Der Kapuziner Vinzenz von Flaviano fühlte sich zum Helfer der zahmen und wilden Kreatur berufen. Während seines Aufenthaltes in Cortona fand er im Walde einen Vogel, der seine Füßchen gebrochen hatte; er band sie mit Federspulen fest, bestrich sie mit Wacholderöl, das er für kranke Leute als Arznei gebrauchte, und setzte das Geschöpf nach seiner Heilung wieder in Freiheit. Die Tiere, heißt es, näherten sich ihm als ihrem Freund mit besonderer Vertraulichkeit, die Vögel zumal bargen sich instinktiv in seinen Schutz, wenn der Abend kam und sich Gewitter um die Berge sammelten, wenn die wilden Hunde bellten und der Sturm die Bäume niederwarf.

Die hl. Kolumba auf Jona pflegte die Reiher, die erschöpft auf ihrem Flug von Irland herüberkamen, aufzunehmen und zu füttern, bis sie für ihren Weiterflug gekräftigt waren. Die Kirchengeschichte der kleinen Insel Lindisfarne an der Ostküste Nordenglands knüpft an die Namen zweier Heiligen liebliche Züge der Obsorge für die dort heimischen Eidergänse. Unter den vielen tierfreundlichen Einsiedlern aus dem Benediktinerkloster Durham ließ sich besonders der hl. Bartholomäus von Whitby die Pflege dieser Vögel angelegen sein. Von den frühesten Zeiten an, so meldet der Geschichtschreiber unserer Insula sacra, die heute noch Holy Island heißt, versammelten sich dort die Tiere um die Zeit des Nistens und begegneten den Menschen der geheiligten Atmosphäre mit solcher Zahmheit, daß man sie berühren konnte. Einige brüteten, von den Menschen unbehelligt, in der Nähe des Altares und holten die Nahrung für ihre Jungen aus dem Meere herbei. Waren diese einmal ausgeheckt, so folgten sie der Mutter, um nach dem ersten Schwimmen nie mehr ins Nest zurückzukehren; dann vergaßen auch die Mütter ihre Zahmheit und wurden unter dem Einfluß ihres Elements wild wie zuvor. Dieser aus dem 13. Jahrhundert berichtete Zustand sei schon von den Tagen des Cuthbert (gest. 731) her, zu dem die Vögel in den Stunden des Gebetes schmeichelnd herbeigekommen, so gewesen. Einmal, als eine Eidergans ihre Brut gegen die See hinführte, fiel ein Junges herab in eine Felsenspalte. Die Mutter senkte sich nieder und betrachtete es mit Lauten des Schmerzes. Dann kehrte sie zu Bartholomäus zurück und zupfte ihn an seinem Kleide, bis er aufstand in der Meinung, sie suche vielleicht ihr Nest an dem Platze, an dem er saß. Doch fuhr sie fort, an seinem Gewande zu zerren, und er verstand, daß sie ihn zur Hilfe nötig habe. Er ging mit

ihr bis an die Stätte des Unfalles, stieg in den Spalt hinab und brachte das eingeklemmte Junge der Mutter heil zurück, die nun erfreut mit den Flügeln schlug und mit dem Befreiten ins Wasser ging. Noch aus dem Jahre 1818 berichtet ein Reisender, er habe eine solche Eidergans in einem von Nesseln überwachsenen Steinsarg inmitten der Klosterruinen des hl. Cuthbert sitzen sehen. Es tut mir leid, fährt er fort, daß die Zahl jener Vögel seither beträchtlich abgenommen hat; Scharen müßiger Leute, die jeden Sommer Farne und seine Schwesterinsel besuchen, haben ihre Eier zerbrochen, die weiche Einfassung ihrer Nester vor der Zeit weggenommen, die Jungen ausgehoben und die Alten zusammengeschossen.

Eine ähnliche Tat des Mitgefühls enthält das Leben des im 8. Jahrhundert verstorbenen hl. Ägidius. Er machte sich in der Gegend der Rhonemündung eine schöne Einsamkeit zurecht, bereitete den Tieren eine bequeme Tränke und machte sich besonders eine Hirschkuh heimisch, die sich täglich aus seiner Hand das Futter holte und ihn dafür mit ihrer Milch ernährte. Eines Tages, als die Hetzjagd des gotischen Königs in diese Gegend drang, trieben die Hunde das Wild auf, und einer der Pfeile, die man aufs Geradewohl durch das Dickicht sandte, verletzte Ägidius, zu dem die Hindin sich geflüchtet hatte. Der König trat hervor, überrascht vom Anblick des blutenden Greises, der den Hals des Tieres umfangen hielt. Der Vorfall, erzählt die Legende, habe den Herrscher zur Gründung eines Klosters an eben dieser Stätte veranlaßt. — Gleicherweise soll sich der merowingische Heilige Aventin, dem die Pfarrkirche von Troyes geweiht ist, durch milde Sorge für die Tierwelt ausgezeichnet haben. Der kleine Bach Oze, an dem er seine Klause errichtet hatte, war die Tränke für viele Gäste der Wildnis. Einmal in der Stille der Nacht kam ein Bär und machte großen Lärm, indem er mit dem Kopfe gegen die Tür schlug. Der Mann Gottes begab sich ins Gebet und flehte um Befreiung von der Bestie. Bei Tagesanbruch, als es stille geworden war, öffnete er und sah den Bären, der geschwächt und ruhig seine Tatze leckte. Der Heilige sah einen Dorn darin stecken und zog ihn heraus, worauf sich der Unhold ohne weitere Ungelegenheit in den Wald zurückzog. Ein andermal brachte ihm ein Bruder, den er zu Gast hatte, ein paar lebende Fische aus dem Flüßchen, um sie ihm zum leckeren Mahle zu bereiten. Aventin warf sie ins Wasser zurück mit den Worten: „Geht, ihr kleinen Geschöpfe, kehrt in euer Element zurück und genießt der alten Freiheit wieder, so wie auch ich nach meinem Element, das Jesus Christus ist, verlange, um auf ewig in ihm zu leben." — Ein Gewissen von zarter Einfalt bewog auch den gelehrten Notker Labeo von St. Gallen, in der letzten Beichte seines Lebens sich der großen Sünde anzuklagen, daß er in seiner Mönchskleidung einmal einen Wolf getötet habe.

Die meisten auf unseren Gegenstand bezüglichen Legenden zeigen das Tier in der Dienstbarkeit des Heiligen. Dabei wechseln die Fälle des freiwilligen Anschmiegens mit solchen, wo der Heilige ihre Dienste fordert oder unwillkürlich durch sein Wesen beugt und zwingt. Beide Arten des Verhältnisses sprechen mit besonderem Reiz aus den Erzählungen über das Leben der Wüstenväter Syriens und Ägyptens. Ihrem Grundzuge nach sind sie mit den Berichten über die alten Schlangenbeschwörer der kyrenaischen Landschaft, die Psyllen, die sich die giftigen Bestien durch organische Hantierungen zu Willen machten, nicht im entferntesten zu vergleichen.

Ein Beispiel rein seelisch verursachter Bändigung enthält das Leben des Hilarich von Gaza (gest. um 372). Ein wütend gewordenes baktrisches Kamel, schäumend und brüllend, wird von dreißig Männern an Stricken vor den frommen Mann gezerrt. Er befiehlt, das Tier loszulassen, geht ihm allein entgegen und steht mit ausgestreckter Hand vor ihm. Das Tier stürzt auf ihn los, fällt aber plötzlich nieder und läßt zum Erstaunen aller, die von ferne zusehen, den Kopf hängen. Ähnlich tritt Didymus der Blinde, der große Theologe des 4. Jahrhunderts, auf giftige Schlangen und Nattern, ohne Schaden zu nehmen, kann Pachomius unversehrt den abendlich auf Beute ziehenden Hyänen begegnen, wandert der Altvater Theon nächtlich in Begleitung wilder Tiere, die er aus seinem Brunnen zu tränken pflegte, durch die Wüste, füttern andere hinwieder Löwen aus der Hand, lassen Wölfe

an ihrem Mahl teilnehmen und zwingen ungezähmte Waldesel als Trag- und Reittiere. Bisweilen machen sich die Einsiedler auch die Instinkte ihrer wilden Nachbarn zu Nutze, um sich selbst vor Schaden zu bewahren: so jener Mönch von Syene, der sich durch den Genuß der üppig wachsenden Kräuter und Wurzeln oft vergiftet, bis vor seinen Augen eine fressende Gazelle, der er einen Bündel hingeworfen, die eßbaren von den giftigen sichtet.

Der Glaube an die religiöse Verständigung zwischen Tier und Mensch, an ein Sichfinden beider im freien Bereich der alles Geschaffene durchherrschenden und tragenden Kraft Gottes, mehr noch die tausendmal erwiesene Erfahrung von der Macht des reinen guten Willens über die verängstigte Kreatur der vernunftlosen Wesenwelt, haben in der Frömmigkeit des Westens wie des Ostens paradiesische Idyllen wechselseitiger Vertraulichkeit geschaffen. Nicht allein Franziskus, der Bruder aller Dinge, der das verschüchterte Häschen an die Brust drückt, Lämmer von der Schlachtung loskauft und die Vögel zum Lob Gottes ermuntert, nicht allein die Bekenner seines Ideals, die wie der Fischprediger Antonius in einen geheimnisvollen Bezug zur Schöpfung treten, auch die Vor- und Nachwelt trachtet in erlesenen Männern und Frauen nach einem heiteren mystischen Austausch des Gemeinsamen, das zutiefst in allen Lebewesen grundgelegt ist. Trotz dem schematischen Verfahren, mit dem die alte Heiligenbeschreibung ihre Helden mit Zügen der Freundschaft und Dienstbarkeit der Tiere ausstattet, sind unschwer da und dort Striche einer individuellen Eigentümlichkeit aufzuspüren, die auch den kritischen Forscher zu der Vermutung geneigt stimmen, daß neben den glaubhafteren Erweisen einer ausgeprägten Tierliebe die Züge einer ungewöhnlichen inneren Fühlung und Beeinflussung einen mehr als legendären Wert verraten.

Dahin gehört zumal die Vorliebe mancher Heiligen für gewisse Tiere. Dem Einsiedler Goderich an der Werra wird ein besonderes Verhältnis zu den Schlangen zugeschrieben: er liebte sie vor allen Lebewesen, und sie vergalten ihm mit solcher Gegenliebe, daß sie sich, wenn er am Feuer saß, um seine Füße wanden oder zur Rast im Kreise aufgeringelt in seiner Schüssel lagen. (Man vergleiche Flauberts Salambo mit ihrer Schlange Python.)

Hinwieder fühlte sich die mystisch begnadete Zisterzienserin Ida von Löwen (gest. um 1300) zu den Fischen hingezogen. Als sie einst am Ufer eines Teiches hingebückt Linnen wusch, kamen, wie von guter Speise angelockt, Fische aus dem Grund herauf und umschwammen sie, gleichwie in munterem Tanze ehrend. Sie strichen schmeichelnd an ihren Fingern hin und dachten nicht an Flucht, obschon die Jungfrau den einen und anderen haschte, faßte und liebkoste. Weniger verwunderlich klingen, in Anbetracht der hohen Intelligenz dieser Tiere, die Berichte von der Zutraulichkeit mancher Insekten. Abgesehen von der in der Legende ständig gewordenen Schützerrolle der Spinnen, die die Höhlen Verfolgter von außen überspinnen und ihnen den Anschein der Unbewohntheit geben, wie es vom Märtyrer Felix und anderen erzählt wird, erscheinen sogar die kleinsten Flügler in der Dienstbarkeit der Heiligen: so die Schmeißfliege, die dem hl. Arno ein Teilchen der Hostie von der Patene raubt und auf sein Gebet hin summend wiederbringt, so das Grillchen, das vor der Zelle des hl. Franziskus einen Feigenbaum bewohnt und seinen Befehl zum Lobsingen auf den Schöpfer je und je mit munterem Gezirp erfüllt. — Seltsam und doch mit einem Beiklang von Tatsächlichkeit vernimmt sich ein Zug im Leben der hl. Rosa von Lima, die übrigens dank einer ungewöhnlichen Sensibilität auch eine wunderliche Wirkung auf die Pflanzenwelt vermochte, gleich als sei die Welt des vegetabilischen Lebens berührbar von dem Wehen eines höheren Frühlings im mystisch gesteigerten Herzen. Sie hatte sich im Garten ihrer Mutter eine enge Zelle gebaut, und die Feuchtigkeit des Bodens und der Schatten der Bäume lockte Schwärme von Schnaken an. Alle Wände waren damit bedeckt, in den Fenstern war ein beständiges Aus- und Einfliegen, die Hütte ertönte vom Summen der Tiere, deren keines aber die Jungfrau, wenn sie zugegen war, je berührte. Kam dann die Mutter oder sonst jemand, sie aufzusuchen, so fiel die Brut über die Eintretenden her, um ihr Blut zu saugen. Auf die Verwunderung, daß Rosa unbehelligt

blieb, erwiderte sie lächelnd: „Als ich mich hier wohnlich niederließ, schloß ich einen Freundschaftsbund mit den Mücken, daß sie mir in nichts beschwerlich würden, so wie ich selbst ihnen nichts Böses wollte; also wohnen wir in Eintracht hier und wirken tapfer zusammen zum Lobe des Schöpfers." In Wahrheit, so oft die Jungfrau bei der Morgendämmerung ihre Zelle betrat, rief sie ihnen zu: „Eja, Freunde, auf zum Lobe Gottes!" Sogleich begannen sie mit lindem Einklang ein Surren, in Kreise sich zusammenschließend, ließen sie ihr Geschwirr in eins erklingen, und ihre Ordnung war so wohlgestellt, als ob sie unter einem Führer ordentliche Chöre bildeten. War das vorüber, dann flogen sie aus zu ihrer Nahrung, des Abends aber nach der Heimkehr wiederholten sie auf Befehl der Herrin denselben Sang, bis Rosas Zuruf sie verstummen machte und dem Gebot der Ruhe unterwarf. (Dieser Vorgang enthalten auch die Heiligsprechungsakten Rosas von Lima unter Clemens X.)

Von allen Tieren aber, sagt Görres, scheinen die Vögel, denen schon das früheste Altertum als in der Luft heimischen, zur Höhe strebenden Wesen prophetische Gaben zuschrieb, in einer Art kongenialer Verwandtschaft zu den Menschen zu halten, die sich in ihren höheren Kräften von der Erde abgelöst haben. Besonders auffällig erwies sich dies Verhältnis beim hl. Joseph von Copertino (gest. 1663), dem das Schweben überm Erdboden zur alltäglichen Gewohnheit geworden war. Wenn er Bäume bestieg, um sich dort der ungestörten Betrachtung hinzugeben, so geschah es oft, daß er mit Vögeln, besonders Stieglitzen, in vertrautesten Verkehr kam — furchtlos ließen sie sich von ihm greifen und von seiner Hand geschehen, was er wollte. Wenn er im Garten bei der kleinen Kapelle, wo er Messe zu lesen pflegte, sich bisweilen dem Leben und Betrachten hingab, umflogen sie ihn singend und schäkernd ohne jegliches Mißtrauen; und wenn er ihnen zurief: „Singt, ihr Vöglein, singt recht lustig und habt keine Sorge, daß es mich verdrieße!", so erhoben sie ihre Stimmen noch höher und sangen noch lieblicher. Als er einst die Kirche von Grotella fegte und den Schmutz aus Demut mit den Händen wegtrug, kam ihm ein schöner Vögel mit hellem, blauem Gefieder, welche Art dort nicht bekannt war, auf die Hand geflogen, die den Kehricht hielt, als suchte er zu fressen; der Heilige liebkoste ihn und ließ ihn wieder in die Freiheit flattern. Fabiano Cerusico von Grotella, ein guter Bekannter Copertinos, hatte in einem Korbe einen Hänfling vor dem Fenster hängen. Als eine Amsel auf den Korb geflogen kam, rief ihr Joseph aus der Stube zu: „Beim Gehorsam, flieg herein!" Die Amsel flog nun gegen das Fenster, und da sie es verschlossen fand, bemühte sie sich, durch Schlagen mit den Flügeln und Picken mit dem Schnabel sich Einlaß zu verschaffen. Einen Edelmann der Gegend, der von seiner Jagd erzählte, bat der Heilige, er möge ihm einen Vogel bringen, damit er ihn im Käfig halte. Der junge Mann willfahrte ihm, aber unterwegs zum Kloster nahm der Vogel dank einer Ungeschicklichkeit den Weg in die Lüfte zurück und setzte sich auf einen Maulbeerbaum, indes der verdutzte Fänger bat: „Komm wieder, Vögelchen, Pater Joseph möchte dich gern haben!" Der Hänfling machte einen Flug im Kreise herum, kehrte zum Korbe zurück und ließ sich dem Heiligen bringen. Mit einem Distelfink findet sich Joseph in vertraulichster Verständigung zusammen; einem Raubvogel, der ihm seinen eigenen Sänger im Käfig getötet hatte, drohte er mit dem Tode, worauf der Mörder sich für tot niederlegte und als Strafe von dem Barmherzigen ein paar leichte Schläge mit der Hand empfing. Die zänkischen Novizinnen eines Nachbarklosters haben ihr Vöglein verjagt, der Heilige ruft es wieder, und da es die Klosterfrauen auf die Karwoche mit Schellen an den Füßen versehen, reißt es verdrossen wieder aus und zeigt sich nur dem Mönch gehorsam. — Die hl. Brigida von Kildare (gest. 523) entbietet zu sich die wilden Gänse, die im nahen See sich tummeln, sie kommen herbeigeflogen, lassen sich kosen und kehren auf einen Wink ins Wasser zurück. Christina mirabilis setzt sich auf freiem Felde gern unter die Vögel, einer Bruthenne mit ihren Jungen vergleichbar, sie küssend und streichelnd. Am Fenster der seligen Jutta sitzen bei ihrem Sterben Vögel jeder Gattung und singen, bis die Todesglocke ausgeläutet. Dem hl. Hugo von Lincoln (gest. 1200) war ein Schwan in anhänglicher Freundschaft ergeben. Er zeigte sich dem

Heiligen von dem Tage seiner Bischofsweihe vertraut und zahm, nahm Brosamen aus seinen Händen, versteckte Kopf und Hals in dessen weiten Ärmeln und blieb ihm Tag und Nacht wie ein treuer Wächter an der Seite. Ging der Bischof auf Reisen, so flog er zu seinem Teich zurück, die Rückkehr des Gottesmannes aber verkündigte er drei, vier Tage zuvor durch schreiendes Hin- und Herfliegen und andere ungewöhnliche Bezeugungen, so daß die Diener untereinander sagten: Laßt uns alles in Ordnung bringen, der Bischof wird bald zur Stelle sein. Bei der letzten Heimreise vor seinem Tode ging ihm das Tier nicht mehr entgegen, gab, von den Dienern mit Mühe herbeigeführt, kein Zeichen von Freude mehr von sich und ging trauernd und mit hängendem Kopf davon. Nach Hugos Tode aber blieb es als anhänglicher Genosse in dessen Schloß noch viele Jahre.

Der wahre Heilige ist auch im Zustand der höchsten Erhebung, ja dann am innigsten in ein kosmisches Mitgefühl mit aller Kreatur versetzt. Meister Eckhart verlangt vom Ekstatiker, daß er auch in der Verzückung dem Rufe des Armen folge, der nach seinem Süpplein ruft, und schon vor ihm hat die große Gertrud von den Höhen der Beschauung den Weg gefunden zum leidenden Tier. Wir sind auf geschichtlichem Boden, wenn wir von ihr lesen: „Dieses Gefühl des Mitleids übertrug sie auf alle Geschöpfe, wie Vögel oder Tiere der Erde, sobald sie dieselben von einer Beschwerde, wie Hunger, Durst oder Kälte, bedrückt sah. Auch mit ihnen, als den Handgebilden ihres Herrn, fühlte sie Erbarmen und opferte jedes Leiden der unvernünftigen Kreatur dem Herrn auf, und zwar in Vereinigung mit der Würde, in welcher jegliche Kreatur in ihm vollendet und in ihrer Art aufs höchste geadelt worden. Zugleich begehrte sie, der Herr möchte sich seines Geschöpfes erbarmen und seine Qual mildern." Der vergleichende Blick auf Mensch und Tier ist der großen spanischen Theresia zur Mahnung an das innere Gebot geworden, das in unserm menschlichen Range in der Hierarchie der Geschöpfe gelegen ist. „Bei meinem Verkehr mit so vielen Leuten", schreibt sie 1570 an ihren Bruder Laurentius, „kann ich mir oft nichts anderes denken, als daß wir Menschen ärger seien als die unvernünftigen Tiere, weil wir die hohe Würde unserer Seele nicht erkennen". Eine heute vielgefeierte moderne Frau, die hl. Theresia vom Kinde Jesu, ist über die kleine Schwierigkeit profaner Geister, die Frage unseres Leidens unter den Mitgeschöpfen, mit der Praxis einer köstlich naiven Theodizee hinweggekommen. Als die Fliegen sie quälten — so berichtet ihre Schwester Agnes — sagte sie: „Sie sind meine einzigen Feinde, und da der liebe Gott einschärft, den Feinden zu verzeihen, freue ich mich dieser Gelegenheit. Das ist der Grund, weshalb ich sie stets verschone." Als ein Genie lebendiger Fühlung mit der Welt des von der Natur verkürzten, enterbten Menschen, aber auch des ganzen untermenschlichen Lebensbereiches hat sich der Gründer der karitativen Anstalten Ursbergs, der Pfarrer Dominikus Ringeisen, erwiesen. Als Kind seiner Pfarre habe ich dem verehrten Manne selbst in die seltsam zwingenden Augen geblickt und bestätige aus der Erinnerung an manchen Bericht seiner täglichen Umgebung den Satz seines Biographen Kerer: „Oft und oft segnete er die Stallungen und das Vieh. Oft kniete er in den Stallungen nieder und betete ein Vaterunser zum heiligen Josef um Segen und Schutz der Tierlein."

Genug der Beispiele seltsamer Beziehungen zwischen Tieren und religiös hochgestimmten Menschen. (Auf die Deutung des Tieres innerhalb theologischer Erwägungen oder mittelalterlicher Symbolsysteme etwa von der Art der Kosmologie Hildegards von Bingen mag hier verzichtet werden.) Die Fülle der Berichte ergibt zum wenigsten den Eindruck, daß die Heiligkeit nicht ohne Wirkung auf die vernunftlosen Kreaturen bleibt. Die Kirche hat zwar manche von den mitgeteilten Erscheinungen nach der gewohnten strengen Prüfung der Tatsächlichkeit in ihre Heiligsprechungsakten aufgenommen, innerhalb ihrer Lehre aber der näheren Deutung und Erforschung der Phänomene freien Raum gelassen. Die Wissenschaft betrachtet alle Fälle dieser Art, soweit ihnen geschichtliche Glaubwürdigkeit zukommt, als ein Gebiet noch unerkannter Wechselwirkung zwischen dem auf tausendfach

geheimnisvolle Art reizbaren Organismus des Tieres und demjenigen des asketisch verfeinerten und gleichsam einer nervös und seelisch höheren Ordnung angenäherten Menschen. Unzählbare Ereignisse und Besonderheiten im Leben der Heiligen, deren Wirklichkeit von einer ruhigen, unbefangenen Forschung nicht bestritten werden kann, begründen die feste Überzeugung, daß ein ungewöhnliches Maß von sittlicher Höhe und religiöser Selbstentäußerung sich auch in ungewöhnlicher physischer Einwirkung dieser Persönlichkeit auf die von ihnen berührte Umwelt zeigt. In diesem Sinne mag man das Wort Dostojewskis verstehen: „Wer den Mönch nicht kennt, der kennt auch die Welt nicht." Sei dem wie immer, mögen hier Erscheinungen des Magnetismus, der Hypnose oder seelischer Übertragung vorliegen, die gemeinsame Lehre der berührten Fälle lautet, daß vor der Reinheit, Güte und Gottverbundenheit des menschlichen Innern sich die Riegel lösen, durch die das Böse Kreatur von Kreatur feindselig abgeschieden hat. Wo die Sünde überwunden und der Friede mit dem Gott des Guten wieder hergestellt ist, senkt der Engel, der das verlorene Paradies behütet, sein Feuerschwert und läßt auf der blühenden Schwelle Mensch und Tier und alle Wesen in heiterer Versöhntheit und Vertrautheit sich begegnen. Nach dem Offenbarwerden der Kinder Gottes sehnt sich die seufzende Schöpfung, in der Tiefe ihres Innern fähig und bereit, dem Vorgesang des religiösen Menschen beizustimmen: Laudate Dominum de terra — bestiae et universa pecora!

Ein tragisches Kompromiß

Von Josef Magnus Wehner in München

Unsere Zeit scheint wieder getränkt zu sein mit der Freude Adams an jenem Tage, als ihm Gott der Herr die geschaffenen Tiere vorführte, damit er jedem seinen eigenen Namen gebe. Nur daß es sich heute darum handelt, da wir ja den Urzustand der schöpferischen Sprache längst verlassen haben, uns näher dem Antlitz der Tiere zuzuwenden, in seinen Zügen, Lebensgewohnheiten und Tugenden zu forschen und ein innerliches, kennzeichnendes Bild zu gewinnen von der eigentümlichen Wesenheit jedes einzelnen Tieres. Diese Bemühung aber erfährt ihren Antrieb nicht aus der Wissenschaft; es ist nicht die Sucht, zu teilen, zu ordnen und aufzubewahren, sondern ein Tieferes, die Erkenntnis einer Gefahr. Wir beginnen zu ahnen, welch furchtbares Verbrechen wir auf uns luden, als wir rings um den Erdball einen unerhörten Mord der Tierwelt duldeten: den Mord des Großwilds durch blasse Jäger, den Mord zahlloser Vogelarten im Namen von lüstern gewordenen Moden und Mägen. Wir fühlen uns entblößt und verarmt; wir spüren den kalten Eiswind des Weltraums, seit wir den warmen Atem der uns umhegenden Tiere erstickten, ja wir fühlen auf unserem ausgeraubten Sterne unser eigenes Leben bedroht. In diesem Zusammenhange wird uns die Gestalt eines Bengt Berg mythisch, der den kleinen Regenpfeifer, auch einen jener zahllosen Abgetriebenen, daran gewöhnte, in seiner Hand zu brüten: hier ist ein Mensch an der Grenze der Welt, voll heiligen Eifers, das Vertrauen eines kleinen Vogels zurückzugewinnen und den ungeheueren Bruch zu schließen, den menschlicher Frevel Jahrhunderte lang verschuldete. Und das Verhältnis von Mensch zu Tier scheint umgekehrt: während in alter Zeit das Tier im Schutze des Menschen lebte, kommt jetzt der Mensch als Schutzflehender, als Bedürftiger und Notleidender zum Tiere. Er fühlt den gemeinsamen Tod, der allem Lebendigen droht, und möchte seinen Atem mit dem des Tieres vereinigen gegen den entseelenden Schrecken der Medusa, deren Hauch uns fühlbar zu versteinern droht. Und während ein anderer Teil der Menschheit sich rüstet, auf krachenden Raketenschiffen die schützende Hülle unseres Planeten zu verlassen, während das Hirn schon mit dem Gedanken spielt, die Erde zu

spalten und auf glühenden Trümmern zu tödlichen Sternen zu fliegen — nicht um den Tod zu suchen, sondern um ihm zu entgehen — schließen sich Fromme wie Bengt Berg in die heilige Arche zurück, hoffend, daß die große Flut uns verschone, die kommen wird!

Aber es scheint, als ob diese Wallfahrt zu den Tieren, vergleichbar dem Gang zu den Müttern, zu spät käme — es sei denn, daß jene große Flut alles verschütte, was wir wissen und besitzen, damit aus Schlamm und Eitertal neues Leben entstehe. Wie schwach, spärlich und unaufrichtig sind die Maßnahmen zum Schutze des Lebendigen! Trotz Gesetz und Beispiel geht der heimliche Mord in tausend Gestalten weiter. Jener andere Teil der Menschheit, der an den Fortschritt, das heißt an die kommende Fäulnis der Bequemlichkeit glaubt, rüstet sich, die Erde jedes Geheimnisses zu entkleiden; man wühlt in Königsgräbern und schleppt den Leichenraub in Museen, man klettert mit Sauerstoffflaschen auf den Gipfel der Welt, man schnattert mit Flugzeugen und rattert mit Luftschiffen über die Pole und Meere und glaubt sie zu erobern, wenn sie für Augenblicke den Menschen in ihrem Bezirke dulden. Auch hier die Sucht, das Organische durch Aufhebung seiner Grenzen, durch Profanierung seines religiös-mythischen Gehaltes zu zerstören und sich zum Herren der Welt aufzuwerfen, einer Welt, die unversehens — das ist die List des Teufels — zur leeren geheimnislosen, steinernen Wüste wird. Welcher Witz, daß, wenn die „Herrschaft" des Menschen vollkommen sein wird, er auf einem Steine sitzt, mitten unter rauchendem Gebein!

So wird der Kampf gegen das Tier deutlich als Teil einer ungeheuren Schlacht, deren Tosen den Erdball erfüllt. Und in diesem Lichte erscheint uns das Tier in seiner wahren und gewaltigen Wesenheit, als geformtes, wildes, unnahbares Leben, das uns heißt wie nur ein Element, das mit uns sterben wird, mit dem wir sterben werden, wenn wir glauben, es uns ganz dienstbar gemacht zu haben. Es ist uns ebenso unendlich fern, wie auf der anderen Seite die Gottheit.

Es gilt, diese Erkenntnis zu vertiefen. Daher sei es gestattet, auf einige Irrwege hinzuweisen, auf denen bisher der Mensch zum Tier zu gelangen hoffte, verschiedene Bilder zu geben, die das Verhältnis vom Menschen zum Tier ausdrücken wollten. Diese Bilder sind, vom Menschen aus gesehen, unter einen Begriff zu bringen, den der Tyrannei. Deren roheste Form ist der Nützlichkeitsstandpunkt, von dem aus die Tiere sich teilen in nützbare und ungenießbare und unnütze, ja schädliche. Auf diesem Metzgerstandpunkt steht der größte Teil der Menschheit. Etwas ehrbarer, aber immer noch voll hinterhältiger Schönheit klingt der Wahrspruch eines anderen Teiles der Menschheit, mit dem sie dem Tier naht: „Alle Schöpfung meint den Menschen", was heißen soll, daß der Mensch die Krone der Schöpfung ist und daß alles um seinetwillen geschaffen worden sei. Man stützt sich hier gern auf den biblischen Schöpfungsbericht, nach dem der Mensch zuletzt geschaffen wurde — als ob Gott die Tiere nicht deshalb zuerst geschaffen hätte, weil er sie am liebsten tauf. Aber hier beginnen schon die feineren Formen der Tyrannei, die der geistigen Vergewaltigung. Hier sind alle Tiergeschichten anzusiedeln, die vom Tiere als dem Diener des Menschen erzählen, von den kapitolinischen Gänsen bis zu den Bernhardinern der Lawinen. So rührend alle diese Geschichten sein mögen, sie sind verlogen, sofern sie im Tiere nicht mehr sehen als den untergeordneten Retter des kostbaren Menschen. Hierher gehören auch die häßlichen Allegorien, die in bestimmten Tieren bestimmte Vertreter irgendeines menschlichen Lasters sehen. Hier verleumdet man gern das Tier, indem man von „tierischer Grausamkeit" oder „tierischer Lust" spricht. Natürlich ist das Gegenteil wahr: Es gibt keine grausamvolleren Wesen unter der Sonne als die alles duldenden Tiere. Sie morden nicht aus Lust, sondern aus Hunger; sie zeugen nicht aus Lust, sondern aus Not. Ihre Tapferkeit ist unbedingt. „Fürchte niemand", ist das Gesetz des Dschungels. Von welch ergreifender Größe ist der oft geschilderte Todesmut des Bären, wenn er sich, die tödliche Kugel im Herzen, auf die Hinterläufe hebt und den Jäger angeht! Von den übrigen Tugenden des Tieres ganz zu schweigen.

Eine andere Form der Tyrannei dem Tiere gegenüber ist seine Vermenschlichung. Sie besteht, körperlich, darin, daß der von einer zweifelhaften Tierzärtlichkeit Befallene jedes Tier zum Haustier machen möchte. Diese sublime Tyrannei, die sich auch dem Kinde, dem Genius, dem Heros gegenüber, mit widerlicher Sentimentalität gerade in unserer Zeit entlädt, diese Verniedlichungssucht, die das Tier der eigenen alternden Erbärmlichkeit vergesellschaften möchte, ist das Gegenstück zur Vermenschlichung der Gottheit. Wir sahen schon in den Zeitungen den Hund, der auf einem Waldspaziergang vor einem plötzlich auftauchenden „Rehlein" Männchen macht, ebenso wie den „Gott", der in jedem Gedicht eines hausierenden Lyrikers an verlegener Stelle auftaucht und den Menschen seiner Ergebenheit versichert. Das Tier wohnt vielmehr in furchtbarer Tiefe, Gott in furchtbarer Höhe von uns, und der Mensch ist ein tragisches Kompromiß zwischen beiden. In beide Richtungen führt nur ein unendlicher Weg, durch keine Zeit auszumessen, und solange sich die ungeheuren Kräfte im All, die ewig unbekannten, die Wage halten, wirkt der Traum vom goldenen Zeitalter, wo der Löwe mit dem Lamm weidet, um von Höherem zu schweigen, wie der ruhebedürftige Traum eines schlechten Dichters. Nein — man kommt der Wesenheit des Tieres nicht näher, indem man es kannibalisch in sich selbst verwandelt. Vielleicht ist es nur ein Ausdruck der Verzweiflung, ein Ressentiment der Ohnmacht, daß der Mensch zuweilen, anstatt das Tier zu vermenschlichen, es verlästert, es auf eine niedrigere Stufe stellt als sich selbst.

So versündigt sich jeder am Tiere, der es nicht in seinem Wesen bestehen läßt, jeder, der dem Tier seine Seele raubt.

Die Welt des Tieres ist kein Chaos, sondern ein Kosmos von unerhörter Ordnung. Diesem Kosmos ist nur ebenbürtig die menschliche Kunst. Mit ihr zusammen klingt er an den Kosmos der Sterne und Sphären. Die Antike hat das wohl begriffen. Man sehe und bewundere die ägyptischen Tierplastiken der alten Zeit: wie unter den kraftvoll stilisierten Linien und Hautflächen die ungebrochene Kraft, der Charakter, die keusche Wildheit, der vitale Humor des Tierleibes ruht. Man betrachte jene ergreifenden Reliefs der griechischen Antike, auf denen Tieropfer abgebildet sind: spricht nicht aus ihnen eine ebenbürtige, tragische Schicksalsgemeinschaft von Mensch und Tier, in der eines für das andere stellvertretend und sich opfernd in den Tod geht? Welche Tugend der Hingabe, welche Selbstverständlichkeit des Opfers, welche Weisheit einer großen Liebe!

Tiere philosophieren nicht. Sie leben, leiden und sterben. Welcher Künstler aber ihre Stimme wecken will, der denke daran, daß er in ein unbetretenes, heiliges Reich schreitet, in eine unberührte Wildnis, die größer, älter und tugendreicher ist als die Kraftfelder des menschlichen Hirns. Er bedenke, daß er in die dunklen Gänge der großen friedfertigen Mutter selber hinabschreitet, in den Schoß der Natur. Und hüte sich vor dem Frevel, sie bannen zu wollen!

Vom Wesen des Tieres

Von Waldemar Bonsels in Ambach am Starnberger See

Es liegt in der geistigen Entwicklung unserer Zeit, in der neu erwachten Sehnsucht nach Schau an Stelle von Wissen, daß das Tier in unserer Erlebniswelt eine andere, bedeutungsvollere Rolle zu spielen beginnt. Wir haben aufs neue erkannt, daß die Summe aller erforschbaren Einzelheiten an einem Geschöpf noch nicht ein Gramm seiner Wesenhaftigkeit ergibt, wie denn auch die Summe aller menschlichen Eigenschaften, seien es auch die besten, noch nicht ein Gramm Herz ergibt.

Was vor allem hinderte, das Wesen des Tiers recht zu begreifen, war die menschliche Überlegenheit als vorausgesetzte Norm zum Vergleich. In dem Umfang, als das Ergebnis wissenschaftlicher Forschung fälschlicherweise als Erkenntnis ausgegeben wurde, mußte das Tier im Rangstreit erliegen, und es sank auf eine Stufe falscher Niedrigkeit, von der es nur hier und da sentimentale Liebelei in eine trübe Sphäre äußerlicher Zugehörigkeit oder mißbrauchender Beachtung hob.

So entstand ein „Nacheinander" an Stelle eines „Nebeneinander" in der Betrachtung und Einschätzung. Es soll mich hier nicht zu biologischen Forschungen, zu Erörterungen von Entwicklungs- oder Abstammungslehren führen, auch nicht zu Behauptungen, die, unerwiesen und absolut dargetan, die Vorstellung einer besonderen Schau erwecken, sondern nur zu der Aussage, daß wir dem Wesen des Tiers nach meiner Überzeugung leichter gerecht zu werden vermögen, wenn wir es neben uns und in uns, und nicht unter uns erblicken.

Rangstreit ist das Vergnügen aller kleinen und unsicheren Seelen; die Freiheit der Schau und die schauende Liebe dagegen kennen keine Bewertung nebeneinander aufgerichteter Erscheinungsformen, sondern nur die Unterschiede, die ermöglichen, das Bild des All-Einen zur Harmonie zu ergänzen. Was beim Versuch einer solchen Einstellung den Meisten hinderlich ist, auch bei den Bemühungen, das Tier in seinen seelischen Funktionen in das rechte Licht zu rücken, ist der Mißbrauch, der selbst in Regionen der akkuraten Wissenschaft und Forschung auf diesem Gebiet mit dem Begriff der „Zwecke der Natur" getrieben wird. Die Natur hat keine Zwecke, die Natur hat Pläne. Ich kann mich in diesen Zusammenhängen nur an solche wenden, die bei dieser Unterscheidung unmittelbar und intuitiv erfassen, was gemeint ist, die empfinden, welches Hilfsmittel die Einsicht weiterführt, welche Einstellung zur rechten Betrachtung beruhigt.

Die Forschung nach den Graden reflektierender Vernunft beim Tier, der Maßstab jenes verpönten Rangstreits, im Bewußtsein oder im Unterbewußtsein, die Voraussetzung der Überlegenheit des Menschen, führen am Wesentlichen des Tiers vorüber. Der klägliche Umschwung ins Gegenteil, die wehmütige Überschätzung des Tiers um seiner Arglosigkeit willen, auf allen Gebieten, in denen sich der Mensch unter Menschen bedrängt fühlt, sei verworfen, bevor er dargetan ist. Wer sich in einer bedrängten Lebenslage, in ungeschickten Verhältnissen menschlicher Gemeinschaft, lieber als Vögelchen im Walde sehen möchte, sei aus den Gebieten dieser Erwägungen in den Wald verwiesen; er wird ihm vielleicht helfen, wenn auch nicht auf die erwünschte Art.

Die Tatsache, daß man heute das Niedrigste im Menschen als tierisch zu bezeichnen pflegt, daß man kaum einen entwürdigenden Tadel kennt, und andererseits der Wunsch, das Tier in seiner Art und Würde zu achten und zu verstehen, sollte die Blicke längst dafür geöffnet haben, daß hier im Haushalt der Begriffe Unklarheit herrscht. In Wahrheit stellt das Tier die lebendige Gestalt des Triebhaften ohne die Leitung der reflektierenden Vernunft dar, und darin einen wesentlichen Teil auch der menschlichen Natur. Dieses Lebensbereich unserer selbst beginnt uns heute wieder auf neue Art bemerkenswert zu erscheinen, und das Bild, das Sinnbild dieser Erscheinung wird das Tier. Kein Volk der Erde erkannte dies geläuterter, vorurteilsfreier und geistig unabhängiger von jeder flachen moralischen Maxime als die Ägypter. Die Götter und Heroengestalten ihrer religiösen Kulte stellen die Zweiheit von Gott und Tier im Menschen immer wieder im Licht einer Erkenntnis dar, in der der Mensch, wie auf dem Wege vom Tier zum Gott, vom Triebhaften zum Geistigen, noch an beide Elemente gebunden ist, noch gefesselt im Tier, schon befreit in Gott.

Wer die geistige Lebensgeschichte, die religiöse Mythologie dieses Volkes, die sich uns jetzt langsam zu erschließen beginnt, mit Andacht und Einsicht verfolgt, gewinnt eine beglückend deutliche Betrachtungsform für das Wesen des Tiers, dem „Tierischen" ist der Fluch der Niedrigkeit genommen und dem Menschlichen das Laster des Hochmuts und der Überschätzung. Die Gottheit und das Göttliche sind in keinen unerreichbaren Himmel ver-

bannt, und die Blüte des Geistigen hat ihre Wurzeln in erschütternder Wahrhaftigkeit in den Regionen des Unverfälscht-Triebhaften, des Tiers. Die Gegensätzlichkeit dieser Elemente, die uns beunruhigt und zerreißt, scheint bei den Ägyptern ohne Widerspruch vereint, wie Wurzel und Blüte. Ob wir im Laufe der Entwicklung nicht zu größerem Abstand vom Tierisch-Triebhaften gelangt wären? Ich glaube nicht. Wer es erweisen zu können meint, vergleiche Echnatons Herrschaft mit der Napoleons, oder er bedenke die Scheiterhaufen auf dem Liebesweg der christlichen Kirche.

Vielleicht geben diese Gedanken einen Hinweis auf eine freiere Betrachtungsart und einen Lichtschein der Einsicht, wenn Absicht und Mühe vorliegen, das Tier zu schauen und sein Wesen zu erfassen. Die Mythe gibt bessere Bestätigungen für das Gesagte als die Legende und Fabel, welch letztere das Tier zumeist nur als Gleichnis für menschliches Gehabe verwenden und darstellen. Sicherlich aber eröffnet diese Schau ein anderes, weites und helles Gebiet, das vom Sinnbildhaften dieser Einstellung mitten in die Wirklichkeit unseres täglichen Daseins führt, soweit der Mensch es in Gemeinschaft mit dem Tier vollbringt, soweit das Tier der tägliche Gefährte und Gehilfe des Menschen ist. Den Städtern ist hierfür der Sinn verloren gegangen, der lebendige Umgang mit dem Tier ist ihnen versagt, und mit dieser Entfremdung ist auch ein Teil der blinden Unterschätzung oder der sentimentalen Überschätzung entstanden.

Ich meine mit dieser höheren Stufe der Einschätzung den Glauben an die Freiwilligkeit des Tieres im Dienst des Menschen, keine Freiwilligkeit im Sinne der reflektierenden Vernunft, sondern die Zugehörigkeit und Verbundenheit des Ur-Triebhaften mit dem Licht des Geistes. Mir kommt das Dichterwort in den Sinn:

> Denn die Natur, die nie ein Mensch ergründet,
> Ist dem Geschick der Edelsten verbündet.

Ist es wahr, daß, wie Wurzel und Blüte, das Triebhaft-Unbewußte die untrennbare Grundlage und Nährmutter des Geistigen im Menschen ist, so sollten die Pläne der Natur, nach denen uns das Tier zum Gehilfen und Gefährten geworden ist, alle falsche Überlegenheit und die Willkür des Mißbrauchs verbannen. Wer den Hund in seiner Dienstbereitschaft, in seinem stummen, oft erschütternden Verlangen, den Willen des Menschen zu erfassen, wer die Ochsen vor dem Pflug, das Pferd als Reit- oder Zugtier einmal wachen Auges in ihrer geduldigen Bereitschaft und aufopfernden Geduld gesehen hat, ist nicht mehr beschwert in der Gefolgschaft eines Glaubens an eine magische Freiwilligkeit, bis an die Grenze des Opferwillens. Das Kamel durchmißt die endlosen, heißen Sandpfade der Wüste von seinen ersten Kräften an bis zum Zusammenbruch, ungezählte Tausende von Kilometern, wie nach einem ganz neuen, umgestalteten Gesetz seines Lebens, keines Danks gewärtig, gehorsam, freiwillig.

Eine in diesem Verstand geordnete Schau auf das Tier im sinnbildhaften und zugleich im einfach-praktischen Lebenssinn äußeren Verhaltens ordnet wie von selbst auch den Kampf zwischen Mensch und Tier, erhellt die Frage nach dem Recht des Tötens und gibt, aus tiefen Gründen der eigenen Beschaffenheit gehoben, die Maße für Pflege und Vernichtung. Man könnte diesen Gedanken weiterführen bis zu der Behauptung, daß die Herrschaft des Tiers um uns her in dem Maße eingeschränkt worden ist und sein wird, als wir es im Verlaufe der Weltentwicklung in uns selbst überwunden haben.

Es wollte gesagt sein, daß wir Menschen, auf dem Wege zwischen Tier und Gott, in beiden gebunden, dem Wesen des Tiers nicht gerecht zu werden vermögen, solange wir glauben, es sei uns gegeben, vom Standpunkt einer vermeintlichen Vollendung und Überlegenheit aus, auf das Tier als auf ein Unvollendetes herabzuschauen. Das Tier vollbringt seine Entwicklung nicht unter uns, sondern neben uns, als ein Sinnbild der dämonischen Wesenselemente unserer selbst. Es gibt keine Überlegenheit, die den Hochmut rechtfertigte. Was uns im Licht der Erkenntnis unterscheidet, verpflichtet.

Der siebente Tag

Von Ernst Wiechert in Königsberg

Als ich ein Kind war, hatte ich einen Kranich. Er lebte in meinem Garten, und der Garten war der Garten Eden. Wir erwachten, wenn die Sonne aufging und begrüßten einander, wie zwei Brüder, nein, wie zwei Geliebte einander begrüßen. Dann ging ich zum See, holte die Netze ein und brachte die Fische für ihn heim. Er nahm sie aus meiner Hand wie ein Kind. War nicht der Lauf jener Tage wie der Lauf eines goldenen Rades? Wir legten die Finger spielend in seine Speichen, und leuchtend rollte es vom Wunder des Aufgangs zum Wunder des Niedergangs. Ich rief nach meinem Bruder, und mit ausgebreiteten Schwingen kam er an meine Knie. Ich ging fort und er stand am Zaun und klagte seine Einsamkeit. Ich kam wieder, und ein unaussprechlicher Jubel war in seinen Tönen. Aber um die Mittagsstunde, wenn Pan schlief, waren wir am Herzen Gottes. Ich lag auf dem Rasen und rief nach meinem Vogel. Er kam und blieb zu meinen Füßen stehen. Er spielte mit meinen Schuhen, meinen Knöpfen, meinen Händen. Und dann trat er zwischen meinen linken Arm, der auf dem Rasen lag, und meine Brust. Er blickte sich noch einmal um, mit seinen wundervollen Augen, denen nichts entging. Dann ließ er sich in die Knie sinken. Noch einmal hob sich sein schlanker Hals, als liege er auf dem Moor und müsse noch einmal nach seinen Feinden sehen. Dann legte er sich nieder, daß sein Leib zwischen meinem Arm und meinem Herzen lag und verbarg seinen Kopf an meiner Brust. Ein leise träumender Laut kam unaufhörlich aus seiner Kehle, ein Flüstern gleichsam, unsäglich geborgen und glückselig. Meine Hand strich über sein bläuliches Gefieder wie über die Wange eines Kindes. Sein Auge öffnete sich noch zuweilen und blickte mich vertrauend an, und dann schliefen wir ein, während die Bienen über uns summten und der Pirol vom Walde rief.

Als ich in den nächsten Ferien heimkam, war der Kranich verkauft, an einen Tiergarten in einer großen fernen Stadt. Man sagte es mir schonend, aber ich ging wortlos vom Hof, in den tiefsten Wald, und weinte bitterlich. Denn man hatte mich aus dem Paradiese gestoßen, mich und meinen Bruder. Und ich wußte, daß es für die Ewigkeit geschehen war.

Heute, wo ich dieses schreibe, habe ich aufgehört, ein Kind zu sein. Ich liebe Gott, die Kinder und die Tiere, aber mir ist, als ob jede Stunde mich weiter und weiter ausstoße aus den Reichen, die ihre Reiche sind. Ich kann lange in die Augen eines Hundes sehen und lange dem Gesang der Amsel lauschen. Ich weiß, daß die Natur hart und erbarmungslos ist und ihre Wesen dazu. Daß Böses und Erschreckendes geschieht, wo ich nur Schönes sehen möchte. Daß die Wissenschaft alle sich faltenden Hände der Sehnsucht beiseiteschiebt und zu dem Seienden dringt statt zu dem, was wir möchten. Ich weiß das alles, aber mein Blut ist anders als meine Augen. Meine Augen sehen Familien, Gattungen und Reiche, sehen Ordnung, Gesetz und Entwicklung, verlangen Güte, Mitleid, Erbarmen oder Einordnung in den „Haushalt der Natur", Zwecke und Herrschaft. Aber mein Blut weiß es anders. Wir sind Könige geworden, von einer dunklen Woge gehoben, und sie sind Bettler geblieben an den Stufen unseres Thrones. Unsere Krone leuchtet über sie hinweg, aber unsere Augen können sich nicht von ihnen wenden, weil wir unserer Mutter gedenken, die uns geboren. Wir spielten zusammen, wie die Kinder noch heute mit ihnen spielen, und wo sie fehlen, bereitet man ihnen ein Spielzeug nach ihrem Bildnis. Wir fürchteten uns mit ihnen vor dem Dunkel des Waldes und dem Dunkel der Nacht, vor den geheimnisvollen Lauten der Ferne und dem Klagen der unbekannten Stimmen. Wir hungerten mit ihnen und schrien nach Speise. Wir bargen uns am Herzen der Großen, und gleich den Kindern der Tiere lehrte man uns den Gang und den Flug in die Schwere

des Lebens. Der Laut unseres Jubels und der Laut unserer Klage war gleich ihrem Jubel und ihrer Klage, die Angst unserer Nächte und die Frohheit unserer Morgen. Gottes Hände spielten mit uns. Sie schrieben noch keine Zeichen in das Buch unseres Lebens, seine Stirne faltete sich nicht über unserem Treiben, und seine Augen blickten noch nicht sorgenvoll über dem Schlag unserer Herzen. Es war sein siebenter Tag, wenn immer er uns betrachtete, und um seine ewigen Lippen spielte das Lächeln eines Traumes, wenn wir die Bälle der Jugend in seinen blauen Äther warfen.

Ja, wir waren Gottes, als wir waren wie die Tiere. Der Baum der Erkenntnis rauschte jenseits unserer Hände, und wir atmeten in der Gnade, weil wir nicht wußten, was gut und böse sei. Mein Leben ist durch Fluch und Gebet gegangen, meine Hände waren gerungen um die Füße Gottes, der Klang einer Orgel hat meine Seele erhoben wie das Lächeln einer Frau, wie der Duft einer Lilie oder das Brausen des Meeres. Aber niemals war ich näher am Herzen Gottes als in der Stunde, wo meine Hand über das Gefieder des Kranichs glitt und seine Augen sich mir erschlossen wie eine Tür der vertrauten Hand. Denn Gott lächelte über uns beiden, und seine Hände falteten sich im Glück des Schauens, am siebenten Tag, als alles gut war, was er geschaffen hatte.

Und daher wächst die Trauer in ihren Augen und den unsrigen, mit jeder Stunde, die die Sterne kreisen und die Ströme ins Meer rauschen läßt. Sie wächst wie die Trauer in den Augen meines Kranichs, wenn er mich fortgehen sah. Sie bleiben immer im Traum der Paradiese, und wir entschreiten von Tag zu Tag dem feuchten Schimmer ihres kindlichen Flehens. Die Bäume der Erkenntnis wachsen wie ein Wald über unserem Leben, und der Hunger unseres Geistes greift von Frucht zu Frucht. Wir formen das Antlitz der Erde, und unsere Hände sind hart von ihrem Blut. In den Winkeln unserer Lebensräume aber stehen sie zusammengedrängt, im Schatten der kindlichen Ohnmacht, auf einer zitternden Erde, die sich dem Sterben neigt. Sie sprechen zu uns von den Tagen der Kindheit, da wir ein Spielzeug Gottes waren und sein geliebtestes, sie rufen nach uns und klagen nach uns, ja in ihren Augen steht die dumpfe Angst des Ahnens vor unserer Härte, die Angst des Opfers und die Schauer der Altäre. Und wir auf unseren Thronen sehen auf ihre geneigten Stirnen. Wir erinnern uns, ach wie wohl wir uns erinnern! Wohl neigt sich unsere Hand mit gütiger Gebärde, und unsere Stimme spricht, wie sie zu Kindern sprechen würde. Aber wir fühlen das wilde Schlagen ihres Herzens, und eine dumpfe Trauer rührt uns an über das Verlorene. Dann lauschen wir dem fernen Klang, der aus den Wäldern kommt, wo unsere Blumen blühten. Es weht zu uns her, und wir erzittern, aber dann tönen die Fanfaren unserer Schlachten, wir heben den Schild, und über ihre zuckenden Glieder schreitet das Eisen unseres Fußes klirrend hinweg zu den Tempeln der Macht und der Herrlichkeit, wo die Erstgeburt fällt und die Letztgeburt und die Kälte der Vollendung in hartem Schweigen sich über das Schlachtfeld senkt.

Und einmal werden wir sein wie Gott, einsam über der toten Erde. Nicht Brüder werden mehr sein, nicht Lächeln und nicht Tränen, keine Güte und kein Erbarmen, keine bittende Schwäche und keine tröstende Kraft. Der Traum aller Kindheit wird zu Ende sein, das Spiel ohne Zwecke, das Lächeln Gottes über seinem siebenten Tag. Der Garten Eden hat sich geschlossen, eine Sage der Greise und halb Verwirrten, und nicht Schlüssel noch Zauberwort öffnen die versunkene Tür. Wir aber, das Schwert über den Knien, werden unsere Augen aufheben von der getöteten Erde, nicht zu den Bergen, von denen uns Hilfe kommt, sondern zu den Sternen der weiten Räume, ein Alexandergeschlecht, ungestillt und nie gesättigt, und werden nicht ruhen, bis wir das Letzte herausgerissen haben aus der Krone Gottes in die Hände unserer Macht und unseres Fluches. Und vielleicht wird es geschehen, daß wir dann zu weinen beginnen, laut und jammervoll, und nach einem Bruder rufen, der nicht antworten wird, nach einem Kind, das nicht lächeln wird, nach einem Tier, das nicht da sein wird. Und vielleicht wird es sein, daß die Götterbilder unserer letzten Tempel die Bilder eines Kindes sein werden und die Bilder eines Tieres.

Das Tier in der Dichtung

Von Josef Hofmiller in Rosenheim

Das Verhältnis des Menschen zum Tier fand seinen ältesten dichterischen Ausdruck vermutlich in der Grabschrift. Wenn in Ägypten oder Griechenland ein Hündchen starb oder ein zahmer Vogel, mit dem die Kinder gern gespielt hatten, werden sie ihn im Gärtchen in eine Grube gebettet und mit Laub, Blumen und Gras zugedeckt haben wie die heutigen. Daraus entstehen Grabschriften, die zu den entzückendsten kleinen Dichtungen der griechischen Anthologie gehören. Man höre nur:

In einem Grab muß Myro hier bestatten
Heuschrecke dich, der Fluren Nachtigall,
Und dich Zikade, deren schriller Schall
Hervorgetönt aus tiefem Eichenschatten.
Kindliche Tränen weint sie viel dabei;
Der harte Hades, den kein Flehen rührt,
Hat beide ihr mit einemmal entführt,
Ihr liebstes Spielzeug waren diese zwei.

Solche Grabschriften sind uns erhalten auf einen Hahn, einen Delphin, ein Schlachtroß, eine wilde Ziege, eine Jagdhündin, eine Grille (mehrmals), eine zahme Möwe.

Mit zwei Gedichten auf den zahmen Sperling der Geliebten beginnt auch die älteste und schönste lyrische Sammlung der Römer, der schmale Gedichtband des Catull. Ich zitiere aus dem zweiten:

Tot ist der Sperling meiner Liebsten,
Der Sperling tot, der ihr Entzücken war,
Den mehr sie liebte als ihr Augenlicht,
So herzig und so zutraulich war er,
Er kannte sie, als wie ein Kind die Mutter,
Und hüpft' ihr fröhlich hin und her im Schoß.
Jetzt wandert er den schattendüstern Pfad,
Den keiner, wie man sagt, jemals zurückfand.
Du böse Nacht des Orkus, sei verflucht,
Die grausam alles Holde du verschlingst,
Und raubst den Sperling meinem Lieb, das sich
Die Augen rot weint. Armer, armer Sperling!

Berühmt ist ja die Stelle im 17. Gesange der Odyssee: Argos, der alte Jagdhund des Odysseus, von Läusen gepeinigt, halbblind auf dem Düngerhaufen liegend, vernimmt die Stimme seines Herrn, hebt den Kopf, spitzt die Ohren, wedelt, senkt die Ohren,

Denn er war zu schwach, dem Herrn entgegenzulaufen,
Der aber blickte beiseit, damit Eumaios nicht sehe,
Wischte verstohlen die Träne vom Aug . . .

Dies ist der antike Standpunkt, wie ihn noch in unseren Tagen, zum Unterschied zu den tiefsinnigen Strophen „Auf eine angeschossene Schwalbe, die der Dichter fand", Rudolf Borchardt in der „Grabschrift der Schwalbe" ausdrückt:

Ich, die verwundete Schwalbe, drei Tage des Menschen Genossin,
Sahe den schrecklichen Tod freundlicher werden und starb.
Schwestern im Blau, fliegt schweigend hier überhin, wo sich das Geistlein
Schüttelt und ringt nach Ruf, wenn es euch Rufende hört.

Völlig antik ist auch das schönste Tiergedicht in französischer Sprache empfunden, André Chéniers Vorwurf an die Schwalbe:

Pandions Kind, pfeilschlanke Athenerin,
Grausame Schwalbe, was fängst du die leichte Grille,
Deine unflügge Brut zu äsen, die
Flaumlos im Nest die Schnäbel sperrt und zittert?
Du fliegst? Die Grille freut sich des Flugs wie du!
Du singst? sie auch! Gern lauscht der Pflügende
Eurem traulichen Zwiegesang, bis stürmisch
In ferne Zonen euch beide der Herbst wirft.
Grausame, wagst du's? trägst ins Nest die Beute,
Die so arglos ihr fröhlich Liedchen schrillte?
Sommersänger doch beide! muß das sein,
Daß die zwitschernde so die zirpende abwürgt?

Die Italiener haben von je in der Dichtung zum Tier das Verhältnis des Schirmers und Hegers der Erde und ihrer Gaben, das bis zur georgischen Überlieferung Vergils zurückreicht, manchmal sogar sich in die geschwisterliche Sphäre des heiligen Franz von Assisi erhebt. Zu ihnen zählt z. B. Giovanni Rucellais großes Bienengedicht, Tommaso Grossis Strophen auf die Schwalbe, Leopardis „Einsamer Sperling", Panzacchis „Bienen", Carduccis berühmtes Sonett auf den Ochsen, Pascolis „Eule", Bacellis „Löwe im Käfig", Pastonchis „Lerche".

Von englischen Gedichten möchte ich nur an drei erinnern: an Robert Burns' rührendes Lied auf das beim Pflügen umgewendete Nest Feldmäuse, Shelleys pantheistische „Lerche" und Keats „Heuschrecke und Heimchen". In unserer deutschen Dichtung wäre die Ausbeute groß, sobald man begänne, ernstlich zu suchen. Um nur neuere zu nennen: wie oft schildert Annette von Droste Tiere, wie fein ist Gottfried Kellers „Nachtfalter" und „Kleine Passion", und Spitteler müßte nicht J. V. Widmanns Herzensfreund gewesen sein, spielte das Tier nicht auch bei ihm eine große Rolle: man denke nur an die Schmetterlingslieder!

Der Name Widmann läßt das Verhältnis des Menschen zum Tier von einer neuen Seite sehen: das Tier leidet am Menschen, der Mensch begeht fortwährend eine Schuld am Tier, die antike Sachlichkeit eines Verhältnisses ist zerstört, bei dem der Mensch alles ist, das Tier nur dem Menschen dient; jene Sachlichkeit, wie sie noch der letzte antike Mensch formuliert, Goethe in den „Sprüchen in Prosa": „Wir wissen von keiner Welt, als im Bezug auf den Menschen; wir wollen keine Kunst, als die ein Abdruck dieses Bezugs ist." Das Tier ist für den Menschen da. Dies lehrt ausdrücklich auch die Stoa durch Chrysippos: Das Tier hat keine seelischen Eigenschaften; sein Fleisch darf gegessen werden. Die Akademie bekämpft diese Auffassung (Karneades), die Stoa verteidigt sie hartnäckig, Poseidonios versucht das Problem dadurch zu lösen, daß er den verschiedenen Tieren auch einen verschiedenen Grad von Vernunft zuspricht. Dieser antike Standpunkt ist heute noch der des Südens: Non è cristiano, sagt der Neapolitaner, wenn ihn ein Engländer wegen der Mißhandlung seines Gauls zur Rede stellt. Die Antike, wie auch das Mittelalter, vermenschlicht das Tier in der Dichtung nur parodistisch wie im „Froschmäusekrieg" und dem Roman du Renard, oder lehrhaft wie in der Tierfabel. Keinesfalls ist das Verhältnis irgendwie problematisch.

Problematisch wird es erst durchs Christentum. Aber die Wurzeln liegen auch hier tiefer. Schon den Propheten ist die Vision des großen Gottesfriedens nicht fremd, wie ihn Jesaja weissagt: „Die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen, und die Pardel bei den Böcken liegen. Ein kleiner Knabe wird Kälber und junge Löwen und Mastvieh miteinander treiben. Kühe und Bären werden an der Weide gehen, daß ihre Jungen beieinander liegen, und ein Säugling wird seine Lust haben am Loch der Otter." Im Römerbrief macht sich Paulus diesen Gedanken eines neuen Himmels und einer neuen Erde ausdrücklich zu eigen: „Denn wir wissen, daß alle Kreatur sehnet sich mit uns, und ängstigt sich noch immerdar." Das Problem spitzt sich immer mehr zu, zu der einen Frage: hat das Tier auch eine Seele? Mit den Unterfragen: ist diese Seele unsterblich? ist der Heiland auch für die Erlösung der Tiere gestorben? Das Problem der Unsterblichkeit ist um ein Stockwerk tiefer verlegt. Der Gedanke, das Tier, dem es auf Erden oft so schlecht ergeht, könne nicht in den Himmel kommen, ist dem Gefühl unheimlich. Er ist nur folgerichtig: Wenn Gott gerecht ist, so muß Erdenweh auch beim Tier durch Himmelsfreude aufgewogen werden. Dieser Unterton schwingt, ausgesprochen oder unausgesprochen, bei einer Reihe neuerer Tierdichtungen mit. Am bündigsten formuliert in Paul Heyses Novelle „Die Eselin": „Glaubt Ihr, Herr, daß auch die Esel in den Himmel kommen?" Am schönsten in J. V. Widmanns Dichtung „Der Heilige und die Tiere":

Sprecht, ist in meines Vaters großem Hause,
Wo Wohnung sich an lichte Wohnung reiht,
Bereitet eine stille Friedensklause
Dem ärmsten Tier nach allem Erdenleid?
Daß dort, was einstmals hart ihm ist geschehen
An Angst und Qual und bitt'rer Todespein,

Als Freudenkelch es siehet vor sich stehen
Und jauchzt verzückt: Dies alles mußte sein!
Ich ward zerfleischt, zerrissen und zerrieben
Und starb, und wähnte, daß es niemand sah, —
Nun ward mir alles, alles gutgeschrieben,
Mein letzter Seufzer — ach! auch du bist da!

Aber Widmann hatte vor dem „Heiligen" eine dialogische Tierdichtung geschrieben, „Die Maikäferkomödie", die nicht, wie der „Heilige", mit einer fast religiösen Ergriffenheit schließt, sondern mit einer Wendung von einer Kühnheit, wie sie sich nur noch bei Omar Chajam findet: der sterbende Maikäfer, ein Geschöpfchen niedrigster Art, verzeiht dem Schöpfer die Grausamkeit seiner Welt um ihrer Schönheit willen. Viele Leser ziehen, um der kompromißlosen Kühnheit dieses Schlusses willen, die „Maikäferkomödie" dem „Heiligen" noch vor. Widmann selbst war empört, als ein Literaturhistoriker in der „Komödie" nichts erblickte als einen geistreichen Spaß: „Gerade dieser Tage habe ich mich beim Lesen der letzten Seiten des Werkes kaum der Tränen enthalten können, so tief hängt das Werk mit allen Fasern meiner innersten Natur zusammen, so ernst ist es mir damit gewesen." Er fand „den Vogel, den zitternden, ahnenden, bangen . . . zuckend im Schnee", und überschrieb das Gedicht „Die große Tragödie". Seine schönsten Novellen, seine ergreifendsten Gedichte, seine herzbewegendsten Feuilletons gelten dem mißhandelten Tier. Ich nehme eben eines seiner Bücher nach dem andern in die Hand, ich muß sie wieder in die Reihe stellen, denn das Zitieren wäre geschwind angefangen, aber ich käme vor lauter Widmann zu niemand anderm mehr. Als ihm sein Hündchen Argos starb, trug er in seine Hauschronik ein: „Von Luther stammt der Ausspruch: ‚Ich glaube, daß auch die Belferlein und Hündelein in den Himmel kommen und jede Kreatur eine unsterbliche Seele habe'. So etwas Gemütvolles hat doch nur ein Deutscher sagen und schreiben können. Luther würde vermutlich meine Trauer um das Belferlein verstehen." Aber ich muß für heute wirklich Schluß machen mit Widmann, so ungern ich es tue. Denn da sind die ergreifenden Tiernovellen, die wir Marie von Ebner-Eschenbach verdanken („Krambambuli", „Die Spitzin"), da ist Ferdinand von Saars bittere Hundenovelle „Tambi", da ist Schönaich-Carolaths „Kiesgrube" und „Der Heiland der Tiere", zu denen sich neuerdings Schmidtbonns „Flucht zu den Hilflosen" gesellt hat.

Mit den prachtvollen Pferdegeschichten Tolstois („Leinwandmesser") und Björnsons („Blakken") tritt die Tierdichtung in eine neue Phase: Das Tier wird nicht mehr vom Menschen aus bemitleidet, sondern sein Lebenslauf rein sachlich dargestellt. Damit stehen wir vor großen Erzählern wie Jack London („Wenn die Natur ruft", übersetzt von Hermann Löns, und „Wolfsblut"), vor allem jedoch Svend Fleuron: er begann mit Skizzen aus dem Jagdleben („Ein Winter im Jägerhofe"), schrieb die Geschichte eines jungen Hirsches („Wie Kalb erzogen wurde"), eines Uhus („Strix"), einer ganzen Fuchsfamilie („Die rote Koppel"), eines Dackels („Schnipp Fidelins Adelzahn"), eines Hasen („Meister Lampe"), einer Katzenfamilie („Katzenvolk"), eines Hechts („Schnock"). Den Roman eines Schäferhunds schenkt uns Alfred Ollivant: „Old Bob, Der graue Hund von Kenmuir". Das Werk ist von der Spannung des wildesten Kriminalromans; ich las es ein paar Jahre vor dem Krieg, und freue mich, daß dieses prachtvolle und männliche Buch endlich deutsch zugänglich ist (Verlag Gustav Kiepenheuer, Potsdam). In Fleurons und Londons Fußstapfen wandelt Paul Vetterli: „Wolf" ist der Roman eines Hundes, der Polizeihund wird, als Kriegshund an die Front kommt, als Blindenführer in die Heimat. „Jack" ist der Lebenslauf einer Nebelkrähe, im Kampfe mit Uhu, Habicht, Fuchs, Wiesel, als Hasenmörder, Eierdieb, Bettler, Strolch, Großstadtzigeuner. „Wenn der Kranich zieht" erzählt von wilden Sauen, vom Uhu als Lockvogel, Kranichzug, Hirschbrunft, Karnickel-, Hasen-, Hühnerjagd, Krebsfang, ist also mehr Jagdbuch als Tiergeschichte (alle 3 bei Grethlein & Co., Leipzig).

In den angelsächsischen Ländern ist das Tier länger romanfähig als bei uns. Ich kann die Erinnerungen, die sich unwillkürlich einstellen, nur zum kleinsten Teil herschreiben. Aber, um nur ein Beispiel zu nennen, wie köstlich wird Jeromes Humor, sobald er auf Tiere zu sprechen kommt (Novel Studies, Three Men in a Boat)! Was für ein prachtvolles

Hundebuch ist John Browns Rab and his Friends! Welch beredtes Plädoyer gegen die Vivisektion ist Wilkin Collins' Heart and Science! Welch reizende Tiergeschichten verdanken wir Richard Harding Davis! Ich wundere mich, daß noch kein deutscher Verlag Hugh Loftings Dolittle-Geschichten (mit den famosen Zeichnungen des Verfassers) herausgibt, von denen eben der siebente Band erschien: Doctor Dolittle's Garden; es gibt kaum eine liebenswürdigere Art, die Tiere, auch die kleinsten, zu sehen und zu schildern. In diesen zwei Punkten sind uns die Engländer weit voraus: in der Entdeckung des Tieres, und in der Entdeckung des Kindes. Nachdem wir angefangen haben, das Tier auch für die Erzählung zu entdecken, werden wir vielleicht sogar eines schönen Tages das Kind entdecken.

Denn während bis vor kurzer Zeit die Tiergeschichte nur als Außenseiter mitlief, ist sie neuerdings Favorit geworden. Unsere Literaturindustrie hat sich mit Erfolg auch des Tieres bemächtigt. Es ist ein gangbarer Artikel und im Begriff große Mode zu werden. Die Tiergeschichten-Industrie blüht in der Literatur, wie die Atonalitäts-Spekulation in der Musik, die Neue Sachlichkeits-Manufaktur in der Malerei, die Wohnmaschinen-Fabrik im Hausbau. Das Tier wird nicht nur vom Metzger ab- sondern auch vom Literaten ausgeschlachtet. Das Problem ist nicht mehr die Erlösung des Tiers, sondern der Erlös des Verfassers. Um so nötiger ist es, nur von Tiergeschichten zu sprechen, die wirklich von Wert sind.

Wie sehr Kiplings zwei Dschungelbücher schon rein als Einfall zum Originellsten der Weltliteratur zählen, bewies nichts besser, als ihre spekulative Vergröberung durch die Tarzan-Geschichten Burroughs. Aber wer nur ein bißchen Englisch kann, soll sie in der Ursprache lesen, keine Übersetzung gibt einen Begriff vom Reichtum der Ausdrucksmittel Kiplings; er beherrscht jedes Register vom Grauen bis zum Humor. Der deutsche Kipling, Hans Grimm, müßte nicht der außerordentliche Dichter sein, als den ihn seit „Volk ohne Raum" die Nation erkennt, spielte nicht auch bei ihm das Tier seine Rolle; welcher Humor lebt nur in den beiden Novellen aus dem Bande „Der Gang durch den Sand": „Die Geschichte von Mkulu und Hili und den fünf guten Leuten des zahmen Tiervolks", und dem „Kamelhengst"! Packende Tiergeschichten stehen auch in dem schmalen Bande des noch viel zu wenig bekannten Deutschungarn Otto Alscher, „Die Kluft": sie gehören wohl mit zum Stärksten der Gattung; in ihnen allen ist das Tier der Held, nicht der Mensch. Gesinnung und Gestaltung der „Tiergeschichten" von Emil Marriot stehen auf gleicher Höhe; da sie noch dazu auch äußerst spannend sind, bin ich beschämt, daß ich erst durch einen Freund auf sie aufmerksam gemacht wurde; besonders ergreifend ist die letzte, die wieder in die alte Frage mündet „Warum können die Tiere nicht in den Himmel kommen?" Womit ich wieder am Ausgangspunkte der modernen Tiergeschichte stehe und schließe, um diese Plauderei nicht uferlos werden zu lassen.

Nein, ich kann nicht schließen, ohne die großartigste Tiergeschichte der russischen Literatur wenigstens zu nennen, „Das Tier" von Ljeßkow (am schönsten übersetzt von Henry von Heiseler in der Ausgabe des Beck'schen Verlages, Band 2), zugleich eine der herrlichsten Weihnachtsgeschichten; und ohne zuguterletzt das deutsche Buch zu nennen, aus dem, neben den Dichtungen Widmanns, die edelste Liebe zum Tier spricht: Vischers unveraltbaren „Auch Einer", mit dessen Satz ich schließe: „Hermann und Dorothea wäre ein Dichterwerk, dem man das Prädikat der Vollkommenheit zuerkennen müßte, wenn nicht eines darin fehlte: ein Hund."

Die Monatsschrift „Der Volksschulwart", herausgegeben vom Münchener Lehrerverein (Verlag M. Gambera, München 50) bietet in Heft 10 (Oktober 1927) und Heft 7 (Juli 1928) Tiergeschichten und Tiergedichte, ausgewählt von F. X. Schönhuber. Die Auswahl ist vorzüglich. Es werden auch noch eine Reihe Autoren gestreift, die ich als allgemein bekannt nicht erwähnt habe. Die Bücherschau zeigt, wie viel auf dem Gebiet in letzter Zeit bei uns erschienen ist.

Genie und Tier

Von Hans Frh. von Wolzogen in Bayreuth

„Mein armer lieber kleiner Papagei ist nun auch gestorben! Das war mein ‚spiritus familiaris', mein guter Hausgeist!" „Es ist mir ganz gleichgiltig, ob man mich darüber auslacht — allerdings müßte ich denen, die mich auslachen könnten, Bücher darüber schreiben, um ihnen begreiflich zu machen — was einem Menschen, der mit allem nur auf die Phantasie angewiesen ist, solch ein kleines Geschöpf sein und werden kann." „In dieser ganzen weiten Welt habe ich nicht einen Fuß breit Boden, um auf ihn als ganz das treten zu können, was ich nun einmal bin. Alles, was ich am Kunstwerke vornehmen könnte, muß mir als ebensolche phantastische Selbstbeschwichtigung erscheinen, wie ich mich mit dem kleinen toten Freund beschwichtigte!"

So schrieb Richard Wagner an seine Freunde 1851 aus dem Schweizer Exil, vor dem Beginn der Schöpfung des „Nibelungenringes". Diese wenigen Worte, unmittelbar aus dem persönlichen Gefühl heraus geschrieben, drücken das Wesentliche aus, was die Natur im Tiergeschöpf dem künstlerischen Genie bedeuten mußte; womit zugleich der seelische Quellpunkt berührt ist, dem ein aus dem Naturmythos herausgestaltetes Weltgedicht wie der „Ring" entfließen konnte.

„Selbstbeschwichtigung" — damit ist die tief ins Wesen der Persönlichkeit eingreifende Wirkung freilich scheinbar etwas äußerlich bezeichnet; das Genie hat eben anderes in sich zu „beschwichtigen" als der Mensch des Durchschnitts. Es hegt in sich etwas von der Weltseele, der es Ausdruck zu schaffen berufen ist, und damit steht es auch mit der Naturseele in inniger Beziehung. Daraus ergibt sich der stete ringende, widerstrebende, leidende, oft verzweifelte Kampf mit all den äußeren Hemmnissen, Störungen, Verwicklungen, der ganzen Unnatur, der Zerspaltenheit und Verlogenheit dessen, was gemeiniglich die Welt genannt wird, die sich andauernd zwischen die Menschenseele und die Weltseele drängt, ein Zustand, den vor allem das Genie auf das kleinlichste und feindseligste zu erfahren hat. Das Leben Richard Wagners ist ein besonders scharf ausgeprägtes Bild dieses Kampfes und ohne ein klares Bewußtsein hiervon gar nicht zu verstehen und zu würdigen. Die Selbstbeschwichtigung bedeutet also hier nichts Geringeres als die Befreiung des Genies von dem leidensvoll lastenden Druck der feindlichen Gegenmächte des Daseins, um einmal ganz nur das zu sein, was es „von Natur" ist, wie es dies einzig rein zu erleben vermag im Schaffen seiner Kunst und im Verkehr mit der Natur. Diese ist es, welche ihm in dem Wesen und in dem Auge der lebendigen Tierwelt die Wahrhaftigkeit, die Unbedingtheit, die Treue kündet, die der tief und zart empfindsame Seelenblick des Genies an der umgebenden Welt seiner Mitmenschen so schmerzlich zu vermissen hat.

So wurden für Wagner die Tiere seine Freunde, seine Lebensgefährten, sein Trost und seine Freude, auch in schwersten Zeiten, und gerade in solchen: von ihnen konnte er nicht nur unschuldige Liebe erfahren, auch ungehemmte Liebe ihnen erweisen, jenes Mitleiden, welches er selbst als den stärksten Trieb seiner Natur erkannte, das „Mitleiden des Starken", das keine „Schwäche" ist, sondern den Ausgleich schafft mit den großen Leiden des Daseins, am peinvollsten empfunden im Anblick der unter der menschlichen Gewalt leidenden „Kreatur".

Wie das Leben Wagners durchaus in der Begleitung geliebter tierischer Gefährten verlaufen ist, habe ich vor Zeiten geschildert in meinem Büchlein „Richard Wagner und die Tierwelt, auch eine Biographie". Da erscheinen sie alle, neben dem schon erwähnten „Papchen" meist treue, schöne Hunde: der große Neufundländer „Robber", der das junge Kapellmeisterpaar auf der abenteuerlichen Flucht von Riga in die Notjahre von Paris

begleitete, dort oft zärtlich mehr gepflegt, als es seine arme Herrschaft sich selber gestatten durfte, bis er wie zum Gipfel des Leidens ihnen gestohlen ward; dann Peps, der Vielgeliebte, der gute „niesende" Gesell des plaudernden Papo in den Dresdener und Züricher Tagen, dessen Tod sein Herr so lange noch wehmütig beklagte: „Ich weine noch, wenn ich an den Sterbetag des guten Tieres gedenke" — „Pepsens Porträt habe ich mir wohlweislich mitgenommen: ich werde den Todestag dieses lieben und guten Freundes mit ganzem Herzen feiern" — so schrieb er ein Jahr danach, als er Zürich verließ, „um sich endlich Genesung zu suchen"; damals war „Fips", „ein freundliches Hündchen", „meine einzige Gesellschaft", an Pepsens Stelle getreten, das auch ein Opfer der Pariser Großstadt werden sollte; zu Triebschens Natur- und Geistesfreunden gehörte „Ruß", der noch mit nach Bayreuth übersiedelte, wo er zu Füßen seines Herrn begraben liegt, der ihm den rührend schlichten Denkstein setzte: „Hier ruht und wacht Wagners Ruß"; überlebt hat den Meister der schöne dunkle Bernhardiner „Marke" mit seiner Familie; betrat diese mächtige Schar einmal den geisterfüllten Bibliothekssaal von Wahnfried, dann rief der Meister aus fesselnder Vorlesung aufschauend mit sonderlicher Ergriffenheit: „Da kommt die Natur!"

Und in der Natur, der „Kreatur", der „sich ängstenden" des Paulus, lebt das Erlösungssehnen, das dem tiefen Blicke des Dichters der Erlösung sich am wenigsten verbergen konnte. Er, der von sich sagte, daß er in den Augen der fremden Menschen vor ihm unwillkürlich die Möglichkeit der Erlösung zu erkennen suchte, sah sie stets auch gerade in dem geheimnisvollen Blicke des Tieres. Der „Blick des Tieres" taucht denn auch in seinen Werken öfters bedeutsam auf. Selbst Erlebtes aus der Jugendzeit kehrte ihm wieder, wenn im ersten seiner Dramen, den „Feen", Arindal ausruft: „O seht, das Tier kann weinen, die Träne glänzt in seinem Aug', o wie's gebrochen nach mir schaut", und im letzten, im „Parsifal", Gurnemanz vor dem getöteten Schwan: „Gebrochen das Aug'! Siehst du den Blick? Wirft deine Sündentat da inne?" Und wie gedenkt der einsame Siegfried unter der Linde seiner Mutter: „Der Rehhindin gleich glänzten gewiß ihre hellschimmernden Augen!" Genau so, wie Wagner selbst, ein Jahrzehnt früher, seiner greisen Mutter geschrieben: „Wenn ich aus dem Qualm der Stadt hinaustrete in ein schönes belaubtes Tal, mich auf das Moos strecke, dem schlanken Wuchs der Bäume zuschaue, einem lieben Waldvogel lausche, bis mir im traulichsten Behagen eine gern ungetrocknete Träne entrinnt — so ist es mir, wie wenn ich durch allen Wust von Wunderlichkeiten hindurch meine Hand nach dir ausstreckte, um dir zuzurufen: Gott erhalte dich, du gute alte Mutter, und nimmt er dich uns einst, so mach' er's recht mild und sanft!" —

Auch dies ist ein Augenblick der „Selbstbeschwichtigung" im Leben des Genies, und man glaubt der „Mutter Natur" selbst die Hand gereicht zu sehen, die aus den Wirren der Welt des Diesseits herausführt in ein Reich der Freiheit, in eine ihm ganz eigene Heimat. Es war die Zeit zwischen „Tannhäuser" und „Lohengrin", jenen damals so weltfremd wirkenden Werken, in denen der Künstler seine geistige Heimwelt sich erschloß. Ganz tat sie sich ihm dann auf in dem Mythendrama des „Ringes". Da sehen wir gleich im Vorspiel die ewig junge Göttin der Natur, Freia, in der Riesen Gewalt: „Um Erlösung fleht stumm der leidende Blick!" Erda, die Urmutter, muß aus den Tiefen des Seins aufsteigen mit geheimnisvoller Leidensmahnung; da wirft Wotan den fluchbeladenen Ring der Weltmacht von sich, und Froh, der lichte Lenz, zaubert den Göttern die Himmelsbrücke nach Walhall. Aber noch ist dies nicht die Erlösung: in das reine Urelement der Natur, in den Rhein muß das Gold heimkehren: „von des Fluches Last erlöst" sind „Gott und Welt". Auch Mensch und Tier: mit Brünhild geht Grane in den Frieden der Liebeserlösung ein.

Wo man in Wagners Leben und Werk hineinschaut, findet man Symbolik jenes metaphysischen Verhältnisses, das zwischen Welt- und Naturseele sich ausspannt.

Das Töten als Sport

Von Bernard Shaw in London

Sport ist ein sehr schweres Thema, wenn man darüber ehrlich sprechen will. Der Menschenfreund hat es leicht, dagegen zu predigen, und jeder Narr kann seinerseits über die herrlichen Vergnügungen in frischer Luft und die Tugenden, die der Sport zeitigt, schwärmen. Aber weder die Predigten noch die Schwärmereien werden von Tatsachen unterstützt, im Gegenteil, sie werden von diesen meistens in heftigster Weise widerlegt. Sportsleute sind nicht grausamer als andere Menschen; Menschenfreunde nicht menschenfreundlicher. Die sportlichen Vergnügungen sind Ermüdungen und Mühseligkeiten; niemand verläßt aus Wollust oder Durst nach dem Blute eines jungen Fuchses sein Bett vor Sonnenaufgang an einem nebelfeuchten Wintermorgen und reitet in Dunkelheit, Kälte und Regen hinaus. Der Menschenfreund und der Sportsmann sind oft ein und dieselbe Person, die nichtsdestoweniger zwischen Fasanen und Tauben, Hasen und Füchsen, zahmen Fohlen vor dem Karren und wilden auf der Heide, zwischen Hummern und Gansleberpastete und Beefsteaks eine unübersteigbare Grenze ziehen und vor allem zwischen Menschen und niedrigeren Tieren, denn Menschen, die die Darstellung einer Treibjagd krank macht, zucken mit keiner Wimper über die Kindersterblichkeit in Lisson Grove oder die Hinterhäßchen von Dundee.

Es ist klar, daß die Sportswelt ein Glashaus ist, in das wir lieber keine Steine schleudern sollten, außer wenn wir darauf vorbereitet sind, daß die niederstürzenden Scherben uns in das eigene Antlitz schneiden. Meine eigenen Bestrebungen als Kritiker und Sittenreißler durch Lächerlichmachung (ansonsten ein Komödienschreiber) sind so grausam, daß ich meinen Platz behaupten und einem tüchtigen Sportsmann den Rang ablaufen kann, wenn es sich darum handelt, nach dem Muster der meisten Zahnärzte, vielen wertvollen Menschen Schmerz zu bereiten. Ich kenne manchen Sportsmann und keiner ist ein Wilder, ich kenne manchen Menschenfreund und jeder ist ein Wilder. Kein Buch über den Sport atmet so grimmigen Geist wie ein Buch über Humanität. Kein Sportsmann möchte den Fuchs oder den Fasan so gerne erlegen wie ich ihn, wenn ich ihn so etwas tun sehe. Gefühlosigkeit ist nicht grausam; Dummheit ist nicht grausam; die Vorliebe für körperliche Übungen und Kraftproben ist nicht grausam. Sie können dennoch mehr zerstören und mehr Leiden bereiten und tun es auch, als alle Nervenkrankheiten aller Neros. Sie sind aber kennzeichnende Merkmale recht liebenswürdiger und freundlicher Menschen, die meistens zahme Haustiere gut leiden mögen. Andererseits ist die menschliche Empfindsamkeit ungeduldig, ärgerlich, unbarmherzig und mörderisch. Marat war ein hypersensitiver Menschenfreund, von Beruf ein Arzt, der in den vornehmen Kreisen Englands erfolgreich praktizierte. Was Marat für Marquisen empfand, das empfinden mehr oder weniger die meisten Menschenfreunde für die Sportsleute. Möge deshalb kein Sportsmann, der diese Seiten liest, mich der Heuchelei oder des Anspruchs anklagen, ein liebenswürdigerer Mensch zu sein als er, und die Güte haben, mir zu vergeben, daß ich mit dem Versuch der Schilderung beginne, wie ich den Sport empfinde.

Vor allem wird der Sport sehr bald langweilig, wenn er nicht im Töten gipfelt. Tut er das aber, so empfinde ich dabei dasselbe wie beim Morde eines menschlichen Wesens. Eher sogar mehr als weniger. Denn genau so wie die Ermordung eines Kindes abscheulicher ist als die Ermordung eines Erwachsenen (wohl deshalb, weil das Kind so hilflos und der soziale Treubruch deshalb so gewissenlos ist), so ist der Mord an einem Tier ein Mißbrauch der Überlegenheit des Menschen den Tieren gegenüber. Zum Beweise erlischt der Widerwille, wenn das Tier mächtig und gefährlich und der Mensch unbewaffnet ist, und wird

durch Glückwunsch ersetzt. Aber selbst recht menschenfreundliche und gebildete Leute scheinen unfähig zu begreifen, warum ich mir über die Gefühle der Tiere Sorge mache. In illustrierten Zeitschriften habe ich die entsetzlichsten Bilder guten Glaubens als anziehend veröffentlicht gesehen. Darunter war eines, das ich gern vergessen möchte: die Abbildung einer Polarexpedition, die eine ermordete Bärin und ihr lebendes Junge darstellte, das sie zur Erfüllung ihrer mütterlichen Pflichten bewegen wollte. Ich habe die Photographie eines Verbrechers gesehen, der von einem chinesischen Henker in tausend Stücke geschnitten wurde, aber im Vergleich damit fand ich sie unterhaltend. Ich war auch Zeuge, wie einem großen Publikum die photographische Aufnahme eines Nordpolforschers zur Unterhaltung vorgeworfen wurde, die darstellte, wie er sich anschickte, um sich Nahrung zu verschaffen, einen Schlittenhund niederzuknallen, während dieser, ohne den leisesten Verdacht über die Absichten seines Freundes aus dem Menschenreich, fröhlich an ihm hinaufsprang. Wäre der zum Tode verurteilte Hund ein Mann oder eine Frau gewesen, so hätte ich, wie ich glaube, weniger Sinn für den Verrat gehabt. Ich behaupte nicht, das sei vernünftig, ich stelle es nur ganz einfach als eine Tatsache fest. Es war ganz klar, daß der Vortragende keine Ahnung von dem Eindruck hatte, den das Bild auf mich machte, und soweit ich es beurteilen konnte, war seine Zuhörerschaft genau so gefühllos, denn wenn sie alle so wie ich empfunden hätten, wäre wenigstens ein sehr deutlicher Schauer, wenn kein hörbarer Widerspruch, vernehmbar gewesen. Nun war das aber keine Sportangelegenheit. Es war einfach eine Notwendigkeit, den Hund zu erschießen. Auch ich hätte ihn unter denselben Umständen erschossen. Aber ich würde die Notwendigkeit als entsetzlich empfunden und sie der Zuhörerschaft als eine schmerzliche Episode geschildert haben, etwa wie das Hausen von Kannibalen unter Schiffbrüchigen, und nicht wie einen Scherz. Ich muß nämlich hinzufügen, daß viele der Anwesenden einen kleinen Spaß darin erblickten. Ich spreche den Vortragenden von dieser äußersten Gefühllosigkeit frei, das Erschießen des Hundes war im Vergleich zu dem, was er ertragen hatte, eine Kleinigkeit. Und ich tadle ihn nicht, daß er es damit verglichen für eine Nebensächlichkeit hielt. Aber wir, die wir nichts ertragen hatten, mußten das Hundeschicksal doch als hart und einer Entschuldigung wert empfinden.

Ich sehe mich zu der Schlußfolgerung genötigt, daß mein Sinn für unsere Verwandtschaft mit Tieren größer ist, als die meisten nachempfinden können. Es macht mir Freude, mit Tieren in einer Art Jargon zu sprechen, den ich für sie erfunden habe, und es kommt mir so vor, als freue es auch sie, wenn man mit ihnen spricht, und als gingen sie auf den Ton der Unterhaltung ein, selbst wenn sie den geistigen Inhalt bis zu einem gewissen Grade nicht erfassen können. Ich bin ganz überzeugt davon. Da ich das Experiment mehrmals an Hunden angestellt habe, die unter meiner Obhut (als ein Teil der Einrichtung) in gemieteten Häusern blieben, weiß ich, daß ein als Vieh behandeltes und daher sozial unentwickeltes Tier (genau so wie menschliche Wesen unter denselben Umständen sozial unentwickelt bleiben), wenn man mit ihm wie mit einem Mitgeschöpf spricht, in kurzer Zeit freundlich und umgänglich wird. Dieser Vorgang wurde von einigen tadelnswerten Hundebesitzern als ein Verzärteln der Hunde geschildert und aufrichtig bedauert, denn zu meiner Freude muß ich sagen, daß es leichter ist, so zu tun als es zu unterlassen, abgesehen von Brutalitäten, deren manche Leute fähig sind. Aber ich finde es unmöglich, sich mit Tieren unter anderen Bedingungen zu verständigen. Ferner gereicht es mir zu einer außerordentlichen Befriedigung, wenn ich sehe, daß ein wilder Vogel mir zutraulich begegnet, wie es manchmal die Rotkehlchen tun. Es freut mich, ein mir feindlich gesinntes Tier zu versöhnen, ja mehr noch, ein unversöhnliches Tier verletzt mich. Im Zoo gibt es einen griesgrämigen Mähnenlöwen, der dich in Stücke reißen wird, sobald sich nur halbwegs die Gelegenheit dazu findet. Dort ist aber auch ein sehr hübscher mähnenloser Löwe, mit dem man sorgloser spielen kann als mit den meisten Bernhardinerhunden, denn er scheint nichts als viel Aufmerksamkeit und Bewunderung zu verlangen, um in

die beste Laune versetzt zu werden. Ich empfinde für diese beiden Löwen nicht, was der Zimmermann für zwei Stücke Holz empfindet, wovon das eine hart und knorrig und das andere leicht bearbeitbar ist, noch was ich für die beiden Motorräder empfinde, wovon das eine lärmend und gefährlich und das andere vollkommen in Ordnung ist. Meine Empfindung für die beiden Löwen ist genau dieselbe wie für zwei äußerlich verschiedene, aber ähnliche Menschen. Den einen mag ich und den anderen mag ich nicht. Wenn sie freigelassen und erschossen würden, würde ich in dem einen Fall traurig sein und im andern sagen: es geschieht dem Vieh schon recht. Das ist ganz klares Mitgefühl. Und es scheint mir, daß das Plädoyer des Menschenfreundes ein Plädoyer für die Erweiterung der Skala des Mitgefühls ist. Die Grenzen des Mitgefühls sind verwirrend. Leute, die es in hohem Maße für Tiere haben, scheinen es einer anderen Menschenklasse gegenüber vollkommen zu entbehren. Sie werden ihre Hunde buchstäblich gütig töten, während sie sich gegen ihre Dienerschaft mit so unerhörter Rücksichtslosigkeit benehmen, daß sie ihren häuslichen Stab jeden Monat oder öfter wechseln müssen. Oder sie hassen Pferde und lieben Schlangen. Man könnte Seiten mit solchen inneren Widersprüchen füllen. Die Lehre aus diesen scheinbaren Widersprüchen ist die, daß das Mitgefühl sowohl eine Sache des Widerwillens als der Zuneigung ist. Kein Mensch wird die Maschine zerstören wollen, die ihn mit ihren Zahnrädern erwischt und ihm ein Bein ausreißt. Aber mancher Mensch hat aus einem viel nichtigeren Grund zu töten versucht. Die Maschine, die nicht unser Mitgeschöpf ist, kann weder geliebt noch gehaßt werden, wohl aber unser Mitgeschöpf, der Mensch.

Wir wollen dieser Sache auf den Grund zu gehen suchen. Die Behauptung, daß unsere Mitgeschöpfe nicht getötet werden müssen, ist sinnlos. Sie ist außerdem einfach unwahr, und das Gegenteil ist wahr. Wir wissen, daß der Buddhist den Weg, den sein Fuß betritt, vorher kehren läßt, damit er kein Insekt zertrete, aber wir wissen nicht, wie dieser Buddhist sich benimmt, wenn er eine Fliege fängt, die ihn eine Stunde lang nicht schlafen ließ, und wir wissen, daß er seine Nachsicht auf gewisse giftige Schlangen nicht erstreckt. Wenn Mäuse in dein Haus kommen und du sie nicht tötest, werden sie schließlich dich töten. Wenn sich auf deiner Farm Kaninchen fortpflanzen und du sie nicht ausrottest, wirst du schließlich ohne Farm dastehen. Wenn du in deinem Park Wild züchtest und es nicht verdünnst, wird das schließlich dein Nachbar oder die Behörde für dich besorgen. Wenn dir das Leben eines Moskitos heilig ist, der Malaria und dem gelben Fieber wird deshalb dein Leben nicht heilig sein. Ich hatte eine Begegnung mit einer Otter, in deren Verlauf sie wütend nach meinem Stock schlug. Ich ließ sie unverletzt ziehen. Aber als Mutter von kleinen Kindern würde ich bei der Begegnung mit einer Kobra im Garten für „la mort sans phrase" stimmen, nach dem Beispiel vieler Menschenfreunde und Ehrenmänner, die das nicht im Falle einer Schlange, sondern im Falle eines Königs von Gottes Gnaden getan haben.

Ich sehe nicht, wie man auf logische oder geistige Art um die Theorie herumkommen kann, daß die Evolution (nicht Zuchtwahl bitte ich zu bemerken) eine wohlerwogene, beabsichtigte Zerstörung der niederen Lebensform durch die höheren bedingt: Es ist ein gefährliches und schwieriges Amt, denn im Verlauf der Zuchtwahl mögen die niedrigen Formen für das Bestehen der höheren notwendig geworden sein. Und der Wildhüter, der alles niederknallt, was seine Fasane oder deren Küchlein bedrohen könnte, benimmt sich ebenso töricht wie ein arabischer Narr, der Pferde und Kamele erschießt. Wo aber der Mensch auftritt, muß das Riesenfaultier so sicher verschwinden, wie der Fuchs, wenn der Geflügelzüchter kommt, falls nicht die Jagd den Verheerungen des Fuchses ein Ende macht. Es ist ebenso unnütz, für den Tiger, den Wolf und die Giftschlange einzutreten, wie für die Streptokokken oder die Starrkrampfbazillen. Wir müssen diese Versuche in der Schöpfung ehrlich als verfrüht und verhängnisvoll bezeichnen, und sie als unwirksam zu erkennen und absichtlich zu zerstören, ist ein Teil der Mission der späteren und erfolgreicheren Ver-

suche. Jedenfalls sollten wir vorsichtig sein und uns fragen, wie wir eigentlich von dem unbestreitbaren allgemeinen Gesetz, wonach die höheren Lebensformen die niedrigeren auslöschen oder begrenzen müssen, zu der Rechtfertigung vor irgendeiner Instanz wegen der Hinmordung menschenfeindlicher Tiere oder einer niedrigen Menschengattung durch eine höhere gelangen wollen. Immerhin, wenn auch alle gerechten Einwände erhoben werden, bleibt die Tatsache bestehen, daß täglich ein Vernichtungskrieg von Menschen gegen Rivalen um den Besitz der Erde geführt wird, und daß ein gesitteter Menschenfreund und Vegetarier, der niemals Gelegenheit hat, irgendetwas außer einer Mikrobe zu töten, über die Gefühllosigkeit schaudern mag, mit der ein Farmer Ratten und Kaninchen und Sperlinge und Maulwürfe, Raupen und Marienkäfer und noch viele andere entzückende Geschöpfe tötet, obgleich er doch an Stelle des Farmers dasselbe tun oder zugrunde gehen müßte.

Wenn dem aber so ist, warum nicht aus der Notwendigkeit ein Vergnügen und aus dem Vergnügen eine Tugend machen, wie die Sportsleute es tun? Ich glaube, vom Standpunkt der Tiere gibt es dagegen keinen Einwand: das müssen wir wohl zugeben. Im Gegenteil, es ist leicht nachzuweisen, daß sie einen positiven Vorteil vom Töten als Sport haben. Die Fuchsjagd hat die lebenden Füchse vor der Ausrottung bewahrt, und wenn die Zivilisation nicht wäre, die die Fuchsjagd ermöglicht, würde der Fuchs noch immer von Rudeln von Wölfen gejagt und getötet. Ich bin mir dessen so bewußt, daß ich an anderer Stelle einmal vorgeschlagen habe, man möge während gewisser Monate im Jahre auf Kinder Jagd machen und sie erschießen, weil sie dann durch die Sportsleute der Grafschaften ebenso verschwenderisch gefüttert und sorgfältig gehütet würden wie Fasane. Die Überlebenden würden dann eine viel bessere Nation abgeben als unsere augenblicklichen Produkte der Hintergäßchen. Und ich gehe noch weiter. Ich behaupte, daß die Abschaffung öffentlicher Hinrichtungen sehr schlimm für die Mörder gewesen ist. Vor dieser Zeit taten wir genau das, was unsere Sportsleute jetzt tun. Wir machten aus der Notwendigkeit, Mörder auszurotten, ein Vergnügen und aus dem Vergnügen eine Tugend. Hängen war ein beliebter Sport wie Wettrennen. Gewaltige Menschenmassen drängten sich zu dem Schauspiel und zahlten für die Plätze gewaltige Preise. Man hätte am liebsten auf das Ergebnis der Hinrichtung gewettet, wenn es im geringsten ungewiß gewesen wäre. Die Verbrecher hatten, was alle Verbrecher lieben: ein großes Publikum. Es gab eine Wallfahrt nach Tyburn (Richtplatz im Westen von London). Er bekam was zu trinken, er durfte eine Rede halten, falls er es konnte, und wenn er es nicht konnte, wurde die Rede für ihn gehalten und veröffentlicht und in großen Mengen verkauft. Aber, abgesehen von alledem, garantierte ihm die Anwesenheit des Publikums einen anständigen Verlauf seiner Hinrichtung, während er jetzt in einem grauenhaften Geheimnis zugrunde geht, was auch allen Mißbrauch des Geheimnisses Tür und Tor öffnet.

Ob nun das erschlagene Geschöpf ein Menschenwesen ist oder was wir sehr gehässig ein Vieh nennen, keinesfalls kann man daraus dem Sport einen Strick drehen. Gestützt darauf, daß der Sport grausame Menschen interessant macht und der Beute zuträglich ist, kann selbst Grausamkeit sich rechtfertigen, soweit das Opfer in Betracht kommt.

Der richtige Einwand gegen den Sport ist der, den der weise und mit Recht berühmte Puritaner erhoben hat, der gegen den Bärenfang durch Fallenstellen protestierte, nicht, weil er dem Bären Schmerzen bereitete, sondern weil er den Zuschauern Freude mache. Er hat richtig erkannt, wie unwichtig es ist, daß wir Genußmenschen, und wie ungeheuer wichtig, daß wir Ehrenmänner sind. Wie sich der Bär geäußert hätte, wenn er eine Stimme in der Frage gehabt hätte, kann nur vermutet werden. Seine Treiber hätten einwenden können, daß sie ihn in den Pyrenäen auf den ersten Blick getötet hätten, wenn sie nicht dadurch Geld verdient haben würden, daß sie ihn auf der Reise nach England am Leben erhielten, damit er dort in die Fallen gerate. Er verdanke also der englischen Einrichtung des Bärenfangs mehrere Monate freier Kost und Unterkunft. Der Bär hätte allerdings antworten können, daß die Treiber in den Pyrenäen niemals auf ihn Jagd gemacht haben

würden, wenn es den Bärenfang in England nicht gäbe, und daß er in diesem Fall seine Tage auf eine freie und natürliche Weise in der Heimat hätte beschließen können. Wir wollen um des lieben Friedens willen zugeben, daß dieser Punkt strittig ist. Was von keinem Menschen, der jemals einen Sport dieser Art gesehen hat, bestritten werden kann, ist die Tatsache, daß der Mensch, dem er Genuß bereitet, von ihm erniedrigt wird. Wir ködern jetzt keine Bären mehr mit Fallen (ich weiß nicht genau warum), aber wir jagen Hasen. Ich lebte eine Zeitlang am Südabhang von Hogs Back, und jeden Sonntagmorgen wurden in Hörweite Hasen gejagt. Und ich bemerkte, daß es ganz unmöglich war, das Geheul der aufgeregten Terriers vom Geheul der Sportsleute zu unterscheiden, obgleich die Stimme eines Menschen der eines Hundes so wenig wie der einer Nachtigall gleicht. Der Sport macht sie alle gleich, Menschen und Terriers, alle zu einem gemeinsamen Nenner der Bestialität. Diese Töne stimmten mich nicht menschenfreundlicher; im Gegenteil, ich fühlte, daß ich als ein verantwortungsloser Despot mit einem Artilleriepark zu meiner Verfügung gesagt hätte (namentlich als ich die Sportleute auf ihrem Weg zum Sport sah): diese Menschen sind unter das menschliche Niveau gesunken und wären besser tot. Seid so freundlich und mäht sie mir nieder.

Tatsache ist, daß es immer einen Widerwillen gegen diese entmenschlichenden Sportarten gegeben hat, bei welchen man den Tötenden sehen und der tatsächlich sichtbaren Jagd teilhaftig werden kann, kurz gegen die Sportgattungen, bei welchen die Menschen zu den Erregungen der Raubtiere zurückkehren. Einige wurden durch das Gesetz abgeschafft, darunter der Bärenfang und der Hahnenkampf. Beides Sportarten, bei welchen die Zuschauer von geschützten Plätzen aus Zeugen der Erregung der kämpfenden Tiere sein konnten. In den bei uns üblichen Sportarten kommt diese Erbärmlichkeit viel seltener vor. Beim Jagen und Schießen des Fuchses ist eine raubtierartige Erregung nicht ein notwendiger Teil des Sportes und wird in der Tat von vielen, die ihn üben, verabscheut. Eingefleischte Fuchsjäger sind bestürzt gewesen und ließen ihre Jagd tagelang sein, wenn sie zufällig einen Fuchs in seinem letzten Verzweiflungsstadium auf der Flucht vor den Hunden gesehen hatten. Ein Anblick, der vermieden werden kann und von den Jägern oft vermieden wird, den sie aber zufällig eines Tages auch ohne zu jagen haben können. Solche Leute jagen, weil sie für Sammelplätze und Galoppaden durch das Land als geselllige und gesunde Unterbrechungen des Landlebens schwärmen. Sie sind stolz auf ihren Reitergeist und ihre Geschicklichkeit im Einhalten einer Linie. Sie lieben Pferde und Hunde und körperliche Übung und Wind und Wetter und sind sich nicht der Tatsache bewußt, daß ihre kostspieligen und gut ausgerüsteten Rennställe und Meuten Pferdegefängnisse und Hundegefängnisse sind. Es hat keinen Zweck zu behaupten, diese Damen und Herren seien Teufel in Menschengestalt, das sind sie sicher nicht. Indem sie vermeiden, Todeszeugen einer Kreatur zu sein, sehen sie nur die schöne Seite des Jagdvergnügens, ohne sich mitschuldig am schlimmsten vom Bösen zu machen; deshalb neigt sich die Wage zu ihren Gunsten.

Das Schießen ist vornehmer als die Hetzjagd. Es kommt dabei darauf an, daß man mit einen Waffen geschickt umzugehen versteht. Wer sich darin hervortut, wird nicht ein guter Hühnerschlächter, sondern ein guter Schütze genannt. Wenn ich ihn, wie das oft der Fall ist, beseitigen möchte, geschieht das nicht, weil ich fühle, wie grausam oder entartet er ist, sondern weil ich in ihm mit dem sehr unangenehmen Lärm seiner Explosionen etwas Schädliches sehe und weil die Verwandlung eines interessanten erfreulichen schöngefärbten Lebenswunders, das ein Fasan darstellt, in einen schmutzigen, unschönen Kadaver eine unerträgliche Dummheit ist. Aber wenigstens kläfft der Schütze nicht wie ein Terrier und schüttelt sich nicht vor widerlicher Aufregung und ruft nicht Buchmachern tolle Wetten zu. Sein Ausdruck ist der eines Menschen, der eine schwierige Operation mit einem Präzisionsinstrument ausführt, ein überaus menschlicher Ausdruck, ganz unvereinbar mit der Blutgier in den Augen und dem Zähnefletschen, die einen Menschen in ein Raubtier ver-

wandeln. Und das ist der Grund, warum man unmöglich geschicktes Schießen oder Fuchsjagden als so verabscheuungswürdig empfinden kann, wie Kaninchenhetzen, Hasenjagden mit Stöbern (kleine Jagdhunde) oder Otternjagden.

Und dennoch hängt das Schießen, was seine Duldung anbelangt, ebensosehr von der Gewandtheit als von der Kaltblütigkeit ab, mit der es vollführt wird. Es mag unlogisch sein, daß man einem Menschen das Schießen eines Fasans verzeiht, ihn aber wegen des Schießens eine Möve verurteilt, aber es ist eine nackte Tatsache, daß man einen Menschen, der Möven schießt, als Unhold empfindet, und man läßt ihn das bald fühlen, wenn er es an Bord eines öffentlichen Schiffes zu tun versucht, während der Schnepfenjäger keinen solchen Widerwillen erregt. Auch muß auf die „Zielscheibe" mit Geschicklichkeit geschossen werden, wenn man das Höchstmaß an Duldung genießen will, und selbst dann fällt es einigen von uns nicht leicht, zu vergessen, daß mancher Vogel sehr schwer verstümmelt werden mußte, ehe der Jäger die Vervollkommnung seiner Geschicklichkeit erreichte. Der verstorbene König Eduard VII. schoß unmittelbar nach seiner Genesung von einer schweren Operation, welche die ganze Nation in eine ängstliche Sympathie für ihn stürzte, einen Hirsch, der sich davonschlich, um genau an einer solchen inneren Entzündung zu sterben, als es die gewesen ist, der sein königlicher Mörder glücklich entronnen war. Viele Leute lasen den Bericht ohne die geringste Bewegung; andere hielten es für natürlich, daß der König sich als guter Schütze schämen sollte, daß er nicht imstande war, zu töten. Aber sie alle wiesen die Zumutung als einen sentimentalen Unsinn zurück, daß er wegen des Hirsches irgendeinen Gewissensbiß empfinden sollte. Hätte er aber statt dessen absichtlich eine Hirschkuh geschossen, wäre jeder verblüfft und angewidert gewesen. Die Gewohnheit wird die Menschen mit jeder Ungeheuerlichkeit versöhnen und die Mode wird sie dazu bringen, jede Gewohnheit anzunehmen. Die englische Prinzessin, die auf dem spanischen Thron sitzt, geht zu Stiergefechten, weil es spanische Mode ist. Zuerst bedeckte sie ihr Gesicht und erregte dadurch wahrscheinlich Unwillen, jetzt ist sie zweifellos eine „Kennerin" des Sports. Weder sie noch der verstorbene König Eduard können zu den grausamen Ungeheuern gezählt werden. Im Gegenteil sie sind augenfällige Beispiele, wie die Macht grausamer Einrichtungen sich die Unterstützung erzwingt und schließlich den Schutz und sogar die Freude von Menschen mit vollkommen normalem Wohlwollen erringt.

Aber nicht deshalb nenne ich das Schießen vornehmer. Es fasziniert sogar Menschenfreunde, nicht nur, weil es ein Spiel der Geschicklichkeit im Gebrauch des genialsten, allgemein angewendeten Instruments ist, sondern weil das Töten durch Geschicklichkeit auf weite Entfernung eine Macht ist, die den Menschen eher gottähnlich als menschenähnlich macht.

„Oft hab' ich die getroffen,
die ich niemals sah, und sie zu Tod getroffen",

sagte der Staatsmann zu Jack Cate (der ihn pünktlich hängen ließ). Und etwas von diesem Sinn der Macht, von dieser Prahlerei befeuert jeden Jungen, der eine Wurfgabel, und jeden Mann, der ein Gewehr trägt. Das ist der Grund, warum das Interesse für Waffenkundige tiefer sitzt als das Interesse für Cricketschläger und Golfklubs. Es ist keine Frage der Geschicklichkeit oder der Gefahr. Die Menschen, die mit Kameras nach Afrika gehen und photographieren, ja sogar Kinematographien der gefährlichsten Tiere herstellen, beweisen viel mehr Geschicklichkeit und Nerven als die Herren, die uns mit ihren eigenen Bildnissen anekeln, die sie zeigen, wie sie auf dem Leib jener gewaltigen Tiere sitzen, die sie gerade mit Explosivkugeln getötet haben. Es ist üblich die „Hochwildjagd" sowie den Soldatendienst im Feld als einen Beweis von Charakter und Mut zu verherrlichen, obgleich jedermann weiß, daß es Hunderttausende von Menschen gibt, die solche Feuerproben bestehen, darunter auch solche, die Angst hätten in Bond Street mit einem unmodernen Hut spazieren zu gehen. Worauf es bei dem Geschäft aber in Wirklichkeit ankommt, ist weder Charakter noch Mut, sondern die Geschicklichkeit im Töten. Und je größere Feiglinge und

kraftlosere Schwächlinge wir sind, desto wichtiger ist uns diese Geschicklichkeit. Die Fähigkeit, unsere Feinde zu töten, ohne mit ihnen in ein Handgemenge zu kommen, ist für uns eine Sache von Leben und Tod. Die Folge davon ist, daß unsere wichtigste Spielregel in der Behauptung besteht, daß etwas unser Feind sei und getötet werden müsse. Schon die Behauptung, daß man töte, gewährt einige Befriedigung, ja, das Schauspiel anderer Leute, die diese Behauptung aufstellen, ist ein Ersatz dafür, den man sich gerne etwas kosten läßt. Man kann sich als Gegenstand vernünftiger Betrachtung nichts Lächerlicheres vorstellen als ein Scheingefecht in Earls Court zwischen einem Stamm nordamerikanischer Indianer und einer Truppe von Cowboys, die beide als theatralische Spekulation von Buffalo Bill importiert wurden. Von jedem vernünftigen Standpunkt aus war es absurd und unglaublich genug, diese erwachsenen Menschen sich wie Kinder benehmen zu sehen, wie sie herumgaloppieren und leere Patronen aufeinander abschießen und so tun, als ob sie tot umfielen: aber es scheint reiner Wahnsinn, daß Tausende von anständigen Bürgern in mittleren Jahren und ältere mit ihren Frauen, alle vollkommen nüchtern, dafür zahlen sollten, um dabei zuzusehen. Dennoch ereignet sich das nicht nur in London, sondern täglich in Kinematographentheatern und alljährlich bei militärischen Manövern. Und welcher ehrliche Mensch wagt zu behaupten, daß ihm diese Schaustellungen keinen Spaß machen? Ich gewiß nicht. Sie rufen genug von meinem knabenhaften Entzücken an Bühnenkämpfen und an den Geschichten von Kapitän Mayne Reid wach, um mich zu bewegen, dabei vom Anfang bis zum Ende auszuharren, so klar ich mir auch über die Dummheit der Sache bin.

Man schelte mich nicht, weil ich statt dessen, was ich fühlen sollte, das ausspreche, was ich fühle. Unsere Gewohnheit, zu behaupten, daß die Dinge, von denen wir glauben, daß sie uns anwidern und mit Entsetzen erfüllen sollten, uns auch tatsächlich anwidern und mit Entsetzen erfüllen und daß Menschen, die gegen alle Vernunft und allen Anstand darin eine Art Befriedigung finden, erbärmliche, uns ganz unähnliche Wichte sind — während, was jedermann bemerken muß, sie und wir einander wie die Kartoffeln gleichen —, macht es unmöglich, die Sportfrage wie jede andere Frage im richtigen Lichte zu betrachten. Man mag mit Rudyard Kipling über den Krieg oder mit Oberst Roosevelt über den Sport nicht einer Meinung sein, aber man hüte sich vor der Behauptung der Krieg interessiere und rege einen nicht mehr an als Druckerschwärze, oder der Gedanke, einen springenden Tiger mit einem wohl gezielten Schuß zur Strecke zu bringen, interessiere einen nicht mehr als der Gedanke ans Zähneputzen. In ihren theoretischen Ansichten mögen die beiden Pole getrennt sein, in ihren wirklichen Nerven- und Gefühlsbewegungen sind sie „zusammenhängende Glieder" eines Körpers, und zwar in viel größerem Maße, als sie es gerne eingestehen. Der Grund, warum ich keine Geduld mit Oberst Roosevelts mühseligen scharenweisen Rhinozerosmorden in Südafrika habe, liegt nicht darin, daß ich mich nicht für Waffen, Schießkunst und Töten interessiere, sondern darin, daß mein Interesse für das Leben und die Schöpfung noch größer als mein Interesse für den Tod und die Zerstörung ist und ich genügend Mitgefühl mit einem Rhinozeros habe, um es entsetzlich zu finden, daß es zum Zeitvertreib getötet werden soll.

Man bedenke einen Augenblick, was man in der Regel empfand, wenn ein irländischer Bauer einen Pächter erschoß, wenn ein russischer Großfürst in Stücke gerissen wurde, wenn man von Marats Ermordung durch Charlotte Corday las. Einerseits klatschten wir dem Mute, der Geschicklichkeit, der Entschlossenheit des Mörders Beifall; wir frohlockten über die den Tyrannen erteilte Lektion und die Überwältigung der starken Unterdrücker durch die schwachen Opfer. Andererseits waren wir über den Gesetzesbruch durch den Mörder des Angeklagten auf Grund des unter keiner öffentlichen Kontrolle stehenden Ribbon Lodge (Ortsverein der irischen Bandmänner) entsetzt, ebenso wie über die Hinrichtung des Großfürsten ohne Gerichtsverfahren, Verteidigungsgelegenheit, und auch über die Möglichkeit, daß Charlotte Corday in ihrer Gier nach dem Blut von Unterdrückern

Marat zu ähnlich war, um das Recht zu haben, ihn zu töten. Solche Fälle sind äußerst verwickelt, mit Ausnahme jener einfachen Opfer des politischen oder Klassenvorurteils, das Charlotte Corday für eine Heilige hält, weil sie einen Radikalen getötet hat, und die Ribbon-Leute für Teufel, weil sie ordinäre Kerle waren, die es wagten, einen Landedelmann zu töten. Aber wie uns diese Fälle auch berühren mögen, es bleibt doch immer jenes besondere Interesse am individuellen Töten und daher auch das an der Wurzel des Schießsports sitzende Interesse: die Mittel und Waffen, durch welche Individuen ihre Feinde töten können.

Alles läuft schließlich auf das Mitgefühl und den Appetit nach fruchtbringender Tätigkeit und einer edlen Lebensführung hinaus: da kann man an sonst nichts appellieren. Keine Vorschrift kann dieses Bedürfnis berühren. Es hat keinen Zweck, in einem Atem zu sagen: du sollst nicht töten, und im andern: du sollst keiner Hexe zu leben gestatten. Menschen müssen getötet werden, und Tiere müssen getötet werden, ja, noch mehr, man muß ganze Tierarten und Menschentypen ausrotten, ehe die Erde für anständige Menschen eine annehmbare Siedelung sein kann. Aber unter den Menschen, die man wird hinauspeitschen müssen, befindet sich der Sportsmann: der Mensch ohne Mitgefühl, der so primitiv und in seinen Geschmacksrichtungen so urteilslos ist, daß ihm die Zerstörung des Lebens Zeitvertreib bedeutet, der Mensch, dessen Horizont begrenzt ist wie der eines Hundes. Er ist nicht einmal grausam. Sport ist teilweise eine Gewohnheit, zu der er erzogen wurde, und teilweise eine Dummheit, die immer an der Verschwendungssucht und am Mangel an Sinn für die Wichtigkeit und die Herrlichkeit des Lebens gemessen werden kann. Die entsetzliche Finsternis und der Schmutz der Töpferwarenstädte wird im Zusammenhang mit einem tierischen Geldhunger durch die Gleichgültigkeit gegen eine dumme Verschwendung von Sonnenlicht, Naturschönheit, Reinlichkeit und frischer Luft verschuldet. Eine Treibjagd wird von der Gleichgültigkeit gegen die Schönheit und gegen das Interesse für Leben und Vogelgesang und der Gefühllosigkeit gegen brechende Augen und blutbefleckte Kadaver in Verbindung mit einer kindischen Freude am Schießen veranstaltet. Alle Menschen, die Schönheit und Leben auf diese Weise vergeuden, sind durch Mangel an Mitgefühl gekennzeichnet. Sie entbehren nicht nur das Gefühl des heiligen Franziskus, wonach die Vögel unsere Blutsverwandten sind, sondern sie wären auch äußerst entrüstet, wenn ein Taglöhner oder Wildhüter Anspruch darauf erheben würde, zu ihrer Rasse zu gehören. Sport ist entweder ein Zeichen von Überhebung oder von blöder Konvention.

Und das führt zu der Annahme, daß Sport die Beschäftigung einer kriegerischen Rasse sei. Selbst wenn es Kriegerrassen gäbe oder ihre Existenz geduldet werden könnte, wären es nicht Rassen von Sportsmännern. Die rothäutigen tapfern Skalpjäger Nordamerikas waren die dem Sport denkbar ergebenste Rasse. Sie wurden so leicht unterworfen wie die Auerochsen, die sie jagten. Die Franzosen können sich auf jeden Zoll Geschichte größeren Ruhmes brüsten als irgendeine andere Nation, aber bis vor kurzem waren sie wegen ihrer Mangelhaftigkeit als Sportsmänner die ständige Zielscheibe englischer Humoristen. Im Mittelalter, als sie wie Sportsleute und Gentlemen kämpften, wurden sie durch kleine verhungerte Engländer aufgerieben, die sportsmännische Methoden vorsichtig vermieden und ein emsiges Geschäft aus dem Töten machten (das sie an einer Dorfscheibe geübt hatten). Es gibt unzählige Mittel sich an Gefahren zu gewöhnen, ohne irgendetwas zu töten, außer gelegentlich sich selbst. Der Motorfahrer hat mehr Gefahren zu bestehen als der Fuchsjäger; und das Motorfahren scheint im Vergleich zur Luftschiffahrt ganz gefahrlos. Ein Kopfsprung von einem hohen Sprungbrett kann einen Menschen ebenso ernstlich gefährden wie ein Steinwall in einem Jagdgefilde. Die Annahme, daß man keine Soldaten haben wird, wenn man keine Sportsleute hat (als ob mehr denn der kleinste Bruchteil der Armeen der Erde jemals aus Sportsleuten bestanden hätte), ist ebenso absurd, wie die Zumutung, daß Einbrecher und Straßenräuber ermutigt werden sollten, weil sie abgehärtetere und kühnere Soldaten abgeben dürften als anständige Menschen. Da die

Menschen jedoch törichterweise solche Behauptungen aufstellen, muß man sie wohl oder übel erwähnen, um sie ins richtige Licht zu setzen.

Die Frage läuft nun darauf hinaus: welches ist der höhere Mensch? Der Mensch, dessen Zeitvertreib der Totschlag oder dessen Zeitvertreib schöpferisch oder beschaulich ist? Ich selbst hege darüber keinerlei Zweifel, da ich von Natur aus auf der schöpferischen und beschaulichen Seite stehe. Das Schlachten ist ebenso notwendig wie das Straßenkehren, aber der Mensch, der es nicht nur überflüssigerweise gern, sondern auch so viel wie möglich tut, indem er Lebewesen eigens für das Schlachten züchtet, scheint mir nicht viel anständiger als einer, der die Straßen verunreinigt, um des Vergnügens willen, sie dann zu kehren. Ich glaube, daß die Evolutionslinie dazu führt, die Geburt von Geschöpfen zu verhindern, deren Leben nicht nützlich und erfreulich ist, und daß die Zeit kommen wird, in der ein Herr, den man dabei erwischt, wie er sich mit einem Gewehr unterhält, ebenso kompromittiert sein wird, wie jetzt der, den man dabei erwischt, wie er sich mit einer Peitsche auf Kosten eines Kindes oder eines alten, lahmen, mit Geschwüren bedeckten Pferdes unterhält. Der Sport ist ebenso wie der Mord ein blutiges Geschäft, und der Sportmann wird nicht immer wie jetzt imstande sein, diese Tatsache hochnasig abzuleugnen.

Aber es ist noch etwas anderes zu berücksichtigen. Wenn das Töten heroische Erregungen in uns auslösen soll, darf es nicht bloß des Spasses halber geschehen. So interessant das Töten eines Menschen durch einen anderen auch sein mag, es ist entsetzlich, wenn es bloß des Spaßes halber geschieht (der Fall des Sportsmanns), oder um den neidischen Haß des minderwertigen Menschen gegen den wertvollen zu befriedigen (der Fall Kains). Als Charlotte Corday Marat erdolchte und Hamilton von Bothwellaugh Murray erschoß, wurden sie durch unerträgliche soziale Ungerechtigkeiten, für die das Gesetz ihnen keine Gegenmittel an die Hand gab, dazu getrieben. Als Brutus und seine Mitverschwörer Cäsar töteten, hatten sie sich eingeredet, Rom dadurch zu erretten. Als Simson den Löwen tötete, hatte er allen Grund zu der Überzeugung, daß der Löwe sonst ihn getötet hätte. Man nehme an, Charlotte Corday hätte Marat zur Übung manueller und anatomischer Geschicklichkeit erdolcht, oder Hamilton hätte zur Erprobung seiner Schießkunst Murray gestürzt. Das Entzücken über ihre Taten würde mit einem Male größer, nicht kleiner, als wenn sie sie aus Liebe zum Töten begangen hätten. Jack der Aufschlitzer war einer der schauderhaftesten Narren. Aber der Zauber, den der Mord auf ihn ausübte, muß aus Entsetzen und Grauen und fürchterlicher Entartung des in seiner natürlichen Veranlagung gütigen Instinkts zusammengesetzt gewesen sein. Er war ein scheußlicher, aber ein heißblütiger Mörder. Die Vollendung von Gefühllosigkeit wird nicht erreicht, bevor nicht ein Leben geopfert und oft grausam, bloß als Geschicklichkeitsprobe, geopfert wird. Peter der Große, der sich damit unterhielt, seinen Sohn zu Tode zu martern, war ein empörendes Ungeheuer. Aber so vollkommen unmenschlich war er nicht, als er dieses Verbrechen beging, wie zur Zeit, da er sich für eine Hinrichtungsmaschine für Verbrecher interessierte, die er auf seinen Reisen in einem Museum gesehen hatte, und vorschlug, einen Mann aus seinem Gefolge hinzurichten, nur um die Maschine arbeiten zu sehen. Nur schwer konnte er bewogen werden, zu begreifen, daß es gegen diesen Vorgang einen Gefühlseinwand zugunsten seiner Opfer gab, der den Versuch unmöglich machte. Als er seinen Sohn folterte, wußte er, daß er eine Erbärmlichkeit beging. Als er auf Kosten des Lebens eines Untergebenen einen Versuch anstellen wollte, war er sich nicht bewußt, irgend etwas zu tun, das nicht jedem Edelmann als etwas Selbstverständliches erschienen wäre. Und hierin war er schlimmer als erbärmlich, er war unzulänglich, dumm, weniger als ein Mensch. Genau so ist der Sportsmann, der pfiffig und kalt auf Vögel schießt, ohne den geringsten Sinn für seinen Mord und mit keinerlei persönlichem Gefühl, tatsächlich vom Wege des Heils weiter entfernt als der Schütze, der menschenfreundlich genug ist, aus seinem Sport einigermaßen den eigenen Sinn für Grausamkeit herauszulesen. Es ist widerlich, wenn man sein Mitgefühl so verdorben hat, daß es in eine Freude an Grau-

samkeit und Mord verwandelt wurde, aber gar kein Mitgefühl haben, ist noch etwas weniger, als selbst ein Mörder sein. Der Mensch, der rot sieht, ist vollkommener als der Mensch, der blind ist.

Die Trivialität des Sportes macht ihn durch den Unterschied zwischen der Gefahr und der Anstrengung seiner Ausübung und den schweren Folgen seines Ergebnisses, zu etwas viel Dümmerem als das Verbrechen. Der Faulenzer, der nichts Besseres weiß als zu morden, überschreitet die Grenzen unserer Geduld. Wenn ein Mensch die schwere Verantwortung des Tötens auf sich nimmt, sollte er das nicht zum Zeitvertreib tun. Ein Zeitvertreib ist für freie Stunden sehr notwendig. Denn obgleich ein tätiger Mensch immer seine Beschäftigung finden kann, kommt doch ein Augenblick, an dem seine Gesundheit, ja seine Existenz davon abhängen mag, daß er nichts auch nur von der geringsten Wichtigkeit tue, und dennoch kann man nicht stillsitzen und Daumen drehen. Überdies verlangt es den Menschen nach körperlicher Übung, man braucht einen müßigen Zeitvertreib. Nun findet der Teufel für müßige Hände immer irgendein Unheil, wenn der Müßige sein Gewissen einschlafen läßt. Aber er darf es eben nicht einschlafen lassen. Es gibt eine Menge unschuldiger, müßiger Zerstreuungen: man kann Detektivgeschichten lesen, Tennis spielen, ein Automobil steuern, wenn man sich eines leisten kann, man kann fliegen. Der Teufel mag vorschlagen, daß es ein wenig interessanter wäre, zu töten. Aber sicherlich wird nur eine beleidigende Gleichgültigkeit gegen die Heiligkeit des Lebens und gegen die Qualen der Schmerzen und der Angst, in Verbindung mit einer ungeheuerlichen selbstsüchtigen Gier nach Sensation einen Menschen dahin treiben, den teuflischen Vorschlag anzunehmen, wenn der Sport für ihn nicht als eine gesellschaftliche Einrichtung organisiert wäre. Selbst wie die Dinge liegen, gibt es jetzt so viele andere empfehlenswerte Zerstreuungen, daß die Wahl des Tötens für den Wählenden mehr und mehr zu einer Schmach wird. Die Leichtfertigkeit der Wahl ist unentschuldbar. Töten, wie es der Wilddieb tut, und sein Opfer verkaufen oder verzehren, heißt wenigstens vernünftig handeln. Aus Haß oder Rache töten heißt wenigstens leidenschaftlich handeln. Töten, um der Gier nach dem Tode zu frönen, heißt zumindest niederträchtig handeln. Vernunft, Leidenschaftlichkeit und Niederträchtigkeit, sie alle sind menschliche Eigenschaften. Aber töten und die ganze Zeit über ein guter Kerl sein, bloß um die Zeit totzuschlagen, wenn es ein Dutzend harmlose, ebenso empfehlenswerte Wege gibt, das heißt, sich wie ein Trottel oder wie ein dummes, alles nachblökendes Schaf benehmen.

Es steht außer Frage, daß ein weiter Horizont und die vertiefte Erkenntnis, die alle Lebewesen am Gemeinwohl des Mitgefühls, folglich an der Freude an fruchtbringender Tätigkeit und fröhlichem Dasein, teilnehmen läßt, die Menschen weiterbringen muß, als dies törichte Vollbringen unliebenswürdiger Taten durch Menschen, die nicht im geringsten unliebenswürdig sind.

Aus dem Essaybuch „Die Geliebte Shakespeares" (M. Rascher, Zürich 1920).

Auf das Tier

Du bist der arme Kaliban der Welt,
Du hast dem Menschen jede Frucht gezeigt,
Die auf der Erde Saft und Mark enthält,
Und dich ihm stumm, als deinem Gott, geneigt,
Dir dankt er's selbst, daß er die Quelle kennt,
Worin er sich den Leib verjüngen kann,
Doch seit ihm deine heil'ge Leuchte brennt,
Verhängt er über dich den Todesbann,
Und das Geschöpf, das gleich verloren war,
Wenn du es nicht geleitet durch die Nacht,
Bringt dir den Dank durch alle Martern dar,
Wozu der Trieb in seiner Brust erwacht.

Friedrich Hebbel.

Urgeschichtliche Zusammenhänge zwischen Mensch und Tier

Von Edgar Dacqué in München-Solln

Die Überzeugung, daß Mensch und Tier sowohl physisch wie seelisch zusammengehören, ist uralt, und die Art, wie die philosophisch-metaphysische Auseinandersetzung mit dieser Idee erfolgte, ist ein auffallendes Kennzeichen für Epochen und Völker. Wo wir in der Geistes- und Religionsgeschichte hinblicken, immer tritt uns eine bestimmte erkenntnistheoretische oder kultisch-mythische Form dieser Auseinandersetzung entgegen, und es gibt nur eine einzige Religion, welche dieser Frage ganz schweigend gegenübersteht: das Evangelium. Nicht das Christentum als geschichtlich-kultische Religionsgemeinschaft, sondern nur das reine Evangelium. In diesem finden wir nirgends eine Erörterung oder ein innerlich naturhaftes oder dämonisches Erleben des Tieres; wohl aber in der Entwicklung der christlichen Lehre, angefangen von dem Fischzeichen der Katakomben bis in die Gotik mit ihren religiös gesehenen und erlebten Tiermenschenfratzen.

Schon der Eiszeitmensch hat uns Zaubersymbole seines Verhältnisses zum Tier hinterlassen, und man hat die Felszeichnungen und Einritzungen auf Knochen, welche Tiere zum Gegenstand haben, wohl allzu eng als Jagdzauber gedeutet, wie er auch bei heutigen wilden Völkern üblich ist. Bei den Halbkultivierten, wie bei den Kulturvölkern des Altertums ist der Tierkult so ungeheuerlich entwickelt, der Totemismus in allen Abschattierungen eine so lebendige Angelegenheit, bei den Hebräern der Kampf der Jahwegesinnung gegen die Tiergottheiten so überragend, daß es überflüssig ist, mehr darüber zu sagen. Überblickt man den Geisteskampf, der sich im letzten Jahrhundert bis in die allerneueste Zeit abspielte, als die auf die Höhe ihrer Entfaltung gelangte Naturwissenschaft uns eine Abstammungslehre bescherte, und rechnet man als Gegenstück das allerälteste Wissensgut der Menschheit, das in Sagen und Märchen niedergelegt ist, zu dem allen hinzu, so darf man wirklich sagen, daß keine Epoche, kein Volk an dieser Frage gleichgültig vorübergegangen ist. Und da selbst die alte indische Religionsweisheit sich mit dem Tier auseinandersetzt, so bleibt tatsächlich nur die urchristliche evangelische Lehre übrig, die bei der Frage nach Wesen und Sinn des Menschseins vollständig vom Tier absieht. Ist das ein Zufall oder hat es bestimmten Sinn, innere und innerste Bedeutung?

Wir wissen — im wissenschaftlich-philosophischen Sinn — nicht, woher wir kommen und wohin wir gehen. Wir wissen nicht, aus welchen Tiefen das aufstieg, was wir Schöpfung nennen; von welchen Höhen es kam und kommt, stündlich genährt und erhalten und neu geschaffen wird. Mythen, Religionen, Kosmogonien aller Zeiten und Völker sprechen davon, erzählen es uns symbolisch und naiv realistisch, indem sie das Werden und Vergehen der Welt und des Menschen teils Göttern, teils Dämonen zuschreiben; oder, wie die Naturphilosophie neuerer Zeit, unpersönlichen Kräften, womit auch sie symbolisch und naiv realistisch zugleich bleibt. Denn auch sie führt zum mythischen Wunder, wenn sie diese innerlichst erlebte Wesenhaftigkeit, die wir Dasein nennen, logisch kausal eröffnen zu können glaubt. Waren „die Alten" mythisch auf dem Weg des Schauens, so wurden wir mit unserer Kausalforschung mythisch auf dem Weg des Rationalen. Denn da wir noch niemals auch nur den geringsten Anfang eines Weges gefunden haben, auf dem wir denkerisch oder gar kausal dem Irrationalen und Urlebendigen in allem Sein beikommen könnten, und es auch mit unserer Wissenschaft und Erkenntniskritik nicht nur unberührt eben lassen müssen, sondern es eben dadurch markanter als je in seiner Jenseitigkeit stehen, so stößt jeder ernste Versuch, es irgendwie als solches zu erkennen, unmittelbar dahin vor, wo es allein erkennbar wird: ins eigene Innere des Menschenwesens. Insofern bleibt alle bewußt-kausal verfahrende Wissenschaft Umschreibung der Außenseite der Daseins-

frage; sie bleibt Hinweis, wird aber nicht Wahrheit; bleibt darum auch auf der Außenseite des Problems Mensch-Tier.

Es muß also, wenn überhaupt eine inhaltsvolle Lösung dieses Grundproblems angestrebt, ja nur eine zureichende Vorstellung von der Tiefe desselben gewonnen werden will, stets neben und in der Umschreibung der Außenseite ein inneres Erleben dabei sein, damit nicht Hülsen statt Inhalt unser Ergebnis sind.

Nun ist gar kein Zweifel, daß die Erfassung und Umschreibung der „Außenseite" unserer naturforschenden Epoche in mustergültiger Weise gelungen ist. Wir verfügen heute über ein ungeheuer vielseitiges äußeres Wissensmaterial über Mensch und Tier. Der Vergleich des Tierkörpers mit dem Menschenkörper, anatomisch und physiologisch, ist mit äußerster Exaktheit durchgeführt. Wir haben auch eine geordnete Zeitenfolge von vielen Jahrmillionen vor uns, in der Schritt um Schritt, bald rascher, bald zögernder, die Entfaltung der tierischen Form bis zum Menschen hin erkennbar ist. Nur seelisch wissen wir nichts vom Tier, oder besser gesagt: vom Unterschied oder den Gemeinsamkeiten von Mensch und Tier. Was man Tierpsychologie nennt, ist, soweit es nicht überhaupt auf dem Gebiet des Sentimentalen liegt, nichts anderes als Beschreibung von Nervenreflexen, denen der seelische Inhalt fehlt, also Hülsenweisheit im eigentlichsten Sinn.

Wenn wir nun nach dem physischen Zusammenhang des Menschen mit dem Tier fragen und von allem Innerlichen und Metaphysischen dabei zunächst absehen, so bekommen wir von der Naturforschung die Antwort: Die Körpergestalt des Menschen hat sich aus niedersten tierischen Anfängen im Lauf der erdgeschichtlichen Epochen auf dem natürlichen Weg der Fortzeugung und Umwandlung „entwickelt". Ich glaube, eine andere Antwort wird heute kein Naturforscher geben können, der sich irgend etwas bei dem Überblick über die erdgeschichtliche Entfaltung des Lebensreiches denkt. Und wenn man auch nicht von einer bewiesenen Tatsache sprechen darf, so wird man doch kaum eine andere Vorstellung naturgeschichtlich gewinnen können. Die Wege trennen sich erst dort, wo man annimmt, daß diese Entfaltung und zuletzt das Menschwerden ein Zufallsergebnis und eine Häufung oder sonst etwas dergleichen Undurchdachtes sei, wobei die ursprünglichen „niederen" Lebewesen, welche die Wurzel bildeten, nichts enthalten hätten, was mit innerer Notwendigkeit zum Menschen führte. Wer dies glaubt und wer glaubt, es wissenschaftlich und erkenntnistheoretisch verantworten zu können, muß sich zugleich darüber klar sein, daß es eine Wunderlehre inhaltslosester Art ist. Denn natürliche Entwicklung setzt unbedingt voraus, daß in dem, was sich entwickelt, grundsätzlich und der Potenz nach alles liegen muß, was im Lauf der Zeit sichtbar daraus hervorgeht; anders ist das Wort Entwicklung ein Widerspruch in sich selbst. Man kann also, sobald man, wie fast jeder Naturforscher heute, Entwicklungstheoretiker ist, nicht der Notwendigkeit entgehen, schon in die niedersten Urformen, aus denen auch einmal der Mensch sich „entwickelt" haben soll, alles das als Möglichkeit hineinzulegen, was jemals und auf verschlungenen Wegen im Laufe der erdgeschichtlichen Zeit daraus geworden ist, also zuletzt der Mensch, nachdem viele Seitenzweige des „Stammbaums" auf diesem Weg zum Menschen abirrten und blind endigten. Es gibt darum nur eine ernsthaft zu erwägende Möglichkeit, an der sich die Wege, wie gesagt, trennen: Entweder liegt schon in den hypothetischen Urformen alles Spätere als Möglichkeit und entfaltet sich im Lauf der Zeiten, sei es eigengesetzlich aus innerer Notwendigkeit, sei es durch Einwirkung äußerer Bedingungen reaktiv und insofern gelegentlich und zufällig; oder es gibt überhaupt nur primär und grundsätzlich von allem Anfang an getrennte Typen, und der Mensch, wie jeder sonstige Typus des Tierreiches, ist eben in sich naturhistorisch und entwicklungsgesetzlich selbständig.

Einerlei, ob man so oder so naturphilosophisch denkt: auf jeden Fall bleiben immer zwei Möglichkeiten übrig: Der Mensch wie die Tiertypen sind aus unerkannten und unerkennbaren Umständen hervorgegangene Schöpfungswunder; oder das Tierreich enthält von Anfang an den Menschen als Möglichkeit, ist also, entwicklungsgeschichtlich-naturhistorisch

gesprochen, der auseinandergelegte Mensch, und alles Tierische ist seitliche Abspaltung und einseitige Spezialisierung vom Weg zum Menschen hinweg innerhalb des gemeinsamen natürlichen „Stammbaumes".

Ist das erstere die Wahrheit, so kehren wir zur mosaischen Urlehre zurück von der Einzelerschaffung des Menschen und der Tierformen und gelangen von da zum Evangelium als der unmittelbaren Fortsetzung und Erfüllung dieser Offenbarung, das weiter keinen Grund hat, sich bei der Seele des Menschen auch mit dem Tier zu befassen. Ist aber das andere die Wahrheit, so sehen wir einen urgeschichtlichen Zusammenhang zwischen Mensch und Tier und ahnen die Bedeutung der Kulte, Mythologien und Märchen, die sich aufs innigste mit diesem Zusammenhang befassen.

Muß sich nun beides als ein Entweder-Oder gegenüberstehen? Könnte es nicht doch zusammengehören und sich vielleicht zueinander verhalten wie Außenseite zu Innenseite, wie Hülse zu Inhalt?

Es ist merkwürdig, daß der ganze Kampf um den reinen Glauben an das Schöpfertum im mosaischen Sinn, entgegen jedem Natur- und Tierkult, auch Inhalt und Wesen der hebräischen Religionsgeschichte ausmacht, wie er auch Wesen und Inhalt des ganzen kultischen und theologischen Christentums gewesen ist, zuletzt in der Abwehrstellung gegen die neuzeitliche und, wie wir wissen, nicht nur akademisch-wissenschaftliche, sondern durchaus religiös aufgemachte natürliche Abstammungslehre. Diese selbst, wie jeder Tierkult und abwehrende Dämonenkult, den unser christliches Mittelalter ja im stärksten Maße kannte, ist nun letzten Endes Ausdruck für die Erkenntnis der dämonisch-naturhaften Verbundenheit von „Mensch" und „Tier", besser gesagt: von Menschhaftigkeit und Tierhaftigkeit. Nach dem Mythus vom verlorenen Paradies, der eine Grundwahrheit alles Menschendaseins ist, wurde die Tierseele durch des Menschen Fall in das metaphysische Elend der Unerlöstheit gerissen. Die naturgeschichtliche Entfaltung des organischen Reiches mit Einschluß des physischen Menschen könnte also aufgefaßt werden als lebendig sich darstellendes, wirklichkeitsbeladenes Symbol jenes innersten Welt- und Schöpfungsereignisses, das bis zur Stunde sich in allem Lebenden wiederholt. Jeder religiöse Tierkult wäre eine Betonung dieser Seite des Daseins, und zwar aus einem inneren Wissen und Erkennen heraus; wäre ein natursichtiges Wissen des aus dem Paradies gestürzten Menschen, wodurch ihm die Tierhaftigkeit, das Tier an sich, das Tier als jenseitige Idee, der Tiergott, statt in paradiesischer Reinheit zu erscheinen, nun zur inneren und äußeren Begegnung mit seinem eigenen gefallenen dämonischen Wesen werden mußte. Der Urmythus von der reinen Schöpfung aber, wie das Evangelium als Erlösungsgewißheit, wäre die Innenschau auf jene andere, „schuldlose" Welt, wo in lebendiger Reinheit und Heiligkeit das jenseitige lebendige Urbild von Tier und Mensch erscheint.

So steht beides nicht nur seit ältester Zeit in einem inneren religiösen Kampf miteinander, sondern es tritt mythisch und philosophisch ins Bewußtsein des denkenden physischen Menschen. Jedes Bemühen des Menschen und Denkers um die Beziehung von Tier und Mensch ist also zuerst und zuletzt, bewußt oder unbewußt, ein Suchen und, soweit es möglich ist, ein Aussprechen des Mythus vom verlorenen Paradies.

Das Tier im Kulturkreis des Buddhismus

Von Georg Grimm in München

Die Frage der Bedeutung des Tierlebens ist letzten Endes eine religiöse Frage, nämlich die Frage, ob auch das Tierleben unter dem Schutze des Sittengesetzes steht und demgemäß seine Verletzung die Folgen einer Übertretung desselben nach sich zieht. Wie bekannt, hat das Alte Testament diese Frage im Prinzip verneint:

„Und Furcht und Schrecken soll kommen über alle Tiere auf Erden und über alle Vögel unter dem Himmel, über alles, was sich auf Erden regt, und über alle Fische des Meeres: in eure Gewalt sind sie gegeben", spricht Jahwe zu Noah (1. Mose 9, 1).

Demgemäß hält man in dem unter dem Einflusse des Alten Testaments stehenden Teile der Menschheit die Tiere heute noch für etwas vom Menschen durchaus Verschiedenes, für Halbschatten, die als bloße Sachen zum menschlichen Gebrauch rechtlos seien. Das Gebot der Nächstenliebe bleibt hier also im weitesten Umfange auf die Menschen beschränkt.

Diametral entgegengesetzt sind die Anschauungen des nichtchristlichen fernen Ostens. Schon Camões, der Dichter der Lusiaden, brachte im Jahre 1570 bei seiner Rückkehr aus Indien die begeisterte Botschaft mit: „Sie töten nichts Lebendiges." So gilt es dort heute noch als ein Verbrechen, ein Tier mutwillig zu verletzen oder gar zu töten. Ja, man errichtet dort Spitäler für alte und kranke Tiere, und fragt ein Europäer, warum man denn nicht einmal die hoffnungslos erkrankten Tiere töte, so erhält man die Antwort: „Tötet ihr eure hoffnungslos kranken Mitmenschen?" Dort weitet sich eben das Gebot der Nächstenliebe über alles Lebendige, natürlich unbeschadet des Rechtes auf Notwehr, das ja auch unsere auf die Menschen beschränkte Nächstenliebe nicht berührt.

Solche Anschauungen herrschen in Indien von alters her. Aber es war auch dort nicht immer so, nämlich noch nicht vor dem Auftreten des Buddha. Sagt er uns doch selbst:

„Da ist, Hausväter, ein König, ein Herrscher, dessen Scheitel gesalbt ist. Der gebietet: So viele Stiere sollen erschlagen werden um des Opfers willen, so viele Farren sollen erschlagen werden um des Opfers willen, so viele Färsen sollen erschlagen werden um des Opfers willen, so viele Ziegen sollen erschlagen werden um des Opfers willen, so viele Schafe sollen erschlagen werden um des Opfers willen. Und seine Knechte und Söldner und Werkleute gehn aus Furcht vor Strafe, von Angst eingeschüchtert, mit tränenden Augen und klagend daran, den Befehl auszuführen. Den heißt man, Hausväter, einen Nächstenquäler."

„Da ist, Hausväter, einer ein Schlächter, der Schafe und Schweine schlachtet, ist ein Vogelfänger, ein Wildsteller, ein Jäger, ein Fischer oder was man sonst noch als grausames Handwerk betreibt. Den heißt man, Hausväter, einen Nächstenquäler, der der Übung der Nächstenqual eifrig ergeben ist."

Entsprechend diesem Standpunkte stellte der Buddha nicht nur als erstes und grundlegendes Sittengebot auf, nichts Lebendes zu töten, sondern er lehrte darüber hinaus, eben weil nach ihm auch das Tier unser Nächster ist, die Nächstenliebe gegenüber allem, „was da lebt und atmet". Ihren bezeichnendsten Ausdruck findet diese Einstellung in dem Preisliede der Nächstenliebe im Suttanipâta:

„Mögen alle Wesen voll des Glücks und sicher sein! — Alle mögen sie glückselig sein! — Was nur immer es an Lebewesen gibt — Ob sie bewegen sich, ob festgebannt an ihrem Platze, — Ob lang sie sind, ob kurz, ob groß, ob klein, — Ob unsichtbar sie weilen, oder sichtbar auch, — In der Nähe oder in der weiten Ferne — Glückselig mögen alle Wesen sein! — Wie eine Mutter schützt das einzige Kind mit ihrem Leben — Erzeuge grenzenlose Liebe man zu allen Wesen!"

„Ein Tier der Erde, Tier der Luft — Wer je ein Wesen da verletzt — Bei Leben kein Erbarmen kennt — Der heißt ein Hundsfott wie man sagt."

Ein Fall unbeschränkter praktischer Betätigung solcher Gesinnung wird in der 81. Rede der Mittleren Sammlung dargestellt:

„Ghatikâro, der Hafner, großer König, gräbt die Erde mit der Hand, nicht mit dem Spaten auf (um kein lebendes Wesen zu verletzen). Findet er ein Nesthäkchen oder ein Kaninchen, so hebt er es liebevoll auf, legt es in ein Gefäß und spricht zu ihm: Hier werden nach Wunsch übriggebliebene Reiskörner und übriggebliebene Bohnen und übriggebliebene Erbsen ausgeteilt. Nehme sich jeder, was er nur will!"

Trotz dieser grundsätzlichen Gleichstellung des Menschen- und Tierlebens hat sich der Buddha aber nicht verleiten lassen, allen Fleischgenuß schlechthin zu verbieten; sondern eben weil es ihm auf den Schutz des Lebens ankam, war totes Fleisch für ihn eine ebenso gleichgültige Sache, wie jeder andere zur Nahrung geeignete Stoff. Seine Jünger

mögen es deshalb ruhig genießen, wenn sie nur sicher sind, daß das Leben des Tieres nicht ihretwegen geraubt wurde, daß sie also an dessen Tode unschuldig sind:

„Was lebt, verletzen, schlagen, schlachten, kerkern ein,
Diebstahl und Lüge, Hinterlist und Heimlichkeit,
Geheim erspäh'n, erbuhlen anderer Gattin Gunst,
Das wird geheißen ruchlos, nicht doch Fleischgenuß."

Diese unerhörten Grundsätze über Tierliebe haben überall Wurzel gefaßt, wo der Buddhismus nur immer Boden gewann. Insbesondere wußte ihnen der große buddhistische König Asoka im 3. Jahrhundert vor Christus in seinem gewaltigen Reiche — es reichte von der afghanischen Grenze bis nach Ceylon — Geltung zu verschaffen; und noch anderthalb Jahrtausende nach ihm konnte ein König von Ceylon, der mächtige Kirti Nissânkas auf seiner Inschrift am östlichen Tore des Ruanwäli Dâgoba zu Anurâdhapura, unter anderm Großen und Herrlichen, verkünden, er habe so für Sicherheit gesorgt, daß zehn Meilen in der Runde seiner Hauptstadt kein Wesen getötet werden dürfe. Wie bereits gesagt, bilden diese Grundsätze heute noch auch im nichtmohammedanischen Indien, obwohl in diesem der Buddhismus durch eine brahmanische Reaktion um 1000 n. Chr. wieder ausgerottet wurde, in der Form der Ahimsâ, der „Unverletzlichkeit" alles Lebens, die Grundnorm alles moralischen Handelns. Auch heute gilt dort noch das Buddhawort als Leitstern:

„Wer unabläßig Tag und Nacht — Das Herz an der Ahimsâ labt — Der will den Wesen allen wohl — Mit keinem er in Feindschaft lebt."

Jedes Gebot setzt einen Gesetzgeber und eine Strafdrohung für den Fall seiner Verletzung voraus. Dieser Gesetzgeber ist im Christentum ein persönlicher Gott. Der Buddhismus kennt einen solchen nicht. Gleichwohl kennt auch er einen Gesetzgeber und eine Strafdrohung desselben für den Fall der Übertretung der von ihm aufgestellten Gebote. Dieser Gesetzgeber ist die Wirklichkeit und deren Strafdrohung im wesentlichen die gleiche wie die des Alten Testamentes:

„Schade um Schade, Auge um Auge, Zahn um Zahn; wie er einen verletzt hat, so soll man ihm wieder tun" (3. Mose 24, 20).

Der Buddha lehrt nämlich als Wirklichkeit die Wiedergeburt und lehrt weiter, daß diese sich nach dem Karmagesetze als dem höchsten und universellsten Naturgesetze vollziehe. Dessen Inhalt — Karma heißt Wirken, das Karmagesetz ist also das Gesetz, dem alles Wirken untersteht — ist: Was ein Wesen in seinem gegenwärtigen Leben sät, das wird es in seiner künftigen Wiedergeburt ernten. Es ist also das Kausalitätsgesetz, übertragen auf den Bereich des moralischen Handelns. Den materiellen Gehalt dieses Karmagesetzes hat der Buddha in seinen fünf Sittengeboten zusammengefaßt, deren erstes eben das Gebot ist, kein lebendes Wesen zu töten. Wer gegen diese Gebote verstößt, der versündigt sich gegen die ewige Weltordnung und hat die Folgen mit derselben naturgesetzlichen Notwendigkeit über sich ergehen zu lassen, wie etwa, wer Gift trinkt, dem Tode verfallen ist. Diese Folgen sind hinsichtlich der Mißachtung fremden Lebens die folgenden:

„Da bringt ein Weib oder ein Mann Lebendiges um, ist grausam und blutgierig, an Mord und Totschlag — (vor allem an Tiermord) — gewohnt: da läßt ihn solches Wirken, also vollzogen, bei der Auflösung des Körpers, nach dem Tode abwärts geraten, auf schlechte Fährte, zur Tiefe hinab, in höllische Welt (oder, wie es anderwärts heißt, in die Tierwelt). Wenn er aber nicht dahin gelangt und abermals Menschentum erreicht, wird er, wo er da neu geboren wird, kurzlebig sein. — Da hat wieder ein Weib oder ein Mann das Töten verworfen, vom Töten hält er sich fern. Ohne Stock, ohne Schwert, fühlsam, voll Teilnahme, hegt er zu allen lebenden Wesen Liebe und Mitleid. Da läßt ihn solches Wirken, also vollzogen, bei der Auflösung des Körpers, nach dem Tode auf gute Fährte gelangen, in himmlische Welt; oder wenn er nicht dahin gelangt und wieder Menschentum erreicht, so wird er, wo er da neu geboren wird, langlebig sein" (Mittl. Samml., 135. Rede).

Es wird verständlich sein, daß ein solcher Gesetzgeber und ein solches Gesetz, wo sie anerkannt werden, unbegrenzte Autorität genießen, um so mehr, als hiernach die Tiere als gesunkene ehemalige Menschen, also auch im engeren Sinn als unsere Nächsten erscheinen:

„Wie ich, so sie; wie sie, so ich — Drum schau auf dich und töte nicht — Noch lass' durch andre töten!" (Suttanipâta).

Andererseits ist gerade die Tatsache, daß die Lehre von diesem Gesetzgeber und diesem Gesetze Millionen und Abermillionen Menschen, trotz ihrer gegenteiligen Triebe, zur Heilighaltung alles Lebens bestimmt hat und immer wieder neu bestimmt, ein hinreichender Beweis für die Wahrheit der Worte Schopenhauers, daß die Lehre von der Wiedergeburt jedem, der zum ersten Male von ihr hört, ohne weiteres einleuchtet, wenn nicht der Kopf, in früher Jugend durch falsche Grundansichten verschroben, ihr mit abergläubischer Furcht schon von weitem aus dem Wege geht. Das hat ja auch der so durchaus empirische Hume in seiner skeptischen Abhandlung über die Unsterblichkeit durch die Worte bestätigt, die Lehre von der Wiedergeburt sei das einzige System dieser Art, auf welches die Philosophie hören könne. Übrigens hat der Buddha die Unzerstörbarkeit unseres jenseits unserer gesamten Persönlichkeit liegenden Wesens durch den Tod und seine Fähigkeit, sich in jeder Daseinsform, also insbesondere auch als Tier, wiederzuverkörpern, als einziger, so weit der Blick reicht, auch der grübelnden Vernunft durchsichtig gemacht, was in den Werken des Verfassers, insbesondere in seinem jüngsten: „Buddha und Christus" (Neuer Geist-Verlag, Leipzig) nachgelesen werden mag. Was aber besonders das die Art der Wiedergeburt regelnde Karmagesetz betrifft, so ist sein Grundgedanke, daß jede Tat, ob gut oder böse, für den Täter zu einer ihr genau entsprechenden „Reife" führen muß, wie der Buddha sagt, so sehr im Bewußtsein jedes noch nicht ganz verdorbenen Menschen verankert, daß man insoweit geradezu von einem moralischen Instinkt sprechen kann. Auch hierüber geben die Werke des Verfassers näheren Aufschluß.

Freilich ist diese arische Weltanschauung von der grundsätzlichen Gleichwertigkeit alles Lebens von der semitischen so weit entfernt wie am Ozean das andere Ufer, oder wie der Aufgang der Sonne vom Untergange. Aber das beweist nur, daß wir eben so weit von unserer harmonischen Einordnung in das Lebensgesetz des Kosmos, wie es in Wahrheit ist, entfernt sind. Gerade deshalb sind wir ja auch zu besonders unheilvollen Lebensbedingungen verurteilt gemäß den Worten des Suttanipâta:

„Der Seuchen gab es drei zuvor: — Begierde, Hunger, Greisentum. — Seit nun das Vieh geschlachtet ward — Entstanden achtundneunzig neu."

Würde aber Tierliebe gepflegt, würde sie unbegrenzt gepflegt, so würden die Menschen nicht nur auch untereinander gütig sein, sondern die auf die Tiere übergreifende Güte würde auch in deren unergründlichem Wesen — auch aus ihren Augen strahlt der Urgrund der Welt — dankbare Zuneigung auslösen. Und so könnte allgemein werden, was der Buddha für sich erfuhr:

„Auf der Bergeshalde weilend, zog ich Löwen und Tiger durch die Kraft der Güte zu mir. Von Löwen und Tigern, von Panthern, Bären und Büffeln, von Antilopen, Hirschen und Ebern umgeben, weile ich im Walde. Kein Wesen erschrickt vor mir und auch ich fürchte mich vor keinem Wesen. Die Kraft der Güte ist mein Halt. So weile ich auf der Bergeshalde."

Selbst die nach dem Alten Testament von Jahwe zur Schlange gesprochenen Worte: „Und ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe und zwischen deinem Samen und ihrem Samen" könnten außer Wirksamkeit gesetzt werden:

„Einst weilte der Erhabene (der Buddha) im Siegerwalde bei Sâvatthi. Damals war ein Mönch an einem Schlangenbiß gestorben, und die Mönche berichteten es dem Erhabenen. Der aber sprach: Sicherlich, Mönche, hatte jener Mönch die Schlangen nicht mit gütigem Geiste durchstrahlt. Hätte er sie mit gütigem Geiste durchstrahlt, so wäre er nicht von der Schlange gebissen worden und nicht gestorben."

Die Güte vermag eben das Unmögliche. Sie vermöchte nicht nur die soziale Frage, dieses Schreckgespenst, das heutzutage riesengroß gegen den Himmel wächst, zu beantworten, sondern auch den Frieden mit der Tierwelt herzustellen.

Das Tier in Japan

Von Ernst Curjel in München

Der berühmte Dichter Bashō machte mit einem seiner Schüler einen Spaziergang. Eine rote Libelle flog vorüber. „Wenn man einer Libelle die Flügel ausrisse", improvisierte der Schüler, „so wäre es eine rote Pfefferschote". „Pfui," sagte der Meister, ‚du solltest sagen: Wenn man einer roten Pfefferschote Flügel anheften könnte, so wäre es eine Libelle." Diese von Japanern gern angeführte Anekdote aus dem 17. Jahrhundert kennzeichnet die Verschiedenheit der Gesinnung im japanischen Volke gegenüber der Tierwelt. Dort vollständige Gleichgültigkeit gegen die Grausamkeit, welche die Verwirklichung des Gedankens bedeuten würde, hier ästhetische und ethische Umgestaltung der Idee. Viel Liebe, ein wenig Furcht, ein wenig Bosheit, Unwissenheit und Eigennutz bestimmen wohl in der Hauptsache das Verhältnis des Japaners zum Tier.

Die Liebe wird gestärkt durch die Lehre Buddhas und durch den stark entwickelten ästhetischen Sinn des Volkes. „Du sollst nicht töten" ist das Gebot Buddhas, das sich auf Mensch wie Tier bezieht und das trotz aller Neuerungen unserer Zeit die ganze Lebensweise im Lande der aufgehenden Sonne beherrscht. Wenngleich sich kein Japaner, ein buddhistischer Priester vielleicht ausgenommen, heute Gewissensbisse über den Genuß von Fleisch machen würde, so ist dieser im Volk doch selten. Von animalischen Nahrungsmitteln kommt nur Fisch in Betracht. Man trinkt auch wenig Milch und ißt wenig Eier.

Die Lehre von der Seelenwanderung trägt dazu bei, den japanischen Menschen dem Tiere nahezubringen. Man sieht bisweilen in ländlichen Tempeln aus Stroh gefertigte kleine Modelle von Pferden. Bauern bringen sie nach dem Verlust eines Pferdes, das viele Jahre in treuer Arbeit gedient hat, als Opfergabe dar, mit dem Gebet, daß dieses treue Tier in seiner nächsten Reinkarnation ein höheres Wesen, ein Mensch, werden möge. In der japanischen Mythologie ist Batō-Kwannon, die pferdeköpfige Kwannon, die Schutzgöttin des Pferdes; in vielen Dörfern, auch in der Nähe moderner Rennbahnen, sieht man der Batō-Kwannon errichtete Votivsteine. Mit dem armen Bauern tragen das Pferd und der Ochse dasselbe Schicksal mühevoller Arbeit und magerer Kost, und ich glaube fast, daß diese Schicksalsgemeinschaft der Grund ist, warum in der verhältnismäßig kleinen Liste der Zuchttiere des Japaners diese beiden seinem Herzen am nächsten stehen. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß in den modernen Gestüten, Rennställen usw. die Pflege und Behandlung der Tiere ganz nach europäischem Muster geschieht.

Sonderbar muß es uns erscheinen, daß der Hund, den wir als unsern besten Freund betrachten, in Japan eine unbedeutende Rolle spielt, sowohl im täglichen Leben wie in den Künsten. Das ist in der Hauptsache darauf zurückzuführen, daß das japanische Wohnhaus mit seinen sauberen Matten und papiernen Fenstern keine Hausgenossen mit schmutzigen Pfoten und unbändigen Manieren brauchen kann.

Böse Menschen können nach der Lehre der Reinkarnation in ihrem künftigen Leben auch ein Tier werden, oft nur ein plagendes Insekt u. dgl. Ob dieser Glaube irgendeinen Einfluß auf die Behandlung der Tiere hat, entzieht sich meiner Beurteilung, wenn auch Mütter ihre Kinder, die eine Grille oder einen Frosch quälen, warnen, sie würden selbst als ein solches Tier wieder auf die Welt kommen und von bösen Buben geplagt werden.

Neben dem Buddhismus ist es der hohe ästhetische Sinn, der uns das enge Verhältnis der Japaner zur Tierwelt erklärt. Bei keinem andern Volk finden wir eine so liebevolle Beobachtung der Tiere wie sie uns auf japanischen Bildern, in Schnitzereien, in Bronzen usw. entgegentritt. Mit welcher Lust werden die Farben der Vögel wiedergegeben, mit welchem Schwung ist jede charakteristische Bewegung festgehalten, wie zärtlich ist auf jede kleinste Einzelheit eingegangen! Es gibt keine Stilleben mit Tierleichen; alles ist Leben.

Alter Volksglaube verleiht vielen Tieren übernatürliche spukhafte Kräfte oder mißt ihnen sonst eine Bedeutung bei, die bei dem ungebildeten Volk abergläubische Furcht hervorruft. So ist dem Fuchs gar nicht zu trauen; er verwandelt sich in ein schönes Mädchen, das die jungen Männer auf Abwege bringt, oder spielt sonst einen Schabernack; wenn eine Katze einen langen Schwanz hat wie bei uns (denn in der Regel haben die japanischen Katzen nur rudimentäre Schwanzansätze), so ist sie eine verwandelte Hexe usw. — Diese und ähnliche Märchen werden immerhin soweit geglaubt, daß z. B. kein Bauer einem Fuchs, der seine Hühner stiehlt, eine Falle stellen würde.

Abgesehen von Fällen vorsätzlicher Grausamkeit gegen Tiere, der wir in Japan nicht mehr und nicht weniger begegnen als bei uns, ist es zweifellos in der Hauptsache Unwissenheit und Gedankenlosigkeit, die die Veranlassung geben, manchem armen Tier ein qualvolles Dasein zu bereiten. Es ist das Verdienst der in Yokohama ansässigen Ausländer gewesen, durch Gründung eines Tierschutzvereins hierin Wandlung geschaffen zu haben, und es muß dankbar anerkannt werden, daß die japanischen Behörden diese Bestrebungen von Anfang an so einsichtsvoll und tatkräftig unterstützten, daß die Tätigkeit des Vereins sich bald überaus segensreich gestalten konnte, Gründungen ähnlicher Vereine in mehreren andern Städten veranlaßte und die Bevölkerung, besonders die Schuljugend, zu bereitwilliger Mitarbeit anregte. Die Arbeit, die ich selbst während mehrerer Jahre im Interesse unserer vierbeinigen Freunde tat, gehört zu den schönsten Erinnerungen aus den langen Jahren, die ich in Japan verbrachte. Die Saat ist aufgegangen in einem Boden, der von der natürlichen Liebe zum Mitgeschöpf und von den Grundsätzen buddhistischer Ethik genährt war; die Pflanze ist kräftig und verspricht, reiche Frucht zu zeitigen.

Wenn ich mit aller Bescheidenheit hier Europäern und Amerikanern Verdienste zuschreibe, so ist es leider auch meine Pflicht, dem Okzident die Schuld für das große Morden aufzubürden, das aus Eigennutz, aus reiner Geldgier, in Japan an wilden Tieren, an Vögeln jeder Art verübt wurde. Der Westen verlangte Pelze, Felle, Vogelbälge usw., und sofort begann die Vernichtung nicht nur von kleinem Raubzeug, sondern auch von Damwild, Affen, Vögeln usw. Ersteres ist schon seit 30 Jahren fast ausgerottet, und der Zerstörung von Vögeln wurde erst Einhalt getan, als die amerikanische Regierung die Einfuhr von Bälgen wildlebender Vögel verbot. Seitdem sind sie ja auch in Europa aus der Mode gekommen — hoffentlich für immer. Aber „business is business". Geld ist der mächtige Zauberer; er läßt die Furcht vor Füchsen, die Ehrfurcht vor Schildkröten und anderen Tieren verschwinden, und seine Vernichtungsmethoden kennen keine Rücksicht auf die Leiden seiner Opfer. Daß andererseits eben diese rein materiellen Beweggründe auch dazu beitragen, die Behandlung von Zuchttieren zu verbessern, liegt auf der Hand. Das Arbeitspferd, der Arbeitsochse des Bauern oder Fuhrmannes aber hat keinen Anteil an diesen Segnungen moderner Zivilisation. Die Armut ihrer Herren ist zu groß, um ihr Los wesentlich zu bessern, aber das Verhältnis zwischen Mensch und Tier ist hier naturgemäß enger. Wiederholt sind einfache Menschen zu mir gekommen, um Rat und Behandlung für ein krankes oder verletztes Tier zu erbitten; ihre Dankbarkeit war aufrichtig, wenn Hilfe geleistet werden konnte, und ich habe immer gefühlt, daß hierin mehr als in irgendwelchen poetischen oder künstlerischen Beweisen das enge Verhältnis des japanischen Volkes zu seiner Tierwelt zum Ausdruck kommt. Zu seiner eigenen Tierwelt! Denn noch scheint es fremden Tieren fremd und ohne liebevolles Verständnis gegenüberzustehen. Zoologische Gärten und wandernde Menagerien in Japan lassen manches zu wünschen übrig, wenngleich auch hier die Zustände schon besser sind als früher. Wir haben aber in so vielen Dingen einen großen Vorsprung vor Japan gehabt, den es mit Riesenschritten einholte, daß wir annehmen dürfen, daß auch hier der angeborene humane Sinn der Nation bald dahin wirken wird, auch den in Gefangenschaft lebenden Tieren aus fremden Zonen ein wenig von der verständnisvollen Güte zuteil werden zu lassen, die sie in so reichem Maße auf die Tiere ihres heimatlichen Bodens ausschüttet.

Die Tiere im christlichen Staat

Schopenhauer sagt, das Christentum habe die Tiere vergessen.

Wir halten das für einen Irrtum, weil das Christentum die Gesinnung vorschreibt, aus der sich alles andere ergibt.

Über die Gesinnung, die es vorschreibt, kann aber kein Zweifel bestehen.

Welche Greuel sind nicht unter dem Namen des Christentums vollbracht worden! Hat man nicht im Namen des Christentums Hunderttausende von Frauen als Hexen gefoltert und verbrannt? Und wer glaubte, daß der Heiland auf der Seite der sadistischen Folterknechte war?

In Spanien glaubt man dagegen heute noch, daß er auf der Seite eines Stierkampfes ist, der zu Ehren der Jungfrau Maria die Todesqualen von Tieren zur Volksbelustigung macht.

Der Sklavenhalter, der seine Sklaven zunächst einmal jeden Morgen auspeitschen ließ, ohne daß sie etwas getan hatten, hat für sein Recht dieselben Gründe geltend gemacht, die heute auf die Tiere angewendet werden: „Dazu sind die Schwarzen da, mit einem Sklaven, der mir gehört, kann ich machen, was ich will, ich habe ihn bezahlt." Auch Gründe der Religion hat man angeführt. Ein Abgeordneter im Nordamerikanischen Parlament sagte, die Sklaverei sei durch die Religion geheiligt, denn auch die Erzväter Abraham und Jakob hätten Sklaven gehalten.

Der nicht innerliche Mensch wird in der Religion immer ein häusliches Unterkommen für seine Neigungen finden.

Es ist, wie wenn jedes Zeitalter auf die Probe gestellt würde, ob es den Geist des Christentums verstehe, indem die gemeine Meinung sich an Buchstaben hält. Es war nicht ausdrücklich verboten, das Kind von der Mutter Brust weg zu verkaufen und den Vater, der es verhindern wollte, auszupeitschen. Es ist nicht ausdrücklich verboten, durch gefolterte Stiere alten Pferden den Bauch aufreißen zu lassen.

Durch Jahrhunderte hindurch hat der Mensch die Kunst ausgebildet, wie man Menschen am längsten martern kann, ohne daß sie sterben. Daß der gekreuzigte Christus schon nach einigen Stunden gestorben ist, wunderte Pilatus (Markus, 15, 44). Im allgemeinen blieben die Gekreuzigten scheint's lange am Leben. Man konnte ihnen, wie Maximus dem heiligen Dulas, das Fleisch zerhacken lassen, so daß die Eingeweide heraushingen, die Wangen von den Knochen loslösen, das Kinn auseinanderreißen und sie dann doch noch lebend vom Holz herabnehmen. Die Folterung war eine Kunst mit zahlreichen Künstlern und Werkzeugen und einer großen Literatur.

Die gesetzliche Anwendung der Folter liegt nicht so weit zurück, wie man gern annimmt. Sie reicht bis ins 19. Jahrhundert.

Und wie verhielten sich die unbeteiligten Menschen dazu? In einem Rathaus wurde uns ein Guckloch gezeigt, durch das die Neugierigen die Hexen verspotten konnten — so sagte die herumführende Tochter des Pförtners — „schon ehe sie gefoltert wurden".

Man darf nicht annehmen, daß die Mehrzahl der Menschen gefühllos war gegenüber diesen Greueln. Aber sie wagten nicht, das Gefühl zu zeigen. So wie jetzt gegenüber den Tieren.

Baschwitz hat in seinem grundlegenden Werk über den Massenwahn gezeigt, warum: wenn der Unbeteiligte sich eingestanden hätte, daß die Hexen unschuldig leidende, fühlende Wesen sind, so wäre es unerträglich gewesen, den Wahn tatenlos gewähren zu lassen; deshalb mußte man sich einreden, sie seien schuldig oder sie fühlten nichts. Um nichts tun zu müssen, hat sich die Menschheit, bis der Jesuit Friedrich von Spee und andere große Menschen dagegen aufgetreten sind, eingeredet, der Hexenwahn, dem in jenen Jahrhunderten mehr Menschen zum Opfer gefallen sein sollen als den Kriegen, sei nicht so schlimm. Spee aber wagte zu schreiben (in seinem Güldenen Tugendbuch): „Gar viel werden un-

schuldig gefoltert, gepeiniget, gereckt, gegeißlet, geschraubet und mit neuer grausamen, unmenschlichen Marter übernommen; müssen für unleidlicher Größe der Pein auf sich oder andere bekennen, das sie nie gedacht haben: und wenn sie schon tausendmal vor Gott ganz unschuldig seind, will mans ihnen doch nicht glauben."

So hat sich die Menschheit einige Jahrtausende mit der Sklaverei abgefunden. Und ein so bedeutender Geist wie Aristoteles hat gemeint, daß die Sklaven Wesen anderer Art seien, von Freien fast so verschieden wie eine Tierart von einer anderen (vgl. Politik I, 4).

Nicht nur bei den Griechen und Römern, auch bei den alten Deutschen lebte ein großer Teil in Sklaverei, und zwar waren die Sklaven teils von Geburt Leibeigene, teils Kriegsgefangene. Ihr Leben galt für nichts, wenn es dem Herrn beliebte, darüber zu verfügen; wegen der geringsten Vergehen bestrafte man sie mit dem Tod, während ein Freier, der einen fremden Knecht umbrachte, eine kleine Geldbuße an den Besitzer zu zahlen hatte (vgl. Kaalund in Pauls Grundriß der Germanischen Philologie II, 2, S. 225 f.).

Man kann aber wohl sagen, daß alle Greuel einer früheren Zeit verschwinden gegenüber den in der neueren Zeit durch die Negersklaverei verübten. Einer im Jahre 1840 erschienenen Darstellung (Buxton, The African Slave Trade and its remedy, p. 194 ff.) entnehmen wir, daß damals in Afrika bei den Sklavenjagden jährlich etwa 500000 Menschen erbeutet wurden, davon etwa 100000 durch mohammedanische Sklavenjäger, 400000 durch christliche. Von diesen 500000 Negern kamen etwa 330000 bei den Sklavenjagden, bei der Gefangenenhaltung und bei der Überfahrt elendiglich um.

Durch Jahrhunderte war es Sitte, Ungezählte lebendig in feuchten Burgverließen vermodern zu lassen, schmachteten ungezählte Galeerensklaven lebenslang an das Schiff angeschmiedet, ohne daß die Menschheit deshalb weniger vergnügt gelebt hätte.

Man darf sich vorstellen, daß die Mehrzahl derer, die im Grund ihres Herzens erschauerten, wenn davon gesprochen wurde, daß Menschen lebendig geröstet werden, mit ihrem Mund lächelten, um nicht als schwach oder als verrückt zu erscheinen; so wie jetzt, wenn eine warm fühlende Frau sich dagegen empört, daß Krebse lebendig gesotten werden[1]), die Zuhörer im Herzen miterschauern und mit dem Mund lächeln, weil sie sich fürchten, lächerlich zu werden. „Der Schwächling ist immer bereit, sogar seine Tugenden zu verleugnen, wenn sie Anstoß erregen sollten", sagt Marie von Ebner-Eschenbach.

Mitleid mit den Tieren gilt vielfach als Schwäche, Roheit als Gesundheit. Das ist der stärkste und gefährlichste Ausdruck des Entlastungsbedürfnisses: derjenige, der über ein Verbrechen sich aufregt, gilt als minderwertig. Gewiß haben diejenigen, die bei der Verspottung der zu Folternden sich nicht beteiligten, sich großenteils nicht getraut zu sagen, daß die zu Folternden ihnen leid taten; sie hätten sonst als Schwächlinge, wenn nicht als Schlimmeres gegolten. Sicherlich hat es Menschen der Gesellschaft gegeben, denen die zu verbrennenden Ketzer leid taten, sie werden sich aber so verhalten haben wie heute vornehme Spanier, denen die Stiere und Pferde leid tun, die aber, um nicht als verrückt oder weichlich zu erscheinen, unter einem Vorwand den Stierkämpfen fernbleiben.

Daß Spanferkel „bekanntlich besser schmecken, wenn man sie mit Rutenstreichen tötet", ist zu lesen bei dem zarten und tierfreundlichen Jean Paul in einer Anmerkung zu Schulmeisterlein Wuz. Wir haben in einem Bahnhof des gegen Menschen und besonders auch gegen Kinder so freundlichen Spanien eine Frau sitzen sehen mit Hasen, denen die Knochen gebrochen waren, um sie an den Hinterfüßen zusammengebunden bequemer transportieren zu können. Man hätte sie für tot halten können, wenn nicht der kleine Junge der Frau sie von Zeit zu Zeit mit seinen genagelten Stiefeln getreten hätte. Wir haben nie einen verzweifelteren Ausdruck gesehen als in den Augen dieser Hasen.

[1]) Die Ansicht des verehrten John Galsworthy in seinem Einleitungsaufsatz, die Schaltiere litten nicht, wenn man sie im kalten Wasser zusetze, halten wir für einen schrecklichen Irrtum. Das Tier verhält sich in kaltem Wasser zunächst ruhig, leidet dann aber sicher fürchterlichste Qualen — außerdem reißt man Krebsen den Darm heraus, bevor man sie lebend siedet.

Gibt es noch ein so grausames Geschöpf wie den Menschen? Man kann die ganze Grausamkeit des Menschen ermessen, wenn ein Pferd, das mit seinem jammervoll verstümmelten Schweif sich der Fliegen nicht erwehren kann, zusammenzuckt und wegen dieses Zusammenzuckens jedesmal einen Peitschenhieb bekommt. Hier wird von dem Tier, dem nach landläufiger Meinung der dem Menschen vorbehaltene freie Wille fehlt, etwas verlangt, das auch der Mensch nicht leisten kann: Unterlassung von Reflexbewegungen.

Daß die neuere Zeit fühlender geworden sei, möchten wir nicht ohne Einschränkung zugeben.

Denn einmal ist sie nervenschwacher geworden und sorgt besser dafür, daß Blutiges und Grausames sich an abgelegenen Stellen abspiele. Das drückt sich aus in dem „öffentlich oder in Ärgernis erregender Weise" des §360 Z. 13 des Strafgesetzbuches für das Deutsche Reich.

Man wundert sich, daß die Künstler früherer Zeit schaffen konnten, während vor ihren Fenstern nackte Strafgefangene, von Peitschenhieben getrieben, Schiffe den Fluß hinaufzogen. Man wundert sich nicht, wenn ein Zeitgenosse schaffen kann, während am Bauplatz nebenan arme alte Pferde über die Augen geschlagen werden. Fast die ganze fleischfressende Menschheit ist in der Lage der Zeitgenossen von Inquisition und Folter, insofern sie nie in ein Schlachthaus geht und sich einbildet, daß das nicht da ist, woran sie nicht denkt.

Dann ist die neuere Zeit unwahrer geworden. Sie übergießt alles, was sie tut, mit dem Selbstlob ihrer Menschlichkeit (ein etwas zweideutiges Lob, wenn man die Geschichte der Menschheit kennt).

Die Frage ist, wie sie sich da benimmt, wo die Selbstsucht keine Rolle spielt.

Nachdem die Sklaverei, die scharfe Scheidung der Menschen in Wesen verschiedener Art, aufgehoben ist, weiß keiner, wie ihn eine unter Menschen gestattete Grausamkeit selbst treffen würde. Der Prüfstein für die Ethik jedes Bekenntnisses und jeder philosophischen Richtung ist, wie sie sich da verhält, wo die Selbstsucht ausscheidet.

Man hört oft: so lange es so viel leidende Menschen gäbe, dürfe man nichts für die Tiere tun.

Man sehe sich solche Menschenschützer an. Meistens sind es solche, deren Menschenschutz auch etwas eingeschränkt ist, nämlich auf die eigene werte Person.

Auf der anderen Seite sind vielfach die großen Menschenfreunde zugleich die großen Tierfreunde. Von dem großen Mann, der in Bayern am meisten für die ärmsten Menschen getan hat, Ringeisen (vgl. den Aufsatz von Georg Heim in diesem Heft), erzählt sein Biograph, Franz X. Kerer (1927):

(S. 176) „Ringeisen schreibt: ‚Auch die Tiere sollen es bei uns gut haben, weil sie ja keinen Himmel zu erwarten haben und auch auf Erden nur das Gute haben, das wir ihnen erweisen. Das Tier hat seinen Himmel im Futtertroge.'

‚Die Schwestern können in den Himmel, die Tiere nicht, diesen muß man soweit möglich den Himmel auf Erden geben', befiehlt Ringeisen. ‚Den Tieren müssen die Schwestern und Pfleglinge ihre Beschwerden erleichtern. Es ist eine Schmach für den Menschen' — sagt Ringeisen — ‚wenn er das Vieh quält, das mit ihm die Arbeit teilt, dann den Menschen mit seinem Fleische nährt und ihm mit seiner Haut auch noch dient.'"

(Seite 178): „Eine Jungfrau warf eine Katze, die ihr etwas Wurst weggenommen hatte, rauh aus dem Stalle. Diese Jungfrau wurde sofort entlassen, obwohl sie vor der Einkleidung stand."

Der einzige Mensch, den wir, als arme Menschen bei bitterer Kälte in Berlin nachts im Freien erfroren waren, tief erschüttert fanden, ja in Tränen, war der große Tierschützer Hans Beringer, der Begründer der deutschen Lehrer-Tierschutz-Stiftung.

Die Frau unseres ersten Herausgebers, die als junges Mädchen die Mittel zum Bau des ersten Obdachlosen-Asyls in München gegeben hat, war eine der größten Tierfreundinnen, die wir kennengelernt haben.

Und niemand hat wohl zu jener Zeit Schöneres über die Tiere gesagt als Friedrich von Spee, der Bekämpfer des Hexenwahns.

Die Verallgemeinerung ist natürlich nicht möglich. Man kann nicht sagen, wenn einer tierlieb ist, sei er schon deshalb ein Christ.

Alban Stolz hat es in seiner Legende unterm 17. November beim hl. Hugo richtig gesagt: „Es ist gewissermaßen die Barmherzigkeit gegen das Tier selbst ein Zeichen des wahren Christentums. Es gibt zwar Leute, welche Hunde, Katzen oder Vögel sehr lieb haben, ohne daß sie gute Christen sind, aber auf keinen Fall ist der ein guter Christ, der ein Tier grausam oder hart behandelt; jeder wahre Christ wird nicht nur davor sich hüten, sondern selbst jedes unnötige Leid dem Tiere ersparen."

Im Alten Testament gibt es nicht nur die bekannte Stelle: „Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes", über deren Unzulänglichkeit sich Schopenhauer entrüstet (Gespräch mit Hebler), sondern nach einer jüdischen Auffassung ist es grundsätzlich gegen das Töten von Tieren, das nur unter besonderen Bedingungen erlaubt ist.

Aus dem Orient erzählte dereinst Wilhelm Hertz unserer Mitarbeiterin Helene Raff folgende Legende: „Ich träumte, ich sei im Himmel. Da kam ein Fuß herein. Auf Befragen erklärte mir der Engel: Der Mann, dem dieser Fuß gehört hat, war bös in allen Dingen und ist deshalb jetzt in der Hölle. Mit diesem Fuß aber hat er einmal einem durstigen Kamel den Wasserkübel näher geschoben."

Durch seine Einbildung, sagt Montaigne (Apologie des Raymund von Sabunde), setzt sich der Mensch Gott gleich und trennt sich von seinen Kollegen und Gefährten, den Tieren, denen er Fähigkeiten zuteilt, so wie es ihm paßt. Wir verstehen sie so wenig wie sie uns, wobei offen bleibt, an wem das liegt.

Auf die künstlerischen Genien trifft das kaum zu. Dostojewskij (Memoiren aus einem Totenhaus II, 6) hätte Haustiere in das sibirische Gefängnis gewünscht: „Was hätte den rohen, tierischen Charakter der Sträflinge mehr erweichen und veredeln können als eine solche Unterhaltung?" Goethe scheut sich nicht, wie ihm Eckermann (29. Mai 1831) erzählt, daß eine Grasmücke, um ihre Jungen zu füttern, von draußen in sein Zimmer zurückkehre, darin „die ewige Liebe" zu erblicken. Und hier wollen wir Kant anführen, der (Wasianski, Immanuel Kant in seinen letzten Lebensjahren) „mit innigem Entzücken erzählte: wie er einst eine Schwalbe in seinen Händen gehabt, ihr ins Auge gesehen habe und wie ihm dabei so gewesen wäre, als hätte er in den Himmel gesehen." Hölderlin (an seinen Bruder, 11. Februar 1796) hat sich über den Hund Fripon in Stunden gefreut, in denen er über die Menschen trauerte: „Es ist ein herzlich tröstend Gefühl, die Verwandtschaft in der wir stehen mit der weiten frohen Natur zu ahnden und so viel möglich, zu verstehen." Nicht anders empfanden Hebbel und Mörike, Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer. Mozart (Jahn, Mozart, 3. A. S. 371) erkundigt sich von seinen Reisen aus nach dem Kanarienvogel und dem Hund Bimperl, dem er Grüße und Busserln schickt. Und Wagner, in dessen Leben und Schaffen (vgl. den Aufsatz seines Gefährten Hans von Wolzogen in diesem Heft) die Tiere eine so große Rolle spielten, hat den auf seiner Seele lastenden Druck ausgesprochen in dem Offenen Schreiben an Herrn Ernst von Weber (letzter Band der Gesammelten Schriften und Dichtungen).

Aber das Fühlen der künstlerischen Genien, ihre flehend für die Tiere erhobene Hand, ist gleichgültig. Auch die Genien siedet man und ißt sie.

Daß der Materialismus des 19. Jahrhunderts aus dem Herzen kam und nicht aus dem Verstand, beweist sich aus seiner Gefühllosigkeit gegen die Tiere. Wenn die Seele eine Funktion des Körpers, Lust das Ziel des Lebens ist, wenn alle Naturformen Übergänge sind, wenn der Mensch von Tieren abstammt, woher der Unterschied in der Ethik? Warum gilt sie nur für Menschen? Für diese Geistesrichtung dürfte die Ethik überhaupt keinen Unterschied zwischen Mensch und Tier machen.

Es läßt sich auf hunderterlei Arten beweisen, daß die Geschichte des Menschengeschlechts das Allerwichtigste ist, was es auf der Welt gibt, daß das Leben und Sterben der Tiere verhältnismäßig gleichgültig ist, daß die übrigen Welten vermutlich unbeachtlich sind — das Wesentliche bleibt doch die alles beherrschende Selbstsucht. Wenn die Igel Hochschulen hätten und die Geschichte der Igel mit gutbesoldeten Lehraufträgen bedacht wäre, würde es gewiß junge Leute geben, die mit aufrichtiger Überzeugung diesen Zweig der Historie für besonders wichtig hielten. Der wirkliche Grund, weswegen wir die irrtümlich Weltgeschichte genannte Menschheitsgeschichte für so wichtig halten, ist, daß wir Menschen sind. Uns ist es nicht so wichtig, wie die Tiere behandelt werden, weil wir Menschen sind. Die in Schweine verwandelten Genossen des Odysseus haben gewiß die gute Behandlung von Schweinen für wichtiger gehalten als die von Menschen. Eine Ethik, die nur die Spezies des Ethikers berücksichtigt, wird leicht zur Versicherungsgesellschaft.

Die Gefahr des Tieres in diesem geschminkten Zeitalter ist weniger die öffentliche Mißhandlung als die geheime, die Beseitigung der Mißhandlungen aus dem Gesichtskreis der empfindlichen Zeitgenossen, Tierschutz als Nervenschutz für Menschen. Man glaube nicht, daß die, die diesen Dingen aus dem Weg gehen, deshalb mehr Gefühl hätten als alle, die den schweren Metzgerberuf ausüben. Wir haben sehr menschliche unter ihnen gefunden. Eine Zuschrift der Kölner Ochsenmetzgerinnung (S. M., September 1911), die nur aus Menschlichkeitsgründen Kritik an Einrichtungen unseres Schlachthauses übte, könnte Dr. Rudolf Einhauser mit angeregt haben, den schweren Kampf für die Betäubung aller Schlachttiere zu führen.

Die Feinheit und damit verbundene Unwahrheit des Zeitalters verbirgt, daß es sich bei der Mißhandlung der Tiere um nichts anderes handelt als um eine Frage der Macht. Wären die Meerschweinchen in der Übermacht, so würden im Vorderhaus der Kliniken die kranken Meerschweinchen behandelt und im Hinterhaus Menschen zu Versuchszwecken gehalten. Man sorgt für das Wohlbefinden bei sich und den Seinigen. Die Empfindungen eines kleinen Kalbs, das von der Mutter weggerissen wird, werden nicht viel anders sein als die eines kleinen Kindes, das von der Mutter weggerissen wird. Im einen Fall gilt es als zulässig, das kleine Geschöpf mit Fußtritten weiterzubefördern, im anderen nicht. Beim Kalb gilt Liebe zur Mutter als ein moralischer Fehler, der den Viehtreiber entrüstet. Die Mutter brüllt einige Tage und Nächte um das verlorene Kalb, und es gibt Schwärmer, die Mutterschaft, Liebe und Tod immer und überall für das Ernsteste halten. Tagelang brüllt auch die verkaufte Kuh aus Heimweh nach ihren alten Leuten.

Ein junger Landwirt erzählte uns von einem Hof, wo es üblich war, die zum Teil alten und blinden Pferde, während sie mit Aufbietung aller Kraft arbeiteten, aufs grausamste mit Stöcken über das Gesicht zu schlagen. Nur ein — allerdings sehr tüchtiges — Pferd wurde nicht geschlagen, weil es scharf um sich sieht und bissig ist.

Bis dahin hatten wir angenommen, daß die Menschen zu Grausamkeit erregt werden durch vermeintliche Störrigkeit der Pferde. Wir hatten sie weit überschätzt.

Vielleicht, daß in einem Zeitalter, das den Verstand höher schätzt als das Gefühl, die Entdeckung überlegener geistiger Fähigkeiten wie sie Montaigne bei den Tieren vermutet, eine Renaissance herbeiführen wird, wie seinerzeit die Erkenntnis, daß die Erde nicht der Mittelpunkt der Welt ist. Man wundert sich, wenn neuerdings eine Tiersprache entdeckt wird (Garner bei Affen); es wäre aber nach allem, was wir von der lebenden Natur wissen, im Gegenteil zu verwundern, wenn die Töne, die eine Kuh, ein Vogel, ein Pferd von sich gibt, nicht Verschiedenes ausdrückten und wenn nicht die Gehörseindrücke, die andere Art- oder gar Herdenangehörige von diesen Lauten haben, nicht gleichfalls Verschiedenes ausdrückten. Wenn Jagdhunde die menschliche Intelligenz prüfen wollten, so würden sie einen jungen Menschen und einen jungen Jagdhund auf die Spur eines Hirsches setzen. Bis jetzt hat der Mensch nur für die paar Millionen Menschen Interesse gehabt oder wenigstens für einen. Die Tiere waren Staffage. Insbesondere daß Tiere

nicht schriftstellern, gibt den Intellektuellen das Gefühl der Überlegenheit. Dabei ist das Wunderbare an den meisten Schriftstellern nicht das, was sie schreiben, sondern die Regulierung ihres Blutkreislaufes, die Vorgänge ihrer Verdauung, ihr Durstgefühl bei Wasserarmut der Gewebe, kurz das, was sie mit dem Tier gemeinsam haben. Und das, was sie über die sogenannte Liebe geschrieben haben, wird man nicht mehr lesen, wenn man noch lange lesen wird, was Friedrich Theodor Vischer über das Stopfen der Gänse und das Doppeljoch der Ochsen geschrieben hat („Ein Wort weiter für die Tiere" in Kritische Gänge, wo er die Überlegenheit der Schweiz auf diesem Gebiet rückhaltlos anerkennt).

Die Erweiterung des Seelenraumes bezieht sich nicht nur auf theoretische Erkenntnisse, sondern auch auf praktische Richtungen. Aus der Unendlichkeit des Erkennbaren und des Handelbaren werden durch schöpferische Geister und Gemüter einzelne Erkenntnisse und einzelne Richtungen gezeigt. Wenn sie gezeigt sind, erweitert sich nicht nur die Seele des Schöpferischen, sondern auch die des Aufnehmenden. So wie die Schönheit der Landschaft zum erstenmal durch einen schöpferischen Menschen als schön empfunden wurde, so das Schreckliche des Menschenfressens, der Hexenverbrennung als schrecklich. Das Schreckliche der Tiermarter und vielleicht auch des Tierfressens sind solche latente Erkenntnisse, die noch nicht zu aktuellen geworden sind. Am Paradies steht nicht angeschrieben Paradies; die Schönheiten Gottes wollen erkannt werden.

Der Mensch vermag im Schlechten schlechter als das Tier zu sein, aber eben deshalb auch im Guten besser. In der Beobachtung der Wirklichkeit sind die Tiere uns überlegen; wir ihnen wohl in der Möglichkeit, uns die Wirklichkeit anders vorzustellen. Diese Möglichkeit sollen wir benutzen, um ihr Leben zu verbessern. Denke bei Leiden von dir und den Deinigen, was alles du tun möchtest, um sie abzukürzen und bedenke, daß das Tier, soweit wir wissen, nicht die Leiden sinnvoll machen kann wie der Mensch. Daß der Mensch dem Schmerz einen höheren Sinn geben kann, müßte, wie Richard Wagner (a. a. O.) gesagt hat, dazu führen, dem Tier erst recht jeden vermeidbaren Schmerz zu ersparen. Bei allen, die auf die Jugend Einfluß haben, bei den Eltern, bei Geistlichen und Lehrern, liegt es, eine neue Zeit heraufzuführen. Das Verhältnis zu den Tieren ist der Prüfstein der Liebe. Wer wollte sich vermessen, den selbstischen Bestandteil auszusondern, der in fast allen menschlichen Beziehungen enthalten ist? Den Wunsch, geliebt zu werden? Den Wunsch, Kränkungen zu erwidern? Die Schlachttiere in ihrer Todesangst können uns weder achten noch lieben, weder kränken noch Kränkungen ausgleichen.

Wir sind überzeugt, daß die, die zu einer Zeit, als die allgemeine Menschenliebe noch nicht entdeckt war, zu Ehren Gottes Menschen mit unbeschreiblichen Qualen gefoltert haben, auf dem kürzesten Weg in die Hölle gekommen sind, und daß die, die jetzt vor Entdeckung der Tierliebe zu Ehren der Jungfrau Maria Stiere und Pferde foltern, ihnen auf kürzestem Wege folgen werden. Mit niemand ist Gott so oft verwechselt worden, wie mit dem Teufel. Der Prüfstein liegt in demjenigen Teil der Liebe, der noch nicht Gesetz geworden ist. Man lese in dem Aufsatz der Gräfin Montgelas, was unter Gesetz möglich ist.

Das Christentum ist nicht etwas, das vor zweitausend Jahren da war und inzwischen immer weiter abgebröckelt ist, sondern etwas, das seit seiner Entstehung den Augen der Menschen immer mehr enthüllt wird und das zu fassen die Bücher der Welt nicht reichen würden. „Das Harren des Geschöpfes ist ein Harren auf die Offenbarung der Kinder Gottes" (Römerbrief 8, 19). Diesen Teil hat der hl. Franziskus offenbart, der die evangelischen Gebote wörtlich genommen und damit ihren Geist enthüllt hat. Nein, ihren Wortlaut: „Selig sind die Barmherzigen".

Nicht Gesetz ist hinterlassen, sondern der Geist der Wahrheit, der uns alles lehren soll. Vieles fehlt, daß man mit Recht von christlichen Staaten sprechen könnte. Oder vielmehr nur eines. Das, was so viele gute Menschen hier in diesen 25 Jahren in Bewegung gesetzt hat und sie zum Schluß den Makel der Lächerlichkeit auf sich nehmen läßt. Dieses eine wird nicht aufhören, auch wenn Sprechen und Schreiben aufhören wird.

Tagebuch

Die wirklich Großen

Von Georg Heim in Regensburg

Die wirklich Großen sind der Mehrzahl unserer Mitmenschen unbekannt, ihre Werke unbeachtet. Die große Welt übersieht sie. An ihren Werken, die für alle sichtbar sind, rauscht das Leben achtlos vorüber.

Das Wort des Dichters: „Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze" gilt für diese wirklich Großen, die Heroen der Nächstenliebe, schon zu Lebenszeiten. Es ist ein Glück, daß ihre Beweggründe sie nach der Hinsicht vollständig bedürfnislos machen. Sie haben auch nie danach gegeizt ihr Werk der Welt zu verkünden. Für sie galt das Wort „Im Anfang war die Tat" und zwar die Tat der Liebe, das Wortmachen haben sie verschmäht. Die Nutznießer ihrer Werke sind die Ärmsten der Menschen, das menschliche Elend in den krassesten Formen. Sie haben sich derer angenommen, die verlassen waren von Staat und Gesellschaft. Ihr Heroismus, ihre Selbstaufopferung im Dienste der Menschlichkeit wurzelt im Christentum.

Aus den Katholiken und Protestanten in Deutschland sind zahlreiche hervorragende Männer der Karitas hervorgegangen. Ich nenne den Pastor Friedrich von Bodelschwingh, den Schöpfer der Bethelerwerke der Barmherzigkeit für Epileptische, den ersten Schöpfer von Arbeiterkolonien und Arbeiterheimstätten, den Kultivator von Heideland und Hochmoor, den ersten, der im modernen Deutschland große Siedlungspolitik getrieben hat. Über 8000 arme Menschen beherbergen heute seine Werke und bieten ihnen Pflege und Schutz. Bodelschwingh hat in seiner Heimat Westfalen vor den Toren von Bielefeld sein Werk begonnen und dann auf Hannover und Norddeutschland ausgedehnt. Wenn man sein Leben verfolgt und in sein Wesen eindringt, findet man viel Ähnlichkeit mit unserm bayrischen „katholischen Bodelschwingh", dem verstorbenen Pfarrer Dominikus Ringeisen, Schöpfer von Ursberg und vielen Anstalten, die über ganz Bayern zerstreut sind. Auch Ursberg ist eine Stätte des Elends, von der christlichen Liebe verklärt für nahezu 2500 arme Menschen. Der Nachfolger Ringeisens war der vor mehr als Jahresfrist verstorbene Geistliche Rat Gerle, wie Bodelschwingh ein Organisations- und Verwaltungsgenie.

Ursberg ist eine Stätte für die Ärmsten der Armen und Elenden und doch begegnet man dort mehr freudigen Gesichtern als an mancher Stätte des Vergnügens. Wie das erreicht wird, darüber will ich mich nicht verbreiten. Es wäre eine Arbeit für sich. Beide Werke, das Bodelschwinghs und das Ringeisens haben den gleichen Grundsatz, durch die Arbeit auch die armen, hilflosen Menschen noch nutzbar zu machen, ihnen durch die Arbeit einen Lebenszweck zu geben und das Leben erträglicher zu gestalten. In geradezu genialer Weise werden die letzten Reste von Fähigkeiten nutzbar gemacht.

Wer je ein Haus wie das evangelische Bethel oder das katholische Ursberg oder das protestantische Neuendettelsau in Bayern besucht hat oder das katholische Schönbrunn bei München, eine Gründung der Gräfin Butler-Haimhausen, oder eine der Anstalten des früheren Regens Wagner von Dillingen, wird den Eindruck nicht vergessen und nie mehr über solche Dinge hinwegsehen.

Interessant ist die Feststellung, daß alle diese Werke der Liebe nicht mit Staatsmitteln und nicht mit großen Geldgeschenken reicher Leute ins Leben gerufen wurden, sondern mit den Pfennigen der Liebe, gegeben von Tausenden von kleinen Leuten. Bodelschwingh schreibt einmal in einem Brief an einen Mitarbeiter, er habe sich für einen bestimmten Zweck an 57 Millionäre gewendet und 57mal keinen Pfennig bekommen. Er sagt, die kleinsten Mitarbeiter seien die sichersten.

Die gleiche Erfahrung hat Ringeisen gemacht. Ich glaube aber, daß auch mancher Reiche für solche Häuser geben würde, wenn er von ihrem Bestehen wüßte, aber noch niemals wurde die Welt durch Verleihung des Nobelpreises auf einen solchen wirklich großen Mann aufmerksam gemacht.

Wenn wir ein Konversationslexikon aufschlagen, so finden wir die Namen solcher Männer kaum erwähnt. Im dreibändigen Meyer ist die Wirkungsstätte Bodelschwinghs überhaupt nicht erwähnt. Er ist mit 4½ Zeilen genannt und bei „Arbeiterkolonien." Ringeisen und Ursberg und Wagner, Gräfin Butler-Haimhausen findet man dort überhaupt nicht

verzeichnet, ebenso wenig im vierbändigen Brockhaus, der wenigstens von Bodelschwingh mit 7½ Zeilen Kenntnis nimmt. Das Nachschlagewerk für Katholiken, das Herdersche Lexikon, nimmt weder von Gräfin Butler-Haimhausen noch Wagner Notiz und hat für Bodelschwingh 8 Zeilen und für Ringeisen 11. Wenn ich in diesem Nachschlagewerk Namen finde, die heute kaum jemand mehr kennt, sagen wir von ausgefallenen Philosophen, Novaleurs für die Menschheit, so habe ich auch Nachsicht für die Gegenwartsmenschen, die von diesen Heroen der Nächstenliebe und von den Werken christlicher Barmherzigkeit nichts wissen.

Auch in Kollegienheften der Volkswirtschaft finde ich sie nicht.

Ich habe folgende Feststellung gemacht. Ich habe 10 gebildete Katholiken gefragt: Kennen Sie Ringeisen? 6 nein und 4 ja. Von diesen Katholiken 4 Bodelschwingh, 6 nicht.

Dann bin ich an 10 gebildete Protestanten herangetreten. Ringeisen kannte ein einziger, Bodelschwingh 3. Sieben andere wußten nichts von ihm. Drei Herren wußten von Ursberg, die anderen nichts. Die wenigsten von Neuendettelsau, Himmelskron, Schönbrunn und den Wagnerschen Anstalten usw.

Es gibt auch Staatsmänner, sogar Minister, die den Namen Ursberg oder Neuendettelsau nicht kennen und diese Stätten nie gesehen haben, die aber bei allen möglichen, nichtigen Veranlassungen erscheinen und schwungvolle Reden halten.

Und doch gäbe es für sie keine bessere Schule als alle Vierteljahre eine Wallfahrt an eine solche Stätte des Elendes und der Nächstenliebe. Ich glaube aber auch, daß die preußischen Minister die Bodelschwinghschen Wohlfahrtsanstalten noch nicht gesehen haben, einer vielleicht ausgenommen. Dort könnten sie lernen, wie man kultiviert und wie man siedelt. In Bethel und in Ursberg kann man sehen, wie in Wahrheit die Liebe Berge versetzen kann. Sandige Wüsteneien (die Senne) wurden in Gottes Garten verwandelt, Unland fruchtbar gemacht. Wenn ich solche Stätten wieder besuche, werde ich immer an den Brief eines Freundes erinnert:

„O lieber Freund, in was für einer Zeit der Unkultur und Verlogenheit leben wir! Die Nutznießer der Revolution behaupten, und der Janhagel glaubt, was ihm vorgeredet wird, daß alle Menschen gleich sind, während Werke der Nächstenliebe und des Genius unüberhörbar verkünden, daß Männer die Geschichte machen, Männer, von denen in einer Million kaum einer ist."

Auch in den Schulen hören wir von solchen Männern nichts. Wenn man die besten Namen nennt, so müßten diese im Vordergrund stehen. Denn sie bestehen die entscheidende Frage am besten: Was war ich meinen Mitmenschen?

Und noch ein Wort aus deutscher Brust. Wir Deutsche leiden schwer unter der Glaubensspaltung, gerade in der Gegenwart macht sich das verhängnisvoll fühlbar. Wenn ich gefragt würde nach einem Mittel, um hier versöhnend und ausgleichend zu wirken, so würde ich das Buch Friedrich v. Bodelschwingh, eine Geschichte seines Lebens (Verlagshandl. d. Anstalt Bethel bei Bielefeld) den Katholiken zu lesen geben und ein Buch über Ringeisen (Kerer, Ringeisen, Manzverlag) den Protestanten.

Albrecht Penck
seine Ausland-, Grenzschutz- und Volkstums-Arbeit

Zum 25. September 1928

Der siebzigjährige Albrecht Penck, geb. 25. 9. 1858 in Reudnitz bei Leipzig, dessen Heimat-Arbeitstätten Sachsen (bis 1881), Bayern (1881—85), Wien (1885—1906), dann Berlin waren, liest diese Zeilen spät. Denn er hat, der Rüstige, noch nicht Zeit, Jubeltage zu Hause zu feiern. Er wirbt in den Vereinigten Staaten, weltumspannender Wissenschaft dienend, zugleich für deutsche Wissenschaft und deutsches Volkstum. Es ist nur eine unter den vielen Reisen, die den weltbekannten Geographen, „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt", rings um sein Arbeitsfeld, die Welt, geführt haben: fünfmal nach den Vereinigten Staaten und Kanada, nach Mexiko, Südafrika, Ägypten, Hawaii, Japan, Nordchina, Sibirien, Spitzbergen, Australien ...

Aber es würde dem weltgewandten Leiter so vieler wissenschaftlichen Kongresse, dem Mann, der die deutsche Sprache zum erstenmal nach dem Kriege in Rom mit schlagfertigem Witz zur Anerkennung und zu einem Geistesblitz-Erfolg führte, höchstens ein heiteres Lächeln oder eine feiner weltüber bei den Betroffenen gefürchteten, bei den Unbeteiligten desto beliebteren ironischen Bemerkungen entlocken — mit denen er so oft spielend widerstrebende Versammlungen nach seinen Wünschen leitet —, wenn ich hier sein eigentliches wissenschaftliches Lebenswerk feiern wollte. Das liegt festgelegt, viel anerkannt, auch viel umstritten, in einigen zweiundzwanzig Bänden, zahlreichen Abhandlungen und Reden, der Herausgabe

großer fortlaufender Folgen und — schmerzlich genug — im Abschluß der Lebensarbeit eines hochbegabten, allzu früh verstorbenen Sohnes. Es gilt vielseitigen morphologischen Forschungen: der Eiszeit und ihren Spuren, den Schwankungen des Meeresspiegels, der Morphologie der Erdoberfläche, den Zielen der Erdkunde, der Anwendung einer glänzenden geologischen Schulung auf Bildungsziele und Forschungsweise der Erdkunde, der Herstellung einer einheitlichen Erdkarte in 1 zu 1 Mill. All das geschah immer nach der Leitnote, das lebendige Schauen auch in der Wissenschaft vor die Papierarbeit zu stellen, der Natur zu ihrem Recht zu verhelfen.

Dann aber, als hier der Sieg entschieden war, erhob sich aus dem schon für eines Menschen Arbeit genügenden Lebenswerk des reifen Mannes, mehr und mehr betont, die Linie, die sein Alterswerk so eng mit dem Wirken dieser Zeitschrift verbindet: die anthropogeographisch-nationale, die für das nationale Lebensrecht seines Volkes mit der ganzen Wucht eines dennoch übernational anerkannten, international gefechtstüchtigen Rüstzeugs kämpft. Sie prägt sich schon aus in der Mitarbeit an Kirchhoffs Länderkunde für Deutsches Reich, Niederlande und Belgien (Prag 1885—89); man erkennt sie deutlicher in seinem Kampf für die Auswertung der Erdkunde zur Erhaltung Österreichs, in der „Donau" (Wien 1891), und sie schwingt dann in die Höhe mit den Arbeiten über „Politische Grenzen" (1917), der kartographischen Verteidigung des wirklichen Sprach- und Volksbestandes an der Weichsel, des deutschen Volks- und Kulturbodens nach dem Kriege, und zuletzt in jenem machtvollen Sammelruf an die Wissenschaft der Welt: eine gerechte Verteilung der Erde nach ihrer Tragfähigkeit, Ernährungskraft und der Leistung ihrer Pfleger als „Hauptproblem der physischen Anthropogeographie" endlich zu sehen, und zugleich als Hauptziel der einzig möglichen Außenpolitik einer zusammenarbeitenden Menschheit durchzusetzen!

An dieser Linie seines Lebenswerks aber knüpft mit Recht die Betrachtung der S. M. an; denn hier stehen beide, der deutsche Mann und die deutsche Zeitschrift, Schulter an Schulter im Geisteskampf um die Zukunft der Menschheit zugleich mit der Zukunft des deutschen Volkes; hier aber führen sie die allgemeine Sache in der eigenen, wenn jemals eine sittliche Forderung der Philosophie aus luftverdünnten Höhen in die dicke, schwere Luft der Niederungen übertragen wurde, in denen der Kampf um die Grundbedingungen des Daseins tobt.

Hier aber beginnt auch die „Zuständigkeit" dieses Geburtstags-Gratulanten; denn hier darf er bekennen, er sei auch vom Bau und habe sich das Recht dazu vor seiner wissenschaftlichen Arbeit durch ein paar Jahre Auslanddienst und vier Frontjahre im Kriege ehrlich erworben.

Bald nach dem Kriege in bösen, dunklen Tagen war es denn auch, daß wir — auf Ruf von Albrecht Penck — nach Norden fuhren, eine kleine Schar von Ausland- und Grenzlandkämpfern der Feder und des Schwertes, um zu beraten, wie das geistige, wissenschaftliche Ringen vereinigt, auf die rechten Ziele, das Mögliche gelenkt werden könne.

Wir fuhren vierter Klasse, wie es dem „geistigen Arbeiter" im Volk der Dichter und Denker zukam, viele, viele Stunden; aber sie vergingen im Fluge, als wir Erfahrungen und Erleben austauschten, einer von Wien, andere von weiter unten an der Donau, die Köpfe noch verbunden von den Heldentaten fremder Legionäre, wieder andere aus der Steiermark, darunter der verstorbene, unvergeßliche treue Grenzwächter in Graz, R. Sieger, andere wieder aus den Kärntner Grenzabstimmungen oder aus Alemannenlanden, diesseits und jenseits der Rheingrenze, die für die Volkheit keine ist.

Und wir wußten, daß wir uns mit den geistigen Führern der Balten, den Vorkämpfern der Nordmark, Oberschlesiens, der Sudeten, der Flämengeltung, der linksrheinischen Landschaften treffen würden. Dahinter stand sammelnd, leitend, Gegensätze ausgleichend, notwendige Zukunftsziele ganz Mitteleuropas, den Gedanken des geographischen Deutschland betonend, Albrecht Penck. Eine Mittelstelle im höchsten Sinn sollte es werden; segensreiche Verbindungen wurden dort geschlossen, Gleichklang geistiger Arbeit auf den verschiedensten Forschungsgebieten erwuchs daraus, und schließlich entstand manches lebensfähige Werk, feste Organisation, Stiftungen und Akademien.

Ihnen allen hat die lebenskluge, Verkehrtes ironisch treffende, sicher lenkende Hand des ersten Sammlers aber irgendeinen spiritus familiaris mitgegeben, der sie vor dem Abgleiten in reine Theorie, vor unfruchtbarem Hader bewahrte und lebensfähig hielt. Wege auf festen Trittsteinen, bei sicherer Beobachtung mitten in sonst trügerischem Grunde sind auf diese Weise festgehalten worden, unweises verfrühtes Vorprellen wurde vermieden.

Nicht „Propaganda" durfte getrieben werden, die so viel geschadet, so wenig genützt hatte, auch wo sie mit bestem Willen guten Zwecken zu dienen meinte. Aber es galt, die so arg um-

dunkelte, vernebelte Wahrheit wieder in klares Licht herauszustellen, Kanten rein herauszumeißeln, dem eigenen Volk zu zeigen, wie sehr es das Opfer von Lügendunst geworden war.

Ernüchterung, mit leiser Ironie, auf festen Grund zurückzuführen, aber den Tatbestand mit starker Hoffnung voll zu zeigen, auch wo einzelne Verlustabschreibungen erschütternd waren, das war in solchen Kreisen die große Stärke Albrecht Pencks. Immer menschliche Ziele mit menschlichen Mitteln betreibend, aber immer darüber die großen Wegrichtungen zeigend, schuf er mit tastender Hand Faden um Faden, bis tragfähige Gebilde entstanden, wo alles zerstört schien.

Unbestrittene internationale Geltung, großes Geschick, die Angelsachsen wie die Italiener bei den ersten internationalen Zusammentreffen richtig zu behandeln, hatte er dabei einzusetzen. Unermüdliche Verteidigung des Rechtes der deutschen Sprache trotz der Fähigkeit zu sicherer englischer und französischer Verhandlungsführung kam hinzu; und der schlagfertige, trockene Humor, die geistreich treffsichere, zuweilen erbarmungslose Ausnützung jeder Schwäche des Widerparts zum Gelächter auf dessen Kosten wie zum Raumgewinn für die eigene Sache führte so oft die Lacher auf seine Seite, bis zuweilen Mehrheiten von Zustimmenden aus ihnen entstanden und oft von ihren eigenen Leuten entwaffnet wurden. Das gelang nicht immer; Rückzüge mußten angetreten, Nachhutgefechte geführt werden; aber im großen ganzen wurde doch wissenschaftlicher Boden und damit politischer Raum zurückgewonnen — Erfolge, die anderen Methoden unerreichbar gewesen wären. Und immer stand der fast Siebzigjährige dabei vorn in der Front. Wie er im Wetterstein herumsteigt und im Karwendel klettert, so war ihm das scharfe Gedränge zweier Kongresse in Washington und Philadelphia und einer Hetzfahrt durch die Vereinigten Staaten gerade recht, um fremde geistige Speere dabei herauszufangen und Schilde beiseite zu drängen, deutsches Ansehen wieder herzustellen.

So kämpft der Triarier heute noch siebzigjährig in der nationalen Front; mit allen seinen internationalen Ehren, oft da, wo sonst nur die Veliten sich heranwagen; und es ist nur bezeichnend, daß er seinen siebzigsten Geburtstag im Westen Amerikas feiert.

Darum vor allem darf ihm dieser Gruß der S. M. gelten. Denn in glücklicher Weise hat er süddeutsche Herzenskraft und Gemütstiefe mit norddeutscher Geistesschärfe und Kampfestüchtigkeit in seinem Gelehrten- und Kämpferleben zu vereinen gewußt, um zuletzt doch das ganze persönliche Gewicht für seines Volkes Ehre und Zukunft immer wieder der Fahne treu aufs Spiel zu setzen, und so vieles zurückzugewinnen, was anderen verlorene Stellung schien.

München. Karl Haushofer.

August Winnig,

der ehemalige Führer der deutschen Bauarbeiter, auf dessen Selbstbiographie „Frührot" wir immer wieder als auf eine der klassischen Selbstbiographien hinweisen, arbeitet an seinem ersten Roman. Er wird, voraussichtlich vom Frühjahr ab, in unserem Deutschen Erzähler erscheinen.

Gedanken

Die meisten Leute bleiben auch bei Wanderungen da wo sie immer waren.

*

Der Reiz der Eichendorffschen Wanderlieder besteht darin, daß die Seele des Dichters sich wandelt.

*

Das Einzigartige der Kunst liegt darin, daß sie in einer Welt, deren Wesen die Unvollkommenheit ist, das Vollkommene zeigt.

*

Die Veränderlichkeit des Stils der Seele, von Historikern bestritten, ist die Grundauffassung aller religiösen und künstlerischen Genien. Wenn bei Shakespeare die Charaktere unverändert bleiben, so ist doch der furchtbare Hintergrund seiner Trauerspiele die Anschauung, daß die Charaktere sich verändern könnten, wenn sie wollten.

*

Man kann einen Bach, der sich ein neues Bett reißt, nicht mit dem Maßstab eines Kanals messen und ihm nicht vorwerfen: Du schleppst Holz mit, wirfst Geröll hinaus, verwüstest Ackerland — sieh dein Kollege dort drüben, der tut das alles nicht und fließt ganz ruhig dahin.

*

Schwach = weich gegen sich selbst.

*

Das Bedürfnis in Gesellschaft zu gehen, ist das Bedürfnis des innerlich Kranken aber äußerlich Gesunden, in den Spiegel zu schauen.

*

Kunstwerke kristallisierte Liebe.

*

Strandräuber

Von Henrik Pontoppidan

Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von A. Petersen.

Weit draußen gegen das offene Meer lag ein kleines, armes Fischerdorf; acht, zehn elende schwarze Holzhütten. Halbvergraben im Sand und mit den Giebeln dicht aufeinander, kroch die niedere Häuserreihe wie ein Wurm hinter den hohen, nackten Fels, über den die Brandung ihren Gischt warf.

An stillen Sommertagen, wenn die Sonne den Teer aus den Balkenwänden schmolz und den Sand durchglühte, daß er unter den Fußboden brannte, erwachte das Dorf aus seinem Hindämmern, und gleich einem Schmetterling, der aus seiner Puppe schlüpft, entfaltete es sein kurz dauerndes, fröhliches Leben über der sonst so traurigen Öde. Oben auf den Dünen erhoben sich Reihen von hohen Stangen mit flatternden Fischernetzen, Scharen halbnackter Kinder lärmten unten am Strand; sonnenverbrannte Weiber in roten Röcken hockten auf den Felsen und kochten Pech in einem Loch im Sande.

Aber mit den ersten Herbststürmen, wenn der Himmel schwer über den öden Sandhügeln lag, wenn die großen, weißen Möwen sich in der schützenden Meeresbucht zusammendrängten, wenn die Dünen rauchten wie fegender Schnee, da kroch das kleine Dorf wieder hinter seine Düne. Fenster und Läden wurden geschlossen, die Türen versperrt. Nicht einmal der Rauch wollte aus den schwarzen Rauchfängen heraus, niedrig, gleichsam ängstlich, zog er über die Dächer. Tag für Tag lag die kleine Fischerkolonie wie in langem Schlaf, während Sand und große Schaumflocken darüber hinwirbelten.

Aber in dunklen Nächten konnte es geschehen, daß man durch den Lärm des Meeres, der über die Klippen donnerte, einen Laut hörte, wie wenn eine Türe mühselig aufgedrückt und vom Sturm sofort wieder zugeschlagen würde. Ein Mann kroch auf die Sanddüne, legte sich droben auf den Bauch und lauschte, die Handfläche hinter den Ohren. Nach einer Weile kam noch einer und legte sich daneben. Sie führten ein schläfriges, von stundenlangen Pausen unterbrochenes Gespräch.

Plötzlich erhoben sich beide, liefen hastig zu den Häusern hinab, klopften da an eine Türe, dort an einen Laden, und überall riefen sie das gleiche kurze Wort. Breitschultrige Männer mit bärtigen Gesichtern tauchten in der Dunkelheit nacheinander auf. In ihren steifen dicken Mänteln liefen sie durcheinander, ohne zu reden, machten sich mit Seilen, Leitern, Bootshaken zu schaffen, bis sie sich um ein kleines Hornlicht scharten und gegen Osten, hinter den Klippen verschwanden. Hin und wieder sah man hinter einer halboffenen Türe den Oberkörper eines fast nackten Weibes auftauchen mit unordentlich über die Schulter hängendem Haar. Als die Männer verschwunden waren, wurden die Türen wieder geschlossen, und kein anderer Laut als das hohle ununterbrochene Donnern der See war hörbar. Aber im Osten, oben auf der höchsten Düne, zuckte plötzlich eine Flamme gegen den dunklen Himmel auf, eine Pechfackel, von der dunkelrote Funken übers Land flogen.

Eine oder zwei Stunden verflossen. Plötzlich ertönte ein vielstimmiger Schrei draußen von der See. Im selben Augenblick erlosch die Fackel, und alles ist wieder in Dunkel gehüllt. Aber draußen, jenseits der Brandung ist es, als ob der Sturm sich zur wildesten Stärke erhoben hätte. Es tönt wie der Flügelschlag eines Riesenvogels im Kampfe. Seile werden ausgeworfen, auf einem Deck wird herumgestampft, der Ton einer starken Kommandostimme erstirbt in verwirrten Rufen aus vielen Kehlen und dem hohen, schneidenden Angstgeschrei eines Weibes.

Innen, unter der Düne gegen die See, sitzen die paar breitschultrigen Männer um ein Licht, das seinen rötlichen Schein über den Sand und auf die bärtigen Gesichter wirft. Ruhig wartend sitzen sie, die Hände ums heraufgezogene Knie oder den Kopf in die Hand gestützt, als ob sie schliefen. Niemand spricht. Ab und zu, wenn draußen des Weibes Angstgeschrei und das eintönige Heulen der Matrosen gar zu herzzerreißend herüberklingt, sehen sie sich an und versuchen zu lachen, und ein alter Kerl, der zu äußerst in der Reihe sitzt, drückt sich verstohlen zur Seite und murmelt etwas über einen Rosenkranz, den er aus seinem Mantel hervorgeholt hat. Plötzlich scheint es, als wollte die See sich zitternd heben. Wie ferner Kanonendonner tönt eine Reihe dumpfer Schläge bis ins Land hinein. Dann wieder Stille. Kein Schrei mehr. Aber nach und nach füllt sich das brodelnde Wasser zwischen Klippen und Brandung mit zersplittertem Schiffsgut, das durcheinander gewirbelt wird wie in einem kochenden Kessel. Einiges wird hoch auf den Strand geschleudert, anderes mit den Wogen zurückgeworfen oder sofort zertrümmert. Ein großes Stück von Mast mit herumgeschlungenem Tau wird an Land gespült. Ein kurzer Schrei entringt sich dem Schiffbrüchigen, der sich darangeklammert hat. Er ist gerettet! Aber augenblicklich steckt ihm ein Messer in der Seite, und er sinkt hintenüber. Männer umringen ihn, beleuchten sein Gesicht, während er mit einem halbverwunderten Blick zurückrollt in den Sand. — Wein! murmelt der Mann mit der Leuchte, indem er des Sterbenden dunkles Haar und olivenfarbene Haut betrachtet. Die anderen nicken zustimmend. Ein krummbeiniges Mannsbild beugt sich nieder, betastet des Fremden Kleider und besichtigt die Ringe, die in seinen Ohren glitzern, worauf er ihm noch zu aller Sicherheit eine tiefe, klaffende Wunde in der Seite beibringt, ehe er ihn verläßt und dem Meeresufer zuwankt. Hier sind die anderen schon eifrig daran, mit Hilfe von Seilschlingen und Bootshaken Trümmer aus der Brandung herauszufischen. Während der Morgen sich langsam durch den graukalten Nebel meldet, werden Weintonnen und zersplitterte Planken hereingeholt je nachdem die Wogen sie ausspeien. Leichen werden herangezogen und geplündert, Kisten und Kasten mit glänzenden Stoffen aufgebrochen und untersucht. Mittlerweile kommen die Weiber aus dem Dorf mit warmem Bier in großen Holzkannen, die bei den Männern die Runde machen. Schauernd stehen sie in der Morgenkälte am Dünenrand und stieren mit gierigen Augen auf die ausgebreiteten Herrlichkeiten. Später am Tage, wenn nichts mehr zu retten ist und die nackten Leichen gewissenhaft unter den Dünen begraben sind, werden die großen Tonnen mit Scherzen und Lachen in die Hütten gerollt, die mächtigen Holzkannen auf den Tisch gestellt, und die Männer und die seidengeschmückten Weiber sitzen darum herum, und Tag für Tag gibt sich das kleine Nest einem sinnlosen Rausch hin mit Singen und Lärmen all die langen, dunklen Nächte durch, während Sand und weiße Schaumflocken darüber hinwirbeln.

All dies liegt weit, weit zurück. Die Abenteuer des kleinen Fischernestes sind halb vergessen da droben in der stummen Öde, wo Meer und Sand jahraus, jahrein alles geglättet und geebnet haben. An schönen Sommerabenden, wenn die Sonne glutrot hinter Wolken

versinkt und das Meer erglühen läßt, kann es mitunter geschehen, daß ein gewissenhafter Familienvater, der sich auf der Ferienreise befindet, beim Anblick eines halb ausgespülten Wracks haltmacht und vor seinen lauschenden Kindern jene grausigen Bilder von den blutigen Szenen und nächtlichen Schrecken der alten Zeiten aufrollt. Aber er versäumt dann nicht, daran zu erinnern, wie weit die Menschheit seither gekommen ist und wie die Zivilisation auch auf diesem Gebiet ihre segensreiche Arbeit getan hat. Er zeigt dabei mit Stolz auf des Rettungsbootes festgemauertes Haus, das hinter dem Sandhügel hervorschaut, oder er weist nach Osten auf die schmale, flache Landzunge, die sich weit ins Meer hinausstreckt und wo der Feuerturm aufragt, der letzte, mächtigste Markstein des Landes. Auch die Sandhügel ringsumher mußten sich im Laufe der Zeit der Zivilisation beugen. Sie wurden umsichtig mit schnurgeraden Reihen von Strandgras und Sandhafer bepflanzt als Schutz gegen Flugsand. Mittendrin liegen jetzt braune Heideflächen und friedliche Moore, die in den schwülen Sommernächten dampfen. Die Niederlassung hat zwar im Laufe der Jahrhunderte ihre eigentümliche Schlangenform bewahrt, aber sie ist nun eine größere Fischerstadt mit Kirche und Priester, mit Kaufleuten und Wirtschaften und einer Menge kleiner Häuser, deren ziegelgedeckte Dächer doppelt rot zwischen den weißen Sandhügeln leuchten.

An stillen Sommertagen, wenn die Sonne den Teer von den wenigen noch übriggebliebenen Holzhütten schmilzt und der Sand glühend unter den Fußsohlen brennt, zeigt die Stadt in der Einsamkeit dasselbe Bild wie in alten Tagen. Die schwarzen Stangen mit den Fischernetzen und den zum Trocknen aufgehängten Fischen ragen über die Dünen, barfüßige Kinder spielen am Strande, und Gruppen von starken, sonnenverbrannten Weibern in roten Röcken hocken um dampfende Töpfe und schälen Kartoffeln. Längs des Strandes sitzen Maler dicht aufeinander unter großen gelben Schirmen, wie Kröten unter Pilzen. Langhaarige Dichter schwärmen umher, überall sieht man Herden von Fremden, die eifrig die Stadt und die interessante Bevölkerung betrachten.

Gegen Mittag wurde die Hitze drückend. Kein Lüftchen rührte sich. Über Meer und Stadt senkte sich ein schwüler Dunst, der alles zu Boden drückte. Rings um die Wohnstätten lagen Enten, Schweine und Kinder schnarchend mit den Gesichtern im heißen Sand. Matt und schläfrig, mit bloßen Füßen und aufgehakten Miedern gingen die Weiber hin und her und warfen verdrießliche Blicke nach der kleinen Türe eines winzigen Hauses, unter der ein Tourist mit Fliegenschleier um den Hut stand und mit ein paar lachlustigen Fischerdirnen schäkerte. Dies Lachen war so ziemlich der einzige Laut, der im Städtchen zu hören war. Selbst die barfüßigen, kleinen Mädchen, die den ganzen Vormittag mit aufgeschürzten Röckchen am Strande herumgepatscht waren, schienen müde zu sein; sie saßen, die Händchen im Schoße, im Schatten der heraufgezogenen Boote und blickten den kleinen, pfeifenden Strandschwalben nach, die über die Wasserfläche schossen und nach Fischen tauchten. Ein älterer Herr mit hohem, grauem, nach hinten geschobenem Hut, mit Staubmantel und einem riesigen Fernrohr vor dem Bauch, trat vor die Wirtshaustüre auf die Staffel und sog mit wollüstiger Grimasse die „höchstinteressante" Strandluft ein, die nach und nach einen Zusatz von fadem Abfallhaufendunst und Gestank faulender Fische bekommen hatte. Oben auf dem Dünenrand saßen die Fischer mit kleinen Pfeifen im Munde und flickten ihre Garne. Einige hatten das Kinn auf die Brust gesenkt und schliefen. Die meisten döste vor sich hin und warfen hin und wieder einen Blick auf das Meer, das große, leere milchblaue Meer, das so blank und stille, so hoffnungslos öde dalag, daß man es für tot gehalten hätte, wenn man nicht seinen dumpfen, taktfesten Pulsschlag unten am Strande gehört hätte.

Draußen im Nordwesten zeigte sich ein großer Dampfer, dicken, wolkigen Rauch meilenlangen Streifen hinter sich zurücklassend. Es war: „Zwei Brüder", ein englisch Frachtdampfer, der östlich um die Landzunge sollte, um das Kattegatt zu erreichen, na einem Ostseehafen. An Bord war Stille. Man hatte eben eine Messung vorgenomme und fühlte sich sicher vor den Gefahren der Küste. Rund um den Vorraum, wo der meis Schatten war, lagen die Matrosen; deutsches, irisches und schwedisches Gesindel, in rote und gestreiften Wollhemden, und schliefen, die Nasen auf dem Deck. Der Kapitän hat selbst die Wache. Er saß in seiner kleinen, behaglichen Kajüte oben auf der Kommando brücke, von der er in aller Gemütsruhe auf den Gang des Schiffes achten und die fern glänzende Küste, an der sie vorüberfuhren, betrachten konnte. Er war ein kleiner, kurzhals ger Engländer, mit Beaf und Porter gemästet und rotglänzend wie ein Kupferkessel. Di hellblauen Augen, die ganz starr im Kopfe standen, drückten tödliche Mattigkeit aus; kei Zug in seinem Gesicht rührte sich, während er so dasaß und nach dem zweiten Frühstü die süßlich duftende Shag-Pfeife rauchte.

Er war nicht allein; dicht bei ihm, halb auf seinem Schoß, saß ein junges, schlankes Weib kraute mit weißen, weichen Fingern seinen groben Bart. Keines von ihnen redete. Manch mal, wenn sie der scharfe Rauch störte, den er ganz ungeniert über sie hinblies, kniff sie ihr wie im Scherz, in sein rauhes Ohrläppchen. Aber beim geringsten Knurren des dicke Fleischklotzes ließ sie das Ohr, wie in plötzlichem Schrecken, los und schmiegte sich ge krümmt wie ein Kätzchen, mit schmeichelnden Lauten an ihn. Das war die „kleine Mary" So nannte sie sich selbst in vertraulichen Augenblicken. Wenn Kapitän Charles sich über haupt herabließ, mit ihr zu reden, nannte er sie einfach Mary. Draußen von den Leuten wo sie sich übrigens selten zeigte, oder vom Koch und vom Stewart wurde sie mit einem höflichen „Miß" angeredet. Und wenn sie am Nachmittag ihren täglichen Weg, das Achter deck, auf und ab ging, ruhig und schlank, englisch korrekt, mit den Händen in den Tasche ihres knapp zugeknöpften Jacketts, verbeugten sich Steuermann und Matrosen höflich vo ihr, ohne mit einer Miene zu verraten, daß sie sehr gut wußten, wie es sich mit ihr verhielt

Vor etwa zwei Monaten hatten sie sie in Liverpool an Bord bekommen. Schon einige Male hatte Kapitän Charles ihretwegen die Knöchel auf den Tisch gehauen und geschworen, er werde sie im ersten englischen Hafen, den sie anliefen, von Bord setzen und in die Höhler des Elendes zurückschicken, aus denen sie kam.

Aber die linden Sommerwinde der letzten Wochen und die glückliche Fahrt hatten ihr weich gemacht wie Wolle. Beständig war etwas Flehendes in ihrem Blick, dem er nicht widerstehen konnte, und ihre kleine Hand hatte sich so liebewarm um seinen Nacken gelegt, daß er das Wort wieder zurückgenommen hatte und zu Zeiten so etwas wie ein Herz fühlte im Fett unter der Weste. Mary war erst siebzehn Jahre alt. — So saß er nun nach dem Frühstück satt und behaglich, in merkwürdige Träumereien versunken. Er dachte darüber nach, ob er sie für den Rest des Sommers — vielleicht auch den Winter über — behalten, vielleicht sich schließlich geradezu mit dem Mädel verheiraten sollte. Er war nun so daran gewöhnt, sie um sich zu haben, daß er sich nur schwer vorstellen konnte, ohne sie zu sein.

Natürlich würden seine Kameraden ihn verhöhnen, wenn er hinging und sie heiratete, und zu Hause in Grangemouth würde es gehöriges Aufsehen erregen. Aber er konnte sie ja spotten lassen. Solange er auf See war, merkte er es auf alle Fälle nicht. Und übrigens, was Marys Vergangenheit betraf, so war sie doch wirklich sehr zu entschuldigen bei dem Heim, aus dem sie kam. Ihr Vater war ein Vagabund, der sie in der Trunkenheit mehr als einmal halb totgeschlagen hatte, und die Mutter, früher eine Dirne, hatte sie selbst das

Handwerk gelehrt. Die arme, kleine Mary war übrigens fast noch ein Kind und wußte kaum, welche Art von Lebensweg sie eingeschlagen hatte.

Während er mit solchen Gedanken so dasaß, Marys Köpfchen an seiner breiten Brust, und das Mädchen sich damit vergnügte, sich von seinen Atemzügen auf und ab wiegen zu lassen, gab es ein paar leichte Stöße im Schiff, das wenige Augenblicke danach stillstand, während die Kolben unten im Maschinenraum plötzlich in rasende Bewegung kamen. Kapitän Charles schwerer Körper hatte Mary im Nu zur Seite gestoßen; mit einem wilden Fluch stürzte er zur Türe hinaus, schrie: „Stop" in den Maschinenraum hinab und beugte sich über das Geländer der Kommandobrücke. Ja, richtig, das Schiff saß fest! Unter dem klaren, glasgrünen Wasser blinkten kleine Steine und Muscheln auf dem welligen Sandgrund, in den sie ganz sachte hineingefahren waren.

Sein Gesicht, das einen Augenblick alle Farbe verloren hatte, wurde blutrot. Aber als er die Schiffsseiten entlang gesehen hatte und glaubte, Gewißheit zu haben, daß weiter kein Schaden geschehen sei, rief er ruhig ein „All right" über Deck, wo die Mannschaften von allen Seiten auf die Beine gekommen waren und sich über die Reling beugten: „Halbe Kraft! Zurück — halbe Kraft!" kommandierte er danach zur Maschine hinunter. Und während diese nun wieder zu arbeiten begann, ging er ein paarmal hastig auf der Brücke hin und her und tat ein paar mächtige Züge aus seiner Shagpfeife, um sich von seinem Schreck zu erholen. Aber das Schiff rührte sich nicht vom Fleck. Auch als er kommandiert hatte: „Volle Kraft — zurück!" war es nicht abzubringen. So sehr die Maschine pustete und zischte, und wie schwarz und wütend der Rauch aus dem Schornstein puffte, das schwere Schiff lag gleich unbeweglich; es stöhnte nur ganz leise unter der Anstrengung mit einem Laut wie von klirrendem Eisen.

Inzwischen war das Unglück vom Strande aus von einzelnen Fischern bemerkt worden, die mit schweren Wasserstiefeln mitten im Wasser standen und Netze zogen — für einen Maler. In Eile wurde Botschaft in die verschlafene Stadt gesandt, um die Leute aus ihrem Mittagsschlummer zu wecken. Und nun wurde es lebendig. Erst einer nach dem andern, dann scharenweise kamen die Männer zwischen den Dünen herabgeschlendert mit verhaltenem Lachen; alle naheliegenden Sandhügel bevölkerten sich rasch mit Frauen und Kindern, die, mit der Hand als Schutz vor den Augen, nach Norden starrten. Von allen Seiten stürzten Menschen über die Heide. Sie riefen und machten einander von weitem Zeichen. Der Strandvogt und der Polizeibevollmächtigte kamen miteinander in einem Holsteinerwagen angefahren, alle Fremden hatten über Kopf und Hals den Frühstückstisch im Gasthaus verlassen, um nach dem Schauplatz der Strandung zu eilen. Der Mann mit dem grauen Zylinder allen voran mit seinen langen Beinen; in der Eile hatte er die Serviette halb in die Hosentasche gestopft. Im Ort war alles in fieberhafter Bewegung. Man sammelte sich unter den Haustüren, fragte und gab Erklärungen. Erst als unumstößlich sicher war, daß das Schiff fest saß, solid und zuverlässig fest, hob sich die Beklemmung und schlug in ausgelassene Fröhlichkeit um, von der auch die Kinder angesteckt wurden, so daß sie mit Hurrageschrei in den Straßen auf und ab rannten. Der Kaufmann hüpfte lächelnd von seinem Kontorstuhl herab und gab Befehl, daß große Branntweinfaß aus dem Keller zu holen. Nachbarn und Bekannte suchten einander auf, überall duftete es nach Kaffee. Mochte einer noch so alt und hinfällig sein, er kroch wenigstens auf den nächsten Sandhügel, um sich am Anblick des großen, dampfenden Seeungeheuers zu ergötzen, das da draußen lag und um sich schlagend und stöhnend loszukommen versuchte.

Vor der Unglücksstelle war der breite Strand nach und nach schwarz von Menschen geworden und draußen, rings um den Dampfer — der saß auf der dritten Sandbank, mehrere hundert Faden vom Land — lag eine Schar von Booten mit Fischern, der sogenannten Bergungsmannschaft, die den Kapitän anriefen, sooft er sich auf der Kommandobrücke zeigte. Kapitän Charles tat unterdessen, wie wenn er weder sah noch hörte. Er hatte durch seinen Steuermann verbieten lassen, daß irgendein Fremder das Schiff betrete und jede Hilfe halsstarrig abgelehnt. Er hatte sein eigenes Großboot flottmachen und einige Mann mit zwei Ankern nach hinten rudern lassen mit starken Ketten, die an der Winde befestigt waren. Der Maschinist hatte Order bekommen, Dampf „bis zum roten Strich" einzulassen; los mußten sie kommen!

Die Hände in den Joppentaschen vergraben, ging der Kapitän auf der Kommandobrücke hin und her; manchmal verschwand er im Innenraum und trank unvermischten Whisky aus einem Bierglas.

Marys runde Katzenaugen verfolgten ängstlich jede seiner Bewegungen und das Mienenspiel in seinem roten Antlitz. Sie hatte ein paarmal versucht, sich ihm zu nähern, aber er hatte sie nur mit einem bösen Knurren von sich geschoben.

Die zwei Anker waren endlich heruntergelassen worden, die Maschine begann wieder zu arbeiten, das Dampfspill ächzte, die Ketten strammten sich, aber das Schiff rührte sich nicht vom Fleck, sondern sank nach jedem fruchtlosen Versuch nur noch tiefer in den Sand. Inzwischen waren immer mehr Neugierige an den Strand gekommen und immer mehr Boote ins Wasser. Von weither, vom Ende der Landzunge und von einem Nachbarsort im Süden kamen Fischer in ihren Jollen dahergerudert. Zum Schluß war es eine förmliche Flotte von kleinen Fahrzeugen geworden, die sich um das gestrandete Schiff stießen und drängten und unter ausgelassener Lustigkeit der Mannschaften ineinander festhakten. Hauptsächlich war man darauf bedacht, die Art der Ladung zu ergründen. Man hoffte sie von solcher Beschaffenheit, daß man den Bergungslohn ordentlich in die Höhe schrauben konnte, zum Beispiel Baumwolle oder Eisen. Kohlen waren es wohl kaum, weil nicht stracks Anstalten zum Löschen getroffen wurden.

Etwas abseits von den andern lag ein sechsruderiges Boot mit dem Strandungskommissär. Dies war ein ansehnlicher, schwergliederiger Mann, der sich den Anschein gab, die ganze Szene mit überlegener Gleichgültigkeit zu betrachten. In Wirklichkeit war jedoch niemand mehr an Wert und Ladung des Schiffes interessiert als er, denn durch seine bloße Anwesenheit hatte er einen rechtmäßigen Anspruch auf ½ vH als Bergungslohn.

Der Zollassistent, ein dicker Mann mit Goldbrille, näherte sich in einem anderen Boot und grüßte. „Was sagen Sie dazu, Herr Konsul?" rief er und lachte in seinen feuerroten Bart, der in der Sonne förmlich leuchtete. „Festsitzen am hellichten Tag bei solchem Wetter! Das ist, weiß Gott, wie ein Geschenk!" Der Strandungskommissär machte eine Schulterbewegung, die nach Belieben gedeutet werden konnte. „Es sei Eisen, wird behauptet", sagte der Zollassistent. „Ach, Gott weiß," antwortete der andere mit salbungsvollem Ton und sah gerade aus. „Es wird ein Kohlenschlepper sein, es ist ein Engländer." Der Zollassistent lachte wieder. „Ein Engländer; zäh und beharrlich, wie ein englisches Beefsteak, ja ... verstehen Sie, Herr Konsul, daß er immer noch daran glaubt, vom Grund zu kommen?" „Ach ja, vielleicht glückt es ihm wirklich", meinte der Konsul mit einem heuchlerischen Ausdruck geistlichen Mitgefühls. Nur in den äußersten Mundwinkeln spielten die Muskeln und verrieten seine innere Spannung.

„Entschuldigen Sie, meine Herren, ist es richtig, was mir von anderer Seite berichtet wurde, daß nach einem Bergungsdampfer telegraphiert worden ist?" Das war der Herr mit dem grauen Zylinder, der ein Boot mit vier interessanten Fischertypen gemietet hatte. Er saß zitternd vor Aufregung im Hinterdeck, das herausgezogene Fernglas in den Händen. „Wenn dem doch so wäre!" fügte er bei, als er keine Antwort bekam.

„Es hieß, es könne sicherem Vernehmen nach erwartet werden." „Ja, wir werden es in kurzer Zeit hier haben," sagte der Konsul und sah nach Osten. Dort, um die Landzunge südwärts beidrehend, wurde richtig kurz nachher ein kleiner Dampfer gesichtet. Der Konsul gab seinen Leuten einen Wink, die Ruder tauchten ins Wasser, und nach wenigen Minuten lag das Boot an der Seite des gestrandeten Schiffes. Dem Steuermann, der sogleich sichtbar war, teilte er mit, wer er sei, und frug, ob Hilfe verlangt würde. Kapitän Charles, der vom Innenraum der Kommandobrücke aus gesehen hatte, wie das Boot stoppte und ein paar Kabellängen weiter weg verankert wurde, ließ antworten: „Nein!"

„Nein!" wiederholte er mit zusammengebissenen Zähnen und schlug mit der Faust auf den Tisch, als der Steuermann zögerte. Er saß da, die Whisky-Flasche vor sich, und hatte ein drittes Glas geleert.

Der Konsul stieß ab und ruderte spornstreichs an Land. — Ein paar Stunden vergingen. Am Strand vermehrte sich die Menge zusehends; die Frauen hatten sich eingefunden und brachten ihren Männern Essen und Trinken. Man trieb sich im Sand herum, die Branntweinflasche machte die Runde, man war lustig und amüsierte sich wie bei einem Volksfest.

Vor Sonnenuntergang kräuselte sich die Meeresfläche plötzlich, und die Boote, die noch draußen um das Schiff lagen, begannen auf und ab zu wippen. Es waren immer noch keine Wolken am Himmel, aber die Sonne war so merkwürdig blaß geworden, und draußen am Horizont hob sich die See. Nach einer weiteren Viertelstunde stieg das Meer so hoch, daß die Boote an Land mußten. Mit angestemmten Schultern wurden sie auf den Strand gehoben, und die Weiber suchten Schutz unter den breiten Vordersteven.

Jetzt war auch der Himmel ganz bedeckt, und der Wind nahm an Stärke zu, so daß es ganz bedenklich aussah für das Schiff, das in der stärksten Brandung lag, die Breitseite gegen die See, die schon ungestüm über das Deck hereinstürzte. Man konnte vom Land aus deutlich sehen, wie eine Schaumwelle nach der anderen hoch an der Schiffswand emporspritzte. Die mit Fernrohr Versehenen bemerkten plötzlich große Geschäftigkeit an Bord. Die Leute rannten auf dem Deck hin und her, ein Boot wurde ins Wasser gelassen, man hörte die Ankerkette rasseln. Es war deutlich zu sehen, daß der letzte verzweifelte Versuch gemacht werden sollte. Mächtige Rauchmassen mit Feuergarben breiteten sich unter dem düsteren Himmel aus. Die Schraube begann zu arbeiten. Ganz unheimlich sah es vom Lande aus. Einige Weiber begannen zu jammern, sonst war es ganz still am Strand geworden. Draußen im Nordwesten ging die Sonne blutrot unter aufgetürmten Wolkenmassen unter. Dann hörte die Maschine wieder auf zu arbeiten, und wieder nach langem Warten — alle am Strand hatten sich erhoben — sah man trotz der zunehmenden Dunkelheit, daß die Notflagge gehißt wurde. Gleichzeitig ertönte ein heiseres, schwaches, langgezogenes Signal aus der Dampfpfeife. „Nun heult er", hieß es lachend. Das achtruderige Rettungsboot des Distrikts, das einstweilen herangebracht worden war, wurde mit dem Strandkommissär und dem Gerichtsbevollmächtigten in See gelassen; die hatten die Bergungsformalitäten zu ordnen und mit dem Gerichtssiegel zu bekräftigen. Noch ein Dritter war an Bord, ein kleiner, magerer Mann, mit grauem Mantel, einen schwarzen Handschuh an der linken Hand, mit der er den Hut festhielt. Es war der Agent der Bergungsgesellschaft,

der von dem kleinen Dampfer sofort nach dessen Ankunft an Land gesetzt worden war und sich seither am Strand aufgehalten hatte. Der Wind war schon fast zu einem halben Sturm angewachsen, aber mit taktfestem Ruderschlag führte die wohlgeübte Mannschaft das Boot durch die Wogen und nach wenigen Minuten stiegen die drei Herren an Bord. Der Steuermann empfing sie und führte sie unter Deck in die Offiziersmesse. Hier saß Kapitän Charles stark betrunken hinter einem Tisch, über dem die Hängelampe angezündet war. Von des großen Schutzschirmes weißer Innenseite warf das Licht einen hellen Schein über die polierte Mahagoniplatte, der übrige Raum lag in grünlichem Halbdunkel. Er empfing die Gäste ohne Gruß und frug nur kurz und bündig: „Was kostet es?".

Der Agent der Bergungsgesellschaft ersuchte, sich mit den Schiffspapieren bekannt machen zu dürfen. Als ihm diese gebracht wurden und er darin sich über den Wert der Ladung sowie über Wert, Alter und Versicherungssumme des Schiffes unterrichtet hatte, antwortete er: „Sechstausend Pfund!" In Kapitän Charles gab es einen Ruck. Er schien plötzlich nüchtern geworden zu sein. „Nein, so was!" sagte er halb für sich. Dabei glitt ein eigentümliches, halb stolzes, halb ohnmächtiges Lächeln über seine blauen Lippen.

Gerade hinter des Kapitäns Rücken schlug die See unablässig an die Schiffswand; die Schläge dröhnten so unheimlich in dem engen Raum, daß der junge Polizeibeamte, der noch neu im Dienst war, bleich und bleicher wurde und ständig nach dem Ausgang sah. Oben auf dem Deck trappte es in schweren Wasserstiefeln.

„Viertausend Pfund!" sagte endlich Kapitän Charles. Der Agent zog betrübt die Schultern in die Höhe. „Unmöglich!" — Der Strandkommissär, dessen Aufgabe es war, dem Kapitän beizustehen sowie die Interessen der Reederei und der Versicherungsgesellschaft zu wahren, trat nun vermittelnd dazwischen. Aber da er aus Erfahrung wußte, daß die Bergungsgesellschaft grundsätzlich nie von einem einmal gemachten Vorschlag abging und es außerdem in seinem eigenen Interesse lag, die Bergungssumme so hoch wie möglich zu halten, wandte er sich nun ausschließlich an den Kapitän, indem er mit teilnehmenden Worten in erträglichem Englisch ihm einleuchtend zu machen suchte, daß in Anbetracht der stets schwieriger werdenden Lage des Schiffes kaum etwas anderes zu machen sein werde, als das Angebot anzunehmen.

Der Agent, der diesen Ausführungen vollständig beipflichtete, fügte von sich aus hinzu, daß, wenn nicht binnen einer Stunde eine Übereinkunft zustande käme, der Bergungsdampfer sich genötigt sehe, die Anker zu lichten, da er unter den obwaltenden Umständen sich nicht über Nacht nahe der Küste aufhalten dürfe. Ferner müsse er mitteilen, daß er sich nicht länger als 10 Minuten an das äußerst günstige Angebot gebunden betrachte.

Kapitän Charles verhielt sich fortwährend stumm. Er hatte seine beiden kurzen, dicken Arme auf den Tisch gestemmt und sah mit langsamem, verstehendem Nicken von einem der beiden Herren zum anderen. Nach des Agenten letzten Worten bebten seine bleichen Lippen einen Augenblick, dann wandte er sich an den Steuermann, der den Verhandlungen als Zeuge beigewohnt hatte, und bat um Schreibzeug.

Zwei Stunden später waren „Zwei Brüder" vom Grund weggeschleppt und seetüchtig befunden worden. In dem dunklen, stürmischen Abend dampfte das fremde Schiff einsam um die östliche Landzunge weiter ins Meer hinaus. Aber aus den Hütten des kleinen Dünenorts schimmerten die Lichter; man hatte schon begonnen, es sich wohl sein zu lassen auf den Dritteil des Bergungslohnes hin, der den Fischern zukam; beim Kaufmann und in den Schankstuben der Wirtschaften war es voll von lärmenden Gästen.

Kapitän Charles hatte sich mit einer Flasche Whisky in seine Kabine eingeschlossen — ohne Mary! Das arme Kind saß auf der Kante seines schmalen Lagers in seinem eigenen kleinen Gelaß und starrte mit seinen runden Katzenaugen vor sich hin ins Dunkle. Sie hatte ihr Schicksal in dem wütenden Blick gelesen, mit dem sie ihr Gebieter von sich gestoßen hatte am Nachmittag.

Mit ihrer Freiheit war es wieder vorbei. Im ersten Hafen, den das Schiff anlief, würde er ernst damit machen, sie zurückzuschicken, wieder heim ins Elend, wo Hunger, Schmutz, Prügel vom Vater und Verwünschungen der Mutter ihrer warteten ... oder? — Das Meer ist tief, das Meer ist barmherzig!

Als „Zwei Brüder" am nächsten Morgen in den Sund steuerten, war Mary nicht mehr an Bord.

Drei Briefe von Carl Peters

Mitgeteilt von Fritz Behn in München

Vor 10 Jahren, am 10. Sept. 1918 starb Dr. Carl Peters; er erlebte das Ende des Krieges und die unseligen Folgen der Revolution nicht mehr. Als einem der besten und leidenschaftlichsten Deutschen, der die reifsten Mannesjahre in England, von seinem Volk verbannt, zubringen mußte, blieben ihm noch bitterere Erkenntnisse erspart.

Als im Aprilheft 1917 der S. M. „Englands Wachstum" mein Aufsatz „Carl Peters. Ein deutsches Schicksal" erschienen war (die erste öffentliche und aktenmäßige Rechtfertigung in Deutschland nach einem Menschenalter), entstand Anfang 1918 eine Bewegung, die Carl Peters' Ehre — wie mir geschrieben wurde — wieder herstellen sollte, und zwar durch einen Aufruf, der, von mir verfaßt, u. a. mit der Unterschrift Hindenburgs versehen, in den Zeitungen erscheinen sollte. Ich schrieb den Aufruf und hörte seitdem nichts weiter davon. Nichts geschah. Carl Peters starb unrehabilitiert.

Daß wir Peters nicht nur unsere bedeutendste Kolonie Ostafrika verdanken — wenn es nach ihm gegangen wäre, hätten wir ein Ostafrika etwa 5—6mal so groß wie Deutschland durch ihn gehabt —, sondern daß er einer unserer besten politischen Köpfe der nach-Bismarckschen Zeit war, wissen die wenigsten Deutschen. Noch heute wissen sie es nicht. Aber in seinem Buch „Zum Weltkrieg" (erschienen 1917 in Hamburg, Rueschscher Verlag) kann man seine politischen Aufsätze nachlesen, die er seit den 80er Jahren in deutschen Zeitungen erscheinen ließ.[1]) Sie sind glänzende Zeugnisse eines klar- und vorausschauenden politischen Überblicks und eines common sense, der leider selten Deutschlands beste Köpfe auszeichnet und den unser Auswärtiges und Kolonialamt meistens vermissen ließen. Peters mußte das, wie jeder gute Deutsche vor und nach ihm, bitter büßen, erst in Deutschland während seiner kolonialen Tätigkeit und dann durch seine englische Verbannung.

Ich erinnere nur an den einen bodenlosen Fall, daß zwei deutsche Kreuzer unter Admiral Deinhardt in Gemeinschaft mit drei englischen Kreuzern unter Admiral Freemantle im Jahre 1889 die ostafrikanische Küste blockierten, um Peters an seiner unter dem Protektorat S. M. des Deutschen Kaisers stehenden Emin-Pascha-Expedition zu hindern! Ich erinnere daran, daß der besagte deutsche Admiral auf die Anfrage des englischen Admirals, was mit den Peters abgenommenen Gewehren und Tauschwaren geschehen sollte, antwortete:

[1]) Vgl. seine Beiträge in den S. M.: Vergeltungsmaßregeln gegen die Engländer, Novemberheft 1914 „Das neue Deutschland"; England als Feind, Aprilheft 1916 „In englischer Gewalt"; Die Engländer als Kolonialpolitiker, Juliheft 1916 „England von innen"; Die Entstehung des Weltreichs, Aprilheft 1917 „Englands Wachstum".

„Throw them over board". Peters landete trotzdem an der ostafrikanischen Küste und führte rühmlichst seine Expedition durch; er mit Tiedemann — die einzigen Weißen — mit nur 39 Gewehren (davon nur einige Hinterlader) besiegte als erster die Masais, die noch kurz vorher eine arabische Expedition von 1000 Gewehren niedergemacht hatten, und erwarb durch Verträge Rechte auf große Landstriche bis Uganda.

Alles dies genug, daß Peters in Deutschland „unmöglich war". Ein Disziplinarverfahren wegen zweier sozusagen im Feindesland rechtmäßig aufgehängter Neger verjagte ihn cum infamia aus seinem Amt als Reichs-Kommissar und trieb ihn nach England. Das war Deutschlands Dank für die Erwerbung Ostafrikas.

Trotzdem blieb Peters der beste Deutsche. Alle Angebote Englands, in englische Dienste zu treten, lehnte er ab. Aber seine außerordentlichen politischen und zur Tat drängenden Fähigkeiten für Deutschlands Macht gingen Deutschland verloren; wahrscheinlich hatten wir Überfluß an derartigen Begabungen.

Folgende Briefe, die er an mich richtete, mögen als lehrreiche Dokumente sprechen:

Hannover, Haus Vier-Jahreszeiten,
19. Januar 1917.

Sehr verehrter Herr Professor!

Vielen Dank für Ihren ausgezeichneten Aufsatz. Ich habe mir nur erlaubt, eine kleine sachliche Verbesserung betreffs Witu, welches ich kenne, einzufügen. Witu ist ein kleines sandig-trockenes Gebiet von etwa 90 qkm und hat mit Britisch-Ostafrika und dem Somaliland im Norden nichts zu tun, weder ethnographisch, noch auch politisch. Ich habe mich stets gewundert, wie die Bedeutung von Witu in Deutschland selbst von denkenden Männern überschätzt ist. Sie wissen selbst, daß Witu keinen Hafen besitzt. Die Veränderung in Ihrem Aufsatz war übrigens nur eine geringfügige.

Mit freundlichen Grüßen und in aufrichtiger Hochachtung

Ihr sehr ergebener gez. Carl Peters.

Hannover, Haus Vier-Jahreszeiten,
den 13. Februar 1917.

Sehr geehrter Herr Professor!

Bei der damaligen Peters-Hetze empörte mich nicht so sehr das Verfahren der Regierung, obwohl die Art dieses Verfahrens im einzelnen sehr wenig einwandfrei war. Meine Aktenkiste, die von der Heydt's mir nach London schickten, wurde auf dem Lehrter Bahnhof gestohlen (Sept. 1896) und all mein Verteidigungsmaterial, besonders Briefe von Dr. Kayser, Bülow, Bronsart von Schellendorff daraus genommen, bevor die Kiste erbrochen in der Wilhelmstraße gefunden und v. d. Heydt's (Behrenstraße) wieder zugestellt wurde. Erst dann (April 1897) machte man mir den Prozeß. Das Verfahren in diesem Prozeß ist von Dr. Scharlach in seinem: „Zur Verteidigung von Dr. Carl Peters" geschildert.

Empören mußte jeden, welcher gerne im deutschen Volk eine vornehme Nation gesehen hätte, die direkt pöbelhafte und niedrige Art, mit welcher der größere Teil unserer Presse, unter einer Flut von immer erneuten Lügen und Verleumdungen den „Fall" breittrat, das gemeine Behagen, mit welchem das deutsche Philistertum sich darüber machte und welches uns vor der ganzen Welt als eine sehr armselige Art abstempelte. Selbst wenn ich schuldig gewesen wäre, würde ich immerhin für Deutschland einen halben Erdteil erworben haben und hatte bei jedem vornehmen Volk auf eine gewisse Billigkeit der Beurteilung zu rechnen. In der Mißachtung, in welche das Deutschtum durch diese Behandlung des „Falles Peters" auf der ganzen Erde geriet, erkenne ich die letzte Ursache dieses Krieges. Damals ging der Rest des Bismarckischen Prestige in die Binsen.

Als ich, gehetzt von fast allen Deutschen, mich 1896 entschloß, nach England überzusiedeln, was ich 1890 nach der ersten Probe deutscher Billigkeit während der deutschen

Emin-Pascha-Expedition nur aus einer Art angeborenen Nationalstolzes unterlassen hatte, fand ich dort die vornehmste entgegenkommende Haltung, besonders in der Aristokratie. Aber ich fand auch, daß mein Name in den mittleren und unteren Klassen bekannt war. Klubs forderten mich auf, ohne Ballotage, einzutreten. Körperschaften gaben mir Ehrenbanketts, leitende Männer setzten sich mit mir in Verbindung. — Es war, als ob ich plötzlich aus einem tobenden See in einen ruhigen Hafen gekommen wäre. Immer war der Grundtenor: „You have fought against us; but you did it for your country; the Germans treated you swinishly,we will show you what gentlemen are." Ich möchte gegenüber so manchen Lügen in deutschen Zeitungen ein für allemal feststellen, daß ich niemals in englische Dienste getreten bin („Dr. Carl Peters, der bekanntlich in englischem Solde steht", wie oft hat das nicht in deutschen Zeitungen gestanden!), trotzdem mir das oft genug nahegelegt worden ist und ich wahrhaftig gar keinen äußeren Grund hatte, auf Deutschland noch die geringste Rücksicht zu nehmen. Denn auch den größten Patriotismus des einzelnen kann ein ganzes Volk einem schließlich austrampeln. Übrigens merkte ich 1896 bereits, wie wenig Deutschland und seine öffentliche Meinung auf der Erde überhaupt galt, wie völlig gleichgültig es war, was man dort schrieb, sagte oder auch nur dachte. Von 1896—1914 habe ich eine deutsche Zeitung kaum angesehen, mit hin und wieder einzelnen rühmlichen Ausnahmen, von 1902—1909 habe ich kaum einmal deutsch gesprochen. Goethe und Schopenhauer, auch Mommsen freilich blieben meine stete Lektüre.

Deshalb war es auch so unbillig, wenn mir bei meinen Prozessen von 1907—1909 zuweilen vorgehalten wurde, ich hätte mir irgendeine Äußerung von der und der Zeitung gefallen lassen müssen. Von müssen war schon deshalb nicht die Rede, weil ich sie meistens gar nicht kannte. Die deutschen Verleumder meiner Person hatten scheinbar gar keine Ahnung, wie völlig „nichts" sie bereits in London schienen. Zu meinen Prozessen hatte ich im Grunde gar keine Lust; als sie bis zu 10 oder 11 anschwollen, weil immer neue Zeitungen sich fanden, welche die gerade widerlegte Verleumdung in bekannter Wahrheitsliebe wiederholten, spottete man in Deutschland über meine Prozeßsucht. Kurz, ich konnte machen, was ich wollte, die öffentliche Meinung unter meinen Landsleuten mokierte sich über mich. Mag es so bis zum Schluß bleiben.

Gar nicht böse bin ich gegen die Konkurrenten, welche mich aus Neid begeifern. Sie haben immerhin ein klares Motiv. Es mag immerhin nützlich für sie sein, einen erfolgreichen Mitbewerber aus dem Wege zu räumen. Das sind die vielen großen Männer, welche in den verschiedenen kolonialpolitischen und ähnlichen Körperschaften sitzen und „alles nur der Sache halber tun". Diese Klasse Menschen gibt es, soweit ich weiß, auch nur in Deutschland. Natürlich gibt es auch da Ausnahmen.

Nun, mein verehrter Herr Professor, habe ich einmal gesagt, was ich über den „Fall Peters" zu sagen habe. Wenn wir zusammen wären, würde ich Ihnen wohl mehr sagen (entschuldigen Sie gütigst das letzte Papier. Mein Briefpapier ist zu Ende). Alles was ich hier gesagt habe, steht Ihnen für jede Benutzung zur Verfügung.

Mit vorzüglicher Hochachtung bin ich stets

Ihr gez. Carl Peters.

Die glücklichsten Jahre meines Lebens waren die von 1896—1914 in England. In London gründete ich 1898 die „Dr. Carl Peters Estates Exploration Co.", deren Vorsitzender ich war. Im Grunde war das eine deutsche Gesellschaft, mit der ich meine Ophir-Forschungen betrieb. Vielleicht daher das Gerede, „der bekanntlich in englischem Solde steht", obwohl ich nie „Sold" oder Bezahlung von ihr bekommen habe. Ebenso würde ein hannoverscher Apotheker, der sich eine Apotheke in Nürnberg kauft, in bayerischem „Solde" stehen.

gez. C. P.

Hannover, den 13. 2. 17
Haus Vier-Jahreszeiten.

Sehr geehrter Herr Professor!

Ich habe heute morgen vergessen, Ihnen eine Empfindung auszusprechen, welche der „Fall Peters" stets in mir hervorgebracht hat. Derselbe ist niemals imstande gewesen, mein persönliches Selbstgefühl oder meinen Stolz irgendwie herabzumindern. Im Gegenteil. Je allgemeiner die Angriffe oder Verleumdungen gegen mich in Deutschland von fast allen Seiten wurden, um so selbstbewußter fühlte ich mich. Ausschließlich ein gewisses Bedauern, von meiner eigentlichen Lebensarbeit getrennt zu werden, gerade als ich in das Alter kam, wirklich etwas zu leisten, konnte mich erfüllen. Für mich selbst begann damals die Zeit meiner eigentlichen Afrikaforschungen, als ich daran ging, das alte Ophir-Problem zu lösen. Dies gab mir vollständigen Ersatz für meine kolonialpolitische Tätigkeit, welche von vornherein durch Intrigen niedrigster Art gerade von meinen Landsleuten verbittert war und von denen ich genug hatte. Als das Tragische in meinem Leben erkenne ich die Halbheit, welche mich immer zurückgehalten hat, mich äußerlich an das englische Volk anzuschließen und mich zu Beginn dieses Krieges veranlaßte, nach Deutschland zurückzukehren und mein Schicksal mit diesem zu verknüpfen. Aber zum Vergnügen ist schließlich keinem von uns dieses Leben gegeben.

Mit vorzüglicher Hochachtung
Ihr sehr ergebener gez. Carl Peters.

PS. Nach England ging ich 1896, nicht weil ich vermeinte, daß Deutschland genug von mir hätte, sondern umgekehrt, weil ich genug von Deutschland hatte. gez. C. P.

Übrigens kann Herr Rechtsanwalt Dr. Wilhelm Rosenthal, München, Sonnenstraße 3/II, Ihnen nähere Einzelheiten über die Geheimnisse des „Falles Peters" mitteilen.
gez. C. P.

Neue Verdeutschungen von russischer Lyrik

F. Zielinski, der Sohn des berühmten Philologen, zeigt uns eine Auswahl seiner ungedruckten Übersetzungen, aus der wir folgende Proben mitteilen:

Alexander Block / Wenn ihrer Früchte ...

Wenn ihrer Früchte Feuerbrände
Die kranke Eberesche trägt,
Wenn rohe Faust durch meine Hände
Ins Kreuz den letzten Nagel schlägt,

Wenn über trübem Blei der Flüsse
Dies Kreuz emporragt in das Grau,
Und ich der Heimat mir zu Füßen
Ins harte, herbe Antlitz schau,

Wenn sterbend meine Augen bluten,
Und mir der Blick gebrochen ist —
Dann steuert lautlos durch die Fluten
Zu mir im Nachen Jesus Christ.

In seinem Blick die gleiche Güte,
Das gleiche härene Gewand,
Darunter hängt herab die müde.
Vom Nagel einst durchbohrte Hand.
Mein Christ! Es martern mich die Nägel.
Im bittren Tod bin ich Dir nah.
Treibt Deinen Nachen wohl sein Segel
Heran zu meinem Golgatha?

Konstantin Balmont / Schweigen

In Rußlands Natur ist ein zartes Bescheiden,
Verschwiegenes Sehnen nach Welten und Sternen,
Ein hoffnungslos, namenlos Dulden und Leiden,
In eisiger Höh sich verlierende Fernen.
In dämmernder Frühe geh hin durch die Felder —
Da steigen vom Wasser die nebligen Schauer,
Da stehen in dunkler Erstarrung die Wälder, —
Und Wehmut erfüllt dir die Seele und Trauer.
Nicht rührt sich das Röhricht. In Höhen und Breiten
Nur lautlose Stille. Nur tiefes Sich-Neigen.
Die Wiesen entfliehn in unendliche Weiten.
In allem — Ermattung — Betäubung — und Schweigen.
Tritt ein, wenn am Abend, gleich kühlenden Wogen,
Mit Laub dich und Moder umschattet der Garten, —
Die Bäume, sie träumen vom Dämmer gebogen,
Das Herze, das schmerzt wie nach langem Erwarten,
Als hätt' sich dein Herz an ein Liebes gebunden,
Und wäre gekränkt und erbittert im stillen.
Wohl hat es verziehn, doch den Schmerz nicht verwunden.
Nun weint es und weint es, und weint wider Willen.

M. Woloschin / Beschwörung

Aus Blut, vergossen in der Schlacht,
Aus Moder, der einst war die Macht,
Aus Qual endloser Hinrichtungen,
Aus Seelen, die getauft mit Blut,
Aus haßerfüllter Liebesglut,
Dem Mord, Verbrechen abgerungen —
Zum Heil Rossija aufersteht.
Ihr gilt alleinzig mein Gebet.
Ich glaub: dies ist ihr vorbeschieden:
Sie wird geschweißt in Schwerterschmieden,
Sie wird erwachsen aus Gebein,
Sie wird die Schlacken niedertreten,
Erstrahlen in dem Heil'genschein,
Gestählt in Wahnsinn, in Gebeten.

Weltgeist-Bücher

Das ist eine neue Sammlung, herausgebracht vom Verlage gleichen Namens. Die Bändchen sind auf bestem holzfreiem Papier gedruckt, fadengeheftet, in Ganzleinen gebunden, die einzelne Nummer kostet nur 65 Pfennig, 2 Nummern in 1 Band 1,25 M., 3 Nummern 1,80 M., 4 Nummern 2,20 M., 5 Nummern 2,60 M. Format 12 × 18, also um ein paar Millimeter kleiner als das der Insel-Bücherei. Die Sammlung bringt vor allem Erzähler. Lebende, wie Isolde Kurz, Weigand, Rüttenauer, Döblin, Salten, Ewers, Schlaf, Fendrich, Stößl, Ginzkey, Strobl, Höchstetter, Ompteda, Lilienfein, Hohlbaum. Noch geschützte Verstorbene, wie Kretzer, Hegeler, Hartleben. Wertvolle Ältere: Ernst Koch: Prinz Rosastramin; Luise Büchner (die Schwester des genialen Dramatikers): Weihnachtsmärchen; Johanna Kinkel (die Gattin Gottfried Kinkels): Musikalische Orthodoxie; Brachvogel, Brentano, Arnim, François, Gotthelf. Aber auch Franzosen wie Balzac, de Régnier, Barbey d'Aurevilly, Loti, Flaubert. Nordländer, wie Pontoppidan, Siwertz, Geijerstam, Hallström, Lie. Reisebücher über Brasilien, die Türkei, Amerika, Ost-Indien, Mexiko, Sahara und Sudan. Gobineaus „Renaissance", Denkwürdigkeiten Friedrichs des Großen und Napoleons, Görres' „Heiliger Franziskus", Schriften von Ranke und Treitschke, Lassalle und List, Marx und Engels. Die kleine, aber profunde Schrift Konrad Fiedlers „Über die Beurteilung von Werken der bildenden Kunst". Zuguterletzt muß ich ein Bändchen von mir selbst nennen: „Goethes Lebensweisheit". Was ich damit wollte, habe ich im Nachworte ausgesprochen: „Die vorhandenen Auslesen schienen mir durchweg zu literarisch. Sie boten zu wenig von dem, was man Goethes Aphorismen zur Lebensweisheit nennen könnte, seine Praktische Vernunft, sein Handorakel der Weltklugheit: ein Brevier jener Aussprüche, die, aus seinem Leben unmittelbar entstanden, auf unser Leben unmittelbar wirken." Wenn das kleine Ding — es hat nicht einmal 60 Seiten — auch durch die Goethe-Ausgaben, die ich in den letzten Jahren für die „Bücher der Bildung" gemacht habe („Ur-Goethe", Goethes schönste Essays, Goethes Sprüche in Prosa) vielfach gefördert worden ist, enthält es doch vorzugsweise Sätze aus Briefen, Tagebüchern, Gesprächen, also aus unliterarischen Quellen. Mich hat die Zusammenstellung gefreut, weil mir eine Art geistiger Taschen-Apotheke vorschwebte oder weltlicher Herrenhuter-Losungen. Wenn andere Leute auch etwas damit anfangen können, was will ich mehr?

Rosenheim. Josef Hofmiller.

Neuerscheinungen

Wohl jeder Leser hat schon Faksimile-Wiedergabe von Dürers „Hasen", dem „Rasenstück", den „betenden Händen" gesehen. Sie sind Perlen der Handzeichnungen der Albertina in Wien. Ihr früherer Direktor, Joseph Mader, hat vor Jahren angefangen, seinen Lebenslauf zu beschreiben. Als ich den ersten Teil hier besprach (Februar 1919), bedauerte ich, daß diese reintönigen anmutigen Erinnerungen mit dem Eintritt des Bauernjungen in „die Studi" schlossen. Nun hat Mader sein Leben weiter beschrieben, und es ist eine der erquickendsten deutschen Autobiographien geworden: „Von der Scholle herauf" (Wien, Anton Schroll, Ganzleinen 9 M.). Das feine, stille Buch erinnert an Ludwig Richters Lebenserinnerungen; auch wohl an Schleichs „Besonnte Vergangenheit", nur ist es vollkommen frei von Eitelkeit. Die klare Heiterkeit des Nachsommers ruht über dieser Rückschau eines Siebzigjährigen mit einem jung gebliebenen Herzen.

Rosenheim Josef Hofmiller.

Redaktionell abgeschlossen am 22. August 1928
Herausgeber: Paul Nikolaus Cossmann in München. — Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Arthur Hübscher in München. — Druck- und Buchbinderarbeiten: R. Oldenbourg, München. — Papier: Bohnenberger & Cie., Niefern bei Pforzheim.

SU German

üddeutsche Monatshefte

eft 12 25. Jahrgang September 1928

Du weinest – sieh! es lacht die Aue
(Parsifal)

Mensch und Tier

THE LIBRARY OF THE
OCT 9 1928

Mit Beiträgen von

J. Galsworthy / P. E. Rohr O. F. M. / Fr. C. Loeckher O. F. M. / P. G. M. Allegra O. F. M. / P. B. Aperribay O. F. M. / M. Kyber / H. S. Salt / E. G. Fairholme H. Dechent / K. Kornicker / H. Mahner-Mons / E. Gräfin v. Montgelas / M. Müller / J. Bernhart / J. M. Wehner / W. Bonsels / E. Wiechert / J. Hofmiller H. v. Wolzogen / B. Shaw / E. Dacqué / G. Grimm E. Curjel

üddeutsche Monatshefte G. m. b. H. München
erteljährl. Rm. 4.— Einzelheft Rm. 1.50

Für jeden Tierfreund lesens- und verbreitenswert!

„Die Sünde wider das Tier"

von Fr. Oberbürgermeister **Hedwig Rodatz-Mass**

„**Es ist eine Lust,** ein Buch in die Hand zu nehmen, mit dessen Inhalt man sich **völlig und mit Freuden** einverstanden erklären kann. **Mit Sorgfalt des Geistes** und **mit voller Wärme des Herzens** ist es ausgearbeitet worden."

So urteilt über diese, mit Herzblut geschriebene Schrift in einer langen Besprechung **derbekannte Prof. an der Universität Freiburg** (Schweiz) **Dr. Max, Herzog zu Sachsen.**

Bezug franco gegen Einsendung von M 1.— (auch in Briefmarken) durch

Baum-Verlag, Pfullingen 2 i. W.

Pädagogium Neuenheim-Heidelberg

Kleine Gymn. u. Real-Klass. Sexta bis Reifeprüfung. Sport. Förderung körperlich Schwacher. Gute Verpflegung durch eigene Landwirtschaft. Prüfungserfolge.

Arterienverkalkung

Rheuma, Gicht, Verstopfung bekämpfen zuverlässig nur indische Teepilze. 1 Kur M 5.50 Extraktionswerk Neschwitz, Schöna 20 Sächsische Schweiz.

gefl. Beachtung

L I N

Der Gesamtauflage dieses Heftes liegen Prospekte folgender Firmen bei:

Verlag Deutsche Buchwerkstätten G. m. b. H., Leipzig C 1 und Vaterländische Verlags- u. Kunstanstalt, Berlin SW 61.

Wir empfehlen sie der besond. Beachtung unserer Leser.

Wanderbücher für Naturfreunde

von M. und R. Koch

I. Pilzwanderbuch
m. Kochs Pilztaf. M. 1.40

II. Unsere Heilkräuter
m. 36 farbigen Pflanzenbildern M. 1.80

III. Vogelsprache und Vogelleben
mit Bildern und Zeichnungen M. 1.80

Fredebeul & Koenen Verlag Essen

MÖBEL- UND RAUMKUNST ROSIPALHAUS

Münchener Ausstattungshaus für Wohnbedarf, Rosenstr. 3

Frei zugängliche Ausstellung **„Das behagliche Heim"** Innen-Ausbauten jeder Art nach eigenen oder gegebenen Entwürfen durch unsere besteingerichteten **Möbel- u. Raumkunst-Werkstätten.** (Künstl. Leit. Architekt H. Christ.)

Graphologie

Handschriftbegutachtungen, Schriftvergleichungen mit und ohne Begründung. Verlangen Sie Freiprospekt. Erstklassige Referenzen. **Institut für Graphologie, Hannover Friesenstr. 5**

Heimarbeit vergibt P. Holtze Breslau Hb.

Ein zu Geschenkzwecken vorzüglich geeignetes Buch

Soeben erschien
in zwölfter bis vierzehnter Auflage:

G. J. WHYTE-MELVILLE

Reit-Erinnerungen

Neubearbeitet, mit einem Anhang über den Stand der derzeitigen Jagdreiterei in England u. Deutschland von Friedrich Ritter, Oberstleutnant a. D. Mit 27 Abbildungen auf 16 Kunstdrucktafeln. Künstlerischer Buchschmuck von J. von Roebel.

Gebunden in Ganzleinen 6.80 M.

Dieses Buch gehört zu den Standart-Artikeln der deutschen Reitliteratur. Jeder Reiter, Landwirt, Offizier, jeder Pferdeliebhaber und Pferdezüchter, alle ländlichen Reitvereine müssen dieses klassische, einzig dastehende Werk der Hunting-Literatur besitzen!

Verlag W. Vobach & Co., G. m. b. H., Leipzig — Berlin

MIT
MERCEDES-BENZ
NACH NÜRNBERG
IM DÜRER-JAHR

Süddeutsche Monatshefte / September 192

Mensch und Tier

Seite

Mensch und Tier. Ein Aufruf von John Galsworthy in Bury (Sussex) 847
Der hl. Franziskus und die Tiere. Von P. Erich Rohr O. F. M., Guardian des Franziskanerklosters in Bad Tölz 851
Schöpfer und Geschöpf. Von Fr. Célestin Loecker O. F. M. in München 855
Die Natur Italiens im Empfinden des hl. Franziskus. Von P. Gabriele Maria Allegra O. F. M. in Rom 857
Franziskanische Tierliebe in Spanien. Von P. Bernardo Aperribay O. F. M. in Madrid 859
Tierschutz als Kulturforderung. Von Manfred Kyber in Löwenstein bei Weinsberg 860
Der erweiterte Gesichtskreis. Von Henry S. Salt in Brighton (Sussex) 864
Der Tierschutz in England. Von Kapitän Edward George Fairholme, Generalsekretär der Royal Society for the Prevention of Cruelty to Animals in London 866
Die sittliche Bedeutung des Tierschutzes. Von Geh. Konsistorialrat D. Dr. Hermann Dechent in Frankfurt a. M. 868
Die Lage der Tiere in Italien. Von Kurt Kornicker in Rom 870
Verbrechen gegen Tiere. Von Hans Mahner-Mons in Berlin 871
Frau und Tier. Von Elisabeth Gräfin von Montgelas in Salzburghofen 874

Se

Tierrecht und Recht der Tiere. Von Oberveterinärrat Dr. Max Müller, Professor für Pathologie und Fleischhygiene an der Universität München 8
Heilige und Tiere. Von Dr. Joseph Bernhart in München 8
Ein tragisches Kompromiß. Von Josef Magnus Wehner in München 8
Vom Wesen des Tieres. Von Waldemar Bonsels in Ambach am Starnbergersee 8
Der siebente Tag. Von Ernst Wiechert in Königsberg i. Pr. 8
Das Tier in der Dichtung. Von Dr. Josef Hofmiller in Rosenheim 8
Genie und Tier. Von Hans Frhr. von Wolzogen in Bayreuth 8
Töten als Sport. Von Bernard Shaw in London . . . 9
Auf das Tier. Von Friedrich Hebbel 9
Urgeschichtliche Zusammenhänge zwischen Mensch und Tier. Von Professor Dr. Edgar Dacqué, Konservator der Paläontologischen Staatssammlung in München 9
Das Tier im Kulturkreis des Buddhismus. Von Dr. Georg Grimm in München 9
Das Tier in Japan. Von Ernst Curjel, Sekretär des Kaiserlich Japanischen Generalkonsulats in München 9
Die Tiere im christlichen Staat 9

Tagebuch

Die wirklich Großen. Von Geheimrat Dr. Georg Heim in Regensburg 925
Albrecht Penck, seine Ausland-, Grenzschutz- u. Volkstums-Arbeit. Zum 25. September 1928. Von Generalmajor a. D. Dr. Karl Haushofer, Professor für Geographie an der Universität München 9
August Winnig 9
Gedanken 9

Der deutsche Erzähler

Strandräuber. Erzählung von Henrik Pontoppidan 9
Drei Briefe von Carl Peters. Mitgeteilt von Professor Fritz Behn in München 9
Neue Verdeutschungen von russischer Lyrik 9
Weltgeist-Bücher. Von Dr. Josef Hofmiller in Rosenheim 9
Neuerscheinungen. Von Dr. Josef Hofmiller in Rosenheim 9

Schriftleitung: München, Königinstraße 108
Verlagsleitung: München, Amalienstraße 6

Anzeigenverwaltung: München, Amalienstr. 6
Erscheinungstag 7. September 1928

Titel und Gesamtregister des XXV. Jahrgangs liegt am Schlusse dieses Heftes b

Einbanddecken zum XXV. Jahrgang sind lieferbar zum Preise von **M. 1 30**

Unsere Bezieher und Freunde

machen wir ganz besonders aufmerksam auf unser

Vorzugsangebot

zum kommenden Generalregisterband in dem hier anliegende Prospekt; es bedeutet bei geringer Mühe

eine Ersparnis von 10 Mark!

Wir bitten um recht baldige Einsendung des Bestellscheine

Der Verlag der Süddeutschen Monatshefte

ARTHUR SCHUBART

Neu! **Neu!**

Katzengeschichten

Gebunden M. 6.–

Der große Menschen- und Tierkenner Schubart hat hier ein Buch geschaffen, das zweifellos weiteste Verbreitung finden wird. Wer hat sich nicht schon um das Wesen der Katze bemüht? Viel leidenschaftlicher stehen wir der Katze gegenüber als dem Hund, den wir mehr zu verstehen glauben. Der eine verfolgt sie mit Kugel und Gift als den größten Schädling im Revier; der andere preist sie als Retter aus Mäuse- und Rattenplage; dem einen ist sie zutiefst verhaßt, weil er die Vögel über alles liebt; dem anderen ist sie ein heiliges Tier wie dem alten Ägypter; dem Maler genügt die Schönheit ihres Leibes und des Spiels ihrer Jungen; dem Dichter kann sie zum Übertier werden wie die epische Charakterkatze Scheffels. Alle diese Menschentypen kommen in dem Buche als tausendfarbige Bilderreihe in Rede und Gegenrede zu Worte, aber unberuhrt schreitet die Katze über alle hinweg, als wollte sie sagen: „Was bemüht ihr euch um die Erkenntnis meiner Seele? ihr werdet mich nie verstehen, so wenig wie ich euch, aber wenn ihr gerecht sein wollt, so verdiene ich größere Achtung als ihr Menschenkinder. Darum tretet uns unbefangen gegenüber, nehmt uns wie wir sind und nicht, wie wir nach eurer Ansicht sein sollten".
Jeder Jäger, jeder Tierfreund und Psychologe, ja jeder Kriminalist wird Nutzen, Gewinn und Genuß aus dem Buche ziehen, das schon äußerlich, in größerem Format als die übrigen Schubart-Bändchen, mit dem packenden Umschlagbild von Fritz Luther zu einer Zierde jeder Bibliothek wird.

Neue Hundegeschichten

Gebunden M. 4.50

Wie die Psychologie des Menschen, so steht auch die Tierpsychologie im Vordergrund des Interesses. Immer wieder gibt uns die Seele des Tieres und im besonderen die Seele unseres Hundes neue Rätsel auf.
Mit unnachahmlicher Grazie plaudert Schubart in diesem Buche über seine Erlebnisse mit Hunden verschiedenster Rasse und in den verschiedensten Lebenslagen Er erweckt schmunzelnde Heiterkeit, wenn er von dem gutdressierten Köter erzählt, der sich mitten im Straßengetriebe Münchens krank stellt, um seiner Herrin einen ergiebigen Taschendiebstahl zu ermöglichen, oder von seiner stundenlangen Suche nach einem Schutzmann, der sich getraut, einen scheinbar tollwütigen Hund abzutun oder einzufangen. Ernst und nachdenklich stimmen uns andere Erzählungen, und wirklich ergreifend ist die Klugheit und Treue der norwegischen Elchhunde geschildert, die eine einmal erwiesene Wohltat nie vergessen und Freundschaften schließen wie die Menschen. Sogar ins Gebiet des Übersinnlichen werden wir geführt.
Alles das ist im Rahmen angeregter geselliger Unterhaltung gegeben, die auch die Beziehungen von Mensch zu Tier beleuchtet u. nicht selten das Tier zum Schicksal der scheinbar so viel höher stehenden Menschen werden läßt.

ADOLF BONZ & COMP., STUTTGART

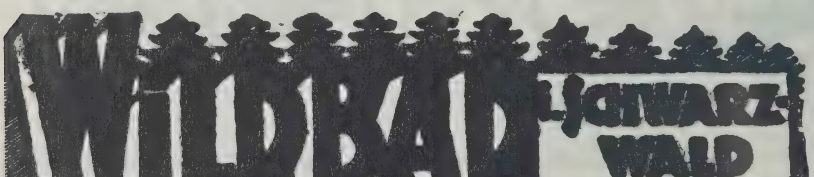
Wildunger Helenenquelle

Bei Nieren-, Blasen- und Frauenleiden,
Harnsäure, Eiweiß, Zucker
1927: 19300 Besucher

Schriften und Nachweis billigster
Bezugsquellen durch die
Kurverwaltung Bad Wildungen

Büsum Deutsches Nordseebad
Bahnstation in Schleswig-Holstein
Grüner Strand / Wattenlaufen
Badeplätze für See-, Sonnen- u. Luftbäder, Warmbad
Führer umsonst durch Badeverwaltung

Dresden – Weißer Hirs
Dr. Teuscher's
Sanatorium
für Nerven- und innere Krar



Staatl. Thermalb
Weltbekannter Kur
Badeort 430 – 75
ü. d. M. 20000 Gä
heilt Gicht, Rheumatism
Ischias, Nervenleiden,
fallbeschädigungen. –
neuzeitl. Kurmittel, Sp
Fischerei, Theater, Be
bahn auf die bewald
Sommerberghocheben

Ganzjähriger Betrieb. Bis 15. Mai und ab 16. Sept. ermäß. Bäderpreise. Auskunft durch Badverwaltung oder Kurvere

Neuerscheinungen

Von Alwin Raths Tierbeobachtungen, die sich durch ihre lebendige Eigenart und durch ein sprühendes Tempo der Darstellung auszeichnen, liegen zwei Bände vor: Tiere! Liebeshelden und Erdkreaturen, und Wie sich lieben, Wie sie sich morden, Brunftkämpfe der Tiere (beide bei Alwin Huhle, Dresden; der erstgenannte Band kostet geh. M. 2.50, gebd. M. 3.50, der zweite geh. M. 1.50, gebd. M. 3.—). Es ist in der Hauptsache die Tierwelt der norddeutschen Heimat, die Rath gleich fesselnd zeichnet, ob es sich nun um ein Kapitel aus dem Liebesleben des Regenwurms oder um den Kampf zweier Hirsche zur Brunftzeit handelt. Daneben steht dann (in der zweiten Sammlung) eine afrikanische Löwengeschichte von unheimlicher Spannung.

Max Geißlers Tierromane Der gemütvolle Adam, Roman eines Igels, und Kater Quietsch (gleichfalls bei Alwin Huhle, Dresden, erschienen, beide mit Bildern von Karl Wagner, je M. 3.— geh., M. 4.— gebd.) seien allen großen und kleinen Leuten empfohlen. Was der brave Igel Adam bei Menschen und Tieren erlebt und was der noch etwas unreife Kater Quietsch auf seinen Streifzügen im Walde und in seiner Liebe zur Katzenjungfrau Muschi für Erfahrungen macht, das ist alles mit wahrhaft erquickendem Humor geschildert; die köstlich unbekümmerte Einfühlung in die Tierwelt, die innig liebevolle Art der Betrachtung wird rasch das Herz eines jeden Lesers gewinnen.

Die Ameisengeschichte, die N. M. Ilgerd unter dem Titel Die Herren des Waldes vorlegt (K. Thienemanns Verlag, Stuttgart; geb. M. 2.— und M. 3.—), stellt den Versuch eines Gelehrten dar, die Jugend in erzählender Form über die Erlebnisse seiner Forschungen zu unterrichten. Das Büchlein, mit einigen hübschen Bildern von Rudolf Sieck geschmückt, gibt eine lebensvolle Schilderung des wunderbaren Staatswesens der Ameisen und all seiner Einrichtungen. Eine wertvolle Gabe nicht nur für die Jugend, sondern für jeden Naturfreund überhaupt.

Das abenteuerreiche Leben einer Libelle zeichnet eindrucksvoll Heinrich Schütz in seiner Erzählung Greif, die Libelle (Xenien-Verlag, Leipzig).

Max Geißler

Der gemütvolle Adam

Roman eines Igels. Reich illust. v. Karl Wagner.

Geheftet M. 3.–,
sehr schön in Halbleinen gebunden M. 4.–

Welt und Haus: Ein überaus lustiges unterhaltsames Buch, das unserer trostlosen Zeit wie gerufen kommt! Wenn Max Geißler als Tierschilderer seines Amtes waltet, dann darf man sicher etwas ganz Besonderes erwarten ... So auch hier, wo frisches, keckes Leben in köstlichem Humor im Bunde, ein geradezu ideal zu nennendes Werkchen schuf, das, durch Künstlerhand verschönt, den Beruf hat, unserer kranken Zeit ärztliche Dienste zu leisten. Denn Lachen ist gesund.

Max Geißler

KATER QUIETSCH

Ein Tierroman von ganz besonders reizvoller Art. Reich illustrierter von Tiermaler Karl Wagner.

Ein sehr fein ausgestatteter Band.

Geheftet M. 3.–, in schönem Halbleddb. M. 4.–

Wild und Hund: Ein deutsches Volksbuch im besten Sinne ist Kater Quietsch. Ein Buch für frohlaunige Menschen. Aber auch ein Buch für mißlaunige – die lernen daran wieder lachen! Ein Buch für alle Lebensalter und für alle Volksschichten. Nicht nur einen Dichter, der anerkanntermaßen Ewigkeitswerke geschaffen hat, besitzen wir in Max Geißler, wir haben in ihm auch einen großen und warmherzigen Humoristen. Er wird sich mit seinen Tiergeschichten das ganze deutsche Volk im Sturm erobern. Die humoristischen Zeichnungen von Karl Wagner gereichen dem Werke zur besonderen Zierde.

Alwin Rath

TIERE!

Liebeshelden und Erdkreaturen
Ein schön ausgestatteter Band
Geh. M. 2.50,
in vornehmem Geschenkband M. 3.50

Schwäbischer Merkur: Scharfe Beobachtung und wertvolle naturwissenschaftliche Erkenntnis weiß Rath mit der lebendigen Anschaulichkeit des geborenen Erzählers dem Leser zu vermitteln. Jeglichem Leben spürt er nach, hat Sinn für Tragik und Humor. Wer Sinn und Freude hat an dem, was da kreucht und fleucht, wird von Raths neuem Buche sicher Nutzen und Gewinn, Anregung und Unterhaltung haben.

Alwin Rath

Wie sie sich lieben, wie sie sich morden

Brunftkämpfe der Tiere.

Ein ebenfalls sehr schön ausgestatt. Bd. Geh. M. 1.50, in fein. Halbl.-Geschenkband mit Golddruck M. 3.–

New Yorker Staatszeitung: In dreizehn Kapiteln erzählt uns der Verfasser aus dem Leben der Tiere scharf Beobachtetes. Und dabei das Wundersame: jede einzelne der 13 Geschichten ist auf einen andern Ton abgestimmt. Welcher von zwei ich die Perle zuerkennen soll, das wage ich nicht zu entscheiden; die Löwengeschichte ist genau so packend wie die Winterschlacht zwischen Marder und Hamster. Nicht als ob die andern nicht auch wahre Kabinettsstückchen von Tierbeobachtung und Tierschilderung wären; sie sind nur nach ruhigerer Richtung wirksam. Rath schließt sich würdig an Bley an.

Die Bücher können von jeder Buchhandlung bezogen werden oder von

Alwin Huhle, Verlag, Dresden-A. 1, Bürgerwiese Nr. 8

Die von Josef Viera herausgegebenen Abenteuer mit wilden Tieren (Enßlin u. Laiblins Verlagsbuchhandlung, Reutlingen; geb. M. 1.50) enthalten die spannenden Erzählungen „Upepo, der Zebrahengst", „Am afrikanischen Kamin" und „Simba, der Löwe vom Kilimandscharo" von H. A. Aschenborn (mit Bildern vom Verfasser), sowie „Auf Raubtierfang" (Bilder von Aschenborn) und „Abenteuer mit wilden Tieren" (Bilder von M. Pathé) von Joseph Delmont.

Hans Schomburgks neuestes Buch Mein Afrika, das soeben im Verlag Deutsche Buchwerkstätten G. m. b. H. Leipzig erschien (in Ganzleinen M. 9.50), ist aus den reichen Erfahrungen eines Forschers erwachsen, der in jahrzehntelangem Aufenthalt in Afrika Land und Volk wie kaum ein zweiter kennen und lieben lernte. Ein Bericht über die Filmforschungsreise im Urwald von Liberia 1923/24 leitet das Werk ein. Damals ist trotz unübersehbarer Schwierigkeiten der bedeutendste Afrikafilm aufgenommen worden, damals hat Schomburgk den berühmten Fetischstein Mafue erworben und als erster Europäer in das Wesen der Geheimbünde der Negerrepublik tieferen Einblick nehmen dürfen. In einem besonders wertvollen Abschnitt finden diese Bünde eine ausführliche Darstellung. Der übrige reiche Inhalt des Bandes erzählt von des Verfassers Jagden und Fahrten zu Wasser und zu Land, von den Tieren des Urwaldes und ihrem Leben, er macht uns nicht nur mit den Sitten und Gebräuchen der Eingeborenen bekannt, sondern geht namentlich auch auf ihr Innenleben ein, wie — um nur ein Beispiel zu nennen — in der Geschichte von der schwarzen Eva, die die alltäglichen Geschicke eines schwarzen Mädchens von der Geburt bis zum Tode verfolgt. Auf ein Kapitel müssen wir die Leser dieses Heftes aber vor allem hinweisen: auf den ergreifenden Nachruf Schomburgks auf seine treue Schimpansin Susi. 56 Abbildungen nach Originalaufnahmen des Verfassers schmücken das Buch.

Als Band 43 der Bücher der „Weißen Fahne" erschien (im Verlag Johannes Baum, Pfullingen i. Württ.) Die Sünde wider das Tier! von Hedwig Rodatz-Maß. Es handelt sich um einen ernsten Mahnruf an die Menschheit und Menschlichkeit, der sich gegen alle Arten von Tierquälereien, Vivisektionen usw. richtet und neue Wege zu deren Beseitigung weist. Die in dem Büchlein niedergelegten Beobachtungen und Erfahrungen sind erschütternd.

(Fortsetzung Seite VI)

Wertvolle moderne Tierbücher

Alfred Ollivant

OLD BOB

Der Graue Hund von Kenmuir

Einzig berechtigte Übertragung aus d. Englischen v. M. Thesing.
Roman / Pappe 5.—, Leinen 6.50

„Ollivants Hunde-Ilias ist wirklich ein großes Stück Prosa. Das Leben dieser Hunde wird unvergeßlich erzählt."
Literarische Welt

„Ein herrliches, begeistertes Buch, ein Rekordwurf, wie er einem Schriftsteller nur einmal in begnadeten Zeiten gelingt."
Badische Presse

Wilhelm Schmidtbonn

DIE FLUCHT ZU DEN HILFLOSEN

Die Geschichte dreier Hunde
Novelle / Leinen 2.50, Halbld. 3.50

„Schmidtbonns Buch ist ein Tierschutzbuch im schönsten Sinne des Wortes. Es ist ein Buch edler Menschlichkeit und ein Fürsprecher, ein Anwalt für das Heer der ‚Hilflosen' in Stadt und Land." Allg. Hirtenhund-Zeitung

„Wohl das schönste und erschütterndste Buch, das je über die Beziehungen zwischen Mensch und Hund geschrieben wurde."
Die Bücherwarte

Gustav Kiepenheuer Verlag

Ein unentbehrliches Werk für jeden Freund ungezwungener natürlicher Aufnahmen.

Tierstudien mit der Kamera

Von Professor Dr. Benno Wandolleck
Mit 109 Abb. u. buntem Künstlereinb.
In Leinen RM. 4.80. Gewicht 400 g.

Eine Fundgrube ungemein interessanter Studien aus der Tierwelt

Das Werk regt zur Beobachtung der Natur an, vertieft den Sinn für diese und zeigt, wie man in systematischer Weise Groß- und Kleintiere im photographischen Bild festhalten und so zur Schaffung wertvoller Tierdokumente beitragen kann.

Illustrierter Prospekt über photograph. Literatur kostenlos

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
Zweigniederlassung Berlin SW 19

Von Zimmermanns Tierbücherei (Verlag R. Paland u. Co., Berlin W. 57) sei das Heft Wie das Tier entstand von Heinrich Zimmermann besonders hervorgehoben. Es bringt eine dankenswerte Auswahl der schönsten Tiersagen der Menschheit, die der Herausgeber mit gutem Blick für das Wesentliche aus der weit zerstreuten Literatur zu einem billigen Bändchen zusammengetragen hat (Preis 50 Pfg.)

Von Baedekers München und Südbayern, Oberbayern, Allgäu, Innsbruck, Stadt Salzburg (Leipzig, Karl Baedeker) liegt die 38. Auflage vor. Das unentbehrliche Reisehandbuch ist in jeder Hinsicht ergänzt und auf den neuesten Stand gebracht worden. Der Text wie die etwa 50 beigegebenen Karten nnd Pläne geben jedem Reisenden die zuverlässigsten Antworten auf alle Fragen.
H. T.

Der Grieben-Verlag Albert Goldschmidt in Berlin legt uns soeben einige Bände seiner diesjährigen Neuerscheinungen vor, die uns durch Stadt und Land unserer westlichen Nachbarn — Holland, Belgien und Frankreich — führen. „Amsterdam und Umgebung" (1928, mit 4 Karten und 3 Grundrissen, M. 1.50). Der handliche kleine Band, dem der Verlag ein Programm der Olympiade sowie u. a. einen Plan vom Stadion und dem umliegenden neuen Stadtteil, dem sogen. Olympischen beigegeben hat, ist ein heuer besonders willkommener Führer durch die reichste Handelsstadt des Landes. Bd. 22 „Belgien und Luxemburg" (1928, 15. Auflage, 286 Seiten, mit 14 Karten und 5 Grundrissen, Preis M. 6.50), nach dem Kriege zum ersten Mal in neuer Auflage. Die gewaltigen Veränderungen, die insbesondere durch die Kriegsjahre 1914—1918 hervorgebracht wurden, haben eine durchgreifende und gründliche Neubearbeitung notwendig gemacht. Es ist auf die Geschichte des Weltkrieges besonders ausführlich eingegangen auf Grund von amtlichem Material. Der gleichen Quelle entstammen die Unterlagen für die Beschreibung der deutschen Krieger-Friedhöfe in Belgien, die jährlich von vielen Tausenden Deutscher aufgesucht werden. „Paris" kleine Ausgabe (1928, 17. Auflage, mit 4 Karten, Preis M. 1.50). Dieser Band bildet einen sorgfältig bearbeiteten Auszug aus der 16. Auflage des im vergangenen Jahr neu erschienenen großen Führers von „Paris". Beiden Führern gesellt sich als unentbehrlicher Begleiter Griebens Reise-Sprachführer „Französisch" (mit Aussprachebezeichnung), der gleichfalls völlig neu bearbeitet in bequemem Taschenformat 8×12 cm erschien (M. 2.—). F.H.

Der indische Dichter des Dschungels:

D. G. MUKERDSCHI

Kari der Elefant

Broschiert RM. 3.—; in Leinen RM. 5.—

Im Handumdrehen entführt uns der Inder in den Dschungel und beginnt zu erzählen. Er kennt das Tier, und wenn er plaudert, wird es lebendig um den Leser. Und bald kennt man haargenau Elefanten, Tiger, Affen, Schakale, Büffel. Mukerdschi lebt mit Kari nicht anders wie einem Familienmitglied. Er reiht die Erlebnisse,die er mit ihm hatte, zusammen, die Abenteuer, die er mit ihm bestand. (Frankfurter Zeitung.)

Jugendjahre im Dschungel

Broschiert RM. 4.—; in Leinen RM. 6.—

Hier erzählt ein am Rande des Dschungels aufgewachsener Mensch von den Tieren und ihrem Leben im geheimnisvollen Dschungel. Das Buch birgt so zahllose mit dem Auge des Inders geschaute Einzelheiten, daß auch der Zoologe aus dem Staunen über diese intimsten Tierschilderungen nicht herauskommt. (Die Koralle.)

Wir pilgern zum Himalaya

Broschiert RM. 3.—; in Leinen RM. 5.—

Mukerdschi erzählt, wie zwei Knaben von vierzehn und fünfzehn Jahren den Weg durch die Wildnis zum großen Berge hinwagen. Das Werk überredet wie ein berauschender Trank zu Indien, dem Land des Geheimnisses. Mukerdschi ist ein Erzähler voll suggestiver Kraft. (D.A.Z.)

Menschen und Tiere in der Arktis:

KNUD RASMUSSEN

Die große Jagd

Leben in Grönland

Broschiert RM. 4.—; in Leinen RM. 6.—

Die große Jagd, das ist der ewige Kampf des Eskimos mit den Naturgewalten, das ist der Kampf um Nahrung, Unterhalt und Fortpflanzung. Dieses Buch voller Erlebnisse und Begegnungen wiegt in seiner plastischen Lebendigkeit schwerer als mancher dickleibige Roman. (Die Welt am Abend.)

Die Bücher sind in allen Buchhandlungen erhältlich

Rütten & Loening Verlag / Frankfurt a. M.

Bayerische Vereinsbank

Gegr. 1869

Niederlassungen an allen größeren Plätzen Bayerns rechts des Rheins laut nachstehender Karte

Individuelle Beratung in allen Vermögens-angelegenheiten

★

Verwahrung und Verwaltung von Wertpapieren

Günstige Verzinsung von Guthaben, insbes. von Spargeldern auf Einlage-Buch

★

Ausgabe von mündelsicheren Gold-Pfandbriefen

Benützen Sie unsere besonderen Einrichtungen für den Reiseverkehr!

GHH

GUTEHOFFNUNGSHÜTTE OBERHAUSEN-RHLD.

1741 ENTSTANDEN / AKTIENGESELLSCHAFT SEIT 1873

Kohlenzechen / Eisenerzgruben / Hochofenwerke Stahl- und Walzwerke / Preßwerke / Radsatzfabrik Brückenbau / Eisenhochbau / Zechenbau / Mastenbau Eisenwasserbau / Krangerüstbau / Behälterbau / Kesselschmiede / Flußschiffbau / Eisengießerei / Kolben- u. Turbo-Maschinenbau / Weichenbau / Schmiedepreß- und Hammerwerk mit Kettenschmiede / Elektrische Schweißerei / Draht- u. Drahtseilwerke / Nietenfabrik

wei prachtvolle Bücher
on bleibendem Wert

arl Hagenbeck
nd sein Werk

von Dr. Alexander Sokolowsky, ehem. wissenschaftlicher Assistent von Carl Hagenbecks Tierpark in Stellingen.

Gr.-8°. Mit 48 ganzseitigen Bildern in Leinen M. 12.—

terarischer Handweiser Heft 9

Das Buch ist eine nachträgliche Ehrung für den Schöpfer des berühmten Tierparks in Stellingen und zugleich für dieses Werk selbst. In fesselnder Weise werden die vielseitigen Erlebnisse beim Transport, der Beobachtung u. Dressur der wilden Tiere, das Treiben der im Sommer dort zur Schau gestellten Fremdvölker und die Verbreitung der Tiere in den hauptsächlichsten Landschaften der Erde geschildert, überall unterstützt von vorzüglichen photographischen Aufnahmen.

ie wertvolle Ergänzung zu obigem Buche
langt demnächst zur Ausgabe

rlebnisse
nit wilden Tieren

Erinnerungen aus meinem Berufsleben von Dr. Alexander Sokolowsky.

Gr.-8°. Mit ca. 50 ganzseitigen prachtvollen Bildern.

Preis in Leinen ca. M. 12.—

lustrierter Prospekt kostenlos!

erlag E. Haberland, Leipzig

„Alle Kreatur Gottes ist gut"
1. Tim. 4.

In den „Blauen Büchern"

Tiere in Schönen Bildern

Auserlesene Naturaufnahmen

47. Tausend. Eleg. karton.

2.20 Rm.

Jedes einzelne der gebotenen Tierbilder soll ein Meisterwerk photographischer Kunst sein. Das Ziel des Bandes ist also zunächst nicht naturwissenschaftliche Unterweisung, sondern es ist ästhetischer Art: Aufzeigen der Schönheit des Tieres an sich und in der Landschaft. Aber in einem höheren Sinne als demjenigen schulmäßiger Belehrung bietet diese Auslese dann eben doch auch wieder naturkundliche Werte die Fülle!

Überall zur Ansicht.

Bei ganz rascher Zusendung werden zur Zeit noch einige erlesene Tier-Aufnahmen für die dritte Auflage angenommen und hoch honoriert.

Verlag Karl Robert Langewiesche
Königstein im Taunus

Hundefreunde, Katzenfreunde

verlangt unentgeltlich eine Probenummer der schönsten Katzenzeitschrift Deutschlands

Unsere Katze

u. des führenden Blattes der Hundefreunde

Mensch und Hund

Verlag „Mensch und Tier", G. m. b. H., Berlin W 57, Goebenstraße 17.

Ferner durch den Verlag zu beziehen:

Wie das Tier entstand

Sammlung der schönsten Tiersagen der Menschheit von Heinrich Zimmermann.

Beziehen Sie sich stets auf die Anzeigen in dieser Zeitschrift!

Ostern 1928 Eröffnung der

Schulsanatoriumsabtlg. Tannenhaus

der altbekannten Knabenanstalt der evang. Brüdergemeine. Privat-Realschule (mit Latein) Internat im

Schwarzwald-Luftkurort Königsfeld, Baden

763 m

Gera, Thür., Wageners Gartenheim

für nervöse oder schwachbegabte schulentwachsene Jünglinge. Individualbehandlung evt. Lehrausbildung in kleinem Kreise. Prospekt.

Bad Godesberg a. Rh. Deutsches Kolleg.

Paritätische Stiftungsschule. Die Schule umfaßt die vier obersten Klassen des Gymnasiums und des Realgymnasiums. 100 Schüler, davon 30 in zwei Häusern des Internats. 10 voll ausgebildete akademische Lehrkräfte, 2 Erzieher, 8 Klassen. Die Anstalt ist abiturberechtigt. Erhebliche Verstärkung des Unterrichts in Deutsch, Kunstgeschichte und Musik. Illustr. Prospekt durch den Direktor Dr. Hans Berendt.

Einführung in die Tierkunde

Von

Dr. Albert Fleischmann

o. ö. Professor der Tierkunde in Erlangen

Mit 158 Abbildungen im Text. VIII, 228 Seiten gr. 8°

Preis: broschiert Rmk. 10.50, gebunden Rmk. 12.—

Um dem Anfänger die Arbeit zu erleichtern, muß der Lehrstoff vernünftig beschnitten werden, damit nicht durch zu große Breite die Freude an der Arbeit leide. Vor allem soll der Anfänger die Grundsätze erfassen, wonach das sachliche Verzeichnis der Tierkenntnisse angelegt und verbessert wird, doch hat es keinen bildenden Wert, die Namen vieler Artgruppen auswendig zu wissen. Der Verfasser betont vornehmlich den Ablauf des heute spielenden Körperaufbaues in drei Stilgemälden und will Zweifel an der sogenannten Stammesgeschichte als einer für das nüchterne Erfahrungsgebiet überflüssigen Deutung wecken. Die wissenschaftlichen Lehren sind keine unverbrüchlichen Glaubenssätze. Sie sollen immer wieder in Zweifel gezogen werden, damit alter Irrtum durch erneute Prüfung beseitigt werde. Dem jungen Studenten kann es nur heilsam sein, in der Sturm- u. Drangzeit über den starren Zwang einer herrschenden Schule auf andere Denkmöglichkeiten hingewiesen zu werden.

Ein besonderer Prospekt — 4 S. 8° — steht kostenlos zur Verfügung.

Verlag von Gustav Fischer in Jena

DER ERDBALL

ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT
FÜR LÄNDER-, VÖLKER- U. MENSCHENKUND

Weltwissen ist die Forderung des Tag
Von fremden Ländern und Völke
Von Sitten u. Gebräuchen im Leb
der Völker spricht „Der Erdball"

Länder-, Völker- und Mensche
kunde haben im „Erdball" eine wisse
schaftliche Pflegestätte, die sowohl dem Fa
gelehrten als auch dem gebildeten Lai
eine Fundgrube von Wissen bietet. **Vie**
Illustrationen von fremden Ländern u
Völkern, Männern, Frauen und Kindern b
leben den Inhalt und geben eine natürli
Vorstellung von Land und Leuten des Erdba

Preis vierteljährl. (3 Hefte) RM 3.— außerdem viele Vergünstigungen

Verlangen Sie Probenummern gratis vo

HUGO BERMÜHLER VERLAG, BERLIN-LICHTERFELD

Alleinige Anzeigenannahme: Anzeigenabteilung der Süddeutschen Monatshefte G. m. b. H., München, Amalienstraße 6/I.—
Verantwortlich für den Anzeigenteil: Otto Ultsch, München

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 076147443